1906.5443

Therese Huber:

Die Eheloſen.

Erſter Band

Die
Eheloſen.

Von

Thereſe Huber.

Erſter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1829.

So laſſet denn in Wirken und Gemüth
Das Ich uns mildern, daß das beſſ're Du
Und Er und Wir und Sie es ſanft
Auslöſchen, und uns vom der böſen Unart
Des harten Ich unmerklich ſanft befrei'n.
In allen Fällen ſei uns erſte Pflicht
Vergeſſenheit ſein ſelber! So geräth
Uns unſer Werk, und ſüß iſt jede That,
Die uns dem trägen Stolz entnimmt, uns frei
Und groß und ewig und allwirkend macht.
Verſchlungen in ein weites Labyrinth
Der Strebenden, ſei unſer Geiſt ein Ton
Im Chorgeſang der Schöpfung, unſer Herz
Ein lebend Rad im Werke der Natur.

Herder in: „Ich. Ein Fragment.“

Ex
[illegible] Regia
[illegible]linenſi

Vorwort.

Zwei Bemerkungen, die ſich mir im täglichen Leben immer von Neuem darboten, beſchäftigten manches Jahr meine innigſte Theilnahme. Sie betreffen einen Gegenſtand von ſolcher Wichtigkeit, daß ich mich gewiſſermaßen ſchäme, ihn in Form eines Unterhaltungsbuches, eines Romanes zu behandeln; doch wage ich mich an keine andere, und was ich mitzutheilen wünſchte, wird wahrſcheinlich in dieſer Form den meiſten Leſern, „die ich meine“, vor die Augen gebracht. Der erwähnte wichtige Gegenſtand betrifft die Anſicht von der Beſtimmung unſers Geſchlechts. Ich ſehe, daß wir einerſeits fortfahren, bei der Erziehung unſerer Töchter mehr oder weniger auf das Verheirathen als ihre Beſtimmung hinzudeuten, und ſehe, daß andererſeits das Heirathen durch die Umſtände immer mehr erſchwert und immer weniger beglückend wird. Das Erſtere zu vermeiden, iſt die Aufgabe der Erziehung; die Urſachen des Letzteren hängen mit dem Zeitpunkte, — wenn man es ſo nennen will — mit der Kriſis unſerer Bildungsſtufe zuſammen; die Folgen beider Fälle blicken uns aus ſo vielen, nicht allein durch die Zeit verblühten — denn die Blüte iſt immer nur ein flüchtiger Moment —, ſondern von innen heraus entſtellten Mädchengeſichtern entgegen! — Aber die nähere Beleuchtung dieſer Folgen gehört nicht hierher.

Das Männergeſchlecht, welches von ſeiner Seite nicht weniger Stoff zur Betrachtung darbietet, thue, was es kann. Beſſerte die Zeit — nicht mein Roman (ſo anmaßend bin ich nicht) — den Bildungsgang des unſeren, ſo würde der beſſere Theil des weiblichen dadurch zugleich beglückt. Die Mädchen würden in unbefangener Geſellſchaftlichkeit mit den Männern leben; die Männer würden ohne Wachſamkeit, ihre armſelige Freiheit zu bewahren, mit den Mädchen verkehren; gegenſeitige Achtung und Theilnahme würde die Gleichgeſinnten ſich einander nähern, und aus den Elementen wahrer ſittlicher Bildung würde manche Heirath entſtehen, oder Männer und Mädchen beziehungslos aus der frohen Jugend freundliche Geſinnungen gegen einander in die reiferen Jahre mit hinübernehmen. Dieſe Möglichkeit durch die kleine Gallerie von Mädchenſchickſalen in folgenden Blättern darzuſtellen, war mein Beſtreben. — —

Meine Abſicht, dieſen Gegenſtand zu behandeln, hatte unter einigen meiner weiblichen Bekannten, gegen die ich ſie erwähnte, Theilnahme erregt; ich war eigentlich in oft wiederholten Geſprächen von ihnen dazu veranlaßt worden. Es war deshalb eine große Fehlſchlagung für mich, als eine ſehr geſcheute Frau und gute Mutter, der ich meine Handſchrift zu leſen gab, mir die Bemerkung machte: ich habe das häufigſte, drückendſte Verhältniß in dem Leben der Jungfrau ganz übergangen. Ich ſchildere lauter Jungfrauen, die nicht heirathen wollen, weil der ledige Stand ihnen gefalle; ſie habe aber erwartet, Gründe zu finden, Mittel, wie Jungfrauen, die keine Freier gefunden, mit ihrem Looſe zufrieden zu ſtellen ſein möchten. Ich muß dieſer Frau Recht geben, und jeder meiner Leſerinnen, die mir gleiche Vernachläſſigung vorwirft; aber aus dem Geſichtspunkte, von welchem ich den Gegenſtand gefaßt, hatte ſie Unrecht. Ich habe dieſen Fall nicht überſehen; ich habe verſucht, zu zeigen, wie auf verſchiedenen Bildungsſtufen, durch verſchiedene Mittel, bei verſchiedenen Charakteren, die Jungfrau ohne Heirath ſich einen genügenden Wirkungskreis ſchaffen kann. Die Pflichtbelebung, welche Eliſabeth unter ihren jungen Freundinnen erregte, der Jungfrauenverein, welchen Hedwig veranlaßte, kann ihnen die Mittel andeuten, mit ihrem Looſe zufrieden zu werden. Eine Darſtellung der Fehlſchlagung und endlichen Ergebung dieſer guten weiblichen Weſen in Form des Romanes zu verſuchen, verbot mir Zartgefühl und Stolz. Dieſer Gegenſtand ſcheint mir in eine Erziehungsſchrift, in ein „Buch für Mütter“ zu gehören, nicht in einen Roman — möchte eine geſchicktere Hand als die meinige ein ſolches, ſowie ich wünſche, verfaſſen! — Da aber in ihm die meinen „Eheloſen“ fehlende Vervollſtändigung begriffen ſein würde, glaube ich die Hauptabſicht jener Schrift zum Beweiſe, daß ich nicht unbedacht zu Werke ging, hier erwähnen zu dürfen.

Daß die Ehe in dem Zuſtande der Geſellſchaft, wie er ſich jetzt geſtaltet hat, nicht mehr Naturgebot ſei, wage ich in meinem „Eheloſen“ darzuſtellen. Der Naturtrieb ward hier — wie es auch in anderer Beziehung geſchieht — durch das Gefühl veredelt und der Herrſchaft des Verſtandes unterworfen. Die Erziehung jedes Kindes ſoll eigentlich genau die Erziehung nachahmen, welche die Vorſehung, im Laufe der Jahrtauſende, dem Menſchengeſchlechte gab und täglich zu geben fortfährt: ſie ſoll den jungen Menſchen durch Sittlichkeit geiſtig frei machen. Frei iſt aber nur Der, welcher ohne Zwang gehorchen und ohne Eigennutz befehlen kann, ſei es den Menſchen oder den Umſtänden oder ſich ſelbſt; — dazu gelangt der Menſch jedoch nur durch ununterbrochen fortgeſetzte Selbſterziehung, und dieſe zu entwickeln, ſcheint mir der Erziehung einziger Zweck. In phyſiſcher Rückſicht giebt uns die Natur Beiſpiel und Vorbild, indem ſie das Kind zur Selbſtändigkeit heranbildet; es bekommt Zähne, die Bruſt zu entbehren; es bekommt Kraft in die Knochen, allein zu gehen; es entwickelt Erkenntniß vom Maße ſeiner Kräfte, und Geſchick, ſie zu gebrauchen. So laßt uns ſeine geiſtigen Kräfte entwickeln, daß ſein Wollen, Können und Dürfen von früh an Gegenſtand ſeines Nachdenkens werde, je nach dem Vermögen ſeines Alters und ſeiner Anlagen, aber immer als Zweck ſeiner menſchlichen Entwickelung.

Lange ehe die Unterſcheidungskraft im Kinde erwacht, von ſeinen erſten Bedürfniſſen an muß ich bedacht ſein, dem Kinde gute Gewohnheiten zu geben; in ihnen findet die allmälig erwachende Vernunft das Sittengeſetz ſchon eingeführt, und ich erſpare ihm unnöthigen Zwiſt. Daher iſt es von Seiten der Erzieher, wie wir hier die Aeltern, zuerſt die Mütter, nennen müſſen, ein unſeliger Misverſtand, wenn ſie Gewohnheiten einführen mit dem Bewußtſein und in der Zuverſicht, ſie ſpäterhin vertilgen zu müſſen. Sie ſelbſt bereiten auf dieſe Weiſe den Zeitpunkt vor, wo ſie Mistöne in den himmliſch reinen Accord der Kinderſeele bringen müſſen. Geben ſie dem Kinde nur gute Gewohnheiten, ſolche, denen die Zeit den Uebergang zu beſſeren anbahnt, oder die mit der Zeit fortbeſtehen: ſo geht die erwachende Vernunft von ihnen zur Bildung des Willens über und erſpart in den meiſten Fällen dem Erzieher die traurige Nothwendigkeit des Zwanges. Das Kind gebietet ſich aus Anerkennung, was es zu leiſten gewohnt war, von Stufe zu Stufe, von dem erſten Erwachen bis zur Reife der Vernunft.

Ich hebe hier nur diejenigen Erziehungsregeln aus, welche zu der Beſtimmung der Jungfrau mitwirken. Ich beſchuldigte die Mütter, den Töchtern das Heirathen als deren nächſte Beſtimmung anzudeuten. Dieſes geſchieht mehr oder weniger deutlich durch weichliche körperliche Behandlung, durch unvorſichtige Scherze und Reden. Dahin gehört der jämmerliche Scherz, Knaben und Mädchen ein Pärchen, ſie Brautleute zu nennen. Ich habe mehr als ein Mal den ſeltſamen Ausdruck bemerkt, mit welchem Mädchen von ſechs, ſieben Jahren ſich als Braut dieſes oder jenes Knaben erklärt haben. Der unkindiſche Spaß ward von ihnen mit einem durchaus unkindiſchen Ausdrucke fortgeſetzt. — Dahin gehört das leere, laute Beſprechen über Brautſchaften, das Nachrechnen des Alters, das Aufzählen der Ausſteuer ohne eine ernſte, theilnehmende, fromme Bemerkung; noch mehr die Gewohnheit in vielen Gegenden von Deutſchland, die Ausſteuer der Töchter an Wäſche, Betten u. ſ. w. von Kindheit an zu ſammeln; in fleißigen bürgerlichen Familien die jungen Töchter ſelbſt an ihr nähen zu laſſen, — eine Vorſorge, die ſo weit geht, daß ich, ſüdlich vom Main, Jungfrauen Kinderzeug ſtricken ſah, welches ſie ſehr unbefangen zu ihrer Ausſteuer gehörig erklärten. Auf meine Bemerkung: daß da ja nur noch eine Kleinigkeit, — nämlich der Freier, fehlte, ſagten denn die Mütter der Wahrheit gemäß: „Brauchen kann ſie es nach unſerem Tode ja immer, mag ſie ledig ſein oder einen Mann haben.“ Dagegen läßt ſich Nichts einwenden, ſobald die Gewohnheit, ſo vorſichtig über der Aeltern Leben hinaus zu denken, im Kinderherzen gewurzelt iſt. Wenn die Mutter aber gleich dieſe Alternative von Heirathen oder Nichtheirathen ſetzt, ſo möchte die Tochter von ihrem vierzehnten, funfzehnten Jahre an, bei Erziehungsfehlgriffen, wie ich ſie oben rügte, nur poſitiv — ans Heirathen denken.

Unter den ſogenannten gebildeten Ständen, unter denen jetzt das Heirathen am ſeltenſten iſt und, den Umſtänden nach, ſein muß, treten nun noch andere Urſachen hinzu, welche die Abſicht aufs Heirathen vermehren.*) Dieſe liegen in der Entfremdung vom Intereſſe an Hausverwaltung und täglichen Familienvorgängen, durch die zahlloſen Unterrichtsſtunden, oder noch ſchlimmer, durch die Erziehung in einer Penſion. Jener Unterricht und dieſe Bildungsſchule fallen gerade in die Jahre, wo das erwachende Nachdenken den guten Gewohnheiten zuhülfekommen kann, wo die Gefühle ſich beſtimmen, fixiren ſollen. I dieſen Jahren wird den jungen Mädchen Zeit durch Lehrſtunden oder in Penſione dergeſtalt in Anſpruch genommen, daß ſi ſich der Freuden und Leiden der Ihrigen n noch hiſtoriſch, im günſtigſten Falle n noch in der Empfindung, bewußt iſt. D tauſend kleinen, ſo unſchätzbaren Fäden v helfen, mitwirken, ertragen, mittheilen, au opfern bleiben der Tochter fremd. En lich iſt die Schulzeit beendigt, oder d Mädchen kommt aus der Penſion zurück, – und ſie iſt nicht mehr heimiſch in den inne Intereſſen des Vaterhauſes. Bringt eine Beute von Bildung zurück, ſo iſt den Aeltern, die an ihrer Erwerbung ni

Theil nahmen, fremd, ſo paßt ſie ſich nicht in das Familienweſen, in dem ſich, — wie es ſcheint, ihre Kenntniſſe nicht erlernen ließen.

Die Aeltern können den Bildungserwerb des Mädchens nicht beurtheilen, oft denken ſie nicht einmal daran; aber Lehrer oder Penſion koſteten Geld, deshalb hat die Tochter nun eine gewiſſe Geltung erlangt. Nun führt man ſie in die Welt ein; die Mutter begleitet ſie in öffentliche und Privat-Geſellſchaften, welche die häuslichen Freuden gänzlich zu erſticken drohen, die Mittel dazu aufzehren und oft Sorge, ja Entbehrung an ihre Stelle ſetzen. — — Und da wäre nun wol die Jungfrau auf den Weg geleitet, auf welchem die eine früher, die andere ſpäter dahin gelangt, den Rath und den Troſt zu bedürfen, welchen, wie meine Freundin mich beſchuldigt, „die Eheloſen“ nicht geben.

Ich aber habe keinen für ſie, welchen die Nothwendigkeit ihnen nicht aufdränge und Vernunft und Religion ihnen nicht darböte. Aber den Müttern wage ich einige Winke zu geben, um ihren Töchtern dieſen peinlichen Zeitpunkt, zu dem ſie unverſchuldet gelangten, zu erſparen.

Wie unentbehrlich wichtig von der erſten Lebenszeit an gute Gewohnheiten ſind, habe ich ſchon oben geſagt. Jetzt empfehle ich ſie als Vorbereitung und Hülfsmittel zu derjenigen ſittlichen oder moraliſchen oder geiſtigen Bildung, vermöge deren unſere

Töchter ſich ſelbſt bewußt und heiter über jenen Zeitpunkt hinweggleiten. Durch Lager, Pflege, Kleidung, Nahrung, Scherze, Spiele, Liebkoſungen tragt Ihr, erſte Erzieherinnen, dazu bei, der Materie, dem Körper das Uebergewicht über den Geiſt zu geben, da doch die harmoniſche Entwickelung beider das einzige Mittel iſt, Eure ernſte, ſchwere Aufgabe zu löſen. Ihr häuft ſinnliche Bedürfniſſe und Befriedigungen auf Euren Zögling, anſtatt ihn von ſo vielen wie möglich frei zu halten, und befördert eine Treibhausreife des Körpers, ohne die natürlichen Fortſchritte ſeiner Entwickelung zurathezuziehen. Die nähere Beleuchtung dieſes Gegenſtandes gehört nicht hierher. Ich ſchöpfte meine erſte Aufmerkſamkeit darauf: — auf den Einfluß der phyſiſchen Behandlung der Kinder, zur Erleichterung ihrer moraliſchen Entwickelung, und ſpäterhin zur Selbſterziehung, die des Menſchen Aufgabe bis ans Ende iſt, — aus ein paar alten, längſt vornehm beſeitigten oder vergeſſenen Büchern, aus Rouſſeau's „Emil“ und „Sophiens Reiſe“ (III), und fand ſeit den funfzig Jahren, ſeit denen ich nun erziehe und das Erziehen betrachte, keines, das mir im praktiſchen Leben mehr Anleitung gegeben hätte, obgleich gewiß viel gelehrtere geſchrieben ſind. Nicht einzelne Behandlungsweiſen ahmte ich nach, darüber beſtimmen Zeit und Ort und Perſönlichkeit; aber ich ſchöpfte aus ihnen die Ueberzeugung, wie wichtig die phyſiſche Behandlung des Kindes, und ſpäter, durch alle Altersſtufen, die phyſiſche Behandlung des

Menſchen zu ſeiner ſittlichen Entwicklung und Erhaltung ſei.

Hinſichtlich der moraliſchen Bildung ſei Euer erſtes Bemühen, durch Milde und Unerbittlichkeit Gehorſam von dem Kinde zu erhalten; Heiterkeit durch beſtimmte Gegenſätze zwiſchen Beſchäftigung und Spiel; und Herzlichkeit durch Theilnahme an allen Freuden des Kindes, ſowie Ihr das Kind an Mittheilung aller ſeiner Genüſſe, ja an Aufopferung derſelben, um Anderer Freude willen, gewöhnen müßt. So öffnet Ihr früh des Mädchens Herz zu der durch alle Bildungs-Formen und -Grade angewieſenen Beſtimmung unſers Geſchlechts: Nachgiebigkeit, Fleiß und thätige Liebe für den Kreis, in dem es lebt, für den es wirken kann. — Bewahrt in ihm die züchtigſte Scham, entfernt von ihm jede unnöthige, müßige, oft nur durch das gemeine Geſchwätz erſchnappte Einweihung in Zuſtände, die erſt das reifere Alter ſeinem Geſchlechte bekanntmacht. Werden Eure Töchter durch Umſtände oder eigenen Antrieb veranlaßt, der Ehe gegen Euch zu erwähnen: ſo ſprecht mit Ernſt und Würde von ihr, als einem Berufe, der ſo wichtige Verantwortlichkeit auflegt, ſo ſchwere Pflichten bedingt, daß er nur mit dem muthigſten Entſchluſſe, der frömmſten Ergebung übernommen werden könne. — Und ſagt, Ihr Frauen, iſt ſie anders? Was giebt Euch frohe Stunden, als wenn Ihr dieſer Anſicht gemäß lebtet? was entwürdigt Euch, was macht Euch roh, elend, freudenlos, als wenn Ihr dieſe Anſicht vernachläſſigtet? was wird Euch einſt neben Eurem Gatten vor Gottes Throne Freudigkeit geben oder mit Schrecken füllen: als dieſe Anſicht Eurer Ehe oder deren Vergeſſen, [illegible] ren Ueberſehen? — — —

Beſchäftigt Eure Töchter nicht mit einer Maſſe wiſſenſchaftlichen Unterrichts, der, ſowie er gegeben und empfangen wird, wenig Frucht bringt. Habt ihre moraliſche und geiſtige Entwickelung dabei zum Zwecke, nicht die Rollen, welche ſie in „der Geſellſchaft" ſpielen ſollen, oder was eben die Mode fordert. Laßt ihnen Weniges lehren, aber lernt ſelbſt noch mit ihnen, Väter, Mütter, durch Leſen und Geſpräch mit vernünftigen Männern, die Ihr im häuslichen Zirkel verſammelt. Statt dieſer

Mannichfaltigkeit von Wiſſenſchaft, bei welcher Kopf und Herz ſo wenig gewinnen, zieht Eure Töchter in das Intereſſe Eures Hausweſens, durch Uebertragung einzelner Theile, durch Theilnahme an dem Ganzen; gebt ihnen das Gefühl, nützlich, hülfreich, wohlthätig zu ſein, je nach Maßgabe ihres Alters, ihrer Kräfte. Trachtet dahin, Euer tägliches Beiſammenſein zu beleben, durch den Gegenſatz von ſtrenger Arbeit und geſellſchaftlicher Vereinigung; verſammelt Freunde um Euch, geſtattet jungen Männern, dieſe Geſellſchaftsſtunden mit Euch zu verleben; befördert dann die Freude, befördert geiſtige Unterhaltung, ſchließt zufälligen Unterricht nicht aus, entfernt durch feine Sitten eben ſowol Zwang als Vertraulichkeit. Führt Eure Töchter wenig an öffentliche Vergnügungsorte und haltet ſie von Zirkeln Derer, die ſich vornehmer als Ihr dünken und ihre Vorzüge in Luxus und Glanz ſetzen, zurück. Laßt dieſe Menſchen Eurer Töchter Kleidung lieber ihrer Einfachheit wegen bemitleiden, als ihres Aufputzes wegen beſpötteln. Geben vertrauliche Geſpräche oder geſchäftliche Mittheilungen Euch Anlaß, die Zukunft gegen Eure Töchter zu erwähnen, ſo ſprecht von Eurem ſteten Beiſammenleben wie von dem natürlichen Gange der Dinge; und verlangen die Umſtände von ihnen, daß ſie durch eigenen Fleiß oder Talent ihren Unterhalt erwerben, ſo erwähnt dieſes Ziel ihrer Bildung, doch immer mit der Ausſicht im Hintergrunde: ſich wieder mit den Ihrigen zu vereinen.

Ich frage die Mütter, und zuerſt meine Freundin, die ich als Sachwalterin der zur Eheloſigkeit genöthigten Jungfrauen anſehe, ob ihre Clientinnen den von mir angedeuteten Bildungsgang gegangen ſind? und wenn dieſe daran verhindert wurden, ob ſie nicht meinen, daß, wenn er beharrlich verfolgt worden wäre, jene ihre Clientinnen, auch ohne ſich zu verheirathen, unbekümmert aus der Blüte in die Reife und weiter zur Ernte fortgeſchritten ſein würden, zu der Ernte früh ausgeſtreuter Saaten genügenden Glückes durch ein wohlthätiges Wirken unter Freunden, Verwandten und Bedürftigen, von ihren Zeitgenoſſen geliebt und dieſe Liebe auf das jüngere Geſchlecht forterben ſehend? Ich frage die Mütter weiter: ob ſie nicht meinen, daß diejenigen unter den Männern, welche ſie mit gutem Gewiſſen ſich zu Schwiegerſöhnen wünſchen dürften, unter ſolchen Jungfrauen, wie ich ſie zu bilden wünſche, nicht gern Gattinnen wählen würden, da ſie, ohne Umgarnen ihrer Freiheit zu fürchten, ſich ihnen abſichtslos nahen dürften, ſie im Kreiſe ihrer Familien unbefangen zu beobachten Gelegenheit fänden? Würden ihre Töchter, bei dem von mir angedeuteten Charakter des geſellſchaftlichen Beiſammenſeins, nicht frei bleiben von der Künſtelei des Tones, der zwiſchen ſchnippiſchem Uebermuth und die weibliche Würde mißkleidender Gefälligkeit ſchwankt? der, weil er aus keiner natürlichen Empfindung entſpringt, das Gemüth erkältet und das flüchtige Wohlgefallen — Ihr Mütter fühlt, daß ich hier ein hartes Wort vermeide — anreizt? Würden nicht, als letztes Reſultat aus einer meinen Anſichten gemäßen Bildung und Lebensweiſe, milde, liebgehabte alte Mädchen hervorgehen, und vielleicht manche Ehefrau, weil ein wackerer Mann es wagte, ihr bei beſchränkten Mitteln ſeine Hand anzubieten, in der Zuverſicht, durch Einfachheit der Bedürfniſſe Wohlſtand zu erringen, und durch ein liebevoll freudiges Herz, welches die Heimath der Anmuth iſt, die Beſchränkung verſchönert zu ſehen?

Anders als durch dieſe Vorſchläge — Träume — kann ich die Lücke, die man meinen „Eheloſen“ ſchuld giebt, nicht ergänzen.

Die Mängel, troß denen mein — ſo genannter — Roman zu erſcheinen wagt, verſuche ich nicht zu entſchuldigen. Daß er fragmentariſch zuſammengereiht iſt, muß man ihm vorwerfen; daß er bald Details anhäuft, bald ganze Zeiträume überſpringt, iſt nicht zu läugnen; daß er ſich hier und da eine kühne Anſicht unſerer conventionellen Begriffe erlaubt, möchte ich vertheidigen, gewönne wol aber nur Die, deren ſittliche Denkart feſt genug gegründet iſt, um mich zu verſtehen; daß ich — endlich — ſo viele Leute an der Schwindſucht ſterben laſſe, hat mich ſelbſt verdroſſen; ich könnte aber ärztliche Zeugniſſe dafür beibringen, und ein ſehr ſeelenkundiger Arzt ſagte von Menſchen, deren Schickſal von ihren Gefühlen eingeleitet wurde, wie ſie noch in der Blüte der Jugend glühten, voraus: einen ſolchen Tod müßten ſie erwarten.

Und ſo empfehle ich mich — meine „Eheloſen“ — der Theilnahme der Fühlenden, der Nachſicht der Urtheilenden meiner Leſer!

Thereſe Huber.

Marie war die einzige Tochter ſehr wackerer Aeltern, die ſie von Geburt an zur Gattin ihres nächſten Vetters beſtimmt hatten. Es iſt leider eine ſehr gewöhnliche Abirrung in der Liebe, welche die uneigennützigſte Empfindung ſein ſollte, ſich in ihren Zwecken leicht von der entgegengeſetzten, dem Eigennutze, leiten zu laſſen. — Denn Eigennutz iſt es doch, wenn ich Andern ein ihnen unwillkommenes, ja verhaßtes Glück aufdringen will. Mariens Vater, Hofrath Falk, in Dienſten eines kleinen Souverains, hatte ſehr rechtſchaffene Beweggründe, dieſe Heirath zu wünſchen. Er war von einem reichen Verwandten, bei gänzlichem Ausſchluſſe ſeines Bruders, zum Erben ernannt worden. Der Erblaſſer konnte frei über ſein ſelbſterworbenes Vermögen verfügen und entzog dieſes dem Neffen, welcher durch ſeine ſchlechte Aufführung und ſein liebloſes Betragen mit Recht ſeinen Unwillen erregt, während der begünſtigte ſeiner Familie Ehre machte und ſeinem alten Oheim bis zu ſeinem Tode kindliche Aufmerkſamkeit bewies. Des Oheims immer ſtrenge Denkart wurde durch die Annäherung des Todes nicht gemildert; ſeines Neffen weiches Herz kennend, fügte er ſeiner Begabung ſolche Bedingungen hinzu, daß es Dieſem unmöglich ward, an eine Theilung oder andere Art von Schenkung zu Gunſten ſeines enterbten Bruders zu denken. Dieſe unfreundliche Vorſicht hatte ſchon früh den Entſchluß in Falk's Gemüth angeregt, ſeine Marie mit ſeines Bruders Sohne, Chriſtoph, zu verbinden, um den Verluſt ſeines Erbtheils auf dieſem Wege zu vergüten. Wir wachen nicht genug über den Einfluß, welchen die Gewohnheit über unſere Empfindungen und Anſichten ausübt. Sie giebt Gegenſtänden eine Farbe, eine Form, die unſer Auge, wenn wir ſie als neu erblickten, gar nicht an ihnen finden würde. Dieſe Eigenheit iſt eine Wohlthat für den Menſchen; ſie macht ihn ſo manche Lage, ſo manchen Gegenſtand erträglich, der ohne ſie eine fortdauernde Qual wäre. Doch muß er ſich unabläſſig darin bewachen, ſonſt verleitet ſie ihn, Andere zu gleicher Anſicht und Empfindung zwingen zu wollen.

Mariens Aeltern fielen in dieſen Fehler. Sie hatten nach Antretung jener Erbſchaft die rohen Aeußerungen, welche die Fehlſchlagung ſeiner Hoffnung in Falk's Bruder aufregte, mit Sanftmuth ertragen und bei der erſten Gelegenheit, wo er ein verſtändiges Wort anzuhören vermochte, ſich erboten, ſeines Sohnes Erziehung, die bisher gänzlich vernachläſſigt worden war, zu übernehmen.

Der Mann ſcheute ſich nicht, von Denen, die er haßte, Wohlthaten anzunehmen, ſondern begab ſich ſeinerſeits aller Einwirkung auf die Bildung ſeines Sohnes. Falk nahm die zweckmäßigſten Maßregeln, den Knaben das Verſäumte nachholen zu laſſen, und weil er und ſein Bruder verſchiedene Orte bewohnten, deshalb keine perſönliche Berührung den Streit erneuerte, hielt er ihn für verſöhnt. Er ſtarb, als Chriſtoph ſechszehn, Marie aber zehn Jahr alt war, und nun berief Falk Dieſen zu ſich nach Draiſen, um Deſſen Ausbildung unter ſeinen Augen zu vollenden.

Chriſtoph Falk war ein wohlgebildeter, etwas ſchwächlicher Jüngling. Seine Verwandten hielten den ſcheuen Ausdruck ſeines Geſichts für Schüchternheit und Ernſt, ſein kriechendes Weſen, wenn er in ihrer Gegenwart war, für Beſcheidenheit, und die rohe Luſtigkeit, der er ſich gegen das Geſinde und Schulkameraden überließ, für jugendlichen Muthwillen. Der

Plan, Mariens Gatten aus ihm zu machen, verleitete ſie, ſeine Fehler in einem günſtigen Lichte anzuſehen, damit dieſer Plan keine Störung erfahren möge, und ſo gewöhnten ſie ſich bald, den Jüngling als ihren Wünſchen entſprechend zu betrachten; um ſo mehr, da er als Schüler ſtets die beſten Zeugniſſe vorzuzeigen hatte. Die beiden jungen Leute hatten im Fortgange der Jahre keine Ahnung des über ſie gefaßten Entſchluſſes; Chriſtoph, in deſſen Natur ſich Nichts regte, das ihn auf edle Vermuthungen gebracht hätte, ſtimmte in die Anſicht, welche gemeine Seelen gegen ihn äußerten: daß Hofrath Falk einen reichen vornehmen Schwiegerſohn aufſpüren werde, und Marie dachte Nichts, als daß Vetter Chriſtoph ein widriger Menſch ſei. Damals gab es noch keine Romane, welche die Liebe in Kinderſchuhen zum Gegenſtande hatten, die Idyllen aus der Unſchuldswelt hatten noch kein Publicum; man ließ Kinder verſchiedenen Geſchlechts, als

Kinder, zuſammen ſpielen und hielt ſie, wenn ſie Das nicht mehr waren, in anſtändiger Entfernung von einander. Familienverbindungen wie die, welche Marien bedrohte, waren von jeher ohne Emphaſe beſchloſſen und ohne Empfindelei vollzogen. Dieſe Ehen ſchlugen meiſtens gut aus, weil die damalige Sitte der Jugend wenig Gelegenheit gab, ſich zu verlieben; weßhalb der ſich darbietende Freier in dem freien Herzen der Jungfrau leicht Liebe erweckte. Doch die Zeiten bleiben ſich nicht gleich; der Menſch, der mit ihnen fortlebt, nimmt aber nicht früher wahr, was ſich in ihnen verändert hat, bis ſie mit ſeinen Gewohnheiten und Planen nicht mehr zuſammenpaſſen.

Chriſtoph ſtudirte, lebte nüchtern und ſparſam von ſeines Oheims Wohlthaten, ward als ein vortrefflicher Juriſt erkannt und ſehr bald an demſelben Collegium Aſſeſſor, in welchem Falk als einer der ältern Räthe ſeinen Platz hatte. In ſeinem Aeußern hatte ſich Nichts verändert; er blieb demüthig und hochfahrend, je nachdem er Obere oder Untergeordnete vor ſich hatte; er wußte zu reden, zu ſchweigen, zu loben, — und dieſes Alles that er auch gegen Marie. Wie er, nach einer ziemlich langen Abweſenheit, von der Univerſität zurückkam, erinnerte ſich Marie, die nun eine blühende Jungfrau war, daß ſie ihn nie hatte leiden können, und drückte gegen ihre Mutter unbefangen ihre Abneigung aus. Dieſe begegnete ihr mit der Darlegung von des Vetters Verhältniſſen, wie ſie, aus einem gewiſſen Geſichtspunkte betrachtet, auf Koſten des Jünglings zu ſo hohem Wohlſtande gekommen, wie des Vetters mögliche Fehler Folge ſeiner gedrückten Lage ſein könnten, und es ihrer Aller Pflicht ſei, ſein Gemüth durch liebevolle Behandlung von dieſem Drucke zu befreien. Marie ging mit weichem Herzen in der Mutter Anſicht ein. Des Vetters Verhältniſſe waren ihr bisher größtentheils fremd geweſen, oder ſie hatte nicht über ſie nachgedacht. Jetz fühlte ſie lebhaft, daß ſie durch keine Geringſchätzung die Wohlthaten verbittern dürfe, die e von ihrem Vater empfing. Je mehr ſie nachdenken lernte, je deutlicher ward ſie ſich dieſe Pflicht bewußt, und ſo machte ihr ſchonende Betragen in der Folge die Aeltern irre übe ihre Stimmung gegen ihn.

Chriſtoph Falk war bald ein gemachte Mann, ſein Oheim hielt gern ſeine Augendienerei für Dankbarkeit, und ſeine ſüßliche Devotion gegen ſeine ſchöne Baſe für beſcheidene Liebe. Er eröffnete ihm daher in einer vertraulichen Stunde, daß es ſeinen Wünſchen gemäß ſein würde, wenn es ihm gelänge, ſeiner Tochter Neigung zu gewinnen. Chriſtoph war bei der Ausſicht auf ein ſo großes Glück von Entzücken gelähmt. Er bezeigte dem Oheim die kriechendſte Dankbarkeit und verſprach keine Unterwürfigkeit, keine Gefliſſenheit zu ſcheuen, um einen ſolchen Schatz wie Mariens Beſitz zu erwerben.

Das würde nun wol immer ſeine Schwierigkeiten gehabt haben, allein ſeit ein paar Monaten hatte er nicht nur Mariens Abneigung gegen ſich, ſondern auch ihre Liebe zu einem vorzüglichen Manne zu bekämpfen. In jenem Jahre ergänzten die vereinigten Staaten von Holland ihre Soldtruppen; des Fürſten von ** Bruder war Inhaber eines ſolchen Regiments, und einer von Deſſen Officieren, Hauptmann von Holm, der in ſeinen Angelegenheiten nach Deutſchland geſchickt wurde, hatte einen Beſuch in Mariens Wohnorte gemacht. Damals genoß Deutſchland einer ſo Alles vergeſſenden Ruhe, daß ein Jüngling, welcher in ſeiner wiſſenſchaftlichen Beſtrebung ein höheres Ziel erkannt hatte, das Soldatenweſen, welches ſich auf bloßen Kamaſchendienſt beſchränkte, verabſcheute. Holm hatte durch die beſondere Gunſt, in welcher ſein

Vater bei dem Prinzen, Chef des Regiments, ſtand, die ſicherſte Ausſicht einer ſchnellen Beförderung; ſein Vater beſtimmte ihn daher, ohne des Jünglings Neigung zu Rathe zu ziehen, zum Soldaten. Alles, was Guſtav Holm von ihm erhalten konnte, und was ſein Chef ſehr bereitwillig zugab, war die Erlaubniß, ſeine wiſſenſchaftliche Ausbildung auf der Univerſität zu vollenden, ehe er ſeine holländiſche Garniſon bezog. Sein gutes Glück öffnete ihm in dieſer, ganz gegen die gewöhnliche Stimmung der Holländer, welche den Officieren der Miethstruppen ungern Zutritt geſtatteten, die Häuſer einiger gelehrten Männer, deren Umgang und Büchervorrath dem jungen Soldlieutenant die günſtigſten Mittel verſchafften, ſeine Kenntniſſe zu vermehren. Die Theilnahme der Holländer an dem Befreiungskriege der Amerikaner erfüllte Holm's Wunſch nach militairiſcher Thätigkeit; er fand Mittel, unter den Truppen auf den weſtindiſchen Inſeln zu dienen, und erwarb nicht weniger den Ruhm eines ſehr tapfern und beſonnenen Officiers und eine ehrenvolle Beförderung, wenn er gleich mit der Kriegsmacht von St. Euſtache capituliren mußte. Der alte Holm hatte Guſtav empfohlen, bei ſeiner Anweſenheit in Draiſen Mariens Vater aufzuſuchen, da ihrer beider Voraltern, aus Schweden ſtammend, nahe Verwandte geweſen waren. Das wirkliche Kriegsleben hatte Guſtavs natürlich ruhiges Gemüth in eine wohlthuende Spannung verſetzt, er hatte Mühe und Lohn, Anſtrengung und Gelingen, Gefahr und Sieg, die Elemente der Lebendigkeit, kennen lernen, ſodaß er die Welt mit einer ihm vorher nicht eigenen Theilnahme betrachtete. In dieſer Stimmung faßte er den Eindruck, den Marie auf ihn machte, mit verdoppelter Lebhaftigkeit auf. Er ſprach die ſchwediſche Vetterſchaft, an die er vorher nie gedacht hatte, ſehr eifrig an, und ſie ward dem geſitteten, artigen Mann, obſchon Falks, nach damaliger bürgerlicher Denkart, die Kriegsleute ſehr ſcheuten, während ſeines Beſuches gern geſtattet. Damals, wo der Deutſche, mit wenig Ausnahme, ſein Leben in ſeinem Geburtsländchen abſpann, war ein Fremder in jedem Reſidenz- oder Regierungscollegiums-Städtchen eine anziehende Erſcheinung, und der Coburger konnte dem Altenburger, der Karlsruher dem Stuttgarter erſtaunlich viel Neues erzählen; man denke ſich alſo, wie das Ohr an einem Manne hing, der Weſtindien geſehen und mit farbigen Menſchen verkehrt hatte. So ein Beſuch war ein wirklicher Genuß, eine Saat- und Erntezeit des Geiſtes, um ſo mehr da damals, durch die fortſchreitende Bekanntſchaft mit der Welt und der Menſchheit, welche man den Ueberſetzern franzöſiſcher und engliſcher Reiſen verdankte, in unſern Städten zweiter Claſſe ein recht warmes, redliches Streben nach Wiſſen lebendig geworden war.

Marie hörte den erſten Abend dem fremden Vetter mit Theilnahme zu, wie er ihrem Vater von holländiſchen Handelsverhältniſſen viele Dieſem ganz neue Anſichten darlegte. Der alte Falk war erſtaunt von des Kriegsmannes Kenntniſſen und lud ihn, die Vetterſchaft gar höflich vorlauten laſſend, zu fleißigen Beſuchen ein. Holm war eifrig, dieſe Einladung zu benutzen; die Geſellſchaftlichkeit des Winters verſchaffte ihm auch Gelegenheit, Marie außer der Aeltern Hauſe zu ſehen, und wenngleich der holländiſche Handel keinen Theil an ihrer Unterhaltung hatte, ſo beſchäftigte ſie ſich dennoch mit mancher ernſten Angelegenheit der Menſchen, und aus ihrer Uebereinſtimmung in Empfindungen und Neigungen entwickelte ſich eine Innigkeit, die zwiſchen einem wackern Mann und einem ſchönen lieben Mädchen bald Liebe werden mußte. Unſere jungen Freunde ſollten aber dieſe ſchöne Empfindung in aller ihrer Gewalt genießen, denn es ſtellten ſich ihrem Ziele Hinderniſſe in den Weg, die jene bald bis zur Leidenſchaft ſteigerten. Holm's redlicher Sinn fühlte ſich befangen bei dem Gedanken, jetzt, bei der Ausſicht auf einen neuen Feldzug, um eine Gattin zu werben. Die Herzen waren damals noch ſo wiech; Tod in Schlachten und Verſtümmelung hatten kaum mehr einen lebenden Zeugen und ſchienen unerträglich. Der Jammer des ſiebenjährigen Krieges gehörte der Geſchichte an, die Befreiung Nordamerikas . . . . der Fabel *). Holm hielt es daher für ein unmännliches Wagniß, jetzt um Marien zu werben, und ſtrebte ſeine Wünſche zu zügeln. Marie aber ſah Hinderniſſe vor ſich, die kein Friedensſchluß der Potentaten zu heben vermochte; ſie kannte den Abſcheu ihrer

---

*) Die Verf. bemerkt, daß ſie hier nie von den Anſichten noch Kenntniſſen der Gelehrten und Staatsmänner ſpricht, ſondern von den Meinungen und Begriffen der Geſellſchaft.

Aeltern vor dem Stand ihres Geliebten; ſie begriff, wie leicht ihr als Holm's Gattin das ſchrecklichſte Loos beſtimmt ſein könnte. Aber ſelbſt dann! — der Schmerz, den Gatten zu beweinen, ſchien ihr beneidenswerth gegen den Zwang, der ihr bevorſtand; die Angſt um den heimlich Geliebten zu verbergen und bei ſeinem Tode keine anerkannten Rechte zur Verzweiflung zu haben. Die Innigkeit, mit der ſie Holm dieſe Geſinnungen ausdrückte, ſtärkte durch die Ueberzeugung von ihrer Liebe ſeine Tugend; er war ſich mit Zuverſicht bewußt, daß ſein Betragen im nächſten Feldzuge ihm das Recht geben werde, ſeinen Abſchied zu nehmen, und vermochte es über ſich, die Ruhe von Mariens Aeltern jetzt nicht zu ſtören. Durch das innige Bewußtſein, Einer dem Andern für Leben und Ewigkeit zu gehören, freudig gemacht, trennten ſich die beiden Liebenden, ohne eine andere Trennung zu fürchten als die durch den Tod.

Unſere Zeit hat keinen Begriff von dem Stillſtande des bürgerlichen Weſens, den damals der lange Frieden, bei der gänzlichen Abweſenheit öffentlichen Geiſtes, der bei den Verfaſſungen der zahlreichen Souverainetäten nicht beſtehen konnte, im gemeinen Leben hervorgebracht hatte. Es ging Alles ſeit mehren zwanzig Jahren einen ſo ungeſtörten Gang, daß die daraus entſtehende Zuverſicht über den Beſtand der Dinge auch das Ungewöhnliche nicht mehr erkannte, ſondern es blindlings in das Gewöhnliche herabzuziehen bemüht war. Deshalb ſah man damals einzelne gewaltſame Schickſale unter den gewöhnlichſten Menſchen ſtattfinden: Entführungen, Vergiftungen, Selbſtmorde, Aeltern, die ihre Töchter gewaltthätig zu verhaßten Heirathen zwangen, die ihre Söhne zur Strafe jugendlicher Thorheiten zu gemeinen Soldaten machten, — Das kam daher, daß die Menſchen jedes Nichtalltägliche, um der gemächlichen Ruhe willen, nicht beachteten und, drang es ſich ihnen zu unausweichbar auf, als Unrecht beſtraften. Ein gemeines Verbrechen koſtete damals einem Menſchen aus der angeſehenen Claſſe weniger als ein Entſchluß gegen die hergebrachte Weiſe; man erlaubte ſich ein ſolches eher als eine Handlung, welche den geſellſchaftlichen Anſtand verletzte.

Als Vater Falk ſeinem verſchmitzten Neffen die Erlaubniß gab, ſich um Mariens Gunſt zu bewerben, erwiederte dieſer einen ſo ſchmeichelhaften Antrag mit dem demonſtrativſten Geſtändniſſe der hoffnungslos treuen Leidenſchaft, die er, ſeit ſeiner Rückkehr von der hohen Schule, für ſeine ſchöne Baſe gefaßt habe, und erklärte, wie er ſich nun auf dem Gipfel aller ſeiner Wünſche befinde, da er nach dem Lohn einer Liebe ſtreben dürfe, auf welche er keine Anſprüche gemacht. Vater Falk hielt alle Zucht und Ordnung in ſeinem Hauſe ſtreng aufrecht, doch wenn ihm eine Neuerung nicht weiter ſtörend war, ließ er ſie ungerügt hingehen.

Auf dieſe Weiſe hatte Marie, die jenen alten Sitten gemäß erzogen worden war, dennoch einen und den andern ſchönen Roman zu leſen bekommen. Falk hatte hinein geguckt, weil es doch ein Buch war, und es war ihm daraus klar geworden, daß die Liebesleute jetziger Zeit wol anders ſprechen müßten, als er zu ſeiner Frau dereinſt in ihren Brauttagen geſprochen. Vetter Chriſtoph's „treue Leidenſchaft und anſpruchsloſe Liebe" ſchien ihm daher ganz im Geſchmack von ſeiner Tochter Lectüre und machte ihm Hoffnung, dem erwählten Liebhaber bald Credit verſchaffen zu können. Mit recht leichtem Herzen theilte er ſeiner Gattin das Geſchäft mit und gab ihr die Anweiſung, den erſehnten Brautleuten unter der Hand Gelegenheit zu gegenſeitiger Erklärung zu geben. Vetter Chriſtoph fing demnach ſeine Bewerbung an. Damals war Göthe's Werther, ſo lebhaft ſich die literariſche Welt mit ihm beſchäftigte, in der bürgerlichen noch nicht ſo allgemein bekannt; ehrenfeſte Männer riethen wol den Müttern, ihn ohne ihre Töchter zu leſen, überzeugt, daß die Ehe jedes geniale Gefühl ſo ſchachmatt macht, daß eine Frau nach wenigen Jahren von keinem Werther mehr Etwas zu fürchten habe. Mama Falk befing ſich wenig mit Lectüre, ſie hatte aber auf den Rath ihres Eheherrn, der ihn hinwieder von einem Profeſſor des Gymnaſiums auf Treu und Glauben angenommen, Marien den Werther zu leſen verboten. Doch ein ſehr rührendes Klavierſtück mit Geſang, auf Werther's Tod, das damals häufig geſpielt wurde, [illegible], da man ſeinen Zuſammenhang mit dem verpönten Roman nicht errieth, unbedenklich geſtattet. In Rückſicht der Geſangsſtücke beweiſen auch heutzutage die Mütter eine Unbedachtſamkeit, die den nachdenkenden Beobachter in Erſtaunen ſetzt. Die ſorgfältigen nämlich — verbieten hier und da einen Roman, laſſen aber ihre Töchter „Mädchen wie ich dich liebe“ oder „Die Liebe, ach die Liebe“ mit jedem jungen Manne ſingen, ohne dabei zu denken, was die Worte ausdrücken, und daß die Muſik die ſinnlichſte Kunſt iſt. Arges dachte Marie nun gewiß nicht, wenn ſie im Mondſchein mit ſtillen Wehmuthsthränen ſang: „Ach endlich haſt du ausgelitten, ausgerungen, armer Jüngling, deinen Todeskampf“ u. ſ. w.; ſondern Gram und Tod, mit denen die Jugend ſo gern buhlt. Seit ſie aber liebte, hatte das Lied für ſie eine andere Bedeutung bekommen; nun war Holm der Ringende, und auf dem Schlachtfelde ſein Grabhügel; und ihre Thränen floſſen unaufhaltſam, ſo oft ſie das Lied ſang. Vetter Chriſtoph begann ſeine Bewerbungsbeſuche gerade an einem Abende, wo er ſie bei dieſem Geſang überraſchte, ſie brach ſogleich ab; da ſie aber den Vetter nie anders als wie ein Ding mehr, das in die Stube gekommen ſei, betrachtete, ließ ſie ſich auch durch ſeine Gegenwart gar nicht abhalten, den ihr eben durch den Kopf gehenden Wunſch: doch nun endlich den Werther leſen zu dürfen, gegen ihre Mutter zu äußern. Der Vetter, der hier nur die Gelegenheit ſah, ſeine Dienſtgefliſſenheit zu bewähren, und von Werther Nichts wußte, als daß man ſeinetwegen in Erlangen zu ſeiner Zeit einen blauen Frack mit gelber Weſte getragen, bot ſich ſehr vorlaut an, ihr denſelben, da ihr ſchmerzende Augen gerade jetzt das Selbſtleſen verböten, nach beendigter Canzleiarbeit vorzuleſen. Wirklich hatte Marie ein Augenübel, deſſen Heilung wol zum Theil durch ihren Briefwechſel mit Holm erſchwert wurde, den ſie in tiefer Nacht, im kalten Zimmer, oft mit durch Thränen verdunkelten Augen führte. In der Mutter Ideenvorrath war Mariens Brautſchaft nun ſchon wie eine feſte Kryſtalliſation angeſchoſſen; ſie erinnerte ſich, gehört zu haben, daß junge Leute verſchiedenen Geſchlechts keine Romane zuſammen leſen ſollten, und daß Dieſes insbeſondere zu vermeiden ſei; nun ſchloß ſie ſehr ſcharfſinnig: Brautleute ſollten aber dergleichen zuſammen leſen, und ehe Marie Zeit hatte, ſich zu äußern, willigte ſie ſchon, nicht ohne einige Neugier, ein, daß der Vetter am nächſten Abende den Werther mitbringen dürfe. Jedes feiner fühlende weibliche Geſchöpf wird es ſich bewußt ſein, welche empörende Empfindung es erregt, einen widrigen und ohnehin ſchon ein bischen verhaßten Menſchen in Verſen oder Proſa ausſprechen zu hören, was in ſeinem innern Herzen wiederhallt. Dieſes empfand jetzt Marie auf die verletzendſte Weiſe. Noch nie hatte ſie für ihr warmes Gefühl Worte gefunden außer im Gebet, und nur ungenügend in den Briefen an ihren Geliebten; ihr bedünkte, Werther lehre ihr nichts Neues, aber er verlieh Dem, was ihre Bruſt erfüllte, Bilder und Sprache. Dieſe Bilder, dieſe Sprache von einem ihr verhaßten Menſchen ableſen zu hören, war ihr ſchon am zweiten Abende ſo unerträglich, daß ſie die Urſache all ihres Abſcheues ſelbſt nicht begriff, ſondern unter irgend einem nichtigen Vorwande die Lectüre unterbrach. Zu ihrem großen Verdruß befand ſie ſich mit dem Vetter allein; die Mutter, welche ſich, der von ihrem Eheherrn erhaltenen Anweiſung gemäß, fortgeſchlichen, ſaß mit ihrem Strickkörbchen neben Deſſen Actentiſch und erzählte ihm mit verſchlagenem Lächeln: ſie habe die beiden jungen Leute recht im Feuer gelaſſen. Doch gleich darauf trat Marie in die Thür: „Liebe Mutter, laſſen Sie mich doch nicht mit dem ſüßlichen Pinſel allein!“ — „„Lieſt er Dir denn nicht aus dem ſchönen Buche vor?““ — „Das habe ich ihm weggenommen. Er lieſt ja wie ein Staarmatz. Wenn Sie nicht bald kommen, ſchicke ich ihn nach Hauſe.“ — Nach wenigen Tagen, in denen Marie die Lectüre durchaus nicht fortgeſetzt ſehen wollte, war der Vetter dennoch ſo keck geworden, daß er es wagte, ſeine Liebe durch Worte und That erklären zu wollen. Er brachte Marien' einen Strauß Märzveilchen und legte bedeutungsvoll ein Schnitzel Seidenband, das ſie bei einer Putzarbeit abgeſchnitten hatte, in ſein Uhrgehäuſe, welches ſchon ein Stück engliſches Pflaſter enthielt. Marien, die bisher über Chriſtoph's Betragen gar nicht nachgedacht hatte, gingen plötzlich die Augen auf: ſie behandelte den unwillkommenen Freiwerber anfangs mit kalter Zurückgezogenheit; wie er es aber wagte, ihr einen förmlichen Antrag zu thun, bei dem er ſich auf ihrer Aeltern Einwilligung berief, erklärte ſie mit der größten Entſchloſſenheit, daß ſie in dieſem Punkte der Aeltern Einwilligung für gänzlich unwirkſam hielte. Die kriechende Demuth des Menſchen, mit welcher er erklärte, trotz ihres Widerſpruchs ſeinen Zweck zu erreichen, empörte Marie ſo heftig, daß ſie das Zimmer verließ, ohne ſich um des Freiers weiteres Schickſal zu bekümmern. Auf ihrem Stübchen von der erſten Ueberraſchung zurückgekommen, ſchien es ihr unmöglich, daß ihre Aeltern wirklich einen Mann zu einem Heirathsantrage hätten ermächtigen können, gegen den weder Achtung noch Vertrauen zu haben ſie von jeher bekannt hatte. Falk und ſeine Frau waren ſchlichte, altväteriſche Leute, allein ſie lebten in einer glücklichen Ehe, und ohne je darüber gegrübelt zu haben, war ſich Marie bewußt, daß Achtung und Vertrauen die Elemente des häuslichen Glückes ſeyn, in dem ſie bisher ihre Jugend ſo glücklich verlebt hatte. Unter allen Umſtänden wäre ihr des Vetters Bewerbung unerträglich geweſen, aber jetzt ſchien ſie ihr eine Beleidigung ihrer Liebe zu Holm, und der Abſcheu, den er ihr einflößte, eine gerechte Empfindung. Ihr jugendlicher Sinn erhitzte ſich ſo mächtig während der Beſchäftigung mit dieſen Gedanken, daß ſie nur die ruhige Stunde nach dem Nachteſſen abwartete, um den unverſchämten Vetter bei den Aeltern zu verklagen. Da Chriſtoph nicht für gut gefunden hatte, ſeinem Herrn Ohm noch am heutigen Abend mit ſeinem Mislingen bekanntzumachen, und die Aeltern alſo Nichts von der ſtattgefundenen Kataſtrophe ahnten, hörten ſie Mariens Erzählung mit großer Beſtürzung zu. Hätte die dem unverdorbenen Weibe eigene Indignation gegen die Zudringlichkeit eines verachteten Bewerbers Marien erlaubt, bei ihrem Vortrag eine ernſte, ja ſogar tragiſche Seite des Gegenſtandes aufzufaſſen und ſie mit Schüchternheit, noch beſſer mit Thränen vorzubringen: ſo würden ſie die Aeltern, vor allen der Vater, wahrſcheinlich mit Billigkeit angehört haben; allein durch eine ſehr begreifliche Anſtrengung ihres Muthes auf einen falſchen Weg geleitet, ſtellte ſie mit humoriſtiſchem Uebermuth des Vetters Beginnen dar; ſie überſchüttete den Freiwerber mit Lächerlichkeiten, die zum Theil auf den Vater, der ſein Geſuch gut geheißen hatte, zurückfielen. Doch als ſie während des Sprechens wahrnahm, welchen Eindruck ihr Vortrag hervorbrachte, ward ihr der wirkliche Zuſammenhang der Sache klar; ſie ſah ſich zum erſten Mal in ihrem Leben in entſchiedenem Streit mit ihrer Aeltern Willen, und dieſe ſchreckliche Entdeckung, ihr die Faſſung raubend, bewog ſie, den Muthwillen ihrer Rede aus Angſt zu ſteigern. „Ich will wetten,“ ſchloß ſie, „der werthe Mann hatte ſchon aus Vorſicht den Feldſcheer beſtellt, um ſich, im Fall einer Alteration, die Ader ſchlagen zu laſſen, — denn um mir die Heftigkeit ſeiner Liebe zu ſchildern, hat er mir verſichert, ſchon oft, wenn er von uns fortgegangen, einen Löffel voll ſchwediſchen Kühlpulvers genommen zu haben.“ — „Wahrlich, dieſes zu nehmen, rathe ich Dir,“ brach jetzt der Vater aus, „damit Dich der Uebermuth nicht verrückt mache. Glaubſt Du denn, daß ein gemachter Mann, wie dieſer Fall, ein beamteter, geſetzter Mann ſich an ein naſeweiſes Mädchen wie Du wenden wird, bevor er des Vaters Einwilligung erhalten? Glaubſt Du, ſo ein Mann werde hinter dem Rücken der Aeltern ein Romänchen ſpielen, ehe er ſagt: gebt mir Eure Tochter zum Weibe? Vetter Falk hat mit mir geſprochen, ich habe meine Einwilligung gegeben, wir haben Dich ſeit Jahren vermuthen laſſen, daß wir dieſe Verbindung wünſchten, Du haſt ſeit Jahren Gelegenheit gehabt, des Mannes ſolide Verdienſte ſchätzen zu lernen: alſo giebſt Du ihm jetzt das Jawort, und die Mutter rüſtet die Ausſteuer. Und damit für heute genug," fuhr er heftig fort, wie er Marien in Begriff ſah zu ſprechen; „ich habe Dich noch nie widerſpenſtig geſehen, deshalb halte ich Dich jetzt lieber für krank, meinetwegen für verrückt. Geh und zeige Dich morgen früh in Deiner gewohnten Geſtalt."

Marie ging. Sie ſchloß ſich in ihr Zimmerchen ein und verſagte ſich jeden heftigen Ausbruch des Kummers, der ſie nun drückte. Sie fürchtete, daß ihre Aeltern über ihre Weigerung, den Vetter zu heirathen, noch viel mehr zürnen würden, wenn ſie wüßten, daß eine andere Liebe, ja ein Verſprechen, ſie bände, und dieſes an einen

Mann, deſſen Stand ihnen ſo ſehr verhaßt war, daß er ſie über Holm's Aufmerkſamkeit gegen Marien wirklich verblendet hatte; — denn ſie hielten es für unmöglich, daß ihre Tochter an einem Kriegsmanne Gefallen finden könnte. Und dennoch gründete ſich ihr Muth, ſo geliebten Aeltern zu widerſtreben, einzig auf ihre Liebe, auf ihre Ueberzeugung von Holm's Rechten auf ihr Herz. Ihre Vernunft hätte ihr nicht Kraft gegeben, ſo überzeugt ſie war, daß Religion und Sittlichkeit es einem Mädchen verbiete, einem Manne, den ſie verachte, Treue zu ſchwören; ihr blieb Nichts übrig, als Gott um Erleuchtung zu bitten, damit es ihr gelinge, ihre Aeltern zur wahren Anſicht der Dinge zu bereden. Das that ſie recht kindlich und innig, obgleich ihres Geliebten Bild ſich mehr als einmal zwiſchen ſie und ihren Gott drängte, bis endlich der Schlaf ſie der Vergeſſenheit übergab.

Am folgenden Morgen eilte ſie, ihre gewöhnlichen Hausgeſchäfte zu verrichten, um ihrer Mutter, ſobald ihre Klingel ſich hören ließe, das Frühſtück zu bringen. Der Anblick des geliebten Antlitzes gab ihr Muth, ſie umarmte ſie kindlich und ſetzte ſich ſchweigend an ihren Caffeetiſch; ebenſo ſchweigend reichte ihr die Mutter ein verſiegeltes Blatt, das neben ihr gelegen; Marie errieth, von wem es kam, und erbrach mit Furcht und Unwillen das Siegel.

„Theure Baſe," las ſie, „Ihr unverſchuldeter Zorn von geſtern Abend hatte mich ſo gewaltthätig alterirt, daß ich gleich nach meiner Zuhauſekunſt von meines Freundes, des Herrn Stadtchirurgen, mich erwartender Gegenwart profitirte, um mir eine Ader ſchlagen zu laſſen. Die zärtlichen Empfindungen, welche Dero theure Perſon mir einflößen, ſind von der Art, daß ſie immer mein ganzes Weſen in Aufruhr bringen; deshalb ſah ich wol vorher, daß der Entſchluß, welchen ich geſtern auszuführen gewillt war, in Freude oder Leid, mein Leben bedrohte. So habe ich alſo meinem befreundeten Aeskulap dieſes Mal meine Rettung zu danken. Allein, theuerſte und liebenswürdigſte Baſe, wagen Sie es nicht zum zweiten Male! Indem Sie Ihres hochverehrten Herrn Vaters Willen widerſtreben, zerſtören Sie ja gewiſſermaßen das Gebäude ſeiner Großmuth und durchkreuzen den Weg der göttlichen Güte. Nach deren ewigem Rathſchluſſe ſetzte der hochſelige Großoheim General Ihren Herrn Vater, vermöge ſeines Teſtaments, in die Lage, mich mit ſeinesgleichen ſuchender Großmuth zu unterſtützen, ſodaß ich ein beamteter Mann bin und auf dem Wege, als angeſehener Staatsdiener zu figuriren. Nun wollen der allmächtige Gott und Ihr reſpectabler Herr Vater ihr Werk vollenden und, durch eine ehelige Verbindung zwiſchen uns Beiden, die Folgen der mir ſo ſchädlichen Abneigung unſers gemeinſchaftlichen Herrn Großoheims gleichſam annulliren und mich zum glücklichſten Menſchen machen. Wollen Sie Dem widerſtreben? wollten Sie dem hochſeligen Herrn Großoheim die Freude verderben, ſeinen irdiſchen Haß vertilgt zu ſehen? und wollten Sie Ihren Herrn Vater verhindern, das Schickſal ſeines dankbarſten Neffen zu verſöhnen?"

„Dieſe Gründe Ihnen heute mit beruhigterem Blute vorzulegen, hielt ich für die Pflicht meiner Zärtlichkeit. Denn da ich ſo glücklich bin, die Zuſage Ihres Herrn Vaters zu haben, der gewiß der Mann iſt, welcher ſein Wort hält, in dieſem Fall aber gewiß die entſchiedendſten Gründe hat, daſſelbe zu halten: könnte ich ja, wenn mir nicht die Liebe der vortrefflichſten Baſe benebſt ihrer Hand unentbehrlich wäre, der Sache nur ihren Lauf laſſen; allein meine zärtliche Denkart bedarf es, mich mit ihrer freudigen Einwilligung nennen zu dürfen, meiner liebenswürdigen Baſe treueſten Liebhaber

Chriſtoph Falk,
Kammerrath.

Marie war achtzehn Jahr alt, ſie wußte ſich im Beſitze der Liebe eines ſchönen, tapfern, angeſehenen Mannes, ſie hatte ſich noch nie in Meinungszwiſt mit ihren Eltern befunden, und dieſes abgeſchmackte, anmaßende Schreiben machte ſie von neuem zweifelhaft, ob jene wirklich ihr Kind ſeinem widrigen Verfaſſer aufopfern könnten. Iſt es zu verwundern, daß ſie es halb mit Lächeln, halb mit Zorn las? Die gemeine, widerliche Selbſtſucht, die ſich darin ausdrückte, erregte ihre Spottluſt aufs neue, und der Seitenblick auf die reiche Erbſchaft, die er ihrem Vater faſt vorzuwerfen ſchien, ihren heftigſten Unwillen; dieſen mußten ihre Aeltern doch theilen, aber des geſtrigen Abends eingedenk,, bemeiſterte ſie ihre Empfindlichkeit, reichte der Mutter den Brief und ſagte mit möglichſtem Gleichmuth: „Wegen des Aderlaſſens hatte ich Recht; allein der Vetter hat es doch wahrſcheinlich nicht, wenn er meint, ich ſoll ihm des Großoheims Erbſchaft erſetzen." Die Mutter las den Brief mit einiger Befremdung, und ihn in ihre Schürzentaſche ſteckend, ſagte ſie: „Nach ſeiner Anſicht hat er Recht, und Das macht den Mann nicht ſchlechter, noch Deinen Ungehorſam verzeihlicher. Ich rathe Dir daher, Dich in Deines Vaters Willen zu fügen."

Allein Marie fügte ſich nicht; doch ohne eine andere Urſache ihrer Weigerung als ihre Abneigung einzugeſtehen, ſowie die Aeltern keine andere ahnten. Das anfängliche Verſchweigen ihres Verhältniſſes zu Holm machte es ihr je länger je unmöglicher, ſich ihren Aeltern anzuvertrauen. Die unmuthige Kälte, welche ſie nun von ihnen erleiden mußte, die ihr täglich aufgedrungene Gegenwart des verhaßten Vetters, und die ſie verfolgende Furcht für das Leben ihres, im Felde fechtenden, Geliebten bleichte die Roſen ihrer Wangen, und die Drohung des alten Hausarztes, der eine ſchleichende Krankheit vorausſah, vermochte den Vater, ihr den Aufſchub eines halben Jahres und eine Luftveränderung zu geſtatten.

Eine nahe Verwandte, die in M. lebte, nahm ſie gaſtfrei auf. Marie athmete freier, wie ſie der Gegenwart des kriechenden, zudringlichen Vetters enthoben war; ſie durchſtrich mit ihren Geſpielinnen die freundlichen Thäler, die vom Frühlinge mit Blumen beſäeten Wieſen, die lichten Gebüſche der ſanften Anhöhen jener lieblichen Gegend, betend, zagend, hoffend und dankend; — denn was fürchtete, was erwartete ſie nicht, was beſaß ſie nicht in dem Herzen ihres Geliebten? — Holm's Briefe verſicherten ihr die Ausſicht auf einen nahen Frieden, und mit ſeiner Rückkehr ſchmeichelte ſie ſich alle ihre Trübſale geendigt zu ſehen; ja bald fürchtete ſie nicht mehr die Anſprüche des verhaßten Vetters, denn ihrer Aeltern Briefe erwähnten ſeiner nie, ſodaß ſie ihrer Rückkehr in das geliebte Vaterhaus mit Freuden entgegenſah.

Mit überſtrömender Freude eilte ſie in ihrer Mutter Arme; nahm aber zu ihrem Entſetzen wahr, daß ſie ſich nicht für ſie öffneten. Kalt wie einer Fremden bot ſie ihr die Wange, der Vater, ihre Liebkoſung abwehrend, ihr die Hand zum Kuſſe dar. Marie fühlte ſich ganz betäubt: „Was iſt vorgefallen? Vater, Mutter, warum empfangen Sie mich ſo? ach, ich glaubte, alles Schlimme ſei vorüber, und ich würde wieder Ihre Marie wie ehedem ſein.“ — „Wie ehedem?“ fragte der Vater mit verwerfendem Ton und reichte ihr einen offenen Brief von Holm hin; „von welchem Ehedem ſprichſt Du? Du betrügſt uns ſeit zwei Jahren.“ — — — Nun errieth Marie die Urſache ihres unfreundlichen Empfangs. Zum erſten Male, ſeit der unſelige Heirathsplan ihr Leben getrübt hatte, wichen Verheimlichung und Unwahrheit aus ihrer Bruſt, und ſtatt durch dieſe Entdeckung beſtürzt zu werden, erfüllte ſie plötzlich ein begeiſterter Muth. „Lieber Vater, rief ſie, was auch dieſer Brief enthält, er kann Ihnen nur Achtung für den Mann eingeflößt haben, der ihn ſchrieb; kann Ihnen nur erklärt haben, wie nothwendig ich, in Vergleich ſeiner, den Vetter verachten mußte. Aber die Urſachen meines Verſchweigens hat Ihnen dieſer Brief ſchwerlich deutlich gemacht. Ihr Abſcheu vor dem Militair drang es mir auf, und Holm hielt es nicht für edel, mich während des Kriegs an ſein Schickſal zu knüpfen; wir wollten den Frieden, er wollte ſeine Beförderung abwarten, dann, mit dem Verſprechen, in den Civilſtand überzugehen, um Ihren Segen zu unſerer Verbindung bitten. Iſt es Friede? o laſſen Sie mich leſen! iſt unſre Prüfung überſtanden?" — Mit zitternden Händen hielt ſie das Blatt, mit unſichern, funkelnden Blicken, in zunehmender Spannung las ſie es, indeß ihre Aeltern, gewaltſam ihre Rührung verbergend, in finſterem Schweigen beharrten.

Es iſt gleichgültig, durch welches Ungefähr Holm's Brief in der Aeltern Hände gekommen war, doch geſtanden ſie, daß die Vertraute dieſes Briefwechſels eine ſo fromme ſtrenge Frau ſei, daß ſie zu keinem Unrecht ihre Hand geboten hätte. Sie fühlten ihr älterliches Anſehen tief verwundet, und ſie hatten Recht; allein ſie vergaßen, daß eigenſinnige Verbote der Aeltern, wie hier des alten Falk's Abneigung gegen das Militair vorausſetzen ließ, immer Verheimlichung von Seiten der Kinder veranlaſſen. In der Familie wie im Staate ziehen Geſetze, welche den natürlichen Neigungen widerſtreben, Ungehorſam herbei.

Mariens Züge ſchienen ſich beim Leſen von Holm's Briefe zu verklären, ſie ſank nach deſſen Beendigung auf ihre Knie, hob die Hände betend gen Himmel und ſprach einige Worte, die ihre Liebe und ihre kindliche Ehrfurcht zugleich ausdrückten. „Lieber Vater, liebe Mutter, ſagte ſie dann mit begeiſterter Zuverſicht, nicht wahr, Sie können ſich der Wahrheit nicht verſchließen? ich darf hoffen, daß Sie dem tadellos würdigen Mann Ihre Tochter nicht verſagen? O nun ich glücklich werde, glaube ich ſelbſt, daß ich Unrecht gegen Sie gehabt habe. Ich hätte Ihnen unſre Liebe nicht verſchweigen ſollen. Verzeihen Sie mir nun! legen Sie dieſen ſtrengen Ernſt ab! o vergüten Sie mir die Qualen dieſer langen Zeit, wo der elende Menſch mit ſeiner habſüchtigen Kriecherei ſich zwiſchen Sie und mich drängte.“ — „Nicht ſo,“ rief der Vater, indem er ſich ängſtlich ihrer Liebkoſung entzog. „Wir ſind dem Vetter Deine Hand . . . gewiſſermaßen ſchuldig . . . Du verſtehſt die Urſache nicht, es kann einmal nicht anders ſein, und wenn der Herr von Holm nie Soldat geweſen wäre; — ein Menſch, der eine Tochter gegen ihre Aeltern anſtiftet, verheißt ohnehin nicht ein guter Ehemann zu werden“ —

und froh, einen Gegenſtand ſeines Unwillens gefunden zu haben, fuhr er fort, Holm's Unrecht zu beleuchten

Marie war weit entfernt, den eigentlichen Grund von ihres Vaters eigenſinnigem Beharren auf dieſe verhaßte Heirath zu errathen. Falk wollte ſeine Tochter zum Sühnopfer eines zweideutigen Zeitpunktes aus ſeinem früheren Leben machen, den er ſchon vergütet geglaubt hatte, bis Chriſtoph's Argliſt ihm Menſchenfurcht lehrte. Der alte Falk hatte des Oheims Vorliebe über ſeinen Bruder ohne alle Ränke gewonnen; es kam ihm nie in den Sinn, Dieſen ſeines Erbtheils zu berauben; der Erblaſſer hatte aber nach und nach eine ſo beſtimmte Abneigung gegen Denſelben gefaßt, daß er in ſeinem Teſtamente Rabuliſtenkniffe angewendet hatte, um ihn am Beſitz auch des kleinſten Theils ſeiner Hinterlaſſenſchaft zu hindern. Ob es Mariens Vater nicht hätte gelingen können, den Oheim günſtigere Geſinnungen gegen ſeinen Bruder einzuflößen, können wir nicht beurtheilen; die nähern Umſtände über den Zeitpunkt, wo des Oheims Teſtament geſiegelt wurde, wiſſen wir nicht. So viel beweiſt unſere Erzählung, daß Falk ernſtlich bemüht war, ſeines Bruders hinterlaſſenem einzigem Sohne, durch eine ſorgfältige Erziehung, den beſten Erſatz für die verlorene Erbſchaft zu geben. Daß Chriſtoph Falk anderer Meinung war, ſchien ſein Betragen gegen den alten Falk ſeit einiger Zeit zu beweiſen. Vielleicht waren ihm längſt verſchollene Gerüchte von ſchlechtdenkenden Menſchen zugetragen worden, vielleicht ſetzte er ſich, ſelbſt des Argen voll, für ſeinen Wohlthäter nachtheilige Vermuthungen zuſammen, — gewiß gab er dem alten Falk hier und da Winke, daß ſeines Großoheims Teſtament zu ſeiner Zeit hätte angegriffen werden können. Unklare Köpfe können über den Beweggrund ihres eigenen Thuns zweifelhaft gemacht werden; dieſe Urſache konnte allein vermögend ſein, in dem alten Falk Furcht vor dem Vetter zu erwecken und ihn, durch dieſe, zum Sklaven ſeiner Zuſage rückſichtlich Mariens Heirath zu machen. Einem dürren, feſten Willen hätte dieſer Beweggrund, die Tochter zu einer verabſcheuten Heirath zu zwingen, genügt; ein weicher Menſch wie Vater Falk bedurfte aber gemüthlicher Gründe zur Unterſtützung. Deshalb überredete er ſich, daß es ſeine väterliche Pflicht fordere, ſich einer Romanenheirath wie der Mariens mit Holm zu widerſetzen. Marie konnte ſich nicht überzeugen, daß ihr Vater dieſem Eigenſinne wirklich das Glück ſeines Kindes aufopfern wollte, und verſuchte Tag für Tag, ſeinen Sinn zu bereden, und Tag für Tag ward der Frieden dieſer einſt ſo liebenden Menſchen mehr geſtört. Der Kammerrath ſpielte indeſſen den unglücklichen Liebhaber und den zärtlichen Schwiegerſohn; er kam täglich ins Haus, drängte ſich mit Dienſtleiſtungen zu Marien, die ſie abwies, und begnügte ſich mit einer Höflichkeit, welche der Mutter unwillige Winke nur noch kälter und ängſtlicher machten.

Holm's unerwartete Ankunft machte dieſem peinlichen Zuſtand ein Ende. Es war ihm geglückt, ſich mit einem Auftrage ſeines Generals nach ** ſenden zu laſſen, und durch raſtloſe Beſchleunigung ſeiner Reiſe gewann er die Möglichkeit, einige Stunden in Dralſen zu verweilen. Er verſuchte keine heimliche Zuſammenkunft, keinen Rückhalt, ſondern trug mit männlicher Zuverſicht Mariens Aeltern ſeine Werbung vor. Er ſetzte hinzu, daß ihm ihre Abſicht, ihren Neffen zum Schwiegerſohne zu wählen, bekannt ſei, daß er ihre Beweggründe dazu ehre, aber dennoch ihnen ein anderes Mittel, ihre Großmuth zu befriedigen, als die Hand ihrer Tochter, anzugeben hoffe. „Herr Chriſtoph Falk,“ ſagte er, „darf dem Teſtamente nach Ihr Erbe nicht ſein; allein Nichts hindert Sie, ſeine Frau, welche er auch wählen möge, ſo reich, wie es Ihnen gefällt, zu beſchenken. Ich bedarf keinen Reichthum, um mit Marien glücklich zu ſein, ſetzte er hinzu, und Marie würde eines Beſitzes, der ihrer Aeltern Leben betrübte, nie froh werden.“

Mariens Blicke hingen dankbar an ihrem Freunde, während er ſprach; dankbar für eine Uneigennützigkeit, die ganz ihren Gefühlen entſprach, und für einen Ausweg, bei dem ſie ihren Vater beruhigt zu ſehen hoffte. Beide berechneten aber nicht die Macht der Gewohnheit bei Menſchen, die ihr ungeſtörter Lebensweg nie zum Anſchaun des Ungewöhnlichen aufgefordert hat. Das Befremdliche von Holm's Erſcheinung, der Orden, mit dem ihn der Erbſtatthalter geziert hatte, ſeine ganze Haltung, die durch ſeine Lebensweiſe an männlichem Ausdrucke zugenommen hatte, machten die alten Falks ängſtlich, ſich Denſelben als ihren Schwiegerſohn zu denken; er ſchien ſich nicht in den Kreis ihrer Gewohnheit, nicht zum Zeugen ihrer Beſchränktheit zu paſſen, er wollte Marie von ihnen fortführen, ſie würde vornehm werden wie er, — da hingegen der Vetter ſie an nichts Fremdes mahnte, und ihre Zukunft, wenn er Mariens Gatte würde, ſich ohne Unterbrechung an die Gegenwart anſpinnen würde.

Die Stunden verfloſſen in vergeblichen Erörterungen; den Liebenden war kein Moment vergönnt, das Wiederſehen zu genießen, und dadurch wurde Holm, wie ſein Reiſewagen vor die Thür fuhr, zu der beſtimmteſten Feſtigkeit in ſeiner Erklärung bewogen. Marie war in Verzweiflung, Alles, was ihr theuer war, in immer größerer Entzweiung zu ſehen. Nachdem Holm das Zimmer eine lange Zeit mit großen Schritten gemeſſen hatte, wendete er ſich mit ruhiger Faſſung an ſeine weinende Geliebte: „Marie,“ ſagte er, „wenn Sie mich lieben, wenn Sie mir vertrauen, ſo willigen Sie in den Gang, den ich von heute an zu nehmen gedenke. Ich will Sie zu keiner Handlung verleiten, durch welche Sie den geſetzlichen Gehorſam gegen Ihre armen Aeltern, — die ſich verleiten laſſen, gegen das menſchliche Gefühl zu handeln, — verletzen würden; nicht einmal zu einem Briefwechſel, zu dem uns ihre Einwilligung fehlte. Ihres Vaters Weigerung, unſern Bund zu ſegnen, hat nach den Vorſchlägen, die ich ihn gemacht, gar keinen vernünftigen Grund mehr. In einem Jahre ſind Sie mündig, und wenn Sie dann noch empfinden wie jetzt, urtheilen wie jetzt, werden Sie mir Ihre Hand nicht verſagen, mit der untrüglichen Ueberzeugung, daß früher oder ſpäter die natürliche Billigkeit, die älterliche Liebe wieder in Ihrer Aeltern Bruſt die Oberhand gewinnen wird.“ Hier drückte er ihre Hand an ſeine Lippen, und Thränen, die den Mann nicht verunzieren, ſtürzten bei dem Gedanken, welche leidenvolle Zeit der Geliebten bevorſtehe, über ſeine Wangen. „Dein in Leben und Tod,“ ſagte er noch leiſe, verbeugte ſich ehrerbietig gegen die Aeltern und verließ das Zimmer.

Nach ein paar Secunden rollte ſein Wagen fort; noch verhüllte Marie in convulſiviſchen Schluchzen ihr Geſicht, und noch ſtand Falk und ſeine Frau unbeweglich da, wo Holm ſie verlaſſen hatte. Zorn, ſich ſo unverhüllt des Unrechts beſchuldigen zu hören, Bewußtſein dieſes Unrechts, Mißmuth, einen ſo angeſehenen Schwiegerſohn abzuweiſen, empörter Stolz, ſich von einem Vornehmern trotzen zu ſehen, — denn Menſchen, die von der Welt entfernt leben, ſehen freiere, leichtere Sitten leicht für Vornehmthuerei an, — alle dieſe widrigen Empfindungen kämpften ſo heftig in ihrem Innern, daß ſie dem Vater den Mund verſchloſſen; die Mutter aber, bei der ſie nach Weiberart in einzelnen Vorſtellungen zerſplitterten, fragte endlich im Tone des höchſten Erſtaunens: „Darf ſie denn der Paſtor trauen ohne Deinen Conſens? hat denn der hochmüthige

Menſch ihre Betten, ihr Weißzeug, ihr Silber in ſeinem Haushalte gar nicht nöthig?" — „Hat er des Vaters Segen nicht nöthig, auf daß es Dir wohl gehe, und Du lange lebeſt auf Erden," rief Falk mit donnernder Stimme; denn welches Heil können die Kinder hoffen, die in der Zuverſicht, daß das bürgerliche Geſetz den kindlichen Gehorſam aufhebe, ihrem Willen folgen?" — „Vater, Vater!" ſtammelte Marie, bebend von der Anſtrengung, die es ſie koſtete, entſchloſſen zu ſein, „wenn die väterliche Gewalt des Kindes Herz bricht, verliert der Vater die Kraft zu ſegnen — dann wird Gott ſeinen Segen geben — wenn es nicht zu ſpät iſt." Nach dieſen Worten verließ ſie ſchwankend das Zimmer.

Nun trat eine ſehr traurige Zeit in Mariens Leben ein. Oft prüfte ſie ihre Geſinnungen und Holm's Abſicht, über ihre Zukunft zu verfügen, mit aller Redlichkeit, deren ſie bei leidenſchaftlicher Liebe fähig war; ſie prüfte ſich unter Gebet und Thränen, — Gebet um Erleuchtung, und Thränen um die verlorene Liebe ihrer Aeltern, und immer blieb ihre Vernunſt überzeugt, daß es Sünde ſei, einem Manne Treue zu ſchwören, den ſie verachtete und verabſcheute, immer gebot ihr ihr Gefühl, ihren Aeltern den Gehorſam zu verſagen; aber mächtiger als beide überredete ſie die Liebe, daß Holm, als der Weiſere, Erfahrenere, ihr beſter Führer ſein müſſe.

Mochte es das Gefühl erlittenen Unrechts durch Holm's Betragen ſein, oder die Wirkung, welche der Einförmigkeit gewohnte, beſchränkte Gemüther durch heftige Erſchütterung erfahren, oder mochte es Folge von des Vetters Einflüſterung ſein — beide Aeltern beobachteten ſeit Holm's Abreiſe das beharrlichſte Stillſchweigen, ſo über Holm's Erſcheinung wie über des Vetters Bewerbung; ihr Betragen war ſo mürriſch, ſo wortlos, daß auch jede andere Mittheilung in dem ehedem ſo vertraulichen Familienleben verſchwunden war. Die arme Marie befand ſich gegen ihre Aeltern in der Stellung einer Verbrecherin und, trotz dem Bewußtſein ihrer Treue und Unſchuld, ohne Rath und ohne Stütze; — denn jene Briefbeſtellerin war keine Vertraute, ſie hatte, ſelbſt redlich, ohne weitere Nachfrage auch an Mariens Redlichkeit bei dem Verkehre mit dem vornehmen Vetter geglaubt. Bei dieſer Verlaſſenheit mußte ſich, als einziges Hülfsmittel, Holm's Vorſchlag für die Zukunft in Mariens Kopf immer mehr zum Entſchluſſe geſtalten. Während ſie ſich in dieſer quälenden Lage befand, ſchien der Vetter ihres Vaters Vertrauen immer mehr zu gewinnen. Er fand ſich täglich im Familienzimmer ein, von dem Marie oft entfernt blieb, weil ihre Mutter ſich nun ſchon gewöhnt hatte, nicht mehr nach ihr zu fragen, wenn ſie dort fehlte, und ihr des Vetters Geſellſchaft ängſtlich und verhaßt war. Sie ſah dem Winter mit Schrecken entgegen, wo, nach der beſchränkten bürgerlichen Einrichtung des Hauſes, ihr Zimmer, da es nicht immer geheizt wurde, ihr keine Freiſtatt anbot. Eine gefährliche Bruſtentzündung, die ſie beim Eintritte der kalten Jahreszeit befiel und durch ihre Folgen mehre Wochen lang in dieſes Zimmer einſchloß, änderte den ganzen Haushalt. Eines Morgens, wie Marie ſchon ſehr krank war, führte die Mutter ein junges Mädchen zu ihr, eines abgeſetzten Landpredigers Tochter, die nach ihres Vaters Tode als Kammerfrau bei einer ſehr leichtfertigen Herrſchaft gedient hatte. Marie hatte ehedem manchen nicht rühmlichen Umſtand ihres Betragens erzählen hören und ſie, ihrer anmuthigen Geſtalt und eines Anſtrichs von Bildung wegen, weichherzig bedauert, ſo jung ohne guten Ruf und ohne Stütze zu ſein. „Jungfer Lorchen“, ſagte die Mutter beim Eintreten, „wird Dich verpflegen helfen und, ſo lange Du krank biſt, Deine Stelle im Haushalt erſetzen, der mir im Winter zu ſchwer fällt.“ Marie war erſtaunt, dieſes Mädchen in dem ſtreng ſittlichen Hauſe ihrer Aeltern aufgenommen zu ſehen. Sie war wenig gewohnt, ſich bedienen zu laſſen, und nahm bald wahr, daß Jungfer Lorchen wenigen Eifer hatte, ſie zu bedienen; nur wenn die Mutter im Zimmer war, legte ſie eine ungemeine Geſchäftigkeit in ihrer Pflege an den Tag und ſchmeichelte der alten Frau mit dienſtfertiger Sorgfalt. Mariens Krankheit nahm zu, und die Fieberbilder ihres erhitzten Gehirns konnten bei ihrem bekümmerten Herzen nur quälend ſein. Die Gewißheit, daß Holm aus ſeinem Feldzuge zurück, daß ſein Leben in Sicherheit ſei, ſchien aus ihrem Gedächtniſſe vertilgt; ſie träumte ihn immer in der Feldſchlacht, oder von Böſewichtern verfolgt, und immer hatte der Krieger, der ſein Schwert gegen ihn zückte, der Räuber, der ihn überfiel, des Vetters verhaßte Geſtalt. Matt und bewußtlos lag ſie nach ſo heftigen Träumen in halbem Schlummer. — Gegen den Morgen nach einer langen Novembernacht, in welcher Jungfer Lorchen bei ihr gewacht hatte, drang ihr der Schrecken des Traumes einen Angſtſchrei ab, über den ſie völlig erwachte, aber in noch größeres Entſetzen gerieth, da ſie den verabſcheuten Vetter in der Nähe ihres Bettes zu erblicken vermeinte. Inſtinctmäßig — denn iſt es nicht der Naturtrieb, der das Kind bewegt, in Freude und Schrecken nach ſeiner Mutter zu rufen? — inſtinctmäßig rief Marie ihrer Mutter, und der Menſch, den ſie für den Kammerrath hielt, entfloh und warf aus Ungeſchick im Forteilen ein Zimmergeräth um. Dieſer Lärm, und Lorens Geſchrei, welche, Marien ohnmächtig werden zu ſehen, die Herbeieilenden verſicherte, zog auch die Mutter herbei, welcher Marie, zitternd vor Schrecken, ihre Wahrnehmung erzählte und auf des Vetters Anweſenheit im Zimmer beſtand. Sie klagte aber zugleich über die Schreckbilder ihrer Träume, worauf ſie Jungfer Lorchens Bemerkung zum Stillſchweigen brachte: daß der Herr Kammerrath, den die Kranke im Zimmer geſehen zu haben behaupte, nicht wirklicher geweſen ſein würde als der, den ſie in ihren Träumen mit dem Dolche umherſpringen geſehen. Die Mutter kehrte beruhigt zu ihrem Lager zurück, und Marie fühlte ihren Kopf ſo zerſtört, daß ſie ſelbſt an der Wahrheit ihrer Wahrnehmung zu zweifeln begann.

Erſt nach vielen Wochen konnte ſie das gemeinſchaftliche Wohnzimmer wieder betreten; die Schwäche, die ihr noch anhing, war wohlthätig für ſie, um ihr die Veränderungen, welche während ihrer Krankheit in den Familienverhältniſſen ſtattgefunden hatten, weniger empfindlich zu machen. Lorchen hatte nicht allein ihren Platz in den Hausgeſchäften, ſondern, wie es ſchien, auch den im Vertrauen ihrer Aeltern eingenommen; ebenſo augenſcheinlich hatte des Vetters

Anſehen und Einfluß gewonnen. Er hatte jetzt den täglichen Tiſch bei den Aeltern und ſchien mit dem ganzen Hausweſen bekannt; — doch gegen ſie betrug er ſich mit einer Höflichkeit, die von der Kriecherei, die er gegen die alten Leute übte, noch ſehr verſchieden war. Marie ſah ſich im Hauſe ihrer Aeltern als eine Fremde behandelt! ſie war von Menſchen aus ihren Herzen verdrängt, deren Schlechtigkeit ihr Dieſe in Andern zu verabſcheuen gelehrt hatten. Was blieb ihr übrig als der Tod, dem ſie ſoeben entgangen, oder Holm's Zuſage, deren Erfüllung ſie mit dem Frühling entgegenſehen mußte? Beides war ihr gleich ſchmerzvoll, Beides zerriß die theuerſten Bande, mit denen ſie am Leben hing. Ihr kindliches Herz trieb ſie zu der unausgeſetzten Bemühung, ihrer Aeltern Liebe wiederzugewinnen, ſie kam jedem ihrer Wünſche im täglichen Lebensgange zuvor; — überall aber begegnete ſie Loren, welche ſchäkernd und ſchwazzend dieſe Wünſche viel kurzweiliger befriedigte, als ſie es mit ihrem ſchweren Herzen vermochte. Sonſt hatte ihr Vater ſo gern, wenn ſie ihm im Zwielicht am Klaviere ſang, ihr zugehört; ſeit ihrer Krankheit war ihre Stimme erloſchen. Jungfer Lorchen hingegen ſang aus voller Bruſt im ſcharfen Diskant, wie er unfeinen Ohren zu gefallen pflegt, und Marie mußte ihre drolligen Lieder accompagniren. Eines Abends hatte Marie Hiller's alte Muſik zur „Jagd“ hervorgeſucht, der alte Falk hatte dieſe Operette in ſeiner Jugend in Dresden vorſtellen ſehen und noch ſchien ſie ihm die ſchönſte Opernmuſik zu ſein. Er hörte ihr heut ohne ein Zeichen des Wohlgefallens zu; nach einer Weile rief er trocken: „Nun ſo ſinge auch! das ewige Schonen wird Deine Bruſt erſt recht ſchwach machen.“ Dieſe Gleichgültigkeit drang dem armen Mädchen durchs Herz, ſie folgte unverſtändig ihrem verwundeten Gefühl und wählte Chriſtels Liedchen: „Du warſt zwar ſonſt ein gutes Kind“ u. ſ. w., und den Sinn der treuherzigen Worte auf ſich anwendend, ſang ſie mit unbeſchreiblich rührendem Ausdrucke, bis ſie bei den Worten:

Biſt du auch ſo, ſo laß mich fort,
So laß mich geh'n und ſterben —

von ihrem Gefühl überwältigt, aufſprang mit einem Thränenſtrome zu des Vaters Füßen kniete und mit aufgehobenen Händen bat: „O Vater, haben Sie mich wieder lieb, oder bitten Sie Gott mit mir, daß er mich ſterben laſſen möge.“ — Die Mutter ging ſchluchzend aus dem Zimmer; der Vater hob ſein Kind, ſelbſt aufſtehend, vom Boden auf und ſagte mit erzwungener Ruhe: „Das hängt ganz von Dir ab; beſtimme Deine Hochzeit mit dem Vetter, und Alles iſt wieder im alten Gleiſe.“ In dieſem Augenblicke hörte ſie dieſen verhaßten Menſchen im Nebenzimmer, wie er der Mutter tröſtend zuſprach, mit ſeiner ſcheinheiligen, röchelnden Stimme. Sie verlor alle Faſſung. „Mit dem Vetter? Hochzeit?“ rief ſie, „nie, nie Vater! Das hieße Gott läſtern; ich müßte falſch ſchwören, wenn ich dem Menſchen Liebe und Treue verhieße.“ Hier trat der Kammerrath ſchon mit ſchleppenden Schritten herein und ſich nahe vor ſie hinſtellend, wie ſeine Gewohnheit war, knickte er, über ſeine Naſe gen Himmel ſehend, ſeitwärts zuſammen — als worin ſeine Verbeugung beſtand — und ſagte fein: „glückſelig guten Abend, meine wertheſte Baſe!“

Marien war es, als wenn ſich eine Schlange um ſie krümmte, ſie zog ſich ſchweigend in einen Winkel des Zimmers zurück, und der Vetter und Lore übernahmen die Unterhaltung des übrigen Abends.

So verging der Winter, und der Frühling war bis zum ſiebenten Mai, Mariens einundzwanzigſtem Geburtstage, verfloſſen. Durch die Abgezogenheit von der Außenwelt, in welcher die Arme, in Seelenangſt und Körperſchwäche, ſo manchen Monat zugebracht hatte, war ſie in eine Art Traumwelt eingewiegt worden, in der ſie ſich den Zeitpunkt von Holm's verſprochener Rückkehr nicht mehr deutlich dachte. Sie glaubte feſt an ſeine Liebe, allein ihr Gewiſſen hatte ihr immer die Ausmalung des Glückes, das ſie ihr ſchenken könnte, verboten. Sie wollte nicht freudige Hoffnungen auf Das bauen, was ihrer Aeltern Unwillen erregte. Der Frühling, der das Gärtchen an ihres Vaters Hauſe zu ſchmücken begann, die Blüthenzweige, die ſich an den Fenſtern ihres Zimmerchens emporrankten, riefen ſie allmälig in die wache Wirklichkeit zurück, und indem ihr Herz mit unausſprechlicher Sehnſucht und Trauer erfüllt ward, kam ſie zu dem Bewußtſein, daß die Entſcheidung ihres Schickſals ſich nahe. Der ſiebente Mai, der ſie mündig machte, ſetzte ſie in eine höchſt ängſtliche Spannung. Sie wußte, das Holm lebte, daß er den Kriegsſtand verlaſſen habe, daß er von ſeinem Fürſten geehrt und geliebt ſei. Ein gleichgültiger Bekannter ihres Vaters, der in Ar* geweſen war, hatte Das in ihrer Gegenwart erzählt. Holm konnte alſo nun eintreffen, täglich eintreffen. Kam er nun nicht — — — nun ſo war ihr Erdenglück dahin; aber gegen die Angſt, in der ſie die nächſten Tage nach dem Siebenten verlebte, ſchien ihr unwiderrufliches Unglück erträglich. Zuweilen ſchien es ihr, als wären ihre Aeltern jetzt auch nicht in ihrer apathiſchen Ruhe. Wenn ſie ihre Seelenkräfte alle nur zum Horchen angeſtrengt hatte, ob ein Wagen die Gaſſe heraufkomme, ſtill ſtehe, weiter fahre, ob der Schritt Deſſen, dem man die Hausthür geöffnet, ein Bekannter ſei: ſchien es ihr, als wenn ihr Vater auch aufgehorcht und erſt, wenn Alles wieder ſtill war, die Feder wieder angeſetzt habe. Aber ihre Erwartung war vergeblich. Drei und vier Tage nach dem ſiebenten Mai waren verfloſſen, der Vater horchte nicht mehr, ſondern ſchien ſie mit einem Ausdrucke von Spott zu betrachten, und der Kammerrath wagte wieder, ſie mit Aufmerkſamkeiten zu beläſtigen, die ſie ſchaudernd in die Zukunft blicken ließen. Doch den nächſten Sonntag, Abends, wie die Aeltern mit Jungfer Lorchen und dem Vetter Karte ſpielten — ein Zeitvertreib, deſſen die armen Alten erſt ſeit dem Unfrieden mit ihrem Kinde bedürftig geworden waren — und ſie, in Schwermuth vertieft, mit der alten Ebert'ſchen Ueberſetzung von Young's „Nachtgedanken" am Gartenfenſter ſaß, öffnete ſich die Thür, und Holm trat, nicht in Uniform, aber mit ſeinem Orden geziert und ſorgfältig gekleidet, als komme er nicht erſt eben von der Reiſe, in das Zimmer, eine ſchön gewachſene ältliche Frau an ſeiner Hand. Er warf ſeiner Geliebten einen Blick voll Zärtlichkeit und Ruhe zu, ſtellte den Aeltern die ihn begleitende Dame als ſeine Schweſter vor und bot dann dem alten

Falk mit dem würdigſten Anſtande die Hand. Dieſe Erſcheinung ſcheuchte Jungfer Lorchen in die Küche und trieb den Vetter an, ſeine Verbeugungen mehr als einmal zu wiederholen. „Ich komme“, nahm Holm unbefangen das Wort, „meine Bewerbung um Ihre geliebte Tochter zu erneuen. Von meiner Seite ſind alle Bedingungen erfüllt, ich kann allen Ihren billigen Forderungen genügen. Ich habe den Kriegsdienſt verlaſſen, mein Landesherr hat mich zum Bauintendanten ernannt, eine ganz unerwartete Erbſchaft hat mich in den Stand geſetzt, Ihre geliebte Tochter als Gattin und Witwe reichlich zu verſorgen, wie Sie hier der von mir vorgeſchlagene Ehecontract belehrt. Erlauben Sie, daß morgen früh der Herr Stadtgouverneur und der Herr Regierungspräſident ſich hier einfinden, um ihn als meine Zeugen zu unterſchreiben; hier ſind die Dispenſen für das Aufgebot und die Trauung, die ich Ihren alten Freund, den Pfarrer in Leineck, zu verrichten bitten werde. Leineck liegt auf unſerm Wege nach Ar*, und meine Schweſter hat die Güte, uns auf unſerer Reiſe zu begleiten.“

Hier hielt Holm einen Augenblick inne, ein Wort zur Gegenrede erwartend; der alte Falk ſah zornig und verlegen bald auf die Umſtehenden, bald vor ſich nieder und antwortete nicht. „Lieber Vater,“ begann daher Holm von neuem und mit gerührter Stimme, „wenn Ihres Kindes Glück Ihnen am Herzen liegt, werden Sie unſre Verbindung ſchon jetzt mit Ihrem Segen erfreuen; in jedem Falle werden wir dieſen Segen unſer ganzes Leben hindurch zu verdienen trachten.“

Die Mutter hatte ſich, während Holm ſprach, mit ſichtlicher Beſtürzung niedergeſetzt und verbarg ihr Geſicht, wie weinend, in ihr Tuch. Falk zögerte, die ihm von Holm dargereichten Papiere zu nehmen; wie Dieſer aber jetzt ſchwieg und, mit ruhigem feſtem Blick ihn anſehend, vor ihm ſtehen blieb, ſtreckte er verlegen die Hand nach ihnen aus und begann, ſichtlich, um Zeit zu einem Entſchluſſe zu gewinnen, ſie durchzugehen. Sobald ihn Holm damit beſchäftigt ſah, trat er zu Marie, der ſich ſeine Schweſter, während er mit Falk ſprach, genähert hatte und das zitternde Mädchen, die in dieſem Augenblick einer Stütze ſehr benöthigt war, liebevoll umfangen hielt. Holm ſchien innig erfreut, die beiden, ihm ſo lieben Weſen in dieſer Stellung zu ſehen, er drückte Beider Hände innig an ſeine Lippen, dann vereinte er ſie und legte ſie mit beredten Blicken an ſein Herz.

Aufmerkſam auf Falk's Bewegungen, ſah er, daß Dieſer jetzt die Papiere auf einen Tiſch legte; er näherte ſich ihm und fragte, ob die Einrichtung auf ſeinen Beifall hoffen dürfte? — Falk's Lebensgang war nicht geeignet geweſen, ihm ſowol ſchnellen Entſchluß als Leichtigkeit des Ideenganges, und Sicherheit im Betragen zu geben; ſolche Menſchen wie er können, ſelbſt wenn ſie reiflich überlegt, feſt beſchloſſen, eigenſinnig beharrt haben, nur in Leidenſchaft zum Handeln gelangen, und dieſe reißt ſie oft zu dem Nichtbeſchloſſenen hin. Dieſe Leidenſchaft macht ſie tückiſch, wo ſie die Schwächern, und heftig, wo ſie die Stärkern zu ſein glauben. Die alſo verfahren, ſind nicht böſe Menſchen, nicht einmal roh müſſen ſie ſein; — ſie ermangeln der Selbſtherrſchaft, ohne die kein ſchönes Gefühl, kein angebauter Geiſt die wahre Menſchen- und Manneswürde zu behaupten vermag. Falk ward von der erſten Urſache angetrieben: er ſcheute Holm's allſeitiges Uebergewicht, kämpfte eben ſowol mit ſeinem Zorn als ſeiner Furcht und ſagte endlich mit erkünſtelter Kälte und einem tückiſchen Lächeln: „Es iſt Alles in Ordnung, und da meine Tochter die Rechte der Natur verleugnet und das Geſetz, welches nur für die Böſen erfunden iſt, an ihre Stelle ſetzt, habe ich Nichts dawider, daß Sie Dieſelbe aus meinem Hauſe führen. Ich ahme ihr nach und mich, ſo wie ſie, an den Buchſtaben haltend, entlaſſe ich ſie ohne Erbtheil, wie das Geſetz mich berechtigt zu thun.“ — Die Mutter jammerte. Marie hatte bei des Vaters erſten Worten aufgehorcht; wie er ausgeſprochen, ſtürzte ſie mit Angſtgeſchrei zu ſeinen Füßen und flehte um ſeinen Segen. Der Ausdruck von Holm's Geſicht bezeugte, wie Mitleid und Entſchloſſenheit in ihm kämpfe; wie aber Mariens Bitten vor des Vaters immer zunehmendem Starrſinn verſtummten, wendete er ſich von neuem an Falk. „Haben Sie reiflich überlegt, mein werther Herr, begreifen Sie, daß nach ſolcher Härte Ihr Kind nie mehr unter Ihren Augen mit Zutrauen aufathmen könnte, wennauch mein Bild in ihrem Herzen vertilgt werden könnte? Allein noch jetzt kann ein Wort von Ihnen dieſen ſcheußlichen

Riß zwiſchen Vater- und Kinderherzen ſchließen. Sie kennen mich nicht, Sie trauen mir wahrſcheinlich keine kindlichen Geſinnungen zu . . . verſprechen Sie auf Mannes Ehre, Marie nie wieder mit dieſer verhaßten Heirath zu quälen, und ich will mein Glück aufſchieben, ſo ſehr mich Das jetzt vor meinen Freunden hier und in Ar* compromittirt; ich will Ihnen Zeit laſſen, mich kennen zu lernen — denn uns zu trennen, guter Vater, vermögen Sie nie.“ — „Mit welcher verhaßten Heirath?“ fragte Falk höhniſch. — „Von Marien mit Ihrem Verwandten.“ — „O davon iſt ſchon lange nicht mehr die Rede; Der heirathet hier Jungfer Lore Bernfeld, die ich zu meiner Erbin ernannt habe.“

Holm trat empört einen Schritt zurück; der Vetter, als habe er ſein Stichwort, wie er ſeinen Namen nennen hörte, vernommen, kam halb kriechend aus ſeinem Winkel hervor, Marie aber, die noch immer knieend zu ihres Vaters

Füßen lag, ſo lange ihr Vater ſprach ihr Angeſicht mit beiden Händen bedeckend, ſtand jetzt langſam auf, blickte mit ſeltſamer Erhebung gen Himmel, reichte dann Holm ihre Hand und ſagte mit gewaltſamer Faſſung: „Dann bin ich älternlos und habe nur Dich in der Welt.“ — „Nein, Marie“, ermahnte ſie Holm, „Das biſt Du nicht, alle Deine Pflichten gegen ſie beſtehen, aber ihr Betragen erlaubt Dir, mir als Gattin zu folgen. Noch wenige Stunden, und das Geſetz berechtigt Dich dazu.“ Nachdem er den alten Falk nochmals um Erlaubniß gebeten hatte, den folgenden Morgen die beiden oben erwähnten Herrn zur Unterzeichnung des Ehecontracts einzuladen, führte er Marie, die in eine Art von Betäubung verfallen ſchien, mit ſeiner Schweſter an den Wagen.

Bildung und Nichtbildung des Gemüths zeigt ſich am auffallendſten in der Aeußerung, nicht in der Stärke der Leidenſchaften; vor allem bei Unwillen und Schmerz. In Mariens Gemüth waren dieſe Leidenſchaften jetzt auf das feindſeligſte im Streite. Bitterer Unwille über des Vaters unwürdige Unbilligkeit, und unſäglicher Schmerz um der Aeltern verlorene Liebe. Nur im erſten Moment hatte der erſtere geſiegt, faſt auf Koſten ihres Verſtandes, denn ſie war bei ihrer Ankunft im Gaſthofe faſt ohne Beſinnung. Holm's Schweſter, ihren gewaltſamen Zuſtand wahrnehmend, führte ſie ſogleich mit einer herzlichen Umarmung zum Sopha, und Holm, theilnehmend, aber ohne ihr Troſt aufzudringen, ließ ihr Zeit, Faſſung zu gewinnen. Bald verlor ſich dieſe ängſtliche Spannung, und ſie drückte ihre Trauer ſo mild, ſo rührend aus, daß ſie bald im Stande war, auf Holm's Reden zu hören. Er bewies ihr durch Gründe des Gefühls und der Vernunft, daß es bei dieſem Kummer Nichts bedürfe als zu warten, bis der Aeltern Unwille abgekühlt ſei. „Zu bereuen

haben wir Nichts, meine Marie", ſagte er; „ich wäre ſehr unglücklich, wenn Du, was Du heute gethan, nicht noch einmal wiederthäteſt. Unſre Liebe war nicht der unbedingte Beweggrund dazu, nicht Zweifel an Deiner Treue bewog mich zu ſo entſchiedenen Schritten, nicht Jünglingsungeduld, Dich zu beſitzen. Uns liebend hätten wir warten können, aber Deine Verhältniſſe im väterlichen Hauſe hätten Dich getödtet . . . ."
— „Ach Guſtav, die Aeltern hätten mich nicht weiter verfolgt. Der Vater hatte ja ſchon beſchloſſen, das gottloſe Mädchen . . ." — „Laſſen wir dieſe Erörterung, meine Geliebte", unterbrach ſie Holm liebkoſend, „Dein Vater verſtand ſich heute Abend ſelbſt nicht, aber ich bin ſicher, daß meine Handelsweiſe es verſchuldet hat, daß er die Zuſage, rückſichtlich des Mädchens, ausſprach. Alſo zürne dem Vater nicht. Glaube mir, nach weniger Zeit wirſt Du Deiner Aeltern

Liebe wiedergewinnen, und wir werden die Stützen ihres Alters ſein.“

Marie gewann Faſſung genug, um die wenigen Stunden ihres Beiſammenſeins mit Holm's Schweſter in tröſtendem, vertraulichem Geſpräche, das ihre Herzen gegen einander öffnete, hinzubringen. Holm war wenig bei ihnen, er hatte Geſchäfte und bereitete Alles zur morgenden Reiſe. Zur Nachtzeit führte er Marie in das älterliche Haus zurück und bat ſie auf das rührendſte, die wenigen peinlichen Stunden, die ſie noch um ſeinetwillen verleben müſſe, mit Muth und Milde zu ertragen.

Marie trat zitternd zu ihren Aeltern ins Zimmer. Sie fand ſie mit dem Vetter und [illegible]chen am Spieltiſch und, wie es ſchien, übereingekommen, ihre Gegenwart nicht zu bemerken; zwar erlaubten ſie ihr, ihnen die Hand zu küſſen, ſpielten aber fort, ohne ihren Gruß zu erwiedern. Sie ſetzte ſich an ihren gewohnten Platz, nahm ihre Handarbeit und ſuchte ihre Thränen zu verbergen. Der Vetter ſchien gefliſſentlich einen nach ſeiner Anſicht luſtigen Ton zu führen, Lorchen ſtimmte mit Uebertreibung ein, der Vater war ſtumm, die Mutter machte höhniſche Anſpielungen. Dieſe zerriſſen Marien das Herz. Sie gedachte ohne Unterlaß an Holm's Gründe und Bitte, jeden neuen Auftritt zu vermeiden, und bat, in dem erſten Augenblicke, wo ſie ihrer Stimme mächtig war, um die Erlaubniß, ſich in ihr Zimmer zu begeben. Die Mutter entließ ſie mit einer höhnenden Erwähnung ihrer Volljährigkeit, die ihr alle Bitten erſparte, und Marie ging, die Nacht in Gebet und Thränen zu durchwachen. Das Frühſtück des folgenden Morgens verging wie der vorhergehende Abend. Marie wagte es ein paar Mal, mit zitternder Stimme ihrem Vater einige Worte zu ſagen, die eine Antwort erheiſcht hätten; allein er wendete ſich von ihr, um durch irgend eine Frage oder Rede zu beweiſen, er habe ſie nicht gehört.

Marie zitterte vor der zehnten Stunde, wo Holm mit ſeinen Freunden ſich zur Unterzeichnung des Ehecontracts einzuſtellen angezeigt hatte. Sie hatte nicht die Gründe, dieſen Auftritt ziemlich ruhig vorübergehen zu ſehen, die Holm ſich von Falk's Charakter abſtrahirt hatte. Dieſer machte ihm entſchloſſene Weigerung unmöglich, und ſeine, wie Holm es im Unwillen nannte, verdammte bürgerliche Demuth verbot ihm durchaus, durch Widerſetzlichkeit, in Gegenwart angeſehener Männer, ein Aergerniß zu geben. Deshalb ſah er voraus, Falk würde unter ſolchen Umſtänden die Formalitäten, wennauch unwillig, doch ohne Störung vollziehen laſſen. Hätte der irregeleitete Mann ſich bis zu dieſer vergeſſen, ſo würde Holm, da er das Geſetz auf ſeiner Seite hatte, ſeinen Zweck ohne jene Formalitäten zu erreichen gewußt haben.

Die zehnte Stunde ſchlug; Marie, die mit der ängſtlichſten Spannung jede Bewegung ihrer Aeltern bewachte, ſah mit Befremdung, daß ihr Vater ſeinen Hausrock ablegte und ebenſo die Mutter, indeß Jungfer Lore im anſtoßenden Gaſtzimmer Gläſer und Taſſen zuſammentrug. Endlich fuhren zwei Wagen vor das Haus. Marie ſah mit einem Blicke, daß der eine davon ein Reiſewagen mit Poſtpferden ſei, — und Holm's Abſicht errathend, verhüllte ſie weinend ihr Geſicht. Die beiden angeſehenen Zeugen, Holm und ſeine Schweſter wurden von Mariens Aeltern mit ſtummen Verbeugungen empfangen, worauf die Erſtern, mit den Ausdrücken der lebhafteſten Achtung für Holm, Jene über ihren Schwiegerſohn beglückwünſchten. Marie ſchien bei dem Anblick ihres Geliebten, bei der Umarmung ſeiner freundlichen Schweſter Muth zu ſchöpfen. Nach einer Weile bat Holm um Erlaubniß, den Ehecontract zu verleſen; — er erwähnte Mariens Vermögen mit keinem Worte, beſtimmte ihr aber ein anſehnliches Nadelgeld und ſicherte ihr, ſie möge ihm Kinder hinterlaſſen oder nicht, ſein ganzes anſehnliches Vermögen zu. Hierauf reichte er Falk eine Feder und bat ihn, mit ehrerbietig herzlichem Weſen, zu unterſchreiben. In dieſem Augenblicke ſchien der ſchleichende Vetter, der ſich früh genug eingefunden und, ſeit dem Eintritte der Fremden, noch zu keiner verticalen Stellung gelangt war, ſehr ängſtlich zu werden. Die beiden Fremden ſtanden auf und traten dem alten Falk näher; Dieſer hatte die Feder aus Holm's Hand genommen und ſah, mit wechſelnder Geſichtsfarbe, ſeitwärts nach dem Vetter, den Fremden, der Tochter, huſtete — und unterſchrieb. So that ſeine Frau nach der ceremoniöſeſten Proteſtation ihrer Unkunde im Schönſchreiben, und obgleich mit ſichtlichem Widerwillen, ward die Formalität ohne Störung beendet. Die beiden Fremden bezeugten dem Verlobten, mit mancher Schmeichelei über die Schönheit der Braut, ihre herzliche Theilnahme, lehnten das dargebotene Frühſtück ab und verließen, nachdem ſie Holm und ſeinen Begleiterinnen eine glückliche Reiſe gewünſcht hatten, die Geſellſchaft.

Nach einigen Augenblicken ſagte Holm zu dem in finſterem Schweigen beharrenden Vater, ſeine Hand faſſend und im herzlichſten Tone: „Lieber Vater, laſſen Sie uns, was nur glückbringend ſein ſoll, freundlich endigen. Sie überzeugten ſich geſtern, daß ich alle nöthige Dispenſen herbeiſchaffte, um mich mit Marien in jeder beliebigen Pfarre trauen zu laſſen; begleiten Sie und die Mutter uns nach Leineck, wo der Pfarrer Ihr Freund iſt, er wird uns trauen, und Sie geben uns dann Ihren Segen auf den Weg.“ — — — —

Nachdem Marie am vergangenen Abende Holm und ſeiner Schweſter in den Gaſthof gefolgt war, hatte ſich das arme Ehepaar einem Ausbruche von Zorn überlaſſen, wie er ſich mit Schwäche gepaart auszudrücken pflegt. Der Vetter und Lorchen bemühten ſich, demſelben die ihrem Vortheile günſtige Wendung zu geben, und dieſer beruhte auf Mariens Heirath mit Holm und Deren ſchleuniger Entfernung vom Hauſe. Blieb Marie, ſo mußte — Das geſtanden ſie ſich ein — die Liebenswürdigkeit und ſanfte Duldung derſelben ihre eigennützigen Ränke endlich vereiteln. Trotz aller ihrer Liſt konnten ſie aber doch den Vater zu keinem entſchiedenen Entſchluſſe bewegen. Er wünſchte ſich an ſeiner Tochter zu rächen, hatte aber eine dunkle Ahnung, daß ſein argliſtiger Verwandter ihn zu unterjochen bedacht ſei; deshalb wußte er nicht, ob er ſie ihres Erbes berauben, oder durch ſeine Weigerung, ihren Ehecontract zu unterzeichnen, ſie vor der Welt Augen für ein rebelliſches Kind erklären ſollte. Die Furcht vor Aufſehen, vor Oeffentlichkeit, der wirkſamſte Popanz beſchränkter Menſchen, und die Gewohnheit des Reſpects vor angeſehenen Leuten verfehlten ihre Wirkung auch nicht, ſo wenig wie auf die Mutter; und faſt komiſcher Weiſe ward bei dieſer gehäſſigen Empfindung ein Frühſtück bereitet und möglichſt viel Silberzeug auf den Caffeetiſch geſtellt. — Dieſe magiſche Kraft des Reſpects wirkte endlich ſo mächtig auf Falk's Zorn, daß er, ohne mit einem Entſchluß ins Reine gekommen zu ſein, ſeiner Tochter Ehecontract unterſchrieb. Nun hatten ſich aber jene beiden Mächtigen, die er täglich als ſeine Obern anzuſehen gewohnt war, entfernt und Holm vielleicht ſich unbewußt zu ſeiner Familie rechnend, legte er ſeinem Unwillen keinen Zügel mehr an. Statt Deſſen Einladung, ſeiner Trauung beizuwohnen, zu beantworten, entzog er ihm unſanft ſeine Hand und ergoß ſich in einen Strom von Beſchuldigungen, in denen Mädchenraub, Verführung und Misbrauch der Gaſtfreundſchaft ihre Stelle hatten. Holm ergriff Mariens Hand, — die weinend in ſeiner Schweſter Armen lag, führte ſie, ohne auf des Vaters Rede zu achten, zu ihm hin und ſprach: „Beuge Dein Knie vor Deinen Aeltern.“ Dieſes that er ſelbſt auch, wobei er die Hand der Mutter an ſeine Lippen drückte. Des Alten Rede aber verſtummte, wie nun Beide ſowie auch Holm's Schweſter das Zimmer verließen, und die Zurückbleibenden horchten wie bezaubert auf den fortrollenden Wagen.

Die alte Köchin trat jetzt eilig ins Zimmer; ſie hatte, den ſchönen Reiſewagen betrachtend, an der Hausthür geſtanden und fand triftige Gründe, Holm und ſeine Begleiterinnen bei ihrer Abreiſe mit Segenswünſchen zu überſchütten. Die gute Perſon legte freudetrunken einige Goldſtücke vor ihrer Herrſchaft auf den Tiſch und rief wiederholt: „Ein Herr wie ein Prinz! Das wäre ſtatt des Hochzeitgeſchenks, ſagte er. Ei du mein Gott! da bin ich ja auf zeitlebens geborgen!“ Die Mutter zählte mit den Augen das Gold und fragte dabei: „Und ſie iſt fort? ohne Mantel, ohne Hut! Vater, Das iſt ein Skandal! der Herr Pfarrer in Leineck wird denken, wir wären vergantet.“ — „Da ſorgen die Frau Hofräthin nur nicht“, fiel ihr Hanne in die Rede, „im Wagen lag ein ganz neuer, prächtiger, grautafftener Mantel mit händebreiten Frangen — gerade wie die Frau Erbprinzeß einen umhatte, wie ich ſie am goldenen Löwen ausſteigen ſah, den hing der allerliebſte Herr dem Mariechen um, und die Kammerjungfer ſetzte ihr einen Hut auf, der daneben lag — — — ja die Frau Präſidentin hat keinen ſolchen! Wie eine Prinzeſſin ſah ſie aus, nicht wie vergantet.“ — „Wie? eine Kammerjungfer!“ rief die Mutter mit halb vernehmlicher Stimme, winkte Hannen, an ihre Arbeit zu gehen, trippelte um den mürriſch ſchweigenden Alten herum und ſagte halb laut: „Nun Väterchen . . . da es einmal nicht zu ändern iſt. . . . Die ſtolze Frau Präſidentin und die naſeweiſe Directorin — — —“ —

Doch dieſe Schwächen können edlen Herzen nur wehe thun. Sie ſind hinreichend in den Folgen des unbilligen Eigenſinnes, mit dem Falk ſich der Heirath ſeines Kindes widerſetzt hatte, hervorgetreten. Es war nie ſeine Abſicht geweſen, Lorchen, als Vetter Chriſtophs Braut, mehr als die Hälfte ſeines Vermögens zu geben; — auf welche Weiſe es dieſen beiden ränkevollen Menſchen, während Mariens Krankheit, gelungen war, ihm dieſes Verſprechen zu entreißen, wiſſen wir nicht, genug, daß der Vetter um dieſen Preis auf Mariens Hand zu verzichten verſprach. Indeß der alte Mann auf dieſe Art des Kammerraths Verdacht wegen der Erbſchaft zu entwaffnen, vielleicht ſein unſicheres Gewiſſen zu beruhigen vermeinte, ſchien der Vetter keinen andern Beweggrund zu ſeiner Handelsweiſe vorauszuſetzen als die Befriedigung ſeines väterlichen Zornes und hoffte, wenn er dieſen hinlänglich reizte, vielleicht die ganze Erbſchaft zu erſchleichen. Bis zu Mariens Abreiſe waren ſeine Ränke geglückt, aber von da an ſchien die Verblendung von den Aeltern zu weichen. Täglich griff er und ſeine habſüchtige Genoſſin mehr um ſich, und täglich fühlten Jene, welch ein freundlicher Genius mit Marien von ihnen gewichen ſei.

Der Mutter erſter Gang nach Mariens Abreiſe war in Deren Zimmer, um nachzuſehen, ob ſie denn wirklich keinen Koffer gepackt, nicht einmal ein Nachtzeug mitgenommen habe. Sie fand jedes kleine Geräth an ſeinem Platze, nur einen Schattenriß der Aeltern, auf welchem der Vater, von oben bis unten zugeknöpft, mit der Tabakspfeife ſtand und der Mutter, die im Lehnſtuhle ſaß, zuſah ſtricken, hatte Marie aus dem Rahmen gelöſt und mit ſich genommen. Da thaute der Mutter Zorn in Thränen herab;

ſie brachte dem Vater den leeren Rahmen und ſagte: „Sieh, Das nahm ſie mit aus dem väterlichen Hauſe! Wir ließen ſie nackt ziehen, und der Fremde ſtattete ſie aus wie ein Prinz. Was werden die Leute ſagen! nachdem ich mich ſo geplagt, ſo geſponnen, gewebt, gebleicht habe!“ — Dieſe Klage ward oft und täglich lauter wiederholt und verleitete Jungfer Lore, die ſie immer mit Verdruß anhörte, ſie eines Tages ſehr leichtſinnig mit den Worten zu unterbrechen: „Nun, ſo trennen Sie die Namen heraus und ſchenken es mir.“ Dem alten Falk fing die Abſicht des Bettelns an klar, der Uebermuth des Mädchens läſtig zu werden, Lorchens unverſchämter Vorſchlag gab ſeinem Unmuth Sprache: „Ich habe“, ſagte er, „Kiſten und Fäſſer beſtellt, Du packſt Mariens ganze Ausſteuer ein, legſt alle ihre Habſeligkeiten dazu, und der Kaufmann Lörſch ſpedirt ſie an Herrn von Holm.“

Jungfer Lorchens Geſicht glühte vor Zorn;

der Vetter warf ihr einen giftigen Blick zu, und die Mutter ſchüttelte dankbar dem alten Gatten die Hand, denn wie gemiſcht von Verdruß und gekränkter Eitelkeit ihr Leidweſen war, wußte ſie es dem Vater doch Dank, ihre Tochter nicht mehr als eine Verſtoßene zu behandeln. Während ſie die Habſeligkeiten Mariens zuſammentrug, wurden ihre Augen nicht trocken, bis ihr Gatte, der ſie darüber ſchon mehr als ein Mal betroffen hatte, ungeduldig ſagte: „Warum weinſt Du denn nur? haſt Du ihr denn nicht die Backbirnen vom Anfange an mitgeben wollen? Damals jammerteſt Du, daß ich es verbot.“ — „Ach, lieber Falk“, erwiederte die Arme und weinte von neuem, „mir iſt dabei zumuthe wie damals, da ich unſers Wilhelms Sachen wegpackte, als er todt war, und mir das Herz brach, wie ich ſein Bettchen kalt fand.“ Dabei legte ſie die Hand auf Mariens ehemaliges Lager und ſchluchzte bitterlich. „Liebe Alte“, ſprach Falk leiſe und trat ihr näher, „ſie iſt ja nicht todt; ſie iſt ja vergnügt. Sieh nur, was der Pfarrer von Leineck ſchreibt, — aber laß es dem Vetter nicht ſehen; der hat das Ding am unrechten Ende gefaßt.“ Und nun ziſchelten die armen Alten, in ihrem eigenen Hauſe die Herrſchaft fürchtend, die ſie ſich von unwürdigen Schützlingen hatten entreißen laſſen.

Holm hatte ſich, wie er es Mariens Aeltern bei ſeiner Abreiſe ſagte, in Leineck trauen laſſen. Der Pfarrer ſchrieb ſeinem alten Univerſitätsfreunde Falk: er ſei freilich über die geniale Manier, ſo auf der Reiſe Hochzeit zu halten, anfangs beſtürzt geweſen, „allein, die Dispenſen“, fuhr er fort, „waren ſo deutlich, der Urlaub des Herrn Oberintendanten ſo knapp zugemeſſen, daß ich wol einſah, wie er alle gewöhnlichen Formalitäten hatte hintanſetzen müſſen. Wahrlich, mein werther Herr Gevatter, einen wackerern, anſehnlicheren Schwiegerſohn hätten Sie ſich nicht ausſuchen können, noch eine liebendere Tochter von Gott geſchenkt erhalten. Die anmuthige Braut weinte unabläſſig, daß ihre Aeltern nicht Zeuge ihrer Verbindung ſein könnten, und ich muß ſelbſt ein Bischen zürnen, daß ſo geringe Hinderniſſe — wie es meine liebe Frau freilich nicht nennen würde — wie Weißen und Maurer, — denn obgleich Mamſell Mariechen mit der Sprache nicht heraus wollte, wird es in jetziger Jahrszeit doch nichts Anderes ſein — Euch, werthe Freunde, um ſo eine ſelige Stunde gebracht haben."

„Und großmüthig iſt er, der Herr Oberintendant, wie ein engliſcher Lord. Denn wie ich ihn ſehr behutſam um die Wahrheit einer Erbſchaftsnachricht fragte, welche unſer Herr Oberamtmann vor einiger Zeit mit aus Draiſen zurückbrachte, antwortete er mit einer Heiterkeit, die gar keinen Zweifel in ſeine Aufrichtigkeit zuließ:

Jungfer Lorchen würde dieſe großmüthige Verfügung ohne Zweifel um Sie verdient haben, und ſie käme Ihrem Pflegeſohne, dem Herrn Kammerrath, da er dieſe Perſon heirathe, zugleich zugute. Dem unbezweifelten Edelmuthe des Herrn Oberintendanten unbeſchadet, läßt mich dieſe généreuſe Denkart doch vermuthen, daß Derſelbe anſehnliches eigenes Vermögen beſitze. Denn wer es erfuhr, wie ſchwer man ohne Geld fertig wird, macht nicht ſo ſorglos Halbſcheid, wo Geſetz und Natur das Gegentheil andeutet. Dieſe Vermuthung ward auch durch die ſeltene Freigebigkeit, mit welcher der Herr Schwiegerſohn die Armen des Dorfes und die Diener der Kirche bedachte, hinreichend gerechtfertigt, u. ſ. w."

Dieſer Brief, den Falk vor dem Vetter ſorgfältig verhehlt und aus falſcher Scham über deſſen, Marien günſtigen, Inhalt ſeiner Frau noch nicht mitgetheilt hatte, war für Dieſer Verhältniſſe ſehr wichtig. Des Alten Anſichten wurden durch das Urtheil Andrer gebildet; um in ſeinen Entſchlüſſen nicht geſtört zu werden, mußte er vermeiden, Anderer Anſicht zu hören. Deshalb handeln ſchwache Menſchen, wo ſie Widerſpruch bemerken, gern hinterrücks, oder vertrauen ſich falſchen Freunden, die ihrer Meinung ſchmeicheln, um ſie zum eigenen Vortheile zu misbrauchen. Von des Vetters Herrſchſucht und Lorens Zudringlichkeit ermüdet, bedurfte es nur der Gewißheit, daß ſeiner Tochter Heirath allgemeinen Beifall finde, um ihn, da ſein leidenſchaftlicher Zorn verraucht war, gegen ſeine bisherige Anſicht mistrauiſch zu machen. An dem Tage, als er des Pfarrers Brief empfing, wagte er ſich — ſeit Holm's Beſuche zum erſten Male — wieder in ſein Männerkränzchen, was er, einiger treuherzigen Anſpielungen wegen auf ſeine Vorliebe für den, nicht ſehr gelittenen, Kammerrath, ſeit länger als einem Jahre nicht beſucht hatte. Alles drängte ſich mit Glückwünſchen um ihn her, man ſcherzte über Holm's expedites Abholen der Braut, erzählte von der Gnade, in der er bei ſeinem Herrn ſtände, ſodaß Falk faſt vergnügt mit Mariens Heirath nach Hauſe kam. Dort beſaß der Vetter noch alle ſeine Herrſchaft, und Nichts iſt dem Schwachen ſchwerer, als ſich von ſelbſt aufgelegtem Drucke zu befreien. Das zu verſuchen, bedurfte es eines Zornanfalles, und dieſen hatte, wie wir oben ſahen, Jungfer Lorens dummdreiſter Vorſchlag, ihr Mariens Ausſteuer zu ſchenken, herbeigeführt, und ein Bündniß zwiſchen den beiden Ehegatten gegen die fremde Zwangsherrſchaft kam nun zu Stande.

Unerwartet zeigte Falk eines Abends ſeinen läſtigen Hausgenoſſen eine Anzahl Geldbriefe und ſagte ihnen, ſie möchten jetzt Anſtalt zu ihrer Hochzeit machen, bei welcher er der Braut, ſeinem Verſprechen gemäß, die Hälfte von Mariens Erbe einhändigen werde; gegenwärtig wolle er ihr auf Abſchlag geben, was ſie zu ihrer erſten Einrichtung bedürfe. Lorchen erbleichte vor Zorn, ſich ſo trocken aus dem Hauſe gewieſen zu ſehen; der Vetter ergrimmte nicht minder, beherrſchte ſich aber, ſich verneigend und anſcheinend dankbar erwiedernd: wenn es dem Herrn Oheim gefalle, ſo habe er gedacht, daß wol der obere Stock ſeines Hauſes gebaut werden und darauf für ſeinen kleinen Haushalt Raum geben könnte; wodurch er dann, nebſt ſeiner Frau, den wertheſten Verwandten zu Dienſt und Pflege immer nahe ſein würde. — „Das würde ſich nicht fügen", antworte Falk gleichgültig; „bauen will ich zwar, aber um Zimmer für den Herrn Oberintendanten zu haben, wenn er mich mit Marien beſucht." Nun war es mit des Vetters Faſſung vorbei; er huſtete, nieſte, nahm Tabak und meinte: Das werde ein theurer Bau werden; worauf ein Geſpräch folgte, das die Verſtimmung zwiſchen dieſen Menſchen nicht aufhob, aber dem Vetter bewies, daß er jetzt die Schwächen, die ihm ehemals ſeinen Pflegevater in die Hand gegeben, gegen ſich hatte, und es klüger ſein würde, fürs Erſte mit der halben Erbſchaft und der rachſüchtigen Braut aus dem Hauſe zu ziehen.

Marie von Holm hatte, bald nach ihrer Ankunft in Ar*, im Tone ehrerbietiger Zärtlichkeit an ihre Aeltern geſchrieben, aber, auf ihres Gatten Bitte und Rath, der traurigen Verſtimmung, in der ſie bei ihrem Abſchiede geweſen, gar nicht erwähnt. Sie erzählte ihnen von Holm's ehrenvoller Lage, von dem ſchmeichelhaften Empfange, den ſie in der Geſellſchaft gefunden, und von ihrer angenehmen Wohnung. Nach dem ganz unerwarteten Empfange ihrer Ausſteuer und des Beſitzthums aus ihrer Kinderzeit bedurfte es Holm's ganzer Feſtigkeit, um den Ausdruck ihrer Dankbarkeit ſo weit zu mäßigen, wie es Menſchen, die recht gethan zu haben überzeugt ſind, geziemt. Marie, für welche dieſes Rechtthun immer einen bittern Beiſchmack von Reue gehabt hatte, ſah die Ueberſendung ihrer Ausſteuer als ein Pfand der Verzeihung an und hätte gern dafür wie für eine Wohlthat gedankt. Es genügt nicht, daß ein Rath an ſich gut ſei, er muß auch in des Berathenen Seele paſſen; er muß ſo feſt in ihr wurzeln können, als ſei er in ihr entkeimt. Das kann aber oft der Rath des Starken nicht in der Seele des Schwachen; Dieſer kann in Leidenſchaft einen kecken Entſchluß faſſen und ausführen, aber eine zufällige Verdrießlichkeit trägt er wie Schickſalsſchläge, und ein Mislingen wie ein Unglück, deſſen Möglichkeit er zu berechnen vergaß. Dieſe Berechnung vergißt auch der Starke, wenn er ihm Rath giebt. Marie erfuhr Dieſes mehr als ein Mal zu ihrem Schaden, aber Holm konnte es nicht erkennen, denn er verwechſelte, wie ſo viele Männer, aus Mangel an Seelenkunde, die Eigenheit der Einzelnen mit den Eigenheiten des Geſchlechts nach der hiſtoriſchen Kenntniß.

Um das Schickſal von Mariens Ehe, ſo weit Holm es begründete, zu erklären, müſſen wir in ſeine früheren Verhältniſſe zurückgehen.

Holm's Großvater, der bei einer politiſchen Bewegung aus Schweden zu wandern genöthigt wurde, gehörte zu einer ſehr angeſehenen Familie. Er nahm in Ar* Kriegsdienſte, ſein Sohn trat aber in ein Civilamt und war genöthigt, ohne alles eigene Vermögen ſeinen Stand, auf den er ſehr viel hielt, aufrechtzuhalten. Darum ergriff er die Gelegenheit, ſeinen Sohn in holländiſche Kriegsdienſte zu bringen, ſo eifrig und ließ ſich bei ſeiner älteren Tochter Verheirathung nur durch den Drang, ſie verſorgt zu ſehen, leiten. Juſtine, ſo hieß ſie, war zehn Jahre älter als Guſtav, Mariens Mann. Eine hohe, edle Geſtalt, eine ernſte Schönheit, ein feſter, kalter Sinn zeichneten ſie aus. Sie ward ſchon in ihrem achtzehnten Jahre von einem Manne zur Ehe begehrt, der, charakterlos, reich, üppig, kein ſichereres Mittel, Herzen zu gewinnen, kannte als ſein Geld. Er ließ ſich von Juſtinens ſprödem Empfang in ſeiner Bewerbung nicht ſtören; der alte Holm, der Juſtinens Glück durch ihn geſichert hielt, erſtaunte bei ihrer erſten Weigerung, befahl bei ihrer zweiten und bedrohte ſie bei ihrem Beharren mit ſeinem Fluch. Juſtine flehte auf das rührendſte; ſie ſtellte ihrem Freiwerber ſelbſt vor, wie wenig er an ihrer Seite Glück zu erwarten habe; ſie verſprach: wenn ihre Aeltern ſie mit dieſer Heirath verſchonen würden, ihnen nie mehr für ihren Unterhalt zur Laſt zu fallen, alle ihre Bedürfniſſe und noch Mehr durch ihre Nadelarbeit zu erwerben. Der Aeltern Hochmuthe ſchauderte vor dieſer Hülfsquelle, Juſtine ward genialiſch — damals ein übelberüchtigtes Wort — überſpannt genannt, und die Heirath von dem unerfahrenen, der Geſetze und ihrer Rechte unkundigen Mädchen erzwungen. Wer ihre hohe Geſtalt mit den römiſchen Zügen, dem Ernſte, der ihre zarte Jugend verkennen machte und nun mit Trotz vermiſcht war, neben dem blonden, ſtark beleibten Bräutigam am Traualtare ſtehen ſah, lächelte ſpöttiſch, oder ſchauderte, je nachdem er die Zukunft erwog.

Juſtine war um des Reichthums willen geopfert worden; nun ſchien es, als wolle ſie auch des Reichthums genießen. Sie übertrieb, nach den damaligen Begriffen, Luxus und Vergnügungen; ſie zog ihren ſchwachen Mann in einen Wirbel von Zerſtreuungen, der ihm keine Zeit ließ, eine Regel für ſeine Ausgaben feſtzuſetzen, noch weniger, ſie zu befolgen; die Bewunderung, welche ſeine Frau, ſeine Tafel, ſeine Feſte ernteten, kitzelte ſeine Eitelkeit. Wie die Zerrüttung ſeines Vermögens ihn mahnte, ſeine

Ausgaben zu beſchränken, vereitelte eine kalte Schmeichelei, eine freundliche Bitte ſeiner Frau ſeinen Entſchluß, — er machte Schulden, er machte Anleihen, und nach ſieben Jahren war er genöthigt, ſeine Zahlungsunfähigkeit zu erklären.

Juſtinens Mutter war indeß geſtorben, Guſtav, Mariens jetziger Gatte, noch ein Knabe, Laura, ihre jüngere Schweſter, ein Kind. Juſtine hatte keine Jugendfreundin gehabt, ihr ernſter Charakter und der beſondere, durch Stolz und Beſchränkung hervorgebrachte, Ton ihres väterlichen Hauſes hatten ſie von ihren Jugendgenoſſinnen entfernt; daher warnte ſie Niemand, Niemand milderte ihren ſtörrigen Sinn. Ihr Vater hatte ein paar Mal verſucht, ihrer Verſchwendung Einhalt zu thun; allein er hatte ihre Liebe durch ſeinen Despotismus, ihre Achtung durch ſeine Selbſucht verloren; ſie antwortete kalt: „Ich mußte meines Lebens Glück für Reichthum hingeben, nun will ich den Reichthum genießen.“

Wie der Concurs ihres Mannes ausbrach, gerieth Dieſer in Verzweiflung, indeß ſie die ruhigſte Faſſung behielt. Sie unterrichtete ſich von der Lage der Geſchäfte und ſetzte ihren Sachwalter durch die Leichtigkeit, mit der ſie dieſe auffaßte, in Erſtaunen. Ihres Mannes Freunde ſchlugen ein Auskunftsmittel vor, wie auf Koſten der Gläubiger ein anſehnliches Capital bei Seite gebracht werden könnte. Der Mann war ziemlich geneigt, dieſen Weg einzuſchlagen; Juſtine widerſetzte ſich mit unbeugſamer Feſtigkeit und gewann es zum erſten Male, ſeit ſie ſeine Gattin war, über ſich, ihn mit Milde und Geduld durch Gründe zu gewinnen. Die Gläubiger wurden, ſo weit es möglich war, abgezahlt, und Juſtine war verarmt. Wie ſie ihr ſchönes Haus verlaſſen mußte und von ihrem reichen Geräthe nur ſo viel behielt, ein paar Zimmer nothdürftig zu meubliren, verbot ihr der Vater ſein Haus. Es war ſtadtkundig, daß ſie an dem

Unglück ihres Mannes ſchuld war, und der tief verletzte Stolz des alten Holm fand in jener Härte eine Linderung. Poppe, Juſtinens Gatte, war von dieſem Wechſel des Schickſals betäubt; die Möglichkeit, ſich durch irgend eine rechtliche Thätigkeit von ſeinem Falle aufzuhelfen, kam ihm gar nicht in den Sinn. Juſtine bemerkte bald, daß er das kleine Unterhaltsgeld, welches er bis zur gänzlichen Beendigung des Proceſſes aus der Maſſe bezog, im Weinhauſe vertrank. Nachdem ſie ſich dieſer Verirrung verſichert hatte, trat ſie zu ihm: „Du weißt“, ſagte ſie, „daß ich Dir Dein Schickſal vorausgeſagt habe. Ich bat Dich damals mit Thränen, ich bat in Todesangſt, Dein und mein Unglück zu vermeiden, — Du hörteſt mich nicht. So höre mich jetzt, denn Du weißt nun, daß ich Wort halte. Du biſt nun ſo arm, wie ich war, da man mich zwang, Dich zu heirathen; ich habe aber noch alle Willenskraft, alle Talente, die mich damals ſo zuverſichtlich in meiner Weigerung machten. Jugendliche Schüchternheit verhinderte mich damals, davonzulaufen, am Altare über Zwang zu ſchmälen — damit hätte ich all das Unglück verhütet. Statt Deſſen ließ ich mich unterjochen und gelobte, mich zu rächen. Das habe ich gethan und muß nun wieder gut machen. Ich weiß mit meiner Geſchicklichkeit in weiblichen Arbeiten unſere Wirthſchaft zu erhalten. Du biſt zu keinem Geſchäft fähig — Das vertraute mir Dein alter Buchhalter, ohne deſſen Tod es mir nie geglückt wäre, Dich zu verderben; Du haſt auch nicht den Stolz, als Diener noch lernen zu wollen, da Du ſchon Herr warſt; aber Du kannſt mir in mancher Handarbeit helfen. Ich habe nicht ohne Abſicht dieſes abgelegene Häuschen gewählt. Du haſt hier keine Zeugen Deines vorigen Ueberfluſſes zu ſcheuen. Der kleine Garten giebt Dir Raum, Blumen zu ziehen — die einzige Spielerei, bei der ich Dich beharren ſah;

ich will Dich belehren, ich will Geduld mit Dir haben, ich will Dich pflegen, Dir gute Biſſen bereiten. Wir ſind einander nun gleich, und ich werde meine Pflichten erfüllen. Ueberläßt Du Dich aber dem Trunke, ſo überlaſſe ich Dich Deinem Schickſale. Du weißt, daß der Arzt Dir Waſſerſucht prophezeiht. Giebſt Du meinen Vorſtellungen nicht Gehör, ſo nimmt Dich in einem Jahre das Hoſpital auf, und was ich mit Ueberlegung durchgeſetzt habe, wird mir zum Unrecht."

Die Frau ſtand in ihrer unverſehrten Schönheit wie ein Todesengel vor dem armſeligen Manne. Er ſchauderte vor dem Lebensgange, den ſie ihm vorzeichnete; aber Alles, was ihn umgab, verbürgte die Wahrheit ihrer Rede, und die Noth lehrte ihn, in ihre Vorſchläge einzugehen. Ihre öde Wohnung war in wenigen Wochen unter ihren Händen reinlich, freundlich, bequem geworden; ihre verſchwenderiſche Kleidung hatte ſie gegen ein gemeines bürgerliches Gewand vertauſcht, in das er ſie täglich, aber gleich zierlich, gekleidet ſah; ſie war den ganzen Tag an einem Tiſche voll Gaze, Farben, Pinſel beſchäftigt. — Damals war die Fertigkeit in Arbeiten des Luxus noch viel ſeltener als jetzt; wer Talent dazu beſaß, war des Verdienſtes gewiß. Nicht Ehre, nicht Pflichtgefühl, ſondern Furcht vor einem kläglichen Tode, hatte Poppe bewogen, Juſtinens Vorſchlag einzugehen, und Juſtine hielt ihm Wort. Ihre Arbeiten erhielten ſo viel Beifall, daß ihre Zeit nicht ausreichte; ſie mußte eine Gehülfin annehmen und ward dadurch die Wohlthäterin eines ſehr gebildeten Mädchens, die, von Blattern entſtellt und gänzlich verarmt, bei ihr anſtändigen Unterhalt fand. Poppe hatte früher aus Langeweile den Pinſel geführt; Juſtine lehrte ihn ihre Blumenblätter malen. Er hatte aus Müßiggang ſeinem Gärtner zugeſehen, wie er Frühblumen zog; Juſtine vermochte ihn, dieſe

Kunſt im Kleinen zu üben. Poppe war aus Leere und Nachahmung ein Wüſtling geweſen, er ward aus Bequemlichkeit ein häuslicher Mann. Juſtine machte ihm Feſttage, ſorgte für alle ſeine Bedürfniſſe, ohne daß je ſeine Langſamkeit ihre Ungeduld, ſeine Unbehülflichkeit ihren Spott erregt hätte. Daß Juſtine in dieſen Verhältniſſen nicht glücklich war, geben wir zu, allein man hätte ihr unrecht gethan, ſie für herzlos zu halten. Es war die Eigenthümlichkeit ihres Weſens, daß ihr Verſtand ſich ſo überwiegend vor ihrer Empfindung ausgebildet hatte; deshalb hatte ſie nie die Liebe gekannt. Bei der zweckmäßigen Thätigkeit, die ihr jetzt Beruf, Unterhalt, faſt Ueberfluß gewährte, ward ihr Herz weich, und ſie gewann für Poppe die Zuneigung einer Mutter für einen mißrathenen und nun unglücklichen Sohn. Doch ihre Sorgfalt konnte das Uebel nicht abwenden, das er ſich durch ſeine üppige Lebensweiſe bereitet hatte; er ſtarb nach ſchweren Leiden, in der Zeit, da Holm den Kriegsdienſt verließ.

Holm's männlicher Charakter ſtand mit Juſtinens kräftigem Willen zu ſehr im Einklange, als daß ſie nicht ſeine Lieblingsſchweſter hätte ſein ſollen. Während ſeiner Dienſtjahre waren ihm die nähern Umſtände ihres Schickſals nur durch des Vaters ſehr nachtheilige Berichte bekannt geworden, Dieſer war in dem letzten Jahre geſtorben, und er lernte ſie, die das väterliche Haus in ſeinen Knabenjahren verließ, erſt jetzt kennen. Er fühlte lebhaft das Unrecht, das ſie verſchuldet hatte, aber in demſelben wie in dem Erſatze, den ſie ihrem unwerthen Gatten geleiſtet, war eine Gemüthskraft, die ihn mit Achtung erfüllte. Weit entfernt, ſie von ihrer Beſchäftigung abzuziehen, gab er ihr Beifall, als ſie eine zweite Gehülfin, die ſie in ſehr zartem Alter aufgenommen hatte, als Tochter adoptirte. — Eben dieſe Schweſter nun war es, die ihn auf ſeiner Reiſe zu Marien begleitete, und ſie hatte nicht wenig beigetragen, ſeine Anforderungen an die Weiber zu beſtimmen.

Seine jüngere Schweſter, Laura, hatte auf einem ganz verſchiedenen Wege eben dieſe Anforderungen an das weibliche Geſchlecht beſtärkt. Weniger ſchön als Juſtine, zog ihre Friſche und Lebendigkeit ihr mehr Bewunderung zu, als jene erregt hatte. Viel jünger als Juſtine, war ſie Zeuge aller der unglücklichen Folgen einer erzwungenen Ehe geweſen und daher feſt entſchloſſen, ihre freie Wahl zu behaupten. Schwerlich kann der Gegenſtand einer leidenſchaftlichen Liebe der einer freien Wahl genannt werden, da Freiheit ſich mit Leidenſchaft wenig verträgt. Laura fand aber ihre Freiheit darin, ſich nach den heftigſten Widerſprüchen von Seiten ihres Vaters — ihre Mutter hatte ſie damals ſchon durch den Tod verloren — mit dem Manne ihrer Wahl zu verbinden. Lehſten, ſo hieß er, war einer der liebenswürdigſten Männer, den die Natur je geſchaffen und günſtige Umſtände je gebildet haben; gerade darum am liebenswürdigſten, weil keine überwiegend glänzende Eigenſchaft ihn zum Gegenſtande der Eiferſucht mittelmäßiger Menſchen machte. Seine Liebenswürdigkeit beſtand in einer Harmonie ſeines geiſtigen und körperlichen Seins, die nie Erwartungen erregte, aber immer befriedigte, beſänftigte, erfreute; Klarheit des Geiſtes, Leichtigkeit des Vortrags, Richtigkeit des Urtheils, ſchnelle Ueberſicht der einzelnen Theile verhinderten ihn und Andre, die Lücken ſeines Schulwiſſens zu empfinden; die Deutlichkeit, mit welcher er ſeine Anſicht darſtellte, gewann ſeine Zuhörer ſo mächtig, daß ſie ſelten die ſchwache Seite wahrnahmen, von der ſie hätte angegriffen werden können. Lebſten war Lehrer an einem neu eingerichteten Erziehungsinſtitute und hatte, nach damaliger Landesſitte, einen Titel, der ihn höher als ſein Einkommen und ſein

Amt ſtellte. Nachdem er und Laura lange vergeblich um des alten Holm Einwilligung zu ihrer Verbindung gebeten hatten, ward ſie endlich durch das Vorwort und die Verſprechungen eines mächtigen Beſchützers des liebenswürdigen Lehſten vermittelt. Die Heirath ging vor ſich, die Verſprechungen blieben leider unerfüllt, denn jener mächtige Gönner ſtarb, ehe er ſie zu verwirklichen vermochte, und Laura mußte ihren Haushalt, da ihr Vater keine Unterſtützung geben konnte, mit dem kleinen Einkommen eines Inſtitutslehrers führen. Es kamen Kinder, es kamen Sorgen, die allein auf Laura laſteten; Lehſten hatte nur eine hiſtoriſche Kunde von ihnen, die praktiſche verbargen ihm ſeine Amtsgeſchäfte, ſein ſorgloſer Charakter und ſeiner Gattin weibliche Staatskunſt. Laura hatte oft beobachtet, wie die Vernachläſſigung häuslicher Geſchäfte das häusliche Leben unheimlich und troſtlos macht, aber faſt noch öfter, wie eine ängſtliche, nur auf die Geſchäftigkeit beſchränkte Sorgfalt demſelben alle Anmuth raubt. Das Bedürfniß der Anmuth — wenn ein ſo ätheriſches Etwas wie Anmuth an einen ſo irdiſchen Begriff wie den des Bedürfniſſes gereiht werden darf — war bei Laura ſo vorherrſchend, daß ihre Thätigkeit, ihre Erfindſamkeit, ihr Dulden und Thun nach ſeiner Befriedigung ſtrebte. So beſchränkt ihre Mittel waren, behielt daher ihre Häuslichkeit heitere Formen, und Ordnung erſetzte nicht allein den Ueberfluß, ſondern verbarg oft den Mangel. Laura legte Hand an jedes häusliche Geſchäft, aber nie mit Taglöhner-Schwerfälligkeit, ſondern mit der Begier des eifrigen Dilettanten, Etwas gedeihen zu ſehen, und immer zur rechten Zeit, am rechten Ort, ohne Schlaf noch Kräfte zu ſchonen. Kam dann Lehſten aus ſeinem Hörſaale, ſeinem Arbeitsſtübchen zu ihr, ſo fand er ſie immer fähig zu heiterer Mittheilung, geiſtigen Genüſſen und geſellſchaftlicher

Freude. Sein einfacher Sinn ſtrebte nach keinem koſtſpieligem Zeitvertreib, aber er geſellte ſich zu jeder geſellſchaftlichen Freude, zu der man ihn als fröhlichen Geſellſchafter eifrig einlud. Laura entzog ſich dieſen Zerſtreuungen, und ſo heiter für ſie die Stunde verfloß, mangelte es, bei ihrer einſamen Abendarbeit, nicht an Momenten, wo ſie die drohende Ausſicht, mit ihrer Thätigkeit nicht immer ausreichen zu können, ins Auge faßte.

Dieſe geiſtvolle Häuslichkeit erhielt unerwartet eine Erleichterung durch eine Entdeckung, die Laura an ſich ſelbſt machte. Ein Scherz, eine Wette mit Lehſten, durch die Lectüre eines unwichtigen Romans herbeigeführt, veranlaßte ſie, die nie die Feder zu einem andern Gebrauche als zu Hausrechnungen und Abſchreiben ihrer Lieblingsgedichte angewendet, eine kleine Erzählung zu ſchreiben. Lehſten nahm die Blätter, herzliche Scherze vermuthend und zu Gleichem bereit, in die Hand, las, las vorwärts und dann wieder zurückblätternd, blickte einmal mit ſeinen ſtrahlenden Augen auf ſeine Frau, die halb ſchmollend am Nähtiſche ſaß, und fragte: „Laura, Das ſchriebſt Du?“ und las weiter, erſtaunt über die Wahrheit, Innigkeit, Wärme des Ausdrucks und das Intereſſe der Geſchichte. Laura ſpottete über ſein Lob, ohne Demuth, ohne Eitelkeit, ſehr beluſtigt, ebenſo geſchickt wie der bourgeois gentilhomme geweſen zu ſein, der, ohne es ſelbſt zu wiſſen, Proſa zu ſchreiben im Stande war. Lehſten ſandte Laura's kleine Erzählung unter fremdem Namen in ein Journal ein, wiewol es ihm nicht in den Sinn kam, ſeine Frau zu [illegible] Erwerbe mit ihrer Feder aufzufordern. Laura betrachtete mit komiſchem Erſtaunen und kindiſcher Verſchämtheit das erſte ausgezahlte Honorar und überraſchte von da an von Zeit zu Zeit ihren Mann mit den Früchten ihrer Phantaſie, die vom Publicum dankbar aufgenommen, vom Verleger dringend erbeten wurden. Dieſe, von Niemandem geahnte, literariſche Thätigkeit ward eine Würze von der Gatten häuslichem Leben. Sie lebte in ihren Erzählungen die reiche Mannichfaltigkeit der Empfindungen, welche ſelten eines Menſchen Leben entwickelt, die ihr die Beſchränkung des ihrigen nie dargeboten hatte. Sie erfuhr mit Bewußtſein, was ſo Manche ihres Geſchlechts die Bühne zu betreten verleitete, den Genuß, in der Phantaſie zu empfinden, was die Wirklichkeit verſagt. Ein gutes, vielleicht häßliches Kind ſehnt ſich, wenigſtens auf den Brettern einmal einen Liebhaber zu ſeinen Füßen zu ſehen, oder gar als Königin den rauſchenden Beifall eines ganzen Volkes zu ernten. — Hat doch gewiß die Sucht des Romanleſens zunächſt dieſen Grund bei jungen Mädchen: vorzuempfinden, was ſie noch vom Leben hoffen; bei oft ſehr betagten Frauen, bei denen dieſe Sucht auch noch vorhanden ſein kann, iſt ſie ihnen unbewußt der leiſe Nachhall Deſſen, was ſie einſt empfanden, oder gern empfunden hätten. — — —

Jene literariſche Thätigkeit ward eine Erholung bei Laura's anſtrengendem häuslichem Berufe und bald ein Hülfsmittel, ihre Sorgen zu erleichtern. Bis dahin hatte ſie ihr gar keinen Werth beigelegt als die Freude, welche ſie ihrem Gatten damit machte; wie aber die Bedürfniſſe ihrer Familie zunahmen, und ſie ihre ſchriftſtelleriſche Thätigkeit als Kraftanſtrengung übte und empfand, entſpann ſich in ihr unwillkürlich ein Vergleich zwiſchen ihrem und ihres Mannes täglichem Leben. Er ſetzte das ſeine ſorglos, heiter, in Erfüllung ſeiner übernommenen Amtspflicht und anderer Leiſtungen, in eben der Abwechſelung von Arbeit und Ruhe, Geſchäftigkeit und Geſelligkeit fort wie in den erſten, kinderloſen Jahren ihrer Ehe; für Laura nahm die Geſelligkeit ab, hörte das Ausruhen auf, und die Berechnung, daß ohne den Ertrag ihrer

„Schreibereien“, wie ſie es ſpottend nannte, der Haushalt nicht beſtehen könnte, machte ſich ihr unbewußt und reihte ſich ihrer Betrachtung an. Ihr klarer Verſtand, der ihr bei ihrem Romanſchreiben Herzensanalyſe gelehrt hatte — der Romanſchreiber, welcher Seelenzuſtände ſchildern, nicht nur Tableaux malen und Effecte produciren will, gewinnt an Seelenkunde, indem er ſeine Einbildungskraft der Erfahrung ebenſo gut anpaßt, als jene von dieſer nährt — alſo Verſtand und Herzenkunde belehrten ſie, daß ihr Verhältniß zu Lehſten, als Gatten, verſchoben ſei. In der Volksclaſſe, wo beide Gatten erwerben, behält die Ehe, ſo lange die Mühen gleichmäßig vertheilt ſind, ihren wahren Charakter und Zweck. Wird die Frau zu dem belaſteten Theile gemacht, ſo ſehen wir die Rohheit in derſelben zunehmen, bis zu dem Wilden, der ſein Weib zum Laſtthiere macht. Laura zog aus dieſen Betrachtungen keinen Vorwurf — deſſen iſt wahre Frauenliebe nicht fähig, und Lehſten war ein ſo makellos *guter* Menſch! ein Lob, das zu ſelten verdient wird, als daß deſſen Werth begriffen werden könnte! — ſie war ſo gewohnt, ihn über Alles zu lieben, ſie fühlte ſich in ihm, durch ihn ſtets ſo geehrt, daß ſie nie bis zum Tadel ſeiner Sorgloſigkeit gelangte. Die treue Freundin, die ſorgfältige Mutter, die vertrauende Gattin hätte durch Gründe, welche die Natur der Sache darbot, den Gatten über ſeine Obliegenheit belehrt, wie er, um ſeines Weibes Oberhaupt zu bleiben, um ihre völlige Achtung zu behalten, *Ihr Pair* in der Bemühung um des Hauſes Wohl bleiben müſſe. Lehſten würde Das eingeſehen, würde danach gethan haben. Aber dieſe überlegene Weisheit war Laura nicht gegeben, ihre Weichheit hinderte ſie an der äußern Faſſung, und der Stolz der Liebe machte ſie erſchrecken vor dem ausgeſprochenen Worte: Der, den ſie über Alles liebe, bedürfe Zurechtweiſung von unmännlichem Thun. Sie hätte ihn damit getadelt und hätte Dem, was ſie bisher geleiſtet, einen Werth gegeben, der den Mann, dem Weibe gegenüber, demüthigen mußte. Leichter als Dieſes gelang es ihr, ſich eine neue Anſicht der Männer zu erſinnen und Lehſten's Fehler als unvermeidliche Eigenthümlichkeit ſeines Geſchlechts zu betrachten, die mit täglich erneuter Kraftanſtrengung zu tragen ihr zukomme. „Die Männer ſind alſo", ward ihre Ueberzeugung; wären die Männer aber alſo, ſo würden die Weiber, die wie Laura die Belaſteteren ſind, auch die Stärkeren ſein, würden auch die natürlichen Oberhäupter des Hauſes ſein, und die Würde und das Glück der Ehe wären damit zerſtört. Lehſten's überwiegender Werth als Menſch, und Laura's zarter weiblicher Sinn konnten es dahin nicht kommen laſſen. Laura's Liebe nahm einen neuen Charakter an, vermöge deſſen Lehſten's Unrecht Bürgerrecht erhielt; ſie glich je mehr und mehr der mütterlichen Liebe, welche duldet und verzieht und verzeiht, aber nicht mehr ſcherzt und nicht mehr gaukelt, welche ſchont und ſich widmet, keinen Dank erwartet, ſich jedoch auch keine Ergießung erlaubt. Da nun aber der Menſch nur bei großen Anläſſen Held ſein kann, wird er bei täglich wiederkehrenden kleinen Mühen und Aufopferungen gar leicht zum Märtyrer, und Das paßt ſich nicht zum Glück des häuslichen Lebens.

Lebſten nahm die in Laura vorgehende Veränderung wahr und irrte wie ſie. Ein dunkles Gefühl ſagte ihm, daß in ihm nicht Alles recht ſei, doch des Grübelns ungewohnt, unterſuchte er ſich nicht ſelbſt. Er fürchtete, durch eine Erörterung über ſeines Weibes befremdliche Stimmung nur ſich und ihr eine böſe Stunde zu machen, und ſchwieg. Oft dachte er auch: „Die Weiber ſind wol ernſter, wenn die Mutterwürde heranwächſt", und wie Laura einſt ſeinen Scherz ohne

Theilnahme anhörte, ſagte er lächelnd: „Pſyche ward älter und klug, Amor blieb immer ein Kind.“ Und dabei war er ſo gewinnend und heiter, daß Laura mit den Thränen der innigſten Liebe an ſeine Bruſt ſank. Wie nun Alles bei den Menſchen der Macht der Gewohnheit erliegt, ſo wurden auch Dieſe ihren Irrthum, wie einen Nebelhimmel, gewohnt, ſodaß ihre Ehe dabei eine der beglückendſten und würdigſten blieb.

So fand Holm ſeine jüngere Schweſter, wie er nach vielen Jahren als ausgebildeter Mann zu ihr zurückkam. Er verſtand aber Laura nicht, und ſehr bald ſein Misverſtehen empfindend, verbarg ſie ihr Eigenthümlichſtes vor ihm. Deshalb hielt er ſie nur für eine geiſtvolle Schwärmerin, beſchuldigte Lehſten, ihren überſpannten Anſichten von der Liebe in der Ehe zu ſchmeicheln, und ſo bildete ſich, während er Lehſten's angebliche Schwäche tadelte und Juſtinens ſtarre Kraft bewunderte, ſeine Anſicht vom Charakter des Mannes und des Weibes in der Ehe.

Holm hatte ſeine Marie, obgleich ſeine Bewerbungszeit um ſie nicht kurz geweſen war, doch wenig, und wie Das bei geſellſchaftlichen Vereinen ſo oft der Fall iſt, nur aus ſehr einſeitigen Geſichtspunkten geſehen. Er hatte die Hauptzüge zu ihrem Bilde aus ihrer kindlichen Liebe, ihrer Treue, aus ihrer Entſchloſſenheit, ihm zu folgen, zuſammengeſetzt, und bei dieſer letzten überſehen, daß der Muthloſe aus Furcht wagt, was der Muthige aus Wahl unternimmt. Ihr liebes, anmuthiges Bild paßte, wie er es zuſammengeſetzt, zu ſeinen Anforderungen an die Ehe, die der reife Mann von der Bewerbungszeit ſcharf unterſcheidet. Dieſe geſtattet, ja ſie fordert Leidenſchaft, denn bei der Bewerbung hat die Liebe mit Hinderniſſen zu kämpfen; mit der Ehe hört das Bewerben auf, die Hinderniſſe ſind beſeitigt, das Bündniß anerkannt. Wie kann bei ſo veränderten Umſtänden die Liebe, jene Liebe des Bewerbens, in den Eheſtand übergehen? Liebe iſt ein Schiffen im Sturme, Ehe ein Anbau am ſichern Ufer; Liebe hat Zweifel, Ehe nur Zuverſicht. So ordnete es die Natur der Verhältniſſe. Aber eben weil es die Natur that, können nur ganz natürliche Menſchen, oder ſolche, welche durch vollendete Bildung die Natur wieder verſtehen lernten, ſich in dieſe Ordnung finden; für ſie iſt Liebe, Ehe und Tod der Baum des Menſchenlebens in Blüthe, Frucht, Ernte und Winterſchlaf zu neuem, neue Blüthe treibendem Leben. So könnte jede Ehe ſein; allein die Menſchen bringen widerſtreitende, auch erniedrigende Zuthaten hinzu. Der Mann weiß die Sinne nicht zu beherrſchen, das Weib nicht die Phantaſie. Der Mann ſetzt ſich die Erfüllung der Amtspflicht, — den Erwerb als Inbegriff ſeiner Pflichten, wobei das Herz und de

Geiſt der Gattin verarmt und Gemeinheit am Herde oder leere Geſellſchaftseitelkeit ſie entſchädigt. Die Frau hält ihre eheliche Treue hoch wie eine Kriegsbeute und vergißt dagegen, ihrem Gatten zu gefallen. Und dieſe traurige Darſtellung finden wir doch nur bei mehr oder weniger gebildeten Menſchen verwirklicht; gröbere Irrthümer ſchließen wir aus unſern Betrachtungen aus.

Marie hatte ſich in ihrer unerfahrenen Schwärmerei die Ehe als ein Leben in ungeſtörter Liebe gedacht. Was ſie darunter verſtand, hätte ſie, ſich ſelbſt fragend, gewiß nicht zu ſagen gewußt. Holm hatte ſich in ihr Zuverſicht, Ruhe, Gleichgewicht der Empfindung verſprochen und war ſich klar bewußt, von ſeiner Seite dieſe Glückselemente zum gemeinſchaftlichen Schatze zollen zu können. Er hatte viel, hatte verdrießliche Arbeit, die ihn Tage lang an ſeinen Schreibtiſch bannte. Er bat Marie, ſich mit ihrem Nähkörbchen in ſein Schreibzimmer zu ſetzen, denn ihre Nähe erfreute ſein Herz. Marie kam mit freudig klopfender Bruſt, rückte das Tiſchchen an das Sopha und erwartete tändelvolle Stunden, wie ſie in ihrem ängſtlichen Brautſtande kaum flüchtige Minuten genoſſen; aber Holm blieb vor ſeinen Papieren ſitzen und ſagte mit Innigkeit: „Nun ſei hübſch ſtill, dann gelingt mir die Arbeit gewiß.“ Marie erkannte wol den Werth von dieſer Art Huldigung, aber ſie entbehrte die Seligkeit, die ſie geträumt hatte. Marie wählte ſich einen Ballanzug und fragte Holm wegen Farbe und Form; er lachte ungeheuer, ſchob Bänder und Läppchen von ſich und verſicherte: ſobald ſie etwas trage, ſei es das Schönſte. — „Auf des Commandanten Ball erklärteſt Du mir doch die Urſache, warum Hellgelb mir nachtheilig ſei“, bemerkte das Frauchen halb ſchmollend. „Da durfte ich Dir noch nichts Klügeres ſagen, oder ich war wirklich ein Geck;

jetzt ſage ich Dir mein Klügſtes und Beſtes und würde Dir ernſtlich abrathen, wenn Du Deine holde Schönheit mit einer Modefahne entſtellteſt; aber ob Du ſie mit Blumen oder Federn, mit Roth oder Grün zierſt, Das iſt mir einerlei. Du weißt wol, wie Du am ſchönſten biſt!" ſetzte er, ſie ſanft umarmend, hinzu. Marie erröthete; ſie empfing eine Huldigung, wo ſie nur ein Gekoſe erwartet, und war doch nicht zufrieden.

Holm's Schweſter Juſtine geſtand ſich unverholen ein, daß ihre Eigenthümlichkeit, ihr Alter und ihr Ernſt ſie nicht geſchickt machten, Mariens vertraute Freundin zu ſein, ſie ſuchte daher bei ihr als angenehme, theilnehmende Geſellſchafterin einen ſichern Halt zu gewinnen, und Das gelang ihr; denn ſo wenig Juſtine in Mariens ſchwärmeriſche Empfindungen einging, ſo wenig ſie ihre unſchuldigen Eitelkeiten theilte, verfloſſen ihr die Stunden in Juſtinens Unterhaltung doch flügelſchnell, und ſie fand ſie immer bereit, ihr mit Rath und That bei ihrer Toilette zu helfen. Juſtine durchſchaute das Verhältniß der Eheleute; ſie belehrte Holm über die Unbilligkeit, die er begehen würde, wenn er es nicht der Zeit überließe, Mariens Verſtand zu reifen und ſie zur Gattin zu erziehen, wie ſie unter wenig günſtigern Umſtänden, vermöge ihrer herrlichen Anlagen, ſich zur liebenden, pflichterfüllten Tochter gebildet habe. Holm verſtand die verſtändige Frau; er war bemüht, ſein häusliches Wohlſein nach ſeines guten, liebenden Weibes Wünſchen, nicht nach den ſeinigen zu modeln; er pflückte freundlich jede Blume, die auf ſeinem Pfade ſproßte, und wendete ſorgfältig den Fuß, damit er deren keine zertrete. Wäre Juſtine am Leben geblieben, ſo würde ſie vielleicht bis zu der Reifezeit, die ſie prophezeihte, dieſe beiden geliebten und liebenden Menſchen zweckmäßig geleitet haben; aber ſie ſtarb. Holm empfand, wie ſie ihm fehlte, mit tiefem Schmerze, daß eine Andre als ſein Weib ſeine Vertraute, ſeine Stütze geweſen, und ſeine Heiterkeit erhielt einen Anſtrich männlichen Ernſtes. Marie hielt dieſe Stimmung für die Trauer um Juſtinens Tod, und, wie ſie ihrem ſchmeichelnden Troſte nicht weichen wollte, für Erkältung ſeiner Liebe; als ſich ſein Ernſt aber auch in ſtrengerer Aufmerkſamkeit auf die Behandlung ſeiner Kinder ausdrückte, ſchien er ihr Herrſchſucht.

Dieſer Ueberreiz des Gefühls, welcher in Marien je länger je mehr das Gleichgewicht mit ihrer beſſern Einſicht ſtörte, war der Vorbote des Uebels, das ſich, nachdem ſie Mutter zweier lieben Kinder geworden war, in ihr entwickelte. Wahrſcheinlich hatte die Krankheit, die ſie in dem letzten ſtürmiſchen Jahre ihres Mädchenlebens erlitt, den erſten Keim dazu in ſie gelegt, und ihre Aeltern trugen durch die thörige Behandlung der Armen die Schuld ihres frühen Verblühens.

Die Verſöhnung der alten Falks mit ihren Kindern hatte ſchon längſt ſtattgefunden; man hatte ſich gegenſeitig beſucht, die Mutter hatte ſich an der Vornehmigkeit der Tochter, der Vater an dem Ehrenplatze, der ſeinem Schwiegerſohne überall eingeräumt wurde, ergötzt; allein Holm, der ſich gern an den Grundſatz hielt, den böſen Augenblick nicht zu ſcheuen, wenn er durch ihn einer böſen Stunde zuvorkommen konnte, hatte Marien begreiflich gemacht, daß ein ununterbrochenes Beiſammenſein, eine vertraute Nähe beide Theile nicht erfreuen werde. Das Naturgefühl modificirt ſich mit der fortſchreitenden Bildung, es wird von ihr nicht erſtickt, noch entartet, ſo wenig wie die Bildung ſelbſt eine Entartung der Natur iſt. Das gebildetere Kind muß gegen der ungebildeteren Aeltern Begriffe anſtoßen, wird aber ihr Wohl, ihre Freude mit inniger Hingabe befördern; es ſuche alſo zwiſchen ihnen und ſich ſelbſt das Verhältniß feſtzuſetzen, wonach es am wenigſten Anſtoß giebt, ihnen die ungeſtörteſte Freude bereitet; nicht das, welches für den Augenblick Herzlichkeitsfülle verſpricht. Weil aber Verſchiedenheit der Bildung — und vor vierzig Jahren war dieſe in den kleinen Städten von der in den Reſidenzen, und die der höheren von der der unteren Stände ungleich verſchiedener als jetzt — weil dieſe Verſchiedenheit die Verhältniſſe viel unvereinbarer ſpaltet als der Unterſchied des Standes: ſo mögen doch die Aeltern dieſe anerkennen und ihre Kinder nicht über die Bedürfniſſe ihres Standes erziehen. Vorzügliche Anlagen bringen jedem Stande Ehre, überwiegendes Genie bricht ſich durch die Schranken jedes Standes die Bahn zu der ihm gebührenden Höhe; da hingegen hochgeſpannte Anſprüche bei mittelmäßigen Anlagen das Erreichbare gar zu leicht als das Nichtzuerreichende anſehen laſſen. Holm ſah ſein Verhältniß zu ſeinen Schwiegerältern ohne Täuſchung der Empfindung oder Eitelkeit an und vermied, ſie an ſeinen Wohnort zu ziehen. Marie erkannte die Richtigkeit von ihres Mannes Beweggründen, aber ihre Empfindung gab ihnen nicht nach; ſie fühlte nur die Entbehrung, nicht in der Nähe der nun verſöhnten, nun ihr Beifall gebenden Aeltern zu leben, und gehorchte, anſtatt gemeinſamen Willen zu vollſtrecken. Sie fühlte zu zart, ſie hatte zu viel Stolz, um gegen eine Bekannte aus ihrem geſellſchaftlichen Kreiſe zu klagen; Juſtinens Tod ſchien ihr nun ein Verluſt. Vielleicht wäre Laura jetzt ihre Vertraute geworden, allein dieſe war ihrem Manne nach einer berühmten Univerſität, wohin er berufen wurde, gefolgt. Sogar die kleinliche Aufheiterung der Geſellſchaft war ihr jetzt oft verſagt, da ihre Geſundheit große Schonung verlangte, und ſo von unſtatthaften Wünſchen und erzwungener Entſagung getrübt und durch Holm's immer gleiche, innige, ſorgfältige Liebe getröſtet, bildete ſich in ihr, aus ganz andern Urſachen, bei ganz verſchiedenem Charakter, dieſelbe Anſicht, die Laura ſich vom Looſe ihres Geſchlechtes gemacht hatte; — daß Entſagung und Aufopferung ſeine Beſtimmung ſei, glaubte auch ſie. —

Die alten Falks hatten den gewöhnlichen Fehler gutmüthiger, leidenſchaftlicher Menſchen begangen, die bald durch Vorurtheil, bald durch Vorliebe, am meiſten aus Bedürfniß, ſich mitzutheilen, den Schlechten zu unbehutſam bei ſich aufnehmen, um nicht durch ſeinen Schmuz beſudelt zu werden. Vetter Chriſtoph und ſeine Frau hatten Mittel gefunden, ſich wieder bei ihnen einzuſchmeicheln. Chriſtoph war zu klug, um Holm bei ſeinem Schwiegervater zu verläumden, ſeine nächſte Abſicht war nur, von der alten Leute Gutherzigkeit den täglichen Vortheil zu ziehen, und er erwartete von der Zeit eine Gelegenheit, ſeine Habſucht wie ſeinen Haß gegen die ganze Familie zu befriedigen.

Leider fand ſich dieſe bald. Bei einer Geſchäftsreiſe nach dem Orte, wo der oft erwähnte Großoheim ſtarb, traf er auf einen alten Mann, den ehemaligen Diener Deſſelben, den der alte Falk, aus den beſten Gründen, nach des Oheims Tode ſehr unfreundlich entlaſſen hatte. Gleiche Schlechtigkeit machte dieſe Beiden ſchnell vertraut, und der noch immer rachſüchtige Diener verſicherte dem Kammerrath, daß der Großoheim bei der Unterzeichnung ſeines Teſtamentes ſeiner Sinne nicht mehr mächtig geweſen ſei. Zugleich erbot er ſich, zwei noch lebende Zeugen, die Krankenwärterin und den damals gegenwärtigen Wundarzt, zur Stelle zu ſchaffen. Chriſtoph ſparte weder Ueberredung noch Koſten, um ſich die Zeugniſſe dieſer drei Menſchen zuzuſichern. Er wußte als Rechtsgelehrter ſehr gut, daß ſie keinen Beweis führen konnten, aber er weidete ſich an dem Gedanken, die Ehre und Ruhe des alten Paares und die Gelegenheit, Holm bittere Kränkung zuzufügen, in ſeinen Händen zu haben. Stets hatte ihm, von ſeines Vaters Gehäſſigkeit veranlaßt, eine Ahnung dieſer Umſtände vorgeſchwebt; dieſelbe hatte jeden Keim von Dankbarkeit, den des alten Falk's Wohlthaten in ihm hätten ausſäen können, erſtickt und, im Gegenſatze zu ſeiner Abhängigkeit, Kriecherei und Eigennutz zu den Hauptzügen ſeines Charakters gemacht. Wäre er mit Klugheit verfahren, ſo hätte es ihm leicht gelingen können, die alten Leute durch ſeine Documente, ſo mangelhaft ſie waren, ſolchergeſtalt einzuſchüchtern, daß er Nachgiebigkeit hätte erzwingen können; allein das Bewußtſein, den alten Falk in ſeiner Gewalt zu haben, machte ihn plump. Eine grobe Zudringlichkeit von Frau Lore entzweite die Weiber von neuem; Chriſtoph, deſſen zuverſichtliche Forderung von einem Geldvorſchuſſe zu einem Hauskaufe einen Wortwechſel herbeigezogen, war ſo unvorſichtig, dem alten

Falk mit den in ſeinen Händen befindlichen Zeugniſſen zu drohen. Der alte Mann war ſtets redlich geweſen, er hatte ſich, in Bezug auf des Oheims letzten Willen, keine Ueberredung zu ſeinem Vortheile zu ſchulden kommen laſſen, auch war des Oheims Unwillen über ſeinen unwürdigen Bruder ſtadtkundig. Geſetzwidriges konnte nicht vorgefallen ſein, ſonſt hätte es ſchon damals ſein enterbter Bruder zu ſeinem Beſten benutzt; aber ohne Vorwurf war Falk nicht geblieben, und deshalb ward ſeinem ohnehin ſchüchternen Gemüthe Freudigkeit und Zuverſicht über dieſen Vorgang fremd. Je redlicher er war, je mehr erhielten ſeine guten Handlungen den Charakter der Sühne, doch ſeine Beſchlüſſe wurden zum Starrſinn. Wie Alles im Menſchen ſowie in der Natur nie ſtill ſteht, ſondern wächſt oder abnimmt, ſo war Falk's trübe Stimmung auch mit den Jahren, beſonders ſeit ſeinem häuslichen Unfrieden, gewachſen und hatte ſeine Geſundheit geſchwächt, ſodaß des rohen Vetters giftige Drohung ihn aufs Krankenlager warf. Die Mutter Falk, welche bei dem widrigen Auftritte gegenwärtig geweſen war, machte Marien ohne Vorſicht damit bekannt und drückte ſich dabei ſo heftig und übertrieben aus, daß Holm ſelbſt fürchtete, Chriſtoph habe eine Anklage beabſichtigt.

Marie ward durch den Brief ihrer Mutter in die gefährlichſte Spannung verſetzt. Vergeblich verſicherte ihr Holm, daß des Vetters Zeugniſſe zu keinem Beweiſe hinreichten; ſie hielt ſeine Faſſung für Kälte gegen eine Gattin, deren Vater dem Geſetze anheimfallen ſolle. Dieſen erſchütternden Vorwurf der Kälte wollte Holm wenigſtens überzeugend widerlegen, indem er beſchloß, unverzüglich nach Draiſen zu gehen und den alten Schwiegervater durch ſeine eigene Einſicht in den Vorgang zu beruhigen. Marien war der Beweggrund von Holm's Zuverſicht unbekannt. Das Schickſal trat hier ſeltſam ins Mittel: Holm hatte vor länger als einem Jahre in dem draiſener Bezirk eine Bauinſpection gehabt, die ſo ſehr zum Nachtheile des daſelbſt angeſtellten Baumeiſters ausgefallen war, daß er ſeines Amtes entſetzt ward. Unter dieſes Mannes, Holm amtlich übergebenen, Papieren befanden ſich, durch des Angeklagten Unordnung, Actenſtücke über eine Privatverhandlung zwiſchen Demſelben und dem **Vetter-Kammerrath**, welche darthaten, daß der **Vetter**, vermöge einer falſchen, durch Beſtechung von dem Baumeiſter erlangten Schätzung, ihm anvertraute Mündel bei einem Hausverkaufe ſchändlich betrogen hatte. Es iſt eine täglich wiederholte Erfahrung, daß Schelme nie vorſichtig genug ſind. Die Aufbewahrung dieſer Papiere war ebenſo unnöthig wie gefährlich, und dennoch hatte ſie der Baumeiſter zu ſeinen Geſchäftsſachen gelegt. Holm entzog ſie den Augen ſeiner Subalternen und beſchloß, bei einem perſönlichen Zuſammentreffen mit dem Vetter, Dieſen durch deren Vorlegung zum Schadenerſatze gegen ſeine Mündel zu zwingen. Die Gelegenheit dazu hatte ſich noch nicht gefunden; der Vorgang in ſeines Schwiegervaters Hauſe gab aber dieſen Papieren einen doppelten Werth.

Holm reiſte unverzüglich nach Draiſen und begab ſich, ohne vorher ſeinen Schwiegervater, von deſſen beſſerem Befinden er Nachricht erhalten hatte, zu begrüßen, zu dem Kammerrathe, der ſeinen Beſuch weder wünſchte, noch erwartete und daher ſehr betroffen und etwas armſündermäßig ausſah. Ohne weitere Vorbereitung erzählte ihm Holm die Art, wie er zu den Beweiſen ſeiner vormundſchaftlichen Veruntreuung gekommen ſei, und machte ihn aufmerkſam, wie er, nach der neuen, ſehr geſchärften Verordnung über das Vormundſchaftsweſen, ſeine Ehre und ſeinen Wohlſtand in ſeiner Hand habe. „Vielleicht“, fuhr er fort, „heiſcht es meine Pflicht, die Anzeige zu machen, aber dann kommen Sie um Ihr Amt, und Schande und Verarmung bieten Ihnen noch häufigere Veranlaſſung zu Schurkereien. Ich werde alſo dieſe Papiere ſorgfältig verwahren und auf den Fall Ihres Todes für deren Vernichtung ſorgen, doch nur unter der Bedingung, daß Sie mir binnen jetzt und morgen Abend den **Beweis ſtellen**, daß Sie Ihre **lügenhaften Vormundſchaftsrechnungen amendirt haben, und weiter, daß Sie mir die** zum Nachtheile meines Schwiegervaters geſchmiedeten Zeugniſſe ausliefern und zugleich eine Erklärung, daß Sie an jenem Abend im Zuſtande der Trunkenheit geſprochen haben. Sehen Sie, hier iſt ſie aufgeſetzt. Morgen Abend komme ich wieder zu Ihnen, dann ſtellen Sie mir Ihre falſche Vormundſchaftsrechnung zu und zeigen mir die berichtigte. Dieſe Zeugniſſe Ihres Betrugs bleiben mit den Beweiſen, die ich in des Baumeiſters Papieren fand, in meinen Händen, und nach mir in anderen, ſicheren, und halten Sie an, ehrlich zu verfahren bis an Ihr Ende. So wie ich einen ſchlechten Streich von Ihnen höre, lege ich ſie dem Fürſten vor." Bei des Kammerraths Zorn, Kriechen, Sträuben und Gehorchen wollen wir uns nicht aufhalten; der Gegenſtand iſt zu widrig; genug, Holm erreichte ſeinen wolberechneten Zweck. Er erhielt die Zuſage der berichtigten Rechnung, die Unterſchrift der Erklärung und die zweideutigen Zeugniſſe über des Großoheims Teſtament. Mit dieſen letzten begab er ſich eilig zu ſeinen Schwiegerältern, um durch ihren Anblick ſowol die Klagen als die wiederholte Erzählung des ärgerlichen Vorganges abzukürzen, weil bei ihnen die Phantaſie ſich immer erhitzt, und die Wahrheit zu kurz kommt. Die guten Alten waren über Holm's unerwartete Ankunft dankbar erfreut, obſchon ſich ihre Freude in neuen Jammer und neue Klagen gegen den Vetter ergoß. „Nun der Vetter iſt zur Vernunft gebracht“, ſagte Holm ſorglos, „bei Dem bin ich ſchon geweſen, und er hat mir's ſchriftlich geben müſſen, daß er betrunken war, wie er das dumme Zeug ſchwatzte. Laſſen Sie ſich dieſe Leute nicht wieder zunahe kommen, thun Sie ihnen aber übrigens alles Gute, was Ihre Verhältniſſe Ihnen geſtatten.“

Der Sturm war nun beſchworen, aber Holm nahm von der Zeit an aus der Schwiegerältern Briefen und aus ſeiner Frau wehmüthiger Zurückhaltung über dieſen Punkt deutlich wahr, daß des boshaften Vetters Angriff die alten Leute, vor allem den auf ſeine ſchwediſche Abkunft und Redlichkeit ſtolzen Mann, ſo eingeſchüchtert, daß ſein Aufenthalt in Draiſen eine Pein für ihn ſein mußte. Er bat um ſeine Quiescenz als Rath, die ihm auch, wegen ſeiner langen Dienſte und ſeines vorgerückten Alters, mit

Beilaſſung ſeines Gehaltes ertheilt wurde. War es ihm peinlich geweſen, mit ſeinen Collegen, die er alle von des Vetters Verläumdung unterrichtet glaubte, zu arbeiten: ſo wuchs nun ſeine Hipochondrie in der amtloſen Muße. Holm überlegte ſehr kalt, ſehr reiflich und beging, von ſeinem Mitgefühl für ſeine Marie überwältigt, endlich doch einen Irrthum. Er bewog ſeine Schwiegerältern, ihre Beſitzung in Draiſen zu verkaufen und ein kleines Landgut, das er vor den Thoren von Ar* beſaß, zu beziehen. Für einen Beamten, der ſich durch ſeine täglichen Geſchäfte vom Fortſchreiten mit der Zeit abhalten läßt, giebt es keine andere Rettung vor den Gefahren des Ruheſtandes als eine mechaniſche Beſchäftigung, und unter dieſen keine humaniſirendere als den Garten- und Blumenbau. Das Bedürfniß des himmliſchen Segens in Sonnenſchein und Thau führt ihn zu Gott; Neugier und Vervollkommnungstrieb führt ihn zu den Menſchen. Ich glaube das Verlangen, eine Tulpenzwiebel oder ein Nelkenſchößchen einzutauſchen, hat ſchon Menſchen zu einander gebracht, bei denen der Spruch: „Und Deinen Nächſten wie Dich ſelbſt“, keinen Eingang gefunden hätte. Dieſe wohlthätige Beſchäftigung wollte Holm dem alten Manne in etwas größerem Umfange verſchaffen; er wollte die Aeltern ihrer Tochter näher bringen, ohne die Stellung ſeines Hauſes gegen die Geſellſchaft zu ſtören. Das wäre auch gelungen, wenn Marie noch den frohen Muth der Geſundheit und die von ihm unterſtützte Klarheit des Geiſtes beſeſſen hätte. Sie ward aber ganz von ihren Empfindungen beherrſcht, und ihre immer größeren körperlichen Leiden machten jene oft peinlich. Die Nähe ihrer Aeltern, die ſie täglich beſuchen konnte, freute ſie unendlich, aber ſie ward für ſie eine Quelle von Gram. Sie ſah die Gründe ein, welche Holm bewogen, dieſe guten Aeltern aus dem geſellſchaftlichen

Kreiſe ihres Hauſes entfernt zu halten. Nur ſo erſparte er ihnen alle die peinlichen Momente, welche das Zuſammentreffen alter Kleinſtädter mit dem modigen Zirkel einer kleinen Reſidenz herbeizuführen pflegt. Ein ſolcher Moment hätte Marien unglücklich gemacht; da hingegen der Anblick ihres guten Vaters bei ſeiner Gartenarbeit, die Geſchäftigkeit ihrer Mutter in der reinlichen Milchkammer ſie bei jedem Beſuche erfreute. Aber dennoch wollte ſich ihre überreizte Empfindung der Vernunft nicht fügen. Sie empfand das Unvermeidliche, das Wünſchenswerthe wie ein Unglück und ſuchte ängſtlich ihre Aeltern für Das, was ihnen ſchädlich geweſen wäre, zu entſchädigen. Mit weiſer Ueberlegung hatte Holm ſeine Maßregeln genommen, ſeinen Schwiegerältern keine Art Einfluß auf die Erziehung ſeiner beiden Kinder zu laſſen. Offen und zutraulich hatte er ſeiner Gattin ſeine Gründe mitgetheilt und feſtgeſetzt, daß die Kleinen nie ohne der Mutter

Gegenwart und ſo ſelten wie möglich bei den Großältern ſein ſollten. Marie ſah die Nothwendigkeit dieſer Vorſicht ein, denn ihr Verſtand hatte ſich im Umgange mit ihrem Gatten entwickelt, ſie hatte ſich einen Pflichtplan in Abſicht auf ihre Theilnahme an der Erziehung ihrer Kinder gemacht; aber dennoch erſchien ihr, bei jeder wiederholten Befolgung des abgeredeten Verfahrens, Holm's Beharrlichkeit als Strenge, und — ſie ließ ihrer beſchränkten Mutter Einfluß genug über ihre beſſere Erkenntniß, um jene Herzenskälte zu nennen.

Bei dieſen Mängeln und menſchlichen Schwächen ward indeß Holm's Ehe nie durch Uneinigkeit geſtört, noch weniger durch leidenſchaftliche Auftritte entweiht; ſie glich, ſowie wir früher von Laura's Ehe ſagten, einer Flur, über die ein trüber Himmel ſich wölbt, bei dem manche Pflanze ihrer glänzenden Farbe entbehrt, ſie aber doch alle wachſen und gedeihen. Manche Momente von Verſtehen und Vertrauen, welche Mariens ſchönes Herz und Holm's richtiger Verſtand begünſtigten, waren die Sonnenblicke, welche Blumen und Früchte entwickeln und reifen. Der Tod forderte im Gange der Jahre auch ſeine Rechte: Mariens Mutter ſtarb; ihr Krankenbett gab ihr Zeit, die Vergangenheit in dem mildernden Lichte zu betrachten, das die Todesannäherung guten Menſchen ſo wohlthätig gewährt. Gleichſam den Gott ahnend, der nun bald, billiger als Menſchen, ſie richten wird, verhüllen ſich ihre Fehler und Anderer Unrecht in einen Liebesmantel, und die herbe Scheideſtunde wird zur Feier der Zuverſicht und Verſöhnung. Wir halten deshalb den Tod auf dem Krankenlager für wohlthätiger als den unvorhergeſehenen, hinwegraffenden, der keinen Rückblick ins Leben geſtattet. Ob die wohlwollenden Empfindungen, unter denen das Herz bricht, ganz verſchieden von der Armenſünderreue, die ſo oft den Triumph der Seelſorger ausmacht, ein befruchtender Thau des Lebenskeimes ſind, der neu aus der Aſche hervorſprießt, gebührt uns nicht zu entſcheiden; aber für die Ueberlebenden wirken ſie wohlthätig, in mildem Nachruf und guten Entſchlüſſen.

Der alte Falk, gänzlich mit ſeinem Gartenbau beſchäftigt, begnügte ſich, hiſtoriſch von ſeiner Kinder Wohl unterrichtet zu ſein. Marie freute ſich ſeines friedlichen Lebens, ſie wußte es Holm Dank, daß er ihrem Winfried, dem älteſten ihrer Kinder, der nun zu einem rüſtigen Knaben heranwuchs, ohne Widerrede erlaubte, nach der Mutter Tode, die Feiertage bei ſeinem Großvater zuzubringen, um ihm bei der Gartenarbeit zu helfen, ſich in den Ställen herumzutummeln und gewaltig viel Milch zu genießen. Kam er dann nach Hauſe, ſo freute ſich der Vater ſeiner gewonnenen Müdigkeit und half ihm die mitgebrachten Pflanzen oder Samen bergen; die Mutter ſeufzte über den beſchmuzten Sonntagsſtaat, oder grämte ſich, wenn er, ihn zu ſchonen, an einem Feiertage im Alltagsröckchen auf das Gut lief.

Eben dieſer friedenvolle Zeitpunkt ward durch Juſtinens Tod, der ganz unerwartet erfolgte, ſchmerzlich geſtört. Holm's inniges Verhältniß zu der älteren Schweſter hatte mehr als ein Mal Mariens Eiferſucht erregt, allein ein wahrer, feſter, wohlwollender Charakter gewinnt auf die Länge auf Alles, was ihn umgiebt, unausbleiblich einen wohlthätigen Einfluß. Er wird, ohne daß er es beabſichtigt, aller ihn Umgebenden Stütze und Mittelpunkt. Wenige Stunden entſchieden über Juſtinens Leben. Sie ſaß, ernſt und . . . horchend auf den Fußtritt des Nahenden, in ihrem Lehnſtuhl, ihre eine Hand in Mariens, die andere in des Bruders Hände gelegt. „Nun wird mir bald das Räthſel klar werden", ſagte ſie in ihren letzten Augenblicken — — „vielleicht finde ich Ihn wieder — lerne nun vielleicht von Ihm.“ Hier ſchien ſie ſehr ergriffen, entzog ihren Geſchwiſter ihre Hände, faltete ſie und blickte mit ſtrahlendem Auge empor. Bald wollte ſie ihren Lieben ihre Hände zurückgeben, fand ſie aber nicht mehr; da wendete ſie ſich mit einer Art Eile zu Marien und ſagte angeſtrengt: „Folge Deinem Manne bei der Erziehung Deiner Kinder . . .;“ mehr verſtanden ſie nicht — ſie hatte die Löſung des Räthſels erreicht.

Die Worte der Sterbenden hatten tiefen Eindruck auf Marie gemacht; ihre Hingabe in Holm's Anſichten war von da an williger und darum erfreulicher als ehedem; aber dieſe Nachgiebigkeit trug zur Verminderung ihres Selbſtzutrauens bei und machte ſie zur freudigen Wirkſamkeit als Erzieherin noch untüchtiger. Ihre leidende Geſundheit war ein zunehmendes Hinderniß in der Ausübung des von ihr ſo heilig geachteten Berufs. Mit ſchmerzlicher Ergebung ward ihr die Nothwendigkeit klar, ſich fremden Beiſtand zuzugeſellen. Marie bedurfte aller Anſtrengung ihrer Vernunft, um ſich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß eine Fremde einen Theil ihrer Mutterpflichten übernehmen ſolle; bald hätte ſie von neuem das Unrecht auf ſich geladen, Holm's ruhige Anerkennung dieſer Nothwendigkeit für Herzenskälte zu halten. Damals waren in jener Gegend die Penſionserziehungen für Töchter noch wenig begünſtigt, auch von Holm gänzlich verworfen; der Gedanke, die kleine Sara von Hauſe zu entfernen, kam alſo gar nicht auf.

Die Vorſehung führte indeſſen Diejenigen einander unverhofft näher, die ſich auszuhelfen erſehen waren. Marie hatte von Zeit zu Zeit von einem Frauenzimmer ſprechen hören, die als junges Kind ihren Vater, einen Landedelmann, verloren; von ihrer Mutter ſorgfältig erzogen und von ihrem Stiefvater zärtlich geliebt, hatte Dieſelbe nach Beider Tode die Erziehung ihrer zwei viel jüngeren Stiefgeſchwiſter übernommen und mit ebenſo großer Sorgfalt wie Gelingen vollendet. Der Bruder trat in dem Zeitpunkte, von dem hier die Rede iſt, — es konnte ungefähr 1795 ſein — in Kriegsdienſte; die Schweſter war, wie man ſagte, Braut und ſollte den Zeitpunkt ihrer Heirath bei einer Gönnerin des jungen Mannes abwarten. Anna von Thum, ſo hieß die ältere Schweſter der beiden jungen Leute, war erſt nach ihrer Aeltern Tode nach Ar* gezogen. Da ſie ſich ganz der Erziehung ihrer Geſchwiſter widmete, erſchien ſie wenig in der Geſellſchaft, und dieſe war zu zahlreich, um ſich an gegenſeitige Begegnung zu gewöhnen. Nach Juſtinens Tode traf Marie Fräulein Thum mit ihren Pflegekindern ein paar Mal bei Landpartieen an und fand ſich von ihrem Weſen ſehr angezogen; Holm aber freute ſich über die jugendliche Freudigkeit und milde Sitte ihres Stiefbruders, des jungen

Bodo. Von dieſer Anna von Thum hörte jetzt Marie, daß ſie, ihrer beiden Zöglinge fortan beraubt, in einem anſtändigen Hauſe als Gehülfin bei der Erziehung und in der Hausverwaltung aufgenommen zu werden wünſche. Marie, welche nach Art angeſehener Frauen gewohnt war, fortwährend Arztes Zuſpruch zu bedürfen, hatte einen jungen Arzt, Otto Berger, welchen der alte Leibmedicus als ſeinen Stellvertreter bei ihr eingeführt hatte, mit herzlichem Beifalle von Holm als Hausfreund aufnehmen ſehen; dieſer ſehr angenehme, gebildete Mann ſchien bei jenen Landpartieen mit dem jungen Bodo in vertraulichem Verkehr und um deſſen mütterliche Schweſter auf das Ehrerbietigſte beſchäftigt zu ſein. An ihn wendete ſich Marie, um Nachrichten von Anna von Thum zu erhalten, ihm nicht das Befremden bergend, das ſie mit der ganzen Stadt theilte: eine Perſon mit unabhängigem Vermögen ſich freiwillig der Abhängigkeit widmen zu ſehen.

Otto war bei der erſten Frage, die Marie an ihn that, ſehr betreten, faßte ſich aber bald und beantwortete ſie auf eine Weiſe, die ihre Achtung für Anna erhöhte. Im Verfolge dieſer Unterredung wünſchte Marie ſehnlich, Anna als häusliche Gefährtin und als Miterzieherin ihrer Sara zu gewinnen, und fragte nach, wer die Verwandte ſei, welche Anna's Pflegetochter noch vor ihrer Heirath ihr entziehen wolle. Otto's anfängliche Verlegenheit, die Marien nicht entgangen war, kehrte hier noch merklicher zurück; er ſuchte ihrer Herr zu werden und antwortete mit Lebhaftigkeit: „Es iſt die Stiftsdame von Herbert in Br., die ich als meine Pflegemutter und Wohlthäterin verehre. Ihr verdanke ich, als gänzlich verlaſſene Waiſe, — denn meine Aeltern ſah ich nie — ſeit meinem zehnten Jahre meine Ausbildung, mein geiſtiges und leibliches Wohl.“ Otto's männliche Züge begeiſterten ſich bei dieſen Worten. „Herbert?“ rief Marie, „Eliſabeth von Herbert, die vor zehn Jahren hier einen Beſuch machte, und die viel früher hier gelebt haben mußte, da ich ſie ſagen hörte, daß ſie von ihren Jugendbekannten kaum Einen mehr wiedergefunden habe.“ — „Ich weiß“, erwiederte Otto tief bewegt, „daß meine Pflegemutter damals Ihre Bekanntſchaft machte und Ihnen, gnädige Frau, eine Theilnahme widmete, die nie geſchwächt ward. Sie war innig erfreut, mich in Ihrem Hauſe aufgenommen zu wiſſen, und freut ſich innig, Sie wiederzuſehen.“ — „Und Das ſagten Sie mir nicht früher?“ fragte Marie mit Vorwurf. Otto erröthete und erwiederte beſcheiden: „Ich hätte von mir ſprechen und ſcheinen müſſen, als wollte ich mir durch meiner geliebten Pflegemutter Gunſt Wichtigkeit geben — — ich bin Ihnen ſo wenig bekannt — —.“ Marie fing an zu errathen, daß Hedwig's Verhältniß zu der Stiftsdame dem jungen Arzt ein ſehr lebhaftes Intereſſe einflößte, und verſagte es ſich, durch neue Fragen ſeine Verlegenheit zu mehren; auch zog ſie die Ausſicht, Eliſabeth von Herbert wiederzuſehen, jetzt von jedem andern Intereſſe ab. Wenn der gegenwärtige Zeitpunkt uns drückt, färben ſich zufällig angeregte Bilder der Vergangenheit mit dem anziehendſten Schimmer — und Marie war in dieſem Augenblicke gedrückt; am meiſten durch die Ausſicht des neuen Verhältniſſes, das ſie in ihrem häuslichen Leben einzuleiten gedachte. Die Hoffnung, eine Perſon wiederzuſehen, deren ausgezeichnete Vorzüge ſie ehedem ſo ſehr angezogen, beſchäftigte ſie daher auf eine wohlthätige Weiſe.

Jene Zeit von Eliſabeth's Bekanntſchaft fiel in den Anfang ihrer Ehe, wo ſie, befreit von der Verfolgung, die ihr niederträchtiger Verwandter ihr zugezogen hatte, mit ihren Aeltern verſöhnt, den dumpfen Verhältniſſen der bürgerlichen Kleinſtädterei entzogen, an der Seite eines geliebten Mannes alle Vortheile der Jugend, der Schönheit, des Wohlſtandes beſitzend, die kurze Blüthenzeit ihres Lebens genoß. Otto mußte ihr nun Viel von Eliſabeth erzählen, wie ſie in ihrem Stifte, das ſehr günſtig in einer anſehnlichen Stadt lag, ſich einen Einfluß, eine Wirkſamkeit verſchafft habe, durch welche es zu einem Wohnſitze geſellſchaftlicher Tugenden geworden; wie ſie die Bildung der Jugend befördere, den Landbau, als Beſitzerin eines naheliegenden Landgutes, durch Ermunterung und Unterſtützung an Unbemittelte, durch Darleihen nützlicher Schriften und freimüthige Erörterung mit den benachbarten Pächtern und reicheren Bauern, in Aufnahme bringe; und wie ſie das Alles ganz unmerklich thue, mit dem kleinſten Erfolge zufrieden, von keiner Fehlſchlagung gekränkt und bei allem Guten, das ſie ſpende, ſtets mit dem Ausdruck, als habe ſie Gutes empfangen.

Marie erinnerte ſich, daß Eliſabeth bei ihrem ehemaligen Aufenthalt in Ar* im Gaſthofe gewohnt und nach Verlauf ſo vieler Jahre keine gaſtlichen Verhältniſſe hier haben könnte; deshalb bot ſie ihr für ihren bevorſtehenden Beſuch das Gaſtrecht in ihrem Hauſe an. Otto, der darüber hoch erfreut ſchien, überbrachte bald eine Antwort ſeiner Pflegemutter, die Mariens Anerbieten dankbar annahm, und der Austauſch einiger Briefe veranlaßte in Mariens liebebedürftigem Herzen die lebhafteſte Erwartung des Genuſſes, welchen ſie in der Herzensergießung mit ihrem Gaſte finden würde.

Inzwiſchen knüpften ſich die Unterhandlungen mit Anna von Thum an. Marie, der ihr Gatte alle häuslichen Verfügungen überließ und nur vertraulich mit ihr den Gegenſtand erörterte, ohne je ihre Entſchließung zu beſtimmen, Marie ging, um Anna's Verhältniſſe, ſoweit es für ihre Abſicht nöthig war, kennen zu lernen, den graden Weg, der edlen Menſchen geziemt. Statt Nachfragen, die nur Geſchwätz herausfordern, bat ſie Anna, ſchriftlich ihr über ſich ſelbſt Aufklärung zu geben. Dieſes war Holm's Rath. Auf Mariens Einwurf: Das könne Anna verletzen und müſſe ſie zu Reticenzen verleiten, antwortete er: „Das, was ſie uns mittheilt oder verſchweigt und uns verweigert, wird gleich belehrend für uns ſein.“ Und Holm hatte recht, denn folgende Antwort von Anna entwarf ein Bild ihres Charakters, das die weiche Marie entzückte und ihren Gatten deutlich unterrichtete, was er von ihr, und daß er überwiegend viel Gutes zu erwarten habe. Den Nachtheil ihres Einfluſſes abzuhalten, dünkte ihm leicht, und erſt ſpät ſah er auch in dieſer Rückſicht ein, wie zweideutig in der Ehe das Uebergewicht der männlichen Vernunft gegen des Weibes Gefühlsübermacht ſei.

Anna von Thum an Frau Maria von Holm.

„Ihr Wunſch, geehrte Frau, bevor Sie ein ſo inniges Verhältniß, wie das einer Gehülfin bei der Erziehung Ihrer geliebten Kinder iſt, mit mir eingingen, die Urſachen zu wiſſen, welche mich vermögen, bei den Mitteln zu einer beſcheidenen Unabhängigkeit eine Lage aufzuſuchen, die, wennauch nicht geradezu abhängig, doch bindend iſt, kann mich nicht verletzen. Nicht allein die Billigkeit Ihrer Frage beſtimmt mich zu einer ausführlichen Antwort, ſondern auch das innige und bisher immer unterdrückte Bedürfniß, mein Herz zarter Theilnahme zu eröffnen. — Meine Ahnung betrügt mich gewiß nicht, die mir ſagt, in Ihnen dieſe Theilnahme gefunden zu haben! Was ich Ihnen, geehrte Frau, zu ſagen habe, kann das günſtige Vorurtheil, welches meiner Freunde Zeugniß bei Ihnen erwarb, nicht ſchwächen, noch dem Urtheile, das Sie bei Ihrer flüchtigen Bekanntſchaft mit meiner Handlungsweiſe über mich fällten, widerſprechen.“

„Die Verbindung meiner Aeltern war Das,

was man eine Convenienzheirath nennt. Meine Mutter hatte keine Abneigung gegen meinen Vater, aber ſie nahm ſeine Hand an, ohne ihr noch ſchlummerndes Herz zu befragen, weil in ihrer Familie der unſelige Grundſatz galt, daß die Mädchen zum Heirathen beſtimmt ſeien. Sie hatte noch nie geliebt, war achtzehn Jahre alt, weich, tieffühlend und ſchwärmend, auch unerfahren genug zu dem Wahne, Das, was ſie ſich unter der Liebe dachte, in der Ehe ſich entwickeln zu ſehen. Mein Vater, ein Geſchäfts- und Weltmann, glaubte ſeine Pflicht gegen ſie durch ein anſehnliches Nadelgeld, äußere Ehre und häusliche Herrſchaft abzutragen und wußte die ihm von ſeiner jungen Gattin angebotene Liebe ſo wenig zu genießen wie zu erwiedern. Ohne unglücklich zu ſein, lebte meine Mutter ſehr freudlos; mein Bruder und ich waren ihr Troſt, aber kein Band zwiſchen meinem Vater und ihr. Er tadelte die leidenſchaftliche Liebe, mit der ſie an uns hing, und bereitete ſie vor, meinen Bruder, ſobald er ſechs Jahre alt ſein werde, in eine Erziehungsanſtalt ſenden zu ſehen. Er erlebte jedoch dieſen Zeitpunkt nicht; ehe Karl fünf, und ich drei Jahre alt war, entriß ihn uns der Tod. Meine Mutter, die durch ſein Leben nie beglückt worden war, trauerte heftig um ihn, — und ich begreife Das: Wir beweinen nicht allein das verlorene Glück, ſondern auch das entbehrte, auch das vernachläſſigte, oft beharrlich von uns gewieſene, — doch am meiſten das dem Todten verſagte Glück. — — — O wie viele Urſachen haben wir, jede Vergangenheit zu beweinen! wer lebte wol, der nicht in ihr begangenes Unrecht zu verſöhnen hätte? — Meine Mutter gewiß weniges, denn ſie war die Güte und Aufopferung ſelbſt, — und doch weinte ſie troſtlos.“

„Sie war erſt ein Jahr Witwe, ſechsundzwanzig Jahre alt und in vollblühender Schönheit, als ſie meinen zweiten Vater kennen lernte.

Er war drei Jahre jünger als ſie, ein höchſt liebenswürdiger, ſehr leidenſchaftlicher Menſch. Der jüngſte von drei Söhnen, ward er Soldat, machte in dem ruſſiſchen Heere drei Feldzüge gegen die Pforte und kannte nur einen Meiſter ſeiner Willkür: — die Ehre. Kein moraliſcher Begriff würde ihn je zum Guten gezogen, vom Böſen abgehalten haben. Deshalb überließ er ſich auch allen ſeinen Leidenſchaften, ſobald der Ehrenpunkt dabei nicht in Betracht zu kommen ſchien. Der ſchnell nach einander erfolgte Tod ſeiner beiden Brüder machte ihn zum einzigen Erben eines nicht unbeträchtlichen Vermögens; er liebte meine Mutter mit Ungeſtüm, und ſie hielt Dieſes, weil es der Gegenſatz von meines Vaters kühlem Gleichmuthe war, für die Liebe, die zum Glück ihrer erſten Ehe gefehlt hatte. Seine Verwandten widerriethen ihm ſeine Wahl; ſie machten ihn auf das reifere Alter meiner Mutter aufmerkſam, auf das ſehr mäßige Vermögen, das ihre Kinder erſter Ehe von ihrem Vater geerbt hätten, auf das Misverhältniß, in dem er ſich nach wenigen Jahren, als noch junger Mann, gegen eine erwachſene Stieftochter befinden würde. Alle dieſe Gründe dienten nur, ſeinen Entſchluß zu befeſtigen. Er überzeugte ſich, daß, bei meiner Mutter Schönheit, die paar Jahre, die ſie vor ihm voraushatte, ihr nur die Milde und Beſonnenheit geben könnten, die ſeine Lebhaftigkeit bedürfe. Alle finanzielle Rückſichten waren für ihn ein Ehrenpunkt, den er gar nicht zu erörtern würdigte; als noch junger Mann neben einer noch ſchönen Gattin und einer aufblühenden Stieftochter zu ſtehen, bildete für ſeine Phantaſie ein reizendes Gemälde, und ſo ward ſeine Ehe nach kurzer Bekanntſchaft geſchloſſen."

„Ich hörte Ihren Herrn Gemahl, das erſte Mal, als ich die Ehre hatte, ihn in Geſellſchaft zu finden, den Grundſatz äußern: Aeltern ſollten nie ihren Kindern die Geſchichte ihrer Leidenſchaften erzählen. Keine Leidenſchaft paſſe ſich zu der älterlichen Würde, und die, von welcher ein Vater, eine Mutter ihre Kinder noch nach vielen Jahren unterhielten, müßte in Deren Augen mehr Wichtigkeit erhalten, als je irgend eine vor den Augen der Vernunft beſitzen ſolle. Meine Mutter befolgte den entgegengeſetzten Weg: ſie machte mich früh zur Vertrauten ihrer Empfindungen; zuerſt der innigen Liebe, ja der Anbetung ihres Gatten, je länger je mehr aber auch der Sorgen, die er auf ſie häufte. Gewiß hat mein Stiefvater nie aufgehört, meine Mutter leidenſchaftlich zu lieben, und nie verminderte ſich ſeine Güte gegen meinen Bruder und mich. Allein ſeine unbezähmbaren Wünſche, ſeine bewegliche Phantaſie verleiteten ihn zu unnützen Aufwand und zu manchen Verhältniſſen zu Weibern, die er ſelbſt mit meiner Mutter nicht zu vergleichen verſuchte. Ihr Leben war ein ſteter

Wechſel von bekämpfter Eiferſucht und leidenſchaftlicher Verſöhnung. Oft weckten mich ihre Thränen, oft meines Stiefvaters ſchmeichelnde Stimme oder ungeſtümer Schmerz aus dem Schlafe; — denn mein Bettchen ſtand neben meiner Mutter Schlafzimmer in einem kleinen Cabinet, und mein unverbrüchliches Stillſchweigen über Alles, was ich hörte, entfernte jede Ahnung, daß ich in meinem jugendlichen Schlafe geſtört werden könnte. Keine unwürdige Mittheilung eines Dritten unterrichtete meine Mutter von ihres Gatten trauriger Schwäche; er war es ſelbſt, der ſich, nach jedem Geldverluſte, nach jeder Verirrung ſeiner Phantaſie, bei meiner Mutter anklagte und ihren oft ſchon lange verſchwiegenen Gram durch einen Auftritt vertilgte, deſſen Leidenſchaftlichkeit der Armen die erſte Zeit ihrer Liebe zurückzauberte. Mein Bruder erfuhr nie etwas von dieſen verderblichen Verhältniſſen; er faßte, von ſeinen Kinderjahren an, die glänzendliebenswürdige Seite von ſeines Stiefvaters Perſönlichkeit auf, ſodaß er, ohne ihn nachahmen zu wollen, ihm ähnlich genug ward, um Deſſen Jugendbekannte noch jetzt an ſeine Blüthenjahre zu erinnern. Meine Mutter ſchenkte mir in den erſten Jahren ihrer zweiten Ehe einen Bruder und eine Schweſter, die beiden theuren Geſchöpfe, denen ich ſeit einer langen Reihe von Jahren mein Leben widmete. Sie kennen ohne Zweifel das Stadtgeſpräch, welches mich jetzt der Härte gegen ſie beſchuldigt, weil ich ſie mit Ernſt zu der Anſicht des Lebens zu führen bemüht war, die ich für ihr Glück am angemeſſenſten hielt. Von dem Augenblicke an, wo ſie eine der meinen entgegengeſetzte Anſicht ausſprachen, habe ich ihnen freie Verfügung über ſich gelaſſen. Hedwig wird dem jungen, von Ihnen, gnädige Frau, ebenfalls geachteten Arzt Otto Berger die Hand geben; Bodo iſt in das Ingenieurcorps ſeines Fürſten aufgenommen worden. Ich wünſche ihnen Beiden Gottes Segen — mehr kann ich nicht thun. Die Henne, welche Enten ausgebrütet, läuft mit Angſt um den Teich her, in welchen ſich ihre Entenküchlein mit muthwilliger Freude ſtürzten; wir bewundern ihre Zärtlichkeit, da ſie doch nur blindem Naturtriebe gehorcht. Indem ich die Kinder, denen ich meine Jugend, meine Kräfte, mein Leben gewidmet habe, mir verhaßte, von meiner Vernunft, meiner Erfahrung verworfene Lebenswege einſchlagen ſehe, ſollte ich gleichgültig bleiben? Wie die Henne nicht ihrer Küchlein, ſo kann ich meiner Pflegekinder Natur freilich nicht ändern; allein wenn uns ſortan gleich ganz verſchiedene Pfade trennen, wird meine Sehnſucht, meine Sorge doch ſtets ſie begleiten."

„Doch ich muß zu Dem, was meine armen Aeltern angeht, zurückkehren. Ich war funfzehn Jahre alt, meine Mutter lebte bereits zehn Jahre in ihrer zweiten Ehe, als Herr von Kronau, ſo hieß mein Stiefvater, die Bekanntſchaft einer reizenden Italienerin machte, die ſich damals als Freundin bei der Maitreſſe des Fürſten aufhielt. Er durchblickte den Charakter dieſer verworfenen Frau, er war ſich der Unwürdigkeit ſeiner Leidenſchaft ſowol, als des Unrechts, deſſen er ſich gegen ſeine Gattin ſchuldig machte, bewußt, und um dieſem einen Anſtrich von Edelmuth, jener den Charakter der Allgewalt zu geben, machte er die Gattin zur Vertrauten ſeiner Schwäche. So zerſtörend dieſe Handlungsweiſe auf mein Schickſal wirkte, bin ich doch noch jetzt überzeugt, daß ſie bei meinem Stiefvater aus edlen Gefühlen entſprang. Ein ähnlicher Zug wurde an jenem ſchon erwähnten Abend in Gegenwart Ihres Herrn Gemahls angeführt; er verwarf ihn mit Härte, jedoch mit Gründen, deren Moralität ich nicht zu widerlegen vermochte, und ſeitdem gedenke ich meiner armen Mutter mit vermehrtem Schmerz. Obgleich ich nun aber Herrn von Holm's Grundſatze Recht geben muß, muß ich mir doch das Verhältniß meiner Aeltern als Ausnahme vorbehalten. Meine Mutter konnte nur in der täglichen Reue ihres Gatten den Märtyrermuth finden, ſein tägliches Unrecht zu ertragen.“ —

„Eines Abends hatte die Kammerfrau die eine der Doppelthüren, die mein Schlafcabinet von dem meiner Mutter trennten, weit offen gelaſſen, ohne daß ich es beim Schlafengehen bemerkt. Bald hörte ich meine Mutter in großer Unruhe auf- und abgehen. Aus frommer Scheu hätte ich gern die Thür jetzt verſchloſſen, aber ich fürchtete mich, von ihr gehört zu werden, und in der Unſicherheit, was mir zu thun obläge, ſchlief ich, jugendlich ermüdet, ein. Nach einiger Zeit erweckte mich meines Stiefvaters Stimme durch einen heftigen Ausruf, und meiner Mutter lautes Schluchzen war deutlich zu hören. Ohne die Umſtände zu überlegen, ſprang ich auf, warf einen Nachtmantel um und flog in das anſtoßende Zimmer. Der Baron kniete vor meiner Mutter Bette; ſie war von leichten Krämpfen befallen, ſuchte aber ihren Gatten mit liebevollen Worten zu beſänftigen. Dieſer richtete ſich auf, befahl mir heftig, der Mutter Hülfe zu leiſten, und eilte aus dem Zimmer. Ich flog über einen Gang, der zur Geſindewohnung führte, weckte die Kammerfrau und eilte, ein Flacon cölniſches Waſſer zu holen, durch ein Vorderzimmer zurück, von wo ich, bei dem anbrechenden Sommermorgen, eine Poſtchaiſe erblickte, die der Baron ſoeben beſtieg und ſchnell davonfuhr. Ganz faſſungslos durch Umſtände, die ich nicht zu verbinden verſtand, trat ich mit dem unüberlegten Ausrufe: „Der Vater iſt fort!“ — an meiner Mutter Bett. Ich Unvorſichtige! Jetzt wurde ihr Zuſtand erſt heftig; ſie verlor das Bewußtſein und fand es erſt nach vielen Tagen, nachdem ein heftiges Fieber ſie verlaſſen hatte, wieder. — Es war, als wenn mit jenem unvorſichtigen Ausrufe, der meiner Mutter Leben in Gefahr brachte, eine Reifungsepoche meiner Vernunft eingetreten ſei. Das Verhältniß meiner Aeltern ward mir plötzlich klar. Ich hatte bisher nie darüber nachgedacht; da ich keinen Vergleichspunkt dafür hatte, hielt ich es nicht für außerordentlich, und weil ein paar geliebte, liebenswürdige, mir immer Liebe bezeigende Menſchen darin befaßt waren, erregte ſeine Statthaftigkeit bei mir keinen Zweifel. Ein Inſtinct von Klugheit belehrte mich, die Urſache von meiner Mutter Zuſtand und ihren Schmerz über meines Vaters Abreiſe zu verſchweigen, und dadurch gewann ich ihr den großen Vortheil, daß weder die Veranlaſſung ſeines unverzeihlichen Schrittes, noch die Art, wie er ihn gethan, von dem Geſinde geahnt wurde. Selbſt das Publicum blieb bei unſrer Haltung ungewiß, wie ſchuldig mein Stiefvater ſei. Es war nämlich dahin gekommen, daß jene Italienerin, welcher Herr von Kronau manches Geldopfer gebracht hatte, endlich die Eiferſucht ihrer Freundin, der Maitreſſe des Fürſten, auffichzog, welche, auf die Anklage, daß Dieſelbe eine Spielbank in ihrem Hauſe halte, einen polizeilichen Befehl auswirkte, vermöge deſſen Donna Erminia die Weiſung erhielt, — innerhalb vierundzwanzig Stunden Stadt und Land zu verlaſſen. Aufgebracht über eine Beſchuldigung, welche andre, ſehr in Ehren gehaltene Damen ſo gut wie dieſe Fremde verdienten, machte der Baron der Maitreſſe ſehr ungemeſſene Vorwürfe, entzweite ſich mit ihr und beſchloß, der Italienerin als Beſchützer zur Seite zu bleiben. Meine Mutter mußte einen Theil dieſer Vorfälle erfahren haben, woher ihre Unruhe an jenem Abende rührte; was aber den Baron bewog, ihr ſeine unſinnige Abſicht ſo ſpät, erſt im Augenblick ihrer Ausführung, bekannt zu machen, weiß ich nicht. Gewiß waren ſeine Gründe edel, ſowie die Beſchleunigung ſeiner Reiſe, denn er eilte der Italienerin um achtzehn Stunden voraus, und indem er ſcheinbar einen ganz andern Weg einſchlug, der ſie erſt in Frankfurt wieder zuſammenführte, wollte er dem Publicum ſeine Theilnahme an ihrem Schickſale entziehen.“

„Genug — denn ich verliere mich in Details, die Sie, geehrte Frau, ermüden müſſen. Meine erwachende Vernunft belehrte mich, meines Stiefvaters Abreiſe als eine mir vorher bekannte, mit meiner Mutter verabredete Sache gegen den Arzt und die theilnehmenden Beſuche zu behandeln. Ich war, nach des Barons Abreiſe, ſobald meine Mutter den erſten Beiſtand erhalten, bemüht geweſen, meines Vaters Zimmer zu verſchließen, ſodaß ſelbſt ſein Bediente ungewiß über die Umſtände ſeiner Abreiſe blieb. Wie meine Mutter wieder zur Beſinnung kam, waren ihre erſten Worte eine ängſtliche Frage nach Ihm. Ich trat ſchnell zu ihr, und meine unausſprechliche Freude, ſie wieder beſonnen zu ſehen, unterdrückend, ſagte ich ihr ſchmeichelnd und leiſe, daß unſre Umgebungen in dem Wahne ſtünden, der Vater ſei mit ihrem Wiſſen und ihrer Zuſtimmung verreiſt. Sie erinnerte ſich erſt jetzt der Umſtände, die ihrer Bewußtloſigkeit vorangegangen waren, legte ihre matten Arme um meinen Hals und weinte an meinem Buſen. Von dieſem Augenblick an war ich ihre Vertraute; ſie entdeckte mir die Veranlaſſung der heftigen Auftritte in ihrer Ehe, die ich nie geahnt, nur erſt ſeit kurzem errathen hatte, ihre unbegrenzte Nachſicht und ihres Gatten unüberwindlichen Leichtſinn — und damit pflanzte ſie die unwandelbare Ueberzeugung in meine Seele, daß unſer Geſchlecht, bei unſern künſtlichen Verhältniſſen und unſrer verfeinerten Empfindung, kein Herzensglück in der Ehe jemals mehr finden könne. Meiner Mutter Erfahrung lehrte mich, daß der ernſte, von Leidenſchaft freie Sinn ihres erſten

Gatten ihren Liebesreichthum nicht zu ſchätzen verſtanden hatte, und daß ihr zweiter Gatte, voll Gefühl, Phantaſie und Edelmuth, ihr Herz dennoch zerreißen konnte. Welches Loos mußte nun ein Weib an der Seite eines rohen, kalten, unedlen Mannes bedrohen? Und giebt es eine Ausnahme, einen Mann, der heiße Liebe mit ruhigem Sinn, lebendige Phantaſie mit überlegener Vernunſt verbände — welches Mädchen dürfte ſich ſchmeicheln, ihn zu finden, von ihm gefunden zu werden?“

„Der Baron ſchrieb meiner Mutter aus Verona, durchdrungen von dem Bewußtſein ſeiner Strafbarkeit und um ihre Theilnahme flehend, einen Brief voll — ſchwärmeriſcher Bewunderung ihrer Großmuth. Von ſeinen Kindern — denn auch meinen Bruder und mich nannte er nie mit einem andern Namen — ſprach er mit der innigſten Liebe und bat meine Mutter, meinen älteſten Bruder, der ſchon ein Jahr auf der Ritterakademie war, ſeinem jetzigen Aufſeher, einem ſtrengen, aber gebildeten, ſehr ſittlichen Manne, ungeſtört zu überlaſſen, damit er früh lerne, ſeines Stiefvaters Fehler zu fliehen. Zu dieſer Beſchuldigung hat er nie Anlaß gegeben, er hat aber auch ſeines Stiefvaters glänzende Eigenſchaften nicht entwickelt. Tapfer, angenehm, fein und einſchmeichelnd, macht er bei dem Militair ſein Glück.“

„Meine Mutter genaß. Ahnend, daß ſie auf keine Wiedervereinigung mit ihrem Gatten hoffen dürfe, unterhielten wir uns oft von dem Wunſche, unſern damaligen Aufenthalt zu verlaſſen; die Furcht, ihres Gatten pflichtloſe Flucht dadurch zu verrathen, hielt ſie allein davon ab. Sie wäre dann genöthigt geweſen, ſeine Angelegenheiten zu ordnen und zu dieſem Zwecke Fremden von ſeinen Verhältniſſen mehr anzuvertrauen, als bisher nothwendig geweſen war. Dieſe peinliche Zweideutigkeit unſrer Lage dauerte über ein

Jahr und endigte mit der Nachricht von meines Stiefvaters Tode. Er ſtarb in Piſa, einſam, von ſeiner Verführerin getrennt, vielleicht verlaſſen — er, den wir ſo gern mit Liebe umſchloſſen hätten. — — Seine Krankheit ließ ihm Zeit, eine gerichtliche Verfügung zu treffen, vermöge der er ſeiner Gattin alle Geſchäfte, ſoweit es ihr Geſchlecht geſtattete, in die Hände gab. — — Wirklich, noch heute, nach mehr als zwölf Jahren, dünkt mir der unſägliche Schmerz, den meine Mutter bei der innigen Zärtlichkeit empfand, bei der brennenden Reue, die ſeine letzten Zeilen ausdrückten, ein Genuß, der jeder apathiſchen Ruhe vorzuziehen iſt. Die Ueberſicht der Hinterlaſſenſchaft des Barons überzeugte meine Mutter, daß ihr und ihren Kindern zweiter Ehe von dem Vermögen ihres Gatten Nichts übrig blieb als ein Landgut, das meines Bruders große Jugend ſeinem redlichen Vormunde möglich machte von Schulden zu befreien. Der Fürſt, der des Barons Geſchichte vielleicht beſſer kennen mochte als wir ſelbſt, gab meinem Stiefbruder, bis zu ſeiner Mündigkeit, eine Penſion und begünſtigte meines rechten Bruders Beförderung auf die großmüthigſte Weiſe.“

„Nun verfloſſen einige Jahre in einer wohlthätigen, herz- und geiſtvollen Ruhe. Meine Mutter widerſetzte ſich dem Verlangen des Vormundes, Bodo in eine Erziehungsanſtalt zu thun; ſie wünſchte ihn vor dem unabhängigen Geiſte ſeines Bruders, dem der Mutter Haus viel zu beengend ſchien, zu bewahren, ihn mit den innigſten Familienbanden zu umſchlingen. Eben deshalb erhielt auch Hedwig nie Unterricht von Fremden, es ward ihr nie vertrauter Umgang mit andern Kindern geſtattet. — Meine gute Mutter wollte ſich in dem Kreiſe ihrer Kinder ein Aſyl bilden für die Stürme des Lebens. Sie empfand wol in manchem Augenblicke, wie unvollkommen ihr Das gelang; aber oft, ſehr oft auch das Glück, einen Theil des Erſtrebten erlangt zu haben, — manchen Abend der innigſten Vereinigung in der Mitte ihrer Geliebten! beſonders wenn Bodo ſeine überſtrömende Lebhaftigkeit durch einen, nicht gern zugegebenen, weiten Spaziergang mit Jugendgefährten abgekühlt hatte, und er ſo milde und genügſam, neben dem Ruhebette der Mutter, ſeine kleinen Abenteuer erzählte; oder Hedwig ihre gewohnte Zurückhaltung vergaß und, ihrer Phantaſie Raum gebend, uns mit ſelbſt erfundenen Mährchen ergötzte; — denn Romane und Mährchen zu leſen, wurde ihr, nach meiner Mutter Anſicht, nie geſtattet. Oft ſchien ſie aber inſpirirt, um Schickſalslagen zu erdenken, Hülfsmittel, Kraftübungen zu vergegenwärtigen, von denen ſie in ihren Jugendſchriften gewiß Nichts geleſen hatte.“

„So lernte ich unter meiner Mutter Augen meine Geſchwiſter leiten, zurechtweiſen, unterrichten, und ward in den Stand geſetzt, ihrem Verfahren, auch nachdem ſie mir der Tod entriſſen, treu zu bleiben. Sie ſtarb, ohne ſich, ſeit ihres Gatten Flucht, je wieder erholt zu haben, ſechs Jahre nach dieſer unglücklichen Begebenheit; — ſtarb, ein Opfer des Zwieſpaltes zwiſchen ihren innigen Gefühlen und den gefühlloſen Verhältniſſen, welche die Ehe zwiſchen beiden Geſchlechtern hervorbringt. Sie übertrug mir, die ſoeben ſelbſt der Vormundſchaft entwachſen war, die Leitung meiner Geſchwiſter, ja alles Anſehen, welches die Geſetze einer Vormünderin einräumen können. Gewiß, es bedurfte nicht ihrer Bitten, nicht des rührenden Blickes ihrer geliebten Augen in der bittern Stunde ihres Todes, um mir ihren Auftrag heilig zu machen. Meine Geſchwiſter waren von jeher ausſchließlich der Gegenſtand meiner Liebe. Entſchloſſen, nie zu heirathen; hoffend, daß Hedwig meinem Beiſpiele hierin folgen, meinen Gründen dazu Gehör geben werde, vermeinte ich, in ihr und ihres

Bruders Geſellſchaft mein ihnen geweihtes Leben gelohnt zu ſehen. — Sie wiſſen, gnädige Frau, daß mir Das nicht geglückt iſt. In Hedwig's Herzen hat die Liebe zu einem Manne den Raum, den ich anſprechen konnte, verengt, und ein Jüngling, der den Phantomen der Zeit, Menſchenwohl, Weltbürgerſinn, Krieg und Ehre, huldigt, hört auf, Sohn und Familienmitglied zu ſein. Ich hatte einen ſchönen Traum gehabt, wie Bodo auf ſeinem kleinen, ſchuldenbefreiten Landgute das Leben eines Philanthropen führen ſollte; Hedwig die Wohlthäterin der Armen; ich die bemüthige Schöpferin ſo vielen Glückes. — — Doch fern von mir ſei es, dieſe Kinder der Undankbarkeit zu beſchuldigen! Nein, nach Dank ſtrebte ich nicht! Sie haben vielleicht von ihrem Vater das gewaltige Wollen geerbt, das, immer Neues ergreifend, durch den Beſitz des nahen, vorhandenen Guten nicht befriedigt werden kann."

„Ich ahnte ſchon früh die Fehlſchlagung

meiner Pläne. Bodo hing in ſeiner Kindheit ſehr herzlich an ſeinem ältern Bruder, deſſen glänzendes Aeußere ihm Freude an der Uniform beibrachte, ſowie deſſen Geſchicklichkeit in Leibesübungen ſeine Nachahmung erweckte. Sehr bald entſtand aber eine große Verſchiedenheit in ihrem Beſtreben. Karl begnügte ſich mit den gemeinen Erforderniſſen ſeines Berufs und hat ihn nie von der wiſſenſchaftlichen Seite betrachtet. Bodo's Wißbegier hielt mit ſeinem Fleiße gleichen Schritt; er lernte nur immer, um zu entdecken, wie viel er noch lernen müſſe — und darum hörte Karl's Einfluß auf ihn bald auf. Ich hoffte, daß die mir verhaßte Neigung zum Kriegshandwerke damit zugleich erlöſchen ſolle, um ſo mehr, da der Jüngling ſich je länger je mehr ſeiner Schweſter anſchloß und ſich mit ihrer wiſſenſchaftlichen Ausbildung beſchäftigte. Ich hatte den Einfluß des Zeitgeiſtes, wie man den umſichgreifenden Schwindel nennt, nicht berechnet! — Wahrlich, es iſt nicht Bitterkeit, es iſt Trauer über das Loos der Menſchheit mehr als um das meine: daß die ſchönſten Gefühle nicht vor eigennützigen Irrthümern ſchützen können, wenn ich Dieſes nicht ohne Thränen ſchreiben kann. Jene Kinder wußten, wie ich ihnen mein ganzes Leben gewidmet, wie ich für ihre Liebe alle Laſten einer Mutter, ja einer Witwe übernommen, für ſie allen Freuden der Jugend, ſo lange vor deren Flucht, entſagt hatte — und ſie hintergingen mich doch! Bodo hatte ſeit zwei Jahren, obgleich ich mit aller Feſtigkeit, deren mein weiches Herz fähig iſt, mich weigerte, ihn in die Artillerieſchule zu ſchicken, Mathematik und Geometrie dennoch mit dem größten Eifer betrieben, — ich dachte, dieſe Wiſſenſchaften könnten dem Gutsherrn nützlich werden und hinderte ihn nicht; das Erlernen neuerer Sprachen fiel ihm ſehr leicht; er hatte Talent zum Zeichnen. Um ihn vom Soldatenſtande abzuhalten und doch ſeinen

Trieb, die Welt zu ſehen, zu befriedigen, dachte ich, er könne einige Jahre bei einer Geſandtſchaft arbeiten. Er wird ſich dann zu uns zurückſehnen, dachte ich, er wird, von der Welt geſättigt, bei uns die Heimath ſeines Herzens finden. In dieſer Abſicht, die ich ihm nie mittheilte, erlaubte ich ihm, die Univerſität zu beziehen. Wie freute es mich, als er ſchon am Schluſſe des erſten halben Jahres bat, uns in den Ferien beſuchen zu dürfen! Ich bildete mir ein, dieſe erſte Trennung habe ihn ſchon belehrt, wie das Glück nur im Kreiſe der Seinen zu finden ſei. Bei ſeiner Ankunft ſtellte er mir ſeinen Freund Otto Berger vor, ihn ſeinen Mentor nennend, dem er es zu verdanken habe, ſeine Zeit nützlich angewendet zu haben. Mich erfreute die innige, auf Wiſſenſchaftsliebe und gleiche moraliſche Denkart gegründete Freundſchaft der beiden Jünglinge, von denen Otto, mehrere Jahre älter als Bodo, die Stelle eines ältern Bruders behauptete. Ich hörte mit Theilnahme, was mir Bodo von ſeines Freundes Schickſale anvertraute, und in thörichter Sicherheit über Hedwig's Herz, das ich nur mit ihres Bruders Glück beſchäftigt, mit ihrer Liebe für mich angefüllt glaubte, wähnte ich, von dem freundſchaftlichen Verhältniſſe, das ſich, im Verlaufe von Bodo's Univerſitätsjahren, bei ſeinen und Otto's wiederholten Beſuchen, zwiſchen den drei jungen Leuten knüpfte, Nichts zu fürchten zu haben; im Gegentheile ſchien mir ein ſolches Band ein reines weibliches Herz vor leidenſchaftlicher Liebe zu ſchützen. O wie blind war ich geweſen! Derſelbe Tag überraſchte mich mit zwei gleich ſchmerzlichen Entdeckungen; Bodo übernahm es, mir dieſelben zu machen. Er geſtand mir, daß alle ſeine bisherigen Studien das Geniewesen zum Zwecke gehabt hätten, und bat mich, ſeines Vormunds Genehmigung gewiß, um meine Zuſtimmung, eine Stelle in dieſer Heeresabtheilung zu ſuchen. Ich ſuchte mit übermenſchlicher Kraft meinen Schmerz, meinen Zorn zu beherrſchen, ich wollte ſein Herz erweichen, ich ſtellte ihm die verlaſſene Einſamkeit vor, in der er mich und ſeine Schweſter, bei dem zunächſt wieder ausbrechenden Kriege, zurücklaſſen würde; aber — da machte er mir ſeiner Schweſter Liebe zu Otto bekannt und ſpiegelte mir vor, wie ich in ſeinem Freunde einen zweiten Sohn, einen Familienverein, die häusliche Ruhe finden würde, die allein meine Aufopferung für ihn und ſeine Schweſter zu lohnen vermöchten. Er ſchilderte mit ſchmeichelnden Farben ſeine jedesmalige Rückkehr zu uns nach den Gefahren oder Arbeiten ſeines Berufs, ſein Ausruhen bei uns nach gelungenen Mühen. O, er vergaß Nichts, um Balſam in die geſchlagene Wunde zu gießen, oder meine klare Einſicht in das wahre Wohl meiner Schutzbefohlenen zu umnebeln. Doch ich waffnete mich gegen meine eigene Schwäche und verwarf beide

Vorſchläge. Otto's Beſuche, der indeß ſeine ärztliche Laufbahn hier ſehr ehrenvoll begonnen — denn ich leugne ſeine Verdienſte nicht — wurden abgebrochen; Bodo reiſte ab, ſeine Studien zu vollenden — und mein Friede war dahin. Ich übergehe die einzelnen Umſtände jener traurigen Zeit. Bodo hinterging mich nicht mehr, er ſagte mir, daß er am Schluſſe des nächſten halben Jahres in Kriegsdienſte treten werde. Hedwig verſicherte mir, ohne meine Einwilligung nie Otto's Gattin werden zu wollen, ihn aber treu zu lieben, bis Zeit oder Umſtände ſie anders zu thun berechtigten. Sie wiſſen wol, gnädige Frau, Aeltern und Fürſten bleibt gegen wohlorganiſirte Empörung Nichts als Nachgiebigkeit übrig. — Am Schluſſe des Jahres war Bodo Lieutenant im Geniecorps, und die Stiftsdame Eliſabeth von Herbert, Otto's Pflegemutter, wird täglich erwartet, um Hedwig zu ſich abzuholen, indem ſie bei ihr verweilen ſoll, bis

Otto's Lage geſichert genug iſt, ihm eine häusliche Einrichtung zu erlauben."

„Das Beſtreben meines ganzen Lebens war alſo ein Traum! — und um über ſein Verſchwinden nicht zu grübeln, und um über dem Grübeln nicht beſchränkt und ſelbſtſüchtig und endlich ungerecht gegen meine guten verirrten Kinder zu werden, wünſche ich neue Bande der Liebe, der Pflicht, des Lebens für Andre zu knüpfen. Eine Fügung der Vorſehung, die ich dankbar erkenne, will, daß mein Entſchluß mit Ihrem Bedürfniſſe nach einer Gehülfin bei der Bildung Ihrer Tochter zuſammentrifft, das gütige Vorurtheil, das meiner Pflegekinder Bekanntſchaft und die meine in Ihnen erregt hatte, ward von dem günſtigen Urtheile meiner Bekannten unterſtützt, und ſo wurden Sie vermocht, mich zu einer Mittheilung aufzufordern, die freilich weitläufiger, perſönlicher geworden iſt, als Sie dieſelbe bedurften und die Beſcheidenheit erlaubt; aber ich ſprach ein volles Herz zum erſten Male aus. So manche Ihrer Aeußerungen bewieſen mir Uebereinſtimmung unſerer Anſichten, unſerer Empfindungen, weshalb ich Ihnen Schickſale anvertraute, die zu ihrer Zeit vom Publicum gekannt ſein mochten, aber zum Theil vergeſſen, zum Theil falſch aufgefaßt werden mußten. Nie verhehlte ich, nie leugnete ich meine Handlungen und Grundſätze, doch habe ich ſie, außer Ihnen heute, Niemandem anvertraut, mich nie über ſie eröffnet. Befragen Sie nun Ihr eigenes Herz, ziehen Sie die Menſchenkunde Ihres Herrn Gemahls zu Rathe, ob ich Ihre Gehülfin werden kann, Ihre Tochter zu einem ſelbſtändigen, freien Weſen zu erziehen."

Bei der Beziehung, in welcher Anna jetzt gegen Frau von Holm ſtand, hatte dieſer Brief ein ſo mannichfaches Intereſſe, daß es mehr kaltes Blut bedurft hätte, als ihr gegeben war, um ſeine Schreiberin nach ihm zu beurtheilen

Sie fand in Anna's Geſinnungen, Anſprüchen, Klagen den Widerhall ihres Weſens und nahm nicht wahr, wie dieſe ihre Eigenheiten den Wirkungen ihrer Pflichtthätigkeit, ihrer Hingebung, ihrer Aufopferung entgegengearbeitet hatten. Es bedurfte Holm's Zureden, ja ſeines beſtimmten Willens, um die augenblickliche Antwort auf dieſen Brief zu verzögern, ſowie die dringende Einladung an Anna, fortan ihre Geſellſchafterin, ihrer Familie Mitglied zu ſein. Er verſuchte, Mariens Nachdenken über die Freundin, der ſie ſich ſo nahe verbinden wollte, zu erwecken. Er gab ihr die Erfüllung ihres Wunſches als Vorderſatz zu; denn wie wenig er mit Anna ſympathiſirte, fand er doch in ihr Eigenſchaften vereinigt, die Mariens Bedürfniſſen entſprachen, und bei der genauen Kenntniß ihres Charakters, die dieſer Brief ihm erleichterte, ſchmeichelte er ſich, ihre Fehler unſchädlich machen zu können. Doch täuſchen ſollte ſich Marie nicht über ſie. „Anna's verkehrte

Anſichten der ehelichen Verhältniſſe“, ſagte er zu ihr, „erſchrecken mich nicht; die Natur hat dafür geſorgt, daß ſie im Mädchenleben ſelten Stich halten. Ihr reiner Wille, ihre Erfahrung in der Behandlung junger Gemüther, vor allem der glückliche Erfolg, den ſie bei ihren Zöglingen gehabt hat, flößt mir Vertrauen zu ihr ein. Was mich ihr entfremdet, iſt die Leidenſchaftlichkeit ihrer Großmuth bei der Beurtheilung ihrer Geſchwiſter. Solche Großmuth iſt der Selbſtſucht nahe verwandt, ſolche Theilnahme an unſerer Geliebten Schickſale gleicht dem Despotismus. Alles Gute, was ſie gethan hat, war demnach einem Einſatz in eine Lotterie zu vergleichen, wo der Gewinnſt auch belohnt. Nicht ihre Cölibatsanſichten, — ihre Selbſtſucht fürchte ich für unſere Kinder; um dieſer zu begegnen, theure Marie, mußte ich Dich auf ſie aufmerkſam machen. Was hat ſie bei der Erziehung ihrer Geſchwiſter bezweckt? ſie hat ihrer Pflegetochter Liebe und Geliebten erſetzen wollen, und wir, meine Marie, wir wollen unſerer Kinder Herz erweitern, daß es uns und den Geliebten und die ganze Schöpfung aufzunehmen vermöge. Was ihren Widerwillen gegen Bodo's Kriegsdienſt betrifft, ſo iſt er eine Poſſe. Ihr Weiber müßt Das von nun an beſſer einſehen lernen. Soll unſer Geſchlecht würdig neben dem euren ſtehen, ſo müßt ihr eure Anſicht über dieſen Gegenſtand ändern."

In einem andern Augenblicke hätte Marie über den Schluß der Bemerkungen ihres Gatten ängſtlich gebrütet, denn ſo ſtolz ſie auf Holm's Orden und Narben war, erweckte ihr der Gedanke, ihren Winfried in einer Uniform zu ſehen, dennoch unſägliches Grauen. Jetzt zwang ſie ſich, ihres Mannes Worte zu wägen und durch herzlich geäußerte und gefaßte Vorſätze ihm zu beweiſen, daß ihre Wachſamkeit Anna verhindern werde, je einen nachtheiligen Einfluß zu gewinnen, und herzlich dankte ſie ihm, daß er ihr die Erleichterung vermittelſt einer ſolchen Gehülfin und Geſellſchafterin verſchafft habe.

Ungeduldig ſah Marie nun der Ankunft der Stiftsdame, die mit Anna in ſo genauer Beziehung ſtand, entgegen. Unwillkürlich hatte die Art, wie Anna ſie in ihrem Briefe erwähnte, das glänzende Bild, das ſie in ihrer Erinnerung von ihr aufbewahrt hatte, getrübt. Leider fand ſich zwiſchen ihrer und Anna's Art zu lieben einige Analogie. Beider Liebe trug den Charakter der Bedürftigkeit, nicht der Großmuth, für Beide war Pflichterfüllung Märtyrerthum, nicht frei gewählter Beruf; allein in Marien waren dieſe Irrthümer Verſtandesmängel, nicht Dürre des Herzens. Jetzt ward ſie von ihnen verleitet, Anna's Misfallen an ihren Pflegekindern gewiſſermaßen zu theilen. Otto ward ihr räthſelhaft; denn ungeübt, Urtheil von Empfindung zu trennen, konnte ſie nicht begreifen, wie der junge Arzt Anna's Verdienſte ſo lebhaft erkennen und ſich doch mit Hedwig gegen ihr Glück hatte verbinden können. Sie vergaß die Stellung, die ſie, eine innig liebende Tochter, einſt als Holm's Geliebte behauptet hatte, weil ſie damals ihre Hülfloſigkeit, ihren Jammer als Sühne für ihren Eigenwillen anſah; Hedwig's ſtille Heiterkeit erſchien ihr dagegen als Undankbarkeit. Damals und jetzt hatte Empfindung, nicht Verſtandesurtheil ſie geleitet; die Entſchloſſenheit, die damals Holm zu ihrer Stütze machte, kam ihr jetzt an Otto wie Hartherzigkeit vor. Selbſt der Erwartung ihres erwünſchten Gaſtes miſchte ſich nach und nach ein Verdacht bei, den ſie ihrem Gatten nicht mitzutheilen wagte, weil ſie ihn mehrmals hatte ſagen hören: es werde den meiſten Mädchen ſehr leicht gemacht, Fehltritte zu vermeiden, deshalb achte er Diejenige höher, welche einen ſolchen durch große Verdienſte aufwöge, als Die, welche nie einen begehe. — In dieſen Betrachtungen überraſchte ſie die Ankunft Eliſabeth's, noch ehe ihre Antwort an Anna abgefaßt war.

Otto war ſeiner Pflegemutter einige Stunden weit entgegengeritten und führte ſie mit ſtolzer Freude bei Frau von Holm ein. Sein Blick war zu ſcharf, um nicht zu entdecken, daß bei dieſer wohlmeinenden Frau ſeit einigen Tagen eine Veränderung vorgefallen ſei. Nach der Art, wie ſie ſich in ihren frühern Geſprächen über Eliſabeth geäußert hatte, mußte ihr Empfang herzlicher, ihre Theilnahme an ſeiner Freude vertraulicher ſein. Sein Vertrauen, daß gute Menſchen ſich gern der Wahrheit hingäben, war aber ſo feſt, daß er die beiden Damen, nachdem er ſeine Pflegemutter bequem auf Mariens Sopha ausruhen ſah, ſorglos, um ſeine Krankenbeſuche zu machen, verließ.

Nicht die Gewalt der Wahrheit, ſondern das Uebergewicht an Geiſt und Güte in Eliſabeth's Charakter beſiegte bald die Verſtimmung in Mariens Gefühlen. Zehn Jahre, die ſeit ihrer erſten Bekanntſchaft verfloſſen waren, hatten die Stiftsdame wenig verändert. Grazie der Bewegung, eine heitere Sicherheit des Anſtandes, eine melodiſche Stimme verhinderten, bei dem ſeelenvollen Ausdruck ihrer Züge, Jugendblüthe zu vermiſſen. Sobald die Bedienung entfernt, und ruhiges Geſpräch zu erwarten war, ſagte Eliſabeth, ſo unbefangen, als ſei Das die Veranlaſſung ihres Beſuchs: „Ich hoffte, Anna von Thum in Ihrer Geſellſchaft zu finden; denn daß Dieſes mein eifrigſter Wunſch war, kann ich nicht bergen. Ich ſehne mich, den Mißton aufzulöſen, der unſre Verhältniſſe trübt. Verhältniſſe, die einzig dazu gemacht ſind, uns innig zu verbinden.“ — Sie blickte dabei eifrig auf Marie, die verlegen ihre Antwort verzögerte. Die Erörterung hätte leicht eine ungünſtige Wendung nehmen können, hätte es nicht Holm's

Eintritt verhindert. Was Otto von der Stiftsdame bei manchem Anlaß erzählte, der Einfluß, den ſie auf die Bildung des jungen Mannes gehabt haben mußte, hatte in ihm die Vermuthung erregt, daß ihr Charakter mit dem ſeiner verklärten Juſtine Aehnlichkeit haben müſſe. Er irrte ſich nicht. Allein die ſchönen Eigenſchaften, die ſich in Juſtinen als Gegenſatz von Anderer Fehler entwickelten, reiften in Eliſabeth als Frucht günſtiger Verhältniſſe, freier Entſchließung. Er war auf ihre Bekanntſchaft begierig, und vom Spazierritte zurückkehrend, eilte er, ſeinen Gaſt zu begrüßen. Seine männliche Einfachheit und Eliſabeth's ſichere Haltung begegneten ſich erfreulich; es war ein gegenſeitiges Finden, nicht Kennenlernen. Holm ſetzte ſich zu den Damen, und Eliſabeth wiederholte dringend ihre Frage wegen Anna von Thum. Mariens Verlegenheit kehrte zurück, ſie blickte auf ihren Gatten und ſagte zögernd: „Da ihr Eintritt in unſer Familienleben noch nicht beſchloſſen iſt . . . .“ Die zögernde Rede unterbrechend, fiel die Stiftsdame mit ſichtlichem Verdruſſe ein: „O ſo hat ſich mein guter Otto von ſeiner Hoffnung hintergehen laſſen! Er hielt die Sache für entſchieden, und ich wünſchte Ihnen ſchon herzlich Glück zu einer ſo vortrefflichen Gefährtin.“ Dieſe Theilnahme durchkreuzte abermals Mariens Begriffe. Wie konnte Eliſabeth eine Perſon ſo lebhaft hochſchätzen, deren Familienglück ſie zu ſtören beitrug? — Holm fragte unbefangen, aber dringend: „Sie trauen ihr alſo die erforderlichen Eigenſchaften zu?“ — „„Ihr Leben und Wirken, am ſicherſten ihrer Hedwig Bildung, ſind Bürgen; — denn der Irrthum, den ſie rückſichtlich ihrer Pflegekinder beging, kann bei fremden nicht ſtattfinden. Ich wünſche nicht ohne Eigennutz, ſie in Ihrem Hauſe glücklich zu ſehen, da Ihr Umgang, Ihre Denkart das einzige Hinderniß von Anna's Frieden ſicherlich aus dem Wege räumen werden; ich meine eben jenen Irrthum, der ſie verleitet, ihrer Pfleglinge Wünſche als ein Unrecht an ſich zu betrachten."" Holm heftete nachſinnend ſeinen Blick auf Eliſabeth, dann ſagte er: „Gnädige Frau, es wäre kleinlich, hier mit conventioneller Umſicht zu verfahren. Sie halten uns wahrſcheinlich für unterrichteter, als wir es ſind. Otto entdeckte uns von ſeinen Verhältniſſen nur ſeine Dankbarkeit und Verehrung für Sie; erſt neulich erfuhr meine Frau von Fräulein von Thum, daß Deren Stiefſchweſter — wie es ſcheint nicht mit ihrem völligen Beifall — Otto's Braut iſt." — „„Ohne ihren Beifall? Allerdings, aber nicht weil es Otto iſt, den ſie liebt, ſondern weil einſeitige Erfahrungen ihr Abneigung gegen die Ehe überhaupt beigebracht haben, weil irrige Anſichten vom Glücke ſie zu Erwartungen verleiteten, welche Fehlſchlagungen herbeiführen mußten."" — „Erwartet denn eine Mutter zu viel", nahm hier Marie ſchüchtern, aber ſichtbar ergrifſen, das Wort, „wenn ſie Liebe um Liebe einzutauſchen hofft?“ — Eliſabeth ſchwieg einen Augenblick, als ſänne ſie auf die Einkleidung ihres Gedankens, denn ihr Auge ſprach ſchon früher als ihr Mund. „Liebe um Liebe?“ fragte ſie dann, „iſt denn Liebe ein Kaufpreis für Liebe? iſt denn Liebe ein ſo armes Ding, daß ſie nur unter dieſer oder jener Geſtalt als Zahlung gelten kann? Haben Sie denn Gott je gebeten, Ihnen nur zwei Kinder zu geben oder zu laſſen, weil ihr Liebesvorrath für mehre nicht ausreicht? Muß Hedwig ihre Pflegemutter weniger lieben, ſeit ſie Otto liebt? Kann Bodo im Getümmel der Schlacht, auf dem Bette der Ehre ſeine Geliebten nicht ſterbend noch ſegnen? Gewiß! Das iſt Eigennutz in einem gefühlvollen Gewande, und bei einem ſo vortrefflichen Gemüth wie Anna's iſt es ein Irrthum, eine mangelhafte Einſicht, die ſie aufgeben und glücklich werden wird. Schon ihr Wunſch, neue

Gegenſtände ihrer Liebe zu ſuchen, beweiſt mir, daß dieſe Selbſtſucht nicht in ihrem Herzen, ſondern in ihrem Verſtande gewurzelt iſt, und der lernt, ſo lange der Menſch athmet." Holm ſtimmte lebhaft in dieſe Anſicht ein; ein ſcharfer Beobachter hätte aber wahrgenommen, daß er ſich, mit einer gewiſſen Behutſamkeit, im Allgemeinen hielt. Marie hörte anfangs mit niedergeſchlagenem Blicke, mit flüchtigem Erröthen zu, doch emporgehoben von dem Feuer in Eliſabeth's Ausdruck und Rede, hielt ſie es bald für ihre Aufgabe, Anna's innern Frieden herſtellen zu helfen, und beſtimmte ſich freudig in dem Entſchluſſe, ſie zur Hausfreundin zu wählen.

Holm ſchien über ſeine eigene Anſicht dieſes Entſchluſſes, im Geſpräche mit der Stiftsdame, ſo ſicher geworden zu ſein, daß er ſeine Frau aufforderte, noch dieſen Abend darüber an Anna zu ſchreiben und ihr ihren ſowie Eliſabeth's Beſuch für den nächſten Morgen zu melden.

Wenn Anna in dem Inhalte und Ausdrucke dieſes Billets die genügendſte Anerkennung fand, wenn ſie eine Zukunft vor ſich ſah, die ihr bei ihrer jetzigen Stimmung ganz erwünſcht ſchien, ward ſie doch von der Stiftsdame vertraulichem Verhältniſſe zu Frau von Holm, das ſie nicht geahnt hatte, unangenehm überraſcht. Da Frau von Holm's Entſchluß, ſie zur Hausfreundin zu wählen, dadurch nicht verhindert worden war, konnte ſie nicht wähnen, in ihr eine Feindin zu finden. Gewohnt, nur Beifall oder Abneigung Raum zu geſtatten, kam ſie auf den Gedanken: Eliſabeth ſei der Ehe vielleicht ſo abgeneigt wie ſie ſelbſt und begünſtige Otto's Wünſche, ohne Hedwig's Abtrünnigkeit Beifall zu geben. Dieſe Unſicherheit in ihren Anſichten brachte auch Unſicherheit in ihrem Betragen hervor, als Hedwig mit Bodo in ihr Cabinet trat und, tief gerührt ihre Hände an ihre Bruſt drückend, die Ankunft der Stiftsdame meldete. Menſchen, die es gewohnt ſind, die Herrſchaft zu führen, werden leicht empfindlich, wenn ihnen eine Entſcheidung, die ſie ſich vorbehalten hatten, von Andern aufgedrungen wird. Anna war verletzt, während Hedwig glaubte, ſie freudig gerührt zu ſehen. Mit erzwungener Kälte wendete ſie ſich ab und ſagte: „Dann wird es Zeit ſein, daß Du Dich zu Deiner Abreiſe bereiteſt.“ Nichts regt in geſunden Gemüthern das Bewußtſein ihrer Rechte heftiger auf als deren Verletzung in dem Augenblicke, wo ſie dieſe Rechte als eine großmüthige Gabe anzunehmen bereit ſind. Hedwig erfuhr Das jetzt, ihre Thränen ſtockten und ſie begab ſich ſchweigend zum Theetiſch. Bodo verurtheilte ſich nicht zum Schweigen. Es war nicht ſelbſterlittenes Unrecht, dem er ſteuern wollte, nur Unſegen wollte er abwenden; — denn gewohnt, Anna's Beifall ſeiner Schweſter Schritten folgen zu ſehen, konnte er ſich keinen Segen ohne ihn denken und war empört, dieſen Segen, aus einer irrigen Verſtandesanſicht, ihr entzogen zu ſehen. Anna's Mißfallen an ſeinem Entſchluſſe, Soldat zu werden, hatte ihn geſchmerzt, doch ohne ihn zu drücken. Des Mannes Beſtimmung zum freien Gebrauche ſeiner Kräfte ſpricht ſich ſo deutlich aus, daß er, wenn er ſie redlich gebraucht, das Ueble, das dieſer Gebrauch nachſichzieht, freudig erträgt und deshalb meiſtens glücklich überwindet. Dem Weibe genügt das Bewußtſein redlicher Kraftanwendung nicht; ſie bedarf den Beifall Anderer, zunächſt den ihrer Geliebten, um mit ruhigem Selbſtgefühl ihrem Schickſale zu begegnen. Geiſteskraft ſiegt über jenes Bedürfniß, allein dieſer Sieg zieht oft Menſchenverachtung und Verſchloſſenheit nach ſich. Die erſte, weil wir Höherem nachſtrebten, als das Urtheil der Welt es begreifen konnte; die zweite, weil es uns drängt, das uns theure Unverſtandene unverſtändigen Blicken zu entziehen. Bodo ahnte für ſeine Schweſter dieſe Gefahr, und als die Stunde der Entſcheidung kam, wagte er es, mit Anna zu rechten.

Nachdem er Alles, ſinnend im Zimmer umherſchreitend, noch einmal überdacht hatte, trat er zu ſeiner mütterlichen Pflegerin und bat ſie ſchmeichelnd und kindlich, ihren Unwillen zu entwaffnen. „Wenn Hedwig ſchuldig wäre, gute Schweſter, müßteſt Du ja, um Unſegen von ihr abzuwenden, ihr verzeihen; hier iſt ja aber von Schuld keine Rede. Du willſt ihr als Grundſatz aufdringen, was nur als ſelbſtgefundene Wahrheit einen Werth hat. Du lernteſt die Ehe von der nachtheiligen Seite kennen und wirkſt ſehr wohlthätig, wenn Du Deinem Geſchlechte den herabwürdigenden Wahn benimmſt, als ſei ſie der einzige Weg, Eure Beſtimmung als Wohlthäterinnen der Mitwelt, als Bildnerinnen des jüngern Geſchlechts zu erreichen. Sich aber der Ehe zu erwehren, ſie zu fliehen, folgt daraus nicht. Ehe und Nicht-Ehe iſt eine individuelle Sache, muß, wie der Glaube, gewählt, nicht aufgedrungen ſein, ſonſt wird ſie, wie dieſer, Fanatismus oder Heuchelei. Du verarmſt mit Deinem Mißfallen Dich und Hedwig und Otto und erregſt noch obendrein in Deiner Hedwig ſchuldloſem Sinn ein Trugbild von böſem Gewiſſen, welches unter unglücklichen Umſtänden furchtbar hervortreten kann.

Hedwig hörte ſchluchzend, mit verhülltem Geſichte zu. Anna, nachdem ſie, mit wenig Zwiſchenreden, Bodo hatte ausſprechen laſſen, ſuchte ihm mit erkünſteltem Gleichmuthe zu beweiſen, daß es eben ſo intolerant ſei, ihren Beifall erzwingen zu wollen, als es von ihr ſein würde, ihre Meinung aufzudringen. „Wir waren,“ ſagte ſie ſchließlich, „verbündet, uns einen feſten Friedenstempel zu bauen; ſie reißt den Bau nieder — daraus folgt der Bruch der Verbündung. Sie arbeite nun mit allem Glück an ihrem abgeſonderten Tempel oder ihrer Hütte; — ich will verſuchen, aus dem Schutte meines Tempels mir ein einſames Obdach zuſammenzutragen. — So wird es Beiden recht und billig erſcheinen." —

„Iſt Das Deine beſtimmte Anſicht", ſagte Bodo nach einer Pauſe, von Anna's Beharrlichkeit ermüdet, „ſo wollen wir der Sache nicht mehr erwähnen; die Zeit rechtfertige uns." Mit einem ſchnellen Uebergange zur Heiterkeit fuhr er fort: „Du ſollſt es noch erleben, Herzensſchweſter, daß Du Hedwig für ihre Tempelzerſtörung danken wirſt und, in ihrer Hütte ruhend, Dein geliebtes Haupt von ihren Kindern mit Immortellen des Dankes wirſt bekränzen laſſen." — „Welche poetiſche Prophezeihung", rief Anna, die, gewaltſam ihre Rührung verbergend, in einen ſpottenden Ton verfiel. „Und was trägſt Du denn zu dieſem paradieſiſchen Auftritte bei?" — „Meine Siegestrophäen", erwiederte er muthwillig, „oder den Nachruhm eines gefallenen Braven", ſetzte er ernſter hinzu; und Alle verſtummten.

Anna verließ das Zimmer, Bodo bat Hedwig, den Gegenſtand nicht mehr zu berühren, ſondern Otto und ſeiner Pflegemutter die Löſung der Aufgabe zu überlaſſen. „Ich muß Das wol, Bodo", ſagte Hedwig, ſanft weinend; „ich bin auch mehr betrübt, daß Anna die Schuld auf ſich ladet, Glück zu verbittern, als weil mir der von meinem Herzen wie von meiner Vernunft mir deutlich vorgeſchriebene Weg durch ſie erſchwert wird." — „Schweſterchen", rief Bodo lachend, „dieſe Selbſtverleugnung iſt verdächtig; Das klingt mir wie vergeben, aber nicht vergeſſen . . ." — Hier unterbrach ihn Anna's Rückkehr, die ſeine letzten Worte, und vielleicht noch mehr, gehört hatte. Sie drückte im Vorübergehen einen flüchtigen Kuß auf Bodo's Stirn und ſagte ſcherzend in ihrem gewöhnlichen angenehmen Tone: „O Weisheit, Du ſprichſt . . . ." „Wie ein Lieutenant", unterbrach ſie Bodo, ihre Hände küſſend, und führte ſie zu ihrem gewohnten Platze, worauf bald ein freundliches Geſpräch dieſe zu vielfacher Theilnahme gebildeten Menſchen vereinigte; — denn Das iſt eine ſehr wohlthätige Frucht einer feinen Bildung, die unſre Erzieher oft überſehen, oder, als Mangel an tiefem Gemüth, wol gar verwerfen: daß wir aus dem geſellſchaftlichen Kreiſe perſönliche Empfindungen ausſchließen. Dieſes gewährt eine Art Waffenſtillſtand mit der Empfindung, die ſchon als Uebung der Selbſtherrſchaft etwas werth iſt und der Vernunft Zeit läßt, ſich zum Vorſitze zu rüſten.

Bodo's Weisheit, wie Anna ſein Zureden nannte, und die freundliche Abendunterhaltung hatten auch recht wohlthätig auf Anna gewirkt. Es hatte ſich nichts Neues ausgeſprochen, allein dieſelben Gedanken berühren in verſchiedenen Zeiten verſchiedene Saiten der Seele. Der angekündigte Beſuch der beiden Damen fand Anna zwar geſpannt, aber nicht verſchloſſen, und Mariens Milde, Eliſabeth's Klarheit und Herzlichkeit reinigte in dem Umgange von wenigen Tagen Anna's Gemüth von dem Unkraute der Gehäſſigkeit, das darin zu keimen begonnen hatte. Sie machte es, wie Empfindſamkeit und Selbſtſucht von jeher thaten: ſie behauptete ihr Vorurtheil, ließ aber ihrer Pflegekinder Nichtachtung deſſelben als Ausnahme gelten.

Nicht ohne Befremden nahm Anna und Marie wahr, daß Eliſabeth Holm bei einem Geſchäft zurathezog, das ſie mit ſichtlicher Gemüthsbewegung betrieb. Nachdem ſie ſich aber eines Tages lange mit Holm und Otto in ihrem Zimmer verſchloſſen hatte, nahm ſie mit Beiden ihren Weg zum fürſtlichen Schloſſe, wo ſie ſo lange verweilte, daß ihre Freundinnen, die in der Abendſtunde verſammelt waren, ſie mit neugieriger Ungeduld erwarteten. Die Kerzen waren in den laubumrankten Gartenſaale ſchon lange angezündet, als die Erwarteten eintraten. Auf Eliſabeth's Geſicht ſtrahlte eine höchſt freudige Rührung. Ohne ein Wort zu ſprechen, rückte ſie einen Stuhl neben Anna und legte, ſie heiter anblickend, ihre Hand in die ihrige. Otto begegnete beim Eintritte Bodo, der ihn mit einem Ausruf über ſein langes Verweilen empfing; aber ohne zu antworten, preßte ihn der Freund heftig an ſeine Bruſt, ſchob ihn dann bei Seite und küßte, eben ſo heftig und faſt knieend, Hedwig's Hand. Holm ſelbſt war ſichtbar bewegt, aber erfreut; ſeine Frau grüßend, ſagte er: „Verabſchiede die dienſtbaren Geiſter, Eliſabeth hat mit uns zu ſprechen." Das war bald gethan. Einer ſah erwartungsvoll auf den Andern, und Alle auf Eliſabeth, die bei ſanft thauenden Thränen, als wenn ſie Zeit gewinnen wollte für die nächſte Stunde, ihren Thee trank.

„Liebe Freunde", fing ſie endlich an, nachdem alle Störungen beſeitigt waren, „Sie haben meinem Pflegeſohne Ihre Achtung um ſein ſelbſt willen geſchenkt, denn ohne Aeltern, ohne Verwandte, ohne Vermögen, wie er war, konnte nur ſein perſönlicher Werth Sie gewinnen. Sie vor Allen, edle Anna, ſchenkten ihm ſo viel Zutrauen, daß Sie, manches Vorurtheil beſeitigend, ihm das Wohl ihrer Hedwig zu übergeben einwilligten. Von heute an iſt Otto nicht mehr ohne Verwandte, obſchon feſt entſchloſſen, nur Sie, nur uns als ſolche zu erkennen. Er iſt auch nicht ohne Vermögen, denn ſein Bruder, der Herzog, hat ihm die von ihrem beiderſeitigen Vater beſtimmten dreißigtauſend Thaler zuerkannt.“ — — —

Dieſe Worte wirkten heftig, aber ſehr verſchiedenartig auf die kleine Verſammlung. Bei keinem als bei Bodo war die Verwunderung ohne allen Zuſatz. Dieſer ging raſch auf Otto zu, ſchüttelte ihm die Hand und ſagte: „Thu' Das, Bruder, ſuche keine andere Verwandte! Das biſchen Geld fürchte ich nicht; das haſt Du ja entbehren gelernt.“ Hedwig, neben der ſie ſtanden, fiel dem Bruder um den Hals, als danke ſie ihm, ihr Dolmetſcher zu ſein, entfernte ſich aber ſchnell und beſchämt und ſetzte ſich neben Eliſabeth, die mit beifälligem Lächeln die jungen Leute beobachtete.

Aber noch ſchwieg die Geſellſchaft, die Blicke auf die Stiftsdame gerichtet, die keineswegs in Verlegenheit zu ſein ſchien, ſondern nach einer kleinen Pauſe, während deren ſie Hedwig liebkoſte, zu ſprechen begann: „Es liegt mir nun ob, Sie mit der Veranlaſſung meiner Theilnahme an meinem Pflegeſohne bekanntzumachen, und Das veranlaßt mich zu einer Erzählung, die in mein eigenes Leben, ſo einförmig es war, zu innig verſchlungen iſt, um nicht viel von mir ſelbſt ſprechen zu müſſen. Daſſelbe geſchieht hier zum erſten Male, — allein ich betrachte dieſen lieben Kreis, vor Allen unſer liebes Brautpaar, als die Freunde, die Stützen, die Pfleger meines nahenden Alters, das ich unter Euch zu verleben hoffen darf; — Ihr müßt mich daher kennen, Ihr müßt mit Geduld anhören, auf welchen Wegen ich ging.“ Die Empfindung, mit welcher Eliſabeth ſprach, ſchönes Selbſtbewußtſein und anmuthige Beſcheidenheit verklärten und verjüngten ihr Antlitz; ein Jeder ward davon ergriffen, bat um die Erzählung, dankte im voraus dafür, indeß die jungen Leute, Bodo aus enthuſiaſtiſcher Ehrfurcht, faſt knieend ſie umgaben. — Nur Anna beharrte, ihre heftige Rührung bekämpfend, in einem Stillſchweigen, deſſen Unfreundlichkeit zu bemerken die Uebrigen jetzt zu beſchäftigt waren.

„Ich kann mich“, begann Eliſabeth, „noch nicht ſehr alt nennen, und doch ward mir das Schickſal, kaum noch einen oder den andern Zeugen meiner Jugend um mich zu haben. Mein Vater, ein geborener Elſaſſer, ein angeſehener Staatsdiener in Br., der ſich während des ſiebenjährigen Krieges an Herzog F** attachirt hatte, fand in ſeinem neuen Vaterlande keine Verwandten und zog keine dahin; ſein perſönlicher Werth verſchaffte ihm aber bald die Freundſchaft und das Vertrauen ſeiner Mitbürger, ſodaß ich mich nie als Fremde betrachtet habe. Mein Vater war ein edler, kühner, anſcheinend kühler Mann; er ehrte Anderer Rechte und Freiheit, aber man mußte ſie gegen ihn zu behaupten wiſſen; die Schüchternen und Willenloſen führte er nach ſeinem Sinne, nicht um ſie zu unterdrücken, ſondern um ſie zu fördern, da Zögern, Nichtsthun, Hemmen ihm verhaßter war als Irrthum, ja als Unrecht. Meine zwei Schweſtern, viel älter als ich, ließen ſich von ihm führen und konnten ſich Deſſen freuen. Ich behauptete die Freiheit meiner Meinung, meines Urtheils gegen meinen Vater und ward ſein Liebling, ja, in dem letzten Theile ſeines Lebens, ſeine Freundin und ſeine Vertraute. Meine

Mutter, die ich früh verlor, war die jüngſte von drei Schweſtern, deren zwei ältere, ausgezeichnet ſchön, ihrer . . . Verſorgung — wie man es nennt — gewiß zu ſein glaubten, deshalb lange wählten, endlich aber nicht gewählt wurden; denn ich kannte ſie nur als veraltete Fräulein, die ein lebensgefährliches Geheimniß aus ihrem rühmlichen Bemühen machten, durch weibliche Geſchicklichkeit ihr Einkommen zu vermehren. Ohne meines Vaters Unterſtützung, der ſie zu ſeinen Hausgenoſſinnen aufgenommen hatte, würden ſie ſich lieber das Nothwendige verſagt haben, um ſich Ueberfluß des Putzes zu verſchaffen, um deſſentwillen doch ihr Tadel Jüngere und Glücklichere traf. Meine beiden älteren Schweſtern, die ſehr jung heiratheten, zogen ſich deshalb ihre entſchiedene Abneigung zu. Dieſe beiden Frauen wurden bei ihrem weichen Charakter, durch die Mittelmäßigkeit ihrer Männer, gar bald in einen Kreis von Pflichterfüllung ohne Gemüthserhebung, von Genuß ohne Geiſtesnahrung gebannt und dadurch mir fremd, ehe ich die Urſache davon zu begreifen vermochte. Wie ich dann mit jugendlichem Unverſtande ein poetiſches Element in die Stagnation ihres Lebens bringen wollte, entzogen ſie mir ihre Liebe. Glücklicherweiſe ſtörte ich ihren Lebensgang nicht, aber ich hatte ihren Tadel verdient. Spätere Jahre ließen mir Zeit, ihr Vertrauen wiederzugewinnen, ja bei ihrem frühen Tode war ich für die Kinderloſen der einzige Gegenſtand ihrer Liebe."

„Wie ich im neunzehnten Jahre den dritten Freier abwies, fingen die beiden Tanten an, mich für eine Perſon zu halten, deren Verſtand vor den Jahren gereift ſei. Dennoch ſchien ich nicht beſtimmt, dieſen Ruf zu behaupten. Mein Vater nahm mich in dieſer Zeit mit ſich nach Spaa, welches er oft, bisher von meiner Mutter begleitet, beſucht hatte. Dieſe gute Mutter war uns in demſelben Jahre geſtorben; geliebt, gepflegt von liebenden Töchtern, blieb ihr nur eine, ſehr überflüſſige, Sorge: mich verheirathet zu ſehen. Ihre letzten an mich gerichteten Worte ermahnten mich, „nicht ſo lange zu küren, bis der Reichstag geſchloſſen ſei", — und vielleicht ſind ſie nicht ohne Einfluß auf meine zunächſt folgende Zukunft geblieben. In Spaa lernte ich einen Mann kennen, der mir das Küren erſparte, — reich, zu reich für mich, denn ſeine Familie mißbilligte in der Folge ſeine Wahl hauptſächlich, weil unſern Geldſäcken, in Bezug auf die ihrigen, das Gleichgewicht gänzlich fehlte. In meinem jugendlichen Kopfe ſchien mir meine Theilnahme an ihm ſich wie die Neigung Desdemona's gebildet zu haben; ſein trüber Ernſt, wie ſeine Hingabe in ſtiller Mittheilung und Vertrauen, hielt eine dem Mitleid ähnliche Empfindung in mir wach. Seine Betheuerung, in meiner Geſellſchaft, durch meinen Umgang glücklich zu werden, gewann mich mehr als ſeine Liebe. Er ſetzte mir ſeine

Lage aus einander. Er war, wie ich ſchon ſagte, ſehr reich und durch die Verfügungen ſeines Vaters ſchon vor ſeiner Mündigkeit Herr ſeiner Handlungen, aber nach alter Sitte, Herrſchaftliebe und wirklichem Wohlwollen hatten ſich ſeine Verwandten durch Rathgeben, Warnen, Tadeln für die erſparte eigentliche Bevormundung zu entſchädigen geſucht. Hugo's Gemüthsart war durch dieſes Einreden ohne Berechtigung beharrlicher, ja ſtarrſinniger geworden, als ſeine natürlichen Anlagen es veranlaßt haben würden, und nachdem er ſeine Studien und ſeine Reiſen ohne und gegen der Sippſchaft Rath eingerichtet hatte, war er auch feſt entſchloſſen, bei der Wahl einer Gattin keinen fremden Einfluß zu dulden. Dieſe Denkart ſtand einem Manne, der ſo eben die Jünglingsjahre zurückgelegt hatte, ſehr wol an. Seine Anſichten, ſeine Neigungen ſchienen mit den meinen im Einklange zu ſtehen, und er war der erſte Mann, der mich von ſeiner

Liebe unterhielt, ohne das Heirathen als ihren einzigen Endzweck voraus berichtigen zu wollen. Mein Vater ſah unſer Verhältniß mit Beifall inniger werden; er ſah in ihm ſeinen Lieblingswunſch erfüllt, einen Gutsherrn zum Schwiegerſohne zu haben, denn Hugo verſprach, ſich in unſerem Lande anzukaufen; und der Gedanke, des Vaters Wünſche zu erfüllen, trug nicht wenig dazu bei, mir Hugo's Vorzüge theurer zu machen und da, wo ich einige Disharmonie zwiſchen ihm und mir ahnte, mich durch Vernunft- und durch Scheingründe zu beruhigen."

„Doch nicht Liebe allein ſollte mir dieſen Brunnenaufenthalt zum wichtigſten Zeitpunkte meines Lebens machen, ich ſollte auch hier alles Glück inniger Freundſchaft kennen lernen, — und dieſe ließ ein vollendeteres Bild in meiner Erinnerung als jene. Wir fanden einen nahen Verwandten meiner Mutter in Spaa, den Leibarzt des Herzogs von Ar*. Er hatte ein Frauenzimmer, das der große Haufen des Herzogs Freundin nannte, dahin begleitet. Dieſer Arzt, ein Mann im Spätherbſte der Jahre, hatte meines Vaters Beſtimmtheit des Charakters, bei viel mehr Weltkenntniß und Kunde des menſchlichen Herzens. Seine Wiſſenſchaft hatte ihn in ſeinen frühern Jahren zu großen Reiſen verleitet, er lernte den Herzog im Auslande kennen, ſein Werth ward von dieſem vortrefflichen Fürſten richtig beurtheilt, und Derſelbe machte ſeinen Dienſt ſo vortheilhaft und angenehm, daß der Onkel, wie ich ihn immer nannte, nie mehr daran dachte, Ar* zu verlaſſen. Meine Lebhaftigkeit, mein beſtimmter Wille und meine Kindereinfalt — ſo drückte er ſich ſpäter, gewiß nicht ausſchließend zu meinem Lobe, über mich aus — erregten ſeine Aufmerkſamkeit und gewannen mir des alten Hageſtolzen Liebe, da er nie die Erheiterung, von fröhlicher Jugend umgeben zu ſein, genoſſen hatte. Er beſchäftigte ſich viel mit mir und erzählte mir auch von ſeiner leidenden Freundin, der zu Gefallen er in Spaa verweilte. Bei ſeinem erſten Worte über dieſen Gegenſtand äußerte mein Vater die Anſicht über ſie, welche er in Männergeſellſchaften hatte ausſprechen hören. Mit einer Heftigkeit, die wir an dem Onkel gar nicht gewohnt waren, antwortete Dieſer: „Die Caffeehäuſer, der große Haufen mag Das ſagen, und ſelbſt dieſer beſchränkt ſich auf das Badegeſchmeiß, dem Leere und Langeweile alles Ungemeine zum willkommenen Fraße macht; doch Du und Deine Babet müſſen von Sophie anders denken als er.“ — Mein Vater hatte ein lebendiges Gefühl für Seelenadel; ſein Glaube an Tugend war unerſchütterlich geblieben, wie mistrauiſch ihn auch ſeine Erfahrungen über die Tugendhaften gemacht hatten; er hörte gern, was ihm ſein Vetter über Sophie mittheilte. Ihre Familie war ſchottiſcher Abkunft, deshalb hatte ſie keine Verwandten im Lande. Ihr Aeltervater, ein Anhänger der Stuart, obgleich ein Proteſtant, hatte ſein Vaterland verlaſſen müſſen, um der Verfolgung zu entgehen. Sein einziger Sohn war Prediger geworden, obgleich die Trümmern ſeines Familiengutes, die er allein erbte, ihm, nach weltlichen Begriffen, eine glänzendere Laufbahn hätten öffnen können. Er mußte aber ſein Vermögen zwiſchen vier Kinder theilen, die bald vaterlos wurden; denn Dillon ſtarb an einem Bruſtübel, deſſen Keim er ſeinen Kindern vererbte. Sophie war das jüngſte von ihnen. Seine Gattin, eine vortreffliche Frau, folgte bei der Erziehung Derſelben ihres Mannes Anſichten, und dieſe zeichneten ſich durch eine Liberalität der Denkart, in religiöſer und politiſcher Rückſicht, aus, die ihm ſein Vater, als Anhänger eines despotiſchen Fürſten, ſchwerlich mitgetheilt haben konnte. — Doch ich nehme wahr, daß ich hier in meiner Erzählung Dinge zuſammenfaſſe, die uns nicht allein mein Onkel erzählte, ſondern die mir im Umgange mit Sophie aus ihrem eigenen Munde mitgetheilt wurden. Was thut es! ich fahre fort.“

„Sophie ſagte mir oft, ihre Kindheit wäre ein glückliche Zeit geweſen. In ihrer Mutter ſtillem Witwenhauſe ward ihr die Welt nur auf Spaziergängen ſichtbar, und ihr Treiben durch die muntern Erzählungen ihrer Brüder bekannt. Dieſe waren früh die Freude, bald der Troſt und die Stütze der Mutter. „Unſers Vaters Andenken“, ſagte Sophie, „war unſer unſichtbarer Schutzgeiſt, unſre Mutter ſein Vertreter im Leben, und Gott über uns Allen.““ —

„Frau Dillon hatte immer eine heftige Einwirkung der Gewitterluft empfunden; da ihre Vernunft dagegen kämpfte, beſchäftigte ſie ſich angeſtrengt, ſobald dieſe Luft eintrat, um ſich vor ihrem Einfluſſe zu zerſtreuen. Sophie, die damals dreizehn Jahre alt war, erinnerte ſich, daß ſie in dieſem Falle meiſtens ihre Haushaltsbücher hervorholte, weil das Rechnen ſie am ſpannendſten abzog. Doch wenn die Wetterwolken ſehr nahe kamen, überwältigte ſie oft die Angſt; ſie pflegte ſich dann mitten ins Zimmer zu ſetzen und ſah es gern, wenn ihre Kinder ſich um ſie verſammelten. Ein ſtarkes Gewitter, welches einſt an einem Pfingſtfeiertage, nach dem Abendgottesdienſt, herbeizog, ſetzte ſie in eine beſonders gewaltſame Spannung. Zufällig hatte ein kleines Feſtmal alle ihre Kinder um ſie verſammelt, den älteſten Sohn, der des Fürſten Privatſecretair war, und den jüngſten, der in Erlangen ſtudirte. Wie die Mutter, unfähig, ihre Beklemmung länger zu bekämpfen, ihren gewöhnlichen Platz mitten im Zimmer einnahm, traten die beiden Jünglinge, deren rüſtige Nerven mit dergleichen Reizbarkeit nicht ſympathiſiren konnten, an ein Fenſter und machten über die vom Sturme gejagten Straßengänger, die ihren Feſtagsputz zu bergen eilten, ihre muthwilligen Bemerkungen. Die beiden Töchter hatten ſich auf Bänkchen zu der Mutter Füßen geſetzt. Ein ſehr heftiger Schlag trieb auch die Söhne theilnehmend zur Letzteren. Dieſe reichte ihnen eine Hand, welche naß und todtkalt war; mit der andern ſchien ſie die beiden Töchter von ſich entfernen zu wollen und blickte dabei ſie Alle heiter und engelmild an. Noch ein heftiger Schlag, und ſie ſtürzte vorwärts zuſammen. Die beiden Jünglinge ſanken beſinnungslos nieder, und Schwefeldunſt füllte das Zimmer. Sophie erzählte: in dieſem Augenblicke habe es ihr, wie eine Stimme von außen, ins Ohr geſprochen: „Oeffne Thür und Fenſter“ — ſie glaube jedoch, ſie habe ſich Dieſes ſelbſt laut geſagt, als eine Anweiſung, die ſie in manchem Buche geleſen. Kaum aber habe ſie Kraft gehabt, von der nahen Thür bis zum Fenſter zu kommen, wo ſie dann, ſobald ſie es geöffnet hatte, ohnmächtig auf ihre Knie fiel. Der treffende Donnerſchlag war von den Nachbarn bemerkt worden, ſie eilten in das Haus. Sophie und ihre Schweſter hatten ſich bei dem erſten Luftzuge erholt, die beiden Brüder bedurften ärztlicher Hülfe, die ihnen zum Glück einer der Herbeieilenden reichen konnte; aber die Mutter blieb entſeelt.“

„So war nun Sophie ganz Waiſe geworden, — und unter welchen fürchterlichen, aus der Einbildungskraft unvertilgbaren Umſtänden! Der ältere Bruder ward die Stütze der Familie, er leitete des jüngern Studien, er verheirathete ſeine ältere Schweſter mit einem angeſehenen Beamten, einem ſehr würdigen Manne, übergab Sophien, die bei ihrer Schweſter Heirath erſt ſechszehn Jahre alt war, ſein kleines Hausweſen und verſicherte oft — ob im Scherz oder Ernſt: ſolange ſie bei ihm bliebe, nie heirathen zu wollen. Allan, der jüngere Bruder, der Liebling Sophiens, hatte ausſtudirt; ſeine ehrenvollen Zeugniſſe, ſein liebenswürdiges Aeußere gaben ihm Ausſichten in eine günſtige Zukunft, — als ſeine glänzende Jugendblüthe plötzlich dahinwelkte, und ein ſchnelles Bruſtübel ihn, wie ehedem ſeinen Vater, dahinraffte. Die Geſchwiſter riefen alle Hülfsmittel der Kunſt herbei, Sophie weihte ihm die ſorgfältigſte Pflege. Wenn mein Onkel, der ſchon ihren Vater an dieſem Uebel behandelt hatte, die Geſchwiſter um des langſam Sterbenden Lager verſammelt ſah, wendete er oft ſein trauerndes Geſicht ab, denn ohne prophetiſche Ahnung ſagte ihm ſeine Erfahrung, ſie würden Alle Opfer dieſer Todesart ſein."

„Allan ſtarb, und die Geſchwiſter rückten, um die Lücke im Kranz ihres Lebens zu bergen, noch inniger, noch liebender zuſammen. Schon damals fürchtete der Arzt, Sophiens zarter Bau, ihr ſehr ſchlanker, ſchnell vollendeter Wuchs werde dem gefährlichen Einfluſſe von der Nähe des Kranken, den ſie nie verlaſſen hatte, nicht widerſtehen; allein die Natur wollte dieſe ſchöne

Blume erſt in höchſter Vollendung entwickeln, ehe ſie ihr zu welken gebot. Sophie ward bald als das ſchönſte Mädchen ihrer Stadt bemerkt. Wie ich ſie in Spaa kennen lernte, da ſchon ihre erſte Jugend entflohen war, die Zerſtörung ſie rettungslos erfaßt hatte, war ſie noch das liebreizendſte Weſen, das je mein Auge erblickt hat. Schlank wie ein Lilienſtengel, ein ſo vollkommener Knochenbau, daß ihre Magerkeit ſie keines ihrer ſchönen Umriſſe beraubt hatte.“ — „Nie habe ich Das wiedergeſehen“, ſagte Eliſabeth, ſich ſelbſt unterbrechend, mit begeiſtertem Blicke vor ſich hinſchauend, als ſteige die geliebte Geſtalt vor ihr auf. — „Sie glich dem Bilde eines Engels, wie die chriſtliche Mythe ſie malt; ſie würde einer Pſyche geglichen haben, wenn der Ernſt ihres ſchönen Mundes nicht mehr erduldetes Leiden als Sorgloſigkeit ausgedrückt hätte. Jeder Erdengedanke verſtummte vor ihr; unter jugendlichen Geſtalten ſtand ſie mit liebeſtrahlendem Blicke wie ihr Schutzgeiſt, neben Leidenden wie ein Engel des Troſtes. Ihr Gang war ein Schweben, ihre Stimme, noch als ihre kranke Bruſt keinen ſchmerzloſen Ton mehr hauchen konnte, war Wohllaut der Liebe. Ihre Kopfform ward von Künſtlern für idealiſch gehalten, und ſo mußte es ſein, da ihr ſeidenweiches braunes Haar, das ſie, ganz gegen die Mode der damaligen Zeit, wie Raphael's Engelköpfe in natürlichen Locken herabfallen ließ, immer den anmuthigſten Kopfputz bildete. Von ihren Zügen kann ich Nichts ſagen, denn ihrer gedenkend, erblicke ich nur immer ihre Augen. Aus keinen ſtrahlte je ein ſo himmliſcher Blick! ſie waren . . . dunkelblau? ins Grüne, ins Braune ſpieend? ich weiß es nicht; denn der Glanz verarg die Farbe. Wie ich ſie aber der Leiche udrückte, war ich erſtaunt, ſie viel heller zu finen als ſie mir lebend, ſtrahlend vorgekommen waen. Oder — Otto, Das mußt Du wiſſen —

iſt Solches immer die Folge der geheimnißvollen Flucht des Götterfunkens in uns? denn ich nahm es mehr als ein Mal wahr. Das letzte Aufflammen der Seele erliſcht im Auge. Seltſam! und beim neugeborenen Menſchen erglüht ſie ſo langſam! — — — — Sophie iſt mir der einzige Beweis, daß der Dichter nicht träumte, der zuerſt die weinende Schönheit beſang. Wenn in Sophiens Auge die Thränen ſich ſammelten, lange von der langen dunklen Wimper gefangen, und endlich, kryſtallhell wie der geſammelte Thau in einer Lilie, in großen Tropfen über ihre Wangen herabrollten, kein Zug des Geſichts geſpannt, deſſen Farbe ſelbſt bei ſeiner Bläſſe belebt — o da war ſie begeiſternd ſchön! dann ſchien ſie den Sterblichen eigen, denn Engel weinen ja nie.“

Otto hatte ſeit einigen Minuten unruhig zugehört; jetzt nahte er ſich der Erzählenden und ergriff ihre Hände: „Heute nicht weiter, gute, geliebte Mutter", ſagte er bittend, „dieſe Spannung iſt Ihnen fremd, ſie muß Sie erſchöpfen. Nicht wahr?" fuhr er, gegen die Freunde gewendet, fort, „morgen erzählt ſie weiter."

Es war keiner in dem kleinen Kreiſe, der nicht Otto's Sorgfalt gut hieß, der nicht geneigt war, den heutigen Abend mit Sophiens Bilde zu beenden. Man trennte ſich mit dem Verſprechen, den folgenden Abend die Thür jedem Beſuche zu verſchließen.

Der Eindruck, den Eliſabeth's Erzählung hervorgebracht hatte, war mannichfaltig, obgleich ſie einen jeden ihrer Zuhörer gewonnen hatte. Anna's Empfindungen waren ſehr aufgeregt, ſie hielt Eliſabeth's Begeiſterung bei Sophiens Andenken für die gewohnte Form ihres Gefühls, ſie glaubte, ihr Unrecht gethan zu haben, und hoffte noch, mit ihr ſympathiſiren zu können. Hedwig war entzückt von der vor ihr vorübergeführten Seraphsgeſtalt. Otto ſah dieſer neuen

Erſcheinung freudig nach, ihm war ſie ein reines Menſchenbild, in dem die Gottähnlichkeit auch ſeines Urſprungs in reicherer Herrlichkeit geglänzt hatte. Holm blieb ernſt und nachdenkend. Beim Abendgruße ſagte er zu ſeiner Frau: „Eliſabeth muß ihre Kraft lange geübt haben, um einer ſo feurigen Phantaſie Meiſter geworden zu ſein.“ Und Marie fand dieſe Bemerkung ſehr kalt.

Nach manchen Geſchäften, die den Tag über den kleinen Freundeskreis trennten, fand ihn der Abend im ſtillen Gartenſaale verſammelt. Eliſabeth war heiter und ruhig, wie ihre Natur es bedurfte, und begann lächelnd ihre Rede mit der Bemerkung, daß ſie, Otto's ärztlicher Warnung eingedenk und ihrer Obliegenheit, als Seniorin der Geſellſchaft ein Beiſpiel zu geben, ſich nicht wieder zu Lebhaftigkeiten, wie die geſtrige, würde hinreißen laſſen. Hedwig rief ſchmeichelnd: „O nein! Otto verſteht Das nicht!

Wir verlören zu viel, wenn Sie uns Ihre Empfindung verbergen wollten." — „Und wennauch", ſetzte Anna etwas emphatiſch hinzu, „die Erregung ſo ſchöner Empfindungen das materielle Leben etwas ſchwächt, gewährt ſie nicht dem geiſtigen eine jenen Schaden aufwiegende Nahrung?" — „Das mag gewiſſermaßen der Fall ſein", bemerkte Eliſabeth, „doch müſſen wir dieſen Erſatz als eine wohlthätige Wirkung der Natur anſehen, nicht ſchwelgend auf ihn rechnen. Ich verſpreche nicht, mich der Selbſtbeherrſchung rühmend, nie mehr meine Empfindung den Ueberſchwung gewinnen zu laſſen; aber es war doch ein Vergeſſen der heiligen Scheu vor dem Erhabenen, das ich geſtern verletzte. — Und ich bin Ihnen, vor allen meinen jungen Freunden, doppelte Mäßigung ſchuldig, da ich es wage, ſo viel von mir ſelbſt zu ſprechen. Ich ſann ſeit geſtern Abend darauf, den Verfolg meiner Erzählung aufzuſchreiben, ſie Euch leſen zu laſſen, —

aber ich ſand etwas Gezwungenes, etwas Anſpruchvolles darin. — — Laßt mich ſprechen, hört, was unbedacht aus einem Herzen fließt, das, vom Schickſal in ſtrengen Feſſeln gehalten, nicht ans Ueberfließen gewöhnt iſt, ſondern ſich hier vertrauensvoll ergießt.“

Eliſabeth hielt Wort. Sie mußte, von Erinnerungen überwältigt, mehr als ein Mal im Verfolge der Erzählung gegen ihre Weichheit kämpfen. Wir nehmen von hier an aber ſelbſt das Wort, um dem Leſer dieſe Unterbrechungen zu erſparen.

Beſorgt, daß der frühe Ernſt, der ſich Sophiens Jugend bemächtigt hatte, ihre Geſundheit untergraben möchte, legten ihre Geſchwiſter ihrem eigenen Geſchmacke, der den größeren Geſellſchaftskreiſen nicht günſtig war, einigen Zwang an, um ſie in geſellſchaftliche Verhältniſſe zu ziehen. Ihre Anmuth zog viele Männer an, unter ihnen einen jungen Mann von liebenswürdigem Aeußeren und ausgezeichneten Talenten, deſſen günſtige Verhältniſſe ihm eine glückliche Laufbahn verſprachen, der aber, von der Ueberſpannung, welcher ſich zu jener Zeit die fähigern unſerer Jünglinge hingaben, zu einer trüben Stimmung der Seele verleitet, dieſe Vortheile verlor. Es war der Zeitpunkt, wo der junge Deutſche, durch einen langen Frieden in unbehagliche Ruhe verſetzt, weil ſeine politiſchen Verhältniſſe jede Theilnahme am allgemeinen Intereſſe unmöglich machten, darauf verfiel, ſein dürres Daſein vor gänzlicher Erſtarrung in Acten- und Bücherſtaube durch Poeſie zu retten. Wir nennen hier von den geiſteraufregenden Schriften jener Zeit nur die, welche der Liebe eine vom Madrigal und der Idylle, die ihr bisher den Ausdruck verliehen hatten, ganz verſchiedene Form gaben: Werther und Siegwart *). Sie, die faſt gleich-

---

*) Werther und Siegwart nebeneinandergeſtellt? hören wir die Einen entrüſtet, die Andern triumphi-

zeitig damals unſere Jünglinge anzogen, verliehen ihnen die Form ihrer überſpannten Träu-

---

rend fragen. Ja! doch nicht als Dichterwerke. Als ſolche betrachtet, wiſſen wir, daß Werther eine Schöpfung des Genies iſt, und Siegwart das Erzeugniß eines ganz genieloſen Geiſtes. Sie werden nebeneinandergeſtellt in ihrer Eigenthümlichkeit als wahrhaft deutſche Romane und in ihrer Wirkung auf das junge Geſchlecht ihrer Zeit. Wenn ein Ausländer eine charakteriſtiſche Schilderung der beiden Hälften von Deutſchland (damaliger Zeit) von uns forderte, würden wir ihn anweiſen, ſie in Werther und Siegwart zu ſuchen. Wie lebendig Werther ſchildert, bedarf keiner Anpreiſung. Der geiſtvolle Ausländer, der ihn geleſen und ſpäter unſere männliche Jugend beobachtete, wird dieſe aus Werther ſich haben erklären können. Dagegen kann nur Jemand, der lange in Süddeutſchland lebte, die Wahrheit von Siegwart's Volksſitten- und Charakterſchilderung anerkennen. Noch jetzt nimmt man dort die Grundzüge jener katholiſchen Landpfarrer, Studenten, Junker und hübſchen Jungfrauen wahr; wer aber unter den Norddeutſchen ſo weit zurückdenken kann, wird nicht vergeſſen haben, daß Werther's Staatsminiſter, ſeine mereien. Dieſe Romane wirkten wie das Bühnenfatum unſerer Zeit: die guten Knaben glaubten ihre unausweichbare Beſtimmung zu kennen und arbeiteten ihr ſelbſt in die Hände. Sie ſahen in ihren Geliebten lauter Lotten und Mariannen und ſchwelgten alle Leiden eines Werther's und Siegwart's nach. Auf dieſe Weiſe ſtudirten ſie ſich in eine Traumwelt, aus der die meiſten, wenn das Leben anfing ernſtere An-

---

gebildeten Fräulein, ſein fleißiger Albert, die ſchmucke Lotte, in verſchiedenen Schattirungen, jenſeits des Mains anzutreffen waren. Der gebildetere Norddeutſche lächelte wol über den natürlichen Schwaben, Siegwart hatte Nichts in ſich, den Geiſt zu entzünden; aber die liebe Jugend lernte in ihm das träumend-erſchlaffende, ſich mit den Sinnen abfindende Gefühl hegen und pflegen, indeß der empfängliche Schwabe, von Goethe's Genius ergriffen, ſeinen Geiſt an Goethe's Geiſt entzündete, ohne ſich um die Verſchiedenheit der Sitten zu bekümmern. So rechtfertigen wir die Zuſammenſtellung Werther's mit Siegwart.

ſprüche an ſie zu machen, in eine platte Alltäglichkeit übergingen, manche aber auch fortträumten bis zu dem Momente, wo ſie einen unſeligen Entſchluß ausführten, aus einer Art Künſtlerenthuſiasmus, wie ein Schauſpieler ſich in den letzten Scenen eines Dramas ſelbſt zu vergeſſen im Stande iſt. Dabei war keine Affectation, es war nur ein Uebergewicht der Phantaſie bei Charakterohnmacht und Lebensleere daran Schuld. Amerikas Freiheitskrieg, Rußlands Umgarnen des nördlichen Aſiens, die Theilung Polens ward von der Menge ignorirt — die Menge, die nie am Allgemeinen Antheil nimmt, iſt hier vom Volke, das noch gar nicht mitgezählt ward, wohl zu unterſcheiden. — Selbſt die politiſchen Kannegießer hörten dieſe Begebenheiten wie die leipziger Bürger in Goethe's „Fauſt": als Würze zum Wein- oder Bierkrug; die junge Welt aber jammerte, tobte und liebelte fort.

Sophie, die ganz anſpruchlos im Geiſt ihrer Zeit lebte, ſah in Wächter's — ſo hieß der erwähnte Jüngling — Leidenſchaftlichkeit, was er redlich damit meinte. Sie war davon gerührt, allein lieben konnte ſie ihn nicht, und Das that ihr ſehr weh, weil eine Heirath mit ihm ihrer Geſchwiſter lebhafteſten Wunſch erfüllt hätte. Sie ging oft mit ſich ſelbſt darüber zu Rathe, ſie verſuchte ihr widerſpenſtiges Herz zu bekämpfen; aber ihre Ohnmacht belehrte ſie nur noch mehr von der Unmöglichkeit des Sieges und vermehrte ihre Bekümmerniß über Wächter's zunehmende Leidenſchaft und ihrer Geſchwiſter wiederkehrende Bitten. Dringendere Sorgen, weſentlicherer Kummer unterbrachen auf lange Zeit die Beſchäftigung mit Wächter's Schickſale. Sophie hatte das Unglück, in der Zeit eines Jahres ihren noch übriggebliebenen Bruder, bei dem ſie lebte, und ihre ältere Schweſter zu verlieren; Letztere an dem Uebel, deſſen Keim der Arzt ſchon früher als väterliches Erbtheil angeſehen hatte. Die

Ehe dieſer liebenswürdigen Frau war lange ohne Kinderſegen geblieben, endlich ward ihr dieſer geſchenkt: ſie drückte einen ſtarken Knaben an ihre Bruſt. Da offenbarte es ſich plötzlich, daß ſie in ihres Kindes Leben den Tod geſchöpft hatte, — eine unaufhaltſame Erſchöpfung legte ſie nach wenigen Wochen ins Grab.

Sophie war zu fromm, um bei Gottes Rathſchluſſe untröſtlich zu ſein; allein die ſchweren Opfer, die er ihr auflegte, löſten die Bande, mit welchen ihre Jugend ſie an das Leben und ſeine Hoffnungen hätte binden ſollen, immer merklicher ab. Die Ahnung, daß auch ihr ein früher Tod beſtimmt ſei, ward in ihr laut, ſie verwebte ſich ſo innig mit ihrer Denkart und ihren Anſichten der irdiſchen Dinge, daß ihre Stimmung ſich nur mit der vergleichen läßt, in welcher ein Abreiſender ſich befindet, der im Bewußtſein, daß er Alles, was er liebt, nun bald verlaſſen muß, Alles mit zärtlicheren Armen umfaßt, weil er weiß, daß ſeine Freude keine Dauer mehr hat. Unwille und Anſprüche ſind ihm fremd, Menſchenfurcht findet keinen Raum mehr, Wohlthun und Danken iſt ſeine herrſchende Empfindung, damit er nur freudige Erinnerungen mitnehme, nur liebevolle hinterlaſſe. Weit entfernt iſt dieſe Gemüthslage von müßigen Träumen oder menſchenſcheuem Schmerze. Sophie übernahm, dem ihrer ſterbenden Schweſter gegebenen Verſprechen gemäß, des Schwagers Haushalt und die Pflege ſeiner kleinen Waiſe. Sie widmete ſich ganz ihrem ernſten Beruf. Aber da ſie ſo willig ſich dem mächtigeren Schickſale unterwarf, glaubte ſie einer ſchon lange gehegten geheimen Neigung ihres Herzens nicht länger widerſtehen zu müſſen. Es hatte ſie bisher Niemand, Wächter ſelbſt nicht, geahnt; nur ihre Schweſter war ihre Vertraute geweſen und hatte ſie zum Kampfe gegen dieſe übermächtige Neigung, bis zum letzten Augenblicke, ermuntert. Der regierende Fürſt war ein Mann von den ſchönſten Anlagen und vortrefflichſten Eigenſchaften des Herzens und des Geiſtes. Nicht zweckmäßiger gebildet, nicht ſorgfältiger unterrichtet als andere Fürſten, entwickelte ſein innerer Trieb das Bedürfniß mehrſeitiger Kenntniſſe, die Theilnahme an menſchlichen Intereſſen. Der Schauplatz ſeiner Kindheit hatte ſich auf den Schloßgarten beſchränkt, als Jüngling ward er, um äußerer Bildung willen, nach Genf geſchickt, dann hatte er nicht Frankreich und England, ſondern Paris und London beſucht, und kaum zurückgekehrt, machte ihn der Tod ſeines Vaters zum Regenten. Nun, im reifenden Mannesalter, entwikkelte ſich der Vorſatz in ihm, ein treuer Vater ſeines Landes zu ſein. Er dankte Gott, daß dieſes klein war, und er darin Mittel fand, es ſelbſt zu kennen und zu regieren. Man hatte ihn aus Staatsgründen — denn von dieſen weiß der kleinſte Fürſt ſich nicht frei zu machen —

mit einer unangenehmen Frau verbunden. Er verſuchte ſie zu lieben, fand Urſache, ſie zu verachten, und beſchwichtigte ſein wirklich liebebedürftiges Herz durch die Art von Verhältniſſen, zu denen an allen Höfen die Höflinge gern ihre Hände bieten. Endlich liebte er ein Mädchen, bei der er mehr als flüchtigen Zeitvertreib zu finden glaubte, aber dieſe Verbindung endigte auf eine Weiſe, die den Fürſten mit Reue und Selbſtvorwürfen verfolgte. Er hatte ſeitdem mit ſehr verödetem Herzen gelebt, aber mehr als je nach der Erfüllung ſeines Berufs geſtrebt. Beſonders fand er ſeine Freude darin, ſich den verſchiedenen Ständen ſeiner Unterthanen zu nähern. So ward die Jagd, die ſonſt des Landmanns Geißel iſt, des Ar* Völkchens Freude. Das wenig gehegte Wild war bald zuſammengetrieben, aber nachher war die Verſammlung auf dem Jagdplatze ein allgemeiner Gehörtag für die Dorfbewohner der Gegend. Sie brachten dem Fürſten ihre Kinder, ihm eine Kußhand zu geben, ſie führten ihm ihre Brautleute zu, ſich ſeiner Huld zu empfehlen, und die Greiſe und Mütterchen ſaßen am Holzwege und riefen ihm zu: „Gott erhalte Euch unſern Enkeln!“ Oft ſah man ihn auf Spaziergängen, an Luſtorten, wo die beſſere Geſellſchaft verſammelt war, ſich unter ſie miſchen; immer etwas ernſt, ja förmlich, aber ſo gütevoll mit den Aeltern über ihr Intereſſe ſprechend und väterlich in den Frohſinn der Jugend einſtimmend.

Beſonders war ein ländlicher Gaſthof in der Nähe eines ſeiner Jagdſchlöſſer der Ort, wo er ſeinen Geſchmack an dem Umgange mit dem gebildeten Mittelſtande befriedigte. In Wendelborn, ſo hieß dieſer Gaſthof, lernte der Fürſt Sophien kennen. Damals lebten noch ihre Geſchwiſter, damals glänzte noch Jugendfreudigkeit auf ihrem ſchönen Geſichte. Der Fürſt ward von dem Zauber ihres Anblicks ergriffen, ſein

Herz ſpielte ihm vom erſten Augenblick an einen Betrug; denn weil ihre zarte Geſtalt ſie noch jünger erſcheinen ließ als ihre Jahre, glaubte er die Theilnahme eines ältern Bruders, ja eine väterliche Neigung zu ihr zu empfinden.

Wenn der Ausdruck heftiger Leidenſchaft die weibliche Phantaſie ergreift, beſticht dagegen männliche Milde, würdige Güte das weibliche Herz. Da jene leicht das feine Gefühl zu verletzen droht, iſt ſie gebildeten Mädchen nicht ſo gefährlich wie die letzte, indem dieſe das richtige Verhältniß zwiſchen beiden Geſchlechtern: beſchützen und beſchützt ſein, herzuſtellen ſcheint. Dieſe Erfahrung machte Sophie. Wächter hatte ſie mit ſeiner Leidenſchaftlichkeit oft gerührt, aber zugleich ihr Gefühl für weibliche Würde ſtets wach erhalten. Des Fürſten Milde gewann ihr Vertrauen, ſeine Güte zog ihre Dankbarkeit nach ſich, und als auf beiden Seiten dieſe Empfindungen zur Zärtlichkeit geſteigert waren, hat-

ten ſie ſich einander Nichts mehr zu verſchweigen,
zu geſtehen, — ſie befanden ſich im Einklang
des innigſten Gefühls. Wenn die erfahrungsloſ
Jugend ſchwärmt, kann der Weiſere ihr ruhig
zuſehen und von einem Augenblicke zum ander
erwarten, daß bei Veränderung der Lage, Plän
Beſtrebungen ihr Rauſch verfliege; wenn aber ei
ſchwärmendes Gefühl bei reifen Mannesjahre
Wurzel faßt, drängt es ſich in ſchon beſtehend
Verhältniſſe ein, verbindet ſich unwandelbar m
ihnen, oder zerſtört ſie. Der Fürſt liebte So
phien mit Schwärmerei, aber der Charakter ſe
ner Liebe forderte das Zerreißen ſeiner Pflich
bande nicht. Das hätte die Natur dieſer Lie
unmöglich gemacht. Wie der Augenblick gekom
men war, ſich über ſein Verhältniß zu Sophie
Rechenſchaft zu geben, fand er in ihr ein ih
ganz geweihtes Weſen, das ihm überall d
Gute im Lichte des Schönen erblicken ließ, d
er noch häufiger mit dem Entſchluſſe zu edl

Anſtrengung als mit Selbſtzufriedenheit verließ, — ein Weſen, das ihm bald die Zärtlichkeit einer Geliebten, bald die unbeſtechliche Wahrhaftigkeit einer Schweſter, bald die ſanfte Nachſicht einer Mutter bewies. Dieſe höchſten Gaben hatte ihm die Liebe noch nie geboten, und ſie waren es, die er ſich immer als die beglückendſten gedacht hatte. Selbſtſüchtig wie ſein Geſchlecht, wie ein Liebender und wie ein Fürſt, glaubte er, daß ſich Sophie durch die Huldigung ſeiner innigſten Gefühle für das Geheimniß ihres Verhältniſſes, für ihre gefeſſelte Freiheit, für die Frauenwürde, welche ein Gatte ihr gegeben hätte, entſchädigt halten würde, und was an dieſer Entſchädigung noch fehlte, dafür glühte ſein unerlöſchlicher Dank. Sophie machte ſich keine Täuſchung; ſie wußte, daß ſie dem Fürſten durch ihre Liebe ihr bürgerliches Daſein opferte; in ihren Augen war das Geheimniß, in das ſie ſich hüllte, nur das Mittel, unzarte Eingriffe in ihre

Verhältniſſe zu vermeiden, nicht, ſich zu verbergen. Darin wirkt das Verſchweigen von dem Verhehlen ganz verſchieden, daß jenes mit der Neugier offene Fehde beginnt, dieſes ſtumm, aber muthig das Recht, ſich nicht mitzutheilen, behauptet. Verhehlen bedarf Vertraute, wird alſo abhängig; Verſchweigen erhält frei, übt eigene Kraft, aber es vereinzelt auch. Dieſer Vereinzelung, Das ſah Sophie wohl ein, mußte ſie ſich unterwerfen, ſie mußte das reinſte, tugendhafteſte Bündniß, welchem nach Zeiten und Sitten verſchiedener Werth beigemeſſen wird, das aber für ſie tadellos war, einer Anſchuldigung preisgeben, deren Sinn ſie nicht beurtheilte, nicht bedachte, — einer Anſchuldigung, die ihr ganzes Leben trübte, wie der Nebel, welcher die Flur entfärbt, wenn er auch keiner Blume ihren Duft nimmt. Doch ſo überzeugt von einem frühen Tode, wie ſie es war, lohnte es da, das Glück des Geliebten zu opfern, um ein paar kurze Jahre der Meinung der Welt zu genügen? Nach und nach aller Derer, die ihr theuer waren, durch den Tod beraubt, ſollte ſie dem Geliebten, den ſein Stand vereinzelte, den eine unſelige Ehe des Familienglückes beraubte, den die Liebe betrogen hatte, das Aſyl ihres Herzens verſchließen, damit die Menge nicht ihr Bündniß nach ihrer eigenen Fähigkeit beurtheile, während die Edleren dem Schönen, welches auch ſie zu thun fähig geweſen wären, ihren Glauben nicht verſagten! — Solche Beſorgniſſe ſchienen nach ihrer Meinung den kleinlichen Rückſichten zu gleichen, die der Scheidende in der Stunde des Abſchieds nicht mehr beachtet. Einen edeln Mann für alle Entbehrungen ſeines Herzens zu entſchädigen, ihm, dem vieler Tauſende Wohl anvertraut iſt, den Seelenfrieden zu erhalten, Das wählte ſie zur Aufgabe ihres Lebens, zur Aufgabe bis an ihren früh erwarteten Tod. Nach dieſem lebte ihr Andenken in ſeinem Herzen, die Zeit reichte ihm ihren lindernden Balſam, und im Bewußtſein erfüllten Berufs folgte er ihr nach.

Der Fürſt hatte nie Gelegenheit, Sophien im häuslichen Walten zu ſehen. An öffentlichen Orten beobachtete er die ſtrengſte Zurückhaltung gegen ſie, und bisher war es ihm nur ſelten vergönnt geweſen, ſie in Abendſtunden in Gegenwart ihres Schwagers, der ſeit ihrer Schweſter Tode unbedingt ihr Vertrauter war, wirklich ganz ingeheim zu ſprechen, und dieſe Geſpräche füllten meiſt ſchmerzliche Erörterungen über ein Verhältniß, gegen das der Vertraute ſich mit allen Gründen der Klugheit auflehnte, und dem Sophie ſich nicht entſchließen konnte eine beſtimmte Geſtalt zu geben. Zu dieſem Entſchluſſe bedurfte es langer und ſchmerzlicher Kämpfe, es bedurfte der Angewöhnung, das Peinliche, zu dem wir uns beſtimmen ſollen, von allen Seiten zu überdenken; und Sophie wäre vielleicht, bei aller Hingabe ihrer Liebe, noch zu keinem Entſchluſſe gekommen, hätte Wächter's unglückliche Leidenſchaft ihn nicht herbeigeführt.

Guntram, Sophiens Schwager, der noch immer hoffte, ſeine geliebte Schwägerin durch eine Heirath mit Wächter dem Einfluſſe des Fürſten zu entziehen, hatte den jungen Mann vermocht, als das einzige Mittel, Sophie nicht von ſich zu entfernen, ſeine Liebe fortan zu verſchweigen und ſich zu begnügen, als ſein Hausfreund ihres Umganges zu genießen. Dem guten Guntram war der Zauber der Liebe und der von Sophiens Anmuth nicht bekannt. Wol kann die Leidenſchaft hingehalten werden im Kreislaufe des lauten Weltlebens, wo ſie gar leicht die Geſtalt der Intrigue annimmt und die Einbildungskraft beſchäftigt; viel mächtiger erfüllt ſie aber die Seele, wenn ſie das Bild der Geliebten mit den Bildern des häuslichen Lebens verwebt. Sowie ſich Sophie in Wächter's Gegenwart benahm, als Hausfrau, als Pflegerin ihres kleinen Neffen, beim Empfange ihrer Gäſte, würde er ſie als ſein Weib geſehen haben — und ſtatt ſeine Liebe zu ſchwächen, regte dieſer häusliche Umgang ihre Begehrlichkeit an. Die bürgerliche Liebe iſt deshalb um ſo viel inniger als die der Großen, weil ſie mit ſo vielen Fäden, die alle an die Häuslichkeit geknüpft ſind, verwebt iſt. Wenn der edle Große unter ſeinem Stande liebt — der Fall, wo ihn Sinnenluſt bethört, iſt hier ausgeſchloſſen — iſt es der Zauber der Häuslichkeit, der ihn anzieht; dieſe magiſche Beleuchtung weiblicher Anmuth, welche auf den ſtarken, ſittlichen Mann mit einem Zauber wirkt, den Pracht und glänzende Talente den Mädchen in Fürſtenſälen nie verleihen. Wächter folgte Guntram's Rathe, es gelang ihm, ſeine Gefühle in Sophiens Gegenwart zu bemeiſtern, und Dieſe, welche ihn hochachtete und, als ihres Schwagers Freund und ihrer verewigten Brüder Jugendgefährten, vertraulich zu behandeln gewohnt geweſen war, nahm, da ſie vermeinte, er habe ſeinen Anſprüchen an ihre Hand entſagt, gern ihre ehemalige Gewohnheit freundlichen Geſchwätzes und unbefangener Mittheilung wieder an. Wächter ward durch die Veränderung ihres Betragens irre geleitet, er hielt für Gegenliebe, was nur Abweſenheit des Widerwillens war; Hoffnung keimte aufs neue in ihm auf, und er wartete ungeduldig auf den glücklichen Moment, wo er ſie wieder von ſeiner Liebe unterhalten dürfe.

An einem ſchönen Sommertage verabredete ſich eine große Geſellſchaft, an die Guntram Sophien ſich auch anzuſchließen bewog, jenen Gaſthof in der Nähe des fürſtlichen Jagdſchloſſes zu beſuchen. Die dem Fürſten ſchuldige Beſcheidenheit gebot, das Schloß ſelbſt und die es umgebenden Anlagen, die ſein Privateigenthum waren, nur dann zu beſuchen, wenn man gewiß war, ihn nicht dort zu finden. Er war in dieſen Tagen auf einer kleinen Reiſe begriffen, alſo verſprach ſich die Geſellſchaft einen unbeſchränkten Genuß der herrlichen Gegend. Letzterer fehlte auch nicht. Ein Jeder fand Befriedigung in dem Schatten majeſtätiſcher Buchen, unter den Blumen und Blüthen der ſorgfältig gepflegten Gärten, bei dem Gewimmel des mannichfaltigſten Geflügels in dem Vogelhauſe, dem Hühnerhofe und auf den Weihern, an der ländlichen Tafel und bei heiterem Geſpräch. Warum Sophiens Auge ſo beſonders ſeelenvoll glänzte, warum ihr Mund, von anmuthigem Lächeln umſpielt, jede Blume zu liebkoſen, warum ſie auf jedem Ruheplatze mit Entzücken zu verweilen ſchien, warum ſie jedes Reh, das vorwitzig ſich nahte, mit ihrer Silberſtimme zu locken bemüht war, errieth Wächter nicht; er glaubte in dieſem Allen nur eine jugendlich frohe Stimmung zu ſehen, die ſeine Hoffnungen begünſtigte. Er ahnte nicht, daß der Fürſt, deſſen Lieblingsaufenthalt dieſes Jagdſchloß war, ihr jede Beſonderheit deſſelben beſchrieben hatte, daß ſie wußte, welche Blumen ihm die liebſten waren, auf welchem Sitze er ruhte, unter welcher Baumgruppe er Schatten ſuchte, welches Reh ihm zugethan war, und wie er bei jedem dieſer Gegenſtände an ſie denke, wie ihre Geſtalt ihn dort umſchwebe, und wie lange er ſchon gewünſcht hatte, ſie mit dieſem Aufenthalte bekannt werden zu ſehen. Gegen Abend führte der Wildmeiſter die Geſellſchaft an die Orte, wo das ſchüchterne Wild mit zierlicher Leichtigkeit ſeinen Futterplätzen zueilte. Sophie, welche, als ſittſames Stadtkind jener häuslichen Zeit, dieſen Anblick noch nie genoſſen hatte, war entzückt über die Zephyrleichtigkeit der Rehe, über die ſtolze Haltung der Hirſche, die im ſorgloſen Trabe dem fröhlichen Laufe der Gefährten dennoch zuvorkamen. Den alten Wildmeiſter zog ihre jugendliche Freude an, der Zauber ihres

Weſens beſtach ihn, ſodaß er, ihr zu Gefallen, der Geſellſchaft anbot, was den Fremden gewöhnlich verſagt war, ſie in den Zwinger zu führen, wo man einiges ausländiſches Hochwild eingeſchloſſen hielt, unter dem ſich auch ein Damhirſch befand, der ſeiner Wildheit wegen aus der Wildbahn eingefangen war, aber durch ſeine vorzügliche Schönheit ſchon einige Thiermaler herbeigezogen hatte. Der Wildmeiſter ſtellte die Frauenzimmer vor das offene Thor des Geheges, das ein Jägerburſche mit der Anweiſung bewachte, es ſogleich zuzuſchlagen, wenn eines der Thiere, was doch beim Anblicke ſo vieler Menſchen nicht zu erwarten war, ſeinen Weg dahin nehmen wolle. Ein Theil der Männer trat in den Zwinger hinein. Einer von ihnen ließ ſich von Vorwitz bethören, jenen mächtigen Damhirſch, der ſich bisher ruhig hatte betrachten laſſen, mit ſeinem Spazierſtöckchen zu reizen. Das ſtolze Thier ließ es ſich eine Weile lang gefallen und blickte mit hochgehaltenem Halſe die ganze Länge des Zwingers herab auf die bunten Farben, welche die Kleidung der vor dem Thore ſtehenden Damen ihm darbot. Doch plötzlich ſchleuderte er durch eine Seitenbewegung den unberufenen Spaßmacher zu Boden und ſtürzte in ungeheuren Sätzen auf den Ausgang zu. Die Männer, welche der Schrecken antrieb, ſuchten das Thor zu gewinnen und hinderten damit den Jägerburſchen, ſeinen Auftrag zu erfüllen; mit Angſtgeſchrei ſtäubten die Frauenzimmer ſeitwärts auseinander, nur Sophie hatte die Unvorſichtigkeit, den Waldweg entlang zu fliehen, und der Hirſch ſtürmte ihr nach. Das erboßte Thier hatte noch einen Satz zu thun, um ſie mit dem Geweihe zu erfaſſen, als ſie ſich von einer ſtarken Hand erfaßt, zur Seite geriſſen und in des Fürſten Armen ſah.

Des Fürſten Erſcheinung war ſehr einfach herbeigeführt. Er hatte ſeine Reiſe abgekürzt und war, ohne die Stadt zu berühren, auf das Jagdſchloß geeilt, um hier den Abend ungeſtört zu genießen. Er hörte, daß ſich eine Geſellſchaft aus der Stadt hier vergnüge, ahnte, daß Sophie dieſe Gelegenheit ergriffen habe, den ihm ſo lieben Aufenthalt zu beſuchen, und eilte, wie er oft zu thun pflegte, ſich unter die Anweſenden zu miſchen. Das Geſchrei der Menge bei Sophiens Gefahr bewog ihn, vom Wege ab durch das Gebüſch zu dringen, ſodaß er in dem Augenblicke herauskam, wo es noch möglich war, die Bahn des Thieres zu durchkreuzen und Sophiens Retter zu werden. Aber zugleich ward er auch Wächter's Verderber. — Dieſer, Sophien nacheilend, um ſie der Wuth des Hirſches zu entreißen, erreichte ſie nur, um Zeuge zu ſein, wie der Fürſt, überſelig, die Geliebte gerettet zu haben, Beobachter und Lauſcher vergaß und des Mädchens erblaßte Stirn mit ſeinen Lippen berührte.

Der Schreck hatte der Geſellſchaft das Luſtwandeln verleidet; der Fürſt lud ſie ein, ſich unter den hohen Buchen vor dem Schloſſe zu erholen. Die aufgeregte Stimmung hob manche Scheidewand der Schüchternheit oder Demuth, welche man ſo ſelten ſelbſt dem humanſten Fürſten erſpart; man näherte ſich unter einander, man näherte ſich dem Fürſten, und Dieſer ſah ſich unerwartet in ein Familienfeſt verſetzt. Er bat die jungen Mädchen, den Gärtner zu ſeinen Aprikoſengeländern, zu ſeinen Melonenbeeten zu begleiten, um ſelbſt eine Collation einzuſammeln; er ließ ihnen, da er gar keine Bedienung mitgebracht hatte, die Schränke öffnen und trug ihnen auf, als Hausfrauen zu walten. Einige der guten Mädchen getrauten ſich aus Ehrfurcht nicht, den Auftrag zu beſorgen, andere bemühten ſich mit Emſigkeit, ihre Kenntniß des Tafeldienſtes bewundern zu machen; nur Sophie trieb mit unbefangener Anmuth das phantaſtiſche Geſchäft, ordnete zierlich den Tiſch unter den ſchattigen Bäumen, ſchmückte ihn mit duftenden Blumen und lud hocherröthend den Fürſten, holdlächelnd die Uebrigen zum Mahl ein. Der Neid verſtummte ſelbſt in den weiblichen Herzen, durch die Neuheit des Auftrittes zurückgedrängt. Jetzt winkte der Gärtner Sophien bei Seite und zeigte ihr eine Gabe, die er für ſeinen guten Herrn ganz beſonders beſtimmt hatte. Es war ein reinlicher Weidenkorb mit den ſchönſten Früchten gefüllt. Die königliche Ananas blickte unter Blumen, neben hochgelben, ſmaragdgrünen, purpurrothen Pflaumen und goldenen Aprikoſen hervor, und das Ganze war mit Rebenblättern umſponnen, deren zarte Ranken am Korbe herabhingen. Sophie war von der maleriſchen Schönheit dieſes Anblicks entzückt. Von der überſtandenen Gefahr aufgeregt, von der Gegenwart des ingeheim Geliebten begeiſtert, überſah ſie die Schwierigkeit ihrer Stellung in der Geſellſchaft, — in poetiſchem Gedankenfluge hob ſie das Körbchen auf ihr Haupt, deſſen Lockenfülle ſich mit den Rebenranken verſchlang, ſchritt raſch auf den Fürſten zu und bot ihm, ein Knie vor ihm beugend, die freundliche Gabe. Doch nun von Schamröthe übergoſſen, war ſie unfähig, die Worte auszuſprechen, die ſie ſich erdacht hatte, ihr Auge ward feucht, und ſie verſtummte.

Ihr Anblick war ſo anmuthig, daß der wackere alte Schulrector, dem ſich der Fürſt zur Seite geſetzt, unwillkürlich ausrief: „Sehen Ihro Durchlaucht, wie Pomona ſich Pſyche zur Botin erwählte.“ Dieſer pedantiſch-poetiſche Einfall kürzte Sophiens und des Fürſten Verlegenheit ab und ſchob der Aufmerkſamkeit der lauernden Zuſchauer ein bekanntes Bild unter. Da aber Sophie, ihre Anrede vergeſſend, mit zitternder Stimme den alten Gärtner nannte, rief der Fürſt, nachdem er eifrig die Laſt von des Mädchens Haupte genommen hatte, den Alten herbei, dankte gütig für ſein Geſchenk und trug ihm auf, das auserleſene Obſt zur Stadt tragen zu laſſen.

Es war wol kein Mitglied dieſer Geſellſchaft, das ſich nicht bei ſeiner Nachhauſekunft mit dem Vorgange dieſes Tages beſchäftigt hätte. Sophie war in ſchönen Träumen verſunken, aber ſo mild und liebevoll bei jeder an ſie ergehenden Forderung und Anfrage, ſo ſorgfältig, alle ihr obliegende abendliche Geſchäfte zu beſorgen, daß ſie mehr ſelbſtvergeſſend als genießend ſchien. „Haſt Du Wächter fortgehen ſehen?“ fragte der Schwager, wie ſie ihm Gutenacht wünſchen wollte. „Wächter?“ wiederholte Sophie, erröthend und ſich beſinnend; „wie Ihr bei dem garſtigen Hirſche waret, ſtand er an der Thür. Seitdem habe ich ihn nicht wieder geſehen.“ Guntram faßte ihre Hand, ſah ihr einige Secunden in ihr klares Auge und ſagte bedeutend: „Es war vielleicht gut, daß er beim Schluſſe unſerer Landpartie nicht gegenwärtig war.“ Sophie wechſelte die Farbe, antwortete aber nach einer kleinen Pauſe mit beſtimmtem, wenngleich mildem Tone: „Geſtern Abend und immer und überall mag er gegenwärtig ſein. Er iſt mir werth und achtbar, ſolange er keine Anſprüche an mich macht; dieſe aber werde ich immer zurückweiſen.“ — „O Sophie!“ rief Guntram, ihre Hand loslaſſend, „ob Du einen Glücklichen machſt, ſcheint mir ſehr unſicher, doch daß Wächter ſehr elend werden wird, weiß ich gewiß.“

Ein Mädchen, welches die Würde des Man-es erkannt hat, muß endlich eine an Verach-ng gränzende Regung bei den beharrlichen An-rüchen einer unerwiederten Liebe empfinden. ieſe Klagen des Ungeliebten bezeichnen ſogar e märkloſeſte Epoche unſerer Dichtkunſt. Bleibt beim Klagen ſtehen, ſo erſcheint er wie ein chwächling; iſt er unternehmend, ſo wird er h. Ich glaube, daß man den ſeelenkundigen

Werth einer Situation in Richardſon's „Grandiſon" oft überſehen hat, wo ein ungeliebter Liebhaber durch ſeine Rohheit faſt in einer Art Größe erſcheint. Es iſt da, wo Sir Hargrave Harriette Byron zum Traualtare ſchleppen will; er behandelt ſie grauſam, und als ſie ihm ihre Leiden vorwirft, ſagt er: er habe auch lange gelitten, gebeten, um Erbarmen gefleht, und ſie habe kein Erbarmen gekannt; nun möge auch ſie leiden. Das iſt abſcheulich, und Gott behüte uns vor ſolchen Liebhabern; allein dieſer böſe Sir Hargrave iſt ein männlicher Böſewicht. Verworfene Liebe muß ſich in Rache offenbaren, wenn ſie nicht von Selbſtherrſchaft beſiegt wird. Der Verblendete, der wegen unerwiederter Liebe zum Selbſtmorde ſchreitet, übt gegen den Gegenſtand ſeiner Neigung die ſelbſtſüchtigſte Rache; denn die von ihm Geliebte kann von Reue verzehrt werden, ohne einer Schuld theilhaft zu ſein.

Guntram's unglückahnende Bemerkung hatte

Sophiens ſüße Träumerei verſcheucht. Die Erinnerung an die ſämmtliche Geſellſchaft dieſes Tages ward erſt jetzt in ihr rege, und ſie erkannte jetzt die Blicke, ſie ſah jetzt im Geiſte die Geſichter, welche ſie umgeben hatten, ſie fühlte lebhaft, daß ſie fortan nur alſo beachtet, alſo beurtheilt unter den Menſchen leben würde. Lange von dieſen Gedanken wach erhalten, ſchlief ſie ſpät ein, und ſpät am folgenden Morgen erwachend, eilte ſie in das Kinderzimmer, ihre kleine Waiſe zu beſorgen, dann zur Bereitung des Frühſtücks, bei dem ſie die Geſellſchaft ihres Schwagers gewohnt war. Doch bevor ſie ihn rufen ließ, hörte ſie ihn eilend die Treppe herunter kommen. Sie rief ihm an der Zimmerthür zu; er bat ſie, nicht auf ihn mit dem Frühſtücke zu warten, und verließ ſchleunig das Haus. „Wohin geht der Schwager?“ fragte ſie den Bedienten. — „Madame Wächter ließ ihn rufen.“ — Sophie ſah bei einem flüchtigen Blicke, daß der

Menſch verſtört ausſah, und ging, krampfhaft athmend von ahnender Angſt, ins Zimmer zurück.

Guntram ließ lange auf ſich warten. Sophie lauſchte ſeiner Rückkehr in ſo angſtvoller Spannung, daß ſie, ungeachtet das Kind um ſie her ſpielte, und die Magd aus- und einging, den Gang jedes Vorübergehenden auf der Straße behorchte. Unwillkürlich drängten ſich des Schwagers letzte Worte an dem vorigen Abende in ihr Gedächtniß; ſie hatte ſich keinen Vorwurf zu machen, und dennoch verfolgten ſie dieſe Worte wie ein Geſpenſt.

Nach langem Warten trat Guntram ins Haus. Sophie öffnete die Zimmerthür, um ihn ſogleich zu empfangen, aber er ging, ohne ſich aufzuhalten, ſeinem Zimmer zu. Sie eilte ihm nach, trat hinter ihm ein, ſie wollte eine Frage an ihn thun, aber ihre Stimme war gänzlich erſtorben. Guntram wendete ſich zu ihr. Er ſchien ſie zurückweiſen zu wollen, aber bei ihrem Anblicke ſchauderte er zuſammen, leitete die ganz Athemloſe zum Sopha, und die Klingelſchnur, um Hülfe für ſie zu rufen, anziehend, rief er ſchmerzhaft: „So ſtirb Du mir auch!“ — Sophie hörte dieſe Worte, es dauerte aber lange, ehe ſie die Sprache wiederbekam, dann winkte ſie den Schwager zu ſich und fragte: „Er iſt alſo todt?“ — Guntram ſah ſie finſter an; denn Zwietracht war in ſeinem Gemüthe wie in ſeinem Blicke. — „O, Du verſtehſt den Todten ſchlecht“, rief Sophie, „wenn Du mir zürnen willſt. Das thut er, wenn er todt iſt, nicht! Sage mir, iſt er todt?“ — „Er iſt es;“ antwortete Guntram mit dumpfer Stimme. — „Wenn? wie?“ Sophie blickte mit milden bittenden Augen auf zum Himmel, in den ſie ihren armen unverſtändigen Freund nun entrückt wußte; ſie ahnte nicht, was Guntram ſo furchtbar erſchütterte, und rief innig: „So weißt du nun Alles, armer Freund! Nun verzeihſt du mir, nun giebſt du unſerer Liebe deinen Segen. Nicht wahr, Schwager, nun kennt er mein Herz, wie ich es kenne? nun hat er kein Leid mehr!“ — Sie ſagte Das ſo unausſprechlich rührend, es lag eine ſo unleugbare Wahrheit darin, daß die Zwietracht in Guntram's Gemüth ſich auflöſte, und der ſtarke Mann laut weinend vor ihr ſtand. — „Und was ſagte er Dir?“ fragte Sophie aufs neue. „Wie ſtarb er?“ — „Allein; auf ſeinem Sopha; ehe ich kam. Seine Mutter wollte ihn zum Frühſtück rufen und fand . . . .“ Hier verhüllte er ſein Geſicht mit beiden Händen, ſank am Sopha nieder auf die Knie und weinte laut.

Wächter hatte des Fürſten Neigung ſchon lange wahrgenommen, bei dem damaligen Charakter romantiſcher Liebe waren aber Hinderniſſe ein nothwendiges Element derſelben, und es hatte ein gewiſſes Intereſſe, ſeinen Fürſten zum Nebenbuhler zu haben. Ein entehrender Gedanke über Sophie ſtieg nicht in ihm auf, aber auch nicht die Vorſtellung des Heroismus der Liebe, zu dem ſie ſich demuths- und ſchmerzvoll zu entſchließen auf dem Wege war. So lange Wächter hoffte, daß Sophie ihn vorzöge, ihn noch einſt vorziehen werde, rieb er ſeine Kraft in ſchwächlicher Liebespein auf; wie ein unſeliger Moment ihn überzeugte, daß ſein Nebenbuhler ſiege, eilte er, als ſei nur dieſe Liebe ſeines Lebens Endzweck geweſen, in das Grab.

In jener Zeit gab es, außer dem höchſtwichtigen Grunde einer hoffnungsloſen Liebe, kaum eine Urſache zum Selbſtmorde. Der Schlendrian des Rechtlichen und Unrechtlichen war im täglichen Leben ſo eingeübt, daß der Redliche und der Schelm die Umſtände abwarten konnte. Die Seltenheit der That hielt den Abſcheu wach, den ſie erregte, und unterſtützte die Wirkſamkeit Deſſen, was die Kirchenlehre darüber ſagte. Jener iſt mit dem Kirchenglauben ohnmächtig geworden, und erhabenere, jeder Zeit gemäße, mit der

Geiſtesentwickelung an Bedeutung zunehmende Gründe gegen dieſe verwerfliche That haben die Erzieher und die Kirchenlehrer noch nicht aufgenommen. Der verwilderte Menſch entgeht heutzutage dem Leben wie der liederliche Student ſeinen Schuldnern entgeht, — ſo wenig Vergangenheit wie Zukunft bedenkend. Werther's Nachfolger machten keinen größern Aufwand an Nachdenken als unſere heutigen böslichen Ausreißer aus dem Leben, aber wol an Betrachtungen, Selbſtkämpfen, frommen, poetiſchen Empfindungen; man konnte ihnen mit Wehmuth, mit Liebe nachblicken. Dem größten Theile der jetzigen Selbſtmörder folgt nur Abſcheu und Verachtung, und unſer Blick erhebt ſich zu jenen unermeßlichen Räumen, unſer Geiſt verſenkt ſich in den Gedanken unermeßlicher Zukunft, und wir hoffen, daß dort Wege vorhanden ſein, auf denen die ewige Weisheit ſie Alle, Alle wieder um ſich verſammeln können werde.

Wächter hatte ſich in der letzten Zeit in neue Hoffnungen gewiegt. Der auf ſeine bewegliche Phantaſie ſo lebhaft wirkende Zauber der ſchönen Natur, den er bei jener Landpartie, in Geſellſchaft der Geliebten, genoß, hatte ſein Gefühl ſo aufgeregt, daß er einen Plan entworfen hatte, noch an demſelben Abende von ſeiner Liebe zu ſprechen. Wie er dem flüchtigen Wilde nacheilte, begeiſterte ihn der Gedanke, Sophien das Leben zu retten — und er fand ſie in ſeines Nebenbuhlers Armen! — Verzweiflung ergriff ihn; er eilte zum Gaſthofe zurück, warf ſich auf ſein Pferd und ſprengte in die Stadt. Wie er die letzten Stunden verlebt, wie er geendet, wußte Niemand. Er war erſt in der Dunkelheit nach Hauſe gekommen und, ohne Jemand von der Familie zu ſehen, wie er in ſeiner trüben Laune oft that, auf ſein Zimmer gegangen. Wie Guntram ihn fand, ſchien er ſchon mehre Stunden im ewigen Schlafe zu liegen. Alles um ſich her über ſeine Liebe vergeſſend, hatte er dem Schrekken ſeiner armen Mutter, welche täglich die Erſte war, die ſein Zimmer betrat, nicht vorzubeugen geſucht; doch ihr feſter Glaube an den Sohn machte es möglich, ſie zu täuſchen. Guntram, den man, als des Todten vertrauteſten Freund, zuerſt herbeirief, bewies ihr, daß ihres Sohnes ſchweres Blut, welches ihm ſo viele trübe Stunden verurſachte, endlich eine Ader geſprengt und ſo, durch einen innern Erguß, ihn ſchnell und ſchmerzlos getödtet habe. Sie überzeugte ſich gern und beweinte den guten Sohn. Guntram gab Sophien die gleiche Erläuterung über die Urſache von Wächter's Tode; ſie nahm ſie ohne ſichtbares Mistrauen an, aber bei der Erinnerung an ihn, die ſie gern und häufig zurückrief, drückte ſie immer eine innige Sehnſucht aus, ihn jenſeits wiederzuſehen, als dränge es ſie, ſich mit ihm zu erklären.

Wächter's Tod, deſſen nähere Umſtände

Niemandem als ſeiner Mutter und Sophien unbekannt blieben, gaben der Letzteren Verhältniß zu dem Fürſten und zur Geſellſchaft, ohne alle Verabredung und Entſchluß, einen feſten Charakter. Damals ſah der Reſidenzunterthan ſeinen Fürſten anders an als jetzt; deshalb war aber von idealer Loyauté nicht die Rede. Es war nur ſo! Die Abweſenheit großer Uebel, die Unkenntniß des Beſſern, das ſtets gleiche Abſpinnen erträglicher Tage, die Ungewohnheit eines allgemeinen Intereſſes machte den Fürſten zum Mittelpunkt alles Lebens. War er gerecht und wohlwollend, wie der Fürſt von Xr*, ſo fügte ſich Liebe zu ſeiner Perſon zu dem Götzenbedürfniſſe der Menge und bewog die Hauptſtädter, all ſeinem Thun, wenn es nur ihr Behagen nicht kränkte, ihren Beifall zu geben. Sophiens Verhältniß zum Fürſten verletzte jenes keineswegs. Für den Adel war dabei weder gewonnen noch verloren, denn ſo verdorben wie

Ludwig XV. Hofadel war er nicht, der bei Madame Du Barry's Erhebung nur darüber ſchmähte, daß er keine Maitreſſe aus ihrer Mitte gewählt; die Rotüre zog vor, das Beſſere, welches hier das Wahre war, zu glauben; bald waren daher Beide das Verhältniß gewohnt, und es paßte ſich in die Alltäglichkeit hinein. Sophiens Umgebung ſowie ihre Lebensweiſe blieben einfach und beſchränkt, wie ſie, als vater- und mutterloſe Waiſe, unter Vormundſchaft gelebt hatte. Als nach einigen Jahren ein Haus in Leipzig, bei dem Sophiens Vermögen zum Theil niedergelegt war, Banquerout machte, ſchränkte ſie ſich noch mehr ein. Nur in dem letzten Zeitpunkte ihres Lebens erlaubte ſie ihrem fürſtlichen Freunde, ihr einige Bequemlichkeiten, einige Hülfsmittel zu verſchaffen, auf welche der Arzt drang, und die ihr Einkommen ihr verſagte. Guntram bezog, in dem Wächter's Tode folgenden Frühjahre, eine Wohnung inmitten eines dem Schloſſe naheliegenden Gartens, welche Sophie nie mehr verließ. Sie ließ nach und nach alle ihre geſellſchaftlichen Verhältniſſe eingehen, wozu ihr, ohne alle andere Veranlaſſung, ihre Geſundheit ohnedies gerathen hätte, da deren Wanken ihre je mehr und mehr vergeiſtigte Schönheit, ihre immer leiſer und matter werdende Stimme bezeugten. Guntram's Freunde ſahen ſie zuweilen, wenn er dieſelben zu freundſchaftlichen Mahlen verſammelte. Dann verweilte ſie als Hausfrau eine halbe Stunde unter ihnen, mit unbefangener, bezaubernder Heiterkeit. Daß der Fürſt ſie täglich beſuchte, vermuthete ein Jeder, es zu beweiſen, hatte Keiner den Beruf, und ſo ward es zur Ueberzeugung, die mit wachſender Achtung ausgeſprochen ward; denn der Fürſt ward in dieſem Verhältniſſe immer mehr zum Vater ſeines Volks. In der erſten Zeit bemühten ſich einige Höflinge, ihr zu nahen, — ſie war von keinem zu erreichen. Kein Bittſteller konnte ſich ihrer Empfehlung, kein Dienſtſuchender ihrer Fürſprache rühmen, nie ward ihr Name in Verbindung mit einem Geſchäfte genannt. Sie war nur des Fürſten guter Engel, der ihn zur Selbſtbildung, zur Selbſtherrſchaft, zur ſtrengen Rechtſchaffenheit gegen ſich und Andere anleitete.

Die Bedingungen des Erdenlebens verſagten einem ſo idealen Bunde irdiſche Dauer. Langſam, aber ſichern Schrittes nahte ſich Sophien der Tod; doch nie ſtellte ihr Zuſtand das Bild des Verblühens, der Zerſtörung, nur das zunehmender Verklärung dar. Ihr eingezogenes Leben, die Stille ihrer Umgebungen — ihr Pflegling, Guntram's Sohn, war ſehr früh einem Geiſtlichen, ihn mit ſeinen Kindern zu erziehen, übergeben — verhinderte ihre Freunde, die Abnahme ihrer Kräfte zu bemerken, und in dem Maße, wie dieſe ſchwanden, nahm ihr Geiſt an Ruhe und Klarheit, ihr Gefühl an Hingabe zu. Sowie die Freundin ſich täuſchte, um ſo viel williger noch täuſchte ſich der Fürſt. Er war daher furchtbar ergriffen, als ihm der Leibarzt die Nachricht gab, daß die dringendere Gefahr durch den Gebrauch des Spaawaſſers an Ort und Stelle beſchworen werden müſſe. Damals war eine Badereiſe bei uns eine ſehr ſeltene, ur durch dringende Urſachen erzwungene Unter-ehmung. Pyrmont war faſt ein halbes Jahr-undert das Rendezvous deutſcher Staatsmän-er; gekannegießert mochte dort werden, aber Badecongreſſe kannte man noch nicht. — Spaa, wo ch die, damals noch zum Verſchwenden, nicht m Knauſern das Feſtland bereiſenden, Briten rumtummelten, war gewiß noch von keinem n Sophiens Landsleuten beſucht worden. Der ürſt wies die Möglichkeit der Gefahr ſchaudernd rück, erkannte aber mit bald wieder ermuthig-n Selbſtbetruge die Vorſicht des Arztes d trug ihm auf, Sophien zu dieſer Reiſe zu ſtimmen. Wie Dieſe des Arztes Vorſchlag hörte, helte ſie und ſagte ſcherzend: „Das iſt in der

Ordnung, lieber Doctor. Wir wollen uns mannhaft vertheidigen. Machen Sie mich mit allen Erforderniſſen zu dieſem Ritterzuge bekannt, damit ich meine Einrichtungen dazu treffen kann." — „Das iſt ſchnell gethan", antwortete der alte Aesculap, ohne den geheimen Sinn ihres Scherzes zu widerlegen, „ich muß meines dreißigjährigen Huſtens wegen nach Spaa gehen, der Fürſt hat mir Urlaub gegeben, Sie nehmen die Gelegenheit wahr, zahlen Ihren Antheil . . . ." Sophie faßte ihn ſo ſcharf ins Auge, daß er ſtockte und ſich eine Weile beſann; als aber die Kryſtalltropfen nicht länger von ihren langen Wimpern geborgen werden konnten, ſagte ſie, ſich abwendend, mit zitternder Stimme: „Ja, das iſt das Rechte!" und ſprach von den Einrichtungen zur Reiſe.

Bei dieſer Badereiſe war es nun, wo Eliſabeth mit Sophie und ihrem Arzte zuſammentraf. Letzterer unterhielt ſeine Kranke mit der

ärmſten Vorliebe von ſeiner jungen Verwand-
en, und ſowol ſeine Beſchreibung, als der Wunſch,
ren gütigen Pfleger zu erfreuen, bewogen ſie,
liſabeth's Bekanntſchaft zu machen. Doch ſchon
eim erſten Beſuche verdrängte herzliches Wohl-
efallen die Abſicht der Gefälligkeit. Sophie
atte unter ihren Jugendgenoſſen noch nie eine
unverkünſtelte Natur neben ſo viel Geiſtesbil-
ng und Charakterkraft gefunden. Ein feines
efühl für Anſtand war bei Eliſabeth mit Un-
hängigkeit des Betragens verbunden, wodurch
tiefes Gefühl einen Ausdruck von Kindlich-
t gewann, der noch um ein paar Jahre über
e neunzehn täuſchte. Sie war die erſte weib-
he Seele, die ſeit ihrer Schweſter Tode Sophiens
rtraulichkeit wie ihr Zutrauen erweckte; ſie that
wohl, wie die lange entbehrte Sonne der
ar. Sie fand in ihr die Anlage zum Lebens-
ck, die ſie einſt beſeſſen hatte; noch war
ſabeth von den Stürmen des Lebens ver-

ſchont, noch war ſie Meiſterin ihrer Zukunft, und bald ward Sophie von dem Wunſche eingenommen, dieſe Stürme von dem jugendkühnen Geſchöpfe abgewendet zu ſehen. Eliſabeth empfand den Einfluß von Sophiens Weſen, ſie ward ſich ſelbſt klarer, ihre Beſtimmtheit gewann Ruhe, ihre Thätigkeit ward von eigennützigem Streben geläutert. Die ganz verſchiedenen Verhältniſſe der beiden Freundinnen verhinderten ein geſellſchaftliches Zuſammenſein; wo Andere ſich verſammelten, traf man Sophie nicht, aber jeden Morgen, während der Vater am Brunnen war, brachte Eliſabeth mehre Stunden bei Sophien zu. Ohne daß Eliſabeth einen Mangel an Austauſch empfand, war ſie allein die Anvertrauende. Sophie ließ ſich nie über ihre Verhältniſſe aus, aber ſie umfaßte die ihrer jüngern Freundin mit ſo inniger Theilnahme, daß ſie ſich ſelbſt zu vergeſſen, nicht abſichtlich zu ſchweigen ſchien. Oft äußerte ſie ſich auf eine Weiſe, die es vorausſetzte, daß Eliſabeth unterrichtet ſei, auch verhehlte ſie ihr ſpäterhin keine ihrer Handlungen, ihrer Beſchäftigungen; aber dieſes Schweigen, das wie eine Wundenhülle mit ihrem Herzen mochte verwachſen ſein, beobachtete ſie bis zu ihrem Tode.

Sobald Hugo's Bekanntſchaft eine wichtigere Bedeutung für Eliſabeth erhielt, erwähnte ſie ſeiner gegen Sophien, ohne daß Letztere von dem Bilde, das ſie ihr von ihm machte, angezogen ſchien. Dieſes legte Jener eine kleine Behutſamkeit auf, die ſie aber, bei der Fülle von Gegenſtänden in ihrem Geſpräche, ſehr ſelten zu üben Gelegenheit fand. So geſchah es, daß ſie unwillkürlich ihre Freundin von dem Fortgange ihres Verhältniſſes zu Hugo nicht unterhielt; als er ſich nun gegen ſie erklärt hatte, und ihr Vater ſchon Mitwiſſer war, fühlte ſie es wie einen Verrath an ſich ſelbſt, ſich erſt jetzt Sophien zu vertrauen. Sie that ihr Geſtändniß mit lebhaftem

Herzenserguſſe, mit einer Art Selbſtanklage, die ſie befangen machte, ſodaß ſie nicht gleich wahrnahm, daß Sophie ſie ſchweigend anhörte, ihr, ſtatt freudigen Glückwunſches, wehmüthig ins Antlitz ſah und, wie eine Mutter dem Kinde, das ſie tadeln möchte, die Wange ſtreichelte. Betroffen fragte Eliſabeth: „Misbilligſt Du meine Verbindung? kennſt Du Hugo anders als ich?“ — „Nicht das Eine, nicht das Andere“, antwortete Sophie. „Der Entſchluß zu einer Heirath erſchrickt mich immer; dieſes Bündniß, wie es heutzutage beſteht, giebt dem Weibe ſo wenig, legt ihm ſo viel auf, daß mir bedünkt, ein Mädchen wage, wie die Schrift es nennt, Gott zu verſuchen, wenn ſie es eingeht.“ — „Dann müßte ich nie, dann müßte kein Menſch heirathen?“ fragte Eliſabeth halb ſcherzend; aber ernſt erwiederte Sophie: „Das werden ſie nie laſſen. Bei dem Volke iſt mir auch nicht bange dafür, ſie ſind der Natur näher geblieben; aber

Mädchen ſeltener Art, aber Du, — Du ſollteſt wenigſtens mit Liebe heirathen, damit die Ehe noch einen Lichtpunkt, den des Beginnens, hätte." — „Du verlangſt Liebe und ſiehſt die Ehe zugleich wie ihre Endſchaft an?" — „Die Liebe des Sichfindens kann nicht die des Beſitzes ſein; aber die letzte modelt ſich nach jener. Der Baum muß blühen, um Früchte zu tragen; denn was iſt er mit bloßem Blätterſchmucke werth?" — „Ich glaube aber, Hugo zu lieben." — Sophie ſchüttelte den Kopf, wobei ihr Mund lächelte, obgleich ihr Auge ernſt blieb. — „Das iſt nicht Liebe, was Du für Hugo empfindeſt; Das iſt Theilnahme, Mitleid mit ſeiner trüben Stimmung, Aufgeregtſein durch ſeinen leidenſchaftlichen Ausdruck, Gewohnheit, Deine endliche Beſtimmung in einer Heirath zu ſehen; Liebe nicht. Es iſt Bedürfniß Deines jugendlichen Herzens, einen beſtimmten Gegenſtand ſeiner Hingabe zu haben. In dem blos leidenſchaftlichen Wohlgefallen iſt Dein Verſtand zu entwickelt; eine allerſetzende, ſeelenerhebende Liebe einzuflößen, iſt Er nicht gemacht.“ — „Du kennſt ihn alſo?“ fragte Eliſabeth nochmals und beängſtigt. „Nur durch Das, was Du mir von ihm geſagt. Uebereile Dich nicht! Unterſcheide Liebe von Mitleid. Scheue Dich nicht, auch den Einfluß von Hugo’s Anſehen und Reichthum zu berechnen. Ohne Zweifel ſind Dieſes Materialien zur Erbauung einer würdigen Häuslichkeit, aber ſie müſſen ganz proſaiſch angeſehen werden, unbeſtochen von dem möglich großmüthigen Gebrauche, den Du davon machen kannſt. Bei einer Heirath ohne Liebe müſſen ſie mit doppelter Umſicht berechnet werden.“ — Eliſabeth verſprach, nachzudenken, zu überlegen; aber dieſes Geſpräch ließ einen Stachel in ihrem Herzen zurück. Wie kam Sophie zu einer ſo kaltblütigen Sichtung der Empfindungen, zu einer ſolchen Berechnung der äußeren Verhältniſſe? Sie, die Alles um Liebe hin=

gab, ſuchte lauter Gründe hervor, in ihrem Verhältniſſe zu Hugo die Liebe zu beſtreiten. — Sie verſtand ihre Freundin nicht! Dieſe war einigermaßen in dem Falle der drei Brüder mit dem Ringe; — nur ſie glaubte den rechten zu haben und wollte ihren jungen Liebling an dem Wahne verhindern, ſich in Beſitz des rechten ſetzen zu können.

Eines Tages hatte Eliſabeth Briefe aus Br. bekommen, aus denen ſie Sophien erzählte, daß ein junger Mann, der lange im Auslande geweſen, auf des Fürſten beſondere Einladung, ſich in Br. niederlaſſen werde. Der Fürſt lernte ihn auf ſeiner Reiſe in Italien kennen, gewann ſeinen Umgang lieb, gab ihm einen Titel und einen kleinen Gehalt, um ihn in ſeiner Nähe feſtzuhalten. Sophie hörte ihr mit Ueberraſchung zu; mannichfaltiger Ausdruck wechſelte in ihren ſprechenden Zügen, und ſie ſagte lebhaft: „Da ſteht Dir eine ſehr anziehende Bekanntſchaft bevor!“ Und nun erzählte ſie Vieles von dieſem Walo, den ſie, da er eben die Univerſität verlaſſen, bei einem langen Aufenthalt in Ar* gekannt hatte, wo er in Guntram's Freundeszirkel aufgenommen ward. Aus dem Bilde, das ſie von ihm entwarf, ging es deutlich hervor, daß Walo ſchon damals alle Eigenſchaften gehabt hatte, ein Weib zu feſſeln, doch keine, es zu beglücken; daß ſein lebhafter Verſtand ſich von allen Vorurtheilen frei gemacht, ſeine überwiegende Phantaſie und ſein ungeſtümer Wille ihm aber nicht Zeit gelaſſen hatten, ſich Grundſätze zu bilden. Die ſeitdem verfloſſenen Jahre, meinte Sophie, möchten ihn wol weder weiſer noch glücklicher, aber gewiß noch geiſtesreicher gemacht haben. Und Das eben deshalb, weil ſein Verſtand, um die Irrthümer ſeiner Phantaſie und den Ungeſtüm ſeines Willens zu rechtfertigen, werde fortgearbeitet haben. „Hüte Dich vor ihm, meine Eliſabeth“, ſagte Sophie, „denn wenn er Dich kennen lernt, muß er Dich lieben, und wenn der Mann liebt, muß er ſehr gewinnend ſein."

Eliſabeth lächelte; ſie hielt ſich, als Braut eines geehrten Mannes, vor Anderer Thorheit und eigener Verirrung geſichert, und auf ihre Sicherheit bauend, leitete ſie oft das Geſpräch auf dieſen Mann, von welchem Sophie gern redete. Letztere that es mit Bedacht, aber wahrſcheinlich nach irrigen Anſichten; ſie glaubte: da ihre junge Freundin der Bekanntſchaft Walo's nicht entgehen könne, wäre es beſſer, ſeiner Erſcheinung durch ihre Geſpräche den Reiz der Neuheit zu nehmen. Dieſe Anſicht wäre bei vielen andern, bei glänzenden, ſchönen, einſchmeichelnden Männern anwendbar geweſen, bei Walo war ſie es nicht. Die Blattern hatten ſein Geſicht entſtellt, er zog aus ſeinem ſchlanken Wuchſe nie Vortheile, als um ſich ſtolz aufzurichten, wenn er unwillig war, oder beſcheiden in ſich ſelbſt zu verſenken, wenn's ihm einfiel, Ueberlegenheit anzuerkennen. Walo zog durch Geiſt, Witz, dichteriſche Auffaſſung an; er gewann Nachſicht, weil er ſehr bald die Meinung erregte, ein glänzenderes Loos zu verdienen; er feſſelte die Aufmerkſamkeit durch das Gemiſch von Edelmuth und Uebermuth, das in ſeinen Aeußerungen lag und das Herz und den Verſtand des Zuhörers beſchäftigte. Alſo über ihn nachdenkend, war man nicht auf ſeiner Hut, ſich von ihm gewinnen zu laſſen, und ernſte, reife Menſchen ſagten von ihm: man liebt ihn wie ein ungerathenes Kind.

Die Badezeit ging zu Ende, und Eliſabeth ſah ihrer Zukunft mit angemaßter Entſchloſſenheit, aber in großer Spannung entgegen. Sie hatte ſich mit Hugo freiwillig, ja freudig verlobt, ſie wollte ihr Leben ihm widmen; aber ſie fühlte keine Ueberzeugung in ſich, Glück aus ſeiner Hand zu empfangen. Noch mehr bewegte ſie ihre bevorſtehende Trennung von Sophien, deren Nähe ihrer Entſchloſſenheit Milde, Beſcheidenheit ihrem Selbſtzutrauen gab. Sie mußte ſich nun von ihr entfernen und an ihrem Wiederſehen zweifeln, denn es bedrohte ſie eine zweite Trennung, nach der es auf Erden kein Wiederſehen mehr giebt. Die beiden Freundinnen hatten ſich verabredet, daß Sophie, von ihrem Arzte redlich benachrichtigt, wenn ſie ihrem Ziele ſich nähere — wie es bei ihrem Uebel faſt zu berechnen iſt — Eliſabeth zu ſich berufen werde, die letzten Tage um ſie zu ſein, ſie bis an die Pforte des Grabes zu führen. Mit ſchwärmeriſcher Freudigkeit hatte Dieſe das Verſprechen gegeben, mit anſcheinender Bereitwilligkeit hatte Hugo eingewilligt, ſeine Braut, auch ſeine Gattin, wenn er dann Eliſabeth ſchon ſo nennen dürfe, zu ihr reiſen zu laſſen. Beinahe zweifeln wir, daß Hugo ernſtlich glaubte, es würde dieſes Verſprechen gehalten werden; — vielleicht dachte er nicht einmal ernſtlich darüber nach. Seine ebenſo bewegliche als hartnäckige Phantaſie war von Sophiens bezaubernder Anmuth — denn ſie hatte ſich ihrer Eliſabeth Verlobten vorſtellen laſſen — wie von ihrer Lage ergriffen, wobei doch ſein grübelnder Verſtand ihm auch eine ſehr proſaiſche Seite dieſes Verhältniſſes darſtellte, der zufolge er deſſen Dauer nicht traute. Eliſabeth ſah nur die Wirkung ſeiner Phantaſie, dankte nur ihr und widerlegte ſeine zärtlichen Beſorgniſſe über die ſchmerzvollen Eindrücke, denen ſie ausgeſetzt ſein würde, mit Zuverſicht. Die lebenvolle Jugend nimmt es ſo gern mit dem Tode auf, daß ſie ſeinen nahen Anblick nicht ſcheut. Sophie war ſeit ihrer Bekanntſchaft Eliſabeth's Heldin geweſen, Letztere erſchrak nicht, Jene als Siegerin zu ſehen, und voll dieſer erhebenden Gefühle ſah ſie ihre Freundin — kränker als Dieſelbe bei der Heilquelle angelangt war — ihre Rückreiſe antreten.

Eliſabeth's lebhafte Freundſchaft hatte nie

Anlaß zu Verſtimmung mit Hugo gegeben. Wenn es ihm auch zuweilen nicht entgehen konnte, daß ihr Vertrauen als Freundin viel inniger ſei als ihre Hingabe gegen ihn, wußte er ſich durch eine Täuſchung der Selbſtliebe darüber zu beruhigen. Er war von der mächtigern Gewalt der Liebe, in Vergleich mit der Freundſchaft, über das weibliche Herz ſo überzeugt, daß er an ſeiner günſtigen Stellung gegen Sophien im Herzen ſeiner Verlobten nicht zu zweifeln vermochte. Sein Abſchied von Dieſer war alſo ungetrübt von Mißtrauen und unbefriedigten Anſprüchen, obſchon ihre Wiedervereinigung durch Geſchäfte, die er, um ſich von ſeiner Familie ganz frei zu machen, nothwendig in Holland zu beenden hatte, auf mehre Monate hinaus verſchoben werden mußte. Eliſabeth konnte ſich's nicht verhehlen, daß Sophiens Entfernung mehr Antheil an ihrer Wehmuth bei ihrer Abreiſe von Spaa hatte als ihre Trennung von Hugo; ſie fühlte dieſen

Unterſchied als ein Unrecht, das ſie ihm nicht abbitten durfte, für welches ſie ihn aber, ihr unbewußt, durch verdoppelte Huld und Liebenswürdigkeit entſchädigte, ſodaß er ihrer zärtlichſten Liebe gewiß ſich von ihr trennte.

In dem Badeorte, unter dem Zuſammenfluſſe fremder Menſchen hatte Eliſabeth's Verhältniß zu Herrn von Hugo keine Aufmerkſamkeit erregt; es war Niemandem bekannt gemacht worden, und Herr von Herbert, Eliſabeth's Vater, der Alles haßte, was der Menge Gelegenheit gab, ſeine Empfindungen zu betaſten, wie er es zu nennen pflegte, deutete ſeiner Tochter an, daß ihre Brautſchaft in Br. außer ihrer Familie ein Geheimniß bleiben, oder, weil Nichts ein Geheimniß wäre, was Zweie zugleich wüßten, von ihm ignorirt werden ſolle. So geſchah es auch. Das Gerücht von dieſer Heirath war nach Br. gekommen, da ſie aber in dem Herbert'ſchen Hauſe nicht erwähnt ward, ſchwieg es nach wenigen Wochen, ſodaß Walo, als er Elliſabeth's Bekanntſchaft machte, darüber in Ungewißheit war. Er hatte ſie aber nur wenige Male geſehen, als er es zu vergeſſen bemüht war. Sophiens Ahnung traf ein: Walo, den ſein bewegter Lebensgang und unſtäter Sinn bisher an jeder innigen Neigung verhindert hatte, ward bei Eliſabeth's Bekanntſchaft von einer mächtigen Empfindung ergriffen. Ihre eigenthümliche Anmuth gewann auf den erſten Blick ſeine Bewunderung, und er war wol vor allen Männern geeignet, dieſes Mädchen, ſowie ſie damals war, zu ſchätzen. Bei der Wahrheit und der auf dieſer beruhenden Sorgloſigkeit des Betragens glichen die Aeußerungen ihres Geiſtes und Gefühles dem ſtets wechſelnden Farbenglanze, den das Sonnenlicht auf die kryſtallhellen Tropfen eines Waſſerſtrahles malt. Der Grund ihres Gemüths war immer ruhig und eben wie das Waſſerbecken, aus dem dieſer Strahl emporſteigt;

und hatte ihre Phantaſie in ihrem kühnen Fluge einen Eindruck empfangen, ſo ſenkte er ſich tief in ihren Geiſt und ward ein Gegenſtand ihrer Betrachtung. Dieſe Vereinigung glänzenden Geiſtes mit ſtiller Beſchaulichkeit verbreitete über ihr ganzes Weſen einen eigenthümlichen Reiz. Aeltere Männer ſahen ſie mit Wohlgefallen, junge mit Bewunderung an, ja ſelbſt ſchlechten flößte ſie Zurückhaltung ein. Dieſe, welche ſich in ihrer Nähe verlegen fühlten, hätten ſie gern gehaßt; aber ſie vermochten es nicht, da ihre Unbefangenheit ſie immer über ihre Einſicht irre machte. Walo betrachtete ſie mit Dichtergefühl und beobachtete ſie mit Unglauben; — denn noch hatte er mit ſo viel Mitteln, Männer zu erobern und zu beherrſchen, Innigkeit und Wahrheit nicht vereinigt geſehen. Und dieſe Harmonie des Innern ergoß ſich über eine zierliche Geſtalt, über Züge, die keineswegs idealiſch, aber edel und beweglich und von Jugendblüthe verſchönert waren.

Walo, früh mit dem Schickſale in Kampf
getreten, hatte Reichthum und Verarmung, Nie-
derlage und Sieg der Leidenſchaften gegen die
Vernunft kennen lernen; der Gewinn, den er
aus ſeinem vielfach bewegten Leben davongetra-
gen, war das Bewußtſein, von äußern Umſtän-
den unabhängig geworden und alſo nicht mehr
n der Nothwendigkeit zu ſein, ſich für Bequem-
ichkeiten zu verkaufen. Allein mit den Vorur-
heilen der Erziehung, mit den Täuſchungen der
Jugend hatte er auch den Glauben an Tugend
verloren. Sie war in ſeinen Augen ein Dich-
erideal, deſſen Abglanz in einzelnen Zügen er
icht leugnete, die ihn erfreuten, das er aber
icht als Ziel menſchlichen Strebens erkannte,
och feſthielt. Rechtthun hieß bei ihm Nieman-
em ſchaden; über dieſes Schaden entſchied
ie Stunde, und dieſe hing von Leidenſchaften,
Eindrücken, Einſichten ab, deren er ſo wenig wie
gend ein Sterblicher Herr war, — auch wol we-

niger noch, da in ihm der ſtete Zwieſpalt einer edlen Natur mit verkehrter Verſtandesbildung ſtattfand. Als ein ſchöner Knabe aufgewachſen, ward er beim Eintritt in die Jünglingsjahre durch die Blattern entſtellt; in anſehnlichem Reichthum auferzogen, verlor er vor ſeiner Mündigkeit ſein Vermögen; von der falſchen Scham, verarmt zu ſein, angetrieben, durchſtreifte er manches Jahr lang die europäiſchen Staaten; oft gewinnend, oft verletzt, oft geliebt, oft betrogen, entſtand nie in ihm Sehnſucht nach dem eigenen Herde, noch der Begriff bürgerlicher Würde durch häusliche Bande. Und Walo iſt nicht eine einzelne Erſcheinung dieſer Art, — ſein Loos theilen Viele, die, wie er, auf der ſturmbewegten Lebensfahrt fortgeriſſen, ihren Anker nicht in das Land Jenſeits befeſtigen lernten; ſie ſehen keine Ufer, ſie wiſſen von keinem Hafen, und die Erinnerung einer frühern Zeit, wo es beſſer mit ihnen ſtand, verbittert ihnen den ſchnöden Gewinn ihrer raſtloſen Fahrt: ſich ſelbſt für den einzigen Zweck ihres Lebens zu halten. Der Zwieſpalt, der in ſolchen Menſchen obwaltet, erhält ſie in einem ſteten Widerſtreite zwiſchen der Erkenntniß des Guten, gegen die ihr Verſtand ſie nicht blind machen kann, und des Unglaubens an dieſes Gute, ja des Zorns über daſſelbe, beſonders wenn ſie es als Pflicht erfüllen ſehen, oder ſelbſt erfüllen ſollen. Ihre Charakterkraft würde ihnen Pflichterfüllung eicht machen, aber indem ſie deren Heiligkeit ſpotten, ſehen ſie ihre Nothwendigkeit nicht ein. Jede Selbſtüberwindung ſcheint ihnen Knechtſchaft, der ſie auf Koſten ihres eigenen Gefühls ntfliehen; — denn wir ſehen ſie oft vom Anblick er Güte, der Unſchuld, von ſehnſüchtiger Wehmuth ergriffen, als habe ein Blick in ein ver-orenes Paradies ſie an ihre edlere Abkunft gemahnt.

Eliſabeth eröffnete Walo dieſen Blick in

Edens verſchloſſene Auen; ſie ward aber zugleich auch der Engel, der ihn von deſſen Pforten zurückſcheuchte, denn er erkannte, wie unmöglich es ſei, vor ihren hellen Blicken ſeine Fremdartigkeit zu verhehlen. Eliſabeth behandelte ihn, bei ihrer Unkunde der Männer und dem Selbſtvertrauen, das ſie als Verlobte empfand, mit einer Sicherheit, die Walo's Leidenſchaft zähmte; dennoch entging ſie ihr nicht, und ihrem Begriffe von Wahrheitsliebe gemäß benutzte ſie den erſten gelegenen Augenblick, um ihn von ihrem Verhältniſſe zu Hugo mit ungeheuchelter Ruhe zu unterrichten. Walo ward durch dieſe Nachricht nicht überraſcht, ſie veränderte auch Nichts in ſeiner Empfindung für Hugo's Verlobte. Er wollte ſie nicht beſitzen, nicht verführen — Dieſes hatte er, als Misbrauch der Stellung ſeines Geſchlechts, jederzeit verachtet —; er wollte ſie lieben und alle Mittel anwenden, Gegenliebe zu erwerben, denn ohne dieſe Abſicht giebt es keine

Liebe; — ſagt, oder ſingt ein Mann das Gegentheil, ſo iſt er ein Schwärmer oder ein Heuchler. Liebe gewinnt oder entſagt, — ein Drittes kennt ſie nicht, aber ſie ſtrebt wol auch nur nach dem Gewinn eines Herzens, ſie entſagt wol auch dem perſönlichen Beſitze. Dieſe Brautſchaft jedoch aus Eliſabeth's eigenem Munde zu hören, ſo ruhig über die Sache und ſo rückſichtslos auf den Zuhörer, — Das war ihm eine Ueberraſchung, eine Fehlſchlagung, die ſeine Faſſung für den Augenblick ſtörte. Er hatte gehofft, daß Eliſabeth ſchon jetzt mit Unruhe ihres Verlobten gedenke, daß ſie, wenn er je dieſes Verhältniſſes gegen ſie erwähnen ſollte, mit Gemüthsbewegung es eingeſtehen, mit irgend einer Aeußerung von Stolz, von Schmerz, von Unmuth davon abbrechen ſollte. Von dem Allen geſchah Nichts; — es war offenbar, ſie hatte ſeine Liebe errathen, und ſie wollte ihm durch ihr Geſtändniß alle Hoffnung benehmen. Dieſe Abſicht erkannte er, und von ihrer Herzenseinfalt beſchämt, wich der Trug und die Abſichtlichkeit auf einen Augenblick von ihm, und er ſah ein, daß ſeine jetzige Empfindung ſowie ihr Gegenſtand eine neue Welt vor ihm aufſchloſſen, deren Anblick ihn entzückte, für die er aber nicht mehr gemacht war. Unfähig, ſeine geſellſchaftliche Laune beim Eintritte mehrer Menſchen zu behaupten, eilte er ohne Abſchied hinweg.

Die Gegenwart der Geſellſchaft und häusliche Angelegenheiten hielten Eliſabeth für den übrigen Abend ab, über Walo's Benehmen nachzudenken; wie ſie endlich ihre Gedanken zu ſammeln vermochte, war ſie über den Eindruck, den ſie von Deſſen heftiger Bewegung empfangen hatte, befremdet. Dieſe hatte ihr ja doch nichts Neues geſagt, ihr nur bewieſen, daß ſie recht that, ſeine Leidenſchaft durch ihre Erklärung gänzlich abzuſchrecken; — denn ſo hatte ſie es ſich gedacht, Das hatte ſie beabſichtigt. Nun mußte es ja gut ſein, mußte ſicherer ſein als vorher, und doch fand ſie keine Ruhe in ihrem ſonſt ſo ruhigen Gemüthe. Sie ging nun mit ſich ſelbſt ins Verhör über ihre Entſchlüſſe zum Guten. Sie fand ſich noch, wie vormals, freudig entſchloſſen, ihren Beruf als Hugo's Gattin zu erfüllen, ſie erkannte ſich dazu fähig und ſuchte ſogar ſich zu beweiſen, daß Walo nicht dazu gemacht ſei, durch eine Gattin glücklich zu werden.

Am folgenden Morgen beſuchte ſie Walo zu einer Stunde, wo er ſie allein beſchäftigt wußte. Es war eine ungewöhnliche Zeit, allein er ſah dabei ſo zuverſichtlich aus, daß die Stubenmagd, welche ihn anmeldete, keine Befremdung darüber äußerte. „Gnädiges Fräulein, ich habe mich geſtern wie ein Knabe betragen", fing er bei ſeinem Eintritt an, indem er Eliſabeth, die von ihrem Schreibtiſche aufgeſtanden war, zum Sopha führte, „ich habe die ungeheure

Gewalt des lebendigen Wortes empfunden, denn was Sie mir ſagten, war mir bekannt; aber ich hatte es noch nie aus Ihrem Munde gehört, deshalb hatte ich's vergeſſen. Das hätte ich nicht thun ſollen; ſo hätte ich mir die Demüthigung erſpart, vor Ihnen von meinen Gefühlen überwältigt zu ſtehen. Ihre Heirath ändert ja Nichts; — und hätte ich Sie als Hugo's Gattin kennen lernen: ſowie ich Sie lieben darf, hätte ich Sie immer geliebt.“ Eliſabeth's Unruhe wuchs mit jedem Worte ſeiner Rede; ſie wollte ihn unterbrechen, ſie wollte aufſtehen, er hielt ſie ſanft und beſonnen zurück und fuhr fort: „Nein, Eliſabeth, übereilen Sie ſich nicht! Ihr und mein Charakter fordert etwas Beſſeres als die Behutſamkeit eines hoffnungslos liebenden Mannes, als die ſchulgerechte Gewiſſenhaftigkeit einer Braut. Meine Liebe iſt ohne Anſprüche geboren, ſie kann keine Fehlſchlagung erfahren; deshalb bin ich aber auch berechtigt, ſie zu bekennen, ſie zu hegen; Sie ſind deshalb nicht aufgefordert, ſie abzuweiſen . . . ." — „Aber ebenſo wenig ſie anzuhören", unterbrach ihn Eliſabeth und entzog ihm ihre Hand, die er gefaßt hatte, „ebenſo wenig aufgefordert, zu vergeſſen . . . ." — „Was zu vergeſſen", durchkreuzte Walo ihre Rede und richtete ſich auf mit jenem Ausdrucke von Stolz und Freiheit, der ihm eigen war. „Was zu vergeſſen! — Daß die Uebereinſtimmung unſerer Anſichten, Geſinnungen, Empfindungen uns mit tauſend Fäden umſpann, die ich, die Sie, die Hugo und keine Erdenmacht je zerreißen kann! Fordere ich denn irgend eine Gabe, die Sie Hugo verheißen haben! Entziehe ich ihm denn irgend ein Gut, das ſein Eigenthum war!" Walo's Augen blitzten, und ſeine Züge drückten noch viel mehr Ungeſtüm aus, als ſeine Rede verrieth. „Wenn in dieſem Augenblicke", fing er wieder an, „der Strahl des Himmels mich vernichtete, würde das Echo Ihrer Seele, wie es aus meiner Bruſt wiederhallt, in Hugo's Bruſt übergehen? Würden Sie von ihm zu dulden, ihm zu verzeihen haben wie mir ſtörriſchen Wilden? Kann der heimathloſe, verarmte, mit oberflächlichen Kenntniſſen verſehene Mann gleiche Anſprüche wie der Land, Amt und Stand beſitzende Hugo an eine Eliſabeth Herbert machen? Ihr wollt ja immer Chriſten ſein, habt hundertfach zarte Empfindungen, wo wir ruhig hineinſehen und gar plump hineintappen, und ihr übt die chriſtliche Lehre der Broſamlein nicht einmal! Wenn Sie mit dem glücklichen Hugo in den Amaranthenlauben ruhen, erlaubt Ihnen denn Ihre Gewiſſenhaftigkeit nicht, daß der vagabunde Bettler außen an deren Schattenſeite ſich labe? er war ja auch in Arkadien geboren ....“ Hier brach des ungeſtümen Menſchen Stimme, ſodaß er die letzten Worte kaum vernehmlich ſprach und, mit den Händen vor dem Antlitz, ſich von Eliſabeth entfernte.

Dieſe war von Schrecken und Mitleid erſtarrt. Der Inſtinct, früher als die Seelenkunde, muß das Weib belehren, den Mann, der in Heftigkeit gegen ſie ausbrechen konnte, ſorgfältig zu beobachten, ehe ſie ihr Wohl ihm anvertraut, und, wäre er ſchon ihr Gatte, von dem Augenblicke an, wo er ungeſtüm ſein konnte, die Herrſchaft über ihn zu gewinnen ſuchen. Solcher Ungeſtüm iſt die Herrſchaftsmaßregel der Tyrannei, die, ſtets aus Selbſtſucht entſtehend, in der geſitteten Welt den Mann unfähig macht, des Weibes Stütze und Führer zu ſein. Dazu beſtimmte ihn die Natur. Deshalb iſt dem Weibe die Unterwerfung ſo angeboren, daß ſie ſich vom Zuſtande der Barbarei bis zur höchſten Cultur unter den verſchiedenſten Formen vorfindet; erniedrigend oder erhebend, immer daſſelbe Gefühl. Die Indianerin, welche das von ihrem Gatten erlegte Wild nach Hauſe trägt, und die Europäerin, die, nach inniger Berathſchlagung mit ihrem

Gatten, ſeiner Bitte ein Opfer bringt, eine Mühe übernimmt, folgt demſelben Gefühle; — der Mann iſt ihre Stütze, ihr Führer. Doch das gebildete Weib kann nur von dem Manne Schutz hoffen, Herrſchaft ertragen, der, ſich ſelbſt beherrſchend, Kraft mit Milde vereint. Wo wir das Weib dem rohen Manne ſich unterwerfen ſehen, fehlt ſie, aber ſie fehlt im Charakter ihres Geſchlechts; der Mann aber, der das Weib rauh und ſelbſtſüchtig behandelt, fehlt gegen den Charakter des ſeinigen, denn der Selbſtherrſchaft unfähig, ſinkt er zum Schwächling herab. Träte nicht von beiden Theilen Bedürftigkeit mehr als einer Art als Vermittlerin ein, ſo müßten wir viele Gattinnen, aus dem Principe der Verachtung, die Auflöſung ihrer Ehe verlangen ſehen. Doch anders wie des Gatten Uebermuth wirkt des Liebhabers Heftigkeit. Sie ſcheint dem Mädchen nur zu oft Beweis, ja Maßſtab der Liebe. Auch Eliſabeth fiel in dieſen Irrthum, und von

Mitleid durchdrungen, rief ſie Walo beruhigende Worte zu. Ihre Stimme war zu ſüß, um ihr zu widerſtehen; aber ſtatt ſeine Leidenſchaft ſeiner Vernunft unterwerfen zu helfen, ward ſie ihm eine Aufforderung, durch ſophiſtiſche Gründe das gefährliche Verhältniß, in welches er das geliebte Mädchen hineinzog, mit ſeinen Ehrbegriffen und ihrem Wohle zu vereinen.

Eliſabeth ward wieder muthig, ſobald ſie Walo ruhig ſah, und in der Reinheit ihrer Geſinnungen theilte ſie noch denſelben Abend Hugo, den ſie ſchon oft von ihrem ſtörriſchen Freunde unterhalten hatte, das Geſtändniß ſeiner Liebe mit und fügte mit unbefangener Sicherheit hinzu: daß ſie, als ſeine Braut, unbeſorgt neben Walo verweilen könne, aber, von der Seltſamkeit, das dieſes Verhältniß in Anderer Augen haben könne, gepeinigt, lebhaft wünſche, es durch ſeine Ankunft beendet zu ſehen. Hugo antwortete unverzüglich, gefühlvoll und großmüthig: daß er Walo's Edelmuthe traue, daß er nie zweifeln könne, als Bräutigam den erſten Platz in ihrem Herzen zu beſitzen; ja bei der nothwendigen Verlängerung ſeiner Abweſenheit trage er Walo auf, ſie durch ſeine Geſellſchaft zu erheitern.

Man ſollte glauben, dieſe Antwort müſſe Eliſabeth beruhigt, Hugo's zärtliches Vertrauen ſie gerührt haben; ſeltſamer Weiſe erregte es aber eine unwohlthätige Empfindung in ihr. Ihr war es wie dem Wanderer auf glatter Bahn, der ſeinen Stab biegen ſieht. Unruhiger als vorher, vertraute ſie Sophien den Auftritt, den ſie mit Walo gehabt hatte, und Dieſe antwortete ihr ſchleunig: „Du hatteſt nicht Unrecht, als Du Walo's Heftigkeit beſchwichtigteſt. Selbſt wenn Du nur ſein Unrecht, nicht auch ſeinen Schmerz erwogen hätteſt, blieb der weiblichen Anmuth keine Ausflucht, als ihn zu beruhigen. Aber zwiſchen dieſen beiden Männern unparteiiſch ſtehen zu bleiben, iſt gegen Natur und Sitte.

Du mußt von dem Einen oder dem Andern Dich osreißen, und ſei es zu des Einen Verderben. Jn dem lügenhaften Verhältniſſe, das Walo eſtſtellen will, das Hugo . . . . nicht überſieht nd Du nicht begreifſt, geht Euer Aller Ruhe ugrunde. Walo's Heſtigkeit flößt mir ebenſo enig Vertrauen in Deſſen männlichen Sinn in, wie Hugo's Großmuth in den ſeinen; allein Walo's Heſtigkeit iſt in der Natur, Hugo's Großmuth hat etwas Erkünſteltes, das mich nicht efriedigt. Thue nichts halb, meine Eliſabeth, nd fürchte den kleinen Schmerz nicht, wenn er ienen kann, den größern zu vermeiden."

Dieſer Brief machte es Eliſabeth klar, wa- um Hugo's Antwort ihr keine Sicherheit ge- eben hatte. Seine Großmuth vertrug ſich nicht it ihren Anſprüchen an die Ueberlegenheit des Mannes; Dieſer ſollte die Geliebte nicht der Gefahr bloßſtellen, ſollte auch den Mann, den e ihm als leidend, als unglücklich geſchildert hatte, nicht dem Leiden ausſetzen. Glaubte Hugo nicht an Walo's Liebe? glaubte er nicht an ihren Einfluß auf ihn? Doch eine Wahl zwiſchen den beiden Männern kam ihr nicht in den Sinn. Nichts in Walo's Betragen, ſeit jenem Auftritte, forderte ſie dazu auf; er war ſanft und heiter wie ein gutes Kind, geiſtvoll und ernſt bei fortgeſetzter Unterhaltung, nie Andere verdrängend, aber immer bedacht, jeden Augenblick ihrer Gegenwart, ihrer Nähe zu genießen. Und was hätte ſie vermögen können, ſich von Hugo zu trennen? Die Art, wie er ihr Geſtändniß über Walo behandelt hatte, ſchien leidenſchaftliche Liebe auszuſchließen, allein ſollte ſie dieſe von ihm wünſchen, fordern, da ſie ihm nie gleiche zu bieten gedacht hatte? Sie erſchrak vor der Unfeinheit, nur von fern dieſen Gegenſtand gegen Hugo zu berühren, und im Bewußtſein ihrer Bereitwilligkeit, Deſſen herzliches, pflichterfülltes Weib werden zu wollen, wiegte ſie ſich in gänzliche Sicherheit über ihr Verhältniß zu dem gefährlichen Freunde.

So verfloſſen ihr mehre Wochen in trügeriſcher Ruhe. Hugo's Unvollkommenheit war ihr klar geworden, aber ihr Bündniß mit ihm machte es ihr zur Pflicht, ihr freudiger Wille gebot ihr, ſie gegen ſeine Vorzüge aufzuwägen. Walo's Fehler und Vorzüge ſchaukelten ſie dagegen zwiſchen Beifall und Furcht; doch ſie erwartete von Tag zu Tag durch Hugo's Ankunft dieſe peinliche Lage beendigt zu ſehen, und glaubte deshalb, Jenen nicht weiter betrüben, noch erbittern zu müſſen. Endlich traf Hugo in Br. ein. Seine Ankunft führte für Elliſabeth nichts Ueberraſchendes herbei, ſie gab ihrem Leben nur die lange erwartete Beſtimmung. Hugo fragte ſehr bald und dringend nach Walo, und wie Dieſer zu ſeiner gewöhnlichen Beſuchſtunde erſchien, empfing er ihn mit lebhafter Freundſchaftsbezeugung; mit ſchwärmeriſcher Empfindung zog er Eliſabeth, als die Dritte im Bunde, in ſeine um Walo geſchlungene Arme und erklärte ihre Freundſchaft für das Leben und im Tode. Walo blieb in der heiterſten Faſſung; er hielt das beſtürzte Mädchen einen Augenblick umfaßt und ſprach dann auf ſeine ſcharfe Weiſe von ſeinen begnügſamen Wünſchen und dem kargen Looſe, das er aus der Urne des Schickſals gezogen. Daß er bei dieſem und manchem ſpäteren Auftritte als der männlichſte der beiden Freunde erſchien, da er doch der leidenſchaftlichſte, der entſagende war, würde Eliſabeth's Empfindung für Hugo nicht geſtört haben, ihre Vernunft hatte Dieſes ſchon anerkannt, und Hugo bewies wirklich Großmuth und Vertrauen. Letzterer erkannte Walo's Vorzüge und gewann dadurch Dank und Achtung von ſeiner Braut; allein er behandelte ſein Verhältniß als Bräutigam vor Walo's Augen auf eine Weiſe, die wenig Zartheit verrieth. Härter als der Reiche, der dem armen Tagelöhner erlaubt, ihn über das Gartengehege an ſeiner vollen Tafel ſitzen zu ſehen, ſchien er in Walo's Gegenwart ſein Vorrecht als Bräutigam geltend machen zu wollen. Eliſabeth ward von dieſem Fehlgriff empört; die ehrerbietige Stellung, die Walo ſtets gegen ſie beobachtet hatte, gewann jetzt erſt einen hohen Werth, denn ſie lernte, daß ſie ſich mit Liebe vertragen laſſe, ja daß ſie Ausdruck der Liebe ſei. Bei Hugo's Zudringlichkeit ward es ihr aber auch deutlich, daß nicht ihre Klugheit, ſondern Walo's Selbſtbeherrſchung ſie vor jeder Annäherung geſchützt hatte, und ſie entzog ſich unwillig ihres Bräutigams Armen, wenn er ſie in Walo's Gegenwart zu umfaſſen verſuchte. Ihre eigene Gemüthsbewegung verhinderte ſie, in ſolchen Momenten Walo's Faſſung zu beobachten. Daß er überhaupt ernſter geworden war, that ihr ebenſo wohl als weh; daß er Hugo zu vermeiden ſuchte, mußte ſie gut heißen. Dieſer ſchien aber für ſeine Vorſicht keinen Sinn zu haben, er überhäufte ihn mit Vorwürfen über ſeine ſeltneren Beſuche und ſprach mit Schwärmerei von der Treue, mit der ſein Andenken in dem Tempel ſeines ehelichen Glückes ſollte aufbewahrt werden.

Bei dieſem unrühmlichen Verhältniſſe wandelte Eliſabeth allein in der Wahrheit. Sie beherrſchte ihre Empfindungen und war ſich ihres Beſtrebens bewußt. Hugo hatte ſich in ſchwärmeriſche Selbſtgefälligkeit verſtrickt, und in Walo ſtritt die lange Gewohnheit eines planloſen Lebens, der Abſcheu vor bürgerlichen Obliegenheiten mit der Leidenſchaft, die ihm Eliſabeth bei ihrem erſten Anblick eingeflößt hatte. Er hatte ſich dieſer Leidenſchaft anfangs ohne Nachdenken überlaſſen, — erſt das Geſtändniß ihrer Brautſchaft ſchreckte ihn auf. Jede frevelhafte Abſicht blieb ihm aus Klugheit und Edelmuth fern, aber ſein Verſtand ſann über die Berechtigung, einem Nebenbuhler ſeinen Schatz zu entreißen. Bald jedoch überzeugte er ſich, daß Eliſabeth ihre Hand verſchenkt hatte, ohne Liebe zu empfinden, und in mehr als einem Moment entzückte ihn die Wahrnehmung, daß er zuerſt dieſes Gefühl in ihrem Herzen entzündet habe. Wenn ſich Eliſabeth ihrer Neigung zu ihm ganz hingegeben hätte, würde er vielleicht ſeine traurige Ungebundenheit aufgegeben haben, um Jene Hugo zu entreißen. Das ihr eigene Uebergewicht des Verſtandes hielt jedoch den Gedanken der Pflicht immer mit ihrer Neigung im Gleichgewicht und verhinderte jede Ueberraſchung, die Walo zu einem Schritte, der ſeine Freiheit beſchränken konnte, hätte veranlaſſen können. Walo's Ehrerbietigkeit in der Liebe war alſo nicht erkünſtelt, allein Eliſabeth's Wahrhaftigkeit erhielt ſie wach, nicht ſeine Tugend. Nach Hugo's Ankunft ward ſeine Lage ſchwieriger; er überlegte nun mit ſich ſelbſt, ob ihm kein gewaltſamer Eingriff in Eliſabeth's Schickſal erlaubt ſei. Die erſte Stunde ſchien ihm hinreichend, über Hugo's Unwerth, wie er es nannte, zu entſcheiden; — ſo würde er Deſſen Eigenthümlichkeiten immer genannt haben, denn ſeine Leidenſchaft bedurfte es, ihn zu tadeln, ihn zu verwerfen. Nur ein hoher Grad männlicher Würde würde ihn bewogen haben, ſeinem Nebenbuhler willig zu weichen; wie aber Hugo, durch Schwärmerei und Eitelkeit verblendet, in unnatürlicher Sicherheit die Braut ſelbſt an ſeine wildwogende Bruſt legte, überzeugte er ſich, daß es kein Unrecht ſei, ein Kleinod zu rauben, welches der Beſitzer ſo geckenhaft in Gefahr ſetzte. Hätte Eliſabeth jetzt Unmuth und Kälte gegen Hugo gezeigt, ſo würde er ſie ihm entriſſen haben; aber ihre Selbſtherrſchaft betrog ihn, den Leidenſchaft kurzſichtig machte. Er verzweifelte über ihr Loos an Hugo's Seite, hielt ſich aber, da ſie es vorzog, nicht für berechtigt, es zu ſtören. Doch Zeuge dieſes Looſes, ihres Glückes oder Elends ſein wollte er nicht; um ſich zu entfernen, mußte ein beſtimmter Schritt gethan werden, und dieſen machte ſeine Gewohnheit des Umherſchweifens leicht.

Sein perſönliches Verhältniß zu dem Fürſten war nicht von Dauer geweſen. Ein Fürſt wird von der geiſtvollen Seltſamkeit eines unabhängigen Fremden wol angezogen, wenn ſie aber als Widerſpruch in einem ſeiner Diener auftritt, hält er ſie für Hoheitsverletzung, und dem Wohlgefallen folgt Scheu und Mistrauen. Daß die Gunſt, die ihn nach Br. zog, dieſes Ende nehmen werde, ſah Walo vorher; ſie war ihm nur eine zufällige Veranlaſſung, eine Zeitlang dieſen Ort zu bewohnen, und ohne Eliſabeth's Bekanntſchaft wäre ihm dieſer kleine Hof, dieſe beſchränkte Stadt in den erſten Wochen unleidlich geworden. Jetzt trat die Nothwendigkeit ſeiner Entfernung ein, und er beſchloß, ohne einen Rückblick auf des Fürſten Unwillen, auf die Beſchuldigung des Undankes, die man ſo gern Denen macht, die für abgelehnten Sold ihre Freiheit zurückfordern, ſie zu bewerkſtelligen. Nun war er mit ſich ſelbſt einig und erhielt, bis die Anſtalten zu ſeiner Abreiſe getroffen waren, eine männliche Faſſung, wenngleich Hugo's liebkoſende Zärtlichkeit und ſchwärmende Freundſchaft ihn oft bis an die äußerſte Grenze der Geduld trieben.

Eines Abends, noch bevor Hugo's Hochzeitfeier anberaumt war, trat Walo ſehr ſpät in den kleinen Zirkel, der ſich gewöhnlich bei Eliſabeth's Vater verſammelte. Er war ſchweigend und ernſt. Hugo beging den Misgriff, ihn, gewiß arglos, über ſeine Laune aufzuziehen. Sichtbar gepeinigt von dieſer Unfeinheit, rief Eliſabeth ihn zu ſich und zeigte ihm einige Notenblätter, die ſie ſchon lange erwartet hatte, um ihn mit der oft beſprochenen Compoſition eines ihrer Lieblingsgedichte bekannt zu machen. Mit einem Ausdrucke von Wehmuth, der Walo nicht entging, tönte ihre Stimme und zauberte Heiterkeit auf ſein Geſicht. Ohne die Beziehung zu berückſichtigen, die das Lied haben konnte — es war Herder's Gedicht: „Das Flüchtigſte" —, las ſie die Noten. Die Worte waren faſt cantatenartig, ohne Strophenabtheilung geſetzt; — Das war damals ein neuer, noch nie geſehener Verſuch. Sie rief dieſe Entdeckung ihrem Vater zu, der die Muſik ſehr liebte, und die Noten am Claviere ſpielend, verſuchte ſie zu ſingen. Das liebliche Lied riß ſie hin, ſie ahnte das gemeinſame Menſchenſchickſal und auch ihr Loos in deſſen Sinn, und wie ſie an die Worte kam:

„Aus dem Meer der Götterfreuden
Ward ein Tropfen uns geſchenkt,
Ward gemiſcht mit manchen Leiden,
Leerer Ahnung, falſchen Freuden,
Ward im Nebelmeer verſenkt —"

verließ ein Jehyr, wie von einem Zauber angezogen, ſeinen Sitz und trat leiſe um das Clavier. Ohne darauf zu achten, ſang Eliſabeth, von der Muſik hingeriſſen, fort:

„Aber auch im Nebelmeere
Iſt der Tropfen Seligkeit! —
Einen Augenblick ihn trinken,
Rein ihn trinken und verſinken,
Iſt Genuß für Ewigkeit."

Hier war es, als ob Begeiſterung ſie ergriffe. In den ſanft verhallenden, doch Sieg verkündenden Tönen glaubte man Pſyche ihre Hülle abſtreifen und zum Aether aufſteigen zu ſehen. Alles ſchwieg, als Walo, der, nahe neben ihr ſtehend, die Notenblätter umgeſchlagen hatte, eilend das Zimmer verließ, während einige der Umſtehenden über einen emphatiſchen Ausdruck vom Seligkeitsbecher, bei welchem Hugo ſeine Braut umfaßte, ihr Bravo ertönen ließen.

Walo hatte ſich an dieſem Abende, unter dem Vorwande einer Geſchäftsreiſe, bei dem Fürſten beurlaubt; er gedachte ſeine Dienſtverbindlichkeiten ſpäter ſchriftlich aufzulöſen, welches, da er gar keine Geld-, noch Titelanſprüche machte, leicht zu bewerkſtelligen war. Er hatte die Abſicht, von Eliſabeth's Familie einen ſorgloſen Abſchied zu nehmen, denn jetzt, da ſein Entſchluß, ſie aufzugeben, ausgeführt werden ſollte, ſchwand jedes gehäſſige Gefühl, und er trauerte um ſich und um ſie wie ein Sterbender, der aus der Fülle des Glücks ſcheiden ſoll. Dieſer Schmerz ſchien in dieſem Augenblicke ſein ganzes Weſen verkehrt zu haben; er wollte ſie nicht betrüben, und doch ſchauderte er, ſie bei ſeinem Abſchiede gefaßt zu ſehen. Es ſchien ihm am ſchonendſten, ohne Abſchied, nach einem ſtillen, wo möglich heiter verlebten Abende, ſchweigend zu ſcheiden, und die Hoffnung, ja die Ueberzeugung, daß ſie um ihn weinen werde, folgte dieſem Entſchluſſe. Der unglückliche Geſang fügte es anders. Er hatte ſich neben Eliſabeth an den Flügel geſtellt, um noch ein Mal ihre Nähe zu genießen; die Worte des Liedes, ihre beſeelte Stimme ergrifſen ihm mit allen Schrecken, welche das letzte Mal in der Seele erregt. Wie ſie aber im Tone ſiegender Freude ſang:

„Einen Augenblick ihn trinken — — —"

vergaß er ſeinen Entſchluß. Er neigte ſich zu ihr und ſprach: „Mir war auch der Augenblick verſagt, und ich eile dürſtend, verſchmachtend hinweg." Mit der Bewegung ſeiner Lippen war ſeine Faſſung dahin. Wäre er ſtehen geblieben, er hätte das geliebte Geſchöpf an ſeine Bruſt geriſſen, oder er hätte das Clavier zertrümmert, das ihre Finger berührten; — er drängte ſich ſchnell durch die Umſtehenden, eilte aus dem Zimmer und ſah Eliſabeth nie wieder.

Walo's unvorſichtige Worte erweckten Eliſabeth aus dem Aufſchwunge, zu dem des Liedes Bedeutung ſie gehoben hatte; wie ein Lichtſtrahl entſchloß ſich ihr der verderbliche Sinn, den es für ihn gehabt haben mußte. Mit äußerſter Anſtrengung wollte ſie ihren Schrecken verbergen, als Hugo ihm durch ſeinen entzückten Beifall eine hülfreiche Beimiſchung gab. Wie ſie Walo nicht mehr in der Geſellſchaft erblickte, begriff ſie ſeinen Entſchluß, ſie gab ihm Beifall und wartete in ſchmerzlicher Spannung auf nähere Auskunft über ſeine Abreiſe. Sobald, nach dem Abſchiede der Gäſte, die Familie allein beiſammen war, trat die alte Haushälterin herein und richtete einen Gruß von Walo aus, der morgen früh auf längere Zeit verreiſe, aber die Geſellſchaft durch keinen Abſchied habe beläſtigen wollen. „Ich glaube aber, er hat ſich dabei zu weinen geſchämt“, ſetzte die Alte gutmüthig hinzu; „ich hätte den Herrn gar nicht für ſo weichmüthig gehalten. Er hat mich, ſo oft er mich ſah, gefoppt oder hochmüthig über mich hin geſehen; nun kommt er in die Geſindeſtube und giebt mir den Auftrag, bei dem ihm die hellen Thränen in den Augen ſtanden, drückt mir dabei dieſe vier Kronthaler in die Hand und reißt mir — ich glaube, er war nicht recht beitroſt — reißt mir Fräulein Eliſabeth's blaues Häubchen, von welchem ich eben die Bänder lostrennte, aus der Hand, trocknet ſich die Augen damit und läuft aus der Hinterthür durch den Garten fort. Ich war ganz verwundert, laufe ihm aber endlich nach, ihm die Haube zu nehmen, — da war er aber weder zu hören noch zu ſehen.“ Eliſabeth ſagte, dem Anſcheine nach ohne Verlegenheit: „Laß Du's gut ſein, liebe Martha, die Haube kommt ſchon wieder, und auf jeden Fall haſt Du keine Schuld.“ Aber ihr Vater, obgleich er bei der Alten Bericht laut gelacht hatte, begab ſich offenbar verſtimmt auf ſein Zimmer.

Hugo, der das Vorrecht hatte, den Abend, auch wenn der Vater ſich zurückzog, in der Familie zu beſchließen, wendete ſich nun an ſeine Braut und verbreitete ſich mit Beifall über Walo's Entſchluß, ſich zu entfernen, in dem Tone eines Hofmeiſters, deſſen Zögling ſein Thema überraſchend gut ausgearbeitet hat. Eliſabeth's Hand küſſend, ſetzte er hinzu: „Es that mir oft weh, wenn er Zeuge unſeres Glückes ſein mußte." — „Daran habe ich bisher gezweifelt", antwortete Eliſabeth kalt, ihre Hand zurückziehend. „Walo's männliches Weſen läßt mich glauben, daß er ſich von dem Unabänderlichen wenig ſtören ließ." — „Was Sie glauben, daß ihm Neid und Eiferſucht fremd geblieben ſei, Sie unſchuldige Taube? Eben weil ich dieſe an ihm wahrnahm, hielt ich es für weiſe, ihn häufig zu beweiſen, daß meine Rechte von ihm unangetaſtet bleiben müßten. Er wußte ſich zu beherrſchen, Das iſt wahr, es iſt ein edler Menſch — bis auf die Geckerei mit dem Häubchen —; es iſt gut, wenn er morgen recht früh fortreiſt, denn ehrenhalber müßten Sie dieſe Trophäe doch zurückfodern." — „Ich dächte nicht", bemerkte Eliſabeth mit glühenden Wangen, aber erzwungener Ruhe, „wenn ich aber erſt weiß, wo er ſich aufhält, werde ich ſie gegen ein anſtändigeres Andenken austauſchen." — „Wie? Sie wollen ihm ein Andenken anbieten? als Braut, oder als meine Gattin?" — „Als Eliſabeth, im Sinne der Freundſchaft, die Sie bei Ihrer Ankunft ſanctionirten. Walo's Edelmuth hat Das um mich verdient." — „Ja ſo! nun gut; aber er tauſchte Edelmuth um Edelmuth, denn welcher andere Bräutigam hätte meinen Kinderglauben gehabt, ſo einen brillanten, unternehmenden Mann in der Nähe ſeiner Braut gelitten zu haben?" — „Ich glaube jeder vernünftige Mann, der ſich bewußt war, daß nicht leidenſchaftliche Liebe, ſondern achtungsvolle Anerkennung ihm die Hand ſeiner Verlobten erworben . . . ." — „Wie? Eliſabeth, meine Großmuth gab mir keinen Vorzug in Ihrem Herzen?" — „Nicht den geringſten. Das Vertrauen, das Sie Großmuth nennen, waren Sie meiner Offenheit, meiner Redlichkeit ſchuldig. Sie vor allen Männern hochſchätzend, konnte ich Ihnen meine Hand ohne alle leidenſchaftliche Liebe, mit dem freudigſten Entſchluſſe, ganz für Sie zu leben, darreichen; ſobald aber Mistrauen, Eiferſucht oder irgend eine andere ſelbſtſüchtige Regung Sie hinreißt, ziehe ich meine Hand zurück . . . um der Vorzüge willen, die Ihnen immer noch bleiben, denn Sie verdienen eine beſſere Gattin, als ich Ihnen ſein könnte, ſobald meine Achtung Abbruch gelitten hätte.“ —

Der Bediente unterbrach dieſes peinliche Geſpräch mit dem Gruße des alten Herrn, welcher Müdigkeit halber nicht mehr erſcheinen würde. Das war das gewöhnliche Signal zu Hugo's Abſchied; Eliſabeth reichte ihm freundlich die Hand, und ſie küſſend folgte er dem ihm vorleuchtenden Bedienten aus dem Zimmer.

Eliſabeth eilte in ihr Cabinet, wo ſie einen großen Theil der Nacht unter den peinlichſten Empfindungen durchwachte. Jede Faſer ihres

Herzens war verletzt. Die Theilnahme, welche ſie vom erſten Augenblick an für Walo empfunden, die aber, mit feſtem Willen niedergehalten, nie zur Liebe gereift war, brach jetzt mit Ungeſtüm aus ihrem Herzen und ſchüttelte die kalte Exaltation ihres Pflichtbegriffes ab, wie der Frühlingstrieb der Bergtanne die Winterhülle von den ſchwellenden Knospen. Und doch ſchien ihr Walo's williges Zurücktreten vor Hugo's Rechten jetzt ein Verrath; ſeine Neigung war alſo nie ſo mächtig geweſen, ihn mit dem Schickſale zum Kampfe zu reizen; er entfloh und überließ ſie einem Nebenbuhler, den er nicht achtete, und der ihr Vertrauen verloren hatte. Mit jeder Stunde dieſer qualvollen Nacht nahm die Ueberzeugung in ihr zu, daß ſie Hugo's Gattin nicht werden könne, nicht werden dürfe. Um des Guten willen, das ſie fortfuhr in ihm zu achten, und um der Anmaßung willen, mit der er ſeine Vorrechte fühlbar machen wollte, durfte, konnte ſie nicht. Sie hätte gefürchtet, einen Meineid zu begehen. Trennung von ihm war alſo ihr feſter Entſchluß; Trennung mit allen ihren Folgen, vor denen ſie ſchauderte. Denn nie hatte ſie, ſo frei ihr Sinn war, der Meinung getrotzt, nie hatte ihre Unbefangenheit die Grenzen der Zucht überſchritten. Sie ſah ſich durch ihren Entſchluß zum Gegenſtande der Neugier, des Tadels gemacht, ſie fürchtete des Vaters Unmuth, der Tanten Geſchrei; — aber Hugo fürchtete ſie nicht; nicht einmal, ihn durch ihren Entſchluß unglücklich zu machen. Litt er durch dieſe Trennung, ſo litt Walo ja auch, und ſie auch, — für ſie war das Loos ihres ganzen Lebens geändert; ſie fühlte tief im Herzen, daß fortan Leben ohne Liebe, ja daß Vereinzelung ihr beſchiedenes Theil ſei. Sie glaubte an keinen Mann mehr, und die Männer mußten ihr mistrauen, da ihnen die Veranlaſſung ihres Bruches mit Hugo unbegreiflich bleiben mußte. Ueber den Augenblick, über die Art, Hugo und ihrem Vater ihren Entſchluß mitzutheilen, konnte ſie noch nicht entſcheiden. Sie prüfte noch ein Mal ihr Herz, ob es von Eigennutz und gehäſſigen Empfindungen frei ſei, — und ſich, im Verfolge dieſer Prüfung, in eifrigem Gebet um Hugo's Glück, das ſie nun fortan nicht mehr machen konnte, überraſchend, ſank ſie, wie der Morgenſtrahl ſchon entglomm, in erquickenden Schlummer.

Wie ſie zum Frühſtück in das Speiſezimmer trat, fand ſie, wie gewöhnlich, die in dieſer Tageszeit einlaufenden Briefe neben dem Theebrett. Sophiens Handſchrift auf einem derſelben überraſchte ſie. Seit Hugo's Ankunft hatte ſie Jener nicht geſchrieben, weil ſie Scheu trug, ſie von der zunehmenden Unklarheit ihrer Verhältniſſe zu unterhalten, da hingegen Sophie, die ſonſt nie unaufgefordert ſchrieb, ſie zwei Mal dringend gebeten hatte, ihre Verhältniſſe zu beſtimmen und nicht, wie es einſt eine berühmte

Frau (Frau von Stael) nannte „die große Moral der kleinen zu opfern.“

Mit freudiger Ueberraſchung ergriff ſie den Brief, es ahnte ihr, daß er eine Schickſalsentſcheidung bringen würde, und ſie las:

„Liebe Eliſabeth! Der Augenblick iſt gekommen, wo die müde Wallerin ihr Ziel ins Auge faſſen kann. Alle Anzeigen haben ſich ſeit meiner Rückkehr vom Bade ſo geſtaltet, daß mein guter Arzt mir eingeſtanden hat, der Spätherbſt, höchſtens die Annäherung der Frühlingsſonnenwende, werde mein Leben beenden. Ich fühle, daß der kürzere Termin mir den Sieg giebt. Nun mahne ich Dich an Dein Verſprechen, mir meine letzten Tage zu verſüßen. Ich habe wohlwollende Freundinnen, aber ſie mußten den Verhältniſſen fremd bleiben, die mir ſeit zehn Jahren die heiligſten ſind. Ihre beſtändige Nähe würde Mißtöne in meine letzten Lebenstage bringen, die ich ſo gern in der reinſten Harmonie verhauchen möchte. Da Du mir Hugo's Ankunft nicht gemeldet haſt, vermuthe ich, er könne ſeine Geſchäfte, wie er gleich anfangs berechnete, erſt im Frühjahre beenden, und bis dahin, meine Eliſabeth, glaube es mir! biſt Du frei. Sollte er ſchon da ſein, ſollte er jetzt kommen, — gut: ſo hält er ſein Verſprechen, denn er verbürgte ſich ja, daß Du, ſeine Braut oder ſeine Gattin, den Engel mit der Palme an mein Lager begleiten ſollteſt."

„So komm denn bald, meine troſtbringende Freundin, zu Deiner, — auch über das Grab hinaus, Deiner Sophie."

In dieſem Rufe der dem Tode Geweihten glaubte Eliſabeth einen Schickſalsſpruch zu hören. Von allen Zweifeln geheilt, eilte ſie zu ihrem Vater, der, einen Brief in der Hand, ihr mit der Frage entgegentrat: „Haſt Du Nach richt von Sophien gehabt?“ — Sie reichte ihm den empfangenen Brief, worauf er ihr den ſeinen mit dem Befehle, ihn zu leſen, gab. Er war von ſeinem Vetter, Sophiens Arzte, mit dem er ſeit ſeinem Zuſammentreffen in Spaa in häufigem Briefwechſel ſtand. Dieſer wiederholte die Erklärung, welche Sophie ihm abgedrungen, und ſetzte noch die Vermuthung hinzu, daß ihr Gefühl ſie wahrſcheinlich ſicherer belehre als ſeine ärztlichen Kennzeichen, und dem zufolge werde noch der Winterſchnee ihr Grabesſchmuck ſein. Er bat den Vater dringend, Eliſabeth nicht an der Erfüllung ihres Verſprechens zu hindern. „Die Jugend“, ſchrieb er, „coquettirt gar gern mit dem Tode, deshalb fürchte ich von der Gemüthserſchütterung Nichts für Dein Kind. Seelenkundig betrachtet, iſt es recht heilſam, wenn ſie, ehe ſie einen größeren Schauplatz betritt, dieſe dunkle Blume der Verklärung, neben dem Sterbebette einer Frommen gepflückt, in ihren Brautkranz verflicht.

Ihre Ehe wird geſegneter ſein, wenn ſie das Bewußtſein, eine ſo ernſte Pflicht erfüllt zu haben, in ſie hinübernimmt."

Stillſchweigend gaben ſie ſich einander die Briefe zurück. Eliſabeth fand noch immer nicht den Anfang ihrer Rede, und ebenſo legte der Vater nachſinnend ſeinen Brief in verſchiedene Falten. - Endlich ſagte er: „Es thut mir ſehr weh, daß Du jetzt dieſem Rufe nicht Folge leiſten kannſt." — „Nicht kannſt? im Gegentheil, mein Vater, es ſpricht die Stimme der Vorſehung in ihm." — Und nun trug ſie ihm, mit der größten Anſtrengung ihres Muthes, die ganze Geſchichte ihres Brautſtandes vor. Daß Aeltern die Vertauten von ihrer Kinder Herzens- und Liebesgeſchichten ſind, iſt wol ebenſo zweiſeitig als jener Fall, wenn Aeltern ihre Kinder von dem leidenſchaftlichen Zeitpunkte ihrer Jugend unterhalten. Was Dieſe aus heiliger Scheu für die Jugend nicht zur Erzählung machten, halten jene aus Achtung für das Aelternthum zurück. Das Gegentheil findet in ſehr achtenswerthen — Familien ſtatt, die ein beſonderer Charakter ergußreicher Gefühle zu ſteter Beſchäftigung Eines mit dem Andern gewöhnt, und die dadurch alle ihre Fähigkeit zur Theilnahme ſolchergeſtalt abſorbiren, daß ſie als Mitmenſchen und Mitbürger ganz unbrauchbar ſind. Es iſt Dieſes ein Herzensnepotismus, der ſich, von Umſtänden gelenkt, auch zu einem Amts- und Geſchäftsnepotismus ausbreiten kann. Oft ſchmeicheln ſich die Aeltern auch nur, die Liebesvertrauten ihrer Kinder zu ſein. In der Natur der Sache liegt dieſes Anvertrauen nicht. Je tiefer das Gefühl iſt, je mehr ſtrebt es nach Unabhängigkeit, die es nur durch Schweigen bewahren kann. Ohne darüber nachzudenken, hatte Das auch Eliſabeth gewußt und, ohne ihre Empfindungen zu verhehlen, ihnen doch gegen ihren Vater nicht Worte gegeben. Er hatte dagegen Vieles errathen, um

Vieles geſorgt, aber, ſeiner Tochter Freiheit ehrend, gewartet, bis er thätig helfen könnte. Eliſabeth erzählte die reine Wahrheit, aber freilich anders, als ſie ihr im Augenblicke ſelbſt erſchienen war. Dem Vater gegenüber war es ihr unmöglich, Walo's Betragen ſo günſtig auszumalen, wie ſie es gefühlt hatte, wie es ihr, da ſie ihre Rede im Geiſt erwog, den Vater rühren zu müſſen ſchien. Indem ſie ſprach, bleichten die glänzenden Farben des Gemäldes, das ſie ſchildern wollte, vor dem ernſten, oft bekümmerten Antlitz ihres Vaters, und ſie ſtellte nur deſſen einfache Umriſſe dar. Dieſe geſtanden, daß ſie Walo's Bekanntſchaft belehrt hatte, ſie ſei einer lebhafteren Empfindung fähig als die, welche ſie bewog, ſich Hugo zu verloben; allein weit entfernt, deshalb ihren Entſchluß zu ändern, ſei ſie feſt und freudig ihrer Ehe entgegengegangen. Um dieſer Freudigkeit willen, und ſolange ſie dieſe empfunden, ſei ſie unerſchrocken ihren Weg fortgeſchritten, ja oft mit einem Dankesgefühle für die Bereicherung ihrer Exiſtenz. Sie habe ihre Empfindung für Walo unter die Jugendfreuden gerechnet, deren vielen jedes Mädchen bei ſeiner Heirath Lebewohl ſagt; ſie habe die Ehe von jeher für ein zu ernſtes Verhältniß gehalten, um ſie mit Empfindungen, die von Jugend und Phantaſie geſteigert werden, in Verbindung zu bringen; eben dieſe Ueberzeugung habe ſie ſo willig gemacht, ohne leidenſchaftliche Liebe zu wählen. „Dieſe Geſinnungen“, fuhr Eliſabeth fort, „hatte ich Hugo ſtets in meinen Briefen ausgedrückt, mit dieſen Geſinnungen habe ich ihn empfangen. Ich erwartete, daß er mir behülflich ſein werde, Walo in ſeiner discreten Haltung zu beſtärken; daß er, ihn mit männlicher Freundſchaft ehrend, Denſelben zwingen würde, ihm an Klugheit zu gleichen, und daß ſo dieſes kleine Zwiſchenſpiel meines Mädchenlebens enden werde, keine Spur laſſend als allſeitige Achtung, und mir eine

Blume mehr, — eine dunkle und doch ſchimmernde mehr im Kranze meiner Erinnerung. Aber ſogleich Hugo's erſte Zuſammenkunft mit Walo bewies mir, daß er nicht mein Führer, daß er nicht Walo's weiſerer Freund zu ſein fähig war. Er äußerte eine mir bis dahin unbekannte, eine mich empörende Ueberſpannung, die Walo viel zu edel war zu Gunſten ſeiner Leidenſchaft zu benutzen; er ſpielte die Rolle des reichen Schäfers gegen Jenen, der ſeine zahlreiche Heerde vor dem Armen vorbeiſtreibt, indeß jener ſein einziges Lamm am dürren Wege weidet . . . .“ — „Nicht ſo, nicht ſo, meine Babet, unterbrach ſie der Vater. Solche Bilder verdrängen die Wahrheit der Rede. Sage mir das Reſultat von dem Allen und ſuche bei einer Sache, bei welcher zweier wackerer Männer Ruhe und Dein Ruf auf dem Spiele ſtehen, alle Uebertreibung zu meiden.“ — „Das Reſultat, mein Vater, iſt, daß Hugo meine Achtung verloren, und daß ich ebenſo wenig einem Manne meine Hand geben kann, den ich nicht achte, wie ich bei feſt gegründeter Achtung mit Freuden alle Pflichten der Ehe, ungeachtet meiner Theilnahme an Walo, übernommen hätte. Walo's Ruhe kommt hier nicht ins Spiel. Er hat nie Anſprüche gemacht, nie Wünſche geäußert“ .... es war ſichtbar, daß Eliſabeth, die ſeit ihres Vaters [illegible] [illegible] mit erzwungener Ruhe geſprochen hatte, hier kaum mehr ihre Faſſung zu bewahren vermochte .... „er eilt wieder in die Welt hinaus, die ihn, ohne ihn zu befriedigen, anzieht, und legt mein Andenken in ſein Stammbuch, wie eine Landſchaft, die ihm lieb geworden, an deren Erinnerung er ſich freut.“ Hier hielt ſie inne. Der Vater heftete ernſt und mit Vorwurf ſeine Augen auf ſie und fragte: „Und Hugo?“ — „Hugo? Wer, wie er, nur ſeine Leiden, ſeine Freuden empfindet, Der hat leicht zu tragen. Und endlich ... er hat leiden machen, ſo leide er auch. Er wird ſich bald in ſeinen Leiden bewundern, indeß ich der meinen mich ſchämen muß, denn ſie ſind Folge meiner Thorheit.“ — „Und Dein Ruf, mein armes Mädchen?“ ſagte der Vater mitleidig, ſeine Hand auf ihren Arm legend, als wolle er ſie bei dieſer Anſicht feſthalten. — „Vater, erſt meine innere Würde. Dieſe rette ich durch meine Trennung von Hugo; meinen Ruf aber lege ich in ſeine Hände. Denn wenn er in ſeinem Verhältniſſe zu mir ein eitler Egoiſt war, iſt er doch in jedem andern ein Ehrenmann; ſollte ſich Jemand mit meinem Thun und Laſſen beſchäftigen, ſo würde er — Deß bin ich gewiß — der Erſte ſein, mich zu vertheidigen. Die äußere Form aber dieſes traurigen Bruches iſt uns durch Sophiens Briefe in die Hand gegeben. Erlauben Sie mir, an ihrem Sterbebette zu ſein. Ich beweiſe damit Hugo und Jedem, der ſich um mein Thun bekümmert, daß ich den

Ernſt des Lebens nicht ſcheue; ich ſelbſt erhalte Zeit, mich wiederzufinden, bei dem Berufe, den ich übernehme, und die Sache wird vergeſſen, wie ſich Alles vergißt.“

Der Vater ſchwieg ſehr lange und ſehr bewegt. „Ich bin“, ſprach er dann, „bei den Vorgängen dieſer Zeit nicht verblendet, nicht ſorglos geweſen; vielleicht hätte ich ſie verhüten können, aber Einen Charakter ändern konnte ich nicht. Die Gegenſätze, die Walo's Thorheit hervorrief, hätten bei einer andern Veranlaſſung auch den Frieden geſtört. Und ſo oder ſo . . . . ein künſtlicher Ehefrieden iſt etwas Schreckliches! . . . .“ Dieſe Worte ſagte er mit ſeltſamer Heimlichkeit, mehr als Selbſtgeſpräch, dann wieder zu Eliſabeth gewendet: „Aber übereilen mußt Du Nichts.“ — „Uebereilung, mein Vater, kann hier nicht ſtattfinden, wo Redlichkeit die Zögerung verbietet. Mein Entſchluß iſt gefaßt; ſoll ich nun Hugo hintergeben? Ueberlaſſen Sie es mir, mein Vater, ihm meine Geſinnung zu entdecken! Was dieſer Auftritt Schmerzliches haben kann, was die ganze Sache, die Folgen der ganzen Sache, Das muß ich klaglos abwarten. Ich zog es herbei. Beide ſprachen noch Manches, das Beide feſter mit einander verband, weil ſie ſich einander ins Herz ſehen ließen. Erſchütternder Schmerz wirkt da wie die Annäherung zum Grabe: der Leidende äußert, was er ſonſt verſchwieg. Aber die Grabesnähe macht es dort dem Ueberlebenden zur ſchönen Erinnerung; hier ſtellt ſich das Leben und die Gewohnheit wieder kalt zwiſchen die Vertrauenden, und der Pendul der Empfindung beginnt ſeine gewöhnlichen Schwankungen von Neuem.

Endlich entließ der Vater Eliſabeth bekümmert und freudig mit den Worten: „Ich habe Dich veranlaßt, Dich freier auszubilden als die Andern Deines Geſchlechtes; es wäre thöricht von mir, Dich jetzt in die allgemeine Denkart zurückdrängen zu wollen. Taugte Deine Ausbildung, ſo muß ſie Dir jetzt Einſicht geben, das Rechte zu thun. Vergiß nur nicht, daß Dein Wohl und meine Ruhe auf dem Spiele ſtehen." — „Sie ſollen ungefährdet bleiben!" rief Eliſabeth, und ihre heißen Thränen benetzten ihres Vaters Hände, die ſie wiederholt an ihre Lippen drückte, „ich werde wahr und herzlich ſein, und dann bleibt mir die Ruhe, und durch ſie befördere ich Ihr Wohl."

1906.5443

Thereſe Huber:

Die Eheloſen.

Zweiter Band.

Die

Eheloſen.

Von

Thereſe Huber.

Zweiter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus
1829.

So laſſet denn in Wirken und Gemüth
Das Ich uns mildern, daß das beſſ're Du
Und Er und Wir und Sie es ſanft
Auslöſchen, und uns von der böſen Unart
Des harten Ich unmerklich ſanft befrei'n.
In allen Fällen ſei uns erſte Pflicht
Vergeſſenheit ſein ſelber! So geräth
Uns unſer Werk, und ſüß iſt jede That,
Die uns dem trägen Stolz entnimmt, uns frei
Und groß und ewig und allwirkend macht.
Verſchlungen in ein weites Labyrinth
Der Strebenden, ſei unſer Geiſt ein Ton
Im Chorgeſang der Schöpfung, unſer Herz
Ein lebend Rad im Werke der Natur.

Herder in: „Ich. Ein Fragment.“

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi

In Hugo's Betragen, nach Walo's Verſchwinden, war keine Feindſeligkeit, keine Schadenfreude geweſen. Es war nothwendige Folge der gekünſtelten, unnatürlichen Lage, in die ihn ſeine Eitelkeit verſetzt hatte. Aus kränklicher Empfindlichkeit und Phantaſie nie mit der Wirklichkeit zufrieden, ſteigerte er ſeine Empfindungen wie den Werth ſeines Beſitzthums immer über ſie hinaus. Aus dieſem Grunde hatte er ſeine Neigung zu Eliſabeth für Leidenſchaft gehalten, und ihr Wohlwollen, ihre Achtung, den beſonnenen Vorzug, welchen ſie ihm gab, im Lichte idealiſcher Liebe geſehen. Alles, was ſie ihm von Walo ſchrieb, erſchien ihm als eine Huldigung ſeiner Vorrechte. Aus dieſer Anſicht trat er Dieſem mit Freundſchaft und Edelmuth entgegen. Doch die Wirklichkeit ereilte ihn. Walo's Perſönlichkeit, die ganz der Gegenſatz der ſeinigen war, mußte ihn drücken; aus dem natürlichſten Irrthume ſetzte er Deſſen Vorzügen ſeine Rechte entgegen, und damit zerſtörte er die Wirkung ſeiner Großmuth. Bei Menſchen, die ohne ſchlechte Abſicht ſich in den Nebel des Empfindens eingeſponnen haben, bleibt ein dunkles Bewußtſein des Unheimlichen, des Unhaltbaren dieſes Zuſtandes, bei dem ihnen, da ihre Vernunft unvermögend iſt, ihn zu durchbrechen, jede äußere Veränderung willkommen iſt. Walo's Abreiſe bot Hugo eine ſolche Veränderung dar; ſie gab den Verhältniſſen zwiſchen ihm und ſeiner Braut die natürliche Stellung, welche er vom erſten Augenblicke an hätte herbeiführen ſollen, zurück; zugleich erweckte ſie aber auch auf eine ſehr demüthigende Weiſe in ihm das Gefühl von Ueberlegenheit in Walo's Betragen, das ihn nun an Großmuth überbot. Dieſer Zwieſpalt der Empfindungen entriß ihm die Aeußerungen, welche, Eliſabeth's Gefühl tief verletzend, Dieſe zu der bedeutenden Erklärung, mit welcher ſie ihn am vorigen Abende verlaſſen hatte, bewog.

Unentſchloſſen und niedergeſchlagen trat Hugo am folgenden Tage zur gewöhnlichen Stunde in Eliſabeth's Zimmer. Er hatte gewünſcht, ſie traurig, ſie empfindlich zu finden, dann hätte ſich eine Erklärung, eine Verſöhnung einleiten laſſen; — ſie empfing ihn aber freundlich wie immer. Seltſamer Weiſe ſah er Dieſes für Beharren in ihrem geſtrigen Unrecht an und hielt ſich nun für berechtigt, männlich auf ſeinen Anſichten zu beſtehen. Eliſabeth, die mit Vorbereitungen zu ihrer Reiſe beſchäftigt war, legte Alles aus der Hand und ſetzte ſich, mit ſichtlicher Bemühung, beſonnen und freundlich zu ſein, Hugo gegenüber auf das Sopha. „Ich habe", fing ſie mit ziemlich unſicherer Stimme an, „heute Briefe von Sophien erhalten, die mir ihres Arztes Ausſpruch von dem nahen Ende ihrer Leiden mittheilen. Leſen Sie ſelbſt, was unſer Vetter darüber an meinen Vater ſchreibt." Hugo, in der falſchen Richtung, die ſeine Anſichten genommen hatten, fortgehend, durchlief den Brief und ſagte, ihn zurückgebend, ſehr trocken: „Es thut mir leid, daß ſich Das nun nicht mehr thun läßt." — Dieſe Worte, die den Bruch ſeines Verſprechens, die ein willkürliches Verfügen über Eliſabeth's Handlungen und keine Spur von Theilnahme an Sophien verriethen, die ſo deutlich bewieſen, daß ihn ſeine Perſönlichkeit für Anderer Intereſſe unempfindlich machte, erregten Eliſabeth's Unwillen, und ihr beſtimmtes Weſen kehrte plötzlich zurück. „Ich halte es hingegen für ſehr thunlich", ſagte ſie, den Brief ruhig in eine Brieftaſche bergend; „dieſer Ruf erleichtert uns einen Schritt, den zu thun ich ohne ſeine Dazwiſchenkunft, vielleicht zu unſer Beider Unglück, zu ſchwach geweſen wäre. Wir müſſen unſere Verbindung aufheben, lieber Hugo; wir irrten uns Einer in dem Andern; ich würde die Gattin nicht werden, die Ihren Wünſchen entſpräche, und Sie ſind nicht der Mann, der meine Art, nach dem Guten zu ſtreben, ertragen, meine Art des Guten gut heißen, meine Fehler beſſern kann. Als Freunde werden wir uns zu ſchätzen wiſſen, als Eheleute würden wir ungerecht gegen einander ſein.

Hugo war bei dem Anfange ihrer Rede aufgeſprungen, hatte ſie beſtürzt angeſehen und ging nun, während ſie fortſprach, heftig auf und ab. Jetzt blieb er vor ihr ſtehen und ſagte, mit ſeinem Zorne kämpfend: „Sie glauben alſo, Walo werde gerechter ſein? werde Sie zu ſchätzen wiſſen?“ — „Von Walo iſt hier gar nicht die Rede“, antwortete Eliſabeth nun ſehr gefaßt.

„Ich ſpreche nur von der Entſcheidung über mein Schickſal. Ich bin noch unerfahren und jung, ich bin eben belehrt worden, wie wenig ich meinen Gefühlen trauen kann, ich kann alſo nicht über meine Zukunft abſprechen. Allein meiner jetzigen Ueberzeugung nach kann ich nie mehr an eine Heirath denken. Ich wüßte jetzt nicht, welche Eigenſchaften in einem Manne mir Bürge für meinen Frieden, für die Würde des ehelichen Verhältniſſes geben könnten. Walo hat bei ſeiner leidenſchaftlichen Liebe mein Wohl gar nicht berechnet, mein Vertrauen entfernt; Ihre ſo viel reifere Vernunft, Ihre ruhigere Empfindungsweiſe hat Ihnen nicht Mittel gegeben, mich und einen Mann richtig zu behandeln, dem ich nie anzugehören wünſchte, gedachte; — deſſen Andenken mir aber werth bleibt.“ Hugo antwortete nicht, ſondern ſetzte mit Geberden, die ſeine Gemüthsbewegung ausdrückten, ſeine Wanderung im Zimmer fort. „Sophiens Ruf“, begann Eliſabeth, die ihn lange ſtillſchweigend beobachtet hatte, von Neuem, „erleichtert die Form unſerer Trennung. Die ſogenannte Geſellſchaft iſt es gewohnt, uns über unſere Angelegenheiten wenig mittheilend zu finden; ſie wird errathen und ſich wundern, und daran thut ſie wohl. Sie wird von meinem Vater, von Ihnen hören, daß ich an das Sterbebett einer Freundin gereiſt bin; was ſie mehr von unſerer Trennung, von deren Urſachen erfahren ſoll, hängt von Ihnen ab. Ich beſitze Ihre Achtung und bleibe dabei unbeſorgt. Wo ich Ihren Namen nenne, kann es nur mit Anerkennung und . . . Demuth geſchehen. Kann ich hartes Urtheil nicht vermeiden, nun ſo muß ich's ertragen; denn wer ſeine Schritte außerhalb der Grenzen der gewohnten Sitte thut, muß ſich die Folgen gefallen laſſen."

— „Und Das ſagen Sie ſo ruhig? (er ſah wol nicht, daß Eliſabeth todtenbleich und mit bebenden Lippen ſprach) Das iſt Ihr feſter Entſchluß?"

fragte er und faßte ihre beiden Hände und ſchüttelte ſie heftig. — „Mein feſter Entſchluß“, antwortete Eliſabeth, von dieſem Ungeſtüm beleidigt, und zog ihre Hände zurück, „und es muß mein letztes Wort ſein, wenn Sie Ihre Heftigkeit nicht [illegible]“ Hugo ergriff ſeinen Hut und ſtürzte aus dem Zimmer. Eliſabeth fühlte, daß ſie nun den Muth haben müſſe, auch das Schmerzlichſte zu erwarten, da voreilige Furcht alle Verhältniſſe hätte verſchlimmern können. Sie beherrſchte ihre Unruhe, beendigte ihre Reiſeanſtalten und beſuchte einige nähere Bekannte des Hauſes, denen ſie ihre Abreiſe meldete, ohne ihrer Anſpielungen auf ihre Brautſchaft zu achten. Bei ihrer Heimkehr begab ſie ſich zu ihrem Vater und gab ihm den offenſten Bericht von ihrem Geſpräche mit Hugo, gerieth aber in große Beſorgniß, als ſie hörte, daß Dieſer nicht, wie ſie zuverſichtlich vorausgeſetzt hatte, bei dem Vater geweſen war. Sie hatte ſicher darauf gerechnet, ſowie, daß der Einfluß dieſes geachteten Mannes Hugo's Heftigkeit mildern würde. Nun gerieth ſie in große Beſorgniß und bat ihren Vater, ſeinen alten Diener auszuſenden, um ſich nach Hugo's Thun und Laſſen zu erkundigen. Der Vater war über Eliſabeth's gethanen Schritt ſehr bewegt, mußte aber dennoch um ihre Sorge für Hugo's Sicherheit lächeln; „Er iſt ja", ſagte er, „kein Geck, der ſich um eines naſeweiſen Mädchens Willen das Hirn einſchießt." Eliſabeth erröthete über dieſen Spott, beſtand aber auf ihrer Bitte.

Sobald Eliſabeth mit ihren Tanten zuſammenkam, theilte ſie ihnen mit gefliſſentlicher Leichtigkeit ihre morgende Abreiſe mit. Die Verwunderung der beiden Damen überſtieg alle Grenzen, und mit jeder ihrer Exclamationen nahm Eliſabeth's Gleichmuth zu. — „Und die Hochzeit! — und die Leute! — und Hugo!"

„Ja, Hugo mußte davon unterrichtet werden, und Dem habe ich es geſagt." — „Und er hat es erlaubt?" riefen beide Tanten zugleich. — „Sonſt reiſte ich ja nicht." — „Aber, Nichte", ſagte die älteſte und häßlichſte Tante, „die Leute werden ſagen: Sie reiſten Walo, der ja heute abgereiſt iſt, nach." — Eliſabeth ſchrak zuſammen, ſah aber dem ſträflichen Fräulein mit ſo einem feſten Blicke ins Auge, daß ſie plötzlich eine Maſche an ihrem Strickzeuge aufzuheben fand. — „Wenn die Leute Das ſagen, liebe Tante, ſo weiſen Sie ſie zurecht und ſagen ihnen, ich gehe an das Sterbebett meiner geliebteſten Freundin." Damit nahm ſie ihre Nähterei zuſammen und verließ das Zimmer.

Die Nachricht, welche der alte Diener aus Hugo's Hauſe zurückbrachte, war nicht geeignet, Eliſabeth's Beſorgniß zu vermindern. Hugo hatte gleich nach ſeinem Geſpräche mit Eliſabeth ſein Reitpferd ſatteln laſſen, hatte ſeine Piſtolen geladen und, wie ſein Bediente wahrnahm, eine anſehnliche Summe Gold in ſeinen Beutel geſteckt; dann war er fortgeritten, ohne über ſeinen Weg noch ſeine Rückkehr einigen Aufſchluß zu geben. Eliſabeth erſchrak heftig; der Vater war ſehr verdrießlich „über die Geckerei eines ſonſt ſo vernünftigen Mannes.“ — „Geckerei!“ rief die Tochter ängſtlich, „wie können Sie das Geckerei nennen? Ich that recht, wie ich that, aber wenn er . . . .“ — „Geckin auch Du!“ unterbrach ſie der alte Herr. „Wenn ein Menſch ſich erſchießen will, nimmt er kein Geld mit, und wenn er in die weite Welt hinaus will, läßt er nicht ſein Hab und Gut zurück. Wahrhaftig, dieſes unmännliche Treiben könnte mich mit dem ganzen Handel verſöhnen. Haſt Du Dir ſchon Pferde beſtellt? mache, daß Du fort kommſt, nachher habe ich freie Hand, dieſen ſonſt ſo wackern Mann vor Lächerlichkeiten zu bewahren.“

Und Eliſabeth begab ſich den folgenden Mittag, bevor von Hugo die mindeſte Kunde eingegangen war, auf den Weg. Die Einſamkeit der Reiſe gab ihr Muße, ihre nunmehrige Lage zu überdenken. Sie glaubte fortan keine Ausſicht zu einer ehelichen Verbindung zu haben, ihr verletztes Gefühl und ihr verletztes Gewiſſen machten es ihr undenkbar, einen Mann je wieder hoch genug ſchätzen zu können, um ſich ihm anzuvertrauen, noch ſein Vertrauen unbedingt zu gewinnen, wenn ſie ihm eingeſtand, wie verblendet ſie über ihre Empfindung geweſen, wie zuverſichtlich in ihrem Urtheile. Doch dieſe Ausſicht bekümmerte ſie nicht. Sie hatte ſich oft ein Leben voll Liebe und Thätigkeit im ledigen Stande gedacht; jetzt malte ſie es ſich aus und läugnete nicht, daß ſie einen großen Vortheil dabei hatte, indem ihre Expectanz auf einen Stiftsplatz ihr im geſellſchaftlichen Leben Frauenwürde verſprach. Die Lebhaftigkeit, mit der ſie alle dieſe Umſtände überdachte, zuſammenſtellte, von Erinnerungen, Zweifeln und Sorge zu trennen bemüht war, ging nach und nach in eine tiefe Wehmuth über, der ſie ſich ohne Scheu überließ. Daß ſie ſo jung ſchon von ſo wichtigen Täuſchungen erwacht ſei, machte ſie ſich ſelbſt zu einem Gegenſtande des Mitleids. Mit dem reinſten Bewußtſein, aller Selbſtſucht, aller Leidenſchaftlichkeit fremd geblieben zu ſein, hatte ſie dennoch nachtheilig auf ihren, auf Anderer Frieden gewirkt.

Den größten Theil der Nacht ſtand ſie an dem Fenſter des einzeln gelegenen Poſthauſes, das ſie am Schluſſe ihrer erſten Tagereiſe erreichte, und vermählte ihre Traurigkeit mit allen Gegenſtänden um ſich her. Sie befand ſich in einem engen, flachen Wieſenthale, von einem kleinen Bache durchſtrömt; die eine Seite, an welcher die Poſtſtraße auf der halben Höhe des niedern Hügels hinlief, war, ſowie die den Hügel krönende Ahornwaldung, vom Monde beſtrahlt, die andere Hügelreihe umlagerte Dunkel. Die tiefe

Nachtſtille ward nur auf Augenblicke durch das Geklapper einer entfernten Mühle geſtört, welches einzelne Windſtöße mit dem falben Herbſtlaube daherführten. Es war ihr, als ſei dieſe ſterbende Natur ihr Bild, und ſie weinte um ihre Jugend, als ſei ſie vorüber wie die Blume der Flur. Jetzt hörte ſie Menſchenſtimmen und ſah ein paar Weiber eiligen Schrittes jenſeits des Baches nahen, über den hier ein ſchmaler Steg führte. Die eine der Frauen ſchien, von der andern unterſtützt, mit Anſtrengung zu gehen. Sie waren jetzt dem Hauſe ganz nahe. Eliſabeth hörte die Führende zu ihrer Gefährtin, einer — wie ſie im Mondlichte ſehen konnte — ſehr alten Frau, ſagen: „Monike, ſetzt Euch da auf die Bank, ruht eine Weile, ich laufe weiter, die arme Frau könnte mich gar nöthig haben. Es iſt ja helles Mondlicht, Ihr könnt gut nachkommen.“ Damit eilte ſie ſchnell fort, und in demſelben Augenblicke ſah Eliſabeth dicht hinter der

Bank, auf welcher die Alte ſich niedergelaſſen, ein Fenſter öffnen und hörte ihres alten Dieners Stimme, den ihr Vater ihr zur Begleitung mitgegeben. Er fragte die Alte: ob ſie krank ſei? was ſie da mache? wohin die andere Frau gegangen ſei? Die Gefragte antwortete mit der der untern Volksclaſſe bei vorkommender Theilnahme eigenen Kläglichkeit: ſie ſei nicht krank, aber alt und müde; ſei von der Mühle zwei Stunden weit nach Friedſtadt gelaufen, die Wehmutter zu einer armen Nachbarin, der Söldnersfrau bei der Mühle, zu holen; nun könne ſie nicht mehr fort. Der Diener that noch ein paar Fragen, während deren er durch das Fenſtergitter der Müden den Wein, welchen er ſich zum Frühſtück aufgehoben, zur Stärkung reichte. Aus des Weibes Antworten ward es klar, daß dieſe Alte aus reiner Gutherzigkeit über ihre Kräfte das Nothwendige gethan hatte. Eliſabeth fühlte ſich ſeltſam betroffen. Erſt vor Kurzem hatte ihr Walo Leſſing's „Nathan" kennen lernen, der ihr ſeitdem eine Art Katechismus geworden war; denn er enthielt die meiſten Züge des Ideals von Seelenſchönheit, das ihrem jugendlichen Streben vorſchwebte. Jetzt rief ihr Gedächtniß ihr unwillkürlich die Worte zu: „Begreifſt du nun, wie viel andächtig ſchwärmen leichter iſt als gut handeln?" — Sie blickte beſchämt und ſinnend in die Ferne, als ſie einen höchſt widrigen Geruch empfand und, ſich ins Zimmer wendend, den Zipfel ihres Kopfkiſſens, vom Lichte ergriffen, glimmen, oder vielmehr in Dampf, den Vorgänger der Flamme, gehüllt ſah. Es war Folg ihrer Träumerei, während der das Licht herabſchmelzend eingeknickt und an das Kiſſen gefallen war. — Nur das dichte Gewebe des groben durch den Ueberzug noch verdichteten Bettzeug hatte die Flamme verzögert. Eliſabeth war nich faſſungs-, nicht muthlos, ſie ſchaffte, ohne Hül zu rufen, bald Rath, ordnete das Lager und leg ſich, obgleich die Stunde der Abreiſe nahte, zur Ruhe; — um zu ſchlafen nicht, aber wol zu erſtarken. Dieſe Nacht hatte ihr im verkleinerten, aber um ſo leichter zu überſehenden Umriſſe die Lehre wiederholt, welche ihre letztverfloſſene Vergangenheit ſo ſtreng ihr gegeben: wie viel leichter es iſt, ſchön zu empfinden, ſelbſt unſträflich zu wollen, als zweckmäßig zu handeln. Noch in ſpäten Jahren wiederholte ſie, lächelnd über ſich ſelbſt: „Ein altes Weib, ein verbranntes Kopfkiſſen belehrten mich eindringender als die Wunden meines — damals recht zerſchlagenen Herzens.“

Je näher Eliſabeth ihrer leidenden Freundin kam, je mehr trat ihr Schmerz in den Hintergrund, und Sophiens Zuſtand drang ſich ihr als das Wichtigere auf. Jetzt bog ſich ihr Weg um die Felſenecke herum, der lange ſchmale See lag vor ihr, das jenſeitige Felſenufer mit den bunten Farben des herbſtlichen Laubes von der ſinkenden Sonne beſtrahlt, das nördliche Ende des Sees von einem hohen, mit Baumpflanzungen bedeckten Berge vor kalten Winden geſchützt, und an deſſen unterem Abhange das weiße herzogliche Schloß. Die Stadt umfaßt das ſchmale Geſtade, auf welchem weſtlich, auf einem Vorſprunge des Berges, ein ſchönes altes Kloſter ſie von einer rauhen Schlucht abſchließt und mit den weit ſichtbaren Monumenten ſeines Friedhofs den Beſchauer ſchweigend von der ſchönen Erde zum Himmel hinaufweiſt. Dieſe Anſicht erinnerte Eliſabeth mit ſchmerzlicher Dringlichkeit, daß ſie nun der Todgeweihten nahe ſei. An dieſem friedlichen See, ſagte ſie ſich, legſt du ſie in ihr Grab. Jetzt fuhr ſie durch eine dichte Allee hoher Ulmen, hart am Ufer des Sees, neben niedlichen Gärten, als ein ehrbarer Bürger aus einem derſelben dem Bedienten tiefgrüßend zurief: „Kommt die Herrſchaft von Br.?“ — auf ein bejahendes Zeichen nöthigte er den Poſtillon zu halten, und meldete Eliſabeth, daß er den Befehl habe, die junge Dame zu Fräulein Sophie Dillon zu weiſen. Eliſabeth fiel bei dieſen Worten ein Stein vom Herzen. Sie hatte nicht Zeit gehabt, ſich nach Sophiens Wohnung zu erkundigen; ſie wußte nicht, ob die Nachricht ihrer nahen Ankunft ſchon zu ihr gelangt ſei, und die Nothwendigkeit, am Thore zu fragen, dann zu ſuchen, miſchte eine höchſt unangenehme Empfindung in ihr, immer mehr von Wehmuth und Sehnſucht ſchwellendes, Herz. Bald hielt ſie außer der Stadt vor einem kleinen Hauſe, das ein Wieſenplatz, mit großen Blumenkörben verziert, vom Wege abſchnitt. Auf beiden Seiten führten breite, von Weinranken beſchattete Wege an die Thür. — Das Ganze war ein Bild der Genügſamkeit und der Ruhe. Für Eliſabeth war der Laubweg zu lang, ſie flog vom Eingange über den Raſen der Treppe zu, und dann Sophiens Stimme nach, die ihr in rührenden Tönen von Oben herab zurief. Oben an der Treppe ſtand Dieſelbe, wirklich nicht mehr einer Sterblichen gleich. Ihre Geſtalt hatte die Verklärung erlangt, welche das leiſe Ablöſen vom Erdenleben giebt. Die Umriſſe ihres Geſichts hatten, bei der Schönheit ihres Knochenbaues, Nichts von ihrer Rundung verloren, und ein leichter roſiger Hauch gab der Lilienweiße ihrer Wangen eine unbeſchreibliche Anmuth. In eine lange, ganz einfache weiße Kleidung gehüllt, über die ihre dunklen Locken herabfielen, fehlte ihr nur die Palme in der Hand, um als Himmelsbote den Sieger vom Kampfplatze zu geleiten. Eliſabeth ward von ihrem Anblicke ſo ergriffen, daß ſie vor ihr niederſank und ihr Geſicht in ihre Gewande verhüllte. Sophiens Umgebungen harmonirten mit ihrer Geſtalt. Die blaßgrünen Wände ihres Zimmers waren mit wenigen, ſchönen Kupfern geziert, — der kleine Samuel, der im Tempel betet; der Engel, welcher eine Kinderſeele zu Gott führt; und die beiden Kinder, die im Walde verloren wurden. Dann große Vaſen mit einem Reichthume von friſchen Blumen, und Duft, Reinlichkeit und Stille in dem ganzen beſchränkten Hauſe. Ein Baumgarten erſtreckte ſich bis an die alte Stadtmauer, welche einen ihrer Thürme zu einem Belvedère dargeboten hatte, das dem Blicke erlaubte, die beiden Seeufer zu überſehen. Noch ein paar Mal nach Eliſabeth's Ankunft reichten Sophiens Kräfte hin, dieſen Punkt zu erſteigen, und hier, in dieſer Einſamkeit, erzählte Eliſabeth Derſelben die unerwartete Wendung, die ihr Schickſal genommen. Sophiens Augen glänzten freudig beim Zuhören, indeß Thränen ihren Schimmer milderten. „Das iſt ſehr traurig", ſagte ſie, als ihre junge Freundin geendet hatte, „ſehr angreifend; aber ich danke Gott dafür! denn hier erſpart Dir ein kurzer Schmerz ein Leben voll Leiden, und Du haſt die übermüthige Zuverſicht von Dir gewieſen, als hätte dieſes Leben voll Leiden nicht endlich ein entwürdigendes werden können. Nicht, daß Du mit Hugo brachſt, war Dein Unrecht; daß Du Dich mit ihm verbandeſt, war der Irrthum Deiner kecken Vernunft. In Deiner Jugend, bei Deiner Phantaſie führteſt Du Dich muthwillig ſelbſt in Verſuchung; indem Du, ohne die Liebe gekannt zu haben, Verhältniſſe übernahmſt, welche Dir die Liebe auf immer verboten. Nicht lieben dürfen, iſt unnatürlich; nicht beſitzen, iſt die Blüthe der Liebe. Hätteſt Du Walo vor Hugo kennen lernen und hätteſt ihn geliebt, ſo wäre mir für Dein Wohl an Hugo's Seite nicht bange geweſen, denn er iſt ein ehrenwerther Mann; allein nicht er konnte die Blüte Deines Gefühls entwickeln, — Das mußte früher oder ſpäter ein Anderer. — Nachher hätteſt Du die Gemüthsreiſe gewonnen, die Dich fähig machen konnte, über Dein Schickſal ſo kühn zu entſcheiden; bei Deinem ungeprüften Herzen vermochteſt Du Das nicht." — Eliſabeth konnte ihre Lebhaftigkeit kaum bis zum Ende von Sophiens Rede mäßigen. „Wie?" rief ſie jetzt, „Du glaubſt alſo, ich habe Walo geliebt? glaubſt, daß er meine Trennung von Hugo veranlaßte?" — „Nicht ſo. Hugo iſt an der Trennung Schuld, weil er Dein Herz nicht verſtand und ſeine Würde nicht wahrte. Wenn er, wie Du ihm Deine Hand zuſagteſt, Deine Neigung für Liebe hielt, war es in unmännlichem Irrthume, zu dem nur Eitelkeit ihn verleiten konnte. Ich erkannte ſie und fürchtete für Dich. Als Du ihm, wie es Deine Sinnesart mitſichbrachte, über Walo ſchriebſt, hätte er, als reifer Mann, aufmerkſam werden und, auf Dein Wohl bedacht, das ernſte Band, das er mit Dir geknüpft hatte, nicht mit heroiſch-phantaſtiſchen Blumen verzieren ſollen, wie er gleich bei ſeiner erſten Zuſammenkunft mit Walo that. Kannte er die Liebe, ſo war es eine Art Unmenſchlichkeit, Walo zum Zeugen ſeines Glückes zu machen; war er unfähig, die Qual, die er Jenem auflegte, zu erkennen, ſo hatte ſeine ſeinſollende Großmuth keinen Werth. Dieſer Fehlgriff mußte dieſe Entwickelung herbeiführen.“ — „Jetzt ſage mir aber auch mein Unrecht, Sophie! Bei dem reinſten Bewußtſein fühle ich mich ſtrafbar und weiß mich verurtheilt.“ — „Ich wiederhole Dir: ſtrafbar biſt Du nicht, nicht im moraliſchen, nicht im geſetzlichen Sinne. Du haſt aus Unwiſſenheit Dich zu einem Uebermaße des Selbſtvertrauens verleiten laſſen. Die Verurtheilung der Welt mußt Du ertragen. O liebe Eliſabeth, wie oft muß eines höhern Weſens Auge da, eben da milde auf uns herablächeln, wo uns irdiſche Weisheit mit Recht tadelt, und da tadeln, wo jene uns Beifall zuruft. Hätteſt Du denn Hugo mehr geachtet, wenn Du ihn vermocht hätteſt, Dich vor Walo zu hüten?“ — „Das hielt ich nicht für nöthig. Ich traute ihm Selbſtherrſchaft zu, ich traute Dieſem und mir zu, ſtandhaft zu ſcheiden ...“ — „Und Das hättet Ihr gethan, hätte Hugo Eure allſeitige Lage überüberſehen. Achtung und Dank gegen Hugo hätten Deinen Schmerz um Walo überwogen, und das Andenken an dieſe ſtürmiſche Erſcheinung hätte Dir den Frieden, bei Erfüllung ſelbſtgewählter Pflicht, noch lieber gemacht.“ — Eliſabeth gewahrte, daß ihrer Freundin Kräfte, ſo abgebrochen ſie Dieſes ſprach, was wir hier zuſammengeſtellt gaben, ſehr angegriffen waren, und beendete jetzt das Geſpräch.

Ein Brief, den Eliſabeth nach einigen Tagen von ihrem Vater empfing, beruhigte ſie über Hugo's Schickſal. Er war den Tag darauf, nachdem ſie Br. verlaſſen, von ſeiner geheimnißvollen Reiſe zurückgekehrt, hatte ſeinen Diener die Kugeln aus den Piſtolen ziehen laſſen, war zu ſeiner gewöhnlichen Stunde in ihres Vaters Haus gekommen und hatte den Tanten artige Geſchenke vom Jahrmarkte zu Fürth mitgebracht. Bald fragte er aber nach der Abreiſe ihrer Nichte und ergoß ſich in Klagen über ſein Unglück. Die Tanten waren bisher ſo beſchäftigt mit Eliſabeth's unziemlicher Abreiſe geweſen, daß ſie noch nicht Zeit gehabt hatten, deren Zweck zu errathen. Sie bemühten ſich daher, Hugo's Klagen mit ziemlich gallſüchtigem Tadel über den Vorzug, welchen Eliſabeth ihrer Freundin vor ihrem Bräutigame gab, zu beſänſtigen. Die Unterredung blieb eine Zeit lang ſehr verworren, bis ſich beide Theile endlich verſtanden, und die Tanten gänzlich verſtummten, wie ſie die eigentliche Lage der Sachen erfuhren. Jetzt zollten ſie Hugo mehr Beileid, als er verlangte, ja ſie riefen ihn durch ihre weinende Klage zu einer männlichen Faſſung auf, ſodaß er dem Vater, als Dieſer ins Zimmer trat, mit einer gewiſſen Entſchloſſenheit entgegenging und ihm die Hand bot. Die Tanten umgaben den Eintretenden mit dem Zurufe:

„Haſt Du es denn gewußt und Deinen Jammer verſchloſſen? O Du armer, armer Mann, ſo einen Schwiegerſohn zu verlieren!“ — Der Vater ließ Hugo's Hand gar nicht fahren, machte ſeinen Schwiegerinnen eine halb verdrießliche, halb ſpöttiſche Verbeugung und ſagte: „Gewußt und begutachtet;“ worauf er Hugo in ſein Cabinet führte.

Hier fand zwiſchen den beiden Männern eine recht vernünftige Verſtändigung ſtatt. Der Vater war durch die ernſten Vorgänge, die ſeine Familie betroffen hatten, aus dem Gleichgewichte, in dem er ſich aus Neigung und Ueberzeugung zu erhalten ſuchte, geſtört; aber ſeine Grundſätze: die Menſchen auf ihre eigene Gefahr hin frei handeln zu laſſen, keineswegs erſchüttert worden. Dieſem zufolge konnte er ſich über das Geſchehene nicht beklagen. Allein er empfand als Menſch und Vater die Verbindlichkeit, Hugo's Verhältniß zu ſich und ſeinem Kinde ſo vertrauensvoll und ehrend wie möglich zu geſtalten. Er begann damit, Hugo ganz auf gleiche Linie mit ſich ſelbſt zu ſetzen; er rechnete die Verletzung ſeiner Ruhe, die Fehlſchlagung ſeiner Wünſche ganz ſo hoch an wie ſeine eigenen und nöthigte ihn dadurch, gleiche Nachſicht und Billigkeit gegen Eliſabeth zu haben wie er. „Wir haben“, ſagte er, „hier mit einem jungen Geſchöpfe zu thun, das wir nicht in die ſichern, wohlthätigen Geſetze alltäglicher Weiblichkeit einſchränken können. Ich erzog ſie nicht dazu.“ — Und nun ſtellte er ihm Anſichten dar, die Sophiens Behauptung: daß die Entwickelung des weiblichen Gemüths einen Augenblick leidenſchaftlicher Liebe nothwendig mache, ziemlich ähnlich waren. „Tauſend Mädchen“, ſagte er, „umgehen dieſe Lebensblüte, weil ihre ganze Entwikkelung unvollkommen blieb; bei tauſenden iſt ſie den Sinnen untergeordnet und führt zu einer gemeinen, vergemeinernden Ehe; bei ſehr vielen erhebt ſie die Phantaſie über die Vernunft und verleitet ſie zu romantiſchem Unheile; Mancher bricht ſie das Herz im ungleichen Kampfe zwiſchen Entſagung und Sehnſucht. Bei Eliſabeth hielt die Vernunft der Leidenſchaft Stand. Sie hätte das Biſchen Liebe aufgegeben wie einen Mädchenputz, dem die Frau auch entſagen muß, — wenngleich mit ſo viel mehr Selbſtüberwindung, als jener Putz freilich mehr Werth hat. Sie, lieber Hugo, verſtanden Das nicht und ſetzten ſich durch Ihre Misgriffe des Mädchens Verſtandesurtheil aus. Dieſes machte ſie Ihnen abſpenſtig, nicht ihre Liebe für Walo. Den hat ſie nie Ihnen vorzuziehen gedacht, ſowie Walo der Gedanke, an Ihre Stelle zu treten, nicht in den Sinn kam; allein unwahr gegen ſich und Andere, hatte er ſich, vermöge ſophiſtiſcher Diſtinctionen, die Berechtigung vorgeſpiegelt, die Liebe, welche Eliſabeth Ihnen nie geheuchelt hat, für ſich erwerben zu dürfen. —

Wollte er redlich nur dieſe Liebe beſitzen, ſo war er ein Träumer wie Sie, als Sie ihm Ihrer Braut Freundſchaft aufdrangen und ſich einbildeten, ihr, weil ſie Ihnen ihre Hand gab, auch Leidenſchaft eingeflößt zu haben."

Hugo ſtritt mit der Hitze gekränkter Eigenliebe und meinte: dieſen Anſichten gemäß müſſe der Ehemann ſich mit dem ausgebrannten Herzen ſeiner Gattin begnügen. — „Da halten Sie das Herz für einen Bimsſtein, und die Liebe für einen Vulcan. Ich habe ſie mir, von meiner Jugend her, als belebendes Feuer gedacht, Lichtfeuer, das ſich in tauſend Geſtalten zeigt, ſtets belebend, nie verzehrend bis zum Tode. Ich Alter muß mich ſchämen, einem jungen Manne „die Kunſt, zu lieben", auseinanderzuſetzen. Daß Sie mich dazu nöthigten, iſt hinreichender Beweis, daß Sie es darin nicht zur Meiſterſchaft brachten." Hier wendete er ſich unmuthig zu einem Tiſch und ordnete Papiere.

Hugo ging zornigen Anſehens und mit ſich ſelbſt kämpfend im Zimmer umher. Nach einer langen Pauſe fragte er, noch ziemlich unklar in ſeinem Innern: „Alſo bin ich allein Schuld an meinem Unglücke?“ — Der Vater wendete ſich, mit einer Hand voll Papiere, zu ihm und antwortete ruhig: „Erſtlich halte ich's für kein Unglück, im Vergleiche des viel größern, das Sie erwartet hätte in einer unglücklichen Ehe; zweitens ſind Sie nicht allein ſchuldig, ſondern auch Eliſabeth und Walo und ich. Eliſabeth, weil ſie einen kecken Weg ging, ohne Ihre Fähigkeit, ſie zu unterſtützen, zurathezuziehen; Walo, weil er nicht männlich ſein Herzensgeheimniß verbarg; und ich, weil ich nicht zur rechten Zeit mit meiner Autorität dazwiſchentrat, — das heißt: bei Ihrer Ankunft Ihre Stellung beſtimmte; — denn Eliſabeth hätte nie Ihre damaligen Rechte gekränkt.“ — Hugo ſeufzte tief. „Und was wird nun aus meiner Zukunft?“ — — „Nun wahrlich", rief der Vater ungeduldig, „die liegt doch klar vor Ihnen! Erſtlich bleiben wir Freunde, denn uns verbindet gegenſeitiger Verluſt und gegenſeitige Achtung; dann ſuchen Sie eine Frau, deren Charakter beſſer für Sie paßt. — — Darin iſt die Stellung des Mannes vor der des Mädchens ſo verſchieden: ihm wird ein ſolcher Vorgang wenig angerechnet; er wählt ſich eine andere Frau und entdeckt ihr, wenn er will, einmal zur guten Stunde ſeine Herzensgeſchichte, und die Sponſe ſieht dieſes Anvertrauniß als eine Huldigung an. Das Mädchen bleibt hingegen nie unbeſchuldigt; der Mann, der ſie einſt wählt, muß ſie ſehr hochachten, um das Bekenntniß einer frühern Liebe, auch der reinſten, nach ſeinem Werthe zu ſchätzen, und Gefühl und Klugheit ſelbſt fordern doch dieſes Bekenntniß von ihr." Hier bewies des Vaters bebende Stimme, daß er die Gefahr, welche ſeinem Kinde in der Zukunft drohte, lebhaft vorausſah; — doch er überwand ſeine Weichheit und ſchloß: „und deshalb ſind dieſer Mädchen Ehen ſo ſelten beglückt, — nicht, weil ſie vor der Ehe ſchon liebten, ſondern weil wir ſo oft in der Ehe die Liebe nicht mit etwas Beſſerem zu erſetzen wiſſen . . . weil unter unſern Händen ſo manches weibliche Herz verwildert oder bricht.“ — Hier bedeckte er ſein Geſicht mit beiden Händen und ſchwieg.

Von dieſer Hindeutung auf Eliſabeth's Zukunft ward Hugo ſo ſehr ergriffen, daß er die Herrſchaft über ſein gekränktes Herz und ſeine gekränkte Eitelkeit erlangte. Er geſtand die Nothwendigkeit ein, zwiſchen ſich und Eliſabeth Klage und Anrechnung aufgehen zu laſſen, und ſchloß ſich mit dem ſchönern Theile ſeiner Gefühle dem trauernden Vater an.

Das endliche Reſultat dieſes Geſprächs theilte der Vater Eliſabeth mit und ſetzte hinzu: Hugo bringe wie ehemals die Abende bei ihm zu, wo er denn dafür ſorge, einige vernünftige Männer bei ſich zu haben, in deren Unterhaltung Hugo ſehr vortheilhaft erſcheine. „Die Tanten", ſchrieb er, „machen über dieſes veränderte Verhältniß des Abendzirkels ſehr verdrießliche Geſichter, denn ſie hatten ſich Rechnung gemacht, als wirkliche Troſträthinnen bei Hugo zu functioniren."

Der beſonders warme, trockne Herbſt vergönnte Sophien noch ſehr ſpät, die Mittagsſtunden im Freien zu verweilen. Sie blickte mit Entzücken auf die blaßgefärbten Zeitloſen, die in dichtgedrängten kleinen Haufen auf der frühlingsgrünen Wieſe von der lauen Luft gewiegt wurden. Leiſe ſanken die breiten Blätter der Platane, an welche Sophiens Sitz lehnte, auf ihren Schooß. Sie ſammelte davon einige, fügte ſie in einen Strauß, reichte ſie Eliſabeth und ſagte: „Sieh dieſe Blätter, die ſich noch im Tode mit glänzenden Farben ſchmücken! Dieſe Verwandlung der Pflanzen dient uns ſo oft zum tröſtlichen Sinnbilde unſerer Zukunft —

Tod und Verjüngung. — Wir ſollten ſie auch heiter geſchmückt wie dieſe Bäume, dieſe Wieſe mit ihren Blumen erwarten." — Eliſabeth war in der Kranken Anblick verloren geweſen; in der Schwärmerei ihres Gefühls würde es ſie wahrſcheinlich nicht erſchreckt, ja nicht überraſcht haben, wenn Sophiens ätheriſche Geſtalt emporgeſtiegen wäre, hinauf in den blauen Aether, zu dem ihr Auge von Wieſe, Blume und Laub immer wieder ſehnſüchtig emporblickte. „Die der Verjüngung nahe ſind, mögen ſich ſchmücken, Sophie, aber die einſam zurückbleiben . . ." — „Die machen es auch wie die Blumen, wie der Baum: — die Roſe duftete, wenn ſie gleich vergeblich das Maiblümchen rief, welches neben ihrem Stamme geblüht hatte; die Nelke übergoß ihre erſtorbene Geſpielin mit ihrem Wohlgeruch — und da die Zeitloſe? lächelt ſie nicht über dem Grabe aller ihrer Geſpielinnen? Noch wenige Tage, ſo deckt auch ſie die Erde, und wieder wenige Tage, ſo entblüht Alles von Neuem!" — Von dieſem Kinder-, dieſem Köhlerglauben beſeligt, verſank ſie in ſtilles Gebet. —

Das war das letzte Mal, daß ſie unter ihren Bäumen ſaß, daß ſie Blumen und Sonne und Lufthauch genoß. Eliſabeth's Zeit war von ihrer Ankunft an, mit Ausnahme weniger Stunden, der Freundin gewidmet geweſen; jetzt ward ihr Tagewerk immer ernſter, denn der Anblick des Leidens forderte ihren Muth auf, die Wirkung deſſelben auf den Geiſt der Leidenden machte ſie ſtutzig und beſchäftigte ihr Nachdenken. Nach meiſt ſchlaflos durchlittener Nacht war es Sophiens erſtes Bedürfniß, ihre junge Freundin, deren Nachtruhe ſie nie geſtört ſehen wollte, um eine geiſtliche Erquickung zu bitten, der ſie in tiefſter Ermattung ſehnlich entgegenſah. In dieſem Zuſtande war ihr Geiſt in den Ideengang ihrer früheſten, beſchränkten Kindheit zurückverſetzt, die Fortſchritte im Denken und Empfinden, welche ſie mit den damaligen Zeitgenoſſen gemacht hatte, waren durch die Macht der Krankheit aufgehoben, und ſie fand ihre Andacht, ihren Troſt in alten Kirchenliedern, in kleinen ſogenannten Bußbüchern in ſchmalem, langem Format, aus denen ſich ihr Großvater und ihre Mutter ſchon erbaut hatten. Eliſabeth lernte dieſe ihr fremde Form frommer Empfindungen hier erſt kennen, ihr Geiſteshochmuth verſtummte, ihr weiches Herz zerfloß in Wehmuth, daß der klare Verſtand ihrer Sophie in dieſen halb herrnhutiſchen Floskeln, in dieſem knechtiſchen Jammer, in dieſen myſteriös-apodiktiſchen Troſtſprüchen Beruhigung finden konnte. Anders konnte es ihre Jugend nicht anſehen, — reicht doch oft Erfahrung und Alter nicht hin, um uns zu überzeugen, Das ſei eben der göttliche Kern unſerer Lehre, daß ſie in jeder Form Ermunterung und Troſt bringe, nach eines Jeden Bedürfniſſe; die reinſte, umfaſſendſte Form zu finden, in der dieſer Kern ſich allbelebend entwickele, ſei aber die wohlthätige Folge eines gebildeten Geiſtes. Wenn die Ermattung der Morgenſtunden dem Fieber wich, war Sophiens Geiſt heller, und ſie hörte dankbar zu, wenn ihr Eliſabeth einzelne Stellen aus Milton und Klopſtock, aus Thomſon's „Frühling“ und Young's „Nachtgedanken“ las; — denn erhaben, vernünſtelnd oder heiter, bedurfte der ermattete Geiſt die Beihülfe dichteriſcher Geſtaltung, um ſich der Herrſchaft des Schmerzes zu entziehen. Außer dem Arzte, der zugleich Freund und in mancher Stunde belehrender Geſellſchafter war, ſah Eliſabeth ſeit Eintritte des Winters faſt Niemand mehr als den Fürſten, der täglich zwei Mal die geliebte Kranke beſuchte. Früh erlaubte ihre Ermattung weder Theilnahme noch Geſpräch; er brachte ein Buch mit ſich und ſaß eine halbe oder ganze Stunde leſend an ihrem Bette, Eliſabeth im anſtoßenden, offenſtehenden Zimmer beſchäftigt, bei der

Kranken leiſeſtem Wink ihr Dienſte zu leiſten bereit. Abends kam der Fürſt wieder und auf längere Zeit; oft folgte auch der Arzt ſeiner Bitte, zugegenzubleiben, und dann genoß die Kranke, von dem ſie verzehrenden Fieber in eine wohlthätige Spannung verſetzt, die letzten Funken ihres geiſtigen Lebens. Eliſabeth's Verhältniß zu dem Fürſten hatte ſich vom erſten Tage an ſehr freundlich geſtaltet. Jugendliches Widerſtreben gegen den Einfluß des Ranges und gefühlvolle Theilnahme an dem Manne, welchem ihre Sophie ihr Leben geweiht, hatte ihrer Haltung ein Gemiſch von Stolz und Empfindung gegeben, das wie Sicherheit ausſah, und dem gegenüber die abgemeſſene Höflichkeit, die beſonnene Zurückhaltung des Fürſten wie Verlegenheit erſcheinen konnte. Ihre Haltung konnte ſich gleich bleiben, die ſeine mußte ſich in einem ſo innig gütigen, theilnehmenden Manne ändern. Das fehlte auch nicht; bei den abendlichen Beſuchen fand er ſeine Freude daran, ſich mit dem jungen Weſen zu beſchäftigen. Ihre Anſichten über Welt und Menſchen, ihr von keinem Vorurtheile beſchränktes, aber durch Mangel an Erfahrung oft ſo irriges Urtheil zog ihn an und bewog ihn, ſie zu beſtreiten und zu belehren. Beſonders ſtritt ſie mehrmals über den Grundſatz, daß man bei reinen Abſichten und guten Handlungen das Urtheil der Welt nicht zu beachten brauche, ſondern es willig als Preis des Guten über ſich ergehen laſſen dürfe. Der Fürſt machte ſie aufmerkſam, daß reines Bewußtſein, daß muthiges Ertragen der Welturtheile nicht hinreiche, unſern Standpunkt im Leben zu behaupten, daß dieſe Urtheile nur zu oft unſere Wirkſamkeit lähme, und durch eine faſt magiſche Gewalt der Unſchuldige, ſeinen Mitbürgern, ſeinen Zeitgenoſſen gegenüber, muthlos und behutſam oder übermüthig und heuchleriſch erſcheinen müſſe. „Dieſes reine Bewußtſein“, ſagte der Fürſt, „hat nur einen Bundesgenoſſen, der endlich ſeine Widerſacher beſiegt: die Zeit. Ich ſah die hartnäckigſten Feindſeligkeiten vor ihr weichen, und ich weiß gewiß, daß nach den gefährlichſten Eingriffen in die hergebrachten Begriffe die unerſchütterliche Beharrlichkeit im Guten eine ſchönere Genugthuung herbeiführt, als die unbeſtrittenſte Anerkennung gewähren könnte. Was berechtigt mich aber zu der kühnen Zuverſicht, dieſer unerſchütterlichen Beharrlichkeit fähig zu ſein? Die meiſten Menſchen, wenn ſie dieſes ſchöne Ziel erreicht haben, ſind verkümmert, verſchüchtert, verödet oder feindſelig und bitter; — wie ſagt unſer Goethe? ſie ſind der freigeborene Vogel nicht mehr, das Welturtheil war ihre Kette, die ſie nachſchleppen müſſen" *).

Eliſabeth konnte nicht errathen, ob dieſe Bemerkungen auf ihre Lage anſpielen ſollten,

---

*) Aus einem kleinen Gedichte, das in den acht

denn da ſie das Genügende des eigenen Bewußtſeins vertheidigte, führte ſie freilich ihre eigene Sache, indem ihr aber der Fürſt beharrlichen Muth bei fremder Unbilligkeit anempfahl, theilte er ihr auch ſeine eigene Erfahrung mit, die ihn wohl belehrt hatte, wie ermüdend der Sieg über Unbilligkeit ſei. Dieſer vortreffliche Mann nahm ſich auch Eliſabeth's Lectüre an, er gab ihr gern Bücher, die ihr Nachdenken erleichterten und ihren Ideenkreis erweiterten. Rouſſeau's „Emil“, damals noch für eine literariſche Ketzerei gehalten, war unter dieſen. Eines Abends that Eliſabeth an den Fürſten einige Fragen, die dem Vetter Arzt, welcher gegenwärtig war, mit

---

ziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zuerſt erſchien:

Der Vogel, der . . . u. ſ. w.
Schleppt des Gefängniſſes Schmach,
Den abgeriſſ'nen Faden, nach. —
Er iſt der freigeborne Vogel nicht mehr,
Er hat ſchon Jemand angehört.

ihrer Lectüre bekannt machten. Verwundert blickte er ſie an und rief: „Couſinchen, wie kommen Sie zu einer ſo ſeltſamen Lectüre?“ Eliſabeth erröthete, antwortete aber ohne Schüchternheit: „Das Seltſame entſteht doch wol nur aus dem Zuſammentreffen von Rouſſeau's geſunden Anſichten mit unſern kränkelnden ſittlichen und religiöſen Begriffen.“ — „Bravo, kleine Philoſophin!“ rief der Fürſt lachend; und zum Arzte gewendet: „Ich habe ihr das Buch gegeben und ſtehe für ihr Köpfchen. Sie ſehen, daß ſie nicht ohne Nachdenken lieſt.“ — Der Vetter konnte und wollte nun weiter nicht tadeln.

Die Nachrichten, welche Eliſabeth durch ihren Vater von Hugo erhielt, beruhigten ſie immer mehr und bewieſen damit mehr als ihr Vernünfteln, daß reines Bewußtſein wol Heldenmuth, aber nicht unbefangene Heiterkeit giebt; denn ſolange ſie fürchtete, Hugo's Gemüthsruhe geſtört zu haben, konnte ſie bei ihrem reinen Bewußtſein nicht froh werden. Die Schnelligkeit, mit der er ſich tröſtete, ſchien freilich ihre Eitelkeit kränken zu können, und mit einer nicht ganz von Empfindlichkeit freien Ironie über ſich ſelbſt erwähnte ſie dieſes Umſtandes gegen Sophie. Hugo hatte ſeit dem Beginn der Wintergeſellſchaften ſeinen Bekanntſchaftskreis ausgebreitet und war der Liebling einiger ältlichen Damen geworden, die, ihn hätſchelnd wie einen Kranken, ohne in ſein Herzensgeheimniß einzudringen, mit ſeinem Kummer vertraut zu ſein ſchienen und ihn mit dienſtfertiger Sorgſamkeit zu zerſtreuen bemüht waren. Hugo war ein zweifacher Menſch. Wer ihn in des Vaters Männerzirkel von ſeinem Aufenthalte in Batavia erzählen hörte, wohin er ſeinem Vater, der daſelbſt ein Staatsamt bekleidete, im Knabenalter gefolgt war, oder die verwickelten Intereſſen des teſchner Friedenscongreſſes auseinanderſetzen, dem er als Geſandtſchaftsſecretair beigewohnt hatte, oder die Deich- und Schleuſengeſetze der holländiſchen Provinzen erörtern: Der erkannte den Mann nicht, welcher ſich Kopfwehes wegen von Frau von A. die Schläfe mit cölniſchem Waſſer reiben ließ, bei Frau von B. Bruſtküchelchen für den Huſten naſchte und, mit Frau von C. von der Flüchtigkeit der Erdenfreuden ſprechend, Deren noch ſchöne Hände mit ſchmachtenden Blicken an den Mund drücken konnte. Wären dem Vater dieſe Zerſtreungen auch bekannt geweſen, ſo würde er ſie ſeiner Tochter nicht mitgetheilt haben. Er erwähnte Hugo's immer mit ernſter Theilnahme, und wenn er ſie über Deſſen Gemüthsſtimmung beruhigte, war es immer mit einer Hindeutung, daß dieſer glückliche Ausgang ihre gewagte Handelsweiſe nicht rechtfertige.

In den ſeltenen, unverhofften Stunden, die der Kranken eine unerklärliche Erleichterung ſchenkten, unterhielt ſich Dieſe mit holder Vertraulichkeit mit der jungen Freundin, erzählte ihr manches Bruchſtück aus ihrem Leben, ſprach auch wol begeiſtert und zurückhaltend, wie eine Prieſterin von den Geheimniſſen ihres Altars, von ihrer Liebe und dem Werthe des Mannes, für den ſie gelebt hatte. In einer ſolchen Stunde bat ſie Eliſabeth, ihr ein Miniaturbild zu reichen, das im Innern eines Schrankes hing, von dem ſie immer den Schlüſſel bewahrte. Erſt ſeit ſie ganz auf ihr Ruhebett gebannt war, hatte ſie letzteren Eliſabeth ein paar Mal anvertraut; und Dieſe hatte dort jenes Bild geſehen und wol errathen, daß es Wächter's ſein möge. Sophie betrachtete es lange, blickte dann glaubensvoll gen Himmel und rief: „Nun erfahre ich bald, daß Du mir verziehen!“ — Eliſabeth, die ſchon oft vermuthet hatte, Sophie ſei von den wahren Umſtänden von Wächter's Tode, die ihr der Vetter Arzt mitgetheilt hatte, unterrichtet, ließ ſich von ihrem Mitgefühle hinreißen und ſagte lebhaft:

„Sophie, er hat Dir Nichts zu verzeihen.“ — Die Kranke blickte ſie erſchrocken an, heftete dann nachdenkend ihr Auge auf das kleine Bild und ſprach, es zurückgebend: „Liebe Eliſabeth, wenn wir an der Pforte ſtehen, die ſich mir nun öffnet, können wir wol kaum an einen der Vorangegangenen, an einen der Zurückbleibenden denken, ohne ſeiner Verzeihung zu bedürfen. Verzeih' auch Du mir!“ — Die letzten Thränen, die ſich bei dieſen Worten in ihrem himmliſchen Auge ſammelten, trank die Fieberhitze ihrer Wangen auf, aber Eliſabeth's ſtrömende Augen benetzten die bittend gefalteten Hände des ſcheidenden Engels.

In einem ſpätern ſolchen leidensfreieren Augenblicke ſagte ſie zu Eliſabeth: „Wenn Du Walo wiederſiehſt, bewahre Dein Herz. Deine Hand iſt nun frei, und Ihr ſeid in ſo vieler Rückſicht Einer für den Andern geboren.“ — „Er iſt mir nicht mehr gefährlich, ſeit ich Zeit hatte, zu er=

kennen, daß er ohne Rückſicht auf meinen Frieden meine Liebe zu gewinnen, mich durch Sophiſterei, die ich erſt jetzt einſehe, an ſich zu feſſeln ſuchte. Er hat meine Achtung verſcherzt." — „Das iſt hart, Eliſabeth, und ſichert Dich nicht; wenn ein Weib liebt, verzeiht ſie, was die Liebe verbrach." — „Deshalb fürchte ich, daß ich gar nicht zu lieben vermag, weil dieſes Verzeihen mir unmöglich ſcheint, und unmöglich die Liebe ohne Achtung. Ich wäre ſchon früher zu dieſer Anſicht gelangt, aber Hugo's unedle Behandlung von Walo's Verhältniſſe miſchte meiner Empfindung ſo viel Mitleid und Zorn bei, daß mir keine Geiſtesfreiheit übrig blieb. Nein, Walo iſt mir nicht mehr gefährlich." Sophie ſchien einen unangenehmen Eindruck von dieſem Geſpräche zu empfangen, ſodaß ſie mehre Tage in ein, für Eliſabeth ſehr ſchmerzliches, Stillſchweigen verfiel. Bei einigem Nachdenken begriff ſie, daß ihr unſchonender Ausſpruch alle

Männer, auch Sophiens Freund, getroffen und, indem ſie alſo den Gegenſtand ihrer Hingebung herabſetzte, Sophiens eigenen Werth ſchmälerte. Das wollte Eliſabeth nicht. Sophie und der Fürſt ſtanden in ihrem jugendlichen Enthuſiasmus außer aller Anwendung, allem Vergleiche; ihre Liebe gehörte ihnen allein an; zwiſchen ihnen war nicht die Rede von Verſchulden, nicht von Verzeihen. Hier war von einer Seite Hingabe bis zum Tode, von der andern unbegrenzte Dankbarkeit; ohne Zweifel, ohne Demuth, ohne Herrſchaft, nur in Annahme des Opfers ſich ausſprechend, ſodaß es klar war, das rechte Opfer, das reueloſe, ſei der Freund ebenſo bereit zu bringen, die Freundin es anzunehmen, und ſo ſeien Beide Eines, nur durch Vereintſein beſtehend. Dieſe Liebe hielt aber Eliſabeth für eine einzelne Erſcheinung, für den Erfolg nie wiederkehrender, alſo verketteter Umſtände, nicht für die Gefühlsfähigkeit, die, allen Menſchen gegeben, nur jedes

Einzelnen Gepräge annimmt. Dieſe Ueberzeugung beſtärkte ſie in dem Entſchluſſe, ſich nie durch die Liebe zur Ehe verleiten zu laſſen.

Die Winterſonnenwende nahte ſich nun. Nach vielen dunklen Tagen ging eines Morgens die Sonne hell leuchtend auf, und ihr erſter Strahl fiel, nach vielen Wochen wieder zum erſten Male, auf das Bild, welches die beiden im Walde verirrten Kinder darſtellte. Sophie nahm es wahr, machte Eliſabeth darauf aufmerkſam und ſagte mit wehmüthigem Lächeln: „Sieh, jetzt ſind ſie ihrer Heimath nahe: die Sonne ging ihnen auf.“ Dann, plötzlich wie von einer übermächtigen Sehnſucht ergriffen, hob ſie betend ihre Hände und rief: „und wenn mir? Gott, o mein Gott, ende meine Leiden!“ — Eliſabeth hatte Sehnſucht nach dem Tode ſchon in der Leidenden wahrgenommen, aber ſo laut ausgeſprochen, durchdrang ſie ihr das Herz. Sie ſank an Sophiens Bette nieder und verhüllte ſchluchzend ihr Geſicht in die Decken. „O nicht ſo! nicht ſo!“ rief die Kranke bittend und ſtrebte liebkoſend der Freundin Haupt aufzurichten. „Verzeihe mir dieſen Ungeſtüm! Gott wird mir ihn auch verzeihen. Wie lange auch das Dunkel noch dauert, der Tagesanbruch iſt nahe, ich fühl’ es, und ich muß Dir noch ein Vermächtniß machen.“ Eliſabeth mußte ſich nun neben ſie ſetzen. Sophiens Rede erwartend, blickte ſie Derſelben ins Antlitz und ſah ihr Auge glänzen, wie keines Lebenden Auge glänzt, wie nur ein Strahl, aus jener Welt eindringend, aus ihm zu leuchten vermag. „Das iſt der Tod!“ flüſterte die Ahnung in Eliſabeth’s Buſen, und mit ehrerbietigem Schauer hörte ſie der Sterbenden zu. „Eliſabeth“, hob Dieſe leiſe an, „ich ſorge ſeit acht Jahren für einen Knaben, der mir nach Ihm, für den ich lebte, das Liebſte im Leben iſt.“ Ihr Blick heftete ſich auf Eliſabeth, die erwartungsvoll, aber unbefangen in ihr Glanzauge ſchaute. „Es iſt fein

Sohn und der Sohn der unglücklichen Hofdame, von welcher Dir ohne Zweifel das Gerücht erzählt hat, deren traurigen Tod, obgleich er ihn nicht verſchuldet hat, ſein Leben verbitterte; — denn das betrachtende Gemüth beſtraft den Menſchen nicht allein für das Unrecht, welches er thut, ſondern auch für das, welches er veranlaßt. Dort! dort", — und ſie hob die Augen und Hände empor — „wo wir im Lichte erkennen, werden wir erſt mit uns ſelbſt verſöhnt werden." Nun belehrte ſie Eliſabeth, daß das Daſein dieſes Kindes ſtets verborgen geblieben ſei; was, um es dem ſchädlichen Einfluſſe ſeiner mütterlichen Verwandten zu entziehen, nach des Fürſten Willen, auch fortan ſo ſein ſolle; ſodaß es, mit ſeiner Abkunft unbekannt, unter dem Schutze großmüthiger Theilnahme gepflegt würde. Sein Schickſal ſei geſichert. — Sie deutete auf einen kleinen Tiſch, der ſtets neben ihrem Lager ſtand und ihr jetzt auch zur Aufbewahrung von Papieren diente. „In dieſem Schubfache“, ſagte ſie, „befinden ſich alle Nachweiſungen, die Dich in den Stand ſetzen, mit ſeinem gegenwärtigen Pflegevater, dem Pfarrer von Rohrbach, in Verkehr zu treten; andere, die Dich ermächtigen, bis zu ſeiner Mündigkeit Vormundſchaftsrechte über ihn zu üben. Du findeſt die Anweiſung des Weges, auf dem Du den Fürſten zu beſtimmten Zeiten Nachricht von ihm giebſt, und die Beweiſe ſeines Vermögens, deſſen Zinſen Du Dir auszahlen zu laſſen ermächtigt biſt. Dieſe Papiere ſind ſechs Monate voraus datirt, weil Du dann mündig biſt und im Stande, geſetzmäßig zu handeln. Du biſt freilich noch ſehr jung, um über die Bildung eines Knaben zu entſcheiden; Otto iſt aber auch erſt zehn Jahre alt . . . .“ Mit vielen Unterbrechungen und angeſtrengt hatte Sophie ſo Vieles geſprochen, jetzt überfiel ſie eine Schwäche, die Eliſabeth für den Vorboten des Todes hielt und ſie bewog, eilig die Wärterin zu rufen. Die Kranke ſchüttelte mit unausſprechlich ſüßem Lächeln das Haupt, deutete ihr an, den Schlüſſel des Tiſches zu verwahren und lehnte ſich ermattet auf ihre Kiſſen. Der Arzt kam. Bei dem erſten Blick in ihr Auge trat er erſchrocken zurück, fühlte ihren Puls und ſagte: „Ihre Nacht muß ſehr ſchlecht geweſen ſein.“ — „Sie war es, aber nun bricht der Morgen an!“ ſagte ſie mit ſeligem Lächeln. „Nun gehen Sie und kommen heut Abend zeitig wieder.“ Er ging, und Eliſabeth hatte ſich noch nicht wieder dem Lager genähert, als die Wärterin Sophiens Beichtvater hereinführte, einen milden, ehrwürdigen Greis. Derſelbe hatte ſie vor achtundzwanzig Jahren durch die Taufe zum Erdenleben eingeweiht und ſollte ſie heute, nach damaliger Landesſitte, zum Tode einſegnen. Eliſabeth, heftig von dieſen Vorbereitungen ergriffen, wollte das Zimmer verlaſſen, Sophie winkte ihr aber, zu bleiben, und nach einigen herzlichen Worten an den Geiſtlichen, die ihr freundſchaftliches Verhältniß ausſprachen, ſagte ſie: „Ich habe Ihnen Nichts zu bekennen, Nichts zu vertrauen. Sie kennen meine Fehler und meine Tugenden von meiner Kindheit an; beten ſie mit mir für mich und die mich lieben!“ Der Mann that es mit Erhebung und Würde. Er ſegnete die Stunde, wo die Seele ſeiner Schülerin, ihre reine Hülle verlaſſend, mit höheren Kräften geſchmückt ein höheres Daſein beginnen werde. Sophie hörte mit einem freudigen Lächeln zu, das den Ausdruck des Leidens überſtrahlte; darauf verabſchiedete ſie den Geiſtlichen mit der heitern Zuverſicht, mit der wir beim Abendgruße unſern Geliebten zurufen: „Auf morgen!“ —

Eliſabeth war von dieſer Vorbereitung zum Empfange des erhabenen Unbekannten, doch ſtets Wiederkehrenden, des Retters, Zerſtörers, Lebenbringers, ſo erſchüttert, daß ſie, ein doppeltes Leben führend, einige häusliche Angelegenheiten beſorgte, aber wie in einer Traumwelt, ihres Thuns unbewußt, nur mit dem großen Räthſel, das vor ihrer Seele ſtand, beſchäftigt war. Als ſie ſich wieder zur Kranken begab, fand ſie den Fürſten an Deren Bette knieend. Sie unterredeten ſich leiſe und unterbrochen; bald verbarg der ſtarke Mann ſein Angeſicht ächzend in den Decken, bald hörte er, der Freundin Hand an ſeine Lippen drückend, aufmerkſam auf ihre ſchwache Stimme. Eliſabeth, hinter ihm ſitzend, konnte ſeine Züge nicht ſehen, aber ſie nahm wahr, daß in Augenblicken ſeine ganze Geſtalt zitterte. Jetzt ſtand er auf, beugte ſich zu Sophien nieder, berührte ihre Stirn mit ſeinen Lippen und ſchritt dann feſten Fußes durch das Zimmer, wo ſich Eliſabeth befand. Hier ſchien er nach Athem und Bewußtſein zu ringen, indem er beide Hände gewaltſam auf die Bruſt drückte und wild im Zimmer umherblickte. Als ſein Auge auf Eliſabeth fiel, unterdrückte er mit Mühe einen Schrei des Schmerzes und entfloh.

Der Tag ſchritt langſam vorüber; jede Stunde zerriß einen Faden und noch einen an dem Gewebe des Lebens, wie im Spätherbſte jeder Lufthauch ein Blatt nach dem andern vom Schmucke der Bäume hinwegträgt. Eliſabeth hielt die Schwerathmende, die ſchon lange nicht mehr geſprochen hatte, in ihren Armen, ihren letzten Hauch mit jedem Augenblicke erwartend. Da ſchmiegte ſie noch ein Mal ihr Haupt an der Freundin Buſen und ſprach, kaum hörbar: „Die Stunde iſt da! nun bete mir noch ein Mal Dein Lied!“ — Eliſabeth's Seele war durch die höchſte Spannung des Gefühls den Grenzen des Lebens ſo nahe wie die Sterbende, die, ihrer Hülle faſt ledig, an den Pforten der Ewigkeit ſtand. Sie ſang, wie zum Tone himmliſcher Harfen, die Worte, die ſchon oft der Freundin Sehnſucht ausgeſprochen hatten:

„Biſt du noch fern, erwünſchte ſtille Stunde,
Biſt du noch fern?
Ich ſtehe jetzt mit meinem Gott im Bunde
Und ſtürbe gern!
Mein Geiſt hat jetzt hier weiter kein Geſchäfte,
Ein Engel winkt —
Ich fühle ſchon des höhern Daſeins Kräfte,
Da nun mein Staub im letzten Schlummer ſinkt.“

„Schon ſeh' ich Euch an Gottes lichtem Throne,
Vollendete!
Und eile ſchnell mit Euch zu Gottes Sohne,
Durch jene Höh'!
So iſt mein Tod ein Uebergang ins Leben
Und meine Luſt —
Ich weiß, er wird nun bald die ſchweren Feſſeln heben;
Ich jauchze laut! und er zerreißt die Bruſt *).“

Und als ſie ſiegreich, wie am Kampfesziele, die letzten Worte ſang, hob ſich hoch Sophiens ſchmerzvolle Bruſt, und ihr Leben erloſch.

Eliſabeth ſchrieb am folgenden Morgen an ihren Vater:

---

*) Aus Hermes's altem Romane: „Miß Fanny Wilkes.“

„Mein Vater, mir dünkt, ich ſei ſeit geſtern Abend um zwanzig Jahre älter, ſei weiſe für das ganze Leben geworden. Ich habe ſterben ſehen. — Ich glaube, ich habe ſterben gelernt, denn Sie lehrte mich ja auch leben. Geſtern Abend ward Sophie verklärt; in der künftigen Nacht ſenden wir ſie zur Gruſt, denn die alte Tante und ich ſind mit den Angelegenheiten, ſoweit ſie Frauenhänden anvertraut werden können, von der Verewigten beauftragt. Dann begebe ich mich zur Tante, die mich gütig beherbergen will, bis die Jahreszeit weniger ſtreng iſt; — weil unſer guter Vetter, der ſich einbildet, die letzten Wochen hätten meine Wangen gebleicht, mich bei dieſer Kälte nicht reiſen laſſen will.“

„Lieber Vater, was iſt doch die Liebe zum Leben? wann weicht ſie dem Bedürfniſſe des Todes. Ich muß Ihnen zu meiner Beſchämung erzählen, was mir geſchah. Neben

Sophiens Sterbelager war das Leben bei mir ſo im Preiſe gefallen, daß ich mit Entzücken an ihrer Hand durch die geheimnißvolle Pforte getreten wäre. Heute am frühen Morgen ward ihre liebe Leiche gekleidet, und ich nahm eiferſüchtig der dazu beſtellten Frau jede Mühwaltung ab. Schon hatte ſie mich ein paar Mal darin geſtört, als ſie, mich von der Nähe der Todten abwehrend, ſagte: „Sie weinen ſich den Tod her. Da fallen Ihre Thränen auf die Leiche, und alſo vergrabene Thränen ziehen ins Grab.“ Vater, und ich hatte die Schwäche, meine Thränen zu trocknen, zu hemmen, — ich, die ſo gern Sophien nachgedrungen wäre! Das war nicht weiſe; denn mein Bewußtſein, noch kein Tagewerk vollbracht zu haben, war nicht dabei thätig. — — — Der Vetter hatte ſie nicht ſterben ſehen. Er ſah ſie, als ich ihn heute früh zu ihrer Leiche führte, lange bekümmert und liebevoll an.

„Dieſe iſt“, ſagte er dann nachdrücklich, „ein Opfer der ſogenannten Tugend. Sie hat die Heilung, welche ihr die Natur — ich bin als Arzt davon überzeugt — darbot, von ſich geſtoßen; die Veſtalin iſt vom Feuer ihres Altars verzehrt worden, — kein reineres Opfer ward je ihrer Göttin gebracht.“ — Erſtaunt über des kalten Mannes beflügelte Rede, blickte ich ihn an. Ich verſtand ihn nicht, aber er legte ein Zeugniß von meiner Verklärten Tugend ab, und Das war mir genug.“ — —

Die Tante und eine Jugendgeſpielin Sophiens, die Einzigen, die ſie in den letzten Jahren vertraulich beſucht hatten, beſchloſſen, in der Nacht des Begräbniſſes, welches früh um drei Uhr ſtattfinden ſollte, Eliſabeth nicht zu verlaſſen, ſondern ſie mit ihr zu durchwachen. Zwiſchen ihnen und der ſchon im Sarge verſchloſſenen Todten war ein kleines Cabinet, und nur eine geſchloſſene Thür ſchied ſie von ihr. Der

Thee, der ihnen das Wachen erleichtern ſollte, war eingenommen; Mitternacht war vorüber; die guten Seelen hatten einige Stellen in Klopſtock's „Meſſias" geleſen und ſaßen nun ſchweigend, indem die Ermüdung von der tiefen Stille, der eiſigen Winterkälte noch erhöht ward. Da fuhr Eliſabeth raſch empor; ſie horchte, die Andern horchten auch: — ein befremdliches dumpfes Klopfen ward von allen Dreien vernommen. Ein furchtbarer Gedanke durchzuckte ſie alle Drei. Eliſabeth nahm ohne alles Nachdenken eine Kerze in die Hand, die beiden Freundinnen drängten ſich ihr nach, und ſie eilten zum Sarge. Schweigen deckte ihn, hell brannte die Lampe, die zu ſeinem Haupte ſtand und beleuchtete den Kranz, der ihn ſchmückte, und deſſen prächtige Blumen, angefeuchtet und nun im Froſte erſtarrt, in trügeriſcher Unverwelklichkeit prangten. Die Phantaſie hatte die Todtenwächterinnen getäuſcht. Wenn das Leben ſo lange gegen die Zerſtörung gekämpft hat, glimmt kein verirrter Funke in der zerfallenen Leibeshülle mehr auf. Eliſabeth legte das Ohr an die Fugen der Bretter, küßte darauf noch ein Mal die ruhige Wohnung der Todten und kehrte mit den bebenden Freundinnen in ihr Zimmer zurück. Sie ſpottete nachher ſelbſt über ihre damalige Beſorgniß, die, wie ſie wußte, unter den vorhandenen Umſtänden ganz abenteuerlich war; allein ſie erklärte jenen Augenblick für den gewaltſamſten ihres Lebens, wegen der Anſtrengung, mit der ſie das ungeheure Entſetzen überwand, um zu dem Sarge zu gehen. Die Leiche war, nach damaligem Gebrauche, durch über die Bruſt, die Hände und die Füße genagelte Bande unbeweglich gemacht. Ein kleines Polſter, unter das Kinn gelegt, hielt den Kopf aufgerichtet, welchen Gebrauch ein abergläubiſcher Begriff veranlaßt oder erhalten hatte: da auf den Todten gefallene Thränen den Weinenden ihm nachzieben ſollten, wollte man den Mund des Todten verſchließen, damit kein Theil des ihn bekleidenden Gewandes im Fortſchritte der Zerſtörung vom Munde eingezogen werde; denn geſchahe Dieſes, ſo folgten ihm die nächſten Freunde ins Grab. Eliſabeth hatte mit Schauder und Unwillen die geliebte Leiche alſo feſſeln ſehen. Wie ſie zum Sarge eilte, ſtellte ihre Phantaſie ihr den Anblick vor, der ſie bei Oeffnung deſſelben erwartete: wie nur das Auge das zurückgekehrte Leben anzukündigen im Stande ſein würde. — Hoffentlich iſt dieſer Gebrauch ſeitdem abgeſchafft, und man überläßt der Erde feſſellos, was der Erde gehört.

Noch in der Sterbenacht hatte Eliſabeth das ihr von Sophien bezeichnete Tiſchchen, um es der gerichtlichen Verſiegelung zu entziehen, in ihr Zimmer geſchafft. Eine fromme Scheu hinderte ſie, ſolange die Todte noch ſo nahe war, deſſen Inhalt zu erforſchen. Nach dem

Begräbniſſe nahm ſie es, als ihr Eigenthum, mit zur Tante, und ſobald ſie ſich allein befand, öffnete ſie ſeine Schlöſſer. Sie war dabei tief bewegt und ängſtlich geſpannt. Das Verſprechen, das ſie der Sterbenden gegeben hatte, den Knaben Otto mütterlich zu bewachen, fiel ihr immer mehr in ſeinem gewichtigen Sinne aufs Herz. Sie hatte den Entſchluß gefaßt, ſich ihrem Vater anzuvertrauen, ſicher hoffend, daß er ſie mit ſeinem Rathe unterſtützen werde, aber auch feſt entſchloſſen, in jedem Falle die übernommene Verpflichtung getreu zu erfüllen. Jetzt durchſuchte ſie die Schubladen des Tiſches. Sie fand ihre eigenen Briefe an die Verewigte; eine Locke ihres Haares, in einer kryſtallenen Doſe verwahrt, welche beſtändig neben ihrem Bette zu ſtehen pflegte; Gedichte von Sophiens Hand, im frühen Jugendalter abgeſchrieben, die ſie, von dem einen gerührt, bei dem andern lächelnd, zuſammen geleſen hatten; — aber von den verheißenen, Otto betreffenden Papieren keine Spur. Aengſtlich wendete Eliſabeth jedes Blättchen um, zog zehn Mal die Schublade heraus, ſuchte, ſchüttelte an dem Tiſche, betrachtete jede Fuge, unterſuchte jede Leiſte, ob er vielleicht ohne Schlüſſel habe können geöffnet werden, ob irgend ein Blatt ſich irgendwo habe verſchlüpfen können. Noch blieb die Möglichkeit übrig, daß die Verewigte, bei der Ueberſpannung ihrer Kräfte, an einem Tage, wo ſie, ihren letzten Willen hinterlegend, eine Menge Papiere in einem Schranke ordnete, die Otto betreffenden mit hinein geräumt habe. In dieſem Falle mußten ſie bei der Siegeleröffnung den Erben in die Hand fallen und, da ſie, wie Sophie zu verſtehen gegeben, an ſie überſchrieben waren, ihr ausgeliefert werden. Aber auch dieſe Hoffnung war grundlos. Die Verwandten nahmen die Erbſchaft in Beſitz, und Eliſabeth erhielt keine Kunde von ihr angehörigen Papieren. Von Sorge gepeinigt, war es ihr doch klar, daß ſie Niemandem ſich anvertrauen durfte. Ihre einzige Hoffnung beruhte auf dem Fürſten, der ſich, ſowie ſie, nach einem Widerſehen im Andenken der Todten ſehnen mußte. — Sie mußte ſeine Befehle abwarten; zuerſt ihm zu nahen, verbot ihr Klugheit und Stolz. Die erſte ſchon deshalb, weil Sophie ihr unter den Papieren eine Anweiſung verſprochen hatte, mit ihm ſchriftlich zu verkehren, wodurch der mündliche Verkehr abgelehnt war. Sie wußte noch nicht, daß der geborene Fürſt nie die Fertigkeit erlangt, bei ſeinen Empfindungen die Anderer zu berechnen. Dieſer hatte den Verluſt, der ihn jetzt betroffen, lange vorherſehen, er hatte ihn in die Berechnung ſeiner Zukunft aufnehmen müſſen; da ihn aber nun der unabwendbare Schlag getroffen hatte, und das Band zerriſſen war, welches ihn, ſeiner fürſtlichen Lebensöde ihn entreißend, mit ſeinen Mitbrüdern verbunden hatte, nahm ſein unſäglicher Schmerz ſelbſt wieder die Formen der Fürſtlichkeit an: er hatte die Selbſtüberwindung, an dem Tage von Sophiens Begräbniß einen langweiligen fürſtlichen Beſuch mit Anſtand zu bewirthen, brachte aber die Nacht, alle Zeugen von ſich entfernend, im tiefſten Schmerz an dem Fenſter ſeines Cabinets zu, von dem er Sophiens verödete Wohnung erſpähen konnte, — allein Eliſabeth's Trauer gedachte er nicht. Der Wunſch, ſie zu ſehen, mochte wol in ihm aufſteigen, aber die Mittel dazu lagen ihm fern. Die Umſtände, unter denen er mit ihr, den Fürſten bei Seite ſetzend, wie ein Vater umgegangen war, hatten ſich verändert; er war ihr gegenüber wieder Fürſt, wußte ſich nur als Fürſt eine Haltung zu geben. Wenn keine überwiegende Empfindung ſie hinreißt, finden ſich die meiſten Fürſten, ihrer Attribute entkleidet, bedürftig und verlegen. Nach der mit Sophien beſchloſſenen Verfügung erwartete er, in kurzer Zeit auf dem verabredeten Wege ſchriftliche Nachricht von ihr zu erhalten und ihr dann, gefaßter als er es jetzt vermochte, ſeine Achtung zu bezeigen. Nachdem mancher Tag in der ängſtlichſten Erwartung, ſie werde endlich einen Wink von dem Manne erhalten, den ſie ſo hoch über alle Andere geſetzt hatte, verſtrichen war, entſpann ſich der Verdacht in ihr, daß auch er, wie ſein ganzes Geſchlecht, nur aus Selbſtſucht geliebt habe. Dieſen ihr ſo ſchmerzlichen Verdacht zerſtreute der Vetter Arzt durch die Nachricht, die er ihr, mit einer ihm ungewohnten Sorglichkeit, von des Fürſten Geſundheit gab. Er richte ſich zu Grunde, ſagte er; durch ſeine erzwungene Faſſung im Verlaufe des Tages, wo er ihm oft einen innern Zwieſpalt anſehe, der auf Augenblicke bis zur Betäubung ſteige, und durch die Schlafloſigkeit ſeiner Nächte, die er, wie ſein alter Kammerdiener erlauſcht habe, an ſeinem Schreibtiſche, mit unruhigem Umhergehen, oft leiſe ſprechend, zubringe. Er ſetzte hinzu: „Wenn von

Natur ruhige, an Selbſtherrſchaft gewöhnte Menſchen ſich alſo nachgeben, iſt es ein Beweis, daß ihre Kräfte ſinken." Milder ward durch dieſe Nachricht Eliſabeth's Urtheil, aber noch ängſtlicher ihre Lage. Sie beſchloß, ſich ungeſäumt ſchriftlich an den Fürſten zu wenden, da ſie des Weges, das Schreiben unmittelbar in ſeine Hände zu bringen, durch ſeinen alten Kammerdiener gewiß war; — aber es war zu ſpät! Schon am andern Tage nach des Vetters Beſuche erſcholl die ſchreckliche Kunde, daß der gute Landesherr, von einem Nervenſchlage getroffen, unter den Händen der Aerzte und einiger ſeiner Hofleute, den Geiſt aufgegeben habe. Die Beſtürzung, der innige Schmerz um den Verluſt eines geliebten, wohlthätigen Fürſten war zu allgemein, war auch unter Eliſabeth's Umgebungen ſo groß, daß für die Störung ihres Gemüths keine beſondere Urſache geſucht wurde. Peinlicher konnte die Verlegenheit eines jungen

Mädchens nicht ſein! Ein unverbrüchlich heiliges Verſprechen band ſie, ſich eines Knaben anzunehmen, der keine Mittel hatte, ſeine Rechte zu beweiſen, und der nun des einzigen Menſchen auf Erden, der ſie ihm hatte zuerkennen können, durch den Tod beraubt war. Und was ihm jede Stütze entriß, verpflichtete ſie, jeden Verſuch, ihm einen neuen Beſchützer zu verſchaffen, zu unterlaſſen. Sie mußte vermuthen, daß die Familie ſeiner Mutter dem verewigten Fürſten feindſelig gegenübergeſtanden habe; ſobald dieſelbe ahnte, daß ein Kind ihrer unglücklichen Verwandten vorhanden ſei, konnte ſie ſeine Vormundſchaft fordern, des Fürſten Andenken ſchmähen; auch konnte Sophiens Theilnahme an dem Kinde kund und misdeutet werden. Sie ſchauderte vor dem Gedanken, ſo treulos an ihrer Freundin zu handeln, und beſchloß, lieber mit den größten Opfern Otto's Erziehung zu vollenden, als alle jene Folgen eintreten zu ſehen und ihn zuletzt fremden, liebloſen Händen überlaſſen zu müſſen.

In dem Drange der Nothwendigkeit fand ſie ihre Faſſung wieder und eilte, durch einen Beſuch bei dem Pfarrer in Rohrdorf, ſich von der jetzigen Lage ſeines Zöglings zu unterrichten. Die Tante erſtaunte über den Einfall, eine ſechs Stunden weite Fahrt bei dem kalten Wetter zu unternehmen. Der Vetter Arzt, der ohne Zweifel Vieles errieth, aber für gerathen hielt, ſich in kein Geheimniß zu miſchen, befreite ſie von allem Widerſpruche, indem er verdrießlich erklärte: Eliſabeth habe ſich bisher nur durch die Pflege ihrer verewigten Freundin entſchuldigen können, den Pfarrer, der ein Univerſitätsfreund ihres Vaters ſei, nicht ſchon längſt aufgeſucht zu haben.

Sie fand an dem Pfarrer, dem ſie ſich als Sophiens Bevollmächtigte ankündigte, einen einfachen, ernſthaften, geiſtvollen Mann; in Otto den glücklichſten Knaben, in deſſen Zügen des Vaters Kraft und Redlichkeit die Aehnlichkeit mit ſeiner Mutter überwog. Er war ſchon von Sophiens Tode unterrichtet und hatte ſie in der erſten Stunde kindlich beweint. Sie war ihm ſtets Freudenbringerin geweſen, bei den Beſuchen, die ſie jedes Jahr ein paar Mal im Pfarrhauſe abſtattete, denn in die Stadt hatte ſie ihn nie berufen. Viel eingreifender war des Pfarrers Trauer um dieſen Verluſt; — nicht aus eigennütziger Sorge für ſeinen Zögling, deſſen Schickſal er, Sophiens Aeußerungen gemäß, für geſichert halten mußte, aber weil er für Dieſe die innigſte Hochachtung und Freundſchaft gefaßt hatte. Dieſe Empfindungen waren um ſo tiefer in ihm gewurzelt, da ſie Unrecht gut zu machen hatten; denn als ihm Sophie den Knaben übergab, hatte das Gerücht ihm Vorurtheil gegen ſie eingeflößt, das eine nähere Bekanntſchaft mit ihr jedoch bald zerſtörte. Der einfache Mann glaubte an reine Tugend, die ihm hier in der rührendſten Geſtalt erſchien, und er verſöhnte Sophie durch die herzlichſte Verehrung und die ſorgſamſte Leitung des Knaben, den ſie ihm anvertraut hatte. Der Brief, welchen ihm Eliſabeth im Auftrage der Verewigten übergab, belehrte ihn, daß dieſes junge Frauenzimmer in alle ihre Rechte und Verpflichtungen eintrete. Eliſabeth bekräftigte dieſe Angabe und ſprach ihren unverbrüchlichen Willen aus, ihr Verſprechen zu erfüllen; doch glaubte ſie ſich verpflichtet, dem Pfarrer anzuvertrauen, durch welchen unerklärlichen Zufall Otto die Mittel zu ſeinem künftigen Unterhalte eingebüßt und um die Ausſicht gekommen ſei, Verwandte und Aeltern zu finden. Was ſie mündlich von Sophien über ſeine Geburt erfahren hatte, glaubte ſie verſchweigen zu müſſen. Sie konnte es, nach Verluſt der Papiere, nicht beweiſen, und es brachte in Otto's Verhältniſſen nicht die geringſte Veränderung hervor. Sie ſagte weiter, daß ſeines Zöglings Jahrgeld unverkürzt bleiben werde; daß ſie ihren Vater unverzüglich zu ihrem Vertrauten zu machen gedenke und ſeiner Zuſtimmung über die Unerläßlichkeit ihrer Pflichten gegen Otto gewiß ſei. „Er ſoll dieſem lieben Vater aber nicht zur Laſt fallen“, fügte ſie hinzu; „meine nahe Mündigkeit ſetzt mich, durch beſondere Verfügung, in den Beſitz meines mütterlichen Vermögens, und eine Kloſterſtelle verſpricht mir in wenigen Jahren einen Zuwachs meines Einkommens, das mich aller Sorgen enthebt.“ Der Pfarrer blickte mit Erſtaunen auf ſeinen Gaſt. Eliſabeth’s Geſtalt war noch jugendlicher als ihre zwanzig Jahre, und die Geiſtesfreiheit, mit der ſie ſprach, die Entſchloſſenheit, Innigkeit und Großmuth ihrer Aeußerungen bot ihm eine ganz neue Erſcheinung dar. Es bedurfte einige Zeit, um ihm Freimüthigkeit zu geben; doch bei Eliſabeth’s beſcheidener Frage über den Betrag von Otto’s

Koſtgeld erklärte er, dieſes müſſe fortan eine Veränderung erleiden. Er habe ihn für einen mehr als wohlhabenden Knaben gehalten und ſich deshalb einen reichen Lohn ſeiner Mühe bedungen; da der Knabe aber jetzt der Großmuth einer edlen Freundin überlaſſen ſei, wolle er fortan nur ſoviel annehmen, wie ſeine Hausvaterpflicht nothwendig mache. Eliſabeth ſah ihn mit ſtrahlenden Augen an, und ihm die Hand reichend, ſprach ſie: „Alſo verbündet zu einer guten That! Sophiens Geiſt umſchwebt dieſe Stätte . . .“ und mit Thränen kämpfend, blickte ſie in dem freundlichen Zimmer umher. Eine anſehnliche Büchersammlung ſchmückte es, und die Winterſonne erwärmte grünende Pflanzen, welche, ſorgſam gepflegt, die Fenſter umzogen. Bald gefaßt, kehrte ſie zu ihrem Gegenſtande zurück. Es ward verabredet, daß Otto von nun an mit dem Begriffe, durch eine beſtimmte Wiſſenſchaft ſich Unabhängigkeit zu erwerben, bekanntgemacht werden müſſe, daß er durch eigenen Entſchluß bewogen werden müſſe, ſich an eine beſchränkte Lage zu gewöhnen. Nun rief der Pfarrer den Knaben herbei und ſtellte ihm Eliſabeth als die Nachfolgerin ſeiner verklärten Verſorgerin vor. Dieſe hielt ihn lange in ihre Arme geſchloſſen und konnte ihm nur leiſe — denn Thränen erſtickten ihre Stimme — das Verſprechen wiederholen, ihm Vater und Mutter zu erſetzen, wogegen er aber auch dahin ſtreben müſſe, einſt ihre Stütze, ihr Beſchützer zu ſein. Otto hatte mit dem, kräftigen Knaben eigenen, Widerwillen gegen Rührung ſeines Lehrers erſchütterten Gleichmuth und Eliſabeth's Thränen geſehen; jetzt drückte er Dieſe, die ihn umſchlungen hielt, die Hände gegen ihre Bruſt ſtemmend, behutſam zurück, ſah ihr forſchend ins Auge und ſprach: „Haſt Du denn auch keinen Vater und keine Mutter?“ — „Ich hatte eine Mutter, ich habe einen Vater, aber wenn Dieſer mir abſtirbt, bin ich allein in der Welt, und dann ſollſt Du meine Stütze ſein." — „Das will ich!" rief er nun mit innigem Tone, umſchlang mit beiden Armen ihren Hals und verbarg ſein Geſicht ſchluchzend auf ihrer Schulter.

Eliſabeth fuhr mit erleichtertem Herzen nach Hauſe. Die dunkle Zukunft begann ſich zu geſtalten, und dann hat die Vernunft Anhaltspunkte, um ſich der Phantaſie und des Gefühles zu bemeiſtern. Sie hoffte, ihren Vater für ihren Plan zu gewinnen, ſowie ſie entſchloſſen war, auch ihre Rechte zu dieſem Zwecke geltendzumachen und, wenn alle Mittel nicht ausreichten, für ihren Pflegeſohn zu erſparen und zu erwerben. Der lange Weg, bei Schneegeſtöber und Sturm, kam ihr kurz vor, denn ſie brachte die Zeit mit Gebet zu, mit Hoffnung, in genügendem Bewußtſein; — und wenn ſie zu dem Monde aufblickte, der zu Zeiten die Winterlandſchaft erhellte, war es ihr, als blicke Sophiens mildes Angeſicht ſegnend auf ſie herab.

Bei ihrer Nachhauſekunft gab man ihr einen auf ſie wartenden Brief, deſſen Inhalt ihr wie ein Zeichen erſchien, daß die Vorſehung ihr die Ausführung ihrer heute gefaßten Entſchlüſſe erleichtern wollte. Sie ward benachrichtigt, daß ſie durch den unerwartet ſchnellen Tod zwei älterer Expectantinnen, und die Heirath einer dritten auf das Unerwartetſte zur Hebung ihres anſehnlichen Stiftseinkommens gelangt ſei. Jetzt konnte ſie Otto's Erziehung beſtreiten, ohne durch die Uebernahme von ihrer Mutter Erbe ihr Verhältniß zu ihrem Vater zu verändern, — eine Nothwendigkeit, die ihrem kindlichen Herzen unſäglich ſchwer geworden ſein würde. Sobald die Jahreszeit die Straßen fahrbar machte, eilte ſie in ihre Heimath zurück.

Ihre Abweſenheit hatte über ſieben Monate gedauert. Hugo war vor dem Anfange des

Carnevals nach Dresden gereiſt und über ein paar junge Engländer, welche die Hoffeſte herbeigezogen, von der ſchönen Welt faſt vergeſſen. Der Winter war unter den gewöhnlichen Luſtbarkeiten vergangen, Eliſabeth ſelbſt von ihren Jugendgenoſſinnen wenig vermißt worden, da ſie Dieſelbe bei Tanz und Unterhaltung nur verdrießlich den erſten Platz einnehmen ſahen. Blos an den Spieltiſchen der Tanten machten häßliche alte Damen hie und da eine dummdreiſte Frage nach der lieben Fräulein Nichte, die ſich gewiß die Zeit recht herrlich in dem muntern Ar* vertreibe. Die Tanten wichen geheimnißvoll aus, weil ſie ſelbſt ein Geheimniß in Eliſabeth's Abweſenheit ſuchten. Als der Vater hingegen einmal mit dieſen Damen an denſelben Spieltiſch gerieth, hörte er eine dieſer ſchon mehrmals gethanen Fragen, übernahm die Antwort ſelbſt und ſagte ſehr trocken: „Zeitvertreib hat ſie genug gehabt: Kranke pflegen, Sterbende tröſten, Begräbniſſe beſorgen, und nun das Bewußtſein eines verdienſtlich verlebten Winters.“ Die alte Dame meinte — etwas verlegen, denn man fürchtete den alten Herrn von Herbert —, Fräulein Eliſabeth habe immer ein vortreffliches Herz gehabt. . . . „Trumpf!“ rief der alte Herr, „und wieder Trumpf!“ und nahm ihr zwei Stiche, über die ſie Eliſabeth vergaß.

Eliſabeth kehrte in ihren gewohnten Geſellſchafts- und Geſchäftskreis zurück. Einfach und unabhängig wie immer, etwas ernſthafter und, wenn ſie angekleidet mit ihrer Decoration als Stiftsdame erſchien, in einer Würde, die ſich anmuthig mit ihrer Jugendblüte vereinigte. Sobald ſie den gelegenen Augenblick fand, vertraute ſie ihrem Vater die ſeltſame Verwickelung, in die ſie durch Sophiens Vermächtniß gerathen war. Er ward ſehr betroffen, ſtimmte, obſchon mit ſichtbarer Ueberwindung ſeines Unmuths, ihrer Anſicht von der Nothwendigkeit bei, der übernommenen Verpflichtung getreu zu ſein, ſagte ihr aber zwei unvermeidliche Folgen voraus: „Dein Verhältniß zu dem Knaben,“ waren ſeine Worte, „wird nicht verborgen bleiben, und dann iſt Dein guter Ruf zum zweiten Mal, und viel verletzender gefährdet als bei der Auflöſung Deiner Brautſchaft, und wenn Du ſpäterhin einen Gatten wählſt, mußt Du ihm ein Geheimniß anvertrauen, das nicht Dein eigen iſt, und durch welches Du den ſeltſam verwaiſten Knaben in Gefahr ſetzeſt.“ Hocherröthend erwiederte Eliſabeth: „Das Erſte muß ich, wie jede thörichte Beſchuldigung, ertragen; Otto's Alter widerlegt es aber, denn man weiß hier, daß ich vor zehn Jahren ein Kind war. Das Andere wird nicht ſtattfinden, denn da ich nun einen Gegenſtand meiner Liebe und Sorge habe, ſehe ich nicht ab, was mich zu einer Heirath bewegen könnte.“ — „Dieſe kalte Exaltation wird nicht dauern; dann ſprechen wir uns wieder. Bei Deinen Verhältniſſen mit dem armen Knaben laß mich, in Allem, was die Geſchäfte anbetrifft, aus dem Spiel; ich müßte als beamteter und betagter Mann darin anders verfahren wie Du, der er anvertraut iſt. Allein von der Erziehung Deines Schützlings, von ſeinen Fortſchritten, ſeinem Charakter ſprich oft mit mir. Ich will der Geſchichte fremd bleiben, nicht ſeinem Wohle. Die Einkünfte Deines Stiftes bleiben Dir gänzlich überlaſſen; das Erbe Deiner Mutter übergebe ich Dir am Tage Deiner Volljährigkeit, biete mich aber an, es mit Dir gemeinſchaftlich zu verwalten, denn Du mußt Das erſt lernen. Mein ganzer Haushalt bleibt in Deinen Händen, und da unter gebildeten Menſchen die Volljährigkeit keine Kindespflicht aufhebt, beziehſt Du fortwährend Dein Taſchengeld und läßt Dich von mir meiſtern wie immer.“ — Eliſabeth hörte dem Vater, der mit humoriſtiſchem Ernſte ſeine Weichheit bemäntelte, ſeine Hände mit Küſſen bedeckend, mit inniger

Dankbarkeit zu. Sie hatte ihn zu gewinnen gehofft, aber im Voraus das Drückende empfunden, Otto's Führung und Ausbildung ohne ſeine Theilnahme zu berathen. Erſt jetzt ſchien ihr Thun ihr ein Gott gefälliges Werk, und ſie ſchritt rüſtig, von des Vaters Rath unterſtützt, in ihm vorwärts.

Eliſabeth beſtrebte ſich, ihre häusliche Thätigkeit nach und nach zu erweitern; ſie übernahm den Anbau eines kleinen Gutes, das ihr Vater in der Nähe der Stadt beſaß und bisher zu ſeinem Nachtheile verpachtet hatte. Mit geſundem Urtheile, von theoretiſchen Kenntniſſen unterſtützt, ſchuf ſie es zu einer Holländerei um, die, ſo nahe bei der Stadt, ſehr einträglich ward. Beharrliche Aufmerkſamkeit erſetzte ihr die Erfahrung und beſchleunigte den Erwerb; nach wenigen Jahren ahmten größere Gutsbeſitzer ihre Maßregeln nach, die in Ländern, wo die Cultur des Bodens weiter gediehen iſt, keine Bewunderung erregt haben würden. Eliſabeth war kindlich froh, wenn der Vater an ſchönen Sommerabenden mit ein paar alten Freunden herauskam, den Spieltiſch unter das weinumlaubte Vordach ſtellte und, die Karten vergeſſend, in heiterm Geſpräche die grünen, von Obſtbäumen umpflanzten Wieſen überblickte, oder unter dem Schatten der Erlen am Bach ſeine ſchönen Kühe zur Tränke führen ſah.

Eliſabeth's geſellſchaftliches Leben nahm auch eine andere Geſtalt an. Die Wirkſamkeit, die Wohlthätigkeit deſſelben war geſichert, und Das gab ihr eine Beſtimmtheit des Betragens, welche die Weiber ihrem Stiftskreuze zuſchrieben und Hochmuth nannten, welche ſeichte Männer entfernte, aber geſcheute und billige mit freundſchaftlicher Theilnahme anzog. Sie erhielt einige Heirathsanträge, die ſie beſcheiden abwies. Ihr Vater warnte ſie; ſie antwortete jedoch mit Zuverſicht: „Noch ein paar Jahre, mein Vater, und ich darf mit dieſen Männern als Freundin verkehren; dann habe ich den Genuß all ihres Guten und bin nicht an ihre Schwächen gekettet." — „Du glaubſt Dir ein vernünftiges Syſtem gebildet zu haben und haſt Dich doch nur zwiſchen Deinen Neigungen und Deinem Verſtande abgefunden, nur die für Dich leichteſte Art, vernünftig zu ſein, gewählt." — „Abgefunden nicht, lieber Vater, aber mit beiden contrahirt. Ich glaube, daß jeder Menſch, bei der Wahl ſeines Berufes, ſeine Anlagen — die doch ſeine Neigungen beſtimmen — zurathe ziehen muß. Ich bedarf Freiheit in der Liebe, weil dieſe Empfindung bei mir nur auf Achtung beruht; kein Mann wird dreihundert und fünfundſechzig Tage im Jahre meine Achtung unverletzt beſitzen, und da er, meiner Ueberzeugung nach, dennoch mein Oberhaupt bliebe, wäre meine Freiheit dahin." — „Was Das für Schwindeleien ſind! Sobald Du liebteſt, würdeſt Du anders denken, und der Fall kann eintreten, wenn es zu ſpät iſt." — „Das

Gute kommt nie zu ſpät," rief Eliſabeth erröthend, aber muthwillig; „bis dahin beſchäftigt mich mein Otto, und Sie ſollen ſehen, wie ich mir noch einen größern Umfang von Sorgen und Pflichten bereiten werde."

Herr von Herbert dachte wie ſeine Tochter; er war auf dem Wege langer Erfahrung dahin gelangt, wo Eliſabeth, durch Scharfſinn und günſtige Umſtände unterſtützt, ſchon ſtand. Allein wohl wiſſend, daß die Wahrheit nicht gelehrt werden kann, ſondern gefunden werden muß, hütete er ſich wohl, durch die Mittheilung Deſſen, was ihm als Wahrheit erſchien, im Selbſtfinden der ihr zuſtändigen ſie zu ſtören. Seiner Anſicht nach gehörte die Beſtimmung des Mädchens zur Mutterwürde — denn dieſe iſt doch bei der Behauptung: daß die Mädchen heirathen ſollen, gemeint? — in den Naturſtand, der mit ſo Vielem, was er in ſich begreift, von der Bildung abgeändert worden iſt. Vergeiſtigt, wo die Sittlichkeit das Zepter führt; ausgeartet, wo die Sinnenluſt obwaltet. Für das ſittlich ausgebildete Mädchen iſt nur der geiſtige Inhalt der Mutterſchaft Bedürfniß geblieben; dieſer beſteht in Lieben und für Andere leiden und thun. Das gänzliche Vergeſſen der Perſönlichkeit iſt der Mutterliebe Eigenthümlichkeit. Liebenswürdige eheloſe Mädchen treten deshalb zu ihrer Umgebung ganz in das Verhältniß der Mütter, wo immer es Noth thut; denn ſie tragen die Mutterſchaft des gebildeten Weibes im Buſen. In dem Stand unſerer Cultur beweiſt die Aeltern- und Kindesliebe den natürlichen Zuſammenhang zwiſchen Aeltern und Kindern, wie zwiſchen Baum und Zweig; ſonſt müßten viele Kinder die Pfleger, die ſie auffütterten, die Erzieher, die ſie zu rationellen Menſchen machten, mehr lieben als Vater und Mutter, deren Nachläſſigkeit oder Unverſtand ihnen oft moraliſche und bürgerliche Armſeligkeit bereiteten. Die den Kindern oft emphatiſch angerühmte Verbindlichkeit, mit Schmerzen geboren worden zu ſein, könnte, wenn man von den Schmerzen zurück raiſonniren wollte, lächerlich gemacht werden. Die treue Pflegerin, die Jahre lang Tag und Nacht für das Kind ſorgt, leidet mehr als Jene Schmerzen; der treue Lehrer, der da wacht und lehrt und Geduld übt, zehrt ſeine Kräfte mehr als der Erzeuger auf. Was thun in der gebildeten Geſellſchaft Aeltern für ihre Kinder? ſie wenden einen Theil ihres Beſitzes, ihres Erwerbes auf die Pflege und Erziehung Derſelben, oft mit ſo kalten Herzen, oft aus ſo ſelbſtſüchtigen Abſichten, daß im Sinne der Natur ihr größtes Verdienſt darin beſteht, ihre Race fortgepflanzt zu haben. Ämme und Lehrer ſind die wirklichen Aeltern in der heutigen gebildeten Geſellſchaft; die Erzeuger und Gebärerinnen werden es in ihr nur in dem Maße, wie ſie Jener Pflichten ausüben, theilen, oder durch Beiſpiel und vertrauten Umgang ihnen die Hand bieten. Weit entfernt, daß dieſe

Anſicht die Bande der Natur löſe, ſtellt ſie dieſelben in der nicht mehr natürlichen Welt wieder her und erſetzt ſie durch Verpflichtungen, die durch die Fortſchritte der Bildung nur befeſtigt werden können. Einerſeits, indem ſie den Aeltern die Nothwendigkeit auflegt, mehr für ihre Kinder zu thun als der Sperling für ſeine Jungen, die dem Naturtrieb Entſtehung und Neſtazung zu danken haben, dann aber, zur Selbſtändigkeit fähig, den Aeltern fremd werden. — Dieſes erzweckt aber der größte Theil der Erziehung unſerer Zeit nicht einmal, da ſie, von Weichlichkeit, Luxus und Eitelkeit betrieben, die Kinder zur Unſelbſtändigkeit bildet; Das heißt: ihr Leibes- und Seelenwohl von ihrem Erbe, oder der Protection ihrer Gönner, oder ihrer Kaſte abhängig macht. — Anderſeits, indem die Kinder, je weiter ihre ſittliche Bildung gedeiht, je liebender für die ganze Welt, zuerſt für ihre Aeltern geſtimmt werden müſſen, und

Dieſes mit einem keinem Wandel unterworfenen, ſondern auf Erkenntniß gegründeten Gefühle. Haben ſie nun den Aeltern thätige Pflege, gute Lehre, Beiſpiel und Theilnahme, Vertrautheit und Mittheilung zu danken, ſo läßt ſich wol kein innigeres Band denken als das zwiſchen Aeltern und Kindern in der gebildeten Welt. Jede alſo vereinte Familie iſt ein Pflanzgarten der Bürgertugend, des Staatenglückes; und das Land, wo ſolche Pflanzgärten zahlreich werden, ſtreut den Samen des Guten nach und nach allenthalben umher. Deshalb Heil dem Hausvater, der Hausmutter, die in jener Anſicht die Bande der Natur wiederherſtellen!

Manches Jahr war nun ſeit Sophiens Tode vergangen. Nebſt der Genugthuung, ihren Vater glücklich zu ſehen, begründete Otto's günſtige Entwickelung Eliſabeth's größte Freude. Der Knabe hatte ſie mit ſeinem Pflegevater, der als ein Univerſitätsfreund des alten Herrn von Herbert in ſeinem Hauſe aufgenommen wurde, einmal beſuchen dürfen und in wenigen Tagen Deſſen Neigung dergeſtalt gewonnen, daß Eliſabeth mit Entzücken der Zeit entgegenſah, wo er ihr behülflich ſein werde, das ſpäte Alter des geliebten Vaters zu beglücken. Dieſe Freude ward ihr nicht. Eine entzündliche Krankheit entriß ihr ihn, wie Otto, nun ſechzehn Jahre alt, nach Br. verſetzt werden ſollte. Eliſabeth hatte ſich unter den Prüfungen, die ihr auferlegt werden könnten, nie den frühen Tod ihres Vaters gedacht. Eine Art religiöſer, oder, wenn es einigen Leſern beſſer gefällt, abergläubiger Scheu hielt ſie davon zurück. Nichts bedrohte ſie mit dieſem Unglück, und ſie hoffte dann, wenn es einträfe, Stärke von Oben zu erhalten. Wie es eintraf, bedurfte ſie deren auch dringend. Das ſelbſtändige, entſchloſſene Mädchen fühlte ſich verwaiſt wie ein Kind; glaubte ſich rathlos, als habe ſie noch nie beſchloſſen, gehandelt; fühlte ſich unnütz, als habe ihr Leben keinen andern Zweck gehabt, als den Vater zu pflegen; unthätig, als bedürfe ihrer nun Niemand mehr. Es waren erſt ſechs Jahre verfloſſen, ſeit ſie Sophie beweinte, und ſie ſchien ſich um ein Lebensalter verändert. Jener Schmerz hatte ſie kühn und kräftig das Leben anſehen laſſen, wie einen gleichgültigen Weg, der nur um des Zieles willen des Durcheilens werth ſei; an des Vaters Grabe ſah ſie es wie eine wichtige Reiſe an, auf der jeder Schritt des Nachdenkens, jeder Gegenſtand der Beobachtung bedurfte, — und zu dieſer ſchweren Aufgabe ſchien der geliebte Verklärte Muth und Kraft mit ſich fortgenommen zu haben. Dieſen mächtigen Gefühlen widerſprach aber ihre Vernunft. Wol anfangs vergeblich. Da ſagte ſie ſich ſelbſt: „Warte nur, warte! Du hatteſt ja ſonſt Gründe, jedem Sturme zu ſtehen. Du lebteſt mit Ihm, für Ihn, durch Ihn, — nun ſo lebe hinfort in ſeinem Andenken, ſeinem Namen.

Damals leitete dich der Gott in deiner Bruſt, — Der lebt noch in dir. Damals wirkteſt und liebteſt du zu des Vaters Ehre, — Das kannſt du noch.“ — Und ſo dachte ſie ein Mal und mehre Male, und was zuerſt die vereinzelte Stimme ihrer Vernunft in ihrem verödeten Herzen geſprochen hatte, Dem fügte ſich, erſt ungern, dann willig, ihre Empfindung, und bald ſprach ſie ſich in Kraft und Entſchluß in ihr aus. Wenn eine ſo kräftige Vernunft ſich im frühen Lebensalter entwickelt, wird ſie dennoch, wie leiſe es auch ſein mag, misverſtanden. Der Ernſt erſcheint wie Strenge, die Klarheit wie Kälte, und die Menge findet ſich verletzt, weil ihr Maßſtab für ein ſolches weibliches Weſen zwiſchen dem zwanzigſten und dreißigſten Jahre nicht paßt. Das war auch Eliſabeth's Schickſal; ſie hatte aber Misdeutung in die Berechnung ihres Lebensganges mit aufgenommen, und der Worte ihres fürſtlichen Freundes gedenkend, ermahnte ſie ſich, von der Zeit die Verſöhnung zu erwarten, die ſie zu verdienen ſich bewußt war.

Wenige Wochen nach ihres Vaters Tode langte Otto, der auf dem Gymnaſium zu Br. ſeine Studien fortſetzen ſollte, bei ihr an. Sie hatte einen vorzüglichen Lehrer dieſes Inſtituts vermocht, den Knaben mit ſeinen Söhnen, und bei einem reichlichen Koſtgelde ſo mäßig und abhärtend wie möglich, zu erziehen. Die Tanten, welche ſich ſeines Beſuches wohl erinnerten, empfingen ihn ſehr freundlich, geriethen aber in kein geringes Erſtaunen, wie ihn Eliſabeth als ihren Pflegebefohlenen vorſtellte. Dieſe wiederholte ihnen zugleich die kleine Notiz über ſeine Abkunft, die auch dem Pfarrer, wie er ihn als kleines Kind aus Sophiens Händen empfing, gegeben worden war: daß ſein Vater, ein holländiſcher Officier, der ſeine Frau, bei ſeiner Abreiſe nach Oſtindien, ſchwanger zurückließ, auf der Ueberfahrt geſtorben ſei; ebenſo ſeine Mutter, noch ehe ſie dieſe

Nachricht erhalten, bald nach Otto's Geburt; und wie ein Kriegsgefährte ſeines Vaters, der Vormund des Knaben, ihn mit ſich nach A** genommen und dem Prediger anvertraut habe. Auch dieſer Vormund ſei nicht mehr, und Sophie, eine Verwandte Deſſelben, der er ihn bei ſeinem Tode empfohlen, habe ihre Verpflichtungen auf ihrem Todtenbett Eliſabeth übertragen. Eliſabeth ſprach von dieſen Umſtänden auf eine Art, welche den guten alten Damen das Weiterfragen abſchnitt, ſie aber ungeſtört ihrem Erſtaunen und ihren Conjecturen überließ. Die Geſellſchaft erſtaunte auch, und einige alte Damen fragten am Theetiſch: „Wie alt konnte denn Fräulein von Herbert ſein, wie ſie die Vormundſchaft des Kindes übernahm?“ — „Einundzwanzig Jahre,“ antwortete von ſeinem Spieltiſche her, mit einer Baßſtimme, ein alter Major, des verſtorbenen Herbert's Freund, „und der Mündel iſt ein derber Burſch, dem der Bart keimt.“ Die Dame nippte ihren Thee, und die Geſellſchaft, die in und um Eliſabeth her Nichts, was ſie in ihrem Gange ſtörte, vorgehen ſah, gewöhnte ſich, Dieſe als Vormünderin Otto's handeln zu ſehen.

Eliſabeth hatte eine innige Freude, ihren Pflegeſohn um ſich zu haben. Ihr Andenken und ihre häufigen Briefe hatten in Deſſen Seele eine ſo herzliche Zuneigung entwickelt, daß ihr Beiſammenſein ſehr bald alles Befremdliche verlor. Ein Unbekannter hätte ſie für Geſchwiſter ungleichen Alters gehalten, die durch ungewöhnlich herzliche Liebe ihr Verwaiſtſein zu verſüßen ſuchten. Otto ſchien die Ehrerbietung, den Gehorſam eines Sohnes der älteren Schweſter zu widmen, Eliſabeth Vater- und Mutterpflichten gegen ihn übernommen zu haben. Kein Tag verging, an dem nicht Otto zwiſchen ſeinen Lehrſtunden bei Eliſabeth erſchienen wäre, worauf er ſie dann doppelt froh verließ, wenn er ihr irgend einen Dienſt geleiſtet, irgend einen Auftrag von ihr empfangen hatte. Seine Feiertage hätte er gern nur bei ihr zugebracht, hätte ihr vorgeleſen, oder in des Papas Bibliothek, wie er kindlich ſich ausdrückte, geſtöbert; ſie litt es aber ſelten, ſondern ſchickte ihn mit ſeinen Schulgefährten auf weite Spaziergänge, oder führte ſie mit ſich in ihre Holländerei, wie man ihr kleines Gut nannte, und dann war der Tag den frohen Knaben viel zu kurz, um alle Pläne auszuführen, um alle Freuden zu genießen.

Die Holländerei erhielt aber nun bald eine zweite, für Eliſabeth viel wichtigere Beſtimmung als den Ertrag der Milchkammer. Sie legte dort eine Schule an, in der ſie arme Mädchen in Handarbeiten, Bauernhaushalt und Gemüſeanbau, nach der Fähigkeit ihres Alters, unterrichten ließ. Ihre Abſicht war, ausſchließend Mägde für den Landhaushalt, Gattinnen für Söldner und Tagelöhner zu bilden. Ihre Nadelarbeit beſtand daher einzig in der Fertigung und Ausbeſſerung der groben Kleidungsſtücke und Wäſche ihres Standes; ſie hatte unzählige Male die Ungeſchicktheit der Weiber in der unterſten Volksclaſſe bemerkt, die nicht im Stande ſind, ihre eigene Kleidung in Ordnung zu halten, weshalb ſie fremde Nähterinnen lohnen oder, wenn ihnen die Mittel dazu fehlen, nach der erſten Beſchädigung eines Kleidungsſtückes zerlumpt herumgehen müſſen. Das Bewußtſein aber, einen zerriſſenen Kittel zu tragen, macht die ärmere Claſſe muthlos oder unverſchämt. Tagelöhnerinnen, welche den ganzen Tag außer dem Hauſe zubrachten, arme Mütter, die für mehre kleine Kinder zu ſorgen hatten, erhielten von Eliſabeth die Befugniß, ihre Kleidungsſtücke den Schultöchtern zum Ausbeſſern zu bringen; ja ſolche, denen Zeit dazu übrig blieb, die gern noch lernen wollten, denen aber das Geſchick fehlte, unterwies Eliſabeth ſelbſt in den nothwendigen Handgriffen und hatte die Freude, noch ehe ihre Schulkinder erwachſen waren und ſelbſt als Mägde oder Hausfrauen wirkten, daß ſchon beſtehende Wirthſchaften, durch die erlernte Fertigkeit der Hausfrauen, zu einem viel tröſtlichern Zuſtande gelangt waren. Den Unterricht des Schulmeiſters maßte ſie ſich keineswegs an, Dieſen ermuthigte ſie nur durch ein reichliches Schulgeld für ihre Zöglinge und unterſtützte ihn, indem ſie eines der Mädchen den andern bei der Nadelarbeit täglich eine Stunde vorleſen ließ. Dieſes Geſchäft, das ſie oft ſelbſt übernahm, war ein Lohn für die fleißigſte, ſittlichſte Arbeiterin, vorzugsweiſe in Garten, Milchkammer und Haushalt. Die Lectüre ward immer von Eliſabeth ausgewählt, und wenn Dieſelbe ihre Kinder beſuchte, befragte ſie jedes Mal eine und die andere der Töchter, während der Spielſtunden, über das Geleſene und ſuchte es ihnen, durch Bemerkungen und Anwendung auf ihr tägliches Leben zum lebendigen Unterrichte zu machen. Da dieſ

Beſchäftigung die unabläſſig thätige Eliſabeth der Geſellſchaft nicht entzog, da ſie fortfuhr, den Kreis ihrer Bekannten, wie zu ihres Vaters Lebzeiten, bei ſich und ihren Tanten zu verſammeln, bekümmerte ſich die Geſellſchaft bald nicht mehr um dieſe Seltſamkeiten, deren ſie ſelbſt nie Erwähnung that, und die Tanten übernahmen wieder das, ſeit ihrer Nichte rückgängiger Heirath bei Seite gelegte, Lob des eheloſen Lebens.

Eliſabeth dankte der Vorſehung für ihr Loos. Alle Nachrichten, die ſie von Hugo's Lebenswege erhielt, beſtätigten ſie in der Ueberzeugung, ihr und ſein Wohl durch ihre Trennung befördert zu haben. Sie lächelte bei einſamem Nachdenken oft ſpottend über ſich ſelbſt, über die Ueberſpannung, mit der ſie ſich angemaßt hatte, bei der Wahl eines Gatten der Liebe zu entſagen, ohne ſie zu kennen; und ſie erröthete bei der Erinnerung an Walo, da ſie ſich nun wohl bewußt war, daß ihre ſchwärmeriſche Empfindung ihm ſeine ſelbſtſüchtige Liebe und ſelbſtſüchtige Flucht für Großmuth angerechnet hatte. Wenn der große Haufen ihre Thätigkeit und die Benutzung ihres Wohlſtandes nach und nach untheilnehmend vergaß, war Das mit einzelnen Menſchen um ſo weniger der Fall, und Otto war die Veranlaſſung, ihrer Wirkſamkeit neuen Raum zu verſchaffen. Jener war von den beſſern ſeiner Mitſchüler aufgeſucht und geliebt, von ſeinen Lehrern den würdigſten Aeltern, als der geſittetſte Knabe, zum Geſpielen ihrer Kinder empfohlen; Eliſabeth begünſtigte ſeine Kameradſchaften, und auf dieſem Wege gewann ſie die Theilnahme einiger jungen Mädchen, der Schweſtern von Otto's Geſpielen. Sie fragten Dieſen über ſeine Pflegemutter aus, anfangs aus Neugier, bald aber aus der der Jugend eigenen Vorliebe fürs Gute. Otto glaubte, Wenig von ihr ſagen zu können. Denn zu thätiger Menſchenliebe aufgezogen, meinte er nicht, daß ſie das Außerordentliche thue; allein, daß ſie ihn liebe, ihm die Aeltern, die er nie gekannt habe, den Erzieher, von dem er getrennt ſei, erſetze. Das wiederholte er mit einer Innigkeit, mit einem Ausdrucke ſo ehrerbietiger Liebe, daß ſeine Zuhörerinnen ſich zu ihr hingezogen fühlten. Eine linkiſche Scheu hatte ſie bisher von der älteren, ſelbſtändigen, ausgezeichneten Frau abgehalten. Dieſe nahm ſie bei ihrer erſten Annäherung ſchweſterlich auf. Sie zog ſie an ſich, weigerte ſich nicht, von ihrem Beſtreben, von ihrem Gelingen ihnen Rede und Antwort zu geben, und machte ihnen im vertraulichen Geſpräch, ohne Predigt und Sittenlehre, anſchaulich, wie unzertrennlich Liebe und Pflicht, und erfüllte Pflicht und Glückſeligkeit ſei. Die guten Kinder prieſen der Lehrenden Lage, die ihr ſo viele Mittel zu wohlthätiger Wirkſamkeit gebe; Jene aber machte ſie aufmerkſam, daß nicht die Maſſe des Guten, ſondern deſſen Verhältniß zu unſern Kräften ſeinen Werth beſtimme. Sie zeigte ihnen, wie irgend eine Art, Gutes zu wirken, einem Jeden ſo nahe liege, ihm gleichſam zu ſeiner Wohlfahrt zugetheilt ſei; wie eine Jede von ihnen angewieſen ſei, daſſelbe an Aeltern, Geſchwiſtern, Verwandten, Dienſtboten und Armen zu üben. Der Eifer mancher dieſer guten Kinder erkaltete, wie ihm eine ſo unbemerkliche, alltägliche Bahn angewieſen ward, wie ſie ohne neue Mittel Etwas ſchaffen ſollten, ohne das ſie bis jetzt ganz erträglich fortgelebt hatten. Sie ſprachen von dem Bedürfniſſe, durch Dankbarkeit gelohnt, durch Anerkennung ermuthigt zu werden, und zogen ſich verletzt zurück, wie Eliſabeth ſie fragte: ob Der, welcher der linken Hand verboten habe, von Dem, was die rechte thue, zu wiſſen, den Dank zum Beweggrunde der guten That gemacht habe? — Andere, welche für ihr Beiſpiel empfänglicher waren, bemühten ſich, als treue Theilnehmerinnen an dem Wohl ihrer Familie, ihre Mütter im Haushalte zu unterſtützen, zu der Ausbildung ihrer jüngeren Geſchwiſter beizutragen, durch milde Behandlung und das Beiſpiel des Fleißes ihrer Dienſtboten Rohheit abzuwenden, mit den Erſparniſſen ihres Taſchengeldes und Aufopferung ihrer Muße Arme verſtändig zu unterſtützen. Bald gab der Erfolg ihres Beſtrebens ihrem Leben ein Intereſſe, das jenem des Putzes und der Luſtbarkeiten ein Gleichgewicht bot und, durch den lebenbringenden Contraſt zwiſchen Genuß und Anſtrengung, ihre Empfänglichkeit für die Freude erhöhte. Im Verlaufe der Zeit fiel auf manches dieſer Mädchen die Wahl wackerer Männer, die ihre Gattinnen lieber unter den Mädchen ausſuchen, die oft bei Bällen und Luſtbarkeiten fehlen, als unter denen, die allezeit dort glänzen. Andere aus dieſem Kreiſe blieben unverheirathet, indem ſie, aus einer fröhlichen Jugend auf ein heiteres Alter zuſchreitend, die Pflegerinnen ihrer Aeltern, die Stützen ihrer Geſchwiſter wurden und, da Aehnlichkeit der Geſinnungen ſie mit ihren Jugendgenoſſen verband, Eliſabeth's Andenken fortwährend feierten.

In dieſer gleichförmigen Thätigkeit waren für Eliſabeth viele Jahre verfloſſen. Otto hatte auf der Univerſität, wo er, mit ihrer freudigen Zuſtimmung, die Heilkunde ſtudirte, ſowie früher auf der Schule, ihre kühnſten Hoffnungen erfüllt, und mit Freuden wendete ſie ein eigens dazu erſpartes Capital an, ihn auf einige Jahre ins Ausland zu ſchicken. Um für ſein zartes Gefühl das Gewicht ſeiner Verbindlichkeiten zu erleichtern, ließ ſie ihn bei ſeinem früher gefaßten Irrthume, als wenn die Koſten ſeiner Erziehung zum Theil aus dem Nachlaſſe ſeines Vaters beſtritten worden wären. Der wackere Jüngling blieb aber ſeinem Verſprechen, ſeiner Pflegemutter Stütze zu werden, eingedenk und ergriff mit Eifer die erſte Gelegenheit, die ſich ihm bei ſeiner Rückkehr ins Vaterland darbot, durch eigenen Erwerb jede andere Unterſtützung überflüſſig zu machen. Jene zeigte ſich ihm in ſeiner, ihm unbekannt wirklichen, Vaterſtadt Ar*, und Eliſabeth ſah ihn mit Vorliebe da ſeine ärztliche Laufbahn antreten, wo er dem Grabe ſeines ihm unbekannten Vaters nahe war, wo ihre Sophie ſeine Kindheit bewacht hatte. Otto's erſte Schritte waren ſchwer. Eliſabeth, die es wohl wußte, hätte ihn durch manchen Canal Protection verſchaffen können, aber ſeiner Kenntniſſe gewiß und von dem Vortheile, ſein Gelingen eigenen Kräften zu verdanken, überzeugt, gebot ſie ihrer Zärtlichkeit und hatte die Freude, ihn Vertrauen, Achtung und Erwerb gewinnen zu ſehen. Otto hatte ihr von der Univerſität aus oft von ſeinem Freunde Bodo geſchrieben, ſpäter von der gütigen Aufnahme, die er ihm bei ſeiner Schweſter Anna verſchafft habe, „die auch ſeine Pflegemutter iſt, die ihn auch liebt, aber ihn nicht ſo glücklich macht wie Sie Ihren Otto", ſchrieb er. Als ihn ſeine Neigung zu Hedwig hinzog, als er hoffen durfte, von ihr geliebt zu ſein, vertraute er aber Eliſabeth dieſe Neigung ebenſo wenig, wie er ſich ſeiner Geliebten entdeckte, da er es für des Mannes Pflicht hielt, eines Mädchens Treue nicht früher zu feſſeln, bis er im Stande ſei, ihr ein ſorgenloſes, wennauch beſcheidenes Loos anzubieten. Dieſem lohnenden Zeitpunkte ſah er entgegen, als Bodo's Dazwiſchenkunft, wie wir erzählt haben, ſeine Erklärung gegen Anna beſchleunigte, und zu gleicher Zeit ſein Liebeleben, durch Deren Abneigung gegen die Ehe, getrübt ward. Nun machte er ſeine Pflegemutter zu ſeiner Vertrauten und bat ſie, ihre Ueberredung bei Anna zu verſuchen. Dieſes Geſtändniß wirkte in dieſem Augenblicke mit verdoppelter Lebhaftigkeit auf Eliſabeth's Herz. Sie hatte, da keine hülfsbedürftige Verwandte an ſie Anſprüche machen konnten, den Entſchluß gefaßt, ihr Vermögen zwiſchen der Stiftung ihrer Töchterſchule und ihrem Pflegeſohne zu theilen. Dann hätte ſie ihn ſchon jetzt in den Stand ſetzen können, ſeine Hedwig zur Gattin zu begehren. Unerwartet wurden aber dringendere Anſprüche an ihre Unterſtützung gemacht. Der Vetter Arzt, der ihr in dem aufgeregteſten Zeitpunkte ihres Lebens ſo nahe geſtanden, hatte, nach ſeines Fürſten Tode von Deſſen Nachfolger vernachläſſigt, aus Unmuth in ſpäteren Jahren eine unpaſſende Heirath gethan. Beſchämt über ſeinen Leichtſinn, zog er ſich von Eliſabeth zurück. Seine Frau verthat ſein Vermögen, und er ſtarb nach einem trüben Alter eines langſamen Todes, indem er vier Kinder hinterließ, die er auf ſeinem Sterbelager der Großmuth Eliſabeth's in einem ſehr traurigen Briefe empfahl. Da Eliſabeth's Schweſtern keine Kinder hinterlaſſen hatten, waren dieſe Verwaiſten ihre nächſten Erben, im Falle ſie nicht durch einen letzten Willen anders verfügte. Sie ſtand keinen Augenblick an, dem Vertrauen des armen

Verſtorbenen, der nach ſo vielen Jahren ihr noch das Herz ihrer erſten Jugend zutraute, zu rechtfertigen; ſie übernahm die Erziehung der vier Waiſen, im Zwecke eines gewerbſamen und dadurch unabhängigen Lebens, und verſprach, ſie in dieſem Sinne zu verſorgen. Die leichtſinnige Mutter überließ ihr unbedingt ihre Rechte, gegen die Zuſicherung des ungetheilten Genuſſes des Witwengehalts, den ihr der Fürſt zugeſtanden hatte.

Eliſabeth's Verpflichtungen waren nun gehäuft. Sie mußte zum erſten Male berechnen, wie viel ihr erlaubt war für Otto zu thun, und fühlte die Nothwendigkeit, ſparen zu müſſen, wo ſie ſo gern mit vollen Händen geſpendet hätte. Faſt lächelnd, nun auch Geldſorgen kennen zu lernen, ſaß ſie eines Abends ſpät an dem kleinen Tiſche, dem Erbe ihrer Sophie, den ſie nie aus ihrer Nähe entfernte. Der Kälte wegen nahe an den Ofen rückend, berechnete ſie ihr Können und Wünſchen; und um einige Papiere im nächſten Zimmer zu ſuchen, zündete ſie den Wachsſtock an, beachtete aber nicht, daß ſie im Aufſtehen das Tiſchchen hart an den eiſernen Ofen gerückt hatte. Das Suchen nach den Papieren hielt ſie lange auf. Als ſie in das Zimmer zurückkam, belehrte ſie der Geruch, was ihre Unachtſamkeit nachſichgezogen hatte: die Rückſeite des Tiſches war von dem Ofen der ganzen Länge nach garſtig verbrannt. Der Zufall that ihr ſchmerzlich weh! Sie konnte den Anblick des verunſtalteten Tiſches nicht ertragen, konnte ſich auch nicht entſchließen, ihn aus dem Hauſe zu geben, und gewann den Schreiner, in ihrem Vorzimmer an ſeiner Wiederherſtellung zu arbeiten. Wie ſehr ſie mit dieſem Vorfalle beſchäftigt war, beweiſen einige Zeilen, die ſie Otto darüber ſchrieb. „Es iſt merkwürdig“, ſchrieb ſie, „wie der lebensfrohe, klare Menſch ſeiner Phantaſie nie ganz Herr werden kann. Ich habe die Erinnerung von unſerer Verklärten anmuthvoller Geſtalt ſo innig mit dieſem Tiſche verſchmolzen, an dem ich ſie ſo oft ſitzen ſah, den ſie ſo oft berührte, daß ich mit einer Art Abſcheu daran denke, daß des Handwerkers rauhe, ſchmuzige Hände ihn berühren ſollen.“ — Und Dieſes war doch die Bedingung, unter der ſie einen lange verborgenen Schatz heben ſollte. Sie ſah ſinnend dem Schreiner zu, der die verbrannte Wand des Tiſches herausnehmen mußte; das Klopfen des Handwerkers erinnerte ſie ſchaudernd an den ähnlichen Ton, der ihr beim Verſchließen von Sophiens Sarge das Herz zerriſſen hatte. In dem Augenblicke, als der Schreiner das Brett abnahm, fielen einige Blätter Papier auf den Boden, und einige andere zeigten ſich übel zerknittert zwiſchen der Hinterwand und dem Zwiſchenraume der beiden Schubfächer, der ein flaches, geheimes Fach bildete. Die Feder, welche es öffnete, war abgebrochen, und das Fach um ſo weniger zu entdecken geweſen, da die feſt eingeklemmten Papiere beim Schütteln des Tiſches kein Geräuſch machen konnten. Eliſabeth ergriff ſie mit lebhafter Ahnung ihres Inhalts und irrte nicht. Ohne allgemeinen Umſchlag, da Sophie vielleicht durch ihre Schwäche an größerer Pünktlichkeit verhindert oder, ungeachtet ihres ſehnlichen Wartens, dennoch von dem Tod übereilt worden war, fand ſich die Anerkennungsſchrift von Otto's Kindesrechten, von des verewigten Herzogs Hand, nebſt einer Verſchreibung von dreißig tauſend Thalern, deren Verwaltung Eliſabeth bis zu Otto's Mündigkeit übergeben wurde, und die im Falle von Deſſen früherem Tod auch auf ſie vererben ſollten. Auch ein verſiegeltes Schreiben fand ſich vor, das der verewigte Fürſt, vielleicht in der Ahnung ſeines nahen Todes, für dieſen Fall an ſeinen Nachfolger gerichtet hatte, und in deſſen Ueberſchrift Eliſabeth als Ueberbringerin genannt war.

Es bedurfte eine geraume Zeit, bis Eliſabeth die Ueberraſchung, die Verlegenheit, in welche dieſe Entdeckung ſie verſetzte, bemeiſtern und die neuen Verhältniſſe ſich klar machen konnte. Gewohnt, mit ſich allein zu Rathe zu gehen, erſchien ſie ihren Umgebungen ungeſtört, indeß ſie in ihrem Innern ihre Ideen zu ordnen fortwährend bemüht war. Sie ſah nun ihres Lieblings Loos geſichert, ſah ihm einen Weg geöffnet, der ihn vielleicht zu einer glänzenden Lage führen konnte; — aber fortan war er nicht mehr ganz ihr eigen, er dankte ihr fortan nicht mehr Alles, was ihn zum Manne gemacht. — Bei dem Worte „Dank" erſchrak ſie. War es um des Dankes willen, daß ſie ihn geliebt, für ihn geſorgt, für ihn geſpart hatte? Sie prüfte ſich unter Misfallen an ſich ſelbſt; aber endlich glaubte ſie überzeugt ſein zu können, daß ſie Alles, was ſie für Otto gethan, auch dann geleiſtet hätte, wenn ſie ihn nie gekannt, wenn er ſie nie geliebt, wenn ihre gute That nur Gott zum Mitwiſſer gehabt hätte.

Das Auffinden der Papiere, welches in dieſem Augenblicke, durch Otto's Liebe zu Hedwig, an Wichtigkeit gewann, beſtimmte ſie vorläufig, Anna zur Einwilligung in der Liebenden Verbindung zu vermögen, und, um Jener verletzende Berührungen mit ihrer wohlmeinenden, aber zu eifrigen Pflegerin Anna zu erſparen, zu der Bitte, die junge Braut bis zur Heirath ihr zur Gefährtin zu geben; und ſobald es die Umſtände erlaubten, machte ſie ſich, Otto's Angelegenheiten auseinanderzuſetzen, auf den Weg nach Ar**.

Ihre Pflicht gebot ihr zuerſt, nach ihrer früher erzählten Ankunft, Otto mit allen den Umſtänden ſeines Schickſales, zu denen ihr bisher die Beweiſe gefehlt hatten, bekanntzumachen. Gern hätte ſie ſeine Verhältniſſe, durch deren Anerkennung von Seiten des Fürſten, geregelt, ehe ſie ihn in ſeinem jetzigen unabhängigen, rüſtigen Lebenswege ſtörte; allein ſie hielt ſich nicht dazu gegen ihn als Mann ermächtigt und hätte Otto zu beleidigen geglaubt, wenn ſie ſein Gemüth und ſeinen Kopf der ihm bevorſtehenden Prüfung nicht ausgeſetzt hätte. Sie machte ihn alſo mit jedem ſeine Abkunft betreffenden Umſtande, mit ihrem Antheil an ſeiner Ausbildung, ihrem vor Kurzem gemachten Fund und ſeiner Zukunft bekannt. Der rüſtige junge Mann verlor auf einige Minuten die Herrſchaft über ſeine Empfindung. Mit ſtürmiſcher Lebhaftigkeit ergriff ihn die Anſchauung von Eliſabeth's, wie es ihm ſchien überſchwänklicher, Großmuth. Sie hatte ſich um ſeinetwillen dem Urtheile der Welt ausgeſetzt, hatte der Ehe entſagt, hatte ihm einen ſo großen Theil ihres Einkommens geopfert, hatte ihn geliebt, mit Nachſicht, mit Hingabe, mit grenzenloſer Großmuth — — Das hatte er immer erkannt, aber in der jetzigen Verbindung angeſchaut, zog es ihn zu ihren Füßen, wo er weinte wie ein Kind. — Und nicht nur ſtellte ſich, was die Fremde für ihn that, in ſo grellen Contraſt mit Dem, was ſeine arme Mutter an ihm verſchuldete; Letzteres erhielt auch durch ihr trauriges Ende einen ſo bittern Zuſatz; es ward durch die Anerkennung eines Vaters, deſſen er ſich nie vor der Welt rühmen konnte, ſo wenig gemildert! durch die Ausſicht, ſich einen Bruder zu gewinnen, ſo wenig vergütet! — Und doch war dieſer Vater, durch die Achtung, welche Eliſabeth ſeinem Andenken zollte, und die ſie ihrem Pflegeſohne mitzutheilen bemüht geweſen war, vielleicht durch eine geheimnißvolle Naturſtimme, ihm immer werth geweſen. Eliſabeth ließ ihm Zeit, ſeiner Empfindungen Herr zu werden, ſeine Begriffe zu ordnen, ſich ſeine neuen Verhältniſſe klar zu machen. Er kämpfte männlich mit ſich ſelbſt; aber wie er glaubte, ſein kaltes Blut wiedergewonnen zu haben, beharrte er bei dem Entſchluſſe, den er in dem erſten Aufruhre ſeiner Empfindungen ausgeſprochen hatte: nie ſeine jetzige Laufbahn zu verlaſſen, noch je irgend eine andere Beförderung als innerhalb ſeines jetzigen Wirkungskreiſes annehmen zu wollen. Er betheuerte Eliſabeth, daß er ſie beſchwören würde, nie von dieſer Entdeckung Gebrauch zu machen, daß er es vorziehen würde, das Andenken ſeiner unglücklichen Aeltern lebenslang als ſein unverbrüchliches Geheimniß zu bewahren, wenn er nicht ſeiner Erzieherin, um alles Guten willen, das ſie damit ſtiften würde, die Wiederherſtellung der Summen ſchuldig ſei, die ſie auf ſeine Erziehung verwendet; — und wie er ruhiger ward, ſetzte er hinzu: „Mir bedünkt auch, daß ich es gegen meinen Vater an Achtung ermangeln ließe, wenn ich ſein Geſchenk, welches ſein letzter Wille iſt, von mir wieſe, es nicht in Ehren genöſſe.“

Eliſabeth bat ihn, die Eröffnung des Geſchäftes mit dem jetzt regierenden Fürſten ihr allein zu überlaſſen, ſowie die Erfüllung der Nothwendigkeit, ihn perſönlich mit ſeinem neu gefundenen Bruder bekanntzumachen. Ihre Abſicht war vorläufig nur, Otto's Rechte geltendzumachen und die Identität ihres Pflegeſohnes mit jenem Sohne des verewigten Fürſten, durch ihre ſorgfältig geſammelten Zeugniſſe, zu beweiſen.

In großer Spannung brachte Otto die Stunde zu, in welcher Eliſabeth bei dem Fürſten Gehör erhalten hatte. Sie war aber leicht und wohlthätig für alle Theile verfloſſen. Der Fürſt war ſchwach, leer, unbekannt mit dem Werthe des Lebens und der Größe von deſſen Anſprüchen an ihn; aber er war gütig, wie die Menſchen ſo leicht bleiben, die bei mäßiger Willenskraft nie Widerſpruch gekannt haben; ſeine Jugendluſt war erkaltet, und er fing an, ſich an die Liebe, die ſein Vater bei ſeinem Völkchen gefunden hatte, zu erinnern, wol gleiche Liebe zu wünſchen, und war oft bewegt, wenn er nach ſo langen Jahren noch einen Widerhall von ihr unter ſeinen Unterthanen wahrnahm. Eliſabeth's Erſcheinung ſtimmte ihn günſtig. Er hatte ſie als ein reizendes Mädchen, während ihres Aufenthaltes bei Sophien, nicht überſehen und begrüßte ſie mit einer achtungsvollen Erwähnung der verehrten Freundin ſeines Vaters. Nachdem er den ihm dargereichten Brief dieſes Letzteren geleſen, ſagte er mit großer Rührung: „Mein Vater irrt ſich nicht; ſein Wille wird mir heilig ſein. Das Capital ſoll dem jungen Manne, nebſt den Zinſen, ſogleich ausgezahlt werden; denn der Banquier, bei dem es niedergelegt war, hat es mir, weil er vergeblich Anweiſung darüber erwartete, eine geraume Zeit nach meines Vaters Tode zurückgeſtellt." — Er wollte von Otto's Schickſal und ſeiner Lage genau unterrichtet ſein, welchem Verlangen Eliſabeth mit zarter Beſcheidenheit willfahrte. Faſt entſchuldigend erwähnte ſie die Nothwendigkeit, den ihr anvertrauten Knaben zu eigenem Erwerbe zu erziehen. Der Fürſt hörte ihren Bericht auf eine Art an, die deutlich bewies, wie er ihn mit Hochachtung für die Sprechende durchdrang. Otto's Name, als geſchickter junger Arzt, war ihm rühmlich bekannt, und er bat ſie, in Deſſen Begleitung den folgenden Tag aufs Schloß zu kommen. Eliſabeth verſprach, daß ihr Pflegeſohn ſeinem Befehle nachkommen werde, bat aber, ſich ſelbſt ihm entziehen zu dürfen, um die Aufmerkſamkeit der Müßigen nicht zu erregen. Er ſchien ihr Beifall zu geben und entließ ſie mit Achtungsbezeigungen, welche die Vorzimmer in Erſtaunen ſetzten und in den geſellſchaftlichen Kreiſen der kleinen Reſidenz nicht unbeſprochen blieben.

Otto ſtellte ſich ſeinem Fürſten vor und war tief gerührt, als Dieſer, von Jenes männlicher Geſtalt und der Einfachheit ſeiner Rede ergriffen, mit Wärme äußerte: daß ſo ein Sohn ſeines Vaters Andenken Ehre mache. Eine an=

dere Anerkennung wie dieſes ermuthigende Zeugniß wollte Otto nicht annehmen. „Dieſer Augenblick,“ ſagte er, „ſei mir, ſo lange ich lebe, der Sporn zum Guten, zum Beſſern; doch nur in dem Wirkungskreiſe, für den ich mich gebildet, in dem ich Liebe und Achtung gewonnen habe, erwarte ich mein Glück.“ Auf das ernſte Zureden des Fürſten, nicht aus jugendlicher Anſicht des Glückes ſeine Vortheile zu vergeſſen, bat er um die Anwartſchaft auf die Directorſtelle aller Geſundheitsanſtalten des Fürſtenthums, wenn ſie einſt erledigt und er ihrer würdig ſein werde; und in dieſem Augenblick um die ſo eben zu beſetzende Pflege des Stadthoſpitals, nebſt einem mäßigen Capitale, deſſen äußerſt nothwendige Verbeſſerung zu bewerkſtelligen. „Sie dringen mir das Gefühl auf, meiner gar nicht zu bedürfen!“ rief der Fürſt, beinahe empfindlich. „Nein, mein Fürſt,“ erwiederte Otto mit Innigkeit, „ich beweiſe Ihnen, auch das Geringſte nicht ohne ihre Großmuth bezwecken zu dürfen, und bitte ſehr dringend, mich in meinem Berufe recht oft an Sie wenden zu dürfen.“ — „Sie haben mein Wort!“ ſprach der Fürſt und reichte ihm die Rechte. Otto hielt dieſelbe feſt, und ſich über ſie beugend, rief er mit erſtickter Stimme: „Mein Fürſt und mein Bruder!“ und eilte aus dem Cabinet.

Eliſabeth hatte bei dem mündlichen Vortrag ihrer Geſchichte wenig mehr als ſehr leiſe Andeutungen von Allem, was nicht ihre verewigte Freundin und Otto anging, gegeben. Mancher bedeutende Zug ward ihr im Geſpräche von ihren Zuhörern abgefragt, wenn Dieſe auch zu zartgeſinnt waren, um nach Allem zu forſchen; aber das Gemälde, das ſie darſtellte, war zu lebhaft, um nicht Jeden von ihnen, wenngleich auf ſehr verſchiedene Art, zu interreſſiren. Otto's erſte Erziehung war ſo naturgemäß geweſen, Eliſabeth's Einfluß hatte ſo wohlthätig deren Eindrücke befeſtigt, daß kein

Vorfall ſeiner ſpätern Jugend ſie zu erſchüttern vermocht hatte. Die Begebenheiten dieſer letzten Tage bewieſen, daß er das Außerordentliche tief empfinden konnte, ohne ſich von ihm aus ſeiner Bahn reißen zu laſſen. Ein oberflächlicher Beobachter würde ihn nicht für ſo nahe betheiligt bei Eliſabeth's Erzählung geglaubt haben, denn die lebhafteſte Empfindung, die er äußerte, war das Entzücken, ſeine Pflegemutter als den Gegenſtand allgemeiner Verehrung zu ſehen. Auf Hedwig wirkte der Eindruck von Eliſabeth's Erzählung zu Otto's Gunſten; der jugendliche Enthuſiasmus, mit dem ſie um Sophiens Schickſal weinte, Eliſabeth's edle Offenherzigkeit über ihre Irrthümer, ihre wohlthätige Wirkſamkeit, ihre Aufopferung für Otto vermehrten, indem ihre ganze Gefühlsfähigkeit geſteigert ward, ihr Vertrauen, ihre Achtung für den Liebling jener beiden ſchwärmeriſch verehrten Frauen. Die Verlaſſenheit, die Otto's Kindheit traf, miſchte ihrer Liebe ein weiches Mitleid bei und verſtärkte mit einer frommen Scheu vor glänzendem Glücke den Beifall, den ſie ihres Verlobten Entſchluſſe gab, ſeine bürgerliche Lage nicht zu verändern.

Nicht ſo wohlthätig hatte dieſe Erzählung Bodo, Hedwig's Bruder, den jungen Artillerieofficier, angeregt. Daß Sophie ihr ganzes Leben dem Geliebten opferte, ſah er wie eine ſchöne Erſcheinung an, die ſeine Bewunderung erregte, die er aber weder von ſeiner Schweſter noch irgend einem wackern Mädchen nachgeahmt wünſchte. Eliſabeth's Großmuth, ihre genialen Irrthümer, ihre uneigennützige Freundſchaft, ihr wohlthätiges Leben machten ſie zu einem Gegenſtande ſeiner Verehrung; aber ſie trat, ſeiner Meinung nach, durch das Uebergewicht ihres Verſtandes aus den Schranken ihres Geſchlechtes heraus, und indem ſie dadurch den Gegenſatz von ſeiner Pflegeſchweſter Anna darſtellte, die ſich von der Leidenſchaftlichkeit ihres Gemüthes beſtimmen ließ, erregte ſie in ihm eine Abneigung vor dem Außerordentlichen in ihrem Geſchlechte, da er ſeine Anforderungen an das Weib auf die Mittelmäßigkeit beſchränkte. Er verhehlte Otto ſeine Meinung nicht, geſtand ihm auch, daß Unkunde und Schüchternheit auf ſein Urtheil einfließen möge; aber er beharrte auf der Richtigkeit ſeines Gefühls und belegte dieſe mit den Worten des „Julius von Tarent“ — einem Bühnenſtücke, das wir gänzlich vergeſſen zu haben uns ſchämen ſollten —: „Sie iſt zu männlich, um meine Geliebte, und zu ſehr Weib, um mein Freund zu ſein.“ — Otto erröthete, weil eine Art Vorwurf in ſeines jungen Freundes Weisheit lag. „Nun ja!“ ſagte er, „Freund, Geliebte — Sie war männlich genug, um meine Erziehung zu leiten, weiblich genug, um mir die zärtlichſte Mutter zu ſein.“ — —

Für Frau von Holm ward Eliſabeth eine Veranlaſſung unwohlthätiger Grübeleien. Men=

ſchen, die nur einen heftigen Zeitpunkt in ihrem Leben gekannt haben, halten die Anſtrengungen, die er ihnen koſtete, für das Größte, was der Menſch zu thun vermag. Des Menſchen Kraft überhaupt nach ihren Kräften berechnend, halten ſie ſich für Helden und ſehen oft das Mitleid oder die Bewunderung, die Anderer Ausdauer bezeigt wird, als eine Beeinträchtigung ihres Verdienſtes an. Pflichterfüllende Gattinnen haben auch oft keine Anerkennung für die Starkherzigkeit, die noch eine höhere Liebe übt, als die zu dem Glück und den Mühſeligkeiten der Ehe gehört. Sophiens Loos, das von keiner Frauenwürde beſtimmt ward, hatte ihr inniges Mitleid erregt; Eliſabeth's Unabhängigkeit von der Meinung, ihre Selbſtherrſchaft, ihr kräftiges Handeln machten ſie ſchüchtern, hätten aber, da ſie ihrer Wirkſamkeit Beifall gab, dennoch ihr Herz gewonnen, wenn Holm's ernſte, entſchieden ausgeſprochene Bewunderung nicht ihre Eiferſucht erregt hätte. Sie hatte Alles, was ſie vermochte, für Gatten und Kinder gethan, und ihre Jugend war dahin, ihre Geſundheit zerſtört: — that Eliſabeth mehr, ſo hatte ſie mehr Kräfte, that ſie Beſſeres, ſo hatte ſie mehr Gaben; aber weil ſie ſelbſt mehr Koſten auf ihr Leben verwandt hatte als Jene, ſah ſie es für verdienſtlicher an, und ihres Gatten Bewunderung war ein Raub an dem Danke, den ſie zu verdienen gewiß war. In dem aus dieſer Grübelei entſtehenden Unmuthe wendete ſich ihr Bedürfniß nach Mittheilung zu Anna, in der ſie einen Anklang ihrer Empfindungen fand.

Anna war, während Eliſabeth's Erzählung von Sophiens Schickſal und dem Gang ihres eigenen Lebens, in merklicher Spannung geweſen. Sie ſah Alles, was Eliſabeth ſagte, aus ihrem perſönlichen Geſichtspunkt an. Sophiens Hingabe beſchäftigte ſie viel weniger als die Selbſtſucht, die den Fürſten ſie anzunehmen bewogen hatte. Eliſabeth's gewonnene Herrſchaft über ihre Liebe zu Walo leitete ſie aus der Lauheit ihrer Empfindungen mehr als aus der Stärke ihrer Vernunft her, und Walo's Selbſtſucht in ſeiner Bewerbung wie in ſeiner Flucht, Hugo's Selbſtſucht in ſeiner Großmuth wie in ſeiner Schlaffheit vermehrten ihre Abneigung gegen das männliche Geſchlecht. Eliſabeth's hohe Achtung für daſſelbe, ihr offener, vertraulicher Austauſch der Ideen mit geſcheiten Männern, ihre warme, feſte Freundſchaft mit manchem von ihnen war ſie geneigt für eine, die Jugend überlebende, Coquetterie zu erklären. Sie war in ihren Vorurtheilen zu befangen, um Eliſabeth's Bemühen, den Mädchen den Hausfrauenſtand entbehrlich zu machen, indem ſie Deren Bedürfniß, zu lieben, zu ſorgen, in dem älterlichen Hauſe Nahrung zu finden anwies, mit jener Beförderung würdiger Ehen vereinen zu können, ſondern fand Widerſpruch in der Conſequenz, und

Kaltherzigkeit in der Liebe, die ſich zur Allgemeinheit erhebt. Nothwendig mußte zwiſchen ihren und Frau von Holm's Geſinnungen Aehnlichkeit ſtattfinden. Beide hatten treulich geirrt und geſtrebt, Beide ſahen ſich in ihren Erwartungen getäuſcht, Beide fanden in ihren gegenſeitigen Ergießungen einen Erſatz für den Beifall, der Jener zu Theil ward, und wenn Holm gleich mit Wehmuth ſeiner Marie Denkweiſe von der ſeinen abweichen ſah, war es ihm doch beruhigend, daß ſie in ihrer neuen Hausgenoſſin eine vertraute Freundin, eine theilnehmende Seele gefunden hatte.

Otto's Lage war nun ſo günſtig, daß ſie ihm geſtattet hätte, ohne Bedenken ſeinen Ehebund zu ſchließen. Er gab aber Eliſabeth's Bitten nach, das früher durch Umſtände nothwendige Wartejahr nun aus Anerkennung des Beſſeren verfließen zu laſſen. Hedwig war noch nie von ihrer ältern Schweſter getrennt geweſen; die

Geiſtesfreiheit, die ſie durch ihre Anlagen gewonnen, hatte ſie neben Dieſer wie ein verheimlichtes Gut oder eine errungene Beute genoſſen, ſodaß ſie der Milde ihres Weſens Abbruch gethan hatte. Eliſabeth wollte ſie dieſem Zwange entwöhnen und ihr in neuen Verhältniſſen, unter neuen Menſchen Gelegenheit verſchaffen, ihre Mittel, Wohlwollen zu gewinnen und Menſchen zu behandeln, zu verſuchen. Ebenſo wichtig war es ihr, daß Otto, ohne das Einwirken ſeiner hübſchen, liebenswürdigen Gattin, ſeine Stellung gegen die Geſellſchaft beſtimme, — ſowol als wohlhabender Mann, wie vom Fürſten beſonders begünſtigter Staatsdiener. Vielleicht waren ſeine nähern Verhältniſſe zu ſeinem Landesherrn nicht ganz unerrathen geblieben, da er, mit offenbarer Vorliebe von ihm behandelt, Beförderung erhielt. Eliſabeth hatte Das vorausgeſehen, ſie war aber ſicher, daß ein geringer Zeitraum hinreichen würde, die Vorliebe des Fürſten abzukühlen und die

Vermuthungen des Publicums einzuſchläfern, wenn Otto's Betragen, Bekanntſchaften und Aufwand unverändert ſich gleich blieben. Der junge Mann geſtand die Wahrheit ihrer Gründe ein, fand er es gleich hart, freiwillig einem Jahre ſeines Glückes zu entſagen. Ging er aber mit ſich zurathe, ſo ſah er wohl ein, es ſei leichter, allein klug zu werden als mit und für eine geliebte, junge, reizende Frau. Seufzend und ſchmollend und liebkoſend ſah er ſeine Braut mit ſeiner geliebten Pflegemutter abreiſen. So lang den Verlobten das Prüfungsjahr ſchien, ging es endlich doch zu Ende, und ſie geſtanden ſich in der Folge gern ein, daß es zur feſten Begründung ihres glücklichen Bündniſſes beigetragen haben möge. Ihre Liebe hatte alle Entwickelungsepochen durchlebt: Bewerbung, Hinderniſſe, Unterwerfung unter das Gebot der Vernunft, und endlichen Beſitz. — Ihr Bündniß glich in ſeiner Vollendung einem kräftigen Baume, der ſein Wachsthum ohne künſtliche Pflege, Beförderung, Störung vollendet hat und nun, in herzerhebender Fülle ſeine Zweige ausſtreckend, Schatten, Blüte, Früchte gewährt. Ein beglückendes Maß ſicherte ihre Ehe vor Uebermuth wie vor Sorgen; Pflichttrieb und Ehrgeiz vermochte den Gatten, ſeine Geſchäfte zu vermehren; Thätigkeit und Wohlwollen fügten zu Hedwig's häuslichem Berufe mannichfaltige Wirkſamkeit hinzu. Dieſer Menſchen Glück war ſo naturgemäß, daß es keine Beſchreibung geſtattet und von ihren Mitbürgern kaum bemerkt ward. — Doch wir kehren zu unſerer Erzählung zurück.

Nicht Hedwig allein ward dem Freundeszirkel, der ſich ſeit Eliſabeth's Ankunft in Ar* in Holm's Hauſe gebildet hatte, entzogen; Bodo trennte ſich ebenfalls von ihm, um wenige Monate darauf mit ſeinen Gefährten in holländiſche Dienſte zu gehen. Der Abſchied dieſes gerad- und frohſinnigen Menſchen that Allen, die ihn in ihre Nähe aufgenommen hatten, weh. Holm hätte ſeinem Winfried ſo einen Bruder gewünſcht, ſeine Sara vergaß ihre Schüchternheit, um ſich von ſeiner Flöte bei ihren Verſuchen auf dem Claviere begleiten zu laſſen; Eliſabeth, die durch ihre Güte und Theilnahme den erſten Eindruck, den er von ihr empfangen, ſchon längſt vertilgt hatte, entließ ihn mit mütterlicher Herzlichkeit und ermuthigenden, unvergeßlichen Worten. Doch am ſchmerzlichſten empfand Anna ſein Scheiden. Seit ſie ſeinen Eintritt in den Kriegsdienſt hatte zugeben müſſen, ſah ſie ihn für einen Abtrünnigen an, und wenngleich täglich ſein treues Gemüth ſie zu neuer Zuneigung, ſeine frohe Lebensanſicht ſie zur Heiterkeit hinriß, beſchloß ſie doch jeden Tag mit der ſelbſtpeinigenden Ueberzeugung, ihre Pflege, ihre Liebe an ihm verloren zu haben; — wie wenn ein Landmann zürnen wollte, wenn die Buche, die er zu pflanzen glaubte, als kräftige Linde aufwuchs, und ihr

Schattendach verſchmähen, ihren Blüthenduft meiden wollte, meinend, daß nur die Buche Schatten und Duft zu geben vermöchte.

Erſt nachdem alle dieſe bittern Trennungen ſtattgefunden hatten, nahm die, durch Anna's Zutritt veränderte, Häuslichkeit von Holm's Familie eine feſte Geſtalt an. Anna's Gegenwart gereichte bald zu allſeitigem Vortheile. Daß Marie eine übereinſtimmende Freundin in ihr gefunden, ſahen wir ſchon oben; aber jedes Mitglied des Hauſes befand ſich gut bei ihrer Gegenwart. Was ſie that und ſagte, ſelbſt wenn es, wie es oft geſchah, von Anderer Meinung abging, verlor durch die Feinheit ihrer Sitten und ihren unverbrüchlichen Anſtand alles Herbe. Ihre häuslichen Kenntniſſe und ihre Thätigkeit befreiten Frau von Holm von einem Berufe, zu dem ſie zu kränklich, und Sara noch viel zu jung war; und in geſellſchaftlicher Rückſicht belebte ihr Talent, Kinder im Geſpräche zu unterrichten, ihr Bedürfniß, ſich ſelbſt in den Anderen zu unterhalten, die einſamen Stunden, welche Frau von Holm im Krankenzimmer zubringen mußte. Holm's Amtsgeſchäfte hatten ſich vermehrt und brachten ihn mit allen Claſſen von Menſchen, beſonders bei häufigem Bereiſen des Landes, in Berührung; bei ſeiner Rückkehr theilte er gern kleine Begebenheiten, die er erlebt, Menſchenſchickſale, die er erfahren, Beobachtungen, die er gemacht, in ſeinem Familienkreiſe mit. Allen dieſen Intereſſen war Marie durch die Einſamkeit ihres Gemaches, durch ihre Neigung, ſich mit ſich ſelbſt zu beſchäftigen, entfremdet und hörte ihnen ohne Theilnahme zu; ja wenn ſie die Zeit ſeiner Abweſenheit leidend und einſam zugebracht hatte, ſtellte ſie wol zwiſchen der trüben Einförmigkeit ihrer Tage und den abwechſelnden Lebensbildern, die ihr Gatte beſchrieb, einen ſchmerzlichen Vergleich an. Holm bemerkte die Wirkung ſeiner unbefangenen Mittheilung, wog ſeine Worte ab und entwöhnte ſich des Erzählens. Das ward ihm ſchwer, Das that ihm weh, denn es widerſtrebte ſeiner freundlichen Natur; er ſuchte daher bei ſeinen Kindern die Theilnahme, die ſeine Frau zurückwies. Winfried ging mit Lebendigkeit in alle ſeine Intereſſen ein, da ihn ſeine Anlagen in das bunte Getümmel des Lebens zogen; er ertrug die Stille des Krankenzimmers mühſelig; er nahm die häufigen Liebkoſungen ſeiner guten Mutter mit Verlegenheit auf. Er hätte gern das Schwerſte für ſie gethan, aber in ſeinen Freiſtunden an ihrem Bette zu ſitzen, ihre Vögel zu füttern, ihre Blumen zu begießen, war ihm bitter. Es geſchah wol, daß er ſtundenweiſe in der Mittagshitze lief, in der Winterkälte umherſtreifte, um ihr einen Dienſt zu leiſten, einen Auftrag auszurichten; — lobte aber dann die Mutter mit zärtlicher Rührung ſeine kindliche Hingabe, ſo wendete er verlegen das Geſicht ab, denn das Bewußtſein drückte ihn, daß er lieber der Hitze und der Kälte trotzen als in der Mutter Zimmer hatte eingeſperrt ſein wollen. Sara hingegen, die ganz Empfindung und Hingebung war, gefiel ſich bei der Mutter gemüthvoller Weichheit und blieb gern bei ihr, wenn Winfried des Vaters Einladung zu langen Spaziergängen mit Eifer folgte. Bald bildete ſich eine Trennung im Einfluſſe der Aeltern auf die Kinder; Holm überließ Sara ſeiner Frau, jemehr Winfried ſich ihm anſchloß, und auch hier ward Anna, durch ihre Theilnahme an beiden Kindern, ein Band, das ſie in geſellſchaftlichen Stunden zu vereinigen wußte. Holm, dem es ſichtbar war, wie ſeines Sohnes Knabenneigungen gegen ſeiner Mutter Weichheit anſtrebten, erſchrak bei dem Gedanken, daß ſie ihre Liebe von ihm gekränkt fühlen möchte; er bemühte ſich daher, Winfried durch vernünftige Gründe zu liebevollerer Nachgiebigkeit zu bewegen. An Liebe fehlte es dem guten Knaben nicht, deshalb nahmen ihm des Vaters Ermahnungen nur ſeine

Unbefangenheit. Im Streite mit ſeiner derben Natur und ſeinem kindlichen Herzen hätte er ein Heuchler werden können, wenn er von ſeinem Vater nicht das Beiſpiel männlicher Offenheit ſtets vor Augen gehabt hätte; da es ihm aber leichter ward, ſeine Gefühle zu bemeiſtern, als ihm fremde zu äußern, ward er verſchloſſen und gewann mehr Selbſtherrſchaft, als es in ſo jungem Alter zuträglich iſt. Doch alle dieſe Unvollkommenheiten und Irrthümer fanden zwiſchen Menſchen ſtatt, die in einem Punkte unabänderlich übereinſtimmten, in herzlicher Liebe; und die ein Ziel hatten, dem jeder auf ſeinem Wege entgegenſtrebte: gut zu ſein. Machten ſie einander auch nicht ſo glücklich, wie es hätte ſein ſollen, ſo achteten ſie ſich daher doch hoch, und manche heitere, erhebende Stunde flocht ſich in ihr Leben, ſowie ſie in der Erinnerung immer meinten, es ſei ihnen des Glückes viel mehr, dem Einen durch den Andern, geworden als des Leides. So verfloſſen einige

Jahre, und das letzte wurde ſehr wehmuthsvoll, da es Mariens Leben beſchloß. Schon lange dem entſcheidenden Momente entgegenharrend, hatte ſie ihre letzten Tage durch verdoppelte Bemühung, alle ihre Lieben zu erfreuen, verſchönert; dankbar, verzeihend, Verzeihung erbittend, zuverſichtlich in der Hoffnung des Wiederſehens ſchied ſie dahin. Holm's Schmerz war tief, eingreifend und heftiger, als ſeine Umgebungen errietben. Er hatte mit Einfalt des Geiſtes die verſchiedenen Abſtufungen ſeines Lebens durchſchritten; er hatte geſtrebt nach Ehre, nach Liebe — und hatte ſie errungen. Dieſe gewährten ihm kein idealiſches Glück, aber er hielt ſein Loos dennoch für das ſchönſte und ſuchte es mit freudigem Muthe zu bewahren. Deshalb war er ein treuer, herzlicher Ehemann, zuverſichtlich in ſeinem Beſitze; war ein froher, ſorgſamer Vater, bemüht, auf ſeine Kinder zu wirken, damit ſie, durch Verdienſt zu Anſprüchen berechtigt, durch Selbſtherrſchaft unabhängig würden. Sein wackerer Wille reichte aber nicht aus; Verſchiedenheit der Anlagen und Kräfte brachte Entfremdung zwiſchen ihm und ſeiner Gattin hervor und nöthigte ihn, da er nichts Beſſeres wußte, zu einer Künſtlichkeit im Hausleben, die ſeiner Natur widerſtrebte. Selbſt die Aelternliebe, jenes, der Natur gemäß, allvereinigende Band, machte dieſes Paar nur milder, vereinigte es aber nicht. Marie, über die bittern Stunden ihres Lebens, über die Entbehrungen ihrer beſchränkten Jugend grübelnd, wollte ihren Kindern jede ſchmerzliche Empfindung, jedes Opfer erſparen; Holm wünſchte, ſie früh an den Gegenſatz von Mühe und Ruhe, von Entſagung und Genuß zu gewöhnen. Unter gemeinen Seelen hätte dieſer Zwieſpalt Zerrüttung geſchaffen, Holm und ſeine Frau aber hatten Grund, ſich zu achten; darum gaben ſie einander nach, ehrten ihre Rechte, glaubten Beide, Opfer zu bringen, und thaten es auch, und wie unvollkommen auch, blieb ihre Ehe eine würdige, wennauch nicht immer glückliche. Als aber das Weib ſeiner Jugendliebe vor ihm im Sarge lag, dünkte es Holm, er habe nicht die rechte Art gefunden gehabt, gegen ſie das Rechte zu thun; es war ihm, als hätte er mehr thun ſollen, als ihre Schwächen ertragen, als ſeinen Widerſpruch mildern, — als hätte er ſie lehren ſollen, weiſe zu ſein, wenn er wirklich weiſe geweſen wäre. Ihm war's zu Muthe wie dem Wanderer, der ſeinem ſchwächeren Gefährten vorauseilt und ihn endlich verſchmachtet auf dem Wege niederſinken ſieht, den er rüſtig zurücklegte; könnte er ihn wieder beleben, gern trüge er ihn auf ſeinen Schultern den noch übrigen Weg. Solche Selbſterkenntniß, der wir faſt bei dem Sarge jedes mit uns in näherer Berührung Geſtandenen ausgeſetzt ſind, ſoll uns nicht entmuthigen; nein, ſie ſoll uns anſpornen, daß uns bei dem Anblicke des nächſten befreundeten Todten nicht ſo bittere Früchte der Selbſterkenntniß reiſen. Doch die wir wirklich ernten mußten, reiſen unſer Gemüth; alle Bilder der Vergangenheit treten ſchärfer hervor, wir betrachten ſie aufmerkſamer, und deshalb nimmt mit dem Alter dieſe Selbſterkenntniß, wo ſie ſtattfindet, zu. Wenn aber das ſittliche Gefühl nie hinlänglich geübt ward, um letztere thätig zu machen, erſchlafft ſie ganz, und da die abgeſtumpfte Fähigkeit für geiſtigen Genuß hinzukommt, zeigt ſich uns ſo oft der traurige Anblick von Rohheit, Härte und Selbſtſucht bei weit vorgerückten Jahren. Verächtlich und verachtet ſchleicht das Alter unter uns umher, das der Gegenſtand der Ehrfurcht ſein ſollte; — gewiß, der peinigendſte Anblick für ein fühlendes, der warnendſte für ein verwahrloſtes Herz.

Holm ſuchte die Wunde, die ſeiner Marie Tod ihm geſchlagen, nicht ſchmerzſcheuend, zu heilen; er wachte ſorgfältig über ſich, um wohlthätig gegen ferne und nähere Mitmenſchen zu ſein, vor allem ſeine Sara vor der Weichheit, die ſeiner Marie ſchöne Eigenſchaften unzulänglich gemacht hatten, zu hüten. Aber hier reichte ſein Einfluß nicht aus, denn der, welchen Anna übte, war mehr mit dem Leben jedes Tages verwebt und ſtimmte mit Sara's Neigungen mehr überein. Frau von Holm hatte ſich von Anna ein feierliches Verſprechen geben laſſen, ihre Tochter bis zu ihrer Mündigkeit nicht zu verlaſſen, und Holm, die Verdienſte ihrer Freundin anerkennend, war zum Bürgen dieſer Verbindlichkeit ernannt. Anna ging ſie willig ein; ſie glaubte ſich Sara, die ihre Neigungen mit Leidenſchaftlichkeit ausſprach und ſie bisher alle auf ihre Mutter und ſie vereinigt hatte, ganz zueigen zu machen. In ihr hoffte ſie ihre Anſichten, ihre Denkart rein von Widerſpruch entwickeln zu können und einſt von Holm Dank und Segen zu empfangen, wenn ſeine Tochter, der Ehe entſagend, mit ihrem liebenden Herzen ſein Alter erwärmen und pflegen werde. In ihr hoffte ſie das Ideal aufzuſtellen, das ihr in Hedwig's Bildung durch Otto's Schuld misglückt war. Dieſe verkehrte Anſicht von ihrer Pflegeſchweſter Heirath lebte unauslöſchlich fort, neben der Achtung, die ſie dem Ehepaare nicht verſagen, neben der Freude an ihrem häuslichen Glücke, gegen das ſie nicht fühllos bleiben konnte. Wenn ſich ihr die Anerkennung von Hedwig's, durch Otto geſteigerter, wiſſenſchaftlicher Bildung, von ihrer häuslichen Thätigkeit, ihrer geſellſchaftlichen Liebenswürdigkeit aufdrang, machte ſie ſich glauben, dieſe Verdienſte hätte ſie als Eheloſe alle auch erwerben können, — ja ſie war faſt unmuthig, Hedwig's treue Klugheit und Hingabe als Mutter lebensfroher Kinder als ebenfalls verdienſtlich anerkennen zu müſſen. Hedwig kam durch ihres Mannes Beruf mit vielerlei Menſchen in Berührung, denen Anna in ihrem ſtreng conventionellen Kreiſe fremd geblieben war, und gerade dieſe mannichfaltigen Verhältniſſe, in denen Hedwig die Menſchen ſah, und an denen ſie thätig Theil nahm, bildeten ſie zur Vielſeitigkeit aus. Anna war ſehr überraſcht, wie ihr einſt die junge Doctorsfrau an einem traulich verlebten Abend erzählte, daß es ihr endlich gelungen ſei, einen ſchon lange entworfenen Plan, der in ſpäten Zeiten noch Gutes wirken könne, für die Ausführung reif zu ſehen. Sie ſetzte ihr darauf auseinander, wie ſie, durch ihres Mannes ärztlichen Beruf veranlaßt, in das Innere ſo mancher Familien angeſehener Beamten und Schulmänner geblickt und das Loos ihrer Töchter betrauert habe. Die Mehrzahl der Aeltern habe nicht Vermögen, um ſie dem im väterlichen Hauſe gewohnten Lebenswege gemäß zu verheirathen, noch weniger, ſie nach ihrem Tod auf dieſem Fuße zu verſorgen; die meiſten hinterlaſſen ihnen gar Nichts, und die kleinen Gnadengehalte hören mit der Minderjährigkeit auf. Doch dieſe ganz entſchiedene Armuth wirke noch am günſtigſten auf ſie, weil ſie oft durch eiſerne Nothwendigkeit Mittel zur Selbſtändigkeit in ihnen entwickele. Eliſabeth's Aeußerungen, fuhr Hedwig fort, haben ſie zuerſt auf die traurigen Folgen aufmerkſam gemacht, welche dieſe Verhältniſſe auf die Ehen hätten, da letztere häufig aus bloßem Bedürfniſſe nach Verſorgung geſchloſſen werden, wodurch die Menſchen verſchlechtert, die Kinder ſchlecht erzogen, und dieſer heilige Bund entwürdigt werde. Um ihren Mitſchweſtern ein Mittel anſchaulich zu machen, dieſer und anderen drückenden Lagen zu entgehen, habe ſie den Plan, eine kleine Zahl Waiſen, Töchter aus den gebildeten Ständen, die kein hinreichendes Einkommen beſäßen, um anders als in drückender Beſchränkung zu leben, oder bei reichen Verwandten als Lückenbüßerinnen die Broſamen ihres Wohlſtandes zu genießen, oder in untergeordneter Dienſtbarkeit bei Fremden zu leben, zu einem gemeinſamen Haushalte zu verbinden. Dieſe Töchter, die alle über vierundzwanzig Jahre zählten, würden ſich nun in einer gemeinſchaftlichen Wohnung vereinigen. Da ſie gleichen Standes und Stadtkinder wären, würde ihr geſellſchaftliches Leben durch große Verſchiedenheit ihrer Bekanntſchaften nicht ſtörend ſein; im häuslichen Leben ſollte eine jede, den Statuten gemäß, den Tag, die Mittagsmahlzeit ausgenommen, in ihrem Zimmer, oder wo es ihr beliebe, zubringen, nur Abends ſie, allein oder von Bekannten beſucht, ein gemeinſchaftliches Gemach vereinen. Hausmiethe, Bedienung und Nahrung koſte ihnen, bei ganz einfacher Lebensweiſe, viel weniger als einer Familie von ſo viel Perſonen, da ſie alle Hausarbeiten unter ſich theilen und deshalb wenig Dienſtboten bedürfen würden. Zur Beſtreitung jener Gegenſtände trage eine Jede gleichmäßig von ihrem kleinen Einkommen bei, und es bleibe ihnen Zeit genug, durch irgend eine ehrenvolle Betriebſamkeit oder ein Talent ſich einen Zuſchuß zu erwerben. Der Charakter des ganzen Vereins müſſe Familienleben ſein, ſein Gewinn eine tröſtliche Geſellſchaftlichkeit, auch außer dem Hauſe, und die Achtung der Edlergeſinnten. Deshalb, ſchloß Hedwig ihren langen lebhaften Vortrag, bitte ſie nun auch Anna, eine Gönnerin ihres neuen Schweſterhauſes zu ſein, ſowie ſie ſich ſchmeicheln dürfe, daß die würdigſten Damen der Stadt ihm ihre Achtung, und deſſen Mitgliedern ihren Umgang ſchenken würden.

Anna war faſt empfindlich, daß eine Andere einen Plan verwirklichen ſollte, den ſie ſo lange als Ideal mit ſich herumgetragen hatte. Holm nahm den lebhafteſten Theil daran, denn er gedachte ſeiner Schweſter, deren unglückliche Ehe von dem Streben nach einer ſolchen Verſorgung herbeigezogen wurde; er ließ ſich von Hedwig über jede Einzelnheit unterrichten, machte ſie auf einige Lücken in ihrem Plane aufmerkſam und ſagte endlich, ſich an Sara wendend: „So einen Verein lieber Lebensgefährtinnen wünſche ich Dir nach einer froh verlebten Jugend. Geld, auch wenn ich Dir ſolches laſſe, erſetzt ihn nicht; Eliſabeth's überwiegenden Geiſt der Wirkſamkeit kann Dir auch das eifrigſte Beſtreben nicht verſchaffen. Doch die Mittel, mein liebes Mädchen, ſind milde Geſinnungen, allgemeine Theilnahme, Eingehen in Anderer Bedürfniſſe, Anderer Denkart, welches den Umgang mit anders denkenden Menſchen erleichtert, auch bei mittelmäßigen uns Unterhaltung verſchafft; — denn ſehr irrig würde es ſein, ſich einzubilden, ſo ein Verein könnte durch gänzliche Uebereinſtimmung, durch inniges Herzensintereſſe erhalten werden.“ Nicht ohne Beziehung äußerte er ſich alſo. Er wußte, wie ſehr dieſes Streben nach Herzenverein ſeine gute Marie von den gewöhnlichen, alſo den Menſchen im Allgemeinen, entfernt hatte, und nahm mit Beſorgniß wahr, daß Anna's leidenſchaftliche Liebe für ihre Pflegetochter auch darauf ausging, ſie zu dieſem Herzen- und Geiſtesariſtokratismus zu verleiten. Anna fühlte ſich durch ſeine Bemerkungen getroffen; ſie flüchtete zu der nicht grundloſen Behauptung, daß die Menſchenliebe meiſtens an dieſer geſellſchaftlichen Fügſamkeit keinen Theil habe. „Wer ſie in ſich trägt, bringt ſie dahin mit," fiel Holm ein. — „Allein eine Beſchränkung ſeines Umgangs auf gleichgeſtimmte Seelen," erwiederte Anna, „hindert kein liebendes Gemüth, allhülfreich zu ſein." — „Doch, liebe Schwägerin," bemerkte Otto, der auch gegenwärtig war, „dieſe Beſchränkung ſteht dem Wohlthätigſein im Wege. Sie lernen in Ihrem enggezogenen Kreiſe die Bedürfniſſe der Menſchen nicht kennen, und den Menſchen mangelt das von Umgang und Gewohnheit bedingte Vertrauen, Sie zu bitten und Ihren Rath einzuholen. Deshalb ſind die Wohlthaten der Reichen, der Großen ſo oft an Abenteuerer und Unwürdige, die ſich zu ihnen drängen, verſchleudert, indeß Jene oft, das Bedürfniß nicht ahnend, dem ſie abhelfen könnten, kalt neben dem ſchweigend Leidenden vorbeigehen.“ Dieſe Bemerkung, die durch ihre Unwiderleglichkeit Anna beſchwichtigte, machte dem jungen Winfried, der beſcheiden zugehört hatte, außerordentlich viel Freude; Das war der Punkt, in dem Anna oft ſein Billigkeitsgefühl wie ſeinen Freiheitsſinn verletzt hatte, wenn ſie über ſeine Geſpielen, ſeine Theilnahme an Menſchen und Dingen, nach ihrem Maßſtabe von Bildung, aburtheilen wollte. Eifrig hörte er dem weitern Geſpräche der Männer zu, deſſen Intereſſe die Aufmerkſamkeit auf Anna’s Verſtimmung zerſtreute.

Das Geſpräch dieſes Abends hatte Holm und dem jungen Ehepaare die Aehnlichkeit ihrer Denkart deutlicher gemacht als je, aber auch in eben dem Grade Anna und ihre Pflegetochter von ihnen entfernt. Dieſe Letztere war nun funfzehn Jahre alt und begann die ihr von Anna angebildete Denkweiſe auf das Leben anzuwenden. Ihre überwiegende Empfindung wurde durch Anna genährt, durch gefliſſentliche Beſchäftigung mit ihr geſchärft, von ſogenannten Grundſätzen unterſtützt. Ihres Vaters männliche Faſſung und gleiche Stimmung nannte ſie bald: Leben für das Ganze, welches das Herz für die Liebe zu dem Einzelnen erkalte; Winfried's Träume für Freiheit und Recht, die damals unter den deutſchen Jünglingen zu erwachen begannen, erklärte ihr Anna als ein unſeliges Streben ins Weite, das allen häuslichen Herzenverein auflöſe. Eine gleiche Beſchuldigung traf den wackern Otto, bei deſſen Erwähnung Anna wol Gott dankte, daß Hedwig nicht mehr Gemüth beſitze, als dazu gehöre, um ſeinen proſaiſchen Verdienſten Beifall zu geben. Anfangs betete Sara, in jugendlichem Bedürfniſſe nach einer beſtimmten Anſicht des Lebens, dieſe Aeußerungen nur nach; die Menſchen ſelbſt, welche ſie betrafen, ſiegten bei jeder Zuſammenkunft mit ihr, durch ihren Werth, ihre Liebenswürdigkeit, über dieſe fremde Gewalt. Doch mit der Zeit nahm ſie manche ſolche Verkehrtheit in ihre Denkart auf und miſchte ihrer innigen Empfindung von Liebe, Dankbarkeit und Achtung für Vater, Bruder und Freunde — eine Wehklage, misverſtanden zu werden, ſowie über Vereinzelung unter den Menſchen bei, in welche die Jugend, in Ermangelung würdigerer Beſchäftigung ihrer Empfindung, gern verfällt, die aber als eine Krankhaftigkeit angeſehen werden muß. Indem ſie ſich erlaubte, die Männer, welche ihr die Verhältniſſe am nächſten geſtellt hatten, zu verurtheilen, gewöhnte ſie ſich, das ganze Geſchlecht mit Vorurtheilen zu betrachten, und ſo gerieth ſie nach und nach zu dem übermüthigen Vorſatz, unverehlicht zu bleiben. Holm hatte das weibliche Herz nur in ſeiner

Verbindung mit Marien kennen lernen, er war daher zweifelhaft, ob die ſtörenden Erſcheinungen in ſeiner Tochter Weſen Analogie mit ihrer Mutter, oder Eigenthümlichkeiten ſeien, die von ihren übrigen, ſo vortrefflichen Eigenſchaften beſtimmt würden. Ihre Abneigung gegen die Männer bekümmerte ihn bisher gar wenig; er ſchrieb ſie Anna's Einfluſſe zu, hielt ſie aber mit wahrer Weiblichkeit, die ſich in jeder andern Rückſicht ſo anmuthig in Sara ausſprach, für ſo unverträglich, daß er nicht zweifelte, ſie werde von dem Wohlgefallen an einem würdigen Manne beſiegt werden. Damit beruhigte er ſich lange und fiel gegen ſeine Tochter in eben den Fehler, den er gegen ſeine Gattin begangen hatte, in den einfache, heitere Männer, ſelbſt bei feſten Charakteren, ſo leicht verfallen: er überließ Das, was er nicht zu ändern wußte, dem Einfluſſe der Zeit. Winfried war weniger geduldig; der Wechſel zwiſchen Innigkeit und abſtoßendem Weſen, den ſich Sara erlaubte, verletzte ſeine Anſprüche an Vollkommenheit in der geliebten Schweſter. Die Erinnerung an ſeine gute Mutter hatte mit den Jahren, ſtatt zu verbleichen, an Lebhaftigkeit zugenommen, er glaubte in ſeiner Sara die Anklänge der Gemüthsart zu entdecken, die das Leben jener geliebten Todten, ſowie das ſeines Vaters getrübt hatte; denn daß Dieſes der Fall geweſen war, combinirte er ſich jetzt aus zerſtreuten Zügen, die er bei den Vorgängen ſelbſt ſorglos wahrgenommen hatte. Er ſann, wie ſeiner Sara zu helfen ſei. Kindliche Scheu, in ſeinem Vater ſchmerzliche Erinnerungen zu erregen, verhinderte ihn, Dieſem ſeine Unzufriedenheit zu entdecken; er wendete ſich alſo an Otto, der ihm nach dem Vater das Vertrauen am meiſten erleichterte. Otto, der ſeine Frau für viel geſchickter hielt als ſich ſelbſt, ihr Geſchlecht zu beurtheilen, zog ſie ins Geſpräch und bat ſie, ihrem jungen Freunde das Reſultat ihrer wiederholten Berathungen über das liebe junge Mädchen mitzutheilen. Hedwig war wol ein Bischen verlegen, Winfried über ſeine Schweſter zu beruhigen, ohne Anna's verkehrten Einfluß anzuklagen, — denn Anna zu ſchonen, durch Anerkennung ihr Dank und Achtung zu zollen, war ein Bedürfniß ihres Herzens. Ihr heiterer Sinn half ihr. Sie erinnerte Winfried halb komiſch an den Zeitabſchnitt im Leben der Knaben, den man die Flegeljahre nenne, und der doch nichts anders ſei als ein Misverhältniß der wachſenden Kraft zu den nichts bedeutenden Anläſſen, ſie zu üben; ſo einen Zeitpunkt müſſe das Mädchen auch überſtehen, welcher auf dem Misverhältniſſe lebendiger Empfindungen und den Gegenſtänden, ſie zu bethätigen, beruhe und ſich in dem Maß ins Gleichgewicht ſetze, wie die reiſende Vernunft den Werth des Lebens, ſeinen Ernſt und Genuß klarer einſehen lerne. „Tante," rief Winfried, — denn obſchon keine Verwandtſchaft zwiſchen den Familien beſtand, ward Hedwig in Holm's Hauſe ohne Ausnahme als Tante begrüßt — „Tante, an Gegenſtänden der Liebe fehlt es ihr doch nicht! Wen ich liebe, Den liebt ja auch ſie, und mir fehlt es nicht an liebhaben! im Gegentheil iſt mir's oft, als ſollte ich damit haushalten. Sehen Sie, wie ich noch ein Knabe war, hörte ich die Stiftsdame einmal ſagen, wie die Natur die Frauen auf lieben und helfen angewieſen habe; nie hat eine Aeußerung ſich mir ſo eingeprägt. — Mutter und Schweſter waren mir von da an lieber, die Frauen machten mich gar nicht mehr verlegen, denn ich wußte, wozu ſie da waren, und hörte ich von einer, die Das nicht that — Gott weiß, wie oft ich's mag misverſtanden haben! — ſo brach ich den Stab über ſie. Wie Sie, liebe Tante, Fräulein Anna vor ein paar Jahren von Ihrem Fräuleinverein erzählten, und ſo oft Sie ſeitdem ihres frohen Lebens, Ihrer Einigkeit, Ihrer Wirkſamkeit als Lehrerin und Alles dergleichen erwähnen, denke ich: Das iſt lieben und helfen, wie es die Stiftsdame gemeint hat. Das hat nun Sara ſo nahe und benutzt es nicht! Könnte ſie nicht dem Vater, Ihnen, mir, uns Allen wahre Freude machen, wenn ſie — ich kann Das nicht ſo ausdrücken — wenn ſie weniger vornehm in ihrer Liebe wäre. Der Vater, Sie, Otto, — Sie freuen ſich alle über meine Freuden, Sie nehmen Theil an allen meinen Nöthen, und wenn ihnen abgeholfen iſt, wird Alles wieder ruhig und heiter wie vorher Bei Sara muß ich nachdenken, ob ihr meine Freude auch der Mühe werth ſcheinen werde, ob meine Noth ſie nicht an alle Leiden der Welt erinnern werde, — und aus Beſorgniß geh' ich ihr lieber ganz aus dem Wege.“ Hier drang ſich ihm die Erinnerung ähnlicher Beſorgniß auf, die er am Krankenbette ſeiner Mutter empfunden, und er hörte recht wehmüthig zu ſprechen auf.

Hedwig erkannte in des Jünglings ihm ſo

fremder Herzensergießung, wie ſehr Sara's Verkehrtheit auf die Heiterkeit ihrer Umgebungen einwirkte. Fürs Erſte war ſie nur darauf bedacht, den guten Winfried zu beruhigen, damit er dem Uebel wo nicht entgegenarbeiten, doch es ſo unſchädlich wie möglich machen möge. „Der Darſtellung, die Sie mir machen, zufolge iſt unſere Sara von einer recht falſchen Vorſtellungsweiſe befangen. Sie ſchildern ſcharf und beurtheilen ſie ſtreng; ich nehme aber die Sache, wie Sie Ihnen erſcheint. — Sie muß von Dem, was Sie Vornehmthun nennen, zurückkommen und ihr Vorurtheil gegen die Männer beſeitigen. Wegen des Heirathens ſicherlich nicht, Das findet ſich am leichteſten; aber wegen des Wohlthätig- und Frohſeins. Zu beiden verhelfen wir ihr und die Zeit. Wir, wenn wir in einfach treuer Liebe unter einander und gegen ſie beharren, und die Zeit, — indem ſie dahinfließt. Gute Menſchen führt letztere zur Natur zurück, wie verirrte Kinder zur Mutter. Sehen Sie Sara für krank an! Einen Kranken muß ich ſchonen, ohne ihn zu verziehen; einem Kranken ſuche ich jede Verſagung mit verdoppelter Liebe zu erſetzen; ein Kranker kann mich nicht beleidigen. — Geduld und Wahrheit ſind unſere Waffen. Beweiſen Sie ihr durch Ihr Betragen, daß Männer-Freundſchaft und -Umgang zum Glücke des Weibes gehört; ich will ihr ohne Rede und Deduction darlegen, daß eine Gattin, eine Mutter ein ehrenwerthes, glückliches Geſchöpf iſt." — „Ja, an eines Otto's Seite." — „Nur Geduld! Sara's Otto wird auch erſcheinen; — wo nicht, beſitzt ſie Eliſabeth's Vorbild." So endete plötzlich, zum Ernſt übergehend, das Geſpräch. Winfried ſchöpfte, ſich freudig aufrichtend, tief Athem, als ſei der Knoten gelöſt.

Winfried's Abreiſe zur Univerſität rückte herbei. Holm und ſeine Freunde betrübten ſich, ſein herzliches, offenes Weſen zu entbehren. Anna, ob ſie gleich Alles mit Empfindung behandelte, hatte nicht die Gabe, herzlich zu ſein; ſie fing ſogar an, die der geſellſchaftlichen Unterhaltung durch eine Paradoxie, die oft an Erbitterung grenzte, zu verlieren; und Holm kam jetzt in die Jahre, wo die Hausväter nicht mehr gern Freuden und Freunde außer dem Hauſe aufſuchen, ſondern ſie um ihren Herd zu verſammeln wünſchen. Da geſchah, wenngleich von Sorgen begleitet, das Liebſte und Beſte: Eliſabeth kündigte einen langen Beſuch an. — Sie war mit Hedwig in einigem Verkehre geblieben, hatte ſie in Ar* beſucht, um ihre Enkel — wie ſie Otto's Kinder nannte — kennen zu lernen, und Hedwig war, bei mehr wie einer Reiſe nach Br., Zeugin von Eliſabeth's wohlthätigem Wirken, dem erfreulichen Gedeihen ihrer Unternehmungen geweſen. Fortwährend hatte Letztere ihren Einfluß auf ihre geliebten Pflegekinder durch ihre Briefe erhalten. Geiſtesbildung in ihnen zu befördern und ſie unaufhörlich für das praktiſche Leben in Anſpruch zu nehmen, war der Inhalt und der Zweck ihrer Briefe. Literatur und Menſchenleben gaben den Stoff, Güte und Geiſt war ihr Charakter. Vielleicht wird in ſpätern Jahren eine Auswahl dieſer Briefe dem Drucke übergeben; — ſie würden Frauen und Mädchen einen Schatz von Unterricht und Gemüthserhebung gewähren. Eliſabeth hatte von jeher ein kurzes Geſicht gehabt; ſie hatte ſchon in früher Jugend — es war gleich nach Sophiens Tode, und die Aerzte leiteten ihr Uebel von der angeſtrengten Pflege ihrer Freundin her — eine ſehr heftige Augenkrankheit gehabt. Dieſe kehrte verſchiedene Male zurück und ſchwächte ihre Sehkraft je mehr und mehr. Die Raſchheit ihrer Bewegungen, ein gewiſſer Grad mechaniſcher Geſchicklichkeit, und der Umſtand, daß ihr Geſicht in großer Nähe ſcharf blieb, erhielt die Sorgloſigkeit ihrer Freunde; ja gleichgültige Menſchen zweifelten wol an der kranken Schwäche von Augen, die von früh bis Abend angeſtrengt blieben. Eliſabeth hatte nie ärztliche Hülfe vernachläſſigt, allein ſeit vielen Jahren war ihr jene Unbequemlichkeit zur Gewohnheit geworden; als dieſelbe jetzt ſehr ſtörend zunahm, hatte ſie eine unüberwindliche Abneigung, von Neuem den Arzt zu befragen. Die Erwartung, endlich blind zu werden, war, ſeit ihrem erſten Augenübel, durch unvorſichtige Aeußerungen ihres Arztes und dadurch veranlaßtes Leſen mediciniſcher Schriften, zur feſten Ausſicht für ſie geworden, die von ihrer Vernunft, wie die Furcht vor dem Tode, beherrſcht ward, die ihr aber auch unvermeidlich ſchien wie jener. Dieſe insgeheim genährte Ueberzeugung ſtörte ſie an keinem Genuſſe, an keiner Thätigkeit. Je näher ſie ihr zu rücken ſchien, je weniger konnte ſie ſich entſchließen, den Arzt darüber zurathezuziehen, da ſie fürchtete, ſein Urtheil werde ihre Freunde erſchrecken, Vorſichtsmaßregeln, vergebliche Verſuche nachſichziehen, welches Alles ſie mehr ſcheute als die gewohnte Ausſicht auf Blindheit, die ſie als den letzten Abſchnitt ihrer Lebensbahn anſah, welcher ſie leiſe und beruhigend vom irdiſchen Daſein ablöſen ſollte. Seit einiger Zeit griff aber ihre Augenſchwäche ſo hemmend in ihr Tagewerk ein, daß ſie dem Pflichtgefühle, ſich Otto anzuvertrauen, Gehör gab. Dieſer hoffte noch das Beſte. Er ſuchte alle Furcht von Hedwig zu entfernen und machte es zur erſten Bedingung ſeiner Cur, daß die geliebte Pflegemutter auf unbeſtimmte Zeit ſeine Hausgenoſſin werde. Mit Frohlocken ward ſie von ihren Kindern, mit herzlicher inniger Freude von dem alten Freundeskreis empfangen. Holm ſah ihre Nähe für ein Geſchenk der Vorſehung an; denn ſie konnte am zuverläſſigſten auf ſeine Sara wirken, ihre heitere Weisheit allein Winfried's jugendlichen Frohſinn erſetzen. Am lauteſten bezeigte Winfried ſelbſt ſeine Freude. Eliſabeth war, durch den

Platz, den ſie in Aller Herzen einnahm, ſein Ideal weiblichen Verdienſtes geworden; jetzt da er ſie bei ſeinen Lieben zurückließ, hielt er Alle für geborgen. Gern hätte er ihr ſeine Sorgen über Sara's Kopfhängerei und Anna's Unmuth mitgetheilt, aber dazu war er zu ſchüchtern, war auch überzeugt, ſie werde die Verhältniſſe ſehr bald, ohne fremdes Zuthun, überſehen. Recht rührend war es, den guten, noch ein wenig ungewandten Jüngling zu beobachten, wie er durch die kindlichſte Dienſtbefliſſenheit gegen Eliſabeth ſchon ſeine Dankbarkeit pränumeriren zu wollen ſchien. Er ließ ſie, wenn er bei ihr war, keinen Schritt außerhalb des Zimmers allein thun und erſpähte die Stunde, wo ſie einen Ausgang machen wollte, um ſie an ſeinem Arme zu führen. Wirklich hatte er ſich in ſeinen Hoffnungen, für Sara's Erheiterung durch ſie, nicht betrogen. Es war dieſer Frau als Göttergabe zugeſellt, daß ihr Umgang mit dem Schickſale, dem Leben, dem Schmerze ſelbſt verſöhnte, weil ſie nie überſpannt, immer innig, nie heroiſch, aber immer muthig zuwerkeging. — Sara erfreute ihren Vater nicht wenig, als ſie von ihr ſagte: ihr Geſpräch verbindet immer die Erde mit dem Himmel, und die Freude mit dem Schmerze. Ruhig über ſeiner Lieben häuslichen Frieden, und ſehnſüchtig nach einer neuen, ihm unbegrenzt ſcheinenden Welt, reiſte Winfried im Frühjahre 180 . . . nach Göttingen ab.

Wir haben wenig Begebenheiten zu erzählen; Seelenbildung durch den Fortſchritt der Zeit zu ſchildern, iſt unſer Zweck. Deshalb rücken wir hier einige Briefe Sara's an Winfried ein, welche die Fortſchritte ihrer Ausbildung ſchildern.

„Im Mai 180 . . Du wäreſt recht im Irrthume, wenn Du meinteſt, ich habe erſt jetzt an Dich gedacht, da ich erſt jetzt Dir ſchreibe. Das laß Dir Deine Blumen ſagen, die ich gepflegt; Deine Vögel, die ich gefüttert; Deine Kaninchen, denen ich mehr Kohl zutrage, als ſie verzehren können. Ich glaube, Du haſt einen Zauberſpruch über Alles, was Du zurückließeſt, ausgeſprochen, denn ich liebe, was ich ſonſt haßte, und laſſe fahren, was mir ſonſt lieb war. Gewiß, es iſt ſo! Denke, daß ich am Schluſſe der Gymnaſiumsſtunden ans Fenſter gehe, um den jungen Welſer zu ſehen, der mir, als Dein täglicher Umgang, ſo widrig war; und mich freue, wenn er mich grüßt. Und zwei Mal legte ich die „Hebe" von meinem Muſikpulte zurück, weil es mir vorkam, als hätteſt Du Recht, daß es keines Heldenmuthes bedürfe, ſich einen Dorn in die Finger zu ſtechen. Du guter Winfried haſt es ja — ohne Dich zu rühmen — oft für mich gethan, wenn Du mir Eglantinen nach Hauſe brachteſt, oder biſt naß wie ein Froſch geworden, um mir Nymphäas aus dem Teiche zu holen. Höre, Winfried, ſeit Du fort biſt, iſt mir manchmal eingefallen, daß ich aus Widerſpruche Fehler beging, weil Du mir Tugenden aufdringen wollteſt. Guter Winfried, Das ſoll nicht mehr geſchehen.“

„Stell Dir nur vor, wie gütig die Stiftsdame mich auszeichnet! Weil ihr Otto jede Anſtrengung ihrer Augen unterſagt, hat ſie mich zu ihrem Geheimſchreiber bei ihren Erziehungs- und Armengeſchäften ernannt. Wenn es ſchlechtes Wetter iſt, leſe ich ihr auch Nachmittags vor; — denn wenn ſie im Freien ſitzen kann, ſo lieſt ſie in Blumen und Gräschen, im Vögelgezwitſcher und Mückengeſumſe Schöneres, als ein Buch ihr ſagen mag — wenigſtens ſieht ſie ſo glücklich, ſo begeiſtert aus, als höre ſie eine Hymne — ach, und rührt mich unendlich, wenn ſie ſich tief bückt, eine Blume zu erkennen, und dann, um ſie zu pflücken — ſie, die ehedem Raſche! — langſam nebenhintappt, weil ihr Auge ſie trügt. Früh zahlt ſie Deinem Herrn Chaunay drei Lectionsſtunden, um ihr in ſeiner Sprache vorzuleſen. Sie hatte zugehört, wie Du den Mann dem Vater empfahlſt. Da ſie die Stunden gewählt hat, wo die jungen Leute alle im Gymnaſium ſind, braucht er keinen Schüler deshalb abzuweiſen, hat ein anſehnliches Honorar und fühlt ſich ſehr geehrt, der Lector ſo einer Dame zu ſein. Die Stiftsdame beurtheilt ihn ſo günſtig wie Du; ſie findet ihn in allen Fächern der Literatur bewandert und läßt ſich oft in Geſpräche mit ihm ein, bei denen ihr ſeine Denkart und ſein Ausdruck gefällt. Wenn ſie Recht hat, — und ſie hat faſt immer Recht! — ſo thut mir das Herz recht weh, daß ich des Mannes Höflichkeit ſo oft zurückſtieß, wenn ich ihm auf Deinem Zimmer begegnete. Wenn er kein Geck oder Abenteurer war, muß es ihn doch geſchmerzt haben. Ich kann Dir nicht verhehlen, daß Herr Chaunay einen Auftritt in unſerm kleinen Zirkel veranlaßt hat, der mir einen Stachel im Herzen zurückgelaſſen hat."

„Die Stiftsdame ſprach von dieſem Franzoſen und erfreute den Vater durch ihr Urtheil; denn Deiner Bitte eingedenk, ihn zu protegiren, hat ihn Letzterer Eliſabeth empfohlen. Meine liebe Anna, deren Abneigung gegen die Franzoſen nun einmal ihre unbillige Seite iſt, meinte, es ſei immer ſicherer, ſolchen Leuten nie einen geſellſchaftlichen Zutritt zu erlauben, ſie ſei immer froh geweſen, wenn die Lection zu Ende, und der Lehrer aus der Thür geweſen ſei. Deshalb ſei ihr auch Dein Umgang mit Herrn Chaunay immer verhaßt geweſen. „Liebe Freundin“, nahm die Stiftsdame das Wort, „dieſer Umgang hat Winfried gewiß nicht geſchadet. Herr Chaunay iſt ſehr geeignet, eines Jünglings Sitten zu bilden; er ſcheint den Stolz und das Ehrgefühl eines unbeſcholtenen Mannes, ſowie das Betragen eines Mannes aus der beſten Geſellſchaft zu beſitzen.“ Ich miſchte mich nun ins Geſpräch und bekannte aufrichtig, was mich, nach dem Urtheile, daß die Stiftsdame über den Mann gefällt hatte, innig beſchämte. Er wird mich für recht grob gehalten haben, ſetzte ich ganz kleinlaut hinzu. „Grob biſt Du gewiß nicht geweſen“, ſagte Anna, ſichtbar durch Eliſabeth gereizt, „es iſt mir recht lieb, wenn der Aventurier gemerkt hat, daß Du Dich von ſeinen Courbetten nicht blenden ließeſt.“ Der Vater wechſelte die Farbe, wie er zu thun pflegt, wenn er ſeines Unwillens Herr zu bleiben ſucht; Eliſabeth wendete ſich aber, als hätte ſie Anna's Rede nicht gehört, zu mir: „Liebes Kind, er wird Sie perſönlich nicht für grob gehalten haben, aber Ihr kleiner Irrthum — eigentlich Ihre kleine Unmenſchlichkeit — (wie können ihre erblindenden Augen noch glänzen, wenn ſie ſo ſpricht!) — wird ſeine allgemeine Meinung über unſere Nation beſtärken, und Das thut mir bei jedem Anlaſſe von Neuem weh. Die Franzoſen ſagen nicht von einem Deutſchen, er ſei grob, allein ſie glauben, die Deutſchen ſeien eine unfreundliche, ungezogene Nation. Ein ſolches Urtheil iſt aber hier nicht das Wichtige, — wichtiger iſt mir, daß Sie nie nationelles Vorurtheil zu der Härte gegen dieſen Mann verleitet hat. Wenn Herr Chaunay nun mit ſchwerem, ſchwerem Herzen in dem fremden Lande lebt, wenn die Stunden, die er mit Winfried zubrachte, ſeine tröſtlichſten waren — und ſo hat er mir ſchon mehr als ein Mal geſagt —, und Winfried's Schweſter verſagte ihm die Anerkennung ſeiner Menſchenrechte, die wir in unſerer conventionellen Welt in vielen Fällen nur durch Höflichkeit anerkennen können! — — Als ich ſo alt war wie Sie, befand ſich unter den Fremden, die mein Vater an ſeinen Tiſch lud, ein ſehr junger Mann, der aus einem Militairinſtitute kam und über See geſchickt werden ſollte. Er ſaß neben mir, und ohne ſich um meine Unterhaltung zu bekümmern, aß er mit ganz ungemeinem Eifer. Das verdroß mich, da mich die jungen Herrn verwöhnt hatten, und ich ließ, als nachher von ihm unter uns geſprochen wurde, meinen Muthwillen über ihn aus. Mein Vater bat mich, erſt zu hören, wer der Verſpottete ſei: der Sohn nämlich, eines reichen, vornehmen Mannes, der bis ins zwölfte Jahr in allem überſchwänklichen Luxus aufgezogen ward. Da verlor der Vater ſein ganzes Vermögen, wie es in Handelsſtaaten den Reichſten gehen kann, wurde von ſeiner Regierung verdächtigt, ſtarb aber früh genug, um nicht Schmach zu erfahren. Dieſer ſein Sohn ward, auf Koſten des Landesherrn, in dem Militairinſtitute erzogen und trat jetzt in activen Dienſt. Man bedenke nun, wie der junge Menſch, in den Jahren, da die Knaben Kraft zum Wachſen brauchen, von der üppigen Tafel des Vaterhauſes zu der ſchmalen Inſtitutskoſt überging, und unſer Tiſch ihm, nach ſechs Jahren wahrſcheinlich zum erſten Male wieder, das Gefühl des poſitiven Sattwerdens gab! — „Mein ätheriſches Fräulein", ſetzte der liebe Vater in ſeinem ganz originellen, ſpöttiſchen Tone hinzu, „wenn Herr v. . . . in zwanzig Jahren als Gouverneur von Batavia zurückkehrt, wird er die Ehre, Ihre Unterhaltung den Paſteten und Cremen vorzuziehen, gelernt haben." — So ſprach ſie ungefähr. Alle lachten über ihre lebendige Darſtellung, aber ich ſchämte mich von Neuem. Eliſabeth hatte Anna ebenſowol wie mich belehrt, aber Anna hat ihre kleine Härte ſo ſchön, ſo edel verſöhnt! Sage es Niemandem, ſo will ich es Dir anvertrauen."

„Eliſabeth hatte bemerkt, daß Herr Chaunay, ungeachtet des warmen Wetters, ſeinen dicken Winterrock immerfort trug; bei dem Geſchwätz über ihn ward auch Dieſes erwähnt, und der Wunſch geäußert, ohne Verletzung ſeines Zartgefühles ihm eine angemeſſenere Kleidung zu verſchaffen. Den nächſten Tag ſah ich Deinen Schneider verſchiedene Male in Anna's Zimmer gehen. Sie ſchnitt Futtertuch ab, ließ ein Dutzend weiße Halstücher für Dich nähen, — Alles, ohne ſich über ihre Geſchäftigkeit zu äußern. Endlich kam der Schneider mit einem großen Pack. Ich war in Anna's Zimmer und ſah, wie er ihr einen ſehr artigen Frack von leichtem Tuche, mit Unterkleidern von Sommerzeuge, vorzeigte; Alles recht nett, aber ſo, wie man es von ſehr Vielen auf der Gaſſe tragen ſieht. Ich dachte: Das wird Winfried keine große Ehre ſein! — aber Du weißt wohl, daß Anna es nicht leiden kann wenn man ungefragt Bemerkungen vorbringt. Sie legte die Halstücher und noch etwas feines Leinenes — etwa Taſchentücher? — hinzu und befahl dem Schneider, Alles ſorgfältig zu falten, hatte Packbedürfniſſe bei der Hand und ließ es einpacken. Während ſie an ihr Büreau ging, Geld zu holen, mußte ich Deine Adreſſe auf ein als Brief gefaltetes Papier ſchreiben. Da Du erſt bei Deiner Abreiſe ganz neu ausgeſteuert worden warſt, kam mir Das ſeltſam vor; eine dunkle Ahnung von Anna's Intrigue ſtieg in mir auf und verbot mir, eine Frage an ſie zu thun. Den folgenden Abend, als wir uns um die Stiftsdame verſammelten, empfing Dieſe Anna mit einer Wärme, die ſie, zu meiner Bekümmerniß, gewöhnlich nicht gegen ſie hat. Im Laufe des Abends, den ſie noch mehr, wie ſie doch immer thut, durch ihr Geſpräch belebte, ſagte ſie, an uns Alle gerichtet: „Wenn Ihr ſchweigen könnt, will ich Euch eine hübſche Geſchichte erzählen. Heute las mir mein Herr Chaunay eine neue Broſchüre über Rouſſeau's Leben und Charakter vor. Des wunderlichen Mannes Eigenſinn, die Unterſtützung ſeiner Freunde nicht anzunehmen, wurde darin als Edelmuth gerühmt, und auf eine ſo prahlhafte Weiſe, daß ich — wie es oft geſchieht — die Lectüre unterbrach und, nicht ohne Abſicht, über das Verhältniß des Empfängers zum Geber ſprach: wie unter Umſtänden der wahre Stolz, das wahre Ehrgefühl, die wahre Menſchenliebe darin beſtehen könnte, Unterſtützung anzunehmen. Bei beſtimmten Unglücksfällen geſchähe Das von den Stolzeſten ohne Sträuben. Ich habe nie gehört, ſagte ich, daß Abgebrannte, und wenn es die Bewohner eines Schloſſes wären, Obdach und Kleidung, ſelbſt von ihren Unterthanen, abgewieſen hätten. War Das in der Gewißheit, ihnen einſt vergelten zu können, — ſo iſt Vergelten in einem ſehr beſchränkten Begriffe genommen und ſetzt Geber und Empfänger zu Handelsjuden herab. Der Bedürftige, der ſich bewußt iſt, gegeben zu haben, als er noch hatte, und erſtatten zu wollen, ſobald er könne, ſollte mit Vertrauen Unterſtützung annehmen, im Glauben an ſeine und an die Würde des Menſchen. Und dieſes Erſtatten, ſetzte ich, eine ſichtbare Unruhe in meines Franzmannes Benehmen wahrnehmend, hinzu, dieſes Pränumeriren auf künftige, und Liquidiren empfangener

Dienſte iſt, nach meiner Anſicht, eine Abrechnung zwiſchen unſerem Gewiſſen und Gott, die weder Stolz noch Menſchenfurcht ſtören dürfen. So ſtelle ich mir vor, mein guter Herr, ſagte ich, daß der weſentliche Dienſt, den Sie mir durch Ihre literariſchen Unterhaltungen erweiſen, vielleicht die Mühe eines Lehrers, die Opfer eines Freundes vergilt, der ſich um die Bildung Ihrer Jugend verdient gemacht hat. — Ihr könnt wol denken, daß ich nicht allein perorirte; aber der Mann widerlegte mich auch ſehr ſchwach, er ſetzte mir nur Zweifel entgegen. Jetzt ſtand er auf und betrachtete nachſinnend meine Blumen. Es that mir ſo weh! ich glaubte, er bedürfe Unterſtützung und könne das Wort der Bitte nicht finden, und ihm zuvorzukommen, wagte ich nicht. Plötzlich wendete er ſich zu mir und ſagte entſchloſſen: Gnädige Frau, Sie haben, ohne es zu ahnen, meine gegenwärtige Lage erörtert. Ich leide keinen Mangel, und wenn ich

Tauſende hätte, würde mir mein Gefühl nicht erlauben, mehr zu verthun, ſolange ſo viele meiner Unglücksgefährten mit der Noth kämpfen. Der Contraſt zwiſchen meinem treuen Winterrocke und der Wärme der Jahreszeit muß aufgefallen ſein. — Sein ſatyriſches Lächeln, ſein Erröthen, Thränen, die ſich in ſeinen Augen ſammelten, bewieſen, daß ſein Scherz aus keinem fröhlichen Herzen entſpringe. — Tante Anna, die bisher ebenſo unruhig wie Herr Chaunay der Stiftsdame zugehört hatte, ſagte hier, ſie unterbrechend und, obſchon uns Allen dieſelbe Bemerkung auf den Lippen ſchwebte, nicht recht zart: „Stiftsdame, Sie ſehen ſehr ſcharf, wenn ſie gern ſehen.“ Eliſabeth's blaſſes liebes Geſicht überflog eine zarte Röthe. Sie wendete ſich zu Otto und ſagte ſehr flüchtig: „Lieber Augendoctor, erkläre doch gelegentlich den jungen Leuten, wie unter beſondern Umſtänden ein Lichtſtrahl einzelne geſunde Nervenfäſerchen meiner kranken Augen ſtreifen und mich einen Gegenſtand deutlich erkennen laſſen kann.“ Darauf fuhr ſie, als ſei Nichts vorgefallen, in Herrn Chaunay's Rede fort: „Das veranlaßte wahrſcheinlich (der Winterrock) ein Geſchenk, das ich heute früh von unbekannter Hand erhielt: einen Sommeranzug, den ich nicht zurückzuſchicken weiß, deſſen Geber ich nicht errathe, den ich nicht zu benutzen, gottlos, — einem Nackten zu ſchenken, lächerlich finde; der mich, legte ich ihn an, wie das Gewand des Neſſus brennen würde.“ . . . Der Mann ſprach mit mühſam unterdrückter Heftigkeit. Ich ſagte mit Zittern — deshalb, Otto, war mein Puls noch unruhig, als Du mich beſuchteſt —: das Buch, welches Sie und ich über Alles ehren, ſpricht von einem Tage, wo geſagt werden ſoll: Ich war nackt, und Du haſt mich gekleidet. Dieſe Worte werden auch von dem unbekannten Geber Ihres Geſchenks gehört werden, und von Ihnen; — werden Sie dann heiterer aufblicken, wenn Sie jenes wohlwollende Geſchenk freundlich benutzt und hundert Mal an Ihre Brüder erſtattet haben, oder wenn Sie es von ſich wieſen und Ihren Freunden den Sonnenſtrahl verbitterten, der ſie wohlthätig wärmt? — Er ſtand mit feſt gefalteten Händen vor mir — ich ſah ihn nicht an —, endlich ſagte er: „Es lag ein Zettel in dem Pack, mit den Worten in meiner Sprache: Als Beweis der Achtung und des Dankes.“ — Nun da ſehen Sie! es giebt mehr Leute, die meine Anſicht theilen. — Nun nahm er das Buch und las weiter, als ſeien wir nicht geſtört worden. . . . .“ — „Und heute Nachmittag“, rief Otto, ſie freudig unterbrechend, „begegnete ich ihm in einem ſauberen blauen Fracke mit leichten Unterkleidern.““

„Kannſt Du Dir denken, daß wir Frauenzimmer alle ſtill weinten? Ich errieth den ganzen Zuſammenhang, aber ein ernſter Blick von Anna lehrte mich ſchweigen. Wie die Stiftsdame Anna's Geheimniß errathen hatte, weiß ich nicht, aber geſchehen war es, obſchon ſie kein Wort davon ſagte. Uns Allen ging es ebenſo, aber einen froheren Abend haben wir nie zuſammen verlebt! es war ein wahres Frühlingsleben, wie in den Blumen und Büſchen umher."

„Anna hat Nachrichten bekommen, die ſie und Hedwig durch Freud' und Leid ſehr erſchüttert haben. Ihr Bruder Bodo, — Du weißt wol, er iſt Hedwig's rechter Bruder; wie er in Dienſt ging, war ich noch gar klein, Du haſt ja aber mit Otto ſehr oft von ihm geſprochen — alſo Bodo, von dem ſie lange keine Nachricht gehabt, welches Otto den Kriegsunruhen zuſchrieb, hat Dieſem ſeine Rückkehr aus Batavia gemeldet. Er landete mit ſeiner Gattin und ſeinen Kindern in einem holländiſchen Hafen, bringt große Reichthümer, aber nur einen Arm mit; — der Unglückliche ward im Kriege verſtümmelt und iſt von dem ſchädlichen Klima ſehr geſchwächt. Er will Güter in unſerer Gegend kaufen, will Landmann werden, oder doch Pitt, ſeinen Sohn, — was das für ein dummer Name iſt! — zum Landjunker — ſagt Anna ziemlich bitter — erziehen. Anna iſt über Bodo's verlorenen Arm — und mir dünkt über ſeine Ehe, bis jetzt untröſtlich. Tante Hedwig war tief erſchüttert über ihres geliebten Bruders Verſtümmelung, aber Otto muß ihr ſehr vernünftige Dinge geſagt haben, denn jetzt lächelt ſie mit naſſen Augen und ſagt zu ihren Kindern: — „Nun gehört Euer einer Arm dem Oheim Bodo; — Ihr müßt ihn ſo geſchickt pflegen, daß er ganz vergißt, einarmig zu ſein.“ Die kleine Liſe drückte ihre beiden Aermchen gekreuzt über die Bruſt und rief: „O ich will meine Arme gar nicht mehr für mich brauchen!“ Ich faßte das herzliche Geſchöpf entzückt in die Arme; — Hedwig zog mich aber zurück und ſagte ſpöttiſch zu der Kleinen: „Sieh mal! Sara lacht Dich aus. Als wenn es ein Heldenſtück wäre, für den Oheim Bodo zu thun, was unſer Lehrer Jeſus uns befohlen hat für die Niederſten und Aermſten zu thun!" — „Ja, Mutter", ſagte das Engelkind und zupfte ihr Krägelchen, das ich ihr zerknittert hatte, „aber Oheim Bodo zuerſt? — ihm zuerſt?" — „Ihm zuerſt", bekräftigte die Mutter. Anna iſt über Hedwig's Faſſung, über ſolche Weiſe, die Kinder zu behandeln, ſehr unmuthig. Sie hat Recht! denn wahrlich, der Schmerz kann nicht tief eingehen, wenn er der Heiterkeit ſo bald wieder Platz macht. Es iſt recht betrübt, daß ſolche Mistöne immer wieder die Harmonie unſers Vereins ſtören, und noch betrübter, daß unſer Vater mir das Verdienſt einer ſolchen Kaltherzigkeit anpreiſt. Unbegreiflich iſt es mir, wie Eliſabeth Hedwig's proſaiſche Lebensanſichten theilen kann, und dabei mit ſo hinreißender Wärme an Anderer Leiden theilnehmen."

„Ja, ich bemerke noch vieles Sonderbare. Geſtern, nachdem Hedwig ihre kleine Liſe zum Schlafengehen abgeführt hatte, bat mich die Stiftsdame, ihr ein Buch von Hedwig's Zimmer zu holen. Die Thür zum anſtoßenden Kinderzimmer ſtand offen, und ich hörte die Mutter mit dem Kinde beten. Ich glaubte einen Augenblick verweilen zu dürfen, aber das Gebet war zu Ende. Hedwig, die am Bettchen gekniet hatte, wollte aufſtehen. „Noch nicht, Mütterchen, Mütterchen, ich habe dem lieben Gott noch Etwas zu ſagen;" — dabei hörte ich die Kleine ſich fröhlich bewegen. „Was noch mehr?" fragte Hedwig. „Vom Oheim Bodo; — hilf mir zum Rechten: Du guter, lieber Gott haſt dem Oheime ſeinen Arm genommen, nun gieb ihm Geduld (hier half die Mutter ein), mit einem Arme fertig zu werden, und . . . und gieb mir Geſchick . . und auch Geduld, und . . . Demuth, den armen Oheim zu pflegen und ihm Freude zu machen. Bitte, bitte, Du lieber, lieber Gott!" — bei dieſen Worten ſchlug ſie ihre kleinen Hände eifrig zuſammen, Hedwig ſagte ruhig: „Gott ſegne Dich!" und ich eilte fort. — Winfried, Hedwig iſt nicht kaltherzig. — Ach mir wird, ſeit ich die Stiftsdame ſo oft höre und Hedwig in ihrem Walten ſehe, ganz zweifelhaft im Kopfe. Sage Du mir doch Etwas; — aber nicht mit Spott und Scherz, damit haſt Du Vieles verdorben. Lieber, lieber Winfried! werde nur auch wie der Otto; — ich glaubé, der Vater wünſcht es auch." —

Sara war von Bodo's Verhältniſſen nicht deutlich unterrichtet; Anna ſelbſt hatte nicht immer ausführliche Nachrichten von ihm gehabt. Sie erfuhr, was Aeltern und Vormünder ſich ſo oft durch ihre Eingriffe in der Mündel und Kinder Selbſtändigkeit zuziehen: Bodo war mehr, ſie zu ſchonen, als ſich ihr mitzutheilen, bedacht. Otto war aber immer ſein Herzensvertrauter geblieben. Dieſer hatte Anna behutſam, aber treu, den

Inhalt von Jenes Briefen mitgetheilt; da er aber damit jedes Mal ihre bittern Klagen über ihres Pflegebruders erwählte Beſtimmung, oft ihren Unwillen reizte, begnügte er ſich ſeit längerer Zeit, ſie nur von den unmittelbar in Bodo's Schickſal eingreifenden Begebenheiten zu unterrichten. Seine Hedwig hingegen las jede Zeile und commentirte ſie und lebte im Geiſte in Indien wie zu Hauſe. Der Gegenſatz zwiſchen einer raffennirenden Gefühlserziehung und einem kräftigen Körper und lebendigen Geiſte, der Bodo zum Kriegsdienſte bewogen hatte, verleidete ihm auch ſehr bald den einförmigen Garniſondienſt; er ließ ſich in eines der oſtindiſchen Regimenter verſetzen und ſchlug ſich tapfer gegen Engländer und Eingeborene. Anna erfuhr dieſe Veränderung mit Unmuth und Kummer, aber nicht ohne einen heimlichen Stolz, einen ſo heldenmüthigen Pflegeſohn erzogen zu haben. Während ſeines Aufenthalts in Batavia meldete Bodo ſeine Heirath mit einem ſehr gebildeten Frauenzimmer von franzöſiſcher Abkunft, die ihm eine reiche Ausſteuer zugebracht, die ihn zum glücklichen Gatten und Vater gemacht hatte. Anna war in Verzweiflung. Sie hielt es für unmöglich, daß eine bataviſche Frau, am wenigſten eine aus der, alles Gemüths ermangelnden, franzöſiſchen Nation entſtammende, ſich je der Sittigung einer Norddeutſchen, die doch allein wahre Sittigung beſitzt, anſchließen könne. Otto hatte oft verſucht, ſie mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß auch in einer andern Form als der unſern — Bildung ſtattfinden könne; daß Mangel an Bildung ſich bei ſchönen Naturen nachholen laſſe, da hingegen unſere Ueberbildung oft die ſchönſte Natur unwiederbringlich zerſtöre. Er ſtellte ihr vor, wie in Bodo's Lage, in dem fremden Lande, die einfachen Bande, welche Gatten und Kind umſchlingen, ein viel dringenderes Bedürfniß geweſen wären als eine geiſtige Steigerung, die an jenem Weltende oft ſtörend einwirken müſſe. Anna beharrte in ihrer Abneigung gegen die unbekannte Schwägerin, deren naher Ankunft ſie mit ſo viel Aengſtlichkeit entgegenſah wie dem Anblicke des verſtümmelten Bodo. Daß ihr eine noch viel unangenehmere Ueberraſchung drohte, ahnte ſie nicht. — Sara ſoll es uns in einem Briefe an Winfried erzählen.

„Ar*, Julius 18 . . Lieber Bruder, Du fährſt fort, mir über ſo manche meiner Aeußerungen Mißfallen zu bezeigen, daß ich zuweilen Luſt habe, Dir eine bloße Inhaltsanzeige unſerer Tage zu ſchreiben, ohne Dich zum Mitgenoſſen unſerer Empfindungen zu machen. Warum tadelſt Du mich über die Art, mit der ich von den Anträgen eines Mannes ſpreche, der mich wie ein meinem Vater gehöriges Geräth anzuſehen ſchien? Er beſuchte vorigen Winter unſer Haus, ohne mich je einer beſondern Aufmerkſamkeit zu würdigen; er drängte ſich in Otto's Geſellſchaftskreis und ſchien Hedwig zu bewundern, obſchon er ſie nur in meiner Gegenwart ſah. Dann kommt er zu unſerem Vater und begründet ſeinen Wunſch, meine Hand zu erhalten, auf die Hoffnung: ich werde ſeinem verwaiſten Töchterchen eine gute Mutter ſein, weil er mich mit Hedwig's Kindern ſpielen geſehen hat. Er ſagte in Voraus, daß er häusliche Kreiſe rauſchenden Geſellſchaften vorziehe, und verſichert meinem Vater, daß ich Geld, Rang, Equipage und Witthum vollauf haben ſoll. Und ſo einen eigennützigen, prahligen Freier ſoll ich mit ſinnreicher Zartheit behandeln, weil es ihm einfällt, mir ein ſeelenloſes Daſein zu bieten? Ich verkürze ja keines ſeiner Verdienſte, aber für mich haben ſie keinen Werth. Ich mag nicht heirathen. Mir dünkt, daß ein zartfühlendes Mädchen nur in der Spannung der Leidenſchaft das Joch der Ehe aufſichnehmen kann; — laß mich dieſe abwarten, dann habe ich doch einen ſchönen Traum geträumt und unterwerfe mich beim Erwachen der Nothwendigkeit. Selbſt der Vater hat nicht ſo ſträflich gethan wie Du. Berühre die Sache nicht wieder, ich bitte Dich! Höre lieber, welche Ueberraſchung unſere Anna gehabt hat, und wie abenteuerlich es jetzt bei uns ausſieht.“

„Nachdem ein zweiter und dritter Brief von Bodo angelangt war, der ſeine leidliche Wiederherſtellung verſicherte, meldete er ſeine Abreiſe nach Ar*. Otto war, ſeit er Bodo's Auftrag, ihm ein Haus einzurichten, erhalten hatte, mit ſeiner Hedwig in ſteter Thätigkeit geweſen. Ich hätte ſo gern geſehen, was er zuſtandebrachte, aber Anna bewies ſo viel Widerwillen, davon zu hören, daß ich meine Neugier beherrſchte. Nun erzählte er dieſer Tage, daß ſeine Einrichtungen ganz vollendet ſeien, und beſchrieb beſonders die Sorgfalt, welche er angewendet habe, die Erwärmung der Zimmer und des ganzen Hauſes ſoviel wie möglich zu erleichtern. (Es iſt das Selbig'ſche Haus mit dem großen, von den ehemaligen Wällen geſchützten Garten, — weißt Du noch, wo ſo viele Feigenbäume überwintert wurden?) Er nannte dabei Bodo's Frau mehrmals: „unſere liebe Creolin." Zum Schluſſe freute er ſich, daß ein neu angelegter Raſenplatz ſchon dieſen Herbſt grünen würde, „da können," ſagte er, „die nußbraunen Kinder Bodo's mit meinen Blondköpfen ſich herumtummeln." Anna hatte die fremde Schwägerin, ſo oft ſie Otto Creolin nannte, immer ſehr gefliſſentlich als Zoe — ſo heißt ſie — bezeichnet. Jetzt ſagte ſie empfindlich: „Otto, der Scherz iſt unzart; ein Fremder ſollte glauben, Bodo führte uns eine farbige Frau zu." — „Nun, beſte, liebe Anna, da Sie endlich ſelbſt darauf kommen, will ich es Ihnen beſtätigen. Zoe iſt eine Creolin, und eine der liebenswürdigſten dieſes intereſſanten Geſchlechts. Alles, was uns Bodo ſchrieb von ihrer kindlichen Hingabe gegen einen harten Vater, von dem Muthe, mit dem ſie ihre Mutter einſt gegen einen Haufen empörter Bergbewohner vertheidigte, that eine Creolin, und that es ſowol in angeerbter als angebildeter Tugend, denn ſie iſt aufs ſorgfältigſte erzogen, und ihre Großmutter war eine Afrikanerin aus einem der edelſten Stämme der öſtlichen Küſte. Kriegsgefangenſchaft, nicht Sklavenraub, hatte Dieſe in die Hände eines franzöſiſchen Kaufmannes aus Isle de France gebracht, und es ward ihm leicht, aus dem ſchwarzen Kinde — ſie war vielleicht erſt dreizehn Jahre alt — eine geſittete Jungfrau zu bilden. Erſt nach mehren Jahren ward ſie ſeine Geliebte und ging ihrem Manne treulich bei der Erziehung ihrer Tochter zur Hand. Ihre Bemühungen gelangen. Das Mädchen war ſchön, gut, unterrichtet, ihre Mutter ſchon lange freigeſprochen, die Tochter ward legitimirt und zu Lafare's — ſo hieß der Vater — Erbin beſtimmt. Ein Holländer aus Batavia warb um ſie und mißfiel ihr nicht; ihre Aeltern ſahen ſie gern mit einem Europäer verbunden, um ſie nach ihrem Tode vor den Verfolgungen geſchützt zu wiſſen, welche, den Geſetzen zum Trotze, die farbigen Menſchen auf den franzöſiſchen Inſeln ausgeſetzt ſind. So lange Laſare lebte, behandelte ſie ihr Mann ſo, wie die Sitten ſeines Landes es gegen die eheliche Hausfrau gebieten; allein nach Deſſen Tode, als die Erbſchaft nicht ſo reichlich ausfiel, wie er gehofft hatte, wollte er in ihr nur noch die Tochter einer Schwarzen, einer Sklavin ſehen. Zoe's Mutter hatte Charakterkraft und kannte ihre Rechte; ſie verhinderte ihn daher an jedem geſetzlichen Schritte, der ihrer Tochter ſchädlich werden konnte, aber ihr häusliches Leben war ein fortgeſetzter Kampf gegen ihres Gatten Bosheit und Härte. Zoe ward ihre Vertraute, ihr Troſt, oft ihr Schutz; denn der Holländer konnte nicht immer der anmuthvollen Fürſprecherin ihrer leidenden Mutter widerſtehen. So ebnete ſie dieſer Mutter rauhen Pfad und trug noch das beglückende Bewußtſein davon, ihres Vaters Tod zu erleichtern, als Derſelbe an einem langſamen Uebel ſtarb. Sie pflegte ihn, ſie benahm ſeiner ſpäten Reue den Stachel der Gewiſſensangſt, indem ſie ihn ohne Unterlaß der Verzeihung ihrer vorangegangenen Mutter verſicherte; ſie überzeugte ihn von Deren gläubiger Unterwerfung unter die Folgen ſeines Unrechts, von ihrem freudigen Vertrauen auf eine zukünftige Verſöhnung mit ihm. — — Und dieſe Zoe iſt es, die Bodo's Weib ward, die ihn zum reichen Mann machte, die ihm liebe Kinder gab. Braun iſt ſie wahrſcheinlich, wie ihre Abſtammung es mitſichbringt, aber ſie ſoll mit allem Anſtand einer Europäerin die originelle Grazie der unverbildeten Natur verbinden. Liebe Schwägerin, wird ſie Ihnen nun ihres dunkleren Teints wegen weniger lieb ſein?"

Er hätte noch lange ſprechen können, ohne von einem Menſchen geſtört zu werden. Hätte ich meinem Herzen folgen dürfen, ſo wäre ich Anna um den Hals gefallen und hätte mich gefreut, daß Bodo die Vorurtheile der Geſellſchaft verachtet habe; daß wir beitragen ſollen, ſo ein rührendes Geſchöpf wie Zoe zu beglücken; daß Bodo's Kinder unter uns gebildet, ebenſo ſeltſame als vorzügliche Menſchen werden ſollen. Ich ſah eine ganze Welt von anziehenden Verhältniſſen vor mir, und mir kam mein Entſchluß, was Ihr auch predigen mögt, doch nicht zu heirathen, noch zehnmal klüger vor, da ich neben Hedwig's anwachſenden Kindern wieder kleinere um mich ſehe, die mich lieben werden. Warum die Andern ſchwiegen, weiß ich nicht; aber gewiß intereſſirten ſie ſich alle für Zoe und ihre Kinder. Wie Anna noch immer, mit einem Etui ſpielend, vor ſich niederſah, nahm Otto, der neben ihr ſaß, eine ihrer Hände und ſah ihr mit ſeinem hellen, forſchenden Blicke — der mich oft incommodirt, weil es ihm nicht zukommt, den Leuten in die Seele zu ſchauen — ins Angeſicht. Sie entzog ihm die Hand und ſagte mit unſicherer Stimme: „Bodo hat mir die Pflege, die ich ſeiner Kindheit angediehen ließ, durch dieſe Verheimlichung ſchlecht gelohnt.“ — „Anna,“ rief Otto, „ſein Sie billig! Daß er eine Gefährtin nach ſeinem Herzen wählte, müſſen Sie gut heißen; daß er in einer Entfernung, die jede Erörterung faſt unmöglich macht, ſich und Ihnen die peinliche Empfindung, eine ſeinem Gefühl und ſeinem Verſtand entſprechende Handlung ohne Ihren Beifall zu thun, erſparen wollte, lag in den Verhältniſſen. Er hatte Sie mit keinem Unrechte zu verſöhnen, nur mit einer Ungewohnheit, die gegen Ihre Vorſtellung ſtreitet, nicht gegen Ihre Vernunft. Unſere Vorſtellung, Phantaſie — nennen Sie es, wie Sie wollen — wird viel ſchneller durch Gegenſtände als durch Raiſonnement umgeſtimmt; deshalb rechnete Bodo, von ſeiner Zoe Liebenswürdigkeit überzeugt, auf den Zauber ihrer Gegenwart, auf das Uebergewicht Ihrer Vernunft. Und ſicher! er hat ſich nicht verrechnet. Gewöhnen Sie Ihre lebendige Einbildungskraft, ſtatt einer milchweißen Holländerin eine dunkel gefärbte Provençalin zu ſehen, und Sie werden die Freude, neue Kinder, neue Enkel zu umarmen, rein genießen."

So leicht ließ ſich aber unſerer lieben Anna verletztes Gefühl nicht beſchwichtigen, — und ich nehme es ihr nicht übel; denn wie meine erſte Theilnahme an Bodo's romantiſcher Frau abgekühlt war, mußte ich Anna's Unwillen theilen. Haben ſie nicht, Otto und Hedwig ſo gut wie Bodo, die gute Anna jahrelang hintergangen? Hätte er nicht, wenn ſeine Heirath ſie erzürnte, ihre Verzeihung abwarten können? — Ich weiß wohl, Du wirſt ſagen: Bodo verbrach Nichts, er bedurfte keine Verzeihung. Aber bei dieſer Vernünftelei werden dem Herzen alle ſeine Rechte genommen; fremde Menſchen betragen ſich gegen einander wie Blutsverwandte, und Dieſe wie Fremde, und an die Stelle der Empfindung, der Seelenharmonie tritt Pflicht und Recht, oder irgend etwas Allgemeines, in dem die Innigkeit untergeht.

„Anfang Septembers. Seit acht Tagen ſind nun unſere farbigen Freunde angekommen. — Ich wollte, es wären nochmals und wieder einmal acht Tage verfloſſen, damit ich mein Wohlgefallen, Misfallen, Bewundern und Belächeln ordnen gelernt hätte. Du haſt mir auf meinen letzten Brief ſo mild geantwortet, daß es mir manchmal vorkommt, wir Beide wären eigentlich gar nicht uneinig, ſondern Du nur ein Mann und ich ein Mädchen, aber in Herzen und Seele gar nicht im Zwieſpalte. Verſuch' es nur einmal, mir nicht immer zu widerſprechen, ſondern warte ab, ob ich den rechten Weg gehe. — Ich fange ja ſchon an, Vieles an Dir gut zu heißen, was mich ſonſt ärgerte. — Ach, Winfried, unſere Mutter liebte uns ja Beide, Dich Knaben, mich Mädchen; und der Vater . . . oft denke ich, er empfindet tiefer als wir — eigentlich, als Anna meint — und dann möchte ich ihm ſo um den Hals fallen und weinen; — aber da käme ich ſchön an! — da würde er gewiß meine Empfindſamkeit tadeln. — Nun! laß Dir erzählen."

„Unſere Anna machte mir, ſeit jener Entdeckung von Zoe's Negerabkunft, recht bange; ſie war ſehr leidend, weil ſie, wie ich vermuthe, ihre Gemüthsunruhe auf Koſten ihrer Geſundheit verbarg. Wennauch Otto die Stiftsdame nicht bei ſich aufgenommen hätte, würde er doch für Bodo's ganze Familie nicht Raum gehabt haben; der Vater bat alſo Anna, ihr in unſerm Stadthauſe alle nöthige Bequemlichkeit zu verſchaffen, bis ihr eigenes Haus gänzlich eingerichtet ſei. Anna lehnte dieſe Einladung ab und forderte Otto auf, es ſo einzurichten, daß die Fremden gleich in ihrer eigenen Wohnung abſteigen könnten. Unſer Vater war anfangs über dieſe trockne Weigerung ſo verletzt, daß er lebhaft zu ſprechen im Begriffe ſtand, dann aber mit einer ſtummen Verbeugung ſchwieg. Otto bereitete Alles vor, und Bodo traf eines Abends mit ſeinen Lieben ein, ohne daß es uns in unſerm Gartenhauſe bekannt ward. Der folgende Morgen war unendlich ſchön! Der Vater hatte keine Seſſion und bat uns, im Garten zu frühſtücken. Da ſaßen wir nach neun Uhr unter den hohen Kaſtanienbäumen. Die prachtvollſten Herbſtblumen bildeten einen Halbkreis um uns, der Waſſerſtrahl des kleinen Springbrunnens glänzte in der hinter den Bäumen aufſteigenden Sonne wie Diamanten, von muthwilligen Kindern in die Luft emporgeworfen. Es war herrlich! — und der Vater, der unter ſeinen Bäumen, ſeinen Blumen immer ſo heiter iſt, erzählte mir, ſich dieſer erfreuend, von der reichen Pflanzenwelt, die Bodo's bisherigen Aufenthalt ſchmückt. Da trat Otto aus dem Gebüſch, eine weibliche Geſtalt führend, deren dunkle Geſichtsfarbe uns Zoe verrieth. Ein Knabe von ſieben Jahren und zwei jüngere Mädchen, Beide weiß gekleidet, mit großen Strohhüten, folgten ihnen, blieben bei unſerem Anblicke ſtehen, zogen ſich dann nahe an einander, wie zum Schutze ſich verbindend, zur Seite und ſahen uns mit ihren großen ſchwarzen Augen bang und trotzig an. „Das iſt unſere Anna!“ rief Otto, die Fremde ihr zuführend, und: „Anna, Anna!“ rief Bodo, der mit Hedwig den Andern folgte, drängte ſeine Frau von ihr hinweg, warf ſeinen Hut mit ſeiner einzigen lebendigen Hand von ſich und umfaßte ungeſtüm mit dieſer ſeine Schweſter. „Tante Anna, Tante Anna!“ riefen ſich die Kinder leiſe zu, faßten ſich einander bei den Händen und bildeten einen Halbkreis um ihre Aeltern und Tante.

Von ihrer Empfindung hingeriſſen, küßte Zoe, faſt knieend, wiederholt Anna's Hände und bewog wahrſcheinlich dadurch die zwei Kleinen, auch auf ihre Knie zu fallen. Der Knabe nahm die Sache aber anders; er hielt die knieende, ſchluchzende Mutter für gefährdet, umfaßte ſie, und den Arm gegen Anna ausſtreckend, rief er: „Vater! Vater!" Das kleine Menſchengeſicht hatte dabei einen Ausdruck von Kühnheit und Zorn, der meine ganze Aufmerkſamkeit aufſichzog, ſodaß ich auf Anna nicht Acht gab, bis ich wahrnahm, daß ſie ſich herabbeugte zu den Kindern und alle liebkoſte; — und nach und nach kam die Reihe der Bewillkommnung auch an uns."

„Recht eigentlich alles Vorurtheil bei Seite geſetzt, könnte eine Haut wie Roſen und Lilien nicht die Anmuth von Zoe's Bewegungen, von ihren Umriſſen aufwägen. Ihre Kopfform und Züge haben gar nichts Afrikaniſches; denn wennauch ihre Lippen etwas ſtark ſind, bewegt ſie dieſe voll Liebreiz, und geſchloſſen haben ſie den Ausdruck von Geiſt und Reinheit der Seele. Ihr Haar iſt lang, fein und gelockt; ihre Haut zart, aber bräunlich und dabei lebendig gefärbt, durch eine Schattirung, die ich nicht Erröthen nennen kann, die aber als Ausdruck der Empfindung wechſelt. Dabei die korallenrothen Lippen, die blendend weißen Zähne und das ſchwärmeriſche Auge! Die Kinder gleichen alle der Mutter. Das jüngſte Mädchen hat allein etwas Afrikaniſches in der Form ſeines Kopfes und in ſeinen Zügen; Bodo hat aber Otto verſichert, dieſe Eigenheiten gingen im Wachsthum unter, und die ältern Kinder hätten ſie auch gehabt.“

„Hätteſt Du nur das Bild geſehen! Dieſe indianiſchen Geſtalten unter den breitlaubigen Bäumen, von den prahlendfarbigen Aſtern, den hohen Sonnenblumen, den ſtolzen Malven umgeben, von dem ſcharfen Lichte der Herbſtſonne beſtrahlt. Es war ein ſeltſames, anziehendes Gemälde!“

„Von Bodo wirſt Du hören wollen, den Du als Knabe ſo lieb hatteſt. Ja, ſieh! heute kann ich nur noch über ihn weinen. Ach, er iſt ſehr, ſehr krank! — Otto ſagt, daß es ein Leberübel ſei, welches die Europäer gewöhnlich in Oſtindien befalle. Er behauptet, daß die vaterländiſche Luft ihn heilen werde; allein ich ertappte ihn ſchon ein paar Mal, daß ſein Blick recht ſchmerzlich auf ihm ruhte. Der Mangel ſeines Armes macht mich aber viel wehmüthiger als ſeine Krankheit, die ich nicht verſtehe. — Seine Geſchicklichkeit, ſich mit der Linken zu behelfen, ſeine Hülfloſigkeit, wo Das nicht angeht, und die Sorgſalt und Emſigkeit, mit welcher Zoe und die Kinder Dem zuvorzukommen ſuchen, durchdringen mir oft das Herz! Die fünfjährige Bona veranlaßte einen ſehr rührenden Auftritt. Wir waren in Otto's Garten verſammelt, Bona hatte eine Menge Blumen erbeutet und ſtand nun zwiſchen ihres Vaters Knieen, ſchmückte ſeinen Hut, ſteckte ihm einen Strauß an die Bruſt, gab ihm einen ſolchen in die lebendige Hand und blickte ihn dann zufrieden an. Jetzt ſah ich, wie in ihrem Geſichtchen eine lebhaftere Empfindung ſich ausdrückte; ſie wählte die ſchönſten Blumen aus ihrem übrigen Vorrath und ſteckte ſie ganz behutſam in des Vaters todte Hand. Wie ſie nun aus den ſteifen Fingern fielen, ſtreichelte ſie den Handſchuh, küßte ihn und ſagte ſchmeichelnd: „Pauvre bonne main! ce n'est donc pas de ta faute que tu ne sais les tenir comme il faut!“ — Denn die Kinder ſprechen unter ſich ein ziemlich ſchlechtes Franzöſiſch, können ſich aber im Deutſchen wohl ausdrücken. Die Worte, die Stimme des Kindes! — ich lief davon, denn ich konnte das Weinen nicht verbergen.“

„Bodo ſieht Hedwig nicht ähnlich; er iſt brünett, ſehr ſonneverbrannt, hat aber eine höchſt edle Geſtalt, eine ganz militairiſche Haltung, und die wohltönendſte Stimme, die ich je gehört! Er muß ſehr reich ſein, denn er ſcheut bei ſeiner Einrichtung keine Ausgabe. Seine ſchwarzen Dienſtmädchen ſchickte er von Holland alle wieder zurück, weil ſie, wie er ſagt, durch ihre Sklavengewohnheiten zu ſchädlich in die Erziehung einwirken; er hat aber drei Mulatten mitgebracht und einen vierzehnjährigen Zingaleſen, den er am Vorgebirge der guten Hoffnung einem engliſchen Caper abkaufte. Er ließ ihn taufen, ſicherte ihm die Freiheit zu und will ihn zu einem Gewerbe erziehen. Ich glaube, man könnte Alles aus ihm machen, ſo anſtellig iſt der Knabe. Jetzt hilft er dem Gärtner, lernt Flöte und Guitarre und läuft jedem Jäger nach, den er auf den Wald zugehen ſieht. Da er außer einigen engliſchen Worten noch gar keine Sprache kann, iſt an einen Unterricht noch nicht zu denken."

„Aber ſeltſam muß der ſüdliche Himmel

auf ſeine Kinder wirken! ſelbſt Bodo hat einen Theil ihrer Eigenheiten angenommen. Die beharrliche, aber ruhige Thätigkeit, mit der bei uns ein großer Theil des Tages den Geſchäften gewidmet iſt, die willkürliche Regſamkeit auch älterer Leute iſt dieſen bräunlichen Menſchen unbegreiflich. Sie ſind entweder in abgeſpannte Ruhe verſenkt, oder in geſpannter Bewegung, in der ſie leidenſchaftlich und kindlich zugleich ausſehen. Glaube nicht, daß ich bei dieſem beſtimmten Urtheile meiner Weisheit allein folge: der Vater hat durch freundliches Geſpräch meine Bemerkungen mir ordnen helfen. Ueberhaupt hat die Ankunft der Fremden dem Vater wohlgethan. „Nun habe ich doch zwei frohe Haushaltungen um mich her,“ ſagte er, ich glaube mit einiger Abſichtlichkeit gegen mich. Ach! meint er denn, es gebe kein frohes Haushalten ohne Ehe, und iſt denn das Frohſein der Zweck des Daſeins? — Bodo, der ein guter Ingenieur iſt, hat viele Plane und Riſſe von oſtindiſchen Feſtungen oder dergleichen mitgebracht; die ſtudirt er mit ihm, — und dann ſcheint es ihm Freude zu machen, daß ich der guten Zoe in der Anordnung ihres Haushalts zur Hand gehe und ihre Kinder beſchäftige. Bodo hat, wie ich Dir ſagte, ſeine Schwarzen nach Batavia zurückgeſchickt, nachdem er ihnen die Freiheit geſchenkt. Seine drei Mulatten ſind natürlich auch frei, und ich habe ihn zu Otto ſagen hören, er gedenke ihnen ein Eigenthum zu kaufen, ſobald ſie ſich zu einem Broterwerbe geſchickt gemacht haben. Der eine iſt Gärtner, der andere Koch; Dominico, der jüngſte, bedient ſeinen Herrn, den er verwundet vom Schlachtfelde trug und dem er ſeitdem ſeinen rechten Arm zu erſetzen ſucht. Ich hörte ihn von ſeines Herrn Unglück erzählen, und wie Dieſem der Arm ſei abgenommen worden; „Da," ſagte er in ſeinem holländiſch-franzöſiſchen Kauderwälſch, „da war mir's lange, als müßte ich mich ſchämen, zwei

Arme zu haben, und wenn ich Nachts neben dem Lager meines Herrn einſchlief, träumte mir immer, der arme todte Arm winke mir, meinen Herrn nicht zu verſäumen.““

„Zoe hat, ſeit ſie hier iſt, einen ängſtlichen trockenen Huſten und iſt ſehr abgemagert. Sie findet unſern herrlichen Herbſt ſchrecklich kalt, macht Kaminfeuer und hüllt ſich in allerliebſte chineſiſche Schlafröcke, die, mit ſeidener Watte gefüttert, leicht wie eine Feder ſind. Anna iſt mit Otto in ſtetem Zwieſpalt über die Behandlung ihrer Geſundheit. Anna will, daß ſie ſich, trotz ihres Fröſtelns, der Luft ausſetze; Otto verbietet Dieſes, hängt einen Thermometer in jedes ihrer Zimmer und erlaubt ihr nur, in der Mittagsſonne im Garten zu gehen. Wenn dieſe dann ſo recht trocken und heiß unter die Bäume ſcheint, tanzt die anmuthige Frau mit ihren Kindern nach allerlei oſtindiſchen Weiſen, indeß leiſe Lüfte die herbſtgelben Blätter auf die langſam ſich bewegenden Geſtalten herabwehen; — dann ſah ich ſchon die dunklen Diener von fern hinter den Gebüſchen ſehnſüchtig zuſehen, und wie Dominico Thränen verbarg.“

„Im November. Nun hat ſich die gute Zoe im eigentlichen Sinne eingepuppt. Sie verläßt nie ihre Zimmer, und dieſe werden in der Temperatur unſerer Juliuswärme gehalten. Teppiche, doppelte Fenſter, wollene Wandbekleidung tragen dazu bei. Drei alſo ausgerüſtete Zimmer, die immer unter einander geöffnet bleiben, ſind für den Tag, zwei für die Nacht beſtimmt. Den Tag über werden die Schlafzimmer gelüftet, zur Nachtzeit die Tagzimmer, und weder die einen noch die andern betritt ſie, bis ſie nicht den vorgeſchriebenen Grad der Wärme erhalten haben. Anna findet dieſe Sorgfalt, den Aufwand, den ſie koſtet, gottlos, und ich kann nicht läugnen, daß ich vor ein paar Tagen Otto über ſeine Naboberei, wie ich’s nannte, verſpottete und ihm Schuld gab, er wolle Bodo helfen ſein Geld an Mann bringen. Da ich gleich darauf das Zimmer verließ (er iſt ſehr beſchäftigt, wird überall aufgeſucht, je länger, je mehr anerkannt), kam er mir auf dem Fuße nach und ſagte, mich aufhaltend: „Liebe Sara, wenn alberne Leute meine Sorgfalt um Zoe in ihrem Sinne beurtheilen, muß ich es dulden, aber Sie ſollten umſichtiger ſein. Zoe wird wahrſcheinlich das Schickſal zarter Weiber haben, die, im Tropenklima geboren, unter ungünſtigen Umſtänden in unſere rauhe Zone verſetzt ſind. Sie wird abzehren. Sollte es mir gelingen, das ſchon vorhandene Uebel dieſen Winter aufzuhalten, ſollte der nächſte Frühling mild, der nächſte Sommer warm ſein: ſo gewöhnt ſich die arme Pflanze vielleicht an den rauhen Boden, der ſie umfing.“ — Du kannſt denken, daß ich ſeitdem Otto's Abſichten zu befördern ſuche! Das wäre ja für Bodo ein ſchreckliches Schickſal, für die Kinder, für uns. Bodo iſt leidend, aber beſſer als bei ſeiner Ankunft; er hat Hedwig's heitern Sinn, iſt aber gemüthlicher als ſie. Seine ganze Seele ſpricht aus ſeinen Augen, wenn er ſeine Frau, ſeine Kinder anſieht. Hedwig und Otto finden, daß er ſchwach gegen die Kinder ſei, ihnen zulaſſe, was ſeine eigenen Grundſätzen bei der Erziehung verbieten. Er giebt ihnen Recht. Zoe ſagte mit rührender **Ergebenheit:** „Rathet ihm, erzieht mir die Kinder, daß ſie ihrem Vater gleich werden. Ich vermag Das nicht; mich erzog nicht Erziehung, aber hartes Schickſal, vor welchem Gott meine Kleinen behüten möge." Da hat nun Otto ſeinen Freund bewogen, einen Erzieher für Pitt anzunehmen, damit der Knabe dieſen Winter an eine Art Schul= oder Lernordnung gewöhnt werde, ehe der Aufenthalt auf dem Lande, wo Bodo den Sommer verleben will, ihn zu ſehr zerſtreut.

„Später. Eliſabeth's Augen beſſern ſich nicht, ſo ſorgfältig auch Otto ſeine Bemühungen fortſetzt. Sie iſt ergeben wie eine Heilige, heiter wie ein Kind, „begeiſtert wie eine Prophetin," ſagte letzthin unſer Vater, wie ſie über Leben und Tod ſprach; — denn ſie ſagt keine Lehrſätze, ſondern ſie ſchreitet im Geſpräche von Gedanken zu Gedanken fort und findet die Reſultate wie durch eine Offenbarung aus höheren Regionen. Ich verſtehe oft den Zuſammenhang nicht, aber dann treffen mich Lichtpunkte, die ich feſthalte, und an denen ich in ſtillen Momenten mein Leben prüfe. Wenn ihre zunehmende Blindheit auf ſie gewirkt hat, ſo zeigt es ſich in der größern Theilnahme für die Einzelheiten des täglichen Lebens. Wenn Hedwig Etwas einkaufen will, unterſucht ſie es aufmerkſam, durch Antaſten, durch den Geruch; ſie vergleicht es mit ähnlichen Gegenſtänden, fragt nach Preiſen, Gebräuchen des Haushalts und theilt ihre praktiſchen

Kenntniſſe gern mit. Sie lernt jetzt ſpinnen, um ihre Beſchäftigungen abzuwechſeln. Gegen Otto wiederholt ſie oft und ernſtlich die Bitte, keine unſicheren Verſuche zur Wiederherſtellung ihrer Sehkraft zu machen, da ſie ihre Geſundheit angreifen könnten. „Meiner Augen Licht,“ ſagt ſie heiter, „kann Eure Sorgfalt mir erſetzen; aber meine Geſundheit nicht. — Dieſe muß mir jenen Verluſt ertragen helfen.“ Letzthin hatte ſie einen ſehr traurigen Tag: ſie mußte beſtimmte Anordnungen für die Direction ihrer Dorfſchule in Br. machen, die bisher, in der Hoffnung einer Heilung, nur proviſoriſch verwaltet wurde. Nun hat ſie dieſelbe einer Freundin übergeben, die ihr ſchon früher zur Hand ging und jetzt, als Witwe, durch dieſen Auftrag Beruf und Unterſtützung zugleich findet; — denn ſie hat Derſelben eine Wohnung auf ihrem Landhaus und manche Wirthſchaftsvortheile eingeräumt. Dieſe Frau hat eine Tochter, die, durch einen grauſamen

Zufall in früher Kindheit ſchon aufs äußerſte verkrüppelt, eine der wenigen aus der Zahl dieſer Unglücklichen iſt, die ihr Loos vortrefflich machen half. Dieſelbe hat in der neuen Einrichtung das Ziel ihrer Wünſche erreicht. Auf alle Freuden der Jugend, alle Theilnahme der Geſellſchaft mußte ſie von jeher verzichten; hier, in der Töchterſchule, als Aufſeherin, Lehrerin, verſpricht ſie ſich, unter den Augen ihrer Mutter, Entſchädigung durch beſtimmten Beruf. So wehmüthig Eliſabeth bei dieſem Geſchäfte war, ſtrahlte doch ihr liebes Geſicht, indem ſie uns von jener Gottliebe erzählte. Bei dieſem Anlaſſe mußte ſie Otto eine Ueberſicht über die Eintheilung ihrer Einkünfte vergönnen, und Dieſer konnte nur mit Mühe ſeine innige Rührung bemeiſtern, wie er uns einen Theil des Guten, das ſeine Pflegemutter thut, verrieth: — wie nun ſchon verdiente Männer im Amt ihr ihre Bildungsmittel verdanken, wie ſie ſo manchem Schullehrer Zulage giebt, ſo manchem Kranken Pflege verſchafft, und das Alles ſo heimlich, daß ein paar Männer, die Otto kennt, die von ihr empfangene Unterſtützung aus hohen Händen erhalten zu haben vermeinen (welche Hohen nicht für nöthig gehalten haben, den Dank des Empfängers abzulehnen)."

„Ich weiß nicht, warum Otto ſeiner Frau und mir ſtreng gebot, gegen Anna von dieſen Dingen zu ſchweigen. Er denkt, Anna thue nicht das Gute, wie es Eliſabeth thut. Anders thut ſie's freilich, nicht ſo in Wolken gehüllt, nicht ſo wie die olympiſchen Götter über der Menſchheit erhaben. Anna liebt Die, denen ſie Gutes thut, und freut ſich ihres Dankes. Leider glückt es ihr nicht immer. So eben hat ſie die Kränkung gehabt, den Gärtner fortſchicken zu ſehen, den ſie vor mehren Jahren, wie er als verarmter Schüler Wegzehrung erbat, ſeiner ſchönen Phyſiognomie wegen aufnahm und unterrichten ließ. Sie bewog unſern Vater vorigen Herbſt, ihn als Gärtner in ſeine Dienſte zu nehmen, da der alte Anton, dem er ſchon oft bei der Arbeit geholfen hatte, plötzlich ſtarb. Er mißfiel dem Vater gleich anfangs durch ſeine geckenhafte Kleidung und ſein gelangweiltes Geſicht, wenn er ſeine Arbeit verrichtete. Dieſen Herbſt hatte der alberne Menſch mehre Pflanzen in das Winterhaus zu bringen vergeſſen, hat dieſes Haus ſchlecht verwahrt und dergleichen mehr. Wie der Vater vor Kurzem eines Morgens eine ſolche Vernachläſſigung wahrnahm, ſuchte er ihn in ſeinem Zimmer auf; — da ſaß er am Ofen, las „Heinrich den Ofterdinger“ und ging, das aufgeſchlagene Buch in der Hand, ganz ſorglos neben dem Vater her, der ihn zu den erfrorenen Gewächſen hinführte. Bei einer ganz herrlichen Balſamine, die der Vater unſerer Zoe beſtimmt hatte, blieb er ſtehen, hob mit einer Ecke ſeines „Ofterdingers“ die erſchlafften Blütenzweige der ſchönen Blume empor und ſagte emphatiſch: „Armes Ding! du warſt für einen wärmern Himmel geſchaffen!“ Da übermannte der Zorn den Vater und er ſchlug ſo heftig unter das Buch, daß es dem Gecken über den Kopf flog. „Und Ihr ſeid fürs Tollhaus geſchaffen,“ rief er dabei, „und nicht zu einem vernünftigen Berufe.“ — Bodo, der neben dem Vater herſchlenderte, konnte uns den Auftritt nicht drollig genug beſchreiben. Ich wollte nur, er hätte es nicht in Anna's Gegenwart gethan. Sie fand es hart, daß ein junger Mann ſein Brot verlieren ſolle, weil er einen höhern Trieb habe als ſeinen täglichen Beruf. Bodo ſagte etwas übereilt: „Der Beruf, den ich übernahm, ſoll mein lebendigſter Trieb ſein; ſonſt muß ich ihn abgeben. Fühlt ſich dieſer Geck zum Gärtner zu gut, ſo trachte er meinetwegen nach Kronen, aber zum Gärtner taugt er weiter nicht.“

„Doch das Bitterſte für die arme Anna

war die Unverſchämtheit, mit der dieſer Menſch an demſelben Tage ſeinen Abſchied forderte und ſich vom Hauſe entfernte, ohne ſeiner Wohlthäterin ein Wort zu ſagen. Nach ein paar Tagen kam Dominico — es war eines Sonntags Abends — aus der Vorſtadt, wo eine Geſellſchaft herumziehender Schauſpieler ſpielt. Ich bemerkte im Vorübergehen, daß alles Geſinde ſich um ihn verſammelt hatte, und er ihnen ſehr lebhaft erzählte. Wie er den Theekeſſel brachte, fragte ihn Bodo, was er Neues geſehen? „Herrn Ricardo — ſo hatte der Reichard, eben der ofterdingſche Gärtner, von ſeinen Mitbedienten genannt ſein wollen; Die lachten ihn aus, den Oſtindiern fiel dieſer Ausdruck aber leichter als der Name „Reichard," deſſen Kehlenton ſie peinigt — Herrn Ricardo. — Der ſollte arquebuſirt werden, wegen großeren Verrath." — „Was für ein Herr?" — „Nun! Musje Ricardo, der Gärtner." — Und nun erzählte er auf die allerburlesqueſte Art, Herr Ricardo habe, sauf le respect dû aux dames, — denn dieſe Leute ſprechen immer in drei Sprachen auf einmal — eine Maitreſſe gehabt, der zu Liebe er ſeinen Poſten verlaſſen. — Kurz der Gärtner war Schauſpieler geworden und hatte heute Abend mit Albrecht von Thurneiſen debutirt. Die Herren lachten unermeßlich! Eliſabeth fühlte ſogleich, wie ſehr Anna verletzt ſein müſſe, und ging zu der ernſten Seite des Gegenſtandes über, wodurch das Geſpräch bald alle perſönliche Beziehung verlor.“

„Wahrlich, wenn Eliſabeth nicht ſo warm wie Anna empfindet, ſo erſetzt ſie es durch den Scharfſinn ihres Geiſtes, der ihr ſo ſchnell zeigt, wie die Empfindung Anderer behandelt werden ſoll. Ach, lieber Winfried, Anna macht mir rechte Sorge! Sie trennt ſich immer mehr von unſern Intereſſen; ſie entfernt ſich gern aus unſerm Kreiſe; ſie hat einige Bekanntſchaften gemacht, die wir vergebens bemüht ſein würden zu theilen. — Der Pfarrer von der Johanneskirche, der bei ſeinem Antritte ſo viel Zulauf fand, wegen deſſen Dich unſer Vater ſo ſcharf zurechtwies, als Du eine ſeiner Predigten beſucht hatteſt und nachher ſie perſiflirteſt — nun Dieſer und ein paar alte Damen bringen oft die Abende bei ihr zu, und wenn wir beiſammen ſind, iſt ſie ſtill oder behandelt Alles, was von dem Geſpräche berührt wird, mit trübſinnigem Tadel. Wie gern ſähen wir ſie Anderer Geſellſchaft der unſern vorziehen, würde ſie dabei heiter und mild!“

„Im Frühjahre 1809. Die Stiftsdame hat einen Beſuch erhalten, mit dem ſie ſich ſehr beſchäftigt, und der, wie es ſich verſteht, auch beim Vater eingeführt iſt. Es iſt ein junger Herr von Hugo, deſſen Vater für Eliſabeth's Jugend ein großes Intereſſe gehabt haben muß. Dieſer Vater hat ſich ſeit jener Zeit in Holland niedergelaſſen, wo er große Güter durch ſeine Mutter, eine Holländerin, geerbt hatte. Der Sohn hat ſich ſchon in England, Frankreich und Dänemark mit der Handelswiſſenſchaft bekanntgemacht und iſt von ſeinem Vater angewieſen worden, bei ſeiner nun unternommenen Reiſe nach dem Süden von Europa, Deſſen Jugendfreunde zu beſuchen. Herr Cornelius von Hugo iſt ein ſchöner junger Mann, älter als Du, ſehr ſtill oder ſchüchtern, aber, wie unſer Vater meint, ſehr gelehrt. Pitt, Bodo's Knabe, glaubte, als Holländer müſſe er in Batavia geweſen ſein, und fragte ihn mit kindlicher Unbefangenheit nach ein paar Knaben des Gouverneurs, die ſeine Geſpielen geweſen waren. Cornelius betrachtete den Kleinen, indem ſich ſeine Züge ſeltſam belebten — ich denke, weil des Knaben Farbe ihn an ſeine Abſtammung erinnerte — und unterhielt ſich lange mit Demſelben, auf eine Weiſe, die ihm Deſſen Herz gewann. Das nächſte Mal, als Herr v. Hugo ſich wieder mit Pitt abgab, erbot ſich Dieſer verſchämt und eifrig, ihm ſein Arſenal zu zeigen und ſeine Werkſtatt. Cornelius, der ſich bereitwillig von ihm fortführen ließ, mußte ſeine Flinten beſehen, ſeine Bogen und Pfeile, und endlich ſogar mit kleinen Wurfſpießen nach einem Ziele mit ihm ſchleudern. Der Himmel weiß, was dabei vorgefallen ſein mußte! genug, Pitt kam nicht mehr ins Zimmer, ſondern begab ſich zu ſeinem Erzieher, den er, obgleich es Spielzeit war, um ein Buch bat, „das von Heiden erzählte." Der Erzieher glaubte, er meine damit Wilde, und gab ihm die „Pelew-Inſeln" des Capitain Wilſon, in denen der Knabe eifrig zu leſen begann. Cornelius kehrte, wie es uns ſchien ſehr bewegt, in den Salon zurück. Durch unſere Fragen nach ſeinem kleinen Gefährten veranlaßt, äußerte er große Sorge über die Gefahr, welcher ein Knabe ſich und Andere ausſetze, dem es, ſowie Pitt, erlaubt ſei, mit Waffen zu ſpielen.

Mein Vater ſuchte ihm zu beweiſen, daß die frühe Gewohnheit, ſie zu handhaben, das ſicherſte Mittel ſei, die Gefahr zu entfernen, indem ſie das Spielen eben ausſchlöſſe. Nun äußerte Jener ſchüchtern und doch mit ſichtbar in ihm aufſteigenden Unwillen: eine ſolche Erziehungsmethode ſei ganz dazu gemacht, des Knaben Leidenſchaften aufzureizen, ihn zankſüchtig, grauſam, ja blutdürſtig zu machen. Bodo lächelte ſpöttiſch; der Vater, der es bemerkte, nahm ſchnell das Wort und erwiederte, daß Cornelius's Anſichten bei einer ſittlich und wiſſenſchaftlich vernachläſſigten Erziehung ſehr richtig ſein könnten, wenn aber die ganze Erziehung Selbſtbeherrſchung und Nächſtenliebe lehre, und der Geiſt zugleich auf lauter edle Gegenſtände gerichtet würde, falle dieſe Gefahr weg. Die Sicherheit und Furchtloſigkeit des Betragens, welche Waffenübung dem Manne gebe, trage aber zuverläſſig dazu bei, ſeine Selbſtherrſchaft zu erleichtern. Bodo blickte den Vater dankbar an, denn er hatte ſeine Gedanken in Worte gekleidet; Herr von Hugo ſagte aber mit Hitze: „Mir bedünkt jedoch, es gebe noch eine viel höhere, viel ſicherere Furchtloſigkeit, als die das Waffenhandwerk erwirbt, die nämlich, welche Gottvertrauen und Nächſtenliebe erzeugen.“ — „Lieber junger Mann“, erwiederte unſer Vater, „dieſe Eigenſchaften muß ein Mann auch beſitzen; allein ohne jene ziemen ſie . . . nur einem Miſſionar.“ — Hier belebten ſich Cornelius's Züge, und er rief begeiſtert: „Und Das iſt wol der Beruf, der den höchſten Muth erfordert, weil er, von aller irdiſchen Ehre entblößt, die größten Opfer verlangt.“ Und nun ſprach er mit Begeiſterung von dem Berufe eines Heidenbekehrers und der Herrlichkeit des Märtyrerthums, das ihn erwarte. Du kannſt denken, wie aufmerkſam ich ward. Es muß Dir noch erinnerlich ſein, wie unſer Vater die Miſſionen als das wirkſamſte Mittel anſieht, der Cultur unter rohen Völkern den Zutritt zu bereiten; in dieſem Sinne ging er in Corneliuſ's Vorſtellungen ein. Allein Dieſer verwarf verachtend die Cultur und wollte nur die Seelen dem Himmel gewinnen. Der Vater ſagte: was der Miſſionar den Wilden in der mangelhafteſten Sprache von unbegreiflichen Dingen vortrage, werde in ihren Köpfen der von ihm beabſichtigten Lehre gar nicht mehr ähnlich ſehen. — „Das Verſtändniß", ſprach Cornelius mit Zuverſicht, „bewirkt der Geiſt Gottes." — Hier richtete Eliſabeth ſich in ihrer ſtrengen Haltung auf und ſagte ſehr ernſt: „Junger Mann, Das ſcheint mir anmaßend, daß der Prediger einer ſo demüthigen Lehre ſich zutraut, den Geiſt Gottes zu ſeiner Verfügung zu haben." — „Ja, Das haben wir", rief Cornelius begeiſtert, „und er wird auch mir innewohnen, denn ich gedenke, nächſten Sommer als Miſſionar nach Oſtindien zu gehen.""

„Er ſchien dieſes Geſtändniß mehr in der

Hitze des Streites als mit Ueberlegung zu thun; Du haſt aber keinen Begriff von der Wirkung, die es hervorbrachte. Zoe, die, auf Polſtern ruhend, aufmerkſam zuhörte, glaubte, da ihr das Deutſche nicht ganz geläufig iſt, unrecht verſtanden zu haben, und fragte mich leiſe: was er wolle? — „Miſſionar werden“, flüſterte ich ihr zu. — „**Pauvre jeune homme!**“ rief ſie mit inniger Wehmuth und wendete, als habe ſie ihn nun ganz aufgegeben, mit geſchloſſenen Augen ihr Geſicht ab. Bodo trat an einen Granatbaum, der am Fenſter ſteht, und las ſchweigend die welken Blumenkelche ab. Eliſabeth nahm den Schirm von ihren Augen, ſtrich mehrmals mit der Hand über ſie, als müßten ſie klar werden, und richtete ſie feſt auf Herrn von Hugo, der lebhaft aufgeſtanden und, als ſolle es ihm zu einer Verſchanzung dienen, hinter ſeinen Stuhl getreten war, deſſen Lehne er vorbog. Nach einer langen verlegenen Pauſe nahm unſer Vater kaltblütig das Wort: „Das iſt ein wackerer Plan. Gehen Sie mit Gott! Sie lehren den Katechismus, dem folgen Branntwein und Fabrikwaaren, dieſen Verderbniß und Cultur, welche, vollendet durch Wiſſenſchaften, die Sittlichkeit endlich gebiert.“ Damit ſtand er auf, nahm Abſchied und hob folglich das Geſpräch auf.“

„Und Du? höre ich Dich fragen, was machteſt Du für ein Geſicht bei dieſer ſeltſamen Erklärung? Ein dummes, lieber Winfried; denn ich wußte nicht und weiß noch nicht, wer mehr Recht hat, der Vater oder Herr von Hugo. Des Vaters Aeußerungen befremdeten mich nicht, da ſie zu dem religiöſen und wiſſenſchaftlichen Bildungsgange gehören, den er uns vielfach erklärt hat, der Dir behagte, mich aber nie befriedigen konnte. Cornelius's frommer Eifer ſtimmt mit meiner Anna religiöſen Anſichten viel mehr überein, und dieſe, das weißt Du wohl, waren den Bedürfniſſen meines Herzens immer angemeſſener. Sie nehmen meine Empfindung in Anſpruch, machen ſie zum Werkzeuge der Tugend; der Vater hingegen behandelt die Empfindung — beſonders wenn er mit Anna ſtreitet — wie eine unvermeidliche Schwäche, die von der Vernunft immer gefeſſelt werden ſoll. Ach, Du weißt Das ja! — Iſt es denn nicht ruhmeswerth, jung und ſchön und reich und von einer angeſehenen Familie allen Bequemlichkeiten, allen Genüſſen der gebildeten Welt zu entſagen, um Tod und Schmach bei den Wilden zu ſuchen? Und warum? er will dieſe Menſchen beglücken und beglückt ſie ja, wie der Vater ſelbſt eingeſteht, wirklich, indem ſie nur auf dem Wege des Chriſtenthums von Abgötterei gerettet werden können; denn was da weiter für Verderbniß folgt — wie der Vater es als unausweichbar darſtellt — lehrt ja eben das Evangelium meiden. Dagegen kommt mir des Vaters Raiſonnement ſo kalt vor!“

„Der kleine Pitt ſcheint aber, wie durch Inſpiration, des Vaters Meinung zu ſein. Höre nur, was Der geſagt hat. Als ſich die Geſellſchaft entfernt hatte, fragte ihn der Vater: womit er ſich die Zeit vertrieben habe? Der Knabe erzählte, wie er von den Pelew-Inſeln geleſen, und was dort für allerliebſte Leute lebten. „So gut und ſo fromm, daß ich gar nicht begreifen kann, wozu Herr von Hugo dahin will, um ihnen den Katechismus zu lehren." Bodo war ſehr betroffen über dieſe vorwitzige Aeußerung, fragte weiter nach und erfuhr, daß Herr von Hugo dem Knaben ſeine Zagaye und Pfeile ſtreitig gemacht und die milden Ueberredungsſiege des Chriſtenthums hoch über alle Heldentugend geſtellt habe. „Nun, was haſt Du ihm denn geantwortet?" Der Knabe ward verlegen und wollte nicht mit der Sprache heraus; endlich geſtand er: „Ich ſagte: Das möchten die Spinnweiber thun; ich würde Soldat — und dann lief ich fort." Dabei iſt aber wol das Verhör nicht geblieben, ſondern Bodo muß dem Knaben ſeine Naſeweisheit begreiflich gemacht haben; denn wie Dieſer das nächſte Mal Herrn von Hugo antraf, reichte er ihm — wie Zoe mir erzählte — ſcham- und zornglühend die Hand und ſagte: „Verzeih, daß ich Dich Spinnweib genannt habe; ich hatte es nicht überlegt.“ Der Knabe begriff nicht, daß ſeine Entſchuldigung ſchlimmer war als ſein Vergehen. Bodo war im Begriff, ihn zu ſtrafen, allein Cornelius kam Jenem zuvor, faßte den kleinen Menſchen heftig bei beiden Schultern und ſagte mit erzwungener Mäßigung: „Sieh jetzt! wenn Du gegen einen Krieger unverſchämt wäreſt, würde er Dich zu Boden werfen; der Miſſionar verzeiht Dir um Chriſti willen.“ Damit ſchüttelte er ihn und ließ ihn los. Bodo ſchwieg, entrüſtet über des Gaſtes Benehmen, aber wohl zufrieden, daß ſein Knabe eine Lehre bekommen. Dieſer aber, unerſchüttert von der rauhen Hand ſeines Gegners, blieb eine Weile, mit ſprühenden Augen, feſt vor Dieſem ſtehen; dann ſagte er, zu ſeinem Vater gewendet, auf Franzöſiſch — mit Cornelius ſprach er holländiſch —: „Vater, Du ſiehſt, er hat Unrecht, denn er platzt faſt vor Zorn;“ und darauf ging er langſam, ſeinen Vater im Auge behaltend, aus dem Zimmer.“

„Das war ein unangenehmer Auftritt. Alle ſuchten Herrn von Hugo zu entſchuldigen. Eliſabeth ſucht ſein Betragen zu motiviren, indem ſie vorausſetzt, daß in ſeinem Innern noch ein Zwieſpalt ſei zwiſchen der Schwärmerei ſeiner Secte und ſeinem jugendlich geſunden Sinne. Es ſcheint, daß ihr der Uebertritt ihres Jugendbekannten zu der frommen Gemeinde bekannt geweſen ſei, ehe ſein Sohn bei uns eintraf. Anna wird täglich freundſchaftlicher gegen ihn. — Ach, ich wollte, er wäre nie hierher gekommen, — er hat einen Mißton in unſer Leben gebracht.“

Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß ſich Sara in dieſem Briefe noch ganz unbefangen über Cornelius ausſprach. Wenn wir uns an ſeines Vaters Charakter, ſowie ihn in früheren Jahren ſein Verhältniß zu Eliſabeth enthüllte, erinnern, iſt es ſehr erklärlich, wie Selbſtſucht, Empfindelei und Eitelkeit, die immer äußere Stützen bedürfen, ihn der Frömmelei geneigt machen mußten. Die Gattin, die er, ein Jahr nach ſeinem Bruche mit Eliſabeth, gewählt hatte, gehörte zu einer Familie der Auserwählten. Ihre geiſtlichen Führer, Schweſtern und Brüder buhlten um die Gunſt des reichen Fremden, welchen Erbſchaften und Heirath in Holland naturaliſirt hatten. Bei dem Wahne, auf Erden überall Unrecht gelitten zu haben, richtete nun Hugo ſeine Forderungen an den Himmel, genoß die ſanften Erſchütterungen myſtiſcher Andachtsübungen, und die Huldigung frommer Glaubensbrüder, die ſeine Tafel und ſeine Spenden herbeizogen. Unter ſolchen Umſtänden ward Cornelius, der ſein einziges Kind blieb, erzogen. Sein kräftiger Körper und beſ-

tiger Sinn hätten ihn, bei einer umſichtige
tung, zum tüchtigen Manne machen könne
lein ſeine frömmelnden Lehrer legten ih
ſeine Heftigkeit Büßungen auf und ſetzte
nen gewaltigen Trieben die Furcht der
entgegen. So entwickelten ſich ſeine Leiden
ten, durch Strafen gereizt, nicht bezähmt,
traten in Sold ſeiner frömmelnden Begriffe
dieſelben Kräfte, die ihn zum Krieger, zum
fahrer gemacht hätten, ſteckten ihm die M
rerkrone zum Ziele. So entſtand der Ent
in ihm, ſich der Heidenbekehrung zu wi
Sein Vater, den die Jahre immer ängſ
in ſeiner Frömmelei machten, hörte von
geiſtlichen Führern den himmliſchen Lohn p
der ihrer ganzen Gemeinde werden müſſe für
nelius's Verdienſt um den Glauben; mit
Reiſen ließen ſich manche Handelsſpeculat
verbinden, denen die Frommen keineswe
entſagen geneigt ſind, und ſomit erhielt

nelius Erlaubniß und Berechtigung, ſeiner Neigung zu folgen.

Inmitten der frommen Gemeinde, in der er aufgewachſen war, unter gleichgeſinnten Brüdern in England und Dänemark, unter denen er zeitliche Güter und das ewige Heil zu erwerben lernen ſollte, ward das künſtliche Gleichgewicht ſeines Weſens keiner Gefahr ausgeſetzt. Was nicht verdammt wurde, erhielt einen frommen Namen und ward, ohne Widerſetzlichkeit des Gewiſſens, genoſſen. Durch ſeine Gewohnheit, unter Fremden zu leben, zu einer gewiſſen Sicherheit im Betragen gelangt, erfüllte er ohne allen Widerwillen den Auftrag ſeines Vaters: bei ſeinen Reiſen in Deutſchland ſeine ehemalige Freundin zu beſuchen. Herr von Hugo, der keine Verbindung mit Eliſabeth beibehalten hatte, war jedoch ſtets bemüht geweſen, durch pilgernde Brüder und andere, dieſen Leuten immer offene, Wege, Nachrichten von ihr einzuziehen; und Dieſe, denen ihre ſchöne Thätigkeit nicht unbekannt blieb, wiederholten ihm oft, wie ſchade es ſei, daß ihr wohlthätiges Leben alles Verdienſtes ermangele, indem ſie ihre guten Werke nicht um Chriſti willen vollbringe. Da Eliſabeth, wie die Brüder berichteten, ledig geblieben war, empfand der ältliche Herr eine Art frommer Schadenfreude, ihr ſeinen Sohn zuzuſenden, der, von der Natur ſo gütig bedacht, ſchon in jungen Jahren für eine Leuchte der Gottſeligkeit galt. Cornelius fand Eliſabeth nicht mehr in Br. Bei den Erkundigungen, die er von ihr einzog, traf er auf Leute, die ſich des Guten freuen, ohne über die Beweggründe, die es veranlaßten, zu grübeln; er erhielt daher von Eliſabeth ein Bild, das ſeine angeborene Güte anzog, und nahte ſich ihr, da ihn ſein Weg über Ar* führte, mit den ehrendſten Geſinnungen.

Wir wiſſen aus Sara's Briefen an Winfried, wie er in unſern Freundeskreis eingeführt ward. Da ſand er nun freilich eine ganz andere Welt als die, in der er bisher gelebt und gegolten hatte. Dieſe Menſchen ſahen ſeinen Brüdergemeinden nicht ähnlich; dennoch erfüllten ſie dieſelben Pflichten: ſie liebten ſich, arbeiteten, beteten, theilten ihren Ueberfluß, oft ihre Erſparniſſe mit den Armen. Aber weit entfernt, ihre Pflichten wie einen ſtrengen Tribut abzutragen, für alles Gute himmliſchen Lohn, für jedes Vergehen Strafe zu erwarten, ſah er ſie Frohſinn und Genuß in ihr Tagewerk verweben und, ſtatt Betſtunden und Betrachtungen, in Wiſſenſchaft, Kunſt und Natur Anlaß zu geiſtiger Erhebung ſuchen — und finden. Faſt hätte dieſe Scheintugend ihn irre gemacht; da erinnerte er ſich noch zur rechten Zeit an die Anſchuldigung, welche jene frommen Brüder in ihre Nachrichten von Eliſabeth gemiſcht hatten: — all das Gute hat kein Verdienſt, denn es wird nicht um Chriſti willen gethan. Sie thun es aus Vernunſt, hatten die Brüder geſagt; die Vernunſt iſt ihr Götze, da doch Gottes Wort dieſe gefangen zu nehmen gebietet. Sie ſind alſo Götzendiener — und Sara mit ihnen? — Daß jene Alle ihr dienten, erregte nur ſeine fromme Bekümmerniß, aber, daß ſie in ihre Verdammniß gezogen werden ſolle, verurſachte ihm immer mehr und mehr nagenden Gram. Wenn der ganze Kreis, in dem er jetzt lebte, für ihn neu war, ſo erſchien ihm Sara, von ihrem erſten Anblicke an, wie ſein glänzendſter Lichtpunkt. Die äußere Form jener ſtrengen Frommen führt überhaupt nichts Verſchönerndes mit ſich; am meiſten entſtellt ſie aber die Jugend des zarteren Geſchlechts. Kleidung, Haltung und Stimme ſtechen ſo ſchneidend gegen die zierliche Geſtalt, die anmuthige Sorgloſigkeit, das heitere Zutrauen eines jungen Mädchens ab, daß der Gedanke der Unnatur und der Lüge ſich dem theilnehmenden Beobachter unwillkürlich aufdrängt.

Und dieſe Sara, die jedes natürliche Gefühl in ſeinem verklommenen Herzen anregte, ſollte unter die Gottloſen gehören? — Bald entwickelte ſich in ihm der Wunſch, und nach ihm der Entſchluß, ſie dem Verderben zu entreißen.

Sara war geſchützt gegen Ueberraſchung durch Leidenſchaft von Seiten eines Mannes, deſſen Denkart und Lebenszweck alle Dem widerſprachen, was ſie an den Männern, unter denen ſie aufwuchs, gelernt hatte für Tugend und Verdienſt zu erkennen. Bald ſah ſie jedoch ſeine ſchönen Anlagen wie blind verſchleuderte Schätze an, die er beſſer zu benutzen noch lernen könnte. Dieſer Gedanke ſetzt ſchon Theilnahme an Cornelius voraus und bewirkte bald ein wunderliches Verhältniß zwiſchen den beiden jungen Leuten, indem ſie Einer den Andern zu bekehren verſuchten. Sara konnte gegen die Neigung, welche Cornelius bei ihr zum Miſſionar machte, nicht blind ſein. Unter ſolchen Umſtänden kennt die Klugheit nur einen einzigen Weg, die Gefahr zu vermeiden; — einen Weg, den die Umſtände einem jungen Mädchen oft ſehr erſchweren, und zu welchem Sara durch die einzige Rathgeberin, die dabei hätte hülfreich ſein können, durch Anna, nicht angeleitet ward. Dieſer Weg iſt Entfernung, Trennung beider Theile, gänzliches Enden aller Verhältniſſe, nichts Halbes, nichts künſtlich Gehaltenes. Statt Deſſen ließ ſich die gute Sara durch ihren Götzen — wie Cornelius die Vernunft unwillig nannte — zu dem Wahne verleiten, als könne ſie ſeine Neigung durch gänzliche Hoffnungsloſigkeit auf die Empfindung herzlichen Wohlwollens zurückführen. Da ſie ohne Selbſtbetrug, aber mit gefühlvollem Herzen, zuwerkeging, gab ihr dieſer Wahn eine Art ſchweſterlicher Sicherheit des Betragens, das, ſie von einer neuen, höchſt anziehenden Seite zeigend, nur dazu diente, Cornelius's Leidenſchaft aufs höchſte zu ſteigern.

Es iſt aus manchen Momenten dieſer fragmentariſchen Erzählung ſichtbar geworden, daß Anna in dem Fortgange ihres Lebens die Früchte ihrer Irrthümer hatte ernten müſſen. Mit aufrichtigem Willen hatte ſie dieſes Leben dem Wohle Anderer geweiht, aber, in letzter Rückſicht, nicht um des Guten willen, das daraus hervorgehen mußte, ſondern um der Dankbarkeit willen, die ſie als Abzahlung für ihre Liebe, als Kaufgeld für ihre Wohlthaten bedurfte. Der Wohlthäter ſoll aber geben wie Gott, der in den Erfolg ſeiner Gabe, in den rechten Gebrauch ſeiner Wohlthat ſeinen Zweck ſetzt, und der in der Lehre der Freiheit, die er uns gab, Dank- und Brandopfer aufhob. Durch die Anſprüche an Dank wird dem Empfänger die Wohlthat zur Feſſel; er ſucht ihr, wenn er redlich iſt, ſelbſt auf Koſten der Gabe zu entgehen, und nun keimt in dem Wohlthäter die bittere Empfindung, Undankbare gemacht zu haben. Dieſe Empfindung gebiert

Feindſeligkeit in ſeinem Gemüthe, in welcher Form ſeine Denkweiſe ſie auch ausprägen mag: als Vorwurf, Stoicismus oder Rache. Anna, blind gegen ihren Irrthum, machte jetzt dieſe Erfahrung, welche ſie immer weiter und weiter von Denen abführte, die ſie liebten, ſie ehrten, aber nicht ihre Selbſtändigkeit gegen ihr Wohlwollen eintauſchen wollten. Sie geſtand es ſich nicht ein, daß ihr Beſtreben nie dahin gegangen war, zum großen Baue des geiſtigen Weltalls beizutragen, ſondern ſich ſelbſt ein Tempelchen zu errichten, um darin, nächſt der Gottheit, verehrt zu werden. Wer ſich aber um Dankbarkeit betrogen glaubt, beginnt bald an uneigennützigem Wohlwollen zu zweifeln, und darum wies Anna jetzt oft die Liebe ihrer Freunde, welche ihr bald als Mitleid, bald als leeres Gepränge erſchien, mit Kälte zurück.

Bei dieſer traurigen Stimmung führte ſie ein Ungefähr darauf, die religiöſe Anſicht über unverdientes Unglück, was man eigentlich Märtyrerthum im Gemüthe nennen könnte, zu erfaſſen. Sie mußte ihr willkommen ſein, denn ſie ſchmeichelt der geiſtigen Eitelkeit und erregt die Empfindung. Einige ſchwärmeriſche Schriften trugen dazu bei, ihr die aus jener folgende Lehre der Weltverachtung, des Glückentſagens, des Lohnes in jener Welt von der Seite darzuſtellen, von welcher ſie die Thätigkeit erſchlafft, die Bande des herzlichen Beiſammenlebens auflöſt und den Dünkel ſteigert, da der Frömmler jedes weichere Gefühl, für die Kronen, die ihn jenſeits erwarten, zurückweiſt. Holm hatte den Anfang dieſer Stimmung bei Anna mit Bekümmerniß wahrgenommen, und da Eliſabeth ſeine Denkart theilte, hatten ſie Beide oft verſucht, durch freundliche Erörterung eine oder die andere ihrer Anſichten zu beſtreiten. Ihre Bemühung brachte aber das Gegentheil hervor. Anna zog ſich immer mehr zurück, und die gute, frohe Hedwig klagte ſich manchmal mit ziemlich drolliger Reue an, unſchuldiger Weiſe durch ihre Liebe, ihre Heirath, ihr Eheglück Anna die erſte Veranlaſſung zu ihrem trüben Irrthume gegeben zu haben.

Cornelius's Erſcheinung gab Anna's religiöſem Bedürfniſſe unerwartet einen Stützpunkt. Da ſie in der vergangenen Zeit von den Verhältniſſen, in denen ſein Vater mit der Stiftsdame geſtanden hatte, unterrichtet worden war, flößte ihr der gegen Dieſe tief gewurzelte Widerſetzungsgeiſt ſchon ein günſtiges Vorurtheil für den jungen Mann ein. Bald entdeckten ſie gegenſeitig ihre Uebereinſtimmung in religiöſer Geſinnung, theilten ſich Anſichten und Bücher mit, und Anna, die ſich nicht mehr vereinzelt fühlte, hatte kein Hehl mehr, ſich der frommen Gemeinde genähert zu haben. Ihre Freunde ehrten das Gute in jeder Geſtalt und freuten ſich in der Hoffnung, daß Anna in den Obliegenheiten, die ihr ihre Gemeinſchaft mit den Frommen auflegte, Beſchäftigung für ihr liebebedürftiges Herz, und den Lohn für ihre wohlthätige Handelsweiſe in der Form finden würde, der ſie allein empfänglich war. Sie hatten ſich nicht geirrt; Anna's Anſichten von Anderen änderten ſich nicht, aber in der Anſicht ihrer ſelbſt ging eine Veränderung vor. Die ihr bisher unbekannten Glieder der frommen Gemeinde in Ar*, mit denen ſie Cornelius bekanntmachte, zollten ihr den Beifall, die Anerkennung, nach der ſie ſtrebte. Der Gegenſatz zwiſchen ihr und ihren bisherigen Freunden hörte gleichſam auf, indem ſie von ihnen Nichts mehr erwartete. Sie nahm ihre Anſprüche an ſie zurück, ſie verſchob alle Ausgleichung in jene Welt, — und dort war ſie der Entſchädigung gewiß. Ihre Gemeinſchaft mit den Weltkindern, zunächſt mit dem kleinen Kreiſe, in dem ſie ſchon ſo lange gelebt hatte, und an dem, ihr unbewußt, noch immer ihr

Herz hing, war nun auf die Hoffnung, Einen oder den Andern aus ihm für ihre Denkart zu gewinnen, beſchränkt. Es entging ihr nicht, daß Cornelius ſeinen Bekehrungseifer bei Sara fruchtbar zu machen ſtrebte. Sara war von ihren Pflegekindern das, welches ſeinen Willen am wenigſten gegen ſie geltendzumachen verſucht hatte; von ihr konnte ſie am wahrſcheinlichſten eine Bekehrung hoffen und durch ſie einen Triumph über die weltgeſinnten Freunde feiern, den ihr die fromme Demuth nicht zu verwerfen gebot. Von dem Jünglinge, der Gut und Leben im fernen Oriente wagen wollte, um Heiden zu bekehren, fürchtete ſie keine irdiſche Liebe; im Gegentheile konnte Sara, für ihre Gemeinde gewonnen, nur um ſo mehr in ihrer Abneigung gegen die Ehe befeſtigt werden. Sie veranlaßte daher manche Gelegenheit, wo Cornelius in apokalyptiſchen Redensarten das Feuer ſeiner Leidenſchaft äußern konnte. Schüchternheit, Nachgiebigkeit gegen Anna, Anſtandsgewohnheit im geſellſchaftlichen Leben, das Unangenehme ſo viel wie möglich zu ignoriren, bewogen Sara, die ſeltſamen Formeln, in denen der junge Miſſionar ſprach, anzuhören; als ſie ihr unverkennbar Liebe ausdrückten, glaubte ſie ihnen am beſten zu begegnen, indem ſie ihren Sinn nicht zu verſtehen ſchien, und ſo fand ſie ſich bald in ein Netz von Verhehlen, Verſtellen und Nachgeben verſtrickt, aus dem ſie keinen Ausweg zu finden wußte. Sie war gewiß, für Cornelius keine Liebe, ſondern blos Mitleid zu empfinden; zu dieſem geſellte ſich jetzt eine, ihrer Unſchuld unverſtändliche, Befangenheit und endlich Furcht vor dem Fanatismus, mit welchem er ſich zum Retter ihrer Seele aufzuwerfen wagte. Sie glaubte dieſe Empfindungen als hart, als ſelbſtſüchtig unterdrücken zu müſſen und machte neue Verſuche, ſeine Heftigkeit durch mildere Anſichten zu mäßigen; aber jeder ſolcher Verſuch ſchürzte einen neuen Knoten in das Netz und reizte ſeine fanatiſche Begier. Scham über ein ſo verkehrtes Verhältniß, Furcht vor ihres Vaters Misbilligung, wenn ſie es ihm mittheilte, noch größere Furcht, ſeinen Unwillen auf Anna zu ziehen, und ein heimliches Grauen, Cornelius durch dieſe Entdeckung zu reizen, wirkten ſo heftig auf Sara's Gemüth, daß es ihres Vaters und Eliſabeth's Aufmerkſamkeit erregte. Sie konnten nicht umhin, Cornelius's zunehmend finſtere Laune mit jener Erſcheinung in Sara in Verbindung zu bringen. Cornelius ſchwieg Abende lang in dem freundlichen Kreiſe, der Jedem Freiheit ließ, ſeiner Stimmung zu folgen; dann ergoß er ſich wieder einmal in feuriger Rede über das Verdienſt und den Lohn ſeines erwählten Berufes. Otto, der die wenigſte Nachſicht mit dieſer Schwärmerei hatte, bezeugte ihm, wenngleich auf die unſchädlichſte Art, ſein Befremden, daß er, bei ſo einem dringenden Eifer, nicht mehr eile, ſich ſeiner Beſtimmung zu nähern. Dieſe Bemerkung wirkte ſo auffallend auf Cornelius's Faſſung, daß Eliſabeth bemüht war, Gründe anzugeben, die Deſſen Verweilen einigermaßen entſchuldigten. Bodo, der, ſeit ſeiner Rückkehr in die Vaterſtadt, Sara brüderliche Neigung zugewendet hatte, errieth früher als die Andern den ſchmerzlichen Drang, in welchen der junge Fanatiker das liebe Mädchen verſetzt hatte; ihm war die Rückſichtsloſigkeit des frommen Eifers, der dieſe Menſchen hinriß, bekannt geworden, und er erſchrak vor der Ausſchweifung, zu welcher derſelbe, mit leidenſchaftlicher Liebe vereint, den Gaſt führen könnte.

In dieſer Zeit fiel Bodo, der ſo viele Jahre der deutſchen Literatur fremd geweſen war, ein Journal in die Hände, das den Bericht der ſcheußlichen Mordgeſchichte enthielt, die einige Jahre vorher im berner Canton religiöſer Fanatismus veranlaßt hatte. Dieſe ſchaudervolle

Begebenheit ergriff ihn um ſo mehr, da er den Einfluß ſolcher Irrthümer eben vor Augen hatte, und nicht ohne Abſicht erzählte er mit überfließendem Herzen die Geſchichte dieſes religiöſen Verbrechens den in Zoe's Zimmer verſammelten Freunden, unter denen ſich auch Cornelius, und eben in der finſterſten Stimmung, befand. Die Freunde erinnerten ſich alle des Vorfalles und gingen, nicht ohne Bedeutung, in die Betrachtung des Wahnſinnes ein, welcher jene Unglücklichen zum Verbrechen getrieben hatte. Cornelius verſuchte, die Wahrhaftigkeit des Berichtes in Zweifel zu ziehen; die Beweiſe, die man führte, ſchienen ihn zu reizen und er beſtrebte ſich, die Beweggründe zur That zu motiviren, ihren Erfolg von der Abſicht zu trennen. Holm war durch dieſe Bemühung, das Abſcheuliche zu bemänteln, empört und widerlegte ihn mit ſo größerer Beſtimmtheit, da er damals, mit Winfried auf einer Schweizerreiſe begriffen, ſich in der Nähe des Vorganges befand. Dieſer Widerſpruch erhitzte Cornelius immer mehr. Er ließ die fragliche Begebenheit fallen und ſprach bald die Behauptung aus, daß der Begriff jener Menſchen von wahrer Liebe an und für ſich gegründet ſei, daß er ſelbſt den Gegenſtand ſeiner Seelenliebe viel lieber todt als ewig verloren ſehen wolle. Alle verſtummten vor Entſetzen bei der Deutung, die dieſe Worte haben konnten. Er ſelbſt ſchien davon noch aufgeregter und ſah mit glühendem Geſichte vor ſich nieder; nur Sara dachte an keine perſönliche Beziehung, ſondern von ihrem geſunden Gefühle hingeriſſen, ſagte ſie mit großer Lebendigkeit: „Ich weiß nicht, was Sie wagen verloren zu nennen, allein ich verwerfe jede Lehre, die mir nicht die Zuverſicht läßt, Alle, die ich liebe, welches auch ihr Glaube ſein mag, ja alle Verirrte endlich vor Gott vereinigt zu finden." Der Arme richtete einen furchtbaren, flammenden Blick auf ſie, ſchritt vorwärts und rief heftig: „O, könnte ich Dich heute, jetzt, auf Koſten Deines Lebens, aus dieſem Vereine der Sünder reißen, ehe es für Deine Seligkeit zu ſpät iſt ....“ Hier ſchien er zu fühlen, daß ihn alle Selbſtherrſchaft verließ: er bedeckte einen Moment mit der Hand ſeine Augen; dann eilte er aus dem Zimmer, aus dem Hauſe. Sara, die neben Eliſabeth auf einem Sopha ſaß, hatte ſich bei Cornelius's letzter Rede Dieſer voll Schrecken an die Bruſt geworfen; Otto rief ſeinen Freunden beruhigend zu: „Er iſt krank, ich will für ihn ſorgen“, und eilte ihm nach.

Wir können die Folgen dieſes unanſtändigen Auftrittes aus einem Briefe erfahren, den Otto in Eliſabeth's Namen an Winfried ſchreiben mußte.

„Ar*, im Frühjahre 1809. Unſere verehrte Freundin dictirt mir, und mit Wehmuth gebe ich Dir dadurch den Beweis, daß meine Wiſſenſchaft vergeblich gegen ihre Staarblindheit gearbeitet hat. Sie verbietet mir, Heilungsverſuche zu machen, die, unſicher in ihrer Wirkung, nicht ohne Nachtheil für den Körper angewendet werden können, und ich muß ihrer Meinung beiſtimmen, daß die freie Geiſtesthätigkeit, die auf Geſundheit beruht, mehr werth iſt als die unſichere Hoffnung auf die Wirkung eines jene ſchwächenden Mittels. Sie wird durch ihre Ergebung ſowie durch ihre heitere Güte immer mehr der Abgott unſerer Herzen."

„Eliſabeth dictirt: Heute fühle ich mich zum erſten Male bedrängt, die Feder nicht ſelbſt führen zu können. Ich hätte Ihnen von dem armen Fremden, der Ihnen dieſen Brief bringt, gern mehr geſchrieben, um Ihnen ſein Wohl ans Herz zu legen. Er iſt der Sohn eines Mannes, der in meiner frühen Jugend in ſehr ſchickſalsvoller Beziehung zu mir ſtand; indem Sie gütig mit ihm umgehen, helfen Sie mir eine alte Schuld zahlen. Nachdem Otto Sie von den letzten Vorgängen bei uns unterrichtet haben wird, werden Sie unbezweifelt die Vorwürfe, die Sie Ihrer lieben, vortrefflichen Sara wegen der plötzlichen Unterbrechung ihres Briefwechſels gemacht haben, zurücknehmen. Ihr Widerwille, ſich über ein ſo leidenſchaftliches Verhältniß wie das, in dem ſie ſich befand, auszulaſſen, iſt auf ein ſehr richtiges, zartes Gefühl gegründet. Indem wir eine Leidenſchaft, die uns ſo nahe berührt, darſtellen, verlieren wir ſelbſt das Gleichgewicht unſerer Empfindungen, und da Sara wol ſehr im Gedränge, aber nicht durch Täuſchung befangen war, mußte auch Scham ihr Stillſchweigen auflegen; — denn der wahrhaft Sittliche hat beim Anblicke ungezügelter Heftigkeit ſtets eine Empfindung von Scham. Ich glaube, Das iſt ein unverwerflicher Beweis, wie nahe Heftigkeit mit Unanſtändigkeit verwandt iſt. Doch Ihre alte Freundin ſpannt Ihre Begierde, mehr von der Sache zu wiſſen, und überläßt es Otto, zu erzählen."

Statt der kurzen Andeutungen, die Otto zu Winfried's Belehrung niederſchrieb, nehmen wir hier unſere Erzählung wieder auf. Wie Otto dem armen Schwärmer, der in der heftigſten Gemüthsbewegung das Zimmer verlaſſen hatte, nacheilte, fand er ihn mit ſchnellen Schritten einen Gang des Gartens durchſchreitend. Der beſonnene Arzt hielt es für beſſer, alle Erörterung, welche Geſtändniſſe nothwendig gemacht hätte, zu beſeitigen und Cornelius's Liebe für Sara als ausgemacht, aber auch als gänzlich unſtatthaft zu behandeln. Er faßte, neben ihm fortſchreitend, den Ungeſtümen unter dem Arme und ſagte: „Beruhigen Sie ſich über dieſen Auftritt; wir Alle ſehen ihn als eine folgeloſe Uebereilung an, und er bietet Herrn von Holm eine willkommene Gelegenheit dar, ein Verhältniß, das nie glückbringend werden konnte, unwiederbringlich zu beenden.“ Cornelius riß ſich heftig von Otto's Arme los und ſtellte ſich ihm, als wolle er jeden weitern Schritt verhindern, feſt in den Weg. Otto blieb ſtehen und fuhr ruhig fort: „ja, mein junger Freund, zu beenden. Es war Schwäche von Holm's und der Stiftsdame Seite, daß ſie es nicht früher thaten. Es giebt nur eine Bedingung, unter der ein frommes Mädchen wie Sara wahrhaft lieben kann, dieſe iſt innige Uebereinſtimmung der Geſinnungen, vor allen der religiöſen, mit dem Manne ihrer Wahl. Daß dieſe nicht ſtattfindet, haben Sie ſelbſt ausgeſprochen und von dem Augenblick an zwiſchen ſich und Sara Schranken geſetzt, die Sie als Mann Ihrer frommen Denkart nicht abläugnen können. Die jetzige Erſchütterung Ihres Gemüthes wird Ihnen Ihre ſelbſtgewählte, aber ſeit einiger Zeit vernachläſſigte Beſtimmung wieder näher rücken; eilen Sie, ihr nachzugehen, und ſtören Sie nicht länger den Frieden einer Familie, deren Tugenden Sie gewiß nicht verkennen.“ — „Alſo ſie verlaſſen? für dieſes und jenes

Leben von ihr getrennt ſein?“ rief Cornelius, ſein Geſicht mit beiden Händen bedeckend, und indem zugleich das natürliche Gefühl über den Fanatismus die Oberhand gewann, warf er ſich mit der Verzweiflung unglücklicher Liebe in Otto’s Arme und weinte unausſprechlich! Otto behandelte dieſe Hingabe in den Schmerz wie ein Eingeſtändniß rückſichtlich der Nothwendigkeit, ſich von Ar** zu entfernen; ihn wieder unter dem Arme faſſend, lenkte er ihn gegen den Ausgang des Gartens und führte ihn in ſeine Wohnung, wobei er ihn immerfort, mit beſtimmter Ueberzeugung, von ſeiner baldigen Beruhigung und dem verdienſtvollen Ziele ſeiner Reiſe unterhielt. „Eilen Sie,“ ſagte er, „Ihres Vaters Erlaubniß, noch dieſen Herbſt nach dem Cap abzureiſen, zu erhalten. Sie wollen Gutes wirken; da können Sie nicht früh genug anfangen. Ein ſo männlicher Entſchluß wird Ihnen die Achtung Ihrer hieſigen Freunde zuſichern; wir werden alle Ihren verdienſtlichen Lebenspfad mit unſerem Segen begleiten.“

Sie waren in Cornelius’s Wohnung angelangt. Der arme Schwärmer mußte ſich ſchon lange mit innern Kämpfen abgemattet haben, deren letzte Höhe der Ausbruch der Leidenſchaft war, dem er ſich ſo eben überlaſſen hatte; eine Art Stumpfſinn trat jetzt an ihre Stelle. Vielleicht hatte er gar nicht mehr auf Otto’s letztes Zureden gehört. Bei dem Eintritt in ſein Zimmer ließ er Deſſen Arm los, warf ſich in eine Ecke ſeines Sophas und ſah ſtumm vor ſich hin. Otto fing an, um ihn beſorgt zu werden; er glaubte aber, ſeine Abſicht durchſetzen zu müſſen, und befahl daher dem Bedienten, ſodaß Jener es hören mußte, die Koffer zu packen, räumte auch ſelbſt die Papiere auf dem Schreibpult und aus deſſen Schubladen zuſammen. Cornelius ſchien gar nicht auf ihn zu merken; er antwortete auf keine ſeiner Fragen, zu unſers thätigen Freundes großer Verlegenheit auch nicht auf die Bitte, einen Wechſel an ſeinen Banquier wegen des nothwendigen Reiſegeldes zu unterſchreiben. „Ich bedarf keines Geldes mehr,“ waren die einzigen Worte, die er mit dumpfer Stimme und abgewendetem Geſicht ausſprach.

Anna hatte dem guten Doctor indeſſen, ohne es zu beabſichtigen, einen Beiſtand bereitet. Cornelius's Heftigkeit hatte ſie aufs äußerſte erſchreckt. Von ihren Empfindungen wie immer beherrſcht, hatte ſie, aus Widerſpruchsgeiſt gegen ihre Freunde, mit weltlichen Geſinnungen, in Frömmelei und wirklicher Frommheit, Cornelius ihrer Sara angenähert; ſie hatte ſich ſogar einen Beweggrund dieſes Betragens aus der Hoffnung gebildet, daß Cornelius ebenſowol von Sara zu größerer Mäßigung, wie Dieſe von ihm zu frommem Eifer bebekehrt werden könnte. Weder den Grad ihrer Theilnahme an dem jungen Schwärmer, noch ihre Verantwortlichkeit gegen Sara's Vater hatte ſie erwogen. Die Wendung, welche Cornelius's Neigung jetzt genommen, erfüllte ſie mit Entſetzen; mochte er ſterben, verrückt oder Miſſethäter werden, ſo hatte ſie es verſchuldet. Um dieſem Schreckniſſe zu entgehen, war ihr ſelbſt das Opfer ihres Ehehaſſes nicht zu groß. Ihre lebhafte Phantaſie ſah für Cornelius keine Rettung als Nachgiebigkeit in ſeine Wünſche, und ſo ſann ſie auf die Möglichkeit, ſeine Verbindung mit Sara zu bewirken.

Alle dieſe Betrachtungen quälten ſie, ſodaß ſie, gleich nachdem Otto Zoe's Zimmer verlaſſen hatte, um Cornelius nachzugehen, ſich ebenfalls aus einer Geſellſchaft entfernte, deren Blicke mit verdientem Vorwurf auf ihr zu haften ſchienen. In dieſem Augenblicke wirklich rathlos — denn bei dem läſtigen Bewußtſein in ihrem Innern half ihr ihre Beharrlichkeit, ihre Entſchloſſenheit nichts mehr, — begegnete ſie vor Holm's Hauſe dem Mann, an den ſie einzig ſich jetzt wenden zu können glaubte. Es war der Pfarrer einer der größten Gemeinden von Ar**, ein in ſeinem Aeußern behaglicher, blühender Mann, der, aus der Fremde berufen, zuerſt den Begriff einer Gemeinde in der Gemeinde, das heißt von Auserwählten, durch ihn, ſeine Lehre und Gebet Gott näheren Brüdern und Schweſtern, angeregt hatte. Die Mehrzahl ſeiner Vertrauten beſtand aus Frauen, unter denen ſich dann wieder eine Zahl der vornehmeren, reicheren zu einem beſonderen geſellſchaftlichen Vereine verſammelte, in welchem gute Mahlzeiten, feine Collationen, durch lange Tiſchgebete und ſalbungsvolle Vorträge über Mäßigkeit und Gottſeligkeit, beinahe zu verdienſtlichen Werken erhoben wurden. Anna, welche, durch ihre Verhältniſſe beſchränkt, dieſe Liebesmähler nicht befördern konnte, beeiferte ſich, durch ſinnreiche Nadelarbeit und auserleſenes kleines Geräth die Teppiche, Mundtaſſen, Kryſtallgefäße und Vaſen, welche des frommen Mannes Zimmer und Tiſche ſchmückten, zu vervollſtändigen und ihm damit immer mehr Anlaß zur Verachtung der Welteitelkeit zu geben. Sein Begegnen in ihrer jetzigen Noth ſchien ihr ein Fingerzeig der Vorſehung; ſie bat ihn, ſie in ihr Zimmer zu begleiten, und machte ihn dort mit der Veranlaſſung ihrer gegenwärtigen Herzensangſt auf das Genaueſte bekannt. In dieſem Augenblicke war kein Arges mehr in ihr; ſie hatte das Bedürfniß, Unrecht gut zu machen, Unglück zu verhüten; und es kann ihr nicht zum Vorwurfe gemacht werden, daß ſie Dieſes in der ihr ſchon lange zur Gewohnheit gewordenen Denkweiſe zu thun bemüht war. Sie hatte Cornelius ſchon früher mit dieſem Kirchenmanne bekanntgemacht. Jener war von der Redegabe des Letzteren bezaubert worden und bedauerte ihn und ſeine Anhänger, daß ſie, unter den Weltmenſchen wie verloren, um kein Aergerniß zu geben, nicht in ſtrengerer äußerer Zucht leben dürften. Anna beſchloß ihren Bericht über den Vorfall in Holm's Hauſe mit der ſchüchtern ausgeſprochenen Aeußerung, daß ſie fürchten müſſe, des jungen Mannes Leidenſchaft werde, durch gänzlichen Widerſpruch aufs höchſte getrieben, ſein Leben und ſeine Seele verderben. Der Kirchenmann überſah ſchnell den Vortheil, den eine ſolche Beendigung dieſer Sache allen Theilen bringen könnte. Er und ſeine eifrigen Anhänger gewannen damit, als Cornelius's Verwandte im Geiſt, einen Zutritt zu einem Kreiſe von Menſchen, die ſich — denn Das hatte Holm und ſeine Freunde kein Hehl — bisher als ſeine entſchiedenen Gegner erklärt hatten. Er hoffte, indem er ſich Cornelius zum Beiſtand anbot, nicht minder, ſich Deſſen angeſehene Familie in Holland zu verbinden; denn an dem Gelingen ſeines Vermittlergeſchäftes zweifelte er gar nicht, da ſeine Erfahrung über Cornelius's Wünſche und Bedürfniſſe keinem Zweifel Raum gab. Nach kurzem Ueberdenken ſeines Unter=

nehmens machte ſich alſo der fromme Mann nach Cornelius's Wohnung auf den Weg.

Er kam, wie oben geſagt worden iſt, zur rechten Zeit, Otto aus großer Verlegenheit zu ziehen. Da es Letzterem unmöglich war, Cornelius bei der körperlichen und Seelen-Dumpfheit, in die er verfallen war, zu einiger Thätigkeit in ſeinen Vorkehrungen zur Abreiſe zu bewegen, beſchloß er, alles nöthige Geld aus ſeinen Mitteln herbeizuſchaffen, und war im Begriffe, ſich zu dieſem Zweck aus dem Hauſe zu entfernen, als der Kirchenmann eintrat. Otto ſahe ein, daß dieſe Dazwiſchenkunft auf Cornelius's Gemüth wirken könnte, und ließ die beiden Frommen alſo ſogleich allein, um im Nebenzimmer den Erfolg dieſer Unterredung abzuwarten. Bald hörte er Cornelius mit Heftigkeit reden, den Kirchenmann in mildem Baſſe lange Antworten geben; endlich ſchritt Cornelius, unter lauten Ausrufungen, ſchnell der Thür des Zimmers zu, in welchem Otto den Ausgang des Geſpräches abwartete, riß ſie auf und endete im zornigſten Ton eine Rede, deren Anfang Otto nicht gehört hatte, mit den Worten: „Sara's Leben wäre mir für ihr Seelenheil nicht zu theuer, konntet ihr, ſinnliches Gezücht, aber meinen, um ſie fleiſchlich zu beſitzen, gäbe ich meinen heiligen Beruf auf? Gehe, Du Schlange! jetzt kenne ich Dich!" und dabei ſchlug er, zu Otto eintretend, die Thür hinter ſich zu. Sein Ausſehen verrieth die leidenſchaftlichſte Heftigkeit, ſeine Augen ſprühten, ſeine Glieder bebten. — „Otto," rief er, „was ſoll ich unterſchreiben? wenn kann ich fort?" — und mit dieſen Worten wankte er und ſank nieder. — Seine kräftige Natur unterlag, Blut quoll ihm aus dem Munde, und Otto eilte, durch einen reichlichen Aderlaß ſeinen drohenden Zuſtand zu erleichtern. Wie er ins Leben zurückkam, war er völlig betäubt; er ſchloß die Augen und wechſelte oft die Farbe, und ſo ging manche ängſtliche Stunde, unter ſeines Arztes ſorgfältiger Pflege, dahin. Endlich rief er — es war tief in der Nacht, — ſich mühſam aufrichtend, nach Otto. „Otto ruht ein wenig," antwortete eine ſanfte Stimme, und eine weibliche Hand drückte die ſeine leicht nieder auf die Decke, als wolle ſie ihn zum Stilleliegen ermahnen. Es war Eliſabeth, die bei der Nachricht von Cornelius's Zufalle ſich hatte zu ihm führen laſſen und mit Deſſen altem Diener an ſeinem Bette wachte, um Otto die Erholung zu verſchaffen, die ſeine Tagesgeſchäfte nothwendig erheiſchten. Das Schickſal, das Cornelius in ihrer Nähe fand und für ihre theuerſten Freunde herbeiführte, erinnerte ſie ſchmerzlich an den Einfluß, den ſie vor ſo vielen Jahren auf ſeines Vaters Leben gehabt hatte, und ſie fürchtete, auch dieſes Mal wieder nicht ohne Schuld geweſen zu ſein. Ihre verdunkelten Augen verboten ihr thätige Pflege bei dem Kranken, aber hier kam es auch mehr auf geiſtigen

Einfluß an. Sie ſetzte alle ihr gegebene Heilungsvorſchriften bei Seite und nahm nach Mitternacht Otto's Platz neben dem Krankenbett ein. Cornelius war ſehr betroffen, Dieſe, allen ſeinen Vorurtheilen zum Trotz auch von ihm hochverehrte, Frau neben ſich zu ſehen. Er ſchwieg betroffen und ließ ihr Zeit, ſich über ſeinen Geſundheitszuſtand und ihre Gegenwart zu erklären. Nur allmälig ſchien er ſich der letzten Vergangenheit zu erinnern, ward ſehr bewegt, küßte wiederholt Eliſabeth's Hand und fragte nach einer langen Weile mit Schüchternheit: „Können Sie denn begreifen, wie ſich mein Betragen mit den reinſten Gefühlen, mit den frömmſten Geſinnungen vereinen läßt?" — „Das kann ich," erwiederte Eliſabeth, „Das können meine Freunde; und wir alle hoffen, daß dieſe Reinheit Ihrer Geſinnungen Ihrer Zukunft zum Segen gereichen werde."

Heftiger Schwindel, der den Kranken, ſobald er zu gehen verſuchte, überfiel, nöthigte ihn, ſeine Abreiſe, nach der er ſehr verlangte, einige Tage aufzuſchieben. Er blieb verſchloſſen und ſchweigend, verhinderte aber durch ſeine Bitten Eliſabeth, ihn den Tag über zu verlaſſen, ſowie er auch Otto, deſſen ärztliche Vorſchrift er pünktlich befolgte, ſo oft ſich Derſelbe entfernte, bald wiederzukommen bat; außer ihnen weigerte er ſich aber einen der andern Freunde zu ſehen, fragte auch nach keinem, horchte aber geſpannt, wenn Otto und die Stiftsdame, was ſie nicht vermieden, einen von ihnen gegen einander erwähnten. Er las, ſchrieb und ſchien oft im Stillen zu beten, wobei er aber, als fürchte er ihr Weggehen, ſich häufig nach Eliſabeth umſah, oft, ſchweigend ſie betrachtend, vor ihr ſtehen blieb. Einmal fragte er ſie ganz unvorbereitet: „Nicht wahr, mein Vater hat Sie einſt geliebt?“ — „Das hat er; Sie wiſſen aber, daß er durch Ihre Mutter ein glücklicher Gatte geworden iſt.“ Cornelius ſeufzte ſchwer, ſchritt das Zimmer durch, blieb wieder vor ihr ſtehen und ſagte ſehr bewegt: „Kein Sohn von mir wird je vor ihr ſtehen." — Er meinte Sara. „Solcher Bande," nahm die Stiftsdame das Wort, „bedarf es nicht, um treues Wohlwollen zu unterhalten, — und dann mein Freund, dann kommt eine Zeit, in der wir Alle, Alle vereint ſind." — „O wäre ich Deſſen gewiß!" rief Cornelius ſehnſuchtsvoll, ſetzte ſich neben Eliſabeth und benetzte ihre Hände mit ſeinen Thränen.

Der durch Cornelius's Unpäßlichkeit veranlaßte Aufſchub ſeiner Reiſe gab Otto Gelegenheit, Winfried durch den Brief, zu welchem ihn Eliſabeth veranlaßte, von den letzten Vorfällen in ſeiner Familie zu unterrichten. Cornelius's Weg nach den ſächſiſchen Herrnhutergemeinden, die er, ſeines Vaters Befehlen gemäß, beſuchen ſollte, führte ihn zunächſt über Göttingen, und ſeine Freunde waren ſehr erfreut, ihn dort einige

Ruhetage unter der Vorſorge eines theilnehmenden Menſchen zubringen zu laſſen. Sobald es ſeine Geſundheit erlaubte, reiſte er, unter der treuen Obhut ſeines alten Dieners, ſehr trüb geſtimmt, aber ruhig und innig dankbar gegen die empfangene Güte, dahin ab.

Jener Abend, an dem ſich Cornelius's Leidenſchaft für Sara ſo verletzend verrieth, hatte, wie die Entladung eines ſchweren Gewitters bei drückender Sommerſchwüle, wohlthätig auf unſere Freunde gewirkt. Der Schrecken hatte die Herzen gegen einander geöffnet. Holm war weit entfernt, ſeiner Tochter einen Vorwurf über Unvorſichtigkeit zu machen, da wo er und Eliſabeth ſich hatten Unachtſamkeit zu ſchulden kommen laſſen. Sara verhehlte nicht, daß ihr Mitleid mit Cornelius's Leiden die Erleichterung aufwöge, die ſie empfinde, ein ſo verkehrtes Verhältniß beendigt zu ſehen; die Güte ihres Vaters, die liebende Theilnahme ihrer Freunde beruhigten ſie und gaben ihr den Muth, um Deren Verzeihung für den armen Schwärmer zu bitten, der für ſeinen Irrthum eine harte Strafe empfangen hatte. Von Mitleid und Verzeihung wollte aber Bodo nichts hören. Dieſer hatte ſich mit komiſcher Geradheit von jeher für Sara's Bewunderer, „ihren einarmigen Ritter," wie er ſich nannte, bekannt, und bei jeder Gelegenheit betrug er ſich gegen ſie als älterer Bruder und Hofmeiſter zugleich. Bei dieſem Anlaſſe wollte er ſie aber keines Unrechts beſchuldigt ſehen. Er verſicherte: daß der Heidenbekehrer Sara geliebt habe, finde er ganz in der Ordnung und ſehe gar nicht ein, was ein junger Burſche, der ſich täglich mit einem liebenswürdigen Mädchen zuſammen befinde, anders thun könne; aber daß er ſeine Liebe mit ſeinem Chriſtenthum und ſeinem Blutdurſte gemiſcht habe, ſei eine Verirrung der Sinne und des Geiſtes, die von einem rohen Gemüth und finſteren Verſtande zeuge. „Der Frömmler," ſagte er, „möchte mich oft für einen Höllenbrand halten, wenn ich den Dingen drollige Namen gab; aber ich meine nie gegen meine Feinde ſo unmenſchlich zu denken, zu handeln, wie er gegen ſeine Gaſtfreunde, ſeine Wohlthäter verfuhr.“

Für Anna allein führte dieſer Zeitpunkt unerfreuliche Folgen herbei. Er verband ſie noch mehr mit der frommen Gemeinde und entfernte ſie gänzlich von ihren alten Freunden, von denen ſie nur Zoe zugethan blieb, der in der Abgeſchiedenheit, zu welcher ſie ihre Geſundheit immer mehr verurtheilte, Anna’s Geſellſchaft eine Hülfsquelle blieb. Dieſe hatte ſich ſchon einen großen Theil des ſtillen Weſens, der leiſen Stimme, des ſchweigenden Beiſammenſeins zueigengemacht, das meiſtens die fromme Gemeinde auszeichnet. Bei zunehmender Körperſchwäche konnte Zoe dem lebhaften Geſpräche der häufig um ſie verſammelten Geſellſchaft nicht mehr ohne Spannung folgen; ſie erholte ſich daher bei Anna’s eintöniger, meiſt gleichgültige Menſchen und Gegenſtände betreffender Unterhaltung, oder ſah ihr ſchweigend zu, wenn ſie mit ihrer ausgezeichneten Geſchicklichkeit zierliche Nadelarbeiten fertigte. Zoe's kindlich-einfache Religioſität wies Anna's Bekehrungsverſuche, ohne in Erörterungen einzugehen, zurück; ſie hörte Dieſelbe aber gern von den Wundern des Glaubens und Gottvertrauens aus alten und neuen Miſſionsberichten oder Lebensgeſchichten neuer proteſtantiſcher Heiligen erzählen; ſie hörte Dieſes wie Feenmährchen des chriſtlichen Abendlandes an, von deſſen Geiſtescultur ſich einen richtigen Begriff zu machen ſie nicht Zeit gehabt hatte.

Mit großer Ungeduld ſahen die Freunde der Nachricht von Cornelius's Ankunft in Göttingen entgegen. Endlich trafen Briefe von Winfried ein, die zwar ihre Sorge um den Abgereiſten hoben, zugleich aber ihrer Theilnahme einen ganz unerwarteten, ſehr ernſten Gegenſtand darboten.

Winfried hatte ſeine Kindheit und Jugend während der großen Umwälzungen unſerer Zeit verlebt und war durch ſie, wie mittelbar es auch ſein mochte, gebildet worden; eine Menge Anſichten der Lebensverhältniſſe, die ältere Menſchen als aus den Trümmern der Vergangenheit hervorgegangen anſahen, wurden von ihm und ſeinen jungen Zeitgenoſſen als vorhanden, als beſtehend angenommen. Ein großer Theil der Reſultate jener Umwälzungen war von der Art, daß auch die Väter ſie gut hießen, ſie beförderten; denn wenn ſie gleich ihre erſte Veranlaſſung verwarfen, trat dieſe doch nach und nach in den Hintergrund, und beſonders im freien — man könnte freilich auch, als Reſultat jener Zeit, ſagen: im befreiten — Geſpräch entwickelten ſie Ideen, welche ſie in jüngeren Jahren für gefährliche Träume gehalten hätten. Dieſe unausweichbare Folge der Umſtände, welche bei allem Fortrücken der Zeit ſtattfindet, aber in unſerer Zeit durch ungeheure Begebenheiten auffallender geworden iſt, ſcheint bei der Bildung und Beurtheilung unſerer Jünglinge zuweilen vergeſſen zu werden. Auch Winfried ward von dieſen Folgen ergriffen; aber ſein Vater hatte dieſe ſchickſalsvolle Zeit mit zu viel Beſonnenheit durchlebt, um von dem Jünglinge, der unter großen und ungeheuren Begebenheiten aufgewachſen war, die zahme Denkart der Jugend eines frühern Geſchlechtes zu fordern, deſſen Enthuſiasmus nur durch das magere Studium griechiſcher und römiſcher Ideale an gänzlichem Erlöſchen verhindert ward. Holm's vorurtheilsfreier Blick in die Weltbegebenheiten, ſeine Anerkennung alles Großen und Schönen verhinderten ſeinen Sohn, den ohnmächtigen Haß ſowie die faſelnde Bewunderung der Menge gegen Feind oder Freund zu theilen, und bei dem innigſten Wunſche, Deutſchland in feſtem, allgemeinem Vereine an ſeiner Selbſtändigkeit arbeiten zu ſeben, warnte er, von verſchiedenen Anläſſen bewogen, Winfried, bei ſeiner Abreiſe vom Vaterhauſe, vor der Thorheit einzelner Verſuche, vor dem Eingreifen einzelner Schwärmer, um jenen großen Endzweck zu erreichen. Wie Holm in den Briefen, die ihm der Jüngling von Göttingen ſchrieb, die zunehmende Heftigkeit ſeiner Empfindungen und ſeine Hinneigung zu einſeitigem Selbſthandeln wahrnahm, bedeutete er ſich, wenngleich mit ſehr ſorgenvollem Herzen, daß er dieſem Sturme jugendlicher Empfindungen weder ſtrenge Zurechtweiſung, noch weitläufige Erörterung entgegenſetzen müſſe. Er begnügte ſich, bei jedem neuen, kurzſichtigen, oft recht komödienmäßig erſonnenen Plane in die vorgelegte Abſicht einzugehen und, mit Vermeidung alles ſo nahe liegenden Lächerlichen, das Unthunliche, Unglückherbeiführende deſſelben zu erweiſen. Nur ein Mal drückte er ſeinen entſchiedenen Widerſpruch gegen Winfried aus, weil Dieſer, von planloſem Drange nach Handeln getrieben, die Abſicht äußerte: „wenn es ſeinen Vater nicht ganz unglücklich mache", nach dem Beiſpiele einiger anderen Jünglinge unter den Fahnen der öſtreichiſchen Landwehr gegen Frankreich dienen zu wollen. Da entbrannte der Eifer eines Nachkommens von Guſtav Adolph's Helden in ihm, — er antwortete ſeinem Sohne:

„Ich würde glauben, ganz vergeblich gelebt zu haben, wenn irgend ein Schickſal noch mich gänzlich unglücklich zu machen im Stande wäre. — Alſo auch nicht das, Dich in * * ſchen Sold treten zu ſehen. Aber meine Wangen würden vor Scham erglühen, ſo oft man nach Dir fragte, wenn ich ſagen — oder verſchweigen — müßte, Du ſtreiteſt in den Scharen eines uns feindſeligen Volkes, eines Volkes, das uns durch Kirche und Cultur fremd iſt, das uns zu Knechten machen würde, wenn es Einfluß auf uns gewönne; — alſo nicht, weil Du vermöchteſt mich ganz unglücklich zu machen, ſondern weil ich vor Dir erröthen würde, bitte ich: gieb Deinen Plan auf! Es wird eine Zeit kommen, wo Deutſchland, wol ſchwerlich je einig, aber doch vereint haſſend, Dir Gelegenheit geben wird, unter den Fahnen Deines Fürſten für unſere Befreiung von fremder Gewalt zu kämpfen. Dann biete, dann opfere Dein Leben, und ich werde Dich ſegnen.“

Dieſe Zeilen wirkten damals um ſo mehr auf Winfried, da jener Einfall mit den öffentlichen Vorgängen in keinem Zuſammenhange ſtand; allein ſie trugen auch weſentlich zu dem Entſchluſſe bei, mit welchem der Brief, in dem Holm Nachricht von Cornelius's Ankunft in Göttingen erwartete, ihn bekannt machte.

Winfried ſchrieb: „Theurer Vater, ſagen Sie Otto und der hochverehrten Eliſabeth, daß Herr von Hugo, körperlich geſund und ziemlich ruhig im Geiſte, in Göttingen angekommen ſei.

Ich trachte, ihn zu einer beſchleunigten Ausführung ſeines Bekehrungsgeſchäftes zu bereden. Zwar begreife ich nicht, wie ein junger Kerl jetzt Geſundheit, Geld und Handelnsfreiheit haben kann und es dabei vorzieht, Heiden zu bekehren, ſtatt die Franzoſen zu verjagen. Ich kann nur Mitleid mit ihm haben und glaube, Dieſer würde meiner Schweſter nie gefährlich geweſen ſein: ſo eine ungeſunde Natur, die nach dem Fernen, Dunklen langt und an dem Nahen, Allzermalmenden gar keinen Theil nimmt. Doch habe ich ihn mit Liebe behandelt, welche er mir durch ſeinen beharrlichen Willen und den rein-ſittlichen Ausdruck ſeines Betragens einflößt.“

„Aber von dieſem Allen iſt jetzt nicht die Rede, ſondern von dem Entſchluſſe, den ich, wenn Ihnen dieſer Brief in die Hände kommt, ſchon ausgeführt habe. Ich bin im Begriff, unter die Fahnen des Herzogs von O* zu treten.

Keine Ihrer Lehren, mein verehrter Vater, iſt bei mir verloren, keine Ihrer Anſichten habe ich den Uebermuth zu verwerfen; nur der Standpunkt, aus dem wir die Dinge betrachten, iſt verſchieden: Sie ſind geprüft und alt, ich bin unerfahren, und das Leben liegt vor mir. Vielleicht, theurer Vater, iſt unſerem Unternehmen kein Gelingen beſtimmt; aber wir werden Herzen erwecken, wir werden beweiſen, daß die Idee noch lebt; wir werden dem Vaterlande ein Wort zurufen, welches Bundeswort werden kann — jetzt oder ſpäter. Und warum ſollte Größe nicht Größe erzeugt haben? warum nicht Napoleon einen neuen Heinrich den Löwen erweckt haben? Möchte es Löwe gegen Löwe gelten, und der größte Deutſche mit dem großen Franken über den Rhein hin ſich Freundeshand reichen! Aber dahin zurück müſſen wir den Gewaltigen drängen. Und gälte es Millionen Leben, und gälte es die abſcheulichſte That, — ich würde rufen wie Brutus, möchte auch mein Name nie neben dem des großen Römers genannt werden."

„Sie werden mich unwillig einen überſpannten Thoren nennen, — und dieſe Furcht macht mich überſpannt, nicht mein Entſchluß. Sie können wegen meiner nicht erröthen, ich gehe in keines Fremden Sold; ich bin mehr als der größte Theil meiner Gefährten durch gute Gewohnheiten zur Kriegszucht geſchickt; ich bin einig mit meinem Gewiſſen, bin gottvertrauend, bin von guten Menſchen geliebt, bin — ſelbſt wenn Sie mich misbilligen — von Ihnen geſegnet. Iſt denn mit dieſen Schätzen das Leben nicht ſchön, und der Tod?"

„Ich ſchreibe Ihnen, ſo oft es die Umſtände geſtatten, und Ihr Andenken, Sara's und das unſerer verehrten Freunde umgiebt mich." —

Holm war in dem Alter, wo der Mann, wenn ein Theil ſeines Lebensgebäudes einſinkt, nicht leicht auf einen neuen Bau denkt, ſondern die Wand, die der Sturm einriß, nur zu verſchlagen bemüht iſt. Der Weiſe pflanzt dann noch rankende Stauden daneben, damit die Trümmern ſich freundlich bekleiden. Winfried's Entſchluß hatte ihn „nicht ganz unglücklich gemacht"; er gab dem redlichen Schwärmer ſeinen Segen, ja er theilte ſeinen Glauben, daß er, auch beim bitterſten Mislingen, kein vergebliches Opfer fallen werde, und war dieſes Opfer freudig zu bringen gewillt. Aber es that ihm doch weh, daß die Helden des Unternehmens, in das er ſich eingelaſſen, unter den Rieſengeſtalten der Zeit, wenn die Nachwelt einſt ihrer erwähnte, wie Faſtnachtsmasken der Ritterzeit ſich herumtummeln würden. Doch Das ſprach er nie aus. Er ehrte die Kraft, aus welcher der Irrthum entſproßt war, und ſah nach andern Stützen ſeines wankenden Friedens umher.

Der Erfolg zeigte bald, daß Holm's Erwartung von des Herzogs Unternehmen nur zu gegründet geweſen war. Winfried verließ mit ſeinem Anführer das Feſtland, ward mit mehren ſeiner Landsleute in engliſchen Sold genommen und nach Portugal geſchickt, wo er den britiſchen Feldherrn einen Ruhm erkämpfen half, über den die Geſchichte einſt urtheilen wird. — Winfried erntete unter den fremden Fahnen Waffenruhm, und ſo weh es ſeinem Vater that, daß er jenen in fremdem Solde erwarb, verleugnete er ſein Wohlgefallen daran nicht; ja es hielt ihn aufrecht bei den Gefahren, welche in den Feldzügen jener Halbinſel ſchrecklicher als das Getümmel der Schlacht den Krieger bedrohten. Wenn ſein Vaterherz für Winfried fürchten mußte, ſah er, daß durch Sara's beharrlich ausgeſprochene Abneigung gegen die Ehe ſeine ſpäten Tage ſehr einſam ſein würden. Die heftige Gemüthserſchütterung, welche Dieſe durch ihr Verhältniß zu Cornelius erlitten hatte, bewirkte einen Abſchnitt in ihrem Leben. Für den ſtillen Kreis, in dem ein zartfühlendes weibliches Weſen ſich bewegt, bedarf es keiner großen Schickſale, um die Reife des Charakters zu bewirken. Nicht ſie, die Tiefe des Gefühles bringt ſie hervor. Sara's Gemüth glich der Blume, die ein zu heißer Sommertag entwickelte; der Zephyr fächelt ſie noch, der Thau perlt auf ihren Blättern, aber ſie kann dem Morgenrothe nur von *einem* Abendſtern erzählen, — und ihr Blumenfrühling iſt dahin. Sara war darum nicht unglücklich; ſie war anders, ja ſie war ſchöner glücklich als ſonſt. Sie lebte in einer Fülle von Liebe und Pflichten und wußte oft ſelbſt nicht, wo ſie es jetzt hernahm, ſo Vielen ſo viel zu ſein, da ſie ſich wohl erinnerte, wie ſie ehedem, auf Anna's Wort hin, die Liebe wie eine Kraft angeſehen hatte, die durch Concentrirung an Stärke gewinne. Nächſt ihrem Vater, den ſie wie ein Schutzgeiſt umſchwebte, ſtanden Zoe's Töchter unter den Gegenſtänden ihrer Sorge oben an. Zoe, deren liebender Geiſt nur durch Sommerſchwüle künſtlich in der hinfälligen Erdenhülle hatte gehalten werden können, erlag nun dem Einfluſſe des rauhen Bodens, wohin ſie verpflanzt worden war. In dem Maße, wie die irdiſchen Bande ſich löſten, ſchienen ihre geiſtigen Kräfte die Welt, die ſie ſo bald verlaſſen ſollte, deutlicher zu überſchauen. Sie äußerte gegen Sara ihre Freude, daß ſie die Nothwendigkeit, ihren Kindern eine geiſtigere Ausbildung zu geben, erſt jetzt, aber täglich klarer einſähe, da das Land, in dem ſie leben ſollten, und ihre Mutter ruhen, ihnen alle Mittel zu jener Ausbildung darböte. „Hätte ich dieſe Einſicht unter meinem warmen Himmel gehabt, — wie unglücklich hätte es mich gemacht! Dort, wo die Erde ſo ſchön iſt, denkt man ſo wenig an das Himmliſche. Ich habe Bodo gar nicht verſtanden, wenn er ſich danach ſehnte, ſeine Kinder hier zu erziehen; — ich gehorchte ihm blos, wie ich das Sonnenland verließ — nun verſtehe ich ihn, und er hat Recht. Ich verſtehe ihn, aber Eure Wiſſenſchaften nicht; — dieſe lerne ich . . . dort! — Aber, Sara, meine Mädchen erziehe Du . . . . .;" und bei ähnlichen Geſprächen ließ ſie ſich das Verſprechen, die kleinen Mädchen nie in fremde Hände zu geben, vielfach wiederholen. Die Obliegenheit, die ſie ſo feierlich und ſo willig übernommen hatte, vermehrte in Sara die Beſtimmtheit, mit der ſie in dieſem Zeitraume ein paar ehrenvolle Heirathsanträge ablehnte, indem ſie ihrem bekümmerten Vater die Verſicherung, nie zu heirathen, wiederholte. „Ich habe", ſagte ſie, „dieſes Verſprechen ſchon vor ſechs Jahren gethan, aber damals war es, glaube ich, eine Thorheit; denn wenn Herr von Hugo meine Achtung nicht verſcherzt hätte, würde ich ihn geliebt haben — — oder, lieber Vater, ich habe ihn geliebt und würde, hätte ſeine Leidenſchaftlichkeit mir nicht die Augen geöffnet, meinen Vorſatz haben brechen und ſehr unglücklich werden können. Ich habe alſo die Täuſchung der Liebe kennen lernen, ohne welche letztere ich nicht den Muth in mir finde, mein Schickſal einem Manne zu vertrauen. Und warum ſollte ich heirathen? fehlt es mir an Liebe? an Beruf? Blicken Sie um mich, lieber Vater! habe ich nicht Sie, Eliſabeth, Anna, die meiner Pflege bedürftig werden können? wachſen mir nicht in unſerer Freunde Kinder neue Pflichten zu, von denen mir Zoe einen Theil zum heiligen Berufe gemacht hat? Könnte ich mich in dieſem weiten Kreiſe frei bewegen, wenn ich mich anheiſchig machte, den mir alsdann zunächſtliegenden einer Hausfrau auszufüllen? Laſſen Sie mich Eliſabeth nachſtreben! wünſchten Sie mich geliebter, glücklicher, ehrwürdiger als ſie? Ich ſehe in jeder Ehe eine Mangelhaftigkeit, ein Hinderniß, der Vollendung zuzureifen, — und einen andern wie dieſen Zweck kann ich der Ehe nicht geben. Das mag Ueberſpannung ſein; ſoll ich denn aber mit Beſonnenheit eine Lage wählen deren Bedingungen meinen Geiſt zu verkümmern, zu verkrüppeln drohen? — Laſſen Sie mich, guter, guter Vater! laſſen Sie mich nur halb ſo gut, ſo glücklich wie Eliſabeth werden!" Holm konnte ſie nicht widerlegen, aber er wußte, daß jeder Tag es einer Jungfrau, die ſich für die Eheloſigkeit erklärt hat, nothwendiger macht, auf ihrem Sinne zu beharren, und Winfried hielt er für verloren, ſowie er ſelbſt ſich für kein langes Leben beſtimmt fühlte: — blieben ſeiner Sara dann wirklich alle die Stützen, auf die ſie rechnete? Es iſt Dem, der innig liebt, wol eigen, daß er nicht glauben kann, eine andere Liebe vermöge die ſeine zu erſetzen.

Je mehr Holm's Hoffnungen abblühten, je herzlicher genoß er die Güter, welche die Gegenwart ihm bot, je thätiger ſuchte er in ihr zu wirken. Er nahm Otto die Geſchäftsführung von Eliſabeth's Armenſchule in Br. ab, deren

Correſpondenz ſie, ihrer Blindheit wegen, nicht mehr führen konnte, und begleitete ſie ſelbſt dahin, um ihr die Freude, und ihren Zöglingen den Segen zu laſſen, ſich Einer den Andern noch ein Mal zu ſehen. Tief gerührt ſah er ſie in ihrer Töchterſchule verweilen, wo nun ſchon ein jüngeres Geſchlecht als das, welches ſie bei ihrer Verpflanzung nach Ar** verließ, ſeine Erziehung erhielt. Dieſe jetzigen Zöglinge blickten ſchüchtern in die erloſchenen Augen der Frau, der ſie ſo viel verdankten, indeß von den Töchtern, unter denen ſie noch perſönlich gewaltet, manche als junges Weib mit dem Säugling auf dem Arme, manche mit einem ältern Kinde an der Hand, manche als rüſtige Hausmagd, bei der Nachricht ihrer Ankunft von der Arbeit laufend, mit dem Spaten auf der Schulter, ſich zu ihr drängte, ihr die Hände zu küſſen. Wie Eliſabeth nun ihre alten Bekannten an der Stimme erkannte, wie ſie mit ihrer lieben Hand die Kindergeſicht=

chen ſtreichelte, um durch einen andern Sinn als den des Auges ſich eine Vorſtellung von ihnen zu machen, — da brachen die meiſten Anweſenden in Thränen aus, und die Mütter beugten ihr Haupt, als wollten ſie den Segen dieſer lieben Hand mit den Kindern theilen. Eliſabeth führte Holm in ihrem Garten umher, wo ſie noch jeden Weg zu finden wußte; ſie fragte nach jedem Baume, den ſie hatte pflanzen laſſen, umſpannte ihn mit den Händen, ſein Wachsthum zu erſpähen, und genoß mit jugendlicher Freude einige Früchte von ihm, wie die Jahreszeit ſie ihr anbot; verordnete auch dabei, ihr im Herbſte von jedem Baume Proben ſeiner Früchte zu ſchicken, und äußerte — mit rührender Scham möchte man ſagen — die Hoffnung, ſie ſelbſt noch „wiederzuſehen.“ — „Wiederzuſehen!“ wiederholte ſie, über ſich ſelbſt lächelnd, und ſetzte dann, die klaren Augen ſehlos zur Sonne erhebend, hinzu: „O, Sara hat wol Recht, meine

Art von Glück zu wählen! Sehen Sie, lieber Holm, was Alles mir ſein Daſein dankt und mich überlebt: Blumen und Bäume und Menſchenwerth bleiben mir ein Denkmal."

Der ſechste Winter, ſeit Bodo in ſein Vaterland zurückgekehrt war, ging nun zu Ende, und mit ihm ſank Zoe's Erdenhülle in den Staub. Otto hatte gehofft, ſie mit dem rauhen Klima zu verſöhnen, was auch nach dem erſten Winter zu gelingen ſchien; allein ſie hatte nur zu leiden ſich gewöhnt. Sie ward durch ihr künſtliches Leben nicht getäuſcht. Was um ſie her vorging, die fröhliche Bewegung ihrer aufblühenden Kinder, das heitere Geſpräch ihrer Freunde, vor allem Bodo's innige Vorſorge, ihr jeden Augenblick zu verſüßen, kam ihr wie ein langer, letzter, lieblicher Traum vor. Sie genoß ihn mit dankbarer Heiterkeit, die nur in ihren letzten Tagen, einen Moment lang, durch Anna's frommen Misverſtand geſtört wurde. Zoe wußte es Derſelben Dank, wenn ſie die ſeltenen Stunden, in welchen zufällige Umſtände alle ihre Freunde von ihr entfernten, bei ihr zubrachte. Oft nahm die fromme Freundin die Gelegenheit wahr, Zoe mit andächtigen Reden zu unterhalten, und gern faßte Dieſe aus ihnen die Gedanken auf, welche ſie der einfachen Form ihrer Frömmigkeit anzupaſſen vermochte. Ging Anna weiter und verſuchte, ſie über Glaubensſachen zu befragen, oder ihr Glaubensſätze beibringen zu wollen: ſo wehrte ſie ihren Eifer freundlich ab. Seit Anna die große Stunde des Scheidens ſich nahen ſah, fühlte ſie ſich in ihrem Gewiſſen berufen, mehr Ernſt an ihre Bemühungen um das Heil ihrer Freundin zu ſetzen. Eine unüberwindliche Scheu, die ſich wahrſcheinlich auf die Gewohnheit, weiblichen Anſtand zu beobachten, gründete, hielt ſie ab, als eigentliche Bußpredigerin an Zoe's Krankenlager aufzutreten; ihr geiſtlicher Führer, der ihre Abſicht ſo gern befördert hätte, konnte ihr von keinem Beiſtande ſein, da Zoe nicht genug Deutſch gelernt hatte, um ſeine Reden zu verſtehen. In dieſer Verlegenheit erfreute ſie die Ankunft eines genfer Geiſtlichen der jetzt ſich immer mehr verbreitenden Secte der Momiers. Dieſer war bewogen worden, ſeine geſcheite Vaterſtadt zu verlaſſen, um einer Einladung nach Edinburgh zu folgen, unter deſſen, auch ſo geſcheiten, Bewohnern ſich eine Menge befinden, die ihren Weg zum Lichte vorzugsweiſe in der Dämmerung ſuchen. Herr * * bot Anna das längſt gewünſchte Organ für ihren frommen Eifer dar. Um jedes Hinderniß zu vermeiden, hatte ſie die Grauſamkeit, den fremden Mann, in einer Stunde, wo ſie Zoe allein wußte, unvorbereitet bei ihr einzuführen. Die Kranke erholte ſich bald von der unangenehmen Ueberraſchung und beantwortete freundlich des Fremden theilnehmende Anrede. Dieſer, der den Augenblick benutzen wollte, ging unmittelbar in den Text ein und nahm von den ausländiſchen Umgebungen des Krankenbettes die Veranlaſſung, von einem himmliſchen Jeruſalem und von Entſagung der ſinnlichen Freuden zu ſprechen. Zoe hörte ihn eine Weile ruhig an, dann ſagte ſie beſonnen: „Mein Herr, Gott gab mir Stärke und Faſſung in viel bitterern Nöthen, als die mir noch bevorſtehen, und wenn ſie vorüber waren, legte ich ruhig mein Haupt auf das Kiſſen, wiſſend, daß der Gott, der im Streite mir beiſtand, mich auch im Ausruhen beſchützen werde. Sollte ich ihm nun in der letzten Noth weniger vertrauen? Ich hoffe, mit Zuverſicht die Augen zu ſchließen, und der Zuſpruch eines Fremden thut mir nicht noth.“ Der Mann war verkehrt genug, ſeinen Zweck verfolgen zu wollen; daher rief ſie den Bedienten herbei und ließ durch ihn Bodo bitten, in ihr Zimmer zu kommen, um den Fremden zu unterhalten. Der Momier ging zornglühend, Anna zornweinend von dannen, und ſeit dieſer Zeit beſuchte Anna die Kranke nur, wenn ihre Freunde ſie umgaben, und bereitete ihre gänzliche Trennung von ihnen vor.

An dem Abende jenes Tages, während Bodo an ihrem Bette ſaß, rief Zoe Holm und ſeine Tochter an ihr Lager, faßte ihrer Beider Hände in die ihren und ließ ihr großes feuchtes Auge, dem das Fieber jetzt ein geiſterhaftes Funkeln verlieh, eine Weile nach Worten ringend, abwechſelnd auf ihnen ruhen. „Nicht wahr, lieber Holm,“ fragte ſie dann, mit ihrem kindlich ſchmeichelnden Ausdrucke, „Sara darf meine Töchter erziehen? nicht wahr, Bodo, Du giebſt ihr das Recht dazu? und Du Sara, Du willſt es? — in welcher Geſtalt es ſei — Du willſt Mutterſtelle bei ihnen vertreten?“ — „Sie wird es!“ rief Holm, unfähig, ſeine Thränen zu unterdrücken. „Ich werde es mit Treue und Innigkeit,“ ſagte Sara mit dem Enthuſiasmus der Jugend, die ſo gern den Schmerz in die Schranken fordert. Bodo aber ſagte nichts, ſondern ſank auf ſeine Knie und drückte ſeines Weibes und Sara's Hand an ſeine hochathmende Bruſt.

Von da an ward nie wieder von Tod, von Abſchied geſprochen. Für Zoe ſchien jede Stunde, die ſie noch mit ihren Lieben verlebte, ein Feſt zu ſein; manche machte ſie durch ihre Anordnung zur Feier. Bald ließ ſie ſich viele Kleinigkeiten, die der Kunſtfleiß des fernen Indiens hervorgebracht hatte, auf ihr Bett bringen, verſah ſie mit Nummern, nach der Zahl ihrer Kinder und Freunde, und ließ einen Jeden durch das — vielleicht freundlich zurechtgewieſene — Loos ein artiges Geſchenk gewinnen; bald gab ſie einer Abendſtunde ein beſonderes Gepränge, indem ſie alle Zimmer mit dem köſtlichſten Räucherwerk in künſtlichen Geſchirren durchduften ließ; ein anderes Mal bewirthete ſie die Geſellſchaft mit den würzigſten indiſchen Früchten, die, in ſonnenklarem Zuckerſyrup aufbewahrt und in kryſtallenen Vaſen dargereicht, in der Luft zu ſchweben ſchienen. Doch am liebſten ließ ſie ihr Zimmer mit den ſchönſten Pflanzen des Gewächshauſes ſchmücken, freute ſich, wenn Sara's redender Blick dieſe wie geiſtige Weſen begrüßte, wenn der Knabe Pitt, durch ihren Anblick in frühe Kindererinnerungen gewiegt, ſinnend vor ihnen verweilte, und die Kleinen, als wehe ihnen aus ihren reichen Blättern ihre eigentliche Lebensluft zu, fröhlich um ſie her hüpften. Dann ließ ſie ſich die eine oder die andere mit ihr auf gleichem Boden entſproßte Blume an ihr Lager ſtellen und erzählte mit leiſer, ſchwacher Stimme, wie ſie in ihrer Kindheit, unter den breiten Blättern des Piſangs ſpielend, ihre Blüten gepflückt, oder ſie, in Kränze gewunden, um die Aeſte der blühenden Magnolie geſchlungen habe. Still, wie beim Geſange der ſpäten Nachtigall, horchten die Freunde auf die ſüße Stimme und ſchwiegen noch lange, nachdem ſie erſtarb. — Und ſo ſchwiegen ſie einſt, wie Zoe die Blume, welche ſie hielt, auf ihren Schooß ſinken ließ und, ihr Haupt zurücklehnend, ohne einen Seufzer verſchied.

Die Trauer, welche auf Bodo's Haus geſunken war, umhüllte auch ſeine Freunde. Es würde nur den gewöhnlichen Schmerz eines Gatten bezeichnen, wenn er troſtlos geweſen wäre, und dieſen Zuſtand hätte die Zeit, die nichts Ueberſpanntes beſtehen läßt, bald gewandelt. Bodo war mehr als troſtlos; ſein Leben war verſtümmelt, mehr als ſein Leib an dem Tage, da die Kanonenkugel ſeinen Arm mit ſich fortriß. Allein ſo wie damals ſuchte er die Mittel auf, aus ſeinem verarmten Daſein ſo viel Nutzen wie möglich zu ziehen. Sein Haus, das er ganz mit Rückſicht auf Zoe's Bequemlichkeit eingerichtet hatte, war, da ſeine Töchter unter Sara's Aufſicht leben ſollten, zu groß für ſeine Bedürfniſſe, zu ſchmerzlich für ſeine Phantaſie. Holm fand ihn mehre Male, indem er die weiten Gemächer durchwanderte, und auf die Frage, womit er ſich ſo oft hier beſchäftige? antwortete er mit Young's erſchütternden Worten: „Ich gehe umher, und wo ich ſchreite, begegne ich den Geiſtern meiner entſchwundenen Freuden, — ein zahlreiches Heer!" — Bald ſann er ſich den Vorſchlag aus, mit Holm Häuſer zu tauſchen. Da er den Sommer ganz auf ſeinem Landgute zu leben gedachte, wünſchte er für ſeinen Sohn, den der Unterricht in der Stadt hielt, und für ſich zum Winteraufenthalte, das kleinere, ihm ungewohnte Local von Holm's Wohnung, an das — da Zoe es ſelten beſucht hatte — ſich nicht ſo viele Erinnerungen knüpften. Dagegen wünſchte er, ſeine Töchter möchten in den Räumen aufblühen, in denen ſie ihre Mutter lebend, liebend, leidend geſehen hatten. Dieſe kleine Gefühlsſchwäche des jüngern Mannes fand in dieſem Augenblick in dem greiſenden Freunde einen Widerhall. Holm hatte in dem Hauſe, welches er ſeit ſeiner Heirath mit Marien bewohnte, manchen Wechſel des Schickſals erlebt; der Theil, den der Tod an ihm genommen, hatte es ihm jedoch nicht ſo verödet wie das Erlöſchen der Traumbilder eines glücklichen Alters, mit denen er es bei ſeinem Eintritte geſchmückt hatte. Wie oft hatte er gehofft, neben ſeiner Marie hier von Enkeln umgeben zu ſein, durch Sara's Gatten, durch Winfried's Geliebte die Zahl ſeiner Kinder verdoppelt zu ſehen — er war in den Zeiten aufgewachſen, wo die Menſchen im häuslichen Leben noch eine Zukunft berechneten — und jetzt, da er alterte, ward die Gewohnheit, die er in ſeiner Kindheit gekannt, wieder wach: — er hatte die ſo verzeihliche Schwäche, die Nichtigkeit ſeiner Träume nun als Verluſt zu empfinden. Marie war todt, Sara gab ihm keine Enkel — und Winfried? — Dieſen zählte er, da er ſeit vielen Monaten keine

Nachricht von ihm hatte, ſeit der Schlacht von Vittoria unter die Todten.

Seitdem ſchien ihm das Haus verödet wie eine Brandſtätte, wo ihn keine Hoffnung mehr auf die Zukunft verwies. Als ihn Otto der Unmännlichkeit anklagte, ſagte Eliſabeth zu dem ſonſt ſo billigen Mann: „Es ziemt nicht dem Rüſtigen, den Ermatteten zu tadeln. Du entbehrteſt Glück, — ja mein Sohn, Dir ward eine arme Kindheit zu Theil; aber Du verlorſt noch nie, Dir ward kein Gut entriſſen. — Was Dir zunächſt drohen kann, iſt nur ein ſtilles Vollenden der Zeit, dem Du ruhig entgegenſehen mußt. Holm — Holm hat manche Blüte welken ſehen, — des Glückes, des Lebens . . . er iſt noch zu ſtark, um ganz ergeben zu ſein . .; warte und überhebe Dich nicht.“ Otto küßte beſchämt der lieben Mahnerin Hand und ſtand nun theilnehmend den beiden Freunden in ihrer Hausvertauſchung bei.

Anna hatte ſich ſeit Joe's Tode dem Freundeskreiſe immer ſeltener zugeſellt, aber ihre Stelle als weibliches Familienhaupt, im Vollziehen und Berathen der Wirthſchaftsgeſchäfte, ſtets behauptet. Bei der Veränderung der Wohnung bat ſie Holm, der ſie, als ſeiner Marie Erbe, und dankbar für die Treue, die ſie ſeinen Kindern erwieſen, ſtets mit zarter Aufmerkſamkeit behandelte, ſich in dem neuen Hauſe die ihr beliebigen Zimmer zu wählen. Sie erklärte aber, daß ſie nur auf eine Gelegenheit gewartet habe, ſich eine eigene Häuslichkeit zu bilden, indem ihre Neigungen zu oft durch die jüngere Welt um ſie her Störung erlitten. Dieſe Gelegenheit biete ſich durch Holm's Wohnungsveränderung dar, und ſie habe ſchon ihre Vorkehrungen zu dieſem Zwecke getroffen. Sara, die bei dieſer Erklärung zugegen war, fühlte ſich ſchmerzlich durch den der Jugend gemachten Vorwurf verletzt. Sie, die ſich glücklich im Genuß eines reifenden

Geiſtes fühlte, begriff, wie Anna eben dieſes Reiſen für Abtrünnigkeit halten müſſe. Holm, der ſich das Zeugniß geben konnte, daß Anna ſtets ungeſtörte Freiheit in ſeinem Hauſe genoſſen habe, erkannte in ihrer Erklärung die Engherzigkeit, welche ſich immer mehr ihrer bemächtigte; er antwortete ihr daher, nach einer ziemlich langen, nicht angenehmen Pauſe, mit der Verſicherung, daß ſie gänzliche Freiheit habe, über ihren Aufenthalt zu verfügen, und ihm nur der Wunſch bliebe, ſie möge ihn allenthalben als ihren Geſchäftsmann, Caſſirer oder Verwalter mit unbedingtem Vertrauen anſehen.

Anna hatte bei dieſem Anlaſſe auf einen Gefühlsauftritt irgend einer Art gerechnet. Sie hatte ſich vorgenommen, ihren Empfindungen darin Raum zu geben, die der Andern dabei zu erwecken und, kraft der Wahrheiten, die ſie ſagen zu können glaubte, auf ihrem Vorſatze der Trennung beharrend, lauter Reuige zurückzulaſſen.

Holm's ruhiges Benehmen machte es ihr unmöglich, dieſen Auftritt einzuleiten, und ihr blieb kein anderer Ausweg, als ſich, mit bitteren Klagen über erlittenen Undank, ihrer Gemeinde unbedingt in die Arme zu werfen. Sara konnte ihren Abſchied nicht ohne die lebhafteſte Betrübniß anſehen; ſie beſuchte Jene oft in der zierlichen Einſamkeit, die ſie ſich zugerüſtet hatte, und ließ ſich weder von den ſeltſamen Geſtalten, von denen ſie Dieſelbe meiſtens umlagert fand, noch durch die ſtrengen Bemerkungen, mit welchen ſie ihre freundlichen Mittheilungen oft aufnahm, davon abhalten. Anna, welche empfindelnde Selbſtſucht zu dem Wahne verleitet hatte, Dankbarkeit als Lohn der Wohlthaten, Liebe als Berechtigung zur Herrſchaft anzuſehen; die ſich treulich aufopfernde, liebende Anna, die in Hedwig den Keim einer vortrefflichen Mutter und Gattin gepflegt, die in Bodo die Begriffe von Pflicht und Sittlichkeit erweckt hatte, welche ihm auf einer ſtürmiſchen Kriegsbahn, im Lande ſinnlicher Genüſſe, Herzensfriſche und reines Bewußtſein erhalten; die in Sara die holdſeligſte Thätigkeit des weiblichen Sinnes entwickelt hatte, — dieſe Anna ſank nach wenig Jahren zur liebloſen Betſchweſter herab.

Die neuen Hauseinrichtungen waren getroffen, ein Jeder hatte ſich in ſeiner neuen Umgebung angenehme Gewohnheiten geſchaffen, den Ameiſen ähnlich, die, durch bewunderungswürdige Beharrlichkeit angetrieben, wenn Zufall oder Muthwille ihren Bau zerſtören, ihn ſtets mit gleicher Thätigkeit von Neuem beginnen. Vor Allen hatte Holm ſich bemüht, „ſein kleines Babylon von Stroh“ *) mit freundlichen Farben auszumalen. Mit zunehmender Theilnahme ſah er Bodo's

---

*) Young ſagt einmal in ſeinen „Nachtgedanken“ von den Bemühungen des Menſchen, ſein Glücksgebäude zu errichten: er baue „his little Babylon of straw.“

Töchter unter Sara's Führung auf das Lieblichſte erblühen und hörte es mit Befriedigung, wenn Bodo ſeines Sohnes günſtige Ausbildung zu einem großen Theile dem Einfluſſe ſeines vertrauten Umganges und Sara's Nähe zuſchrieb; — aber die Außenwelt, oder die Geſellſchaft, wie man vorzugsweiſe die Menſchen nennt, die, über ſich ſelbſt wenig nachdenkend, Zeit vollauf haben, Anderer Thun und Laſſen zu beurtheilen, begriffen nicht, warum das reiche Fräulein von Holm, die alle Freier ausgeſchlagen hatte, nun die Gouvernantenrolle übernehme; warum Bodo ihr nicht Zoe's Stelle anbieten möge.

Die albernſten Gründe ſchienen ihnen die wahrſcheinlichſten, weil ſie am ſchnellſten in ſich ſelbſt verfallen und ſo zu neuen Urtheilen Raum geben. Holm, der wol darauf anſpielen hörte, blieb je länger je gelaſſener dabei. — Bald kam ihm der liebe Kreis wie eines der alten frommen Gemälde vor; auf dieſem ſtand Sara von ihren Pflegekindern, von ſeinen Freunden umgeben, in ihrer Mitte ſchwebte Eliſabeth wie ihr Schutzgeiſt, und über ſie wölbte ſich der Himmel mit Engelbildern, unter denen er ſeine Marie erblickte und trauernd nach ſeinem Winfried umherſah.

Aber es war nicht ſo. Winfried hatte den gerühmten **Feldzug des Herzogs von Wellington** in Portugal mitgemacht; ſo oft von Gefahr und Tod umgeben, war er nie von feindlichen Waffen verletzt worden, und unermüdet hatte er ſeinen Lieben in der Heimath Nachricht von ſich gegeben. Wol kein Anderer hatte ſo oft wie er das Unglück, ſeine Briefe verloren zu ſehen; da der Zufall wollte, daß gerade bei ſeinem Heerhaufen der zur Beförderung der Briefe beſtellte Beamte gewiſſenlos war. Nur wenn er ſich perſönlich in der Nähe der Feldpoſt befand, wurden ſeine Briefe befördert. Für die Seinen war es ſchon eine Art Beruhigung, daß ſie wahrnahmen, wie viele derſelben verlorengegangen ſeien, denn es bewies ihres Winfried's Treue. Daß die Erfahrung alle glänzenden Farben von dem Bilde verwiſcht hatte, welches Dieſen zur Kriegsbahn hinriß, bewies ſeine Stimmung, ohne daß je ein Wort des Geſtändniſſes oder der Klage von ihm laut ward. Letzteres blieb ihm fremd. Als ihn das Loos, das er gewählt, vom Vaterlande trennte, glaubte er noch einem edlen Zwecke zu dienen, indem er ſich den Gefährten anſchloß, die dem engliſchen Heere nach Portugal folgten; doch noch widriger als auf deutſchem Boden ward er hier in dem Wahne, die gute Sache zu befördern, getäuſcht. Die Befreiung, welche die Engländer Portugal brachten, beſtand in britiſcher Knechtſchaft; ſie wollten nicht das Land vom Drucke befreien, ſondern ſich Handelsabſatz zuſichern, — und ſelbſt zu dieſem Zwecke verkannten ſie die Mittel. Winfried ſah die Klöſter zerſtören, Menſchen mishandeln, Eigenthum plündern, wie ein barbariſches Heer in feindlichem Lande hauſt. Er mußte ſich mit dem Genuſſe der Gefahr, mit dem täglichen Spiele um Leben und Tod entſchädigen – für die Hoffnung, das Recht mit dem Arme der Stärke zu verfechten. Die Schlacht von Vittoria entſchied das Loos der Halbinſel und endigte Winfried's Theilnahme an dem Kriege. Eine furchtbare Verletzung von den Trümmern einer Kartätſche, die ſeine Hüfte trafen, hätte ſein Leben beendigt ohne die Pflege, welche der Zufall, unabhängig von den Militairanſtalten, ihn finden ließ. Ein Deutſcher, unter dem franzöſiſchen Heere dienend, der in dem erſten Revolutionskriege gegen Spanien als Gefangener in das Innere der Halbinſel geführt worden war, hatte, nach manchem Schickſale, in der Nähe von Vittoria ein Bauermädchen geheirathet und mit ihr ein Gütchen geerbt, das er, mit etwas beſorgterem Fleiße als ſeine begnügſameren Nachbarn, anbaute. Er ward mit andern Landleuten zur Begrabung der Todten berufen; unter ihnen lag auch Winfried, durch Verblutung in tiefe Ohnmacht verſenkt, aus der er unfehlbar in den ewigen Schlaf übergegangen ſein würde, hätte nicht Eckert, der Deutſche, indem er ſich des Eigenthums des Todten bemächtigen wollte, ein deutſches Buch — es war Goethe's „Fauſt“ — in ſeiner Taſche gefunden. Der Anblick der deutſchen Buchſtaben, die er ſeit zwanzig Jahren nicht geſehen, zog ihn an; er blickte noch ein Mal auf den vermeintlichen Todten, deſſen zerriſſener Schenkel, dem er eine andere Lage gegeben, convulſiviſch zuckte. Mitleidig brachte ihn Eckert in eine erträgliche Lage und entdeckte dabei einen Beutel voll Gold, welchen die erſten Plünderer, wahrſcheinlich den Leichnam auf ihn werfend, aus dem Geſichte verloren hatten. Da er ſeines Schadenerſatzes nun gewiß war, trug er den Verwundeten in ſeine Hütte, holte einen Mönch herbei, denſelben, der ihn vor vielen Jahren in ſeine Kirche aufgenommen hatte, und bat Dieſen, des Fremdlings ungeheure Wunde zu verbinden. Eckert und ſeine ſpaniſche Frau pflegten Winfried, wie ärmlich ihre Mittel waren, doch mit eifriger Sorgfalt, bis Leben und Bewußtſein wieder in ihn zurückkehrten. Der Mönch mußte einen Wunderbalſam beſitzen, denn obſchon die Muskeln von Winfried's linkem Schenkel ganz zerriſſen waren, konnte er nach drei Monaten, zwar gänzlich gelähmt, aber ohne Verluſt ſeines Beines, auf ſeine Rückreiſe denken. Sobald er ſeinen Obern Nachricht von ſeinem Zuſtande hatte geben können, wollten Dieſe ihm einen bequemen Aufenthalt verſchaffen; aber er bat um die Vergünſtigung, in der ſtillen Hütte ſeines Landsmannes, da er doch fortan zum Dienſte unfähig ſei, ſeine Heilung abwarten zu dürfen. Zwei Briefe, die er aus dieſer Hütte in ſeine Heimath ſchrieb, fanden nicht ihren Weg; — wol nicht durch Eckert's Schuld, ſondern durch die

Entlegenheit ſeines Wohnortes und die Kriegsunruhen, die das Land zerrütteten.

Winfried's Wunde ward geheilt, ſeine Kräfte kehrten langſam wieder; aber ſein linker Schenkel quälte ihn mit Nervenſchmerz und hinderte ihn mehr in ſeinen Bewegungen, als ein hölzernes Bein gethan haben würde. Täglich wiederholte ihm ſeine ſpaniſche Hausfrau und Pater Joſe, daß er ein Krüppel bleiben werde, wenn er den Winter in ſeinem Schneelande aufſuchen wollte. Winfried ſtrebte bisher umſonſt, gegen die Vorſtellung des Schmerzes ſich abzuhärten, den ſein Vater, ſeine Sara beim Anblicke ſeiner Verkrüppelung empfinden müßten. Hatte auch die Eitelkeit des einſt ſchön geſtalteten Jünglings Theil an ſeiner Trauer, ſo war es doch der Geliebten Schmerz: den Sohn, den Bruder unfähig, in ſo vielen Fällen hülflos, — durch ſein Schickſal alle ihre liebſten Lebensplane geſcheitert zu ſehen, der ſeinen Gleichmuth erſchütterte.

Je mehr er den Augenblick, vor ihnen in ſeiner jetzigen Geſtalt zu erſcheinen, fürchtete, je ſehnlicher wünſchte er Antwort auf die Briefe zu erhalten, die ihnen ſeine Verwundung und ſeine Lebenserhaltung bekanntmachten. Seine Nachrichten kamen aber, wie geſagt, nicht in Holm's Hände, und der Arme erhielt keine Antwort. Die heftigſte Ungeduld übermannte ihn, und da der Herbſt in Biscaya ſchön war, nahm er von ſeinen Pflegern, ſeinen Wohlthätern den dankbarſten Abſchied und machte ſich im Spätherbſte nach der Heimath auf den Weg. Obſchon mit einigen Bequemlichkeiten verſehen und vom Wetter begünſtigt, zehrte die Reiſe ſeine Kräfte doch ſolchergeſtalt auf, daß er Montpellier mit dem Vorgefühle nahen Todes erreichte. Die Aerzte dieſer, dem Aeskulap beſonders gewidmeten, Stadt hatten ſeit einer ſo langen Reihe von Jahren eine Unzahl ihrer Tapfern von Krieg und Wunden erſchöpft zurückkommen und im Hauche des Südens ihres geliebten Vaterlandes Geſundheit und Kraft wiedergewinnen ſehen, daß ſie auch an Winfried's Geneſung nicht zweifelten. Der ebenſo milde als feurige und dabei ſo feine Sitte zeigende Jüngling gewann ſeine Wärter, ſeine Aerzte, und nachdem ſie die von der Reiſe herrührende Erſchöpfung beſeitigt hatten, erklärten ſie ihm: es werde, wenn er mit der Frühlingsſonne in ein Pyrenäenbad gehe, den ganzen Sommer dort bade und den nächſten Winter im Süden verlebe, ſein Bein, wieder biegſam, wennauch nicht ganz dem geſunden gleich, ihm das Gehen erlauben, und ſeine Jugendkraft hergeſtellt werden. „Wir haben“, ſagte ſein alter Arzt, „bei Ihrer Heilung einen mächtigen Beiſtand: Ihr bisher ſittliches Leben. Sie vergeudeten Ihre Kräfte nicht, ehe die Kugel Sie traf. Wie freudig begrüßte ich dieſen Hülfsgenoſſen der Heilkunſt, ſo oft ich ihn in meinen Landsleuten antraf! Wie kann Ihr Vater ſich freuen, daß ſein Sohn ihn bewahrte!“ Den alten Mann mußten eigene trübe Erfahrungen drücken, denn er ſprach mit Thränen in ſeinen alten, noch feurigen Augen. — Winfried's blaſſe Wangen überflog ein züchtiges Roth, und er drückte ſeines Arztes Hände, als ſpräche ſein Vater aus ihm.

Winfried, ſo ſchwer es ihm ward, ſeine Rückkehr um ein Jahr zu verſchieben, gab den Vorſtellungen ſeiner Aerzte nach. Er fühlte, daß Wochen hingehen würden, ehe er daran denken dürfe, ſeine Reiſe fortzuſetzen, und kannte die Wunder, welche die pyrenäiſchen Bergwaſſer auf gelähmte Krieger, die Luft des Südens auf erſchöpfte Kräfte bewirken; — und alle dieſe Umſtände berichtete ein Brief, den Holm am Chriſtabende des Jahres 1813, den erſten ſeit neun Monaten, erhielt.

In jener Gegend, die unſere Freunde bewohnten, war es noch Sitte, und von Dieſen ſehr ſorgſam erhalten, den jüngeren Familienmitgliedern Weihnachtsgeſchenke, und zwar unter dem Namen des heiligen Chriſts, und mit Lichtern und Tannenzweigen geziert, zu geben. Alt und Jung hatte ſich bei Holm, als dem Senior, verſammelt, um das Erſtaunliche zu erwarten, indeß Eliſabeth, die allein um das Geheimniß der von Sara beſorgten Geſchenke wußte, mit Dieſer eingeſchloſſen war. Ein ſilbernes Glöckchen meldete die Erſcheinung des heiligen Chriſts. Alles drängte ſich in die Thür des Zaubergemaches, wo Lichtſtröme wogten; Eliſabeth ſtand am obern Ende eines ungeheuer langen Tiſches, auf dem die Geſchenke ausgelegt waren, und wendete ſich bald zu einer, bald zu der andern der freudejauchzenden Stimmen, unempfänglich für den Lichtſtrom, der ſie von dem Jauchzenden trennte. Da rief Sara: „Wo iſt der Vater? Ließt Ihr den Vater allein ſein?“ und flog nach ſeinem Zimmer. Dort ging Holm lebhaft, mit feſt gefalteten, auf die Bruſt gedrückten Händen auf und ab. „Vater, der heilige Chriſt iſt ſchon da!“ rief die kindliche Sara, „warum bleiben Sie allein?“ und führte ihn, ſeine Stimmung überſehend, aus dem Zimmer. „Ja, der heilige Chriſt!“ rief er, ſeiner Tochter Arm lebhaft an ſich drückend, „er iſt gekommen!“ und ins erleuchtete Zimmer tretend, rief er wieder: „Er iſt gekommen!“ hielt ein gefaltetes Papier in ſeiner Hand hoch empor, zog Sara zu Eliſabeth hin, und vor ihr ſein Kind feſt in die Arme ſchließend, ſagte er halb leiſe, um nicht vor Entzücken zu jauchzen: „Winfried lebt, Winfried kehrt zu uns zurück!“ — Aber wie leiſe er ſprach, hatten die Freunde ihn vernommen, denn ſie hatten ſich um ihn gedrängt und betroffen auf ſein Benehmen geachtet. Jetzt ſchluchzte Sara an ſeinem Halſe, Eliſabeth hielt ſeine Rechte mit ihren beiden Händen ſchweigend und mit begeiſtertem Antlitze, Otto und Bodo hielten ſeine andere Hand, und ihr feſter Druck vereinte drei männliche Herzen; — und am anderen Ende des Zimmers hüpften unter dem jüngeren Geſchlecht ein paar blondlockige kleine Mädchen, jedes ſeine neue Puppe bewundernd, kein höheres Glück ahnend, und ſangen mit ihren Silberſtimmchen: „O Du lieber, o Du lieber heil'ger Chriſt."

Winfried, der ſeit ſeinem erſten Briefe aus Montpellier in ununterbrochenem Briefwechſel mit ſeinen Lieben ſtand und durch ihn über die höchſten Intereſſen ſeines Herzens beruhigt ward, gehorchte dem alten Arzte und ging mit der höherſteigenden Sonne nach Barrège, und als dieſe ihre Strahlen ſchräger auf die Pyrenäenhäupter zu werfen begann, begab er ſich in ein ſicher geſchütztes Thal in der Meeresgegend der Provence, wo eine ſtille, fleißige Familie ihn auf ihrem Landgute aufnahm. Dort verlebte er die Monate, wo wir der Kälte trotzen oder ihr erliegen, in einer milden Luft, die Mittagsſtunden in den immer-grünen Orangegärten, im erwärmenden

Strahle der ſüdlichen Winterſonne, und trat mit den erſten Tagen des Märzes ſeine Heimreiſe an. Er trat ſie an mit einem Herzen ſo voll des Dankes, der Sehnſucht, der Hoffnung; dem Boden, den Menſchen, dem ſtrahlenden Himmel ergeben, wo er bei häuslicher Beſchränkung den heiterſten Lebensgenuß gefunden hatte; bei geringer Bildung lebendigen Geiſt, bei ungezwungenem Geſellſchaftsleben reine Sitten, bei beharrlichem Freiheitsſinne einen kindlichen Gehorſam unter das Geſetz; — kindlich, da ſie es immer mit deſſen Vollzieher verwechſelten, alſo oft nicht jenem, ſondern dem menſchlichen Anſehen gehorchten. Aber noch mehr als dieſe Erfahrungen dankte Winfried dem Thale und ſeinen guten Bewohnern. Barrège hatte ſeine erſtarrten Muskeln ſo wirkſam erweicht, daß er zwar noch an der Krücke, aber wenig hinkend einherſchritt und mit wenig Mühe ſeine Stellung verändern konnte. Von keiner Schneeluft, keiner zuſammenziehenden Kälte, keiner kalten Näſſe, keinem heißen Ofen gepeinigt, hatte der Winter die Erſtarkung ſeiner Sehnen nicht unterbrochen; ſeine Kräfte waren zurückgekehrt; ſein Angeſicht trug wieder den Charakter der Jugend und Geſundheit; — er konnte freilich nicht mehr mit Sara walzen, allein er brauchte nicht den unendlich mitleidigen Blick zu fürchten, den er Sara auf Bodo hatte heften ſehen, als ſie ihn, den ſie doch nie blühend gekannt hatte, einarmig und hinfällig bei ſeinen Freunden anlangen ſah.

So kehrte Winfried nicht nur körperlich geneſen in ſeine Heimath zurück, ſondern auch geiſtig bereichert. Die Erfahrungen ſeiner Kriegsbahn ſowol, als das einſame Denken, das wiederholte Beobachten ſeiner ſpaniſchen Hüttenbewohner, zu dem die langwierige Heilung ſeiner Wunden ihm Raum gab; endlich das lange friedliche Beiſammenleben mit Menſchen einer ihm fremden, urſprünglich angefeinbeten, Nation — hatten ſeiner Vernunft auf einen Standpunkt verholfen, von wo aus ſie ſo viele Schranken einfallen ſah, die in ſeinem Sinne Tugenden, Menſchen und Völker getrennt hatten. Er liebte die Menſchen jetzt ſo viel inniger, er verzieh dem Einzelnen ſo viel leichter, er hoffte ſo viel weniger von dem heutigen Tage und erwartete ſo zuverſichtlich vom Fortſchritte der Zeit. — Nur in ſeinen Anſprüchen an ſich ſelbſt war er ſtrenger geworden, und feſt verſprach er ſich, dieſen durch ſtetes Streben nach Erkenntniß, ſtetes Benutzen des Erfahrenen zu genügen.

Seit der Schlacht von Vittoria hatte Europa eine andere Geſtalt gewonnen. Solange Winfried unter ſeinem abaviſchen Hüttendache, ſeiner Geneſung entgegenſchmachtend, lebte, erfuhr er Nichts von den Vorgängen in Weſten; denn was er von den Spaniern hörte, erfüllte ihn mit Mitleid und Achtung für dieſes unverderbliche Volk, galt ihm aber nicht für politiſche Nachrichten. Während der langen Zeit, die er in der Provence zubrachte, ward er wieder mit der Lage der allgemeinen Angelegenheiten bekannt und erlernte vielleicht von denen des Landes, das er bewohnte, Vieles, was den politiſchen Schickſalsgöttern ſehr fremd blieb. Ihm ward aber noch ein großes, belehrendes Schauſpiel zu Theil. Die Zeit ſeiner Abreiſe aus der Nähe von Marſeille, ſein Weg nach Grenoble, von wo aus er ſich nach Genf zu begeben gedachte, traf mit den Tagen, dem Landſtriche zuſammen, die Zeuge von Napoleon's Rückkehr von Elba waren. Hier drang ſich ihm die Einſicht auf, wie verſchieden vaterländiſcher Enthuſiasmus von dem Rachgefühle ſei, das unzuſammenhängende Volksſtämme auf Augenblicke zu einem und demſelben Zwecke vereinigt; er lernte, wie der Anblick eines außerordentlichen Mannes in den Menſchen, ihnen ſelbſt unbewußt, die Idee der Größe, des Ruhmes, der Rettung erweckt; — die wahre Apotheoſe, die in bewunderungtrunkenen Augenzeugen der Geſchichte vorgreift, welche nach Jahrhunderten den Menſchen fallen läßt, um die Spuren der Gotteskraft in ihm zu betrachten. Winfried mußte ſeine Empfindungen beherrſchen, die ihn hinreißen wollten, in das ſtürmende Gefühl von Stolz, Zuverſicht und Freudigkeit der vielen Tauſende einzuſtimmen, die dem Rückkehrenden zueilten; — eine Bewegung, vor der ſeine Gegner, ſcheu wie das böſe Gewiſſen, zurückwichen, ſodaß er glauben mußte, der Heros werde Deren keine auf ſeinem Wege finden.

Winfried betrat Deutſchland, ohne ſich unter Landsleuten zu befinden; ſchritt, ein Fremder wie in Frankreich, über die Grenzen der verſchiedenen Herrſchaften, welche Päſſe und Mauthen ihm bezeichneten, und fand endlich in den Armen ſeiner Geliebten, daß ihm doch eine Heimath vorbehalten ſei.

Die Freude der Wiedervereinigten war unausſprechlich! ſie war ſo wehmüthig wie groß! Geiſtes- und Charakterreife hatten im Verlaufe weniger Jahre den brauſenden Jüngling zu ſeines Vaters ebenbürtigem Freunde gemacht. Der Vater, der ſeine Reife auf einem langen Lebenswege zuſammengetragen hatte, genoß ihrer wie der müde Wanderer im Abendſchatten das Andenken der beendigten Pilgerfahrt; der Sohn, der die ſeine im Sturm erbeutet, bereitete ſich mit noch friſchem Muthe, ſie zum Aufbaue des Palaſtes oder der Hütte, worin er einſt altern wollte, zu benutzen. Alle, die ihn umgaben, boten ihm Liebe und Hülfe zu dem ſchickſalvollen Baue. Eliſabeth's klaren, blinden Augen entfloſſen Thränen, wie ihr Sara den ſchmerzvollen Eindruck beſchrieb, den der erſte Anblick von Winfried's blühender Geſtalt, mit der immer noch nicht entbehrlichen Krücke, auf ſie gemacht hatte. Bodo aber, der ſich vom erſten Augenblick an mit der Herzlichkeit eines älteren Bruders gegen Winfried betragen hatte, rief mit launigem Unwillen: „Habe ich mir doch lange geſchmeichelt, ein ausgeſtopfter Arm reiche hin, um Frauengunſt zu gewinnen; — da kommt ſo ein Fant, der noch gekielholt werden muß, und läuft mir mit ſeiner Krücke den Rang ab.“ Adele, Otto's funfzehnjährige Tochter, die eben ganz leiſe ein hohes Polſter vor Winfried hingeſchoben hatte, weil es ihm noch ſchwer ward, das Knie ganz gebogen zu halten, ging ſchnell, hocherröthend, an ihren Nähtiſch zurück; Winfried folgte ihr mit dankbarem, zärtlichem Blicke, und Holm, der dieſen kleinen Vorgang wahrnahm, ahnte in dieſem Augenblicke künftiges Glück.

Wir können hier unſere Familiennachrichten beenden, da wir nur an dieſer kleinen Zahl unberühmter Menſchen die Entwickelung verfolgen wollten, welche Zeit und Umſtände in den Menſchen bewirken. Es ging unſer Beſtreben dahin, zu zeigen, wie die Denkart die Schickſale ebenſowol lenkt, als die Schickſale die Denkart erzeugen oder befeſtigen, wie demnach zur Selbſterziehung anleitende Erziehung unſerer Kinder der einzige Bürge ihrer moraliſchen Wohlfahrt, bei allem Wechſel des Lebens, iſt. Wenn uns dieſes Beſtreben gelang, können wir unſere Freunde ruhig verlaſſen, denn ein Jeder von ihnen hat, nach ſeinen Kräften, den Zweck ſeines Daſeins erkannt. Noch wenige Nachrichten von Dem, was ſeit Winfried's Rückkehr geſchah, theile ich meinen theilnehmenden Leſern mit. Dieſer lebt als thätiger Staatsbürger in dem Amte, welches ſein Vater lange und ehrenvoll verwaltete; doch die größte Freude ſchenkte er dieſem guten Vater an dem Tage, wo er ſich mit Adelen, Otto's und Hedwig's Tochter, verband. Sein Herz, das ein höheres Streben in den frühern Jahren von der Empfindelei der Jünglingsliebe ablenkte, liebte jetzt noch mit der Innigkeit des zwanzigſten Jahres, und wenn ſeine Krücke, die er abzulegen nie hoffen darf, ihn neben Adelens Sylphengeſtalt entſtellt, erhält er durch ſie eine zarte Schüchternheit, die in ihm die Anmuth der erſten Jugend erneut. Aber auch Trauer forderten dieſe letztverfloſſenen Jahre zum unerläßlichen Tribut. Holm und Eliſabeth gingen heim, — freudig, die Vorangegangenen wiederzufinden, dankbar und von Dankbaren umgeben; das Bewußtſein, Gutes bewirkt zu haben, mit verſchiedenen Kräften, aber gleich reinem Willen, folgte ihnen, und ihr Andenken wird geſegnet bleiben bei ſpäteren Geſchlechtern.

Der Verleger dieſer Schrift macht auch auf nachſtehende Artikel ſeines Verlags, die durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen ſind, aufmerkſam:

Huber (Thereſe),
Hannah, der Herrnhuterin Deborah Findling.
8. 2 Thlr.

Huber (Thereſe),
Ellen Percy, oder Erziehung durch Schickſale.
2 Theile. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Huber (Thereſe),
Jugendmuth. Eine Erzählung.
2 Theile. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Landolph (Capitain),
Denkwürdigkeiten. Die Geſchichte ſeiner Reiſen während ſechsunddreißig Jahren enthaltend. Nach dem Franzöſiſchen bearbeitet von Thereſe Huber.
8. 1 Thlr. 18 Gr.

Johann Georg Forſter's Briefwechſel.
Nebſt einigen Nachrichten von ſeinem Leben. Herausgegeben von Th. H., geb. H.
2 Theile. Gr. 8. 7 Thlr. 16 Gr.

Bibliothek claſſiſcher Romane und Novellen des Auslandes.
12. Auf Druckpapier. Geheftet.

Erſter bis vierter Band:

Der ſinnreiche Junker Don Quixote von La Mancha, von Miguel de Cervantes Saavedra. Neu überſetzt

durch Dietrich Wilhem Soltau. Mit einer Einleitung.
1825. 60¾ Bogen. 2 Thlr. 12 Gr.

Fünfter Band:

Der Landprediger von Wakeſield. Eine Erzählung von Oliver Goldſmith. Neu überſetzt durch Karl Eduard von der Oelsnitz. Mit einer Einleitung.
1825. 11½ Bogen. 15 Gr.

Sechster bis neunter Band:

Gil Blas von Santillana, von Le Sage. Aus dem Franzöſiſchen. Mit einer Einleitung.
~~1826. 46½ Bogen.~~ 2 Thlr.

Zehnter Band:

Geſchichte und Leben des Erzſchelms, genannt Don Paul, von D. Francisco de Quevedo Villegas. Aus dem Spaniſchen überſetzt durch Johann Georg Keil. Mit einer Einleitung.
1826. 8½ Bogen. 12 Gr.

Elfter bis vierzehnter Band:

Geſchichte Tom Jones, eines Findlings, von Henry Fielding. Aus dem Engliſchen überſetzt durch Wilhelm von Lüdemann. Mit einer Einleitung.
1826. 59 Bogen. 2 Thlr. 12 Gr.

Funfzehnter Band:

Niels Klim's Wallfahrt in die Unterwelt, von Ludwig Holberg. Aus dem Lateiniſchen überſetzt durch Ernſt Gottlob Wolf. Mit einer Einleitung.
1828. 13½ Bogen. 15 Gr.

Sechszehnter Band:

Letzte Briefe des Jacopo Ortis, von Ugo Foscolo.

Z

Aus dem Italieniſchen überſetzt durch **Friedrich Lautſch**.
Mit einer Einleitung.
1829. 13¼ Bogen. 15 Gr.

Siebzehnter bis neunzehnter Band:
Delphine, von **Anna Germaine von Staël**. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt durch **Friedrich Gleich**.
Mit einer Einleitung.
1829. 42¾ Bogen. 1 Thlr. 20 Gr.

Alle bis jetzt erſchienene 19 Bände koſten 11 Thlr. 5 Gr.

Jeder Roman iſt unter beſonderm Titel auch einzeln zu den bemerkten Preiſen zu erhalten.

Ungemein wohlfeile Preiſe.

Von den frühern Jahrgängen des beliebten Taſchenbuchs Urania ſind die Jahrgänge 1817—24, 1826—29 noch zu erhalten und ich erlaſſe Jedem, der von dieſen 12 Jahrgängen wenigſtens zehn auf einmal nimmt, den Jahrgang zu dem beiſpiellos billigen Preiſe von acht Groſchen, einzelne Jahrgänge aber zu dem Preiſe von zwölf Groſchen.

Die vorzüglich ſchön geſtochenen Bildniſſe von **Shakſpeare**, **Ernſt Schulze**, **Göthe**, **Ludwig Tieck**, **Böttiger**, **Canova**, **Jean Paul**, **Walter Scott**, **Thorwaldſen**, **Wilhelm Müller**, **Uhland**, **Calderon**, **Kurt Sprengel**, **Baggeſen**, koſten in erleſenen Abdrücken in gr. 4. jedes acht Groſchen.

Erzählungen

von

Therese Huber.

I.

Erzählungen

von

Therese Huber.

Geſammelt und herausgegeben

von

V. A. H.

In ſechs Theilen.

Erſter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1830

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Vorwort.

Die verewigte Verfaſſerin dieſer Erzählungen hat nie aufgehört, in ihrer Stellung als Schriftſtellerin ein Heraustreten aus dem natürlichen Kreiſe ſtiller Weiblichkeit ſchmerzlich zu empfinden. So ſehr dies nun auch durch den Drang der Umſtände, durch ihre Pflichten als Gattin und Mutter, durch mannigfach wohlthätiges Wirken auf Andere vor ihrem Gewiſſen gerechtfertigt wurde, ſo blieb es doch immer ein Opfer, das nur ſie zu bringen berechtigt war, und ihre Hinterlaſſenen glaubten ihrem Wunſch und Sinne gemäß zu handeln, wenn ſie ihren Namen wenigſtens nach ihrem Tode der Öffentlichkeit entziehen; und überdies iſt ihnen das Andenken der Verewigten zu heilig, als daß ſie es auf den lärmenden Markt des Tages bringen möchten.

Wenn ſie nun durch die Herausgabe dieſer Sammlung eine Ausnahme von dem Geſetze machen, das ſie ſich auferlegt: der Verfaſſerin Namen nach ihrem Tode nicht weiter vor dem Publicum erſcheinen zu laſſen, weder in Briefen, Biographien, noch nachgelaſſenen Schriften irgend einer Art, ſo rechtfertigen ſie ſich deshalb durch den eignen, in ihrer letzten Lebenszeit geäußerten Wunſch der Verfaſſerin, daß das Opfer, was ſie gebracht, indem ſie als Schriftſtellerin auftrat, wenigſtens Andern ſo viel Frucht und Heil bringen ſolle wie möglich; daß deshalb auch einige ihrer zerſtreuten, vergeſſenen Arbeiten zu neuer wohlthätiger Wirkſamkeit geſammelt werden möchten.

Hat nun aber auch allerdings der Wunſch der Verfaſſerin dies Unternehmen veranlaßt, ſo iſt doch für die Art der Ausführung der Herausgeber allein verantwortlich, da er über die Auswahl der Arbeiten, die in einer ſolchen Sammlung aufgenommen werden ſollten, durchaus keine Vorſchrift noch Wink der Verewigten vorgefunden. —

Wer irgend noch eines ernſten Urtheils über den jetzigen Zuſtand unſrer ſchönen Literatur, beſonders im erzählenden Fache fähig iſt, der wird ſicher in dem bisher Geſagten nicht den Ausdruck falſcher Beſcheidenheit oder verletzter Eitelkeit ſehen, ſondern es begreiflich finden, wenn der Herausgeber im Andenken und Geiſt der Verfaſſerin hofft, daß dieſe Sammlung nicht eine Veranlaſſung werden möge, ihren Namen auch jetzt noch unter den „beliebten Erzählern“ des Tages nennen zu hören. —

Anderſeits aber hegt der Herausgeber die feſte Zuverſicht, daß auch dieſe Gabe dem beſchränkten

Kreiſe von Leſern, und beſonders Leſerinnen willkommen und erſprießlich ſein werde, welche ſchon früher mit Wohlwollen und nicht ohne Frucht aufgenommen, was die Verewigte aus ihrem reichen Schatze von Erfahrungen, aus ihrem viel reichern Schatze von Glaube, Liebe und Hoffnung mitgetheilt hat. —

Die Verfaſſerin hat für ihre Arbeiten nie das Vorrecht der Kunſt, der Poeſie in Anſpruch genommen: keinen unmittelbaren moraliſchen Zweck zu haben. Sie hat den altväteriſchen Begriff nie ablegen können, daß ſolche Arbeiten belehren und beſſern ſollen, indem ſie die Frucht eigner Lebenserfahrung auch Andern zu Gute kommen laſſen. Sie hat nie die vorgebliche Schilderung des glänzenden Flitterlebens der vornehmen Welt und hochtönende Namen als Aushängeſchild gebraucht, um anzulocken — ſie hat es nie verſchmäht, auch die beſcheidenſten, beſchränkteſten Verhältniſſe des geſellſchaftlichen Lebens zum Gegenſtande ihrer Darſtellungen zu machen, in der Überzeugung, daß hier noch am ehſten reine, edle menſchliche Elemente zu finden, zu retten und zu entwickeln ſeien — ſie hat die Wirkungen der Gifte, die unſer geſellſchaftliches und Familienleben durchdringen — vor allen des Egoismus und der Weichlichkeit auch in den ſcheinbar unbedeutendern Pflichten, Rechten und Verhältniſſen darzuſtellen geſucht, weil Millionen gerade in und durch Kleinigkeiten elend ſind. — Hieraus geht ſchon hervor, daß auch dieſe Sammlung ſich durchaus der Gerichtsbarkeit künſtleriſcher Kritik entziehe, daß ſie in das Gebiet der Moral gehöre; aber nicht einer ſolchen Moral, die leichtſinnig, engherzig oder heuchleriſch mit ein Paar allgemeinen Regeln fertig zu werden vermeint, ſondern derjenigen, die, aus Irren, Leiden und Entſagen entſprungen, glaubt, hofft und liebt. —

Daß von der großen Mehrzahl des leſenden Publicums, deren einziges Streben flüchtiger Genuß iſt — von der Schar der Afterkritiker, deren einziges Lebenselement Eitelkeit und Selbſtſucht iſt, der einfache, geſunde, beſcheidene Sinn nicht zu erwarten ſei, um Belehrung, Beſſerung irgendwo, geſchweige denn in Schriften dieſer Gattungen zu ſuchen oder anzunehmen, iſt dem Herausgeber zu wohl bekannt; doch weiß er ſich mit der Überzeugung zu beruhigen, daß die Veredlung, die Beſſerung eines einzigen Leſers, der durch eins oder anderes aus dieſer Sammlung zum ſtillen Nachdenken über ſich ſelbſt gebracht würde, das Andenken der Verfaſſerin beſſer ehren wird, als es aller lauter Beifall der Menge und ihrer Wortführer je könnte.

Bremen, Juli 1830.

V. A. Huber.

Inhalt.

Seite

I. Fragmente eines Briefwechſels (1798—99) . . . 1

II. Die Jugendfreunde (1819) 99

III. Kloſterberuf 143

Erſter Abſchnitt (1811) 148

Zweiter Abſchnitt (1814) 218

IV. Verſtand kommt nicht vor Jahren 343

I.

Fragmente eines Briefwechſels.

I.

Fragmente eines Briefwechſels.*)

1.

Ich habe Deinen Brief, meine geliebte Tochter, und er macht mich faſt abergläubig; denn ich hatte kurz vorher eine Viſion der Freude, die er mir verſpricht. Höre nur, wie es zuging. Da machte ich meinen gewöhnlichen Morgenſpaziergang mit meiner ehrlichen Margarethe; der Himmel war ſo göttlich heiter, die Luft ſo rein, daß ich mit wahrhaft kindiſchem Genuß von Blütenſtrauch zu Blütenſtrauch, vom Gezwitſcher einer Grasmücke zum Geſang des nächſten Vogels, von dieſem ſchattigen Plätzchen zu jenem Wieſengrunde hingelockt,

---

*) Dieſe Fragmente wurden urſprünglich durch die ſehr mittelmäßigen Kupfer des Damenalmanachs für 1798 und 1799 veranlaßt. Für die hieraus nothwendig entſtehende Beſchränkung und Mangelhaftigkeit der Form und des Stoffes wird der denkende Leſer hoffentlich Erſatz finden in dem Reichthum an tiefen Beobachtungen über die wichtigſten Verhältniſſe des Familienlebens, welche dieſer kleine Aufſatz enthält. —
Anmerk. des Herausg.

unvermerkt mich ſo gut wie verirrt hatte. Wenigſtens wußte ich nicht, was es gerade für Menſchenkinder wären, welche die ländlichen Häuſer bewohnten, die ich zunächſt vor mir ſah. Das focht mich indeſſen weiter nicht an. Seit ich in dieſer Gegend bin, habe ich überall ſo viel Gutherzigkeit und Theilnahme gefunden, daß ich mich hier immer unter der großen Landsmannſchaft der Erdbewohner fühle. Wir waren an einen großen Kaſtanienbaum gekommen, unter welchem ringsherum Bänke angebracht waren. Dies kam meiner Erſchöpfung gut zu ſtatten; ich ſetzte mich nieder und genoß der ſanften Luft, die in dem weichen Frühlingsgrün der Blätter ſpielte. Margarethe kam bald auf ihre gewöhnliche, mir immer ſo liebe Unterhaltung; ſie ſprach von Deinen Kinderjahren und fand in jeder Blume um uns, in dem Anblicke der ganzen reichen Natur, Beziehungen auf ihr Pflegtöchterchen. Auch ſchloß ſie endlich, wie ſie meiſtens thut, wenn ich ihr Zeit dazu laſſe: Ach, ich ſehe ſie noch vor mir, wie der Wagen fortfahren ſollte, und ſie mit einem ſo durchdringenden Schrei ihrem Manne in die Arme fiel! Nun, Gott wird uns ja wieder zuſammenbringen! Liebe gnädige Frau, wenn ich Alles wieder lebendig werden ſehe, und die Vögel ſingen, und die Sonne ſo ſchön und warm iſt, als wäre es nie Winter geweſen, dann meine ich, auch den Menſchen müßte all' ihr Glück wieder aufblühen. — Die gute alte Schwätzerin machte mich ganz weichherzig, ich hatte ohnehin ſchon etwas von dieſer Wirkung des Frühlings geſpürt. — Ihr ſchicktet mich hierher, um mich wenigſtens vor Einem von unſern vaterländiſchen Wintern, die mir immer ſo hart zuſetzen, in Sicherheit zu wiſſen. Liebe gute Kinder! Wie ich abreiſte, dachte ich wol, ich ließe es mir gefallen, um die Morgenröthe Eurer Ehe nicht durch den traurigen Contraſt meiner hereinbrechenden Lebensnacht zu verdunkeln; und ſo reiſte ich gern ab. Auch ſchien es mir im Anfang hier unmöglich, auf Unkoſten aller Freuden meines Herzens, meinen Körper zu ſtärken; aber ich hatte den feſten Willen, meine Pflicht zu erfüllen, und um Euertwillen für meine Geſundheit zu ſorgen. Jetzt merke ich nun doch, daß meine Bemühungen nicht umſonſt waren: ich habe neue Freude an der Welt, und indem ich die Schätze der Natur ſich entfalten ſehe, dehnt die kühne Hoffnung, daß ich ihre Reife und ihre Ernte erleben und genießen werde, noch einmal meine ſo lange geängſtete Bruſt.

Mit dieſen heitern Vorſtellungen beſchäftigt, unterbrach ich das Stillſchweigen, das auf Margarethens frommes Geplauder gefolgt war, mit dem Vorſchlag, einen Verſuch zu machen, ob uns die Bewohner des nächſten Häuschens nicht mit etwas Brot und Milch zum Frühſtück aushelfen würden. Sie war es zufrieden, und wir traten in eine kleine Verzäunung, durch welche wir, längs zweier Jasminhecken, die uns von ein Paar Baumſtücken trennten, an den Eingang einer ſaubern Wohnung kamen, die ein Portal von Weinlaub beſchattete. Ein junges Weib ſaß hier mit einem neugebornen Kinde, dem ſie die Bruſt reichte. Angenehm überraſcht blieb ich ſtehen; das Weib hatte gerade den Ausdruck, der dieſer Ausübung einer blos natürlichen Handlung das Gepräge des ſeelenvollſten Genuſſes gibt; ernſt und innig blickte ſie auf das kleine Geſchöpf, das mit halb geſchloſſenen Augen an ihr hing und durch ſein eines Händchen, welches die Bruſt hielt, gleichſam ſchon Gefühl ſeines Bedürfniſſes und ſeines Rechtes an den Tag legte; die mütterliche Bruſt war weder ſorgfältig bedeckt, noch nachläſſig entblößt; die beweglichen Schatten des zarten Laubes hoben ihr blendendes Weiß, und beſchäftigten die Aufmerkſamkeit der guten jungen Frau, die, wenn das Licht ihres Säuglings Stirne beſtrahlte, ihre Hand vorhielt, und wenn das Kind alsdann die Augen öffnete, ſanft ſeinem einfältig neugierigen Blicke entgegenlächelte.

Ich ſah ihr noch mit ſtiller Theilnahme zu, bemerkte die einfache Reinlichkeit ihrer Kleidung und die wohlüberlegte Sorgfalt, mit welcher das Kind verhüllt war, ohne eingewickelt zu ſein, als ein junger Mann aus dem Hauſe trat, und mich erblickend, der Frau freundlich zurief: Adele, Du haſt Zuſchauer! — Indeß dieſe mit einem liebenswürdigen Erröthen aufblickte und behutſam, um das Kind nicht zu ſtören, ihr Halstuch über die Bruſt zog, ſetzte der Mann ein Körbchen mit großen Erdbeeren auf ein danebenſtehendes Tiſchchen und bot uns mit der angenehmſten Höflichkeit Stühle an. Sie entſchuldigen meine Frau, ſagte er, wenn ich ſie des Vergnügens beraube, die Wirthin zu machen; ſie ward vor vierzehn Tagen Mutter, und vor Freude, glaube ich, über das Geſchenk, das ſie mir mit dem großen Jungen dort machte, hat ſie mehr Mühe gehabt, ſich zu erholen, als es außerdem wol der Fall geweſen wäre; geben Sie uns aber die Freude, an unſerm Frühſtücke Theil zu nehmen.

Da dies unſer eigentliches Anliegen war, ſo gaben wir den vereinten Bitten des lieben Paares bald Gehör. Die guten Leute kannten mich und wollten durchaus nicht zugeben, daß Milch und Brot zum Frühſtück für eine Kranke taugten. — Die Chocolate wird nicht ſo gut ausfallen, als wenn meine Adele ſie machte, ſagte der Mann; aber ich laſſe ſie noch nicht in die Küche, und Sie werden freundſchaftlich vorliebnehmen. — Sie wollte einigen Widerſtand thun, allein er deutete auf das Kind: Jetzt iſt dies Dein vornehmſter Gaſt; wenn Du gegen ihn die Etikette aus den Augen ſetzeſt, kannſt Du ihm ſein ganzes Leben verleiden. — Sie machte mir eine angenehme Verbeugung, und ihre ſchönen Augen, die von mir auf ihren Mann übergingen, glänzten von Gefühl und Liebe.

Wir ſaßen nun bald um das Tiſchchen ſo einträchtig und froh, als hätten wir ſchon oft hier beiſammen geſeſſen. Das Weibchen hatte Luſt, Chocolate zu trinken. — Nein, nichts da! rief der Mann, Du wirſt dem Arzte folgen und meinen Erdbeeren Ehre machen, die ich im Schweiße meines Angeſichts pflückte, indeß Ihr, Du und Dein kleines Ungethüm, noch feſt ſchließet. — Mit verſtelltem Schmollen ſagte ſie: Nimm Dich in Acht! Wenn Du mir um ſeinetwillen alle Freude verbieteſt, ſo werde ich ihn endlich nicht mehr vor Augen leiden können — Gerade umgekehrt; ich werde Dir alle Freude verbieten, damit Du recht inne wirſt, welchen Schatz Du an dem Jungen haſt.

Margarethens Blicke hatten mir ſchon längſt ihre Gedanken verrathen, jetzt aber, da eine kleine Pauſe eintrat, ſagte ſie mir mit der größten Innigkeit: Ach, vielleicht könnten Sie bald unſer Fräulein ſo ſehen, wenn wir zu Hauſe wären! — Der drollige Fräuleinstitel, mit dem ſie Dich noch immer beehrt, und der ihr ſelbſt bei dieſer Gelegenheit entwiſchte, wo er Dir einen ſo ehrenwürdigen Anſtrich gab, machte mich laut auflachen. Unſere guten Wirthe bemerkten Margarethens Beſchämung, ohne daß ſie ihre Rede hatten verſtehen können, und es entſtand daraus eine kleine Erklärung, bei welcher Deiner erwähnt wurde. In dem Geſpräche, welches nun weiter fortging, zeigte der junge Mann viel feſten und redlichen Sinn. Lebhaft intereſſirte er ſich für den Muth Deines guten S., Dich ſo jung aus meinen Armen wegzuführen, indeß er mich beredete, fern von Euch zu gehen. Man ſah, er fühlte es, daß mit der Kühnheit, ſolche Pflichten auf ſich zu laden, Wille und Kraft, ſie zu erfüllen, verbunden ſein mußten. Eben ſo verſetzte ſich die kleine Frau in Deine Stelle, wie Du kämpfen mußteſt zwiſchen der Liebe, die Dich Deinem Gatten folgen machte, und Deiner zärtlichen Anhänglichkeit für mich. Als ihr Margarethe, in gebrochenen, verſtümmelten Ausdrücken, aber um deſto rührender, verſtändlich machte, daß der Arzt Dir geſagt hätte, Du mußteſt nothwendig wählen, ob Du den nächſten Winter meinen Tod oder meine Abweſenheit zu beweinen haben wollteſt, da fand ſie doch, ſie hätte mich auch gehen laſſen; aber ſie drückte mit einem Arm ihren Knaben an ihr Herz, mit der andern Hand ergriff ſie die Hand ihres Mannes und ließ eine Thräne darauf fallen: Gott ſei Dank, rief ſie, daß ich für Euch auf keine Probe wie dieſe geſetzt werde!

Ich fragte nun nach ihrer Mutter, die, wie ich erfuhr, ſchon längſt todt war; eine ältere Schweſter, von welcher ſie mit der wärmſten Liebe ſpricht, hat ſie erzogen. Dieſe Schweſter, ſagten ſie, würde ich bei ihnen ſehen, wenn ich das nächſte Mal wiederkäme; denn daß ich wiederkommen würde, war ausgemacht, als hätten wir uns ſchon zehn Jahre gekannt. Die Mittagsſtunde war nahe, wie ich die braven Leutchen verließ. Auf dem ganzen Heimwege ſtand das angenehme Bild meines Eintrittes in dieſes gaſtfreie Haus vor meinen Augen; unwillkürlich verwechſelte ich die artige Adele mit Dir, dachte mir, wie Du eben ſo einfach, gefühlvoll und glücklich ſein würdeſt als ſie, und bedauerte nur, daß Dein Mann, anſtatt wie Adelens Gatte von dem Stuhl im Comptoir ſeiner Aſſociirten nach ſeinem Landhäuschen eilen zu können, in den leeren Cirkel conventioneller Bekanntſchaften gebannt bliebe. Und nun zu Hauſe fand ich Deinen lieben Brief — Gott ſegne Dich, mein theures Kind! Du ſiehſt einem wichtigen, heiligen Zeitpunkte entgegen. Die Gefahren, die Aufopferungen, durch welche der Mann ſeine Würde erringt, muß er meiſtens in fremden, fernen Verhältniſſen finden; Alles, Gefahren, Aufopferungen, und ihre höchſte Würde, iſt dem Weibe im Schooße der Natur und der Liebe beſchieden. Zeit und Schickſal verändern das Ziel des Ruhmes für jenes Geſchlecht; von dem Barbaren wie von dem Weiſen, an der Wiege des

Menſchengeſchlechts, wie an der höchſten Stufe der Bildung wird der zärtlichen Mutter, der vollendeten Beſtimmung des Weibes gehuldigt. Sie iſt ſo heilig, dieſe Würde, daß ſie Sünden entſühnt, denen Gefühl und Vernunft das Urtheil ſprechen; ſie hebt Gefallene wieder empor und könnte die Unſchuld zurückbringen, wenn es möglich wäre, das Gedächtniß ohne den Verſtand zu zerſtören. Ich ſah die verdorbenſten Imaginationen in dem Umgange mit Kindern, in der Nähe einer ſäugenden Mutter ſich reinigen. — O, es erwarten Dich wunderbare Gefühle, über die ſich nicht vernünfteln, über die ſich nur ſchwärmen läßt! In der erſten Blüte des Lebens kann man zuweilen gern und kühn an den Tod denken. Auch ich hatte ihn oft gedacht, ja oft, und im Schooße ſtillen, kindlichen Glückes, ihn gewünſcht, hatte mehr als einmal ihn an Sterbebetten belauſcht, wenn der Kampf vorüber war, das lebloſe Stück Thon dann ſo vor mir lag, ein Bild der Ruhe, der Befreiung von Leiden — hatte zu ahnen geſucht, wie die entflohene Bewohnerin jetzt reiner athme, und ſtaunend, aus ihrem Gefängniſſe erlöſt zu ſein, zu neuen Genüſſen ſich gewöhne. Allein ſo glühend meine Einbildungskraft war, ſo fand ich doch keinen Vergleich. Und nun, wie ich zum erſten Male, zwar ohne Gefahr, aber mit unſäglichen Schmerzen Mutter ward, ſtellte ſich das ſo lange umſonſt geſuchte Bild lebhaft vor meine Augen. Iſt es möglich, den Übergang vom Todeskampfe zur Ruhe des Todes, zu den Ahnungen von unbekanntem Genuß, welche die entfeſſelte Seele durchbeben, vorzuempfinden, ſo iſt es in dem Augenblicke möglich, wo ein geſundes, gefühlvolles Weib zum erſten Male Mutter wird. Sie tritt von den Pforten des Todes in verdoppelten Lebensgenuß zurück; von zerreißendem Schmerz geht ſie zur leidenfreieſten Stille über. Und dieſe geheimnißvolle Vermiſchung der gemeinſten Thierheit mit dem geiſtigſten Daſein! Dieſes Geſchöpf, das Du iſt, in nichts unterſchieden vom Thiere des Feldes, aus Deinen Säften ſich bildete, und, wunderbar in das Leben gerufen, nun Erbe Deiner Menſchenwürde, groß, unſterblich wie Du, in Deinen Armen liegt — vor wenig Augenblicken in der ſichtbaren Kette der Dinge noch ein Nichts, jetzt ein Glied der Geſellſchaft, vom Geſetze beſchützt, der Gegenſtand Deiner Pflichten, Deiner Liebe, und ihr ſchönſter Lohn!

Aber auch nur ſo lange dieſer Augenblick dauert, meine Liebe, darfſt Du Dich der ſüßen Schwärmerei überlaſſen. Die Vernunft fodert ihr Recht, und das Nächſte, was ſie Dir ſagen muß, kann ich Dir in einer kleinen Scene darſtellen, welche geſtern bei meinen neuen Bekannten vorfiel.

Noch keine von meinen Nachbarn, ſo gutherzig ſie ſämmtlich ſind, hatten mir das Verlangen, ſie ſo bald wiederzuſehen, eingeflößt. Ich fand, wie man mir verſprochen hatte, Adelens ältere Schweſter dort, eine ernſthafte und doch ſanfte Frau, welche die erſte Jugend ſchon zurückgelegt hat. Ihre Geſtalt bewies, daß ſie den Zeitpunkt, den ihre Schweſter ſo eben überſtanden hatte, vor ſich ſah, und da mir ihre Bläſſe unter dieſen Umſtänden doppelt leid that, ſuchte ich mich durch Theilnehmung mit ihrer Lage genauer bekannt zu machen.

Mit liebenswürdiger Ungeduld kam die kleine Adele meiner Abſicht auf halbem Wege entgegen — Sie kommen eben recht, ſagte ſie, um mir gegen meine Schweſter beizuſtehen. Stellen Sie ſich nur vor, daß die böſe Frau Andern Rathſchläge gibt und Grundſätze predigt, die ſie für ſich ſelbſt nicht befolgt. Als ich ſchwanger war, redete man mir viel von der Gefahr, ſelbſt zu ſtillen, vor; meine Schwiegermutter und viele meiner Geſpielinnen erſchraken bei dem Gedanken, daß ich mich dieſer Gefahr ausſetzen ſollte. Da machte dieſe ehrwürdige Matrone, die ſchon vier Kinder geſäugt hat, mit meinem Manne ein Complot: ſie brachten auch meine Vernunft und mein Gefühl ſo hübſch auf ihre Seite, daß ich mich, allen Andern zum Trotz, entſchloß, meines Kindes Amme zu ſein. Wenn ich jetzt meinen lieben Kleinen an meiner Bruſt habe, wenn ich ſehe, wie er gedeiht, und wie mein Mann ſich freut, und wie oft der Gedanke, eine gute Amme ſein zu müſſen, in der kurzen Zeit ſchon mich von Fehlern zurückhielt, zu denen mich meine Verzogenheit und mein Ungeſtüm ſonſt hingeriſſen hätten, ſo finde ich es faſt unbegreiflich, daß eine Mutter ſich zu einer andern Einrichtung entſchließen ſollte. Und doch kommt heute meine Schweſter, meine ſtrenge Lehrmeiſterin daher, und trägt mir auf, mich unter unſern Bäuerinnen nach einer Amme umzuſehen, der ſie das arme Kind, welches erwartet wird, mit Sicherheit übergeben könnte. —

Biſt Du endlich fertig, Schwätzerin? ſagte die Schweſter mit einem ſehr geiſtreichen und gefühlvollen Lächeln. Es iſt nicht ſchweſterlich, daß Du damit anfängſt, mich bei Madame, deren günſtige Meinung mir ſo werth wäre, in übeln Credit bringen zu wollen. Allein ich bin es zufrieden, ihr die Sache vorzulegen, wiewol bei einer Entſcheidung, die mir zu ſchwer angekommen iſt, als daß ſie übereilt oder durch irgend einen Irrthum veranlaßt ſein könnte, kein fremder Einfluß mehr ſtatthaben kann. Meine Adele, Madame, ſah ihrer Niederkunft unter allen den günſtigen Umſtänden entgegen, die einer Mutter verſprechen können, daß ſie eine gute Amme ſein wird. Sie iſt zwar zart, aber ſehr geſund und vollkommen gut gebaut; ihre häusliche Lage iſt einfach und ſtill; der Aufenthalt auf dem Lande gibt ihr unzählige Vortheile; ſtand ihrer gleichen Heiterkeit etwas im Wege, ſo war es ihre große Thätigkeit, der es zuweilen an Stoff fehlte, und die Lebhaftigkeit ihres Gefühls, das ſich mitunter auf Gegenſtände heftete, die der Mühe nicht werth waren — und dagegen gab es kein beſſeres Mittel, als die Beſchäftigung, die ihr Säugling ihr geben würde. Auch hat der Erfolg mir völlig Recht gegeben. Aber meine Lage iſt ſehr verſchieden: ich habe das Glück gehabt, zwei meiner Kinder, die ich ſelbſt ſtillte, geſund aufzuziehen; das dritte kam kränklich zur Welt, es machte mir Sorgen, die meine Milch verdarben, und wiederum ward durch die Nahrung, die ich ihm gab, das Übel ärger. Das Kind wurde entwöhnt, aber es iſt ſchwach und hinfällig geblieben. Mein Gemüth hat nicht die glückliche Miſchung, die Adelen für ihre Freunde ſo angenehm, für ihren Gatten ſo beglückend macht; wo ihre Phantaſie Roſenfarbe hinmalt, oder den dunklern Grund ſanft verſchleiert, kommt mir nur dürre Vernunft kümmerlich zu Hülfe, um ein leicht verletztes, tiefes Gefühl zu heilen. Zudem iſt meine Zeit von gehäufter Arbeit verſchlungen, mein Haus lärmig und übervoll; meine ältern Kinder haben es nöthig, daß ihre Mutter ihnen ein Beiſpiel von ſtetem Gleichmuth gebe, mein würdiger Gatte bedarf meiner immer bereitwilligen Theilnahme an ſeinen Geſchäften. Viele dieſer Umſtände fanden ehedem nicht ſtatt, und wo ehedem Jugendkraft abhalf, vermehrt jetzt eine kränkliche Exiſtenz die Hinderniſſe. Erfülle ich alſo meine Pflicht nicht am gewiſſenhafteſten gegen meinen Mann, meine Kinder, mein Haus, wenn ich meinen Neugebornen, da wo ich entbehrt werden kann, beſſer verſorgen laſſe als ich ſelbſt ihn verſorgen würde? Der Säugling wird dabei nur gewinnen, denn er macht keinen Vergleich, der ihn fühlen läßt, er entbehre etwas. Ich gewinne wahrſcheinlich ſeine Geſundheit, und gewiß das Bewußtſein, meine Wünſche, mein Gefühl meiner beſſeren Überzeugung geopfert zu haben.

Sanft floſſen bei dieſen Worten ihre lange hervorquellenden Thränen; Adele fiel ihr lebhaft um den Hals: Nicht ſo, rief ſie, nicht ſo! Du mußt Recht haben, meine Charlotte — aber Dein Kind an einer andern Bruſt! — Überlaß es mir — ich gebe Charles etwas ſeltener die Bruſt, ſo haben ſie beide genug! — Charlotte ſtreichelte ihr ſanft die Wangen und lächelte unter ihren Thränen, bis ſie ihre Stimme wiedergefunden hatte: Nein, mein Kind! Zu Deiner Pflicht hat Dir die Natur, wenn Du ihr Gehör gibſt, gewiß hinreichende Kräfte gegeben; aber in unſerer geſellſchaftlichen

Lage bildet ſich die Seele ſo ſehr auf Unkoſten des Körpers aus, daß wir dieſem keine gedoppelte Anſtrengung zumuthen dürfen, die nur inſofern möglich wäre, als jene ſich weniger entwickelt hätte. Gott ſegne Dich und Deinen Knaben! — er wird mein Kind auch ſchützen, und ſollte die fremde Bruſt durch ihren Mutterdienſt es von mir entfernen — o ſo enthält dieſe — (mit naſſen, gen Himmel gerichteten Augen drückte ſie ihre gefalteten Hände auf ihren Buſen) — eine Fülle von Liebe, dieſem Eindrucke Trotz zu bieten!

Ich könnte Dir, meine geliebte Emilie, nichts Gefühlteres, nichts Einfacheres über die Pflichten, die Dir bevorſtehen, ſagen, als dieſer kleine Auftritt Dich lehren wird. Gott ſei Dank, daß Du hoffentlich in Adelens Falle ſein wirſt, daß Du Dir allen den Genuß verſprechen kannſt, deſſen ſie ſich erfreut! Sollte aber Deine Lage Dich je auffodern, wie Charlotte zu handeln, ſo würdeſt Du entſchloſſen und ergeben ſein, wie ſie.

2.

Alles, was ich jetzt erblicke, Alles, was mich umgibt, ſcheint nur Beziehung auf Dich und auf unſere Hoffnungen zu haben. Du haſt mir friſche Anſprüche auf Glück und Leben gegeben, und ich ſehe von Neuem, wie nothwendig es iſt, einen ſichern Zweck, ein beſtimmtes Intereſſe zu haben, um von den Gegenſtänden, die man um ſich hat, ſo angeſprochen zu werden, daß ſich aus den mannichfaltigen Eindrücken ein für die Erfahrung nützliches Ganze bilde. Das wäre ein ſchönes Thema zu einer Predigt an unſre jungen Kosmopoliten, an unſre unbärtigen Beobachter. Ich ſah ihrer ſo viele hier durch das Land ziehen! Von denen, die mit Roſſen und Wagen auf der Heerſtraße bleiben, in *** die Bälle beſuchen, die Pflanzen im botaniſchen Garten zählen und ſich über das kränkliche Ausſehen der armen Schwindſüchtigen wundern, will ich eben nichts ſagen. Das ſind oft gar brave junge Leute, beſtimmt, einſt die Freude ihrer honorabeln Familien und die Zierde ihrer Landescollegien zu ſein. Ich beſuchte einmal mit ſo einem hoffnungsvollen Erben eines unſrer beſten Häuſer den Weißenſtein bei Kaſſel. Bei jedem neuen Gegenſtande ſah ich ihn die Hand in der Rocktaſche bewegen, und wenn ich ihn etwas ſcharf anblickte, zog er ſie zurück, als hätte er irgend ein geſtohlen Gut verborgen. Lange begriff ich nicht, was das Manövre zu bedeuten hatte, bis ich ihn in einer gewiſſen Grotte, des Pluto, glaube ich, heißt ſie, höchlich verwundert das gelbe Glas betaſten ſah, durch welches der Erfinder den ſprudelnden Waſſerkünſten ein etwas hölliſches Anſehen hat geben wollen; wie ich näher zu ihm trat, hörte ich ihn leiſe die Scheiben zählen: eins! zwei! drei! — und dann ſteckte er die Hand in die Taſche, und es währte nicht lange, ſo zog er ſie mit einem kleinen Endchen Bleiſtift wieder heraus. Aha, dachte ich, ſo ein gefährlicher Menſch biſt Du! kannſt in der Taſche ſchreiben! — Nun ging er zu Seiner hölliſchen Majeſtät Thron, und nachdem er Höchſtdieſelbe ſehr nachdenkend betrachtet hatte, ſagte er vor ſich hin: Pluto und Proſerpina! und fuhr wieder mit der Hand in die Taſche. Länger konnte ich's nicht aushalten; ich lief in vollem Lachen davon. — Meinem damaligen Alter war eine ſolche Etourderie zum Glück noch erlaubt; aber ich fürchte, noch jetzt, als halbe Großmutter, könnte ich mich deren nicht erwehren.

Doch von dieſen Reiſenden ſage ich nichts, ob ich gleich da eine ganze Seite herunter von ihnen geſchwatzt habe; allein da ſtoße ich auf ſolche glatte oder abgelebte Burſchen, die ihren eigenen Weg zu gehen vorgeben, Menſchen beobachten, daß Gott erbarme! und mit dem Theater, das ihnen die Gaſthöfe in *** darbieten, nicht zufrieden, ſich irgendwo auf dem Lande einniſten, hier nach Stoff für ihre pretentieuſe Leerheit jagen, nach der Hütte, dem Krautgärtchen, wo ſie einen Platz ſtehlen, der ſonſt nützlicher beſetzt wäre, Nation und Menſchheit beurtheilen, die ſchöne Natur mit den verblichenen Lumpen ihrer ſchwerfälligen Einbildungskraft behängen, oder, durch die Brille ihres abgeſtumpften Geſchmackes blickend, ſie ſchaal und entſtellt wieder abbilden. Dieſe Leute wollen Alles auffaſſen, Alles empfinden, Alles genießen, ſetzen ſich mitten in die Welt, gerade wie ſie im Schauſpielhauſe ſäßen — ſie iſt eine Breterbühne für ſie; was der Menſch war, ehe er hinaufſtieg, um vor ihren Augen zu agiren, was er iſt, wenn er nicht mehr da oben ſich zeigt, ob hinter dem bemalten Gerüſt eine morſche Scheune, oder ein Meiſterſtück der Baukunſt ſich verbirgt — das kümmert ſie Alles nicht; wenn das Stück aus iſt, ziehen ſie weiſe Conſequenzen aus den Begebenheiten, die — ſie zu ſehen glaubten.

Wie ganz anders ſo einem klugen Herrn Welt und Staat vorkommen würden, füllte er ſelbſt nur irgend ein Plätzchen darin an! Der Bauer, der von einem Dorfe zum andern geht, hat gewiß unterweges bemerkt, ob in der Gegend mit der Senſe oder der Sichel gemähet wird, ob die Erbſen geſäet oder geſteckt werden — warum? er hat einen Lebenszweck, auf den er Alles, was er auffaſſen kann, anwendet. Das leichtſinnige Mädchen ſelbſt wird auf einer Reiſe gar wohl inne geworden ſein, wo die Mieder breiter, wo die Hauben platter ſind, und ſie wird ſich das Beſte zur Nachahmung merken, das Andre verwerfen. Nur jener neumodige Weltbürger allein kommt wieder nach Hauſe, wie er herausgegangen war, bringt nichts Neues zurück, als ſchiefe Vergleichungen, die liebe Jugend rebelliſch und vernünftige Leute ungeduldig zu machen — —

Nun, nun! Ich finde doch, daß ich mich nachgerade zur Großmutter anſchicke; ich ſchwatze ſchon die Kreuz und die Quere, als hätte ich mich darein ergeben, von Niemandem angehört oder von Jedermann unausſtehlich gefunden zu werden. Nach dieſem gutherzigen Geſtändniß wirſt Du aber doch hören, was mich eigentlich ſo in Eifer gebracht hat, und einigen Zuſammenhang in meinen Ideen erkennen.

Da hält ſich hier in der Nähe ſo ein empfindſam heroiſcher Menſchheitskundſchafter auf; der Tod ſeines Weibes hat ihm ſeit drei Monaten die Welt verleidet, und ſie ihm zugleich ſo enge gemacht, daß er mit ſeinem Knaben, einem armen bleichen Wichtchen von ſechs oder acht Jahren, im harten Winter ganz Deutſchland durchzogen iſt, um hier „im Schoße der ſchönen Natur ſein Herz zu heilen“. Sich ſolche eigne Plätzchen in der Welt auszuſuchen, um zu ertragen, was die eiſerne Hand der Nothwendigkeit allen vom Weibe Geborenen auferlegt, iſt mir nun ſchon herzlich zuwider; wer hätte nicht Recht und Urſache, auf ſo eine Leidenswanderſchaft zu ziehen? — und das gäbe am Ende doch eine unleidlich ambulante Welt! Kurz aber, ich habe mit dem betrübten Witwer, in ſeiner Eigenſchaft als Landsmann, doch Bekanntſchaft machen müſſen, und das traurige kleine Menſchchen, das er mit ſich ſchleppt, ſchmiegt ſich ſo kindlich an mich, daß ich von ſeiner verſtorbenen Mutter einen ſehr vortheilhaften Begriff bekommen habe; man ſieht es nur zu gut, wie ſchmerzlich das arme Küchlein ihrer ſchützenden Flügel entbehrt! Zufällig ſteht der Landsmann mit Adelens Gemahl in Connexionen, und wie ſich ſo etwas macht, wir hatten auf geſtern Abrede genommen, die kleine Frau zu einem Feſte abzuholen, das bei Gelegenheit der ...... gegeben wurde. Wir machten uns zuſammen auf den Weg, der Witwer mit ſeinem Knaben und ich, und kamen etwas nach der geſetzten Zeit bei meiner Adele an. Ich erſtaunte, ſie nicht, wie ſie pflegt, unter der Weinlaube meiner wartend zu finden, das Haus war zu, Niemand zu hören noch zu ſehen, und wir gelangten bis in ihr Zimmer, ohne einer lebendigen Seele zu begegnen. Da fanden wir denn das liebe Weibchen in einem zierlichen weißen Anzuge, ihr ſchönes Haar lockig unter einem großen Federhute herabhängend; ſie trug ihr Kind in ihren Armen herum, und ging leiſe ſingend im Zimmer auf und ab. Als wir hereintraten, nickte ſie mir freundlich zu, legte einen Finger auf den Mund, und winkte uns, niederzuſitzen. Ich merkte wohl, daß ſie den Kleinen einſchläferte; aber ihre Wangen glühten dabei, und da ich dieſe Ceremonie an ihr nicht gewohnt war, fiel mir der ganze Anblick, zumal bei dem feſtlichen Anzuge der kleinen Mutter, ſehr auf, und ich fing an zu fürchten, das Kind ſei krank. Ich lockte ihre ehrliche Liſette, die bei ihrem Nähzeuge ſaß und kaum zu athmen wagte, durch Zeichen in das Nebenzimmer, und indem ich ſie verhörte, brachte ich die ſchöne Geſchichte heraus. Da kriecht die Frau, um der Schweſter Auftrag, eine Pflegmutter für ihr Kind zu ſuchen, recht gewiſſenhaft zu erfüllen, in allen Wochenſtuben herum; den Morgen hatte ſie wieder ein neugebornes Kind in der Nachbarſchaft aufgeſtöbert — ſie begibt ſich alſo hurtig dahin, findet aber die Mutter in der größten Angſt, weil das kleine Weſen, von einer bloßen Überladung des Magens, Convulſionen hatte. Der Anblick war Adelen ganz neu, und erſchreckte ſie heftig; ſie hielt das Kind für verloren, kam in der vollen Haſt nach Hauſe, und gab ihrem Bambin die Bruſt, der nun ſeinerſeits zwar, dem Himmel ſei Dank! keine Convulſionen bekam, aber doch, gerade wie ſie mit ihrem Anzuge fertig geworden war und uns erwartete, einen heftigen Anfall von Erbrechen und Kolik hatte, wobei er ſchrie wie ein Volksredner. Adele merkte wohl, woher das kam, und fürchtete ſich eben ſo ſehr vor ihres Mannes verdienten Vorwürfen, als ſie ſich über des Kindes Unpäßlichkeit ängſtigte. Nachdem ſich indeſſen der kleine Böſewicht ſatt geſchrien hatte, ſchlummerte er ruhig ein, und wie ich von meiner Conferenz mit Liſetten zurückkam, ſchlich Adele auf den Zehen aus dem Schlafzimmer, wo ſie den Knaben in ſeine Wiege gelegt hatte. Nun kam ſie zu mir. Ach liebe Mama — (denn ſo nennt mich die gute Kleine, wenn ſie es recht herzlich meint) — ich bin heute nicht gut geweſen! Mit dieſem Eingange erzählte ſie mir ihr Abenteuer, gerade wie ich es ſchon von Liſetten wußte, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie zu ihrer Entſchuldigung von des fremden Kindes Leiden eine faſt poetiſche Beſchreibung machte, und, um ſich zu ſtrafen, ihres Knaben Kolik als den fürchterlichſten Zufall ſchilderte. Mein Witwer nahm der Gelegenheit wahr, „die empfundenſte Bewunderung für die zarte Weiblichkeit“ meiner ſchlichten Adele zu äußern; ich hingegen fragte ſie, ob ich einſtweilen immer die Predigt anfangen, oder warten ſollte, bis ihr Mann käme, und ich ihm alsdann bei der ſeinigen einhälfe? — O nein! rief ſie erröthend; lieber ſchmälen Sie allein, und laſſen ihn allein ſchmälen; vor Ihnen fürchte ich mich nicht ſo, und habe ich ihn allein, ſo will ich ihn doch ſchon beſänftigen. — Die Naivetät ließ ihr gar zu allerliebſt bei ihrem zerknitterten Halstuche und verſtörten Kopfputze! Jetzt aber regte ſich der kleine Mann in der Wiege — leicht wie ein Vogel ſchlüpfte ſie hin, bewegte einen Augenblick die Wiege, hing kaum athmend über dem Schläfer, und ward, wie ſie wieder zu uns trat, von dem theuern Witwer mit einem philanthropiſchen Vorwurf empfangen, weil ſie bei ihrer vortrefflichen Erziehung ſich zu einem ſolchen Misbrauche verleiten ließe:

eine ſo zärtliche Mutter, ſagte er, die bei ihrem ſo lebhaften Gefühle ohnehin Gefahr lieſe, ihrem Säuglinge etwas von ihrer Reizbarkeit durch ihre Milch mitzutheilen, ſollte ſeine Nerven durch jedes andere Mittel ſtärken, und ihn weder auf den Armen einſchläfern, noch in den Schlaf wiegen. Adele ſah mich fragend und betroffen an. Es iſt mir gewiß nicht eingefallen, antwortete ſie, daß ich ihm ſchaden könnte, wenn ich ihn heute einſchläferte, da er ſonſt immer einſchläft, ohne daß ich irgend etwas dazu thue. Ich fürchtete mehr Schlimmes von der Wirkung des heftigen Schreiens, als von einem einzelnen Verſtoß gegen eine Gewohnheit, über die ich eben noch nicht nachgedacht habe, die mir aber recht war, weil ſie weniger Zeit koſtet, und nicht ſo langweilig iſt, als eine andere. — Nun kam es zu einer ſehr gelehrten Erörterung über das Einſchläfern der Kinder, wobei uns der Menſchenbeglücker zu wiſſen that, er habe ſo ſtreng auf das Nichtwiegen und Nichteinſchläfern gehalten, daß er allen Bitten ſeiner „geliebten Entſchlafenen“ widerſtanden, und ſeinen Friedrich ſich immer in den Schlaf habe ſchreien laſſen, ungeachtet dieſes freilich, wegen eines Leibesſchadens, den das zarte Kind mit auf die Welt gebracht habe, in der That auch gefährlich geworden ſei; allein, ſchloß er, ich gewann dabei, daß des Kleinen Schlaf, wenn er endlich dazu kam, auch weit länger und feſter war, als er bei Kindern zu ſein pflegt, die an das Einſchläfern gewöhnt ſind.

O mein Herr, ſagte Adele ſchaudernd, indem ſie unwillkürlich den blaſſen Knaben an ſich zog und ſtreichelte, ich möchte es doch nicht wagen, Grundſätze ſo aus der Regel heraus anzuwenden! Der Mann, der das Einſchläfern nicht leiden konnte, wußte gewiß nicht, daß Ihr armes Kind einen Schaden hätte — armer Kleiner, wie betrübt Deine Mama ſein mochte!

Der Witwer ſah betreten aus und ſchien nicht recht zu wiſſen, ob bei der lieben Einfalt keine Bosheit wäre. Um ſeiner Verlegenheit ein Ende zu machen, ſagte ich: Man ſchreibt freilich allgemeine Regeln nicht für beſondere Fälle, dieſe muß das Urtheil des Leſers prüfen. Folgen Sie, liebe Adele, nur immer den Umſtänden wie ſie zeither thaten, aber durch Vernunft geleitet, nicht aus Weichheit. Iſt Charles morgen wohl und munter, wie ich nicht zweifle, und bezeigt Luſt, eingeſchläfert zu ſein, ſo laſſen Sie ihn in Gottes Namen ſchreien, bis er müde wird. Aber in jedem Falle, wo man Ruhe für das Kind braucht, um ihm den Grad von Geſundheit zu geben, der allein einen feſten Erziehungsplan erleichtert, ſchläfern ſie ihn getroſt in ihren Armen ein, und fürchten Sie ſich nicht, den Mann im Buche zu beleidigen. Jetzt aber kommen Sie mit uns, es iſt ſchon ſpät — —

Das war umſonſt; die kleine Frau hatte ſich aus wirklichem Bedürfniß nach Ruhe, und zum Theil auch aus Zerknirſchung, entſchloſſen, zu Hauſe zu bleiben. Nein, Mama! ſagte ſie; wie könnte ich froh ſein, da ich gewiß heute Abend noch geſcholten werde? — Sie zog den Überreſt ihres Blumenſtraußes, den ihr Kleiner ganz verwüſtet hatte, vom Buſen, ſetzte den Hut ab, und indem ſie liebkoſend meine Hände ergriff, ſprach ſie: Adieu, liebe Mama! Gehen Sie, und ſchelten Sie nicht mehr — wenigſtens nicht, bis Charles ganz, ganz geſund iſt. —

Da mir ohnehin gar wenig an dem ganzen Feſte lag, war ich gleich entſchloſſen, den Abend lieber bei ihr zuzubringen. Ich bat alſo meinen Begleiter, allein hinzugehen, und nachdem er meinem freundſchaftlichen Herzen erſt die gebührende Huldigung gezollt hatte, empfahl er ſich — wie er ſich aber nach ſeinem Jungen umſah, war dieſer feſt eingeſchlafen. Adele bezeigte den herzlichſten Wunſch, ihn bei ſich zu behalten; ich erbot mich, ihn zur rechten Zeit in ſeine Behauſung zu liefern, ich ſtellte dem Vater vor, da er nun nicht mehr aus Höflichkeit gegen uns Weiber verbunden ſein würde, früh aufzubrechen, ſo würde das ſpäte Wachen an dem lärmigen Orte dem Knaben gewiß nicht zuträglich ſein — da half aber nichts: Wie könnte ich ruhig ſein ohne ihn? ſagte der Vater; und warum ſoll ich ein Weſen, das beſtimmt iſt, noch manchmal ſeine Ruhe der Freude Anderer aufzuopfern, nicht lieber bei Zeiten zu einem kleinen Zwang gewöhnen? — Der arme Kleine mußte alſo aus dem Schlafe geſchüttelt werden, und er folgte mit der trübſeligſten Miene ſeinem weiſen Papa nach.

Das iſt ein abſcheulich böſer Menſch! rief Adele voll Eifer, als wir allein waren — der heuchelt ja noch über die Hartherzigkeit drein! Könnte man doch nur den unglücklichen Knaben aus ſeinen Händen retten! — Nicht doch, meine gute Adele, ſagte ich; da iſt keine Abſcheulichkeit und keine Heuchelei. Des Menſchen Herz iſt mit ſeinem Verſtande nicht gleichen Schritt gegangen, und nun will er jenem immer mit dieſem nachhelfen. Das macht freilich ein klägliches Flickwerk, wobei er aber gewiß ſo viel leidet als Andere; denn Selbſtgenügſamkeit iſt bei weitem noch nicht Bewußtſein; und ohne dieſes iſt das Leben nur ein ſchales Poſſenſpiel.

Ach ja wohl! rief das gute Weibchen mit dem reuigſten Tone — wenn Sie wüßten, wie ich mich heute über meine Übereilung gegrämt habe. Da dachte ich immer: Jetzt ſitzt mein guter Freund bei der Arbeit, und meint Wunder, wie ſorgſam ich war und wie heiter ich bin, und freut ſich, auf ſeinem Wege zum Feſte erſt ſeinen Kleinen ſchlafen zu ſehen — wie er erſchrecken wird!

Doch die liebe Seele irrte ſich. Der Mann war viel zu vernünftig: er kam ſpät; Anfangs ſchien er zwar etwas betroffen; ſowie er aber unterrichtet war, zeigte er nur die zärtlichſte Sorgfalt für ſeine Frau, und zuletzt freute er ſich wie ein Kind über das Weihnachten, daß wir den Abend, ſtatt ihn in jenem Saus und Braus hinzubringen, unter uns genießen ſollten. Es war auch ein wahres Feſt! munter wie ein Finke wachte Charles auf, nachdem er geſchlafen hatte wie ein Murmelthier; wie ihn der Vater auf den Armen hielt, kniete Adele mit einer komiſchen Nachäffung vor Beiden nieder, und bat um ihre Abſolution, die ihr der Vater von dem kleinen Geſchöpf ertheilen ließ, und nun war das Mütterchen ſo leichtherzig, als hätte der Papſt ſelbſt ſeine Hände ſegnend auf ihr Haupt gelegt. Der brave Mann nahm noch Gelegenheit, ihr über die Convulſionen der Kinder, und die Art, ſie zu behandeln, richtige Begriffe beizubringen, und er ſuchte ihr den Abſcheu vor dieſer

Erſcheinung liebreich auszureden. Aufſuchen, ſagte er, ſollſt Du den traurigen Anblick nicht; allein wenn er Dir aufſtößt, meine Adele, mußt Du dagegen, wie gegen jede Überraſchung, gewaffnet ſein. — —

Es ſind ein Paar herzlich gute Leute! — Und wie ich das Alles ergreife, und mir eigen mache, aus Liebe zu Dir, weil ich Mutter bin, und Du Mutter ſein wirſt. — — Gut biſt Du wie Adele, und liebenswürdig, und durch Deinen Gatten beglückt, wie ſie: darf ich mir alſo nicht die Seligkeit träumen, bald Zeuge Deiner Freuden zu ſein, und Dich auch durch meine Theilnahme glücklich zu machen, wie ſie!

Schone Dich, ſorge für Dich, damit der ſüße Traum erfüllt werde, und auch damit nebenher mein kleiner Schatz von Großmutterweisheit, den ich, wie Du ſiehſt, einzuſammeln befliſſen bin, zur Nutzanwendung gelange.

3.

Seit ich mich in dieſem Lande niederließ, bin in jetzt zum erſten Male wieder in die Stadt gekommen, und das blos, um Charlottens Haus kennen zu lernen. Die Frau hatte mich ſchon lebhaft intereſſirt, als ich ſie den kurzen Augenblick bei ihrer Schweſter ſah, und Alles, was mir dieſe von ihr ſagte, hatte mich vollends neugierig gemacht. Adele hat ihrer Mutter von ihrer Bildung faſt nichts zu danken, die arme Frau war lange krank, ehe ſie ſtarb, und ſchon damals war Adele der Pflege ihrer älteren Schweſter überlaſſen. Der Vater, ein Mann, der ſich faſt ausſchließlich mit ſeinem Handel beſchäftigte, ließ das Hausweſen ganz in Charlottens Händen, ſo daß ſie von ſehr früher Jugend an alle Thätigkeit unſers Geſchlechtes ausübte. Nach des Vaters Tode heirathete ſie aus eigener Wahl einen älteren, ſehr gelehrten und von vielen Seiten äußerſt ſchätzenswerthen Mann; theils ward ſie durch Enthuſiasmus bewogen, den ſeine Unglücksfälle in ihr erregten: er war durch die Undankbarkeit ſeiner nächſten Freunde, denen er ſeine ſchönſten Jahre gewidmet hatte, in ſehr gerechten Hoffnungen getäuſcht worden; theils nahm ſie dabei Rückſicht auf die Jugend ihrer Schweſter, denn ſie war ſelbſt nicht in dem Alter, daß beide zuſammen allein hätten leben können, ſondern ſie wären durch Familienverhältniſſe unter die Aufſicht einer fatalen Tante gekommen. Charlottens Verheirathung räumte dieſe unangenehme Nothwendigkeit aus dem Wege, und ſie konnte als Frau ihre jüngere Schweſter bei ſich behalten. Die Geſchichte ihrer beiden Ehen — denn ihr jetziger Gemahl iſt ihr zweiter; der erſte ſtarb, als Ausgewanderter, in der Fremde — werde ich Dir einſt mündlich erzählen. Sie iſt ſehr ernſt, enthält viel Irrthum und viel Vortreffliches, von Seiten aller dabei intereſſirten Theile; aber die dürre, todte Schrift reicht nicht hin, Dir ſie ſo warm, ſo lehrreich — als Beiſpiel oft, zuweilen als Warnung, ſo lehrreich darzuſtellen, wie ich gern möchte. Sie hatte vornemlich in Charlottens ſchönem Charakter ihren Grund, ſie gab aber auch dieſem Charakter — zwar keine Falte, entſtellte keinen Zug deſſelben, — gab ihm aber eine dunklere Miſchung. Einſt, wie mir Adele von jenen verworrenen Schickſalen ihrer Schweſter viel erzählt hatte, fragte ich ſie zuletzt: Und iſt Charlotte jetzt glücklich?

Sie iſt mehr als das, und iſt weniger. Ich glaube nicht, daß die grauſamſten Unfälle ihr Wohlwollen gegen die Menſchen, ihren Genuß am Guten tödten könnten; nicht einmal eine Art kindlicher Theilnahme an Anderer Glück, die gewiß für ſie ſelbſt erfreulich iſt, würden ſie ihr rauben können; aber Heiterkeit hat ſie nicht — ſie lebt wie ein Landmann, dem das Gewitter ſeine vorjährige Ernte verwüſtete; jedes trübe Wölkchen ſcheint ihm einen Sturm bringen zu können, er athmet ängſtlich, und betet ergeben die Natur an, die auch in der Verwüſtung wohlthätig iſt.

Poetin! — Freilich wird in das liebe Kinderherz keine heftige Leidenſchaft kommen; Sie haben Ihr lebhafteſtes Gefühl zu Ihrem Götzendienſte gemacht, und da haben Sie keinen Kampf zu beſtehen. — Aber ſagen Sie mir noch ein Wort von Ihrem jetzigen Schwager.

Nein, antwortete ſie, heiter lächelnd; von dem läßt ſich nichts ſagen, den ſollen Sie nur ſehen.

Ihr Mann ſcheint große Stücke auf ihn zu halten?

Mein Mann, und Alles was gut iſt, und Alles was glücklich iſt — Mein Charles ſtreckt ihm ja ſchon die Hände entgegen!

Was, liebe Emilie, was läßt ſich in der Folgezeit für ſo einen Charakter, wie Adelens ihrer iſt, erwarten — für einen Charakter, der ſo viel Gefühl, ſo viel

Unerfahrenheit, ſo viel Einfalt verbindet? In dem ruhigen Lebenswege, zu welchem ſie der Himmel beſtimmte, weiß ich mir keine Reife für dieſe ſchöne Blüte zu denken; ſie ſcheint mir in ewiger Jugend fortwandeln zu ſollen, wie die unſterblichen Götter. — Mögen ihr wenigſtens keine andern Proben bevorſtehen, als die unvermeidlichen Wechſel, welche die Natur allen ihren Kindern bereitet!

Als ich das erſte Mal meinen ungeduldigen Wunſch erfüllen und Adelen zu ihrer Schweſter begleiten konnte, welch eine frohe Bewillkommnung war das! So wie Adele den Fuß in das Haus geſetzt hatte, war ſie zum Kinde, zur Geſpielen von Charlottens Kindern geworden. Das älteſte, das Kind der erſten Ehe, ein Mädchen, die ſie Schweſter nennt, ſcheint ihr Liebling zu ſein; ſie hat ihre Herzensfreude an ihres Nichtchens Anlagen, und ſucht ſie, als die größte Ehre ihrer mütterlichen Schweſter, geltend zu machen. Wirklich gelingt ihr das leicht, denn das Mädchen verbindet viel kindliche Liebenswürdigkeit mit einer großen Reife von wahrhaft nützlicher Bildung. Zwiſchen ihr und den Kindern der zweiten Ehe ſind ein Paar geſtorben. Das älteſte von dieſen letzteren iſt ein kleiner Rubens'ſcher Amor, ein Junge, in dem ſich erſtaunlich viel Gutes entwickeln muß, oder der ſeinen Eltern einmal ſchrecklich zu ſchaffen machen wird.

Auf dieſen folgt mein Liebling — das Kind, von dem Charlotte ſagte, ſie habe ihm nie Geſundheit erringen können. Ein rührenderes Geſchöpf ſah ich nie. Es iſt ein Mädchen — ſie ſcheint auf der Weſenleiter gleichſam der Übergang von der Materie zu einer ganz geiſtigen Natur: eine ſchlanke, in die rundeſten Formen gegoſſene Geſtalt, zu zart, um nicht kindlich zu ſein, zu gebildet, zu ſeelenvoll zum Kinde; die reinſte Linie vom Kopfe zur Schulter, die ihn ſo aus der Bruſt emporhebt, daß man in dieſer ſchwebenden Haltung den Ausdruck der glücklichen Sinnlichkeit dieſes Alters vermißt; der zierliche Nacken, von dünnen, dunkeln, lockigen Haaren — umflattert, nicht bedeckt, denn mit jeder Bewegung verändern ſich die zarten Bildungen dieſer Locken. — Aber ihr Auge! Faſt ſchwarz, auffallend groß, die längſten Wimpern, die ich je ſah, gekrönt mit hohen, regelmäßigen ſchwarzen Brauen, und ein Blick, der ſo ernſt, ſo ſinnend iſt! Sie läßt ihn auf den Geſtalten um ſie her ruhen, als erweckten ſie ihr nur Ahnung einer andern Welt, der ſie mehr angehörte. Das Kind iſt faſt tonlos; ſie ſpricht kaum einmal außer um zu danken, und das thut ſie dann nicht als empfände ſie Freude, ſondern als wollte ſie nur welche geben. Ihr Gang iſt leiſe, ſchnell und ſchwebend; wenn ſie ſich ſtill hält, ſcheint ſie ein Marmorbild. Ihr geiſtartiges Weſen verbreitet aber auch eine Art Schauder um ſich her; Alles wird ſtiller, wo ſie iſt, ſelbſt ihr kleiner Wütherich von Bruder geräth in ihrer Nähe in einen ſanfteren Gang. — Ich kann kaum aufhören von dieſem Kinde — von dieſer Erſcheinung! Der Gedanke an ſie macht mir das Herz ſchwer, aber mehr noch voll als ſchwer; es ſcheint mir, als hätte er kein Ziel, keine Grenze als jenſeit des Grabes. Sie iſt im Grunde auch eines Jeden Liebling, aber auf Keines

Unkoſten; denn ſo lieben kann man kein menſchliches, zum Erdenleben beſtimmtes Geſchöpf.

Es iſt etwas Sonderbares um Charlottens Erziehung — oder vielmehr Nicht-Erziehung, denn ihr ganzes Trachten ſcheint darauf zu gehen, wie ſie die Kinder nur ſich ſelbſt überlaſſen könne — und wenigſtens legt ſie ſich dabei nicht mehr auf die faule Haut als Mütter, die ihre Aufſicht, ihre Sorgfalt, ihre Nothwendigkeit überall einmiſchen. Übrigens, wenn das Weſen ihrer Älteſten der Erfolg davon iſt, ſo hat ſie Recht; von ihrem Knaben bittet ſie mich, jetzt gar nicht zu urtheilen; es ſei die Zeit noch nicht dazu; das reiche Chaos ſei im Gähren, aber noch keine Schöpfung gebildet; da müſſe man die einzelnen Erſcheinungen einſtweilen nur hinnehmen, wie ſie eben kommen, bald ungeheuer, bald reizend.

Und ſo iſt es auch: in zwei kurzen Tagen ſah ich Beiſpiele beider Art. Charlotte hat den Grundſatz, Kindern kein Spielzeug zu geben, aber die Dinge ſo viel möglich unter ihrer Hand zum Spielzeuge werden zu laſſen. So hat ihr Edmund nie eine hölzerne Flinte gehabt, und doch iſt er, wie die meiſten Wildfänge ſeines Geſchlechtes, auf Alles, was er Gewehr nennen kann, äußerſt verſeſſen. Nun hat er ſich ſelbſt, unter Anweiſung und Beiſtand von Adelens Mann, Armbrüſte jeder Art, Schleuder, Wurfſpieß und Bogen verfertigt; aber der Anblick einer wirklichen Flinte, beſonders einer Soldatenflinte, ſcheint ihm ordentlich Ehrfurcht einzuflößen; er denkt ſich in den Augenblick, wo er ſie zum erſten Male tragen wird, Alles vereint, was ihn zum

Manne wird machen. Ziemlich einfältig, ich muß es geſtehen, ſagte ich ihm ein Mal bei einer ſolchen Veranlaſſung: Dann mußt Du aber in den Krieg. — Nimmt man bei Euch die Flinte nicht eher, als wenn man in den Krieg geht? fragte er verächtlich; ich freue mich darauf, eine Flinte zu haben, weil ich dann ein Mann bin. — Er ſprach das Wort ein Mann, womit er doch gewiß keinen hellen Begriff verband, mit einer wahren Salbung; ich wollte ihn in Verlegenheit ſetzen: Nun, was iſt aber das, ein Mann? — Er ſah mich und ſeine Mutter wechſelsweiſe etwas verdutzt an; endlich ſagte er, ungeduldig davonſpringend: Mein Vater iſt ein Mann, und unſre Soldaten ſind Männer. — Aber das war es nicht, was ich Dir vorzüglich erzählen wollte. Zum Grunde ihres Widerwillens gegen Spielzeug gibt Charlotte die Furcht an, die Kinder möchten, indem ſie mit lauter Nachahmungen der Wirklichkeit zu ihrer Beluſtigung umgingen, die Wirklichkeit ſelbſt nicht genug kennen lernen, nicht genug lernen, ſie zu ihrem Bedürfniſſe zu gebrauchen oder ſich nach ihr zu fügen. Auch ſagt ſie, die Einbildungskraft bleibe dabei zu unthätig; hingegen führe die Beſchäftigung mit wirklichen Gegenſtänden früh in das Leben ein, übe die Erfindungsgabe und reife den Verſtand. Bei dem älteſten Mädchen hat die Ausübung dieſer Grundſätze, in Vergleichung mit andern Kindern, allerdings ſehr vortheilhafte Wirkungen gehabt. Sie weiß eine Menge kleiner Arbeiten und Spielzeuge ſelbſt zu verfertigen, die ſonſt den Kindern von Baſen und Gevattern zugeſchleppt werden, und ihre müßigen Stunden bei weitem nicht ausfüllen. Edmund ſeinerſeits macht Häuſer, Gräben, Feſtungswerke; allein er bringt nichts zu Ende; der erſte Plan iſt noch nicht zur Hälfte ausgeführt, ſo geräth er ſchon auf einen zweiten, und ſobald er ein fertiges Spielzeug in die Hände bekommt, ſo hat er keinen Frieden, bis er nicht alle Beſtandtheile deſſelben zergliedert hat. Mit meiner geliebten, rührenden Blanche hat die Mutter indeſſen eine Ausnahme von ihrem Grundſatze gemacht: das Kind hat vielerlei Spielzeug, und während ſich Charlotte bei den Beluſtigungen der Andern ſo paſſiv als möglich verhält, geht ſie Blanchen ſehr viel zur Hand, ſucht ihr Spiele anzugeben, oder die ſie etwa treibt, mitzumachen. Ich bemerkte den Unterſchied gegen ſie, und indem ihr Auge, das faſt nie ohne Thränen auf dieſem Kinde ruht, jetzt noch trüber ward, gab ſie mir zur Antwort: Bei ihr iſt das Wichtigſte, ſie an das Leben zu heften; die Mittel gelten gleich. Überließe ich ſie ihrem Sinne, ſie hielte ſich an kein Spiel. Beobachten Sie nur, wie ſie es treibt: im Garten bei einem Blumenſtocke zu ſitzen, ihr blaſſes Geſichtchen an die kühlen, bethauten Stengel der Hyazinthen zu ſchmiegen, den fallenden Tropfen am Brunnenbecken zuzuſehen, ihr kleines Morgenbrot langſam unter das Geflügel zu ſtreuen — das ſind ihre fantaſtiſchen Spiele. Es muß mir erſt gelungen ſein, ſie kindiſch zu machen, ehe ich hoffen darf, ſie leben zu ſehen

Da hatte ihr nun die Tante einen kleinen blechernen Brunnen mitgebracht, und des Kindes Freude beſtand darin, mit dem Waſſer, das aus demſelben floß, einen Roſenſtrauß zu näſſen, und die perlenden Tropfen an den Blumen im Sonnenglanze ſpielen zu ſehen. Edmund ſtand dabei, und mit jedem Augenblicke wuchs ſeine Begierde, die Mechanik der wunderbaren Pumpe zu unterſuchen. Er bat und flehte, er zitterte vor Ungeduld; ſtumm, und, wenn ihr Geſicht eines grellen Ausdrucks fähig wäre, faſt eigenſinnig, wies ſie ihn zurück und fuhr in ihrer Beſchäftigung fort. Charlotte redete dem Knaben zu, und wie er ſich nicht abbringen ließ, befahl ſie ihm ſtreng, wegzugehen. So gewöhnt er auch iſt, zu gehorchen, ſo übermannte ihn doch die Leidenſchaft; er riß Blanchen ihre Roſen aus der Hand, und zertrat ſie mit den Füßen. Die Kleine fuhr über ſeine Heftigkeit zuſammen, ihr blaſſer Mund, den bei ihrem Blumenſpiel ein ſanftes Lächeln umſchwebt hatte, zitterte — ſie reichte ihrem Bruder den Brunnen hin, und ſetzte ſich matt nieder, den Blick traurig auf die zertretenen Blumen geheftet.

Der Knabe ſtand wie eingewurzelt; furchtſam ſuchte er die Augen ſeiner Mutter, die ſich zwang, einen Anſchein von gleichgültigem Ernſt zu behalten, während ſie, wie ich wohl ſah, bei der gewaltthätigen Handlung des kleinen Böſewichts ihr ganzes Weſen erſchüttert gefühlt hatte. Jetzt fing es an, auf ſeinem Geſichte zu arbeiten; er ward roth und blaß, ſeine großen feurigen Augen füllten ſich mit Thränen — ſie floſſen über; er flog plötzlich zur Thüre hinaus, und ich ſah ihn vor dem niedrigen Fenſter einige Blumenſträuche, die er vorher mehrmals in meiner Gegenwart eifrig gepflegt hatte, mit Stumpf und Stiel ausreißen. Nun trat er ſtill wieder in das Zimmer, reichte der Schweſter mit weggewandtem Geſichte ſeine Blumen hin, und da ſie unbeweglich ſitzen blieb, legte er ſie mit einem ſchmerzlichen Ausruf: Bitte, meine Blanche! vor ihre Füße. Hierauf ſtürzte er ſich in die willigen Arme der Mutter, die ſanft weinend ihn ſtreichelte, ſeine Haare von der Stirne ſtrich, und ohne zu ſprechen ihn küßte. Seine heftige Bewegung legte ſich allmälig, er ſagte nichts; wie er aber bald nachher ſah, daß Blanche die Blumen von der Erde aufhob, ging er langſam zur Thüre hinaus, und es währte nicht lange, ſo war er unter dem Fenſter, mit Spaten und Hacke, bei den Trümmern ſeiner ausgeriſſenen Pflanzung beſchäftigt.

Mir war der Wechſel von Bosheit zu Güte an dem Kleinen ſehr auffallend. Ich fragte die Mutter, ob ſie, die ich nie den Knaben liebkoſen geſehen hätte, dieſes jetzt ſeine Strafe ſein ließe? — Strafen kann ich nicht, antwortete ſie, wo die That ſelbſt ſo bitter ſtraft. Was mir zukommt, um ſein Herz zu retten, iſt, ihm den Genuß und den Lohn der Güte dann am fühlbarſten zu machen, wenn Härte und Ungeſtüm ihn zur Ungerechtigkeit verleitet haben. Auch war der Augenblick, wo ihn ſeine Empfindung in meine Arme trieb, gerade der nämliche, wo er ſein Unrecht durch ein Opfer wieder gutgemacht hatte; denn ſeine Blumen waren ihm ſehr lieb.

Wenn er aber ein ähnliches Unrecht in der Welt begehen wird, ſo büßt ſeine Reue es nicht ab; er muß Strafe leiden —

Seine Reue nicht, aber ſeine Vergütung, ſeine Wiedererſtattung.

Und dann kann der Begriff in ihm entſtehen, daß Wiedererſtattung alles Unrecht tilge.

Dazu müßte ich vernachläſſigen, ihm einen Begriff ſeiner eigenen Würde zu geben. Er war zerriſſen, aber nicht erniedrigt, als er mir in die Arme ſtürzte; in ſeinem Gefühle lag der Begriff ſchon vorbereitet — hätte ich ihn von mir geſtoßen, ſo lief ich Gefahr, jenes zu erbittern und dieſen im Keime zu erſticken. Er hatte das Geſetz, das ihn ſtrafte, nicht verkannt, er hatte es geehrt; zwiſchen ihm und mir konnte nur Liebe ſein, deren das Unglück, Böſes gethan zu haben, ihn bedürftig machte. — Seinem Vater, ſo ſanft und gut er iſt, wäre er vielleicht nicht in die Arme geſtürzt.

Was meinſt Du, Emilie? die Art mag ſo übel nicht ſein, obgleich ſie mir etwas idealiſch vorkömmt; aber zu der ſonderbaren Wirklichkeit dieſer Menſchen paßt ſie freilich. Da iſt nun der Mann, der ſonſt in Paris gelebt hat, wie man wol ſonſt in Paris lebte, wenn man bei einigem Vermögen von Geſchäften nicht gedrückt wurde — jetzt unterwirft er ſeinen leichten Sinn, ſeinen Hang zu freier Beſchäftigung, den veränderten Umſtänden, den Pflichten, die er gegen Charlotten übernommen hat, bequemt ſich heiter und willig, und mit eben dem leichten Sinne, der vorher nur ſeiner Lage anzugehören ſchien, zu den trockenſten Arbeiten, ernährt Weib und Kinder einzig von dem Ertrag ſeines Fleißes; denn wenn er auch mehre öffentliche Ämter bekleidet hat, ſo hat ihr Einkommen ihm für die Zeit, die ſie ihn koſteten, bei weitem nie Erſatz ſein können. Jetzt iſt er Maire in dieſer ziemlich anſehnlichen Stadt; alle Fremde von Geiſt und Geſchmack, die ſie bei den gegenwärtigen Umſtanden noch beſuchen, drängen ſich zu ihm; aber ſein ganzes Haus hat eine Einfachheit, die ohne ein anſtändiges Anſehen, das Charlotte überall zu verbreiten weiß, an Ärmlichkeit grenzen würde. Dabei fehlt es in der Familie nicht an Feſten, die denn wirklich in der Feſtlichkeit, nicht im Aufwande beſtehen. — So wandert zum Beiſpiel das ganze Haus, nach emſiger Arbeit, in einen abgelegenen Pachthof, oder in ein ſchattiges Winkelchen, wo man von Niemandem geſtört wird, und dort macht man ſich bei einer Schale Milch ſo ausgelaſſen luſtig, daß beſonders dem Vater das Pariſer Kind, im Luxus erzogen und an alle künſtliche Zeitvertreibe der Hauptſtadt gewöhnt, nie anzuſehen wäre. — Bei einer ſolchen Gelegenheit ſagte er neulich zu ſeiner Frau: Wie würde es wol werden, wenn wir einmal wieder reich würden? woran erſparten wir dann zu unſern Freuden?

4

Mein Beſuch bei den guten Menſchen in ... hatte mir den angenehmſten Eindruck von ihrer Ruhe und Heiterkeit zurückgelaſſen, und ihr Andenken hatte mich ſeitdem immer ſo froh beſchäftigt, daß ich nicht einmal ſehr erſchrak, als mir Adele vor ein Paar Tagen ſagte, daß Blanche krank ſei. Ich wußte, daß der gute Engel ſchon ſo manchen Anfall überſtanden hatte; ich dachte mir auch jetzt ſie wol leidend, aber nicht gefährlich. Um ſo mehr fühlte ich mich ergriffen, als Adele vorgeſtern weinend zu mir hereintrat, um mich zu bitten, daß ich zu Charlotten eilen und ihr treue Nachricht von daher zurückbringen möchte; denn Blanche ſei allem Anſchein nach ihrem Ende nahe. — Ich weiß wohl, fuhr ſie fort, daß meine Schweſter keines Troſtes bedarf; ſie erlaubt ſich nicht einmal, Schmerz zu äußern; wenigſtens aber braucht mein armer Schwager Jemanden, der mit ihm weine, gegen den ſein Gefühl ſich ergieße, das er um Charlottens willen, und vollends bei den Umſtänden, in denen ſie ſich befindet, bezwingen muß — o er weiß noch nicht aus eigner Erfahrung, wie es iſt, wenn der Tod unſre Freuden ſtört! Und die beiden Kleinen — ihr Alter erträgt der Mutter harte Faſſung nicht — ich ſah ſie ſo thränenlos an ihrer Kinder Sarge! Gehen Sie hin, weil ich es nicht ſoll — und gewiß iſt meine Angſt doch wenigſtens eben ſo ſchädlich, als der Schmerz bei dem Anblicke ſein würde.

Der Meinung war ich nicht; aber um ſo weniger zögerte ich, Adelens Bitte zu erfüllen. Zudem trieb es mich auch für meine eigne Rechnung, und ich machte mich geſtern in aller Frühe auf den Weg. Die Sorge, wie ich Charlotten finden würde, hatte mich während der ganzen Überfahrt beſchäftigt; ich war ganz erſtaunt, als eine gute Alte (die einzige Magd, die im Hauſe iſt), die ich in Thränen zerfließend am Feuerheerde fand, mir ſagte, daß ihre Frau den Kindern Lection gebe. Wirklich ſaß Charlotte mit ihrer älteſten Tochter vor einem Tiſche, auf welchem Papiere und Bücher lagen; das Mädchen ſchien, ſtill weinend, auf ihre Mutter zu horchen; in einer Ecke ſaß Edmund, der ſeinen Kopf ſchluchzend in ſeinem Schoße verbarg.

Die ſanfte Gruppe beruhigte mich; ſo viel wehmüthigen Ernſt auch Charlottens Geſicht ausdrückte, ſo hoffte ich jetzt doch, die Nachricht von Blanchens Zuſtande ſei übertrieben geweſen. Bei meinem Eintritte ſchwieg die Mutter; nach ein Paar Augenblicken ſagte ſie zu Edmund, indem ſie ihn aufrichtete: Geh jetzt an Dein Spiel, vergiß nicht, was ich Dir ſagte — und Du, meine Gute, fügte ſie hinzu, ſetz' Dich neben Blanchen, und rufe mich, wenn ſie erwacht. — Die Kinder gingen traurig, jedes ſeinen Weg, indeß ihre Mutter mich freundlich begrüßte.

Soll ich hoffen, fragte ich nun, und blickte ihr in die Augen, daß dieſe ſtille Beſchäftigung ein gutes Zeichen für unſre holde Kleine iſt?

Wenigſtens ſehe ich kein Leiden weiter für ſie voraus. Sie war immer ein Engel; ihr endlicher Übergang zu ihren echten Geſpielen wird uns faſt unmerklich ſein.

Ich blieb betroffen ſtehen: Und dabei zwingen Sie ſich zu einem ſo ruhigen Geſchäft?

Es erhält mir die Faſſung, deren ich bedarf, und gibt mir Anlaß, meinen Kindern bei dieſer heiligen Gelegenheit richtige Begriffe beizubringen.

Aber die Kleinen ſchienen doch ſehr gerühret —

Sie lächelte: Wir waren durch unſere Lection ſelbſt etwas weit von unſerer Lection abgekommen.

Ich nahm eins von den Büchern zur Hand: es war ein Wörterbuch; ein anderes war eine Grammatik. —

Nein, ſagte Charlotte, dieſe ſind für mich, zur Belehrung der Lehrerin. Ich dictire der Kleinen, und kann ſelbſt nicht recht ſchreiben. Aber dies hier war unſer heutiges Thema —

Sie zeigte mir, ich weiß nicht genau welche neuere Schrift, die, nach dem Titel zu urtheilen, von der letzten Greuelzeit in ihrem Vaterlande handelte. Wie? ſagte ich; iſt das Ihres Mädchens Lecture?

Wenn ſie wollte — warum nicht? Sie hat aber das Buch nicht gefodert; ich ließ ſie nur ein Paar einzelne Stellen daraus leſen. Seit Blanche, mir ſo ſichtbar — ihrer Verwandlung entgegengeht — (man konnte merken, daß ſie den Ausdruck ſuchte, der ihr das Bild des Todes am meiſten entfernte) — habe ich oft mit meinem Herzen zu kämpfen: es iſt die ſchwerſte Probe der Ergebung für einer Mutter Herz, die Zerſtörung ihres Lieblings zu erſehnen! Da nahm ich dieſen Zeitpunkt, um meine Tochter mit der neueren Geſchichte ihres Vaterlandes, ſo unvollkommen ſie iſt, und ſo unvollkommen beſonders ein Weib ſie darſtellen kann, bekannt zu machen. Es war mir, als thäte ich mir ſelbſt wohl damit; ich bin noch kindiſch genug, um durch die wechſelnden lebhaften Gefühle, die ſo viel Größe und ſo viel Elend bei mir erregen, gegen perſönliche Leiden geſtärkt zu werden, und meinen eignen Schmerz, als allgemeines Loos, mit leichterem Herzen zu tragen. Heute erzählte ich meiner Julie vom Tode des ehrwürdigen Malesherbes und ſeiner Familie, wie die Tyrannei an einem und demſelben Tage drei Generationen im Grabe vereinte. Die Kleine ward ſehr gerührt, das Bild ihres verehrten Vaters miſchte ſich in ihre Ideen, und von ihrer Empfindung überwältigt, rief ſie: Das muß leichter ſein als allein ſterben — Edmund, der neben uns ſpielte, hatte aufgehorcht; er ſchlich ſich zu mir: theils um den Schmerz der Kleinen zu beſänftigen, theils weil mir die Veranlaſſung willkommen war, ſagte ich ihr eine ganze Weile ſo Manches aus meinem Herzen her, von der kurzen Dauer des Leidens im menſchlichen Leben, von den Ahnungen, die unſre Leiden wie unſre Freuden an ein ſchöneres Daſein knüpften; ich ſprach von ihrem Vater, als vereint mit ihren vorangegangenen Geſchwiſtern, und von Blanchens naher Aufnahme in ihren Kreis — Sie begreifen nun den ganzen Hergang der Familienſcene, bei welcher Sie hinzukamen. —

Aber, meine gute Freundin, iſt dieſes Alles nicht zu ernſt für Kinder? Ihr älteſtes Mädchen iſt ſo weich! der Knabe ſo glücklich!

Wohl! darum ſuche ich jene feſt und dieſen ernſt zu machen. So baue ich dem Egoismus am beſten vor, der bei Julie mit allzuſorgſam verſchonter, allzuungebildet gelaſſener Empfindſamkeit, bei ihrem Bruder mit allzuununterbrochener Luſtigkeit, allzufrei gebliebenem Leichtſinn verbunden, dieſen zu einem gefühlloſen Bonvivant, jene zu einer unnützen Träumerin machen würde. — Und merken Sie wohl, daß ich da, gegen alle Wahrſcheinlichkeiten, noch den günſtigſten Fall ſetze, wo keine widrigen Schickſale den ſchlecht vorbereiteten Stoff von Grund aus verderben könnten. Muß ich aber nicht bei meinen Kindern vor Augen haben, daß ſie nicht beſtimmt ſind, auf Roſen zu wandeln, ſondern Dornen und Diſteln auf ihrem Wege auszuräumen, oder herzhaft niederzutreten? Ich verſchleiere ihnen alſo keine der bittern Empfindungen, die ihnen bevorſtehen — und wenn die Bilder, die Gedanken, die Gefühle, die dieſe Vorſtellungen in ihnen erwecken, in ihr jetziges Glück gemiſcht, einen Theil deſſelben mit ausmachen, ihrer Kindlichkeit mit angehören, könnte das nicht vielleicht für ſie das allgemeine Loos mildern, ihnen die traurige Scheidewand mehr verbergen, die ſich einſt hinter der Jugend goldenen Tagen erheben wird? Nein, liebe Freundin, nein! die Blüte ihres Lebens ſteht nur ſchöner darum, daß eine Leiche jetzt für meine Tochter, als Überreſt eines Menſchen, der andern Menſchen werth war, ein Gegenſtand der Achtung, ein geheimer Aufruf zur Ehrbarkeit iſt, daß ich ſie einſt in einem Zimmer, wo nur ein Todter lag, und ſie ſich allein glaubte, bei der häuslichen Beſchäftigung, die ſie dahin gerufen hatte, ſo ſittſam, ſo züchtig in ihrem Anſtand ſah, als hätte ein ganzer Kreis von geehrten Lebenden ſie umgeben — und als entſeelte Maſſe, die nun von anderer Materie nicht unterſchieden war, ward ein Leichnam im anatomiſchen Saale, als ihr Vater ſie dort in eine Lehrſtunde führte, mit bloßer Neugierde von ihr betrachtet.

Gegen das Letzte beſonders hätte ich noch Vieles einzuwenden gehabt. Ich konnte mir indeſſen ungefähr denken, was ſie dafür zu ſagen haben würde, und da ich nicht Luſt gehabt hätte, nachzugeben, wenn ich auch nichts mehr zu erwiedern gewußt hätte, ſo ergriff ich die klügſte Partie, und ließ es hingehen. Dafür ſetzte ich ihr aber von einer andern Seite zu: Einen Widerſpruch finde ich doch in Ihrer Erziehung, den Sie mir erklären müſſen. Als ich Sie fragte, wie Sie es bei Ihrer Tochter mit dem Tanzen, Zeichnen und andern Stücken des gewöhnlichen weiblichen Unterrichts in den gebildeteren Claſſen gehalten hätten, da ſagten Sie mir, für die einfache Beſtimmung der lieben Julie, einſt ihr Brot durch Arbeit zu verdienen, oder als ſchlichte Hausmutter in allen Werkeltagsgeſchäften zu ſtecken, ſei dieſer Unterricht ſehr zwecklos, wo nicht gar zweckwidrig; es würde, ſagten Sie mir, um die weibliche Grazie, der zu Ehren man ein Mädchen zu allen dieſen Dingen anweiſt, viel ſchlimmer ausſehen, als dadurch wieder gut zu machen wäre, wenn ſie gleichſam erſt aus ſolchen erlernten Künſten hervorgehen müßte, oder deren nicht entbehren könnte. — Und wenn dieſer Grundſatz auch weniger richtig wäre, als er es iſt, an Ihrer Julie iſt er doch vollkommen bewährt. Allein paſſen die Lehren, die Sie ihr da geben, denn beſſer zu ihrer Beſtimmung? Wird eine ſolche gründliche Verfeinerung der Begriffe beſſer mit einer blos arbeitſamen, vielleicht gar dienſtbaren Lebensart beſtehen?

Ich hoffe, der Widerſpruch liegt blos im Schein. Ich vermeide bei ihrer Erziehung gern, was eine bequemere Lage erfodert, um von Nutzen zu ſein, oder was beſtändige Übung brauchte, um nicht verloren zu gehen, und wozu ſie allenfalls auch nicht verdorben wäre, wenn ihre Lage es einmal mit ſich brächte, oder endlich, was der Bewunderung Anderer nicht entbehren könnte, um einigen Werth zu haben. Indem ich ſie aber, nach meinem Vermögen, etwas Geſchichte, etwas Geographie lehre, indem ich ihr beſonders die Gelegenheiten verſchaffe, mechaniſche Gewerbe zu beobachten, bereite ich ihr einen Vorrath von Kenntniſſen und Vorſtellungen, der ſie von Nichts zerſtreuen, und bei Allem beſchäftigen, der ſie in jedem Stande vor Erniedrigung ſchützen und ihr die Würde jedes Standes fühlbar machen wird. Wenn ein Mädchen ihre römiſche Geſchichte lernt, indeß ſie Kaſtanien ſchält, oder die geographiſche Lehrſtunde ausſetzt, um ihrer Geſchwiſter Hemdchen zu waſchen, ſo ſteht ſie nicht in Gefahr, dieſe Geſchäfte für demüthigend und ihr Loos für hart zu halten. Von einem Gelehrten möchte ich ſie freilich nicht unterrichten laſſen; das würde ein getrenntes Ganzes in ihrem Kopfe machen und gegen das alltägliche Leben anſtoßen. Allein ich, ich ſelbſt ſehr unwiſſendes Weib — (das iſt freilich nicht wahr, Emilie; aber ſie lügt es doch nicht) — vermiſche, was ich ſie lehre, mit der gemeinen Wirklichkeit, gerade wie es in meinem eigenen Kopfe iſt. Cincinnatus wird beim Rübenkorbe erwähnt, Portia neben dem zum Bügeln bereiteten Topfe voll Kohlen, und die Rüben bleiben um des Cincinnatus willen nicht ungeſchält, und Portia wird nicht Schuld, daß das Bügeleiſen erkaltet. Überhaupt wünſchte ich, zur Erhaltung, zur Bildung der Weiblichkeit, daß der wiſſenſchaftliche Unterricht der Töchter in jedem Stande immer den Müttern obläge. Die Pedanterei würde dann vermieden, und es würde ſo manchen Verkehrtheiten vorgebaut, die keinen andern Grund haben, als eine Art der Cultur, nach welcher die geſellſchaftliche und die häusliche Beſtimmung zuſammen in unverſöhnlichen Streit gerathen. Erlaubte die Lage der Mutter wenig Unterricht, ſo wäre die Tochter vor einer Erziehung über die Verhältniſſe geſchützt; hat die Mutter Kenntniſſe, und Zeit, ſie mitzutheilen, ſo ſind ihre Lehren die ſchicklichſten, zweckmäßigſten für das Kind. — Und welch ein ſüßes Band zwiſchen Beiden! Wenn ich oft, von Arbeit ſchon ermüdet, an meine kleine Lehrſtunde ging, ſo erholte ich mich, indem ich die Theilnahme, den Eifer, ja ſelbſt die Einfalt dieſer Kinderſeele beobachtete. Und iſt es nicht natürlich, wenn ich ihr meine Art, die Dinge anzuſehen, alſo vor Augen bringe, wenn ich in ihrer Gegenwart ſo manche meiner Gefühle gleichſam laut wieder fühle, wenn ſie mich ſo oft lernen ſieht, indem ich lehre, wenn ſie meine Rührung ſo oft wahrnimmt und zu theilen anfängt, ehe ſie mich noch verſteht, iſt es da nicht natürlich, daß eine Gemeinſchaft der Empfindungen entſteht, die allein den Unterſchied des Alters einigermaßen ausgleicht, und das vertraute Verhältniß hervorbringt, das die Mütter ſo oft auf ein unzuſammenhängendes Gemiſch von Empfindſamkeit und Autorität gründen wollen? — —

Emilie, Du biſt gut und glücklich, verzeiheſt mir alſo gern, daß ich jetzt erſt lerne, was ich bei Deiner Erziehung ſchon hätte wiſſen mögen; aber danke mir, daß ich Dich hier lehre, was Du bald als Mutter zu Deinem Beſten, zum Beſten Deiner Kinder anwenden kannſt. Zu lieben kann ich wenigſtens von Charlotten nicht lernen; denn Liebe für mein theures Kind iſt es, was mich ſo offen, ſo freimüthig macht, Allem, was dieſe gute Mutter treibt, nachzufragen, an Allem Theil zu nehmen, alles Nützliche von ihr zu lernen — —

* * *

O meine Emilie — lehre mich nie, und lerne Du nie, was dieſer unglücklichen Mutter Beiſpiel mir jetzt darſtellte — nie ihre Ergebung am Todbette des holdeſten Kindes!

Man hatte mich abgerufen. Ich eilte über die Straße — ich fand Charlotten neben Blanchens erkaltetem Leichnam. Scenen des Genuſſes, die mir unter dieſen Menſchen aufſtießen, konnte ich Dir ſchildern; zu dieſen ſanften Bildern lieh Deine Einbildungskraft Dir Farben, daß Du Dir meine Erzählung vergegenwärtigen konnteſt — das Bild einer liebenden Mutter neben ihrem entſchlafenen Lieblinge verwirft jede Darſtellung; es hat mein Herz zerriſſen, mein Gemüth vergiftet — es ruft mich auf, meine Abreiſe zu beſchleunigen, um in Deinen Armen zu fühlen, in Deinen Augen zu leſen, daß die Welt noch keine Wüſte für mich iſt.

5.

Emiliens Mutter an Charlotten.

So zwiſchen Freude und Schmerz getheilt, wie beim Abſchiede von Ihnen, würdige, theure Frau, und von Euch Allen, Ihr guten, wohlthätigen Menſchen, fühlte ich mich noch nie, obgleich gemiſchte Empfindungen ſo oft unſer Loos ſind, und indem ſie uns der Entſchloſſenheit im Handeln berauben, ſo oft unſer Unglück machen. Diesmal war mir nun mein Weg zu genau vorgeſchrieben; ich mußte und wollte zu meiner Emilie, ich fing an, ihr nothwendig zu werden, und brachte — gedankt ſei es Eurer milden Sonne, und Euern Herzen, welche Leben und Seelen Erquickung mittheilen, wie jene der Natur Kraft und Fülle verleiht — brachte Stärke, ihr nützlich zu ſein, zurück. Aber Euch verlaſſen! Sie ſo zu verlaſſen! — Ach, meine Freundin, verzeihen Sie, daß mir die Bewunderung Ihrer Tugend nicht hinreicht, um mich über Ihren Verluſt zu faſſen. — Aber ich will ſchweigen, ich will Sie nicht in die für mich demüthigende Nothwendigkeit ſetzen, mich noch ſchriftlich zu tröſten, da Sie ſchon mit Ihren ſanften Worten die Thränen zu trocknen bemüht waren, die ich um Sie weinte.

Wie ſoll ich Ihnen danken? Sie thaten mehr an mir, als Sie wiſſen; Ihr Alle, aber Sie beſonders, meine weiſe Charlotte — Ja *weiſe*; ich ſchäme mich nicht, anzuerkennen, daß Sie mich alte Frau belehrt haben — zu ſpät für meiner Tochter unmittelbares Wohl, doch aber nicht für das Wohl *ihrer* Kinder.

Nachmachen läßt ſich keine Erziehung, das weiß ich; fürchten Sie dieſe Thorheit nicht von mir. Aber glückliche Folgen darf ich mir davon verſprechen, daß ich einſt Ihre einfachen Grundſätze auf die Lage anwende, in welcher Emiliens Kinder aufwachſen werden. Schon haben wir viel darüber geſchwatzt, und faſt jedes unſerer Geſpräche iſt eine Feier Ihres Andenkens — Emilie zwar iſt zu verſchämt, zu ängſtlich froh bei der nahen Ausſicht, Mutter zu werden, um viel mitzuſprechen; aber ihr Mann geht in Alles, was ich ihm von Ihnen ſage, von Ihren geliebten Kindern, von Allem, was Sie umgibt, mit einer Theilnahme ein, die mir ihn noch werther macht — Ja, täglich wird er mir werther! Mir iſt es oft, als würde er mit der Zeit etwas Ähnliches von Ihrem Manne in ſeinem Charakter haben: ſo einfach, feſt, immer nach dem Beſten ſtrebend — aber ſo ſanft und ſich aufopfernd iſt er nicht; das Schickſal hat ihn in keine Lage verſetzt, wo man von ſo hohem Intereſſe umgeben iſt, daß man ſich willig vergißt.

Liebe Charlotte, ich wollte es Ihnen oft geſtehen, und ich hatte das Herz nicht — jetzt, ſchriftlich, wird es mir leichter: ich verdiene eigentlich nicht, eine ſo glückliche Mutter zu ſein, ein ſo glückliches Kind zu haben; beſonders das Glück ihrer Ehe verdiene ich nicht. Wenn ich Ihnen davon erzählen wollte, hörte ich immer lieber Sie ſprechen, ſah lieber Ihrem Thun zu. — Heute bringt mich ein geringfügiger Auftritt zwiſchen meinen Kindern, von dem ich eben Zeuge war, ganz beſonders auf dieſen Gegenſtand, indem er mir zum neuen Beweiſe gedient hat, daß man oft ſehr ſpät auf die Entdeckung kommt, bei dem beſten Willen die verkehrteſten Mittel zu ſeinem Zwecke angewendet zu haben.

Emiliens Mann war abweſend, und er hatte ihr den Auftrag gegeben, ihm einen gewiſſen Brief, der unterdeſſen ankommen würde, nachzuſchicken. Es kamen Briefe, ein großer Pack; Emilie ſuchte den bezeichneten nach der Adreſſe zu unterſcheiden; da dieſes nicht gelang, ſo brach ſie drei Briefe auf, beſah die Unterſchriften, und nachdem ſie den erwarteten gefunden hatte, ſchickte ſie ihn, ohne einen Blick auf den Inhalt zu werfen, eingeſiegelt an ihren Mann ab. Ich bezeigte ihr meine Freude über das Zutrauen ihres lieben S., und ermahnte ſie von ganzem Herzen, es nie gegen ihn an gleichem Zutrauen fehlen zu laſſen. Sie antwortete mir mit heiterm Scherz über ihre Unſchuld an allen dieſen Briefen, die ihretwegen eine ganze Verſchwörung enthalten könnten, da ſie von den erbrochenen eben ſo wenig wüßte, als von den verſiegelt gebliebenen. Hierauf las ſie einen, der an ſie gerichtet war und ſie ſehr zu intereſſiren ſchien; ſie ward roth und nachdenkend dabei, nahm die Papiere zuſammen, und trug ſie fort. Ich rechnete darauf, ſie würde mir von dem letzten Briefe etwas ſagen. Wie ſie aber nach einer Viertelſtunde zurückkam, und, noch immer zerſtreut, dennoch nichts ſagte, forſchte ich freundlich, ob ſie Kummer von dem Briefe hätte. Mittelbar wol, antwortete ſie, aber ich hoffe mir bald zu helfen. —

Hier muß ich Ihnen nun ſagen, daß ich von dem Vertrauen, welches Kinder ihren Eltern ſchuldig ſind, ſehr lange ſo ausgedehnte Begriffe gehabt habe, daß dieſe unbefriedigende Antwort — wiewol meine Grundſätze nicht mehr dieſelben ſind — mich doch unbehaglich machte. Ich ſprach kein Wort mehr über Emiliens Traurigkeit und deren Veranlaſſung. Nach einigen Stunden kam S. nach Hauſe. Er dankte ſeiner Frau für die gute Ausrichtung ſeines Auftrages — Aber mein alter College, ſetzte er lachend hinzu, hatte den Zuſammenhang mit den Briefen bemerkt, und er nahm mich auf die Seite, um mich recht redlich zu warnen, ich möchte mich doch nie von meiner Frau ſo weit beherrſchen laſſen, daß ich ihr Amtsgeheimniſſe anvertraute. Ich erzählte ihm, wie wir es hielten, wenn ich verreiſt oder ſonſt außer dem Hauſe wäre; allein ich konnte ihm keinen rechten Glauben an eure Discretion beibringen. Nun ja, ſagte er endlich, die junge Frau Liebſte kann ſchon immer eine ſehr brave Dame ſein; denn das iſt wahr, meine werthe alte Freundin — (hier machte mein Herr Schwiegerſohn eine komiſche Verbeugung gegen mich, die der gute College damit gemeint hatte) — hat ſie von Kindesbeinen an zum Gehorſam und zur Ehrerbietung angehalten, und eine gute Tochter wird eine pflichtmäßige Frau. Aber ſein Sie dennoch auf Ihrer Hut, junger Mann; einmal nachgegeben, heißt auf immer verloren. Das wußten alle weiſe Völker und ſtellten es in ihren Geſchichten vor. — Ich wollte das wohlgemeinte Geſpräch abbrechen, aber der liebe Alte hielt mich beim Knopfloche feſt; er hatte mir bereits eine lateiniſche Floskel von dem Hercules und der Omphale hergeſagt, und ich merkte, daß er auch noch den Simſon und die Delila aus dem Buche der Richter en réserve hatte, als mich zu allem Glücke der Miniſter rufen ließ.

Emilie hatte ſich ſeit ihres Mannes Eintritte wieder erheitert, und ſie hörte dieſes Geſchichtchen mit ſo luſtiger Theilnahme an, als ob ſie nichts auf dem Herzen gehabt hätte. So wie er ſich aber entfernt hatte, um auf ſein Zimmer zu gehen, blieb ſie wieder ſtill. Nach einer Weile kam er zurück, und hielt einen Brief in der Hand. — Emilie, ſagte er, frag' doch die alte Frau Collegin, ob ſie ihre Briefe auch ſo herumliegen läßt.

Meine Tochter griff erröthend und lebhaft nach dem Papiere: Du haſt doch nicht geleſen? — Welche Frage! antwortete S., die Aufſchrift fiel mir gleich in die Augen. — Indem er ihr die Stirne küßte, ſetzte er, nicht ohne einigen Ernſt, hinzu: Was es aber auch ſei, liebe Freundin, Deine Geheimniſſe berühre ich nicht; doch Deinen Kummer würde ich nicht ertragen. — Sie gab ihm eine innig zärtliche Antwort, und er verließ uns.

Emilie, fragte ich nun, Du haſt auch für Deinen Mann Geheimniſſe? — Die mich beträfen, nicht, aber mir anvertraute wol; es war ein ſehr alberner Streich, daß ich den Brief bei den übrigen liegen ließ; denn er hätte ihn aus Verſehen eben auch leſen können.

Wir geriethen hierauf in ein langes Geſpräch über dieſe Art zu verfahren, die ich für ſehr bedenklich hielt. Doch S. hat ſeiner kleinen Frau über dieſen Punkt Grundſätze beigebracht, die in meiner Erziehung freilich nicht lagen, gegen die Ihrige aber, liebſte Charlotte, keinesweges ſtreiten. Noch aus den letzten Tagen meines Aufenthaltes bei Ihnen erinnere ich mich, daß Julie einmal mit ihrem Bruder flüſterte, und Ihnen auf die Frage: Was habt Ihr Kleinen? ganz unbefangen antwortete: Es iſt ein Geheimniß — worauf Sie zu arbeiten fortfuhren. Das Mädchen zog kurz darauf ihren kleinen Geldbeutel hervor, zählte, kam zu Ihnen, und bat, um funfzehn Sous, glaube ich. Sie fragten: Wozu? — Zu dem Geheimniß. — Sie gaben ihr das Geld, und ſagten blos: Laſſ' es aber nicht zu theuer werden, ich habe jetzt nicht viel Geld. — Julie ſah Sie zweifelnd und ein klein wenig betrübt an; indeſſen gab ſie das Geld ihrem Bruder, der damit fortſprang. Mir fiel das ſchon auf; doch noch mehr wunderte ich mich, als an demſelben Tage Edmund zu Ihnen ſagte: Weißt Du auch, Mama, was Julie mit dem Gelde gemacht hat? — Nein. — Soll ich's Dir erzählen? — Hat ſie Dir's aufgetragen? — O nein, es iſt ein Geheimniß. — Pfui, und Du willſt mir's erzählen? Das iſt ja wie ein altes Weib. — Der Knabe ſtand ſchwellend vor Scham und Zorn, und zog ab ohne Sang und Klang. Die Umſtände verhinderten mich, Sie ſogleich um Erklärung dieſer Behandlung zu bitten; nachher kam es mir aus dem Gedächtniß. Zugleich aber habe ich beobachtet, daß Ihre Kinder nie etwas Verſtecktes gegen Sie hatten; ihre Spiele, ihre Beſchäftigungen wurden durch die Ankunft oder die Gegenwart der Mutter nie unterbrochen, noch verändert. Einmal beſonders freute ich mich: Julie erwartete alle ihre kleinen Freundinnen, wie ſie ſie nannte, und ſie bat Sie auf das herzlichſte, doch ja nicht auszugehen, weil es weit luſtiger zuginge, wenn Sie zu Hauſe wären. —

Mir iſt ein ſolches Glück nicht beſchieden geweſen, liebe Charlotte. Ich hatte einen ſehr redlichen Mann, wir hatten uns aus Liebe geheirathet, faſt gegen den Willen meines Vaters — der ſelbſt eine Verbindung dieſer Art getroffen hatte, nicht glücklich geweſen war, und daher glaubte, um mein Glück in der Ehe zu ſichern, müßte ich aus Vernunft heirathen. Er ſtarb zeitig genug, um nicht zu ſehen, daß ſeine Meinung zum Theil beſtätigt wurde. Mein Geliebter hatte kein Vermögen, mein Heirathsgut war nicht unbeträchtlich, und ich triumphirte mit reiner Gutherzigkeit über dieſes Verhältniß, während er mit redlicher Wahrheit von der Zärtlichkeit ſprach, die er einem Weibe ſchuldig ſei, von welcher er ſo vielen reichen Partien vorgezogen wurde. Wie nun das Alles in Richtigkeit war, ging er ſeiner Pflicht in meines Vaters Comptoir fleißig nach, ließ mich nie um Geld bitten, freute ſich der Rolle, die ich in der Geſellſchaft ſpielte — was ich aber überhaupt für Gefühl und Empfänglichkeit bei ihm gehalten hatte, war blos Wirkung von Lage geweſen; er hatte zufälliger Weiſe einen Roman gehabt, aber er war nichts weniger als romanhaft; nun jener ſeine ordentliche glückliche Endſchaft erreicht hatte, erſchien Gewinn, redlicher, trugloſer Gewinn als die Seele ſeines Thuns, wobei er das Ausgeben mir überließ, die es nie misbrauchte. Er machte unverhofft eine Erbſchaft, ſeine Geſchäfte nahmen erſtaunlich zu, Alles war vollauf bei uns; er ließ ſich adeln; man ſpeiſte gern aus unſrer guten Küche, trank unſern trefflichen Wein, ſpielte in unſerm ſchönen Garten — kurz unſer Haus war nach Aller Urtheil eins von den glücklichſten, die man kannte. Ich fühlte es anders. Meine Liebe war Bedürfniß eines weichen Herzens, ſich anzuſchließen und ſeine Gefühle zu nähren, Sehnſucht nach einem Kreiſe von geliebten Pflichten geweſen. So wie ich Frau ward — doch meine Charlotte kennt ja dieſes Alltagsſchickſal unſeres Geſchlechts. Ich bekam die Hoffnung, Mutter zu werden. Ich ſah ein, daß der Irrthum meiner Heirath blos von meinem Herzen herrührte, daß ich der Vernunft dabei nicht ſowol zuwidergehandelt, als ſie ganz aus dem Spiele gelaſſen hatte. Dafür nahm ich mir jezt deſto eifriger vor, ſie zu Rathe zu ziehen; ich machte Erziehungsplane, ich nahm feſte Grundſäze an. Der Himmel gab mir meine Emilie, und ich freute mich innig, daß es eine Tochter war; ein Knabe hätte mir nicht ſo ausſchließend angehört — zwei, die ich ſeitdem gebar, lebten nur kurze Zeit. Nach innigem Umgange, nach Mittheilung dürſtend, gründete ich die Erfüllung meines ſehnlichen Wunſches nun ganz auf das Daſein dieſes Kindes.

Mein Vater hatte mich, nach dem frühen Tode meiner Mutter, völlig unter ſeinen Augen erzogen; er hatte meinem Willen nie widerſtrebt, außer bei meiner Heirath, und dieſen einzigen Ungehorſam büßte ich jezt — nicht grauſam, denn ich genoß jedes negativen Glückes — aber doch peinlich. Dies ließ ſtrenge Begriffe von kindlichem Gehorſam in mir aufkommen. Zugleich hatte ich ein Ziel bei meiner Erziehung, an welchem meinem Herzen unendlich viel lag; das war Vertrauen, und dieſes hielt ich für eine Pflicht, und machte es gleichſam zu einem Zweig, oder einer Äußerung des Gehorſams. Bei allen dieſen Widerſprüchen war glücklicherweiſe die Liebe in mir wirklich, und ich dachte nie daran, auch dieſe zur kindlichen Pflicht zu machen; ich fühlte, eine ſolche Glut von Liebe, wie ich für meine Emilie empfand, müßte auch ihren kleinen Buſen entzünden. So kam meine Beſchränkung auf mein Kind der Beſchränkung auf ſeine Mutter, die ich von ihm foderte, zuvor, und ich gab mehr als ich je zurückverlangen konnte. Doch was ich bezweckte, erlangte ich nicht — Gehorſam wol, denn ich foderte nichts Ungerechtes, und flößte durch mein Beiſpiel Achtung ein; auch Liebe, herzlichſte, aufopfernde Liebe; aber freie Vertraulichkeit nicht.

Wir hatten einen alten Buchhalter, einen humoriſtiſchen, ſtarrköpfigen, ſehr biedern Mann, der mich hatte aufwachſen ſehen und Emilien von ganzer Seele gut war. Er war bisweilen Zeuge von meinen Bemühungen, ihr nie ein Verbot aufzulegen, ohne deſſen Gründe zu erörtern, und von der manchmal ſchmerzlichen Zärtlichkeit, mit der ich ihr Vertrauen auffoderte, indem ich ihr meine Anſprüche auf ihre Dankbarkeit auseinanderſetzte. Unter vier Augen ſagte er mir dann mit Kopfſchütteln: Sie gehen einen falſchen Weg! Vernünftige Lehren geben, ehe ein Kind danach fragt, iſt gerade ſo viel, als es eſſen laſſen, ehe es hungert. Der Kopf bleibt unthätig, weil er ohne Bedürfniß empfängt, und nicht Platz hat, die Begriffe zu ordnen, ja ſie gar nicht erkennt, weil ſie ihm ohne Veranlaſſung kommen — und von wegen der Dankbarkeit, ſo iſt dieſe wol eine Pflicht, aber Vertrauen iſt keine Pflicht der Dankbarkeit. Des Menſchen erſter Eintritt in die Welt des Rechtes geſchieht durch Eigenthumsgefühl, durch den Genuß, den dieſes ihn ſchmecken läßt, im Beſitz für Dinge, die er mit Händen greifen kann, im Geheimniß für ſolche, die er ſich innerlich aneignet, und damit er dieſen Genuß auch in Mittheilung empfinde, muß er ſtets freier Geber ſein, nie ſich als Schuldner behandelt ſehen. —

Damals fanden dieſe Wahrheiten keinen Eingang bei mir; vielmehr kränkte es mich, daß Emilie dem alten Buchhalter, der ſie doch oft anfuhr, und immer zu brummen ſchien, eher liebkoſte, damit er ihr einen kleinen Schlitten zuſammenkleiſtern möchte, als mir, die wie eine Kameradin mit ihr zu ſpielen bemüht war. Eben ſo tobte ſie auch mit aller Luſtigkeit ihres Alters, wenn ich ſie einen Tag mit ihrer Geſellſchaft allein ließ, und ich konnte ſie für nichts in den Zug bringen, wenn ich alle meine Langeweile überwand, um mit den Kindern zu ſpielen.

Sie war ſchon ziemlich herangewachſen, als mir eine Neigung, die ſie für eine Geſpielin faßte, ernſtlichen Kummer verurſachte. Gewiß verdiente das Mädchen Emiliens Liebe nicht; es war ein hinterliſtiges, falſches, ränkeſüchtiges Geſchöpf. Aber ich fand Bedenken, Emilien das wirklich Böſe, was ich von dem Mädchen wußte, mitzutheilen, weil es mir über die Faſſung ihres Alters zu gehen ſchien; und daran that ich Unrecht. Ich hätte ihr Einiges entdecken, und wegen des Übrigen ſie mit freundlichem Ernſte bitten können, mir auf mein Wort zu glauben, weil es zwar Wahrheit, aber für ſie noch nicht begreiflich wäre. Statt deſſen legte ich ihrem Umgange allerlei Zwang auf — und wie ſehr wunderte ich mich eines Tages (Emilie war etwa ſechzehn Jahr alt), als der alte Buchhalter hereinkam und meiner Tochter ein Billet in die Hand gab: Da, Fräulchen! Es iſt nicht der erſte ſolche Wiſch, der mir durch die Hände geht; aber dieſen habe ich ganz von ungefähr geöffnet und halb geleſen. Die Jungfer Karoline ſchreibt herzlich dummes Zeug — wer hat ihr denn weiß gemacht, daß die Mama ſie von ihrer zärtlichen Freundin trennen will? Solche Backfiſche müſſen ſich ſo etwas nicht in den Kopf ſetzen; findet die Frau Mutter etwas an Jungfer Karolinen auszuſetzen, ſo hat ſie gewiß den Muth, es dem Fräulein zu ſagen, und wird nicht erſt grauſame Hinterliſt gebrauchen. — Er legte einen komiſchen Accent auf die unterſtrichenen Worte, die aus dem Briefe waren. Murrend: Solche Kiekindiewelt wollen Romane ſpielen! — ging er aus dem Zimmer.

Emilie ſaß mehr beſchämt als verlegen, und hielt das Billet, das ſie zu leſen ſuchte. Mich beſchäftigten tauſend unangenehme Gefühle; ich war unentſchloſſen, wie ich das Geſpräch anheben ſollte — des Alten Lection war für mich ſo derb geweſen wie für meine Tochter; und das empfand ich mitten unter meinem eiferſüchtigen Kummer über die Verheimlichung des Briefwechſels. Endlich fragte ich — ſehr ſanft, denn ich war betrübt, nicht zornig: Iſt es ſchon lange, Emilie, daß dieſer Briefwechſel währt? — Seit Sie mich verhinderten, Karolinen zu beſuchen. — Trauteſt Du denn meiner Liebe nicht zu, daß ich Urſachen hätte, Dich von dem Umgange mit Karolinen abzuhalten? — Doch! ich glaubte das. — Warum fragteſt Du mich nicht nach dieſen Urſachen? — Liebe Mutter, Sie gaben mir ja nie ein eigentliches Verbot, hinzugehen; ich merkte nur, daß Sie es nicht gern ſahen, und doch gefiel es mir bei Karolinen; die Zeit geht mir angenehmer bei ihr hin, als ſonſtwo; wir leſen, ſchwatzen, arbeiten zuſammen; ſie hat mich nie unzufrieden gemacht, außer durch dieſes letzte Billet, das mir ſo albern vorkommt, wie dem alten Dieterich. — Nun foderte ich das Billet. Sie hielt es furchtſam und ehrerbietig zurück: Mama, Sie können mir befehlen, Ihnen den Brief zu geben; aber ich denke, es wäre nicht recht, wenn ich ihn ganz zeigte — es ſteht etwas darin, das ſie mir anvertraut; alles Übrige will ich Ihnen leſen — und auch ohne Ihren Befehl verſpreche ich Ihnen, fortan nicht mehr auf dieſem Fuße mit Karolinen umzugehen. — — Dieſes Verſprechen allein iſt ein ärmlicher Erſatz für Deine Verſündigung an Deiner Pflicht. Ich befehle Dir, mir den Brief zu geben — und nachzudenken, welche traurige Erfahrung Du mich heute an Dir haſt machen laſſen.

Sie gab mir nun das Papier ohne Widerſtand, und indem ich es las, ſah ſie mich mit immer größerer Verlegenheit, die aber bei meiner Rührung tiefer Schmerz wurde, an. Weitläuftig breitete ich mich nun über ihren Mangel an Vertrauen aus, und über meine fehlgeſchlagene Hoffnung, an ihr einſt eine Freundin, eine Gefährtin meines Alters zu finden. Es war in ihrer Haltung etwas Peinliches, das eine gewiſſe Art von Zärtlichkeit ausſchloß. Ich erinnere mich jetzt genau, daß in ihrer Bitte um meine Verzeihung unendliche Herzlichkeit, aber keine Reue lag, daß ſie jede fernere Verheimlichung verſchwor, aber kein Vertrauen verſprach.

Wir machten alſo Frieden. Es war, als ob der ganze Vorgang dem jungen Mädchen eine gewiſſe Reife gegeben hatte. Ich war lange davon angegriffen, und Emiliens Sorgſamkeit gegen mich hatte etwas Überlegteres, als ihr ganzes Thun vorher gehabt hatte. Sie war augenſcheinlich bemüht, mir jeden Verdacht einer Verheimlichung aus dem Wege zu räumen. Indem ich aber dabei noch immer freie Vertraulichkeit vermißte, konnte ich mich zuweilen des ſchmerzlichen Gedankens nicht erwehren, ſie ſchlage überhaupt ihrem Vater nach, und habe wenig Gefühl. Dieſen Irrthum ſchlug mir indeſſen ein neues Ereigniß aus dem Sinne. Es war ſonderbar, daß ſie ſeit jener Entdeckung dem alten Buchhalter noch mehr anhing als ſonſt. Dieſer ward kurz darauf kränklich; während ſeiner langen Leiden kam Emilie wenig von ſeinem ſchmerzlichen Lager weg, und pflegte ihn mit der muthigſten Sorgfalt, bis der Tod ihn befreite. Dieſe ſchöne, ehrwürdige Seite ihres Herzens erfreute mich unendlich und flößte mir wahre Achtung für das junge Geſchöpf ein, das mancher Luſtpartie entſagte, um mit dem alten Dietrich zu beten, oder ihm vorzuleſen.

Laſſen Sie mich hier, liebſte Charlotte, Ihnen meine ganze gekränkte Eigenliebe, die mich in Ihrer Nähe oft an die Grenzen des Neides führte, eingeſtehen. Emilie hat Allem, was ich von ihr wünſchen konnte, entſprochen, hat es ſogar übertroffen, und ſie könnte, ich darf es ſagen, Ihren Kindern zum Vorbilde dienen — wenn dieſe ihre Mutter nicht hätten! Aber darin liegt es eben: ſie hat nicht, was ihre Mutter ihr geben wollte, empfangen, ſondern ihre Mutter hat ihr, ohne ihr Wiſſen und oft wider ihren Willen, durch Ausübung falſcher Grundſätze, durch eigene Fehler gegeben — was nun, dem Himmel danke ich es mit Thränen, etwas ſo Gutes geworden iſt. Aber wie leicht hätte es nicht auch anders ausſchlagen können? Wie viele Fälle gibt es nicht, wo unter ähnlichen Umſtänden das Schlimmſte herauskommt? Und was iſt — möchte ich fragen, wenn ich Sie nicht kennen gelernt hätte, während es doch Ihre Bekanntſchaft iſt, die mir die Frage oft an das Herz legt — was iſt denn nun Erziehung? Doch warum auch nicht ſo fragen? Es gibt ja eine befriedigende Antwort, die Ihr Beiſpiel mich lehrt — Erziehung iſt möglichſte, redlichſte Vermeidung von eigenen Fehlern in unſern Verhältniſſen mit unſern Kindern. Ich war mehr redlich als aufgeklärt; aber was ich verſah, erſetzte eine gütige Natur als erſte Mutter, und ein wohlthätiges Schickſal als erſter Erzieher meiner Emilie, zur Belohnung meiner Redlichkeit und meiner Liebe.

Ein wichtiger Zeitpunkt ihres Lebens war unterdeſſen herangerückt; ſie war ſiebzehn Jahre alt. Ich hatte immer den Wunſch gehabt, meine Tochter ſehr jung zu verheirathen. Theils verſprach mir meine Geſundheit kein langes Leben, theils hatten mich meines Vaters und meine eigenen Erfahrungen geſtimmt, auf alle durch übereilte Wahl und aus Alltagsliebe geſchloſſene Ehen Acht zu geben, und durch meine Bemerkungen war die Meinung feſt in mir geworden, unter den traurigen Ungewißheiten, welche das Schickſal unſers Geſchlechts umwölken, biete uns eine frühe, durch Vernunft geleitete Wahl noch die meiſte Wahrſcheinlichkeit zum Glück in der Ehe. Es war alſo mein theuerſter Wunſch, meine Emilie in einem Alter, wo ſie noch von keiner übereilten Neigung verblendet wäre, einem vernünftigen Gatten zu übergeben. Der wirkliche Erfolg hat auch meine Grundſätze in dieſem Stücke zwar gemildert, aber nicht umgeſtürzt.

Ich wußte eben keine Hinderniſſe bei der Ausführung dieſes Plans vorauszuſehen. Emilie hatte Vermögen — und ſie iſt ſehr reizend, meine Emilie; ſie wäre ſo ſchön als Adele, wenn ſie ſo blühend geſund wäre, und hätte Adele nicht immer ihren Knaben im Arme, ſo wäre Emilie gewiß rührender ſchön — und ein Kind im Arme ſoll ſie ja bald auch haben. Wirklich geſchah es auch in den letzten Tagen ihrer gewiſſenhaften Krankenpflege, daß ein ſehr reicher Kaufmann, ein Mann von angenehmen Sitten, mannichfaltigen Kenntniſſen, reifſter Vernunft, und dabei noch in ſeinen beſten Jahren, ſich bei ihrem Vater als Freier ankündigte. Ich bat mir aus, ihn erſt einige Zeit beobachten zu können, ehe ich mit meiner Tochter ſpräche. Dieſe Probe fiel täglich mehr zu ſeinem Vortheil aus. Er nahm Theil an allen meinen Ideen über das Glück meiner Tochter, und wußte all' ihr Gutes auf eine Art zu ſchätzen, die ihn ſelbſt ſehr achtungswürdig machte. Des alten Dieterichs Zuſtand gab gerade in dieſer Zeit Emilien eine ernſtere Stimmung, und ließ ihr weniger Aufmerkſamkeit für Das, was ſie ſonſt umgab. Sie gab auf die häufigen Beſuche des Herrn N. nicht Acht, und gerieth doch dabei, durch ſeine Theilnahme an den Leiden und dem bald erfolgenden Tode des braven Alten, in eine Art Umgang mit ihm, die das Sonderbare hatte, daß ſie kaum wußte, wer er war, und indem ſie für ihren Kranken und ſich Dienſtleiſtungen von ihm angenommen, Schmerz vor ihm geäußert hatte, ſich in näheren Verhältniſſen mit ihm fand, als noch jemals mit irgend einem Manne. Gleich nach dem Begräbniß ihres alten Freundes wurde ich von meinem Manne ſowol als von Herrn N. dringend angegangen, ihr des Letzteren Antrag zu eröffnen. Ich that es, mit vieler Rührung und Wehmuth, denn ich ſah nun den Augenblick nahen, der in dem Leben einer Mutter eine ſo unendlich wichtige Epoche macht; er gleicht einigermaßen der Erntezeit des Leibeigenen, der im Schweiße ſeines Angeſichts das Feld baute, und nun die Garben reif ſind, werden ſie in fremde Scheuern gefahren — doch der Vergleich iſt einſeitig und ſelbſtſüchtig, ich weiß es wohl, und ich will ihn auch weiter nicht ausführen. Emilie hörte mir Anfangs aufmerkſam, dann äußerſt gerührt zu, ſo gerührt, daß ihre jungfräuliche Verlegenheit nur zur reizenden Milderung der Thränen diente, die ſie auf meinen Händen vergoß. Sie ſagte mir, der Antrag ſei ihr im höchſten Grade unerwartet, ſie glaube nicht, daß Herr N. ihr als Gatte würde gefallen können, ob ſie ihn gleich ſehr ſchätze, und nichts gegen ihn einzuwenden habe — aber es ſei ihr ganz unmöglich, ſich in einer ſolchen Verbindung mit ihm zu denken.

Ich hielt ihr eine lange Rede über die vernünftige Hoffnung, daß ſie mit dieſem Manne glücklich ſein würde. Je triftiger meine Gründe wurden, deſto gefaßter ſchien ſie zu werden. Sie ſagte endlich: Ja, liebe Mutter, wahr iſt das Alles; aber es wirkt in mir nichts für Herrn N. — Wollte ich heute *gegen Ihren Willen aus Liebe* heirathen (ſie erröthete bis an den Nacken), ſo beginge ich eine elende Thorheit; aber heute, in meinem ſiebzehnten Jahre, *ohne Liebe*, blos weil Sie es *wollen* — verzeihen Sie mir, Mutter (und ſie kniete ſchmeichelnd vor mir, und küßte meine Hände), weil Sie es aus den gütigſten Urſachen wollen, zu heirathen — wäre wenigſtens eine Unvorſichtigkeit.

Ich war über die Faſſung und den Geiſt des Mädchens äußerſt betroffen. Ihr Vater ſprach nachher mit ihr, und ſetzte einige Handelsvortheile auseinander, welche die Sache mit ſich bringen würde. In dieſe Gründe ging ſie mit der gefälligen Luſtigkeit ein, die ſie gegen ihren Vater immer hatte; doch erhielten wir nichts weiter von ihr, als das Verſprechen, nun ſie die Abſicht des Herrn N. kennte, auf ihn und ſich Acht zu geben, ob ſie für einander paßten. Aber welch ein Gedanke! rief ſie einmal über das andere. — Der Mann weiß nicht, was er will; eher hätte ich mir des Himmels Einfall vermuthet!

Herr N. war über den Erfolg ſeiner Bewerbung nicht verwundert, er hielt dies für den gewöhnlichen Gang eines ſo jungen Mädchenherzens, und legte in ſein Betragen etwas Vertraulicheres, das mir nicht misſiel, von dem ich aber wohl ſah, daß es Emilien ſcheuer machte.

In dieſen Tagen kam der junge S. aus Paris zurück, wo er einige Jahre in dem Hauſe des Grafen von *** als Privatſecretair zugebracht hatte. Er beſaß eigenes, ſehr anſehnliches Vermögen; dennoch hatte er ſich ganz den Geſchäften gewidmet, und jener Poſten war ihm als ein ſicheres Mittel, die Welt, die franzöſiſche Sprache und den Gang der auswärtigen Angelegenheiten kennen zu lernen, um ſo willkommener geweſen, als der Graf ein alter Schulfreund ſeines Vaters war, und ihn als Zögling, als Sohn faſt, zu ſich berief. Er brachte Briefe an unſer Haus mit, das mit dem Grafen in wichtigen Verbindungen ſtand; er ſah Emilien — Kurz, ich weiß nicht, wie es ſo ſchnell ging, aber nach acht Tagen bemerkte ich eine wechſelſeitige lebhafte Neigung zwiſchen den beiden jungen Leuten. Die Entdeckung ward mir nicht ſchwer, indem Emilie, ihren Grundſätzen treu, ſich nicht im Mindeſten vor mir verbarg. Nun drohte mir alſo auf einmal Alles, was ich je gefürchtet hatte: eine Heirath aus Liebe, und zugleich in die große Welt, wahrſcheinlich fern von mir, im nämlichen Augenblicke, wo ich durch eine andere Wahl mein einziges Kind ganz nach meinem Herzen zu verſorgen gedachte. Vor Herrn N. hielt Emilie zwar ihre Gefühle mit aller Geſchicklichkeit, welche die Liebe gibt, geheim; er ſchöpfte indeſſen doch Verdacht, zeigte einige Tage, die peinlich genug für mich waren, üble Laune, und bat mich dann, ihm endlich eine entſcheidende Antwort zu geben.

Mein Mann war in großer Verlegenheit; er hatte die Verbindung mit Herrn N. ſehr annehmlich gefunden, indeſſen ſchmeichelte ihm jetzt der glänzendere Weg, den der junge S. vor ſich hatte, und er redete mir zu, behutſam zu verfahren. Ich ſetzte ihm aber meinen entſchiedenen Willen, eine ſo übereilte Wahl nie zu billigen, ſo lebhaft auseinander, daß er mir verſprach, mich bei den ernſthaften Vorſtellungen, die ich Emilien thun würde, zu unterſtützen.

So ſtand ſie denn vor ihren Eltern. Ich foderte ſie mit ſtrengem Tone auf, mir wegen Herrn N.'s ihren Entſchluß bekannt zu machen. Wie ich anfing zu ſprechen, erröthete ſie; ſie ſuchte ſich aber zu faſſen, und ſagte ruhig und ſanft, es ſei ihr ſchmeichelhaft, und verdiene ihren ganzen Dank, daß ein ſo vernünftiger Mann an ſie gedacht habe; allein ſie fühle ſich nicht fähig, die Pflichten zu erfüllen, die dieſe Verbindung ihr auferlegen würde.

Du glaubſt noch zu jung für ihn zu ſein?

Ich finde, daß ich mit ihm nicht glücklich ſein würde.

Was fehlt ihm denn in Deinen Augen, um Dich glücklich zu machen?

Daß ich ihn liebe, daß er mir das Vertrauen einflöße, mein Glück von ihm zu erwarten.

Warum hatteſt Du dieſe Sicherheit nicht vor vierzehn Tagen, fragte ich, faſt aufgebracht.

Liebe Mutter, ſagte ſie mit ſittſamer Scham, und ſprach ganz leiſe — ich lernte es erſt ſeitdem — —

Nun wußte ich mir nicht recht zu helfen — Ach, Charlotte, würden Sie denn weiſer ſein in gleichem Falle? wirklich, ich fühlte mich um meines Kindes Liebe betrogen, beſtohlen, — ich ſchäme mich, Ihnen zu ſagen, wie ich handelte. Und ich war doch nicht eigentlich überraſcht, denn ich hatte es mir ja vorgeſtellt, daß Emilie liebte; aber nun ſie es gleichſam eingeſtand, erſchien es mir erſt als Wahrheit. Emilie, rief ich mit blinder Leidenſchaft, Du hintergehſt mich zum zweiten Male!

Ihre Verwirrung machte jetzt einer beſcheidenen Faſſung Platz. Sie blickte mir mit Bewußtſein ins Geſicht: Nein, Mama, ich habe nichts verborgen, und warte auf ihre Fragen; zu ſagen hatte ich nichts —

Nicht daß Du liebteſt!

Dies zu ſagen, hatte ich das Bedürfniß nicht — S. weiß es, und wir wollten dieſen Augenblick abwarten, um Sie, meine gütige Mutter, und meinen Vater um die Erlaubniß zu bitten, daß S. mit Ihnen ſprechen dürfte. — —

Dieſe Ruhe war mir unerträglich; ſie ſchien mir gegen die Stille — ja, laſſen Sie mich es geſtehen, gegen die Abhängigkeit, in welcher ich Emilien erzogen hatte, abzuſtechen, als hätte ich eine moraliſche Misgeburt hervorgebracht. Zugleich merkte ich ihrem Vater an, daß ihm dieſer **Weg Rechtens** ganz willkommen war, und ich ſah – nein, ich ſah nichts; ich folgte blos meinem gereizten Gefühl, und erklärte heftig, Herr S. werde nie in den Fall kommen, über dieſen Punkt mit uns zu ſprechen. — Ich erwarte, ſetzte ich hinzu, von Deiner Dankbarkeit, von Deinem Pflichtgefühl, daß Herr N. unſer Schwiegerſohn werden wird.

Sie war ſehr erſchüttert; die heftige Anſtrengung, mit welcher ſie ihren Schmerz und ihre Thränen bekämpfte, gab ihren Bewegungen etwas Convulſiviſches. Ich ward weich, glaubte gewonnen zu haben, und rechnete ihr nun mit ſanfter Herzlichkeit meine Gründe für die eine und gegen die andere Partie vor. Ich berief mich — da ihr Vater gegenwärtig war, freilich ſehr behutſam — auf die traurigen Folgen der Ehen, die aus Liebe geſchloſſen würden. Endlich unterbrach ſie mich: Sie waren oft ſo gütig, dieſen Punkt gegen mich zu berühren; ich habe die Wichtigkeit Ihrer Vorſtellungen immer gefühlt — daß mir meine Neigung für S. nicht romanhaft vorkommt, daß ich überzeugt bin, ſie werde nie nachlaſſen, ſuche ich nicht in Anſchlag zu bringen; aber, Mutter, wenn Liebe auch nicht zum Glück einer Ehe hinreicht, ſoll denn eine Ehe nicht glücklich ſein können, weil Liebe dabei im Spiele iſt? Unterſuchen Sie, ob S. nicht alle Eigenſchaften beſitzt, die Ihre mütterlichen Sorgen für mein Wohl beruhigen können — wenn Sie mir beweiſen können, daß ich hierin verblendet bin, ſo entſage ich ihm.

Und iſt ſein Stand, der Dich dem Geräuſch, den Gefahren der großen Welt ausſetzt, nicht bedenklich für Dich, die ich zu häuslichen Pflichten, zu ſtillem Genuß erzog?

Eben dieſe Erziehung wird mich vor den Gefahren der großen Welt ſchützen — S.'s untergeordnete Laufbahn, ſein Geſchmack an häuslichem, ruhigem Leben, ſein feſter Charakter werden mir ſie erſparen.

Und die weite Entfernung, die ſeine Pflicht ihm auflegt? (Er ſollte nach *** geſchickt werden.)

Sie ſchwieg, und weinte.

Ich fuhr fort: Du ſollteſt mir Alles ſein! Ich weihte Dir meine Jugend, um Deiner im Alter ſicher zu ſein —

Der Vater weinte nun auch; denn er liebte das Mädchen, ſo ſehr er lieben konnte. Emilie ſagte endlich mit gewaltſam erzwungenem Muthe, den ich damals für halsſtarrige Kälte hielt: Wenn es Glück gegen Glück gilt, Mutter, ſo muß ich das meinige opfern. —

Das ſagſt Du mit dieſer Kälte? — Ach, wie ich Dich mit Thränen der Freude beim Eintritt in das Leben empfing, ahnete ich nicht, daß Du einſt mit froſtiger Vernunft die Rechnung der Liebe abſchließen würdeſt.

Thun Sie mir nicht Unrecht, meine beſten Eltern. Sie quälen mich mehr, als Sie glauben! Was ſoll ich thun, um Ihnen zu beweiſen, daß, wenn ich meine Vernunft hier zu brauchen ſuche, es gewiß keine froſtige Vernunft iſt?

Wir befehlen Dir, Deine Pflicht gegen liebende Eltern zu erfüllen, eine romanhafte Grille fahren zu laſſen und nicht mehr an Herrn S. zu denken.

Ja, Sie haben das Recht, mir das zu befehlen — S. kann das ſeinige, Ihnen ſeine Wünſche und ſeine Gründe vorzutragen, vielleicht noch geltend machen; aber meine Sache iſt es dann nicht mehr, ſo lange Sie mir nicht erlauben, davon zu ſprechen.

Sie verbeugte ſich, ſichtbar ſich anſtrengend, um ihre Faſſung zu behalten, und wollte gehen. — Meine Emilie! mein braves, edles Mädchen! Du lohnſt mir ſiebzehn Jahre unabläſſiger Sorge und Liebe — o Du wirſt auch Dich wieder gelohnt fühlen! So rief ich, und faßte ſie in meine Arme, und ſtreichelte ihr Geſicht, das ſie, ſanft ſich losmachend, abwendete. — Aber, fuhr ich fort, das wäre nur halbe Beruhigung für mich, Dich von einer übereilten Verbindung abgehalten zu haben. — Laß mich meinen liebſten Wunſch erreichen, laß mich Dich den Händen eines achtungswürdigen Gatten, eines Mannes, der meine Mutterliebe und Deinen Werth zu ſchätzen weiß, übergeben, laß mich Herrn N. — —

Sie richtete ſich auf, und ſagte mit anſtändiger Feſtigkeit: Meine Mutter, ich verdanke Ihrer Erziehung die Fähigkeit, nachzudenken — ich habe über meine Pflichten und Ihre Rechte nachgedacht. Sie können meine Neigung für S. auf ewig unter meine misglückten Wünſche verweiſen, aber dieſen Antrag verwerfe ich heute mit dem ruhigen Bewußtſein, es in Rückſicht Ihrer zu dürfen und in Rückſicht meiner zu müſſen. Mein Gewiſſen ſagt mir, daß ich jene Pflicht nicht ungeſtraft übertreten könnte — aber eben ſo beſtimmt warnt es mich, dieſes Recht nicht aufzugeben. Vor vierzehn Tagen hätten Sie mich überreden können; ich hatte damals keine Gründe, nur dunkle Gefühle; jetzt habe ich ſehr deutliche Gefühle und aus dieſen entſpringende heilige Gründe — ich gebe Herrn N. nie meine Hand.

Ich verſtummte; aber es entwickelte ſich in mir etwas Sonderbares, das ich mehr meinem unverdorbenen Herzen, als meiner Vernunft zu danken hatte — Emilie erſchien mir als Menſch, und der ausſchließliche Begriff Kind trat etwas zurück. Dies bewirkte zum Theil die ehrerbietige Entſchloſſenheit ihrer Sprache; zum Theil war es die Frucht einer Reſignation, die ich von jeher ohne Widerſtreben ausübte, ſobald ich auf kein Gelingen mehr rechnen konnte. Freilich aber galt mein Entſagen mehr dem unzuſammenhängenden Ideal von kindlicher Liebe, worauf ich Anſpruch gemacht hatte, als meinem Plane. Ich ließ mich in eine überlegte Erörterung der Gründe, auf welche ſie ihre Entſcheidung ſtützte, mit ihr ein. Sie ſagte mir im Ganzen Folgendes: Natur und Erziehung machten ihr die Pflicht, für uns zu ſorgen, unſre Ruhe und Zufriedenheit werkthätig zu befördern, ohne Zweifel zur erſten, heiligſten; unſre Bemühungen hätten ihr alle Eigenſchaften, dieſe Pflicht zu erfüllen, gegeben; wir könnten fodern, daß ſie ihr ganzes Leben derſelben widmete, und indem wir ihr verböten, einen Gatten zu wählen, ließen wir ſie nicht aus dem Kreiſe dieſer Pflicht; übergaben wir ſie aber einem Gatten, ſo träte für ſie die Pflicht des Weibes an die Stelle der Kindespflicht; die Fähigkeit, jene zu erfüllen, könnte unſer Befehl ihr nicht geben, nur ihr Gefühl; ſie alſo, ihrem Gefühle zuwider, auf unſern Befehl zu übernehmen, die frühere Beſtimmung zu verlaſſen, ohne der neuen gewachſen zu ſein, würde völlig unmoraliſch ſein. — Und, ſchloß ſie, mich moraliſch zu verſtümmeln, haben Sie ſo wenig ein Recht, als es phyſiſch zu thun —

Ich hielt mich zwar noch nicht für geſchlagen, ich verſuchte noch manche Einwendung; aber es ging mir nicht mehr von Herzen; ich fühlte unglücklicher Weiſe das wunderbare...... wie ſoll ich es nennen? — das Misverhältniß, das zwiſchen uns und den Kindern iſt, indem wir in ſolchen Fällen, was die freie Natur des Menſchen empört, zu oft Partei und Richter — und leider auch nicht ſelten, beſonders in den früheren Jahren, Vollzieher ſind. Emilie trug endlich den Sieg davon — damals bei meiner Empfindung, ſpäterhin erkannte ihn meine Vernunft ihr zu. Ich verſprach ihr, Herrn N. abzuweiſen, ſie opferte mir Herrn S. auf. Nur ſehr ſelten noch ſah ich den Letzteren in unſerm Hauſe. Sein Betragen gegen Emilien kündigte deutlich einen tief und entſchloſſen liebenden Mann an, aber ohne alle Anſprüche, ohne alles Einverſtändniß; er vermied ſogar meine Tochter. Sie ehrte ihn in geſellſchaftlichen Aufmerkſamkeiten, und hielt ſich völlig von ihm entfernt. Übrigens war ſie thätiger als je in allem Guten; doch bekam ihre Liebe für mich eine eigne Schattirung — ich weiß es nicht auszudrücken; Mitleid will ich es nicht nennen; aber ihre Abhängigkeit, ihre...... déférence war Frucht der Vernunft, nicht Anerkennung von Überlegenheit wie vormals.

Der Verluſt unſers alten Dieterichs ward nach einiger Zeit im Gang unſerer Geſchäfte ſehr fühlbar. Seine Pünktlichkeit und ſeine gewiſſenhafte Redlichkeit hatten uns unendlichen Nutzen gebracht, und ſein Platz wurde ſehr ſchlecht wieder beſetzt. Mein Mann verfiel in eine langwierige Krankheit und ſtarb. Ein eigennütziger Handelsgenoſſe machte unterdeſſen Speculationen, die dem Hauſe Schaden und ihm Vortheil brachten. Ein großer Bankerott in England gab uns einen heftigen Stoß, der indeſſen bei der Solidität unſers Hauſes ertragen werden konnte, als ein Auftrag des Grafen von *** plötzlich Herrn S. mit einer Foderung zu uns führte, der wir in dieſem Augenblicke Genüge zu leiſten unfähig waren. Man gerieth in die größte Unruhe. Das Glück unſers Hauſes hatte uns Feinde gemacht, zu denen ſich auch Emiliens abgewieſener Freier ungroßmüthig geſellte. Ich mußte S. bitten, mit ſeiner Foderung wo möglich noch einzuhalten. Er war äußerſt betroffen, uns in dieſer Verlegenheit zu finden; er forſchte mit discreter Theilnahme nach den Umſtänden unſrer Lage; er bat beſcheiden, ſich näher damit bekannt machen zu dürfen, — kurz, liebe Charlotte, ſein Eifer in unſern Geſchäften, ſein gründliches Verfahren mit unſerm Handelsgenoſſen, mit dem neuen Buchhalter, den er mehrerer Spitzbübereien überwies, rettete unſer Haus. Das wußte ich ſchon damals; ſpäter erfuhr ich, daß er zu der Zahlung an den Grafen eine beträchtliche Summe von ſeinem eigenen Vermögen vorgeſchoſſen hatte. Nach einigen Wochen glaubte man ihn allgemein zu meinem Schwiegerſohne beſtimmt. — Und Emilie? — Sie hatte ſich in der Zeit, da jene Angelegenheiten ihm täglich in unſerm Hauſe zu ſchaffen machten, die Erlaubniß erbeten, zu einer Freundin auf das Land zu gehen, und ich ließ ſie willig abreiſen;

denn die Gefahren, die uns drohten, drängten und beſchäftigten mich ſo ſehr, daß es mir lieber war, auf dieſe Weiſe jede entferntere Sorge zu beſeitigen, als gerade jetzt über die möglichen Folgen von S.'s Betragen nachzudenken.

Emiliens Abweſenheit konnte indeſſen nicht ewig dauern. S. foderte eine Unterredung mit mir; er ſagte, da er heute aus meinem Munde gehört hätte, daß Emilie zurückerwartet würde, ſo hielte er eine freimüthige Erklärung für nöthig; ſeine Geſchäfte in unſerm Hauſe wären beendigt; ich hätte keinen Schatten von Verbindlichkeit gegen ihn; Unrecht zu verhüten, wo man könnte, wäre Pflicht; braven Menſchen zu dienen, Freude — aber er liebe meine Tochter wie ehemals, und wiewol meine Gründe ſeit meines Mannes Tode an Stärke zugenommen haben könnten, ſo fodre ihn dennoch die Pflicht gegen ſich und mich auf, eine Frage auszuſprechen, die Emilie nicht zu denken wage: ob ſie mutter- und vaterloſe Waiſe würde ſein müſſen, bevor ſie das Band, welches einzig ihr ein glückliches Leben zu verſprechen ſchien, knüpfen dürfte.

Der Gedanke, ſo trocken herausgeſagt, machte mich ſchaudern. Ich ſchwieg, unfähig zu ſprechen, unfähig zu zürnen. Das iſt hart, das iſt vielleicht ungroßmüthig, Herr S.! war Alles, was ich endlich ſagte.

Er faßte ehrerbietig meine Hand: Es iſt muthig, es iſt uneigennützig ich habe nicht geglaubt, mir verbergen zu müſſen, daß mein näherer Umgang mit Ihnen, den die Umſtände herbeiführten, mir Ihr Herz gewann; ich habe Sie, ganz abgerechnet, daß Sie die

Mutter meiner Geliebten ſind, innig lieben und ehren gelernt; deſto mehr Muth erfoderte, was ich Ihnen jezt zu ſagen gewagt habe, denn es mußte Ihnen ſehr weh thun, und ein ſo kühner Wink kann mich Ihnen verleiden — aber es mußte vor Emiliens Zurückkunft geſagt werden; denn wenn Sie mich zum zweiten Male verſtoßen, ſo werde ich meine ohnehin nahe Abreiſe beſchleunigen und Emilien den Anblick eines Mannes erſparen, der bis jezt, ihr bewußt, unendlich litt. — —

Genug, Charlotte — meine Kinder ſind glücklich, und haben meinen zärtlichſten Segen. — Meine Thränen hindern mich, weiter zu ſchreiben. Wäre meine Erziehung nach meinem Sinne gelungen, ſo vegetirte jezt meine Emilie an der Seite eines Mannes — den jener Zug hinlänglich ſchildert, und ich genöſſe der finſtern Genugthuung, ein gehorſames Kind geopfert zu haben. — Daß S. nur ein Jahr abweſend war, daß er jezt in ſeiner Vaterſtadt angeſtellt iſt, wiſſen Sie — daß ich als Mutter glücklich genug bin, um mich nur leiſe freuen zu können vor Ihnen — die Sie doch auch ſo treffliche Kinder behalten haben: das fühle ich an der Fülle von Empfindungen, die mich hier abzubrechen zwingt. — —

6.

Adele an Emiliens Mutter.

Ich habe Ihren Brief, liebe, theilnehmende Frau, meiner Charlotte an ihrem Wochenbette vorgeleſen — ach, an ihrem fruchtloſen Wochenbette! Ihre wunderbare Faſſung in dem bittern Kummer, der bei dem langſamen Hinſcheiden unſrer Blanche die ganze Zeit ihrer Schwangerſchaft trübte, hatte uns alle zu falſchen Hoffnungen verführt. Sie allein fühlte ihren Zuſtand — ich ſchalt ſie zuweilen, wenn ſie Edmunds luſtiges Geſchwätz über das Brüderchen, das nun nächſtens kommen würde, mit einer ſo widerſtandsloſen Wehmuth beantwortete, die ihn an ſeine Blanche erinnerte; ich warf ihr einſt vor, ſie gehöre mehr den Todten, als den Lebenden — da ſah ſie mich mit einem unausſprechlich tröſtenden Lächeln an, das mir aber doch das Herz zerriß. Nein, meine Adele, ſagte ſie, ich gehöre Euch, aber . . . . . ſie zog Julien und Edmund zu ſich — außer dieſen wird Niemand mehr mir angehören. — Ich verſtand ſie nicht, und wollte ſie, die in ſanften Thränen verſtummte, nicht ſprechen machen. Mir war endlich bange, ſie trüge ſich mit Ahnungen über ihr eigenes Schickſal; denn Charlotte hat wol einen Aberglauben dieſer Art — ich möchte es Aberglauben des Gefühls nennen, den gerade die Kühnheit der Vernunft bei ihr hervorbringt. Sie erkennt die Grenzen ihres Wiſſens ſo ruhig, und hat dabei ſo hohe Begriffe von der Unbeſchränktheit des menſchlichen Geiſtes, daß ſie in heitern Tagen oft die Möglichkeit von mancher anſcheinenden Ungereimtheit mit der liebenswürdigſten Originalität unterſucht. Beſonders hat Das, was man Sympathie nennt, ſie oft beſchäftigt. Ich weiß nicht, was daran iſt; ſo oft ich aber zwiſchen mir und den Menſchen, die ich herzlich liebe, etwas davon zu entdecken glaube, ſo freut es mich recht herzlich; könnte es hingegen nur zu ihrem Schaden wahr ſein, ſo mag ich nichts davon wiſſen — und das iſt ja wol das Sicherſte, wenn man es nur immer in ſeiner Gewalt behielte! Erinnern Sie ſich nicht vielleicht ſelbſt eines kleinen Vorfalls .....? Einige Tage vorher, ehe Blanche uns verließ, ſaßen wir mit Charlotten unter den Akazienbäumen, und ſie war ſo ungeduldig, zu ihrer kleinen Kranken zurückzugehen — da ſahen wir ſie plötzlich betroffen aufhorchen und ihren Mann rufen, der ſodann mit ihr in dem Gebüſch etwas zu ſuchen ſchien. Kurz darauf lud er uns ein, nach Hauſe zu gehen; Charlotte blieb ruhig und heiter auf dem ganzen Heimwege — doch nachher hat ſie mir geſtanden, was es damals geweſen war. Sie hatte aus dem Gebüſche hervor einen ſanften, klagenden, aber höchſt ängſtlichen Ton gehört, ihr Mann auch — ich weiß nicht, ſagte ſie, wie nahe die Bande zwiſchen meiner Blanche und mir ſind, ich weiß nicht, welche von dieſen Banden der Tod auflöſen oder ungetrennt laſſen mag; wenn wir aber bei unſrer Rückkehr nach Hauſe unſern Engel entſchlummert gefunden hätten, ſo hätte jener herzzerreißende Ton Intereſſe für uns gehabt. — Wie, Schweſter? Sollte Dein Mann in Deine traurige Schwärmerei eingegangen ſein? — Ich erklärte mich nicht gegen ihn, aber der Ton hatte an ſein Vaterherz geſchlagen, wie er mein Mutterherz getroffen hatte, er verſtand wenigſtens meine Thorheit, und ſtellte als vernünftiger Mann die Unterſuchung an, um welche ich ihn als ſchwärmendes Weib gebeten hatte. — Und was fandet Ihr endlich? — Ein Rebhuhn, das angeſchoſſen auf dem Neſte ſeiner nackten Jungen verblutet war. — — —

Ich durfte es Ihnen zu jener Zeit nicht erzählen; ich ſchämte mich für meine kleine Mama und für mich ſelbſt — denn ach! das Bild des Vogels, der über den nackten Jungen verblutete, blieb mir ſeitdem ſo lebhaft im Gedächtniß, daß ich mir nicht mehr ohne peinigende Schrecken den Augenblick von Charlottens Niederkunft vorſtellen konnte!

Endlich ließ mir mein Schwager ſagen, ſein Weib ſei entbunden und lebe. — Sie hatte mich, weil ich Amme bin, nicht bei dem ſchmerzlichen Augenblicke gegenwärtig haben wollen, ſo entſchieden nicht, daß ich ſchon vierzehn Tage vorher keine Nacht mehr in ihrem Hauſe ſchlafen durfte. Betroffen über jene lakoniſche, unbefriedigende Nachricht, flog ich in die Stadt. Sie war mit gefährlichen Schmerzen entbunden worden, ſie hatte einen Knaben zur Welt gebracht — aber ſeine ganze Laufbahn hienieden war mit wenigen leiſen Seufzern vollendet, er athmete nur eine halbe Stunde; die Thränen, welche Charlotte um ſeine Schweſter geweint hatte, waren ſeinen Lebensſäften genommen — er ward Dein Todtenopfer, Blanche!

Ich fand Charlotten ſehr ſchwach, ſehr ſtill, völlig heiter. — Fürchte nichts für mein Gefühl, ſagte ſie kaum vernehmlich; ich erwartete nur dieſes.

Wie ſoll ich Ihnen aber unſer Aller Stimmung beſchreiben? Wegen des Lebens meiner Schweſter flößt mir zwar mein Schwager Muth ein; aber das ganze Haus beweint entflohene Hoffnung. Julie hatte mit einer ſüßen Heimlichkeit des erwarteten Ankömmlings Stätte bereitet; ſie fühlte, daß jede Erinnerung an ihn der Mutter die Entſchlafene zurückrief, ſie verbarg alſo ihre kleinen Berechnungen; aber ihr Kinderſinn hing ſich hoffend an die Zukunft, und ſie arbeitete mit verſtohlener Freude an der Ausſteuer, die Charlotte mit verſtohlenen Thränen ihr unvermerkt zum Nähen bereitet hatte.

So wie ich in das Haus getreten war, hatte ich der Kleinen begegnet, welche die Barcelonette weinend aus dem Zimmer trug. Was machſt Du, Julie? rief ich erſchrocken. — Sie reichte mir die Hand, und ſagte leiſe und ſchluchzend: Wir brauchen ſie nicht. — Edmund ſah ich an dieſem Tage müßig ſeine Spielſachen betrachten, lauter formloſe Trümmer, die er ſorgſam auf einem Tiſche zuſammengelegt hatte. — Du wirſt ja jetzt ein ordentlicher Burſche! ſagte ich unbedachtſam. — Der Tollkopf ſah mich unwillig an, fluchte ſo gut franzöſiſch, als wäre er zwanzig Jahre älter geweſen, und warf mit der kleinen Fauſt Alles durcheinander. Iſt er beſeſſen? fragte ich Julien. — Ach nein! Wie Mama krank wurde, ſagte ihm der Vater, warum ſie es ſei, und da hatte er alle ſeine Herrlichkeiten zuſammengeſucht; der kleine Bruder ſollte damit ſpielen. — Sie zeigte mir vor dem Fenſter das berühmte Gärtchen, das ganz unter Waſſer ſtand; der Junge hatte es den Tag vorher unabläſſig begoſſen, um einen ſchönen Strauß zur Taufe zu haben. — Selbſt die alte Ba[illegible]t weiß nicht mehr, wo aus noch ein, ſie vergeht vor Langeweile; ſie hatte auf ſo viel neue Arbeit gehofft, daß ihr die Alltagsgeſchäfte die Zeit nicht mehr ausfüllen. Wie ſie mir den kleinen, nie belebten Leichnam zeigte, machte ſie andächtig das Kreuz über ſeiner blaſſen Stirne; hätte er doch nur ſo lange gelebt, ſagte ſie, um an unſre Blanche einen Gruß mitzunehmen — aber Gott weiß! es war ja nicht möglich! — Dieſer Ausruf hing, wie ich nachher durch Julien erfuhr, mit Gewiſſenszweifeln der ehrlichen Alten zuſammen. Sie hat die Kleine, die in allen ihren Angelegenheiten ihr Beiſtand und ihre Vertraute iſt, gebeten, ihr ein Zettelchen an einen unbeeidigten Prieſter in der Nachbarſchaft aufzuſetzen, um für die Seele des Kindes, das ohne Taufe ſtarb, einige Meſſen leſen zu laſſen; ſie hat zu dem Behuf eine für ihre Armuth anſehnliche Summe beigelegt. Julie erzählte mir dies mit dankbaren Thränen; aber betrübt ſetzte ſie hinzu: Ach, ſie iſt glücklich, ſo etwas thun zu können — ich wollte, der arme Kleine hätte nur ein Bißchen gelebt! Wenn er Erde ſein wird, bleibt uns ja gar nichts von ihm. — Des Kindes Begriff rührte mich unendlich; ich hätte gewünſcht, daß Charlotte gegenwärtig geweſen wäre, um ihn zu berichtigen; ich konnte nichts als die Kleine umarmen und mit ihr weinen. — Nicht wahr, fragte ſie endlich liebkoſend, nicht wahr, Adele, um Blanchen weinſt Du auch lieber?

Geſtern fiel ein ſonderbarer Auftritt vor. Es war am frühen Morgen ein fürchterliches Gewitter geweſen. Wie es immer zunahm, ging ich auf Charlottens Zimmer — denn ſie hat mir jetzt erlaubt, einige Tage bei ihr zu bleiben. Vor den düſtern Wolken war der Anbruch des Tages nicht zu bemerken, das wilde Getöſe in der Luft übertönte den Donner, und bei dem Lichte einzelner Blitze ſahen wir, wie der Wind die zerſplitterten Zweige der ſchönen Pfirſich- und Granatbäume gegen die Fenſter geſchleudert hatte. Wie der heftigſte Sturm vorbei war, trat Babet mit drei prächtigen Orangen herein, die ſie Charlotten auf das Bett legte. — Woher ſind dieſe? fragte ich. — Blanchens Baum liegt an der Wurzel gebrochen im Sande. Da — ſie drückte einige Büſchel Blumen an ihre ehrliche Bruſt — die ſollen ſie mir in den Sarg mitgeben, es iſt das Letzte von unſerm Engel! Alles Übrige von dem lieben Bäumchen iſt zerſchmettert. —

Charlotte war ſo bewegt, daß ich für ihre Geſundheit zitterte, und Julie flog, trotz der fortwährenden Blitze, zu den Reſten des Baumes. — Sie erinnern ſich der drei Bäume am Eingange der Laube; Julie hatte ſchon den Platz eines vierten für den Neugebornen beſtimmt! — Der Himmel klärte ſich auf, das Wetter ward himmliſch ſchön. Schon ein Paar Mal hatte meine Schweſter nach Julien gefragt. Die Kleine iſt ihre Krankenwärterin, und verläßt ſie ſonſt nie; ich mußte mich jetzt ſelbſt wundern, daß ſie die Mutter auf einen Trank warten ließ, den ſie ihr um dieſe Stunde einzugeben hatte. Doch verbot mir Charlotte, ihr Vorwürfe zu machen, bis wir die Urſache ihrer Abweſenheit entdeckt hätten. Endlich trat ſie erhitzt in das Zimmer, und brachte mit der geſchäftigſten Liebe den Trank an der Mutter Bett. Sie hatte ſich umgekleidet; ich ſah, daß ſie geweint hatte; ich ſah an Charlottens Blicken, daß ſie mehr errieth. Meine Schweſter entdeckte mir nachher das Geheimniß. Julie war durch eine natürliche Ideenverbindung auf die Beſorgniß geführt werden, der Sturm, beſonders der Regenſtrom am Hügel hinab, möchte die Roſenſtöcke auf Blanchens Grabe auch entwurzelt haben, und ſo hatte ſie den erſten Augenblick ergriffen, um mit Babet das Heiligthum zu beſuchen. Aber es war unbeſchädigt, nur der kleine Hügel mehr eingeſunken. — Ach, Charlotte, ſagte ich zu meiner Schweſter, hüte das Kind vor dem Beſchäftigtſein mit den Todten — —

Meine theure Freundin, ich hoffe, ich bin nur thörig — ich weiß Ihnen nicht zu wiederholen, was Charlotte antwortete, aber ich wollte — um Vieles wollte ich, ſie hätte anders ausgeſehen bei ihrer Antwort. — Doch ſie iſt ja wohl, ſie iſt ſchwach, aber ohne Fieber — nicht wahr, ſie iſt nur ſchwach? Mein Mann verſichert mir's. O wäre mein Schwager nur nicht ſo ſanft ruhig! Ich mag es jetzt nicht ſehen, wenn er ſeinen Kindern liebkoſt; es iſt mir immer wie eine Gruppe auf Charlottens Grab — die treue Henne verblutete über den nackten Jungen! — —

7.

Dieſelbe an Dieſelbe.

Meine Schweſter hat Ihnen, glaube ich, auf Ihren langen Brief, den ſie einige Tage nach ihrer Niederkunft erhielt, endlich geantwortet. Wird ſie Ihnen Sicherheit und Ruhe wegen der Fortdauer unſers Familienglückes gegeben haben? — Ich weiß nicht, welcher Geiſt uns umſchwebt, er iſt erhebend und ſanft, nicht glückzerſtörend. Es iſt mir manchmal, als wäre die Stille, welche Blanchens überirdiſches Weſen um ſich her verbreitete, unſre gewöhnliche Exiſtenz geworden. Neulich ſaßen wir ſo zuſammen; unſre Männer laſen; Julie legte getrocknete Pflaumen in ſaubere Käſtchen — (ſie beſorgt dieſes Jahr den Obſtverkauf) — Edmund flocht mühſelig an einer Binſentaſche; ich hielt meinen Knaben, ziemlich das einzige Bild von ſorgloſem Leben unter uns, und auch der zerrupfte eben ſtillſchweigend Blumen — mir ward Blanche ſo gegenwärtig, daß ich meine Augen unwillkürlich nach dem Winkel richtete, wo ihr Tiſchchen ſtand. — Ich wollte, ſie wären dort nicht auf Charlotten gefallen, deren Blick liebevoll auf uns ruhte! Ach, meine Freundin, ſie allein ſcheint unſre Stille nicht zu fühlen, nicht zu fürchten — —

Es war dieſer Tage Jahrmarkt in unſrer Stadt. Wir gingen alle aus, um das Gewühl mit anzuſehen; die Kinder hatten ein Geſchenk an Geld erhalten, das ſie nach Gefallen verthun durften. Wir ſtanden bei dem Laden eines Bilderhändlers, und ich ſah, daß Julie einen Kupferſtich, den ich nicht erkennen konnte, mit vieler Aufmerkſamkeit betrachtete. Andre Gegenſtände zerſtreuten mich, bis ich eine ſehr niedliche Landſchaft fand, die ich Julien zeigen wollte. Ich ſah mich nach ihr um, und fand ſie zu meiner Verwunderung noch bei jenem Kupferſtiche; mit rothen Augen, die ſie mir verbergen wollte, kam ſie auf meinen Wink zu mir. Was hatteſt Du dort, meine kleine Schweſter? fragte ich ſie ſchmeichelnd. Leiſe, weil ihre Mutter neben uns ſtand, antwortete ſie mir: Ich will Dir's nachher zeigen. — Sie nahm einen Augenblick wahr, wo Charlotte in einen benachbarten Laden ging, und führte mich vor den Kupferſtich. Er ſtellte das Wiederſehen zwiſchen Eltern und Kindern beim Eintritt in jenes Leben vor. Im Vordergrunde umarmte eine Mutter ihren eben anlangenden Sohn; zur Seite hielt eine andre ihre wahrſcheinlich mit ihr entſchlafenen Zwillinge in den Armen; die Hauptgruppe bildete ein Elternpaar, das ſeinen drei ihm vorausgegangenen Kindern entgegenſchwebte.

Die Kleine deutete ſprachlos mit einer Hand auf das Bild, und die andre, welche die meinige feſthielt, zuckte von ahnungsvoller Rührung. Ich war ſehr erſchüttert. Jetzt kam mein Mann, warf die Augen von Juliens naſſem Blicke und zitternden Lippen auf den Kupferſtich, und uns umfaſſend, ſtreichelte er ſanft des holden Mädchens Wange. — Onkel, das iſt wol ſehr theuer? fragte ſie jetzt furchtſam, und hielt ihr armes Beutelchen in der einen Hand. Er erkundigte ſich nach dem Preiſe, und kaufte, zu Juliens herzlichſter Freude, den Kupferſtich. — Sieh, Julie, ſagte er, ſo oft Du zu uns kommſt, kannſt Du ihn beſehen; aber der Mama mußt Du nicht viel davon erzählen: das verſtehſt Du wol. —

Ich konnte mich nicht erwehren, ihn heimlich auszuſchmälen. — Dieſer ſchwermüthige Hang thut mir ſo weh an meinem Lieblinge! Charlotte iſt doch gewiß nicht daran Schuld — ich ward ja ſo heiter und froh unter ihren Augen, und ſie war nicht anders mit mir, als mit ihrer Julie. Gelacht hat ſie wenig bei mir, aber ſie bewies mir oft die Nichtigkeit meiner Thränen, und da blieb mir ganz natürlich Zeit genug zu Freude und Genuß übrig. Daß ſie dem trüben Hange bei unſrer Julie entgegenarbeitet, erkenne ich auch an; aber ich dächte, ihre eigene Vernunft erſchiene ſeit einiger Zeit in ernſterem Gewande als ſonſt. — Ich will verſuchen, Ihnen mehr von uns zu erzählen, obwol, was ich am innigſten auffaſſe, durch meine zerriſſene, weitſchweifige Darſtellung ſehr verlieren muß. Ich war ja nie getrennt von meiner Charlotte, und liebte außer ihr nur Sie — wo hätte ich lernen ſollen, Briefe zu ſchreiben?

Sie ſchien ſich genug erholt zu haben, um mich bei dem herrlichen Wetter nach meinem Gütchen begleiten zu dürfen. Wir waren allein mit den beiden Kindern. Sie hatte mir ruhig gemeldet, daß ſie Blanchens Grab beſuchen wollte im Vorbeigehen. Wir wußten wohl, daß Babet und Julie es mit Roſen bepflanzt hätten, aber ſo duftend von Herbſtblumen es zu finden, hatten wir nicht vermuthet. Wir ſtanden um den kleinen Hügel, der, vom glühenden Lichte der Herbſtſonne erleuchtet, auf dem öden weiten Kirchhofe wie ein Blumenſtrauß lag. Edmund war ſeit dem Tode ſeiner Schweſter noch nicht hierher gekommen; er ſchien Anfangs ſcheu; bald aber ſah ich an dem Einbug ſeiner ſchwarzen Augenbraunen über den großen Augen herab, daß ſein Köpſchen arbeitete — Mutter, rief er endlich, ich möchte hier graben, ob ich meine Blanche fände. — Ich ſchauderte. Charlotte ſah ihn beſonnen und unendlich heiter an. Was hier unten von Deiner Blanche hingelegt ward, ſagte ſie, würdeſt Du kaum mehr finden — die ſüße Blanche, die wir hatten, iſt nicht mehr hier. — Wo iſt ſie? — Um uns, hier in dieſen Blumen, in dieſen Thautropfen, die die Sonne trinkt, überall in der Natur. Wie ſie uns genommen ward, erhielt die ganze Natur ſie zurück — dieſe hier um uns erhielt den Körper, den wir vermiſſen; eine höhere, ſchönere, die wir jetzt nicht kennen, das Leben in ihr, mit welchem ſie uns liebte, das wir einſt wiederfinden, wenn wir auch zu Blumen und Thau geworden ſind. — Wo finden wir das wieder? — Ich weiß nicht, aber gewiß da, wo es wieder Leben ſein kann, wie ihr Staub hier mit dieſer Erde Staub ward, und dann Blumen und Thau werden konnte, alſo im Elemente des Lebens, wie hier im Elemente des Staubes. — Darf ich ſo eine Blume von meiner Blanche pflücken? — Die Mutter winkte bejahend. — Er ſuchte am Grabe, und entdeckte noch eine ſpät gediehene Monatsroſe, die ſich bleich und zart unter den Blättern verbarg. — Ach, Mutter, die iſt von Blanchen! Du ſagteſt ja oft zu ihr: Meine zarte Knospe! — —

Doch genug! Charlotte blieb ruhig, blieb heiter, indeß Julie und ich hinter dem Roſenſtrauche vor Schmerz und Wehmuth zerſchmolzen.

Abends ſuchten wir Julien, die ſich ſchon eine Weile verloren hatte. Durch die Glasthüre ſahen wir ſie endlich in meines Mannes Zimmer ſitzen; ſie hielt einen Bleiſtift, und hatte den erwähnten Kupferſtich vor ſich aufgeſtellt. Charlotte winkte mir, trat in das Zimmer, und ſetzte ſich mit ihrer Arbeit in der Hand neben den Tiſch, an welchem die Kleine beſchäftigt war. Zeig' mir doch, Julie! ſagte ſie unbefangen, und nahm den Kupferſtich in die Hand, während das ertappte Mädchen ſich in der größten Verlegenheit befand. Sie betrachtete das Bild lange mit nachdenkendem Blicke. — Gefällt es Dir, meine Liebe? fragte ſie. — Es gefällt mir ſehr, ich weiß aber nicht, ob es ſchön iſt, antwortete die kleine Liſtige, mit verſtellter Gleichgültigkeit, denn ihre großen Augen ſchwammen.

Der Stich iſt ſehr ſchön, ſagte Charlotte, auch die Zeichnung iſt ſchön — aber der moraliſche Begriff iſt ſehr fehlerhaft, ſehr grob.

Julie erröthete.

Du verſtehſt doch meinen Ausdruck?

Die Worte, ja — ich verſtehe auch einigermaßen, daß dieſes eine bloße Vorſtellung — daß es wie ein gemaltes Gedicht iſt — aber warum Du es unmoraliſch nennſt —?

Nicht den Kupferſtich nenne ich ſo, mein Kind, aber dieſe Vorſtellungsart, weil ſie vor der geſunden Vernunft nicht beſteht, nur vor der ungebildeten Einbildungskraft, die ſich mit der Sehnſucht nach Denen, die wir liebten, beſchäftigt. Was unſere Vernunft aber nicht bewährt findet, kann uns früher oder ſpäter durch Zeit und Umſtände entriſſen werden, und wir wiſſen nicht, was wir an deſſen Statt erhalten, und können dann ſehr troſtlos bleiben.

Ich verſtehe Dich nicht mehr, Mutter.

Höre mich alſo an, mein Kind, und ſei recht aufmerkſam. Alles, was uns Wichtiges im Leben begegnet, alle unſre ſchönſten Freuden und unſre tiefſten Schmerzen, Alles führt uns über die Grenzen dieſes Lebens hinaus, und läßt uns dort die Erklärung des Unbegreiflichen um uns und in uns ſuchen. Eins unſerer erſchütterndſten Gefühle iſt natürlicher Weiſe der Abſchied, auf den hier kein Wiederſehen folgt; es muß lebhafter als jedes andere auf jenes Daſein verweiſen, wo wir, wie hier, die erſte Bedingung unſers Glückes in die Gegenwart unſerer Geliebten ſetzen. Sehr wichtig iſt es alſo, eine Sehnſucht, eine Erwartung, eine Überzeugung, die uns ſo oft beſchäftigen muß, mit unſerer Vernunft in die möglichſte Übereinſtimmung zu bringen, damit ſie durch keine etwanige Entwickelung unſerer Vernunft je zerſtört werde. Geſchieht dieſes, ſo gerathen wir in den traurigen Fall mancher Menſchen, von denen ich zuweilen mit Dir ſprach, wenn wir mit einander über andere Punkte unſerer moraliſchen Beſtimmung nachdachten; unſer Glaube wird von der Vernunft geſtürzt, und die Fortſchritte, die ihn niederriſſen, geben unſerm bedürftigen Herzen den Troſt nicht wieder, den es an ſeinem Glauben verlor. So laß uns denn ſehen, ob die Idee, die in dieſem Bilde herrſcht, vor den reineren Begriffen von unſerm moraliſchen Weſen, von der ſüßen Gewißheit, die Du und ich haben, unzertrennlich zu ſein, über Tod und Grab hinaus unzertrennlich zu ſein — ob ſie mit dieſen Begriffen ſich verträgt. —

Sie hielten jetzt in verſchlungener Umarmung das Blatt vor ſich. — Du ſiehſt hier, ſagte Charlotte, ... zehn Menſchen, die in menſchlicher Geſtalt, mit menſchlichen Empfindungen, menſchlichen Gewändern ſogar, in einem Daſein vorgeſtellt werden, von dem wir nichts wiſſen, als was es alles nicht ſein kann, weil wir wiſſen, es könne von Dem, was wir hier kannten, nichts ſein. Nur der Zweck iſt uns hier vor Augen: Fortſchritt in der Vollkommenheit. — Sieh nun aber hier dieſe Kinder — Charlotte zeigte auf die Gruppe in den Wolken — ſie mußten ihren Eltern lange vorausgehen; findeſt Du es wahrſcheinlich, daß ich — laß uns alſo dieſe Körperform auch nur als Sinnbild denken — findeſt Du wahrſcheinlich, daß mir meine Blanche, die wir hier von Monat zu Monat denkender, entwickelter ſahen, dort, wo ihr leidender Körper ſie nicht mehr drückt, noch als meine kindiſche, beſchränkte Blanche entgegenlallen wird? — Wenn ihr Körper, in tauſend Atome aufgelöſt, uns nach wenigen Monaten heute in der Roſe auf ihrem Grabe ſüßen Wohlgeruch brachte, in verſchönerter Form vielfach wie ſeine vielfachen Beſtandtheile aus der Hand der Natur wieder hervorgeht, ſollte ihr Beſtes, ihr Edelſtes, der einfache Beſtandtheil ihres Weſens, ſollte ihre Seele von den Feſſeln, die ich hier abfallen ſah, dort noch zurückgehalten ſein? Ich aber rückte indeſſen fort auf der Geiſterbahn, ich ſuchte täglich mich beſſer zu machen durch Erfüllung meiner Pflichten — und entfernte mich ſo von meiner Blanche, und könnte ſie dort nicht finden? Oder möchteſt Du die Bürger jener Welt wieder aus ſo ungleichartigen Theilen zuſammenſetzen, wie die der unſrigen — ſo daß ſie nur ein neuer Tummelplatz alles des Übels wäre, das aus dieſer Ungleichartigkeit und aus den Leidenſchaften, den Schwächen, die ſie hervorbringt, beſteht? Ich weiß freilich kaum, wie man unſere Begriffe von jenem Leben ſinnlich darſtellen kann, ohne die geläuterte Vernunft zu beleidigen. — Ganz etwas Anderes war es, das begreifſt Du wol, meine Julie, wenn wir zuſammen Abbildungen von den elyſiſchen Gefilden ſahen; die ſuchte die Phantaſie der Alten gleichſam nur wieder auf Erden, ſie zauberte ſich da nur den ſchönſten Schauplatz und die ſchönſten Bedingungen des Erdenlebens zuſammen. — Dieſer kindiſche Traum genügt uns aber nicht; wir kennen eine hohe, ſichere Beſtimmung, deren Ziel in der Unendlichkeit verborgen iſt, zu welcher wir aber in Allem, was uns umgibt, Mittel erkennen — ſie heißt Vervollkommnung, das Ziel Vollendung .... O meine Julie, laß uns danach ſtreben, ohne ſo wehmüthig den Blick auf dieſe Scheidewand zu heften, hinter welcher uns andere Mittel zu derſelben Beſtimmung verliehen ſein müſſen! So gewiß in dieſem weichen Herzen — ſie hielt das ſchluchzende Mädchen an ſich gedrückt — eben ſolches Blut fließt, wie in meinem müden Buſen, ſo gewiß aus meinem Staube einſt Roſen entſprießen werden, wie auf dem Grabe meines entflohenen Engels — ſo gewiß alſo Staub und Staub ſich gleichen, ſo gewiß gleichen ſich auch Geiſt und Geiſt, die den Staub einſt belebten — und wie dieſe ähnlichen Staubtheilchen ſich ſammeln, um neue Geſtalten zu bilden, als Blumen oder Gras, eben ſo, meine Julie, laß uns denken, daß unſere Geiſter dort einſt zuſammenkommen und immer ähnlich in neuer Wirkſamkeit wieder fortſchreiten werden. Möge dann auch unſere Vernunft uns den Beweis abfodern, daß es ſo ſein werde — wir brauchen ihr nur den Beweis abzufodern, daß es nicht ſo ſein werde, und muß ſie uns den ewig ſchuldig bleiben, ſo heißt ſie uns ſelbſt, uns nie von einander zu trennen oder zu entfernen durch ungleiche Fortſchritte in dieſer Natur. — Ich gelobe Dir feſt, fortzuſchreiten im Guten, was ich begreife, damit ich meine Blanche ereile in jenem Leben, von welchem ich eine ſo beſchränkte Vorſtellung mir nicht machen kann. Gelobe Du mir, neben mir zu wandeln, und bei jedem, auch dem kleinſten Schritte Deines Lebens, zu denken, jetzt, er führt dich zu Blanchen, und dann, er führt dich zu mir. — Sieh, Julie, das iſt der Werth des Lebens, das iſt die Nichtigkeit des Todes, das iſt die himmliſche Ausſicht, die von Bildern wie dieſes entweiht und getrübt wird, weil Bilder wie dieſes uns an kleinlichen Banden unter allen den irdiſchen Erſcheinungen zurückhalten, von denen wir doch die ſinnliche Überzeugung haben, daß ſie bei unſerer Auflöſung vor uns verſchwinden. — — —

Ach, ſo ernſt ſah ich ſie noch nie die kindiſche Vernunft ihres Mädchens behandeln! — Glückliche Julie! Eine Stunde darauf ſang ſie heiter und lieblich, auf der Mutter Bitte, mit Edmund, der ihr von einem Baume Obſt zuwarf, das Duett aus Paul und Virginie. Ich bin nicht mehr Kind wie ſie, bin nicht ſtark wie Charlotte, und mich durchſchaudert die unerſchütterliche Ruhe, mit welcher ſie ſeit ihrem Kindbette mit Julien von Tod und Unſterblichkeit ſpricht. — —

8.

Von Charlottens Gemahl.

Meine troſtloſen Geliebten um mich her haben mir die Pflicht ſtreitig gemacht, Ihnen, geehrte Frau, zu ſagen, daß mein Weib neben ihrem entſchlafenen Lieblinge ruht — ihre Schonung iſt falſch; Charlottens Andenken wäre beſchimpft, wenn mein Schmerz ſolcher Schonung bedürfte. Seit Blanchens Tode entſchloß ich mich, dieſe Trennung zu denken — als mir mein Weib nach ihrem unglücklichen Kindbette entdeckte, daß ich ſie denken müſſe, hatte ich meine Einbildungskraft ſchon ſo abgeſtumpft, daß meine Kinder den Übergang zu der fürchterlichen Überzeugung, ihre Mutter ſei dem Grabe geweiht, nicht bemerkt haben. —

Meinem Leben bleiben Pflichten und Bewußtſein; das Glück nahm ſie mit in ihre ſtille Wohnung — das ſtille, unausſprechliche Glück, das ſie mir gab. Sie ſtarb mit der Zuverſicht, ich würde ihr in ihren Kindern das Denkmal erhalten, deſſen Gründung das ſchönſte Geſchäft ihres Lebens war. Was mir alſo unmöglich ſcheint, woran Alle zweifeln, die uns kannten, gelobe ich auch Ihnen, die Sie Charlotten kannten und unſre Liebe: ich will leben, will Vater und Bürger ſein.

Von Adelen.

Er hat Ihnen alſo geſchrieben? Wir ſind Waiſen! — wir Alle, denn Er, der arme Muthige, iſt hülflos wie ein Kind, um wieder in das Leben zu treten — ach, und hat nicht den Kinderſinn von uns andern Waiſen, ſeinen Schmerz in lauten Klagen zu äußern! Er hat nichts vor uns voraus, als daß er vielleicht zehn oder fünfzehn Jahre weniger ohne ſie leben wird. —

Doch fürchten Sie nichts von meiner Verzweiflung. Sie, die nur für unſer Glück lebte, hat mir auch die letzte Wohlthat, ſie beweinen zu dürfen, bereitet. Noch ehe mir meine finſtere Ahnung erklärt ward, beredete ſie mich, mein Kind zu entwöhnen. — Dort ſpielt der Glückliche, und will meine Thränen hinweglächeln. Deine Unwiſſenheit wird nicht dauern, Du wirſt um ſie weinen, und ſie ſegnen, wie ich, Du wirſt erfahren, daß Alles, was Du an Deiner Mutter liebſt, ihr Werk, ihre Gabe iſt. — O, der Aberglaube jener Völker, welche große Menſchen zu Göttern erhoben, war ein ſchöner, menſchlicher, unvermeidlicher Aberglaube! Iſt Charlotte nicht eine Gottheit, ihr Andenken nicht eine Religion für uns? Sie hat uns eine Brücke in jene Welten geſchlagen, ſie hat ein fühlbares Band zwiſchen uns und dem Weſen geknüpft, zu dem ſie ſich aufſchwang. Sie beſiegelte ihre Lehren durch ihren Tod, denn wir unterwerfen ſelbſt unſern Schmerz der Erfüllung unſerer Pflichten, weil ſie es gebot. — Aber das iſt ſchwer — o, es iſt ſchwer, nach ihr leben zu wollen! Ich liebkoſe meinen Charles, ich ſuche meinen Mann auf, um noch leben zu wollen — und wenn ich ihn weinend finde, und wir zuſammen weinen, ſo kann ich es wollen, ſo fühle ich mich nicht ganz vernichtet ohne ſie —

Sie hatte es uns nicht geſagt, daß eine Folge ihres Kindbettes, vorbereitet durch Kummer und Wachen während Blanchens letzten Lebensjahres, ihre Tage unvermeidlich abkürzen würde. Doch ſo nahe war ſie dem Ziele noch nicht, als ein ſchrecklicher Zufall ihr Ende beſchleunigte.

Die Weinleſe machte mein kleines Landhaus zu einem frohen Aufenthalt. Charlotte war mit ihren Kindern bei mir. Da ſtand ſie an einem Sonntage während des Gottesdienſtes unter unſerer Thüre; unſere Männer waren in der Stadt, der Knecht in der Meſſe, ich ſaß mit den Kindern hinten im Garten und reihte Trauben zum Wintervorrathe auf. — In dieſem Augenblicke kam ein kleiner Wagen den Weg herab, ein Mann aus einem benachbarten Dorfe fuhr mit ſeinem Weibe und ihrem ſäugenden Kinde zu dem Herbſtfeſt bei Verwandten in die Stadt. Der Elende hatte unterwegs in einem Wirthshauſe getrunken; man hatte ihn dort gewarnt, ſein Pferd beſſer zu regieren; wie er abfuhr, hatten die Bauern ſchon zu der Frau geſagt, er würde ſie unglücklich machen. — Nun war das Pferd wirklich durchgegangen, der Führer hatte den Zügel verloren; indem er ihn aufhaſchen wollte, war er zwiſchen Deichſel und Rad gefallen, und wurde geſchleift. Charlotte ruft vergebens um Hülfe, jetzt naht ſich das Pferd dem ſteilen Abhange von unſerm Hauſe aus; Charlotte ſieht nichts als den unvermeidlichen Tod des Mannes, die Gefahr des Weibes, die, mit ihrem Kinde im Arme, im Boden des Wagens ohnmächtig lag; ſie ſpringt dem Pferde entgegen, hält ihm mit der einen Hand ihre ſchwarze Schürze vor, und reißt mit aller angeſtrengten Kraft der andern die Zügel zurück. Das Thier ſtand — Charlotte hatte drei Menſchen gerettet, und ſich uns entriſſen!

Die Erſchütterung und Anſtrengung aller ihrer Kräfte zeigte die fürchterlichſten Folgen. Nach neun Tagen waren Leiden und Schmerz vorüber, der kalte Brand war erklärt, und ſie erwartete den nahen Tod. — O, ihre unausſprechlichen Thränen an dem Halſe ihres Gatten! Ihre rührende Bitte, ihr noch einen Augenblick den Genuß des ſchrecklichen Scheidens zu laſſen! — Dann, hoffte ſie, ſollte ihr die gütige Natur noch die wohlthätige Stärke geben, die ſie zur Heiterkeit in ihrer letzten Stunde brauchte. — Jetzt ſtärke Du mich, mein Geliebter, ſagte ſie zu ihrem verſtummenden Gatten; Du bekämpfteſt mit mir ſo manches Fürchterliche, wir halfen uns im Leben — hilf mir nun im Tode! — — — Ich heuchelte nie Stärke, meine Lieben, ſagte ſie wieder, ich hatte ſie, und ich werde auch ſterben können; dieſen Schmerz zahle ich dem geliebten Leben, das ich mit Euch lebte; nachher wird mir wohl ſein. Ohne dieſe Stunde des Schmerzes wäre meine Stärke nicht Tugend, ſie wäre nur Temperament geweſen. — — Sie ſprach nun noch von ihren Kindern, von ihren Angelegenheiten, und ihr Verſtand drängte das liebende Herz in ſeine Grenzen zurück. Sie ſprach ſehr ruhig, endlich auch von ihres Edmunds künftigem Schickſale, und ſeiner Beſtimmung als Bürger unſers freien Landes. — O meine Charlotte, Dein geliebter Mund brauchte nicht auf ewig zu verſtummen, damit ſeine Lehren zu heiligen Sprüchen unter uns würden! Oft begriff ich's nicht recht, wie ſie, von bürgerlichen Leiden gedrückt, am Krankenbett ihres Kindes, mit Sorgen ſo mancher Art umgeben, beim Geſpräche mit ihrem Manne über ſeine öffentlichen Geſchäfte wieder lebendig ward, oder wie ihre überwachten Augen von neuem Feuer funkelten, wenn am frühen Morgen die Kriegsmuſik abziehender Truppen unter ihrem Fenſter erſchallte. — Auch jetzt war es, als göſſen jene Gedanken noch einmal der erlöſchenden Flamme Nahrung zu. Nicht um ein frodes Leben, wie Du es mit mir lebteſt, bitte ich Dich — ſo ſagte ſie zu ihrem Manne — ich weiß, daß Deine Freude mit mir verſtummen wird; laß aber Deine Jugend von dem Schmerze nicht leiden; erinnere Dich, wo ſie ermatten möchte, erinnere Dich Deſſen, was ich Dir in Deinen Armen oft ſagte, was Du als das ſchönſte Pfand meiner Liebe aufnahmſt — daß Vaterlandsgefühl das höchſte, feurigſte Gefühl meiner Bruſt war, daß dieſes Gefühl meine Liebe adelte, und mir Kraft zu meinen Pflichten gab — pflanze dieſes Gefühl in dieſen theuern Geſchöpfen fort! Sie legte ihre Hand auf Juliens Kopf; dieſe lag, in ihren Schooß ſich verhüllend, zu ihren Füßen. — Alle andere Bande können gelöſt werden, die Hälfte Deines Herzens zerfällt jezt in Staub — jene bleiben Dir, Dir bleiben die Pflichten für ſie, und in ihnen bleibt Dir Beruf zum Leben.

Nun reichte ſie nach ihrem Sohne, den ich auf meinen Armen emporhob, und umſchloß ihn und ihren edeln Gatten, der, von ihrem Muthe begeiſtert, jezt durch keinen Schmerz ſie ſtörte. Sie drückte ihren Mund auf ſeine, dann auf Edmunds Stirne; der Knabe war ſtumm, und glühte von Erſtaunen und ſchrecklicher Ahnung. — Bleibe ſein Beiſpiel — werde Du ſein Lohn. — Sie drückte den Knaben an ſich, und ſank ohnmächtig zurück. — —

Und ich? — Ich konnte dieſes ſchreiben, ich konnte jenes überleben! So lange ſie ſprach, mit der leiſen Stimme, in deren Ton doch unbegreiflicher Ausdruck lag, riß ſie mich fort in dem Fluge ihrer himmliſchen

Seele. Ich vergaß meiner ſelbſt, ſah und hörte nur ſie, hätte die Welt, von welcher ſie ſchied, huldigend zu ihren Füßen zu ſehen gewünſcht, faßte zum erſten Male lebhaft, was jenes hohe Gefühl ſei, das in ihrem Herzen, neben uns, über uns, die Erſtarrung des Todes bekämpfte. —

Doch wie ſie nun ſchwieg, wie ihre Arme langſam herabglitten von dem Arme des Gatten, wie ſie hinſank, wie Edmund in kindiſcher Verwechſelung der Begriffe durchdringend: Blanche! rief — und durch das ganze Zimmer ein fürchterlicher Seufzer wiederhallte, der aus unſer Aller Bruſt hervorſtieg, den nur die Ehrfurcht gegen die Todte verhinderte, Gebrüll des ſinnloſen Schmerzes zu ſein — — O, ich bin nicht mehr die frohe, kindiſche Adele, ich bin bei dem Anblicke jener blaſſen, kalten Geſtalt um zehn Jahre älter geworden; meine Jugend iſt in den zwölf Stunden ihrer Todesangſt, ihrer ſinnloſen Ruhe, in dem Augenblicke — dem theuern letzten Augenblicke, wo noch einmal ihr Blick uns ſeelenvoll ſuchte und dann auf immer verloſch, auf immer verblüht!

Und nun iſt es, als liebten wir Alle uns inniger; ihr Platz iſt leer, und wir ſind näher zuſammengerückt. Julie war noch Kind genug, um, mit dem Schmerze des Augenblickes beſchäftigt, ſich nicht deutlich den Tod zu denken; ihr junges Herz ſchwankte zwiſchen Begeiſterung, Trauer und Hoffnung. — Wie Alles vorüber war, erlag ihr Körper; ſie war einige Tage krank; jetzt hat ihr der Vater im Namen der Mutter ſo viele ernſthafte Geſchäfte aufgetragen, daß ihr Gemüth gewiß gerettet iſt. Mein Schwager hat uns gebeten, bei ihm zu wohnen. — — — Charlotte ließ dieſen Punkt gegen ihn unberührt, aber zu mir ſagte ſie: Bis er wieder heirathet, oder wenn er keine zweite Gattin wählt, hilfſt Du Julien meine Fürſorge erſetzen.

Armes Weib, die Du in ihre Stelle träteſt — würdeſt Du ihm etwas Anderes ſein, als ein demüthigendes Denkmal ſeines Verluſtes?

II.

Die Jugendfreunde.

Nach der eilften Stunde des letzten Jahrtages 18.. klopfte ein Fußgänger an das Herrenhaus in Werdach, das aber, ſeit es ein *häuſer Kammergut geworden, der Erbpachter bewohnte. Es war ſtürmiſch-kaltes Wetter; aus dem einzigen Zimmer, aus deſſen Fenſter noch Licht ſchimmerte, eilte ein männlicher Fußtritt herbei, die Thüre zu öffnen. Wilhelm, ſo hieß der Erbpachter und Hausbewohner, leuchtete dem Anklopfenden ſtark ins Geſicht, wie ein Hausvater in ſo einer Winternachtsſtunde einem Fremdlinge wol thun darf; er erblickte eine mit Schnee bedeckte Pelzmütze, einen von Reif ſtarrenden Schnurrbart, ließ das Licht fallen, weil er beide Hände und Arme zu etwas Beſſerem brauchen mußte, und drückte den Schneemann mit einem lauten: Heinrich! Heinrich! und dann gegen die Treppe gerichtet: Liebe Nanny! Heinrich! — an ſeine Bruſt. Nanny war im Mondlicht ſitzen geblieben und flog nun die Treppe hinab, fand ſich plötzlich von ein Paar bereiften und ihres Gatten Armen umfaßt, und obſchon ihr das im Finſtern nicht recht heimlich vorkam, wußte ſie wohl, ſie ſei in Freundes Arm, denn Heinrichs Beſuch war ſchon ſeit langer Zeit, freilich aber nicht beſtimmt heute Abend, erwartet.

Wilhelm, Heinrich und Armand hatten ſich in Dillenburg auf der Forſtſchule gefunden, zuſammen in Göttingen ſtudirt, und ſich Treue und Freundſchaft geſchworen bis zum Tode. Armand, aus einer elſaſſer Familie, nahm *häuſer Dienſte und ward Oberforſtmeiſter in Werdach. Wilhelm, der nach ihm ſeine Studien vollendete, zog ihm nach und ſuchte den Erbpacht der *häuſer Kammergüter in Werdach, nur um in der Nähe eines Jugendfreundes zu leben. Er fand Armand als glückſeligen Bräutigam eines ſchönen, wohlhabenden Mädchens der benachbarten kleinen Reſidenz, der ſtolzeſten Blume eines lieblichen Kranzes, der drei Jungfrauen ſeit ihren Kinderjahren in eben ſo innigſter Freundſchaft vereinte, wie Armand mit ſeinen Gefährten es war. Wilhelms treues Gemüth eignete ſich das Glück ſeines Freundes ſo herzlich zu, daß er ſogleich die Nothwendigkeit einſah, eine zweite der freundlichen Blumen jenes Kranzes zu ſeiner Gattin zu wählen, und die dritte heilig aufzubewahren für Heinrich, der, als geborner *häuſer Unterthan, von ſeinem Vater dahin zurückzukehren beſtimmt war. Seine Wahl zwiſchen Aline und Nanny war bald beſtimmt. Aline, war er überzeugt, würde mit ihrem leichten Sinne, mit der Anmuth, die ſie den gewöhnlichen Dingen im Leben anzubilden wußte, dem unruhigen Geiſte, dem genialen Streben, dem gewaltigen Wollen ſeines Heinrichs ein wohlthätiges Gegengewicht geben, indem Nanny's freundliche Beſcheidenheit und innige Güte ihm den Muth einflößte, ſich die ſchöne und bewunderte Städterin zur Gefährtin ſeines Landlebens zu erbitten. Dieſen freundlichen Verhältniſſen war es zuzuſchreiben, daß Heinrich, obgleich er dieſe Gegend ſeit ſeinen Kinderjahren nicht geſehen, alle Einzelheiten dieſes Kreiſes kannte, und nicht ohne Abſicht, ſich mit ihm zu verflechten, bei dem Freunde und ſeiner jungen Gattin anlangte.

Er ſtand nun vor dem lodernden Kaminfeuer in dem kleinen Studirzimmer, ward zehnmal zum Ausruhen eingeladen, und durch neue Unterbrechungen am Niederſitzen gehindert; doch endlich half ihm Wilhelm in froher Zuthunlichkeit den aufthauenden Oberrock abziehen, als die nahe Kirchenuhr Mitternacht ſchlug. Nanny ſetzte ſchnell das Licht, das ſie, ihr Geſinde zu wecken, in der Hand hielt, auf den Kaminſims und faltete die Hände; Wilhelm ließ den Überrock an Heinrichs Schulter niederfallen und faßte ſchweigend deſſen Rechte; Heinrich ſtand ſehr aufrecht, beinahe aufgeſchreckt durch die Bewegung ſeiner Freunde, die er nicht gleich begriff, und ſein glänzender Blick ging von einem fragenden in einen begeiſterten über. So herrſchte tiefes Schweigen in dem kleinen Zimmer, indeß draußen der Wächter ſang: „Er macht' die Sonn' und ſchuf den Mond, das Jahr danach zu theilen, u. ſ. w.“ Unbeweglich hörten die Freunde zu, bis zum letzten Verſe:

„Daß Treu' und Liebe bei uns ſei,
Das, lieber Vater, das verleih'
In Chriſte, Deinem Sohne.“ —

Da ward Nanny's Schluchzen hörbar, ſie wollte, ungewohnt eines andern Zeugen ihrer Empfindung als ihres Wilhelms, vor des neuangekommenen Freundes Theilnahme entfliehen, aber Wilhelm faßte ſie in ſeine Arme und blickte ſeinen Freund mit einem Ausdrucke an, der ihm ſagte: Ich bin ein glücklicher Gatte! —

Und dieſer Blick war nun der Anfang zu dem Geſpräche, was bei einem ſchnell aufgetragenen Mahle bis tief in das neue Jahr hinein dauerte. Zuerſt erwiederte Heinrich Nanny's Verwunderung, ſo unerwartet gekommen zu ſein, mit ſeiner Verwunderung, ſie überraſcht zu haben. Er verſicherte, von Homburg aus Armand's Frau geſchrieben zu haben, daß er mit ſeinen Freunden die Neujahrsnacht zu feiern gedächte. — Eliſe und Armand, unterbrach Nanny, werden Ihren Brief nicht erhalten haben, ſie ſind ſchon geſtern früh zur Neujahrsfeier nach Ehrenberg, wo ein glänzender Ball iſt. — Heinrich fuhr fort: Ich ſchrieb mit Bedacht an Eliſe, weil ich aus Euern Briefen wohl gemerkt habe, daß ſie ein Bißchen förmlich iſt. Ich wollte meinen zweideutigen Ruf vom Genieweſen Lügen ſtrafen; nun denkt nur, wie mir's war, als ich ankomme und das ganze Haus ſchläft! — Aber auch ſo ſpät! und ſo zu Fuß in der Jahrszeit! ſagte Nanny entſchuldigend. — Liebe! das iſt nicht meine Schuld, ich ſaß in einer ſtattlichen Chaiſe, aber anſtatt vor dem Forſthauſe abzuſteigen, wie meine Abſicht war, ward ich, nachdem mich der Poſtillon, des verſchneiten Weges wegen, zwei Stunden umgefahren, eine Stunde von hier herausgeworfen; die Chaiſe war zerbrochen, und weil der Mond ſchien und mich mein Herz und der Jahresſchluß ſpornte, ging ich zu Fuße weiter. Die Thürme des hohen Forſthauſes auf den weißen Schneefeldern zeigten mir ja den Weg. Dann ſtöberte es freilich, und der Mund fror mir zu, aber das war nichts gegen die Kälte im Forſthauſe ...... Und gegen die Wärme hier, unterbrach Nanny, indem ſie ihm die Hand reichte. Wilhelm lächelte ihr zu, und es fand ſich im Geſpräche, daß die beiden Männer Eliſen beſchuldigten, die Wärme ihrer Freunde oft mit einer ſehr kühlen Temperatur ihres Herzens zurückzuſchrecken. Nanny aber, der es am wehſten that, wenn ihre herzliche Wallung mit mehr Höflichkeit als Liebe erwiedert, oder gar mit ruhigem Witz aufgenommen wurde, verſicherte, was Wilhelm Herzenskälte nenne, ſei eine wunderliche Schnelle ihres Verſtandes, der beim Auffaſſen eines Gegenſtandes ihn ſchon in den Zeitpunkt verſetzte, wo ſie ihn mit der Ruhe der Erinnerung anſähe. — Hab' ich nicht eine kleine Philoſophin zur Frau? rief Wilhelm, und küßte der ſchmollenden, erröthenden Nanny die widerſtrebenden Hände — aber Heinrich, finſter dareinſehend, fragte, wie Einer, der unangenehme Antwort erwartet: Und Armand? — Armand iſt treu wie Gold. Du kennſt ſein leichtes Blut, ſeine Lebensphiloſophie und Aufnehmen mit dem Schickſale. Er macht ſich über Eliſens Engherzigkeit keine Täuſchung, achtet ihren klaren Verſtand, ihre Tugenden als Hausfrau, ihre Annehmlichkeit als Geſellſchafterin, verdoppelt ſeine thätige Freundſchaft gegen mich, ſeine Aufmerkſamkeit gegen Nanny, ſo oft er wahrnimmt, daß Eliſe die Jugendfreundin verletzt. — Wilhelm, rief Nanny mit Thränen im Auge, es iſt nicht recht, daß Du in Deines Freundes Phantaſie Eliſens Bild alſo in Schatten ſtellſt. Die Äußerungen der Freundſchaft müſſen ja wol die Form des ganzen Weſens annehmen; Du haſt ja ihre zierliche Sitte, ihren leichten Witz, da ſie noch als Mädchen glänzte, bewundert ...... Recht, Du recording angel *), deshalb ertrage ich ihre Fehler und ehre ihr Gutes; aber ich täuſche mich nicht. Sie iſt ein engherziges Weſen. — Und was macht Aline? fragte Heinrich wieder, immer noch in ſich gekehrt. — O, Aline, erwiederte Nanny raſch und freudig. Aline wird ſich nie verändern, ſie iſt heiter und theilnehmend und thätig. Den ganzen Herbſt war ſie bei uns, half mir Obſt abnehmen und Vorräthe ſammeln — ſie war ſo hübſch wie ein Engel, wenn ſie, ihren kleinen Binſenkorb mit Äpfeln luſtig auf dem Kopfe tragend, einhertanzte. Heinrichs Augen funkelten. Nanny, wenn Sie Alinen werthſchätzen, ſo muß ſie die Eigenſchaften haben, die mich in einer Gattin beglücken würden, ſagte er halblaut, und neigte ſein Angeſicht erröthend vor des Freundes tadelndem Blicke. Nun entſtand ein augenblicklicher Streit, den ein verſtändiges Geſpräch

---

*) Wer „Triſtram Shandy“ las, dem iſt die unvergleichliche Stelle, wo der eintragende Engel Onkel Toby's Fluch mit einer Thräne aus dem Schuldbuche auslöſcht, nicht unbekannt.

beſchloß. Wilhelm ſuchte ſeinen Freund von dem vorgefaßten Entſchluſſe, ſich zu verlieben, abzubringen; er geſtand ihm, ſo lebhaft er dieſe Verbindung bei ſeiner erſten Bekanntſchaft mit Alinen gewünſcht habe, ſo beglückend ſie ihm noch jetzt ſcheine, halte er es doch für eine herausfodernde Keckheit, gegen das Schickſal zu beſchließen, wo man dieſes ſollte walten laſſen. Heinrich ward durch dieſen Einwurf ſehr geſtört. So dachteſt Du nicht ſonſt, ſagte er ſanft vorwerfend; warum nennſt Du jetzt kecke Herausfoderung, was Dir damals kindliche Zuverſicht geſchienen? Wer hat Dich ſo weiſe gemacht? — Meiner Nanny verdanke ich das. Glück macht weiſe...... Aber dieſe Weisheit habe ich Dich nicht gelehrt, rief Nanny. War es nicht zuerſt Dein Gedanke, wie unſre Herzen ſich fanden ...... Fanden! Da nannteſt Du das Wort, unterbrach ſie Wilhelm; laß ſie ſich finden, nicht uns beſchließen, daß es ſo ſein ſoll. — Finden! Beſchließen! ſagte Nanny misbilligend. Willi, iſt's denn nicht wie die Blätter im Kleeblatt? Findet man denn da das dritte Blatt? Es iſt da, es fügt ſich an. — O Du liebes Kind, ſprach Wilhelm, und ſtrich ſeinem Weibe die Locken aus der jungfräulichen Stirn. Du willſt ja ein viertes haben, und ein vierblätteriges Kleeblatt wird ja für ein Wunder gehalten. — „Und es rief eine Stimme: Habe Glauben!“ declamirte Nanny mit komiſchem Pathos, aber Thränen im Auge. Aber Heinrich benutzte ihre Meinung, um ſeine Wünſche zu unterſtützen, und beim ſpäten Auseinandergehen blieb der Vorwurf des Mistrauens faſt auf Wilhelm haften.

So wie der Tag graute, war Armand im Amthauſe. Die gute Hausfrau empfing ihn im Vorſaal, und winkte auf Heinrichs Kammer, daß er noch ſchlafe. „Wiederſehen iſt beſſer als Schlaf, theure Freundin, rief Armand. Eliſens Vergeßlichkeit hat mir ſehr ſchmerzliche Empfindungen gemacht. Mein Jugendfreund klopfte vergeblich an mein Haus an! — Und freute ich mich je eines eigenen Herdes, ſo war es, um ihn daran zu empfangen. Eliſe erhielt den Brief geſtern, eine Stunde ehe wir wegfuhren, ſie warf ihn ungeleſen auf ihren Nachttiſch — und Heinrich kehrte von der verſchloſſenen Thür um! Vor ſechs Minuten kommen wir von Ehrenberg zurück, da erfahr' ich's.“ — Nachdem er dieſe Worte ſchnell geſprochen, eilte er in Heinrichs Gemach.

Nach einer Stunde kamen die drei Männer zum Frühſtück. Nanny genoß das herzerhebende Schauſpiel eines durch Jahre und Schickſal ſchon erprobten Freundesbundes, wohlgefallender noch durch drei männlichſchöne Geſtalten, auf denen noch kein Unglücksdruck gelaſtet hatte; und ein fremder Zuſchauer hätte noch dabei bemerkt, wie dieſe drei Männer ihre Würde darin ausdrückten, durch ehrerbietiges Betragen in der zarten, beſcheidenen Nanny der edeln Weiblichkeit zu huldigen. Wie gegen Mittag Eliſe in dieſem kleinen Kreiſe erſchien, ſchwirrte ein Mißton hindurch. Heinrich hatte, wie ihr Wagen an der Thür hielt, offenbar eine unangenehme Empfindung zu bekämpfen; allein wie ſie an Wilhelms Hand hereintrat, riß ihn ſein freundſchaftliches Herz hin, ſie mit einer Umarmung zu begrüßen. Eliſe trat etwas zurück, um ſich zu verneigen, begrüßte den Neuangekommenen aber mit einem höchſt melodiſchen Ton der Stimme und den verbindlichſten Worten. Nanny bemühte ſich, mit kindlicher Gefliſſenheit die Freundin zu bedienen, und Armand dankte ſeiner Frau mit ritterlicher Sitte für die angenehme Überraſchung ihres Beſuches. Nach und nach ſetzte ſich ein Verhältniß feſt, bei welchem ein Fremder Eliſen für einen zufälligen, ſehr weltlich gebildeten Gaſt hätte halten müſſen, der aus Lebensart an dem Intereſſe ſeiner Wirthe Theil nähme, von ihnen aber, durch innigeres Einverſtändniß zerſtreut, zuweilen vergeſſen, dann aber durch gemüthliche Aufmerkſamkeit jedes Mal wieder verſöhnt ward.

Gleich nach Tiſche entfernte ſich Eliſe. Es mußte eine Toilette gemacht und dann auf einen benachbarten Edelhof gefahren werden, wo ſich Armand ſorglos entſchuldigen ließ und noch hinzuſetzte: Und findeſt Du den Landjunker von geſtern dort, ſo vermelde ihm nur, daß mich ſein plattes Medianox um die Sonne im Zenith gebracht hat. Der Geck! ſetzte er, zu Heinrich gewendet, humoriſtiſch hinzu, der hat nun auch nicht einen Begriff, was ich dabei entbehrte. Eliſe erwiederte perſiflirend, daß ſie dieſen verbindlichen Gruß in die verbindlichſten Worte zu kleiden ſich bemühen würde, umarmte Nanny und ſtieg, Heinrichs Arm mit ſchmeichelhafter Vertraulichkeit ergreifend, in ihren Wagen.

Dieſe Farben belebten die vielfachen Momente einiger Tage, welche die Freunde zuſammen in Werbach verlebten. Im Ganzen ſtellten ſie zwei verſchiedene Gemälde dar. In Wilhelms Ehe malen ſie allen Glanz des Regenbogens auf eine reiche, durch Liebe und Fleiß gebaute Flur, in Armands Verbindung ſtellten ſie einen wohlgeordneten Garten dar, wo auf widerſpenſtigem Boden weislich nur die Blumen gepflegt waren, die auf ihm gedeihen konnten, wo ſchönes Unkraut ſelbſt zur Verſchönerung benutzt iſt. Armand, der kluge Gärtner, freute ſich dabei des Pflanzenreichthums ſeines glücklichern Nachbars, nicht ohne hin und wieder zu lächeln, wenn er kein Pflänzchen wollte hintanſetzen, und ſelbſt die Mauer, welche ſein Eigenthum begrenzte, darum für ſchön hielt, weil ein Paar Tag- und Nachtblümchen aus ihr herausſproßten.

Heinrich und Nanny hatten es bald dahin gebracht, daß der heilige Dreikönigstag in der Reſidenz gefeiert werden ſollte. Heinrichs Abſicht, ſich in Alinen zu verlieben, war das öffentliche Geheimniß; für das Dafür und Dawider ſtanden die Wagſchalen ſchwebend; denn Heinrich hatte Eliſen zur Verbündeten, ſo wie Armand zum Gegner. Anfangs gab es Heinrich einen Stich in's Herz, daß die Frau, gegen die er bis jetzt eine entſchiedene Abneigung empfunden, in einen ſo ganz eigenthümlichen Wunſch ſeines Herzens mit einſtimmte, indeß er ihn gegen ſeine innigſten Freunde zu vertheidigen genöthigt war. Bald beredete er ſich aber, daß er Eliſen bisher misverſtanden habe, wenn er ſie ganz fremdartig in ihrem Bunde gehalten, daß von ſeiner Seite ſogar ein Unrecht obgewaltet habe, weil die fremdartige Form ihn über die Ähnlichkeit ihres Innern irre gemacht hätte. Nanny ſtimmte ihm freudig in dieſer Anerkennung bei, und es entſtand zwiſchen dieſen Beiden und Eliſen eine unheimliche Coalition, bei der ſie ſich offenbar in künſtlicher Täuſchung erhielten, denn Eliſe vertrieb ſich, nicht herzlos, aber nur mit ihrem Verſtande Theil nehmend, die Zeit mit der Thätigkeit ihrer regſamen, gefühlvollen Phantaſie.

Aline lebte, ſeit ſie die Penſion, wo ſie mit ihren beiden Freundinnen erzogen werden, verließ, bei einem alten Oheim, dem ſie Haus hielt, und zu deſſen Erbin ſie beſtimmt zu ſein ſchien. Armand und ſeine Frau nahmen bei ihrer Ankunft in der Stadt bei dieſem ihre Wohnung; Heinrich ſchlug aber des Oheims ſchriftlich gemachte Einladung, ein Gleiches zu thun, aus, wie ſein Herz ſich auch nach Alinens Nähe ſehnte, und nahm ein kleines ungeheiztes Cabinetchen bei Nanny's alten Eltern an, eben weil Eliſe die ſpottende Bemerkung machte: wenn Nanny nicht auf Papa's Büchergeſtell ſchlafen wollte, ſo begriffe ſie nicht, wo ſie den Platz finden könnte, Heinrich zu logiren. Der Empfang in dem Hauſe dieſer guten Menſchen war unendlich herzlich. Nanny's Vater war ein alter Schulmann und lebte ſeit ſeinem ſechzigſten Jahre als Emeritus, zu ruhig beſchäftigt, auf den abgeernteten Feldern ſeiner ehemaligen Thätigkeit Ähren — hier und da auch wol ein Brachblümchen — zu leſen. Er hatte ſehr ſpät geheirathet und Nanny war ſein einziges Kind. Sein Haushalt war hageſtolzartig geregelt und altbürgerlich einfach. Nanny theilte mit ihrem Gatten ihr ehemaliges Zimmerchen, wo ein zweites Bett ihr Blumengeſtell verdrängt hatte. Heinrich ward in die Bibliothek gebettet; er bedurfte nur die Hand auszuſtrecken, ſo zog er alle griechiſche Philoſophen zu ſich auf's Bett. Noch war die erſte Bewillkommnung nicht vorüber, ſo trat Armand ein und bat um die Vergünſtigung, den Abend bei Nanny's Eltern zubringen zu dürfen. „Der Oberſte, ſagte er (das war Alinens Oheim ſehr ehrenvoll in franzöſiſchen Dienſten geweſen, und ſeit dem Frieden, welcher die vereinigte Staatenrepublik anerkannte, in ſeine Vaterſtadt zurückgekehrt), der Oheim iſt plötzlich ein Paar Stunden von hier weg zu einem alten Kriegskameraden geholt, der ſein Ende erwartet, er kommt morgen erſt wieder; da ließ ich den Damen Zeit, allein ihre Herzen zu ergießen.“ Neue Würze gab die altbürgerliche Einfachheit der Umgebung dem geiſtvoll herzlichen Vereine dieſes Abends. Nanny trat in des Vaters Hauſe ganz wieder in das Kindesverhältniß zurück, bediente und ließ ſich befehlen; nur zwiſchendurch, wenn ihm ihre Frauenwürde einfiel, redete ſie ihr Vater mit einem höflichen: Frau Tochter! an, rückte das ſammetne Käppchen und präſentirte ihr einen Seſſel. Der Alte behandelte Heinrich, den er in ſeiner Kindheit in der Claſſe gehabt hatte, wie ſeinen Schüler, auf den er nun ſtolz war, und ward gar nicht müde, ihn nach ſeinen bisherigen Schickſalen zu fragen. Heinrichs Vater war Aſſocié eines Handelshauſes in Lübeck geworden, dorthin hatte er Heinrich als einen zehnjährigen Knaben geführt; nun war er reich geworden und ſtrebte nach der Genugthuung, ſeinen Sohn in ſeiner Vaterſtadt in Amt und Würden zu ſehen. Der Sohn hätte jede andere Lebensweiſe dem Herrendienſte vorgezogen, allein des Vaters Wille und die

Nähe ſeiner Jugendfreunde erleichterten ihm den Entſchluß, ſeinem herumſchweifenden Leben ein Ende zu machen. Der alte Lehrer gab ihm ſeinen völligen Beifall und belegte aus Odyſſeus' Beiſpiel, wie der Menſch endlich doch immer ſich nach ſeinem Vaterlande ſehne. Das führte darauf, von Heinrichs Reiſen zu ſprechen, wie er, ſeit die Freunde Göttingen verließen, in Italien geweſen, Malta und Algier beſucht, Minorca und alle franzöſiſche Häfen des Mittelmeeres habe kennen lernen. Armand zog ihn auf, nur die Grenzen der Länder beſucht und ihre Hauptſtädte vermieden zu haben, darum habe nun eben das Schickſal verfügt, daß er, allen ihren Lockungen entgangen, endlich in der Reſidenz der *häuſiſchen Staaten müſſe hängen bleiben. Wilhelm und Nanny vertheidigten ihn, ſie meinten, er hätte mehr Blumen der Erinnerung an den Küſten des Mittelmeeres pflücken können, als im Gewühl von Paris, und könnte ſie jetzt in der Duodezreſidenz von *hauſen für ſeine Freunde zu einem ſchönern Kranze verflechten, als auf jenem ſtets wandelnden Schauplatze. Armand rief, beſorgt, verletzt zu haben: Sobald Ihr unſern Bund in meinen Scherz miſcht, wird er ja ernſt wie die Ewigkeit. Freunde, den Ort, wo wir uns das Leben nicht erheitern würden, trägt ja die Erde nicht, und dabei reichte er jedem ſeiner Freunde eine Hand. Der alte Lehrer fühlte ſich durch dieſen Auftritt neuverjüngt. Er ſegnete ihren Bund mit den Worten Cicero's: „Es iſt aber die Freundſchaft nichts Anderes als der höchſte Einklang aller göttlichen und menſchlichen Dinge in Wohlwollen und Liebe.“

Des andern Tages, es war das heilige Dreikönigsfeſt, durfte Heinrich mit ſeinen Freunden bei dem Oberſten frühſtücken. Es war ein wichtiger Moment. Wilhelm mußte noch einmal ernſthaft mit ihm geſprochen haben, denn ſein letztes Wort, wie ſie voneinandergingen, war: „Du dürfteſt nicht Ranno's Nachſicht, und könnteſt nicht Armands Klugheit üben, Du gingſt darüber zu Grunde.“ Heinrich war ſtill und bewegt auf dem Hinwege, und begrüßte Alinen mit ſichtbarer Zurückhaltung beim Eintritte. Der Oberſte war erſt ſeit einer Stunde zurückgekehrt; ſein alter Kriegskamerad war in der Nacht in ſeinen Armen geſtorben, und er hatte ſich nur auf wenige Stunden nach Hauſe begeben, da die Beſorgung des Begräbniſſes ihn noch heute in das Trauerhaus zurückrief. Dieſer Mann konnte durch die Milde und Kraft, welche ſein Alter zierten, nur Liebe und Achtung erwecken. Er blickte mit Rührung auf die drei Freunde. Ich habe, ſagte er, dieſe Nacht einen der Gefährten meiner Jugend einſchlummern ſehen, es iſt mir grade heute ein wohlthätiger Anblick, von Ihnen wieder Freundſchaft zum Leitſterne Ihres Lebens gewählt zu erblicken. Halten Sie daran feſt! der Jugendfreund iſt's allein, der uns im Alter mit Geduld trägt, er iſt's allein, der ſich erinnert, daß wir jung waren; vor ihm allein ſchämen wir uns nicht, auch bei grauen Haaren, noch hier und da jung zu ſein. Vor Ihnen, meine Herren, fühle ich dieſe Wehmuth wie eine Schwäche..... Indem er dieſe Worte mit wankender Stimme ſagte, verhüllte er ſein Geſicht. Aline, die ſich nach der erſten Begrüßung von Heinrich bis dahin unbefangen mit ihren Freundinnen unterhalten hatte, ſchien dem Geſpräche der Männer dennoch gefolgt zu ſein; denn bei dieſen faſt leiſe geſprochenen Worten ihres Oheims flog ſie zu ihm, und in einer faſt knienden, ſehr holdſeligen Stellung rief ſie, ſeine Hände an Mund und Bruſt drückend: Wie, mein Oheim? Ihrer Tochter täglich verjüngte Liebe vermag alſo gar nichts neben des Jugendfreundes gewohnter Anhänglichkeit? ich bin Ihrem großmüthigen Herzen nichts als eine zufällig Eingewanderte? — Der Oberſt faßte ſie mit edlem Anſtand in ſeine Arme, küßte ihre Stirn und ſprach: Könnte ich Freundſchaft alſo ſchätzen, wenn Vaterliebe mir fremd wäre?

Bei dieſem Auftritte war es alſo, wo Aline zum erſten Male vor Heinrich erſchien. Bei der Sehnſucht nach Liebe, die ſo mächtig in ihm ward, da er ſich zu einem häuslichen Leben entſchloß, bei der Befliſſenheit, die Eliſe aus Verſtandesſpiel und Nanny aus herzlicher Schwärmerei anwendeten, ihre Freundin immer im höchſten Lichte zu zeigen, konnte es gar nicht fehlen, daß er bald in wahrer und erträumter Leidenſchaft befangen ward.

An dieſem erſten Bekanntſchaftstage kehrte der Oheim bald nach dem Frühſtück in das Trauerhaus zurück; die jungen Leute aber feierten in fröhlichem Kreiſe den Dreikönigsabend mit allem Gepränge der Bohnenkönigswahl und ſeiner feierlichen Krönung. Eliſe wußte es ſo zu karten, daß Heinrich König und Aline Königin ward, Armand warf ſich zum luſtigen Rathe der neuen Majeſtäten auf und befleißigte ſich, unter der Maske der heiterſten Courtoiſie, manchen Wink zu geben, der Heinrichs Bezauberung ſollte vorbauen, den Eliſe mit geiſtreichem Spotte zurückwies, bei dem aber die weichfühlende Nanny ihre Bemühungen verdoppelte, Alinen zu liebkoſen und Heinrich angenehme Augenblicke zu verſchaffen. Wilhelm ging ſtill und ſinnig ſeinen Weg fort, ſo wie heute, auch die folgenden Tage. Ihm war's nicht gegeben, vorzubauen, abzuwenden, einzulenken. Er hatte ſeinem geliebten Heinrich, auf die Gefahr hin, ihn tief zu verwunden, ſeine Gründe geſagt, warum er nicht glaube, daß Aline ſeinen Charakter würde zu behandeln, ſein Herz zu verſtehen wiſſen; nun ſchwieg er, im ſchmerzlichen Bewußtſein, dieſen Irrthum zuerſt veranlaßt zu haben. Zur Beſtätigung ſeiner Beſorgniſſe nahm er wahr, daß Aline in eben dem Maße, wie ſie Heinrichs zunehmende Zuneigung wahrnahm, ſich von ſeiner Frau entfernte und mit Eliſen inniger ward. Er konnte mit Nanny nicht darüber ſprechen, denn dieſe gute Seele wollte es nicht bemerkt haben; doch ſich ſelbſt konnte ſie es nicht verbergen, und nun, durch ihr liebendes Gemüth irregeführt, that ſie, was Aline am wenigſten recht auszulegen vermochte, ſie bezeigte Heinrich die Herzlichkeit, welche jene zurückwies, und reizte dadurch ihre Eitelkeit. Doch da dieſe Empfindungen alle unausgeſprochen blieben, da überwiegende Grundſätze, Geiſt und Bildung ihre Äußerungen zügelten, nahmen ſie keine grellen Farben an, ſondern dienten vielmehr, durch erhöhetes Intereſſe, zur Würze des geſellſchaftlichen Lebens. Mehr als jeder andere Grund trug aber die Gegenwart des Oheims zur wohlthätigen

Stimmung der Geſellſchaft bei. Klar und innig vereinte er alle Köpfe und Gemüther; in ſeiner Nähe ward Aline gemüthlich, Eliſe theilnehmend und Heinrich mit der ganzen Welt in Einklang geſetzt.

Auf der Frauen Bitten erlaubte der Oberſt Alinen, ihre Freunde auf's Land zurückzubegleiten. Nanny rühmte es Heinrich an, daß ihre Freundin die Stille des Landlebens jetzt, während der Feſte des Carnevals, der Stadt vorzöge, und ſetzte noch hinzu, wie ſie einen Blick des Oheims auf ihn und ſeine Nichte beobachtet, der ſie überzeugt habe, daß er die Wünſche des Freundesbundes errathe und billige. Heinrich hatte von dem Fürſten, dem die Anſiedelung eines reichen, geſchickten jungen Mannes in ſeiner kleinen Reſidenz nicht gleichgültig war, die beſtimmteſte Zuſage einer ſchnellen Anſtellung erhalten; aber ſein männlicher Stolz gebot ihm, erſt deren Erfüllung abzuwarten, ehe er ſeine Liebe erklärte. Er glaubte nicht eher die Hand eines Mädchens binden zu dürfen, bis er ſeiner bürgerlichen Lage eine entſchiedene Form gegeben habe.

In Werdach, wo das tägliche Leben einfacher war, äußere Berührungen die Perſönlichkeit weniger herausfoderten, ſetzte ſich ein ſo harmoniſches Verhältniß feſt, daß ein Jeder ſich zu überzeugen begann, Heinrichs Entſchluß werde das Glück ſeiner Zukunft befeſtigen. Eliſe ſah freilich oft aus wie ein geſchickter Marionettenſpieler, der ſein folgſames Perſonal einübt und ſich künſtleriſch an ſeinen Bewegungen ergötzt; denn klug und ziemlich unbeſchäftigt, konnte ſie den Empfindungsgang der wärmeren Menſchen um ſie her ſo ziemlich berechnen. Armand allein, der ſtets zum Scherz Bereite, ſcherzte weniger; ſeine Augen ruhten oft ernſt auf Heinrich, wenn dieſer ſich von Alinens Blicken beherrſchen ließ, und er ſuchte, wider ſeine Gewohnheit, ihr Beiſammenſein immer häuslich, von Geſellſchaft und Luſtpartien fern zu erhalten. Dadurch glaubte er Alinens Fähigkeit, Heinrich als Gattin zu beglücken, auf die Probe zu ſtellen, da er wußte, wie ſcharf ſeines Freundes Blick für häusliche Tugenden ſei; aber es entging ihm, daß die bewegliche Phantaſie eines eiteln Mädchens Tugenden ſelbſt als ein Mittel zu gefallen benutzen, und aus Leere eine Zeitlang auch gefühlvoll ſein kann. Seine Abſicht brachte daher eine entgegengeſetzte Wirkung hervor. In der Welt hätte Aline, ohne alle böſe Abſicht, zehnerlei Rollen geſpielt, unter denen Heinrich gewiß eine und die andere mißfallen hätte; in der Einſamkeit führte ſie ganz ungeſtört nur die eines fröhlichen Mädchens durch, und Heinrichs Wahl ward unwiderruflich beſtimmt.

Eines Abends, wie der kleine Freundeskreis am Theetiſche verſammelt war, brachte der Amtsbote Briefe aus der Reſidenz, unter denen ein fürſtliches Decret war, das Heinrich zum Rath ernannte. Die Freunde reichten ſich einander die Hände; männlich und innig, bedurfte es nicht Worte, nicht Liebkoſungen, um die Freude auszudrücken, daß nun Ein vereinter Lebenspfad des Wirkens, des Nützens bis ans Grab ſie vereine. Nanny ſchloß Heinrich mit ſchweſterlicher Herzlichkeit in die Arme, in Eliſens Glückwunſch war Empfindung und Geiſt ſo verſchmolzen, daß man die Gemüthlichkeit nicht mehr vermißte; nur Aline blieb ohne

Ausdruck der Theilnahme von ſern. Sie hatte einen Brief von ihrem Oheim erhalten und ſchien mit ſeinem Inhalte beſchäftigt. Heinrich blickte ſie lange ſchweigend an, dann nahte er ſich ihr, wie im ſchnell gefaßten Entſchluſſe, und bat ſie, ſeine bürgerliche Laufbahn durch ihre Hand zu ſegnen. Nachdem durch Bitten, Einwilligen und Glückwünſchen die Verhältniſſe ins Klare gekommen waren und ruhiges Geſpräch die Stelle der ſtürmiſchen Empfindung eingenommen hatte, wünſchte Nanny den Oheim her, als unentbehrlich zu ihrer allſeitigen Freude. Du haſt Briefe, ſetzte ſie, zu Aline gewendet, hinzu; o wäre der liebe Alte doch lieber ſelbſt gekommen! Iſt er wohl? — Über Alinens Geſicht verbreitete ſich ein leiſer Unmuth. Wohl! Wir finden einen Gaſt bei ihm, oder einen neuen Hausgenoſſen, ich weiß nicht welches; den jungen Menſchen, den er in Colmar erziehen ließ . . . . . . Ach, Claude Ançay, rief Nanny, der Sohn des Kriegskameraden, den er auf den ſchwimmenden Batterien vor Gibraltar verlor. — Du haſt ein Talent, alte Geſchichten zu behalten, bemerkte Aline verdrießlich, indem ſie des Oheims Brief in ihrem Strickkorbe verbarg. — Wirklich, erwiederte Nanny, dieſe vergeſſ ich nicht! Wir waren ja in der Vacanz, als der arme Knabe aus Bayonne anlangte, in ſo einem abgetragenen, ausgewachſenen Uniförmchen — er war, glaub' ich, in einer Penſion geweſen; und wie der vierzehnjährige Knabe beim Eintritte dem Oberſten zu Füßen fiel und ſo wehmüthig rief: Sie wollen ſich der Waiſe annehmen! — damals weinteſt Du noch mehr als ich. — Claude Ançay war nun eine Weile der Gegenſtand von

Eliſens Muthwillen; ſie wollte Heinrich überreden, er habe damals der zwölfjährigen Aline den Hof gemacht, und meinte, daß er derweile ein reicher Erbe geworden, und der Oheim wollte ihn mit Aline verheirathen. Armand ſteigerte dieſe kleine Bosheit zur geiſtvollen Poſſe, ſo daß Aline ſelbſt einſtimmen mußte, und die Harmonie ſchnell hergeſtellt war. Beim Auseinandergehen am Abend hielt Nanny die Hände des Liebespaares in den ihren, und blickte mit ihrem liebeſtrahlenden Angeſicht um ſich, indem ihr der nahende Zeitpunkt, der ihr Mutterfreuden — vielleicht auch den Tod — bringen ſollte, vor die Seele trat. „Ich habe, ſagte ſie, meinen ſehnlichſten Wunſch erfüllt geſehen! die Liebſten auf dieſer Erde um meinen Herd verſammelt; Zufriedenheit und Vertrauen die Schutzgötter meines Hauſes. Wenn der Menſch das Höchſte gekoſtet hat, kann er dankbar vom Mahle ſcheiden.“

Armand begleitete nach einigen Tagen Alinen in die Stadt zurück, um Heinrich anſtändiger Weiſe das Mitgehen zu vergönnen. Der Oberſt empfing ſeine Nichte mit ſichtbarer Rührung, und ſtellte ihr Claude als ihren neuen Hausgenoſſen vor. Der junge Menſch war durch des Oberſten Empfehlung in den Kriegsdienſt des Landes getreten, für das er gekämpft hatte. Sein Betragen, ſeine edeln, von einer ſüdlichen Abkunft zeugenden, aber ſehr ſchwermüthigen Züge mußten die Herzen gewinnen. Alinens Anfangs erzwungene Freundlichkeit nahm bald den Ausdruck an, der es beweiſt, daß ein Mädchen noch mehr die Achtung als die Bewunderung eines Mannes zu erlangen wünſcht. Heinrich eilte, dem

Oberſten ſeine Wünſche zu eröffnen. Mit edler Freimüthigkeit erwiederte ihm dieſer, daß er ſein Geſuch gewünſcht und gehofft habe; „aber auch gefürchtet, fuhr er fort, da Sie über Alinens Lage in einem Irrthume ſein können, der, Ihrer Familienverhältniſſe wegen, vielleicht ſehr wichtig iſt. Aline iſt nicht meine einzige Erbin, und theilt keine reiche Erbſchaft.“ — Heinrich unterbrach ihn mit Wärme; er war mehr als wohlhabend, er hatte ſeines Vaters Zuſage, ganz nach ſeines Herzens Eingebung wählen zu dürfen. „Um ſo beſſer, mein junger Freund, dann ſteht Ihrer Liebe und meinen Wünſchen, Alinen einen würdigen Gatten zu geben, nichts im Wege; aber mir liegt es noch ob, Ihnen ihren Miterben zu nennen; es iſt Claude, der mein Sohn iſt.” Nun erzählte er, daß Claude die Frucht einer unrechtmäßigen, ſehr leichtſinnigen Verbindung mit einem Frauenzimmer von Stande ſei; ſeine Mutter hatte ſich kein Gewiſſen daraus gemacht, bald nach ſeiner Geburt, die durch die Liſt ihres Beichtvaters glücklich verheimlicht wurde, einen alten, angeſehenen Mann mit ihrer Hand zu betrügen. Der Kriegsberuf verſetzte den Oberſten nach Amerika, von da in das Lager vor Gibraltar. Von ſeiner Mutter vergeſſen, wuchs Claude in einer kleinen Penſion in Bayonne auf; ſobald aber der Oberſt eine bleibende Stätte gefunden, ließ er ihn zu ſich kommen und in dem Pfeffel'ſchen Inſtitute erziehen. „Ich war, ſchloß der Oberſte, dem verwaiſten Knaben eine Erziehung, eine Verſorgung ſchuldig; ob aber der geſetzloſe Sohn mit meines Bruders rechtmäßiger Tochter mein Vermögen theilen ſollte, wollte ich ſein Verdienſt entſcheiden laſſen, nicht mein weiches Gefühl. Claude hat ſich nun zu einem Jünglinge gebildet, den der ehrgeizigſte Vater zu ſeinem Sohne wählen würde, und Aline iſt ſo liebenswürdig, daß ſie auch mit einer geringen Ausſteuer eine wünſchenswerthe Braut iſt. So werde denn mein Vermögen zwiſchen dieſe beiden mir gleich theuern Kinder getheilt. Was die Welt davon urtheilen wird, muß ich ertragen. Es iſt Strafe meines früheren Leichtſinns; daß Sie und Aline es gutheißen, bedarf ich zur Zufriedenheit meines Alters.“ Heinrichs Beifall, der ganz den Ausdruck ſeines edeln Gemüthes trug, ſicherte ihm dieſe Zufriedenheit zu, nicht ſo Alinens ſichtbare Beſtürzung; allein der böſe Dämon in ihr konnte dieſes Mal noch nicht die beſſeren Regungen ihres Herzens überwältigen, wie ihr Oheim mit Biederkeit ſagte: „Aline, das Schickſal legte mir für den Fehltritt, der Deinem Bruder ſein Daſein gab, die bitterſte Strafe auf, welche eine ſtolze Seele treffen kann, Verheimlichung natürlicher Gefühle, und nun Scham vor Deinem unſchuldigen Blicke. — Ich muß mir einiger Tugenden bewußt ſein, um Zutrauen zu Euch zu behalten.“ Heinrich drückte, voll inniger Ehrerbietung, ſeine Hand an die Lippen, und Aline ſank weinend an ſeine Bruſt.

Den Freunden ſollte dieſes Geheimniß nicht verborgen bleiben. Ein Jeder nahm es ſeinem Charakter gemäß auf. Eliſe ſagte mit leichtem Muthwillen, daß die Dame am ſchwerſten gefehlt habe, wie ſie einen ſo liebenswürdigen Mann, wie der Oheim, vergeſſen; Armand behandelte Claude mit noch ſichtlicherer Achtung, drückte noch mehr Ehrerbietung gegen den Oberſten aus; Nanny ſann, wie ſie dem wackern Jüngling ſeinen ehemaligen verlaſſenen Zuſtand könne vergeſſen machen, wie ſie ihm am ſchmeichelhafteſten zeige, daß ihm ein Platz an ihrem Herde gebühre. Wilhelm fühlte mit einer Art Schüchternheit, wie ſich die Intereſſen ſeines Lebens vermehrten, ſeine Berührungspunkte mit der Außenwelt ſich vervielfältigten; er war daher mehr beobachtend als thätig bei den Empfindungen, welche die Andern beſchäftigten. Seine Nanny verſtand es, daß er darum weniger theilnehmend ſchien, Andere warfen es ihm aber vor; darum trug ſie Mitleiden mit dem Verkannten, und Mitleiden, wie Desdemona ſagt, macht den Strom der Liebe nur wachſen.

Heinrichs Ehe begann unter glückverſprechenden Wahrzeichen. Der Frühling blühte in all' ſeiner Pracht, und derſelbe Tag ſah ihre Verbindung und die Taufe von Wilhelms Erſtgebornem feiern. Werdach war der Schauplatz dieſes Feſtes, und die ſo eben eingeſegneten Gatten mußten den Neugebornen aus der Taufe heben. Heinrich fand Gelegenheit, mit ſeiner Braut einen Augenblick allein bei der Wöchnerin zu verweilen. Er nahm zwei Papiere aus ſeinem Taſchenbuche, von denen er das eine auf des Neugebornen Wiege legte, das andere aber in der Hand behaltend, ſagte: „Schweſter Nanny, mein Vater ſchickte mir zu meiner Hochzeit ein Geſchenk, das ich zwiſchen Alinen und mir getheilt habe, meine Hälfte theile ich nun wieder, die eine Hälfte bekommt hier mein Pathe, die andre leg' ich in der lübecker Bank an für meinen Erſtgebornen — mögen die beiden Kinder nun Brüder, oder einſt ein Paar werden, wie wir ſind.“

Bei dieſen Worten umſchlang er Alinen. Wilhelm war heftig ergriffen, faſt gekränkt. Heinrich, rief er, Du haſt mich noch nie fühlen laſſen, daß Du reich biſt.... Da loderte eine ſtolze Glut in Heinrichs Geſicht auf. Nanny, ſprach er lebhaft, ſind wir Geſchwiſter, oder war unſer bisheriges Verhältniß eine empfindſame Komödie! Die drei gefühlvollen Menſchen lagen einander weinend in den Armen, als Armand ins Zimmer trat. Er ſah Alinen ſeitwärts von dieſer Gruppe mit zweideutigem Geſichte ſtehen, ging auf ſie zu, umarmte ſie theatraliſch, ſie kaum berührend, und rief in fröhlichem Muthe: Schöne Braut, dieſem entzückenden Gemälde fehlt es an Rundung; erlauben Sie.... O ich bitte Sie! ich habe der Theatercoulps genug, liſpelte Aline, und verließ das Zimmer. Heinrich richtete ſich betroffen aus den ihn umſchlingenden Freundesarmen auf, blickte um ſich, als habe er ein Geſpenſt geſehen, und eilte ihr nach. Armand erfuhr weiter nichts von dieſem Auftritte, aber ſein Blick ruhte bald forſchend, bald ſorgend auf dem Brautpaare, obgleich er es bald nach dieſem Vorfall in anſcheinender Heiterkeit bei der übrigen Geſellſchaft angetroffen hatte.

Der Oberſte hatte gewünſcht, Aline möchte ihren Platz in ſeinem Hauſe behalten und nebſt ihrem Manne als ſeine Kinder um ihn verſammelt bleiben. Sie that ihm dagegen den Vorſchlag, er ſolle ſeinen ganzen Haushalt aufheben und ſich ganz in ihre Pflege begeben. Heinrich war für des Oheims Plan, und ſah mit Schmerz, wie ſich dieſe Verſchiedenheit der Meinungen mit einer gänzlichen Trennung der beiden Haushaltungen endigte.

Oft überließ er nun Alinen ihrem ſich immer mehr ausbreitenden Kreiſe von Bekannten, um die Stunden, welche ſeine Geſchäfte ihm übrig ließen, in der Geſellſchaft des werthen Alten zu verleben. Beide ſchienen ſich in Alinens Namen zu lieben, auf dieſe Weiſe Einer dem Andern Alinens Liebe zu erſetzen, denn daß es Alinen an Liebe fehle, fühlten ſie Beide, ſchwiegen Beide, und verſtanden ſich doch.

Bei dem nächſten Urlaub, den ihm ſeine Amtsführung erlaubte, eilte Heinrich mit Alinen nach Werdach. Er wähnte, auf dem Lande, im Kreiſe der Jugendgefährten, ſollte ſich neues geſundes Leben in das Scheinweſen ſeines ehelichen Glückes verbreiten. Er hatte gewünſcht, ſeine Frau lieber in Nanny's einfachen Haushalt, zu der jungen Mutter, als zu der kinderloſen Eliſe in ihre prunkenderen Umgebungen zu führen. Aline erklärte aber offenherzig, daß die Kinderſtube ſie nicht anzöge, und Eliſe empfing die willkommenen Gäſte. Doch vergebens malte der Herbſt die Blumen mit glühenden Farben, vereinte die Freunde unter obſtbeladenen Bäumen am gerötheten Rebengeländer. Hoffnungen von chimäriſchem Glück, Gewohnheit heftiger Empfindung, die übertriebene Reizbarkeit eines im Mannesalter zum erſten Male ſich der Liebe hingebenden Herzens hatten Heinrichs Geſichtspunkt für die Wirklichkeit verrückt — ſie entſprach nirgends ſeiner Erwartung! Nanny hatte, von ihrem Kinde und den Geſchäften der Jahreszeit hingenommen, nicht Zeit, wie ſonſt, ihm liebevoll in ſeinen Träumereien zu folgen, Wilhelm ging ſtiller und ſorgfältiger als je ſeinem Berufe nach, Eliſe führte Alinen in die Geſellſchaften der Nachbarſchaft ein, und Armand bewies ihm, daß alle die Erſcheinungen, gegen welche ſich ſein Herz ſträubte, als nothwendige Bedingungen gewiſſer Individualitäten nicht getadelt werden könnten, ohne daß man in die Freiheit ihres Weſens Eingriffe machte. „Lerne die zierliche Frau erſt recht kennen, dann fodre von ihr was ſie hat, gib ihr was ſie mag, und überlaß das Übrige den Göttern.“ — Und das genügt Dir? rief Heinrich entrüſtet. — Nein, Heinrich, aber ich beſcheide mich, daß, was Du verlangſt, nur Wenigen, und nicht uns zu Theil werden ſollte. Laß uns nehmen, was das Schickſal uns bietet! Haben wir denn nicht Einer den Andern? So ſtrebe denn Jeder, ſich auch ſelbſt zu beſitzen.

Mit dieſer halb ſtoiſchen, halb epikuriſchen Weisheit war Heinrichen nicht geholfen, aber Theilnahme an wirklichem Unglück ſollte nun bald das Nagen ſchwankender Wünſche zur Seite ſtellen. Ein Eilbote überbrachte Wilhelm die Nachricht, daß ſein redlicher Schwiegervater, von einem Nervenſchlage befallen, mit der traurigen Ausſicht verſchieden ſei, ſeine getreue Lebensgefährtin ohne alle Unterſtützung zu hinterlaſſen. Die Nachricht von dem gänzlichen Sturze des Handelshauſes, dem er ſein ganzes Vermögen anvertraute, hatte jene Kriſis herbeigeführt. Von nun an ſchien die Vorſehung dieſe guten Menſchen durch Schmerz prüfen zu wollen, die ſie bis dahin durch Glück geſtärkt hatte. Wilhelm nahm ſeiner Nanny Mutter zu ſich, und ſuchte es ihr vergeſſen zu machen, daß es eine ſüßere Lage geben könne, als von ſeiner Kinder Erwerb zu leben. Doch dieſer ſollte ſehr geſchmälert werden. Nachtheilige Witterung zerſtörte ein Paar Jahre nacheinander Wilhelms Schafherden, den reichſten Ertrag ſeiner Pachtung; der Verwandte, welcher einen Theil der Caution beim Antritt ſeines Amtes übernommen, ſtarb unerwartet, und er mußte einen großen Theil ſeines Einkommens aufopfern, ſeine Erben zu befriedigen. Er ſchränkte ſeinen Haushalt ein, er ſuchte, ſo viel möglich, den Schaden zu erſetzen; doch bald vermehrten die Durchmärſche des ausbrechenden Revolutionskriegs die Bedürfniſſe ſeiner Wirthſchaft, und eine perſönliche Feindſchaft des Präſidenten der Domainenkammer, die er ſich durch zu warme Vertheidigung der Bauernrechte zugezogen, brachte ihn an den Rand des Verderbens, indem er im zweiten Unglücksjahre in ihn drang, Rückſtand und Pachtgeld unverzüglich zu bezahlen.

Heinrichs Vater war während dieſer Vorgänge geſtorben, er hatte ſeinen Sohn als einen reichen Mann hinterlaſſen; aber glücklicher war Wilhelm bei ſeinem ſinkenden Wohlſtande, als er in dem Überfluſſe, den Alinens Geſchmack an glänzendem Leben um ihn verſammelte. Schon lange theilte er Alinen ſeine Empfindungen nicht mehr mit. Wie er ſie wählte, hatte er die ſchwärmendſte Zuverſicht, ſie würden in ihrer Bruſt alle wiederhallen. Wie die erſten Zweifel über dieſe Übereinſtimmung in ihm aufſtiegen, glaubte er, in einem ſo ſchönen Körper müſſe der Keim zu jeder Tugend gelegt ſein, die Liebe bedürfe ihn nur zu entwickeln, und nun ward er aus dem Liebhaber zum Lehrer. Anfangs hatte dieſe veränderte Form ſeiner Leidenſchaft für Alinens Eitelkeit etwas Pikantes; bald aber ſah ſie im Lehrer den Rathgeber, endlich den Mentor, und wies ſeinen Unterricht von ſich. — Nun blieb ihm noch ein Zeitpunkt — der letzte, von dem er ſein häusliches Glück erwartete — die Geburt eines Kindes. Aline ſchenkte ihm einen Sohn. Weit entfernt, fühllos gegen Mutterliebe zu ſein, machte ſie aus ihm ihren Abgott; aber ſich als Mutter auf den intellectuellen Standpunkt zu ſtellen, von dem Heinrich Elternliebe, Elternpflicht anſah, war ſie nicht fähig. Für ſie war Mutterſchaft ein neuer Beſtandtheil ihrer vorigen Neigungen: Zeitvertreib, Toilettenbeſchäftigung, Herrſchaftübung, Koketterie. Sie fühlte die Richtung, die Heinrich ihren Geſinnungen geben wollte, als einen Eingriff in ihre Perſönlichkeit, und ſuchte ſich und ihr Kind ihm noch mehr zu entziehen. Zwiſchen Hoffnung und Fehlſchlagung, Bemühen und Mißlingen ſchwankend, ward Heinrichs Gemüth gefoltert, und die Zweckwidrigkeit heftiger Empfindung in der Ehe, in dem lebenslänglich Dauernden, einſehend, ſuchte er in ſtoiſche Kälte ſich zu retten.

Die öffentlichen Angelegenheiten hatten Heinrich in dieſem kritiſchen Zeitpunkte ſchon lange verhindert, ſeine Freunde in Werdach zu beſuchen. Armand kam aus eben dieſen Urſachen ſeltener in die Stadt, aber mit ernſter Theilnahme unterrichtete er ihn von Wilhelms häuslichen Unglücksfällen, und klagte über ſeine eigenſinnige Verſchloſſenheit, die es ſeinen Freunden unmöglich machte, die Hülfsquellen ſeiner Lage zu überſehen. Bat ihn Heinrich ſelbſt um Aufſchluß über ſeine Verhältniſſe, ſo antwortete er, der Grundſtein ſeines Glückes läge feſt — Selbſtbewußtſein, Nanny's Liebe und ſeiner Kinder Leben — wenn er Hülfe bedürfe, das Gebäude zu ſtützen, ſo fodere er ſie von Niemand als von ſeinen Freunden. — Gelang es nun auch Heinrich, jedes andere Gefühl zu verſchließen — die Sorge um ſeinen Wilhelm ſtrömte über, und dann empörte ihn die Ruhe, mit der Aline ſich äußerte: Nanny litte bei dieſer Lage weniger als eine Andere, ſie habe Überfluß nie zu benutzen verſtanden, und Wilhelms ſtarkes Gemüth habe er ſelbſt ja immer gelobt. — Die einzige beſänftigende Miſchung in dem Verhältniſſe ſeiner Ehe ward ihm endlich auch durch den Tod des Oberſten entriſſen. Dieſer geehrte Mann hatte durch ſeine Gegenwart Alinens Leichtſinn immer noch einen unſichtbaren Zügel angelegt, und ſelbſt Heinrichs Nachſicht lebendig erhalten. Eine kurze Krankheit entriß ihn ſeinen Freunden. Sein Teſtament theilte ſein Vermögen, ohne andere Bewegungsgründe anzugeben, zwiſchen Claude Ançay und Alinen zu gleichen Theilen. Aline, obſchon ſie dieſe Anordnung ſeit drei Jahren vorausſah, konnte ihr Misfallen daran nicht verbergen, und zeigte ſich dadurch in um ſo nachtheiligerem Lichte, weil ihres Miterben tiefer Schmerz deutlich darlegte, daß ſeine Erbſchaft nicht vermögend war, ihn über den Verluſt ſeines Wohlthäters zu tröſten. Der Zufall wollte nämlich, daß gleich beim Ausbruch der Feindſeligkeiten Claude mit ſeinem Regimente, im Verfolg der damaligen franzöſiſchen Eroberungen, in Alinens Wohnort einrückte. Dieſe Empfindungsweiſe, ſo wie die Reife, die ſein Charakter überhaupt gewonnen hatte, brachten ihn Heinrich ſehr nahe, ja Aline ſelbſt ward von der Liebenswürdigkeit des Jünglings ſo gerührt, daß ihr Betragen gegen ihn Heinrich noch einmal zu der trügenden Hoffnung verleitete, es könne ſich endlich ein Gegenſtand finden, der ein neues Band von übereinſtimmenden Gefühlen zwiſchen ihnen knüpfte; allein ſeine Sehnſucht nach dem Beſſeren brach ſelbſt den Weg dahin ab. Alinens Eitelkeit ward durch ſeine rückkehrende Herzlichkeit ſelbſt beleidigt, und der Gegenſtand, dem ſie ſolche zu danken hatte, ward ihr um ſo verhaßter, da er offenbar Heinrichs Freundſchaft ihrem Wohlgefallen vorzog. Bei einer Gelegenheit ließ ſie in herzloſem Leichtſinn einige Worte über Claude's Geburt oder ſeine Erbſchaft fallen. Sie wollte nicht ſchaden, aber kränken; dieſe unſelige Luſt gab einem hämiſchen Kriegskameraden Veranlaſſung zu einer Bemerkung gegen Claude, die von einem Manne, von einem Krieger geahndet werden mußte. Der wackere Jüngling ward ein Opfer dieſer traurigen Nothwendigkeit; er fiel im Zweikampfe mit dem hämiſchen Schwätzer. Heinrichs Seele ward furchtbar zerriſſen, wie er zu ihm gerufen ward, und Claude gewaltſam die letzten Athemzüge ſeiner durchbohrten Bruſt ſammelte, um mit lächelnder Wehmuth zu ſagen: „O, mäßigen Sie dieſen Schmerz! es iſt nur ein halbes Leben, was ich verliere. Nie eine Mutter, den Vater nur halb — und wie er ſich mir ſchenkte, raubte ich ihm die Tochter.“ — Ein Notar, den Heinrich ſchreibend beim Bette gefunden, reichte dem Verwundeten ein Blatt; er ließ ſich von Heinrich emporhalten und unterzeichnete ſeinen Namen. Im Schreiben fühlte er Heinrichs Thränen auf ſeine Hand fallen, und ſtatt ſich wieder auf ſein Kiſſen zurückzulegen, lehnte er ſich an Heinrichs Bruſt, ſah ihn mit ſonderbar glänzenden und doch von menſchlicher Regung ganz geläuterten Blicken an, die dem Tode oft vorhergehen, und ſagte noch einmal: Weine nicht! — ſieh! — da liege ich zum erſten Mal an einem liebenden Herzen; — ich Waiſe — Fremdling — er ſprach noch ein Wort, das „Vaterland“ zu lauten ſchien, und erſtickte, ſchmerzenlos, da ſeine Kraft zum Kampfe ſchon ausgeblutet war.

Aline hatte ſeinen Tod veranlaßt, und Heinrich fürchtete, daß ſeine ganze Liebe nicht fähig ſein würde, ſie über die Schreckniſſe dieſes Bewußtſeins zu tröſten. Der Notar hatte ihm, nach Claude's Anordnung, ein Schreiben eingehändigt, das er für ſein Teſtament halten mußte, und darum Veranlaſſung zu noch bittererm Schmerze für ſie beſorgte. Ängſtlich eilte er daher von dem Todten zu ihr hin. Wirklich fand er ſie vom Schrecken vernichtet; das Gerücht von Claude's Zweikampf, ſeiner Veranlaſſung und ſeinem Tode war ihr ohne Schonung von einer dienſtfertigen Freundin hinterbracht worden. Unfähig, Heinrichs Charakter zu beurtheilen, fürchtete ſie ſeine Strenge; ſich ihres moraliſchen Unrechts bewußt, fürchtete ſie das Urtheil der Welt; dem Gedanken an die Ewigkeit fremd, fürchtete ſie den blutenden Jüngling, den ſie dem Grabe überliefert hatte. Ihres Gatten Benehmen, der mit der ſchonendſten Zärtlichkeit ſie tröſtete, der ihr Claude's Schickſal als leicht und ſchön vollendet vorſtellte, gab ihrer Hülfloſigkeit eine Stütze. Sie fügte ſich verſchüchtert in die edle Härte, mit der er ihr Vergehen gar nicht ableugnete, aber es ihr als Stufe zu ihrer Veredlung darſtellte, und Claude's ſanften Schatten aufrief, der ihre Tugend als ſein Sühnopfer foderte. Wirklich waren ihre Äußerungen während einiger Tage ſo, daß er glauben konnte, ihr Gemüth habe eine Kriſis beſtanden, und willig ſich der neuen Hoffnung hingebend, wähnte er, Alinens Veredlung werde aus Claude's Grabe entblühen. Einige Tage nach des werthen Jünglings Begräbniß, welches die Bürger der Stadt, mit den feindlichen Kriegern vereint, feierten — denn der Todte nahm lauter Liebe mit ſich ins Grab — ſchrieb Wilhelm, daß ihm ein zweiter Sohn geboren ſei, und ſetzte hinzu: „Komm, wo möglich, und ſei auch dieſes Taufzeuge. Seines Bruders Taufe war ein Feſt der Jugendhoffnung, des Lebensfrühlings — komm jetzt auch! — dieſes Sohnes Taufe ſoll eine Feier der Zuverſicht, des Freundſchaftsglaubens ſein." Heinrich verſtand dieſe Worte nicht; aber von Claude's friſchem Grabhügel zurückkehrend, war ſeine Seele ſo voll des Erhabenen, das er nicht verſtand und doch feſt ihm vertraute, daß er dieſe Einladung freudig aufnahm, als wolle ſie ihm eine Verheißung erfüllen. Auch Alinen kam ſie in dieſem Augenblicke erwünſcht. Sie entzog ſich doch auf einige Tage den tadelnden Blicken der Reſidenz.

Aline ſchien ſich vor Eliſen zu fürchten, und Eliſe begegnete ihr ſo höflich, daß es Heinrich ins Herz ſchnitt. Armand war ganz unverändert, Wilhelm ſah gramvoll aus, und Nanny's ſanfte Züge trugen einen Ausdruck, als hätte ſie mit den Schmerzen, die ihr den Sohn ſchenkten, jeden Erdenſchmerz überwunden; ſo ſiegend und demüthig glänzte ihr Antlitz. Alinen immer nach ſeinen Empfindungen beurtheilend, fürchtete Heinrich, daß Eliſens ſichtbare Strenge das Gefühl empfangenen Unrechts in ihr erzeugen möchte; er meinte deshalb, ſie würde dieſe Strafe ihres Leichtſinns leichter ertragen, wenn er ſie an einen höheren Schmerz erinnere, und wählte dieſen Moment, um ihr Claude's hinterlaſſenen Brief zu übergeben. Er that das am folgenden Morgen, der zur Taufe beſtimmt war. Wie er ſie nach einiger Zeit wieder aufſuchte, fand er ſie mit Rechnen beſchäftigt. Etwas verlegen ſagte ſie ihm, Claude habe ihr ſein ganzes väterliches Erbe zurückgegeben; nur ihres Oheims Bildniß, das er ſelbſt ſehr ähnlich gemalt, verpflichte er ſie, reich gefaßt ſeiner Mutter zu ſchicken, mit der einfachen Anzeige ſeines Schickſals und ſeines Todes. Heinrich ging ſehr weich und ſehr nachdenkend zu der Taufhandlung. Alinens Beſchäftigung und des Jünglings Bitte, die ihm bewies, wie bitter er auch noch im Sterben ſein Loos fühlte, nagten an ſeinem Herzen. — Die Freunde fanden den Kindtaufsvater ſehr ernſt und bewegt. Sie fragten beſtürzt nach dem Befinden der Seinen. Sie waren Alle wohl. Nanny, zum erſten Male außer Bett, war ſchöner als je in der Verklärung von Güte, die über ſie ausgegoſſen war; aber eine glühende Röthe, ein feuchtes Auge verrieth die Unruhe ihres Gemüthes. Die Taufpathen glaubten noch auf den Prieſter warten zu müſſen, als Wilhelm einen bedeutenden Blick auf Nanny heftete, dann hochathmend ſich aufrichtete, als wolle er ſich durch ſeine Haltung ermannen; ſo ſtellte er ſich neben ſeine Gattin, die ſeine Hand faßte, und, indem ihre redenden

Augen, von den leiſe herabthauenden Perlen ungetrübt, auf den Freundeskreis blickten, ſie an ihre Bruſt drückte.

Wilhelm ſagte ſeinen Freuden, daß jetzt der Zeitpunkt gekommen ſei, wo er ihnen beweiſen müſſe, daß ihr Bund kein Spielzeug phantaſtiſcher Jugend geweſen, keine Geburt poetiſcher Gefühle. Die Pflicht, fuhr er fort, legt es mir auf, meinen Stolz als Bürger, als Vater, als Gatte untergehen zu laſſen in dem Vertrauen auf den Freund. Er legte darauf den beiden Männern eine kurze Überſicht ſeiner ökonomiſchen Lage vor, und bewies, daß er ein anſehnliches Capital bedürfe, um durch Abzahlung des Pachtes ſeine Ehre, durch Ankauf neuer Schafheerden ſeinen Wohlſtand zu retten. Er zeigte ihnen, wie er jedes Mittel verſucht habe, um ohne fremdes Geld ſich zu helfen; ſeine Verhältniſſe aber der Art wären, daß alles Temporiſiren ſeinem Credit ſchade, jedes gewagte Mittel ihm Untergang drohe. Dann fuhr er fort: „Nun alſo, in einer Familie verſammelt, Gatte und Gattin als Eins betrachtet, frage ich Euch: Wollt Ihr einen Theil Eures Vermögens mir anvertrauen, um meine Ehre zu retten? Wollt Ihr's wagen, um mich in Stand zu ſetzen, meine Kinder zu erziehen, um meinem guten Engel hier das Leben zu erleichtern?" — Jetzt ließ Nanny ihres Gatten Hand los, und bedeckte ſchluchzend ihr Geſicht. Wilhelms Stimme hatte zuletzt gezittert, jetzt ſetzte er feſten Tons hinzu: „Gewährt als Brüder, verſagt als Brüder, denn nie, auch wenn ich verarmen muß, werde ich Eurer unwerth erſcheinen."

Armand und Heinrich waren bei der Auffoderung vorgetreten, und legten, wie von einem Geiſte beſeelt, die Hand auf die Schrift, welche die Überſicht enthielt. Was bedarfſt Du, mein Bruder? — Wilhelm, wie viel brauchſt Du? ward in gleichem Moment gefragt. Wilhelm nannte eine Summe. So viel, wenn ich gedeihen ſoll, und die erſten zwei Jahre nur zu vier Procent. — Armand ſah ſich fragend nach ſeiner Frau um. Eliſe trat raſch näher, und ſagte beſtimmt, aber ruhig: Übernimmſt Du mehr als die Hälfte? Thu' es ohne Bedenken. Der Gutskauf unterbleibt. Hierher gehört Dein Geld. — Heinrich hatte indeſſen gerufen: Zur Hälfte unterſchreibe ich — und ergriff die Feder. Wie er aber Eliſens Rede hörte, eilte er zu ſeiner Frau und ſagte leiſe: Aline! das ahnete unſer Freund, wie er Dich in Stand ſetzte, dieſe Summe ſogar zu entbehren .... Aline entſchlüpfte ſeinen Armen, Röthe und Bläſſe wechſelten auf ihren Wangen, und ſie antwortete kaum hörbar: „Wenn Du gewiß biſt, daß dieſe großmüthigen Freunde Deinen Sohn auch einſt vom Bettelſtab erretten werden, an den unzeitige Großmuth führt, ſo kannſt Du über Dein Vermögen gebieten.“ — Heinrichs Arm ſank wie gelähmt an ihrer Hüfte herab, und mit der Rechten bedeckte er ſich einen Augenblick die Stirn; dann wankte er zum Tiſche, an dem die Übrigen, um die ſchluchzende Nanny verſammelt, den Vorgang nicht bemerkt hatten, und unterzeichnete für die Hälfte der Summe.

Der nächſte Augenblick war den heiligſten Gefühlen gewidmet. Die Glücklichen nahmen nicht wahr, daß Aline das Zimmer verlaſſen hatte, bis Nanny ſie ſuchte, um auch ſie an ihre Bruſt zu drücken — ein kalter Hauch fuhr durch alle Herzen. — Laßt ſie, ſagte Heinrich, die Freude thut ihr noch weh; ſie erlaubt meine Unterſchrift um ſo ſorgloſer, da Claude's Tod ihr des Oheims Erbſchaft zurückgab.

Indem trat der Geiſtliche ein. Wilhelm ſagte, wie ſeine Gattin den Neugebornen in Armands Arme legte: Ich wollte, wir hätten einen Namen, welcher hieße: der Freundſchaft geweiht; den bekäm' er. — Ich weiß einen andern, ſprach Nanny, Theodor; denn ſeine Geburt reifte den Entſchluß in uns, dieſe Freunde zu erproben, und ſo war er uns Gottes Gabe vor Andern. Armand, wollen Sie dieſen Namen ihm geben?

Unter dem Vorwande von Unpäßlichkeit erſchien Aline nicht bei der Taufe, und ein Jeder ſchien ſich ſelbſt gelobt zu haben, daß ihr Andenken die ſtille, innige Feier dieſes Tages nicht ſtören ſolle. Armand behandelte ſeine Frau heute mit einer Huldigung, die ſeiner Heiterkeit neue Anmuth gab; ſie ſchien dieſes nicht zu bemerken; als aber bei einer zufälligen Veranlaſſung Alle, ſie zu liebkoſen, ſich vereinigten, ſagte ſie bewegt: Habt Ihr denn gezweifelt, daß ich Euch liebe? Weil ich anders bin als Ihr, meintet Ihr, ich ſei ſchlechter? Hattet Ihr mich denn ſchon auf eine Probe geſtellt? — Und nun fiel ſie wieder in ihren kühl ſcherzenden Ton.

Allein was ſie an dieſem Tage that, hatte ſie, trotz ihrer Empfindungsſcheue, in eine wärmere Gefühlszone hinübergezogen. Sie war von jeher durch Verſtandesüberlegenheit Nanny's Älteſte geweſen, durch ihren einfachen Edelmuth war ſie nun Nanny's mütterliche Freunbin geworden; denn Dankbarkeit gab dieſer ganz die Kindlichkeit einer Tochter gegen ſie. So fing ſich an, zwiſchen den beiden Frauen ein neues, von ihrer Mädchenfreundſchaft ganz verſchiedenes Band zu knüpfen, das Beide beglückte. Wilhelm arbeitete mit neuem Eifer; die Natur begünſtigte ihn; er und die Seinen legten ſich jede Beſchränkung auf, welche das Wohlſein ihres arbeitenden Geſindes nicht ſchmälerte, um die Verpflichtung gegen ihre Gläubiger zu erfüllen, und Eliſe vereinfachte, ohne es mit Armand zu verabreden, ihr Hausweſen, weil ihr mancher Aufwand jetzt unpaſſend ſchien, mochten ihre Freunde ſie, oder ſie ihre Freunde beſuchen. Kam es aber darauf an, Nanny's Kindern eine Freude zu machen, ſo ſpielte die artige Frau das Großmütterchen und zwang ihnen ſcherzend Geſchenke auf.

So ſchien in Werdach die Erntezeit des Lebens, wenngleich im Schweiße des Angeſichts, ihren Arbeitern heranzureifen. Aber für Heinrichs Leben ſollte der Orkan ſie zerſtören. Seit jenem Kindtaufstage ſchien er jeden Verſuch, ſeiner Gattin ſich zu nähern, aufgegeben zu haben. Sein Amt und ſein Sohn, den er mit väterlichem Anſehen unter ſeine Aufſicht nahm, beſchäftigten ihn ſo vollſtändig, daß auch die wichtigen Begebenheiten der Staatenumwälzung ihn zu keiner Theilnahme bewogen. Armand, den ſie in vieler Rückſicht anregten, machte ihm darüber einſt einen Vorwurf; er ſah ihn aber ſchmerzlich an und ſagte: „Mein Bruder, wenn Du einen Verwundeten amputirt ſiehſt, ſo mußt Du ihn doch die Lage wählen laſſen, in der er am wenigſten leidet.“ — Da waren die Klagen des Freundes wol auf immer geſtillt. Allein der arme Verwundete hatte ſich geirrt, noch war er nicht wirklich verſtümmelt; aber der Tod kam und ſchnitt das einzige geſunde Reis ab, mit dem er Lebensſäfte einſog — ſein Sohn ſtarb. Nun war er dem Verbluten nahe; da behandelte ihn das Schickſal, wie der Tyrann von Marokko ſeine Sklaven, wenn er ihnen ein Glied abhauen läßt, der taucht die Wunde in heißes Pech, die Verblutung zu ſtillen. — Heinrich ſah Alinen, theilnahmelos gegen ſeinen Schmerz, gegen Gecken und Thörinnen die verzweifelnde Mutter ſpielen. — Nun ſtockte das Blut ſeiner Wunde, denn jetzt war er ein Krüppel.

Nach weniger Zeit kam er zu ſeinen Freunden auf's Land. Er war ſanft und genießend in vielfach vertraulichem Geſpräch, oft auch im Spiel mit Nanny's blühenden Kindern; aber weich wie ein zehrender Kranker, der, die Erſchöpfung des Todes für Geneſung haltend, jeden Genuß als ein Pfand neuen Lebens betrachtet. Armand ſagte zu Wilhelm: Dieſes Verſinken in Weichheit von einem Manne, der oft mit Strenge mir vorwarf, mein leichter Sinn entſtehe mehr aus Furcht, den Schmerz nicht ertragen, als Muth, ihn beſiegen zu können, iſt ein vernichtender Anblick. — Wilhelm ſchüttelte misbilligend das Haupt. Verſündige Dich nicht, ſagte er; nahe Verklärung oder ein feſt gefaßter Entſchluß gibt ihm dieſe Ruhe.

Da empfing Heinrich eines Tages ein fürſtliches Schreiben. Lieben, ſagte er, nachdem er es geleſen, nun bin ich frei. Ich nahm, unter ehrenvollen Umſtänden, meinen Abſchied. — Beſtürzt blickten die Freunde ſich an. Und nun, rief Armand, von ſeiner Anſicht übereilt, nun willſt Du Dich unthätig aufreiben? — O nein! antwortete Heinrich mit ſchmerzlichem Lächeln, ich ſchrieb gleich nach Deines Theodors Taufe an unſern Landsmann in Virginien; ich trete dort in thätige Verhältniſſe ein. Während Alexis zarter Kindheit konnte ich meinen Entſchluß nicht ausführen, nun ...... iſt Alles geebnet. Ich war jetzt noch recht froh bei Euch; aber nun reiſe ich ab ſobald es möglich iſt.

Eliſe allein ſtimmte ſeinem Entſchluß ohne Widerſetzlichkeit bei. Was ſoll er denn hier? fragte ſie, wobei ihre ſo oft Kälte genannte Ruhe wie Kraft erſchien. An ſeines Kindes Grab? An ſeines Glückes Grab? Verachtend was er liebte? Bin ich denn weicher als Ihr, weil ich den Mann lieber fern weiß, als elend? — Nun gab ihm Nanny recht, weinte aber unendlich.

Heinrich verordnete über ſein Vermögen, daß die eine Hälfte ſeiner Frau zugetheilt würde, die andere Wilhelm verzinſt, bis er anders darüber verfüge. In Armands Hände legte er eine Vollmacht, falls Aline es verlange, eine gänzliche, für ſie ehrenvolle Eheſcheidung abſchließen zu können. Ich bin ihr jeden Erſatz ſchuldig, ſagte er, denn nicht ſie hat mich betrogen, ich mich ſelbſt, und indem ich das Unmögliche von ihr foderte, verführte ich ſie zu dem Unrecht, mir das Billige zu verſagen. Alle dieſe Geſchäfte that er mit der größten Pünktlichkeit ab. Er nahm nur ein ſehr mäßiges Capital mit. „Ich muß einen Sporn zur Arbeit haben, ſagte er; mit dieſer Summe komme ich wie Jemand, der erwerben muß, nach Virginien. Dieſe Nothwendigkeit allein kann meinem geſunkenen Geiſte wieder Schnellkraft geben." — Unter dem Vorwande einer durch ſeine Geſundheit nothwendig gemachten Reiſe verließ er das Land.

Von da an beſtanden die Werdacher Freunde den Sturm der Zeit allein. Er begründete ſie, wie die Eichen des Hains, die feſtere Wurzel ſchlagen, wenn er ihre Wipfel durchſauſt. Darüber wogten achtzehn Jahre über den armen, träumenden, blutenden Völkern Europas dahin. Die Freunde gaben ſich zuweilen über das Meer hin Zeichen, daß ſie lebten, daß ſie ſich liebten. Endlich bewirkte der Haß eine Einigkeit, welche die Vernunft nicht hatte erreichen können. Die Deutſchen fochten für ihren Herd. Wilhelms Erſtgeborner nahm Theil an dem Kampfe für's Recht, verdiente den Dank ſeiner Mitbürger, aber kam an einem Arme verſtümmelt zu ſeinen Eltern zurück. Die weiche Nanny empfing ihn wie eine Heldin. „Sieh hier vier Geſchwiſter, ſagte ſie, deren Arme Dir Deinen verlorenen erſetzen werden, und vertraue auf den Gott, der mich jetzt tröſtet." Der Jüngling lächelte unter unendlichem Schmerz und ſprach zum Vater: Mit meiner Rechten kann ich noch Vieles thun, am liebſten aber blieb ich bei Euch und baute das Feld.

Theodor war Forſtmann geworden und Armands Gehülfe. Bei den Durchzügen feindlicher und verbündeter Krieger war er dem Dorfe oft Schutz und Retter geweſen und hatte unter Armands muthigem Befehl einen bewaffneten Haufen begleitet, der bei zwei Gelegenheiten mit Ehre den väterlichen Herd vertheidigt und das Dorf vor Plünderung geſchützt hatte. Armand wußte nach wiederhergeſtellter Ruhe das Verdienſt ſeines jungen Gehülfen wieder geltend zu machen, und Theodor fand ſich bei ſeiner Rückkehr zu einem Forſtdienſte ernannt.

Der Schluß des erſten Friedensjahres kam herbei (1816), und ſein letzter Tag ward in Werdach durch ein doppeltes Feſt verherrlicht; denn außer dem Jahresſchluſſe, den der treue Freundesbund nun ſchon ſo oft vereinigt erlebte, ward heute Theodors Verlobung mit einem liebenswürdigen Mädchen, Eliſens naher Verwandtin, gefeiert. Die fremden Gäſte waren endlich entfernt, und dem Wunſche der innig Vertrauten gemäß ſaß man, die Mitternacht erwartend, um das lodernde Feuer. Nachgefühl des frohdurchlebten Tages, Nachdenken überſtandener Leiden, freudige Entſchließungen für die Zukunft wechſelten im ſtillen Geſpräch, bis die zwölfte Stunde erſcholl. Dieſer Moment führte ſeit jener Nacht, in der Heinrich ſeine Freunde überraſchte, für Nanny und Wilhelm immer eine ſehr wehmüthige Erinnerung herbei; ſie reichten ſich einander in ſtummem Einverſtändniß die Hand. Tiefe Stille herrſchte, indeß der Wächter nach fünf und zwanzig Jahren Gott abermals um die nämlichen Güter bat, für dieſelben Güter dankte; da rollte ein Wagen vor das Haus. Eine flüchtige Röthe glitt über Nanny's Geſicht. Wenn er es wäre! rief ſie aus; dann, ſich ihres jugendlichen Hoffens ſchämend vor ihren Kindern, getraute ſie ſich nicht, Eliſen zu folgen, die, heimlich in dieſer Stunde auch mit Heinrich beſchäftigt und Nanny errathend, raſch an das Fenſter trat. Wilhelm eilte zur Thür, doch der Fehlſchlagung gewiß, blieb er im eiligen Schritte ſtehen. — Da trat er wirklich mitten unter ſie; — der umgetriebene Sohn der Erde hatte nun Ruhe erkämpft im Streben und Ertragen. Er lebt nun im Schoße Derer, die in den Jahren der Jugend ihn liebten, Derer, welche, ſich ſelbſt veredelnd, alle ihre Tugenden, vor Allem Freundestreue, auf ihre Kinder vererbten. Trübſinn und Heftigkeit hat der Strom der Zeit aus Heinrichs Seele gewaſchen, und ſollte noch eine Spur von ihnen geblieben ſein, ſo äußert ſie ſich in ſeiner Vorliebe für Wilhelms älteſten Sohn, den Landmann, den er oft, ſeine Feldarbeit theilend, bedeutungsvoll lächelnd als ſeinen Schickſalsgefährten bezeichnet.

III.

Kloſterberuf.

Vorbericht.

Ein bairiſcher Officier, der in Petersburg die Erbſchaft eines Verwandten eingeholt hatte, hielt ſich im Jahre 1791 einige Wochen in W. in Lithauen auf. Seine Frau war ihm bei dieſer beſchwerlichen Reiſe gefolgt, und von Petersburg aus der Frau von Bohuzsky, der Gemahlin des Caſtellans des Fürſtbiſchofs von W., empfohlen. Dieſer Titel: **Caſtellan**, bezeichnet in Polen ein anſehnliches Kronamt, aber auch einen Dienſt, den der kleinere Adel bei dem größern bekleidet, und der oft die Aufſicht über einen ſo großen Umfang von Gütern in ſich begreift, daß ihre Eigenthümer in dieſer Rückſicht mit den größern deutſchen Reichsfürſten hätten verglichen werden können. Dieſes war bei dem Fürſtbiſchof der Fall, und Bohuzsky, ſelbſt aus einer ſehr guten, aber verarmten Familie, mit der Tochter eines Grafen G—ky vermählt, ein angeſehener Mann. Das gaſtfreie Haus dieſes Mannes bot der jungen gebildeten Deutſchen einen angenehmen Aufenthalt dar. Neben dem nationellen Charakter von Entſchloſſenheit, Lebhaftigkeit, Sinnlichkeit, Selbſtſucht, den ſie auch in dieſem Kreiſe erblickte, fiel ihr, unter den zahlreichen ſchönen Weibern, die Tochter des Caſtellans aus einer erſten Ehe, ein noch ſehr junges Mädchen, auf. Sie ſchien einer ganz andern Welt anzugehören, Hoheit und Hingebung, Kälte und Innigkeit wechſelten in ihrem Weſen, und brachten eine ſonderbare Disharmonie in Zügen hervor, bei denen die Natur den höchſten Einklang beabſichtigt hatte. Dieſe Sonderbarkeit zog Eugenie, ſo hieß unſere Reiſende, an, ſie näherte ſich dem Mädchen Anfangs aus Neugier, bald verband ſie ſich ihr aber durch theilnehmende Freundſchaft; und die nachfolgenden Blätter, Selbſtbekenntniſſe, welche die junge Polin für ihre Freundin aufſetzte, waren das Reſultat dieſer Verbindung. Die Fortſetzung ihrer Geſchichte iſt aus Eugeniens Feder — ſie bildete ſie aus Bruchſtücken, die ſie bei einer Reiſe nach Schleſien im Jahre 1807 einſammelte. Das Ganze mußte unvollkommen bleiben, weil Behnske's Tochter ſelbſt und alle ihre Umgebungen nie daran dachten, daß ihr Schickſal in Zuſammenhang ſollte gereiht werden, es mußte auch unvollkommen bleiben, weil der Zeitpunkt noch ſo nahe und die Umſtände ſo wahr ſind, daß man an vielen Orten den Zuſammenhang der Schonung gegen Lebende und Todte aufopfern mußte. Für ein fühlendes Herz wird aber doch einer daraus hervorgehen, den das Schickſal hineinlegte; es wird ein liebendes Gemüth erblicken, das, im Schoße der Unnatur ſeine höhere Beſtimmung ahnend, die höchſte Unnatur, das Kloſterleben, zu erreichen ſtrebt, weil es dort Mittel zu lieben und zu wirken vermuthet, ein Gemüth, dem das fürchterlichſte Unglück ſeine Sehnſucht nach Wirkſamkeit ſtillt, und das endlich, durch ſeinen innern Reichthum geſtärkt, im liebenden Vergeſſen ſeiner ſelbſt mit der Welt verſöhnt wird.

Dieſer Geſichtspunkt rechtfertigt keinen der zahlreichen Mängel dieſer Geſchichte, er entſchuldigt keinen, er zeigt nur den Theil dem Leſer an, um deſſentwillen er ſich jedem billigen Tadel gern ausſetzt.

Erſter Abſchnitt.

Ich begreife nicht recht klar, warum Sie die kleine Geſchichte meines Lebens, die ſo unbedeutend iſt, die ſo bald für die Welt ganz aufhören wird, ſchriftlich von mir haben wollen. Iſt es ein mitleidiger Kunſtgriff, mir durch die ungewohnte Beſchäftigung, zuſammenhängend über einen Gegenſtand zu ſchreiben, meine Trennung von Ihnen erträglich zu machen? Der mislingt, meine Freundin! ich werde noch um ſo viel mehr an Sie denken. Erzählte ich Ihnen nicht ſchon Alles, was mein junges Herz beſchäftigt hatte? Nahmen Sie meine Sehnſucht, meine Thränen, meine Wünſche nicht in Ihren Buſen auf? Aber Sie legen es mir als eine Pflicht der Freundſchaft auf, in meine Kindheit zurückzugehen, von meiner Mutter Schickſal zu beginnen, und fortzufahren bis zu dem Augenblicke, wo ich Sie kennen lernte. Das wird langſam gehen, denn Sie wiſſen, wie weniger Augenblicke Herr ich bin. Das wird ſchlecht gehen, denn iſt gleich Deutſch die Sprache meines Herzens, ſo ſchrieb ich doch wenig in ihr, ſo wenig wie im Polniſchen, denn was hat ein Mädchen bei uns zu ſchreiben? was darf ſie ſchreiben? — Ich machte mir einmal Auszüge aus den Kirchenvätern, die der Biſchof alle in franzöſiſchen Überſetzungen hat. Das entdeckte meine Stiefmutter und nannte es Kopfhängerei. Sie verklagte mich bei meinem Beichtvater, und der nannte meine Beſchäftung einen unweiblichen Vorwitz, der dem Zweifel den Weg bahne. Zu meinem Unvermögen in der Sprache und im Styl kommt noch mein Mangel an Zeit. Der Sommer — denn Sie behaupten ja, wir haben keinen Frühling — führt ſo viele Gäſte herbei, daß meiner Mutter Putzzimmer am Vormittage nicht leer wird. Von der biſchöflichen Tafel darf ich mich nicht mehr ausſchließen, und ſelten darf ich von da bis zur Abendpromenade nach Hauſe zurückkehren. Ihrem Rathe zu Folge widerſtrebe ich nie mehr den Befehlen meiner Eltern, an der Tafel Theil zu nehmen. Ich ſehe wohl, daß ich dadurch die Hoffnung, bei Ihnen errege, dem Schleier doch endlich noch zu entſagen. Das thut mir weh! Denn bei meinem feſten Beharren erſcheint meine jetzige Willfährigkeit endlich als Falſchheit. Jetzt hat es aber wirklich die Folge, mir viel Freiheit in der Anwendung meiner Zeit zu verſchaffen; die Geſellſchaftsſtunden ausgenommen, bekümmert ſich Niemand um mein Thun und Laſſen.

Die Begebenheiten, welche die letzten Lebensjahre des letzten ſächſiſchen Königs und die des Mannes ausfüllten, der jetzt unſere Krone trägt, ſind den Ausländern wenig intereſſant. Ich war oft erſtaunt, mit welchen genauen Umſtänden Ausländer die Empörung der Amerikaner ſchilderten, wie ſie jede Antichambreveränderung am Verſailler Hofe kannten, und von dem ſchrecklichen Kampfe, für den in Polen Jahre lang das edelſte Blut floß, von Thaten, die Griechenland und Rom verewigt hätte, kannten ſie nur die rohen Umriſſe. Ehemals konnte ich mit glühendem Unwillen die Helden meines Volkes dieſen Unbilligen verkünden. — Wie aber dieſes Volk ſo muthig ſeine Feſſel zu brechen ſchien, glaubte ich in jedem Beſchluſſe für die Freiheit eine Hymne an Madalinsky's Grabe, eine Todtenfeier für ſo vieler Edeln Manen zu hören, und die Unwiſſenheit der Fremden ward mir gleichgültig. Jetzt! — nun Verrath von allen Seiten ſeine giftige Hand an die freiheitklopfenden Herzen legt, gebietet Scham, bittere Scham mir Stillſchweigen. — In jener Zeit des namenloſen Elends und der unausſprechlichen Unterdrückung war mein Vater ein Jüngling und focht, der Partei, welcher ſeine Familie ſchon lange anhing, gemäß, für die Sache des tapfern Herzogs von Kurland, Auguſts Sohnes. Perſönlichen Muth machte ihm nie Jemand ſtreitig, denn er war in Mitau Karln zu Hülfe geeilt, und jene Begebenheit war auf immer Zeugniß der Tapferkeit. Wie alle Ausſicht, einen ſächſiſchen Prinzen auf unſern Thron zu ſetzen, vernichtet war, gerieth er, und noch mehr ſein Vater, in einige Verlegenheit. Das Vermögen der Familie war in dem Luxus des Hofes und nachher durch ihre Anhänglichkeit an das ſächſiſche Haus verſchwendet worden, der neue Kurfürſt hatte weder Mittel, noch Neigung, ſie zu entſchädigen, mein

Vater faßte alſo den Entſchluß, ſich am ruſſiſchen Hofe einzuſchmeicheln und auf dieſem Wege in Polen eine Lage zu gewinnen, die ſeinen Glücksumſtänden wieder aufhelfen ſollte. Zu dieſem Plane war eine Reiſe nach der Hauptſtadt von Frankreich, die Ausbildung, welche der Umgang mit dem Hofe und den Weibern gab, ein eben ſo ſicheres und weniger gefährliches Mittel, als in Polen durch ruſſiſche Hülfstruppen die polniſchen Freiheitsverfechter zu würgen. Sie haben ſelbſt meines Vaters einnehmendes Weſen bewundert, denken Sie ſeine ſchönen, edeln Züge, ehe Leidenſchaft ſie bearbeitete, denken Sie ſein Auge mit dem Ausdrucke von Ruhe ..... Wiſchen Sie das Andenken ſeines Lebens von dieſem ſchönen Geſichte, und Sie werden wohl begreifen, wie es meine Mutter anziehen mußte. Es war bei ſeiner Rückkehr von Paris, wie er, ohne ſein Vaterland zu berühren, nach Rußland zu gehen im Begriff war, als er ſie in Breslau auf einem Balle kennen lernte, wo ihn der Gouverneur, dem er von Berlin aus empfohlen war, einführte. Meine Mutter war das einzige Kind eines reichen Edelmannes; Alles, was nicht Mannsleben war — und der meiſte Reichthum war durch Heirathen in die Familie gekommen — fiel ihr zu; ſie ward alſo von einer Menge von Freiern umlagert, die ohne ihren Mahlſchatz gewiß ihre Liebhaber geweſen wären; denn ſie war ein Engel an Schönheit und Güte. Aber ſie war proteſtantiſch, und mein Vater katholiſch, und meine Großeltern theilten das Vorurtheil, das Ihre Landsleute gegen mein Vaterland haben. Auf meine Mutter mußt es nicht wirken, oder ſie mußte den Religionsunterſchied nicht ſo ſchneidend fühlen, denn ſie gab ſich ihrer Liebe ganz hin, ſie beſtritt jeden Einwurf der beſorgten Eltern mit der Bitte um das Glück ihres Lebens, und trug den Sieg davon. Sie war ſiebzehn Jahre alt, ſie hatte ſo vortreffliche Eltern, — ſie ward ſo innig geliebt, — ach, ſie muß meinen Vater vergöttert haben! — aus den Armen zärtlicher Eltern einem Manne zu folgen! — ich habe dafür keinen Begriff.

Wie es zur Abſchließung des Ehecontracts kam, gerieth mein Vater in einige Verlegenheit, die ihn aber ſeine angeborne Leichtherzigkeit und ſeine Liebe bald beſeitigen ließ. Seine Erwartung, viel Geld zu erhalten, war für den Augenblick getäuſcht und für die Zukunft durch Bedingungen beſchränkt. Mein Großvater beſtand darauf, daß keines ſeiner Kinder dem geiſtlichen Stande gewidmet werden könnte, und die Töchter der Mutter Glauben befolgten; im Gegentheil ſollte alles Vermögen nach meiner Mutter und meines Vaters Tode der Familie meiner Mutter wieder heimfallen; ein ſehr anſehnliches Jahrgeld war Alles, was er erhielt, was aber bei ſeinen beträchtlichen Schulden ſeine Lage nicht unabhängig machte. Wahrſcheinlich ſind mir nicht alle Umſtände der Heirath bekannt; meine mütterlichen Großeltern mußten von der Lage meines Vaters nicht ganz unterrichtet geweſen ſein, um ihm ihr einziges Kind in einem fremden Lande anzuvertrauen; mein Vater muß auch gehofft haben, den Ehecontract mit der Zeit günſtiger auslegen zu können. — Genug, daß meine arme Mutter Vaterland, Liebe und Glück verließ, um in dieſem Lande der Zwietracht und des Laſters ein verkümmertes Leben und ein frühes Grab zu finden. Ich bin jetzt achtzehn Jahre alt, ich war ein Kind, wie ſie ſtarb; meine Vernunft war, ſo lange ſie lebte, noch zu ungebildet, um ihre Lage und ihr Schickſal zu verſtehen, aber meinem Gedächtniß drückten ſich tauſend Bilder ein, die ſeitdem zur Reife meiner Vernunft viel beitrugen. So lange ſie lebte, ſchloß ſie einen Zauberkreis um mein Daſein, der die Schuld entfernte. Ich kannte nur Unglück, und dieſes nur in Geſtalt der Armuth und der Sklaverei, und die Thränen meiner Mutter glaubte ich nur für die Sehnſucht nach dem Vaterlande und für den Verluſt ihrer Eltern vergoſſen. Wie ſie nun ihre ſtrahlenden Augen ſchloß, wie ſie nun die feſte Burg der Ruhe einſchloß im ſtillen Grabe, wie der unnennbare Schmerz der zerſtörenden Zeit, die auch den Schmerz bändigt, nach und nach Raum ließ, und ich wieder hörte und ſah, und ich den Zauberkreis, den die Mutterſorge um mich gezogen hatte, gebrochen ſah, und von allen Seiten das Laſter zähnefletſchend mich umringte, wie ich nun der Mutter Thränen verſtand — O daß ich Jahre lang dieſe Thränen ſah und nicht verſtand! — Schweig, Sprache, ſchweig, Lallen des Kindes, das nie mein Elend ſchildert! — mich rettete nur ein Wunder, nur unzählige Wunder, die in tauſend Geſtalten meine Reinheit bewahrten.

Vor meiner Geburt gab meine Mutter ihrem Gemahl zwei Söhne, die in dem erſten Jahre rüſtig heranwuchſen und die Erbſchaft meiner mütterlichen Großeltern meinem Vater zuzuſichern ſchienen. Die erſten

Jahre ihrer Ehe waren die leichteſten; ſie verlebte ſie in den glänzendſten Cirkeln des petersburger Hofes, zu denen mein Vater durch Empfehlungen und perſönliche Liebenswürdigkeit, ſo lange es ſeine Mittel erlaubten, Zutritt hatte. Allein bald ward es klar, daß ſeine Vorzüge wol eine angenehme Lage in der geſellſchaftlichen großen Welt verſchaffen, aber keinen merklichen Einfluß in die Geſchäfte gewinnen konnten. Nicht als gehörte dazu wirkliches Verdienſt — davon beweiſt die ganze Geſchichte meines unglücklichen Landes das Gegentheil —, aber Glücksfälle bedarf es, und die wollten meinen Vater nicht begünſtigen, oder ein polniſcher Stolz, den ſein Charakter nie verlor, und durch den er ſich mit allen ſeinen ruſſiſchen Beſchützern nach und nach entzweite, mochte ihm im Wege ſtehen; er war genöthigt, Petersburg nach vier Jahren viel ärmer zu verlaſſen, als er hingekommen war, um in Warſchau auf einem ſehr beſcheidenen Fuße zu erſcheinen. In Petersburg hatte meine Mutter die Verſchiedenheit ihrer Lage gegen die in ihrem Vaterlande nicht ſo ſchneidend gefühlt. Sie liebte ihren Gemahl mit der Innigkeit eines jungen, mit ſchwärmendem Gefühl begabten Weibes, ſie ſah von dem fremden Lande nichts als die Geſellſchaftsſäle; ſie hörte von den fremden Menſchen nur, was man ihr zu gefallen in ihrer Mutterſprache ſagte, denn ruſſiſch verſuchte ſie nicht zu lernen, und franzöſiſch lernte ſie erſt durch den Gebrauch, ſie hatte es bis dahin nur nothdürftig zu leſen verſtanden. Sie war ſchön, ſie tanzte, ſie ſah viel Neues, ſie hatte zwei Schwangerſchaften, zwei Kindbetten, die ihr Aufmerkſamkeit zuzogen, die Menſchen ehrten vielleicht ihre Unſchuld, oder die Ruſſen waren ſittlicher als der Hof des Königs Stanislaus, genug, daß es meiner Mutter in Petersburg nicht ſo auffallend ward, unter wie verſchiedenen Menſchen ſie lebte. In Warſchau änderte ſich ihre ganze Lage. Meine Großeltern in Schleſien waren über das Betragen meines Vaters ſehr unzufrieden, ſie beſchuldigten ihn der Falſchheit in der Darſtellung ſeiner Lage, des Misbrauchs von ſeiner Frauen Einkünften, und weit entfernt, ihn reichlicher zu unterſtützen, ſuchten ſie meine Mutter zu einer Trennung von ihm auf unbeſtimmte Zeit zu vermögen. Vor meiner Mutter ſank nach und nach die Täuſchung, die ihr Glück vorgeſpiegelt und Unglück verſteckt hatte, nieder. In dem engen Beiſammenſein eines beſchränkten polniſchen Haushaltes ſah ſie die Nation, der ſie nun angehörte, in ihrer ganzen Barbarei und Verderbniß. Bei der Partei, der mein Vater anhing, lernte ſie keine ihrer Tugenden kennen, ja die Helden, die bei Baar ſich vereinigten, die bei Chozim bluteten, die den Tod in tauſend Geſtalten für das Vaterland bekämpften und erduldeten, blieben ihr damals unbekannt. Nun lernte ſie auch meinen Vater ganz kennen. Ihn ſchildere ich nicht, er iſt nur, was er aus ſeiner Nation und unter ſeinen Landsleuten werden mußte, ſobald er unter ruſſiſchem Schutz ein Pole ſein wollte.

O meine Freundin! dieſen Punkt berühre ich nicht. Sie behaupten, das Weib ſolle keinen Patriotismus beſitzen, oder könne nicht — denn ich begreife die Sache ſo wenig, daß ich die Worte nicht faſſen kann; in Poten iſt es dem Weibe noch erlaubt, Theil zu nehmen an den Begebenheiten, denen es Mann, Kinder, Brüder mit Freuden Leben und Vermögen opfern ſieht, das ſie anſpornt, Alles fröhlich dahinzugeben. Ich habe nie ein anderes Land als Polen geſehen, ich weiß nur, was mir meine Mutter erzählte, von den reinlichen Dörfern ihres Schleſiens, von den blühenden Obſtwäldern um die wohnlichen Hütten, von dem Gewühl fröhlicher, reinlich gekleideter Landleute in den betriebſamen Städten, von dem vielen Intereſſe des Wiſſens, der Kunſt — wie ihr Vater von gelehrten Männern beſucht wurde, wie ihre Vettern an der Vervollkommnung der Güter arbeiteten, wie ſie Fabriken und Ackerbau unter ihren Unterthanen beförderten — wenn ſie mir unaufhörlich dieſe heitern Bilder hinſtellte neben unſere lithauiſche Wirklichkeit — ſo weinte ich über mein Land, und liebte es, wie man einen Unglücklichen liebt. Dieſe elenden Hütten, dieſes verkrüppelte Menſchengeſchlecht, dieſe Sklaven, die meine Füße umklammern, die eines Schergen Peitſche von der Dumpfheit zum Laſttragen aufruft — in ihnen ſchläft ein Funke göttlichen Urſprungs, wie Friedrichs Seele war, göttlich, wie die der deutſchen Männer, deren Schriften meiner Mutter Geiſt und Herz bildeten; und mit einer Wehmuth, die meines Lebens Beſtimmung entſchied, liebe ich das beeinträchtigte, ſtiefmütterlich behandelte, hintangeſetzte, zertretene Volk. Wenn eine unſerer Leibeigenen mir ihr neugebornes Kind zeigt, drück' ich's an mein Herz, hebe es zum Himmel, und reiche es gegen den Strahl der Sonne, und möchte rufen: Du Gott! Gott! Aller

Gott! dieſer Menſch könnte ja ein freier Menſch werden, warum wird er ein thieriſcher Sklav? — und meine Thränen benetzen das Weſen, das den Stempel der Herabwürdigung in ſeinen ſtumpfen Zügen trägt.

Ach, ich erzähle ſchlecht! ich ſehe wohl, daß ich Ihnen wenig ſagte bis jetzt. Ungewohnt, von Herz zu Herz zu ſprechen, erzählte ich Ihnen todte Thatſachen, und mein Gefühl blieb verſchloſſen in meiner vollen, ſchmerzenvollen Bruſt. Jetzt löſt es ſich in der Stille des Denkens und Schreibens, ungezügelt durch die ungewohntere Umgebung Ihrer Gegenwart, ungeſtört durch die Ungelenkigkeit meiner Zunge, der die deutſchen Töne verboten ſind, ſeit meiner Mutter Stimme im Grabe verhallte.

Vielleicht hatte mein Vater nie ſtrenge Begriffe von ehelicher Treue, vielleicht verführte ihn erſt die Beſchränkung ſeines warſchauer Hausweſens, fremden Genuß, oder Genuß ohne Hausſorgen zu ſuchen — genug, daß meine Mutter auch dieſen Schmerz kannte, daß ſie die Folgen von ihres Gatten Irrthum auf eine Art büßte, der kein Mann ſein Weib ausſetzen kann, ohne alle Geſetze der Menſchlichkeit mit Füßen zu treten. Aber meine Mutter liebte nur ihn, ſie war ſchutzlos ohne ihn, er war der Vater ihrer Kinder, und ſie betete dieſe Kinder an. Ihr weiches Herz bedurfte einen Vertrauten, einen Schutz gegen die Anmahnungen ihrer zürnenden Familie, gegen die Troſtloſigkeit ihres Herzens, gegen die Verderbniß, die ſie umgab, die ihre noch anziehende Schönheit von allen Seiten angriff; ihr Gatte lernte nicht, dieſer Vertraute zu ſein, ſie näherte ſich alſo einem Geiſtlichen ihrer Kirche. Statt eines Tröſters, eines Verſöhners, eines weiſen Freundes, fand ſie einen finſtern Eiferer, einen kalten Strafprediger. Er fing damit an, ſie ſelbſt erſt bekehren zu wollen, weil er die zufällige Entfernung von dem äußern Gottesdienſte ihrer Kirche, in der ſie ſeit einigen Jahren gelebt hatte, als die Sünde ſchilderte, für welche Gottes Strafgericht über ſie hereinbreche. Ein fürchterliches Schickſal drohte in dieſem Zeitpunkte meiner unglücklichen Mutter: Verzweiflung an Religion und Tugend. Ihr durſtiges Herz fand nirgend Labung, nirgend ein Gefühl des Friedens. Unempfindlichkeit ſchien ihr die einzige Waffe gegen herannahende Armuth, gegen erloſchene Gattenliebe, gegen auffodernde Verführung. In dieſer Stimmung gerieth ſie an einer Charfreitagsvorfeier zufällig in die Kirche eines Frauenkloſters, wo das „Stabat mater“ aufgeführt wurde. Sie hatte den katholiſchen Gottesdienſt Anfangs, wie ſie ihr Vaterland verließ, aus einer Scheu vermieden, die, wie ſie mir ſagte, Proteſtanten leicht gegen ihn haben; ſo war ſie in die Gewohnheit gerathen, in keine katholiſche Kirche zu gehen. An dieſem Tage brach vor der Kirchthüre ihr Wagen, es regnete ſtark, und ſie trat in die Vorhalle, um ein anderes Fuhrwerk abzuwarten. Die Töne jener göttlichen Muſik zogen ſie mächtig an, ſie trat näher, ſie hörte zu; ihr Herz, das ſchon lange nach Verhärtung rang, um der Verzweiflung zu entgehen, ſchmolz vor dem Geiſte himmliſcher Wehmuth, den die Harmonie um ſie her ergoß. Gewiß ſagte ſie mir nie Alles, was in ihr vorgegangen war, gewiß war ſie ſich nicht

Alles bewußt, was die gute Gottheit in ihr wirkte — aber ſie fand Thränen wieder, fand Schmerz wieder, konnte wieder beten — es zog ſie mit unnennbarer Gewalt zu einer menſchlichen Darſtellung des Allbarmherzigen, zu einer ſinnlichen Darſtellung ſeiner Gegenwart, die ein Gleichgewicht hielt allem Jammer, der in der Sinnenwelt ſie beſtürmte, und ſo fand ſie ſich in Thränen hingegoſſen vor der Statue einer Schmerzensmutter, welche die Menge knieend umgab. Die Muſik ſchwieg, meine Mutter eilte nach Hauſe, und ein peinigender Zweifel, ob der Troſt, der ihr in dem fremden Tempel ward, nicht Sünde ſei, quälte ſie in der folgenden Nacht, und unterbrach mit Mislauten die Himmelstöne, die noch vom Kreuze herab zu ihr herſchallten. Bald konnte ſie der Sehnſucht, noch einmal Troſt zu empfinden, nicht mehr widerſtehen, ſie ſuchte im Halbdunkel des ſinkenden Tages die Kirche wieder auf und betete und weinte in der einſamen Halle. Beim Herausgehen begegnete ſie einem alten Franziskanermönche, der ſie deutſch grüßte; wie ein Blitz fuhr ein Gedanke durch ihren müden, geſpannten Sinn, den ſie, noch ehe er ihr klar ward, ausführte. Sie legte ihre Hand auf des Mannes Arm und fragte in ängſtlicher Eile: Ich bin eine Proteſtantin, aber es gibt mir Troſt, hier zu beten; darf ich Das, ohne daß der Papſt mich zu ſeiner Kirche zählt? — „Gott iſt überall, wo bedrängte Herzen ihn ſuchen," erwiederte der Mönch nach kurzer Beſinnung mit ruhiger Stimme, „unſere Kirchen ſtänden nicht zu jeder Tageszeit offen, wenn wir ihren Troſt nur mit Ausſchließung wollten angedeihen laſſen. Er ging langſam von ihr, indem ſie beruhigt, aber von Sehnſucht nach Hülfe von außen getrieben, noch zögerte, ihn mehr zu fragen als das. Von dieſem Tage an gewöhnte ſich meine Mutter an ſtille Stunden frommen Nachdenkens, in welches bald ihr leidenſchaftliches Flehen überging. In ihrer traurigen Wohnung wurden ſie ihr nicht geſchenkt; Unordnung, Mangel, lärmende Spieler entzweiten ſie dort mit ſich ſelbſt; in den ſtillen Gewölben der Tempel fand ſie Ruhe, und wenn ungewöhnliche Leiden ſie trafen, ſuchte ſie kindlich die Nähe der Dulderin, vor deren Bilde ſie einſt ſo unerwartet Troſt gefunden hatte. Der Tod ihrer Söhne, die bald nacheinander an den Blattern ſtarben, machte ſie noch vertrauter mit dem Troſte des Gebetes, das im Nachdenken über uns und Erhebung unſerer Seele zu Gott beſteht. Nein, gewiß, meine Mutter hat mir nie ein Wort geſagt, das mich aufgemuntert hätte, die Religion ihrer Eltern zu verlaſſen, ſie ſelbſt iſt nie dazu in Verſuchung geweſen, ſie wies nur den Zauber nicht von ſich, den unſer Gefühl und unſere Phantaſie — ach! den unſere Menſchheit in den ſinnvollen Bildern der katholiſchen Kirche findet. Wenn es mir jeder fühlende Menſch vergönnt, daß der Anblick der aufſteigenden Sonne, daß die thaubedeckte Flur, daß ſo viele Scenen der Schöpfung mein Herz dem Irdiſchen entreißen und mich über den ſchweren Erdenbunſt auf Momente zum ewigen Anſchauen erheben, warum nennen ſie das weniger Abgötterei, Aberglauben, als wenn ich im Tempel das Heiligſte fühle? als wenn im Orgeltone, im Weihrauchgewölke meine Seele emporſteigt über Grab und

Tod und Leiden? als wenn die freundlichen Bilder der Heiligen mich an ihre Tugenden mahnen? als wenn ihre beſiegten Leiden mir Pfand meines Überwindens ſind? — Das Kind, das fern von der Heimath mit ſehnendem Schmerze des Vaters, der Brüder gedenkt, das ſie im Herzen trägt immerdar, das ſie ſieht überall, wo ſein Blick Freude ſucht, darf es nicht vor dem Bilde ſeines Vaters inniger weinen? Wenn es eines ſeiner Kleidungsſtücke hätte, dürfte es das todte Gewand nicht küſſen, nicht feierlicher vor den täuſchenden Zügen ihm geloben: Vater, ich bleibe Dein! — Nein, meine Mutter hat mir das Alles nicht geſagt, ſie wäre nie katholiſch geworden, und ich würde es nie, wenn ich einen andern Weg zu meinem Heile wüßte. — Doch, ich verliere den Faden meiner Geſchichte, in der mich äußere Unterbrechungen und mein eignes Gefühl mehr ſtören, als ich vorausſah. Aber Sie erreichen Ihren Zweck nicht! Indem ich mich Ihnen erkläre, finde ich mehr Überzeugung, auf meinem Entſchluſſe zu beharren, als vorher.

Die innere Ruhe, die meine Mutter zu genießen anfing, zog ihr von außen her neue Leiden zu. Mein Vater bemerkte oder erfuhr ihre häufigen Beſuche katholiſcher Kirchen und gerieth auf den Gedanken, daß ihre Schwärmerei, wie er die Stimmung ihres Gemüthes nannte, ſie zu einem Schritte verleiten möchte, der ihn aller Hoffnung auf ihr Vermögen beraubte. Dieſe Beſorgniß machte ihn aufmerkſamer auf ihre Zufriedenheit; ihre zunehmende innere Ruhe gab ihr eine Duldſamkeit und Gefälligkeit gegen ſeine Schwächen, die ein beſſeres Verhältniß zwiſchen ihnen herſtellte. Seine ökonomiſche Lage war in dieſer Zeit ſo geſunken, daß er ſich zu dem demüthigenden Entſchluſſe bequemen mußte, die Stelle anzunehmen, die er noch, aber freilich unter Bedingungen bekleidet, die mir immer unbegreiflicher werden. Schon ſeit einiger Zeit hatte ihn das Spiel mit dem Fürſtbiſchof bekannt gemacht, er ward vertraut mit ihm, beſorgte ihm einige Geſchäfte zu ſeiner Zufriedenheit, und übernahm zu eben der Zeit, wo meine Mutter mit mir ſchwanger ward, die Intendanz ſeines ganzen Vermögens, was beinahe nichts Anderes heißt, als: die Auftreibung neuer Darlehen und die Beſchwichtigung aller Gläubiger; denn indem der Fürſt in einem Glanze lebt, der Sie den Luxus Ihrer regierenden Fürſten verlachen macht, befindet er ſich in einer Lage, in welcher er in einem Lande, wo Geſetze walten dürfen, längſt ehrlos geworden wäre. Ich ward hier in W—ko, welches damals aus einer Einöde hervorgezaubert wurde, geboren, und meine Mutter gefiel ſich in dieſer reizenden Gegend ſo wohl, daß ſie ſich ſeitdem zu keinem andern Aufenthalt entſchließen wollte, ſo häufig mein Vater die weitverbreiteten Güter des Fürſten beſuchen mußte. Ein Zufall, der für meine Mutter an das Wunderbare grenzte, ſo einfach er war, trug viel dazu bei, ihre Geiſtesruhe zu befeſtigen, ſo daß ſie nie glücklich war, aber doch nie mehr von den äußeren Umſtänden überwältigt wurde. Die Jahreszeit, wo der Fürſtbiſchof nicht anweſend war, ausgenommen, war es ihr während meines Vaters langen Abweſenheiten vergönnt, nach ihrem Gefallen zu leben. Die häufigen Beſuche, die er gern aufnahm, fielen dann von ſelbſt hinweg, ſie hatte die Landesſprache völlig erlernt, die reiche Bücherſammlung des Biſchofs ſtand ihr offen, ſie zauberte ſich eine arme Täuſchung vor von einem Leben, wie ſie es in dem Vaterlande hätte führen können, wenn ihr Herz eine andere Wahl gemacht, ihr Schickſal eine andere Wendung genommen hätte. In einem dieſer einſamen Zwiſchenräume, wie ich noch an ihrer Bruſt lebte, beſuchte ſie ein Franziskanerkloſter in Beniakony, um den heiligen Stephan zu ſehen, von dem ich Ihnen erzählte, daß er nachher meiner kindlichen Phantaſie das Ideal zu meinem Schutzgeiſte gab. Der Jüngling ſteht an die Säule gebunden, mit zurückgelegtem Haupte ſcheint er in einen himmliſchen Gedanken verloren, ſeine auf den Rücken gebundenen Arme täuſchen, denn ſo verſchlang er ſie freiwillig in ruhigem Nachſinnen — — der ganze Körper iſt durch Jugend und geiſtigen Ausdruck verklärt, die Pfeile in der geliebten Bruſt erfüllen mit Entſetzen, und wenn der Blick auf die Bogenſchützen fällt, die ſie abſchoſſen, wird es klar, wie ſie, von Schrecken ergriffen, bei dem Anblicke des Heiligen vor ihrem Morde zu fliehen im Begriffe ſind. Meine Mutter ſtand entzückt vor dem vollendeten Sieger, bis ihr Blick an einem Mönche, der ſich ihr näherte, bekannte Züge erblickte; es war derſelbe, der in Warſchau in jener Kirche ihr zweifelndes Gewiſſen ſo wohlthätig beruhigt hatte. Ohne ihn an jenen Augenblick zu erinnern, knüpfte ſie ein Geſpräch über das Gemälde und ihren Genuß bei ſeinem Anſchauen an, ſie fand ſo viel Befriedigung in ihm, daß ſie ihn einlud, ſie in W—ky zu beſuchen. Dieſem Manne habe ich Alles zu danken, was in mir Gutes lebt; er ſetzte, nach meiner Mutter Zeugniß, ſie in den Stand, mich zu erziehen, lehrte ſie, ihre Gefühle und ihre Anſichten zu ordnen, ſo daß Harmonie in ihr Leben kam, die mir — nicht Überlegenheit, nicht Ausbildung, aber einfachen Willen erlangen half. Pater Amadeus war ein Deutſcher, er hatte ein reiches Leben voll Schmerz und Seligkeit gelebt, Wiſſenſchaft war ihm zuletzt allein übrig geblieben, alles Andere nahm ihm der Tod und die Zeit. Vermögen hatte er nie; ein Schickſal, das er Irrthum eines Mächtigeren nannte, bei dem aber jeder minder Weiſe über Ungerechtigkeit und Verfolgung geklagt hätte, zerſtörte ſeine bürgerliche Lage; er nahm den Reſt ſeiner Habe, reiſte damit einige Jahre nach Italien und nach Griechenland, und nahm dann in dieſem Kloſter das Ordenskleid, weil er in Griechenland einen gelehrten Mönch aus dieſer Stiftung kennen lernte, der ihm die Hoffnung gab, ſeinen Trieb nach einſamem Forſchen hier befriedigen zu können. Das muß Ihnen als Fremden eben ſo gut wie dem roheren Theile unſerer Nation unbekannt ſein, daß wir Klöſter haben, wo im Einzelnen wiſſenſchaftliches Forſchen eben ſo in den Mantel des Geheimniſſes gehüllt wird, als in vielen Laſter und Unthaten. Amadeus war nicht Katholik geweſen. — Bedarf ich eines Symbols für die Gottheit, ſagte er zu meiner Mutter, ſo iſt das katholiſche das erhabenſte; bedarf ich einer Lehre, ſo iſt ſie die conſequenteſte; bedarf ich eines Cultus, ſo erhebt der mein Herz am höchſten; ſollte ich alſo ein Bekenntniß ablegen, ſo müßte es das katholiſche ſein. Er lebte der Wiſſenſchaft und der Wohlthätigkeit — der Sprache ward er bald mächtig, und nun war er der thätigſte Seelſorger der Gegend, war Arzt, war Rathgeber, und ward mein Schutzgeiſt von früher Kindheit! O lebte er noch! hätte er dieſen Zeitpunkt erlebt, er würde eine Stütze der Freiheit, er würde eine Sonne der Gerechtigkeit geworden ſein.

Sie werden nun denken, daß Amadeus Denkungsart die meinige geworden iſt, daß ich ihm meinen Eigenſinn, in das Kloſter zu gehen, ihm mein Beharren, eine andere Religion anzunehmen, verdanke, da außerdem nichts in meiner Denkart Fanatismus und Aberglauben ausſpricht. Nein, meine Freundin, Amadeus hat dazu nichts beigetragen, die Umſtände überzeugten mich, daß im Kloſter allein Freiheit für mich zu finden iſt, und Sie werden mir endlich noch beiſtimmen.

Bis in mein dreizehntes Jahr lernte ich in der Welt nichts kennen, als unſere Wälder, unſere Hügel, unſeren klaren Fluß, und die größte Entfernung, die ich allein zu erreichen mir getraute, war der lange, dunkle Gang am Ende des Parkes, wo ihn die Kloſtermauer der ehemaligen Abtei noch umſchließt, und durch eine angebrachte Öffnung jetzt die Ausſicht gegen die untergehende Sonne geſtattet. Damals war die Mauer noch unverſehrt, und an der Stelle der Öffnung ein Wandgemälde, das Chriſtus am Kreuze darſtellte, und die Mutter mit Johannes unter ihm, wie er ihnen ſein heiliges Vermächtniß verkündet. — O dieſes Bild! — Nein, die Gottheit hört nicht auf, Wunder zu thun in unſerm Herzen. Dort holte mich meine Mutter meiſtens wieder ein und gab mir in der ſchönen Jahreszeit dort Lehrſtunden; dort war unter den hohen Tannen auch der Schauplatz meiner kindiſchen Spiele und der Leibesübungen, zu denen ſie früh mich gewöhnte. Auf dem großen, beſchatteten Rund mußte ich laufen, klettern, und das Jahr vor ihrem Abſchiede von mir ließ ſie mich auf einem kleinen türkiſchen Pferde reiten lernen. Damals dachte ich nicht über den Geſichtskreis, der mich umgab, hinaus; jetzt ahne ich, warum Amadeus und meine Mutter mich ſo unwiſſend ließen über alle Wirklichkeit, über die nächſte, die mir drohte, zuerſt. Sie rechneten auf die Zeit, wo ich, ſtark am Geiſt und feſt im Handeln, aus meiner Unſchuldswelt hervorgehen ſollte. — Der Tod kam ihnen zuvor, und die zarte Pflanze, die vor jeder rauhen Luft geſchützt wurde, ſtand da im Sturme des Nordens, und — ein guter Gott erhielt ihre Kraft; aber das weiche Kind des Südens iſt ſie nicht mehr, ſie iſt kalt und ſtarr geworden, wie das Land, in das ſie grauſam verpflanzt ward.

Meiner Mutter Gemüth war nun ruhig, ſie hatte mit dem Schickſal abgerechnet, hatte Weisheit ſtatt Glück hingenommen, hatte die ganze Schöpfung zu ihrem Genuß, und ein beſſeres Daſein zu ihrer Hoffnung. Aber von außen her ward ihr keine Ruhe. Bei meinem Vater wurzelte der Verdacht immer tiefer, daß ſie ſich zu einer Religionsveränderung neige, und durch ihn aufmerkſam gemacht, verfolgten ſie ihre Eltern mit oft ſehr unbilligen Vorſtellungen — erlaſſen Sie mir Das, meine Freundin! — ſie ſind auch todt, und waren gute

Menſchen. Von einer andern Seite waren meines Vaters Verhältniſſe gegen den Biſchof nicht dazu gemacht, meiner Mutter Ruhe zu geſtatten. Mein Vater ließ ſich zu Dingen brauchen, zu Dingen, die eine ſpäte Gerechtigkeit vielleicht noch an's Licht zieht, die aber die nie ſchlafende Nemeſis gewiß noch rächt. Ich habe mir ein heiliges Geſetz gemacht, über nichts, was meinem Schickſal fremd iſt, zu ſchreiben, und Sie behaupten ja, meines Landes Ketten ſeien mir fremd, und die Morgenröthe ſeiner Freiheit, die ſo herrlich aufſtieg, gehe das Weib nichts an.

Von dem Allen wußte ich nichts, deute jetzt erſt meiner Mutter Thränen, faſſe jetzt erſt, warum ein gewiſſer Ausdruck in meines Vaters Geſicht, der mich als Kind immer von ihm zurücktrieb wie von einer Geiſtergeſtalt, ſie vermochte, mich von ihm zu entfernen. In der Jahreszeit, die der Biſchof in W—ky zubrachte, konnte ſich meine Mutter der Geſellſchaft nicht ganz entziehen. Der Fürſt weiß, was Verdienſt iſt, und ſein Verſtand lehrt ihn, es in jeder Art auszuzeichnen, und dieſe Empfänglichkeit machte ihn von jeher um ſo gefährlicher, denn er verräth nie ganz und beobachtet nie reine Treue. Oft ſcheint er fremde Tugenden zum Sühnopfer ſeiner eigenen Schuld befördern zu wollen, und er iſt nicht Heuchler, wenn er Pulawsky's Heldenmuth und Mokranosky's Unerſchütterlichkeit ſeinen jungen Geſellſchaftern anpreiſt. Er iſt um ſo undurchdringlicher ſchlecht, weil er ſeine Schlechtigkeit vor ſich ſelbſt verbirgt. Amadeus, deſſen Bekanntſchaft er durch meine Mutter machte, ward von ihm auf alle Weiſe ausgezeichnet, und verfehlte nie ſeinen Zweck, wenn er ihn um theilweiſe Mittel zur Unterſtützung der Elenden bat. Auch ich genoß des Biſchofs Gunſt. Er überraſchte uns mehrmals bei unſern einſamen Beſchäftigungen, wo ihn nur die Abſicht, meiner Mutter Achtung zu bezeigen, hinführen konnte, und wie ſie ihm, auf ſein dringendes Bitten, mich in ſeinen Cirkel mitzubringen, ihren Wunſch erklärte, mich bis in mein ſechzehntes Jahr von aller Geſellſchaft zurückzuhalten, willigte er auf eine Art ein, die es bewies, daß ſein Verſtand den Werth der Handlungsweiſe meiner Mutter einſah. Dieſen Vorgang erzählte ſie mir in ihrem letzten Lebensjahre, wie ich ſie einmal fragte, warum ich nicht in die Geſellſchaft durfte, da ſich junge Damen meines Alters darin befanden und bei ihrem Beſuch in unſerm Hauſe ihre Verwunderung über meine Zurückgezogenheit äußerten. In dieſen wenigen Stunden, wo ſie mich verließ, durfte meine deutſche Wärterin mich nie verlaſſen, und ſobald es mein Alter erlaubte, gab ſie mir darin ſo viele Beſchäftigung auf, daß ich nie mein Alleinſein fühlte.

So erreichte ich mein dreizehntes Jahr. Ich war ſchuldlos und rein wie die Kindheit, vertrauend wie ſie, und ungekünſtelt wie die buſchigen Hügel von Ribizer, aber was ich von der Außenwelt der Menſchen kannte, war Alles ein Kunſtwerk. Alles Elend, was ich an der Hand meiner Mutter gelindert hatte, war mir nur als Unglück bekannt geworden, die Menſchen hatte ich nur in ihren guten Augenblicken geſehen — ich wußte, daß es Laſter gab, ja ich wußte viel von dem Böſen, aber nie in Anwendung auf die Welt, die mich umgab;

ich dachte mir Unſittlichkeit, Bosheit, Betrug wie die Orkane, welche die weſtindiſchen Inſeln verwüſten — zu uns gelangt der Sturm nie; ich verſetzte das Böſe, wie die Alten die Grenze der Erde, immer in das zufernest liegende Land. Nur Eine Art Elend kannte ich, die Sklaverei unſeres Landes; nur Einem Idol hatte ich außer Gott und meiner Mutter einen Altar in meinem Herzen errichtet — der Freiheit meiner Nation. Sie fragen wieder befremdet, wie dieſes Vaterlandsgefühl in der Bruſt der Halbfremden, der Einſamen Wurzel ſchlagen konnte? Es muß wol, trotz Ihrer Behauptung des Gegentheils, in jedes Weibes Buſen als Keim verborgen liegen — und ſollten wir, deren ganzer Beruf Liebe iſt, nicht den Boden lieben, auf dem wir unſere Entwickelung finden, auf dem wir unſere Beſtimmung zu erlangen hoffen? — Übrigens war dieſe Vaterlandsliebe ein bloßer unmotivirter Begriff, der aus Haß gegen unſre Unterdrücker und einem Bilde von Menſchenwürde zuſammengeſetzt war, das ich mir aus den Geſchichten freier Völker früherer Zeit zuſammengeſetzt hatte, und Alles, was ich Schönes in unſerer Geſchichte las, was ich Großes von unſern Zeitgenoſſen hörte, modelte ich nach jenen Begriffen. Ein Weib muß lieben, liebt immer ein Ideal, liebt es mit Myſticismus, mit Schwärmerei — ſo liebte ich den heiligen Stephan, ſo liebe ich das Vaterland, ſo liebe ich den Schleier.

Der Fürſt hatte einen älteren Bruder, einen unſchädlichen Menſchen, der in ſeiner Bildung dem gemeinſten Adel unſrer Nation um keinen Schritt vorgeeilt war. Ein roher Mann, ſtarr und treu. Vor den Convulſionen, die Stanislaus Thronbeſteigung begleiteten, war der Fürſt in den erſten Jünglingsjahren im Auslande und bildete in London, Paris und Rom die Talente aus, die er nachher ſo ſchlecht gebrauchte. Er verſchwendete ungeheure Summen, die ſein Vermögen erſchöpften und ſeinen ältern Bruder zu der Drohung zwangen, ihm ſeine Unterſtützung zu entziehen. Der Jüngling war genöthigt, in ſein Vaterland zurückzukehren; aber durch eine mächtige Familie unterſtützt, zur Intrigue geboren, durch Geldbedürfniß und Herzloſigkeit den Ruſſen geneigt, ward er in einem Alter Biſchof, das wenig zu dieſer Würde geſchickt iſt. Seine Schwäche und Treuloſigkeit koſtete ihn während der Convulſionen, die unſer Vaterland zerriſſen, das Vertrauen aller Edlen aller Parteien, ſeinem guten, treuen Bruder drohte ſein Freiheitsſinn die Verweiſung nach Kamtſchatka, da er bei Zucka gefangen ward. Wie die Dinge ſich fügten, weiß ich nicht; Alles, was ich erfuhr, entdeckte mir der Zufall; genug, daß der Fürſt Mittel fand, dieſen Bruder für unſinnig auszugeben, daß er Erbe der Güter ward, und daß man nun ſeit vierzehn Jahren ſich bemühte, jenen Unglücklichen ſeines Verſtandes zu berauben, indem man ihn als des Verſtandes beraubt bewachte, mishandelte, verhöhnte — und zu dieſem Werke der Hölle ließ mein Vater ſich brauchen. — O wie oft bediente ich kniend die Armen in der Zeit, wo die Landesreligion öffentliche Liebeswerke erlaubt, wie oft bat ich alte Väter um ihren Segen, wie oft ſtammelte ich unzufriedenen Kindern unſerer Leibeigenen Demuth, Un=

terwerfung gegen ihre Eltern zu — mein wundes Herz fand Linderung darin. Fremden die Achtung zu zollen, die ich meinem Vater nie geben kann. — Dieſer mishandelte Mann ward auf entfernten Ländereien in der Ukraine gehalten — denn er war nicht eingeſperrt, er war, für unſinnig gehalten, bewacht und endlich überredet worden, daß er es ſei. Dieſes Werk der Finſterniß mußte Amadeus entdecken. Er erhielt von ſeinen Obern leicht die Erlaubniß zu reiſen, um zum Behuf ſeines gelehrten Forſchens fremde Kloſterbibliotheken zu beſuchen, und ſo befand er ſich in einem alten Kloſter zu Balta, als eine anſteckende Krankheit das Volk heimſuchte. Theurung des Getreides war ihre Urſache, indeß das Korn dieſer reichen Gegend die Flüſſe hinuntergeführt und auf fernen Märkten um halbes Geld verkauft ward. Amadeus half den Mönchen die Kranken tröſten, die Sterbenden einſegnen, die Todten begraben; denn ſie kamen in Hütten, wo der letzte Sterbende den letzten Todten neben ſich verweſen ſah. Eines Tages verlor er ſeinen Weg und gerieth auf ein entferntes Dorf, wo ſeine Gaſtfreunde, die Mönche von Balta, nicht hinzugehen pflegten. In mehren Hütten, denen er ſich näherte, fand er das Elend der Seuche, des Hungers, und er theilte die Gabe, welche er ſeiner anbefohlenen Heerde hatte bringen wollen, unter die fremden Hungernden aus; endlich nahte er ſich einem beſſer gebauten Hauſe, an welches ein umzäunter Garten grenzte, und in ihm erblickte er einen blaſſen, veralteten Mann in wunderlicher Kleidung von grobem Linnen, aber das blaue Band und den Stern an der Bruſt.

Rund um ihn ſtanden und lagen eine große Anzahl junger Kinder, einige ſogar wurden von den größern noch auf den Armen getragen, und er theilte jedem eine Schale Buchweizen aus, ja er fütterte die jüngſten, indem er mit dem Löffel von einem zum andern ging. Ein Paar Diener, die neben ihm ſtanden, erblickten kaum den Ordensmann, als ſie ſich ihm ehrerbietig näherten und ihm nach Landesſitte Brot und Wein anboten. Neugierig trat Amadeus in den Garten und nahm gerührt den Wink der Diener auf, daß ihr Herr — wie ſie es nannten — von Gott heimgeſucht ſei. Über des blaſſen Mannes dürre Wangen flog bei Amadeus Anblick eine ſchnelle Röthe, er ſchien ſeine Züge erkennen zu wollen, und ſagte dann fragend: „Ich ſah Dich noch nie!“ Die beiden Diener ſchienen verlegen zu werden, und flüſterten unter einander, der Mönch ſei ein Fremder. Amadeus ſagte dem Alten einige herzliche Worte über ſein wohlthätiges Geſchäft, worin ihn denn einer der Wächter unterbrach und ihm bedeutete, das wäre eine ſeiner Narrheiten, ſich mit Kindern zu beſchäftigen. Der Alte ſagte jetzt fürchterlich trocken: „Würdiger Vater, ich bin ein Narr, und da will ſich Niemand mehr mit mir freuen und Niemand mit mir weinen, denn was ich thue, iſt ja eitel Tollheit; nur die Kinder freuen ſich mit mir und danken mir, und wenn ſie mich weinen ſehen, legen ſie ihre Händchen an meine Augen. Sind ſie keine Kinder mehr, ſo verwerf' ich ſie — dann ſpotten auch ſie meiner, die ich an meinem Buſen trug — Mancher, mit dem ich vor vierzehn Jahren meine Suppe theilte, reißt jetzt meine

Blumen aus und zerpflückt die Kränze meiner Patronin.“ Er zeigte auf eine Niſche, wo eine Schmerzensmutter mit Blumen gekränzt ſtand. — Dieſe Züge erzählte mir mehrmals meine Mutter, weil ſie ſie für mein Alter angemeſſen fand; das Übrige erfuhr ich — ich weiß nicht wie; zum Theil vergaß man in der Verwirrung gewiſſer Augenblicke, es mir zu verhehlen — ach, ſo verſtehe ich jetzt Vieles, was ich gern nicht wüßte. — Amadeus ſprach weiter mit dem Unglücklichen, er erfuhr, daß er den älteſten Fürſten * * *, den Bruder des Biſchofs von * * *, vor ſich hatte; er erfuhr mehr, denn es ward ihm offenbar, daß der Mann nicht unſinnig ſei, daß er aber hoffnungslos gemacht ſei, ſich zu retten, und Furcht und die Gewohnheit, als ein Tollhäusler behandelt zu werden, ihn zu einem leidenden Opfer der hartnäckigſten Grauſamkeit gemacht hatte. Ich weiß nicht, ob Amadeus ihn nur einmal, ob er ihn öfter ſprach. — Noch eines Zuges erinnere ich mich: Amadeus hatte ihm wahrſcheinlich etwas geſagt, das ihm Hoffnung zur Befreiung machte; der Arme unterbrach ihn und rief mit einem Ausdruck unendlich wehmüthiger Freude: „Alſo bin ich doch nicht unſinnig!“ — O Gott! was wird aus Deinen Menſchen, wenn Deine Gebote ihnen fremd ſind! So weit brachte ein Bruder den Bruder! —

Wie Amadeus ſeinen Beſuch wiederholen wollte, ward er mit dem Beſcheide zurückgewieſen, daß die lange Unterredung, die er mit dem Kranken gehabt, ihn ſo angegriffen habe, daß ſein Zuſtand ſeitdem um Vieles verſchlimmert ſei und man genöthigt worden wäre, ihn einzuſperren. Der edle Mönch kehrte gleich darauf nach Beniakono zurück, entſchloſſen, das Schickſal dieſes Unglücklichen zu mildern, und, wenn es ſein müßte, ſeine Henker zu entlarven. Der Biſchof hatte von den Wächtern ſeines Bruders ohne Zweifel ſchon Nachricht von dem Vergange mit Amadeus erhalten, doch ohne daß dieſe Leute den fremden Ordensmann hatten bezeichnen können. Unbefangen befragte er Amadeus bei dem erſten Beſuche, den er nach ſeiner Rückkehr in W—ky machte, um ſeine Reiſe und die näheren Umſtände der in jener Gegend wüthenden Seuche, die auch ſeine Güter verheerte. Amadeus machte in dem Cirkel der Großen, der um den Fürſten verſammelt war, eine herzzerreißende Schilderung von dem Elend jener Gegend; und wie einige Stimmen nach der Urſache fragten, welche nach einem günſtigen Winter und einem trockenen Frühjahre ſo ein Übel veranlaßt hätte, zog er in Stück des Brotes hervor, welches jene Unglücklichen ſeit dem neuen Jahre aßen, welches ein Gemiſch von gebacktem Stroh, Flachshülſen und Kleien war und wie getrockneter Dünger ausſah. — „Hier, meine Herren, iſt die Urſache jener Peſt; ſolches Brot eſſen Ihre Unterthanen, während Ihre Caſtellane Ihr Korn auf den Grenzmärkten für halbes Geld hinweggeben — aber Gott ſorgt für dieſe Elenden, wie für alle ſeine Creaturen; wie der Frühling die Keime der Tannen entwickelte, krochen die abgemergelten Gerippe aus ihren verpeſteten Hütten in den Wald und heilten ſich gleich andern Thieren des Feldes mit dem Genuſſe dieſer balſamiſchen Knoſpen."

Alles ſchwieg, ein Theil tief erſchüttert, ein Theil voll Grimms über die Kühnheit des Fremdlings. Amadeus fühlte ſelbſt, wie heftig ſein Angriff war, aber nun wollte er durchgreifen. „Gnädiger Herr, fing er ruhig an, und in der Stille hallten ſeine Worte wie Donner, der Zufall führte mich nach Sasnowicza, wo ich Ihrer biſchöflichen Durchlaucht Herrn Bruder fand ......“ Der Biſchof erblaßte, trat einige Schritte vorwärts und ſtreckte die Arme aus, als wollte er der Rede wehren. — Ich fand ihn in einer Beſchäftigung, fuhr Amadeus unbefangen fort, als ihn der Biſchof, der ſich nun gefaßt hatte, beim Arme nahm, und, ihn vor dem Cirkel auf ſein Cabinet zuführend, ausrief: Allen Heiligen Dank, daß ich einmal wieder einen Augenzeugen ſpreche, der den theuern Mann geſehen hat! Aber dieſes Geſpräch würde meine Gäſte betrüben, hier ſagen Sie mir Alles. — Sie waren in das Cabinet getreten, und der Mönch wußte nicht mehr, wie viel Kunſt oder Natur in dem Betragen dieſes Mannes ſei. Er ließ ſich aber dadurch nicht ſtören, dem Biſchof mit Gründen auseinanderzuſetzen, daß ſein Bruder, wenn er auch eine Gemüthskrankheit gehabt hätte, ſich jetzt in einem Zuſtande befände, der ihm die Rückkehr zu ſeiner Familie erlaube. — Der Biſchof ſchien entzückt, umarmte ihn ein Mal über das andre, und rief meinen Vater herbei, dem er die auffallenden Nachrichten mittheilte, und ihm befahl, ſich ſogleich zur Abreiſe zu bereiten, um ſich ſelbſt mit der Lage bekannt zu machen, die ſeinem theuern Bruder die erwünſchteſte ſei. Eben ſo unbefangen führte er nun Amadeus in den Salon zurück, aus dem ſich dieſer bald entfernte, um mich, ſeine Schülerin, nach langer Abweſenheit wiederzuſehen. Meine Mutter verließ bald nachher den Geſellſchaftsſaal, und ich bemerkte, daß ſie ängſtlich und lebhaft mit Amadeus über einen mir fremden Gegenſtand ſprach. Abends, wie ich meine Mutter ſchon verlaſſen hatte, kam mein Vater in einem Zuſtande zurück, wo ihn der Wein unfähig gemacht hatte, ſeine Leidenſchaft zu mäßigen. Dieſem Fehler unterlag er ſelten, und er bedurfte der Vorſicht, denn er war dann nicht mehr Herr ſeiner Zunge. Was nun vorging, weiß ich gar nicht. Ich fand meinen Vater am andern Morgen abgereiſt, meine Mutter krank — ſie ward kränker und immer kränker, und nach einem langen Kampfe mit der wohlthätigen Natur, die ſie ihrer unglücklichen Theofanie erhalten wollte, ſtarb ſie, vier Wochen nach jenem ſchrecklichen Tage.

Sehen Sie, ich bin ruhig, meine Freundin. Ich habe das Bild ihres Todes vor mein Auge geſtellt, und mich blind an ihm geſehen; ich habe den letzten Seufzer ihrer Bruſt in mein Ohr gefeſſelt, und habe mich taub an ihm gehorcht; ich habe den Gedanken, daß ſie im Grabe iſt, in mein Gehirn aufgefaßt, und ihn ſo lange gedacht, bis ich nichts anders mehr denken konnte — und da ward ich ſo kalt, wie ich nun bin.

Wie ich damals eine Menge Dinge erfuhr, einſah, zuſammenrechnete, weiß ich nicht, denn ich war dreizehn Jahre alt, und über der Menſchen Thun unwiſſender als ein ſechsjähriges Kind. Meines Vaters Rückkehr war ſchrecklich, ſie erfolgte erſt nach der Mutter Tode, aber er ſchien dennoch nicht verſöhnt, ſondern lange noch nannte er ihren Namen nie in kaltem Blute, und wenn Wein oder Leidenſchaft ihn erhitzten, mit bitterer Verwünſchung, als ſei ſie an einem Unglücke, an einer Handlung ſchuld, von der er ſchreckliche Folgen befürchtete. Amadeus ſchien er mit gleichem Haſſe zu verfolgen, aber eine geheime Scheu — oder andere Urſachen — nöthigten ihn zur Schonung. Von ſeiner Reiſe erfuhr ich nun durch die Geſpräche der Geſellſchaft — denn Amadeus ſchwieg von dieſem ganzen Vorgange gegen mich — daß der unglückliche Fürſt ſchon vor ſeiner Ankunft in Saſnawicza kränkelte und nach einigen Tagen ſtarb, ohne ſeines Verſtandes mächtig genug zu ſein, um ſich noch der zärtlichen Sorgfalt ſeines Bruders erfreuen zu können. — O des Schreckens eines jungen Gemüthes, das zum erſten Male den Frevel in ſeiner abſcheulichſten Geſtalt ahnet! — Seine Blüthe iſt hin! Wie ein Schwefeldampf die junge Roſe entfärbt, iſt ſein Glanz verdunkelt und ſein Duft verflogen. So welkte meines Lebens Leben, meine Unſchuld — mir bleibt nur Kraft, nur Tugend, nur ſtarrer Wille, nie zu ſein wie Jene, die mein Paradies mir zerſtörten. —

Einige Wochen nach meines Vaters Rückkehr fand mich Amadeus in troſtloſen Thränen am Ende meines Laubenganges — ich hatte meinen Blick auf das alte Gemälde geheftet, das mich wie das Wiederſehen eines freundlichen Kindheitsgeſpielen an mein verlornes Glück erinnerte, und hatte der troſtloſen Mutter Schmerz unter dem Kreuze mit meinem Schmerze verſchmolzen in mein armes Herz geſenkt, daß es faſt darüber brach. Mit ſanfter Weisheit war der väterliche Freund weit entfernt, meine Phantaſie gewaltſam von dieſem Bilde loszureißen, er ging vielmehr in den Sinn deſſelben ein, er zeigte mir, wie ich nicht bei dem hülfloſen Schmerze dieſes Moments ſtehen bleiben ſollte, wie ich nicht den ſterbenden Sohn da erblicken ſollte, ſondern den göttlichen Tröſter, der über den Tod hinaus ſeine Mutter, ſeinen Freund lehren wollte, nicht die Liebe für ihn, für ſeine Perſönlichkeit ſollten ſie meinen, ſondern Liebe für einander, unter einander, allgemeines Wohlthun, Leben Eines für das Andere. Seine Worte gaben meinem geſunkenen Geiſte einen neuen Willen: Herr ſeines Schmerzes zu werden; ich hing nun mit andern, tröſtenderen Gefühlen an den gemalten Geſtalten. Amadeus ſagte mir noch, ich ſollte unter meiner Mutter Muſikalien ſuchen, es müßte eine Kirchenmuſik unter ihnen ſein, die „Stabat mater“ heiße; darin fände ich die Gedanken des Troſtes in Muſik geſetzt, die in dieſem Bilde Chriſtus ſeinen Geliebten gäbe. Wie er noch bei mir war, kam mein Vater und verwies mir mit rauhen Worten meinen ihm läſtigen Schmerz, misbilligte meinen Aufenthalt in dieſem Unkenwinkel, wie er den dunkeln Gang nannte, und drohte, die Mauer einreißen und die Bäume niederhauen zu laſſen. Ich weiß nicht, was ich aus Furcht und Schmerz ſagen mochte, das auf das Gemälde Bezug hatte; im Fortgehen — denn ich eilte nach Hauſe — hörte ich aber, daß er dem Pater vorwarf, er beſtärke mich in dieſer papiſtiſchen Grille, da er doch wiſſe, daß ich für die proteſtantiſche Kirche beſtimmt ſei. Ihr Geſpräch mußte ſehr heftig geworden ſein, mein Vater kündigte mir an, daß er des Paters Beſuche verboten habe, und ich ſie, wenn er ſie dennoch fortſetzte, nicht mehr annehmen ſollte. Seitdem ſoll er auch ſelten mehr zum Biſchof gekommen ſein, obſchon er von ihm mehr als jemals mit Gunſtbezeigungen überhäuft ward. Einmal noch traf ich ihn bei der Veſper, die ich zuweilen beſuchen durfte, wie ein trüber Herbſtabend ſchon Dunkelheit in der Vorhalle verbreitete, ich brach bei ſeinem Anblicke in Thränen aus und ſank zu ſeinen Füßen — ich fühlte ein unnennbares Glück, wieder vor einem mitfühlenden Weſen zu weinen, er war mir in dieſem Augenblicke Repräſentant einer tröſtenden Gottheit, Repräſentant meiner verewigten Mutter. Er bat mich mit Faſſung, meine Gefühle zu mäßigen, führte mich in die Kirche zurück und ſagte mir im ruhigen Auf- und Abgehen theure, heilige Worte, die ich damals wie Heiligthümer aufbewahrte und erſt jetzt verſtehe. Darauf gab er mir ein geſchriebenes Heft mit dem Bedeuten, daß er ſeit mehren Jahren die Geſchichten mancher Heiligen ſeiner Kirche, von zufälligem Unſinne geſäubert, hier zuſammengetragen und vorzüglich für mich beſtimmt habe. Ich ſollte ihm zum Andenken dieſe Blätter bewahren, ſollte ſie oft leſen, wenn mein junges Gemüth, das religiöſen Eindrücken ſehr offen ſtehen, von irgend einem frommen, aber unverſtändigen Bilde ſich heftig ergriffen fühlte. — Sie kennen dieſe Blätter und haben die heilige Kindlichkeit bewundert, welche von den ungeſtalteten Legenden nur den reinen Geiſt auffaßte und mit Kinderſinne darſtellte. Meine Begleiterin rief mich mit Ungeſtüm von der Unterredung ab. Ich trennte mich mit unbeſchreiblicher Wehmuth von dem ehrwürdigen Manne; er ſchien ſein und mein Schickſal zu ahnen; denn wie er mir ſegnend die Hand auf's Haupt legte, hob er ſein Auge mit einem Blicke gen Himmel, als weihe er ein Opfer und wiſſe nicht, ſei er es, oder ich.

Ich ſah ihn nicht wieder. — Nach wenig Tagen ward er krank und ſtarb an einem ſchnellen Übel. Ich glaube, die Tugend übt ihren Einfluß auf die Herzen der Menſchen jedes Mal aus, ſobald nicht Eigennutz ihm im Wege ſteht. Mein Vater fürchtete den vortrefflichen Mann — ſeine Rechtſchaffenheit vielleicht, vielleicht nur ſeinen Einfluß auf mich — ſobald ihn ſeine Gegenwart nicht mehr drückte, ließ er ihm Gerechtigkeit widerfahren, denn die wenigen Tage, die ſeine Krankheit dauerte, war meines Vaters Unruhe ſichtbar. — Welch eine neue, entzückende Empfindung war es für mich, meinen Vater einmal eines meiner Gefühle theilen zu ſehen! Aber das war eine kurze Täuſchung. Meine Thränen mußten vor ſeinem Verbote bald verſtummen, und mein junges Gehirn wäre vielleicht dem Zwange unterlegen, hätte ihn nicht Beruf und Gewohnheit von mir — wenige Momente im Tage ausgenommen — entfernt. Eine Verwandte, welche dem Hauſe vorſtand, überließ mich mir ſelbſt, das heißt, dem Genuſſe meines Schmerzes. Meine kindiſche Phantaſie kannte nichts von der Welt, keinen Fußbreit Boden, als die Gärten von W—ky und das Grab meiner Todten; die Vergangenheit war dahin, und mit ihr die

Bande, welche ſie an die Zukunft knüpften; hülflos, wie ich war, konnte ich mir den heutigen Tag nur wie den geſtrigen, und den morgenden als Rückkehr der heutigen Öde und Qual denken, und ſo fort bis an's Ende. — Konnte die Sehnſucht nach dem Grabe mir entſtehen! Ich ſehnte mich danach mit aller Kraft meines jungen Lebens, und betete darum und hoffte darauf, und hatte kindiſche, kindiſche Pläne, meinen Wunſch zu erreichen. Ich wollte meinen Vater bitten, mich mit andern Damen auf die Jagd zu nehmen, wie ſie bei uns häufig ſind, dort wollte ich Mittel finden, in Schuß zu ſtehen — ich Kindskopf! — es war Furchtſamkeit und Gewiſſensſcheu und Aberglaube dabei. Ich ſcheute mich, mir eigenhändig das Leben zu nehmen, ich fürchtete die Schuld des Selbſtmordes. — Wie malte ich nicht das Bild aus! wie rührte mich nicht der Gedanke, daß mein Vater um mich weinen und ſeine Härte gegen mich bereuen würde. — Wenn er mich in dieſen Phantaſien überraſchte, drängte ich mich mit Zärtlichkeit zu ihm, um ihn für den Schmerz zu lieben, der ihn bei meinem Tode erwartete. Mein nächſter Ideengang war nun eine ſtrenge Frömmigkeit, deren Natur durch meiner theuern Mutter Verſcheiden beſtimmt ward. Ich beſchäftigte mich angeſtrengt mit weiblicher Arbeit, welches meiner Mutter von allen Polinnen, vorzüglich von ihrem Geſinde, war verdacht worden, da es ganz gegen den Gebrauch unſers Landes iſt; meine Hofmeiſterin, die alte Verwandte, erlaubte mir's, weil ich nur Kleidungen für arme Kinder machte. Durch den alten Franſchuſek, den Sie immer den gefühlvollen Bären nennen, ließ ich mir die bedürftigſten Kinder unſerer Leibeigenen ausfinden, ich entwiſchte oft aus dem Schloſſe und beſuchte ſelbſt die Hütten, bis mich der Anblick von Völlerei oder grauſamer Rohheit, mich mit Schrecken erfüllend, davon abhielt, und ich mich begnügte, ſie in meiner Dienſtmädchen Zimmer zu waſchen, zu füttern, zu kleiden. Ich übte mich auf dem Clavier, ſo viel es mein zartes Alter erlaubte — ach, tauſend Mal ſang ich mit ſeligem Schmerze die Worte des „Stabat mater", welche Amadeus mir anmerkte: „Du biſt dieſes Jünglings Mutter, Mutter, ſieh, er iſt Dein Sohn!" — Wenn die Sonne dann aus der blendenden Höhe auf die Schneefläche ſtrahlte, wenn ſie gegen Morgen die niederen Hügel mit Roſenduft färbte — o mit welchem unnennbaren Schmerze tönten die Harmonien der Worte in mir, wie leicht die Töne von meinen kindlichen Lippen: „Könnt' ich doch auf Adlersflügeln hin zu euch, ihr Höhen, eilen, ihr Höhen der Herrlichkeit!" — aus eben der Muſik. Ich las auch mit Anſtrengung in mehren deutſchen Predigtbüchern, in denen ich meine Mutter oft hatte leſen ſehen; aber ſie beſchäftigten meinen Verſtand gar nicht, und mein Herz blieb leer dabei. Eines Tages hatte ich den Muth, das Heft aufzuſchlagen, welches mir Amadeus bei unſerer letzten Zuſammenkunft gegeben hatte. — Eine wunderliche Scheu hatte mich davon abgehalten. Es war eines Todten Vermächtniß, ſein himmelan gerichteter Blick, das blaſſe Geſicht, die dürre, weiße Hand, die er dabei emporhielt, die kalte Rechte, die dabei auf meiner Stirn lag, ſchwebten mir ſtets vor; daß es geſchrieden war, mochte die Befremdung erhalten — wer erklärt alle Urſachen? Genug, daß ich es jetzt erſt las, da es bisher mit manchem kleinen Geräthe, das meiner Mutter auf dem Todbette gedient hatte, und das ich nie ohne tiefen Schauder berührte, verſchloſſen blieb. — Ich las — und wie mußten die einfachen, kindlichen Geſchichten mich anziehen! — Mein Zuſtand war während einiger Monate ſehr ſonderbar geweſen, ich war unendlich glücklich, aber unendlich ſchmerzvoll — wie Sie wollen. Es war eine lange Todesvorbereitung, denn ich brachte Alles in Beziehung mit meinem nahen, freiwilligen Tode. Nun las ich viel in der Handſchrift, bis ich an eine Legende kam: Maximina; die ganz für meinen Zuſtand gemacht ſchien. Sie haben ſie wahrſcheinlich gefunden. Maximina verlor ihre Eltern beide in meinem Alter, ihre heidniſchen Verwandten wollten ſie zu der Feier ſittenloſer Feſte zwingen, und da bat ſie Gott mit Ungeſtüm um ihren Tod. Wie ſie darauf einſchlief, träumte ihr, ſie ſei in einem ſchönen Garten, ihr Vater begegnete ihr in demſelben, und ſie bat ihn herzlich, eine Roſenknoſpe brechen zu dürfen von den vielen, die ſie da ſah mit Hyacinthen, Lilien und andern Blumen. Wie ſie aber die Hand danach ausſtreckte, bog ſich die Blume zurück und entſchlüpfte ihrem Bemühen. Da ward der Vater lichtumfloſſen und ſagte ihr, alle dieſe Blumen wären gute Menſchen geweſen wie ſie, und blühten einſt auf Gottes ſchöner Erde, bis der Vater der Menſchen ſie umpflanzte in ſein Paradies; darum ſolle ſie ſein warten, und nicht mehr den Tod ſuchen, ſondern leben in Liebe und Barmherzigkeit, und er, ihr Vater, werde als Schutzgeiſt um ſie ſchweben. — Die Legende iſt ſo beſchränkt, die Allegorie ſo fehlerhaft, das ſeh' ich jezt wohl, aber Marimina war ein Kind wie ich, ſie wünſchte das Leben zu verlaſſen wie ich, ihr erſchien ein geliebter Vater, und ich ſehnte mich nach einer theuern Mutter — die Geſchichte mußte mich belehren, mich tröſten, mich zur Nacheiferung führen. Mein Schmerz war weniger ungeſtüm; kaum durchbrach die Sonne die Eisrinde unſers Bodens, ſo ſuchte ich meinen Spielplaz wieder auf und lebte ſtundenlang mit dem alten Frescogemälde. Meine kindiſche Phantaſie ſchob das Bild meiner Mutter dem Chriſtusbilde unter, und ich verſank in Wehmuth, daß ſie mir kein befreundetes Weſen hinterlaſſen hatte, mich mit ihm zu tröſten.

Unerwartet gab mir mein Vater einſt die Nachricht ſeiner zweiten Vermählung. Sie war mir peinlich und täuſchte mich doch zu Augenblicken mit ſüßer Hoffnung, daß ſie vielleicht den Troſt mir brächte, den mein Gott mir verhieß. Selbſt die unvorſichtigen und boshaften Anmerkungen meiner Dienſtmädchen über den Druck einer Stiefmutter konnten mich nicht ungläubig machen. Ihr Anblick, ihre oberflächliche Bekanntſchaft war ganz dazu gemacht, meine Täuſchung zu nähren, und die Anmerkungen der Hausgenoſſen über das Glänzende dieſer Heirath waren mir unverſtändlich. Mir ſchien kein Weib zu hoch, zu gut, um die Stelle meiner Mutter einzunehmen. — Nur zu früh lernte ich den verhaßten Zuſammenhang kennen, den die große Welt nun längſt vergaß, der aber in meinem jungen Gemüthe zerſtörend wirkte. Meine Stiefmutter, eine Tochter des mächtigen Grafen J—ky, war die glänzendſte Schönheit des Herzogthums, ſelbſt in Warſchau verdunkelte ſie die Schönſten, und ihr Vater triumphirte in dem Vorzuge, den man ſeiner Lieblingstochter gab. Sie brachte auch einen Sommer in W—ke zu, der Fürſt war ihrer Mutter Halbbruder, er verſchwendete Feſte und Schmeicheleien, um ſie zu gewinnen, oft horchte ich traurig auf das Getümmel, das zu meinem einſamen Bogengange herüberſchallte — aller dieſer Taumel feierte den Fall der ſtolzen Schönheit. Es ziemt mir nicht, näher anzudeuten, was mir ewig verhaßt ſein muß, was ich gern auf ewig vergäße. Mein Vater verkaufte ſeine Männerehre um Geld, um die Schande von J—ky's Tochter abzulenken, er beſchimpfte das Andenken meiner Mutter, und meine Jugend kränkelte unter der Kenntniß der Sünde, unter dem nagenden Gefühle von Schmach. —

Meine neue Mutter überhäufte mich mit Geſchenken und Liebkoſungen, aber bald bezeigte ſie eben ſo viel Befremden über mein eingezogenes, arbeitliebendes Leben, als Mißfallen über die Art meiner Freuden. Mein Talent zur Muſik gefiel ihr, aber ſpottend warf ſie meine Noten unter den Flügel und legte mir Opern vor, deren Inhalt meine damaligen beſchränkten Begriffe hinderte, die Compoſition zu ſchätzen. Bald verbot ſie mir den einſamen Bogengang, unter den ich mich flüchtete, wenn ihr Zimmer mit dem läſtigen Schwarme unverſchämter Geiſtlichen und ſchamloſer Gecken ſich füllte. Denken Sie ſich die Befremdung, die Beſtürzung, die

Gewiſſensangſt endlich eines jungen Geſchöpfes, das, in den ernſten Begriffen des Proteſtantismus erzogen, fern von Geſellſchaft zu ſtrengem Pflichtgefühl gewöhnt, durch frühen Verluſt mit frommen Gedanken vertraut, durch Einſamkeit, Zufall, Anlage zur Schwärmerei, zur frommen, weltentſagenden Schwärmerei geſtimmt, ſich ein Ideal von Tugend gemacht hatte, und nun plötzlich die Begierde ohne Feſſel, die Unſittlichkeit ohne Maske, die Selbſtſucht ohne Schminke ſieht — welch ein Aufruhr entſtand in meinem Innern! Ich reifte eben zur Jungfrau heran, der unwürdige Haufe ahnete es nicht, daß ich ihm fremd ſei — er ahnet ja die niedere Stufe nicht, auf der er ſteht, eben ſo wenig als die Würde, zu welcher der Menſch gelangen kann. Meine Verwirrung reizte ihre Neugier, meine Neuheit ihre Überſättigung, und Alles meiner Stiefmutter Ungeduld über mein herrenhutiſches Weſen, wie ſie es nannte. Einige Male, wenn ich, dem Geſellſchaftszimmer entfliehend, zu meinem einſamen Bogengange geeilt war, hatte mich der Vater, der mich zurückholen mußte, vor dem Bilde betend und weinend gefunden. Dieſer Umſtand und meine Liebe zu Kirchenmuſik und Heiligengeſchichten mochten meiner Stiefmutter zuerſt die Furcht einflößen, daß ich mich zur römiſchen Kirche hinneige, ſie wußte, daß meiner Großeltern Vermögen in dieſem Falle auf eine Seitenlinie überging, und ich verarmt das Vermögen ihrer Kinder ſchmälern würde. Unter den Maßregeln, die ſie dagegen anwenden zu müſſen glaubte, war auch die Zerſtörung meines Bogenganges. Die Mauer ward abgetragen, die Stützen des Laubgewölbes niedergeriſſen, die freundſchaftlichen Ranken krochen am Boden und bald deckte ſie der tiefe Schnee des herannahenden Winters, der mir nicht einmal mehr erlaubte, über den Trümmern zu weinen. Alle äußere Gegenſtände, die meine Einbildungskraft beſchäftigen konnten, hatte man mir geraubt, natürlich arbeitete ſie nun deſto kräftiger in ſich ſelbſt, und mir unbewußt reifte mein Sehnen nach einer Welt, wo man gut wäre, und Grauen vor der, die mich umgab, zu der Vorſtellung, daß im Kloſter das Böſe fern und das Gute einziger Beruf ſei. Eine ſonderbare Ruhe entſtand mit dieſem Gedanken; ich wußte nun eine Zuflucht, und die bange Eile, mit der ich vor zwei Jahren Mittel zum Tode ſuchte, ging in eine kalte, meinem Alter nicht angemeſſene Beobachtung des Lebens über.

Das erſte Kindbett meiner Stiefmutter erklärte mir Umſtände, die ſchmerzvoll zu der Entwickelung meines Nachdenkens mitwirkten. Schrecklich öffnete mir der Zeitpunkt, in welchem es ſtatthatte, über viele Verhältniſſe die Augen, er erklärte mir den Spott der Hausgenoſſen, die Stimmung meines Vaters; aber ſtets bleibt es mir ein Räthſel, warum in dieſer Zeit der Fürſt von ihm mit einem Übermuthe behandelt wurde, der die Geſetze der Convenienz ſelbſt beleidigte, und den dieſer ſtolze Mann ertrug. — Ha! ich mag es nicht löſen! — — — Mein Herz zog mich zu dem kleinen Geſchöpfe hin, das ich meines Vaters Tochter nennen hörte, dunkler Widerwille gegen ſeinen Urſprung ſtieß mich von ihm zurück, aber die Gleichgültigkeit, ja der Abſcheu, mit dem es ſeine Mutter von ſich ſtieß, machte es bald zu einem Gegenſtande meiner wehmüthigſten Sorge. In dieſem Zeitpunkte nirgends geſtützt, und bei dem lebhaften Bedürfniß nach Rath und Vertrauen, erhielt mein Vater kurz nach einander die Nachricht von dem Tode meiner beiden Großeltern in Schleſien. Sie hatten in ihrem Teſtamente die Bedingung aus dem Ehecontracte ihrer verewigten Tochter noch einmal ſtreng wiederholt, und die Erfüllung ihres Wunſches, ich möchte einen Proteſtanten zum Gemahl wählen, beinahe zur Bedingung ihres Segens gemacht.

Ich erinnere mich noch ſehr deutlich des Eindrucks, den dieſe Nachricht auf mich machte. Die Empfindung, die mir meine Großeltern eingeflößt hatten, war ſtets ſehr gemiſcht geweſen. Die Erzählungen meiner Mutter von ihrem Vaterlande hatten es in meiner Phantaſie immer mit einem ſchönen, wehmüthigen Lichte umgeben, der Begriff, den ſie mir aber von der Erziehung einflößte, die ſie ihr gaben, von der Art, wie ſie ihren Einfluß auf ſie gebrauchten, brachte in mir eine große Scheu gegen ſie hervor. So beherrſchte mich meine Mutter nie, ſo widerſtrebte ſie meinen Wünſchen nicht, nur um mich meine Ohnmacht zu lehren, ſo ſtrafte ſie meine Irrthümer nicht — ſie nahm nicht wahr, daß ihre Erzählung ſo auf mich wirkte, ſie gedachte ihrer Jugend, die mir beeinträchtigt, despotiſirt vorkam, mit Sehnſucht und Wehmuth, ſie hing dankbar an den Eltern, von deren guter Abſicht ſie überzeugt war, ſo wenig ſie ihre Erziehungsgrundſätze befolgte. Hatte nun dieſe Scheu meiner Liebe die Wage gehalten, ſo ward ihr Einfluß noch immer größer durch den Kummer, den die unbilligen Verwürfe dieſer Großeltern meiner Mutter machten, bald über ihre Anhänglichkeit an meinen Vater, bald über ihre angedichtete Anhänglichkeit an den katholiſchen Glauben. Mein junges Gemüth empfand Widerwillen, dieſen Glauben als den Weg, der unſre Seele der Hölle zuführte, anſchwärzen, und, als Strafe des Gebens auf demſelben, immer den Verluſt irdiſcher Güter androhen zu hören. Nach meiner Mutter Tode hatten ſie mich einige Male aufgefodert, meinen Vater zu verlaſſen, aber ſie hatten es mit Härte gegen dieſen Vater gethan, und das empörte mich! Ich konnte ihn nicht ehren — ach nein! ich durfte es nicht, wenn mir nicht das Unrecht gleichgültig ſein ſollte, aber Andere ſollten gegen mich den Vater ehren, denn mir war ſeine Schuld als ſein Unglück heilig. Er war nicht gut, und meine Mutter hatte mich gelehrt, daß man dann nicht glücklich ſei. — O wie mild hat mich dieſer Begriff gegen alle Strafwürdige gemacht, und wie abſchreckend machte er mir alles Unrecht! —

Dennoch, wie ich von ihrem Tode hörte, war mir's, als ſei ich nur noch einſamer in der Welt; W—ky ward mir nun noch lieber, die Erde, die meine Mutter deckte, noch theurer, der Boden, wo ich ſie wandeln ſah, meine einzige Heimath, und die arme, verlaſſene Waiſe, meiner Stiefmutter verſtoßenes Kind, meine einzige Liebe. Der Befehl meiner Großeltern, einem Proteſtanten meine Hand zu geben, machte mich damals gar nicht unruhig; ich glaubte nicht, daß mein Vater ein Intereſſe haben könnte, mein ererbtes anſehnliches Vermögen einem Fremden auszuliefern, und die Scham, ſo jung an's Heirathen zu denken, entfernte die ganze Sache aus meinem Geſichtskreiſe.

Unter den gewöhnlichen Geſellſchaftern und Clienten des Biſchofs und den eifrigſten Beſuchern meiner Mutter befand ſich auch Großmaniev, ein Deutſcher, deſſen Vater mit dem letzten ſächſiſchen Könige in's Land gekommen war; man kannte ihn erſt, da er eine Staroſtei erhielt, und erkundigte ſich erſt nach ſeiner Familie, da mehre Glücksritter und falſche Spieler, durch ſeine Vermittelung von dem Könige mit Begünſtigungen überhäuft, ihn Vetter nannten. Nach Auguſtus Tode hatte er ſich, uneingedenk der Hand, die ihn gehoben, an Poniatowski's Partei gehängt, und ſein Sohn war während des ſchrecklichen Bürgerkrieges des neuen Königs Geſellſchafter — alſo ſo fern wie möglich von jeder Gefahr, und jeder Schmach nahe — geweſen. Dieſer Sohn war mir vom erſten Augenblicke an verhaßt — warum? konnte und mochte ich nicht ergründen, denn wenn ich mit meinem Gewiſſen zu Rathe ging, das mir Duldung befahl, ſo befahl es mir auch, Gutes an ihm aufzuſuchen, und das fand ich nicht; — ich hatte nur immer ſeine erloſchenen blauen Augen vor mir, und ſeine wankende Stimme, und ſein beleidigendes Gelächter, wenn ich auf die Reden und Fragen der Männer etwas antwortete, das nach ſeinem Sinne einer falſchen Auslegung fähig war. Wenn ich dieſen Menſchen nicht ſah, dachte ich nicht an ihn, ich bemerkte es alſo kaum, wenn er nicht in unſerm Cirkel erſchien, und erinnerte mich nur ſpäterhin, daß man von einer Reiſe ſprach, die er zu ſeiner Familie nach Sachſen unternommen hatte. Warum ich ſeiner jetzt erwähne, ſollen Sie ſogleich ſehen.

Nach dem Tode meiner Großeltern brachte ich zum erſten Male einen Winter in der Stadt zu. Meine Stiefmutter hatte ihre Wohnung in dem Palaſte ihres Vaters, das Grafen Z—ko, und ich mußte an allen Geſellſchaften Theil nehmen, die dieſen Winter durch die Prachtliebe des Tribunalmarſchalls *** ſehr glänzend waren. Was mich in dieſem Kreiſe an ſich zog, war nicht der Schimmer des Putzes, nicht der Eindruck, den meine neue Geſtalt und die Unbehülflichkeit meiner ſtolzen, ſcheuen Jugend hervorbrachte, es war die Ahnung einer Begebenheit, die ich nie in ihrem Umfange, in ihren Folgen faſſen konnte, die aber dennoch meine ganze Seele feſſelte, ſo wie das Weltall in ſeiner Unendlichkeit ſich meinem Verſtande verſagt, indeß der bloße Anblick des geſtirnten Himmels meine ganze Seele von der Erde emporhebt. In dieſem Winter bereitete ſich der ſchöne Moment, der Polen ſpäterhin zeigte, was es ſein könnte — es war ein Lichtſtrahl in eine Welt voll Trümmer — er ſchwand! — aber der ſehnſuchtsvolle Blick erkannte bei dieſem einzigen Strahle, wo zu helfen ſei und wie geholfen werden müſſe, und er wird nicht vergebens geleuchtet haben.

Sein Sie ruhig, meine Freundin, ich verſpreche Ihnen, in keinen beſondern Umſtand dieſer Begebenheiten einzugehen, ſie haben mit meinem beſchränkten Leben keine Gemeinſchaft, nur inſofern ſie auf meine Entwickelung wirkten, muß ich ſie erwähnen. Mein Alter geſtattete mir keine deutlichen Begriffe, ich konnte im

Ganzen nur das Neue, was man erreichen wollte, für das Gegentheil des Vorhandenen, alſo für das Beſſere halten. Ich kannte die Menſchen nicht, aber von dem Menſchen hatte ich ein Ideal, das mich Tugend lehrte und meine Tugend bewahrte. Aber die Menſchen, die ich bis jetzt geſehen habe, ſtanden mit verzerrter Häßlichkeit neben dieſem Ideale, jetzt hört' ich Männer davon ſprechen, deren Denkart, deren Anſichten mich zuerſt eine edle Wirklichkeit kennen lehrten. Ich brauche Ihnen dieſe Männer nicht zu nennen, der Schutzgeiſt der Menſchheit kennt ſie und trug ihre Namen mit goldnen Zügen in ſein Buch ein.

Unter den Fremden, welche das glänzende Tribunal herbeizog, war ein Ausländer, deſſen ganzes Weſen durch etwas Räthſelhaftes bezeichnet ward. Er gab ſich für einen Engländer aus, allein die Fertigkeit, mit der er in andern Sprachen ſich ausdrückte, und die Art ſeines Accents hätte ihn eher für einen Deutſchen halten laſſen, hätte nicht die Geſchmeidigkeit ſeines Geiſtes und der nationelle Ton von Schmeichelei gegen Weiber ihn zum Franzoſen geſtempelt. Mortan, ſo hieß der Fremde, war ein ältlicher Mann und hatte Eigenheiten alter Leute an ſich, die er aber humoriſtiſch an ſich ſelbſt verſpottete. Dahin gehörte, daß er im Geſellſchaftszimmer immer ſeinen eigenen Platz hatte, den er — denn er ſpielte nicht — von Anfang bis zu Ende einnahm, und wo die Geiſtreichſten der Geſellſchaft ſich um ihn verſammelten und meiſt die öffentlichen Angelegenheiten zum Gegenſtande des Geſpräches machten. Sie haben mir geſagt, daß man dieſe Lebhaftigkeit im Geſpräche und die geſellſchaftliche Vereinigung von Menſchen ganz verſchiedener Parteien bei Ihnen nicht kennt. Ich verſtehe Sie nicht recht. Unſere Männer ſind ja alle Polen, haben alſo doch alle gleiches Recht, eine Meinung zu haben und ſie durchzuſetzen; ſo lange ſie alſo ſich nicht ſchlagen wollen, begreife ich nicht, warum ſie ſich vermeiden ſollen. Soll man ſich denn nicht kennen, weil man ſich um einen Regierungsgrundſatz ſtreiten will? Bei Ihnen muß man nicht ſo feſt auf ſeiner Meinung halten, oder man muß im Deutſchen nicht ſo gut überreden können — ach! und das glaube ich — denn meine Worte ſind recht todt und lahm.

Mortan alſo ſprach bald polniſch, bald franzöſiſch, und überredete in Beidem unſere Männer und unſere Damen. Bei der Abendtafel nahm er nicht Platz, ſondern ließ ſich von ſeinem Bedienten einen großen Becher friſcher Milch bringen, die er hinter dem Stuhle einer der Damen, zu deren Ritter er ſich eben erklären wollte, verzehrte. „Hier machte er bald ſeine Nachbarſchaft zu dem lebhafteſten Punkte der Geſellſchaft, da ihm alle Mittel zur Unterhaltung zu Gebote ſtanden. Seine edeln Züge hatten mich zuerſt aufmerkſam gemacht, ſein graues Haar ſchreckte mich nicht ab, ſie wiederholt zu betrachten, und die Feinheit, mit welcher er meiner Schüchternheit ein Paar Mal forthalf, wie ich in das Geſpräch hineingezogen ward, erwarb ihm mein Vertrauen. Bald bemerkte ich das größere Intereſſe, das ſeinen männlichen Cirkel belebte, und wählte in meiner Mutter Verſammlungen meinen Platz am Ende des Halbcirkels, den die Damen vor Tiſche, vor dem Spiele und bei andern Gelegenheiten bildeten, ſo daß ich der Stelle, wo er ſtand, nahe genug war, um einen Theil ſeines Geſpräches zu hören. Er mochte meine Aufmerkſamkeit beobachten, und fing an, ſich auf eine Art mit mir zu unterhalten, die eine Quelle von Unterricht für mich ward. Bald ſcherzend, bald ernſt, ſtets mit einer treffenden Schärfe, aber immer mit klarer Ruhe, die meinen Verſtand mit meiner Empfindung gleichen Schritt zu halten nöthigte, ſprach er über die Menſchen und über mich ſelbſt. Bei jeder Eigenheit unſerer Sitten ſtellte er mir eine Reihe von Gemälden der Sitten anderer Völker auf, die von uns abweichen, und zeigte mir mit Scharfſinn, woher dieſe Verſchiedenheit zu entſtehen ſchien und welche Folgen ſie für unſere Bildung haben müßte. Oft ſagte er lachend, und doch mit einem feierlichen Weſen zu mir, ich ſei keine Polin, aber auch keiner andern Nation. Es gäbe unter jedem Volke einzelne Menſchen, die zuerſt der Menſchheit, und nur zufällig ihrer Nation gehörten, ſo wie das Ideal in der Kunſt zu keiner Schule. Ich war nicht geſchmeichelt von dieſen Worten, die ich noch nicht recht verſtehe, ſie betrübten mich. Ich ſah, daß die Welt, die mein Herz bedurfte, wenn ich Mortan's Schilderungen Glauben beimeſſen ſollte, nirgends zu finden ſei, ich ahnete, daß ſich der Mann eine eigne Welt bilden könne, wenn Kraft und Entſagung ihn waffne, aber für mich hülfloſes Weib, einſames Mädchen ſah ich kein Mittel, das Gute zu befördern, weil Nichtsbedeutenheit die Bedingung unſers geſellſchaftlichen Daſeins geworden iſt. Gegen das Böſe mit meiner Ohnmacht zu kämpfen, vermochte ich nicht, das Gute zu bewirken, bedurfte ich eines geſchloſſenen Kreiſes, der mir ſeine Spuren merkbar machte — jede neue Erfahrung von Anderer Leiden und meiner Schwäche zeigte mir alſo nur eine Freiſtätte — das Kloſter. Von den tauſend Veranlaſſungen, die mir dieſe Anſicht lebendig machten, erzähl' ich Ihnen die nächſte, die meinem Gedächtniß eingeprägt blieb.

Nach einem Feſte, das der Fürſt einer großen Geſellſchaft in W—ko gab, kehrte man bei einem glänzenden Vollmonde längs des Ufers der Willia zurück. Sie kennen die Ruinen des O—ko'ſchen Schloſſes, das von dem hohen Ufer herab den Strom und die niedern Hügel überſieht — eine der ſchönſten Lagen, die ein Dichter erſinnen könnte, wenn die Zauberkraft des Frühlings in einigen wenigen Tagen alle Büſche dieſer Hügel mit ſproſſenden, drängenden Blättern bekleidet, das weiche Grün des Bodens mit tauſendfältigen Blumen prangt, die kleinen Bäche kryſtallhell über den gelben Sand hüpfen, der Lotus ſeine breiten Blätter an den Ufern ausbreitet und ſeine prächtigen Blumen wie Najaden im Wellentanze ſanft über dem Waſſer wiegt, indeß ihr Urſprung, vom Silberſtrome ewig verſteckt, ſie zu einem Kinde des reinen Elements, nicht der ſchweren Erde macht. Damals war es Winter, wir kehrten am Abend zurück, die Mauern des zerſtörten Schloſſes, Denkmale alter Größe und rauher Barbarei, vom Monde erhellt, breiteten ſeitwärts ihre ſchwarzen Schatten wie einen Trauermantel über den Vaterlandsboden, der ſie in Trümmern ſieht. Der große Thurm nahe am Waſſer gab ein beſonders ehrfurchtgebietendes Schauſpiel. — Ein ſcharfer Nord drang in die beſtverwahrten Schlitten. — „Wohnte doch jetzt hier eine gute Fee, ſagte die reizende Fürſtin ** zu dem Tribunalsmarſchall, der mit ihr in einem Schlitten fuhr, die uns in dieſen Trümmern ein warmes Zimmer und Punſch gäbe!" — „Es muß keine Fee mehr geben, ſonſt würde Ihr Wunſch erhört werden," erwiederte der galante Marſchall, und ließ die Pferde antreiben, um ſchneller zu Hauſe zu ſein. Nach einigen Tagen lud der Staroſt ** zu einer Mittagstafel zu Zablocin ein, wo er ein Haus beſaß, das er der großen Jagden wegen, die in der Nähe gehalten wurden, neu aufgeputzt hatte. Die Fürſtin zeichnete mich mit Güte aus, ſie nannte mich die kleine Römerin, und ſagte oft, wenn ich über die zudringlichen Scherze der Männer erröthete, mit einer Härte, die nur ihr erlaubt war, wobei ſie mich in ihre Arme zog: „Laßt das Mädchen! Eh' Ihr ſo ein Weib werth ſeid, muß Euch die eiſerne Noth dahin gebracht haben, Euch unter einander ſelbſt aufzuzehren; Einem von Denen, die dann übrig bleiben, werde dieſe Portia zum Lohne!" Sie hatte mich an dieſem Tage in ihren Schlitten eingeladen. Bei unſerer Rückkehr kamen wir bei denſelben Ruinen vorbei. „Sehen Sie, wie die Sterne ſo roth durch die Trümmer blicken," ſagte einer unſerer Begleiter. — Die Fürſtin ſah hin. — „Das ſind Fackeln; ein Theil unſerer Geſellſchaft muß den Fluß herunterfahren. Die Waghälſe!" — „Nein, rief ich, wie wir jetzt dem Gemäuer näher kamen, es iſt Feuer!" — denn die Fenſterlöcher des alten Thurmes waren erleuchtet, und aus einem Thorwege ſtiegen Flammen und Rauch auf. Indem bog unſer Schlitten von der Straße ab auf die Ruinen zu; in einem Vorhofe brannten große Feuer von Kienholz, wodurch die nächſten Gegenſtände mit einem ſchaudervollen rothen Lichte erhellt waren, indeß dicke Rauchwolken einen Schatten auf die Schneehügel warfen, der wie Rieſengeiſter ausſah, die grau und wankend emporklimmten. Die lebhafte Fürſtin ſtieg ſtill und beſtürzt an des Marſchalls Hand aus dem Schlitten und nahm mich an den Arm. Wir traten in den Thurm, eine enge Wendeltreppe, ſchwarz belegt, Wände, ſchwarz behangen, von bläulichen Lampen erhellt, führten uns aufwärts — oben ſtand eine wunderliche Rittergeſtalt, nein, ſie ſtand nicht, ſie ſchritt, grade wie wir die letzte Stufe beſtiegen, aus einer finſtern Vertiefung der Mauer, ſchien eine ſchwarze eiſerne Pforte, die vor uns war, nur zu berühren, die Pforte ging auf und die Geſtalt verſchwand, in dem Lichtglanze, der uns entgegenſtrahlte. „Fürſtin, die Feen haben Ihnen gehorcht!“ rief der Marſchall, wie wir in ein Zimmer traten, das uns, in einem zierlichen Achteck, die lieblichſte Wärme und den Duft der ausgeſuchteſten Blumen entgegenſtrömte. Die Wände waren mit Draperien von der Fürſtin Farben behangen, große Spiegel vervielfältigten die glänzenden Wandleuchter, rund umher luden türkiſche Sophas ein, den rauchenden Punſch, den duftenden Thee, der auf kleinen, niedern Tiſchen bereitet ſtand, zu genießen.

Sie können denken, ob eine ſolche Schmeichelei der

Fürſtin gefiel. Nur eine ausgeſuchte Geſellſchaft hatte den Weg zu den Ruinen genommen; die Unterhaltung war um ſo lebhafter. Anfangs betraf ſie nur die Mittel, durch welche in ſo kurzer Zeit ein ſolches Kleinod, wie dieſes Cabinet, hätte geſchaffen werden können. Durch Zauberei, war des Marſchalls feſte Behauptung. Er habe blos den Befehl erhalten, ſie hereinzuführen; von allem Andern wüßte er nichts. Dieſer Einfall gab dem Geſpräche eine abenteuerliche Wendung, ein Jeder ſuchte den Andern furchtſam zu machen, indem er in allen Genüſſen, die uns umgaben, Blendwerk und Geiſterſpuk darſtellte. „Aber die Erſcheinung! rief plötzlich die Fürſtin; der Ritter, der alte Sarmate, der vor uns hier eintrat!“ — Sie ſchauderte wirklich zuſammen und blickte auf den großen purpur- und hellgrünen Teppich, der in reichen Falten den Eingang verbarg und eben rauſchend aufrollte, aber es war Mortan, der mit komiſcher Behutſamkeit hereintrat. Er hatte heute aus irgend einem Vorwande bei der Geſellſchaft gefehlt und war von Allen ſchon vermißt worden. Seine Ankunft gab der Unterhaltung einen neuen Umſchwung, er geſellte ſich unſerm Scherze ſogleich bei, ſprach abenteuerliches Zeug von einem Dämon, der ihn durch die Luft hergeführt hätte, ward aber nach und nach immer ernſthafter, bis er uns unvermerkt dahin brachte, ihn nochmals nach der Art ſeiner Ankunft zu fragen. „Ich beſuchte, ſagte er, nach abgefertigtem Poſttage den deutſchen Commandanten im Caſtell, und finde ihn am Fenſter, wie er, ſeine Pfeife dampfend, in die dunkle Nacht ſieht. „Heute iſt's tödtlich kalt,“ ſage ich zu dem ſteinernen Manne. — „Hm! ja, mögen's die Leut' ſpüren, denen dort die Hütt' brennt.“ — „Wo? machen Sie doch Lärm!“ und ſtoße ihn etwas unſanft vom Fenſter weg, und ſah an einem Platze, wo ich ſonſt gar kein Haus kenne, Feuerröthe, und dringe in ihn, Lärm ſchlagen zu laſſen. „Ei, ſagt er unerſchütterlich, und wackelt an dem Tiſche, um die Pfeiſe auszuklopfen, machen doch die Leute, wo's brennt, keinen Lärmen; das geht mich nichts an, das geſchieht oft.“ — Ich hätte vor Ungeduld vergehen mögen, ſpringe in meine Chaiſe, nehme aus dem nächſten Kruge Branntwein und Brot, was der Wagen führen kann, und fahre auf das Feuerzeichen zu. Ob ich erſtaunt war über Das, was ich fand, können Sie urtheilen.“ — Man lachte über ſeinen Irrthum, der wol nur halb wahr ſein mochte, bis er ernſthaft wieder anfing: „Wiſſen Sie aber, daß wir es darauf wagen, mit erfrornen Pferden nach Hauſe zu fahren? Das iſt eine Kälte, wie ich ſie nie erlebte!“ — Indeß kam ein Bedienter, um dem Marſchall etwas in's Ohr zu ſagen. Dieſer antwortete: „Laß ſie noch mehr Feuer machen!“ — „Es iſt kein Holz mehr bei der Hand,“ ſagte der Menſch betreten. — Mich empört es, die Antwort zu wiederholen, die der Marſchall mit einem Fluche verband. Die Fürſtin vernahm die Unterredung und drang auf die Abreiſe — wir ſtiegen die ſchauerliche Treppe hinab, die Kälte benahm uns den Athem. In dem Hofe loderten die Feuer nicht mehr, ſondern von großen Kohlenhaufen blies ein ſchneidender Nordwind die Aſche, und ſchwarze, elende Geſtalten gingen heulend im Kreiſe umher oder hockten an der dunkeln Glut. — Seitdem las ich Dante's Hölle, ich fand, das Bild gehöre dahin. — Man that ſein Möglichſtes, ſich in den Schlitten zu verhüllen; Mortan behauptete, er müßte auch Theil an der Geſellſchaft haben, und erhielt von der Fürſtin die Erlaubniß, mich in ſeiner Chaiſe nach Hauſe fahren zu können. Alle Pferde waren von dem langen Stehen in dem offenen Gemäuer bei der ungeheuern Kälte erſtarrt, nur die Mortan's, die vor kurzer Zeit angekommen waren, waren friſcher, man trug ihm alſo auf, vorauszufahren, um den Andern Muth zu machen. Wie er mich in den Wagen gehoben hatte, eilte er auf ein Paar Menſchen zu, die ſich auf den Schnee legten, riß ſie auf und beſchwor ſie, ſich ſchnell zu bewegen um dem Erfrieren zu entgehen. Ich bemerkte, daß er unmuthig war, aber ohne ihn zu errathen, denn das Feenmäßige des Abends hatte mich ſehr zerſtreut. Kaum waren wir unterweges, ſo ſcheuten unſere Pferde, ſprangen zur Seite und zogen die Chaiſe in den tiefen Schnee. Auf Mortan's Frage ſagten die Bedienten, die ſogleich abgeſtiegen waren, es läge ein Menſch im Wege, der ſchon ganz ſtarr gefroren ſei. Mortan rief einige engliſche Worte aus — wenn er vom Gefühl hingeriſſen ward, waren ſeine Ausrufungen in dieſer Sprache, weshalb ich ihn dennoch für einen Engländer halte — und ſprang aus dem Wagen. Nach einigen Secunden, in welchen die Schlitten uns näher kamen, trat er zu mir und bat mich, zur Fürſtin zurückzukehren — „Ich habe hier, ſagte er, zwei Unglückliche, denen zu helfen ich einen Verſuch machen werde; Sie — und er nannte mich mit Nachdruck ein gutes, menſchliches Weſen — Sie werden mir gern erlauben, lieber barmherzig als galant zu ſein.“ Hier faßte er mich wie ein Kind mit allen meinen Pelzhüllen in die Arme und trug mich über den kniſternden Schnee an der Fürſtin Schlitten. „Zwei Ihrer Leute liegen erfroren im Wege, rief er dem Marſchall zu; ich fahre ſie zum nächſten Wundarzte, vielleicht retten wir ſie.“ So ſchob er mich in den Schlitten hinein und eilte fort. Der Marſchall nannte ihn einen wohlthätigen Murrkopf und entſchuldigte ihn bei der Fürſtin, daß er mit ſeiner Don Quixotte's Laune ſo oft dem Scherz eine ernſte Tinte gäbe. Sie antwortete mit einem Weſen, das ich nur an Weibern ſah, die durch Schönheit und Geiſt ihres Einfluſſes gewiß ſind. Dieſer Stand erlaubt es nicht; es würde bei einer Königin übermüthige Härte heißen. Freilich iſt er ein Thor, antwortete ſie, denn er nimmt nicht wahr, wie vergeblich er uns in's Gewiſſen redet. Verſtanden Sie denn nicht, Marſchall, daß er Ihnen ſagte: Sie haben ein Paar Menſchen ermordet, um einem Weibe eine Fete zu geben!“ — Der Marſchall war empfindlich, antwortete aber ſchmeichelnd. „Nur fort,“ ſagte ſie kalt, „Sie treiben Ihr Handwerk, aber ein Fremder ſieht dieſe Dinge anders an, und ich möchte vor Scham vergehen, wenn wir ſo in unſerer weichlichen Barbarei vor ihm ſtehen.“ — „Schöne Dame,“ rief der Marſchall ſpottend, „das könnte ja in einer Volksrede an der Seine prangen!“ — „Was ich ſage? ja! und was Ihr thut, führte jene Volksreden herbei. Ihr wollt Eure Nation befreien, und haltet das Leben Eurer Brüder nicht werth, den Schlitten anhalten zu laſſen.“ — Der Marſchall ſuchte ſich mit empfindſamen Phraſen zu retten, ſprach davon, daß die Familien dieſer Unglücklichen ein Denkmal ihres ſchönen Zornes ſein ſollten, durch die Wohlthaten, mit denen er ſie überhäufen würde. Sie beantwortete alle ſeine Unterwürfigkeit mit einer Darſtellung des allgemeinen Charakters unſeres Adels, und beſonders deſſen, der ſich jetzt zur Revolution rüſtete, zu der ſie die grellſten Farben brauchte. Ihre Zunge war wie ein ſchneidendes Schwert, und der Marſchall erwiederte keine Sylbe. Endlich ſchloß ſie mit den Worten: „Und weil ich uns nun von Herzen verachte, bin ich dem ruſſiſchen Hofe zugethan, und bleibe es, bis eine eiſerne Noth Euch Männer zerquetſcht hat; dann mögen meine Söhne das Racheſchwert faſſen, oder ich verneine ſie noch im Grabe.“ — Ich ſaß ſtumm und zitternd — ſo hatte ich noch nicht ſprechen hören, ſo noch nie Schmach ausſchütten hören — und ſie ergoß ſich über mein Vaterland!

„O blute, blute, armes Vaterland!“ — — — wie Sie mich Shakeſpear kennen lehrten, und mich bei dieſen Worten, die Macduff ausſpricht, eine heftige Rührung ergriff, wunderten Sie ſich — dieſe Worte dachte ich damals, wo ich keinen Shakeſpear kannte, und deswegen rührte es mich ſo, daß vor Jahrhunderten die Muſe einem Menſchen den Schmerz offenbarte, den mein Gemüth damals empfand. Ich hatte Zeit, ihm nachzuhängen, denn von da an herrſchte todte Stille in unſerm Schlitten bis zu unſerer Ankunft. Lange nachher hörte ich, daß die Fürſtin durch dieſes Geſpräch den

Marſchall, deſſen ſchwankender Charakter beide Parteien aufhielt, zu einer Entſcheidung hatte bringen wollen. Es gelang ihr, denn er trat bald nachher als offenbarer Beförderer der Revolution auf. Ob die Fürſtin das wollte, weiß ich nicht; ſie verließ Polen noch vor der Annahme der Conſtitution, um nach Italien zu gehen, von wo ſie noch nicht zurückgekehrt iſt. Ich verſtehe dieſe Frau nicht; wenn ich mir aber Heldinnen jedes Jahrhunderts denke, ſteht unwillkürlich ihr edles Bild vor mir da.

In der Geſellſchaft wurden die beiden verunglückten Menſchen gar nicht mehr erwähnt. Ich ſuchte gleich den folgenden Tag Mortan auf, um nach ihnen zu fragen — einer von ihnen war ein Weib, ein hochſchwangeres Weib! ſie war dahin! Sie war die Frau eines Leibeigenen des Marſchalls, und hatte mit vielen Anderen an der Einrichtung des Zaubercabinets arbeiten müſſen. Dieſes Unternehmen war nur durch Überfluß von Geld und Menſchenmühe ſo ſchnell zu Stande gebracht; noch bis zum Augenblicke unſerer Ankunft hatte man Steine fortgeſchafft und den Weg dann mit Schnee, den man feſtſtampfen mußte, beſchüttet; das arme Weib hatte, durch ſeine Bürde ungewöhnlich ermüdet, ihren Mann gebeten, ſie einen Augenblick ausruhen zu laſſen, der Schlaf hatte ſie, Starrheit ihren Mann befallen, dieſer hatte, wie ſeine Stellung zeigte, da mitten im Wege unſere Pferde vor ihm ſcheuten, ſich noch retten wollen, und war auch durch Mortan's beharrliche Bemühung wieder in's Leben zurückgerufen worden. Im Erguſſe meines Gefühls pries ich ſein Glück, eines Menſchen Leben gerettet zu haben. Er antwortete finſter: „Das iſt ein ſchlechtes Glück, mein Fräulein, was ich hatte, und was ich dem Elenden ſchenkte; ein dumpfes Daſein, das nur durch ſchreiendes Bedürfniß oder ſklaviſche Strafe empfunden wird. Wie viel wohlthätiger ſchien mir der Anblick der ſtarren Mutter in ihrem tiefen Schlafe, von dem ſie zu keinem Jammer mehr aufwachen wird, als der wiederbelebte Vater, den halbnackte Kinder mit blödſinniger Neugier nach der todten Mutter fragten." Ich ſchauderte vor dieſem Bilde; ich bat, er ſollte mir ſeinen Diener ſchicken, ich wollte den Leuten Unterſtützung ſenden. Ich ſagte viel Kindiſches, Vieles, was ſich, unreif und überſpannt, in meinem Kopfe formlos umherwälzte; mein ſchmerzhaftes Gefühl, überall Verderbniß und nirgends Hoffnung zu ſehen, riß mich hin, meine Schüchternheit zu vergeſſen. Mortan nannte mich ein edles Gemüth und ſagte, ich ſei um ein halbes Jahrhundert zu früh in meinem Vaterlande geboren. — Gebe Gott, daß alſo ein halbes Jahrhundert ſpäter Herzen wie meines, unzerquetſcht von Jammer und Unrecht, in dieſem Lande ſchlagen können! — Seitdem war die Familie des erfrornen Weibes unſer Geheimniß; er ließ mir die Freude, mit Aufopferung manches Überfluſſes für die Kinder zu ſorgen, er ſelbſt nahm ſich eines Knaben von dreizehn Jahren an, den er zu ſich nahm, und der ihn, von dem Marſchall feierlich ihm geſchenkt, bei ſeiner Abreiſe aus unſerm Lande begleitete.

Über dieſen Dingen, die ich Ihnen mit lebhafter Erinnerung erzählt habe, bin ich weit von meiner Geſchichte abgekommen. Außer den Feſten und Geſellſchaften beſchäftigte mich in demſelben Winter, in welchem ich zum erſten Male in die große Welt trat, auch eine ſehr ernſthafte Begebenheit. Mein Aufenthalt in der Stadt ward benutzt, um mir den Religionsunterricht zu geben, der bei den Proteſtanten dem öffentlichen Bekenntniſſe und der erſten Communion vorhergehen ſoll. Der lutheriſche Prediger in W. war ein guter, höchſt beſchränkter, mit Armuth kämpfender Mann. Eine Menge Kinder erſchwerten ſeine Lage; in den Bürgerkriegen war er in Koszlowin von den Ruſſen belagert worden und hatte das ſchreckliche Schickſal dieſer Stadt, wo ſich die Conföderirten vertheidigten, getheilt. Hunger und Furcht hatten die Einwohner erſchöpft, die unmenſchliche Behandlung, die allen überwundenen Städten, ohne Rückſicht auf Parteihalten, zu Theil ward, hatte den Muth der Vertheidiger zur Verzweiflung, ihren Haß zur Wuth erhöht. Feuer wüthete durch die Gaſſen, die hölzernen Häuſer boten nirgends Schutz, die Mütter liefen, mit ihren Kindern auf dem Arme, der Glut aus dem Wege, ſie kletterten auf die Wälle und warfen ſie, von der leckenden Flamme erreicht, flehend den ruſſiſchen Soldaten zu — die Barbaren empfingen ſie auf ihren Bajonetten, und die Unglücklichen wurden, in Starrſucht verſunken, von ihren Vertheidigern zertreten, oder irrten, ihres Verſtandes beraubt, in die Flammen zurück. —

So ward mein Volk behandelt! Die Unmenſchen, die es damals zerfleiſchten, ſetzen ihm wieder den Fuß auf den Nacken. — Und ich ſoll froh ſein? Ich ſoll in einer Welt leben, wo ſolche Gräuel vorgehen? Ich ſoll Menſchen angehören, die ihres Meiſters Ebenbild ſo vertilgten? Denken Sie, ich ſei thöricht genug, um Reinigkeit, Heiligkeit, Freiheit im Kloſter zu ſuchen? — Eine Mauer ſuche ich, die mich von dieſer Welt ſcheidet — — —

So, gedrückt von ſeiner kalten Religionslehre, gedrückt von Schickſalen, die Helden oder Knechte bilden müſſen, gedrückt von Nahrungsſorgen, hatte dieſer Mann gerade die Eigenſchaften, die nöthig waren, um ein junges Gemüth vor aller Exaltation zu bewahren, die durch religiöſe Empfindungen ſo leicht angefacht werden konnte. In ſeinem Kopfe ſtritt Secteneifer mit Menſchenfurcht, und er lehrte mich die Dogmen unſerer Kirche mit dem Fanatismus, der ihr ein nicht unwichtiges Mitglied zuſichern wollte, und mit der furchtſamen Zweideutigkeit eines Menſchen, der es nicht vergeſſen konnte, daß ſeine Schülerin in naher Verbindung mit wichtigen Häuptern ſeiner Gegenpartei war. Anſtatt ſeine Kirchenlehre mir zuzueignen, lernte ich über Glaubenslehren überhaupt nachdenken und meinen Glauben, den mir früher Schmerz und früher Troſt, von Gott ſelbſt mir zugeſandt, erworben hatte, noch feſter halten. Aber froher machte mich das nicht, nicht verband es mich mehr mit den Menſchen um mich her — im Gegentheil, ich lernte in dem Verhältniſſe, welches mir dieſer lutheriſche Geiſtliche in dem Menſchen zeigte, eine neue verächtliche Seite meiner Landsleute kennen, denn forſchſüchtig, wie ich nun einmal bin, las ich und grübelte ſo lange, bis ich endlich ſah, wie wenig Religionswärme in dem Religionsſtreite unſers Landes ſtattgefunden hatte.

Die Zeit meines Unterrichts ging zu Ende, und ich ſollte dem erſten öffentlichen Religionsactus in der Oſtercommunion beiwohnen. Mein verewigter Lehrer hatte mir die Bedeutung dieſer Handlung in den letzten Zeiten ſeines Lebens auseinandergeſetzt, und mir war ein wehmüthiges Bild von dieſem Vereine frommer Verfolgter, Verkannter, zu gleicher Liebe und Entſagung durch das Band der Liebe ſich Verbindender geblieben. Was ſie in der proteſtantiſchen Kirche jetzt ſei, hatte ich nicht bedacht, bis mein Lehrer dieſen Gegenſtand mit mir durchging. Ich ſah nun wohl, ohne mir die Sache ſchulgerecht erklären zu können, dieſer einfache Gebrauch ſei ein Symbol geworden. Klar mir bewußt zu werden, was es eigentlich vorſtellen ſollte, gelang mir nicht, weil mir bei der Darſtellung, die Amadeus mir machte, gar keine Erinnerung an etwas geheimnißvoll Überirdiſches geblieben war, ich konnte alſo meines Lehrers Bemühung, meinen Glauben dabei in Anſpruch zu nehmen, nicht reimen. Zufällig kam ich darauf, mir durch den Vergleich mit der katholiſchen Kirche Licht verſchaffen zu wollen, denn des lutheriſchen Geiſtlichen Verſicherung, daß ſie unvernünftig ſei, machte mir Hoffnung, ſie als Gegenſatz benutzen zu können. Ich kam zu einem ſonderbaren Reſultate — ich begriff meinen Lehrer nun gar nicht mehr, mir war aber, als wenn ich die katholiſche Lehre wol glauben könnte. Da ich ſeit unſerem Aufenthalte in der Stadt als ein erwachſenes Frauenzimmer behandelt wurde, ward es mir leicht, unbemerkt in die Meſſe zu gehen. Ich wohnte einem Hochamte bei, in der Abſicht, über den Sinn der Handlung nachzudenken. Kaum war ſie aber begonnen, ſo fühlte ich eine Sehnſucht nach etwas Höherem, als die Erde, auf der ich kniete, und wie der Prieſter die Monſtranz aufhob, war mir's, als zerriſſen die Wolken über meinem Haupte und ein lebendiger Strahl der Gottheit erleuchtete mein Gemüth. Iſt das Glaube? dachte ich halb beſtürzt, und wartete halb bange und halb neugierig auf das Oſterfeſt, welches mir die Ceremonie meiner Kirche lehren ſollte.

Es kam. Die Kirche drückte mich mit ihren dunkeln, nackten Wänden, die Menſchen, die ſich dem Altar naheten, quälten mich mit ihren Geſichtern und Stellungen, die alle den Stempel ihres gemeinen Lebensberufs trugen; vor mir ſtanden ein Paar Frauen von Stande, die ſich von reichgekleideten Dienern die Schleppe tragen ließen — ich dachte an Amadeus Erzählung und fühlte mein Herz beengt, denn ich fühlte Widerwillen. Um mich von dieſem ſündigen Gefühle zu zerſtreuen, blickte ich umher, und erblickte unter den Männerreihen, die mir gegenüber derſelbe Zweck zuſammenrief, Greßmaniev in der Uniform ſeiner Provinz, mit dem rothen Bande geziert. — Wie ein Blitzſtrahl fuhr mir die Ahnung durch den Kopf, daß dieſer Auftritt Bezug auf meine Zukunft haben ſollte. Mir ſchienen augenblicklich einzelne Worte meiner Eltern, einzelne Züge in dem Betragen dieſes Menſchen Beziehungen zu haben, und mit einem peinlichen Kampfe in meinem Innern folgte ich dem Fortſchreiten der frommen Handlung.

Ich bin ſchon beſſer geworden, meine Freundin, als ich damals war; ich fühle es, daß es mir gelingen wird, noch beſſer zu werden. Jetzt geht meine Heftigkeit in Nachdenken und bald in Sanftheit über, dazumal ward ſie Starrſinn und Bitterkeit. Ich fand nun keine Wärme mehr im Herzen für die Handlung, wegen der ich gegenwärtig war, kalt verglich ich ſie mit den Liebesmalen der erſten Chriſten und mit dem erhabenen Zauber der katholiſchen Kirche, und ſehnte mich aus einer Welt hinweg, wo nur Alles die Seele verletzte.

Bei meiner Rückkehr in's Palais fand ich einen großen Cirkel, der mich mit Glückwünſchen überhäufte, meine Mutter überreichte mir einige ſehr ſchöne Geſchenke und ſagte mir einige ſchmeichelhafte Reden über die Rechte, die ich nun, als erwachſene Tochter, erlangt hätte. Ich hörte Alles mit halber Betäubung an. Der Zuſtand war unnatürlich, ich hoffe es! denn ein junges Geſchöpf, das an dieſem Tage vernünftelt, vergleicht, beobachtet, ſtatt hingeriſſen zu werden, wäre gewiß auf einem gefährlichen Wege. Unter den herzutretenden Gäſten war, auch Großmaniev. Er ſprach von der geiſtigen Verwandtſchaft zwiſchen uns halb frömmelnd, halb zärtlich — ich wies ihn mit einer erſtarrenden Kälte zurück und ſuchte mich Mortan zu nähern, um, wenn zur Tafel gerufen würde, ihm meine Hand zu geben, da ich Großmaniev's Nachbarſchaft verabſcheute. Mortan ſah ſehr ernſt aus. „Sie haben heute ein Gelübde abgelegt, ſagte er mit einer Art Kälte, bei dem ein junges Herz lebhaft empfinden, ein reifer Geiſt ernſthaft nachdenken muß. — Sie haben Beides; die Wolke, die ich auf Ihrer Stirn ſehe, wundert mich nicht.“ — Statt mich zu beruhigen, ſpannten mich dieſe Worte nur noch mehr; ich erwiederte übereilt: „Das Herz kommt wenig in's Spiel, wenn der Geiſt früher nachdenkt, als jenes empfindet.“ — Mortan ſah mich beunruhigt an. — „Ich verſtehe Ihre Worte nicht, theures Fräulein; was ich aber in jedem Falle wünſchte, das wäre, Ihr Herz mit Ihrem Kopfe ſo viel wie möglich in's Einverſtändniß zu bringen.“ — Mir war nur der Gedanke, in ein Kloſter zu gehen, gegenwärtig, ich antwortete, ohne zu bedenken, wie fremd mein Ideengang Mortan ſein müßte, mit jugendlicher Feſtigkeit: „Die ſind einig, die ſind es!“ — Man rief jetzt zur Tafel, und ich reichte Mortan, der mich befremdet betrachtete, die Hand. Wie ſehr war ich aber beſtürzt, als mich meine Mutter im Tafelzimmer aufrief, mir den Ehrenplatz anwies und Großmaniev an meine Seite ſetzte. Meine Faſſung bei der Tafel war peinlich, ſie kam aber den Anweſenden wahrſcheinlich nachdenkend und geſammelt vor. Nachdem wir in den Salon zurückgekehrt waren, foderte man mich auf, Muſik zu machen. Ich ſetzte mich unmuthig an den Flügel — plötzlich fuhr mir ein Gedanke durch den Kopf, vor dem ich mich jetzt ſchäme, denn er bewies meinen Mangel an Faſſung, an Anſtand, an Geſchmack. Ich warf die Noten, welche auf dem Pulte lagen, bei Seite, flog auf mein Zimmer und brachte eine Meſſe zurück, die ich ſchon lange konnte und unzählige Male in meiner Einſamkeit geſungen hatte. Von einer ſonderbaren Spannung, an der Furcht den größten Antheil hatte, begeiſtert, rief ich Mortan an den Flügel und reichte ihm die Geige, die er ſehr fertig ſpielte; ein junger Verwandter, der mir oft accompagnirte, ſpielte die Flöte. — „Welch ein Einfall!“ rief meine Stiefmutter, indem ſie die Muſik erkannte und die Hand danach ausſtreckte. — „Sie haben mich heute durch die ehrenvollſte Auszeichnung emancipirt, gnädige Frau, ſagte ich, und zog die Noten zu mir, erlauben Sie mir, zur Unterhaltung Ihrer Gäſte meinem Caprice zu folgen. Mit Zorn in den Blicken ging ſie zu meinem Vater, der ſchon am Pharaotiſche ſaß, und ſprach lebhaft mit ihm, indeß unſer Concert ſchon anging. Es ſchien der Geiſt der Tonkunſt auf uns niedergeſtiegen zu ſein. Die Spannung meines gequälten Gemüthes ging in Andacht über, ich wußte nicht mehr, was um mich vorging; der Trotz, der mich zu der Wahl dieſes Geſanges beſtimmt hatte, war verſchwunden. Ich bemerkte nicht die zunehmende Stille um mich her, nicht die Thränen, die meine Wangen benetzten; wie aber der letzte Ton verhallte und Mortan mir zuflüſterte: „Um eine Cäcilia in Ihnen zu ſehen, fehlt's unſern Augen nur an der Fähigkeit, die Engel, die mit uns horchten, zu erblicken“ — bei dieſen Worten kam ich zu mir ſelber, alle Faſſung, aller Trotz war dahin, mir war's, als hätte man mir meinen Gott genommen, und mit zerriſſenem Herzen eilte ich auf mein Zimmer, das ich, ungeachtet der Auffoderung meiner Eltern, nicht mehr verließ.

Den folgenden Morgen machte mich mein Vater mit ſeinem Entſchluſſe, mir Greßmaniev zum Gatten zu geben, bekannt. Ich hatte, während der langen Nacht, Zeit gehabt, alle Möglichkeiten, ſo weit mein armer junger Kopf meine Lage faſſen konnte, zu überlegen; mir war dieſer Vorſchlag alſo gar nicht unerwartet, aber noch begreif' ich nicht, warum bei meines Vaters Antrage mein Stolz zuerſt ſich empörte. Ich rief mit einer Geringſchätzung, in welcher alle die empörten Gefühle, welche mich beſtürmten, zuſammengepreßt waren: „Wie, mein Vater! Ihrer Gemahlin Tochter, die Enkelin der Silberſtadt, einem Abenteurer, den Hofſchranzenbiegſamkeit zum Glückspilz machte?“ — Hohe Zornröthe flammte auf meines Vaters Geſichte auf. Furcht ergriff mein Herz, und ich glaubte nun Alles wagen zu müſſen, da mir das Ärgſte zu drohen ſchien. „Einem Menſchen wollten Sie Ihr Kind geben, fing ich wieder an, der geſtern den Lutheraner zur Schau trug, um meine reichen Güter in Schleſien wegzuhaſchen ......“ Hier unterbrach mich mein Vater, indem er mit unſeliger Heftigkeit den Beſitz dieſer Güter als den einzigen Grund darſtellte, warum er mit meinem Stolze, meiner Verkehrtheit Geduld habe; er redete ſich ſelbſt in immer größere Heftigkeit hinein und erklärte, daß er mich ohne dieſe Herrſchaften, welche ich beſitzen ſollte, und wenn mein ewiges Wohl darum zu Grunde ginge, ſchon bei meiner Mutter Tode in ein Kloſter geſteckt hätte, wo ich meine Viſionen ein langes Leben durch hätte verfolgen können. Bei dieſen Reden ſchien plötzlich meine Seele entfeſſelt, eine Himmelsſtimme ſchien zu mir zu ſprechen, ich ſtürzte zu meines Vaters Füßen und flehte ihn, noch jetzt dieſe Drohung zu vollführen. Wie ſich die Reden weiter in einander fügten, weiß ich nicht, aber ich erklärte meinen feſten und beſtimmten Entſchluß, den Schleier zu nehmen.

Jn ungeheurer Angſt findet die Seele gewiß Kräfte, deren ſie ſich vorher nicht bewußt war, dieſe kommen ihr von Gott! wie viel mehr muß ſie ein hülfloſes Kind finden, wie ich damals war, dem Gott ſtets näher ſtehen muß, weil es hülflos iſt Jch ward ruhiger und ruhiger, obſchon ich jetzt weiß, daß mein körperlicher Zuſtand nicht natürlich war, ich verſicherte meinen Vater, daß kein Zwang möglich ſei, denn ich würde immer einen Augenblick finden, meinen Übertritt zur katholiſchen Kirche öffentlich zu erklären, und ob ich dann auf Schutz rechnen könne, wiſſe er am beſten; laſſe er mir aber meine Freiheit, würde er mir Großmaniev's verächtlichen Namen nie mehr nennen, ſo verſpräche ich ihm, den Schleier erſt nach meiner Mündigkeit, alſo in meinem fünf und zwanzigſten Jahre, anzunehmen. Bis dahin ſollten die Einkünfte meiner reichen Güter zu einem Capital für meine Schweſter Aloyſa aufgehäuft werden. Meine Mutter, die bei der ganzen Unterredung eine meiſt ſtumme Zeugin abgegeben hatte, ſchien hier wirklich gerührt; ſie zog mich in ihre Arme und ſagte zu ihrem Gatten: „Verſprechen Sie ihr nichts, laſſen Sie ſie nichts verſprechen, Sie werden ſie nie in's Kloſter gehen laſſen, ſie wird nie den Fluch ihrer Eltern durch eine öffentliche Empörung auf ſich laden wollen. Theofanie iſt erſt ſechzehn Jahr alt, ſie muß die Welt erſt kennen lernen — laſſen Sie ihr Zeit, ſich zu beſinnen, und mir, auf ſie zu wirken!“ Jch hörte meines Vaters Reden nicht mehr, die Anſtrengung hatte mich der Beſinnung faſt beraubt, meine Mutter leitete mich aus dem Zimmer, aber meines

Vaters Zorn mußte durch den Widerſtand meiner Mutter auf's höchſte geſtiegen ſein, denn wie die Kammerfrauen mich auskleideten, um mich zu Bett zu bringen, ſagte die Caſtellanin ein Paar Mal: „Er hätte ſie ermorden können — da wäre ſeine Speculation ſchön verdorben.“

Ich hütete einige Tage das Zimmer. Meine Spannung ging vorüber, aber mein Entſchluß ſtand feſt. Ich fand, daß vor meiner Volljährigkeit kein entſcheidender Schritt zu thun ſei, aber bis dahin gezwungen werden zu können, fiel mir nicht ein, denn ich kannte die Mittel, mich in dem Falle der väterlichen Gewalt und im ärgſten dem Leben zu entziehen. Die Caſtellanin deutete mir an, daß mein Vater in keinem Stücke von ſeinem Willen abwiche, aber um meiner Jugend willen meine Heirath noch ein Paar Jahre aufſchöbe; Großmaniev habe ich indeſſen als meinen künftigen Gatten zu betrachten. Ich wiederholte meiner Mutter meinen Entſchluß, und verſicherte ſie, daß ich dem zu Folge jenen Mann nicht als meinen Verlobten behandeln würde.

Wie peinlich nun mein Leben war, können Sie ſich denken. Peinlich, aber lohnend. Mein Weſen erſtarkte im Drange der Nothwendigkeit; ich glaube, es entwickelte ſich, obſchon, ſeit ich Sie kenne, meine Begriffe von mir in eben dem Maße geſunken ſind, wie Ihre Güte und Geduld, meinen Geiſt zu bilden, beſtrebt war. Meines Willens, iſt er einmal gefaßt, bin ich ſicher, aber wie viel meiner Erkenntniß abgeht, um für dieſen Willen die beſte Wahl zu treffen, das ſehe ich immer mehr und mehr ein.

Großmanier zu behandeln, ward mir nicht ſchwer. Er iſt ein elender, furchtſamer Menſch, mit dem ich meinen Weg gehe. Ich ſagte ihm bei ſeinem erſten Beſuche meine Denkungsart und Entſchließung, ſetzte aber hinzu, daß ich dem Willen meines Vaters, ihn als ſeinen Gaſt aufzunehmen, nicht widerſtreben könnte, daß ich ihn alſo wie jeden Andern aus der Geſellſchaft behandeln würde; zwänge er mich durch Zudringlichkeit zu andern Maßregeln, ſo trät' ich bei der erſten Meſſe in des Biſchofs Hauskapelle und erklärte mich für eine Convertite. Wolle er dann ſeine Bewerbung bei dem verarmten Fräulein fortſetzen, ſo wäre das ſeine Sache. Der Elende ſagte eine Menge platter Dinge, und blieb in den Schranken, die Sie ihn noch beobachten ſahen. Mein Vater bewachte mich ſtreng und ſprach ſeitdem kein freundliches Wort mehr mit mir, ich ertrug es ſtets als etwas Unvermeidliches, ernſtlich bemüht, durch keine meiner Handlungen dieſe Liebloſigkeit zu verdienen. Die Caſtellanin war freundlicher als je und machte mir bange. Sie überhäufte mich mit Geſchenken, zwang mich zu einem Putze, der oft mein Gefühl für Anſtand beleidigte, erlaubte mir keine einſame Stunde zu meinen gewohnten Beſchäftigungen, war bemüht, meinen Geſang, mein weniges Talent zur Muſik überall geltend zu machen. — — — — Geſchadet hat ſie mir nicht, aber beraubt hat ſie mich vieles Glückes. Mir ſind ſo viele Gaben Gottes zur Sünde geworden, weil ſie zur Sünde ſie gebrauchen wollte — — — Das werde ich wol nie vergeſſen.

Der Sommer kam heran, und wir gingen nach W—ko, wo man zahlreiche Gäſte erwartete. In den neun Monaten meiner Abweſenheit war ich um viel Jahre älter geworden, das Wiederſehen meines Jugendſchauplatzes durchdrang mich mit wunderbarem Gefühl. Seit mein Verhältniß mit meinem Vater ſo geſpannt war, hatte ich mich mit einer Kälte bewaffnet, die nicht zu meinen Jahren paßte, ich hatte mein Herz mit einer künſtlichen Rinde umzogen — bei dem Anblicke meiner Kindheitsſtätten ſchmolz ſie vor dem Strahle der Erinnerung, wie die Eisrinde, die noch vor wenig Tagen meinen Lotus, meine Maiblumen bedeckt hatte, vor dem Strahle der Sonne geſchmolzen war. Ich ging umher mit unausſprechlicher Wehmuth! Es war wie ein neues Todtenfeſt, das mit einer Auferſtehungsfeier verſchmolz — Frühling und Gräber! — Ich ging zu den Trümmern meines alten Heiligthums, kniete auf die geſtürzte Mauer und küßte die Züge der leidenden Mutter, die auf einem unzerbröckelten Stücke des Anwurfs, von Thau und Regen reingewaſchen, noch deutlich zu ſehen waren. Ich wagt' es, den Platz reinigen zu laſſen, das Buſchwerk ward aufgebunden, ein Paar Bänke umhergeſtellt, wohlriechende Pflanzen in artigen Vaſen ſetzte ich vor die Öffnung der Mauer, wo der ſanfte Abendſtrahl eindrang. Die Wirkung, die eine ſonnenhelle, weit ausgebreitete Landſchaft machte, die ſich durch die verfallene Mauer darſtellte, indeß der Zuſchauer in dem dichten Schatten der Tannen und blühender Sträuche ſtand, war überraſchend. Die kalte, unverhohlene

Weiſe, wie ich die Anordnung traf, hinterging meine Eltern, ſo daß ſie nichts dagegen einwendeten, wie mir der Fürſtbiſchof anbot, den Durchbruch der Mauer in einen großen Schwibbogen faſſen zu laſſen. Ich küßte ihm dankbar die Hand. Der Bogen ward gemauert, ſo wie Sie ihn kennen, und auf meinen Einfall mit den tiefen, ſchwarzgemalten Wänden verſehen, welche den Anblick der Sonnenhelle ſo zauberiſch machen. Daß der Ort einige Tage lang das Ziel platter Neugier ſein würde, wußte ich; bei der erſten Klage einer Unpäßlichkeit Eines aus der Geſellſchaft gab ich dem feuchten Aufenthalte bei dem Bogenfenſter die Schuld, und bald war es wieder mein einſames Eigenthum.

Zweiter Abſchnitt.

Am Schluſſe der vorhergehenden Erzählung erſcheint Theofanie in einer Art von Kriſis ihres Charakters und ihrer Lage. Wir ſehen ein Mädchen, das über ihre Jahre gebildet iſt an Geiſt und Gefühl, über ihre Jahre feſt an Willen und Entſchluß, aber ganz ſo unerfahren über Menſchen und Dinge, wie es ihr Geſchlecht in dem Alter, worin ſie ſich befand, mit ſich bringen mußte. Die Menſchen, unter denen ſie ſich befand, der Zeitpunkt, in dem ſie lebte, waren nicht dazu gemacht, ihre Anſichten zu mildern, ihre Gefühle herabzuſtimmen. In Theofaniens Vaterlande zeigten ſich die Menſchen noch in größeren, ſtärkeren Umriſſen, als bei anderen Nationen, denen Cultur und Convenienz weniger Eigenthümliches gelaſſen hat. Das Laſter war dort roher, und die Tugend kühner; ein Volk exiſtirte nicht, und darum war der Adel adeliger, denn er kann nur neben Sklaven beſtehen. Wer jenes Land nicht kennt, der wird manches Gemälde grotesk finden, weil er die Verhältniſſe ſeines Volkes hinein verſetzt. Die polniſche Nation hätte können gebildet, andere müſſen neu geſchaffen werden. Man beurtheile alſo Theofaniens Geſchichte nach keinem fremden Maßſtabe.

Das unkundige Mädchen dachte ſich ihre Lage viel gewaltſamer, aber viel weniger gefährlich, als ſie war. Der Entſchluß, den ſie genommen hatte, diente ihr durch ſeine Einfachheit und Kühnheit zur Stütze; Zwang hatte ſie berechnet, aber auf Verführung hatte ſie nicht gedacht; die iſt einer weiblichen Jugend ſo fremd, daß ſogar eine Clariſſe einen unangenehmen Eindruck macht, wenn man ſie gegen dieſe überdachte Vorkehrungen machen ſieht. Theofanie unterwarf ſich mit Unmuth dem Zwange, der ſie an ein ſtets wechſelndes, geräuſchvolles Leben feſſelte, und nur ihre früh angenommene Gewohnheit, über ſich ſelbſt nachzudenken, nur ihr Bedürfniß nach ernſter Beſchäftigung waffneten ſie gegen jeden Eindruck des ſie umgebenden Verderbniſſes. Bei dem Fürſten fanden ſich während ſeines Aufenthaltes auf dem Lande nur die Perſonen ein, die durch Privatintereſſe oder Parteigeiſt mit ihm verbunden waren. Unter dieſen war keiner der Männer, die ihren Enthuſiasmus für das Große und Schöne hätten erwecken können. Großmaniev brachte viel Zeit in W—ky zu, ſchien aber ſtets durch Theofaniens Kälte zur Behutſamkeit gegen ſie gezwungen zu ſein. — Uns fehlen von dem Schluſſe der eigenhändig von Theofanien geſchriebenen Blätter nähere Details über einen Zeitraum von einem Jahre, während deſſen der kurze Krieg in Litthauen ſtattfand, in welchem Kosziusko die Ruſſen ſchlug, bis die targowicer Conföderation jenen beendigte. Die Caſtellanin hatte dieſe Zeit mit ihrer Familie in Warſchau zugebracht, und wir finden erſt wieder nähere Nachrichten von Theofanien nach ihrer Rückkehr nach W—kr, wo ihre Stiefmutter ihr drittes Kindbett hielt.

Theofanie pflegte ſie mit einer Sorgfalt, die ſie ſelbſt unendlich beglückte; denn ſie fühlte ihren innern Beruf, wohlzuthun, erreicht. Selbſt das verirrte Gemüth der Caſtellanin ward auf Momente von ſo viel Liebe ergriffen, aber ſie drückte ihr Gefühl mit einer Heftigkeit aus, die dem jungen Mädchen weh that, denn ſie ſah wie Gewiſſensangſt aus und erregte in Theofanien eine geheime Scheu gegen Das, was ſolcher Zärtlichkeit zum Gegenſatze ſtehen könnte. Sie hatte nur zwei Schweſtern und einen Bruder, den ſie aber auch gern zum Mädchen gemacht hätte, weil ſie alsdann alle hätte erziehen können. Ihr Eintritt in's Kloſter hätte ihr noch eine lange Reihe von Jahren ihre Bildung erlaubt, denn die reine Weiblichkeit in ihrem Herzen konnte ein wohlthätiges Leben, konnte die Beſtimmung ihres Geſchlechtes nie von Mutterfreuden trennen. Das Wochenbett, eine darauf folgende lange Unpäßlichkeit hatten den Strom der Geſelligkeit auf eine Weile unterbrochen; die ruhige Zeit verfloß aber auch und wechſelte mit einer verdoppelten Fluth von Zerſtreuungen ab. Die ruſſiſche Fürſtin von S—ff, welche auf ihrem Wege nach Warſchau einige Tage in W—kr zubringen wollte, veranlaßte die Vorbereitung zu den glänzendſten Feſten. Eine Menge Fremder ſtellte ſich dazu ein, und unerwartet erſchien unter ihnen Mertan, der Bekannte Theeſaniens bei ihrem erſten Eintritte in die große Welt. Ihn begleitete ein Mann, den wir näher kennen lernen müſſen, ehe wir Theeſaniens Geſchichte verfolgen.

Czeſinsky's Vater war ein anſehnlicher podoliſcher Edelmann; er hatte ſein ganzes Vermögen, das der Tod ſeines Vaters erſt vor Kurzem in ſeine Hand gegeben hatte, als eines der eifrigſten Mitglieder der baarer Confédération, dem Bedürfniſſe der öffentlichen Sache geweiht. Seine Güter wurden von den Ruſſen verheert, ſeine nächſten Verwandten fielen als Opfer ihrer feindſeligen Wuth; ihm blieb keine Heimath mehr als das Schlachtfeld, und in dieſem Berufe ſtieß er zu den Haufen, welche der tapfere Franciscus Pulavsky in dem ſchrecklichſten Zeitpunkte des Krieges, der Stanislaus Thronbeſteigung folgte, in Litthauen anführte, und focht an der Seite dieſes Helden, als er bei Ulodowa fiel. Blutend lag Czeſinsky in einem einzelnen Tannengeſtrüpp, von einem Schlage mit dem Flintenkolben betäubt, auf einem Haufen von Todten und Sterbenden. Alle Gefallene, die in Uniform, ja die nur in Tuchröcke gekleidet waren, hatte der Feind geplündert, Czeſinsky ſteckte in einem Schafspelze, wie die Leibeigenen ihn tragen, denn er beſaß ſchon lange kein Eigenthum mehr als ſein Schwert, und ſeit jener Nacht, wo er ſeine Mutter und Schweſter, die, dem Feinde zu entgehen, in die Wälder geflüchtet waren, nach langem Suchen in einer ſolchen Kleidung verhungert fand, hatte er einen Schwur abgelegt, nie eine andere als dieſe Kleidung zu tragen, bis der Tod dieſer Unglücklichen mit der letzten Kraft ſeines Armes gerächt ſei. Die Nacht war eingebrochen, ein ſtarker Regenſchauer wuſch eine leichte Wunde, die Czeſinsky an der Stirn erhalten hatte, ſie fing von Neuem an zu bluten, und ſo ward ſein Leben gerettet. Mit ſeiner rückkehrenden Beſinnung dämmerte die Anſicht ſeines Schickſals in ihm auf. Für ihn war nirgends mehr Hoffnung! Nicht im Kampfe — ſeine Waffenbrüder lagen alle auf der Wahlſtatt hingeſtreckt, oder wurden in ruſſiſchen Feſſeln den aſiatiſchen Wildniſſen zugetrieben; nicht in der Heimkehr — ſein Vaterhaus lag längſt in Trümmern und Aſche; nicht im Verbergen, bis beſſere Zeiten erſchienen — auf weite Strecken war kein Schlupfwinkel für ihn! Der verheerte, blutbegoſſene Vaterlandsboden hatte für Pulawsky's Waffenbrüder keine Zuflucht. Langſam wankte er über den Sand, um im nahen Walde ruhig zu ſterben. Der Mond trat hervor, und die entſtellten Todtengeſichter ſeiner Gefährten ſchienen ſich alle zu ihm zu wenden und ihn zur Ruhe, die ſie genießen, einzuladen. Seine Kräfte ſchwanden ihm unverſehens, er ſank nieder und erwachte erſt beim Aufgange der Sonne. Was mit ihm vorgegangen war, blieb ihm ein Räthſel; nur erinnerte er ſich, daß er neben den Todten hingeſunken war; doch jetzt lag er von dem Arme des Einen umſchlungen, ſein Kopf ruhte auf einer blutigen Bruſt. — Schaudernd war er bemüht, ſich aufzurichten, als ein ſchwerer Beutel, der, wie es nachmals ſich zeigte, Geld und Juwelen enthielt, neben ihm herabfiel. Sein erſter Blick ſuchte das Geſicht der Todten — es war Hektor Slebatky, ſein

Jugendgefährte, den ſein Vater als Vormund erzogen, und mit dem er ſeine Liebe und Sorgfalt von Kindheit an getheilt hatte. Die Verwüſtung ihrer Heimath hatte ſie getrennt. Jeder kämpfte hier und da, wo Tapfere ſich verſammelten und der Feind verheerte, für die Sache des Vaterlandes; er wußte jetzt nichts von ſeiner Nähe, denn erſt am Morgen des Kampfes war Hektor mit einem kleinen Haufen von Oſten her eingetroffen und hatte ſich mit Pulawsky, der vom nördlichen Litthauen heraufzog, vereinigt. Auch Hektor focht in Bauerkleidung gehüllt, wie ſo Viele überall, wo Rache zu hoffen und ſchreckliche Vergeltung zu zahlen war, und er fiel, wie ſo Viele, welche die Geſchichte nicht nennt und die in jener Zeit kein Auge beweinte, weil Jammer und Haß die Wolluſt der Thränen längſt vertilgt hatte. Wie der Todte mit Czeſinsky in dieſe Stellung gekommen war, die von Bewußtſein zeugte, bleibt unerklärt. Vielleicht rief ihn die Wärme auf einen Augenblick in's Leben zurück, die ihm Czeſinsky mittheilte, der ihn mit ſeinem Oberleibe bedeckte; vielleicht ſammelte allein die Höhe der Mitternacht noch einmal die Kraft des Lebens in ſeine durchbohrte Bruſt, daß er ſeinen Jugendfreund erkannte und mit ſeinem letzten Willen ihn liebte und für ihn ſorgte. Denn gelebt mußte der Todte haben, denn ſein Arm hatte Czeſinsky umfaßt, und er mußte den Beutel, der ſein Eigenthum geweſen war, ihm auf die Bruſt gelegt haben. Czeſinsky legte ſein Haupt auf Hektors bleiches Geſicht, das keine Wildheit, kein Schmerz entſtellte, er drückte die Hand, die ihn umſchlungen hatte, an ſeine Bruſt; Verzweiflung und Entſchluß zum Tode ſachten ſeine Kräfte an, als die unter ſeinem Drucke erſchlaffende Todtenhand ein kleines Crucifix fallen ließ, das der Sterbende gehalten haben mußte. Dieſes Bild — es war daſſelbe, vor dem der alte Czeſinsky die Knaben jeden Abend hatte beten laſſen — war das Bild des für die Menſchheit ſich Opfernden, vor dem der Alte ſeine Knaben wiederholt ſchwören ließ, ſich dem Vaterlande zu weihen. Das fromme Symbol war ein Andenken von Hektors Vater, das ſeit Sobiesky's Kriegen, die ſein Ahnherr mitfocht, in der Familie war, und deswegen ſchenkte es der Alte auf ſeinem Todbette dem Pflegeſohne, und ſtark und treu ſprach ſeitdem der brave Podolier durch das Organ dieſes Holzes mit ſeinem Gotte. Czeſinsky hielt das Kreuz Anfangs in ſchaudervoller Betäubung feſt; in ſeinem erſchütterten Gehirn malte ſich das Gemach ſeines Vaters; ihm däuchte, er knie und bete, er ahnte den Jugendſchlaf an ſeines Hektors Seite, und ſuchte das harte Bett, und ſein Auge fand rund umher Leichen und Blut. Seine Seele durchflog die äußerſten Grenzen des Schmerzes, bis gewohnte Empfindungen bei dem gewohnten Bilde ihn beherrſchten und ein Gebet, das der Weltgeiſt verſtand, ſo unthätig in dieſem Augenblicke die Vernunft daran Theil nahm, ihm eine Art von Faſſung verſchaffte.

Mit Anſtrengung aller ſeiner Kräfte trug er Slobasky's Leichnam über einen Theil der Wahlſtätte in das dichte Gebüſch; dort bedeckte er ihn mit Moos und Zweigen, bis er ihn vor der Raubgier der Waldthiere hinlänglich geſichert glaubte, dann vertiefte er ſich in das Innere des Waldes, der ihm durch vorige Kriegszüge bekannt war. Wilde Beeren nährten ihn, und oft lange vergeblich geſuchte Quellen erquickten den Verſchmachtenden. In den erſten Tagen traf er noch hier und da auf Leichname ſeiner Kampfgenoſſen, die verwundet ihre Flucht durch dieſe Wälder geſucht hatten, bald war er ganz allein, denn die Überlebenden hatten ſich ſchneller gegen die ſüdlichen Grenzen gezogen. Dieſen Weg nahm auch Czeſinski, aber der Unglückliche fand bald, daß er nicht hoffen durfte, allein dieſes Ziel zu erreichen; der Schlag, den er auf den Schädel erhalten hatte, mußte eine bleibende Wirkung auf ſeine Nerven hervorgebracht haben; nach vier oder fünf Tagen überfiel ihn eine Bewußtloſigkeit, die wie ein banger Schlaf ausſah und viele Stunden mußte angehalten haben. Ein unausſprechliches Gefühl von Elend ergriff den Mann, der ſich in den Jahren der Kraft, bei dem Jammergeſchrei des Vaterlandes, nun gelähmt wußte zu jeder That. Nur der dem Menſchen innewohnende Trieb nach Leben trieb ihn in der Richtung fort, in welcher er Rettung finden konnte. Ein zweiter Anfall des hülfloſen Zuſtandes übereilte ihn nahe an dem Orte, wo er wußte, daß eine bewohnte Strecke Landes anfinge. Wollte er nicht wagen, ruſſiſchen Truppen oder ihren grauſamen Genoſſen in die Hände zu fallen, ſo mußte er die Gegend in einem weiten Halbcirkel umgehen. Wie ſeine Sinne zurückkehrten, ſah er ſich von Männern umgeben, die ihn durchſucht haben mußten, denn er erblickte ſein Crucifix in der Hand des Einen, und ſeine Waffen lagen zerſtreut auf dem Boden. Bei der erſten Bewegung, die er machte, zogen die Männer ihre Schwerter. Halt! rief der Eine, der zur Seite ſtand, als wollte er den Mord wehren, der Mann iſt verwundet! — Aber der nächſte bei Czeſinsky riß ein Piſtol vom Gürtel, ſpannte es auf den Unglücklichen und rief im Tone des Vorwurfs: Baboky, er kann uns verrathen! — Baboky! ſchrie Czeſinsky, vom Triebe der Selbſterhaltung ergriffen, riß dem vor ihm Stehenden das Crucifix aus der Hand und hielt es mit beiden Händen empor; bei dem Bilde des Gekreuzigten, ich bin Euer Bruder und habe bei Uladowa neben Franciscus Pulavsky gefochten. — Die Schwerter ſanken, Baboky trat zu ihm und that ihm einige Fragen; Czeſinsky beantwortete ſie ſo, daß der Haufen bald überzeugt war, daß der Fremde zu ſeiner Partei gehörte und ihn und ſeine Kriegszüge ſogar kenne. Baboky's Haufen war flüchtig, ſo gut wie das unglückliche Heer, das unter Pulavsky gekämpft hatte; ſie zogen gegen den Dnieper, wo ſie auf Vereinigung mit andern Haufen hofften, um dann zu neuen Angriffen zu ſchreiten. Czeſinsky ſchlug ihre Hoffnungen grauſam nieder, da er ihnen den Untergang der Conföderirten in Litthauen, die neuſten Begebenheiten in Warſchau und Pulavsky's Tod mittheilte. Nun war auf lange Zeit an keine Vereinigung eines größeren Heeres zu denken; wie gehetztes, dem Jäger mühſelig entronnenes Wild lebten ſie in dieſen Wäldern, um Kunde von ihren Freunden zu erwarten. In der todten Mitternacht ſendeten ſie Kundſchafter an die Grenzen des Waldes, um von den Baumgipfeln herab die Gegend zu erſpähen, wo die nahen oder fernen Feuerſäulen der brennenden Dörfer den näheren oder ferneren Zug der Ruſſen ankündigten. Nach jedem Brande vermehrte ſich die Zahl der Flüchtigen um ein Paar Unglückliche, Rachedürſtende mehr, die mit dem Schwerte in der Fauſt ſich durch die Feindeshaufen retteten. Czeſinsky fluchte ſeinem Daſein. — Du ſollſt es tragen, ſagte ihm Babeky; ſo lange Du einen Säbel führen kannſt, ſollſt Du nicht ſterben! — und der Arme ahnete noch einmal ein Gefühl von Kraft, wenn er ſich dem Feinde gegenüber dachte. Endlich durften ſie es wagen, ihren Weg durch die Wälder fortzuſetzen; ihr Haufen wuchs wieder an, ſie ſuchten den Feind wieder auf, aber ohne Feuergewehr, ohne Pulver, vom Hunger in der Wildniß ermattet, wurden ſie von der Übermacht niedergedrückt, und nach langen jammervollen Zügen gelangten ſie in die Nähe des Fluſſes, deſſen jenſeitiges Ufer ihnen eine Freiſtätte bei den Ungläubigen verſprach. Ihr Haufen war nur noch klein, aber den Vaterlandsboden verließen nur Die, deren Namen zu bekannt waren, deren Waffenthaten ſich ausgezeichnet hatten; die Übrigen ſchlichen zu der verheerten Heimath zurück, nothdürftig den Boden zu bauen, den der Feind wieder verheeren ſollte, eh' er ſeine Schätze entwickelt hatte.

Babeky hatte Czeſinsko ſeit ihrem Zuſammentreffen nie mehr verlaſſen; mit Brudertreue hatte er ſeine Habe geſchützt, hatte ihm in den Stunden der Verzweiflung Muth eingeſprochen, und wenn ſein grauenvoller Schlaf ihn ergriff, wartete er, mit dem Säbel in der Fauſt, neben ihm die Zeit ſeines Erwachens ab, ließ die

Kameraden voranziehen und leitete den Kranken ihrer Spur nach. Mit ihm und wenig Waffenbrüdern verbarg ſich der treue Podolier in den Trümmern eines Kloſters bei Borowiça, das die Ruſſen verbrannt hatten. Die überlebenden Einwohner waren in die Wälder geflohen, und die ſchwarzen Schutthaufen den Raben und Wölfen überlaſſen. Ein Bote ward jenſeits des Fluſſes geſandt, um den Anführer des nächſten türkiſchen Poſtens um Sicherheit für den Übergang des kleinen Hauſens zu bitten. Des Tages über verkrochen ſich die Unglücklichen, Raubthieren gleich, in das verfallene Gemäuer; zur Nachtzeit bis zu des Morgens Grauen trieb ſie das Bedürfniß in die Wälder, um Wildpret für ihre Nahrung zu ſuchen. Eines Abends, da die Zeit ihrer Streifzüge nahte, fiel Czeſinsky in einen betäubenden Schlaf, wie ſein treuer Babeky mit einem Theile der Jäger ſchon vorausgeeilt war. Die Übrigen, gewohnt, nur Babeky für ihn ſorgen zu ſehen, gingen ihrem Geſchäfte nach und überließen ihn ſeinem Schickſale. Nach einigen Stunden erwachte Czeſinsky; der Mond blickte durch die Mauerlöcher, der Wind rüttelte das Buſchwerk, mit dem die leeren Fenſterkreuze verſtopft waren, ein Feuer, das bei der Entfernung der Jäger in dem verfallenen Kamin gebrannt hatte, glimmte noch in feuchtem Holze, das von Zeit zu Zeit kniſternd auseinander fiel. — Matt ruhte Czeſinsky neben der Glut und hielt ſich ſtaunend bei dem Gedanken auf, welche Bahn von Elend der Menſch durchwandern könne! Bald traf ein ferner, dumpfer Klageton ſein Ohr; er ſprang auf, ergriff ſeinen Säbel und ging dem Tone nach. Wenn der Menſch bis zur Hülfloſigkeit des Thieres geſunken iſt, kennt er keine andere Begier mehr als das Leben, auch die Neugier erſtirbt in ihm. Die Flüchtigen hatten ihren jetzigen Aufenthalt nie weiter unterſucht, als es ihre Sicherheit bedurfte; auch jetzt war es nicht Neugier, was Czeſinsky trieb — Anfangs ſchreckte ihn Selbſtvertheidigung auf, und wie er den Jammerton unterſchied, der Inſtinkt des Mannes, dem Schwachen zu helfen. Der Ton verlor ſich und fand ſich wieder, je nachdem er in dem verfallenen Gebäude umherging. Er befand ſich in der Kirche, deren feſte Mauern am unbeſchädigtſten blieben, als die Klage deutlich ſein Ohr berührte, deutlich von den geöffneten und beraubten Todtengrüften her tönte. Mit frommem Schauder zog er ſein Crucifix aus dem Buſen, und mit dieſer Ägide ſtieg er die Stufen hinab. Ein mattes Licht ſchimmerte ihm entgegen, er ging dem Gewölbe entlang, ſchritt über Trümmer von Todtenkäſten und Gebeinen, wendete ſich in ein Nebengewölbe und fuhr mit Entſetzen zurück. Ein Weib lag im Tode ausgeſtreckt auf angehäuftem Laube; neben ihr kniete, eingeſunken in Schmerz, ein junges Mädchen; ihre Klagen hatten Czeſinsky herbeigerufen. Am Fuße des Sterbelagers ſtand ein hohes ſchwarzes Kreuz, an dem ein weißes Gottesbild hing, und vor ihm brannte eine Lampe, deren rother, trüber Schein dieſes Schauſpiel aus der Nacht hob. Die Todte war die Gattin eines Conföderirten, deſſen Güter in dieſer Gegend lagen; er war unter den Waffen gefallen, die Feinde hatten ſeine Heimath verwüſtet, ſein Weib und ſeine Tochter hatten ſich nach Borowiza geflüchtet, bis auch dieſe Stadt zerſtört ward. Nun irrten ſie in den Wäldern, bis die Mutter erkrankte; dann brachte ſie Stephanie und der alte Hauskaplan, der ſie nie verlaſſen hatte, in dieſes Gewölbe, denn ſie glaubten, das Grauen vor den Todten würde die Lebenden ſchützen. Langſame Krankheit zehrte hier die Mutter auf, der Kaplan brachte ihnen ihre ſpärliche Nahrung, die er weither bettelte, oft von den Büſchen im Walde mühſelig zuſammenlas; ſeit vier Tagen kam er nicht mehr, der Verrath war verzehret, und heute Nacht hatte der Tod mit ſanfter Hand die Leiden der Mutter hinweggehoben. Aber Stephanie bebte ihm entgegen in unausſprechlicher Angſt, denn draußen drehte die Wuth der Feinde und drinnen der Hungertod neben der Leiche der Mutter. In dieſem Augenblicke erſchien ihr Czeſinsky wie ein rettender Engel. Er beredete ſie, das Todtengewölbe zu verlaſſen, und zündete in dem Schlupfwinkel ſeiner Genoſſen das glimmende Feuer wieder an. Noch hörte er auf ihre Erzählung und harrte auf die Rückkehr ſeiner Freunde, die mit ihrer Jagdbeute Stephanien laben ſollten, als Waffengeklirr und wildes Geſchrei auf ſie eindrang; er ergriff ſeinen Säbel, Stephanie ſank, von Angſt und Hunger entkräftet, zu ſeinen Füßen nieder, und in wenig Augenblicken ſah er ſich von zaborower Koſaken umringt, die ſeinen Widerſtand bald unmöglich machten, denn ein Hieb lähmte ſeinen rechten Arm. Das ſchöne Mädchen, das ohnmächtig am Boden lag, entging der Aufmerkſamkeit der Barbaren nicht, aber Czeſinsky faßte ſie in ſeinen linken Arm und beſchwor ſie bei ihrem heiligſten Schwure, ſein Weib vor dem Hungertode zu retten, da ſie ſchon zwei Tage am Sterbebette ihrer Mutter wache und bete. Die Räuber ließen ſich erweichen; Czeſinsky hatte in der Nähe ihrer Völkerſchaften gelebt, er hatte mit Caſimir Polowsky in Chozim gefochten, ihre Sprache war ihm nicht ganz fremd, und die Verzweiflung machte ihn beredt, rettete ſein Leben und Stephaniens Ehre. Die Barbaren reichten Stephanien Nahrung; Czeſinsky vertraute ihr, welche Rechte er ſich über ſie angemaßt hätte, beſchwor ſie, ſeiner Redlichkeit zu trauen und ſo Beider Schickſal zu erleichtern. Ihr zweifacher Retter fand einen mächtigen Fürſprecher in ihrer Bruſt; das Band, was ſie mit ihm verknüpfte, war in dem reinen Sinne, den die Natur mit beiden Geſchlechtern meinte, zwiſchen Schwäche und Muth, zwiſchen Dankbarkeit und Bedürfniß geknüpft. Die Koſaken, welche, die ruſſiſchen Truppen fürchtend, nur zum Raube über den Fluß ſetzten, führten ihre Gefangenen noch vor Tagesanbruch auf das jenſeitige Ufer, und ſchickten ſie ſogleich mit einer Menge auf der Bundesgenoſſen Boden gemachter Beute tiefer den Fluß hinabwärts. Nach wenigen Tagen, in denen ſich Stephanie aus der erſten Tiefe des Schmerzes bis zu dem Leidensgrade erhob, wo das Herz Troſt empfangen kann, ward ſie ſich bewußt, welchen Dank ſie Czeſinsky ſchuldig war, und indeß ſich dieſes Gefühl ihrer Bruſt bemeiſterte, lernte Czeſinsky, wie ſüß es ſei, ihren Dank zu verdienen. Wenn die wilde Horde ſich um ihre Feuer lagerte, die Pferde, an ihre Pfähle gebunden, den dürren Boden ſcharrten und der nahe Fluß eintönig seine Wogen an das hohe Ufer wälzte, saß Czesinsko, mit Stephanien zusammengebunden, neben dem Gepäck in der Mitte des Haufens, und sie erzählten sich ihre traurige Vergangenheit. Stephaniens Thränen flossen über ihres Freundes Schicksal, indeß er nur für ihre Leiden Trost suchte. Mir, mir bleibt nur der Tod! rief er dann wieder in finsterem Grame. — Tod? und was würde aus mir? — Kann ich Dich schützen? Bin ich nicht gelähmt durch ein unbesiegbares Übel? Kannst Du nicht in unseliger Stunde mein bedürfen ...... und ich erwachen, um vor Wuth zu vergehen? — Dann sterb' ich, ehe Du erwachst! rief Stephanie und stürzte sich schaudernd in seine Arme, als wolle sie der Zukunft entgehen, und unaussprechlichen Schmerz und unaussprechliche Wonne empfand der Unglückliche, der noch nie ein Weib liebte, der, in den Stürmen des Bürgerkrieges zum Jüngling gereift, noch keine sanften Bande gekannt hatte. Konnten sie aber hoffen, daß ihre Räuber sie vereint lassen würden? Bei dem bleiernen Gange, mit dem diesen Unglücklichen die Zeit hinschlich, ward jede Möglichkeit berechnet, und für den Fall der Trennung beschlossen sie unfehlbaren Tod. Ihr Schicksal war nun bestimmt, und sie waren ruhig.

Ohne die Gründe zu kennen, welche den Zug ihrer Herren bestimmten, sahen sich die beiden Vereinigten mit Schrecken nach einem Wohnorte geführt, der einer Stadt glich. Sie vermutheten, daß man sie dort zum Verkaufe könnte ausbieten, und irrten nicht. Ein griechischer Kaufmann, der, vom türkischen Heere kommend, nach Bialigorod zog, handelte von den Koſaken einen Theil der polniſchen Beute ein, und ihm bot man gelegentlich Stephanien zum Kauf an. Athanaſius betrachtete die Gefangene und ſchien von ihrem Liebreize gerührt; er fragte nach dem Preiſe des Weibes, denn den Mann, der ſo abgehärmt ausſah, konnte er, wie er ſagte, nicht brauchen. Der Koſake aber rieth ihm, denſelben zugleich zu kaufen, ſonſt mußten ſie ihn niederhauen, denn Gottes Hand liege auf ihm — ſo bezeichneten ſie ſeine Anfälle von Schlafſucht — und ſie hätten ihn ſchon lange getödtet, wenn ſein Weib ihn nicht bis dahin gepflegt hätte. Nun blickte Athanaſius aufmerkſamer auf Czeſinsko, und mit der Begeiſterung der Verzweiflung ſagte dieſer dem Griechen: Du biſt ein griechiſcher Chriſt wie ich, wir beten Gott Beide nach einer Weiſe an; bei dem Glauben, der uns Beide ſelig machen ſoll, beſchwör' ich Dich, trenne mich nicht von meinem Weibe! Du verlöreſt Dein Geld und unſere Seelen, denn ſie lebt nicht ohne mich, und ich tödte mich ohne ſie. — Stephanie richtete ihr bleiches Geſicht auf und ergriff eine Reliquie, die ſie an ihrem Buſen verſteckt trug, kniete nieder und erhob ihre Stimme. Bei dem Bilde unſerer Frauen zu Kaſan ſchwöre ich, rief ſie, den Tod dieſes Mannes oder die Trennung von ihm nicht zu überleben! — Der Schwur, den ſie mit ſo viel Faſſung ablegte, machte auf den Kaufmann den gewünſchten Eindruck, er vereinigte die beiden Unglücklichen in gleiche Feſſeln. Der Geſundheitszuſtand ſeines neuen Sklaven, der ihm offenbar keine harte Arbeit erlaubte, vermochte ihn ſehr bald, ſich nach ſeiner wiſſenſchaftlichen Ausbildung zu erkundigen, und Czeſinsky ſegnete jetzt den Zufall, der ihm in ſeiner früheren Jugend den Unterricht eines griechiſchen Mönches gewährte, der Hauskaplan bei ſeinem Vater war. Dieſer lehrte ihn italieniſch und brachte ihm eine gründliche Rechenkunſt bei. Wenn Du die Frankenſprache lernſt, ſagte der Grieche zu ihm, wie ſie in kleinen Tagereiſen nach dem ſchwarzen Meere fortrückten, ſo verkaufe ich Dich nicht wieder, ſondern ſende Dich von Bialigorod in mein Haus nach Candia, wo mein Buchhalter ſtarb; ich bedarf eines treuen Dieners, und Dich habe ich aus ſolchem Elend gerettet, daß Dir Treue gegen mich wol zur Pflicht wird — Ich lernte bis jetzt nur mein Schwert führen, antwortete Czeſinsky finſter, mit meinem Arme ward auch meine Seele gelähmt; aber um Dir zu danken, will ich die Frankenſprache erlernen.

Einem Polen wird jede Sprache leicht, und in Czeſinsky's Seele dämmerte an Stephaniens Seite die Ahnung eines andern Lebens in Candia auf. Indem ſie den ganzen Abſchnitt ihres bisherigen vergeſſen wollten — es war ja Alles verloren! — ſollten ſie nicht hoffen, daß Liebe Erſatz wäre? Ihr Unglück hatte alle ihre Empfindungen auf die einzigen zurückgeſetzt — Liebe und Schmerz. Die Heimkehr war ihnen unmöglich, und wäre ſie es nicht geweſen, eine Heimath in Trümmern, und Czeſinsky verſtümmelt, und Stephanie hülflos und arm — in Candia wollten ſie Polen beweinen. — Athanaſius war gut und fromm. Sitten und Umſtände verleiteten ihn, Manches zu thun, das ſein wackerer Sinn nicht für recht hielt; ſeine Frömmigkeit half ihm dann mit guten Werken wieder aus, die ſein Gewiſſen beruhigten. Ein ſolches gutes Werk wollte er an ſeinen neuen Sklaven thun, deren Schickſal und innige Liebe ihn freuten. Nach einem ziemlich langen Aufenthalte in Bialigerod bewies Demetri — dem Sklaven ward nur ſein Taufname gegeben — daß er die Eigenſchaften eines wackern Handelsdieners in einem hinreichenden Grade beſitze; ſein Herr unterrichtete ihn alſo von den Geſchäften, die er in Candia zu beſorgen haben würde, und das heimathloſe Paar ſchiffte ſich, nicht bevor ein griechiſcher Prieſter ſeiner Verbindung zu gemeinſchaftlichem Unglücke den Segen der Kirche gegeben hatte, nach Candia ein.

Hier war nun der polniſche Freiheitsvertheidiger der Buchhalter eines griechiſchen Handelshauſes. Alles, was er geweſen war, was er that, was er gewollt hatte, tönte wie eine alte Sage nur in einſamen Abenden in ſeinem Ohre noch nach. Die Fremdheit der Umgebungen trug dazu bei, die Vergangenheit von der Gegenwart zu trennen. Für ſo einfache Gemüther bewahrt aber das Schickſal einfache Wege zum Genuß. Czeſinsky ward Vater; ſein gütiger Herr ſchenkte ihm bei ſeinem Eintritt in die Inſel ſeine Freiheit; ein kleines Eigenthum, das ſein Weib mit einer Gehülfin anbaute, ward der Lohn ſeines Fleißes; er ſah Stephanie die Früchte ſeiner Bäume ernten, er ſah ſeine Kinder auf dem Boden ihres Erbtheils ihre erſten ſchwachen Schritte thun. Von Zeit zu Zeit erſcholl durch Handelsgelegenheit ein verworrenes Gerücht von dem blutenden Vaterlande her, und endlich ward es ſtill über deſſen Schickſal, wie die Fluthen nach und nach ſchwächer über dem Grabe eines geſunkenen Schiffes. Oft blickte Czeſinsky nach Norden hinaus, die Rückkehr ſank immer tiefer in das Reich der Unmöglichkeit zurück. Nach der Beendigung des Krieges zwiſchen Rußland und der Pforte kam Athanaſius nach Settia, wo Demetri ſeinen Handel beſorgte, um ſeine Geſchäfte zu ordnen. Neue Handelsplane verlängerten den Aufenthalt des verſchlagenen Griechen, und da er mit ſeinem Buchhalter zufrieden war, da die Liebe in Demetri's Hausweſen ihm Freude machte, behandelte er ihn mit Vertraulichkeit und Achtung, ſo daß die einſame Familie der Fremden mit den Einwohnern von Settia bekannter wurde. Was Candia jetzt iſt, hatte Demetri zum Beſten ſeines Geſchäftes fleißig geforſcht; was Kreta einſt war, lernte der unwiſſende Podolier jetzt in den Geſprächen ſeines Beſchützers und ſeiner neuen Freunde. Noch immer können die Griechen nicht vergeſſen, daß ſie einſt das erſte Volk der Welt waren, noch ſprechen ſie von ihrer Vergangenheit, als ſei ſie Prophezeihung einer glänzenden Zukunft. Sonderbar dämmerten neue Begriffe in Demetri's Seele auf. Alſo auf den fetten Ebenen, wo einſt ſeine Heerden weideten, in den dichten Wäldern, wo ſein junger Arm die Bären erlegte, wie hier in den duftenden Orangenhainen, wie hier auf den himmelanſtrebenden Felsrücken, hatten einſt Kraft und Freiheit geherrſcht und hatte endlich Tyrannei geſiegt! — Mit Befremdung hörte er die Griechen, die er bis jetzt nur beim Rechnen aufmerkſam, nur zum Handel thätig geglaubt hatte, im Innern ihrer Häuſer, ſicher vor ihren Treibern, den Türken, Gedanken auseinanderſetzen, die ſeine rohe treue Bruſt von Jugend auf in dunkeln Gefühlen gedrängt hatten. Unter den Kaufleuten, die raſtloſer Handelsgeiſt den Archipel, das candiſche Meer, die Häfen der Levante unaufhörlich zu durchziehen treibt, war keiner, der nicht Erinnerungen vergangener Größe, nicht Durſt nach Abſchütteln des türkiſchen Joches im Buſen trug. Bei Vielen kochte dieſer Trieb nur Rache und Vergeltung, bei Manchen flammte er auf in hohem, ſchöpferiſchem Glauben einer beſſeren Zukunft. Langſam, wie der Gang der Natur, wirkten die neuen Begriffe auf Demetri's Gemüth, das, von keiner Üppigkeit, weder des Wiſſens noch Genießens, erſchöpft, Raum und Klarheit für ſie hatte. Wunderbar brannte es in ſeinem Buſen, wenn er nach langer Tagesarbeit in ſeiner Hütte, von Feigenbäumen gewölbt, ſaß, und den Reden der feurigen Griechen nachdachte, oder mühſelig in ungewohnter Sprache eine der Geſchichten las, die von Hellas alter Größe erzählten. Was er um ſich ſah, waren Trümmer, er ſelbſt Trümmer ſeiner ſelbſt. Gewaltiger Schmerz ergriff ihn, ſein Auge irrte nach Stärkung umher bei dieſem Allvergehen; da heftete es ſich auf des Ida beſchneite Höhen, die einſt auf freie Menſchen herabblickten, die nun Sklaven um ſich ſehen und die noch dauern werden, wenn zu kommenden Geſchlechtern die Freiheit wiederkehren wird. Nicht mit geordneten Gedanken, aber in dunkler Ahnung belebte dieſe Zukunft ſeinen erſtorbenen Glauben, daß Freiheit ewig ſei wie alle Werke Gottes, und wiederkehren werde wie der Frühling, deſſen Lüfte den Schnee des Ida hinweghauchen. Da kam eines Tages ſein ſechsjähriger Knabe, der braunlockige Demetri, mit ſelbſtverfertigtem Köcher und Bogen gelaufen und rief ihm frohlockend zu: Vater, von zwanzig Pfeilen nur drei gefehlt! bis ich ein Mann bin, treffen ſie alle die Moskovier! — — — — Knabe, kennſt Du die Moskovier? fragte der Vater, den dieſe kindiſche Rede ein Prophetenwort däuchte, kennſt Du die Moskovier? — Wohl, ſie tödteten Deinen Hektor! antwortete Demetri mit flammendem Blick, und mordeten meine Ahnfrau, ſie führten Deine Roſſe fort und ſpalteten Deine Bienenhäuſer mit dem Säbel, daß der Honig in das hohe Gras floß, wie keines in Candia wächſt. Ich fürchte das Meer nicht, und will ſelbſt das Schiff führen, das mich an ihr feindſeliges Geſtade bringt. — Czeſinsky erfuhr jetzt mit Beſchämung, was er im ruhigen Gange der Häuslichkeit vergeſſen hatte — daß Stephanie nicht nur ſein Hausweib ſei, daß auch in ihrer Bruſt eine Flamme lodre, die den erſten Keim des Heldenmuthes in ſeines Sohnes Buſen gelegt hatte. Die Begriffe, die ſich durch oft wiederholte Geſpräche mit den Männern in ihm entwickelten, hatten durch einzelne Reden, welche die Hausfrau erhorchte, wenn ſie ihre Gäſte bediente, ihren Buſen durchglüht. Ihr ſchien ihr Volk das größte der Welt, und wenn die Griechen, die ſchon Jahrhunderte das Sklavenjoch trugen, ſich befreien zu können vermeinten, was mußten dann die Polen, die noch nie einem fremden Herrn gehorcht hatten, nicht vermögen? Von nun an nahm die Innigkeit ihres Ehebündniſſes noch zu. Eine Welt wunderbarer Schwärmereien entſtand in dieſen beiden Köpfen, die aus der beſchränkteſten Gegenwart in eine ungeheure Vergangenheit untertauchten, um aus ihr die Bilder einer glänzenden Zukunft zu holen. Nun ſpähten ſie auf's Neue nach jeder Kunde aus dem fernen Vaterlande, denn ſie hatten wieder einen Übergang von der Vergangenheit zur Zukunft gefunden — aber auf welchem unabſehlichen Umwege gelangten ſie zu ihnen! in welchen abenteuerlichen Verfälſchungen hörten ſie nur die letzten Nachklänge von den Schickſalen ihres gemishandelten Volkes, von der Zerſtückelung ihres verrathenen Landes. Unter einem Volke, das, mit ſeiner Lage zufrieden oder ſeiner Lage gewohnt, dem Rufe ſeiner Regenten oder ſeiner Treiber ſchläfrig folgt, wären ſolche Sagen bald ganz verhallt, und Czeſinsky hätte für ſich und ſeine Kinder bald nach nichts Beſſerem geſtrebt, als dem Erbauen des bequemen Todtenhauſes, bürgerlicher Wohlſtand genannt. Unter dem Geſchlecht aber, wohin ihn das Schickſal geführt hatte, blieb der Trieb nach etwas Beſſerem lebendig, und trug ſich, da für ihn keine Hoffnung mehr lebte, in die Zukunft ſeiner Söhne über. Sein Weib hatte ihm deren viere, und zwei lieblich blühende Mädchen geſchenkt, als der Tod ihn plötzlich dahinraffte, wie der kühne Bogenſchütze Demetri kaum noch vierzehn Jahr alt war. Jetzt mußte Stephanie die ganze Kraft ihrer Seele aufbieten, ſie wälzte das ſchreckliche Gefühl des Allverlaſſenſeins von ſich, indem ſie ihres Gatten Pflichten noch zu den ihrigen hinzufügte und Verſorgerin ihrer Waiſen ward. Ihre Landsmänninnen haben Geſchäftsgeiſt und Gewohnheit, Geſchäfte zu führen; das kam jetzt der Witwe zu ſtatten, ſie hatte Sprachen und Rechnungsweſen genug erlernt, um den größten Theil von ihres Gatten Geſchäften fortzuführen, bis Athanaſius den Tod ſeines Buchhalters erfahren hatte und neue Verfügungen treffen konnte. Der ſorgſame Kaufmann eilte von Koron, wo er mit ſeiner Familie lebte, ſchnell herbei, um die anſehnlichen Geſchäfte, die er in Settia trieb, ſelbſt zu übernehmen, bis er ſie treuen Händen anvertrauen könnte. Stephaniens Geſchicklichkeit und Einſicht überraſchten ihn ſo ſehr, wie das hülfloſe Schickſal ihrer ſechs Waiſen ihn dauerte, denn Czeſinski war ihm lieb geweſen, und ſeine Handelsgenoſſen ſprachen alle mit Theilnahme von des Verſtorbenen Eifer und Fleiß. Er richtete es ſo ein, daß die Witwe einem alten Italiener, welchem er nun das Handlungsgeſchäft übergab, im Rechnungsweſen an die Hand ging, wies ihr ein anſtändiges Einkommen an und nahm Demetri, für den er väterlich zu ſorgen verſprach, mit nach Morea. Er meinte es gut mit dem Knaben, denn ſein feſter Schritt und ſein feuriger, ernſter Blick freuten ihn von Herzen. Stephanie fühlte wol tief in der Seele den Schmerz, vom Sohne ſich zu trennen; aber ſie glaubte, in dieſer Trennung den erſten Schritt zu ſeiner Rückkehr in's Vaterland zu thun; ſie hoffte, daß er in Koron leichter Nachrichten von Polen erhalten könnte, leichter ſich dieſem theuern Lande nähern, den Tag der Rache erleben und mit herbeirufen würde. Ihre ganze Seele entflammte bei dieſem Näherrücken der Zukunft und glühte noch mehr durch den Schmerz, ihren Älteſten, den, welcher zunächſt ihre Stütze werden konnte, zu verlieren. Täglich unterrichtete ſie ihn in dem größten Zuſammenhange, deſſen ſie fähig war, von der Geſchichte ihres Landes und ihrer Familie; ihre Thränen und ihre Träume verbanden in des keimenden Jünglings Seele die einzelnen Züge zu einem undeutlichen, aber ergreifenden Ganzen, das ſein ganzes Weſen durchdrang. Sie gab ihm als ein Heiligthum das Bildniß unſerer Frauen zu Kaſan — das einzige Kleinod, das ſie aus ihrem Vaterhauſe rettete, und von dem ſie hoffte, da ſie es ſeit ihrer Kindheit am Halſe trug, einer ihrer Verwandten würde es wieder erkennen, und es würde ihrem Sohne zum Beglaubigungszeichen dienen. Sie erzählte ihm jeden Umſtand von Czeſinsky's Jugendgeſchichte, ſie bezeichneten ihm jeden Zug, den ſie von ſeinen Verwandten wußte, ſie beſchrieb ihm mit finſterer Phantaſie die Wahlſtatt von Ulodowa, als ſollte er die Ungläubigen an ſeinen Geburtsrechten dahinführen und ſagen: Da blutete mein Vater! — Ihr väterliches Schloß, das ſie ſelbſt hatte in Rauch aufgehen ſehen, zeichnete ſie mit jedem Spielplatz ihrer Kindheit dem Jünglinge vor; in den Trümmern von Borowiça mußte er jetzt den Platz erkennen können, wo ſeiner Ahnfrau Sterbelager ſtand, ſo lebendig war ihr Bericht und ſeine Empfänglichkeit.

So ausgerüſtet verließ Demetri ſein ſchönes Geburtsland, um es nie wiederzuſehen, ja um bald keine Spur mehr zu finden von den Menſchen, die ſeine Kindheit liebte, von der Stätte, in der ſie aufgeblüht war. Eine peſtartige Krankheit raffte nach ein Paar

Jahren drei ſeiner Geſchwiſter hinweg. Die Mutter legte ihres Lebens letzten Werth in die rüſtigen Knaben, die ihr noch übrig blieben und ſchon im zarten Alter kühn, als Fiſcher die Wellen bekämpfend, einſt würdig zu werden verſprachen, Demetri ins Vaterland zu folgen. Einſt gerieth während dem letzten Kriege der Türken mit Rußland ein ruſſiſches Schiff in die Nähe von Candia. Ein Sturm trieb es in den freundlichen Hafen von Settia, und die Mannſchaft des Schiffs, von den unbewaffneten Einwohnern friedlich aufgenommen, benutzte die Gelegenheit und plünderte die Stadt. Ein übelberechneter Widerſtand von Seiten der Einwohner, die ihre arme Habe zu vertheidigen verſuchten, reizte die Räuber, und ſie eilten nach einem grauſamen Blutbad auf ihr Schiff zurück. Stephaniens muthige Knaben riefen ſich beim Anblick der Feinde frohlockend zu — Vaterland und Rache! — miſchten ſich unter die bewaffneten Settier und fielen, ihrem Schickſal voreilend und es dennoch erringend, denn ſie hatten ihre Feinde geſehn. Von Stephanien ſchweigt die Kunde, aber die gütige Gottheit ſchenkte der rettungslos Unglücklichen den Tod.

Demetri ward ſeinem Wohlthäter ſehr lieb; dieſer bemerkte mit Freuden die Anlagen, die bei den ungünſtigſten Umſtänden nicht unentwickelt geblieben waren. Immer brütend über dem Plan eines wieder zu erlangenden Daſeins in der Reihe der Völker, waren ſich die klügern Griechen wohlbewußt, daß wilder Muth und roher Wille ihnen in dem jetzigen Zuſtand der Dinge wenig helfen würden, wenn nicht vorzügliche Geiſter unter ihnen entſtänden, welche die zerſtreute Kraft in ein Ganzes vereinten, und ſich nicht Kenntniſſe unter ihnen verbreiteten, die ſie vor dem Bedürfniß, von Fremden angeführt zu werden, bewahrten. Mehrere Väter ſchickten um dieſe Zeit ihre Söhne ins Ausland, ja auf die hohen Schulen deutſcher Länder, um dort Unterricht zu ſuchen. Athanaſius hatte keinen Sohn; da er nun in Demetri viele Anlagen zum Kriegsmann beobachtete, ſchickte er ihn nach Neapel, wo Akton damals, Soldaten zu bilden, eine Kriegsſchule unterhielt. Einer ſeiner Handelsfreunde nahm ihn auf, das Schickſal wollte ihm wohl, denn ſein Gaſtfreund kannte außer ſeinem Gewinnſt noch andere Götter; die Luft, die er athmete, der Boden, auf dem er geboren ward, hatte ihm das Alterthum heilig und die Menſchheit ehrwürdig gemacht. Demetri hatte die Heldenwelt der Vorzeit bis jetzt nur aus den verblichnen Geſtalten candiſcher Volkslieder kennen lernen und den Kriegsmuth ſpäterer Geſchlechter in einigen einzelnen Bänden alter Geſchichten geiſtlicher Orden, die ihm ein Mönch aus Ariadl mitgetheilt hatte. In dieſen hatte er auch die Luſt an Kriegswiſſenſchaft und zunächſt an ihrer erſten Hülfsquelle, der Mathematik, geſogen. Er fand alte Plane darin von der Belagerung von Rhodus, von mancher Schlacht aus den Zeiten des großen Solimans; er lernte Lisle Adam's frommen Heldenmuth kennen und Lavalette's unſterblichen Ruhm und ahnte, daß der erſte der Krieger auch der beſte der Menſchen ſein müßte. Wie ein Mann, der, des Geldes unkundig, deſſen gefunden hätte und es, über ſeinen herrlichen Glanz erfreut, als

Spiegel der Sonne, als Darſteller ihres Bildes ſorgſam bewahrte, ohne zu wiſſen, welchen weit vielfältigern Genuß er damit eintauſchen könnte, ſo erſtaunte der junge Candier, wie er bei jedem Fortſchritt in der Wiſſenſchaft wahrnahm, welchen Schatz er in den Gefühlen ſeines Buſens beſitze. Sein Gaſtfreund verſchaffte ihm nicht nur die beſten Lehrer, ſondern, von des Jünglings Gemüthe, voll Milde und Kühnheit angezogen, freuten ſich bald Männer, welche die Wiſſenſchaften zu dem Genuß ihres Lebens gemacht hatten, ſeinen Geiſt zu entwickeln. Mit welcher Empfindung Demetri zum erſten Mal Landsleute ſah, kann nur Der faſſen, der in die Lage unſers Freundes mit Theilnahme einging. Zum Beſten ſeines ſchönen Enthuſiasmus traf er auch Männer ſeines Landes, die den Glauben, wie werth es eines ſchönern Schickſals ſei, noch in ihm erhöhen mußten. Der Graf P*** war der erſte Pole, der ihn als ſeinen Landsmann erkannte. Ein geiſtvoller Neapolitaner führte ihn zu dieſem edeln Menſchen. Der Italiener wußte nichts von Demetri's Geſchichte, als daß er ein Pole und auf einer griechiſchen Inſel erzogen ſei, alles Andre war die Geſchichte von ſeiner Eltern Unglück und war dem Jüngling zu heilig, um je der Gegenſtand ſeines Geſpräches zu ſein. Der Italiener hielt die Spannung, mit welcher Demetri vor den Grafen trat, für ſchüchterne Unbehülflichkeit; er verſtand die Frage nicht, die der Graf ihm auf Polniſch that, da er ihm den Jüngling als ſeinen Landsmann empfahl. Es war der Name ſeines Vaters, nach welchem der Graf ſich erkundigte. Demetri ſprach ihn mit Stolz aus, und ſetzte mit einem

Feuerblick, den Thränen bewölkten, hinzu: Er focht mit Franciskus Pulawsky, wie dieſer Held bei Ulobova fiel, und weinte, durch ſeine Wunden gelähmt, in Candia um ſein Vaterland, bis der Tod ihn befreite. — Heilig iſt ſein Grabhügel, und ſein Geiſt ruhe auf Dir! rief P*** und ſtreckte die Arme dem Jüngling entgegen, aber zum Erſtaunen des Neapolitaners, der mit Theilnahme dem Mienenſpiel der Ausländer zuſah, ſank Demetri, hingeriſſen von dem ihn ergreifenden Gefühl zu des Grafen Füßen, drückte ſeine Stirn auf die ihm dargebotne Hand und ſagte durchdrungen: O mein Vaterland! O du Herd meiner Väter — Herr! auch dein Blut floß für die Freiheit — iſt ſie auf ewig dahin? — Dieſes überraſchende Feuer legte den edeln noch unbekannten Jüngling an des edeln Patrioten Herz; ihm öffnete Demetri das Heiligthum ſeines Unglücks, und der Graf ergötzte ſich an einem Gemüthe, das, ſo rein, nur das Reinſte aufgefaßt hatte. Dein Zeitalter iſt in unſerm ſchmachtenden Vaterlande noch nicht gekommen, ſagte er einſt zu ſeinem jungen Freunde, der ſeine unendliche Begierde, Alles von ſeinem Vaterlande zu erfahren, in jedem Geſpräche zu befriedigen ſuchte, — Deine Zeit iſt noch nicht da, und ſo theuer mir Deine Geſellſchaft iſt, ſollſt Du mir noch nicht in die Heimath folgen. Die reine Entwickelung Deiner Kraft würde in jenem Lande voll Schmach und Verderbniß verkümmert werden. Eine Zeit wird kommen, wo Polen tugendhafter Männer bedarf — bis dahin folge dem Willen Deines Pflegevaters; ich werde Dich rufen, wenn der Augenblick kommt. Es wird ein ernſter Augenblick ſein! — Aber daß ich dann hier — er legte ſeine Hand auf Demetri's Stirn, und hier — und er legte ſie auf ſein Herz, noch die Kraft finde, mit der wir Polen beleben müſſen, damit ſein Name nicht von der Erde vertilgt werde.

Nicht ohne ſchmerzlichen Kampf befolgte Demetri des Grafen Rath. Die Zwiſchenzeit bis zu dem ernſten Rufe, wo Polens Wiedergeburt beginnen ſollte, kam ihm wie eine lange Fahrt auf einem Meere vor, bei der kein Stern ihm leuchtete, keine Luft die Segel ſchwellte, bei der kein Pharus den erſehnten Hafen ihm anzeigte. Dann fühlte er doch ein heimliches Grauen, feindlich, thatenlos unter dem Druck fremden Übermuths in einem Lande zu leben, das ihm nur Thatkraft wieder zum Vaterlande zu erheben vermochte. Der Gedanke: Verſtellung, Sklaverei, Schmiegen, Erdulden, empörte jede Nerve in dem freigebornen Sohne der Wellen, der noch kein Joch kannte und ſtets von Freiheit geträumt hatte. Und den Wohlthäter ſeiner Familie, den guten Athanaſius, ſollte er den ſo unvorbereitet verlaſſen? — Mit alſo wechſelnden Gedanken ſah er den Grafen abreiſen, und lange noch kämpften ſie in ſeiner Seele. Die Begierde nach Wiſſen gab ihr endlich ihr Gleichgewicht zurück. Treu ſeine Zeit benutzend, beſuchte er die Stätten, wo alte Freiheit und Größe ſich Denkmale erbauten, die der Zerſtörung der Zeit und den Rechten der Eroberer trotzen, und kehrte endlich mit bewahrter Kraft und beherrſchtem Willen bereichert nach Koron zurück. Gerade in dieſer Zeit brach der letzte Krieg zwiſchen den Ruſſen und der Pforte aus.

alle Seeſtädte des türkiſchen Reichs waren in Bewegung geſetzt, — lebhaft drang der Jüngling in ſeinen Pflegevater, ihn einen Feldzug gegen die Verderber ſeines Landes machen zu laſſen; mit glühenden Farben ſchilderte er ſeine Rechte zur Rache. Allein Athanaſius ſah die Ruſſen aus einem verſchiedenen Geſichtspunkte an. — Lange leidend im Joche und ſinnend auf Rettung, rechneten die Enkel der griechiſchen Freiſtaaten auf Befreiung durch ein Volk, das ſelbſt die Feſſeln der Willkür trägt. Nicht um für die Herrſchaft der Ottomanen zu kämpfen, hatte er mit Freuden die männlichen Tugenden ſeines Pflegeſohns ſich entwickeln ſehen, er ſollte, vom ruſſiſchen Zepter beſchützt, den erbitterten Griechen helfen, ſie von ihren aſiatiſchen Treibern zu befreien. Streng verbot er alſo ſeinem Zöglinge jeden Gedanken, ſich dem türkiſchen Heere zu nahen; um ſeine Pflicht zu binden, beſchäftigte er ihn mit Handelsgeſchäften, die ihn in alle Häfen der griechiſchen Meere führten. Demetri's Buſen athmete ſchwer unter dieſem Zwange, allein er gehorchte dem väterlichen Befehl und harrte männlich des Rufs ſeines edeln Landsmanns, der ſie aufheben ſollte durch eine höhere Laufbahn. Auf einer dieſer Reiſen befand er ſich auf einer kleinen Inſel des Archipels, wohin er ſeine Ladung wegen eines Gerüchtes, als befänden ſich ruſſiſche Kriegsſchiffe in dieſem Gewäſſer, geflüchtet hatte. Die Sage erfüllte ihn mit Sorge für ſeine Mutter, für ſeine muthigen Brüder. Viele Jahre hatte er nun Settia nicht geſehen, und auch bei dieſer Reiſe hatte ihm Athanaſius verboten, dieſen Umweg zu machen. Jetzt berechnete er die

Möglichkeit, ohne ſeines Pflegevaters Geſchäfte zu verſäumen, auf einem Fiſcherkahn das Meer zu durcheilen und die Lieben noch einmal zu ſehen, von denen eine nahe Zukunft ihn vielleicht auf lange, lange Zeit trennen ſollte. Sehnſuchtsvoll ſtand er auf einer Felſenklippe und blickte nach Süden; der feuchte Meeresduft ſtieg aus den Fluthen empor, die in der Tiefe in myſtiſchem Rhythmus an den Fels ſchlugen. — Eine, und wieder eine, und die dritte, die ihre Vorgänger mit ſtärkerm Stoße verſchlang und, von der leiſen Luft nicht geregt, ihre weißen Tropfen am Fels emporſprützte. Die Seeſchwalbe ſchwebte über ſeinem Haupte hin und her, die Kähne ſtießen, ſanft vom Waſſer gewiegt, in der kleinen Bucht an einander — ſo hatte er tauſend Mal als Knabe geſtanden, ſo die Natur um ihn her ruhig geathmet; aber nach Norden hatte er ſeine Kinderaugen gerichtet, und hohe, dunkle, blutige Bilder hatte er geträumt. Indeß glitt ein kleines Fahrzeug von Süden daher, erreichte den Hafen, und plötzlich hörte Demetri Rufen, Klagen und Geſchrei. Er eilte dahin, und fand Fiſcher aus Namphio, die einen Mann führten, der, von Inſel zu Inſel geflüchtet, ſich aus Settia gerettet hatte, um nach Smyrna zu eilen und einem reichen Armenier, der in Settia eine Niederlage hatte, das Unglück zu melden, das dieſe Stadt traf. Ahnend fragte Demetri nach ſeines Pflegvaters Hauſe, mit zitternden Lippen nach der Witwe des Franken Demetri. „Das Haus des Athanaſius iſt geplündert,“ ſagte der Bote, „und die Knaben ſah ich blutend an ſeiner Thüre liegen, wie die Entfernung der Feinde uns erlaubte, unſre Todten zu begraben — ihre Mutter mochte das Weib ſein, die neben ihnen klagte." — Mit einem Blicke, der die Himmel durchdrang und das Verderben herabrief, ſtand der Jüngling und hörte die Kunde. — Seine Gefährten riefen: Sohn Demetri, räche Deine Brüder! räche uns! — und der erſte Strahl der Sonne ſah Demetri und ſeine Gefährten mit weißem Segel das Labyrinth des Inſelmeers durchſtreichen. Kundig jeder Bucht, wie die Bewohner jener Ufer es ſind, wandten ſie ſich neben den Küſten hin, wo Gefahr ihnen drohte, warteten Tage lang in dem Geklüfte des Ufers, Binſen um den Schiffsbord hängend, damit das Anſchlagen der Wellen ihren Aufenthalt nicht verriethe und ſie Unterſuchungen ausſetzte, zu denen ſie nicht vorbereitet waren. Sie führten keine Waaren; ſo weit von der Heimath entfernt man ſich nicht auf dem Fiſchfange, der mistrauiſche Türke befragt den Griechen mit Härte, und die Ausſage, aus Durſt nach Kampf zum Kriegsſchauplatz zu eilen, würde dem Muſelmann wie eine Fabel vorgekommen ſein. Glücklich landeten die Flüchtlinge zur Nachtzeit nicht weit von Enos, von wo einer der Gefährten das Land bis zu der Hauptſtadt ſchon kannte. Demetri wußte, daß ein Franzoſe, der ihn in Neapel unterrichtet hatte, bei der Stückgießerei des Großherrn die Aufſicht führe. Er fand Mittel, einen Brief an ihn zu verfaſſen, den er in ſeinem eignen Namen von Koron aus an Martel, ſo hieß der Franzoſe, ſchrieb und darin um Anſtellung bei der Artillerie des Großherrn bat. Seine Gefährten hieß er ſich in der Nähe von Pera auf einem Kirchhofe verbergen, und er ſuchte, in gemeine Fiſcherkleidung gehüllt, keck den Franken auf. Martel empfing den Brief, ohne ſeinen ehemaligen Schüler zu erkennen; er las und blickte, da er ſich des Schreibers lebhaft erinnerte, fragend über das Blatt hin dem Überbringer ins Geſicht, wie wir bei unerwarteten Botſchaften wol thun. Wakkerer Martel, redete ihn Demetri an und warf ſeinen Turban von ſich, ich habe keine Komödie mit Ihnen ſpielen, ſondern ein Mittel ſuchen wollen, ſicher zu Ihnen zu gelangen; es bedarf des Briefes nicht, hier iſt der Schreiber ſelbſt. Mit Flammenworten ſchilderte nun der Jüngling das Schickſal, das ſeine Geliebten getroffen, ſchilderte, wie, gleich einem Sturmwinde, der die Aſche von der Glut bläſt, daß ſie verzehrender ausbreche, ſo der Tod ſeiner Brüder, die Verzweiflung ſeiner Mutter alle Rache ſeiner Bruſt aufgeregt habe. Seinem dem edeln Grafen P*** gegebnen Worte treu, wollte er nicht planlos nach Polen eilen, aber das Schickſal rufe ihn, nicht thatenlos zu warten. Flehend bat er für ſich und ſeine Gefährten um Dienſte in der Armee, bat um Gelegenheit, ſiegen zu lernen. Sagen Sie mir, wo ich ſtreiten, wo ich ſterben ſoll, rief er mit heißen Augen, in denen der Schmerz, noch unthätig zu ſein, die Thräne feſt hielt, ich kann Alles, um meine Brüder zu rächen.

Martel war für dieſe Gefühle nicht todt. Er fand Mittel, die Flüchtigen für den Dienſt der Artillerie zu werben; gelehriger als die Aſiaten, von keinem Vorurtheil zurückgehalten wie die Türken, und durch den Kampf mit den Wellen mit dem Tode bekannt, wurden ſie ſchnell geſchickter in ihrer Wiſſenſchaft als Martel's älteſte Schüler unter den Muſelmännern. Ungeduldig erwarteten ſie den Zeitpunkt, zur Armee zu ſtoßen, und er traf bald ein. Bei ihrer Ankunft im Lager des Großveziers wurden die Jünglinge vertheilt, und Demetri, den ſeine früher erworbenen Kenntniſſe viel weiter geführt hatten als ſeine Gefährten, und deſſen Verdienſte von den Franzoſen, die im türkiſchen Heere bei der Artillerie dienten, ſogleich anerkannt wurden, erhielt den ihm gebührenden Vorzug.

Endlich genoß er nun die lang erſehnte Genugthuung, den Verderbern ſeines Vaterlandes in die Augen zu ſehen. Bei Moczin legte er ſeine Waffenprobe ab. Er bediente eine Batterie, vor welcher die Ruſſen erſtaunten, denn ſo hatte noch kein türkiſches Geſchütze gewüthet. Feſt und ruhig ſtanden die Krieger des Nordens, ließen ſich von des Todes Sichel mähen, im beſchränkten ewig heiligen Begriffe der Pflicht. Demetri hatte ſterben, ſehen, bluten und ſterben, aber eine Schlacht hatte er noch nicht geſehen. Wenn der Wind auf einen Augenblick den Pulverdampf zerſtreute, blickte er auf das Schlachtfeld, ſo weit er es überſehen konnte, hin und fragte ſich: ſind das Menſchen? — wenn neben ihm hier und dort ſeine Gefährten ſanken, wenn er im Drange der Umſtände ihre zerſchmetterten Körper von den Stücken, wo ſie wie auf ihr Ehrenbette niedergeſunken waren, hinwegzog, fragte es ihn dumpf ins Ohr: ſind das Deine Brüder? — und wie der ſchreckliche Kampf vorüber war und das Winſeln der Sterbenden auf dem Schlachtfelde von dem Donner des Geſchützes, dem Geſchrei des Kampfes nicht mehr übertönt wurde, eilte er zu retten Türken und Ruſſen und hob ſeinen Blick gen Himmel und rief: ich habe keine Feinde!

Auszeichnung und Ruhm konnte der Grieche, und dafür galt Demetri im Heere, nicht hoffen; denn der Türke fürchtet das Volk, das er nur durch ſteten Druck verhindert, ſich ſeiner Vorzüge zu bedienen, aber den Gewinn, den Erfahrung dem Manne gibt, gewann er in dieſem Kriege. Die Fehler der Feinde und die Verworrenheit des Heeres, unter dem er diente, waren ſeine Lehrer, und er benutzte ſie zur Erlangung des Ruhms, der ihm einſt auf dem Vaterlandsboden beſtimmt war. Dieſe Zukunft allein gab ſeinem Leben den Werth, und Alles, was vorging in der Nähe und Ferne, verband er mit dieſem Zwecke ſeines Daſeins. So ward er im Kriege dennoch Menſch. Sehnſuchtsvoller wie je ſah er ſeines Landsmanns Winke entgegen, aber nicht mehr Rache von Menſch zu Menſchen war ihm der Krieg, er war ihm heiliges Mittel zum heiligen Endzweck, und mit Erſtaunen gedachte er der wilden Begier nach Wiedervergeltung, die ihn ſo oft entflammt hatte, ehe die in ſeine Hand gegebne Gelegenheit zur Rache ihn Menſchlichkeit lehrte.

Während dem Laufe des Krieges waren durch die Franzoſen, welche in der türkiſchen Armee dienten, einzelne Nachrichten von den Vorfällen zu Demetri gelangt, die den ungeheuern Begebenheiten, die ſeitdem Europa zerriſſen, zum Vorſpiel gedient haben. Was man an den Ufern des Pruth und auf den Ebenen der Donau erfuhr, konnte kein deutliches Bild von der Umwälzung geben, deren Beginnen eine Morgenröthe des Völkerglücks ſchien und ſeine Morgenröthe war! — nicht in dem Sinne, der damals manche ſchöne Seele entflammte, aber in einem höhern, herrlichern Sinne, für den die Edlern des jetzigen Geſchlechtes gern leiden, und dem weder Selbſtſucht noch Beſchränktheit Schranken zu ſetzen im Stande ſein werden — Demetri begriff nicht, wohin die Tage des 14. Julius führten; aber ihre Loſung war Freiheit, und konnte dieſes anders als laut jauchzend aus ſeiner Bruſt zurückſchallen? konnte er anders als hoffen, daß das Volk, das ſo kühn ſeine Feſſeln zerbrach, werde ſeinen Brüdern im Unglück, ſeinen Vorgangern in der Unabhängigkeit die Hand bieten? Hoffnungsvoll ſah er dem Bruderbunde entgegen. Ehre hielt ihn im türkiſchen Heere, und der Befehl ſeines Freundes entfernte ihn noch von Polen, denn P*** hatte ihm mit Strenge ſeinen übereilten Schritt, zu einer Zeit den Ottomanen zu dienen, wo ſein Vaterland ſeinen Arm nöthig haben könnte, verwieſen. Freudig überraſchte ihn alſo eines Tages der Befehl ſeines Obern, ſich zu Martel nach Konſtantinopel zu begeben. Der Franke empfing ihn mit herzlicher Freundſchaft, nahm ſich aber nicht Zeit, ſeine Fragen nach den Vorgängen in Frankreich zu beantworten, ſondern erzählte ihm die Revolution, welche vor wenigen Wochen in Polen ausgebrochen war. Wie ein elektriſcher Funke belebte dieſe Nachricht Demetri's ahnende Seele, er flog zu dem franzöſiſchen Geſandten, an den ihn Martel verwies, und empfing dort Briefe von ſeinem edeln

Freunde aus Warſchau, die ſeinen ſehnlichen Wunſch endlich erfüllten. Er berief ihn nach Polen; Demetri ſollte mit Empfehlungen verſehen als polniſcher Offizier, zu welchem Zweck P*** ihm die Ausfertigung als Hauptmann eines zu errichtenden Jägercorps beigelegt hatte, die ſüdlichen Gegenden des Landes durchreiſen, um ein Volk, das er noch nicht kannte, einen Vaterlandsboden, der ihm fremd war, kennen zu lernen, und erſt nach einer beſtimmten Zeit ſeinen väterlichen Freund in der Hauptſtadt aufſuchen. Sein Austritt aus dem türkiſchen Heere ward durch ſeine Beſchützer bald erhalten, und er begab ſich auf den Weg, um in der Nähe von ſeines Vaters Geburtsſtätte das Land der Polen zum erſten Mal zu betreten.

Der Ernſt des nun beginnenden Lebens wechſelte wunderbar in ſeiner Bruſt mit dem Leben der Vergangenheit, das dieſem Jünglinge ſo heilig ſein mußte. Er hatte dem wohlthätigen Athanaſius, der ihm längſt ſeine Flucht nach Konſtantinopel verziehen hatte, vor ſeiner Abreiſe nach Polen die Beſtimmung ſeiner Zukunft gemeldet; ihm war wie einem Menſchen, der in ein neues Leben zu treten im Begriff iſt: die irdiſchen Anſichten ſchwinden ihm, Alles iſt nur Vorhof der Zukunft. Er ſchrieb ſeinem griechiſchen Pflegevater im Seherton, in dem er ein goldnes Zeitalter verhieß, Griechenland wieder ein Bundesſtaat glücklicher Menſchen — Armes Seherauge! du brachſt und ſaheſt dein ſchönes Bild verbleichen, ehe du brachſt, aber dort blickt es wieder auf und erkennt, daß die Glaubensſtimme in der ſehnſüchtigen Bruſt wahrhaftig war.

Demetri ward von der Familie ſeines Vaters, von den Verwandten ſeiner Mutter anerkannt, und durch Empfehlungen, die ſein Beſchützer ihm verſchafft hatte, überall mit Achtung aufgenommen. Tief erſchüttert ward er, wie der Älteſte ſeines Hauſes ihm Papiere zuſtellte, die ihn in den Beſitz der Güter ſetzten, die bei den Verheerungen der Ruſſen, in dem Zeitpunkt, der ſeine Eltern unter die Türken trieb, ſeines Vaters Eigenthum waren. Sein Freund wollte ihm den Vaterlandsboden durch das Band des Beſitzthums theuer machen und hatte ſie für Demetri von dem jetzigen Beſitzer gekauft, damit kein Rechtsſtreit, der ſein Erbrecht beweiſen müßte, ihm die Liebe ſeiner Blutsfreunde entzöge. Nun wallfahrtete Demetri zu dem Wohnorte ſeiner Ahnherrn. Trümmer waren Alles, was er fand! ſchwarze Mauern, halbaufgebaute Hütten um ſie her, deren armſelige Einwohner noch ſcheu und ſchaudernd die Geſchichten des Schreckens erzählten, die ihre Väter erlebten und ſie der Armuth zur Beute gaben. Armuth auf dieſen reichen Triften! in dieſem Lande, das mit zehnfacher Milde ſeine Kinder ernähren würde, wenn ihr Haupt, von keinem Joche gedrückt, ſich erhöbe und Geſetze ihnen den Erwerb ihres Fleißes verſicherten. Er fand ein Paar Bewohner des Dorfes, die in ihrer Jugend, ihrer größern Gewandheit wegen, bei ihren Leibdienſten im Innern des Herrenhofes waren gebraucht worden. Sie foderte er auf, ihm jede Stätte zu zeigen, wo ſein Ahnherr lebte, wo ſein Vater jung war. Dieſe armen ſtarren Menſchen verſtanden ſein Verlangen nicht. Liebesandenken kennt der Elende nicht, der ohne Eigenthum und Rechte kein väterliches Erbe je erhalten hat und nur Alles dem Herrn verdankt. In dem Zimmer ſeines Großvaters fand ſich noch die Erhöhung, wo das Ehebett ſeiner Vorfahren ſtand, dieſes Prunkſtück, welches eins der wenigen Luxusgeräthe iſt, welches jener Adel der Prachtliebe unſrer alten Barone nachgeahmt hat. Noch ſah man oben an der verfallnen Decke einzelne Schnörkel von Schnitzwerk, von dem die ſcharlachrothen Umhänge herabgehangen waren. Demetri fragte ſeine Begleiter bewegt nach der Stelle, wo der Schutzpatron ehemals gehangen. — Kopfſchüttelnd zeigten ſie eine kleine Vertiefung in der Mauer, wo ehemals ein Bild des heiligen Romanus verehrt ward. Demetri ahnete hier den Ort, wo ſein Vater und ſein Waffenbruder Hektor auf das Kreuz ſchwören mußten, ſich dem Vaterlande zu weihen. Er ſank auf den durchwühlten Fußboden, zog daſſelbe Kreuz aus dem Buſen, das Hektors Todtenhand hielt, das er von ſeines Vaters kalter Bruſt genommen hatte, und wiederholte den Schwur. Die dumpfen Menſchen um ihn her verſtanden nichts von dieſem Betragen, ſie gaben ſich bedeutende Blicke unter einander, und führten ihn weiter zu dem Ort, wo ſein Vater auf einem Platze, von Vogelbeerbäumen beſchattet, als Knabe mit Flinte und Piſtol nach dem Ziele ſchießen lernte. — Der Blick der ihn begleitenden Leibeignen ward immer mistrauiſcher — er ſchritt nun über einen Weideplatz zur nahen Kirche, um die Grabſtätte ſeiner Voreltern zu ſehen. Ein kleiner Pfad führte ihn durch hohes blumiges Gras, das in unendlichem Umkreis eine Fläche bildete, auf der leichte

Lüfte wie auf grünen Wellen ſich wiegten; Bienen ſummten geſchäftig über den Blumen und verjagten den müßigen Schmetterling, deſſen bunte Farben mit den Blumen wetteiferten. Demetri ſtand lange und ſah dem wogenden Meere zu. Das waren nicht die grünen Wellen des Inſelmeeres! Dieſe fetten Weiden, die weit umgebenden dunkeln Wälder in neblichter Ferne, die weſtwärts den Redoberſchetz krönen, bewieſen ihm, wie weit er von der Wiege ſeiner Kindheit entfernt ſei, und die Trümmer, die er eben verließ, die Gräber, die er zu ſuchen ging, riefen ihm zu, daß ſeine Kindheit entflohen ſei, daß ſtatt ſüßer Träume der Vergangenheit eine ernſte Zukunft ihn rufe.

Die Gegenwart ſeiner finſtern Gefährten drückte ihn je mehr und mehr. Sie ward ihm unleidlich an der heiligen Stätte. Hier, wo ſo viele ſeiner Ahnen einfältig und treu zu dem Herrn des Schickſals um Segen gebeten hatten, für ſich und ihre Nachkommen, hier, wo Alles ihr Gebet, nach Menſchenanſicht, betrogen hatte, und ihre Habe geraubt, ihr Enkel verjagt, ihre Gräber zerſtört wurden, der letzte ihrer Söhne, als Fremdling in ſeiner Heimath an ihrer entweihten Ruheſtätte betete. Demetri ging zu dem Popen, der ihm eine Lagerſtatt in ſeiner Hütte verſprochen hatte, zurück; wie er aber um Mitternacht das ganze Dorf in Schlaf verſenkt glaubte, ſchlich er ſich aus dem Hauſe, um, vom Mondesſtrahl geleitet, den Ort noch einmal zu beſuchen, der ihn ſo ſchwermuthvoll anzog. Wie er ſich unter den Schatten einiger Linden der Kirche nahte, hörte er eilende Schritte vor ſich her fliehen, und bei der verfallnen Kirche schien es ihm, als sähe er neben der Pforte am Hochaltar einige Gestalten verschwinden. Unbesorgt nahte er sich dem Grabgewölbe; hier und überall konnte er nur von guten Geistern umgeben sein, deren sichtbares Kundwerden er oft mit Sehnsucht gewünscht hatte; was er jetzt zu sehen glaubte, war Täuschung, oder Menschen, die er nicht fürchtete. Wie er an die Gräber trat, schien ihm der Boden unebner wie am vergangnen Tage, die Breter, die Steine lagen ihm anders im Wege. Er sann darüber nicht nach, sondern kniete an den beraubten Altar, um zu denken — — — denn denken ist das Gebet des Mannes, der, mit Kraft gerüstet, das Beste thun will. Ruhiger stand er auf, wie der erste Hahnenruf ihm die Nachtscheide verkündigte, und ging auf das Haus seiner Eltern zu, um es noch einmal zu begrüßen. Bei seiner Annäherung hörte er ein Geräusch wie die Schläge einer Haue im weichen Boden, — er stutzte, und erinnerte sich der Gestalten am Hochaltar der Kirche, trat leise durch die Gemächer, die keine Thür mehr verwahrete, in das Zimmer seiner Eltern, wo er ein Paar Männer erblickte, die beim Schein der brennenden Kienspäne den Boden und die Mauer unter der Heiligenblende des ehemaligen Betaltars durchsuchten. Elende, was sucht ihr! rief er ihnen zu und zog unwillkürlich den Säbel — sie fuhren erschrocken aus einander, stürzten zu seinen Füßen und sagten flehend: Herr! wir hätten Dir gewiß Alles gebracht, aber die Moskowier ließen nichts zurück, und hätte es Dein Ahnherr im Grunde der Erde verborgen — Demetri fing jetzt an, den Wahn dieser Menschen zu verſtehen; ſie hatten ſeinen Eifer, die Stätten, wo ſeine Väter lebten, zu ſehen, für eine Anzeige gehalten, daß er einen verborgnen Schatz zu heben gekommen ſei. Seine Handlung an dem Orte, wo der Betaltar ſtand, noch mehr ſein ſchnelles Verlaſſen des Begräbnißgewölbes hatte ſie in dieſem Glauben beſtärkt; ſie meinten, er werde nächſtens mit Gehülfen zurückkehren und den Schatz heben. Ihm zuvorzukommen, hatten ſie noch in dieſer Nacht die Gräber durchſucht und die Mauer unter dem ehemaligen Betaltar geöffnet.

Dieſer Vorgang verletzte ſein Inneres! Die Menſchen, für die er ſein Blut zu vergießen ſeit ſeinem erſten deutlichen Bewußtſein geglüht hatte, dieſe Menſchen, unter die er, als unter das Vermächtniß ſeines Vaters getreten war, fand er jetzt als Räuber, als Entweiher der Gebeine ſeiner Todten. Mit trübem Sinne durchreiſte er das ſüdliche Kiow, eilte zu den Trümmern von Borowiça und erkannte jede Stelle, welche ſeiner Mutter ſchrecklichen Abſchied aus dem Vaterlande bezeichnete. Endlich kam er mit einem Herzen voll Trauer bei ſeinem Wohlthäter in Warſchau an. Der Graf empfing ihn wie ein Kind ſeines Hauſes. Er fand ihn von Geſchäften, von Staatsmännern, von Kriegsleuten umringt, und nicht den Augenblick, ſich ihm vertraulich zu nähern. Dieſer kam endlich, und der edle P*** ſagte ihm zum Eingange des Geſprächs: Du ſahſt nun Dein Land, Du ſahſt Dein Volk, Du ſahſt hier die Männer, mit denen Du handeln ſollſt, es iſt Zeit, daß Deine Laufbahn als Bürger beginne. — Demetri's Gemüth war beſtürmt — die lang erſehnte einſame Gegenwart ſeines Wohlthäters überwältigte die Faſſung des jungen Mannes, er warf ſich an ſeine Bruſt und rief ſchmerzhaft: O Vater! einen Vaterlandsboden fand ich, aber keine Mitbürger! elende Sklaven und geputzte Gecken, unter denen ich mit meiner Jugend und meinen Narben und meinem Schwerte wie ein Wilder daſtehe und weinen möchte wie ein Kind. — Und Thränen der Scham und des Schmerzes drangen aus ſeinen Augen, wie er das ſagte. Es bedurfte lange Zeit, ehe dieſes Jünglings gerades Gemüthe den Geſichtspunkt faſſen konnte, aus dem er die damalige Lage Polens betrachten mußte. Nur in dem Grade, wie er die unvertilgbare Würde der Menſchheit reiner erkannte, wie ihm in ſeinem Landsmann der Menſch heiliger ward, wuchs ſein Glaube, daß dieſes Volk nicht ewig zur Schmach beſtimmt ſein könnte. Sein Beſchützer verhehlte ihm nichts, verſchönerte ihm nichts und gab ihm alle Gelegenheit, die Hoffnungen und die Kräfte beider Parteien kennen zu lernen. Demetri arbeitete in des Grafen Cabinete, ward von ihm zu wichtigen Sendungen gebraucht und lernte alle Häupter der Parteien kennen. Konnte es anders ſein, als daß er, das Kind der Natur und des Schickſals, welchen nicht berechneter Menſchenwille, auch nicht der beſte, aber der Kampf mit Unglück und Streben nach Einem Größten gebildet hatte, daß er den Mann ſogleich erkannte, zu ihm ſich hinſtellte, mit ihm ſich verband — den Mann, deſſen Heldengeiſt ſeine Nation zum Kampf um die Freiheit beſeelte, und deſſen Seelenreinheit ihn fähig machte, die Vernichtung dieſer Nation zu überleben?

Unter Kosziusko's Fahnen focht Demetri gegen die Ruſſen, bei Dubienka theilte er ſeinen Ruhm, und als jener genöthiget war, ſein Vaterland zu verlaſſen, begleitete er ihn nach Dresden; dort fand er ſeinen Beſchützer, der ihm ſchon früher dahin vorausgeeilt war, wieder, und neue Plane zu der Befreiung ihres Vaterlandes beſchäftigten ihr Gemüth.

Indeß hier Begebenheiten von ſehr ernſter Art vorbereitet wurden, willigte Demetri in einen Schritt, deſſen Wichtigkeit er in dieſem Zeitpunkte nur als Staatsbürger, nicht als Menſch zu beurtheilen vermochte. Im Schoße der Natur, unter einfachen Sitten erzogen, früh durch ein thätiges Leben, durch bekämpfte Gefahren, durch Entſagung und Arbeit vor Weichlichkeit geſchützt, von einem großen, ſchönen Enthuſiasmus vor allem Gemeinen bewahret, hatte der Jüngling Wolluſt nie und die Macht der Schönheit mehr in der Kunſt als in der Wirklichkeit gekannt. An Liebe und Ehe hatte er noch nicht gedacht, aber er war ſich — wenn die Hoffnung gelungner Thaten ihm am Ziele ein freies Vaterland zeigte — der ſüßen Pflicht bewußt, in ihm Gatte und Vater werden zu ſollen. Wie beſtürzte ihn daher der Antrag des Grafen, die Hand ſeiner Nichte Eliſabeth W*na anzunehmen, eines ſchönen Mädchens, die ein reiches Heirathsgut von ſeiner verſtorbenen Schweſter beſaß. Ihr Vater hatte ſie und ſeine zweite Frau, um ſie den bürgerlichen Unruhen zu entziehen, ſchon vor einigen Jahren nach Dresden geſandt und ſich jetzt daſelbſt mit ſeiner Familie vereinigt. Durch perſönliche Hintanſetzung zur Rache aufgefordert, trat er der Partei der Vertriebenen bei. P*** kannte den Mann, er wußte, daß Perſönlichkeit, nicht reine Anerkennung des Beſſern ihn leite und ſann auf ein Mittel, wie ſeine lebhafteſte Perſönlichkeit, ſeine Vaterliebe zum Bande an die Sache genutzt werden könnte. Eliſabeth vereinigte mit allem Liebreiz ihrer Landsmänninnen auch ihre heftigen Leidenſchaften und nichts achtenden Leichtſinn. Der Anblick des jungen Czeſinsky hatte den lebhafteſten Eindruck auf ſie gemacht, ſeine Schickſale verliehen ihrer Begehrlichkeit ſo viele gefühlvolle, heroiſche Farben, daß ſie bald zu einer großen Leidenſchaft ausſtaffirt war. Ihrem ſcharfſehenden Oheim entgingen ihre Bewegungen nicht, er berechnete, welches Gewicht ihre reichen Güter in Lithauen ſeinem jungen Freunde geben mußten, und aus dieſem Geſichtspunkt allein ſtellte er ihm ſeinen Antrag dar. Einen jungen Mann reißt der Geſichtspunkt, aus welchem er ein Mädchen betrachtet, leicht zu Empfindungen hin, die ihm ſonſt fremd geblieben wären. Die Art von Eliſabeths Bildung, ihre laute Munterkeit, ihr glänzender Witz, ihre unverhüllten Anſprüche an Bewunderung hatten Demetri bis jetzt in einer kalten Entfernung gehalten. Das war nicht das Bild des Weibes, wie es ſeine Anſichten von ihrem Geſchlecht, in Beziehung auf ſein Land ſein mußte. Der Antrag des Grafen empörte ihn, und er ſtellte ihm alle ſeine Gründe und ſein Misfallen mit Offenheit vor. Mein Freund, antwortete ihm ſein Wohlthäter. Alles, was Du von dem eigentlichen Beruf jenes Geſchlechtes und von den Verhältniſſen in der Ehe ſagſt, iſt richtig; aber unſer geſellſchaftlicher Zuſtand iſt nicht da, wo dieſe Verhältniſſe ſtattfinden, ſondern wir wollen Umſtände herbeiführen, unter denen ſie ſich wieder bilden können. Was Dich jetzt ruft, iſt nicht häusliches Glück, es iſt Wiedergeburt des Vaterlandes. Dieſe Ehe ſoll nicht Zweck für Dich ſein, ſondern Mittel; ſie ſoll nicht Lohn ſein, ſondern Opfer. — Und wenn es Dir dabei gelänge, ein Geſchöpf voll herrlicher Anlagen zu etwas Beſſerem zu bilden, als ſie es an jedes andern Mannes Hand werden könnte? — Eliſabeth betet Dich an; ſie iſt eine Polin, alſo ſchon durch ihre Geburt zu einer freiern Wirkſamkeit berufen, als die Sitte den Weibern anderer Nationen erlaubt — Liebe und Nationalgeiſt bilden ſie vielleicht noch zu dem Weibe, das Deiner werth und dem nächſten Geſchlechte ein Vorbild iſt.

Nach dieſem Geſpräch ſah Demetri Eliſabeth mit andern Augen an. Er glaubte, ſie nun beobachten zu müſſen — der Arme! er wollte beobachten und ward geblendet! Sein männliches Gefühl, ſein richtiger Verſtand machte ihn keinen Augenblick unempfindlich gegen die Verkehrtheiten des bezaubernden Mädchens; aber da er ſtets ihren Urſprung aufſuchte, fand er ihn in Quellen, aus denen ſich ebenſo gut die ſchönſten Tugenden ableiten ließen. Bald geſtand er ſeinem Wohlthäter, daß er bereit ſei, ſich ſeinen Verfügungen zu unterwerfen, aber nicht mehr im Stande, über die Bewegungsgründe zu ſeinem Entſchluſſe zu richten. Der Graf lächelte, und aller Widerwille des Vaters, ſeinen Liebling einem verarmten Edelmann zu geben, ward durch die Hoffnung beſiegt, in dieſem Schwiegerſohn einen Rächer ſeiner Demüthigungen gefunden zu haben. Sobald Demetri einmal ſeinem Herzen erlaubt hatte, ſich in die Entſcheidung ſeines Schickſals zu miſchen, nahm es über alle andre Rückſichten die Oberhand und bediente ſich jetzt der Vernunft als eines mächtigen Bundesgenoſſen zu ſeinem Endzweck. Demetri entwarf ſchöne Pläne, auf Eliſabeths Bildung zu wirken, ihrer Thätigkeit ernſtere Zwecke, ihrer Gewalt über die Herzen ein ſchöneres Ziel aufzuſtellen. — Die kurze Bekanntſchaft mit ihr gab ihm nicht die Rechte des Freundes; aber er hoffte ſie von der Innigkeit der Ehe. Dieſe Irrthümer waren wol der einzige Weg, daß er zu einem Schritte vermocht werden konnte, welcher der vollendeten Ausbildung des Mannes als Gatte und Vater unerreichbare Schranken in Weg ſtellte. Das Geſetz erlaubt die Trennung einer unglücklichen Ehe, aber die Eindrücke, welche das unglückliche Band in uns zurückläßt, kann kein Geſetz vertilgen. Der von Feſſeln Befreite, fände er auch das ſchönſte Glück, ſieht an den Narben noch die Spur der Kette, die er trug. Demetri ahnte das und trug das ſelbſtgewählte Joch. Seine ſchönen Träume wurden bald zerſtört. Leidenſchaft, wo er Kraft gehofft hatte; Sinnlichkeit, wo er Innigkeit ahnte; herzloſe Härte, die er für Entſchloſſenheit hielt; Selbſtſucht, in der er edeln Stolz geſucht hatte — lehrten ihn, daß er der Politik das Glück ſeines Herzens zum Opfer brachte. Sein Wohlthäter hatte ihm nicht geſchmeichelt, ſeine Unerfahrenheit hatte ihn hintergangen. Er war weit entfernt, zu klagen, weit entfernt, mit eigenſinniger Schwäche Anſpruch an Tugenden zu machen, die Eliſabeth gar nicht verſtand. Er räumte ihr alle Rechte ein, die er ihrem Vermögen ſchuldig war und die ſeine Ehre erlaubte, und jeder Hoffnung perſönlichen Glückes beraubt, lebte er ganz dem Wohle ſeines Landes.

Der neue Plan, mit gewaffneter Hand die ruſſiſche Macht in Polen zu zerſtören, nahte ſich ſeiner Reiſe. Um alle Genoſſen zu befeuern und neue zu gewinnen, beſuchte Demetri die Güter ſeiner Frau in dem Norden von Lithauen. Dieſer Vorwand erlaubte ihm viele kleine Reiſen in der Gegend; wir finden ihn in dem Augenblick in W — kv, wo bei dem Taumel von Gäſten und Feſten geheime Verabredungen und verabredete Zuſammenkünfte den Augen der Wachſamſten entgingen.

Wie Mortan, Theofaniens alter Bekannter, mit Demetri zuſammentraf, wiſſen wir nicht. In Dresden hatten ſie ſich gekannt. Sie kamen gerade in einem Zeitpunkt an, wo Theofaniens Gemüth unter einer ungewöhnlichen Spannung litt. Bei dem Eingange von Demetri's Geſchichte erzählten wir, daß des Fürſten Begierde, dem ruſſiſchen Hofe zu gefallen, ihn vermochte, zu Ehren der jungen Fürſtin W — na, welche bei ihrer Reiſe nach Warſchau ihn beſuchte, glänzende Feſte zu geben. Bei einem vorgeſchlagnen Maskenball ſollte ein Charaktertanz eine vorzügliche Stelle einnehmen. Als ein Mädchen von Kreta ſollte Theofanie mit Großmaniev einen Tanz idealiſiren, von dem mehrere griechiſche Reiſebeſchreiber erzählen. Er ward zum Andenken Ariadnens bei den Volksfeſten des alten Kreta getanzt, und noch jetzt ſoll man in dem Tanze der Jugend in Candia einige Züge von ihm erkennen. Alte und neue Nachrichten wurden zu Rathe gezogen, der Balletmeiſter der Hauptſtadt befragt, griechiſche Kaufleute beauftragt, die paſſendſten Stoffe zu liefern, und Geſchmack und Pracht riefen Alles auf, das Schauſpiel zu verſchönern. Großmaniev's Geſtalt wäre in frühern Zeiten zu dem Charakter dieſes Tanzes, da er als Theſeus Kraft und Schlauheit erfordert, wol geſchickt geweſen; jetzt ſank ſie vor den Blicken voll Hoheit und kalten Stolzes, mit denen Theoſanie auf ihn herabſah, zuſammen. Mit edler Grazie, ernſt und ruhig, verſchlang ſie ihre Arme mit denen der Geſpielinnen, die ſie anführte; wenn aber der Tanz ſie ihrem Mittänzer nahe brachte, ſchien ein Schauder ſie zu feſſeln; man hätte glauben ſollen, auf des Tänzers leichtem Schilde habe ſie das Haupt der Gorgo erblickt. Vergeblich predigte der Balletmeiſter über den Geiſt des Tanzes, deſſen labyrinthiſche Verſchlingungen Ariadnens Geſchichte darſtellten, vergebens bat die Caſtellanin Theoſanie, ſie möchte ihres Vaters Zorn nicht reizen durch dieſe ſichtliche Geringſchätzung des Mannes, den er mit ihrer Hand zu ehren gedachte — des Mädchens Inneres widerſtrebte, dieſen Menſchen in dieſer Rolle ſich gegenüber zu ſehen. Dennoch mußte der Tanz geübt werden, und eben, wie Czeſinsky mit Mortan hereintrat, verſammelten ſich zu dieſem Endzweck die Tänzer.

Der wichtige Gegenſtand, der die Geſellſchaft ſo eben beſchäftigte, ward den Neuangekommenen vorgetragen. Das iſt herrlich, rief Mortan, und deutete auf Demetri, den er ſo eben eingeführt hatte — da iſt ein Theſeus gefunden, der dieſen Tanz wahrſcheinlich auf dem

Boden des Labyrinthes ſelbſt tanzen ſah. Mein junger Freund iſt ein Candier. . . Ein Candier! erſcholl es aus dem Cirkel — ein Pole und in Kreta geboren, und gerade jetzt, da man den kretiſchen Tanz aufführet, nach W—ko gekommen! Welche pikante Begebenheit für den Alltagsgang des vornehmen Lebens! Die Damen drängten ſich um den Fremdling, die jüngern beſtürmten ihn mit Fragen, die den Tanz betrafen, noch mehr die Kleidung und Schönheit der Weiber in Kreta; einige ältere intereſſirte es mehr, in conventioneller Rückſicht, Aufſchluß über ſeine wunderbare Abkunft zu haben, und Mortan, an den ſie ſich wandten, ſetzte ſeines jungen Freundes Verhältniſſe gegen die Geſellſchaft ſogleich feſt, indem er ihn als Pflegeſohn und Neffen des Grafen P*** bekannt machte. Bei der politiſchen Verfaſſung von Polen, wo die Nation aus dem Adel beſtand, unter dieſen aber einige große Familien die Macht der Parteien in ſich vereinigten, glichen alle Vereinigungen Familienverbindungen; aller Haß war aber auch Vetterſchaftshaß, das heißt: Perſönlichkeit war ſein Grund und ſein Hülfsmittel. Daher waren Klatſcherei und Politik innig verwebt; jede Familienanekdote ward von einem Ende des Reichs zum andern erzählt, und Czeſinsky's Schickſal, ſo entſtellt es bei dergleichen Überlieferungen nur immer möglich iſt, war mehreren der Anweſenden bekannt. Nur ein Zug zeichnete die polniſche Klatſchſucht aus: — der Nachhall großer Thaten, die von nahen Zeiten jede Familie von ihren Vätern erzählte, hatte ſie noch vor dem Bedürfniß geſchützt, jede perſönliche Größe zu verleumden, um ſich den Contraſt mit ihrer Nichtsbedeutendheit zu erleichtern. Die Söhne und Enkel der Mokranovsky, Malakusky, Kraſinsky und Rzewusky fühlten ſich durch eines Landsmanns Größe, auch wenn er ihr Feind war, noch groß.

Auf Theofanien und Großmaniev hatte Demetri's Erſcheinung einen wunderbaren Eindruck gemacht. Indeß die ganze Geſellſchaft mit den eingetretnen Fremden beſchäftigt war, hatte ſich Theofanie an ein Fenſter zurückgezogen, von wo ſie mit ernſtem, nachſinnendem Blick bald Mortan, bald den Fremden betrachtete. Großmaniev war mit ſichtlicher Verlegenheit zu ihr getreten und horchte beſorglich auf das lebhafte Geſpräch der Geſellſchaft. Er ſuchte ſeine Braut zu unterhalten, aber ſo zerſtreut, daß er ihre einſylbigen Antworten nicht einmal vernahm. Mortan hatte ſich während der Fragen der alten Damen immer Theofanien zu nähern geſucht, ließ jene endlich höflich ſtehen und eilte, ſeine ehemalige Schülerin, wie ſie ſich genannt hatte, zu begrüßen. Der Ausdruck ihrer Freude war unverholen, ſie war achtungsvoll, aber beſonnener als ihr ehemaliges Betragen gegen ihn. Indeß rief man von allen Seiten, die Tanzübung ſollte beginnen, Czeſinsky ſollte urtheilen, ob ihre Figuren einen nationellen Charakter ausdrückten, ob ſie ihn an das alte Reich Minos' erinnerten? Mit Widerwillen ließ ſich Theofanie von ihrem Tänzer an ihren Platz führen, und dieſer ſah wirklich nicht wie ein Ungeheuerbezwinger aus; man hätte vielmehr glauben ſollen, er würde dem Minotaur nicht entgehen. Czeſinsky ſchien der Auffoderung, hier als Richter und Lehrer aufzutreten, ſehr ungern zu folgen, er blieb in der Entfernung ſtehen und unterhielt ſich mit den Umſtehenden, bis ſein Blick auf das vortanzende Paar fiel. Nun trat er näher; mit einem getheilten Ausdruck von Bewunderung und Unwillen heftete er ſeinen Blick bald auf den demüthigen Theſeus, bald auf die hohe Ariadne, die kalt, wie eine Veſtalin, und ſtolz, wie eine Juno, den Anfang des Tanzes erwartete. Der Balletmeiſter, dem die Dazwiſchenkunſt eines Kenners aus fremden Landen gar nicht gelegen war, näherte ſich und klagte: daß das Fräulein, ganz ihrer Rolle zuwider, mehr Würde in ihren Anſtand legte als Zärtlichkeit — die denn doch der Charakter Ariadnens ſein müßte. Denn, mein Herr, fuhr der biegſame Franzoſe gegen den Fremden fort, wie ſehr ich begierig bin, aus Ihren Bemerkungen Unterricht zu ſchöpfen, über den Charakter der Rollen können wir nicht ſtreiten. Und nun ſetzte er die allvergeſſende Zärtlichkeit der Tochter Minos' und den Heldenmuth des athenienſiſchen Heros ganz im Tone der Vertrauten im franzöſiſchen Trauerſpiel auseinander und erregte in Czeſinsky ſonderbare Reminiſcenzen, wie er mit wirklicher Gelehrſamkeit Theſeus' Züge in dem griechiſchen Inſelmeere bis zu der Einſetzung des dädaliſchen Tanzes zur Ehre der beweinten Ariadne verfolgte. Immer in Anwendung ſeiner Klagen über Ariadnens Kaltſinn, leitete er unwillkürlich ſeines Zuhörers Blicke auf das Mädchen, die, von dem Intereſſe des Geſprächs zerſtreut, ihm zuhörte und, als eine Pauſe entſtand, lachend ſagte: Sie verderben ſich ſelbſt Ihre Sache, denn je länger Sie reden, je lächerlicher finde ich unſre Farce gegen jene großen, einfachen Züge der Geſchichte. Wollen wir

Bacchus Ankunft auf **Naxos** und die Vergötterung der Ariadne nicht auch mit Rigodons und Entrechats darſtellen? — Halb empfindlich wollte der Franzoſe ſeine Kunſt vertheidigen, als **Mortan** ausrief: Herrlich! herrlich! Da wäre dieſe ſtolze Ariadne an ihrem Platze, und ich ſchlage meinen werthen Freund, ſowie er jetzt nachſinnend daſteht, zum Bachus vor. O die Gruppe wäre unnachahmlich! Ich bitte Sie, Herr Delormes, benutzen Sie die Idee, ich will fußfällig die Einwilligung der ſchönen Ariadne erflehen. — Der Einfall gab dem Geſpräch eine luſtige Wendung, aber endlich mußte der Tanz doch beginnen. Er gerieth ſchlechter wie je! — Großmaniev ſchien allen Muth verloren zu haben, und ſo belebt **Theofanie** durch die verſchlungenen Reihen der Tanzenden ſchlüpfte, ſo lieblich ſie lächelte, wenn ſie den Knäuel, den ihr **Delormes** in die Hand gegeben hatte, mit leichten Schwingungen emporwarf, ſo kalt und leblos blieb ſie vor dem unſeligen Theſeus ſtehen. Czeſinskv verfolgte ſie mit nachdenkendem Blick; endlich näherte er ſich ihrem Mittänzer, um ihm über die Haltung ſeines Schildes, über das Schwingen ſeines Speers eine Bemerkung zu machen. Er äußerte die Nothwendigkeit, den Gebrauch dieſer Waffen zu kennen, um ſie mit Leichtigkeit im Tanze zu halten, und zur Erläuterung einiger Zurechtweiſungen, die er ſich im verbindlichſten Tone erlaubte, faßte er ſelbſt Schild und Wurfſpieß und warf ſich damit in einige Stellungen, die der Tanz vorſchrieb. Die Weiber brachen in einen allgemeinen Ausdruck von Bewunderung aus bei dem Anblick der herrlichen Geſtalt, vom Gebrauch jener einſachen Waffen bis zum Ideale verſchönert. Der Balletmeiſter, von wahrem Kunſtgefühl ergriffen, rief: Das iſt göttlich! das iſt eine Geſtalt, die einen Veſtris verdunkelt! — Die jungen Männer intereſſirten ſich für den Gebrauch dieſer Waffen, die ihnen von einigen koſakiſchen Stämmen nicht ganz fremd waren; der Tanz ward beendigt, und die Waffenübung nach Art der Kretenſer und der Bergbewohner der griechiſchen Halbinſel kam für heute an die Tagesordnung.

Theoſanie war ſonderbar bewegt, nach einem Zeitraume, in dem ihre Entwickelung große Fortſchritte gemacht hatte, ihren Mentor, wie ſie Mortan oft nannte, wiederzuſehen. Seit jenem Auftritte an ihrem Confirmationstage hatte ſie ihn vermißt, denn ehe ſie wieder den Geſellſchaftsſaal beſuchte, hatte er unvermuthet W . . . verlaſſen. Auch er nahm jeder Gelegenheit, ſich mit ihr zu unterhalten, wahr. Er fragte ſie mit lebhaftem Intereſſe nach dem Schickſale ihrer Familie, während den Unruhen des vergangenen Jahres, nach ihrem Aufenthalt in Warſchau und ihrer jetzigen Beſchäftigung und den Mitteln zur Geiſtesbildung. Der ungewöhnliche Genuß, Ideen auszutauſchen und der Theilnahme eines gebildten Weſens gewiß zu ſein, gab Theoſanien einen Ausdruck von Kindlichkeit und Hingebung, die ihr ſonſt fremd waren. Sie fragte nun auch bei der nächſten Veranlaſſung nach Mortan's Begleiter, und ein kurzer Abriß ſeiner Schickſale, die Mortan ihr mittheilte, erfüllte ſie mit Bewunderung und Mitleid, wie ihr ſchwärmender Blick es verrieth. Wohl ihm, fuhr Mortan fort, daß er in einer Zeit lebt, wo die Anfoderungen ſeiner Nation ihm nach ſeinen Grundſätzen die Pflicht auflegen, ſich über das Ganze zu vergeſſen! er wird ſo den Mangel an eignem Glück weniger empfinden. Eine unglückliche Ehe beraubt ihn jeder häuslichen Freude; er ward durch ſie das Opfer ſeiner Partei. — — — Und nun erzählte er ſeine Verhältniſſe gegen Eliſabeth und von ihrer Individualität mehr traurige Züge, als ihrem edeln Onkel bekannt waren, da er ſie ſeinem Lieblinge vermählte. Theofanie verurtheilte mit Härte den Mann, der ſeine Hand ohne ſein Herz hinweggab, oder der ſein Herz bethören ließ, ohne ſeine Vernunft zu befragen. Mortan ſah ihr lächelnd und lauernd ins Auge und ſagte dann lebhaft: das iſt ein Gegenſtand, über den man ohne Erfahrung ſtets am zuverläſſigſten ſpricht. Mir iſt's indeſſen lieb, daß dieſer ſchöne Zorn meine liebenswürdige junge Freundin vor allen Discuſſionen zwiſchen Herz und Vernunft bewahrt. Ohne die ſtoiſche Faſſung, mit der mein Freund ſeine Feſſeln trägt, und dieſen edeln Zorn, wär' ich ſehr, ſehr beſorgt geweſen, daß Ihre beiderſeitige Bekanntſchaft die Urabſicht des Schickſals, eine neue Portia mit einem neuen Brutus zu vereinen, trotz der ungünſtigen äußeren Umſtände begünſtiget hätte. Dieſe Rede zog von Seiten Theofaniens einen lebhaften Wortwechſel herbei, in welchem ſie durch den eigenſinnigen Tadel von Czeſinsky's Heirath immer deutlicher zeigte, wie lebhaft ſein Schickſal ſie beſchäftigte. Der junge Mann ſchien indeſſen die Geſellſchaft der Damen überhaupt nicht zu ſuchen, er hielt ſich an das Geſpräch der Männer, die er durch ſeine vielfachen Kenntniſſe fremder Länder und ihrer Kriegskunſt ſehr anzuziehen wußte.

Noch an demſelben Abend erfuhr der Fürſt den Antheil, welchen Czeſinsky an der Tanzübung genommen hatte, und kaum war die Meſſe am folgenden Morgen beendigt, ſo erhielt der Fremde eine Einladung, ihn in ſeinem Cabinete zu beſuchen. Czeſinsky hatte ſeit ſeiner Ankunft in W—ky eine Stimmung kennen lernen, die ihm bis jetzt noch fremd war. Theofaniens Bild ſchwebte ſeit ihrem erſten Anblick vor ſeiner Seele, er hatte die Empfindung, welche der erſte Anblick eines Kunſtwerks uns gibt: eine heiße Sehnſucht, es ganz zu verſtehen, zu erkennen, von allen Seiten, in jedem Lichte es zu ſehen. Ihm war es, als ſei in ihr das Ideal des Weibes vor ihm aufgeſtanden — ſo, ſchien es ihm, hatte er ſich die höchſte Reinheit gedacht, wie Theofanie dem elenden Großmaniev ins Auge ſah; ſo die jungfräuliche Freude, wie ſie, mit dem ſchönen Arm den Knäuel hebend, unter den verſchlungnen Händen der Geſpielinnen dahinſchlüpfte, ſo das Bild der Mutterliebe, wie er ſie, da er ſie lange in der Geſellſchaft vermißt hatte, in einem entfernten Theile des Gartens, unter Blumenbeeten ſpielend mit ihren kleinen Geſchwiſtern zufällig erblickte. Wie er des Biſchofs Einladung erhielt, erröthete er vor ſich ſelbſt, daß er ſeit ſeinem Hierſein der Abſicht ſeines Aufenthaltes in W—ky nicht mehr gedacht hatte. Zweifelnd, ob der Fürſt ſeinem Auftrage, ihn für die Sache der Patrioten zu gewinnen, nicht ſelbſt entgegenkäme, eilte er, ſeinem Rufe zu folgen. Er fand ihn von dem Balletmeiſter, Großmaniev und dem Caſtellan umgeben und ward mit der dringenden Bitte von Seiten des Fürſten empfangen: die Rolle des Theſeus bei dem kretiſchen Tanz zu übernehmen. Seine Überraſchung war höchſt beſchämend für ihn ſelbſt, ſie war mehr, ſie war ihm ein grelles Bild von dem Charakter der Menſchen, in deren Händen das Schickſal der Nation lag. Er war hierher gekommen, um durch Gründe der Ehre und des Vortheils einen der mächtigſten Herren des Landes für die Sache der Freiheit zu gewinnen, und ein Mädchen hatte ihn ſeit ſeiner Ankunft zum ſchwärmenden Schäfer gemacht. — Der Fürſt wußte, daß in dieſem Augenblicke ſeine Entſchließungen das Urtheil der Nachwelt über ihn beſtimmten, und hatte nichts Dringenderes, als den Abgeordneten des beſſern Theils ſeiner Nation um ein Carnevalsſtückchen zu bitten; und um dieſe elende Verkehrtheit zu krönen, ſah ſich Czeſinsky genöthigt, allen edeln Empfindungen, die ihn beſeelten, allen edeln Zwecken, die er vorhatte, die Schellenkappe aufzuſetzen und in des Biſchofs Foderung zu willigen. Anfangs entſchuldigte er ſich mit dem Unrecht, welches Großmaniev geſchähe, wenn man ihn ſeiner Tänzerin beraubte, aber das Hinderniß war ſogleich aus dem Wege geräumt, weil Großmaniev bei der geſtrigen Waffenübung mit Schild und Lanze den rechten Arm verſtaucht hatte, alſo auf mehrere Tage zu ſeiner Rolle unfähig ſei. Da der Balletmeiſter mit dem Auftrage, die Tanzübung noch am ſelbigen Nachmittage zu veranſtalten, entlaſſen war, fand es Demetri recht im Charakter der Menſchen, mit denen er zu thun hatte, nun, da das Faſtnachtsſpiel mit gebührendem Ernſte geſichert ſei, ein Wort über die Mittel zur Rettung des Vaterlandes zu erwähnen. So erbittert ſeine Meinung von dem Fürſten war, ſo hatte er doch ſchon genug mit Menſchen verkehrt, um ihre Zuſtimmung oder ihren Beifall nicht dadurch zu bezwecken, daß er ihnen die Anſicht ihrer Elendigkeit aufdrang. Wir können ihn alſo ruhig mit dem Fürſten unterhandeln laſſen, wir wiſſen, daß ein Menſch, wie dieſer, überall, wo er ſeine Treuloſigkeit hinbringt, ſich und ſeine Sache unausbleiblichem Verderben übergibt. Das Schickſal, das ihn endlich traf, kann uns nicht überraſchen.

Der Tanz ward indeſſen vorgenommen, und eine auffallende Vertauſchung der Rollen ſchien eingetreten zu ſein. Ariadne drückte die ſüße Verwirrung aus, welche die erſte Ahnung, ihren Sieger zu erblicken, in der Jungfrau erregt. Der ſchüchterne Wunſch, zu gefallen, mit dem die Natur die ſtrenge Züchtigkeit bekämpfte, und dieſe Züchtigkeit, die vor dem Neuen, Unbekannten, das in ihrer Seele aufſteigt, wie vor einer drohenden Erſcheinung flieht — Demetri hingegen mit fliegendem Helmbuſch, mit nervigem Arm den Schild hoch über dem Haupte, bald die Bruſt mit ihm deckend, bald den Speer ſchwingend, ſtand Ariadnen gegenüber, wie der junge Mars, als er Aphrodite erblickte. Der Balletmeiſter ſah dem Gang der Dinge mit halb betrübter Verwunderung zu; endlich ſank, dem Tanze gemäß, Ariadne in Theſeus' Arme, indeß zwei Flötenſpieler in ſchmelzenden Tönen den Sieg des Heroen über die Enkelin des Donnergottes feierten. — und nun rief der entzückte Künſtler: Ach! das iſt nicht, was ich gelehrt habe, aber es iſt tauſendmal ſchöner!

Die Fürſtin W—er langte an, und der längſt bereitete Tag des Feſtes kam endlich herbei. An einem Orte, wo der Fluß an beiden Seiten von den ſchönſten Wäldern umgeben iſt, befindet ſich eine Inſel, ihr Ufer iſt mit einzelnen Baumgruppen beſetzt, außerdem macht ein herrlicher Raſenteppich ihren ganzen Schmuck aus. Hier war ein geräumiger Saal in Form eines Tempels von lauter Tannenzweigen erbaut, die grünen Wände, die grüne Kuppel mit Blumengewinden geziert, mit tauſend bunten Lampen erleuchtet, deren Licht durch tauſend kleine, in das Buſchwerk verſteckte Spiegel vermehrt ward, ſtellte den Anblick eines Feenpalaſtes dar. Von dem Eingange führte ein Säulengang von beiden Seiten in Form eines Halbzirkels bis an den Fluß, er war aus eben dem angenehmen Gemiſch von Blumen und Laubwerk gebildet, und in der Mitte des Platzes, den er umſchloß, war ein phantaſtiſcher Altar, von wunderbar verſchlungnen Widderhörnern erbaut, um welchen, wol nicht nach der treuſten Befolgung archäologiſcher Nachrichten, der dädaliſche Tanz der Kreter beginnen ſollte.

Das Feſt entſprach der Zubereitung, die es gekoſtet hatte, es übertraf ſelbſt die ungemäßigten Anſprüche mancher Gäſte, die ihre Schauluſt in den größten Städten überſättiget hatten. Die Königin des Feſtes, die ruſſiſche Fürſtin, konnte kaum das Ende des Tanzes erwarten, um die reizende Ariadne mit dem Ausdruck der exaltirteſten Bewunderung in die Arme zu ſchließen;

allgemeiner Beifallsruf umgab die Gruppe der Tänzer, und frohe Hoboen tönten ihn wie Echo aus den nahen Wäldern zurück. Die ganze Geſellſchaft, in die mannichfaltigſten Masken gekleidet, vertheilte ſich jetzt zu Spiel und Tanz. Nach der Abendtafel, die in dem Feenpalaſt eingenommen ward, rief ein zauberiſch zunehmender Glanz die Gäſte an die Fenſter. Der ganze Wald ſchien in duftigen, farbigen Flammen zu wogen, die Wellen des ſtillen Stromes waren ſtralend wie blinkende Edelſteine und eilten flüſternd in das ferne Dunkel, als wollten ſie dort das neue Wunder verkünden. Alles verließ die Tafel; man ſtieg in Gondeln, um aus verſchiednen Punkten die Wirkung des Ganzen zu ſehen. Verſchiedne Muſikchöre luden in die Gänge des Waldes ein. Großmaniev hatte an Theofaniens Seite geſeſſen, indeß ihr Mittänzer ernſt hinter ihrem Stuhle verweilte. Allein bei dem Aufbruch von der Tafel verlor er ſich in dem Gedränge und berechtigte Demetri, ihr den Arm zum Spaziergang zu bieten. Sie verweigerte die Fahrt auf dem Waſſer und ließ ſich in zahlreicher Geſellſchaft auf der fliegenden Brücke ans Land hinüberſetzen. Stillſchweigend ſaß ſie neben ihrem Begleiter, den tauſendfarbigen Glanz nicht achtend, blickte ſie zum Himmel empor, an dem Tauſende von Sternen ſtill und klar auf das Kinderſpiel herabſahen. „Dieſe Sterne,“ ſagte Demetri, der ſie eine Zeit lang beobachtete, „ſcheinen Ihre Aufmerkſamkeit mehr zu feſſeln wie der Glanz um ſie her, mehr als die Bewunderung, die Ihnen gezollt wird.“ Des Mädchens Blick ſank von dem Sternenhimmel herab auf das Geſicht des Mannes, der ihr noch mit keinem Worte Theilnahme bezeugte — ſie ſah ſein Auge feucht, ſie ſah ſtatt des kalten Stolzes ſanften Schmerz in ſeinen edeln Zügen; ihr Blick ſtrahlte rein und ſanft wie die himmliſchen Lichter da oben, und ſie ſagte, von Wehmuth überraſcht: „kann uns denn eine andere Ausſicht als die nach jenem heiligen Dunkel über dieſen unwürdigen Glanz erheben?“ — Wär’ es möglich! rief Czeſinsky, dieſer edle Ernſt hätte ſich bei dieſen Umgebungen gebildet? — „Was verwundert Sie? ſoll ich von Ihren Umgebungen auf Sie ſchließen? ich war billig genug, um Ihr Thun für eine Maske zu halten, — war es doch auch mit Liſt, daß Theſeus ſein Volk von dem ſchimpflichen Tribute befreite.“ — Und ich konnte Sie verkennen? ſagte Demetri leiſe und heftig ergriffen; o Mortan, deswegen ſollte die Zeit mich dieſes Kleinod kennen lehren, damit ich nun die verfloſſenen Tage beweine..... Die Brücke ſtieß ans Ufer und brach ihr Geſpräch ab; in demſelben Augenblick entſtand ein Geſchrei: ein Menſch fiel ins Waſſer, er ſei verloren! — — Demetri übergab ſeine Dame einem neben ihm ſtehenden Paare aus der Geſellſchaft und eilte zu helfen; Alles ſtrömte an das Ufer, die Männer ſuchten ihre Damen aus dem Gewühle zu bringen; man entfernte ſich vom Waſſer, und mitten im Gedränge ſah Theofanie ihren Begleiter wieder neben ſich ſtehen. Er zog ſie fort, ſie befand ſich im Gehölz, ſie gerieth in eine dunkle Gegend des Waldes, und noch ſchien ihr Führer mit ihr fortzueilen. Ein Schauder ergriff ſie — die ganze Geſtalt ſchien ihr fremd, dennoch erkannte ſie jedes Stück ſeines Anzugs, ſie beugte ſich vor, um ſein Geſicht zu ſehen, als er ſie in den Arm faßte und trotzig rief: Die Komödie kann ſchon hier enden. Im Tanze mochte mich der gewandte Kreter übertreffen, aber auf die Rolle des Theſeus verſteh' ich mich beſſer wie er! — Kommen Sie! unſer Naxos iſt bald erreicht. — Es war Großmaniev, der in Czeſinsky's Maske oder einer ganz ähnlichen ſie fortzutragen verſuchte. Im erſten Schreck hatte ſie ſich in ſeinem Arme geſträubt, ihre Geiſtesgegenwart lehrte ſie aber ſchnell ihre Lage überſehen, und ſie ſagte, ihn mit beſonnener Stärke abwehrend: Laſſen Sie mich los und ſagen Sie, was Ihr Anſchlag iſt? — Ihren Stolz zu ſtrafen, rief er höhniſch, und Ihres Vaters Plane zu befördern . . . Kommen Sie, meine ſchöne Ariadne, ich habe den Knäuel aus dieſem Labyrinth. — Laſſen Sie mich los, ich will freiwillig gehen, ſagte Theofanie entſchloſſen, laſſen Sie mich los, oder ich ſchreie ſo lange, bis Menſchen mich hören. — Der feige Böſewicht ließ ſie frei, und ſie ging, wenngleich ſehr langſam, nach der Richtung hin, die er ſie führte. Ihr Auge, von dem lange gewohnten Glanze verblendet, hatte bis jetzt nichts unterſcheiden können, nun fing es an die Gegenſtände zu erkennen; ſie fand ſich nahe am Ausgange des Waldes, und ſeitwärts ſchlüpfte eine weiße Geſtalt in das Gebüſch zurück. Hülfe! rief ſie plötzlich, um der heiligen Jungfrau willen, Hülfe! — Hier, gnädiger Herr, ſchallte auf der andern Seite eine Stimme, nur zwanzig Schritte, ſo finden Sie den Wagen. — Indem erſchien die im Gebüſch verſchwundne Geſtalt von neuem, Theofanie ſträubte ſich gegen Großmaniev, der ſie auf die Seite des Wagens hinzog, aber eine kräftige Hand packte ihn am Halskragen, und Theofanie erkannte Demetri's Stimme, der ruhig ſagte: es iſt genug, mein Herr, ich kann meine Rolle jetzt ſelbſt wieder übernehmen. Elender, ſetzte er noch hinzu, und ſchüttelte die Schreckensgeſtalt, die keine Bewegung zur Gegenwehr machte, kräftig und ließ ihn dann ſo derb los, daß er taumelte. Czeſinsky führte die ſchöne Beute, das Gebüſch durchſchneidend, in den erleuchteten Theil des Waldes zurück. Sie folgte ihm wankend, er mußte ſie unterſtützen; er leitete ſie zu der erſten Bank, wo Menſchen waren, und ſetzte ſich neben ſie nieder. Verſtehen Sie dieſen Auftritt? fragte er unruhig das zitternde Mädchen. — Dieſen Auftritt will ich nicht verſtehen, antwortete ſie raſch, nur Gott danken, der mich errettete! Aber ſeinen Fingerzeig will ich verſtehen. Verſprechen Sie mir, morgen in der biſchöflichen Meſſe zu erſcheinen. Dieſer Zufall wirft einen Schein auf mich, den Sie zuerſt ſollen ſchwinden ſehen. Demetri ſtand ſinnend, um das Räthſelhafte dieſer Worte zu errathen, als die Caſtellanin in Geſellſchaft der Fürſtin herankam. Sie ſchien beim Anblick ihrer Tochter betreten; Du hier, rief ſie, ohne alle Begleitung, — und ſah ſuchend umher. Demetri unterbrach ſie und bemerkte ihr, daß Theofanie nicht wohl ſei. Man verſammelte ſich um ſie, man ſchickte nach einer Chaiſe, und die Caſtellanin warf einen zornigen, aber noch mehr erſchrocknen Blick auf Czeſinsky, wie er, nach Theofanien in den Wagen ſteigend, bedeutend verſicherte: daß er ſie erſt an der Thüre ihres Zimmers verlaſſen würde. Eine junge Verwandte des Hauſes begleitete ſie. Czeſinsky durfte alſo um keine Erklärung bitten; er war in der heftigſten Unruhe. Auf den Gängen des Schloſſes fragte er endlich: ob er nicht vor der Meſſe ſich nach ihrer Geſundheit erkundigen dürfte? Nein, antwortete Theofanie, ich bedarf der Einſamkeit; bitten Sie Mortan, ſie in die Capelle zu begleiten. Leben Sie wohl! Sie ſind heute mehr wie mein Retter geweſen, Sie haben mein Schickſal beſtimmt. — Und ſie trat in ihr Zimmer.

Wird es nöthig ſein, dieſe letzten Auftritte zu erklären? Czeſinsky, der ſchnell die alberne Theſeusmaske von ſich warf, eilte, in einen Ueberrock gehüllt, Mortan aufzuſuchen, der das bunte Menſchengewühl benutzt hatte, um an einer bezeichneten Stelle des Waldes ſich mit mehreren Edelleuten des Herzogthums zu unterreden. Sie gingen ſo eben auseinander, und was Mortan, nachdem er die Erzählung ſeines Freundes angehört hatte, muthmaßte, wollen wir nicht verhehlen. Die Caſtellanin kannte Theofanien zu wohl, um mit Zwang und Strenge auf ſie wirken zu wollen, ſie wollte Alles von der Zeit erwarten. Theofaniens Grundſätze, ihre Begriffe von Tugend hielt ſie für die Folge einer faſt herrenhutiſchen Erziehung und war überzeugt, daß der Umgang mit der Welt, der Beifall der Männer, die Gewohnheit des Beiſpiels, ſie von dieſem Allen heilen würde. Nach dieſer Anſicht ließ ſie die Umſtände wirken, ohne ſich weiter einzumiſchen. Allein Gewohnheit der Intrigue erlaubte ihr nicht lange dieſe Paſſivität, ſie half der Zeit nach durch Putz, aufgedrungene Lectüre, verdoppelte Zerſtreuung jeder Art, durch ſtrenges Verbot ihrer wiſſenſchaftlichen Beſchäftigung und ſogar Spott über das Andenken ihrer Mutter und ihres Lehrers. Die Wirkung dieſes Betragens war ihrer Erwartung ganz entgegen. Theofaniens ruhiger Anſtand in Geſellſchaft, ihre zunehmende Sorgfalt für ihre Stiefgeſchwiſter, je nachdem ihr Alter ſie für ihre Bemühung empfänglicher machte, ihr beharrlicher Widerwille gegen Großmaniev bewieſen ihr die Zweckloſigkeit Deſſen, was ſie Nachſicht nannte und Geduld.

Die öffentlichen Angelegenheiten nahmen indeß eine Wendung, die es ſehr nothwendig machte, ſich Theofaniens Vermögen zu verſichern. Des Caſtellans Schickſal war mit dem des Fürſten zu ſehr verwickelt, um nicht mit ihm einerlei Partei zu nehmen und einerlei Fortgang zu erwarten. Dieſe Partei ſah zwar einem unfehlbaren Siege entgegen, ja endlich hatte ſie Abtrünnigkeit und falſche Eide noch immer als letzte Rettung im Hinterhalte, wenn das Unmögliche geſchehen und die Conföderirten ſiegen ſollten; aber eine ſichere Zuflucht außer Landes war für die Caſtellanin doch das Wünſchenswürdigſte, dieſe konnte ihr, wenn Großmaniev ihrer Tochter Gemahl ward, auf Theofaniens Gütern nicht entgehen; ſie dachte alſo auf Mittel, die Heirath zu erzwingen. Worin der mislungene Entführungsplan eigentlich beſtand, iſt nicht zu beurtheilen. Wahrſcheinlich hatte die Stiefmutter ſehr tief in Theofaniens Herz geblickt, aber auf richtige Beobachtung falſche Folgerungen gebaut. Die vorgebliche Verrenkung von Großmaniev's Arm, welche Czeſinsky ſeine Rolle in dem verführeriſchen Tanze gab, der angelegte Schrecken beim Ausſteigen aus der Fähre, die Verkleidung, in welcher der unwürdige Menſch ſich zu ihr drängte: Alles macht glauben, daß dieſe liſtige Frau darauf gerechnet hatte, Großmaniev ſollte von dem Eindrucke Vortheil ziehen, den Czeſinsky auf ihre Stieftochter gemacht hatte, und die Schande der Entführung allein, oder die Folgen dieſer Entführung ſollten Theofanien zu einer ſchnellen Heirath zwingen. Czeſinsky hörte dieſer Erörterung ſeines Freundes mit dem lebhafteſten Abſcheu zu und fragte dann ungeduldig: was bedeutet aber ihre Einladung zur Meſſe, welche Wichtigkeit ſetzt ſie in dieſe Handlung, in einem Augenblicke, wo ich geglaubt hätte, meine Sorge um ſie würde ſie rühren? — Mortan war bei dem Worte: Meſſe, ſtillgeſtanden und hatte Czeſinsky lebhaft und unruhig angeblickt; Theofanie will in die Meſſe? rief er aus; hat uns in die Meſſe geladen? Mein Freund, dann iſt's Zeit, daß wir uns ins Mittel legen. Ich errathe die edle Schwärmerin — O ich errathe ſie ganz. Schon, wie ich ſie kennen lernte, ſprach man von ihrer Neigung zu unſrer Kirche, und in dem Zeitpunkte, wo ſie in der ihrigen öffentlich bekennen mußte, derſelbe Zeitpunkt, wo man ihr dieſen elenden Großmaniev zum Bräutigam aufdrang, hörte ich und errieth ich aus einigen Vorgängen, daß ſie noch mehr wünſchte, als katholiſch zu werden, daß ſie nach dem Schleier trachtete. — Theofanie in das Kloſter? ſagte Czeſinsky betroffen; unmöglich! Dieſe Tugenden gehören der Welt. — Gut dann, nahm Mortan das Wort, eilen wir dieſen morgenden Schritt zu verhindern. Ich ahne, daß ſie eine Drohung, die ſie vor drei Jahren wagte, wirklich machen will. Sie ſind ein Mann, Czeſinsky, Ihnen muthe ich die Gefahr zu, morgen früh mit Theofanien zu ſprechen, indeß ich Mittel finde, die biſchöfliche Meſſe ſo weit als möglich hinauszuſchieben. — Ich? bedenken Sie Mortan — — — Ahnen Sie Gefahr? fragte dieſer ſpöttiſch — Ich verſtehe Sie... die Unmöglichkeit waffnet mich. Aber ich bin ihr fremd — — Seit heute nicht mehr... vom erſten Augenblick an nicht. Mein Freund, ich liebe die Bemäntelungen nicht, ich blicke Freund und Feind gern ins Auge — möchtet ihr Alle in Polen ſo denken! — Alſo gerade heraus, Ihr liebt Euch, und Ihr könnt Euch nie beſitzen; aber wenn verfluchte Welthändel die Abſicht der Natur, die Euch einander beſtimmte, verhinderten, ſo folge ihr Euer Wille, deſſen Ihr immer Herr bleibt, wie Menſchenbande Euch auch drängen — — — Mortan, in politiſchen Angelegenheiten muß ich leider nur das Ziel im Auge behalten, denn ich bin nicht Herr der Mittel, dahin zu gelangen, aber hier. — — — Ruhig, ruhig, mein junger Freund, dieſes Misverſtändniß beweiſt mir nur, wie nöthig es iſt, dem Feinde ins Auge zu ſehen. Meiner Anſicht nach ſollt Ihr reiner vollenden, was die Natur wollte, als Menſchenbande es vermocht hätten. Czeſinsky, werden Sie Theofaniens Freund, halten Sie ſie vom Kloſter ab, bereden Sie ſie, ihrem Vater nach Schleſien auf ihre Güter zu entfliehen! Mortan hatte hier Czeſinsky's Hand gefaßt und ſah ihm ernſt in die Augen. Dieſe Wendung hatte der junge Mann nicht erwartet, dieſe Theilnahme nicht in einem Menſchen, den er für einen humoriſtiſchen Sonderling oder doch für einen Egoiſten gehalten hatte. Mortan kannte das weibliche und kannte Theofaniens Herz, er ſah, daß ihre Empfindungen für ſeinen jungen Freund, ſo tief ſie in ihrem Herzen verborgen lagen, ihr dieſen Entſchluß: ſich jetzt in den Schutz der katholiſchen Kirche zu begeben und ſo die Erlangung des Schleiers zu erzwingen eingeflößt hatten; dieſen Heldenmuth mußte ein Andrer bekämpfen; — Freundſchaft für den Mann, den ſie liebte, und Theilnahme an dem Schickſale der Republik. Der Plan konnte Czeſinsky nicht misfallen, denn er wußte, daß Theofanie, ſo warm für das Vaterland fühlend, ſo ſtolz über die Verderbniß ihres Geſchlechtes erhaben, wie Mortan ſie ihm ſchilderte, daß Theofanie, die Heldin, nur ſeine Bewunderung, nie ſeine Leidenſchaft würde erregen.

So früh es die wenig ſtrenge Etikette in des Caſtellans Hauſe erlaubte, ſtellte er ſich in Theofaniens Vorzimmer ein und bat, in der Angelegenheit, welche heute ſollte vorgenommen werden, einige Worte mit ihr ſprechen zu dürfen. Theofanie hatte Entſchloſſenheit und hatte Muth; aber Mortan hatte ſie durchblickt: ihr heutiger Entſchluß, ſo feſt er war, war nicht leidenſchaftslos. Warum hätte ſie ſonſt Czeſinsky in die Meſſe beſchieden? An Zeugen fehlte es nicht. Wollte ſie nicht den ſüßen Schmerz haben, ihm zu zeigen, daß ihr Herz nur Gott geweiht ſei? Eine durchwachte Nacht hatte ihr den Riß, den ſie jetzt zwiſchen ſich und ihrem Vater machen wollte, dieſen Abſchied aus der tröſtlichen Abhängigkeit des kindlichen Gehorſams mit lebhaften Farben vor Augen geſtellt. Erſchüttert war ſie nicht, aber ſie gefiel ſich in ihrem Schmerze, und aus Schwäche gelüſtete es ihr, ihre Kraft zu üben gegen Czeſinsky's Gegenwart, von dem ſie ſeit der geſtrigen Abendtheilnahme erwartete, ohne zu ahnen, wie ſchlecht das Geheimniß ihres Vorſatzes verſteckt geblieben war; denn daß das ſeine Abſicht ſei, ſchien ſie zu vermuthen. Ihre Kleidung hatte etwas Feierliches, das ihre nächſte Zukunft gleichſam darſtellte. Ein ſchwarzes Gewand mit niederer weißer Halskrauſe, ein weißer Schleier, der ihre Stirn beſchattete, ein großes einfaches diamantnes Kreuz, das ihre Mutter ihr als eine längſt veraltete Mode hinterließ, welche dieſes fromme Symbol unter einem ſehr weltlichen Namen zu tragen geboten hatte *), gab ihr ein wirkliches Novizenanſehen. Der Menſch hängt an äußern Zeichen und reißt ſich nur mit Gefahr ſeines moraliſchen Gefühls ganz davon los; Theoſanie möchte ſich vielleicht in einer charakterloſen Kleidung mit weniger Muthe dem Biſchof zu nahen gewagt haben als in dieſer, die ihren innern Sinn gleichſam ausſprach. Man kennte das menſchliche Herz ſchlecht, wenn man Theoſanie in Verdacht hätte, ſie habe ihre Kleidung zu ihrem Vorhaben gewählt, — ihr Vorhaben durchdrang ſie ſo tief, daß ſie es auch in ihrer Kleidung ausſprach. Czeſinsky war über den Anblick betroffen; aber er hob die Verlegenheit, vor welcher er ſich gefürchtet hatte: den Anfang des Geſprächs zu finden. Dieſe Kleidung,

---

*) Vor beiläufig dreißig Jahren nannte man große goldne, zuletzt auch mit Perlen oder Diamanten verzierte Kreuze: Adelaide.

ſagte er, ſobald die Kammerfrau ſich entfernt hatte, ſagt mir, daß die Bemerkungen meines Freundes gegründet ſind. Sie wollen einen Entſchluß ausführen, der Sie Ihrer wahren reinen Beſtimmung entzieht; und das Dringende Ihrer Lage, die wunderbare Fügung, daß ich, ein Fremder, mich berechtiget fühle, alle Hinderniſſe der Convenienz zu beſeitigen, um Sie vor ſpäten Vorwürfen zu retten, gebietet mir auch, jeden Umweg zu vermeiden. Theofanie trat voll Beſtürzung zurück; in dieſem Augenblick fühlte ſie zuvörderſt eine Art von Unwillen, ſich errathen zu ſehen, ſie ſagte alſo mit Stolz: Ihre Theilnahme iſt ſehr gütig, aber meine Angelegenheiten ſind durchaus nicht ſo wichtig, daß ſie Ihre Aufmerkſamkeit bedürfen. — Recht, mein Fräulein, in jeder andern Zeit, gegen jeden andern Mann war das die geziemende Sprache. Jetzt nicht, gegen mich nicht. Jetzt bedarf das Vaterland Sie und alle Edle Ihres Geſchlechts ſowie des unſern in dem thätigen Leben, nicht hinter Kloſtergitter, und ich bin berufen, Ihr Freund zu ſein, weil ich der anſpruchloſeſte der Menſchen — ſelbſt Ihnen gegenüber ſein muß. Mein ganzes Daſein gehört dem Vaterlande, meine Hand einer Gattin, der ich Dank ſchuldig bin, weil ſie mir Mittel gab, dem Vaterlande zu dienen. . . Er ſchwieg einen Augenblick mit glühendem Angeſicht, indem ſein Blick am Boden haftete, jetzt aber blitzend ſich zu Theofanien hob, die zitternd vor ihm ſtand. Das Schickſal erzog mich hart, hub er wieder an; hinter mir, neben mir ſeh' ich nichts wie Trümmer. O Theofanie — und er faßte ihre Hand — laſſen Sie zwei Herzen ſich vereinen, die, Jeder auf ſeinem Wege, nur in der Hoffnung ſich entwickelten für Andere, aus dieſem Chaos eine neue, wär' es auch nur die kleinſte Schöpfung aufblühen zu ſehen.

Dieſem Zauber widerſtand des Mädchens Gefühl nicht, aber ſie blieb ihrem Charakter treu und trat jetzt Czeſinsky mit aller Offenheit eines Gemüths entgegen, das keines Verhehlens bedarf. Sie hatte in ſich ſelbſt, in der Reinheit ihres Herzens den Grundſatz gefunden, den Mortan durch Erfahrung erlangte: ſie faßte auch den Feind ſcharf ins Auge. Was ſie bis jetzt nicht hatte wahrnehmen wollen, weil der Vorſatz, den Schleier zu nehmen, dieſe und alle Banden, die ſie an die Welt knüpften, ohnehin auflöſten, ihre Empfindung für Czeſinsky, rief ſie kühn an das Licht ihrer Vernunft und drückte ihr das Siegel des reinen Willens auf, der Alles heiligt. Heute wollte Czeſinsky nur Aufſchub von ihr, denn die Zeit war nicht günſtig, ihm eine längere Unterredung zu gönnen. Hätte das geſtrige Feſt nicht die Stunden ſowol der Caſtellanin als der Beſuche verſpätet, ſo würden ihnen dieſe Augenblicke nicht vergönnt geweſen ſein.

In Czeſinsky's Gemüth ſah es bei dem Anfange dieſer Unterredung gewiß noch nicht klar aus. Er hatte Theofanien unter ſehr widrigen Eindrücken kennen lernen; als des Caſtellans Tochter, als die Braut des elenden Großmaniev fand er ſie in den Vorbereitungen zu jenem Feſte, das ſein Gefühl ohnehin ſchon empörte. Es ſprach die ganze Verderbniß, die ganze Verweichlichung, das ſchamloſe Wohlgefallen in der Knechtſchaft aus.

Unter Menſchen, die ſich für oder wider den Kampf rüſteten, der Polens Daſein entſchied, übte man griechiſche Tänze; um die Ankunft einer Ruſſin zu feiern, deren Gemahl in Waffen gegen die Republik ſtand, verſchwendete man Summen, die den Vertheidigern der Nation hätten Waffen und Brot verſchafft. Dennoch war er bei ihrem erſten Anblick überraſcht worden; dieſe Hoheit, dieſe Ruhe war ihm noch in keiner weiblichen Geſtalt vorgekommen. Wer in Polen gelebt hat, iſt an den Anblick ſchöner Weiber gewöhnt; Czeſinsky kannte die herrlichen Geſtalten des griechiſchen Himmelsſtrichs, er hatte unzählige Male ſchönere Züge geſehen; aber dieſes Geſicht, dieſe Haltung lehrte ihn, wie ein irdiſches Weib einer Minerva von Velletri zum Muſter dienen konnte. Des Eindrucks wahrnehmend, den er damals empfing, und durch die Umſtände vermocht, an dem läppiſchen Intereſſe des Feſtes mit Theil zu nehmen, erhielt ſein Weſen den Ausdruck, welcher ihn mehr dem Hippolyt als einem Theſeus ähnlich machte. Bei Theofanien wirkte ſeine Nähe auf ihren Kunſtſinn wie auf ihr Herz, mit dieſem noch ſehr unbekannt, ſetzte ſie Alles auf Rechnung von jenem und ward die reizende Ariadne, die alle Zuſchauer entzückte. Wie ſpäterhin ſie mit Czeſinsky an das Land überſchiffte, ſtrömte das Gefühl in ihr über, das junge feurige Gemüther ſo leicht in einem ſtillen Moment während rauſchender Freude ergreift. Eben jetzt fühlt das ſehnende Herz am lebhafteſten, daß dieſe Freuden ihm nicht genügen, und nicht die ganze Welt. Bei Theofanien nahm dieſes allgemeine Sehnen eine beſtimmtere Form; ſie floh nicht allein vor den Nichtigkeiten dieſes Feſtes, ſie floh vor allem Lebensſchmerz, den ſie ſo früh im Herzen trug, unter die Sterne. Dieſer Augenblick drang Czeſinsky die ſchon lange dämmernde Ahnung auf: daß dieſes Mädchen nicht in ihre Umgebungen gehöre. Wie er den Ungrund des Lärms, als ſei jemand ins Waſſer gefallen — der wahrſcheinlich zu Großmaniev's Entführungsplan gehörte, wahrgenommen und ſeine Tänzerin vergeblich am Ufer geſucht hatte, wollte er, dem Geräuſche entfliehend, ſich in das Dickicht des Waldes verlieren, als er nicht wenig betroffen ward, ſich ſelbſt, das heißt, ſeine, wie er glaubte, nur ihm eigne Kleidung neben ſeiner Ariadne zu erblicken. Ihm ſchien Theofaniens Betragen kein Widerſtreben zu verrathen, und da er Großmaniev's Stimme erkannte, entfernte er ſich voll ſchmerzhaftem Abſcheu, das ſchöne Ideal, das in ihm aufzudämmern begann, ſo ſchnell, ſo ſchimpflich verbleichen zu ſehen. Doch plötzlich bewies ihm ihr Rufen, daß, welches auch ihre Schuld ſei, ſie Beiſtand bedürfe. Vielleicht gibt es keinen Augenblick, wo die Reinheit eines Weibes ſo ſtrahlend erſcheint, als in der Art, wie ſie Ungebühr abwehrt. Dieſer Widerſtand, der nicht in Aufwand der Kraft, ſondern in ſelbſtbewußter Würde, im Gefühl von Unverletzlichkeit beſteht. Theofaniens Ruf um Hülfe hatte den Ton einer Zauberformel, die nur geſprochen zu werden bedarf, um den mächtigen Geiſt herbeizuziehen. Er erſchien und ward der Schutzgeiſt ihres Lebens.

Mortan's Nachrichten von Theofaniens frühern Jahren ſchienen jetzt für Czeſinsky nur Belege ihres ſchon erkannten Verdienſtes. Er wollte dieſes Geſchöpf der Gefahr, Großmaniev's Gattin zu werden und der Herrſchaft eines elenden Kloſters entreißen, weiter gingen ſeine Abſichten nicht; und was der erſten Unterredung mit ihr folgte, und der Bund, der dieſe Beide bald auf ewig verband, wär' ein Unding geweſen, war er die Folge eines Plans.

Nach geendigter Meſſe begab ſich Czeſinsky zu dem miniſtrirenden Prieſter, welcher gewiſſermaßen der geiſtliche Führer des Biſchofs war; ein Mann, der ein Paar Jahrhunderte früher mit ſeiner Conſequenz des Fürſten Gewiſſenloſigkeit ſehr wichtig hätte machen können; jetzt brachte ſie in den ſchwachen Charakter des Fürſten nur eine Inconſequenz mehr hervor. Czeſinsky, der die äußern Religionshandlungen mit dem Anſtand behandelte, die ein geſundes Gemüth ihnen nie verſagen kann, war von dieſem ſtrengen Mann in jedem Hochamt bemerkt worden; ſeine Bitte, ihn in einem Geſchäft, was ſeinen geiſtlichen Beruf anging, zu dem Caſtellan zu begleiten, fand alſo ein geneigtes Gehör. Sie foderten eine geheime Unterredung, und indem er den geiſtlichen Herrn zum Zeugen auffoderte, erzählte Czeſinsky Großmaniev's katholiſches Religionsbekenntniß in Mähren, für welches er die glaubwürdigſten Zeugniſſe herbeizuſchaffen verſprach. Er ſetzte kaltblütig hinzu: meine Theilnahme an dem Schickſal ihrer Tochter kann dieſer jungen Dame keinen Tadel zuziehen. Ich bin verheirathet, meine Denkart in Rückſicht des Geſchlechtes iſt bekannt, und meine nahe Abreiſe von hier überhebt mich jedes Verdachts. Betrug zu entlarven und vor Elend zu ſchützen, wäre meine Pflicht, wenn Fräulein Theofanie die verwahrloſetſte ihres Geſchlechts und ich ein Greis wäre. Mit dieſen Worten verließ er das Zimmer, denn er ſah an des Prieſters funkelnden Blicken, daß er zu ſeiner Freundin Sicherheit gegen Großmaniev genug geſagt hatte.

Für Theofanien begann nun ein neuer Lebensabſchnitt. Von ihrer Mutter Tode bis zu ihrer Confirmation hatten ſich ihre Gefühle und Begriffe in wogenden Maſſen formlos aber kräftig gemehrt und eines aus dem andern entwickelt. Von da an bildeten ſich beſtimmtere Formen in ihrem Kopfe; aber die Heftigkeit der Lage, in welcher ſie ſich befand, war ihrem jungen Gemüthe zu angreifend; Geiſt und Herz wurden aufgehalten in ihrer Entfaltung durch die Anſtrengung, mit der ſie die Wirklichkeit ertrugen. Die Welt erſchien ihr in verzerrten Geſtalten, weil ihr der Übergang entſchlüpfte, der ſie an das Ganze band. Eugeniens Bekanntſchaft hatte wohlthätig auf ſie gewirkt; ſie belebte die ſtete Betrachtung ihrer ſelbſt und der nächſten Welt um ſie her durch den Genius der Kunſt; ſie gab ihr Dichter in die Hände, die Theofaniens Mutter nicht kannte, denn die Literatur ihres Vaterlandes, die bei ihrer Heirath noch in der Kindheit ſtand, war ihr fremd geworden in dem rauhen Lande. — Theofanie lernte nun Ideale kennen, der Schönheit, der Größe, des Leidens, und ihr eignes Ich trat zurück vor den erhabnen Bildern, die vor ihr aufſtiegen. Bei allen dieſen Wechſeln und Übergängen hatte ſie einen Talisman, der ſie vor aller Unnatur hütete — die Kinder ihrer Stiefmutter, die ihr Herz und ihre Thätigkeit wach erhielten. Mochte ſie in der lächelnden Aloyſia die myſtiſchen Bilder ihrer Heiligenlegenden erblicken, oder in den Kreis der liebenden Kleinen aus einer Welt ſich retten, die ihre Phantaſie mit Ungeheuern anfüllte, oder hier allein Spuren des Ideals finden, welches ihre Dichter ihr aufſtellten: hier war ſie Weib, liebend, ſorgend, ſich vergeſſend für Andere, die ihre Opfer nahmen und deren Dank blos Liebe war. Dieſe vielfach erregten Kräfte in einem weiblichen Gemüthe, eine Lage, die zu ſo viel Muth und Widerſtand aufrief, hätte Theofanien zu einem unweiblichen Heroismus verleiten, oder im weiblichen Bedürfniß nach einer Stütze ſie endlich doch ins Kloſter treiben können. — Da fand ſie ihren Freund, und Jedes fühlte nun, ſich in dem Andern verlierend, daß es ſelbſt nun vollendet ſei.

Mortan ſah dem ſo ſchnell geknüpften Bunde einige Tage lang ſchweigend zu. Beide Freunde ſuchten ſeine Geſellſchaft auf, und er nahm wahr, daß ihr Verhältniß nicht die Unruhe der Liebe, aber das ernſte Vertrauen geprüfter Freundſchaft hatte. Wie ſie einſt Czeſinsky nach einem ſehr lebhaften Geſpräch über die Lage verließ, in welche Lithauen und die Familie des Caſtellans in dem nächſten Frühjahr kommen könnte, ſagte er nach einigem Nachſinnen: meine ſchöne Freundin, Sie haben eine Zauberformel über dieſen wilden Sohn des Meeres ausgeſprochen, deren Wirkung ich mit Erſtaunen wahrnehme. — Theofanie erröthete und antwortete zögernd: der Zauber liegt wol nur in der Natur der Sache. — Das ſagen Sie ſo ruhig, mein Fräulein? —

Darin muß meine Ruhe begründet ſein. — Und wenn dieſer Zauber nicht mehr mächtig genug iſt? — Theofanie lächelte. — Er liegt ja in der Natur der Sache, er kann alſo nur mit ihr aufhören. — Ach, Sie kennen dieſe Natur nicht! mein armer Demetri kennt ſie ebenſo wenig — die Natur will, daß Liebe nach Vereinigung ſtrebe, und ſie ſucht dieſe Vereinigung in etwas Anderm als der edeln Täuſchung, die ich mit Schmerz und Bewunderung wahrnehme. — Theofaniens Wangen färbte der glühendſte Purpur, — Mein Herr, wenn Sie an Demetri's Stelle wären.... Ach! verlaſſen Sie ſich auf nichts, rief Mortan lachend. — Es ſcheint, daß mir dann wenig geholfen wäre, unterbrach ihn Theofanie mit heiterm Scherz; — doch ernſthaft... Kannten Sie in Ihrer Jugend kein weibliches Geſchöpf, das Ihnen jetzt Freundin, Vertraute, Gefährtin ſein könnte, ohne daß Sie dabei an einen Zauber dächten oder das Aufhören fürchten müßten? — Mortan's Geſicht veränderte ſich wie ſeine Stimme; er ſagte mit beherrſchtem Schmerz: Ich kannte ein ſolches, und ihr Tod trieb mich ſeit ſechs Jahren zu dem heimloſen Leben, das Ihnen ſo oft mißfiel. — Theofaniens Augen füllten ſich mit Thränen, ſie reichte dem alten Manne ihre Hand mit einem Ausdruck ehrender Theilnahme. — Nun ſehen Sie, mein theurer Herr, das Schickſal hat unſre Liebe, wie Sie es nennen, ſchnell entwickelt, ihren Frühling, ihren Sommer raubte es uns durch unabänderliche Geſetze, des Schickſals Zauber verſetzte uns in den Herbſt des Lebens, in den Zeitpunkt, den der Tod für Sie endete. Auch für uns endet ihn nur der Tod. Verſtehen Sie nun die Natur der Sache? — Unter ſtillen Thränen lächelnd, blickte ſie Mortan jetzt an. — Das iſt ſehr kühn und ſehr ſchön, rief dieſer entzückt und ſetzte, die Hand betheuernd auf die Bruſt legend, hinzu: und ich kann trotz meiner grauen Haare noch an ſo einen Bund glauben.

Die Verhältniſſe dieſer edeln Menſchen ſind uns wichtiger als die Elendigkeiten, in welchen Großmaniev, der Caſtellan und Theofaniens Stiefmutter ſich umherdrehten. Die Entdeckung von des Erſtern unanſtändigem Religionsmisbrauch machte es unmöglich, ihn der Familie ſeiner erſten Gemahlin als Theofaniens Gatten vorzuſtellen. Da er nun alles Intereſſe verloren hatte, ward er als ein gemeiner Schurke verabſchiedet. Die Caſtellanin hatte von den politiſchen Planen und Befürchtungen ſo viel vernommen, daß ſie es ſelbſt für viel vortheilhafter hielt, Theofanien zu keiner Heirath zu vermögen, da die Liebe dieſes edeln Mädchens für ihre Kinder ihnen unter Umſtänden eine rettende Zuflucht werden konnte. Theofanie unterſuchte die Urſachen gar nicht, die ſie ſo plötzlich von den Verfolgungen ihres aufgedrungenen Bräutigams befreit hatten, ſondern genoß das Glück ihres neuen Lebens in ungetrübter Ruhe, die ſie ſogar dann nicht verließ, als Mortan und Demetri nach wenigen Wochen durch den Gang der Begebenheiten abgerufen wurden.

Wie Theofanie von ihrem Freunde beredet ward, ihren Plan des Kloſterlebens aufzugeben, verſprach ſie nur Aufſchub. Er hatte ſie überzeugt, daß die Maſſe des Guten noch groß ſei in der Welt, und wie gern mußte ſie es glauben, da er und alle Edeln ſeiner Nation für die Hoffnung, das Gute ſiegend zu erheben, ihr Leben jetzt wagen wollten. Er hatte ihr deutlich gemacht, daß ſie zu dieſer Maſſe des Guten reichlicher beitragen würde, wenn ſie, das Böſe nicht ſcheuend, die freie Willkür ihrer Handlungen durch keine Kloſterregel einſchränkte. Es war kein myſtiſcher Enthuſiasmus, der Theofanien zum Gelübde rief, die Vernunft fand alſo Eingang, aber der liebende Enthuſiasmus mußte ſeine Rechte behaupten, und dieſer bedurfte das Kloſter als endliches Ziel eines Lebens, das nie dem Geliebten gehören durfte. Sie ahnte dunkel, daß die Stürme des allgemeinen Schickſals ihre Entſagung erleichtern würden; für die Zeit der zurückkehrenden Ruhe bereitete ſie ſich aber eine neue Nothwendigkeit in dem ewig feſſelnden Schwur des Kloſterzwanges. Die nächſte Zeit bewährte Demetri's oft wiederholte Worte: daß ihr Beruf, dem Wohle Anderer zu leben, ſie an die Welt und nicht ins Kloſter wies. Der Fürſt begab ſich nach Warſchau, wo die Übermacht ruſſiſchen Einfluſſes alle ſeine Anhänger verſammelte. Theofaniens Vater ward zu mancherlei Sendungen gebraucht und ſchien von ſeines Patrons Lage zu beſchäftigt, um ſeine Familienangelegenheiten zu beachten. Die Caſtellanin verließ das Land frühzeitig und bezog ihres Vaters Palaſt, der jetzt einen Poſten bekleidete, welcher ihm den bedeutendſten Einfluß über die ganze Provinz verſchaffte. Die Natur begann jetzt eine ſtrenge Rechenſchaft von dieſer einſt ſo ſchönen Frau über den Misbrauch ſo vieler ihr verliehenen Gaben zu fordern. Eitelkeit und Leidenſchaft hatten ihre Jugend früh zerſtört; eine langſame Zehrung gab ihr Zeit, die feſten Ketten, die ſie an die Erde knüpften, — ach, nur an die Erde! denn der heilige Ring, welcher hinüber ins Unendliche leitet, war ihrem Blick nie ſichtbar geworden — dieſe feſten Ketten, Faſer nach Faſer, langſam löſen zu ſehen. In dem großen Palaſte ihres Vaters bewohnte ſie ferne Zimmer, weil das unruhige Treiben der Intrigue, der Geſchäfte, der Freude ſie ſchmerzlich an eine Welt mahnte, der ſie nicht mehr gehören ſollte. Wenn der Menſch die Welt flieht, muß er, den Himmel zu finden, gewiß ſein, ſonſt geräth er in die ſchreckliche Öde, für deren bange Qual die Einbildungskraft keines Volkes ein erſchöpfendes Bild fand. Und den Himmel fand die Unglückliche nicht, obſchon er in Theofaniens milder Liebe und unermüdlicher Sorge ihr in einer ſeiner ſchönſten Erſcheinungen nahe war. Mit ſchwankender Sehnſucht nach einem Retter, verſuchte es die Arme mit Dieſem und Jenem, was ſie wol gehört hatte, daß es des Menſchen Herz erfülle. Sie wollte Mutterliebe genießen und berief ihre Kinder zu ſich. Aloyſia blieb ſchweigend und ernſt von ferne ſtehen und beantwortete ihre Liebkoſungen mit ängſtlichen Blicken. Die beiden jüngern wandten ſich von ihr zu der Stiefſchweſter, hingen furchtſam an ihren Kleidern und faßten, ſie nach der Thüre ziehend, ihre Hände. Theofanie wußte mit herzlichem Koſen ihre Fremdheit zu bezwingen, machte ihnen Freude und verleitete ſie zu ihrem gewohnten Spiele. — Nun griff das muntere Toben des wilden Kaſimir, das laute Gelächter der leichtſinnigen Natalie die ſchwache Kranke an, die Kleinern mußten das Zimmer räumen, indeß Aloyſia zu bleiben Befehl erhielt. Das Kind ſaß nun bange an der Seite des Bettes; Theofanie, mit dieſem ſchickſalsvollen Auftritt beſchäftigt, unterbrach die Stille nicht, in welcher die Kranke Zeit hatte, einen ſchrecklichen Blick in ihre Vergangenheit zu werfen. Die Stille ward ihr endlich unleidlich; Theofanie! rief ſie mit Anſtrengung, mir däucht, ich liege ſchon im Grabe, und Niemand weint um mich, und meine Kinder ſagen: wir hatten keine Mutter! Gott aber wird fragen: Weib, wo ſind deine Kinder? und ich muß ihm ſagen: ich weiß es nicht... Theofanie war an das Bett getreten und hielt die Kranke umfaßt; ihre letzten Worte, die Schmerz und Heftigkeit undeutlich machten, ſprach ſie an ihrer Bruſt verborgen aus, indeß das Kind laut weinend ihre Schweſter umfaßte und flehend bat, ſie in ihr Zimmer zu führen. — Wie tröſtend auch Theofanie ihr zuſprach, ſo hatte dieſer Verſuch zu ſchmerzlich gewirkt, um wiederholt werden zu können, und in dem verwahrloſten Herzen der Kranken ließ er nur einen Wechſel zwiſchen wahrer Bitterkeit gegen die Kinder und drückender Gewiſſensangſt zurück. Nun wandte ſie ſich zu dem Troſt der Religion. Ein gefälliger Prieſter gab ihr leichte Mittel an, ihr Heil zu ſichern. Das Kloſter zu Radzoskowice ward mit neuen Altargewanden beſchenkt, unſrer lieben Frau zu Miedinke eine Meſſe geſtiftet und die Armen des Kirchſpiels alle Wochen an einem beſtimmten Tage geſpeiſt. Vielleicht wirkte die Seele auf den Körper, vielleicht trat ein Stillſtand der Zerſtörung im Laufe der Krankheit ein, genug, daß eine Rückkehr zur Welt die nahen Schauder der Ewigkeit verſcheuchten. Das Geräuſch, die blendende Erleuchtung des Salons waren der ſcheinbar Geneſenden nicht erlaubt; aber es iſt eine feine, ſehr befriedigende Eitelkeit in der Decoration eines Krankenzimmers. Der nachläſſigere Putz, die Stille, die jedes ſanfte Wort wichtig macht, das Bemühen, die Kranke zu erheitern, ihr Gefühl, der Mittelpunkt aller Bewegung um ſie her zu ſein, erregt eine Reihe von Äußerungen, wenn auch nicht von Gefühlen, die das todte Meer des Weltlebens auf Momente belebt. Ja, in der Gegenwart einer dem Tode Geweihten, wie die zierliche Geſellſchaft die Caſtellanin nun einmal, trotz der um ſie verbreiteten Lebensflittern, anſah, fühlen die abgeſtumpfteſten Seelen ein Wohlgefallen an frommer Theilnahme, die ihnen die nahe aufgehobene Sichel verſöhnen könnte — denn für ſie iſt der Tod ſtets nur das grinſende, niedermähende Gerippe. — Theoſanien gab dieſer Zeitpunkt eine Freiheit, die ſie als eine Himmelsgabe annahm, denn eben jetzt kehrte Czeſinsky mit ſeinem Heerhaufen in die Stadt ein, wohin der Oberfeldherr alle Truppen verſammelte, um ſie, den Foderungen Rußlands gemäß, zu verabſchieden. Theoſaniens Verhältniſſe gegen ihre Stiefmutter waren jetzt ſo günſtig für ihre Unabhängigkeit, daß ſie die Zeit, die nicht ihre Pflege erfoderte, dem Umgange mit ihrem Freunde widmen konnte. Eine ſchöne Schwärmerei verbarg den Liebenden die Strenge ihres Schickſals. Durch die kühne Annahme des Geſetzes gelang es ihnen, ſeinem Drucke zu entgehen; durch frühe, freie Entſagung kamen ſie jedem Wunſche zuvor. Sie lebten in der Welt ihrer Willkür und waren glücklich. Ihr Beiſammenſein hatte etwas Befremdliches für die Sitte jener Nation, für die Gewohnheit eines großen Hauſes. Sie waren häuslich beiſammen — ein Glück, das die Paläſte flieht. Der Haufe der Clienten und Leibeigenen, welcher ſich um den Vater der Caſtellanin drängte, hatte mit dem Theile des Hauſes, den dieſe mit ihrer Familie bewohnte, keine Gemeinſchaft; die Domeſtiken dieſer Familie wurden aber in den Taumel jenes großen Haufens mit hineingezogen, und Aloyſia wäre mit ihren Geſchwiſtern ſehr vernachläſſigt geweſen, hätte nicht Theofanie eine ſüße Befriedigung darin gefunden, ſelbſt für ſie zu ſorgen. In den Stunden, wo ein ausgeſuchter Zirkel ſich bei ihrer Mutter verſammelte, brachte man ihr die Kleinen auf ihr Zimmer, und in ſchöner Übereinſtimmung mit Demetri ſchufen ſie ſich eine ſelige Täuſchung von friedlichem Glück. Dieſe Stille, dieſe Beſchränktheit, dieſe Welt mit zween liebenden Armen zu umfaſſen, das war das höchſte Ziel des Lebens. — Wenn das Vaterland gerettet und ſeine Pflicht als Bürger erfüllt ſein würde, dann war ſo ein Abend der Lohn des Kampfes. Und Theofanie fühlte hier das Räthſel des Lebens erklärt — aus einer Welt, die ſo viel Seligkeit gab, war die Tugend nicht entflohen. Den frohen Dank, den dieſe Kindergeſichter ihr zulächelten, zu verdienen, bedurfte es keines Kloſtergelübdes.

Eines Tages erhielt Demetri die längſt erwartete Nachricht, daß ſeine Gattin ihr erſtes Kindbett überſtanden habe. Der Kampf, der hier in ſeinem Innern entſtand, mahnte ihn an Mortan's Grundſatz: den Feind kühn ins Auge zu faſſen. Er erkannte die Unnatur, ſich der Vaterwürde nicht zu erfreuen, weil er das Weib nicht liebte, die ſie ihm gab, und das Weib, das er liebte, nie als Mutter ſeiner Kinder zu ſehen. Alles reine Glück, das ihm Theofaniens Umgang gewährte, kam ihm jetzt wie ein Roſenſchleier vor, der ein Gebilde des Todes verhüllte. Er ſann mit ſchrecklicher Spannung auf die Löſung dieſes Räthſels, das aus den Bedürfniſſen der Geſellſchaft und den Rechten des Herzens entſtanden war. Er hatte nie mit Theofanien von ſeiner Heirath geſprochen, ſie hatte auch ſeine Ausſicht, Vater zu werden, nicht gekannt; jetzt bedurfte er aber ihrer Liebe für ſein Kind, als des einzigen Erſatzes von Rechten, die ſie nie auf ſeine Kinder haben ſollte. Die Art, wie er ſie heute fand, war nicht geeignet, ſeine Gefühle zu beruhigen. Das jüngſte ihrer Geſchwiſter war durch eine kleine Unpäßlichkeit genöthigt, eine Arznei zu nehmen; um ſeine Weigerung abzuwenden, zerſtreute ſie die Kleine durch muntere Spiele, und jetzt am Boden knieend, erlaubte ſie ihr, ein Band aufzulöſen, das ihr langes Haar feſthielt. Wie Demetri eintrat, wallte es rund um Schultern und Rücken herab, und ſie glich faſt der rührenden Magdalena von le Sueur, indeß ſie ihren liebenden Blick auf das Kind geheftet, das einen Theil ihrer Locken um ſeinen kleinen Arm ſchlang, an die jungfräuliche Gottesmutter erinnerte. Vielleicht um dem Zauber dieſes Bildes einen andern entgegenzuſetzen, fragte Czeſinsky nach einigen Augenblicken haſtig: wenn ich ſie einſt bäte, mein Kind aufzuziehen, — wollten Sie ſeine gütige Pflegemutter ſein? — Hoch erröthend drückte ſie die kleine Muthwillige an die Bruſt, um Ruhe vor ihr zu haben, und wendete ſich mit freudiger Überraſchung zu ihrem Freunde. — Wie? gab Ihnen Ihre Gattin ſchon Kinder? wollen Sie mir ihre Kinder anvertrauen? O Gott, Demetri, wenn ich Ihre Kinder erziehen dürfte, dann wäre mir ja Alles gewährt, dann wäre ja mein Leben vollendet. — Sie war bei dieſen Worten aufgeſtanden und mit dem Kinde auf dem Arm vor ihn getreten; ihre Stirn, die von dem nun zurückgeſtrichenen Haar ganz entblößt war, glänzte von himmliſcher Liebe, und ihr Blick ſprach ein Gefühl, in welchem die reinſte Weiblichkeit jedes Sinnenband zum Seelenverein erhoben hatte. — Engel von einem Weibe, rief Demetri in der heftigſten Bewegung, gib mir Dein Kinderherz — dieſer Erhabenheit iſt der Mann nicht fähig. — Theofanie ſchlug die Augen nieder, indeß ihr armer Freund mit heftigen Schritten im Zimmer umherging. Wie er, die Hand vor der Stirn, in der Stellung eines vergeblich Sinnenden ſtehen blieb, ging ſie zu ihm und ſagte mit ruhiger Stimme: — Sie nennen's Reinheit, Kinderſinn — ich nenne es Liebe. Ich dachte oft über das höchſte Glück des Weibes nach und fand, das zweite ſei: die Kinder des Geliebten zu erziehen. Ich täuſche mich nicht... Sehen Sie, mein Freund, wenn einſt dieſe Locken grau ſind — ſie hob ihr ſchönes Haar auf — dann ſoll das Andenken an unſere Jugend einen neuen Frühling hervorzaubern.

Das ſchöne Leben dauerte nicht lange. Die täuſchende Geneſung der Caſtellanin ging bald in eine beſchleunigende Zerſtörung über, und unfähig, ſich noch mit dem Leben zu ſchmeicheln, fand ſie nun ihre Kraft darin, die Rolle der Sterbenden durch alle Abſtufungen durchzuſpielen. Die Natur, die ihren Geſchöpfen überall ſo wohlthätig die Hand bietet, die unſere Schwäche ſelbſt zum Werkzeuge ihrer Wohlthaten macht, hatte ihre Heftigkeit abgeſtumpft, ihre umherſchweifende Phantaſie beſchäftigte ſich jetzt mit den Erfodernißen zum Sterben wie mit denen zu jeder andern Feierlichkeit. Daneben war kein Ideengang, der ihrer Todesfurcht beſſer begegnete, denn auf keinem andern Wege hörte ſie ſo viel Widerſpruch ihrer nahen Todesahnung, auf keinem ſo viel Ermunterung zum Leben. Theofanie ſah mit unendlichem Schmerz die kleinliche Täuſchung, mit der ihre Mutter die große Annäherung des heiligſten Augenblicks entweihte. Mit kaltem Schauder ſang ſie ihr auf ihr Geheiß das Requiem, das die Kranke ſelbſt für ihre Seelenmeſſe ausgeſucht hatte; mit Angſtgefühl ſah ſie die unglückſelige Frau jeden Abend eine zahlloſe Menge Wachskerzen anzünden, ſah ſie ängſtlich bemüht, ſtets eine hinreichende Anzahl Menſchen im Zimmer zu haben, die durch munteres Betragen den Anſchein eines Krankenzimmers ſo viel möglich entfernen mußten, und die ganze Nacht mußten die Bedienten einer um den andern im Vorzimmer Muſik machen und die Wärterinnen zuſammen ſchwatzen. Es ſchien, als meine ſie durch dieſes laute Leben den Tod zurückſcheuchen zu wollen. An einem dieſer Abende brachte ihr die Putzmacherin eine große Schachtel, um welche ſich neugierig die Geſellſchaft verſammelte. Mit Anſtrengung richtete ſich die Kranke vom Sopha auf und breitete ein weißes atlaßnes Gewand aus, reich mit Blonden und Bändern beſetzt, deſſen befremdliche Form die Zuſchauer mit plötzlichem Schauer übergoß. Mein Sterbekleid, ſagte die Caſtellanin mit anſcheinender Ruhe. Da ich deſſen nun bald bedarf, habe ich es ſelbſt beſorgen wollen. Entſetzen ergriff die leichtſinnigen kalten Menſchen, ſie kleideten alle ihre Todesfurcht in die Zuſicherung, daß dieſe Anſtalten übereilt ſeien, daß dieſes Kleid noch lange ungebraucht liegen würde. Theofanie allein hielt die Kranke ſtill weinend umfaßt, ohne ihre Stimme unter die müßigen Tröſter zu miſchen. Jetzt bemühte ſich die Caſtellanin aufzuſtehen, ſie ließ, ſo ſehr ihre Tochter es ihr abrieth, das weite Gewand über ihre Nachtkleidung werfen; die Schleifen mußten gebunden, die Fraiſe umgelegt werden, und nun wankte ſie, auf Theofanie und eine Kammerfrau geſtützt, in den anſtoßenden Salon, an deſſen Ende ein ungeheurer Spiegel ihre ganze Geſtalt darſtellte. Schaudernd ſah Theofanie die farbenloſe Leichengeſtalt ſtumm in den Spiegel blicken, dann einen Moment wie in leichtem Froſt zuſammenſchütteln, und jetzt, mit einer Bewegung gegen ihre Seite, ſank ſie ihr leblos in die Arme. — Ihre Rolle war ausgeſpielt, und die Zuſchauer gingen nun hin, dieſe ſchaudervolle Poſſe in die flache Komödie ihres Lebens zu verflechten.

Theofanie hatte noch nie ſterben ſehen. Dieſer Tod vereinigte Alles, was die Natur Wohlthätiges hat, mit der ganzen Verkehrtheit des Menſchen. Iſt Das Sterben? fragte ſie ſich wiederholt, indem ſie mit ehrerbietiger Scheu den Leichnam keiner Miethlingshand anvertrauen wollte und es ihr ahnend ſchien, als verſöhne ihr Liebesdienſt den kindiſchen Empfang, welchen der ernſte Zerſtörer gefunden hatte. Iſt das todt ſein? fragte ſie ſich ſchaudernd, wie das rohe Geſinde lärmend und kalt um den Sarg herumlief. Mit unendlicher Wehmuth theilte ſie ihre Gedanken ihrem Freunde mit. Seit vielen Wochen ſah ſie ihn zum erſten Mal länger als auf Augenblicke, denn ſein Beruf ſchenkte ſeiner Liebe nicht mehr als dieſe. Er hörte ihr theilnehmend zu und bemühte ſich nicht, ihren Ernſt zu zerſtreuen; wie ſie ſich ruhiger geſprochen hatte, ſagte er ihr, daß dieſer Tod ihn von vielen Sorgen befreie; denn nun ſei der Augenblick gekommen, der ihre Abreiſe nach Schleſien dringend machte. Er meldete ihr dann die Bewegungen, welche in dieſen Tagen der Befehl des Reichstags, die Truppen aufzulöſen, in ganz Polen veranlaßt hatte, daß mehrere Brigaden den Gehorſam verweigerten und nach Krakau zu eilten, wo Kosciusko das Panier der Freiheit aufgerichtet hatte; er beſchwor ſie, mit ihren Geſchwiſtern ſogleich eine ſichere Freiſtätte zu ſuchen, da nach einer kurzen Zeit ganz Polen der Schauplatz eines blutigen Kampfes ſein müßte. Theofaniens Augen belebten ſich mit dem Ausdruck der erhabenſten Freude: und da ſoll ich fliehen? nun die Freiheit, die Würde der Menſchheit, die Wahrheit endlich ihr Haupt erheben, da ſoll ich fliehen? — Nicht fliehen, antwortete er, faſt mit Tadel im Blicke, aber ſich und Ihre Schutzbefohlnen in einer ſichern Zuflucht der Ausübung ſchöner Tugend aufbewahren. — Und Sie, mein Freund, wohin ruft Sie Ihre Pflicht? — Zuerſt dieſe Stadt zu befreien, dann den Feind aufzuſuchen, wo er ſich zeigt. — Nun, ſo lange Sie in dieſen Mauern ſind, iſt meine ſichre Zuflucht hier, dann geh' ich durch unſere ſiegenden Heerhaufen, wohin Ihre Vorſorge mich hinweiſt. Es koſtete dem treuen Freunde viele Mühe, das heldenmüthige Mädchen zu einer andern Anſicht ihrer Lage zu bewegen. Sie achtete endlich mehr auf ſeine dringenden Bitten als auf die Gründe, die er ihr darlegte, und verſprach, ihre Abreiſe zu beſchleunigen. Das Schickſal führte die guten Seelen auf einem andern Wege zum Ziel. Noch an demſelben Abend zeigte Aloyſia die Spuren einer heftigen Krankheit, und mit Schmerz erfuhr Czeſinsky nach wenig Tagen, daß die Kinderblattern bei ihr ausgebrochen wären. Eine höhere Hand vereitelt alſo meine Bemühungen, Sie vor Unheil zu hüten, ſagte er bei dieſer Nachricht. Jetzt darf ich das Kind keiner Reiſe ausſetzen und darf Sie nicht bereden, es zu verlaſſen.... Ja, mein Freund, unterbrach ihn Theofanie mit wehmüthigem Lächeln, eine höhere Hand erfüllt meine Wünſche, ich bleibe in dem Lande, wo Sie kämpfen, und dieſe Wendung meines Schickſals iſt mir ein Pfand, daß alle meine Wünſche — nein, nicht Wünſche! — daß alles mein heiliges Vertrauen erfüllt werden wird. Czeſinsky ſah mit ernſtem, Unglück ahnendem Blick in der Freundin betendes Auge und überließ ſie der treuen Pflege ihrer kleinen Kranken.

Die Begebenheiten ſchritten nun mit längſt erſehnter Eile vorwärts. Kosciusko hatte das große Wort der Freiheit ausgeſprochen; bei Praklawice hatte ſie den erſten Sieg erfochten; alle Seelen, in denen das Andenken vergangner Zeiten noch eine Ahnung von Vaterlandsliebe, von Nationalehre, von Unabhängigkeit erhalten hatte, flammten auf in Sehnſucht, Hoffnung und Entſchluß. Warſchau zerbrach, wie durch ein Zauberwort belebt, ſeine Feſſeln, und der Pole erſtaunte über die Möglichkeit, der Sklaverei zu entgehen. Alle dieſe großen ſchickſalsvollen Nachrichten empfing Theofanie in der tiefen Einſamkeit des Krankenzimmers; denn Aloyſia verzehrte noch ein zerſtörendes Fieber, als das zweite Kind ſchon darniederlag und durch die Sorge für ſein Leben ihr Entzücken über die Siege der Freiheit dämpfte. Selten ſah ſie wenige Augenblicke ihren Freund, ſein Beruf führte ihn in die benachbarten Cantonnements, oder beſchäftigte ihn mit den Vorkehrungen, welche die nahe Kataſtrophe erfoderte. Der Vater der Caſtellanin hatte Theofaniens unabhängigen Geiſt nie geliebt; ihre Verbindung mit Czeſinsky hatte er ſchon ein Paar Mal mit beißendem Spotte getadelt; aber mit der Gefahr ſeiner Lage, als Haupt der ruſſiſchen Partei, und den gewagten Hülfsmitteln, die er ihr entgegenſetzte, ganz beſchäftigt, wußte er es ihr vielen Dank, daß ſie die Aufſicht über ſeine Enkel übernahm; denn der Caſtellan, der dem Fürſten gefolgt war, hatte noch nichts über das Schickſal ſeiner Kinder verfügt. Bald lernte Theofanie an Aloyſiens Heimkehr ins beſſere Leben den Tod in einer neuen Geſtalt kennen, ſie ſah die zarte Blume dahinſchwinden und ſanft vom Tode gepflückt — nein! nur in einen andern Boden verpflanzt werden. Das kränkelnde Kind hatte die Blattern überſtanden, aber ihre Lebenskraft war gebrochen; liebend ſchied ſie von der

Schweſter, wie ſie in Liebe für ſie gelebt hatte. Am Tage, da ihr kleiner Leichnam in die ſtolze Familiengruft ſeiner mütterlichen Ahnen gelegt werden ſollte, folgte W . . . a dem großen Beiſpiel der Hauptſtadt nach und brach ſeine Feſſeln. Die Todtenhymne der kleinen Leiche ward von dem Freiheitrufen der ganzen Stadt unterbrochen. Die Glocken, die ihr zu Grabe lauten ſollten, tönten der Befreiungsfeier, und Theofaniens Thränen um ihren Tod wurden mit den Freudenthränen vermiſcht, mit denen ſie ihren Freund an dem Tage empfing, da ſein Arm die Sklavenketten ſeiner Mitbürger ſprengte. Czeſinsky's feierlicher Ernſt befremdete das entzückte Mädchen, und ungern zog er ihr Gefühl zur Wirklichkeit herab. Sie nahm bald wahr, daß dieſe ſchöne Beute nicht mit reinen Händen erhalten werden konnte.

Der alte Graf war, während die polniſchen Brigaden die ruſſiſchen Truppen entwaffneten, in ſeinem eignen Palaſte gefangen genommen und wurde jetzt hier bewacht. Theofanie hatte ihn zu ſprechen verlangt; er hatte ſie mit finſterer Härte von ſich gewieſen. Sie hatte ihn um ſeinen Segen für ſeine Enkel gebeten, und ſchreckliche Verwünſchungen waren ſeine Antwort. In den wenigen Momenten, in welchen ſie ihren Freund in den nächſten Tagen ſah, beruhigte ſie ſeine Faſſung, aber nicht zur Hoffnung, ſondern zu ſtiller Erwartung einer dunkeln Zukunft. Nach wenig Tagen, in welchen die Gefahr der beiden Kinder (denn Natalie lag jetzt auch danieder) und die allgemeine Zerſtörung des Hauſes jede Nachricht von außen her von ihr abhielt, kam

Czeſinsky in feierlicher Stimmung zu ihr. Er bat ſie, ihre Zimmer nicht zu verlaſſen und, was auch geſchehen möchte, ſeinen nächſten Beſuch zu erwarten. Noch verſprach ſie Faſſung und Kraft und bat, ihr mehr von dem finſtern Geheimniß zu vertrauen, das ſeine Stirne umwölkte, als ein Adjutant ihn abrief. Bang und ſinnend folgte ſie ihm in das Vorzimmer nach, als wilder Lärm aus dem vordern Theile des Palaſtes ihr entgegentönte. Der Großvater ihrer Geſchwiſter iſt ihr erſter Gedanke, und ſie eilt in die Zimmer, wo er bewacht ward. Alles iſt leer — Kriegsmuſik tönt ihr von dem Marktplatze unter den Fenſtern entgegen; ſie hofft, ihren Freund an der Spitze ſeiner Tapfern zu ſehen und wagt ſich an das Fenſter — der weite Platz iſt mit Soldaten umgeben, unruhig wogt die Menge; plötzlich erſchüttern einzelne Glockenſchläge die Luft, alle Köpfe wenden ſich gegen den Palaſt, aus deſſen obern Fenſtern ſie herausblickte; zugleich erkennt ſie an der entgegengeſetzten Seite Czeſinsky, der langſam von der Fronte hervorreitet. Eine ſchaudervolle Stille breitet ſich über die zahlloſe Menge; ſie kann den langſamen Hufſchlag des Pferdes hören, das unwillig dem Zaume gehorchen muß, der ihm einen feierlichen Schritt aufdringt. Jetzt folgt ſie dem Fingerzeig der Menge; ein Haufen Soldaten tritt aus dem Palaſte; zwei Männer wanken in ihrer Mitte, — der eine von ihnen iſt der alte Graf. — — Mit einem unnennbaren Gefühl tritt ſie zurück, ſchreitet ſie langſam durch die verödeten Gänge zu ihren Pfleglingen zurück. Sie ſitzt ſtumm — weit von dem ſchrecklichen Schauplatze entfernt, ſah ſie dennoch den Todespfahl vor ſich, hörte noch die fürchterliche Stille; nicht Schrecken, nicht Klage, nicht Schmerz ſprach ſich in ihrer Seele aus — ſie hatte ein Gottesurtheil vollziehen ſehen, aus dunkeln Wolken hatte das Verhängniß den Schuldigen getroffen; mit Entſetzen ahnte ſie, wohin dieſe Macht auch den reinſten Willen führen konnte; denn Czeſinsky war als Vollzieher ihres Urtheils erſchienen. — — — —

W . . . a war nun frei, aber die Freiheit war nicht errungen, der Unterdrücker war nur in die Schranken geladen und der Kampf erſt zu beginnen. Theofanie war mit in den Strom der Begebenheiten hineingezogen. Des Grafen gänzliches Eigenthum war von dem Staate in Beſchlag genommen, und die Klugheit erfoderte ſowol wie Theofaniens Sicherheit, den Palaſt zu verlaſſen, denn in jedem Augenblick konnte der Parteigeiſt, oder die Nothwendigkeit zu allgemeinen Bedürfniſſen über ihn verfügen. Noch war er unberührt; Czeſinsky's Maßregeln hatten ihn vor Plünderung geſchützt; die eignen Hausgenoſſen des Verurtheilten hatten ſich aber zu keiner Schonung verpflichtet gefunden; ein jeder trug ſeine Beute davon, und Theofanie befand ſich in dem faſt ausgeraubten Hauſe mit dem treuen Franzuſzek allein, wie ihr das Criminalgericht anzeigte, eine andere Wohnung zu ſuchen. Bei einem deutſchen Kaufmann in der Nähe des Doms fand ſie eine Wohnung, die ihr die perſönlichen Rückſichten der Geſetzesvollzieher mit allen den Bequemlichkeiten zu verſehen erlaubten, die ihr des Grafen Hinterlaſſenſchaft noch anbot. Sie ahnete, daß dieſe neue Wohnung ſie noch lange beherbergen müſſe und verſchaffte ſich alle Bequemlichkeit die, ihrer Geſchwiſter Pflege bedurfte. Ihrer Reiſe nach Schleſien ſtand jetzt Alles im Wege. Die Geſundheit der Kinder verbot ſie in dieſem Augenblick, und die Stellung der ruſſiſchen Truppen, die Ungewißheit, in welcher man über die Geſinnung des preußiſchen Hofs ſchwebte, zwang ſie jetzt, alle Ausſichten dazu aufzugeben. Nun war die Zeit gekommen, wo ſie den Sinn von mancher frühern Ahnung ihres Gemüthes und die Anwendung der innern Kraft ihres Geiſtes kennen lernte. Eine Welt voll Kampf und Schrekken zeigte ihr ihren Beruf, den ſie in ihrer Sehnſucht nach Wirkſamkeit hinter Kloſtermauern geſucht hatte. Alle Bande der Convenienz waren zerriſſen, die Würde ihres Geſchlechtes leitete ſie allein; an die Stelle beſonnener Höflichkeit, der letzten Modification, in welcher ſich Menſchenliebe zeigen kann, hatte wieder die werkthätigſte Aufopferung für Andere Platz genommen. Wie die Geſundheit ihrer Kleinen ihr wieder Zeit ließ, arbeitete ſie für das Leinengeräthe der Feldhoſpitäler; ſie beſuchte die Kranken der Nachbarſchaft, die bei dem allgemeinen Umſturz ihre wenigen Wohlthäter großentheils verloren hatten. — Alles, was ſie that, war für Menſchen einer ſchönern Zukunft gethan, denn dieſe, verſtanden in ihrer Dumpfheit ſelten, welchen wichtigen Augenblick ſie jetzt verlebten; aber jeder Tag bildete dennoch ein ſchönes Ganze; denn welche Form auch die Zukunft der Denkart dieſer Leidenden ausdrückte, Theofaniens Einwirkung auf ihr Schickſal war wohlthätig geweſen, und ſo war der Werth jedes Tages für die

Ewigkeit beſtimmt. Czeſinsky beobachtete ſie mit einer Bewunderung, die in Anbetung ausgeſchweift wäre, wenn ihn nicht auf ſeinem Wege derſelbe reine Geiſt der Liebe und des Friedens belebt hätte wie ſie. Selten ließ ihm ſeine Lage zu, ſie zu beſuchen; aber nie ſah er ſie, ohne ihre Stärke, ihre Kindlichkeit durch die Nachrichten, die er ihr brachte, auf neue Proben ſetzen zu müſſen. Wenn die Fortſchritte der republikaniſchen Waffen ihre Hoffnungen belebten, ſo mußten die Opfer, welche die Volkswuth in Warſchau den Geſetzen entriß, ſie mit Entſetzen erfüllen. An dem Tage, da der proviſoriſche Rath in Großpolen zum erſten Mal ſeiner geſetzlichen Gewalt von dem Volke trotzen ließ, ward der Fürſt, in deſſen Dienſten Theoſaniens Vater gelebt hatte, ein Opfer ſeiner Wuth. Sie konnte in dem ſchmachvollen Tode dieſes Greiſes nur die waltende Hand der Nemeſis anbeten, die ſpät, aber furchtbar ein langes Leben voll Ungerechtigkeit rächte. Aber wie ſtill ihr Herz auch die unentfliehbare Göttin feierte, ſo konnte ihre Phantaſie ſich doch nicht gegen das Bild dieſes Mannes waffnen, den ſie von Kindheit an als den Gegenſtand der Verehrung einer ganzen Provinz ſah, und der jetzt unter allgemeinen Flüchen ſeinen Hals dem Stricke darbieten mußte. Ihre Einbildungskraft ſah ihn in dem Glanze ſeines erhabenen Berufs, wie er bei dem ſchönſten Feſte ſeiner Kirche, bei der Feier des heiligen Leibes in vollem Glanze ſeines Prieſterthums unter dem Volke daherſchritt; in einer Jahreszeit, wo jene Gegend mit einer verſchwenderiſchen Fülle von Blumen überſchüttet iſt, trat ſein Fuß auf dem langen Umgange überall auf einen Teppich duftender Blüten. Der Purpurhimmel, den die geſchmückten Diakonen über ihm trugen, ſtrahlte in der heitern Sonne; Weihrauchwolken ſtiegen um ihn auf aus Rauchfäſſern, die von Edelſteinen blitzten; wohin ſein Auge blickte, lag die Menge, ohne Ausnahme des Standes, auf den Knien und betete das Heiligthum an, das ſeine Hände emporhielten — der Prieſter theilte mit ſeinem Gotte die Ehre! — — Und wie ſah ſie jetzt dieſen gefeierten Menſchen? Eine blaſſe erſtorbne Geſtalt, das graue Haar ſträubend und verwirrt, die heiligen Gewande ohne Anſtand über die zitternden Glieder gehangen. — Jetzt zerreißt eine ungeweihte Hand die myſtiſche Binde; das geſchorne Haupt beweiſt die vertilgte Würde, der entweihte Prieſter ſtürzt in Todesfurcht zuſammen, die gaffende Menge jauchzt in glühendem Genuß befriedigter Rache.... O Menſchheit! wiederholten vergebens die Jahrhunderte nach Jahrhunderten, wie unerbittlich das Unrecht ſich ſelbſt lohnt? ſoll auch dieſe ſchreckliche Lehre an dir verloren gehen?..... In ſtiller Hingebung erwartete das einſame Mädchen, was die Zukunft ihr drohte. Die Sache, der ſo gräßliche Opfer gebracht werden mußten, ward ihr ſtets größer und heiliger; aber mit weiblichem Gemüthe wand ſich ihr Blick von ihren Mitteln ab und heftete ſich gläubig an den kleinen Kreis ihrer täglichen Sorgen, ſchwindelnd vor der Verantwortlichkeit ihres Freundes, der in das Schickſal der Nation mit kühner Hand eingriff. Ihre Liebe entwand ſich allen Erdenbanden immer mehr und mehr. Der Mann gehörte keinem Weibe mehr, nicht der Welt mehr, er war ein erwähltes Werkzeug der Gottheit, und ihr ſchönes Loos war es, ihn mit ſanften Banden für die weichern Gefühle des Menſchen wach zu erhalten. So ſchwanden je mehr und mehr Wünſche bei ihr und Furcht, und ihr inneres Leben ward ergebnes Gebet.

In dieſer Stimmung erhielt ſie die Nachricht von ihres Vaters Tode. Seit der Staatsumwälzung in Warſchau hatte ſie keine Kunde von ihm, und ſeit dem fürchterlichen Tode ſeines Beſchützers, des Fürſten * * *, hatte ſie gezittert, etwas von ihm zu hören. Auf welchen Wegen er zu dem ruſſiſchen Corps gekommen war, das bei Zagorow von den Patrioten geſchlagen wurde, erfuhr ſie niemals; aber die Thränen, die ſie um ſeinen Tod weinte, waren ſehr ſüß. Nach einem Leben, ſo voll von verworrenen Leidenſchaften, in einem Zeitpunkte ſo gewaltſamer Thaten war der Tod auf dem Schlachtfelde ein ſanfter Tod, und der ſeine war noch von Umſtänden begleitet, die ſeiner Tochter Herzen wohlthaten. Er ward auf der Wahlſtätte vor Zagorow von einem polniſchen Offizier erkannt, der ſein Verwandter und früherer Gaſtfreund war. Der Kampf für das Vaterland hatte in ihm jede Perſönlichkeit verwiſcht, und der niedergeworfene Feind foderte darum noch lauter ſein Mitleid auf, weil er ſein perſönlicher Freund war. Er ließ den Sterbenden in das nächſte Dorf bringen und eilte nach dem Gefecht zu ihm, um ſeinen letzten Willen zu vernehmen. Er fand ihn im Gebet mit einem Prieſter, in der gleichgültigen Erwartung des Todes, welche die letzten Momente abgeſtumpfter Menſchen oft zu einem Räthſel machen. Bei ſeines Siegers Frage nach ſeinen Verfügungen über ſeine Kinder, ſagte er mit dumpfer Ruhe: ich weiß, daß ſie bei ihrer ältern Schweſter ſind — ihre Frömmigkeit wird ſie ſchützen, und ihr Edelmuth für ſie ſorgen. Wollen Sie meiner Seele Frieden verſchaffen, ſo melden Sie ihr meinen Tod, und ich bäte, daß ſie für mich beten laſſe; ſie iſt katholiſch im Herzen und thut es gewiß. Sonſt habe ich nichts zu ſagen. Ihre tolle Unternehmung tilgt meine Schulden, denn Ihr neuer Staat wird meine Schuldbriefe nicht ehren. Hier belebte ſeine ſchlaffen Züge eine flüchtige Bitterkeit, und er ſetzte hinzu: Ihre Menſchenliebe erkenne ich, aber Ihres Sieges lache ich; wie könnt' Ihr Schwärmer doch glauben, aus ſolchen verkauften und feilen Elenden, wie wir ſind, eine freie Nation zu bilden? — — Hinweg von dieſer Scene! — Theofanie ſchloß ihre beiden Geſchwiſter feurig an ihren Buſen: nun ſeid Ihr ganz mein! rief ſie; arme Verlaßne! Euch gab mir das Zutrauen eines Unglücklichen, [illegible] an keinen Menſchen mehr glaubte als an mich. Euer Leben ſoll Gebet ſein für ſeinen Frieden, Eure Tugend Verſöhnung ſeines Irrthums.

Ihre häusliche Lage war beſchränkt; aus Schleſien hatte ſie keine Gelder gefodert, weil ſie von einem Augenblicke zum andern hoffte, den Weg dahin antreten zu können, und der Verkehr jetzt durch die feindlichen Armeen unſicher war; der proviſoriſche Rath hatte ihr für ihre Geſchwiſter eine Summe aus des Grafen Verlaſſenſchaft verabfolgen laſſen, weil er wünſchte, dieſe Verwaiſten die Schuld ihres Großvaters ſo wenig wie möglich tragen zu laſſen. Mit frommer Gewiſſenhaftigkeit verwaltete ſie dieſen kleinen Schatz für die geliebten Pfleglinge und eilte dagegen, bereitwillig ihres unglücklichen Vaters Wünſche zu befriedigen, einen Ring von dem Schmuck ihrer Mutter zu verkaufen und von dem Erlöß Meſſen für den Verſtorbenen zu ſtiften. Theofanie ging vor dem erſten Strahl der Sonne in den hohen Dom; — dieſe Stunde hatte ſie zum Gebete beſtimmt; — die ganze Stadt ruhte noch in tiefem Schlummer, die Wellen des Fluſſes ſpielten um den Steindamm, und in ihr Plätſchern tönte vom nahen Hügel der Frühgeſang einzelner Vögel, die in dem wilden Geſträuche niſteten, das aus dem alten Gemäuer des Jagellonenſchloſſes emporwuchs. Mit dem tiefen Gefühl von der erhabnen Dauer der Schöpfung und des ewigen Wandels des Geſchaffnen blickte Theofanie von jenen Trümmern zu der Glut der aufſteigenden Morgenröthe und trat in die Stille des Tempels. Einzelne Betende, welche frühe Sorge aufgeweckt haben mochte, lagen vor dem Altar auf ihrem Angeſicht. Allerfüllend wie das Licht, das, ſtets mittheilend, nie verarmt, gewährte ihnen das göttliche Geheimniß den Troſt, den ſie bedurften, ohne unwirkſamer zu werden für die Leiden, die es zu mildern ausgeſprochen ward. In dieſem hohen Dome, bei dieſem Kerzenſchein, der, im Glanze des erſten Sonnenſtrahls demüthig erlöſchend, die Majeſtät Gottes durch ſeine Nichtigkeit pries, zwiſchen dieſen Betenden, die ſie nicht kannte, vor dieſem Prieſter, der nicht wußte, daß es ihr Vater ſei, für deſſen unſterblichen Theil er betete, fühlte ſie ihre Vereinzelung verſchwinden — ſie war vor Gott und unter Brüdern

Die Gefahr für die treue Hauptſtadt der Provinz kam immer näher. Czeſinsky entbehrte der nächtlichen Ruhe, um, nach beendigten Geſchäften im Lager, ein Paar Stunden der Nacht ſeiner Freundin zu weihen. Die weiten Sonnenbogen gaben jetzt jener Gegend die langen Tage, die der Süden nicht kennt, die Abenddämmerung, die ſich mit der Morgenröthe vermählt. Wenn Theofanie ihren Freund empfing, hatte ſie ihre Kleinen ſchon zur Ruhe gelegt; ſie hatte ihre kleine Haushaltung beſtellt, ihre Anordnungen auf den nächſten Tag gemacht und eilte nun unter das Sternengezelt, um dort in dem Anblicke des Unermeßlichen den kleinen Raum voll Tod und Leiden, durch den ihr Pfad führte, im Lichte der Wahrheit zu ſehen. Weder Theofanie noch ihr Freund waren auf dem Wege der Wiſſenſchaft zu der Anſicht der Welt gekommen, die ihnen wahr und troſtvoll ſchien. Wie das Thier der Einöde den Trieb, den die Natur ihm gab, unirrend kennt und bei dem ſengenden Strahl der Sonnenhöhe die erfriſchenden Blätter ſaurer Pflanzen aufſucht, wie die wilde Taube ihren Jungen die weichſten Körner ins Neſt trägt, ſchöpften ſie Erkenntniß aus den Händen der guten Pflegerin, die ſie in jedem ihrer herrlichen Werke den Menſchen darbietet, daß er gedeihe und empor ſich richte zum Himmel. Theofanie unter den Feſſeln herzloſer Convenienz, und Demetri auf den ſtürmiſchen Wogen des Unglücks, waren Beide durch das Gefühl zu der Liebe Gottes gekommen, welche höher iſt als alle Vernunft, — ſo drückt ein frommer Spruch ſich aus, und reinere Erkenntniß geht noch weiter und ſindet, daß die wahre Liebe und die wahre Vernunft nur Eins iſt.

Längs den Ufern des ſchönen Fluſſes, wo er die Stadt beſpült hat, führte der abendliche Gang die Freunde durch die halbverfallnen Mauern des königlichen Schloſſes, das die letzten Kriege zerſtörten, und das ſeitdem, wie das ganze Reich und das ganze Volk, als ein Denkmal geſunkener Größe daſteht. Zwiſchen den mächtigen Strebepfeilern der ungeheuern Mauern haben heimloſe Arme eine Wand von lockeren Steinen errichtet, die Ritzen mit Moos verſtopft und ſo ihre elende Wohnung gegründet. Der Rauch ihres Herdes ſchwärzt die hohen Fenſterkreuze, beſchmuzt die geſchnitzten Frieſe und ſticht widrig gegen die zarten Mooſe ab, mit der die allbelebende Natur die langſame Zerſtörung der Zeit auf allen Geſteinen bekleidet. Auf den großen öden Höfen weiden die Kühe der neuen Bewohner das ſpärliche Gras ab, bis die ſinkende Sonne über ihnen ein Heer froher Schwalben in ihre Heimath zurückruft, die einige Ellen höher ihre Neſter gleich den ſorgenvollern Erdenſöhnen an die Mauern geklebt haben. Bald verbirgt ſich das Geſtirn des Tages, der arme Menſch verſchließt ſich in den ſchweren Dunſt ſeiner Hütte, die freie Schwalbe ſchläft ihren leichten Schlummer im luftigen Bettchen, und nun flattert aus den oberſten Zinnen ein Heer von Dohlen hervor, das mit heiſerm Geſchrei auf den ekeln Raub ausgeht. Schweigend gingen die Freunde über den ſteinigen Weg durch die öden Hallen, durch die verwachſenen hohen Einfahrten auf den Hügel zu, wo die alten Fürſten des

Landes, die großen Jagellonen einſt hauſten. Einzeln ſtehen hier noch zwei runde Thürme, die eine verfallne Mauer verbindet; weiterhin bezeichnen dürre Erdhügel, auf denen blaue Cichorien und blaſſe Scabioſen in der Abendluft nickten, ihre weitere Richtung den Fluß hinab; jenſeits lag die große Stadt zu ihren Füßen; — die weißen Mauern der kalviniſchen Kirche, die im letzten Kriege verwüſtet ward, ſtanden wie große Geſpenſter aus dem grauen Dufte empor, der die Dächer umwallte; ihnen gegenüber, wo der Fluß aus dem ſchönen Thal herſtrömt, ſchimmerte die letzte Abendröthe durch die verfallnen Fenſter des Radziwil'ſchen Palaſtes. Theofanie ſetzte ſich unter Eibiſchbüſchen auf die verfallne Mauer und blickte in dieſes ahnungsvolle Schauſpiel, wo vergangne Zerſtörung den künftigen Untergang weiſſagte. Demetri ging gegen die Oſtſeite des Hügels und blickte ſinnend in die Ferne, in der Theofanie bei zunehmender Dämmerung mehrere Feuer auflodern ſah. Was iſt das? rief ſie beſtürzt; ſind das Hülfstruppen? — „Es ſind ruſſiſche Vorpoſten," antwortete Demetri und trat zu ihr, wie Einer, der nun den Eingang ſeiner ſchweren Rede gefunden hat, „unſer Schickſal muß ſich in wenigen Tagen entſcheiden, und dieſes iſt wahrſcheinlich das letzte Mal, daß Ihr Freund Sie vor dieſem großen Zeitpunkte ſieht." Er hielt ihre Hand und erwartete ſorgend die Wirkung, welche dieſe Nachricht auf die Geliebte machen würde. Theofanie blickte ernſt in ſein Angeſicht; eine merkliche Bläſſe ſchlich über ihre Züge, ſie athmete ſchwerer; — jetzt ſchaute ſie aber gen Himmel, wo das Siebengeſtirn in Oſten im reinen Glanze über den mühevollen Erdball hinglitt; eine heilige Freude glänzte in ihrem Auge, und ſie ſprach: ſo kämpfe für Freiheit und Recht hier — ſie ſtreckte ihre Hand über das Schattenbild der Erde — oder dort — ihr Arm hob ſich zu dem Himmelsgewölbe auf — wirſt du Freiheit finden, und hier und dort — — hier am Grabesrande, hier auf den Trümmern der Vergangenheit ſpreche ich das Wort zum erſten und letzten Mal aus — hier und dort bleibt Dir meine Liebe. — Demetri ſank auf ſeine Knie und drückte ſeine Lippen auf ihre Hand; Beide ſchwiegen. Dann ſtand der ſtarke Mann auf und ſprach: ich habe mich Dir und dem Vaterlande und der Tugend nochmals geweiht, alle drei ſind Eines, ſind ewig, und mein Daſein ſtirbt nicht.

Nun redeten ſie ab, was Theofanie für ihre perſönliche Sicherheit thun ſollte. Ihre muthige Liebe vergaß ſogar nicht, das Schrecklichſte zu berechnen. Die Seite der Stadt, wo Theofanie wohnte, war der Lage nach die unbedrohteſte; ſollte das Geſchütz der Belagerer dennoch dahin reichen, ſo ſollte ſie mit ihren Geſchwiſtern ein kleines Gewölbe in den untern Ruinen beziehen, das Demetri ſchon lange kannte und für ſie in Bereitſchaft zu ſetzen, ins geheim veranſtaltet hatte. Wenn die nächſten Tage Demetri's Laufbahn endigten, ſollte ſie, ſobald die Stadt durch Sieg oder Übergabe offen ſei, mit ihren Geſchwiſtern nach Schleſien abgehen; er verſprach ihr, den folgenden Morgen einen alten Prieſter zu ſenden, der ihm herzlich zugethan ſei, weil er ihn vor zwei Jahren bei Dubienka vor der Wuth der Ruſſen gerettet hatte. Der Mann war in frühern Jahren in Deutſchland gereiſt; ſein Alter, ſein Stand eigneten ihn zum Begleiter eines jungen Mädchens. — Sie ſaßen Hand in Hand; ihre Reden waren kurz, ihre Stimme leiſe und ohne Ausdruck; es waren zwei Geiſter, die jenſeits der Hoffnung und des Schmerzes, — die über einem allgemeinen Grabe ſich beſprachen; ihre verſchlungnen Hände wurden kälter und kälter; ihre Herzen ſchlugen bänger und bänger, — ſie ſchwiegen, — denn die Rede iſt menſchlich und hätte mit dem nächſten Worte ihre übermenſchliche Faſſung niedergeſtürzt. Nach einer langen Pauſe zog Czeſinsky einen Brief aus dem Buſen: er iſt an meines Kindes Mutter, ſagte er feſter, ich glaube, ſie wird Ihnen meine Tochter zur Erziehung geben. Dieſes Bild, — er löſte die goldne Kette vom Halſe, an der das Bild unſrer Frau zu Kaſan hing, das ſeine Mutter aus ihrem Vaterlande mitnahm und ihm gab, als er Candia verließ, — dieſes Bild kann nur an Deiner Bruſt ruhen, wenn dieſe kalt iſt, — laß es einſt meiner Tochter und ſag' ihr, woher es kam. — — Hier brach Theofaniens Herz, ſie verhüllte das Geſicht, der Schmerz überwältigte ſie. Czeſinsky faßte ſie ſanft, aber gefaßt in die Arme und richtete ihr Geſicht mit ſeiner Hand auf: Hoffſt Du nicht mehr, ſüße Freundin? iſt uns denn nicht Freiheit gewiß, hier oder dort? ſind wir nicht vereint hier und dort? Sieh dieſen Augenblick des Lebens; — in dieſem Moment ſank ein glänzendes Meteor mit Blitzesſchnelle von einem Stern herab, wie in warmen Sommernächten oft geſchieht; Czeſinsky's Auge, das auf den Himmel gerichtet war, erblickte es... Sieh dieſes Nichts! dort ſank vielleicht eben eine Welt in den Schoos ihres Gottes, — er nimmt uns ja auch auf! Theofanie ermannte ſich, — ich hoffe, rief ſie, und hob ihre Hände betend empor, geh, wohin das Vaterland Dich ruft, ich will Deiner würdig ſein.

Sie gingen nun ſchweigend zurück. An der Thür faßte Czeſinsky noch einmal die Hand ſeiner Freundin und blickte in ihr Auge; er ſchien ſprechen zu wollen; er ſchien mit ſich zu kämpfen; dann legte er ſeine Hand auf ihr Haupt und ſagte, wie zu ſich ſelbſt redend: Nein! in jener Welt! — Theofanie zitterte; ſo ſegnete mich Amadeus, rief ſie ſchaudernd und zog des Freundes Hand von ihrer Stirne weg. — Er ging aber nicht zum ſchönen lebendigen Kampf um Freiheit und Recht. Hoffe und liebe! — und mit dieſen Worten ſchwang ſich Demetri auf ſein Pferd und verſchwand.

Theofanie brachte die Nacht ſchlaflos, aber auch thränenlos neben dem Lager ihrer ſanft ſchlummernden Kinder zu. Noch vor Tage kam Iwan, der alte Prieſter. Sein klares blaues Auge, ſeine hohe offne Stirn ſprachen Ruhe und Güte aus. „Ich wär' lieber bei meinem Sohne Demetri geblieben,“ ſagte er und begrüßte ſie mit dem Zeichen des Kreuzes; „aber ſein Befehl, Ihnen anzugehören, iſt mir heilig.“ Auf Theofaniens Frage: was man von dem heutigen Tage hoffe; antwortete er mit Zuverſicht: den Sieg der gerechten Sache! Was aber geſchehe, meine Tochter, wir wollen die Fügung Gottes darin finden.

Der Donner des Geſchützes begann und dauerte den ganzen Tag; die Gaſſen waren leer, oder mit ängſtlicher Eile flohen ſchweigend die Bürger in die Kirchen, um zu beten oder in dem Hauſe des Herrn der Schlachten Gefahr weniger zu fürchten. Einzelne Abtheilungen von Soldaten zogen vorbei, um die Poſten der Feſtungswerke zu beſetzen. Gegen Mittag kam eine Proceſſion von der Kirche des heiligen Caſimir; ſie trug das Bild dieſes Schutzheiligen der Stadt in feierlichem Zuge; die Prieſter folgten; die Magie des Glaubens gab den Furchtſamſten Muth; die Mütter drückten ihre Säuglinge an ihre Bruſt und folgten nach; die Greiſe ergriffen ihren Roſenkranz und beteten laut — doch jetzt tönte das fürchterliche Geſchrei der Kämpfenden lauter als vorher; das Geſchütz übertäubte die Hymnen der Prieſter; ein Paar Kanonenkugeln verirrten ſich bis in die Nähe dieſes Quartiers, das am weiteſten vom Kampfplatz entfernt war. Die erſchrockenen Prieſter retteten ihr Heiligthum in den nahen Dom, die Betenden entflohen, und Theofanie, die dieſes Alles vom Fenſter mit angeſehen hatte, konnte nun wieder, von nichts Äußerm geſtört, auf jeden Schuß horchen und mit jedem Schuß ihres Freundes Bruſt bluten ſehen. Gegen den Abend liefen einzelne Soldaten mit dem Geſchrei, daß die Verſchanzungen geſtürmt würden, über die Straßen. Theofanie erblaßte. Den ganzen Tag hatte ſie die Kinder mit ſchweigender Sorgfalt beſchäftigt, gepflegt, geliebkoſ't. Man ſah, daß in ihr eine zweite Seele ſtets ſann, Alles um ſich zu erfreuen, aber ihre eigentliche Lebensſeele war abweſend, denn ſie hörte nicht; ihre Vorſorge, ihre Liebesdienſte waren mit den äußern Umſtänden nicht im Einklange. Sie war blaß; ihr ganzes Geſicht drückte nur das Geſchäft ihres Gehörs aus, das dem Gefecht folgte; ſie war kalt wie eine Todte und ſchien es nicht zu fühlen, wie der kleine Caſimir ihre Hände an ſeine Bruſt verſteckte und rief. Du frierſt, ich will Dich wärmen wie meinen Vogel, der vor dem Sperber zitterte. — Zittre nicht, ſagte ſie mit leiſer Stimme, Gott wird ihn ſchützen; bete für ihn. — Der Knabe ſah ſie befremdend an, — für wen ſoll ich beten, Vater? fragte er Iwan, der ihn mitleidig zu ſich zog. — Für alle die armen Vögelchen, denen heute ihr Neſtchen und ihr Hort genommen wird, — komm, Knabe, und bete! — So ſprach der alte Mann, und Thränen zitterten in ſeiner grauen Wimper. — Ja, das iſt es! rief Theofanie, die wahrnahm, daß er ſich in einem Winkel des Zimmers auf die Knie niederlaſſen wollte, — das iſt's! Fort zum Dom! Sie ergriff Caſimirs Hand, nahm Natalie auf den Arm und verließ das Haus. Der ehrwürdige Geiſtliche ging vor ihnen her; er wehrte mit ſanften Bitten zur Rechten und Linken die Wehklagenden ab, welche die Angſt jetzt aus den Häuſern trieb, ſowie ſie dieſelbe vorher darin gefeſſelt hatte. Kommt, meine Kinder, betet mit uns! rief er ihnen zu, und ſie folgten ihm, als habe der Entſchluß allein, ihr Weh an des Höchſten Thron niederzulegen, ihren Pfad erhellt.

Der Dom war voller Menſchen; die Menge betete; die Prieſter ſangen die Veſper; aber das Rollen des Geſchützes war lauter als ihre Stimmen. Theofanie lag am Boden vor dem erſten Altar neben der Pforte, wo ein Gemälde die Mutter des Herrn darſtellt, der

Nikodemus nach der Grablegung die Dornenkrone bringt; ſie hatte Nataliens kleine Hände in die ihrigen gefaltet, und das Kind lächelte vertrauensvoll in ihr betendes Auge. Ein neues Geſchrei von außen traf ihr Ohr; einzelne Soldaten traten vom Fluſſe her in die Kirchpforte; ihnen folgte ein Haufen, der eine Bahre trug, von kreuzweis gelegten Flinten gebildet; ein Officier lag, dem Anſchein nach entſeelt, halb auf ihr, halb in den Armen ſeiner Gefährten. Theofanie ſah ſein Geſicht nicht, aber eine furchtbare Gewißheit bemächtigte ſich ihres Geiſtes; ſie ſtand langſam von den Altarſtufen auf und ſchritt auf den Zug zu, der zwiſchen den beiden Kirchenthüren, die ihnen den nächſten Weg darboten, ausruhend ſtill ſtand. Jetzt erblickte das Mädchen ihres Freundes Antlitz, wie es über die Schulter eines Soldaten zurücklehnte; ſie ſchrie nicht, ſie ſank nicht; ein Seufzer, den erſtickt und doch allergreifend ihre Bruſt ausſtieß, rollte wie eines Sterbenden Ächzen über die Häupter der Menge, die ſich herzudrängte. Sie legte beide Hände über ihre Stirn, als wollte ſie ihr Auge dem fürchterlichen Schauſpiel verſchließen. Indeß hatte ſich Iwan genaht; — in dem Greiſe ſprach nur menſchlicher Schmerz, er rief laut: O mein Wohlthäter! und ſank neben Czeſinsky auf die Kniee. Alles ſchwieg. — — Keiner fragte nach der Bedeutung, Jeder verſtand den Jammer. Franzuſzeck war ſeiner Herrſchaft gefolgt; er hielt Caſimir an der Hand, der auf die Zehen trat, um des todten Mannes Geſicht zu ſehen; ein fremder Bürger hatte Natalie auf den Arm genommen, die ängſtlich nach der Schweſter verlangte, und jetzt ihre kleinen Arme um Theofaniens Hals legte. Dieſe Berührung brachte ſie zu ſich. Als bemühe ſie ſich, Wirklichkeit von Täuſchung zu unterſcheiden, durchlief ihr Blick die Scene um ſie her; — indem machten die Soldaten eine Bewegung, weiter zu gehen; — ſchnell nahm ſie Natalie dem Fremden ab und ſchritt neben der Bahre her; an der Kirchthüre ſchienen die Träger gegen ihre Wohnung zu gehen, ſie winkte ihnen aber mit ſtarrer weißer Hand und führte ſie auf das zerſtörte Schloß zu. Ein kleiner Haufe folgte ihnen, über dieſes befremdliche Schauſpiel die draußen überhandnehmende Gefahr vergeſſend. Iwan und Franzuſzeck blieben ihr zur Seite. Am Eingange des kleinen verſchloßnen Gewölbes ſtand ſie betroffen ſtill; aber der alte Knecht zog einen Schlüſſel hervor, und der Verwundete fand in dieſem dunkeln Zufluchtsorte ein Lager und anderes nothwendiges Hausgeräthe, das ſeine Sorgfalt für ſeine Freundin hatte dahin ſchaffen laſſen. Iwan drängte ſich nun heran; ſeine Muthloſigkeit ſchien einer ſonderbaren Ruhe Platz gemacht zu haben; er half mit geſchickter Vorſicht den Verwundeten auf das Ruhebett legen; ein Wundarzt war von einem der Begleiter herbeigerufen und wandte nun die erfoderlichen Mittel gegen die Ohnmacht des Leidenden an. Iwan hatte Theofanien mit Bitten und Winken entfernen wollen; ſie ſchien aber gar nicht auf ihn zu achten, ſondern hielt ihres Freundes Nacken umfaßt, und ſein ſchweres Haupt ruhte auf ihrer Bruſt. Der Wundarzt hatte alle müßigen Zuſchauer fortgewieſen; Franzuſzeck ſaß weinend in einem Winkel und hatte den beiden Kindern ſeinen Roſenkranz und Amulet zum Spielen gegeben, indeß er, den Roſenkranz noch immer haltend, leiſe betete.

Jetzt kehrte Czeſinsky's Leben zurück. Seine Blicke irrten langſam und träumend umher, bis Theofaniens gewaltſam bekämpfter Schmerz ſeine Aufmerkſamkeit beſtimmte, und ſein ſchweres Auge ſie erkannte, die bei der Rückkehr ſeines Lebens Thränen für ihr Unglück gefunden hatte. Ein ſanftes Lächeln, wie bei eines Engels Erſcheinung, flatterte über ſein blaſſes Geſicht; er ſuchte ſeine Hand auf ihren unterſtützenden Arm zu legen und ſagte leiſe: mir ſollte jene Freiheit werden, — mögen meine Brüder ſich die andere erkämpfen! —

Der Wundarzt that, was möglich war, um ſeine Leiden zu lindern, denn ſein Leben war verwirkt; eine tiefe Bajonnetwunde in der Bruſt machte jede Hülfe unmöglich. Czeſinsky wußte es und bat ihn, alle ſeine Kunſt nur dahin anzuwenden, ihm die wenigen Stunden ſeines Lebens einen heitern Geiſt zu erhalten. Theofanie hatte die Nothwendigkeit nun in ihrem ganzen grauſenvollen Umfange aufgefaßt; ſie erblickte noch nirgends Zuſammenhang mit der Möglichkeit, ſie zu ertragen; aber durch der Qualen Sturm in ihrer Seele tönte eine leiſe Stimme: Glaube, bis du Gott verſtehſt.

Indeß verkündigte das Schweigen des Geſchützes, daß der Kampf in dem Lager beendigt ſei. Czeſinsky nahm es wahr und bat um Nachricht. Der Stadtcommandant erſchien ſogleich ſelbſt; er bezeugte ſeinen Schmerz über des tapfern Oberſten Zuſtand und meldete, daß die polniſchen Truppen glücklich durch die

Feinde gebrochen und auf einem ruhigen Rückzuge nach Solenike begriffen wären; daß die Stadt aber ſchon allenthalben eingeſchoſſen, und, wie Überläufer meldeten, morgen ein Bombardement zu erwarten ſei. Czeſinsky ſammelte alle ſeine Kräfte, um durch ſeinen Rath ſeiner Sache noch zu dienen, und die Todesſchwäche, die auf ihm laſtete, machte einige Augenblicke einer himmliſchen Zuverſicht Platz, mit welcher er Sieg verſprach, Sieg in dieſem Kampfe, und Sieg der Freiheit und des Rechts. Sein Geiſt theilte ſich den wackern Kriegern mit, die um ihn ſtanden; ſie verließen ihn mit Zuverſicht, der Mutter des Gelingens. Der Commandant ließ eine Wache an dem Eingange des Gewölbes, die bei dem Drange der folgenden Tage ſehr nothwendig war, um den Freunden ihre Zuflucht ungetheilt zu erhalten.

Ein furchtbarer Contraſt der Außenwelt und des kleinen Raums, den dieſes Gewölbe einſchloß, fand nun ſtatt. Gleich nach dem Abzuge der polniſchen Armee aus dem verſchanzten Lager, welches mit gleichem Muth und Hartnäckigkeit vertheidigt und angegriffen ward, hatten die Ruſſen die Stadt eingeſchloſſen und griffen ſie mit Lebhaftigkeit an. Schon in der erſten Nacht loderten die Vorſtädte in Flammen auf. Heulend retteten ſich die elenden Einwohner in die Stadt und ſuchten in den halb verfallnen Paläſten, voriger Zerſtörungen Denkmal, ein Obdach. Der Dom, alle Gewölbe, alle Keller des verwüſteten Schloſſes wurden von Flüchtlingen und Habſeligkeiten angefüllt. Das Geſchrei der Menſchen, das Ziſchen der Flammen, die der Morgenwind weit umhertrieb, ward bald von dem Donner der Kanonen übertäubt und trieb vom Morgen an jedes lebende Weſen zu einem Schlupfwinkel hin. Nur noch Krieger ſah man von Poſten zu Poſten eilen, und Verwundete, die winſelnd den Kugeln aus dem Wege getragen wurden. Der Muth der Belagerten vernichtete die Angriffe der Feinde, und dem ſchreckensvollen Tage, der nichts entſchied, folgte eine grauenvolle Nacht. Jetzt ſchwieg das feindliche Geſchütz und ließ dem Jammer ſeine Stimme, der laut an das ſtille Himmelszelt ſchlug. Klar und glänzend rollten die hohen Geſtirne über die Welt voll Elend, gleich als wenn ſie von ihrer Höhe den Zuſammenhang der Dinge überſchauten, indeß unſer Herz über ihre Verwirrung bluten muß. Muthig gingen die Belagerten den neuen Angriffen entgegen; der Bürger empfahl Weib und Kind ſeinem Heiligen und drang auf die Wälle zum gefährlichſten Dienſt; ſelbſt die Menſchen, denen Jahrhunderte grauſamer Erniedrigung die Seele geknickt hatten, die verachteten Juden ſelbſt ahnten eine Wiedergeburt und ergriffen das Schwert. Mit unerhörter Wuth drangen die Ruſſen aufs neue heran; die alten Gebäude wankten unter den zerſchmetternden Kugeln; in den morſchen, leicht zuſammenſtürzenden Holzhütten machte ſich die verwüſtende Flamme des ärmlichen Herdes bald Luft, und Rauchwolken dampften aus dem ſchwarzen Schutte empor.

Mitten in dieſem Gräuel herrſchte Stille des Todes in dem kleinen Gewölbe, in dem Czeſinsky die ernſte Stunde erwartete. Zwiſchen mattem Schlummer und lichten Momenten, in denen ſeine Seele, ſchon dem

Staube entnommen, in prophetiſcher Begeiſterung ſprach, ging die Zeit hin. Er ſchien ſein Schickſal zu genießen, denn es hatte ihn mit ſeiner Freundin vereint. Ich kaufte dieſe Seligkeit theuer, ſagte er, als Theofanie, ſeine Hand an ihren Mund gedrückt, an ſeinem Lager kniete; aber ſie ward mir! ich kannte jedes größte Glück … Sieg und Liebe! mein Vaterland wird meiner gedenken, und in Deinem Herzen werde ich leben. — Ein anderes Mal fragte er ſeine Freundin nach einer Verfügung, die Caſimirs Erziehung betraf. Er bat ſie, ihn in den Jahren, die Männeraufſicht erfoderten, wo möglich in Polen erziehen zu laſſen. Er unterrichtete ſie noch von den Wegen, die ſie nehmen müſſe, um dem Knaben ſeiner Mutter Erbtheil zu ſichern; und als öffnete ſich eine ſpäte Zukunft ſeinem Blick, ſprach er von der Zeit, wo Caſimir als Bürger eines wiedergebornen Volkes in ſeinem Vaterlande leben würde. So lange ſeine Kindheit dauert, verlaß Dein Landleben nicht! Dich umfängt eine ſchöne Natur, und überall in dieſer Natur bin ich. — Theofanie ſank überwältigt an ſeine Bruſt; ſein Mund fand den ihrigen, und er drückte ſie zum erſten Mal in dieſem Leben mit der letzten Kraft dieſes Lebens an ſeine Bruſt. Ihre Beſinnung kehrte zurück; aber er war ohnmächtig niedergeſunken. O meine ſüße Freundin! ſagte er ermattet, wie ſein Bewußtſein zurückkehrte, wär' ich doch jetzt hinübergeſchwunden! dieſe Seligkeit hatte ich mir im Leben verſagt; ich fürchtete, meine Sinne würden ſie nicht ertragen. — Ich hatte recht! meine Sinne erſtarben in dem nahen Tode, und ſo überwältigte ſie faſt das irdiſche Leben.

Am zweiten Tage ſchlummerte er viel. Iwan, der in ſich die Sorgfalt mehrerer Menſchen zu vereinigen ſchien, um die Kinder zu pflegen und den Kranken mit allen Bedürfniſſen zu verſehen, hatte jeden freien Augenblick benutzt, um zu den Füßen ſeines Wohlthäters zu beten. Jetzt bemerkte er, daß Czeſinsky die Berichte über den Fortgang der Belagerung, die ihm der Commandant von Stunde zu Stunde abſtatten ließ, kaum mehr vernahm, und eine ſchmerzliche Unruhe ſchien ſich ſeiner zu bemächtigen. Eine Arznei hatte eben den Kranken ermuntert; er bat Theofanien, die Kinder an ſein Bett zu führen, und küßte ſie beide, fragte nach ſeinem Schwert, das ſich auch vorfand, und ſchenkte es dem Knaben; dann nahm er Theofaniens Hand und legte ſie auf Nataliens Haupt, dann auf ihre Bruſt, ohne zu ſprechen. Nun konnte ſich Iwan nicht länger halten, er fiel auf ſeine Knie und flehte: ſein Herr möchte die Wohlthaten der Kirche nicht verſchmähen! — Kannſt Du das von mir denken, guter Vater? ſprach Czeſinsky freundlich, indem er den Kindern fortwinkte; komm! ich rettete Dir einſt ein kurzes, mühevolles Leben, weihe Du mich in ein ſchöneres ein. — Theofaniens Faſſung ward je mehr und mehr geſpannt; ſie erhielt mühſam ihre Ruhe, ſo lange die heilige Handlung dauerte, während welcher alle Anweſende, von Wehmuth niedergeworfen, laut klagten. Iwan hatte jetzt den Sterbenden geſegnet; er wand ſich zu den Kindern hin und ſprach feierlich: dieſen weihte ich zum Tode ein, dem ſchönen, den er kämpfte für Vaterland und Freiheit; Euch weih' ich zum Kampfe. Geht und ſtreitet, wie er, und Ihr werdet im Tode lächeln, wie er lächelt. In dieſem Augenblick trat ein Officier ins Zimmer und rief: Sieg! Sieg! Wielhursky's Reiter ſind in der Stadt, die Ruſſen fliehen gegen Saly, wir ſind frei! — Theofanie legte entzückt ihren Arm um Czeſinsky's Hals, ſein Haupt ſank auf ihre Bruſt, und mit dem Gedanken an Sieg überſchritt ſeine Seele die Grenzen des Lebens.

Den folgenden Morgen waren die Thore offen, und die Weſtſeite des Landes von feindlichen Truppen befreit. Theofaniens Schmerz war zu unendlich, um im Endlichen ſich auszuſprechen; ſie war ſtill wie das Grab, das ihren Freund empfing; aber, wie in dem Grabe, wirkte in ihr die allbelebende Natur fort — auf ſeinem Hügel keimten Blumen, und aus ihrem Schmerz ſproßten ſchöne Thaten empor. Sie war bald zur Abreiſe nach Schleſien bereitet. Iwan und der treue Franzuſzeck begleiteten ſie. Bei Demetri's Tode hatte ſie geſchwiegen; an ſeinem Grabe hatte ſie gebetet; wie ſie aber dieſe Stadt verließ, in der ſie alle Tiefen des Elends erſchöpft hatte, dieſe Gegend, für die Demetri's Blut gefloſſen war, da erlag ſie einen Augenblick der menſchlichen Schwäche. Ihre Reiſe war ohne feindſelige Zufälle. Ein Weib mit Kindern, ein Greis — der Geiſt der Menſchlichkeit ſchützt ſie mit ſeinem Schilde; auch der Barbar wird ihr Vertheidiger. Nicht weit von Wartenberg ließ ſich Theofanie die polniſche Grenze zeigen. Sie ſtieg aus und ging in den Wald hinein — die kindiſche Schranke, die des Menſchen Willkür ſetzt! Theofanie badete den Raſen mit ihren Thränen und betrat jetzt zum erſten Mal das Vaterland ihrer Mutter. Bei den Wegen, die ſie nach Czeſinsky's Rath, der den Geſchäftsgang im Auslande bei mancherlei Sendungen ſattſam kennen gelernt hatte, beobachtete, bei den Empfehlungen, die er ihr durch ſeinen Beſchützer, den Grafen * * *, an Mitglieder der Landesregierung verſchafft hatte, ward es ihr ſehr leicht, ihre Geſchäfte in Ordnung zu bringen. Sie fand an ihren Verwandten beſchränkte, aber gute Menſchen, die ihrer Liebenswürdigkeit nicht widerſtehen konnten, und die durch ihr Unglück, wovon ihre Geſtalt ein redendes Bild war, und das Iwan mit der, ſeinen Landsleuten eignen Beredſamkeit ſchilderte, zur Schonung aufgerufen wurden.

Sobald ſie in ihre Güter eingeführt war, bezeigte ſie durch die Achtung und Pünktlichkeit, mit der ſie die lutheriſchen Kirchengebräuche erfüllte, die Verkehrtheit der über ſie verbreiteten Gerüchte. Die Anſtalten, die ſie zum Beſten der Armen machte, die Großmuth, mit der ſie ihren Vortheil aufopferte, um das Schulweſen zu verbeſſern, gewannen ihr die Herzen, und die liebevolle Kindlichkeit in Caſimirs und Nataliens Betragen wurden zwiſchen dem Landvolk und ſeiner Herrſchaft ein Band des Vertrauens.

Der gute Iwan war anfangs ſehr betroffen, wie er wahrnahm, daß Theofanie, die er immer für eine heimliche Rechtgläubige gehalten hatte, jetzt, nun ſie ihr eigner Herr war, alle Abzeichen der römiſchen Kirche vermied. Bei den erſten Äußerungen, die der Alte darüber wagte, legte ſie ihm beſtimmt ihre Verpflichtung gegen den Willen ihrer Eltern dar, ſetzte ihm den Gang, den ſie ſich vorgeſchrieben hatte, auseinander und ſtellte es ihm frei, in weltlicher Kleidung bei ihr zu leben, wozu ſie ihm von ſeinen geiſtlichen Obern alle Dispenſationen verſchaffen würde, oder einen hinreichenden Jahrgehalt in ſeinem Vaterlande zu verzehren. Bliebe er auf ihren Gütern, ſo ſollte er ihr Armenpfleger werden; und da er den Werth der guten Werke wiſſe, würde er in dieſem Geſchäft ſeinen erſten evangeliſchen Beruf finden; gehe er aber nach W . . . a zurück, ſo ſolle er dort eine tägliche Meſſe leſen, die ſie dem Andenken ihres Freundes ſtiften werde. Soweit hatte Theofanie mit Faſſung, ſogar mit einer Art von Trockenheit geſprochen; Jwan hatte unruhig, aber halb mürriſch, zugehört; jetzt erſtarb Theofaniens Stimme in Thränen, und der Alte konnte kaum ſein lautes Weinen verbergen. Er kniete vor dem Mädchen nieder und ſchluchzte: O meine Wohlthäterin! behaltet mich bei Euch! Czeſinsko hat des Himmels Freuden ohne mein Gebet; und fern von Euch, und bei der heiligen Opferung ſelbſt, würde ich fühlen, daß ich meines Herrn letzten Willen brach, indem ich Euch verließ. — Nun blieb er ohne Unruh' und Gewiſſensfurcht. Jeden Sonntag ſandte ſie ihn mit Caſimir in Franzuſzeck's Begleitung in ein zwei Stunden entferntes katholiſches Dorf, die Meſſe zu leſen, gab aber über die Zeit ihres Außenbleibens ſo gemeſſne Befehle, daß dieſe Religionsübung nicht die geringſte Gemeinſchaft mit den Geiſtlichen jenes Ortes nach ſich zog.

Sogleich nach ihrer Ankunft auf ihren Gütern hatte ſie den Brief, den ihr Freund ihr für ſeine Gemahlin hinterließ, ſeinem Beſchützer, dem Grafen * * *, geſandt.

Ihr Herz foderte ſie auf, dieſem Mann, den Demetri kindlich geliebt hatte, die äußern Umriſſe ihres Verhältniſſes mit ſeinem Pflegeſohne zu ſchildern. Demetri hatte ihr geſagt: dieſer Mann lebe in einer Welt, die mit unſern Herzen nichts zu thun hat. Er würde unſre Verbindung voll Enthuſiasmus auffaſſen, denn ſeine ſchöne Seele iſt für alles Gute und Große geſchaffen; aber glauben würde er ſie nicht, ſo lange noch ein Morgen wäre für unſre Liebe! Nun war kein Morgen mehr für dieſe Liebe, als der große, dem kein Abend mehr folgt; und Theofanie erzählte dem Grafen ihre Geſchichte wie eine Sage längſt vergangner Zeiten, deren Wahrheit nur Der bezweifelt, dem ihr Sinn zum Vorwurf ſeiner ſelbſt wird. Vielleicht hatte Demetri ſeinen Pflegevater doch nicht ganz gekannt. Der feurige junge Mann hatte nur kurze Zeit mit dem verworrnen Willen der Menſchen in dem verrätheriſchen Bande ihres geſellſchaftlichen Vereins gekämpft, ſeine Kraft ſtand von Jugend auf im offnen Kriege gegen Macht und Unterdrückung. Er hatte nicht ganz erkannt, wie viel kraftvoller ein Herz ſein muß, das ſelten frei ſchlagend, dennoch ſeine Schnellkraft erhält. Der Graf hatte ſeinen Liebling nicht aus den Augen verloren; auch ſeine Verbindung mit Theofanien war ihm bekannt, aber freilich ſetzte er nicht den Geiſt voraus, der ſie wirklich geknüpft hatte. Demetri's Tod hatte ihn tief gerührt, und der glückliche Fortgang der republikaniſchen Waffen in Großpolen ſchien ihm damals eine große Todtenfeier für ſeinen Frühgefallnen und alle Edeln, die den Tag der Rache nicht erlebten. Die Antwort, welche Theofanie erhielt, gab ihr das ſüße Gefühl, daß Demetri's Geiſt von höhern Sphären aus noch für ſie thätig ſei, und ſeine Hand Bande zwiſchen ihr und der beſſern Menſchheit knüpfe.

Der Graf hatte wenig Mühe, ſeines Pflegeſohns Wünſche, in Rückſicht ſeiner Tochter, zu erfüllen. Eliſabeths Vater ſuchte bei der unglücklichen Wendung, welche die Angelegenheiten der Republik ſehr bald nahmen, den kürzeſten Weg, ſich mit Rußland zu verſöhnen; der Tod ſeines Schwiegerſohns war für dieſen Plan ein ſehr günſtiger Umſtand, denn die Hand der ſchönen Eliſabeth verſchaffte ihm nun einen Beſchützer am ruſſiſchen Hofe, ſowie er ehemals durch ſie Einfluß in die Volksführung hatte gewinnen wollen. Czeſinsky's Tochter blieb eine unangenehme Erinnerung an einen Zeitpunkt, der ſeine Treue gegen Rußland ſtets ins Gedränge brachte; es wurden alſo des Vaters letztem Willen, ſie im Auslande erziehen zu laſſen, gar keine Hinderniſſe in den Weg gelegt.

Mit welchen Empfindungen ſchloß Theofanie dieſes Kind in ihre Arme! Dieſes Wiederaufleben in einem zweiten Weſen, dieſes ſtete Leben in der Zukunft um ſeinetwillen, indeß ſie ganz allein nur der Vergangenheit gehörte; dieſes immer mehr zunehmende Umfangen der ganzen Natur, der ganzen Menſchheit, weil das Selbſt ganz vernichtet iſt, — es ruht ja in des Geliebten Grabe! — Es iſt eine geiſtige Wiedergeburt, aber der Wiedergeborne lebt nicht ſich, er lebt nur Andern; es iſt auch kein Erdenleben mehr, was er lebt, nur der Weg zu der Pforte, die ihn wieder mit der Vergangenheit verbindet.

Das Alles iſt nicht die Geſchichte von wenigen Wochen, es iſt die allmälige Ausbildung von Theofaniens Gemüthe und ihrer Lage, die einen unbeſtimmten Zeitraum einnimmt. Ja, die erſten Monate waren die Fortſchritte auf dieſer Bahn ſehr geſtört, denn das Schickſal von Polen war ein Band, das ſie noch an Wünſche und Hoffnungen feſſelte. Polen ward aus der Reihe der Nationen vertilgt, und Theofanien ſchien es, als wenn Demetri's Grabhügel nun ganz Polen bedeckte. Nur langſam konnte die zerriſſene Pflanze ihres Lebens die Ranken wieder aufrichten, mühſelig Stützen ſuchen für ihre zarten Schlingfäden; aber der Thau des Himmels und der Strahl der Sonne war ihr gegeben wie jedem Gottesgeſchöpf; und je höher ſie ſtieg, je belebender genoß ſie der himmliſchen Stärkung.

So fand Eugenie die edle Polin, als die bairiſchen Truppen im Jahre 1807 in Schleſien lagen. Seit Theofanie Demetri kennen lernte, hatte ſie nie mehr an der Geſchichte ihres Lebens geſchrieben; ihr ſelbſt unbewußt, war es ihr vom erſten Augenblick an nicht mehr möglich, von ſich zu ſprechen, und bald hatte das Verhältniß, in welches ſie zu ihm trat, jedes Bedürfniß nach Mittheilung geſtillt. Eugenie erinnerte ſich ſtets mit Theilnahme der kalten Schwärmerin, wie ſie ſie damals nannte; bei der großen Entfernung und dem Einfluß, den die, ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts dauernden Kriege auf ſie hatten, ſetzte ſie keinen Verkehr mit dem Lande fort, wo ſie nur als Fremde gelebt hatte. Jetzt erlaubte die Ruhe, welche die Truppen in ihren Standquartieren in Schleſien genoſſen, manchem Officier, ſeine Gattin zu ſich zu berufen, und Eugenie eilte in die Arme ihres Gemahls.

Nachdem ſie eine Zeit lang in Breslau zugebracht hatte, nöthigten Dienſtgeſchäfte ihren Gatten zu einer Bereiſung verſchiedener Cantonnements; und ſo kamen ſie eines Abends in ein ſchönes Dorf, wo ſie der Wirth ſogleich auf das Schloß wies, weil es der Befehl der Herrſchaft ſei, ſolche Gäſte ihr zuzuſenden. Dieſe zuvorkommende Gaſtfreiheit oder großmüthige Schonung der Unterthanen flößte Eugenie eine Art Neugier ein, ihre Wirthin kennen zu lernen. Die Leute in der Schenke ſprachen mit enthuſiaſtiſcher Liebe von ihr. Bei ihrer Ankunft auf dem Schloſſe wurden ſie in einen Garten geführt, wo ein alter Mann ſie empfing, der zwei Mädchen, in der erſten Jugendblüte, Unterricht im Zeichnen zu geben ſchien. Mit dem Anſtande eines Hausfreundes entſchuldigte er die Abweſenheit der Frau vom Hauſe, deren Rückkehr man jeden Augenblick erwartete, und lud ſie nach eingenommenen Erfriſchungen zu einem Spaziergang ein. Die Gegend war reizend, und das Betragen der jungen Mädchen machte Eugenien ungeduldig, die Mutter ſolcher holden Kinder zu ſehen. Unvermerkt kamen ſie in einen dunkeln Gang, an deſſen äußerſtem Ende eine wunderbar hervortretende Ausſicht über den Fluß, das gegenüberliegende Dorf und eine lachende Gegend ſie überraſchte. Rund umher waren Sitze angebracht, und Blumentöpfe mit den ſchönſten Pflanzen fingen den hellen Strahl der untergehenden Sonne auf, die gerade zu der in Bogen gewölbten

Öffnung der Mauer hereinfiel. Eugenie ward von einer ſonderbaren Empfindung ergriffen; wie Jemand, in dem eine dunkle Erinnerung lebendig wird. Sie beſann ſich auf den Geruch ſehr ſchöner Nelken, die vor ihr ſtanden, und blickte nach den ſcharfen Strahlen, die durch die wilden Weinranken auf den Boden fielen. Jetzt betrachtete ſie das älteſte der beiden Mädchen, das ſich durch einen erhabnen Wuchs und ernſte ſinnvolle Züge auszeichnete. Das iſt der Lieblingsplatz unſrer Mutter, ſagte dieſes Mädchen, bei dem jede Rede über ihre ſanften Züge den liebevollſten Geiſt ausſprach, — er ſcheint Sie auch anzuziehen? Eugenie wollte eben antworten, als die Jüngere den Gang hinunterflatterte und durch ihren Ausruf die Ankunft der Frau vom Hauſe verkündigte. Natürlich richtete jetzt Eugenie ihre Augen dahin. Mit verbindlicher Eile kam eine noch ſehr ſchöne Frau auf ſie zu, neben ihr ein Jüngling in der Uniform der polniſchen Freiwilligen, mit dem Zeichen der Ehrenlegion decorirt. — Jetzt ſtanden ſie einander gegenüber; aber Eugenie beantwortete die Begrüßung ſehr ſchlecht; eine wunderbare Ahnung zerſtreute ſie. Ihr Gatte fing ein gleichgültiges Geſpräch an, an dem auch die Frau vom Hauſe wenig Theil nahm, ſondern nachſinnend Eugenien betrachtete. Die Spannung dauerte nicht lange; Eugenie nahte ſich ihrer Wirthin und ſprach, ihre Hand herzlich ergreifend: ich muß auf die Gefahr, ungereimt und zudringlich zu ſcheinen, eine Frage thun: kannten Sie in früheren Jahren eine Baierin, Eugenie von **? — Sie ſind es! rief Theofanie, — denn zu ihr hatte der Zufall Eugenien geführt, — und ſank an ihren Buſen, wo ſie lange ſchweigend ruhte, dann aber in ſanfter Rührung aufblickte, — jenſeits des Lethe ſehen wir uns wieder! Sehen Sie! ich bin von lieben Geiſtern umgeben, ſetzte ſie mit wehmüthigem Lächeln hinzu; hier meinen alten Freund Mortan, — denn da Sie mich nicht vergeſſen haben, kennen Sie ihn auch noch, — und hier meinen braven Caſimir, der ſich das Bürgerrecht in ſeinem Vaterlande von neuem erkämpft hat, und dieſe Geliebten, — — ſie hatte dem Jünglinge ihre eine Hand gereicht, die er mit liebeglänzenden Blicken an ſeine Lippen drückte; die Mädchen flogen, da ſie ihnen die andere bot, an ihren Hals, — mehr Aufſchluß gab ſie nicht; aber von dieſem Augenblick an ſchienen die Neuangekommenen zur Familie zu gehören. Eine kindliche Fröhlichkeit belebte die jungen Leute, zu denen ſich der Greis Mortan und der muntere Baier als Kameraden oder Anführer geſellten. Eliſabeth, die jüngſte der Töchter, die den Bruder zu vergöttern ſchien, erzählte Eugenien noch am erſten Abend, daß er, trotz ſeiner großen Jugend, die man ihm bei einer wirklichen Heroengeſtalt doch nicht anſah, unter dem edeln Grafen * * * den Feldzug mitgemacht habe und erſt ſeit zwei Tagen zurückgekehrt ſei. Das holde Kind hatte von ſeiner Abreiſe mit lieblicher Begeiſterung geſprochen; wie ſie aber die Freude bei ſeiner Rückkehr ſchildern wollte, brach ſie in einen Strom von Thränen aus, die ſie verſchämt an Eugeniens Buſen verbarg. Dieſe hielt ihre Wirthin für Witwe und die liebenswürdigen jungen Leute für ihre Kinder; ſie hatte Theofaniens ſchmerzvollen

Ausdruck, der ſie ganz in das Land der Abgeſchiednen verſetzte, auch nur in Rückſicht ihrer Witwentrauer verſtanden; ſie war alſo ſehr betroffen, wie das holde Kind, das ſie in ihren Armen hielt, ſie vertraulich anſah und ſagte: Sie ſind ja eine alte Bekannte von meiner Schweſter, nicht wahr? Sie lachen mich nicht aus, weil ich vor Freuden weine? — Lebhaft fragte jetzt Eugenie: ob denn die Dame nicht ihre Mutter ſei? Die Antwort des verwunderten Mädchens erregte ihre höchſte Neugier; aber Theofaniens Würde und Heiterkeit legte ihr eine zarte Scheu auf, die Vergangenheit zu berühren. Ihre Seele ſchien wie ein kryſtallklarer See, auf dem das blumige Ufer und der Reihentanz der ewigen Sterne ſich ſpiegeln, aber ſeine Tiefe verbirgt die Trümmern einer untergegangenen Welt; wenn ſeine Wellen am ruhigſten ſind, nimmt der aufmerkſame Beobachter heilige Ruinen am deutlichſten wahr. Nur ſpät, und mehr durch Mortan's Mund und des alten Iwans beredte Dankbarkeit gegen ſeine Wohlthäterin als von Theofanien ſelbſt, erfuhr ſie den Gang eines Schickſals, deſſen Hand, durch alle Saiten der Seele rauſchend, endlich mit einem langen, ſanften Accord in die Harmonie des Weltalls einſtimmte.

IV.

Verſtand kommt nicht vor Jahren.

Eduard an ſeine Stiefmutter.

Im Frühjahr 1780.

Wenn Ihre Frage wirklich ſo ernſthaft iſt, mütterliche Freundin, ſo will ich ernſthaft antworten. Ich bin nicht verliebt, aber ich liebe. Verwerfen Sie dieſe Unterſcheidung nicht als ſpitzfindig, ſie iſt einfach und in der Wahrheit gegründet. So lange ich ſie vor meinem Gewiſſen machen kann, iſt es nicht in Gefahr, verletzt zu werden, und ſomit meine Zufriedenheit auch nicht. Zu Ihrer Beruhigung alſo das Hiſtoriſche meiner Verhältniſſe, ohne allen Schmuck.

Wie ich Albert vor zwei Jahren zu Ihnen brachte, wandelte mich eins um das andere bald ein bischen Eiferſucht, bald einige Luſtigkeit an, wenn ich ſah, wie er Aller Herzen ſtahl und in dem meiner vortrefflichen, hochgeehrten Mutter mir beinahe den Platz ſtreitig machte. Ich geſtand es mir unverholen zu, daß er ihn verdiene, ſobald von Verdienſt die Rede ſei, daß er ihm gebühre, wenn gewinnendes Weſen das Recht dazu gäbe; aber ich wollte ihn behaupten, dieſen Platz, den ich erhalten hatte, weil Sie für mich ſorgten, um mich litten, mich ertrugen ſeit zehn Jahren, daß ich Sie

Mutter nannte. Wenn Albert mit ſeiner liebenswürdigen Schwärmerei alle Zartheit Ihrer Empfindungen bewunderte, kam ich mir wie ein großes Wickelkind vor, das kein Glied regen kann; kannte ich doch kaum die Hand, die heimlich über meine naſſen Augen fuhr. Und dabei war mir's, als wüßte ich's doch ebenſo gut wie er, daß Sie ſo ſchön empfänden. Und wenn er dann ſo verklärt auf der Terraſſe neben Ihnen ſaß, in die Abendröthe blickte, und Ihr Beide ſtumm, und doch voll unhörbarer Zwieſprache ſchient, ergriff mich eine kindiſche Luſtigkeit; ich mußte mit den Couſinen den Garten hinunterlaufen, laut jauchzend in die Wette mit den jauchzenden Schwalben, die, vom See heimziehend, über unſern Häuptern einherſegelten. Mir war ſo froh und ſo kräftig; ich war mir meines Werthes und meiner Liebe zu Ihnen ſo vertrauensvoll bewußt, daß mein muthwilliger Spott über Alberts Verzückung ſchnell in der kindlichſten Fröhlichkeit unterging. Du ſüdliche Natur! ſagte dann Albert mit ſeinem ſchwärmenden Blick; und Sie, liebe Mutter, küßten meine Stirn, reichten mir Ihre Hand mit einem ſo liebenden Ausdruck, als wollten Sie mich dadurch für meine Unfähigkeit entſchädigen, ſo begeiſtert in die Wolken zu ſehen. Sie bezeigten mir oft Ihre Verwunderung, wie ein Menſch, der mit mir ganz contraſtirte, mein erwählter Gefährte ſein könnte, und wünſchten mir Glück, eine ſo gute Wahl getroffen zu haben. Sie hatten Recht, theuere Mutter! ich verdanke Albert viel. Seine Erhabenheit hat meiner Rechtlichkeit erſt ſittliche Würde gelehrt; ſein Streben nach dem Urgrund der Dinge hat meinem praktiſchen Wiſſen erſt Seele eingehaucht; ſein überſinnlicher Genuß mein fröhliches Leben vergeiſtigt. Ich habe ſehr Vieles gelernt, indem ich ſehr Vieles, was ich wußte, von neuen Seiten anſah und gleichſam noch einmal entdeckte, indem ich's mit ihm, der mir ſo unähnlich iſt, beſprach. Und ſo unähnlich, wie wir miteinander ſind, hatten wir doch Berührungspunkte, die uns innig vereinten — Natur und Kunſt. Er genoß meine ſorgenſcheuchende Freude; ich ward erhoben durch ſeinen genußreichen Schmerz. Manchmal dachte ich wol: du biſt einundzwanzig Jahr alt, Albert vierundzwanzig, in drei Jahren darfſt du wahrlich kein leichtſinniger Sauſewind mehr ſein, und Albert kein contemplativer Träumer — aber denken, grübeln iſt ja meine Art nicht, und dazu erfuhr ich noch bald einen Umſtand, der mir Alberts Zuſtand hinlänglich zu erklären ſchien. Er entdeckte mir, daß er Bräutigam ſei, daß der ausdrückliche Befehl von dem Vater ſeiner Geliebten ihn zwänge, erſt einen gewiſſen Dienſtrang zu haben, eh' er heirathen dürfe; daß ſeine Braut zugleich Geſchwiſterkind mit ihm ſei und von jeher vor ſeinen Augen erzogen. Wie er mir nun die Braut ſchilderte, und wie er in dem Empyräum ſchwebte, bewies mir freilich, daß er verliebt ſei, und bewahrte mich ſeit zwei Jahren hinlänglich, mich zu verlieben. Wahrlich, die erſten zwei Jahre ſeit meinem ſechzehnten, wo ich zuerſt für die ältliche Gräfin Bandini ſeufzte und dann für eine gute Anzahl von Schönen immer aus treueſtem Herzen und für die Ewigkeit. Das kam ſo: ich wußte wohl, meine Vergaffereien ſeien etwas ſehr Abgeſchmacktes und endlich doch Unwürdiges, ſo unverſehrt mein Herz dabei blieb; aber Alberts Kothurn, wenn ich den je beſtiege, würde mir den Hals brechen; denn das ſah ich deutlich, daß Albert nicht ſoviel Lebenskraft bei ſeinem ſchwärmeriſchen Empfinden aufbrauchte wie ich bei meinem fröhlichen Leben. Wenn wir Beide über einen Gegenſtand herfielen, ſo weihte Albert ſich ihm ganz und hatte alſo für dieſen Einen Gegenſtand alle Kräfte ſeines Weſens zu ſeiner Dispoſition; ich hingegen blieb eigenſinnig bei meinem Alltagsgeſchäfte und übernahm das Erfaßte noch obendrein; da ward ich denn gewaltſam geſpannt durch erzwungene Steigerung der Thätigkeit. Wenn du nun einmal, dachte ich, neben der Reichsgeſchichte und den Pandekten, ſtatt des Krankenwachens, mit dem ich mich gern abgebe, oder ſtatt der phyſikaliſchen Studien, die mir die Nächte koſteten, oder ſonſt dergleichen mir nur als Nebenſache erlaubten Dingen, mit ſo einem zentnerſchweren Herzen voll wirklicher Liebespein umherwallteſt? — Nein! Gott bewahre! —

Albert hatte weder Ruhe noch Raſt, er brachte ſeine Sara mit mir in einen geiſtigen Verkehr. Ich mußte ihr ſchreiben, ſie mußte mir antworten, und er zeigte mir zuweilen Briefe von ihr. Die reife Vernunft des Mädchens verwunderte mich über die Maßen. Ich kannte Alberts excentriſchen Briefſtyl, und der Contraſt ſchien mir bedenklich. Doch glaubte ich, die frühe Familienverbindung müßte die beiden Leute aneinander gewöhnt haben, Alberts ſolide Vorzüge, ſein herrlich reiner Sinn müßte ihr unter dem Anſtrich von Überſpannung klar geworden ſein — ich dachte aber wol überhaupt abermals nicht gar viel, ſondern ließ die Zeit hingehen, als ganz unerwartet Ihr gütiges Vorwort bei unſerm Miniſter mich zum Legationsſecretair in **** machte. Wahrlich, ich theilte Albert dieſe Nachricht mit einer unheimlichen Empfindung mit. Ich ſetzte mich an ſeine Stelle, und da wäre ich toll und böſe und endlich doch unbillig geworden, hätte das Schickſal einen fremden Ritter zu der Dame meiner Gedanken verpflanzt und mich ferner noch an fremde Ufer gekettet. Ich war ein bischen beſtürzt, wie der Mann mir entzückt um den Hals fiel, weil ich nun ſeine Sara in der Nähe bewundern würde. Aufrichtig geſtanden, theure Mutter, — denn Sie ſehen mir doch ins Herz — es regte ſich ein bischen Teufelei in mir, und ich wollte im erſten Moment dieſen übermenſchlichen Liebhaber an die Schlange und das Paradies erinnern; aber ich ſchämte mich vor ſeinem heiligen Vertrauen und nahm mir mit einem Ernſt, der meinem leichten Sinn eine Stunde darauf ſehr geckenhaft ſchien, vor, mein Herz wie meine Pflicht rein zu bewahren.

So kam ich nun nach ****, in der Jahreszeit des jungen Lebens, in den Garten von Deutſchland. Mir war ſo unbeſchreiblich wohl, daß ich ſogar den Depeſchen und Chiffres und den Diners unſers Geſandten muthig entgegenging. Mit Sully's Ausſpruch im Kopfe: daß man zu Geſandten ſtets die ehrenfeſteſten Männer wählen ſollte, und bei dieſem majeſtätiſchen Fluß, dieſen Rebenhügeln und Blütenwäldern ſchrumpft weder Herz noch Kopf ein, dacht' ich und trat fröhlich meine Laufbahn an. Von Albert vielfach angemeldet und mit einer

Menge Briefe verſehen, beſuchte ich ſogleich Sara's Haus. — Was iſt's denn nun mehr, gute Mutter, wenn ich Ihnen ſage, daß ich mir bald eingeſtehen mußte, daß ich Sara liebte, und mir's ernſt und derb wiederholte, und ſo meine Bruſt vor jeder Begier, die gegen das neunte Gebot und gegen meines Lebens Frieden ging, ſtählte und panzerte? Wie Sie mich mit mütterlicher Sorge warnten, da meine Briefe Sara's ſo oft erwähnten, und mich endlich ſo ernſthaft auffoderten, Ihnen zu ſagen, welchen Charakter meine Verbindung mit ihr habe, fand ich's für recht und gut, Ihnen das Alles zu ſagen. Sara iſt Alles, was ihre Briefe verſprachen: tieffühlend, helldenkend, feſthandelnd, ein ſeltner Charakter und eine anmuthige Geſtalt. Sie iſt neunzehn Jahr alt, ihr Äußeres verſpricht deren kaum ſiebzehn, aber ihr Betragen macht ganz unſicher über ihr Alter; es iſt ſo beſtimmt, oft ſo herrſchend, oft ſo kindlich, oft ſo ſorglos, ſtets ſo beſonnen, daß ſie aus Lebenserfahrung Das zu ſein ſcheint, wozu ſie nur der zarte Sinn für das Schöne und Gute gemacht hat. Sie liebt Albert, weil ſie ihn, ſo lange ſie denken kann, als den Allgeliebten, Allgeehrten preiſen hörte. Sie vertraut auf ihn und baut auf ihn. Sie ſcheint ſeine Überſpannung einzuſehen und zu tadeln; allein dieſe Einſicht gibt ihrer Zuneigung etwas Weiches; wenn es erklärlich klänge, wie es erklärlich iſt, ſo würde ich es etwas Mütterliches nennen. Ich bin von der Mutter als Kind vom Hauſe aufgenommen, von den Mädchen als Bruder. Wirklich ſind dieſe lieben Leute alle wahre Phantaſten, die kein Fleiſch und Blut haben und die

Menſchheit ſchier zu hoch geſtellt glauben. Ihnen fällt mit keinem Gedanken ein, daß ich armer Erdenſohn neben der Göttertafel, die ich da für einen Andern aufgedeckt ſehe, hungern könnte. Ihr Zutrauen gebiert aber Tugend, und mir iſt in dem lieben Kreiſe ganz eigentlich, als könnte ich nie etwas Anderes wünſchen, als was auch ihm recht wäre. Wirklich, meine mütterliche Freundin, mein Schickſal macht mir nicht bange. Iſt mir's auch in manchen Augenblicken, als könne ich, da Sara mir verſagt iſt, nie um eine Andere werben, ſo verwirft doch meine geſunde Vernunft beharrlich dieſen Eigenſinn meines Herzens, und ich verſpreche mir, nach vollendeter diplomatiſchen Laufbahn Ihnen Schwiegertochter und Enkel zu ſchenken, nach altväterlicher Weiſe.

Viel banger iſt mir für Albert. Der gute Schwärmer hat da, ſeit wir getrennt ſind, einige Verbindungen feſter geknüpft, die ich ſchon ehedem nicht gut hieß. Es ſind ſo irdiſch überirdiſche Dichter und Runenſchriftausleger, denen mein Alltagsfleiß und meine ſorgloſe Heiterkeit nie zuſprach. Sie declamirten Shakſpeare auf allen Stegen und Wegen, indeß ich ihn in manchen Stunden mit herzlicher Freude las; trugen ſich mit welken Blumenſträußen, indeß ich mein Herbarium bereicherte, und hieben mit wichtigen Geſichtern die Neſſeln nieder, wenn ich mir mit unſerm alten Fechtmeiſter die Glieder ſteif focht Das taugt nicht für unſern Albert. Der ſollte immer ſo einen frohen Geſellen wie mich neben ſich haben, oder noch beſſer, einen frohen und gelehrten zugleich, einen, der ſein beſtändiges Umherſchweifen im Felde der Wiſſenſchaften beſchränkte und ihn immer wieder in die Tiefe und Anwendung derſelben hineinzöge. Sie lachen über meine Weisheit? Wirklich haben die ſechs Monate, die ich hier abwechſelnd unter lauter Geſchäftsmännern oder neben dem Kinde Sara lebe — der Onkel Franz nennt ſie oft ſo bedeutungsvoll: „Du Kind,“ gerade wenn ſie durch ihre Geiſtesſchärfe überraſcht — Manches in mir zur Erkenntniß erhoben, was bis dahin mühſeliges Wiſſen war. Ohne meine Freude am Studiren hätten mich Ihre vortrefflichen Lehren nicht geſchützt, ohne meinen frohen Sinn wäre ich mit beiden zu kurz gekommen, aber ohne Sara's Bekanntſchaft wäre ich ein Weſtindier — eine ſüdliche Natur, wie Albert es nennt, geblieben. Sara alſo Preis und Ehre in Ewigkeit. Jetzt ſein Sie alſo ruhig, gute, gute Mutter, über den Zuſtand meines Herzens, wie Sie es ſo ernſthaft nennen und mich ſehr damit zu lachen machten. Mir war's, als müßte ich das Ding, um es recht kennen zu lernen, mit Händen greifen, und dabei fiel mir ein, daß es mir doch ſchon ein Paar Mal im Leben zu Muthe war, als ſollte ich's feſthalten, damit es nicht zerſpränge.

Den Couſinen meinen galanten Reſpect, und Ihnen meine innigſte Ehrerbietung und Liebe.

Sara an Eduard.

Ich hielt mein Wort nicht und ſchrieb Ihnen nicht, obgleich ich nun ſchon ſechs Wochen abweſend bin, und mir fiel es doch nie ein, daß Sie zürnen könnten; ja mir war's oft, als wüßten Sie den ganzen Tag, was ich thäte, und warum ich nicht ſchrieb. Es that mir leid, daß meine ſo lange verzögerte Abreiſe endlich während Ihrer Ausflucht nach Schwalbach ſtatt hatte. Die Mutter wird Ihnen geſagt haben, wie ſehr mich ihre Erlaubniß, zu meiner Freundin zu gehen, beglückt hatte. Es war eine Gewiſſensſache für mich. Ich fand ſie ohne Hoffnung der Geneſung, mit Sehnſucht dem Tode entgegengehend. Meine Seele iſt zu voll von der Gegenwart der dem Grabe Geweihten, um zu ſprechen, zu ſchreiben. Ich ſage Ihnen aber gern, daß Ihr Bild oft neben mir ſteht, indem ich meine Tage am Leidensbett meiner Marie verlebe. Unſere vielfältigen Geſpräche voll Ahnung und Errathen überirdiſcher Dinge, in denen Sie ſich oft ſo gütig zu meiner Auffaſſungsweiſe bequemten, ſcheinen mir oft — bald der Schlüſſel zu den Erſcheinungen dieſes langſamen Sterbens, bald dieſes langſame Sterben der Aufſchluß unſerer kindiſchen, kühnen Träume zu ſein. Schreiben mag ich aber jetzt nicht. Im Leben ſteht leider das Gemeinſte neben dem Höchſten, und ich empfinde oft ein peinliches Befremden, bei einem niedrigen Geſchäfte Blicke unermeßlich hohen Anſchauens zu thun; — aber im willkürlichen Denken, im beſonnenen Leben des Inneren fühle ich das Bedürfniß, neben dieſer langſam Sterbenden ehrerbietig ſtumm dazuſtehen, mit gekreuzten betenden Armen über der ahnungsvollen Bruſt — in einer mächtigern Gegenwart als des unbeſchränkteſten aſiatiſchen Herrſchers.

Neben dem Lehnſtuhl meiner Mutter, im Kreiſe meiner Schweſtern werde ich wieder ſprechen können.

Albert iſt mehr ergriffen von meinem Geſchäfte hier und mehr beſorgt um ſeine Wirkung auf mich, als ich es gern ſehe. Mir däucht, die mich lieben, ſollen, wenn ich meine Pflicht erfülle, nie für mich fürchten. Sein Sie indeſſen meiner Mutter ein guter Sohn und vertreten, ſoviel Sie können, beim Onkel meine Stelle.

Eduard an Sara.

Gnädiges Fräulein, ſo gütige Zeilen verdiente ich nicht. Ich war ungläubig geworden; ich ſah die Entziehung Deſſen, wozu ich kein Recht hatte, als eine Vorenthaltung meines Eigenthums an. Aber wahrlich! gute Kinder und gute Menſchen werden durch überraſchende Güte gebeſſert. Jetzt, dieſe Zeilen Ihrer Hand vor mir, ſcheint es mir, ich würde fortan zufrieden ſein, wenn Sie ſich meiner auch nie mehr erinnerten. Ich könnte, ich ſollte es ſein — aber ob ich es ſein würde! — O, ſetzen Sie mich nicht auf die Probe!

Thun Sie Albert nicht Unrecht, theuerſtes Fräulein. Kann er je den Schatz, den er ſein nennen darf, zu ängſtlich bewahren? Indem ich hörte, wie beſorgt er Ihrer Frau Mutter ſchrieb von den Gefahren, denen Nachtwachen Sie ausſetzen, der Anblick des Leidens, die Luft des Krankenzimmers, erſtaunte ich über meine Unbeſonnenheit. Sara, ich hatte nie an Ihre Gefahr gedacht, mir war's nur lebendig vor Augen, wie Sie als ein Engel des Troſtes an dem Sterbelager ſtanden und Ihr Anblick, Ihre Stimme den Tod ſeiner

Stachel beraubten. Wahrlich, Albert ſorgte beſſer für Sie als ich, und ich bin mir doch bewußt, an dem Wohl von meines Freundes Braut den ehrerbietigſten Antheil zu nehmen.

Gibt Ihnen der Anblick des Todes einen Aufſchluß über die Widerſprüche, die Qualen des Lebens? Über the whips and scorns of time, th' oppressors wrong, the proud mans contumely, the pangs of love? — O Sara, dann möchte ich Sie von der heiligen Stätte hinwegdrängen, an der Sie jetzt ſtehen, und möchte lernen, was mir täglich mehr Noth thut, um meiner ſelbſt Herr zu bleiben, ſoweit das armen Sterblichen vergönnt iſt.

Alſo am Lehnſtuhl Ihrer Mutter? im Kreiſe der Ihrigen? Ich verſpreche Ihnen, indeß ein guter, ſorgfältiger Sohn Ihrer und Alberts Mutter zu ſein, und bitte Sie, mir nachſichtig und gewogen zu bleiben.

Gnädiges Fräulein Ihr u. ſ. w.

Eduard an ſeine Stiefmutter.

Jawohl kenne ich Sara's Oheim, Franz. Er iſt noch ſo, wie Albert es Ihnen bei ſeinem Beſuch erzählte, bei Frau von Helmuth in Pflege und Koſt. Ich geſtehe Ihnen aber gern, liebe Mutter, daß ich mich ihm bis jetzt wenig genähert hatte. In den erſten Paar Monaten war er auf einer Commiſſion; nachher hatte er mit einer Finanzoperation ungeheuer zu thun, und die wenigen Augenblicke, wo er ſich mit uns jungen

Leuten abgab, gefiel er mir nicht, weil er unſern Frohſinn mit einem ſo mitleidigen Lächeln anſah, unſer poetiſches Treiben aber mit ſo einem eiskalten Vernunftſtral erſtarrte, wie der Oſtwind in einer Mondnacht den üppigen Wuchs einer Pflanze. Sara merkte mein weniges Behagen an ihm und ſagte ein Paar Mal: Den Mann zu beurtheilen, fehlt Ihnen die Weihe. Das iſt der vollendetſte Menſch, den ich mir denken kann. Sollte er dann aber nicht auch liebenswürdig ſein? fragte ich recht pedantiſch. Ja, antwortete ſie, und die Sonne niedlich, und der bittre Tod graziös. — So kann ſie recht, wie jedes Weib, zuweilen mit einem ſchneidenden Scherz einem den Gegenſtand aus den Händen ſchlagen.

Sara hatte mit ihrer Mutter oft voll zärtlicher Sorge von einer Freundin geſprochen, deren Geſundheit unheilbar ſei, und die ſchon lange das Verſprechen hatte, in ihren letzten Stunden von Sara gepflegt zu werden. Vor ſechs Wochen ſchrieb ſie, daß dieſe Zeit nun gekommen ſei, indem der Arzt ihren Tod mit dem fallenden Laube verkündige. Ich brach in einen heftigen Ausruf über dieſes Arztes unverzeihliche Prophezeihung aus; Sara drückte mit ihrer Hand meine lebhaft aufgehobene nieder, ſchüttelte einen Moment langſam den Kopf, bis ein Paar große Thränen, über ihre Wangen rollend, ihrer Stimme wieder Feſtigkeit ließen, und ſagte: Später einmal, wenn wir alte Freunde ſind, erfahren Sie, wer meine Marie iſt, und warum ihr der Arzt das prophezeihen darf. Ihre Abreiſe fiel aber doch auf die Zeit, während der ich meinen Geſandten auf einer

Luſtreiſe begleiten mußte — und das war gut, denn ich kann kein Abſchiednehmen leiden, und nichts, was mich aus dem Gleichgewichte bringt. Uns Allen war ſonderbar zu Muthe, wie ſie fort war. Wir hatten uns Alle lieber, und mit mir war Alles vertraulicher; aber Alles nur, weil wir uns Einer den Andern ſo dauerten. Albert ſchrieb einen recht fatalen Brief an die Mutter, recht unbedachte Vorwürfe, daß ſie Sara der Gefahr einer ſolchen Krankenpflege, den zerreißenden Auftritten eines Sterbebettes ausſetzte. Der Brief mochte arg ſein, denn die gute Mutter kämpfte ſichtlich ſowol mit beleidigter Mutterwürde wie mit verletzter Mutterliebe. Wie die Töchter mir klagten: Albert nähme die Sache ſo verkehrt, ſagte die Mutter beruhigend: er iſt ein Schwärmer, er vergöttert Sara und vergißt doch, daß eben das Göttliche in ihr dieſe Pflicht gegen Marie fodert und ſie auch dabei ſtärkt. Wie ich neben den Mädchen am Clavier ſaß, nahm ich wahr, daß Frau von Helmuth den Onkel den Brief leſen ließ. Er wechſelte die Farbe, ſah aber mehr gutmüthig ſpottend als zornig aus, und ich hörte, daß er, den Brief hinlegend, ſagte: „Es iſt ein Geck. Das Mädchen mag ihn nur bald heirathen, wenn ſie noch etwas aus ihm ziehen will.“ Mutter, ich geſtehe, daß ich mein Herz bis in die Kehle ſchlagen fühlte. Der Onkel miskennt Albert, und doch erröthe ich vor dem nachtheiligen Lichte, in dem er erſcheint. Seit Sara's Abweſenheit ſprechen wir viel zuſammen, der Onkel und ich. Die Mädchen freuen ſich, daß er Abends ſo lange bei uns bleibt, ſchmollen aber mit mir, daß wir immer „ſo albernes vernünftiges Zeug“ ſchwatzen — denn die Schweſtern theilen Sara's Liebe für wiſſenſchaftliche Gegenſtände gar nicht; doch nahm ich nie Uneinigkeit bei dieſer Unähnlichkeit wahr. Des Onkels Gabe, Alles ſcharf zu ſondern, Alles bis auf die letzte Nerve zu zergliedern, verliert bei häufigerm Umgange ganz ihr Peinliches. Weit entfernt, alle Gegenſtände des Gefühls und der Erkenntniß, wie ſeine kühle, ſcharfe Verſtandesart glauben macht, nur als anatomiſches Präparat oder Skelett in ſein Gemüth aufnehmen zu wollen, zerlegt er ſie nur, um ſie mit neuen, verklärten Leibern zu umgeben, mit denen ſie alsdann blühend in neuer Jugend in ſeinem Geiſte wieder auferſtehen. Aber dieſe auferſtandenen Geſtalten läßt er nur ſo lange unter ſeinen Umgebungen, wie er in dem Geſpräch das ruhigſte Gleichgewicht der Seele wahrnimmt. Sowie Phantaſie oder Verſtand bei Einem das Übergewicht nehmen, leuchtet er ihm mit ſeiner Laterne ins Geſicht, die wie ein mächtiger Zauber ſeiner Täuſchung ein Ende macht und das üppigſte Bild der Phantaſie in ein Gerippe wandelt, das jede Untüchtigkeit des Gebildes an den Tag legt. Der Mann war mehrere Jahre verheirathet; ſeine Frau war ſehr glücklich, ſtarb aber noch in jungen Jahren nach zwei Söhnen, die er ſehr liebte. Nun behandelt er Frau von Helmuth's Kinder wie die ſeinen; hat auch ihre beiden Knaben, ſo ſehr die hieſige Geiſtlichkeit ſchrie, nach Schulpforte gebracht — „ſie ſollen, nach altväterlicher Weiſe, mit Anſtrengung lernen, damit das Erlernte einen Werth für ſie habe — denn nur was uns viel koſtet, ſagt er, iſt uns viel werth,“ und gibt dabei dem kolmariſchen Inſtitut und dem Philanthropin ein Paar Hiebe. Er ſcheint mich lieb zu gewinnen. Mich feuert ſeine Achtung zum Guten an — nicht allein aus Ehrgeiz — der Mann gewinnt das Herz, ohne daß er herzlich iſt, und man wird ſich nie vor ihm ſchämen, ſo lange man ſich nur recht zu thun bewußt iſt. Nicht ſeinen Charakter fürchtet man, wohl aber ſeinen Verſtand, alſo mehr, ihm lächerlich zu ſcheinen, als ihn zu erzürnen. Ein ganz eigner Zug in ſeinem Weſen iſt ein gewiſſes Nachdenken, in welches er nach jedem intereſſanten Geſpräch verfällt, ja oft das Geſpräch damit abbricht, während deſſen er mich durchdringend ſcharf anblickt und dann einen neuen Geſprächsgang kalt und zerſtreut von ſich weiſt.

Sara an Albert.

Meine Marie ward geſtern Abend befreit. Das iſt ein großes, in die Unſterblichkeit einweihendes Schauſpiel, das Sterben! — Jetzt wirſt Du Dich, mein lieber Freund, mit mir freuen, daß mir meine liebe Mutter erlaubte, meiner Verklärten ein lange gethanes Verſprechen zu erfüllen. Es iſt ein unausſprechlich erhebender Gedanke, daß ich hoffen darf, die letzten Erdenleiden eines Mitgeſchöpfs erleichtert zu haben — und nun ſogar die eines ſo ausgezeichneten, ſo unendlich geliebten Geſchöpfes. Sie hat uns noch im Sterben geſegnet; auch Eduard, von dem ich ihr oft erzählen mußte, wünſchte ſie Heil. Wenn das Fieber ihre tödliche Mattigkeit hob, hatte ſie noch die lebhafteſte Theilnahme an Allem, beſonders an mir und was mir lieb iſt. Morgen gebe ich die ſchöne, zerſtörte Hülle der Erde zurück. O meine Marie! ein Herz, das die ganze Welt in ſich trug, birgt ſich in Deinem kleinen Grabhügel. — Ich warte nur die Befehle meiner Mutter über die Art, wie ich meine Rückreiſe bewerkſtelligen ſoll, ab, um dieſen Ort, wo ich ſo Vieles beſaß, ſo Vieles lernte, zu verlaſſen. Mir däucht, Du müßteſt dieſe acht Wochen über deutlich gefühlt haben, wie ich Dich mit meinem heiligen Tagewerk verband. Männer haben andere Schulen wie wir; aber für mich war es eine wahrhaft heilſame Schule, den Menſchen am Grabesrande ſo nackt und bloß zu ſehen. Maß und Gewicht im Gefühl und in der Phantaſie wurden mir ſo zum Bedürfniß neben dieſer leidenvoll Sterbenden, die nur in dieſem Ebenmaße Kraft und Muth fand. Früh bei der tödtlichen Schwäche verlor ſie ſich in einer unbegrenzten Ferne von Ahnungen, Glauben, Furcht, die ich ihr in herrenhutiſchen Formeln vorbeten mußte. Gegen Abend genoß ſie einer mehr oder minder beſchränkten Zeit von Ruhe der Seele und Klarheit des Geiſtes, die mich an unſern herrlichen Onkel Franz erinnerten; nur war Das, was ich bei ihm Oſtwindsreinheit nenne, ein mildes Frühlingswehen, vor dem jede Täuſchung der Sinne und Leidenſchaft zerfloß. Ich wollte, lieber Albert, Du hätteſt ſie gehört, wenn ſie dann von uns Beiden ſprach. Sie ſprach mir aus dem Herzen; aber es würde nicht mehr daſſelbe ſein, wenn ich es Dir wiederholte, wie ſie mich vor meiner Vernunftüberſpannung warnte, wie ſie es nannte, und vor Deiner Überſpannung der Phantaſie. „Ihr ſeid Beide in den Extremen, ſagte ſie; Du, Sara, hältſt Dein weiches weibliches Herz deſpotiſch unter der Vernunft gefangen, und daraus entſteht Unwahrheit; denn Dein Gefühl ſchleicht ſich unter der Maske der Vernunft, der Natur gemäß, in Deine Handlungen ein und betrügt Dich. Albert läßt einzig die Empfindung herrſchen, und dieſe erſchleicht dann der Sinnlichkeit das Bürgerrecht in ſeinen Handlungen und Anſichten. Das Eine wie das Andere führt zum Selbſtbetrug.“ Stieg dann das Fieber, ſo nahm ihre Phantaſie einen immer höheren Flug, und dann war ihr Geiſt fähig, in den erhabenſten Dichtungen Rouſſeau's, Young's, Klopſtock's Nahrung und Erhebung zu finden. Später, gegen die Nacht, ſank ihr Geiſt mit ihrem Körper in ſchmerzlich zuckende Ohnmacht, bis nach Mitternacht ein matter Schlummer von wenig Minuten die Erſchlaffung hervorbrachte, in der ſie dem neuen Fieberanfall entgegenging. Nach ſo einem Fieberanfall entſchlief ſie leidenlos in meinen Armen. — —

Ich verſpreche Dir, mein Freund, Maria's Ermahnung ſoll nicht an mir verloren ſein, obſchon ich ſie nicht unbedingt zu verdienen glaube. Was ſie mir vorwirft, iſt vor meinem Gewiſſen gerechtfertigt. Sowie meine Seele ein Bild auffaßt, ruft mir eine innere Stimme zu: bleibe Herr dieſes Eindrucks! — Ich habe oft eine misbilligende Empfindung über mich ſelbſt, nicht hingeriſſen zu ſein, ſondern mir immer bewußt zu bleiben, was ich empfinde, und wie viel weniger ich ausdrücke, als ich empfinde. Allein es beherrſcht mich eine gewiſſe Scham, die auch ſchmerzlich verletzt wird, wenn Andre ſich von ihrem Gefühl hinreißen laſſen, ihr Inneres auszuſprechen. Was behielte ich denn noch übrig, wenn ich das thäte? Mir däucht, dann wäre der Vorhang ins Allerheiligſte zerriſſen, und leeres Schweigen oder unwahres Steigern nähme die Stelle des tiefen Geheimniſſes ein, deſſen Ahnen gleiche Seelen verbindet.

Ich ſchreibe Dir wieder, was ich Dir mit andern Worten ſchon oft geſagt habe. Jetzt war es mir aber, als ſollte ich meiner ſterbenden Marie Urtheil mildern und widerlegen. Das Band, das uns vereint, das würdige Glück, das wir uns bilden werden, ſoll die geliebte Heilige des Irrthums überführen. Lebe wohl! mir iſt's, als würde ich Dir näher ſein, wenn ich erſt wieder bei den geliebten Meinigen bin. Möchte dieſe Täuſchung doch wahr werden! Ich drücke Dich an mein Herz. Lebe wohl!

Onkel Franz an ſeinen Neffen Albert.

Lieber Neffe, ich mengte mich nie in Deine Liebesangelegenheiten, ſo lange ich Sara und Dich für glücklich hielt. Ein Brief von Dir, den mir meine Schwägerin mittheilte, belehrt mich, daß Ihr auf dem Wege ſeid, Euch unglücklich zu machen. Nun iſt's Verwandten- und Menſchenpflicht, daß ich ein Wort dreinrede, und das mit Dir, dem Manne. Dir liegt es ob, der Begründer Eurer Wohlfahrt zu ſein. So will es wenigſtens die Natur.

Was Euch Beide während Eurer Bildungszeit verſchmolz, fängt nun an, Euch zu trennen. Sara's klarer, kühner Sinn erhob ſie bis in ihr ſechzehntes Jahr zu Deiner Freundin, denn er machte mit Deiner überwiegenden Phantaſie ein harmoniſches Ganze. Sara ſchritt gleichmäßig in ihrer Entwickelung fort. Was ſie bis ins ſechzehnte Jahr durch ihr Gefühl ahnte, hat nun ihre Vernunft erkannt. Drei Jahre ſind bei einem Weibe in dieſem Alter ein ebenſo viel wirkender Zeitpunkt als bei dem Manne die von einundzwanzig bis vierundzwanzig. Sara's ganzes Streben ging nach einem völligen Gleichgewicht der Kräfte, ſie erkannte dazu die Herrſchaft der Vernunft für durchaus nothwendig. Daß dieſe, in dem Alter von neunzehn Jahren, worin ſie nun iſt, da Herz und Phantaſie noch ſo mächtige Nebenbuhler ſind, oft eine deſpotiſche Herrin iſt, ja wol auch ſo revolutionnaire Maßregeln nimmt, wie ihre erſte Tochter, die Freiheit, bei den Herren jenſeits des Oceans, muß man Sara zu gute halten. Genug daß ſie nur dann ruhig, heiter, feſt iſt, wenn ſie ſich keiner eigennützigen, auf den Augenblick beſchränkten Empfindung mehr bewußt iſt. In Deiner Entwickelung, mein lieber Neffe, iſt hingegen ein Mangel an Gleichgewicht eingetreten, denn Deine Phantaſie iſt überwiegend geblieben; um ſie aber gegen Deine Vernunft, die doch im Fortſchritt der Zeit mit ihr zugleich robuſter, wenn auch nicht Herrin geworden iſt, in Schutz zu nehmen, haſt Du Deine Empfindungen mit dem Namen von Grundſätzen und Deine Exaltation mit dem von Selbſtändigkeit geſtempelt und Dir alſo die Pflicht aufgelegt, in beiden zu verharren. Die Geſchlechtsvorrechte bleiben ſich deshalb noch immer gleich. Sara fodert jetzt von Dir, was ſie Dir ehemals verlieh; Dich ſtört an ihr, was Dich ehemals entzückte. Ja, da Ihr Beide keiner menſchlichen Bedingniß enthoben ſeid, ſteigert Ihr, durch den Widerſpruch gereizt, täglich Eure Fehlſchlagung und Foderung. Geht Ihr auf dieſen Wegen fort, ſo gerathet Ihr täglich weiter auseinander, welches bei Eurem Lebensplane ſehr drohend iſt. Um Euch wieder zu vereinigen, müßt Ihr Beide einlenken. Höre den Vorſchlag, den ich Dir mache, um die Mittel dazu zu erkennen: Denke Dich als Mädchen und Sara als Mann. Gieb Sara Deine männlichen Kenntniſſe und Dein Bewußtſein männlicher Vorrechte; bekleide Dich mit Sara's Beſtimmtheit, Klarheit, Freiheit bei äußern Verhältniſſen — würdeſt Du dann nicht Alles, was jetzt Eure Einigkeit ſtört, hinweggeräumt finden!

Sollte ich mich Dir verſtändlich gemacht haben, ſo wird Dein reiner Wille, das Rechte zu thun, Dir ſehr leicht aus dem Labyrinth helfen, in welchem Dich jetzt die Umſtände befangen halten. Aber hohe Zeit iſt es! denn die Nothwendigkeit, in der ſich Sara ſieht, kühler zu ſein als Du, dringt ihr ein Überlegenheitsgefühl auf, in dem auch das edelſte weibliche Weſen, da die Natur ihr den untergeordneten Platz zutheilte, nie lange natürlich bleibt. Hoffentlich gehen Dir die äußern Umſtände zur Hand. Rath Fiſcher wird ſehr alt; iſt Sara erſt Hausfrau, ſo hat ſie einen angewieſenen Kreis, in dem ſie Überlegenheit haben muß; Du, als Beamter, einen, bei deſſen Behauptung ihre Herrſchaft an Umfang gewinnt. Bei guten, klugen Menſchen, wie Ihr, ſtimmen ſich dann die Saiten der Seele ganz von ſich ſelbſt — immer vorausgeſetzt, daß Du meinen Vorſchlag annimmſt.

Eduard an ſeine Stiefmutter.

Sara iſt ſeit einigen Wochen wieder zu Hauſe. Albert hat dieſe ganze Reiſe auf eine Art behandelt und ſich über Sara's fromme Pflichterfüllung und den Tod ihrer Freundin auf eine Art geäußert, die mir Sara's Stillſchweigen über ihn und eine Art von Verlegenheit, die ſich eingeſchlichen hat, wenn wir über ihn ſprechen wollen, hinlänglich erklärt. Der Menſch kommt gar nicht mehr auf den Erdenrund mit ſeiner Empfindung. Sara iſt ihm kein ſterbliches Weib mehr, weil ſie, indeß ihre Schweſter die wiesbadner Bälle beſuchte, ſich vor das Krankenbett ihrer Freundin bannt; dann liebt ſie ihn aber nicht mehr, weil ſie ihre Geſundheit ſo einer Gefahr ausſetzt; dann folgt er Maria in die Geheimniſſe des Grabes und weiß viel Nachrichten von ihr aus den Himmelshöhen. Mir armen Erdenſohn kommt das wie eine Faſelei vor. Was mag er nun aber erſt Sara geſchrieben haben? Daß wir viel weniger als ſonſt von Albert ſprechen, macht, daß wir viel mehr von andern Dingen reden. Da hat mich das wunderliche Mädchen veranlaßt, ihr über diplomatiſchen Völkerverkehr eine Menge Dinge zu ſagen und nachleſen zu laſſen. Es ward endlich eine ſehr intereſſante

Überſicht heraus, von der Zuſammenkunft Jakob's mit Eſau bis zu dem hubertsburger Frieden. Die Klarheit, mit der dieſes Mädchen Alles auffaßt, die Gewandtheit, mit der ſie die Begriffe ausſcheidet und zuſammenſtellt, bis ſie einen feſten, reinen Umriß des Gegenſtandes ihres Nachdenkens hat, iſt auffallend. Das Bild iſt zuweilen unrichtig, aber ſcharf gezeichnet; vollſtändig muß es vor ihrem Geiſte ſtehen, eher ruht ſie nicht. Daher löſcht aber auch Anſicht und Begriff nicht mehr bei ihr aus, und ohne ihren hellen Verſtand, der das Kleine vom Großen ſchnell unterſcheidet, würde ſie unleidlich eigenſinnig ſein. Der Onkel miſcht ſich oft in unſer Geſpräch und hilft mir, mich ihr klar zu machen — oft, es mir ſelbſt zu werden; aber er bleibt gegen mich immer ſo kalt und beobachtend, daß er mich zu einer mir ganz ungewohnten, läſtigen Aufmerkſamkeit auf mich ſelbſt veranlaßt.

Ich wollte, der alte Rath, deſſen Stelle Albert erhalten ſoll, ſtürbe bald. Sein perſönliches Hierſein, ſeine gewinnende Gegenwart und Sara's zauberiſche Einwirkung würden ihr Verhältniß am beſten begründen.

Derſelbe an Dieſelbe.

Beunruhigen Sie ſich nicht, liebe Mutter, über die Verſtimmung, die Sie in meinem letzten Briefe wahrzunehmen vermeinten. Sie haben mir ja oft prophezeiht, meine gute Mutter, es würde mir nicht immer ſo leicht werden, mein Herz zu regieren, und haben meine Herrſchaft darüber prahleriſch genannt. — Die Zeit könnte ja nun gekommen ſein, wo ſie mir ſchwerer würde, dieſe Herrſchaft. Entwunden ſoll ſie mir deshalb nicht werden, das verſpricht Ihnen Ihr rechtſchaffener Sohn.

Ich habe durch die Güte des Onkels die Bekanntſchaft eines hieſigen Domherrn gemacht, des, auch in der gelehrten Welt bekannten **dorf, und treibe mit ihm recht ernſtlich archäologiſche Studien. Mir fällt dabei ein ſo rührendes Wort ein, das Heyne einmal zu uns ſagte, da ein Paar ſeiner archäologiſchen Schüler um ihn ſtanden, und ich bei Betrachtung des Apolls ſagte: die Vollendung dieſer Geſtalt gebiete der Seele Ruhe. — „Dieſe wirkt Vollendung immer,“ ſagte der väterliche Mann, „und da ſie in der Kunſt unſern Sinnen am meiſten auffällt, ſollte ſie uns die Herrſchaft über dieſe alſo am mehrſten erleichtern. Ich wünſchte, meine Herren, dieſen Geſichtspunkt faßten Sie feſt. Die Gelegenheit, die Welt zu ſehen, zu reiſen, die Ihnen Ihre Verhältniſſe darbieten, wird Ihnen dann eine Quelle der Veredlung werden, indeß der Unwiſſende, für Kunſt und Wiſſenſchaft Unempfängliche ſo oft entehrt und bethört auf ſeine Reiſen zurückblickt.“ **dorf hat mir einen Profeſſor zugewieſen, mit dem ich täglich ein Paar Stunden arbeite, und mancher Abend vergeht bei **dorf mit Geſprächen über das Alterthum und Beſchauen ſeiner ſchönen Sammlungen, die er auf dem claſſiſchen Boden von Griechenland und Italien ſelbſt anfing und ſeitdem unausgeſetzt bereicherte. Er iſt ein ſehr intereſſanter Mann. Sein ſybaritiſches Weſen hätte mir aber vor einem Jahre mehr zugeſprochen als jetzt; jetzt erregt es ein Widerſtreben in mir, das mich viel mehr Nutzen aus ſeinen Kenntniſſen ſchöpfen läßt, als ich in meiner ſorgloſen Jugendzeit gethan hätte.

Der alte Rath iſt krank. Albert wird ſich hoffentlich bald an dem Ziel ſeiner Wünſche ſehen. Leben Sie wohl! meine geliebte Mutter.

Frau von Helmuth an Eduards Mutter.

Wir ſind uns nicht fremd; ſeit unſre Kinder in mannichfaltige Verhältniſſe zuſammen verſchlungen worden. Wie dieſe Kinder glücklich waren, konnten wir, jede einzeln, von fern ſtehen und waren im Bewußtſein ihres Glücks vereint; nun aber die finſtern Wolken der Leidenſchaft ſich um die Armen lagern, bedürfen wir es, uns einander die Hand zu reichen, um wo möglich ſie in einen Hafen zu geleiten.

Da mich Eduard wiederholt verſichert hat, daß er Ihnen kein Gefühl ſeines Herzens verberge, ſo kennen Sie ſeinen innigen Freundſchaftsbund mit Albert, wiſſen, wie dieſer ihn mit ſorgloſem Edelmuth mit ſeiner Braut bekanntmachte; wie ich ihn, anfangs auf Alberts Empfehlung, ſehr bald aus eignem Herzenstrieb als einen Sohn aufnahm; Sie werden endlich wahrgenommen haben, wie Eduard dem Zauber von Sara's Liebenswürdigkeit unterlag. Ein wunderbares Schickſal hat ſich bei dieſen Menſchen ihrer Tugenden bedient, um ſie in Schmerz und Unrecht zu verwickeln. So lange ich

Sara durch Albert glücklich ſah, erblickte ich in der Individualität dieſer beiden geliebten Kinder nichts, was in mir den geringſten Zweifel erregt hätte. Ich ſah meines Schwagers Franz launige Bemerkungen über Albert für eine Folge der widerſtrebenden Individualitäten dieſer beiden Menſchen an. Daß das Glück meiner Kinder nun endlich erſchüttert werden mußte, war eine Kriſis, die ohne Eduards Dazwiſchenkunft ſtattfinden mußte; ſie iſt die unausbleibliche Folge vom Fortſchritt der Zeit. Ich hätte nicht glauben ſollen, daß das Band, welches Blutsverwandte durch Umſtände und Gewohnheit feſſelt, zur Geſchlechtsliebe und endlich zum dauernden Geiſtes- und Herzensverein werden müßte." Es geſchah mit meinen Kindern, was der Dichter ſingt und nun in einer ſo unglückbedeutenden Anwendung wahr wird: „Pſyche ward älter und klug, Amor blieb immer ein Kind." Eduard kann es nicht angerechnet werden, daß er gerade in dem Augenblick, Alberts Auffoderung folgend, ſich Sara darſtellte, wie dieſe in ihrem Bräutigam die Eigenſchaften zu vermiſſen anfing, die Eduard beſaß. Albert beging aus Edelmuth die Thorheit, Eduard zu ſeiner Braut hinzudrängen. Eduard beging die Kühnheit, mit dem Bewußtſein, dieſe Braut zu lieben, ſich ſtark genug zu halten, um ſtets Herr ſeiner ſelbſt zu bleiben; ich endlich trage die ſchwerſte Schuld — die, ein Verhältniß nicht abgeſchnitten zu haben, deſſen unſeligen Fortgang ich ahnte. Sara allein iſt unſchuldig. Sie geſteht mit edler Wahrhaftigkeit, daß Albert die Geiſtesklarheit, die Vielſeitigkeit und daraus entſtehende Gewandtheit im Leben, die Einfalt des Herzens und das Streben nach Ebenmaß und Gleichgewicht fehlt, welches Alles ihr Eduard ſo nahe brachte; allein ſie erkennt Alberts Vorzüge, ſeine Rechte und ihren Beruf, ihn zu beglücken. Mehr, meine Freundin, mehr kann die ſtrengſte Vernunft nicht von ihr fodern, ſie muß denn durch Fühlloſigkeit oder Selbſtſucht beſtochen ſein; und dann iſt ſie keine Vernunft mehr. Doch wir Alle irrten, durch unſern exaltirten Glauben an unſere und Anderer Tugend verleitet. O warum ſind wir doch im eigentlichen Sinne zu geiſtesvornehm geworden, um einfach zu bitten: „führe uns nicht in Verſuchung.“ Gott weiß, daß ich täglich und ſtündlich für meiner Kinder Wohl bitte; aber ich fühle oft, unſer ganzes Leben und Treiben iſt heutzutage ſo zuſammengeſetzt, daß uns die einfachen Bitten, bei denen unſre Voreltern ſo ruhig auf ihren ſtillen Pfaden wallten, nicht mehr anwendbar ſcheinen. Jetzt, nun die letzten Vorgänge meinen Geiſt ſo geſchüttelt haben, daß ich jeden Begriff und Eindruck gleichſam iſolirt und ohne das Bindemittel meines lange gewohnten Glaubens an Alberts Untadelhaftigkeit wahrnehme, muß ich mir freilich eingeſtehen, daß Sara's Loos immer gewagt geweſen wäre. So ſchmerzlich ſich mein Herz dagegen ſträubt, muß ich eingeſtehen, daß Alberts Geiſt und Charakter ſich nicht ſo ausgebildet haben, wie es Sara's Glück nothwendig macht. Er ward ein Schwärmer, und ſie ward ein kindlich weiſes Weib.

Eduards Briefe ſchilderten Ihnen ſeine Stimmung und die Verhältniſſe, die auf ihn wirkten, bis der Tod des alten Raths, deſſen Stelle Albert verſprochen war, dieſen hierherrief. Mir war bange bei der Ausſicht auf die nächſte Zukunft — nicht wegen Eduard — ich kann ja nicht dafür, daß ich, mit Sara gleichgeſtimmt, es nicht als Lebensglück zerſtörend anſehen konnte, daß ſie einen Mann kennen gelernt hatte, der die Eigenſchaften beſaß, die ihrem künftigen Gatten fehlten. Ich kannte, ſowie ſie, viele Eigenſchaften in dieſem Gatten, deren Werth jene aufwiegen konnten. Meine Freude an Sara's Wahl, meine Hoffnung bei dieſer Verbindung war ja eben, Alles, was Leidenſchaft war, für Sara zu vermeiden. Ich kannte ja allen Schmerz zerſtörter Täuſchung, — ich wußte ja, daß ſichres Glück erſt dann beginne, wenn flüchtige Leidenſchaft entfliehe. Und ſelbſt Alberts viel heftigere Gefühle hatten mich bis zu Eduards Dazwiſchenkunft nicht beunruhigt. Ohne Sorge geſtand ich ihm eine Zumiſchung von Empfindungen zu, die dem Bräutigam eines ſo reizenden Mädchens vergönnt waren; ich berechnete auch den Werth ſeines immer zu geſteigerten Ausdrucks. Mir ging es, wie es dem armen Menſchen ſtets geht: das Schickſal arbeitete mir in die Hände, und ich dem Schickſal. Je länger ich aber Eduard ſah, je banger ſah ich Alberts überſpannten Entzückungen entgegen; ich geſtand es mir nicht deutlich ein, meine Weichheit für Albert hinderte mich daran; aber ich ahnte, er müſſe neben Eduards Faſſung nachtheilig erſcheinen. Das führte mich auch, Sara genauer zu beobachten, und es fiel mir beſorglich auf, daß ſich Albert ſeit einem Jahre gegen Sara's charakteriſtiſche Eigenheiten, ihren oft ſcharfen Witz, ihr Beſtreben nach allſeitigem Betrachten jedes Gegenſtandes, beſonders ihr Widerſtreben gegen alles Dunkle und Unbeſtimmte, herriſch erklärt hatte. Ich mußte mir geſtehen, daß ſie gerade von dieſen Seiten mit Eduards heiterm, gleichmüthigem, ſchnell auffaſſendem und theilnehmendem Weſen zuſammenſtimmte. Mehrere Tage nach Alberts Ankunft ſchien es jedoch, als habe ich zu früh geſorgt. Alberts Entzückungen, Sara's unbefangene Herzlichkeit, Eduards leichte Heiterkeit gegen Beide, ſein beſonnener Ernſt im Geſpräch mit Männern, beſonders dem Onkel, machte mich denken, es gehe Alles den natürlichen Gang, deſſen Möglichkeit ich nichts im Wege ſah als die Armſeligkeit der Menſchen; denn dachte ich ſie mir rein und wahr und edel, wie mir meine Kinder zu denken wenigſtens kein Unrecht war, ſo ſtand ja dem einfachen Fortgange dieſes Verhältniſſes nichts im Wege. Bald nahm ich aber wahr, daß beim längern Beiſammenſein Alberts Rolle für keinen Theil genugthuend war. Sara ging ihren Gang fort wie immer. Kindlich luſtig, weiblich ſtill an der Arbeit, oder eifrig theilnehmend an geſcheitem Geſpräch. Eduard behielt dabei ſeinen vorigen Platz in der Familie. Er kam zu den Stunden, wo er ſonſt zu kommen pflegte, ſpielte Ball, ſprang über das Seil, geigte, damit die Mädchen tanzen konnten, ſaß Stunden lang und ſpielte mit dem Onkel Schach, indeß die Mädchen nähten oder im Hauſe beſchäftigt waren, und beantwortete Sara's Fragen, wenn ſie ſich ins Geſpräch miſchte, wiſſenſchaftlich, leitete die lebhaften Sprünge ihrer Phantaſie und litt mit heiterer Überlegenheit den kleinen Übermuth, mit dem wir Weiber, ſo lange wir jung und hübſch ſind, ein ernſthaftes Geſpräch wol unterbrechen, wenn wir in der Discuſſion den Kürzeren ziehen. Ganz anders betrug ſich Albert. Beim frohen Spielen ſchien er nur aus Herablaſſung ſich hingebend, war ſchläfrig, unmuthig, ich weiß nicht was? oder er verdarb es, oder iſolirte ſich, während es dauerte. Sara behandelte ihn dann mit graziöſer Kindlichkeit wie einen ältern Freund, deſſen Wohlwollens ſie ſicher war, deſſen Laune ſie aber nicht fröhnte. Wenn das Mädchen rüſtig an der Arbeit ſaß, ſpielte er den ſchmelzenden Liebhaber, brachte Vormittage müßig neben ihr zu, und ich ſah mit ſchmerzlicher Verlegenheit, wie Sara ſeine Liebkoſungen als Ausfüllung ſeiner Leere anſah, und ihr Zartgefühl dabei litt. An ernſten Geſprächen nahm er nicht Theil, ſondern trat nur ruckweiſe durch ſehr exaltirte Phraſen ein, die dem Onkel ſehr mißfielen; und wenn Sara mit ihrer echt weiblichen Beweglichkeit abſprach, wies er ſie pedantiſch in die Schranken ihres Geſchlechts zurück. Ich ſah, daß Eduard ſichtlich dabei litt; und ganz unvermeidlich und ihrer ſelbſt unbewußt, weil Beide unſchuldig waren, entſtand zwiſchen Beiden eine Verbindung, um Alberts Widerwärtigkeit abzuwehren. Eduard flog bereitwilliger die Geige zu nehmen, wenn die Mädchen tanzen wollten, da er es bisher oft mit humoriſtiſchem Brummen that, weil Sophie Klavier ſpielen ſollte, um ihn mit den Schweſtern tanzen zu laſſen. Wie Albert einmal behauptete, daß die Aufmerkſamkeit, mit der Sara auf ihre Stickerei ſähe, eine weibliche Pedanterie ſei, bewies Eduard mit Sara, daß weibliche Handarbeit auch eine ernſte

Concentration des Geiſtes erfodere, und er wehrte Albert ab, wenn er unliebenswürdig Sara's lebhafte Sprünge der Gedanken als aburtheilendes und ſchneidendes Weſen behandelte. Ich blickte dabei oft ängſtlich auf den Onkel, der aufmerkſam, aber ohne Theil zu nehmen, die jungen Leute machen ließ; jedoch Eduard mit einer ſchmeichelhaften Auszeichnung immer wieder in wiſſenſchaftliche Geſpräche hineinzog.

Bald ward die Freude ſeltner unter den jungen Leuten. Eduard kam den Tag über nicht mehr und blie auch Abends zuweilen aus. Er war viel bei Gra **dorf, einem ſehr gelehrten Domherrn, der ſich mi Alterthümern beſchäftigt; auch verſicherte er, mit ſeinen Geſandten mehr zu thun zu haben als bisher. Sara ſchie ihn ebenſo unbefangen wie ſonſt zu behandeln; Alber ſprach oft mit Exaltation von ſeinen Verdienſten un empfing ihn jedes Mal mit einer demonſtrativen Zärt lichkeit. Sein Beiſammenſein mit meinen Töchtern war wirklich langweilig; er ging in keines von Sara's Geiſtesintereſſen ein, ſprach wenig, apodiktiſch, überſpann und ſchien zu ſeiner täglichen freien Exiſtenz gar keine Beſchäftigung zu bedürfen. Die Übergabe der Rath ſtelle verzögerte ſich; die Anſtalten zur Hochzeit wurde aber gemacht, und ich wartete ängſtlich auf eine Ve änderung zum Beſſern in einem Verhältniß, in de nichts Namhaftes verändert war, und vor dem doch al Theilhaber mit entfremdendem Grauen ſtille ſtanden.

Nach einiger Zeit kam Eduard wieder häufiger, ab ſein Gleichmuth war dahin. Eben in dieſen Tagen ri eine Geſchäftsreiſe den Onkel nach ***. Bei ſein

Abreiſe war mir's, als hätte uns unſer guter Engel verlaſſen, — und ich hatte mich nicht geirrt. Eduard ſchien im Kampfe mit ſich ſelbſt und zu Feindſeligkeiten gegen Albert gerüſtet. Was nun in der Seele des Letzten vorging, begreife ich nicht. Er behandelte die Beharrlichkeit, mit der ſein Gegner — denn leider waren ſie nun aus Freunden Gegner geworden — ſeine Überſpannung blosſtellte, die Widerſprüche, durch die er ſeine apodiktiſchen Sentenzen faſt lächerlich machte, mit einer Protectionsmiene und vornehmen Duldung, die den leidenſchaftlichen Eduard beleidigen mußte, behauptete dagegen bei Sara eine Vertraulichkeit, bewies, ſeiner Sache ſo ſicher zu ſein, wie es ihm in dieſem Augenblick Männlichkeit und Menſchlichkeit abrieth. Sara, die dieſen Verſtoß fühlen mußte, ward dadurch zu einem kalten, abwehrenden Betragen verleitet. Was endlich die beiden Nebenbuhler zu einer Erklärung veranlaßte, weiß ich nicht; ſie kam aber von Eduards Seite. Sie muß ſehr heftig geweſen ſein, man verbirgt ſie mir, und ich zittre, ſie zu erfahren. Genug daß Eduards Eigenthümlichkeit ſeiner Leidenſchaft den zerſtörendſten Weg gezeigt hatte, indem er ihr den Anſchein von Grundſätzen verſchaffte. Uneingedenk der Bande, die Albert mit Sara verknüpften, berief er ihre Neigung allein zur Schiedsrichterin zwiſchen Albert und ſich und erkannte keine andere Rechte, als die Fähigkeit ſich einander zu beglücken; und wenn Sara ihm dieſe ableugne, ſagte er, ſo bliebe ſein Beruf als Mann und Menſch, Sara vor einer Heirath zu ſchützen, die ihr Verderben drohe; denn Albert ſei der Mann nicht, von dem ſie ein würdig Glück erwarten könne. Es war ſichtbar, daß in ſeinem aufgebrachten Gehirn ein Begriff von Rechtmäßigkeit mit einer zur Herrin gewordenen Leidenſchaft zuſammengeſchmolzen war. — Gott! er that furchtbar Unrecht; ich weiß es, ich leugne es nicht; aber in der Art, wie er's thät, war eine Geradheit, in der fürchterlichen Leidenſchaft, die ihn hinriß, eine Mäßigkeit der Äußerungen, die ihm wenigſtens inniges Mitleid, wenn auch keine Verzeihung erwirbt. Soll es denn gar nicht in Anſchlag kommen, wenn ein Unglücklicher, der ſein Leben loszuwerden ſtrebt, der es, von Wuth verblendet, ſeinem Gegner Preis zu geben dringt, mit keinem rauhen Worte, keiner lauten Stimme ſeine Heftigkeit ausläßt? Albert richtet ihn nur nach Grundſätzen der Religioſität und bürgerlichen Sitte, und da iſt er verurtheilt; — er beharrte mit einer Unerſchütterlichkeit, die mich zur Verzweiflung brachte, in der Überzeugung, daß Sara nur ihn lieben könne, daß Eduard gar keine Achtung verdiene, wenn er die mindeſten Anſprüche mache, Sara zu beſitzen; daß ein ſolches Aufbrauſen keine Dauer, keine Wichtigkeit hätte. Er ſprach von Gewiſſen, von Selbſtüberwindung, von einer reinen Liebe, mit der Eduard Sara lieben, einer Liebe, die ihren Lohn nur in dem Glücke ſeiner Ehe mit Sara finden ſollte. — Sara's Betragen bewies mir, wie ſehr ſie mit Albert litt, aber wie tief ſie fühlte, daß er ihrem Herzen immer fremder ward; allein mit der ihr eignen Einfachheit auf ihrer Pflicht beharrend, wiederholte ſie Eduard unaufhörlich: was ihrer auch warte, ſo könne es ihr Bewußtſein, recht gethan zu haben, allein erträglich machen. Sie versprach ihm Schweſterliebe, Vertrauen, ſpätere frohe Wiedervereinigung, wenn die Jahre dieſen Sturm beſänftigt hätten; mit kindlicher Innigkeit beſchwor ſie ſeine Leidenſchaft, und er ging ſtets ſanfter, aber nie in ſeiner Anſicht erſchüttert von ihr hinweg. Endlich am dritten Tage nach dem Ausbruch dieſes ſchrecklichen Kampfes kam der Onkel zurück. Ihm den Vorgang während ſeiner Abweſenheit zu entdecken, legte mir noch eine weit größere Beſchämung auf, als Sie damit bekanntzumachen. Sie ſind ein gutes Weib wie ich; Sie werden es begreifen, wie ich mich zu dieſem unſeligen, aber wahrlich nicht unedeln Irrthum habe hinreißen laſſen können: es könne ein ſolches Verhältniß, wie ſeit Eduards Aufenthalt bei uns zwiſchen den drei Kindern ſtattfand, zu einer allſeitigen Beglückung gedeihen. O wie [illegible] Weiber irren meiſt, weil wir an das Unrecht nicht denken, daß der kühle Zuſchauer uns Schuld gibt als Ziel verfolgt zu haben. Ich zitterte vor der Schärfe von des Onkels Urtheil; ich zitterte vor Eduards grenzenloſer Heftigkeit, der in den drei Tagen, ſich ſelbſt ganz unähnlich, unſtät und flüchtig umherirrte. Ich zitterte am meiſten für Sara, die den Mann, der ſo ſelbſtſüchtig ſeine Rechte behauptete ohne je an ſeinem Verdienſte zu zweifeln, unmöglich mehr ganz achten konnte. Ich legte mir heilig die Pflicht auf, nicht zu rathen, nicht zu urtheilen, ich trachtete redlich, billig zu ſein. Ob ich es vermochte, weiß ich nicht. Das iſt das Ängſtliche dieſer Lage, daß die Unſicherheit meines Gewiſſens meine Vernunft feſſelt. Ich weiß, buchſtäblich

Recht zu thun, wird mich nicht beruhigen, und das, was Recht iſt, nach der Anſicht einer höheren moraliſchen Richtſchnur auszulegen, wird mich nicht waffnen gegen die unvermeidlichen Folgen auch des Beſten, was hier geſchehen kann. Das konnte ich mir nicht verbergen daß Albert mit meinem Mitleid ſehr wenig geholfen war; und eine andere Empfindung einzuflößen, war ſein Betragen nicht geeignet. Er erſchien ſo arm unter dem Schilde des Geſetzes, mit dem er ſeine Rechte behauptete. Eduard war ſo gewinnend in ſeinem Unrecht, weil er an einen Richter appellirte, der in eines Jeden unbeſtochner Bruſt ſprach — an das Herz. Er war gar nicht zu entſchuldigen, ſobald man ihn innerhalb der beſtehenden Verhältniſſe anſah; er erſchien ganz als Sohn der Natur, wenn man ſich aus dieſen Verhältniſſen herausſetzte.

Der gefürchtete, gewünſchte Mann kam endlich zurück. — Was er entſchied, wohin er unſre Kinder beſtimmte, ſage er Ihnen ſelbſt. Mein Herz hat gewaltſam bis hierher gehalten; nun bricht es faſt in Beſchämung und Schmerz. Gott tröſte uns arme Mütter und führe unſre Söhne — denn nie, nie kann ich Albert anders als Sohn anſehen, nie Eduard anders als meinen Sohn lieben — führe ſie gemilderten Sinnes und des Glückes fähig in unſre Arme zurück.

Onkel Franz an Eduards Stiefmutter.

Gnädige Frau!

Da ich einzig über Ihren wackern Sohn zu sprechen habe, schreibe ich nicht als ein Fremder. Er hat das Glück, in Ihnen eine sehr liebreiche Freundin zu besitzen, und wahrscheinlich hat er mich, der ihm schon lange herzlich wohlwollte, schon gegen Sie erwähnt. Ich gehe also sogleich zur Hauptsache über.

Ihr Sohn ist gesund und ist ein Ehrenmann; alles Übrige kann also eine wackere Dame, wie Sie sind, ruhig anhören. Er sagt mir, Sie kennten seine Liebe zu meiner Nichte und die Begebenheiten bis zu Alberts Hierherkunft. Sie würden, meint er, seine Stimmung aus seinen Briefen errathen haben. Meine Schwester versichert mich, Ihnen, was seit Alberts Ankunft bis zu meiner vor wenig Tagen erfolgten Rückkehr von einer kurzen Geschäftsreise vorgefallen ist, redlich erzählt zu haben. Sie können überzeugt sein, von der lieben Frau das Ärgste erfahren zu haben, denn ihre aufgeregte Empfindung schildert in diesem Momente gewiß nicht mit bleichen Farben.

Sie wissen also, daß Albert, durch gutmüthige Exaltation irregeleitet, Eduard mit seiner Braut in ein Verhältniß setzte, das von ihrer Dreien reinem Sinn und reinen Sitten zeugt, aber von Alberts Vernunft hätte abgerathen werden sollen; daß Eduard, durch jugendlichen Übermuth im Vertrauen zu sich selbst, um die Gefahr hergaukelte, bis er erlag; daß meine Schwester, von ihrer romantischen Denkart verleitet, ein geſpanntes, künſtliches Verhältniß guthieß; daß endlich die Natur die bürgerliche Ordnung rächte, und unſre jungen Leute, von Leidenſchaft aufgeregt, den Ausgang aus ihrem muthwillig aufgebauten Labyrinth nicht mehr zu finden wußten. In dieſem Zeitpunkt kam ich von meiner Reiſe zurück. Gleich zum Eingange werden Sie, gnädige Frau, mich fragen: warum ich ein Verhältniß, das ich tadelte und für gefährlich hielt, nicht änderte, beendigte? Darauf erwiedere ich wirklich mit Überzeugung: daß ich an und für ſich nichts Unnatürliches darin fand, daß ich es aber durch früheres Einmiſchen unnatürlich gemacht hätte. Ich hielt dieſe drei Menſchen für gleich edel; warum ſollte ich es alſo für unnatürlich halten, daß drei edle Menſchen einmal außergewöhnlich handelten? Albert lernte ich erſt im Fortgange der Begebenheiten kennen; — da wir nie zuſammengepaßt hatten, beurtheilte ich ihn, aus Furcht partheiiſch gegen ihn zu ſein, immer am günſtigſten, indem ich ſeine Fehler größtentheils auf Rechnung meiner Abneigung ſetzte. Sobald ich wahrnahm, daß dieſer Mann ſich in dieſem Verhältniß ſelbſt betrog, war ich entſchloſſen, es zu brechen, hielt aber dafür, daß der unſchädlichſte Augenblick dazu die Hochzeitsfeier ſei, die ich deshalb betrieb. Ich wäre vielleicht durch den Erfolg bewogen worden, mich für einen großen Menſchenkenner zu halten, wenn dieſer Zeitpunkt zur anfangs anberaumten Zeit hätte ſtattfinden können. Umſtände verſchoben ihn; die Reibung zwiſchen den drei Menſchen ward empfindlicher, und ein Auftrag meines Fürſten zwang mich, in dem entſcheidendſten Zeitpunkte die jungen Leute auf wenige Tage allein zu laſſen. — Daß die Kriſis der Leidenſchaft zwiſchen den beiden jungen Männern gerade in meiner Abweſenheit eintreten würde, konnte ich nicht berechnen, konnte ich nicht verhindern. Ich fand Eduard in einer Spannung der Leibes- und Seelenkräfte, die mir ſehr merkwürdig vorkam. Er ſtand vor mir und behauptete ſeine Rechte auf Sara, wie Achilles die ſchöne Briseïs zurückfoderte; nur war bei ihm nicht das Recht der Beute, ſondern das der Herzen Grund ſeines Begehrens. Er betheuerte mir, Alberts Rechte nicht bezweifelt zu haben, ſo lange er ihn für fähig gehalten, Sara zu beglücken; jetzt ſei er aber überzeugt, das könne nie geſchehen; Alberts und Sara's Charakter ſeien zwei feindliche Elemente, ſie wären durch ihre Natur getrennt und würden ſich unſeliger von einander entfremden, je näher die Verhältniſſe ſie einander brächten. Er fodere Sara's Trennung von Albert als Menſch, gar nicht als Liebhaber; ſein Wunſch, alsdann ſelbſt um ſie zu werben, ſei von dieſer Foderung ganz unabhängig und käme hier gar nicht in Betracht. Er habe gehofft, Albert werde auf die redlichen, klaren Vorſtellungen, die er ihm gemacht habe, hören. Leider habe ihn Alberts empörender Stolz, im Bewußtſein bürgerlicher Rechte, über die Grenzen des bürgerlichen Vereins getrieben, er habe ſich Albert gegenübergeſtellt wie der furchtloſe Wilde, der mit ſeinem nackten Bruder um ein Weib kämpfen will. Nun trage er die Beſchämung dieſes Moments; aber beſonnen, wie er nun ſei, bleibe ſeine Anſicht dennoch ſtets dieſelbe. Er fodere Sara's Trennung von Albert von ihr ſelber, von ihrer Mutter, von mir; er werde ſie erzwingen, wenn wir die Vernunft nicht hörten; er würde ſie entführen, wenn ihm ihre Ehre nicht noch heiliger wäre als ihr Glück, nicht eins ſei mit ihm; er würde Albert.... Bis dahin hörte ich dem jungen Tollkopf ruhig zu, nun war er auf dem Punkt, etwas zu ſagen, das ich hätte rügen müſſen; ich unterbrach ihn alſo mit einem Ton, der ſeine Aufmerkſamkeit gewinnen mußte — ich fragte: ob ich ein ſo alter Mann ſei, daß er mich zu erſchrecken gedenke? — Der leidenſchaftliche Menſch ging zur kindlichſten Sanftheit über, faßte meine Hand wie ein Sohn und ſagte: nein, ich öffne nur dem Vater mein ganzes Herz. Er widerlege mich. — Wahrlich! ich mußte einem ſo edeln Benehmen Widerlegung zugeſtehn; ſie war aber ſchwer, da er in Rückſicht Alberts Recht hatte, in Rückſicht ſeiner Anſprüche auf Sara mir aber gar nicht Urſache gegeben hatte, ihm Vorwürfe zu machen. Ich gab ihm daher freimüthig zu: Alberts Charakter habe jetzt eine Wendung genommen, die mich für Sara's Wohl beſorgt mache; ich könne aber einen Aufſchub ſeiner Verbindung mit Sara nur dann verlangen, wenn er auf alle Anſprüche an ſie Verzicht thue. Sie haben einen wackern Sohn, gnädige Frau; ſoviel Unruhe er auf ſich lud, indem er das Werkzeug ward, den Frieden einer ganzen Familie zu ſtören, ſo hat er ſich doch als einen ſolchen bewieſen. Wie ich ihm jene Worte ſagte, nahm ich wahr, daß er mit mehr als dem Tode kämpfte; er wankte und ward entſtellt, ſagte aber ruhig und ſicher: „das thue ich; aber auf unbeſtimmte Zeit.“ Mehr brauchte ich gar nicht. Mein Mitgefühl zog mich zu Ihrem Sohn; ich reichte ihm meine Hand. — Es iſt wahr, gute Mutter, die ſeine zuckte und war eiskalt. — Dann müßten Sie aber von hier fort, ſagte ich. — „Ich gehe als Volontair nach Amerika.“ — Und Ihre Mutter? — „Sie ſprechen wie ein Vater zu mir; handeln Sie wie ein Vater! Schreiben Sie ihr dieſen Vorgang. Dieſe Frau hat ein ſtarkes Herz; ſie läßt mich gehn.“ Ich konnte die Standhaftigkeit dieſes Plans, den er ſchon, ſeitdem er das Misverhältniß zwiſchen Sara und Albert wahrgenommen hatte, mit ſich herumtrug, nicht augenblicklich beurtheilen, bat ihn alſo, ſich damit ernſthaft zu beſchäftigen und ſeinen Sieg über ſeine Leidenſchaft durch die Ruhe ſeines Betragens zu beurkunden. „Meine Heftigkeit, mein Vater,“ ſagte er, ſich mir ſtreitfertig gegenüberſtellend, meine Leidenſchaft, wenn Sie meine Liebe alſo nennen wollen, bedarf ich nicht zu bekämpfen, um Ihrer Achtung werth zu ſein.“ Ich legte ihm lächelnd meine Hand auf die Schulter: Alſo gehn Sie und bleiben meiner Achtung werth. Die Mittel vertrau' ich Ihnen an. — Der einnehmende Menſch faßte ſanft meine Hand und drückte ſie an ſeine Lippen; und ich halte ihn nicht für unmännlich, weil er noch zitterte, indem er ſie hielt. Damit ließ ich ihn, um nicht weichherzig zu werden, von mir und foderte Albert zu mir. Der junge Mann iſt von dem Schwindel unſrer Zeit angeſteckt, ihm iſt alle Wirklichkeit zu enge, er verſpricht ſich erſt dann Zufriedenheit, wenn er die Welt nach ſeinen Begriffen gemodelt hat. Mit ſeiner Überſpannung war es mir viel ſchwerer, fertig zu werden, als mit Eduards unbändiger Leidenſchaft. Ich geſtand ihm alles Unrecht ein, was ſein Nebenbuhler hatte, geſtand allen Tadel zu, den meine Schwägerin verdiene, einen ſo romantiſchen Verkehr geſtattet zu haben; ſuchte ihm aber auch die Augen über die Geckerei zu öffnen, die er beging, indem er zuerſt ein überſpanntes Verhältniß zwiſchen ſeinem Freunde und ſeiner Braut erzwang. Endlich foderte ich als Oheim und Vormund ſehr beſtimmt, die Heirath um zwei Jahre zu verſchieben. Mein Alter und meine Denkart machen mich wenig geſchickt, das meiſt in Form von Exclamationen oder Sprüchen eingekleidete Raiſonnement zu würdigen, welches nun erfolgte. Dem Manne war gewiſſermaßen Unrecht geſchehen, er war zu beklagen; ich hörte ihn alſo geduldig an. Endlich vernahm ich auch etwas von Aufopferung für Sara's Glück, von Möglichkeit, daß zwei Herzen für einander geboren wurden; . .... da ſagte ich: jeden neuen romantiſchen Zug verbitte ich mir. Die nächſte Einrichtung ginge nun dahin, daß Eduard als Volontair nach Amerika gehe, und ich Sara mit mir nach Wien nehme, wohin ich, auf eine längere Zeit verſendet, abzureiſen im Begriff ſei. Nun ward der gute Mann ſtill. Er gab, mit der Redlichkeit, von der ich ihn nie abweichen ſah, zu, daß ſein Gemüth jetzt zu zerriſſen ſei, um über die Bedürfniſſe von Sara's Herzen zu entſcheiden; daß er es ſich bewußt ſei, wieviel vortheilhafter Eduard erſcheine, der ſich Unrecht verbiete, als er, der Rechte aufgäbe. Ich verſicherte ihn, daß nun nicht mehr von Unrecht noch Rechten die Rede ſei, ſondern von Sara's Lebensglück, das ich durch Natur und Geſetz zu verwahren berufen ſei. Indeſſen hatte ich meine Schweſter und Sara zu mir bitten laſſen, und ſowie ſie ins Zimmer traten, verkündigte ich ihnen peremtoriſch die ganze Wendung der Dinge: Eduards Entſchluß, nach Amerika zu gehen, Alberts großmüthige Einwilligung, die Heirath zu verſchieben, und meine Abſicht, Sara in wenig Tagen nach Wien zu führen. Sara nahm es auf, wie es von ihrer Jugend und ihrem lebhaften Gefühl zu vermuthen war. Sie flog mit heftigem Weinen an Alberts Hals und foderte ihn auf, ihre alten Bande zu ehren. Ich ſtellte mich zwiſchen ſie Beide und erklärte ſehr entſchloſſen: daß ich dieſe Dinge als Oheim rathe, als Vormund fodere und keinen Widerſpruch erwarte. Sara bat, verweigerte, ſagte mit ſtolzem Selbſtbewußtſein, daß ſie nie von ihrer Pflicht gewichen. Ich bemerkte kaltblütig: der Edelmuth verbiete Albert, in dem Moment an eine Heirath zu denken, wo ſein Nebenbuhler in einer freundloſen Welt die Gefahr ſuche. Sara ſchauderte zuſammen und ſank in ihrer Mutter Arme. Da dergleichen heftige Scenen uns alte Leute ſehr ermüden, machte ich dieſer ein Ende, gab meinem Nichtchen eine Rolle Geld und befahl ihr, ſich auf die Reiſe zu rüſten. Der Abend ging recht gut hin. Eduard ſpielte die Geige ſchrecklich ſchlecht; Sara's Schweſtern ſangen. Sara hat eine Gewalt über ihre Empfindung, die weit über ihre Jahre geht — ſie beſorgte häusliche Geſchäfte mit vollkommener Beſonnenheit und war ganz liebevoll gegen beide Männer; aber offenbar war ihre Faſſung gewaltſam, wenn Eduard mit ihr ſprach. Ich ſpielte Schach mit Albert, der mehr Zuverſicht hatte als ihm wohlkleidete. Am andern Morgen kam er zu mir und ſagte mit vielen Worten, er wolle auch nach Amerika. — Mit Eduard? fragte ich, verdrießlich über den neuen Übermuth von Vortrefflichkeit. — Mit ihm. Die Unſchicklichkeit, jetzt die Rathsſtelle fahren zu laſſen, beunruhigte ihn nur. Ich beſann mich eine Weile, ohne zu antworten, und geſtand dann ganz aufrichtig, daß ich einen Feldzug ſehr heilſam für ihn halte, daß ich ihm zu ſeinem Plan behülflich ſein wolle. Nun iſt allen unſern Kindern geholfen; ein jedes hat einen ehrenvollen Grund, wehmüthig und unglücklich zu ſein; jedes darf den andern achten. Eduard iſt finſter, kalt und körperlich angegriffen. Er hat ſeinem Geſandten ſeine Abſicht entdeckt, und der findet ſie ſehr natürlich, da eben Ihres Herrn Bruders Ernennung zum Generallieutenant der nach Amerika beſtimmten Truppen in der Zeitung ſtand. Eduard wartet nur auf Ihre Erlaubniß, um abzureiſen. Albert braucht auf nichts zu warten, da die Rathsſtelle ſogleich auf mein Anſtiften einem wackern gedienten Manne zugetheilt iſt, der ſie mit Ehren verdient. Albert erſcheint jetzt als ein Unzufriedener und ſieht recht heroiſch aus, da er, ſeinem undankbaren Fürſten den Rücken kehrend, über den Ocean eilt. Sara weint um Beide und braucht nicht zu unterſuchen, um wen die meiſten Thränen fließen.

So ſcheinen mir die Verhältniſſe am ſicherſten geſetzt. Es iſt eine kühne, ernſte That, das Glück von drei Menſchen in die Hand zu nehmen — und dieſer

Menſchen, die mein Herz durch Liebe verjüngten; — aber gehandelt werden mußte, ich handelte nach meiner Einſicht und wünſche, daß ſie Ihnen die rechte ſcheint. Eduard kann durch ein Paar Jahre eines ſo ernſten Berufs nur gewinnen. Er hat Grundſätze, er iſt abgehärtet — ſeine diplomatiſche Laufbahn bleibt ihm offen; wir Deutſche haben in der Diplomatik dergleichen vielſeitig und männlich gebildete Männer ſehr nöthig. Ich verſpreche ihm nach ſeiner Rückkehr ein ſehr genügendes Gelingen. Durchgearbeitet von Leidenſchaft, wie er jetzt iſt, würde er, da ihn Sitte und Geiſt von ſinnlichen Zerſtreuungen abhalten, im gemeinen Lebensgange eckig und ſonderbar werden. Albert aber hat ein Leben voll Wirklichkeit ſehr nöthig. Ihm fehlt es nicht an Geiſt und Herz; ſeine Begriffe ſind aber lauter Abſtractionen ſeiner Träumereien; die mannichfaltige, ernſte Wirklichkeit eines Kriegszuges in dem fremden, neuen Lande wird ihn herunterſtimmen, und er wird einen höhern Werth des Lebens kennen lernen als Ahnen und Empfinden.

Über die Zukunft unſerer Kinder entſcheide ich gar nicht. Sara verdient Alberts höchſte Achtung, denn ſie hat ganz pflichtmäßig, mit Beſeitigung ihrer unwillkürlichſten, innigſten Neigung gehandelt. Daß ſie bis zu der Kriſis dieſer Begebenheit mit den Andern romantiſirte, kann ich dem Kinde nicht anrechnen. Hoffen Sie alſo mit mir, gnädige Frau, daß Alles ein gutes Ende nehme, und vergönnen mir zu verharren u. ſ. w.

Eduard an ſeine Stiefmutter.

Die Briefe, welche dieſe Zeilen begleiten, erſparen mir herzzerreißende Berichte. Es iſt alſo, wie ſie ſagen, ich bin einer ungeſtümen Leidenſchaft erlegen. Hätten Sie in mein Herz geſehen — weit entfernt, mich ſchwach zu ſchelten, nennten Sie mich einen Helden; denn, wahrlich! wie ich ein Raſender ſchien, beherrſchte ich eine Hölle in meiner Bruſt, deren Glut zu löſchen nur Vernichtung hinreichte. Verzeihen Sie, Mutter! ich weiß, daß es eines Mannes nicht würdig iſt, mit ſolchen Reden ein Weib zu ſchrecken; und noch bin ich ein Mann und will einer ſein. Hätte ich mich als unreifer Jüngling der Liebe in irgend einer Rückſicht überlaſſen, ſo wäre dieſer Sturm nicht in mir ausgebrochen. Mein Freiheitsbedürfniß und keuſches Leben hatte mich vor Leidenſchaft bewahrt; nun hatte das Mannesalter alle Kräfte des Lebens in mir geſammelt, und der Sturm ward ſo heftig, daß ich kaum der Vernichtung entging. Jetzt, Mutter, blutet jede Faſer meines Herzens; aber ich verſpreche Ihnen, Sie ſehen mich geheilt wieder. Gott ſegne den klaren, feſten Mann, der mein Schickſal lenkte; er ſegne Sie, die Sie meinen gewählten Weg gutheißen werden; — bald hoffe ich auch einen Segen für Die beten zu können, deren Glück mir noch verhaßt iſt, da es mir verſagt iſt, es ihr zu geben. Allein ich weiß, dieſes unedle Gefühl wird bald ſchwinden, und ich Dieſer und Ihrer ganz würdig ſein. Wenn Sie mich um der Weichlichkeit willen nicht weniger achten, ſo erlauben Sie mir, ohne Abſchied von Ihnen das Land zu verlaſſen. Mir iſt, als würde dieſer Abſchied meiner Seele das Gleichgewicht unwiederbringlich rauben. Sie, Sie, Mutter, ſind der einzige klare Begriff meines geſpannten Kopfes — ich muß mich jetzt ganz an Begriffe halten und die Gefühle entfernen. Gott erhalte Sie, verehrte Mutter.

In dem einen Punkte, Alberts Vereinigung mit Eduard zum Kriegszuge nach Amerika für einen neuen Übermuth von Vortrefflichkeit zu halten, hatte der Onkel ſehr unrecht. Albert geſtand ſich mit edler Selbſterkenntniß zu, daß er jetzt einer Lage bedürfe, wo der Drang der Umſtände ihm den Entſchluß erſpare und das Grübeln verhindere. Die beiden jungen Männer ſchifften ſich wirklich nach Amerika ein und wetteiferten an Tapferkeit und menſchlichem Betragen. Ihr Beiſammenſein, welches Eduard anfangs peinigend zwängte, ward jedoch Beiden ein ſchmerzliches Bedürfniß; ſie waren ſich Einer dem Andern Schutzgeiſt und Zeuge ihres Strebens nach dem Vortrefflichen. Eduards beweglicher Geiſt verwob bald ſeine Liebe und ſein Entſagen in ſein Leben; beide hielt er ſein ganzes nachfolgendes Leben hindurch für die höchſte Blütezeit ſeines Daſeins; alles Schöne, Gute, betrachtete er als ihre Frucht. Nach zwei Jahren führte der Friede Beide wieder nach Deutſchland zurück. Eduard nahm von ſeinem Waffengefährten Abſchied und eilte zu ſeiner edeln Stiefmutter, die erſt bei ſeinem Wiederſehn ſich ganz mit dem Onkel verſöhnte, deſſen Entſcheidung über das Schickſal von Eduards Liebe ihr zu willkürlich vorgekommen war. Dieſer leugnete ihr nicht, daß er noch überzeugt ſei, Sara ſei für ihn geboren, wie er für ſie; nach den Hinderniſſen, die das Schickſal ihrer Vereinigung in den Weg gelegt habe, ſei aber die angeborne Vollkommenheit ihrer Vereinigung geſtört und ihrer Beider Vollendung einem beſſern Daſein aufgeſpart. Die gute Mutter hörte Äußerungen, deren ſchwärmeriſcher Sinn ihrem Lieblinge ſo fremd war, ſehr beſorgt zu, als er gefaßt fortfuhr zu verſichern, daß er Sara's Verluſt nicht als ein Unrecht beklage, ſo zerſtörend auch in dieſem Fall die Geſetze der Geſellſchaft in das Naturrecht und das Vernunftgeſetz eingegriffen. Übrigens war er heiter, theilnehmend und thätig wie ehemals; ſeine vielen Reiſen und die Geſellſchaft ſeiner vortrefflichen Stiefmutter, die ihm, nur wenige Jahre älter als er, die angenehmſte Häuslichkeit gab, überhoben ihn jeder Rechtfertigung über ſein Beharren im eheloſen Stande.

Albert begab ſich bei ſeiner Ankunft auf dem deutſchen Boden zu ſeiner Familie. Sara war in Wien geblieben, um eine Freundin bei ihrer Rückreiſe zu begleiten; den Oheim fand er ſchon zu Hauſe. Er empfing ſeinen rückkehrenden Neffen mit väterlicher Güte. Von Sara war zwiſchen ihnen in keiner beſondern Beziehung die Rede; aber es war ſichtbar, daß die zwei Jahre Abweſenheit Albert und den Onkel um Vieles genähert hatten. Albert hatte Beſonnenheit und Erfahrung erlangt, ſtatt Exaltation und Vorausſetzungen, die ihn ſonſt von dem praktiſchen weiſen Manne entfernten; Mistrauen in ſich ſelbſt und daraus entſtehende

Verſchloſſenheit, hatte ſich in ihm erzeugt; ſie ward ihm aber nie nachtheilig, weil ſein warmes Gefühl ſie im nöthigen Fall immer bemeiſterte. Der Onkel ſtellte ihn ſeinem Fürſten ſo ehrenvoll vor; Albert zeigte ſich ſo vortheilhaft, daß er in ſehr kurzer Zeit eine weit anſehnlichere Beförderung erhielt, als die Rathsſtelle geweſen wäre, die er ſo genialiſch in die Schanze ſchlug. Der Onkel bat Frau von Helmuth, bei Sara's Rückkehr keinen Schritt zur Wiederanknüpfung des Verhältniſſes zwiſchen den beiden jungen Leuten zu thun; aber ebenſo wenig ihren Herzen etwas in den Weg zu legen. Der welchen Mutter koſtete es Mühe, ganz unbefangen zu bleiben; denn ſeit Albert ihrem Bruder ſo achtenswürdig vorkam, war es ihr, als hätte ſie viel Unrecht gegen ihn gut zu machen. Sara kam endlich in den Schoos der Ihrigen zurück. Sie begrüßte Albert mit unbefangener Schweſterliebe, ſchwieg anfangs viel in ſeiner Gegenwart, und hörte mit zunehmender Heiterkeit zu, wenn er mit dem Onkel ſprach, der ihn gefliſſentlich zum Sprechen bewog. Nach und nach ſetzte ſich zwiſchen Beiden ein freundſchaftliches Verhältniß feſt. Viel lauter Scherz war nicht unter ihnen, aber Heiterkeit, Theilnahme, Vertrauen. In manchem Moment ſchien Albert mit ſeiner Empfindung zu kämpfen, er ward kalt; aber Sara blieb ſich immer gleich, die gute, freundliche Schweſter. Der Onkel war kränklich von Wien zurückgekommen; ſein Zuſtand ward nach einem Jahre bedenklich. Seine Nichten pflegten ihn zärtlich; Albert theilte ihre Sorgfalt wie ein guter Sohn. Eines Abends hatte ihm der Onkel eine Arbeit mitgetheilt;

der Faden, mit dem die Blätter geheftet waren, riß; Albert foderte Sara einen neuen ab; indeß er die Blätter zuſammenheftete, lehnte ſie ſich, ihr Arbeitskörbchen in der Hand, an des jungen Mannes Schulter. Der Onkel ward von der ſtillen Häuslichkeit in dieſer Gruppe gerührt. Sein Krankheitsgefühl machte ihn weich; er lehnte ſich in ſeinem Seſſel zurück, und fragte ohne Vorbereitung: was habt Ihr denn über Euch beſchloſſen? Die Papiere zitterten in Alberts Hand; Sara zog den Arm von ſeiner Schulter hinweg und ſagte, mit Stolz und Klarheit auf ihrer glatten Stirn: Ich habe nichts Neues zu beſchließen, ich ſah mich immer als Alberts Braut an. Der junge Mann legte die Papiere hin, faßte des Oheims Hand, und ſagte erſt nach langem Schweigen: daß ich den Willen habe, ſie glücklich zu machen, das weiß Gott! — ob ſie mir die Kräfte zutrauet, muß ganz allein ihre Vernunft entſcheiden. Rechte habe ich nicht, das erkenne ich. — „Deine Rechte beruhten auf meinem Gewiſſen, Albert,“ ſagte Sara mit gleicher Ruhe, „ſie blieben unverletzt; ich hoffe, wir werden uns zu gemeinſchaftlicher Veredlung vereinen. Verzeih mir, was Du bitteſt.“ Hier ſchloß ſie ihn feſt an ihr Herz. Aus ihren ruhigen Augen floſſen ſtille Thränen, aber ihr Mund zuckte ſehr ſchmerzlich. Ebenſo ruhig als dieſes neue Verlöbniß, war des Onkels Theilnahme. — Die Ehe dieſer beiden Menſchen dauert nun viele Jahre. Albert iſt ein geehrter Geſchäftsmann, der durch Verdienſte weit höher ſtieg, als ſein Ehrgeiz ihn getrieben hätte. Daß er glücklich iſt, beweiſen ſeine freie Amtsthätigkeit, ſein rüſtiges

Mannesalter, die Freiheit, die er ſeinen Kindern zu ihrer Ausbildung läßt. Sara's Geſundheit war einige Jahre nach ihrer Ehe ſo erſchüttert, daß es ſchien, der Körper wolle ſich an ihrer Geiſtesherrſchaft rächen; allein dieſe behielt die Oberhand, ſie genas, und der frohe Sinn, den ſie ihren Töchtern angezogen hat, die Heiterkeit, mit der ſie in unverwelklicher Anmuth ſchon mit ihren Enkeln ſchäkert, beweiſen ihr zufriedenes Leben. Eduard blieb mit Albert in ſeltenem, aber nie abgebrochenem Verkehr. Wie Sara's erſte Enkelin geboren ward, nannte ſie ihr Albert: Sara Edmée. Eduard ſchickte dem Kinde die Verſchreibung eines anſehnlichen Kapitals als Pathengeſchenk, und ſchloß ſeinen Dank für die Pathenwürde mit den Worten: „Sara Edmée darf mein Geſchenk nicht ausſchlagen, da ſie nur annimmt, was ihr ſchon gehört, denn Deine und Sara's Kinder werden ſtets die Meinen; und am Scheidewege des verlebten halben Jahrhunderts darf ich nun ſagen: werden ſtets meine einzigen Kinder ſein.“

Erzählungen

von

Thereſe Huber.

Geſammelt und herausgegeben

von

V. A. H.

In ſechs Theilen.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus
1830

Erzählungen

von

Thereſe Huber.

II.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Inhalt.

Seite

I. Eine Eheſtandsgeſchichte (1804). 1

II. Noch war es Zeit! oder die goldene Hochzeit (1807). 91

III. Geſchichte eines armen Juden (1815). 135

IV. Der Ehewagen (1818). 189

V. Die ungleiche Heirath (1820). 205

VI. Der Kriegsgefangene 227

I.

Eine Ehestandsgeschichte.

Julie von Zeller war achtzehn Jahre alt, als ihr Vater ihr verkündigte, daß der Geheimerath von Rader, ein Mann, der ſein funfzigſtes Jahr zurückgelegt hatte, um ihre Hand anhielt. Bei dieſer Gelegenheit eröffnete er ſeiner Tochter, daß er beſchloſſen hätte, zu einer zweiten Ehe zu ſchreiten; eine benachbarte reiche Erbin war die Stiefmutter, die er gewählt hatte.

Ihr Geſicht verhüllend, ſtand Julie vor ihrem Vater. Deine Thränen, Deine Verzweiflung, ſagte er, haben etwas ſehr Kindiſches. Ich zwinge Dich nicht; ich überrede Dich nicht einmal. Du biſt noch nicht in dem Alter, für Dich ſelbſt vernünftig zu wählen, und ich ſchlage Dir einen Gemahl vor, der Vieles vereinigt, was Dir ihn annehmlich machen ſollte — weiſeſt Du den Antrag des Geheimenraths von Dir, ſo hoffe ich wenigſtens, Du wirſt Dir durch Ehrerbietung und Zuvorkommen Dein Verhältniß mit Deiner künftigen Stiefmutter ſo ſehr erleichtern als möglich — dieſes bedenke noch: Rader iſt uneigennützig genug, um auf eine Ausſteuer Verzicht zu thun. Jeder Andre würde ſie fodern — und ich habe Dir keine zu geben.

Seine Stimme und ſeine Miene nahmen bei dieſen Worten einen gezwungen harten Ausdruck an. Julie enthüllte einen Augenblick ihr Geſicht, um ihn anzuſehen; ſie vermochte aber ſelbſt den Unwillen nicht zu ertragen, den ihr Blick ausſprach; ſie ſchlug die Augen nieder; der Vater ſchwieg, und ſie eilte auf ihr Zimmer, wo ſie ſich dem innigſten Schmerz überließ.

Und wenn es etwas Ungemiſchtes, etwas Ganzes im menſchlichen Leben gäbe, ſo wäre es wol der Schmerz eines Mädchens in Juliens Lage und Alter. Sie fühlt ihn mit der ganzen Kraft der Jugend, mit aller Beſchränktheit eines unerfahrnen Gemüths; in der ganzen Natur ſieht ſie nichts als ihn; ihr Unglück ſcheint ihr das ungeheuerſte Schickſal, von dem nichts mehr rettet wie das Grab; und auf dem Blumenpfade der Jugend iſt das Grab eine Vorſtellung, der man ſich ſo gern überläßt, man fodert es ſo keck heraus! — Iſt der Pfad ſteiler geworden, ſind die Blumen nach und nach verwelkt und abgefallen, mahnen endlich den wankenden Wanderer auf dem öden Boden nur Grabhügel noch an die Vergangenheit, dann freilich meidet man den Gedanken an den Tod: man fühlt nun ſeine Übermacht — das achtzehnjährige Herz fühlte ſich ſtärker als den Tod.

O meine Mutter! rief Julie ſchluchzend — ſobald ſollte Dein Andenken vertilgt, Dein Platz ſobald beſetzt werden! — Dein ſanftes, leidendes Geſicht, das mir noch auf jeder Stelle begegnet, das mir bei jedem Geſchäft vorſchwebt, ſoll von einer fremden, gleichgültigen — widrigen Geſtalt verdrängt werden!

Juliens Mutter war aus einem bürgerlichen Hauſe, aber reich; Herr von Zeller hatte Ahnen, aber kein

Vermögen. Sie hatten ſich geliebt, wie man liebt, wenn man jung iſt und Hinderniſſe findet. Sieben Jahre hatte der bürgerliche Vater den Wünſchen ſeiner Tochter widerſtanden; der adelige Liebhaber war ſieben Jahre treu und ſehnſuchtsvoll geblieben. Nachdem das Mädchen verblüht war, willigte der Vater ein. Herr von Zeller verließ nach dem Tode ſeines Schwiegervaters, der bald darauf erfolgte, den militairiſchen Dienſt, und verthat in einer Zeit von zehn Jahren das Vermögen ſeiner Frau. Seitdem lebten ſie von den noch geretteten Trümmern in einer kleinen Reichsſtadt, wo Zeller's Familie Rechte hatte. Als Julie, die ihre Mutter mit der innigſten Zärtlichkeit liebte, zu den Jahren herangewachſen war, da man wahrzunehmen und zu begreifen anfängt, hatte die Bemerkung, daß die Ehe ihrer Eltern keine glückliche wäre, nichts Auffallendes für ſie. Es ſchien ihr Alles ganz gewöhnlich herzugehen; ihr Herz zog inſtinctmäßig die Mutter vor, ohne dem Vater von Dem, was er fodern mochte, etwas ſtreitig zu machen; und wenn in andern Wirthſchaften, die ſie kennen mochte, die Männer allenfalls den Vortheil des Beutels beſſer bedachten, ſo überließen ſie doch auch da den Frauen das eigentliche Wohl des Hauſes.

Was von jeher dafür galt, daß es die Mädchen klug mache, öffnete auch ihr zuerſt die Augen über die nächſten Verhältniſſe um ſie her. Sie war ſechzehn Jahre alt, als ein junger Mann in das Städtchen kam, der, in Berlin erzogen, zu einer bedeutenden Laufbahn beſtimmt war und eine reiche Verwandte beſuchte, die er einmal beerben ſollte. Seit Saarheim und Julie ſich liebten, ward es dieſer klar, daß ihre Mutter litt, daß ihres Vaters Benehmen herzlos war. Die gute und kluge Mutter ſah den Baum der Erkenntniß in dem Paradies des jugendlichen Herzens aufſteigen; es entging ihr nicht, daß der Sonnenblick der Liebe ihn hervortrieb, und ſie machte die Tochter durch Vertrauen zur Freundin.

Sie klagte nicht über ihren Gatten, ſie beſchuldigte ihn nicht. — So ſind die Männer! ſagte ſie — und das iſt die Formel jedes guten weiblichen Herzens; brechend klagt es lieber das Geſchlecht an als den Einzelnen, durch deſſen Schuld es bricht. — So ſind die Männer, meine Julie! Ihr Glück beſteht im Streben; auf den Beſitz folgt bei ihnen Überdruß. Glücklicher iſt die Frau, deren Ehe ohne Liebe beginnt; ihr ſteht der ſchreckliche Übergang von der Täuſchung zur Wahrheit bevor; ihr ſteht das Loos nicht bevor, für die verlorne Täuſchung nicht einmal Das zum Erſatz zu haben, was den früh erkaltenden Herzen und den das Gefühl überlebenden Sinnen der Männer Wahrheit wird. —

Dieſe finſtere Weisheit harmonirte zu wenig mit Juliens Stimmung, als daß ſie nicht Manches dagegen einzuwenden gehabt hätte, wodurch ſich ihr Geheimniß dem mütterlichen Auge bald vollends offenbarte. Frau von Zeller verſchonte das liebende Herz mit Ermahnungen oder Verboten; aber mit unerbittlicher Strenge widerſetzte ſie ſich jeder Art von bindender Übereinkunft zwiſchen den beiden jungen Leuten. — Sie müſſen ſich jetzt, ſagte ſie zu Saarheim, ohnehin auf ein Paar

Jahre aus dem Vaterlande entfernen; bleiben Eure Gefühle in dieſer Zeit dieſelben, ſo iſt ja nichts verloren bei Ihrer Rückkehr. Ändert ſich aber Eines von Euch, ſo ſoll der andre Theil nicht die Schmach des Verlaſſenſeins tragen. Alſo auch keinen Briefwechſel — Sie ſchreiben an mich, Herr von Saarheim. —

Ohne lebhafte Widerrede ließ ſich der junge Mann das harte Geſetz freilich nicht auflegen. Es blieb aber dabei — und nach einem Jahre, während deſſen Saarheim in den Thälern der Schweiz umhergeirrt war, brach er den Briefwechſel ab. Julie hatte ihn bis dahin geliebt; bei den Vorkehrungen, die ihre Mutter im erſten Entſtehen dieſes Verhältniſſes getroffen hatte, verwahrte ſie der weibliche Stolz um ſo leichter vor einem heftigen und dauernden Schmerz; aber ihre erſte Erfahrung in der Liebe hatte ihr nun ſo wenig wie das Schickſal ihrer Mutter das ſtärkere Geſchlecht von einer vortheilhaften Seite gezeigt.

Gegen dieſe Zeit hatte ihre Mutter angefangen zu kränkeln. Ihr einziger Schmerz im Tode war, das geliebte Kind allein am Eingange des rauhen Weges ſtehen zu laſſen, an deſſen Ziele ſie ſich ſo müde fühlte. Julie empfand tief, wie viel mehr ſie an der Mutter verlor als vorher an dem ungetreuen Liebhaber; aber der eine und der andere Verluſt gab ihr die kindiſche Überzeugung, durch Unglück gereift zu ſein. Wenige Monate nach dem Tode der Frau von Zeller führte ein Zufall den Geheimenrath von Rader nach Juliens Wohnort. Er diente einem kleinen Fürſten am Niederrhein; ſein Vermögen und ſein Titel gaben ihm Anſehen; ſein Charakter hatte keine hervorſtechende Seite. Weil ihm Julie ſehr gefiel, fand er auch alle Eigenſchaften an ihr, die einen vernünftigen, geſetzten Mann beglücken würden.

Der Geheimerath hatte die beſten Fürſprecher an den Eindrücken, welche die Vergangenheit bei Julien zurückgelaſſen hatte. Ob dieſe Eindrücke eine glückliche Ehe vorbereiteten, wußte ſie nicht zu berechnen. Scheue vor einer beſchränkten Glückslage, ſchmeichelhafte Ahnung der Würde einer Hausfrau mochten nebenher dunkel auf Julien wirken. Nach einer durchweinten Nacht hatte das unſchuldige, liebevolle Mädchen, überzeugt, daß ſie allem Glück des Herzens auf immer abgeſtorben wäre, zwar unweiſe, aber nicht leichtſinnig, den Entſchluß gefaßt, einem Manne ihre Hand zu geben, der ihr Vater ſein konnte.

Herr von Zeller empfand bei dieſer Wendung eine Freude, die väterlich ſchien; er vergoß Thränen, und gedachte ſogar mit Gefühl ſeiner verewigten Gattin. Die kindliche Zärtlichkeit erwärmte Juliens Herz; Jedermann wünſchte ihr Glück; ſie ſah ihren Bräutigam entzückt; ſie wurde mit Geſchenken überhäuft; ſie erhielt plötzlich ein Gewicht in der Geſellſchaft — das Gewühl, der Taumel bekam endlich für ihr unerfahrenes Herz einen Anſchein von Glück, und der Gedanke ihrer Mutter, daß eine Ehe ſich ohne Liebe am beſten knüpfte, fiel ihr wie ein wohlerfülltes Orakel ein.

Am Tage nach der Hochzeit deckte Wehmuth wie ein leichter Schleier das holde Geſicht der jungen Frau. Bei den lebhaften Liebkoſungen des neuen Ehemanns zuckten ihre ſchönen Lippen und hätten einem gefühlvollen Zuſchauer das hohe Roth, welches ihre Wangen übergoß, nicht als ein unbedingtes Zeugniß ihres Glücks ausgelegt.

Der Geheimerath hatte einen beſchränkten Urlaub, der eben zu Ende ging. Julie ſollte nun aus dem einſamen Reichsſtädtchen, in welchem ſie bis zu dem jetzigen Augenblick ihrer vollen Blüte verborgen herangewachſen war, nach der kleinen, aber lebhaften Reſidenz * * verſetzt werden. Sie freute ſich auf die Ausſicht, einem großen eingerichteten Hauſe, das ihr Mann hier beſaß, vorzuſtehen; ſie freute ſich darauf, ſeine zwei ſchönen Landgüter zu beſuchen. Auch hörte ſie es nicht ohne Wohlgefallen, wenn der entzückte Gemahl ihr den Triumph weiſſagte, der ihren Reizen in der Reſidenz bevorſtünde. Die Zukunft verſprach ihr ſo viel Neues, daß ſie mehr erwartungsvoll als bekümmert ihre Reiſe antrat.

In einigen Orten der Schweiz iſt es eine Sitte der wohlhabenden Stände, daß junge Eheleute ſogleich nach der Trauung zuſammen auf Reiſen gehen. Das Ziel iſt nahe oder fern, nach Maßgabe der Umſtände. Welchen hiſtoriſchen Grund auch die Sitte dort haben möge, ſo würde ihre allgemeine Einführung manchem Nachtheil der gewöhnlichen ſogenannten Flitterwochen vorbauen. Die langweiligen Feſtlichkeiten, welche eine Hochzeit nach ſich zu ſchleppen pflegt; die zweideutigen Scherze, mit denen die Blüte der jungfräulichen Sittſamkeit verletzt wird, würden dadurch wegfallen; und in unſerm bürgerlichen Leben iſt Reiſen eine von den wenigen Gelegenheiten, wo ein Weib den Schutz und die Geiſtesgegenwart eines Mannes wohlthätig fühlen kann. So vom Altar in den Reiſewagen geſchähe alſo beim erſten Eintritt in die Ehe gleichſam eine künſtliche Verſetzung in das natürliche Verhältniß zwiſchen der Frau und dem Gatten.

Aber dieſer Ehe lag ein unnatürliches Verhältniß zum Grunde, und die Reiſe hätte, um wirklich fruchten zu können, wenigſtens nicht nach einer Reſidenz gehen ſollen; bei einer einfachen, ländlichen Lebensweiſe würde ſich das ungleiche Paar vielleicht einen beſchränkten Kreis gebildet haben, in welchem es die gefährlichſten Jahre unvermerkt überſtanden hätte. Sie hatten * * noch nicht erreicht, als in einem unbedeutenden Vorfall der Unſegen ſich ſchon offenbarte, der auf dieſer Verbindung ruhte. Der erſte Ausflug der franzöſiſchen Ausgewanderten machte damals die Gegend lebhaft. Unſer Paar wechſelte in einem kleinen Städtchen die Pferde; der artige Reiſewagen zog einige müßige Franzoſen herbei, die neugierig erwarteten, wer herausſteigen würde. Der Geheimerath erſchien zuerſt; es war ein kühler Frühlingsabend; ſein warmer Reiſeanzug gab ihm kein jüngeres Anſehen. Er bot Julien die Hand; einige Verlegenheit, ſich von Fremden — denn das laute Geſchwätz der Umherſtehenden verrieth ihre Nation ſogleich — umgeben zu ſehen; ein Inſtinct, der ihr hier Bewunderung verheißen mochte, goß einen Roſenſchimmer über ihr ſchönes, von dem verſchobnen Hute nicht bedecktes Geſicht. Leicht wie ein Vogel ſprang ſie aus dem Wagen und lief freilich ſo ſchnell die Treppe am Poſthauſe hinauf, daß ihr Gemahl ihr nicht auf den Fuß folgen konnte. Indem ſie ihn oben erwartete, hatte ſie Zeit, die nicht ganz diſcreten Lobeserhebungen der jungen Ausländer zu hören. Beſchämt und geſchmeichelt eilte ſie in ein geöffnetes Zimmer. Es dünkte ihr, als ob ihr Gemahl in eine Art von Wortwechſel geriethe. Sie ging beſorgt an die Thüre, wie er hereintrat und mit zornigen Äußerungen über die ganze franzöſiſche Nation Hut und Stock auf den Tiſch warf. Julie erkundigte ſich theilnehmend nach der Veranlaſſung des Wortwechſels, erhielt aber nur den allgemeinen Beſcheid, daß er mit ungezogenen Gecken zu thun gehabt hätte. Wie die Pferde vorgeſpannt waren, führte der Geheimerath ſeine junge Frau mit ſichtbarer Verlegenheit die Treppe herunter. Vom Fuß der Treppe bis an den Kutſchenſchlag ſtanden die nämlichen luſtigen Herren in einer Reihe und riefen ihm, während er entrüſtet in den Wagen eilte, mit ſpöttiſcher Höflichkeit ein Lebewohl zu, das auf die Verſchiedenheit des Alters der beiden Gatten deutlich genug anſpielte.

Julie begriff jetzt den ganzen Auftritt; eine nie gekannte, bitter ſchmerzliche Empfindung bemächtigte ſich ihrer. Doch ihr Gemahl ſaß ſo finſter neben ihr, daß die Weichheit ihres Herzens, ehe ſie ſelbſt ſich's verſah, ſie von ihrem eigenen Gefühl abzog, und ſie liebkoſend bemüht war, ihn zu zerſtreuen und aufzumuntern.

Gleich bei ihren erſten Schritten in der neuen Welt zu ** gab es nur zu viele Veranlaſſungen, die jene Empfindung bei ihr erneuerten. Wenn der Blick der Männer von ihr auf ihren Gemahl überging, war es nicht die Schamröthe des jungfräulichen Weibes, die ihre Wangen färbte; eine peinliche Ahnung preßte wie böſes Gewiſſen das unſchuldige Herz zuſammen.

Indeſſen verfloſſen mehrere Monate, bevor ſich dieſe traurigen Räthſel deutlich vor ihr enthüllten. Der kleine Hof befand ſich auf einem ziemlich entfernten Luſtſchloß. Ihr Hausweſen beſchäftigte ſie ſehr; Überfluß umgab ſie; ihres Gemahls Zufriedenheit lohnte ihren heitern und klugen Bemühungen; er führte ſie auf eines ſeiner Güter — ſchon ſchien die Gewohnheit ihre ſtille Kraft wohlthätig geübt zu haben.

Aber mit der Rückkehr des Winters änderten ſich ihre Umgebungen und führten mit einer andern Stimmung ihres Gemüths eine andere Wendung ihres Schickſals herbei. So wenig lebhaft den Sommer über die Reſidenz geweſen war, ſo hatte doch die Rolle, welche Juliens Stand und der Eindruck ihrer Schönheit auf die Männer ihr in der Geſellſchaft zuwieſen, bereits die conventionelle Grazie bei ihr zu entwickeln angefangen, die in der großen Welt der Schönheit ihre Geltung gibt. Jetzt erſchien ſie bei Hofe und freute ſich ſorglos des allgemeinen Beifalls. Die gewöhnlichen Winterluſtbarkeiten nahmen ihren Anfang; die geſellſchaftlichen Zirkel bildeten ſich wieder; um Julien drängten ſich alle Männer, die auf Auszeichnung bei dem ſchönen Geſchlecht Anſpruch machen zu können glaubten, und ihre Bemühungen, der reizenden, jungen Frau des Geheimenraths zu gefallen, wurden vom Publicum früher bemerkt als von Julien. Es hielten ſich zu * * viele franzöſiſche Ausgewanderte auf, die den erſten Zirkeln dieſen Winter einen größeren Glanz verliehen. Sie waren damals in Anſehung ihrer Zukunft noch ganz unbeſorgt; jede Gelegenheit, ſich von der Langeweile einer kleinen deutſchen Reſidenz zu zerſtreuen, ergriffen ſie mit Eifer, und Julie, die auch auf einem größeren Schauplatz nicht überſehen worden wäre, zog hier ihre ausſchließende Huldigung auf ſich.

Juliens erſte Triumphe hatten der Eitelkeit ihres Gemahls geſchmeichelt, ohne ihn an die Gefahr des Misverhältniſſes zwiſchen ſeinen Jahren und den ihrigen zu mahnen. Julie war noch weit entfernt, ihre ganze Lage zu überſehen, als die franzöſiſche Galanterie ihr feines Gefühl ſchon belehrte, daß ſie wohlthun würde, ſich mehr an Perſonen ihres Geſchlechts zu halten. Sehr betroffen fand ſie, daß man hier ihre zuvorkommenden Bemühungen mit Kälte erwiederte. Sie wollte ſich ſo ſchnell nicht abſchrecken laſſen; aber es kam dadurch ein Miston in ihr Weſen in der Geſellſchaft, der ſie zu einem Betragen verleitete, welches dem großen Haufen wie Koketterie ausſehen mußte, ſo wenig ſie auch nur von dem Sinne des Worts einen deutlichen Begriff hatte. Bei dem Gefühl ihrer Reinheit und dem noch unverſehrten Frieden ihres Herzens fing ihre Exiſtenz in der großen Welt an, ihr läſtig zu werden. Die Art, wie ſich die Männer gegen ſie benahmen, war ihr ganz unerklärlich. Sie war ſich bewußt, ihre Achtung zu verdienen; jede ihrer Handlungen, jedes ihrer Worte war nur Spiegel ihres ſchuldloſen Herzens; was wollten denn die Menſchen um ſie her, mit dem ſonderbaren Wettſtreit um einen Vorzug, den ſie nicht den mindeſten Beruf fühlte irgend Einem von ihnen zu ertheilen?

Einſt hatte auf einem Ball die Freude am Tanz, das geſellſchaftliche Gewirr, welches die gewöhnlichen Verhältniſſe verwiſcht, ſie zu einer ebenſo lebhaften als argloſen Heiterkeit geſtimmt. Ihre Liebenswürdigkeit hielt eine Zeit lang die Bewerbungen ihrer Bewunderer harmoniſch zuſammen. Es entſtand aber über eine geringe Gefälligkeit, die ihr erzeigt werden ſollte, ein Streit unter zwei der um ſie ſtehenden Männer, und der Streit artete in Anmaßungen aus, die ihre Delicateſſe beleidigten. In einer Aufwallung von jugendlichem Unwillen verließ ſie den Tanzſaal und ſetzte ſich neben ihres Mannes Spieltiſch. Ein alter Ludwigsritter, der ſie oft von weitem lorgnirt hatte, trat zu ihr; er trug eines von den Geſichtern, zu denen man in einem Augenblick mehr Vertrauen faßt als zu andern in einem ganzen Leben; er bezeigte ihr mit feiner Artigkeit ſein Erſtaunen, ſie den Tanz verlaſſen zu ſehen; er wußte ſie, ob ſie gleich von dem Vorfall, der ſie hierherführte, noch erhitzt war, ſehr bald in ein angenehmes Geſpräch zu verwickeln. Inzwiſchen hatte aber einer von den beiden jungen Franzoſen, deren Zudringlichkeit ſie aus dem Tanzſaal vertrieben hatte, Julien auch hier ausgefunden. Dieſer ſagte, mit einem Blick auf den neben ihr ſpielenden Geheimenrath: Die Nachbarſchaft kann mich wenigſtens nicht hoffnungslos machen.

Julie verlor alle Faſſung; mit Thränen in ihrem ſchwellenden Auge ſprang ſie auf, ohne eine Antwort zu finden. Der Ludwigsritter, der in gebückter Stellung neben ihr ſtand, hatte die Worte ſeines jungen Landsmanns gehört; er las in Juliens Herzen — mit ruhigem, aber feſtem Tone ſagte er, gegen den jungen Menſchen gewandt: Aber vor jeder Überläſtigkeit muß ihre Nachbarſchaft dieſe Dame verwahren. —

Ein jüngerer Beſchützer hätte vermuthlich dieſe Rede mit dem Degen rechtfertigen müſſen, und Julie wäre das Märchen der Stadt geworden; aber der Chevalier ſprach mit dem beſonnenen Bewußtſein des Übergewichts ſeiner Jahre und ſeiner militairiſchen Würde. Jetzt ſah er eine Thräne über Juliens Wange rollen. Mit unbefangener Artigkeit faßte er ihre Hand und führte ſie an das andre Ende des Zimmers auf ein Sofa; hier ſtellte er ſich, mit ihrem Fächer ſpielend, vor ſie, daß ſie Zeit hatte, ſich zu erholen.

Verzeihen Sie meinem jungen Landsmann — ſagte er nach einer Weile, indem er ſich neben ſie ſetzte — wir haben eine lebhafte Empfänglichkeit für Schönheit, für Liebenswürdigkeit; vielleicht aber muß ein Franzos ein alter Soldat ſein wie ich, um ohne alle Anſprüche zu bewundern.

O nein, mein Herr — ſagte Julie, in einer fremden Sprache von ihrer leidenſchaftlichen Stimmung doppelt hingeriſſen — Nein, laſſen Sie mich keine Schmeichelei von Ihnen hören! Ihre Erſcheinung war rettend für mich — zerſtören Sie den Eindruck nicht durch dieſen verhaßten Ton.

Madame, ich würde mich im Herzen meiner ganzen Nation ſchämen, wenn die Schmeicheleien meiner jungen Kameraden Sie wirklich hätten beleidigen können.

Eine ſchmerzhafte Idee, die Julien beſchäftigte, wollte aus ihrem Herzen über ihre Lippen fließen. Würde Ihr Geſchlecht, ſagte ſie, mir weniger Achtung ſchuldig zu ſein glauben, wenn etwa mein häusliches Glück . . . . .

Lebhaft hatte ſie dieſe Rede angefangen, brach aber beſchämt ab, wie ihre eignen Worte ihr Ohr trafen, und ſuchte ihre überfließenden Augen zu verbergen. Der Chevalier blickte ſie mit ernſter Theilnahme an; noch ſchien er ſich aber zu beſinnen, ob es ſich hier für ihn ziemte, mehr als artiger Mann — auch edler Menſch zu ſein. Nach einer Weile ſagte er: Aus dem reinen Gemüth, aus dem ruhigen Herzen, das ich in Ihren Zügen leſe, ſchließe ich, daß Sie noch keine Gelegenheit hatten, uns Männer kennen zu lernen. Daher mag es Ihnen bisher entgangen ſein, daß eben der Umſtand in Ihrem Schickſal, der die Tugend eines reizenden Weibes noch rührender, noch ehrwürdiger macht, den ſchwankenden Grundſätzen unſrer Jugend mit Hoffnung ſchmeichelt. —

Das iſt eine ſchreckliche Aufklärung, mein Herr. — Und ich muß erröthen, ſie erſt von Ihnen zu erhalten!

Ich kann dies für keinen Vorwurf nehmen. Meine grauen Haare, die Erinnerung an eine geliebte, längſt verlorne Tochter entſchuldigen mich, daß ich bei einer ſo neuen Bekanntſchaft den Converſationston ſo ganz hintanſetze. —

Entſchuldigen! rief Julie und legte unwillkürlich ihre ſchöne Hand auf des alten Mannes Arm. — Nein, mein Herr! Dieſe Sprache war mir ſeit langer

Zeit fremd, und mein Herz bedarf ihrer doch ſo ſehr! Sie handelten gütig gegen mich. — An eine Tochter erinnerte ich Sie? War dieſe ſo neu, war ſie ſo unglücklich als ich? — Ach laſſen Sie mich nie eine andre Sprache von Ihnen hören, als die Sie gegen eine Tochter führen würden!

Seit dieſem Tage wußte Julie mehr Würde in ihr Betragen zu legen; dieſe, und der Einfluß des Chevaliers, der von nun an mit feinem Scherz die Rolle ihres erklärten Bewunderers annahm, ſetzten den Bewerbungen der jungen Männer von ſelbſt gewiſſe Schranken. Juliens Unbefangenheit war freilich dahin, ſeit es ihr deutlich geworden war, daß ein junges ſchönes Weib, an eines bejahrten Gatten Arm, den Männern ein Raub ſcheint, den ſie ihm abzujagen berechtigt ſind. Sie mußte lernen, ſich gegen die rohen Anſprüche der Natur zu waffnen, die ihr Verhältniß weckte. Aber ihre geiſtige Bildung gewann in dem Verhältniß, wie ihre kindliche Sorgloſigkeit abnahm. Der Chevalier ließ ſich überdem angelegen ſein, ihren Geſchmack zu üben; er lehrte ſie leſen, das heißt, mit Antheil und Unterſcheidung leſen; ſein überlegener und wirklich ſehr cultivirter Verſtand führte das empfängliche Gemüth ſeiner Freundin im vertrauten Umgange mit ſich fort, und ſie gab ihm, außer der Freude an der Entwickelung ihres Geiſtes, durch die Herzlichkeit, die ſie in das Verhältniß legte, eine Jugendahnung wieder, die der alte, nur an geſellſchaftlichen Firniß gewöhnte Weltmann nicht mehr erwartet hatte zu empfinden.

Die grauen Haare dieſes Ehrenmannes machten ſeine häuſigen Beſuche bei Julien ganz unverdächtig, und der Geheimerath, der für ſeine Perſon Tag aus Tag ein von ſeiner Kanzlei in ſeinen Garten, von da in ſein Cabinet, und zuletzt an den L'Hombretiſch zu gehen pflegte, ſchien gegen den neuen Freund ſeiner Frau, wenn er ſelbſt auch keine Berührungspunkte mit ihm hatte, doch nichts einzuwenden zu haben.

Von des Chevaliers Tochter, deren Erwähnung in ſeine erſte Unterredung mit Julien ſo viel Wärme gebracht hatte, war ſeitdem nicht wieder die Rede geweſen; er wich dem Geſpräch über dieſen Gegenſtand aus, bis ihn endlich eine zufällige Veranlaſſung überraſchte. Es war in einer Geſellſchaft, wo ſie Beide gegenwärtig waren, von der Heirath eines ſehr jungen Mädchens mit einem alten Mann erzählt worden. Ein Theil der Anweſenden ſchwieg, wie es ſchien mit einiger Verlegenheit; Andre ſetzten mit herzloſer Gleichgültigkeit den ökonomiſchen Vortheil dieſer Verbindung auseinander. Endlich ſagte eine alte häßliche Hofdame, die, ſo oft es Gelegenheit gab, Julien aufzupaſſen pflegte: die Heirath ſchiene ihr ganz ſchicklich, indem die Ehe der Frau von Rader ihr bewieſe, daß Alles von der Klugheit und Liebenswürdigkeit des einen Theiles abhinge.

Juliens Geſicht hatte die unangenehme Empfindung, die ihr dieſe Worte machten, ſo deutlich ausgedrückt, daß der Chevalier, der das Geſpräch nicht verſtanden, ſie aber beobachtet hatte, ſich nach der Veranlaſſung ihrer Bewegung erkundigte, ſobald er ſie in ihrem Hauſe allein ſah. Die Richtigkeit ihres Gefühls erlaubte ihr nicht, ihm die nächſte Urſache zu ſagen; ſie ſprach blos von der Heirath, von welcher dort die Rede geweſen war, und deren Hauptmotiv, wie ſie wußte, in dem Wunſche der Familie lag, einen Sohn beſonders zu begünſtigen. Der Chevalier ſchien ergriffen. — Alſo ein Opfer der Ungerechtigkeit! rief er — o wüßten dieſe Menſchen, was ſie das koſten kann! wüßten ſie, wie die Natur ſich rächt!

Er hielt inne; er bedachte betroffen das Gewicht, das ſeine Worte in Beziehung auf Julien haben konnten. Sie verſtand ihn und ſagte mit ſanfter Ruhe: ſie glaube, ihre Lage zu überſehen, und hoffe, ihr immer gewachſen zu ſein; zwiſchen Freunden dürfe ein unabänderliches Schickſal keine Zurückhaltung, keine falſche Schonung nothwendig machen.

Der Chevalier bewunderte gerührt das zarte Gefühl und die milde Vernunft, die in dieſer Erklärung lagen. — Verzeihen Sie, ſetzte er hinzu, daß ich die Wirkung ausſpreche, die ein Weſen wie Sie auf mich macht. Meine Landsmänninnen haben Grazie, Geiſt, jede Art von Liebenswürdigkeit — aber dieſe Reinheit und Tiefe der Empfindung feſſelt uns nur an Idealen, die uns die Phantaſie deutſcher Schriftſteller aufſtellte, und es überraſcht mich, ſie in der Wirklichkeit ſo ganz wiederzufinden. —

Dieſe Wendung des Geſprächs führte die Geſchichte ſeiner Tochter herbei — ſie glich in ihrem Urſprunge der Begebenheit, welche das Geſpräch veranlaßt hatte. Der Chevalier, jüngerer Sohn einer angeſehenen Familie, verband mit einem Namen, der ihn zu Anſprüchen berechtigte, nur ein beſchränktes Vermögen. Sein Ehrgeiz vermochte ihn, dieſes Vermögen ausſchließend ſeinem einzigen Sohne zuwenden zu wollen. Zu dem Ende mußte eine Tochter aufgeopfert werden. Anfangs war das Kloſter ihre Beſtimmung. Sie verabſcheute die Gelübde, die ihr drohten; nachdem ſie vergebens das Mitleiden ihrer Eltern zu rühren geſucht hatte, nahm ſie die Hand eines alten, reichen Mannes an, den ihre Schönheit blendete. Der Taumel ungewohnter Freiheit, Schmeichelei, Geringſchätzung eines Gatten, dem das Alter keine Würde gab, das Alles riß ſie hin. Sie war leichtſinnig; ſie wurde unglücklich und endlich ſtrafbar. Verzweifelnd, jemals die Neigungen ihres Herzens mit ihren Pflichten vereinigen zu können; zu gut zur Heuchelei, zur klugen Schonung des Scheins, verwickelte ſie ihr Schickſal in Abenteuer, die ihre Familie nöthigten, die Ehre eines beleidigten Gemahls zu rächen. Im zweiundzwanzigſten Jahre umfingen ſie die Mauern eines ſtrengen Kloſters. Hier ſtarb ſie. — Die Umſtände ihres Todes vermochte der unglückliche Vater nicht zu erzählen. Nur mit Anſtrengung war er in ihrer Geſchichte ſoweit gekommen. Jetzt ergriff ihn eine Bewegung, die das Schrecklichſte muthmaßen ließ. Er hob ſeine krampfhaft gefalteten Hände empor; eine kalte, langſam geſammelte Thräne rann über die eingefallene, bleiche Wange; mit einem Tone, als ſpräche er in das Grab, rief er: O Emilie! Dein Mörder wird vor Gottes Richterſtuhl erſcheinen. — Bis dahin laß ab! Verfolg' ihn nicht in dieſer Leichengeſtalt. —

Julie ergriff ſchluchzend ſeine Hände. Indem ſie ihn durch die zärtlichſte Theilnahme, durch den Ausdruck der reinſten kindlichen Liebe zu beruhigen ſuchte, trat der Geheimerath in das Zimmer. Er ſchien etwas verlegen, ſeine Gemahlin und ihren Freund in einer Stimmung anzutreffen, die er ſich nicht erklären und die ihm nicht erklärt werden konnte. Der Chevalier nahm ſeine Faſſung zuſammen und leitete die Unterredung in den gewöhnlichen Ton. Des Geheimenraths Befremdung ſchien vorüberzugehen; als ſich aber der Chevalier entfernt hatte, fragte er Julien mit einem etwas verdrüßlichen Ausdruck nach der Urſache des ſonderbaren Auftritts. Sie hatte ſich bei ſeiner anſcheinenden Beruhigung begnügt und ſich weniger mit ſeiner Beſtürzung, als mit der Geſchichte ihres alten Freundes beſchäftigt, ſodaß ihr jetzt erſt einfiel, daß ſie ihrem Gemahl dieſe Geſchichte nicht wohl mittheilen könnte. Sie antwortete mit ſichtbarer Verlegenheit, die Erzählung einer rührenden Begebenheit hätte ſie Beide lebhaft bewegt. Der Geheimerath, der übel geſtimmt war und bei dieſer Veranlaſſung vielleicht einen länger genährten, dunkeln Mismuth ausbrechen ließ, machte ziemlich unſanft die Bemerkung: dieſes empfindſame Weſen komme beim Leſen von Romanen und beim Declamiren von Tragödien heraus; eine junge, artige Frau, die ihrer Lage jede Annehmlichkeit verdanke, thue beſſer, in Geſellſchaft heiter zu ſein und zu Hauſe ihren Geſchäften nachzugehen. — Seit einiger Zeit, ſchloß er trocken, ſehe ich Dich in Geſellſchaft diſſertiren und zu Hauſe weinen. Dabei erwächſt der Ehe keine Freude. —

Julie verſtummte. Ein junges Weib kann gegen einen alten Gatten nur kindlich froh, oder ſklaviſch ſchüchtern ſein. Nur die Unwürdigeren ihres Geſchlechts ſind in einem ſolchen Fall der Widerſetzlichkeit oder der Schmeichelei fähig. Julie ſchwieg, mit vollem, bangem Herzen. Von nun an verſteckte ſie ihr Buch, wenn ihr Gemahl erſchien; ſie unterbrach in Geſellſchaft, wenn er ſich nahte, ihr Geſpräch mit einem erzwungen luſtigen Einfall; ſie vermied, ſich von dem Chevalier vorleſen zu laſſen; ſie hielt, wenn er im Begriff war, allein mit ihr zu bleiben, einen gleichgültigen Beſuch gefliſſentlich bei ſich auf; unruhig und nachdenkend betrachtete er das Alles; ſein Blick begegnete dem ihrigen, den ſie thränenſchwer abwandte.

Bald nach jenem Vorfall riefen die öffentlichen Angelegenheiten den edeln Fremden ab. Er fand beim Abſchiede Julien allein. Es war ihr bis jetzt gelungen, die neue Wendung in ihrem Verhältniß und ihre Empfindung zu verbergen; aber ihr verhehltes Gefühl ergriff die Trennung von dem geſchätzten, mit kindlichem Intereſſe von ihr betrachteten Alten, um einen freien Ausbruch zu genießen. Er fühlte zu fein und kannte das menſchliche Gefühl zu gut, um ihre Stimmung nicht zu beurtheilen. Mit ſtiller Rührung ſah er ihre Thränen fließen. Sanft und ernſt ſagte er: Ich gehe, den Reſt eines vergifteten Lebens in einem unglückſeligen Streite zu wagen, und nehme die Beruhigung nicht mit, daß Sie glücklich ſind. — Hätte ich hoffen dürfen, in Ihrer Nähe zu bleiben, ſo würde ich nach der Ehre getrachtet haben, Ihr Vertrauen zu gewinnen.

Mein alter Kopf hätte Ihrem jungen Herzen vielleicht nützlich ſein können. Wie es jetzt ſteht — ich wünſche die Erhaltung meines Lebens nicht; ich darf die Rückkehr zu Ihnen, die ewige Trennung von meinem Vaterland wäre, nicht wünſchen; ſollte ich ſie aber erleben — ſo möge dann ein heiteres Lächeln dieſes ſchöne Geſicht ſchmücken!

Er küßte ehrerbietig ihre Stirn, und wie er ſie jetzt verließ, war es Julien, als hätte ſie ihre letzte Zuflucht auf Erden verloren.

Die Heiterkeit und das Vertrauen verloren ſich unvermerkt ganz aus Juliens Ehe. Der Geheimerath hatte nicht Charakterſtärke genug gehabt, ſich die Freude an den Triumphen ſeiner ſchönen Gemahlin zu verſagen; und ebenſowenig vermochte er, ohne Mismuth und Argwohn ſie bewundert zu ſehen. Julie hätte es ohne Widerſtand ertragen, in der Einſamkeit zu leben, doch wußte ſie es ihrem Manne nicht zur Großmuth anzurechnen, daß er ſie die Annehmlichkeiten ihres Alters und Standes genießen ließ; ſie dachte darüber nicht nach. Jemehr hingegen Umgang, Lecture, ein wenig Erfahrung und Bekanntſchaft mit ihrem eigenen Herzen ſie ausbildeten, deſto peinlicher empfand ſie das Opfer, welches ſie gebracht hatte; deſto genauer aber berechnete auch ihr Gemahl die Vortheile, die ſie ihm zu verdanken, und die Pflichten, die ſie zu erfüllen hatte. Als er ſie kennen lernte, war ſie ein fröhliches Mädchen, deren lebendige Luſtigkeit ihm gefiel, ohne ihn durch den Gedanken, daß ihre Jugend die Quelle dieſer Luſtigkeit war, zu drücken. Aber zwiſchen dem liebenswürdigen gebildeten Weibe und ihm war eine Verſchiedenheit, die ihn mehr drückte, als die des Alters; denn die Eigenſchaften, die ſie ausgleichen konnten, würden ihm gefehlt haben, wenn ihn auch ein Zauber verjüngt hätte.

Die Verwirrung der öffentlichen Angelegenheiten fing an, die Lage des kleinen Ländchens ſehr unangenehm zu machen. Rader war ein braver Geſchäftsmann, ein treuer Diener; während der Abweſenheit ſeines Fürſten, der einem drohenden feindlichen Überfall aus dem Wege gegangen war, lag ein bedeutender Theil der öffentlichen Verwaltung unter wenig lohnenden Umſtänden auf ihm. Juliens verſtändige Theilnahme bei den Unannehmlichkeiten ſeines Berufs brachte ſie einander um nichts näher; der Geheimerath verkannte die Verdienſte nicht, die ſie ſich bei den Kriegsunruhen als kluge und thätige Hausfrau im Einzelnen und im Ganzen um ſeine Wirthſchaft erwarb; aber von verliebter Bewunderung zurückgekommen, durch ſeine Geſchäfte verſtimmt, war dies auch die einzige Seite, die ihn an ſeiner Gemahlin intereſſirte, und die er benutzte, während ſie die dreifache Scheidewand, der Jahre, des Charakters und der Geiſtesbildung, nur ſchmerzlicher fühlte.

Es ſchlichen Tage, Monate, Jahre dahin, und immer öder ſchien ihr der Pfad zu werden, den zu wandeln die Beſtimmung ihres Lebens war. Ewig ungetheilte Empfindungen im Buſen verſchließend, in voller Wärme des Gefühls zu einer kalten mechaniſchen Exiſtenz verurtheilt, in der Blüte des Lebens der Ausſicht weiterer Entwickelung beraubt, heftete ſich ihre Sehnſucht zuweilen auf die Mutterfreuden; dieſe, dachte ſie, hätten ihr Entſchädigung bieten können. Erblickte ſie aber ein junges glückliches Paar, das ſeine Kinder umſing, ſchlug irgend eine Berührung einen ſolchen Ton in ihrem Herzen an, daß die Eisrinde der Empfindungsloſigkeit zu brechen drohte, ſo hielt ſie es für beſſer, wenn nichts Widerſtreitendes das Ganze der Leerheit ihres Daſeins unterbräche. Wenn ſie ſo einen ganzen Tag lang ſorgfältig bedacht geweſen war, kein Gefühl in ihrer Bruſt aufkommen zu laſſen, und ihr Gemahl, ungeſtört in ſeiner Alltäglichkeit, ſich darum freundlicher an den Spieltiſch ſetzte, und ſie kalt die Schmeicheleien der Männer abwies, dann tönte es in ihrem Herzen: Lebendigtodte, wann empfängt dich das Grab? — Nach und nach ſah ſie die Tage mit eben dem Gefühl verfließen, wie jener Gefangne, der fünfundvierzig Jahre im Kerker ſchmachtete; in den erſten funfzehn Jahren hatte er zur Bezeichnung jedes vorübergegangenen Tages ein Holz gekerbt; nachher verwirrte die Zahl der Kerben und der Stäbchen ſeinen Kopf, und er ſah nicht mehr auf die Tage, welche vorübergingen, nur in die Ewigkeit, die ſie fortriß.

Es trat in den Angelegenheiten der deutſchen Fürſten, welche der Krieg aus ihren Staaten vertrieben hatte, der Zeitpunkt ein, wo von Entſchädigungen und dahin ſich beziehenden Vergleichen die Rede wurde. Herr von Rader wurde von ſeinem Herrn aufgefodert, ſich zu ihm zu begeben, um ihm als treuer vieljähriger Diener in manchem wichtigen Geſchäft zur Hand zu gehen. Er hatte nicht viel Urſache, mit dem Fürſten zufrieden zu ſein, hielt es aber nichtsdeſtoweniger für ſeine Pflicht, dem Rufe zu folgen. Julien erfüllte die bevorſtehende Veränderung mit bangem Widerwillen. Ihre Empfindung war zum Theil die des matten Kranken, wenn ein Augenblick kommt, wo er ſich in ſeinem Lager umwenden ſoll. Die Geſtalt, welche die Dinge um ſie herum nun einmal hatten, die Gewohnheiten, von denen ſie umgeben war, gewährten ihr ein ſtill und gerade fortlaufendes Daſein, und unſchädlich erhielt ſich im Kreiſe pflichtmäßiger Geſchäfte das Bewußtſein mancher Kraft ihres Gemüths. Sie fürchtete ſich vor neuen Gegenſtänden, vor neuen Gefühlen; jeder Hauch ſchien ihr das Gebäude ihrer Ruhe zu bedrohen.

Der Fürſt hielt ſich in einer großen Stadt auf, wo der Zeitpunkt eine Menge von Fremden verſammelte; dieſen lebhaften Schauplatz betrat Julie in ihrem vierundzwanzigſten Jahre. Das Schickſal ihrer erſten Jugend hatte ſonderbar rührend auf ihre Geſtalt gewirkt. In einem thätigen und zugleich von Stürmen des Herzens freien Leben hatte ihre Blüte ſich erhalten; aber ihre Züge waren bedeutender geworden, und gegen die gelaſſene Gleichgültigkeit, welche ihre Haltung, ihre Bewegungen durch langes Bemühen ausdrücken gelernt hatten, ſtach der vielfältig wechſelnde Ton ihrer Stimme, der bald wehmüthige, bald ernſte Charakter ihrer ſprechenden Augen befremdend ab. Der Krieg hatte ſeit einigen Jahren das geſellſchaftliche Leben an ihrem Wohnorte zerriſſen; als ſie es hier wiederfand, war es ihr neu geworden; ſie empfand dabei eine angenehme Überraſchung, und in dieſer Stimmung trat ſie auch diesmal wieder in den angeſehenen Zirkeln, wo ihres Gemahls Verhältniſſe ſie einführten, mit glänzendem Erfolg auf.

Eine kleine Unpäßlichkeit hielt den Geheimenrath in ſeinem Zimmer, als ein Fremder, welcher in Geſchäften eines bedeutenden Reichsſtandes hierhergekommen war, ſich durch Briefe, die er ihm zu übergeben hatte, Eingang bei ihm verſchaffte. Der Geheimerath empfing ihn im Krankencoſtume auf ſeinem Lehnſtuhl; Julie, eine theilnehmende Krankenwärterin, ſaß, mit einer Stikkerei beſchäftigt, neben ihrem Gemahl. Wie der Fremde ſprach, erſtaunte ſie, ohne ſogleich zu wiſſen worüber; ſie betrachtete ſeine Züge und verglich ſie mit dem bekannten Tone. Eine Ahnung ergriff ſie, indem ſie ſeine Anrede erwiederte; ihre melodiſche Stimme zitterte, und bei ihrer leiſen Antwort drückte des Fremden Geſicht eine ähnliche Bewegung aus. Der Geheimerath hatte einen Brief, den ihm der Fremde zugeſtellt, flüchtig durchlaufen; er reichte ihn ſeiner Gemahlin und ſagte ihr, Herr von Saarheim würde ihm von einem alten Univerſitätsfreunde empfohlen. Julie konnte ihr Geſicht auf den Brief niederbeugen und ſo den Eindruck verbergen, den ſie bei jenem Namen empfand.

Es war der Name des einzigen Mannes, den ſie je geliebt hatte, und dieſer Mann hatte das ſechzehnjährige Mädchen vergeſſen — wie zitterte ſie vor dem Augenblicke, wo er in der Gemahlin des kranken bejahrten Mannes dort im Lehnſtuhl ſie wiedererkennen würde!

Sie nahm an dem Geſpräch, an den zuvorkommenden Höflichkeiten ihres Gemahls ſo wenig Theil als möglich; der Aufruhr in ihrem Innern war zu lebhaft, als daß ſie mit ſich einig werden konnte, wie ſie ſich zu betragen hätte. Saarheim ſchien beſtürzt, aber eifrig bemüht, ſie ſprechen zu hören, ſie zu beobachten. Als er ſich entfernt hatte, tadelte der Geheimerath Juliens Zurückhaltung. Es waren durch die Empfehlung des alten Univerſitätsfreundes frohe Erinnerungen in ihm erweckt worden; Saarheim hatte ihm von manchem Bekannten aus ſeiner Jugendzeit erzählt und ſich in die Stimmung, die dieſe Gegenſtände bei ihm hervorbrachten, gefällig gefügt. Julie wagte nicht, ſich zu rechtfertigen. Sie klagte in ihrem Innern ſich ſelbſt an, ihre Reizbarkeit, die kindiſche Eitelkeit, nach ſo vielen langen Jahren einer Jugendliebe noch zu gedenken, noch Unwillen gegen den Treuloſen zu empfinden. Am peinlichſten drückte ſie die Beſchämung — ſich ihres Gatten geſchämt zu haben vor ihrem ehemaligen Liebhaber. Sie zitterte vor der Ausſicht, ihn wiederzuſehen. Mochte er ſie erkannt haben oder nicht; mochte es um ſein Herz ſtehen, wie es wollte: ſie fühlte ſich unfähig, mit gleichgültiger Faſſung vor ihm zu erſcheinen; ſie fühlte im Voraus das Läſtige eines gemachten Betragens.

Saarheim war nicht unbefangner als ſie. Seine Leidenſchaft hatte vor ſechs Jahren den Charakter von Gutherzigkeit und Überſpannung gehabt, der dem erſten Liebeshandel eines unverdorbenen Jünglings gebührt. In ſeinem Kopfe war Alles im ſchönſten Zuſammenhang entworfen geweſen; ein Landgut, unfern von Juliens damaligem Wohnorte; der Genuß der Natur: die Nähe von Juliens Mutter, welche bei den redlichen Abſichten ſeines Herzens in ſeinem Glückſeligkeitsgebäude eine wichtige Stelle einnahm. So macht es die erſte Liebe; froh und zuverſichtlich vermählt ſie ſich mit der ganzen Zukunft des Lebens; die letzte — zerſtört oft den Lebensplan und baut ſich aus den Trümmern ihre Heimath, oder findet unter ihnen ihr Grab. — Mit ſeiner ſich verlängernden Abweſenheit, mit den Zerſtreuungen, die einige Hauptſtädte ihm darboten, mit den Fortſchritten ſeiner Begriffe und Geiſteskräfte trat Juliens Andenken unter ſo manchen andern Erinnerungen, die er jetzt belächeln mußte, in immer weitere Ferne zurück, und er dankte der klugen Vorſicht ihrer Mutter, die ſeinen Wankelmuth berechnet und ihm die Schande des Meineids erſpart hatte.

Bei der Rückkehr in ſeine Vaterſtadt fand er die Bahn des glänzendſten Ruhms durch den Krieg eröffnet; indem er ſie bis zu dem Frieden, der das nördliche Deutſchland beruhigte, mit Ehren verfolgte, hatte er nicht Zeit, dem Schickſal ſeiner Jugendfreundin nachzuforſchen. Der Kriegsdienſt war nicht ſeine erſte Beſtimmung geweſen; er verließ ihn jetzt mit befriedigtem, aber nicht überſättigtem Ehrgeiz und wurde, den frühern Planen ſeiner Familie gemäß, in Staatsgeſchäften angeſtellt.

Saarheim hatte die Welt genoſſen und kennen gelernt. Das Leben im Felde hatte ihm gegeben, was es jedem edeln Gemüth geben muß: leichte Entſchloſſenheit im eigenen Handeln, Ernſt und Theilnahme bei fremdem Intereſſe. Nur von einer Seite war ſein

Schickſal auf die Vollendung ſeines Werths nicht bedacht geweſen: ſeine Bekanntſchaft mit den Weibern hatte ihn nicht gelehrt, ſie zu ſchätzen, und dies hinderte ihn bis jetzt, ſich nach häuslichem Glück umzuſehen. Ungebildete Weiber konnten ihn nicht anziehen; Bildung hatte er zu oft mit Verderbtheit oder Verkehrtheit erkauft gefunden. An einer Verbindung, die den Bedürfniſſen ſeines Herzens und ſeines Geiſtes genügen könnte, verzweifelte er. Übrigens lagen ihm dieſe Bedürfniſſe bisher auch nicht ſonderlich an. Im Herumſchweifen von Land zu Land, und nachher im ſtürmiſch freien Kriegsleben war ihm manche Zerſtreuung aufgeſtoßen, bei welcher ſeine Phantaſie thätig geweſen war, das Intereſſe ſeiner Sinne mit glänzenden Farben zu ſchmücken. So hatte er denn erſt ſeit kurzem die Entdeckung gemacht, daß er nur einmal, daß er nur Julien geliebt hätte. Da trat der Schatten jener Liebe wieder angenehm vor ihn. Nach ſo manchem ſchönen Weibe in und außer Deutſchland erinnerte er ſich des unverkünſtelten holden Mädchens faſt wie eines Kindes; er parodirte mit zartem Spott ſeine damalige Leidenſchaft, und ſie erſchien ihm ungefähr wie einem großen Dichter ſeine Jugendverſuche; faſt ſchämt er ſich ihrer, und doch, ſo ſchön, ſo rein begeiſtert wird er nie mehr ſein! — Durch gelegentliche Erkundigungen, die er nun Juliens wegen einzog, erfuhr er übrigens nur im Allgemeinen, daß ſie geheirathet hätte; ihr Vater war inzwiſchen geſtorben; ihre Stiefmutter, von der er vorher nichts gewußt hatte, aus dem Städtchen weggezogen.

Bei ſeinem Eintritt in des Geheimenraths Zimmer fiel ihm die edle, ſchlanke Geſtalt auf, die ſich von dem Seſſel neben dem Lehnſtuhl des Kranken erhob. Noch hatte er aber nicht die entfernteſte Ahnung, daß er hier die Geliebte ſeiner Jugend wiederfände. Julie war viel größer geworden; die Farbe jugendlich blühender Geſundheit hatte dem zartern Colorit Platz gemacht, welches früher zu dem Herzen als zu den Sinnen ſpricht; die unbefangene Raſchheit ihrer Bewegungen hatte ſich in einen ruhigern, etwas ſtolzen Anſtand verwandelt. Aber der erſte Laut ihrer Stimme ſchlug an ſein innerſtes Herz; es waren Töne aus einer vor langer Zeit geliebten, längſt vergeſſenen Melodie, die ſein Gefühl rege machten, ehe ſich ſein Gedächtniß Rechenſchaft davon geben konnte. Sie ſprach fort; einmal nannte ſie ihren Gemahl: lieber Freund — bei dieſen Worten ſah er Julien vor ſich ſtehen.

Gegen die Begierde, ſich volle Gewißheit zu verſchaffen, ſtritt ſchon in ihm ein geheimer Widerwille, Julien in dieſer Ehe, an der Seite eines bejahrten, durch keine Vorzüge des Geiſtes oder Herzens ausgezeichneten Mannes zu finden. Sie war ein Mädchen ohne Vermögen geweſen, das wußte er; Herr von Rader war reich, und Saarheim hatte während ſeines kurzen Aufenthalts ſeine Gemahlin ſchon als eine der liebenswürdigſten und bewundertſten Damen nennen gehört. Alle dieſe Züge bildeten in ſeiner Vorſtellung ein Ganzes, das ihm unangenehme Empfindungen machte. Was war aus dem gefühlvollen, kindlich offenen Mädchen geworden? Sie ſah nicht leichtſinnig, nicht fröhlich aus, und ſie glänzte in der Geſellſchaft; ihr Ernſt war alſo

Kälte; Herzloſigkeit alſo und Begierde nach Anſehen, nach Reichthum hatten ſie zu dieſer Verbindung bewogen. Aber ihre Stimme, die noch ſo hold, ſo melodiſch klang? — O Julie, Julie! Hätte doch dieſer Ton mein ruhiges Herz nicht berührt, ſo müßte ich Dich jetzt nicht haſſen wegen Deiner Heirath, wegen Deiner Liebenswürdigkeit! — Saarheim erröthete, als nach einem langen unruhigen Nachdenken dieſe Worte wie laut ausgeſprochen in ſeinem Kopfe wiederhallten. Er fühlte es ſo thörig, die ewig verlorne Vergangenheit ſo nahe an eine Gegenwart zu knüpfen, auf welche die Gemahlin des Herrn von Rader keinen bedeutenden Einfluß haben konnte. Aber er ſollte ſie wiederſehen; ein eigenſinniges Ungefähr ſetzte ihn in ein gewiſſermaßen freundſchaftliches Verhältniß mit ihrem Hauſe; er mußte alſo beſchließen, wie er ſich gegen ſie benehmen würde. Für einen Mann, der nahe an dreißig war, ließ er ſich von ſeinem Herzen, das er von dieſer Seite ſelbſt noch nicht kannte, hinreißen, dieſen Punkt ſehr leicht abzufertigen; er wollte es auf die Umſtände ankommen laſſen — daß er dieſe, nachdem Juliens Stimme ſein Gefühl ſo lebhaft erſchüttert hatte, nicht mehr kalt in Betracht zu ziehen vermochte; das überſah ſein Scharfſinn.

Auf den erſten Beſuch folgte ſehr bald eine Einladung. Nicht ohne Spannung trat Saarheim in das Haus des Geheimenraths. Der Zufall wollte, daß von den übrigen Gäſten noch keiner ſich eingefunden hatte, und daß ihn Julie in Abweſenheit ihres Gemahls allein empfangen mußte. Sie hatte ſich mit Faſſung gewaffnet, und nach dem erſten Schreck war es ihr lieb, daß ſie den peinlichſten Augenblick zuerſt überſtehen ſollte. Saarheim fand zu ſeiner größeren Beſtürzung mehr als das erſte Mal die Julie von ehemals in ihr wieder; mochte es ein gewählter Anzug, eine erhöhte Farbe ſein, oder ein Betrug ſeines Herzens, das ihrem Bilde in ſeinem Gedächtniß nachhalf. Nach der erſten Begrüßung, die ſie ohne ſichtbare Verlegenheit empfing, ſagte er, in ſeinem Innern keinesweges von der Statthaftigkeit Deſſen, was er vorbringen wollte, überzeugt: Wenn mich nicht Alles trügt, ſo erlaubt mir eine Bekanntſchaft aus früher Jugend, Ihnen meine Freude zu bezeigen — daß ich Sie ſo glücklich — daß ich die Wünſche Ihrer vortrefflichen Mutter ſo gut erfüllt ſehe. —

Seine Stimme verrieth die Wechſel, die während dieſer ungeſchickt erdachten Rede in ſeinem Gefühl vorgegangen waren. Er hatte ohne ein entſchiednes Vorhaben angefangen; er war im Begriff, bitter zu werden; das Andenken der guten Mutter, das er zurückrief, machte ihn weich, ohne daß es den ironiſchen Sinn milderte, den ſeine Worte haben konnten; er ſchwieg, beſchämt und unruhig in ſeinem Herzen. Wenn der zartere Bau, der ſchnellere Gang des Gefühls das Weib leichter zu lebhaften Eindrücken hinreißt, ſo hilft ihr eben dieſes auch, im Drange des Augenblicks Faſſung zu erringen und mit Einem ſcharfen Blick das Schickliche zu erkennen, dem ſie dann heldenmüthig ihre Empfindung opfert. Saarheim's Worte mußten Julien ganz von ihm entfremden, oder zu ihrer unauslöſchlichen Erniedrigung ihres Herzens Schwäche an ihn verrathen.

Ein tiefer Schmerz ergriff ſie, denn ſie entſagte in dieſem Augenblick der Liebe, und dieſes Bewußtſein blitzte durch ihren Geiſt, ſo wenig ſie auch ſonſt Zeit hatte, klar zu begreifen, was Alles vorging. Sie antwortete mit ruhigem Anſtande auf den Theil von Saarheim's Rede, der ihre Mutter betraf, ſprach ein Wort von ihrem Tode und ging dann auf allgemeine Gegenſtände über.

Sie kamen ſeit dieſem Tage ſehr oft wieder zuſammen, und immer vergiftete Jedes des Andern Herz durch die Außenſeite ruhiger, kalter Höflichkeit. Jedes gab ſich gegen das Andere den Schein, der Vergangenheit nicht mehr zu gedenken, und Beide litten gleichen Schmerz, die Liebe ſo vergeſſen und ſo viel Liebenswürdigkeit zu ſehen. Aber beglückend ſind für den freien Mann die Schmerzen, welche Leidenſchaft verurſacht. Saarheim litt, ehe er ſich geſtand, daß er Julien liebte; er litt, als er ſich eine Liebe, die er für fruchtlos anſehen mußte, die er an ein unfühlendes Herz verſchwendet glaubte, nicht mehr verhehlen konnte. Doch wie reichlich lohnt uns Männern für ſolche Leiden die volle Empfindung des Lebens, die uns durch ſie zu Theil wird? Jeder Augenblick gebiert einen Wunſch, ein Streben; jeder Pulsſchlag iſt ein Gefühl, keine Kraft der Seele bleibt unbeſchäftigt. Julie war ſich vom erſten Augenblick des Eindrucks bewußt geweſen, den das Wiederfinden dieſes Mannes bei ihr erweckt hatte, und von da an war Unterdrückung dieſes Bewußtſeins, Unterdrückung aller Wünſche und Hoffnungen das Geſchäft ihres Lebens. Hätte ſie Wünſche gehabt, ſo würde Saarheim's ſchweigende Kälte ihren Stolz aufgerufen haben; hätte ſie Hoffnungen gewagt, ſo wurden ihre Pflichten zum Kampf herausgetreten ſein. So war es weiter nichts, als daß ſie jeden geendigten Tag einem auf immer verfehlten Daſein abgewonnen zu haben fühlte. Und in dem Maße, wie die Grundfarbe ihres Gemüths ſich verdüſterte, nahm ihres Gemahls Ton eine Art von Rauhheit an, und dieſer ſetzte ſie eine reſignirte Gefälligkeit entgegen, die im häuslichen Umgang etwas Kindliches haben konnte, aber in Saarheim's Gegenwart den Charakter, bald der Unterwürfigkeit, bald der kunſtvoll verſteckten Überlegenheit bekam und ſeinem Irrthum immer mehr Nahrung gab.

Eine zahlreiche Geſellſchaft war eines Tages bei dem Geheimenrath verſammelt. Schon lange verfolgte Saarheim unter ſeiner gewöhnlichen Maske des Gleichmuths jede Bewegung des geliebten Weibes. In jeder fand er das Weſen wieder, das ihm einſt theuer geweſen war, in jeder ſchöne Vollendung der Anlagen, welche damals ſein höchſtes Ideal weiblicher Vollkommenheit waren. Soviel Reichthum des Geiſtes, ſoviel Weichheit des Herzens! Und ſie hat frei gewählt! Sie bedarf nichts, nicht Mutterliebe, keine Freundin! Einen untergeordneten, grämlichen Alten zu beherrſchen, genügt dieſem Herzen! Keine Sehnſucht überfällt ſie in dieſem ewigen Einerlei von Geſellſchaft, von Putz, von conventioneller Artigkeit. — Sie ſieht Den wieder, den ſie einſt liebte, ſpricht ihn ſtundenlang, entfaltet gleichgültig vor ihm wie vor jedem Andern die Reize ihres Geiſtes, ihrer Geſtalt. —

Dieſe Gedanken, tauſendfach gemiſcht und immer wieder dieſelben, arbeiteten unter der erborgten Ruhe ſeines Geſichts und beſchäftigten ihn bis zur Betäubung aller Gefühle. In dieſem Augenblick wurde dem Herrn des Hauſes ein Fremder angemeldet. Mit einem Schrei ſprang Julie vom Spieltiſch auf und flog einem hereintretenden alten Manne entgegen, den Saarheim an ſeiner Uniform für einen franzöſiſchen Emigrirten erkannte. Dem Blicke des Liebenden entging es nicht, daß ihre erſte Bewegung die geweſen war, ſich dem Fremden in die Arme zu werfen. Zwar hatte, ehe ſie bei ihm ſtand, das ſtrenge Geſetz der Sitte ſchon wieder geſiegt. Aber eine Umarmung hätte nicht mehr geſagt als der Ton ihrer Stimme, als ihre zitternde Hand, wie der alte Mann ſie hielt und mit redendem Blick zu ihr ſprach. — Kaum war Saarheim ſeiner noch mächtig. So empfindet ſie denn doch! Und ſo lebhaft, ſo liebenswürdig in der Hingebung, in dem Vergeſſen! — Und wer iſt dieſer Mann?

Julie ſtellte ihren Gäſten den Chevalier vor, als einen alten Freund, bei deſſen Abſchiede ſie kaum mehr Wiederſehen gehofft hätte. — So lange hörte ich nichts mehr von Ihnen, ſagte ſie zu ihm; ich habe Sie beweint. — — Die ganze Wehmuth ihres Herzens lag in ihrem Ton; ſie faßte ſich ſchnell, aber es war in ihrer Art, den Chevalier in ihre Geſellſchaft einzuführen, in ihrer Aufmerkſamkeit für den lieben Gaſt ſoviel Seele, daß die Eiferſucht bei Saarheim den Entſchluß, um ihr Herz zu werben, entwickelte.

Der Chevalier war nun ſogleich wieder Juliens treuer Begleiter, und er ſchien ſie heiterer und mittheilender zu machen. Die Schmähſucht ſelbſt konnte hierbei nur lächeln über die Affectation der ſchönen jungen Frau, neben dem alten Gatten auch einen alten Liebhaber zu haben. Saarheim's Leidenſchaft tobte um ſo heftiger in ſeinem Innern, je weniger er die Erſcheinung zu begreifen wußte, die ihn, ihrer Bizarrerie ungeachtet, dennoch empfindlich quälte.

Einem ſchönen Frühlingstage zu Ehren ward von dem Geheimenrath, der das Landleben über Alles liebte und ſich immer nach ſeinen Gütern, ſeiner Landwirthſchaft zurückſehnte, eine Spazierfahrt in eine wegen ihrer Obſtzucht berühmten Gegend veranſtaltet. Saarheim und der Chevalier waren von der Geſellſchaft. Man zog aus Gefälligkeit überall mit hin, wo der Geheimerath ſein ökonomiſches Steckenpferd tummeln mochte: aus dem Felde in den Stall, von da auf den Fruchtboden, von der Dreſchmaſchine in den Keller; das ſchöne Wetter und der leichte gutherzige Sinn der Geſellſchaft machten die weitläufigen Unterſuchungen, die dabei vorfielen, zum luſtigen Zeitvertreib. Nachdem die Wanderſchaft vollbracht war, ſetzte ſich der Geheimerath mit einem Theile der Geſellſchaft unter die Blütenbäume an das Spiel und vereinigte ſo ſeine beiden höchſten Genüſſe. Saarheim ſuchte ſich in ziemlicher Entfernung von dem Spieltiſche einen Fleck aus, um eine Ausſicht in das Thal hinunter zu zeichnen. Julie und der Chevalier ſaßen in ſeiner Nähe im Graſe. Ein Buch, das Julie im Strickbeutel trug, belebte bald ihr Geſpräch. Es war eine ſoeben erſchienene Sammlung franzöſiſcher Gedichte von ſehr geringem Gehalt. Der Chevalier parodirte einige derſelben mit vieler Laune; Julie vertheidigte ein Paar Stellen, die ihr gefühlt ſchienen. Endlich nahm ſie ihm mit ſcherzhaftem Unwillen das Buch weg und warf ihm lachend vor, er fände die Gedichte ſchlecht, weil ſie ſeit der Revolution gemacht wären. Der Chevalier rechtfertigte ſich und erbot ſich, zum Beweiſe ſeiner Unparteilichkeit ihr einige Verſe zu leſen, die er vor kurzem in einem Journal gefunden hätte. In der Hoffnung, ſie bald zu ſehen, ſagte er, ſchrieb ich das kleine Gedicht für Sie ab. —

Während er in ſeiner Schreibtafel ſuchte, ſprach Julie mit einer Stimme, die Saarheim's Herz durchdrang: Guter, lieber Chevalier, alſo auch fern von mir dachten Sie an mich, an mein Vergnügen?

Der alte Mann blätterte fort, beugte aber ſeinen Mund auf ihren Arm und ſprach einige Worte, die ſo leiſe waren, daß Saarheim nur dieſe erſten verſtehen konnte: Hat meine Tochter gemeint, daß die Sorge für ihr Glück mich je verlaſſen würde?

Juliens Augen wurden feucht; ſie warf einen flüchtigen Blick auf den Spieltiſch — nicht nach Saarheim — und ſchwieg.

Ich habe es! rief der Chevalier und las: An die Hoffnung.

An die Hoffnung? wiederholte Julie mit wehmüthigem Scherz. — Guter Mann, wollen Sie von mir hören, daß es eine trügeriſche Göttin iſt? Ich denke, Sie und ich ſollten ein Lied von der Reſignation lieber hören. —

Nicht Sie, meine ſchöne Freundin! Dieſer Scherz thut mir weh aus Ihrem Munde. —

Sein Blick wendete ſich, vielleicht unwillkürlich, auf Saarheim, und Juliens Auge folgte ihm. Eine hohe Röthe übergoß ihre Wangen; ſie nahm das Blatt ſchnell aus des Chevaliers Hand und wollte es laut leſen. Doch bei der erſten Zeile fühlte ſie, wie das Schlagen ihres Herzens ſie verrieth; nach einem Augenblick von verlegenem Schweigen bat ſie den Chevalier, der ſie aufmerkſam beobachtet hatte, die Verſe ſelbſt zu leſen. Er las:

Salut, o divine Espérance!
Toi, dont le charme séducteur
Donne une aile à la jouissance,
Ote une épine à la douleur!
Sur ton sein quand l'homme repose,
Ah qu'il goûte un doux abandon!
Si le Plaisir est une rose,
L'Espérance en est le bouton.

Ton ancre soutient la nacelle
Du malheureux battu des vents;
Toi seule lui restes fidèle,
Quand ses amis sont inconstans,
Malgré les verroux effroyables,
Dans un cachot tu suis nos pas.
Si les Enfers sont redoutables,
C'est que tu n'y pénètres pas.

Dans l'arc-en-ciel c'est ton image,
Qui rassùre le laboureur,
C'est toi qui sur des bords sauvages
Rends des forces au voyageur.

Au temple même de la Gloire
Irait-on par d'après chémins,
Si les palmes de la Victoire
N'étaient offertes par tes mains?

Je te vois repousser dans l'ombre
Et les braintes et les regrêts,
Et sur l'avenir le plus sombre
Jetter un voile plein d'attraits.
Par les maux quand l'ame épuisée
Touche à l'heure où tout n'est plus rien
Au loin tu montres l'Elysée,
Et la mort nous parait un bien.

Es hat etwas Weiches und Melodiſches, rief Saarheim, indem er ſeine Zeichnung liegen ließ und ſich zu ihnen wandte — aber verzeihen Sie meinem Nationalſtolz die Bemerkung, Herr Chevalier: Ihr Dichter hat mit einem deutſchen Vorgänger ſonderbar ſympathiſirt, oder ihm nachgeahmt. —

Julie erröthete aufs neue und miſchte ſich nicht in das Geſpräch, welches zwiſchen den beiden Männern damit aufhörte, daß Saarheim von dem Chevalier gebeten wurde, ihn mit dem deutſchen Liede „An die Hoffnung,“ bekannt zu machen. Der alte Mann verſicherte, daß er in der deutſchen Sprache Fortſchritte genug gemacht hätte, um wenigſtens eine ungefähre Vergleichung anzuſtellen. Saarheim hatte Bürger's Lied ſehr gegenwärtig; er hatte es ehemals mit Julien zum erſten Mal geleſen, und ein Auftritt, der dabei vorfiel, war eine von den Erinnerungen aus jener Zeit, die kurz vor dem Augenblick, wo er Julien wiederſah, in ihm aufgeſtiegen waren. Indem er auf jede Bewegung ihres Geſichts lauſchte, fing er an, dem Chevalier das Gedicht aus dem Gedächtniß herzuſagen, erſt mit der kalten Deutlichkeit, die er für nöthig hielt, um ſich dem Ausländer verſtändlich zu machen; doch bald vergaß er den Zuhörer und legte ſein volles, tiefes Gefühl in den Ton ſeiner Stimme, der nun den Wohlklang der Verſe hinreißend hob. Die ernſthafte Aufmerkſamkeit, mit welcher der Chevalier anfangs zuhörte, verlor ſich in ein kaum merkliches, feines Lächeln. Julie pflückte ängſtlich die Blumen im Graſe ab, die ſie dann ſtill in der Hand hielt, bis endlich ihre reinen Thränen wie Thautropfen auf die friſchen Blüten niederfielen, deren Kelch ſie ſicherer verbarg als die langen zitternden Wimpern es vermocht hatten.

Vortrefflich! rief der Chevalier, wie Saarheim bei den Zeilen abbrach:

Dein holder Blick entwinket
Sie gieriger Gefahr.
Der Todesbecher ſinket,
Der ſchon am Munde war.

Vortrefflich! ſagte er noch einmal. — Leidet es auch das Point d'Honneur meiner Nation nicht, daß ich Ihnen den Vorzug Ihres Dichters ſo ſchlechterdings einräume, ſo überraſchen Sie mich nicht weniger mit der Entdeckung, welcher Harmonie Ihre Sprache fähig iſt. — Mich dünkt aber der Schluß fehlt?

Er ſticht ab! ſagte Saarheim raſch — und begann die Erörterung der Übereinſtimmung und der Verſchiedenheit zwiſchen ſeinem Dichter und dem franzöſiſchen.

Julie ſchien ſich plötzlich zu faſſen, indem ſie ihre Blumen in einen Strauß ordnete.

Dieſer Schluß war ehemals reich an Bedeutung für Saarheim und Julien geweſen; er hatte das zurückhaltende Mädchen zum erſten Mal erweicht. Saarheim fand ihn jetzt matt und ſeine damalige Glut kindiſch; wäre es aber auch das Schönſte am ganzen Gedicht geweſen, er würde es um Alles in der Welt jetzt nicht haben ausſprechen können. Auch auf Juliens Herz war die welke Blume aus dem Kranze der Vergangenheit gefallen. Sie fürchtete den Augenblick, wo jene Worte aus ſeinem Munde wieder ihr Ohr treffen würden. Ob es Delicateſſe, oder Widerwille gegen ein Andenken jugendlicher Thorheit war, was ihn bewog, abzubrechen, das konnte ſie in dieſem Augenblick nicht entſcheiden, ſeine Stimme tönte allein in ihrem Herzen wieder.

Sie ließ die Männer beiſammen und irrte allein in den duftenden Baumgärten umher. Unter einer Partie von Mandelbäumen blieb ſie nachdenkend auf dem Raſen ſitzen. Die Bäume, ſchon mit zartem Laube bedeckt, ließen die letzten abfallenden Blüten auf Juliens Schoos niederthauen, während vor ihr die weißen Blumenäſte der Kirſchbäume ſich ineinanderſchlangen, und rothe Äpfelknospen in der Abendſonne glänzend ſich in das Gras herunterbeugten. Die leichten Zweige bewegten ſich leiſe über Juliens Haupt in der ſanften Luft, die in der kaum angeſetzten Frucht die Hoffnung der Ernte mütterlich zu wiegen ſchien. Das reine tiefe Blau des Himmels, das tauſendfache, ſorgloſe Leben in dem Sumſen unzähliger Inſekten, das auf jedem Blatte, auf jeder Blume ſich erneuernde Bild von harmloſem Genuß — harmoniſch floſſen in der erhaben holden Scene das Beſchränkteſte und das Unendliche zuſammen und deuteten wechſelsweiſe einander.

Hoffnung! Hoffnung! Frühling! Jugend! dachte Julie trauernd — warum hat ſie die Macht verloren, mich zu täuſchen, dieſe ſchöne Natur? Wie war es doch ſonſt? Jenes Sehnen, jenes Streben hinaus in die volle weite Welt, jenes liebevolle Umfaſſen aller Gegenſtände, die mich umgaben; jene ſüßen Ahnungsthränen, wenn die junge blühende Natur mich anlachte; jenes Dringen durch das ausgeſpannte Gewölbe nach andern Welten für mein unerſättliches Herz — wann war ſie doch wol, meine letzte Frühlingsfeier?

Sinnend las ſie die welken Blüten vom Schooſe auf — wäre ich Mutter geweſen! — So bindet mich keine Liebe an die Zukunft, und kalt ſehe ich den gegenwärtigen Augenblick hinziehen. — Kalt! — O kalt muß ich bleiben, um ihn zu überleben!

Sie verbarg ſchluchzend ihr Geſicht im Graſe. Jetzt hörte ſie ein Geräuſch — es war Saarheim, der in einiger Entfernung über eine Hegung ſprang und auf ſie zukam. Sie raffte ſich auf; gefaßt trat ſie ihm entgegen, ſo gefaßt, daß es ihr nicht entging, wie wenig er ſelbſt es war.

Ich bin von der Geſellſchaft abgeſchickt, Sie zu ſuchen, gnädige Frau — ſagte er, ihr den Arm bietend und mit einem Blick in ihr verweintes Geſicht, welcher der Förmlichkeit ſeiner Worte ſonderbar widerſprach.

Julie ſuchte durch ein gleichgültiges Geſpräch dieſem Blick, den ſie wohl bemerkte, eine ſchnelle Diverſion zu machen. Haben Sie unſern Franzoſen bekehrt? fragte ſie.

Bekehrt? — Ich weiß nicht, wer den Andern bekehren wollte — Julie! — Julie! Wenn Bekehrte den Himmel offen ſehen, ſo bin ich es, bin es durch Ihren edeln Freund. —

Er rief dieſes innig, aber beſonnen, indem er einen Schritt vor ſie hintrat, als wollte er ſie aufhalten, und ihr entzückt in die Augen blickte. Juliens Überraſchung hemmte ihre Sprache; aber ſie zog ſich zurück mit einem ſtolzen, beleidigten Ausdruck.

Nein, nein! Nicht dieſen Blick, ſprach er und beugte, ihre Hand faſſend, ein Knie. — Es gibt Momente im Leben, in denen das Herz allein Geſetz und Richter ſein darf. — Nicht für meine jetzige Kühnheit flehe ich um Ihre Verzeihung! Auch nicht dafür, daß ich vergaß, Jahre lang vergaß. — O Gott, ich vergeſſe nie, nie wieder, und jenes Vergeſſen iſt ſchon ſchrecklich geſtraft. — Aber meine Reue, daß ich Sie verkannte, daß ich das Verhältniß, in welchem ich Sie wiederfand, daß ich Ihre Liebenswürdigkeit falſch beurtheilte, daß ich Sie für kalt, für glücklich hielt — dieſe Reue mußte ich zu Ihren Füßen legen, und ſie iſt zu ſchmerzlich, um nicht Verzeihung zu verdienen.

Was ſoll das Alles? fragte Julie mit erzwungener Ruhe. — Der Strom, in welchen Saarheim's Gefühl ſich ergoß, war zu mächtig, als daß ſie ihm etwas Anderes entgegenſtellen konnte, als das Beſtreben, ſich nicht davon fortreißen zu laſſen. — Was ſoll dieſer Auftritt? Laſſen Sie uns zur Geſellſchaft eilen, die mich vermißt. —

Ja, ſo iſt es — Sie müſſen eilen. — Ich will nichts, ich wünſche nichts. — O nun iſt es Frühling, nun blüht die Natur; ſie war mir verhaßt, wie ich Julien für ein alltägliches Weib hielt. —

Saarheim, Sie ſchwärmen und Sie beleidigen mich — ich kann mir nicht denken, daß mein alter Freund dort mir dieſes zugezogen hat. —

Sie hatte dieſe letzten Worte ſanfter geſprochen. Saarheim drückte flüchtig ihren Arm an ſeine Bruſt und eilte lebhaft und heiter auf die Geſellſchaft zu, der ſie inzwiſchen nahegekommen waren. Der Geheimerath rief Julien mit einem Tone, der ſcherzhaft ſein ſollte, aber nicht freundlich war: Willkommen, Madame! Sie haben über Ihre gefühlvollen Betrachtungen die Bedürfniſſe von uns andern Erdenſöhnen vergeſſen. — — Julie antwortete verbindlich und begab ſich daran, den Thee zu machen, auf welchen die Spielgeſellſchaft gewartet hatte.

Das poetiſche Geſpräch, über welches Julie den Chevalier und Saarheim verlaſſen hatte, als ſie ihre einſame Wanderung antrat, war nicht weiter fortgeſetzt worden. Der alte Mann beobachtete zu ſcharf, und intereſſirte ſich zu lebhaft für ſeine junge Freundin, um ſie und Saarheim mehrmals beiſammen geſehen zu haben, ohne etwas Befremdendes in ihrem gegenſeitigen Betragen wahrzunehmen. Was bannte den jungen, geiſtvollen, heftigen Mann in den nahen Kreis dieſes ruhrenden Weibes und ließ ihn dennoch hier ſo kalt? Er ſtrebte augenſcheinlich, immer um ſie zu ſein, folgte jedem ihrer Schritte, ihrer Worte; und kam ein Augenblick, wo ſich die beiden Weſen unmittelbarer berühren mußten, ſo zog er ſich froſtig zurück. Wenn im allgemeinen geſellſchaftlichen Umgang ihre Jdeen, ihre Gefühle zuſammentrafen, ſo ſtörte er, während ſie erröthend verſtummte, abſichtlich die Harmonie durch den Mißton von launiſchem Widerſpruch oder zur Schau getragnem Leichtſinn. Und hatte der Chevalier nicht ſeinen Blick ertappt, der ſie ſo unruhig aufſuchte, ſowie er in das Zimmer trat, und den ihrigen, der ihm ſo ernſthaft nachfolgte, wie er ſchied; und dieſe Blicke waren doch ſo leer, ſo nichtsſagend, wenn ſie einander zu begegnen ſuchten? Er lauſchte alſo auf Gelegenheit, ſich mehr Licht über dieſes Verhältniß zu verſchaffen, und bei dem Vorfall mit den beiden Gedichten blickte er wirklich in Juliens Herz; aber Saarheim blieb ihm deſto räthſelhafter. Wie ſie ſich unter die Bäume verlor, ließ der Chevalier das Geſpräch fallen und ſah ihr ſinnend nach. Nach einer Pauſe ſagte er: Wie reizend muß dieſe Frau geweſen ſein, ehe der Druck ihrer Lage auf ſie wirkte! — — Saarheim hatte ſein Auge abgewandt, dem der Chevalier gern begegnet wäre, und ſchwieg. Dieſer fuhr fort: Jch möchte ſie früher gekannt haben. Dieſe ungleiche Heirath hat ein bezauberndes Gemüth zerſtört. —

Zerſtört? fiel Saarheim ein — wie das? Jch ſah ſie nie unzufrieden mit ihrem Loos. Sie bedarf, glaube ich, ſonſt nichts als Glanz und Wohlſtand. Das hat ſie und genießt es.

Er ſprach mit ſchlecht gemäßigter Heftigkeit, denn er war nicht vorbereitet, ſo an ſein Herz klopfen zu laſſen. — Das glauben Sie, rief der Chevalier, und waren doch eben Zeuge? — —

Wie wäre denn ſonſt ihre Ruhe zu erklären, ihre ſtets bereitwillige Gefälligkeit — und die tödtende Unterwürfigkeit gegen die herzloſen Launen dieſes alten Mannes? — Ich kannte ſie ja, mein Herr, ich kannte ſie in ihrer erſten Jugend. Erkaltet iſt das Herz, das ich ſo weich, ſo glühend wähnte. —

Junger Mann, Sie ſprechen Läſterung! — Vielleicht wäre es Ihnen beſſer, in Ihrem Irrthum zu bleiben; aber er iſt erzwungen und beleidigt die Liebenswürdigſte ihres Geſchlechts. —

Der Chevalier erzählte nun, von ſeiner erſten Bekanntſchaft mit Julien an; er ſprach mit dem Feuer ſeiner Nation, mit der Weichheit eines mit dem Unglück vertrauten Herzens. Saarheim hörte ihm mit einer Bewegung zu, die ſtufenweiſe ſtieg. — Und dieſes Weib, ſchloß der Alte faſt erbittert, hielten Sie für kalt, für eine kalte Kokette?

Weil ich ſie anbete, ſtürmte Saarheim — weil meine Leidenſchaft Urſache zum Haß ſuchte, um eine Liebe zu verbergen, die ich ſie unfähig glaubte zu erwiedern. —

So täuſchte mich meine Ahnung alſo doch nicht? — Baron, wenn ich Ihnen dieſes Geſtändniß herauslockte, ſo war es in der Überzeugung, daß ich .... Sie Beide errathen hätte. —

Beide? — Beide, Chevalier?

Verſtehen Sie mich recht, junger Mann! Ich errieth, daß Julie rettungslos elend werden würde, wenn ihr Herz je mit ihrer Pflicht in Streit geriethe. — Nein, hören Sie mich vollends an, Juliens reines Gemüth vermag kein Gefühl zu ertragen, das ſie verbergen müßte — ihr freier gebildeter Geiſt weiß jede Verwickelung, die das Misverhältniß zwiſchen Leidenſchaft und Sitte erzeugen kann, zu begreifen und zu beurtheilen, aber ihr Herz .... ſchlägt matt fort in Erfüllung ſeiner Pflicht, oder bricht im Kampfe mit dieſer. — Ja, mein Herr, das iſt Julie! Ich kenne ſie — glauben Sie mir, ich kenne ſie. —

Saarheim ſchwieg, mit ſeinen Gedanken beſchäftigt; der Chevalier ſpielte mit ſeinem Stock — plötzlich hörten ſie vom Spieltiſche her die Stimme des Geheimenraths, der mit luſtigem Mismuth ſeine Frau von ihnen verlangte, weil es Zeit zum Theetrinken wäre. Der Chevalier wollte nach ihr ſehen; Saarheim ſprang auf: laſſen Sie mich gehen, ſagte er — ſein Sie unbeſorgt, glauben Sie nicht an Extreme. —

Weg war er; der Chevalier ahnete Übereilung, aber die Nähe des Geheimenraths und der übrigen Geſellſchaft machte es zu ſeiner erſten Sorge, nichts eintreten zu laſſen, was ihre Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen könnte.

Nach ſo manchen Erfahrungen, die Saarheim bei den Weibern gemacht hatte, wirkte die erſte ernſte Leidenſchaft um ſo heftiger auf ihn. In ſeiner mistrauiſchen Stimmung gegen ihr Geſchlecht hatte er ſich den falſchen Eindrücken, die Julie auf ihn machte, überlaſſen; nun er ſein Unrecht einſah, war der Widerſtand, der ſich dem Strome ſeines Gefühls entgegenſtemmte, niedergeſunken, und es überwältigte jede Vorſtellung, außer der ihrer Liebenswürdigkeit und ſeines Unrechts. Ihr dieſes zu bekennen, jener zu huldigen, ſie zu lieben, ohne etwas zu begehren, ohne einer ihrer Pflichten zu nahe zu treten: das waren ſeine Entſchließungen auf dem kurzen Wege zu ihr; und ſo ging er und handelte mit Männerkraft, wie ein bethörter Jüngling.

Er durchwachte in Fieberſchwärmerei die folgende Nacht. Kaum hatte die Stunde geſchlagen, wo der Anſtand es erlaubte, ſo war er in des Geheimenraths Hauſe. Aber Julien bekam er nicht zu ſehen. Sie war unpaß, lautete der Beſcheid — ſie hatte an einem der verfloſſenen Tage eine leichte Ohnmacht gehabt; derſelbe Zufall war dieſen Morgen bedenklicher zurückgekehrt; ſie hütete das Bett.

Ein Tag verſtrich, und noch einer, und wieder einige, ohne daß ſie noch Geſellſchaft ſah. Der Chevalier war inzwiſchen verreiſt; Saarheim's Leidenſchaft entwickelte ſich während ſeiner Vereinzelung mit einer Gewalt, der er bei dem einmal gefaßten Wahn, ſie mit ſeiner Vernunft und mit Juliens Pflichten zu vereinen, keinen Damm zu ſetzen auch nur Willens war. Den Geheimenrath ſah er täglich, der ganz ruhig von ſeiner verzogenen Frau ſprach. Endlich begegnete er auf dem Wege zum Geheimenrath dem Chevalier, der aus deſſen Hauſe kam. — Gott ſei gedankt! rief er — Ach, ich habe Sie ſchon um Juliens Vertrauen beneidet! Wie beneide ich Sie jetzt um Ihre grauen Haare — Herr von Rader macht mich raſend mit ſeinem Lächeln. —

Geben Sie mir Nachricht von ihr, denn Sie — Sie Glücklicher — haben Sie gewiß geſehen. —

Kommen Sie mit mir, Baron. — Sie iſt blos ſchwach — ſie iſt unruhig — durch Ihre Schuld!

Weil ich nicht Zeit hatte, weil ich nicht wieder Gelegenheit bekam, ſie zu beruhigen. — Ich muß ſie ſprechen — um ihrer, um Juliens Ruhe willen — können Sie glauben, daß ich dieſe nicht ſchonen würde?

Baron, meine Rolle kann hier nicht die eines Vertrauten ſein; aber Frau von Rader beehrt mich ſchon ſeit Jahren mit dem Namen ihres Vaters, und ich wache über meiner Tochter Wohl. —

O daß Sie auch mein Vater ſein möchten!

So ſchieden ſie von einander. Saarheim ſah bald darauf Julien wieder. Sie wollte gern ſcheinen, ſich nicht verändert zu haben; er war nicht mehr derſelbe; er rang, ſeine Bewegung zu verhehlen und zugleich ſeinen Zweck, ſie allein zu ſprechen, zu erreichen. Aber eben dieſes vermied Julie, und der Zufall begünſtigte ſie. Er konnte dieſen Zuſtand nicht länger ertragen; er ſchrieb auf gut Glück und gab ſeinen Brief ihrer Kammerfrau in einem Augenblick, wo ſie eben zu ihrer Herrſchaft ging.

„Gnädige Frau, das Schickſal hat mich, wie es ſcheint, verurtheilt, immer im nachtheiligſten Lichte vor Ihnen zu erſcheinen. Jemehr ich Sie verehre, deſto weniger kann ich dies ertragen. Mit aller Ehrfurcht, die Ihnen gebührt, mit aller Anbetung, die Sie einflößen, flehe ich: erlauben Sie mir, Ihnen ſchriftlich Rechenſchaft zu geben von mir, da ich es mündlich nicht darf.“

„Ich erkenne die Unverbrüchlichkeit Ihrer Pflichten, ich werde ſie ewig ehren und Stärke genug haben, meine Leidenſchaft in den Schranken zu halten, die Sie ihr vorſchreiben. Aber im Namen der Natur, im Namen ihrer ewigen Geſetze, die Sie — Sie Julie — nie, nie meine Julie! — zu verletzen verleitet wurden — beſchwöre ich Sie, gehen Sie in Ihrer Strenge nicht weiter, als die Pflicht es wirklich gebeut. Bin ich Ihrer Achtung, Ihrer Freundſchaft werth, ſo verſagen Sie mir dieſe nicht, weil mir unterſagt iſt, nach Mehr zu ſtreben. Soll ich darum mit Geringſchätzung, mit Abſcheu behandelt werden, weil ich einſtens ....? Ich muß jene Vergangenheit vergeſſen, die mich mit Scham, mit Haß gegen mich ſelbſt erfüllt. — Iſt aber Ihr Gemahl darum glücklicher, weil Sie jedes Gefühl in Ihrem Buſen tödten? Würden Sie dieſe Feſſeln nicht leichter tragen, wenn Freundſchaft und Vertrauen Ihnen zur Seite ſtünden?“

„Ich ſagte: dieſe Feſſeln. — Ja, gnädige Frau, ſo nenne ich das Band, das Sie der Liebe, den Freuden des innigſten Verhältniſſes, dem Glück, Mutter zu ſein, entzog. — Ich will aufſtehen vor dem ganzen Menſchengeſchlecht, vor dem Throne des Ewigen ſelbſt und behaupten: dieſe Ehe iſt ein Irrthum — aber ſie iſt, und iſt unauflöslich. Wohl denn! Sie gehören der Pflicht; mir entriß das Schickſal die Möglichkeit, zu lieben; wir ſind Beide verwitwet. Gönnen Sie mir, um Ihre Freundſchaft zu werben, laſſen Sie mich Etwas für Sie ſein, erlauben Sie mir, gegen dieſen Entſchluß, lebendig todt zu ſein, mit den Waffen der treuſten Theilnahme zu kämpfen. Ich werde ſanft ſein, ich verſpreche es Ihnen, ruhig, zufrieden mit jeder Form, die ſie meinen Geſinnungen vorſchreiben. Nur ſein Sie nicht fremd gegen mich, nur verſchließen Sie ſich der Überzeugung nicht, daß ich Sie über Alles achte, indem ich mit ſo ruhiger Vernunft über mein Schickſal nachdenke, das mich, wenn ich mich meinem Gefühl überließe, den Verſtand koſten könnte."

„Auch dieſen Schritt, daß ich Ihnen ſchrieb, verzeihen Sie der Freundſchaft. Ich that ihn ſo keck wie es der Freundſchaft geziemt. Die Verehrteſte der Frauen dem Schatten eines Tadels auszuſetzen, wäre ein Verbrechen, das ich mir nicht vergeben würde."

Man kann denken, mit welcher ängſtlichen Ungeduld er nun dem Augenblick entgegenſah, der ihn zuerſt wieder mit ihr zuſammenführen ſollte. Er erwartete zwar keine Antwort von ihr, aber ebenſowenig den kleinlichen Kunſtgriff, ſich unwiſſend zu ſtellen. Er fand ſie blaß, aber liebenswürdiger als je; die Harmonie in ihren Zügen ſprach ihren wahren, urſprünglichen Charakter aus; verſchwunden war die angenommene Gleichgültigkeit, das Lächeln um die Lippen bei dem kalten Blick; edel und ſanft hatte ſich die Seele über ihr ganzes Weſen ergoſſen und milderte einen Nebenausdruck von Scheu. Sie empfing ihn mit vieler Faſſung, wenngleich ihre wechſelnden Farben einem Unterrichteten ihr bewegtes Innere verrathen konnten. Er betrug ſich ſo beſonnen, daß ſie ſtufenweiſe immer mehr Unbefangenheit gewann. Der Chevalier war ernſter als gewöhnlich und ſchien ſich entfernt zu halten.

Ohne Vorbereitung, und vielleicht wirklich von ungefähr, blieb Saarheim einen Augenblick allein mit Julien in einem Cabinet, das zum Durchgang diente, und wo ohne alles andre Geräthe ein Klavier ſtand, das im Geſellſchaftsſaal beläſtigte. Vor dieſem ſetzte ſich Julie nieder und ſpielte einige Läufe. Saarheim, der ſie nach Faſſung ringen ſah, ſuchte durch ſeinen bittenden Blick ſie zu beruhigen. — Ich habe Ihren Brief erhalten, ſagte ſie endlich. — Daß Sie ihn ſchreiben mußten — konnten — beweiſt freilich, daß ich nicht glücklich bin. Ihnen entfliehen kann ich nicht — (ſie blickte bang um ſich, als wären die Wände ihre Kerkermauern) — ob dieſes gleich das Beſte wäre — antworten muß ich Ihnen. — Ich bin zu ſtolz, um meine Ruhe auf Unwahrheit zu gründen. — Ich gedenke ohne Erröthen der Jugendzeit, wo meine geliebte Mutter Sie ſchätzte. Ehren Sie ihr Andenken in mir. —

Hier brach ihre Stimme. Sie verhüllte ihr Geſicht und reichte ihm eine ihrer Hände, über welche er ſich beugte. Es nahten ſich Stimmen der offenen Thüre; Julie ſchlug einige Töne auf dem Inſtrument an; Saarheim blätterte in den Noten.

Julie hatte ſeit jener Spazierfahrt den Augenblick einer Erklärung als unvermeidlich angeſehen; ihr Herz war an traurige Empfindungen, die ihr von dieſem Manne kamen und ihr ihn werth machten, gewöhnt; ſie wußte weder ihren Verhältniſſen noch ihrer Liebe auszuweichen und begnügte ſich mit einer ſchmerzlichen Ergebung, die in dieſen Tagen auch noch die Farbe ihres leidenden Geſundheitszuſtandes annahm. Dieſen Ton hatte ihre Erklärung, die ihr Gewiſſen nicht beunruhigte; denn die Möglichkeit, glücklich zu ſein, war von ihren Vorſtellungen ganz ausgeſchloſſen. Um ſo ſonderbarer fühlte ſie ſich überraſcht, als ſie das Verhältniß, von welchem ſie nur äußeren Zwang und innere Leiden erwartet hatte, nun zu einer ruhigen Verbindung gleichgeſtimmter Seelen gedeihen ſah. Ein Zeitpunkt voll ſeliger Täuſchung begann, wo das von jeher vereinzelte Weſen auf einmal jedes ſeiner Gefühle von einem andern Weſen getheilt und verſtanden fand. Es war keine Verabredung nöthig, kein heimliches Einverſtändniß. Keine ihrer Pflichten wurde geſtört, jede erhielt aus der Hand der ſinnreichen Liebe unſchuldige Freude zum Lohn.

Wenn der Ton der Unterhaltung den Geheimenrath verſtimmte, ſo zerſtreute ihn Saarheim durch ein für ihn angenehmes Geſpräch. Oft opferte er ſelbſt Stunden, die er an Juliens Seite hätte hinbringen können, dem Zeitvertreib ihres Gemahls auf. Gegen ſie war er der ehrerbietigſte Geſellſchafter; nur das Auge der Liebe mochte erkennen, daß für ſie zu leben der Zweck ſeines ganzen Daſeins war. Mit frohem Erſtaunen erkannte dieſe ſanfte Seele, des Glückes noch unkundig, dieſes für das höchſte Glück, und ihre Liebe ward innige Dankbarkeit. Saarheim ſuchte nie allein mit ihr zu ſein; ſie bedurfte es nie, ihn allein zu ſehen, und in den flüchtigen Augenblicken, wo der Zufall es ſo fügte, hätte ein Wort, ein Blick von ihr ſelbſt ein eigennütziges, unedles Herz befriedigt; Saarheim aber theilte nur den Zauber mit, den er ſelbſt empfand.

Im Frühling der Jugend hat ſie glänzendere Farben und einen friſchern, berauſchendern Duft, die Blume der Liebe; aber in ſüßere Wehmuth löſt ſie das Herz auf, wenn ſie noch ſpät den Lebensſommer ſchmückt.

Leider hatte dieſes Verhältniß die Natur der menſchlichen Leidenſchaften, die Sitte und die Erfahrung gegen ſich. Konnte die Maſſe der Menſchen an die Unſchuld einer ſolchen Verbindung glauben. Selbſt der Chevalier ſah ihr ernſthaft und ſorgenvoll zu. Überzeugt, daß Julie nicht wie gewöhnliche Weiber fehlen und genießen würde, ſtand er von ferne und erwartete ängſtlich den Augenblick, wo niederdrückendes Bewußtſein den Zauber verdrängen würde. Zu warnen, trug er Bedenken; denn Warnen konnte hier das Rufen des Nachtwandlers bei ſeinem Namen ſein.

Wenige Wochen hatte der glückliche Taumel gewährt, ſo ſah er plötzlich Juliens Heiterkeit getrübt und ihren Gemahl in einem Grade verſtimmt, der ſelbſt den gewöhnlichen Bekannten des Hauſes auffiel. Saarheim ſchien anfangs zwar beſtürzt, aber noch beſonnen; doch bald wandelte er wie Einer, den Leidenſchaft und Unruhe folterten, umher. Der gute Chevalier bereute jetzt, ſich nicht in das Geheimniß ſeiner ſchönen Freundin eingedrängt zu haben. Wahrſcheinlich wäre es ihm nicht ſchwer geworden, denn Julie glaubte kein Geheimniß zu haben; ſie hatte den Chevalier auch nicht vernachläſſigt, ſie hatte nur ſeiner nicht bedurft, ſie hatte nichts bedurft für ihr volles ſeliges Herz. Nun näherte ſich der alte Freund wieder; aber nun fand er ſie verſchloſſen, und er glaubte ſeine Ahnung eingetroffen, er glaubte die Stunde gekommen, wo das ſtolze, reine Herz Glück und Schuld nicht zu vereinigen gewußt hätte.

Der Chevalier irrte, ungeachtet er Juliens Charakter richtig beurtheilte und die Wirkung eintraf, die er gefürchtet hatte. Hatten leere Scherze, boshafte Winke, oder wohlgemeinte Warnungen unberufener Freunde bei dem Geheimenrath Argwohn erweckt, genug ſein Betragen gegen Julien war es geweſen, was den ſeligen Frieden dieſer edeln Seele verfinſtert hatte. Sticheleien erſchreckten ihr Herz, willkürlicher Tadel beleidigte ihren Stolz; die unbefangne Unſchuld ihrer Liebe entfloh, ſie fühlte, daß ſie es wäre, die ihres Gatten Gemüth verſauerte. Die peinliche Behutſamkeit, die nun an die Stelle der kindlichen Freiheit ihres Betragens trat, beſänftigte ihn nicht und weckte in Saarheim's Herzen alle Furien der Leidenſchaft auf, die der Zauber des Glücks bis dahin eingeſchläfert gehalten hatte. Mit fürchterlicher Spannung war er bemüht, ſich eine Unterredung mit Julien zu verſchaffen, aber ſie vereitelte aus Furcht vor der übeln Laune ihres Gemahls jede Gelegenheit. Ihre Geſundheit ſchien ihm täglich hinfälliger zu werden; er ſah einen Ausdruck von finſterem Kummer ihrer Zurückhaltung ſich beimiſchen. Von dieſem Anblick zerriſſen, von dem Geheimenrath mit geſuchter Kälte behandelt, konnte nur Juliens bleiches Geſicht, nur der bange Blick, den ſie auf ihn richtete, dem Ausbruch ſeiner Leidenſchaft wehren.

Unter dieſen Umſtänden hielt er ein Verſprechen nicht mehr für bindend, das er Julien gethan hatte, keine Zeile mehr an ſie zu ſchreiben, die nicht in eines Jeden Hand fallen könnte. Er mußte die dunkle Geſtalt des Unglücks, das auf ihnen Allen laſtete, ins Auge faſſen; er ſchrieb, und gab ihr den Brief wie einen gleichgültigen Auftrag ohne Erklärung in die Hand, wie ſie am Theetiſch ſaß.

„Ich wage nichts, indem ich gegen Ihren Willen Ihnen ſchreibe. Sie hielten Ihre Verträge auch nicht, und unſre Lage kann nicht ſchrecklicher gemacht werden, als ſie iſt."

„Als ich Ihnen vor einigen Wochen das heilige Verſprechen gab, keine Anſprüche auf Ihr Herz, auf Ihre Liebe, auf Ihre Pflichten zu machen, da konnte ich fürchten, durch meine Leidenſchaft Verhältniſſe zu ſtören, auf denen Ihr Frieden beruhte. Ich fodre Sie auf, zu zeugen, ob ich mein Wort hielt. Entſchlüpfte mir ein Wort, ein Blick, ein Wunſch, der den Vulkan verrathen hätte, an deſſen Abhang unſer Glück blühte? Ich war Meiſter meines Gefühls, ich hatte Ihr Vertrauen, Ihr Auge ließ mich, wie ein ſtiller, reiner Bach, bis in das Innere Ihres Engelherzens leſen." —

„Jetzt ſehe ich Sie weinen, und Sie entfernen ſich finſter von mir, ſchließen mich von Ihrem Vertrauen aus. — Und Ihr Gemahl! Er beleidigt Sie vor meinen Augen, und fern von Ihnen, unter Männern, unter Elenden, vor denen Sie nie genannt werden ſollten, deren ſchmuzige Vorſtellung dem Lächeln eines Kindes unreinen Sinn unterſchieben könnte, erlaubt er ſich Scherze, Bitterkeiten über das Band, das Sie an ihn knüpft. — — Ich hörte es, Julie, ich hörte es ſelbſt, und daß ich dabei ſchwieg, mag beweiſen, ob ich fähig bin, mich zu überwinden." —

„Von allen Seiten ſind nun die Verhältniſſe geändert und heiſchen andre Maßregeln. Der Mann, Julie, dem Sie ſich bisher aufopferten, bedarf Ihrer nicht mehr. Er bedarf keiner Julie, der Gatte, der ſo von ſeiner Ehe ſpricht, für den iſt eine Julie nichts als eine Laſt. Einen ſolchen Gatten können Sie nicht beglücken; er braucht eine andre Art Glück, als Sie ihm geben können.“

„Ich bin frei, von jeder Dienſtpflicht frei; wenn ich dem Hofe zu *** eine Brieftaſche voll Papiere zurückſtelle, bin ich aller Verbindlichkeit gegen ihn entledigt. Mein Vermögen iſt unabhängig, ein Theil davon nicht in dieſem Welttheil angelegt. Ich fodre Sie auf, bei allem Rechte der Unterdrückten, befreien Sie ſich von Ihrem Joche und vertrauen Sie ſich mir an. Eine Frau, die in Ihrer Lage keinen Schutz hat als den der Geſetze, mag vor einem ſolchen Schritte zittern; ſie ſteht allein zwiſchen dem unbarmherzigen Urtheil der Welt und dem Marterleben einer unglücklichen Ehe; — Sie ſind nicht allein. Ich darf Ihnen mit ſtolzer Zuverſicht einen Namen anbieten, den keine zweideutige Handlung je beſchimpfte, der würdig iſt, von Ihnen getragen zu werden. Von dem Gerichtshofe, der Ihre unſeligen Feſſeln löſt, führe ich Sie in ein Haus, welches ſeine Gebieterin mit Ehrfurcht empfangen wird.“

„Wenn aber die Auftritte, welche bis zu dieſer Entwickelung vorgehen müſſen, Ihr Zartgefühl abſchrecken, ſo biete ich Ihnen ein anderes Mittel an. Ich brauche nur wenige Wochen, um mein Vermögen in Wechſel umzuſetzen; Sie begleiten mich unter einen freundlicheren Himmelsſtrich; ein leicht zu erfindender Betrug vertilgt hier Ihre Spur — und wir beginnen ein neues Leben in Virginien, wo mein Großvater Güter kaufte, die jetzt reiche Zinſen tragen."

„Bedenken Sie, Julie, daß Mord, daß Selbſtmord Begriffe ſind, die einen weiten Sinn haben. Ein Weib, das ſich freiwillig in Gram verzehrt, tödtet ſich ſelbſt. Ein Weib, das aus Schwäche und Vorurtheil einen Mann von ſich ſtößt, der ſie anbetet und ſie beglücken kann, verſchuldet das Verderben dieſes Mannes. Wägen Sie die Pflichten, die Sie unwiſſend übernahmen, gegen die Rechte ab, welche die Natur Ihnen gab. Sie ſchwuren am Altar, wie das neugeborne Kind am Taufſtein — Julie! Man betrog Sie um Ihr Leben. Retten Sie den Überreſt."

Am nächſten Abend gab ſie ihm mit zitternder Hand ein Blatt, das gefaltet war wie ſein Brief, und ſagte mit erzwungener Unbefangenheit: Sie haben die Hauptſache vergeſſen, ſchreiben Sie es lieber noch ab. —

Er eilte, ſich einen einſamen Augenblick zu machen, und las.

„Auch Kindermord hat einen vielumfaſſenden Sinn. Ich ſoll Mutter werden und muß dem Geſchöpf, dem ich das Leben gebe, den Vater erhalten, den es der Natur und dem Geſetz verdankt. Ich entſage dem Glück, das Sie mir anbieten; ich entſage jedem andern Glücke. — Der Unglückliche, der ſeine Ketten nicht brechen kann und in der Gruft, die ihn einſchließt, verſchmachtet, iſt kein Selbſtmörder."

Schrecklicher konnte keine Antwort ſein, ſchrecklicher keine Entdeckung, als die dieſe Antwort enthielt. Julie Mutter! Dieſe Würde, die ein geliebtes Weib in den Augen des Mannes heiligt, fühlte der Unglückliche als Hochverrath an der Natur, und ihr mußten Glück und Liebe zum blutigen Opfer gebracht werden! Und dieſe letzten Zeilen! So widerſtandslos weihte ſie ſich dem Elende, indeß Er, mit aller Kraft der Leidenſchaft, der Jugend, der Überzeugung, gefeſſelt blieb, ohnmächtig gegen ihren Willen, gegen Menſchen und Sitte!

Er ging nicht wieder zur Geſellſchaft zurück. Eine lange Nacht, in qualvollen Zweifeln über die Wahl zwiſchen gewaltſamen Planen zugebracht, kühlte ſeine Heftigkeit wenigſtens ſoweit ab, daß er wieder Möglichkeiten hoffte, dieſe Verwirrung durch Liebe zu löſen. Durchdrungen von dem Gefühl von Juliens Leiden, fing er an, das erſt werdende Geſchöpf, welches ſie jetzt von ihm trennte, mit ſeiner Liebe zu umfaſſen, es mit in ſeine Entwürfe zu verflechten. Der Glaube an die Allmacht der Liebe entflammte ſich von neuem in ihm; nur Julien ſprechen mußte er, er würde ſie überreden, den Irrthum der Natur wieder gut zu machen und ihr Kind anzuweiſen, daß es Den Vater nennte, welcher ſeine unglückliche Mutter mit dem Leben verſöhnt hätte. Die Mittel, ſie zu ſprechen, galten ihm gleich; er zog die letzte Karte; gewann ſie, ſo war jeder Einſatz erſetzt; wo nicht, was verlor er, was ſie mehr, als ſchon verloren war?

Saarheim wartete die Stunde ab, wo den Geheimenrath Geſchäfte außer dem Hauſe hielten. Er drang mit einer Zuverſicht, die bei den Dienſtboten allen Argwohn entfernen ſollte, in das Cabinet, wo Julie bei ihrer wankenden Geſundheit ihre Zeit zubrachte. Sie erblaßte bei ſeinem Eintritt, aber der entſcheidende Augenblick verlieh ihr die Kraft, ihren unglücklichen Freund mit Faſſung anzuhören. Er führte die Sprache, die ihm die eindringendſte und überlegteſte ſchien. Mit gebrochnem Herzen und bebender Stimme bat ſie ihn, ſie der Widerlegung ſeiner Gründe zu überheben, die ſie anerkennen, aber nie zur Richtſchnur ihres Entſchluſſes nehmen könnte. Das Einzige, ſagte ſie ihm, um was ſie ihn zu bitten wüßte, wodurch er im Stande wäre, ihre Lage zu erleichtern, wäre ſeine Abreiſe. Er ſprang, ſeiner kaum mehr mächtig, von der Stelle auf, wo er vor ihr kniete, und ging mit großen Schritten im Zimmer umher, ihrer Unempfindlichkeit fluchend. Juliens krampfhafter Athem zeugte von dem Kampf in ihrem Innern. Jetzt wankte ſie auf ihn zu und faßte flehend ſeine Hand: Eduard, vermag die Liebe nichts, als nach Glück zu ſtreben? Die meinige wirkt anders. Sie gibt mir Muth, meine Pflicht zu erfüllen. — Ach, ohne ſie hätte ich ihn nicht! Ich fühle es mit Schaudern — ohne Dein Andenken in meinem Herzen würde ich mein Kind nicht lieben können. —

Julie, Julie! rief Saarheim außer ſich und riß ſie an ſeine Bruſt.

Sie machte ſich zitternd los: Aber dieſes Andenken muß mich nicht ſchrecken noch demüthigen. Ich muß feſt der Welt, die mich richtet, in die Augen blicken können; mein Kind muß einſt ſtolz den Namen ſeiner Mutter nennen — und fügt es das Schickſal Ihnen zu, ſo muß es froh und dankbar in Ihre Arme eilen, denn es wird von mir erfahren haben, was Sie mir waren.

Sie ſchwieg, durch die Größe ihres Gefühls über ihren Schmerz erhaben. Saarheim ſtand mit finſterm Blick und betrachtete die edle Schwärmerin. Jetzt öffnete ſich die Thüre, und der Geheimerath trat herein, von dem Chevalier begleitet. Weit entfernt, beſtürzt zu ſcheinen, drückte Saarheim's Haltung Trotz aus, und er erwartete, nach einer ſtolzen Begrüßung, die Anrede des Herrn vom Hauſe. Julie war geſammelt; ſie erwartete nur Schmerz, welcher auch kommen würde; ſie glaubte nicht, daß er ſie überraſchen könnte. Der Chevalier nahte ſich ihr ſchnell mit freundſchaftlicher Erkundigung nach ihrem Befinden. —

Es ſcheint eine Scene aus einem Trauerſpiel hier probirt worden zu ſein; ſagte Herr von Rader hämiſch, halb zu ſeiner Gemahlin, halb zu dem Chevalier gekehrt.

Faſt iſt es ſo, antwortete Julie — Herr von Saarheim nimmt von uns Abſchied.

Dieſe Zuverſicht war Glaube der Liebe. Saarheim faßte ihre Meinung auf, aber nicht in ihrem einfachen Sinn; in ſeinem Kopfe gährten widerſinnige Plane, ſelbſt ohne Juliens Einwilligung ſeinen Zweck zu erreichen, und in dieſe Plane griff ſeine Abreiſe ein. Er bejahte trocken, was Julie geſagt hatte, empfahl ſich kalt dem Geheimenrath, ſchüttelte die Hand des Chevaliers und verließ das Haus mit einer Faſſung, die ein abermaliger Beweis von der Gewalt war, welche Erziehung noch weit mehr als Vernunft über Leidenſchaft ausüben mag.

Julie ſetzte ſich ermattet auf das Sofa. Und mit dieſem Poſſenſpiel ſoll ich mir genügen laſſen, Madame? — ſagte der Geheimerath bitter.

Ihre körperliche Kraft unterlag, und ihr Herz ertrug dieſen Spott nicht; ſie brach in Thränen aus und flehte: Haben Sie wenigſtens Rückſicht auf meinen Zuſtand!

Der Geheimerath erwiederte, von lange geſammelter Galle überraſcht, ein Paar tödtlich beleidigende Worte, die Julie allein vernahm; der Chevalier ſah ſie nur auf die Kiſſen zurückſinken; ſie ſtreckte bittend die Hände nach ihm aus, rief ſeinen Namen, als foderte ſie ſeinen Schutz auf, und blieb leblos liegen.

Man rief Hülfe herbei; der Geheimerath ging, ſeine Angſt ſchlecht verbergend, im Zimmer umher. Julie fing wieder an zu athmen; ſie ſollte entkleidet werden; die Männer begaben ſich in das anſtoßende Zimmer. Hier näherte ſich der Chevalier dem Geheimenrath und ſagte leiſe, aber feſt: Herr von Rader, meine Jahre, mein Kleid und das Alter unſrer Bekanntſchaft ſichern mich vor jeder falſchen Auslegung. Erlauben Sie mir — ſo bedenklich es iſt, zwiſchen Eheleuten der Dritte ſein zu wollen — auf Ihrem Zimmer mit Ihnen zu ſprechen. —

Der Geheimerath verbeugte ſich verlegen und führte ihn auf ſein Zimmer. Nach einer halben Stunde verließ der Chevalier mit ſeiner gewöhnlichen Faſſung das Haus, nachdem er im Vorzimmer gefragt hatte, wie es mit Julien ſtünde. Er ſprach noch mit der Kammerfrau, als der Geheimerath dieſe holen ließ. Herr von Rader erkundigte ſich bei ihr nach ihrer Herrſchaft, und trug ihr mit anſcheinender Gleichgültigkeit auf, ſeiner Frau zu ſagen, die Sache werde gewiß nichts auf ſich haben, ſie ſolle ſich beruhigen und nur an ihre Geſundheit denken, der Chevalier habe die ganze Beſorgung übernommen. —

Mochte dieſes nun ſein eigner Einfall, oder Abrede mit dem Chevalier ſein, der Gedanke, daß ihr alter Freund für ſie thätig ſei, wirkte wohlthätig auf Julien. Sie war ſchwach und ſtill und ſchien mit des Geheimenraths Bemühung, den unſeligen Auftritt nicht zu erwähnen, einverſtanden.

Der Chevalier ſuchte ſogleich Saarheim auf. Er hatte ſich eingeſchloſſen und verſagte ihm den Zutritt. Nach einer kurzen Überlegung ſchickte ihm der Chevalier eine Karte mit dieſen mit Bleiſtift geſchriebenen Worten: „Ich komme, in den Angelegenheiten meiner Tochter mit Ihnen zu reden.“ — Saarheim's erhitzter Kopf deutete dieſe Worte gleich auf das Verkehrteſte; er ließ den Chevalier hereintreten und kam ihm mit dem Degen, den er, wie es ſchien, eben umſchnallen wollte, in der einen Hand entgegen; mit der andern zeigte er auf Piſtolen, die an der Wand hingen: Ich bin zu Ihren Dienſten, Herr Obriſt, rief er flüchtig — welche Waffen belieben Ihnen?

Der Chevalier ſtutzte und ließ ſeinen Blick wehmüthig auf dem entſtellten Geſicht des jungen Mannes ruhen; dann faßte er die Hand, in welcher Saarheim den Degen hielt, führte ihn einige Schritte tiefer in das Zimmer und ſprach: Sie misverſtehen mich, Julie bedarf keinen Rächer — wehe Ihnen, wenn Sie das für nöthig hielten! — (Sein Auge blitzte unter der grauen Wimper) — Was ihr Beide braucht, iſt ein Freund. Ich fodre Sie auf, junger Mann, ſich mit mir zu vereinen, damit wir die Trümmer ihres Friedens retten. —

Die imponirende Ruhe des alten Mannes hatte im erſten Augenblick den brauſenden Jüngling ergriffen; er ließ die Hand mit dem Degen ſinken, jetzt warf er ihn von ſich und ging, erſt finſter, dann heftig im Zimmer umher. Der Chevalier wartete auf ſeine Antwort und ſah ihm mitleidig zu. Nach langem Schweigen, während deſſen Saarheim's Äußeres die Bewegung ſeiner Seele immer mehr verrieth, hob endlich der Chevalier wieder an: Vor ihres Gemahls Rauhheit iſt das unglückliche Weib jetzt geſchützt; ich habe mit ihm geſprochen, und —

Schon bei den erſten Worten hatte ihn Saarheim unterbrochen. — Er wagte es, ſie zu mishandeln, rief er, wild des Chevaliers Arm faſſend. — Sagen Sie! Er wagte es?

Der Chevalier trat zurück. — Mein Herr, ſagte er etwas ſtolz, das Geſchäft, zu welchem ich Sie aufrufen wollte, iſt mir ſo heilig, daß ich wünſchte, Sie behandelten es als Mann, nicht mit der Raſerei der Leidenſchaft.

Als Mann! — Ha, mein Herr! ich habe mich als Mann gezeigt, ich habe dem Tod geſtanden und dem Unglück; meine Liebe habe ich beherrſcht, ſo lange ich glaubte, daß es ihrem Frieden frommte. — Zwar erröthe ich über den Zuſtand, in welchem Sie mich ſehen, aber — denken Sie ſich einen Unglücklichen, an Händen und Füßen gebunden, dem Barbaren das Weib ſeiner Liebe morden, entehren — — Verzeihen Sie, Chevalier — was ging vor, nachdem ich Julien verlaſſen hatte?

Er hatte plötzlich ſeine Heftigkeit überwältigt. Der Chevalier erzählte. Saarheim hörte in der gewaltſamſten Bewegung, aber ohne ihn zu unterbrechen, zu. Wenn Sie, ſchloß der Chevalier, den Willen haben, für das unglückliche treffliche Weib etwas zu thun, ſo unterrichten Sie mich von dem Verhältniß, in welchem Sie mit ihr ſtehen. —

Das iſt ſehr einfach, mein Herr. Ich liebe ſie, ſie liebt mich. Ich habe ihr meine Überzeugung, daß ſie ſich von ihrem Manne trennen dürfe, mitzutheilen geſucht; ſie beruft ſich auf Pflichten gegen ein Geſchöpf, das noch nicht lebt. In Allem, was ſie ſagt, finde ich nur den Beweis, daß ſie nicht genug liebt, um glücklich ſein zu können. — Daß ich aber das Werkzeug ſein mußte, ſie elend zu machen, daß um meinetwillen die ſtolze reine Seele zittern lernte vor dem Zorn dieſes herzloſen Mannes! — — Hätte er Gefühl gehabt, würde er dann zu dem Verhältniß, das ich mit dem Heroismus der Liebe bildete, nicht die Hände geboten haben? Ich behandelte ihn wie einen Vater, um Juliens Bruder ſein zu können. Aber ſeine Selbſtſucht empörte ſich gegen ein Glück, das er theilen ſollte. — Und iſt er denn fähig, eines zu genießen, Er, der das unſerige nicht verſtand? — Der blödſinnige Wüthrich, der ſich einbildete, ich ſei glücklich .... in ſeinem Sinne glücklich — Elender, und von dieſem Glücke, das mir nie ward, möchteſt du in deinem engen Gehirne nicht den zehntauſendſten Theil faſſen!

Suchen Sie kein Ungeheuer, wo Sie nur mit einem alltäglichen Menſchen zu thun haben. Herr von Rader ſtörte Ihr Verhältniß, ohne es je geahnet zu haben. Elende Schwätzereien, die nur Verachtung verdienten, haben ihn aufgeregt. Hätte er mit Menſchen von gewöhnlichem Schlage zu thun gehabt, ſo würde ſich Alles von ſelbſt gefügt haben. Er hätte ſich als Herr gezeigt, oder wäre betrogen worden, und in beiden Fällen würde er zufrieden geweſen ſein. Es iſt traurig, wenn gemeine Menſchen mit einem Übergewicht, das ihnen Verhältniſſe geben, heftigen Leidenſchaften ausgezeichneter Menſchen in den Weg treten; auf beiden Seiten kommt die Moralität in ein gefährliches Gedränge — — Julie ſagte, Sie wollten reiſen — iſt dem ſo?

Saarheim antwortete zweideutig; aber der Chevalier wußte wechſelsweiſe ſeinen Verſtand und ſein Herz zu überreden, und es gelang ihm nach langem Streit, ihn zur Abreiſe zu bewegen. Er fühlte, daß dieſe Stürme Juliens Leben in Gefahr brachten, daß gegenwärtig kein Plan auszuführen war, daß der Zukunft Alles heimgeſtellt werden mußte; über ſein Gemüth war er wieder Meiſter geworden, und er betrieb männlich die Anſtalten zu ſeiner Entfernung. Der heftige Auftritt im Cabinet der Frau von Rader blieb ein Geheimniß; die Domeſtiken, welche Julien verehrten, ſuchten nichts darin, das ihr nachtheilig geweſen wäre; das Publicum ward irre in ſeinem Urtheil, indem Juliens ruhiger Anſtand, als ſie wieder in Geſellſchaft erſchien, den müßigen Schwätzern Stillſchweigen auflegte.

War aber dieſe Ruhe auch in Juliens Herzen? —

Man hat Beiſpiele von Menſchen, denen die Angſt einer Stunde das Haar grau färbte. Auch im moraliſchen Weſen kann eine einzige Epoche des Lebens eine ähnliche gewaltſame Revolution hervorbringen. In der ſchrecklichen Nacht, welche den Sturz des blutigen Wohlfahrtsausſchuſſes entſchied, wie Hunderte, dem Tode geweiht, in einem der pariſer Gefängniſſe bei jedem Glockenlaut, bei jedem Geräuſch, Befreiung oder neuen Gefangenmord erwarteten, unterbrach Einer die ſchauervolle Stille mit den Worten: Mich dünkt, ich ſei in dieſer Nacht achtzig Jahre alt geworden. — Das war der Ausdruck des Gefühls, mit Einem Zuge den Becher des Daſeins geleert, Alles erlebt zu haben. Auf dieſem Punkt glaubte Julie zu ſtehen. Kurz vor Saarheim's Abreiſe ſah ſie der Chevalier zum erſten Mal wieder. Er näherte ſich ihr, beſorgt ihren Schmerz zu erneuern. Aber mit dem Ausdruck der Entſchloſſenheit und der Ruhe reichte ſie ihm die Hand und ſagte: wie ich glauben konnte, daß Sie für mich handelten, ward ich ſehr ruhig; — was macht mein unglücklicher Freund?

Sie hörte nun Alles, was vorgegangen war; dann trug ſie dem Chevalier auf, in ihrem Namen Saarheim zu danken, ihn zu verſichern, daß ſie jedes Wortes, welches ſie ihm bei ihrem traurigen Abſchiede geſagt, eingedenk bliebe und jedes heilig erfüllen würde. — Ich liebe ihn, ſagte ſie, ich werde ihn ewig lieben; mein Kind, dem ich mich opfere, ſoll früh ſeinen Namen lernen, es ſoll ſowenig als ich je vergeſſen, daß Er es mir möglich machte, meine Pflicht mit meiner Liebe zu vereinen. —

Dieſe Reife und dieſe Abgelebtheit hatte ihr ganzes Daſein. Ihr Betragen gegen ihren Gemahl, ſonſt kindlich und ſchüchtern, war nun ernſt, voll Aufmerkſamkeit, aber von dem Ausdruck der Überlegenheit begleitet. Ihre geſellſchaftlichen Anſprüche auf die Eigenſchaften eines liebenswürdigen Weibes fielen weg; der Spieltiſch verdrängte das Klavier, Repräſentation den engeren gewählten Zirkel. Der Einſamkeit gab ſie den Vorzug, ſo oft ſie es nach ihrer ſelbſtgeſchaffenen Convenienz konnte; hier ſchien ſie angeſtrengt beſchäftigt, aber ohne ein Intereſſe, das bis zur Mittheilung lebhaft geweſen wäre. In der kurzen Zeit, die der Chevalier noch in ihrer Nähe zubrachte, ſah ſie ihn mit der nämlichen Vertraulichkeit, ſetzte ihm oft den Gang ihrer Gefühle und Ideen auseinander, aber unerwärmt, wie ein abgeſchiedner Geiſt von ſeiner Wallfahrt auf Erden ſprechen könnte. Nach Saarheim erkundigte ſie ſich nicht; ſagte der Chevalier, daß er ihm ſchreibe, daß er Briefe von ihm habe, ſo erwiederte ſie mit unverändertem Tone: Erzählen Sie ihm, wie es mir geht.

Lange genoß ſie ihres alten Freundes Umgang nicht mehr. Bei einem neuen Ausbruch des Kriegs, der jetzt erfolgte, hielten die nämlichen Grundſätze, welche den Chevalier zu Anfang in das blutige Spiel mit verwickelt hatten, durch Erfahrung geläutert, ihn davon entfernt. Aber ſein jetziger Aufenthalt in der Nähe des Kriegsſchauplatzes konnte ihm die Neutralität, zu welcher er ſich fortan entſchloſſen hatte, nicht ſichern, und er fand ſich genöthigt, nach einer nördlicheren Gegend von Deutſchland zu ziehen. Bei ſeinem Abſchied von Julien ſagte er mit einer bedeutenden Zuverſicht: Ich hoffe, meine Freundin, wir treffen einſt unter ſehr veränderten Umſtänden wieder zuſammen. —

Julie lächelte ſchwermüthig und wiederholte, in einem ganz verſchiedenen Sinne: das hoffe ich!

Keine Abrede, ob und wie ſie von Saarheim, oder er etwas von ihr erfahren würde; der Chevalier begriff ihr Weſen nicht ganz, aber er ehrte, von Beſorgniß erfüllt, ihr Stillſchweigen.

Kurze Zeit nach ſeiner Abreiſe ſtarb der Fürſt, dem der Geheimerath diente. Mit ihm erloſch ſein Haus; ſein Ländchen war proviſoriſch dem franzöſiſchen Reiche einverleibt, der Nachfolger ſeiner Anſprüche Rader's perſönlicher Feind. Des Geſchäftslebens müde, das undankbarer als je für ihn zu werden drohte, beſorgt für ſeine Güter jenſeits des Rheins, um welche er ganz zu kommen Gefahr lief, wenn er nicht bald einen beſtimmten Entſchluß faßte, legte der Geheimerath ſeinen Dienſt nieder, bahnte ſich den Rückweg nach ſeiner Heimath und ward, wohl oder übel, franzöſiſcher Bürger.

Julie war ſchon Mutter, als ſich dieſe Veränderung in ihrer äußeren Exiſtenz zutrug. Sie hatte ſeit jenem unglücklichen Vorfall in ihrem Cabinet von ihrem Zuſtande keine Notiz mehr zu nehmen geſchienen. Die ſchmerzenvolle Stunde, welche die bangen und frohen Erwartungen des Weibes krönt, ertrug ſie mit ſtummer, ruhiger Faſſung. Als man ihr eine Tochter in die Arme legte, blickte ſie mit betendem Auge zum Himmel; ihr Mund blieb lange auf die Wangen der Kleinen geheftet; als ſie das Geſicht aufhob, fand man es unverändert, aber das Kind von ihren Thränen benetzt. Ihr Gemahl, der in dem kritiſchen Augenblick ſehr ängſtlich geſchienen hatte, empfing die Nachricht von der Geburt einer Tochter mit Kälte; ebenſo nahm Julie ſeine und Anderer Glückwünſche an. Bei den Einrichtungen ihres Kindbettes, bei den Gebräuchen, welche die Veranlaſſung nach ſich zog, ſchien ſie abſichtlich auf ein Gepränge bedacht, das ihr ehemals fremd war.

Herr von Naber fand vollauf zu thun auf ſeinen Gütern; der Krieg und die verworrene politiſche Lage hatten Alles in Verfall gebracht; die Ländereien waren verödet, die Wälder gelichtet, das Wild faſt ausgerottet. Er wandte nun den ganzen Geſchäftseifer, der ihn ſonſt, mit Dienſtpflicht verbunden, beim Actenſtaube hielt, auf die Wiederherſtellung ſeiner Beſitzungen. Es gab dabei manchen Verdruß, manchen Anſtoß gegen die Neuerungen des Tages, gegen die eingeriſſene Entwöhnung vom Gehorſam; aber im Ganzen glückte ihm eine Arbeit, die er mit Fleiß und Ordnung trieb; ſein Maß von Einſicht reichte hin, in den veränderten Verhältniſſen den Mittelsweg auszufinden, der hier der zuträglichſte war; und mittelſt der Gewohnheit, die Dinge ſyſtematiſch zu behandeln, wußte er ſich die fremdeſten Erſcheinungen der neuen Ordnung anzueignen, ſodaß ſelbſt die unzähligen Geſetze der Republik ſich nach und nach in ſeinem Kopfe wie der Coder des Kaiſers Juſtinian aneinanderreihten. Auf dieſe Weiſe kam ſein Leben erſt recht in den Standuhrengang, der für ſeinen Charakter der angemeſſenſte war, und es war ihm weit behaglicher zu Muthe als in den letzten Jahren, wo er mit ſeinen

Amtsgeſchäften ſelbſt aus dem lange verfolgten Gleiſe geriſſen worden war.

Julie ihrerſeits hatte einen Aufenthalt gern verlaſſen, der ſie nach den Grundſätzen, die ſie ſich einmal von ihrer Lage abgezogen hatte, zu einer Repräſentation zwang, welche für ihr wundes Herz eine täglich ſich erneuernde Marter war. Nun keine conventionnellen Feſſeln ſie mehr hielten und ſie im Fall war, ſich ihre Lebensordnung zu wählen, zog ſie ſich von aller Geſellſchaft zurück. Ihr Kind und ihre Bücher waren ihre Erholung, und ihr Gemahl, deſſen Gemüth keine fremden Berührungen mehr zum Mismuth ſtimmten, ließ ſich um ihre Lieblingsbeſchäftigungen unbekümmert. Ihr unausgeſetztes Augenmerk war, keine ihrer Pflichten zu verſäumen. Seit jenem Tage freilich, da der rohe Verdacht ihres Gemahls ihr Inneres auf immer verletzt hatte, erfüllte ſie jede Pflicht mit der traurigen Erbitterung des Sklaven, der jedem Geiſelſtreich ſtillhält, der Rechnung gedenkend an jenem großen Tage, welcher die Thränen der Unterdrückten abzahlen wird. Aber dieſe Stimmung war zu unnatürlich für das ſanfte Herz, und es ergriff lebhaft jede Gelegenheit zu weicheren Gefühlen, die mit jener einmal gefaßten Hauptidee in keiner Beziehung ſtand. Wenn Herr von Rader am Abend mit dem Pfarrer oder einem der benachbarten Gutsbeſitzer am Spieltiſch ſaß, eilte ſie mit ihrer Tochter auf dem Arm durch die Wieſen, oder in die Hütte der Armuth; und beim Anblick der Natur, oder wenn ſie fremden Leiden Milderung brachte, mochte ſie ſich Empfindungen überlaſſen, die ſie ſich auf ihre eigene Rechnung für immer unterſagt hatte.

Die Seele kann eine ſo erzwungne Exiſtenz aushalten, aber der Körper erliegt ihr. Juliens Geſundheit litt mehrere heftige Erſchütterungen; ſie ſelbſt ſchien dabei nicht die mindeſte Beſorgniß zu empfinden, aber ihr Gemahl wurde aufmerkſam, als er ihre Wangen verblühen, ihre Augen mit matterem Schimmer blicken ſah. Das Recht, ihr zu liebkoſen, hatte er verlernt und verwirkt, ſeit er ſie beſchimpfte. Allein die kleine **Karoline** wurde um dieſe Zeit eine Art Mittlerin zwiſchen ihm und ſeiner unglücklichen Gattin. Das Kind hatte ſchon längſt den Namen Vater gelallt, ehe er es ſeiner Aufmerkſamkeit würdigte. Jetzt wurde es ſein Liebling, und oft, wenn er es küßte, ſagte er: Mach Deiner guten Mutter Freude. — Und kam die Kleine zur Mutter gelaufen und rief triumphirend: der Vater hat mich lieb gehabt — ſo flammte in Juliens Blick ein ſtolzeres Feuer. Zwar lehrte ſie Karolinen keine von den kleinen reizenden Künſten, mit denen Kinder die zerſtreuteren oder rauheren Väter feſſeln. Aber es entſtand durch die Tochter zwiſchen beiden Gatten unmerklich ein Verhältniß, welches einem fremden Zuſchauer ein Bild hätte darſtellen können, als wenn einem guten Großvater die Witwe des frühentriſſenen Sohnes die geliebte Enkelin zuführte.

In dieſer etwas erweichten Stimmung traf ſie ein Brief ihres alten Freundes, des Chevaliers, der nach einer langen Pauſe ſchrieb, daß er endlich Mittel zur Rückkehr in ſein Vaterland erhalten hätte und ſie beſuchen würde, ſobald ſeine Angelegenheiten in Ordnung gebracht wären.

„Sie wiederzuſehen — ſagte er — iſt mir ein dringendes Bedürfniß. Ihr Anblick wird mir ein Pfand ſein, daß dieſe langen Jahre, die mich von meinem Vaterlande trennten, kein Traum, kein ſchrecklicher thöriger Traum waren. Ich kann mich nicht gewöhnen, ſo unter Trümmern zu wohnen. Ich mag die Straßen nicht froh oder gleichgültig betreten, auf denen die Seufzer meiner Freunde verhallten. Mich ſchaudert, und mein Fuß wankt auf dem Boden, der das Blut meiner Verwandten traf.“

„Es iſt mir von meinem bischen Vermögen nichts übrig geblieben, als was ich gleich nach meiner Flucht gerettet hatte. Vielleicht bitte ich Sie, mich in Ihrer Nachbarſchaft zu dulden, und kaufe mir ein kleines Eigenthum unter den franzöſiſch gewordenen Deutſchen, die mir wenigſtens ebenſo bekannt ſind als die neuen Franzoſen. Bis dahin müßte freilich Manches erſt entſchieden werden. Vorläufig ſehne ich mich nur, meine liebenswürdige Freundin wiederzuſehen, meine holde Enkelin Karoline kennen zu lernen und Menſchen zu ſehen, die noch ſind wie ehedem.“

Die Erwartung dieſes Beſuchs, die ſo manche ſchmerzhafte und theure Erinnerungen auffriſchte, beſchäftigte Julien ſehr lebhaft. Als der Chevalier nun wirklich erſchien, übermeiſterte ſie ihr Gefühl; ſie ſank ihm mit einem unbezwinglichen Ausbruch von Schmerz in die Arme. Er hatte in den wenigen Zeilen, die er von Zeit zu Zeit von ihr erhielt, eine ſolche ruhige Herrſchaft der Vernunft wahrzunehmen geglaubt, daß der unerwartete leidenſchaftliche Empfang ihn mit Schrecken und Beſorgniß erfüllte. Sah er ſich aber um, ſo ſchien ihm Alles nur zum Beſſeren verändert. An Juliens Gemahl bemerkte er weit mehr Theilnahme und Herzlichkeit als ehemals. Er ſah ſich von ihm mit der Wärme alter Freundſchaft, mit wohlmeinender Neugier nach ſeinen Angelegenheiten, mit geſchwätzigem Eifer, ihn von den Seinigen zu unterhalten, aufgenommen. Nach den erſten gegenſeitigen Mittheilungen ſprach der Chevalier von Karolinen; doch hatte ſein Blick, ſeine Stimme dabei etwas Unſicheres, das dem zarten Gefühl ſeiner Freundin nicht entging, und ſie ſchien in dieſem Augenblick nicht eilig, ihm die Kleine zu zeigen. Aber ihr Gemahl lebte es, daß er das beſte Stück von ſeinen Beſitzthümern gleich zuerſt zu ſehen verlangte, und verließ geſchäftig das Zimmer. Julie blieb verlegen und ſtumm am Theetiſch; der Chevalier, der ihre innere Bewegung wahrnahm, trat zu ihr: Ich weiß nach der mehr als zweijährigen Abweſenheit nicht ſogleich, wie ich das Herz meiner liebenswürdigen Freundin behandeln ſoll. —

Als krank, als rettungslos krank! rief ſie, in Thränen zerfließend. — In dem Augenblick hörte ſie die Stimme der Kleinen, mit welcher der Vater zurückkam, und trocknete ſich ſchnell die Augen.

Da iſt ein Großpapa angekommen, ſagte Herr von Rader im Hereintreten gutmüthig fröhlich zum Kinde — den mußt Du mir herzen und ſtreicheln, denn er hat den Vater lieb, und die Mutter nun vollends.

Der Chevalier hatte in den erſten Tagen keine Ruhe vor dem Eifer des Geheimenraths, ihn mit allen ſeinen Herrlichkeiten bekanntzumachen. Dieſer fand den alten

Freund weit mehr nach ſeinem Geſchmack als ſonſt; das Stadtleben hatte ſie ungeachtet ihres täglichen Beiſammenſeins nie einander nahekommen laſſen; hier war der muntere, geſcheute Franzos bald Jäger, bald Fiſcher, ließ ſich über den Feldbau belehren; dafür hielt man es ihm gern zu gut, wenn er Abends lieber ein Buch nahm oder ſich zu Julien ſetzte, als ſich mit den Karten abgab. Julie ſchien inzwiſchen faſt die erſte einſame Unterredung mit ihrem Freunde zu fürchten, und ehe der Zufall ſie herbeiführte, hatte ſich der Chevalier überzeugt, daß ihr Herz wunder war als jemals, daß aber die Entſchloſſenheit ihres Geiſtes erſchüttert worden war.

Eines Tages mußte Rader in das nächſte Städtchen, um als Notabler ſeiner Gemeinde auf der Mairie zu erſcheinen. Er nahm mit einigem Scherz über dieſe neuen Obliegenheiten, um derentwillen er Haus und Hof verſäumen mußte, Abſchied von ſeinem Gaſt, ſchüttelte freundlich Juliens Hand, indem er ihr nachdenkend und mitleidig in das blaſſe Geſicht ſah, und bat Karolinen liebkoſend, recht artig zu ſein, damit die Mutter geſund würde.

Wie er das Zimmer verlaſſen hatte, entſtand eine Stille, während deren der Chevalier ſinnend herumging. — Nun redete er Julien an: Darf ich hoffen, daß meine Tochter mir Aufſchluß geben wird über ſich, über dieſes Alles? Was ſoll ich von des Mannes gutherzigem Weſen und ſeinem mitleidigen Blick denken? — Sie ſind kränker als ich Sie verließ. —

Wohl bin ich das! — Damals war ich tief beleidigt; damals . . . . verachtete ich dieſen Mann, und dieſe fremde Empfindung machte mich ſtark. Jetzt weiß ich, daß nur ein unabänderliches Schickſal da waltete, wo ich Willen ſah. — Er wollte mich nicht zerſtören. — Er glaubt, Recht gethan, Unrecht gut gemacht zu haben. — Ich erſcheine undankbar, unzufrieden — Gott! Und ich bin nichts ..... als müde von dem Abbeten des todten Buchſtabens meiner Pflicht. — O wenn Erfüllung der Pflicht uns keine Freude zu geben vermag, dann muß unheilbare Unnatur in unſern Verhältniſſen ſein. — Selbſt meine Mutterliebe — ſetzte ſie leiſe und ſchaudernd hinzu — iſt ein verſchoben Gefühl — ſie iſt Schmerz — der liebſte Schmerz meiner Seele!

Sie ſind krank, Julie! Ich ſage, Sie ſind krank — Ihre Einbildungskraft kränkelt mit Ihrem Körper. Dieſe Einſamkeit, dieſe einförmigen Geſchäfte lähmen Ihren Geiſt, bringen die ſchmerzliche Unbeſtimmtheit in Ihrem Gefühl hervor. —

Ach Chevalier, ſprach Julie lächelnd durch ihre Thränen, das ſagt mein Freund nicht, da ſpricht der Weltmann aus Ihnen. — Kennen Sie wirklich für ein verletztes Herz ein wohlthätigeres Element als dieſes? — Nein, nein! Laſſen Sie mich ſo. Ein Paar Jahre werden die letzte Blüte meines Geiſtes abgeſtreift haben, wie die letzte Blüte meiner Wangen ſchon lange verwehte. — Und dann ..... Thränen erſtickten ihre Stimme. Leiſe, weil ſie heiter ſprechen wollte, ſetzte ſie mit bebenden Lippen hinzu: Aber nicht wahr, mein Freund, ein hartes Schickſal iſt es doch, ſeine Ruhe nur von dem Abſterben ſeines Gefühls zu erwarten?

Warum verſchwiegen Sie mir dieſe Stimmung, Julie? Ich wäre früher hierhergeeilt. Ich glaubte, daß Zeit vonnöthen wäre, um meine Abſicht ..... Jetzt käme vielleicht Alles zu ſpät. Ihre Geſundheit —

Sorgen Sie nicht, mein guter Freund. Nehmen Sie auch dieſen Ausbruch von Schmerz nicht für mehr, als es iſt. Sehen Sie, dem armen Tagelöhner ſichert ſein Erwerb jedes Mal auf vierundzwanzig Stunden Nahrung und Nachtruhe. Ich lebe immer nur einen Tag auf einmal, und ſo brauche ich meine Kräfte nicht auf. Heute hatte ich einen Feſttag, Thränen ſind Luxus für mich; mein tägliches Brot iſt .... ein verarmtes Herz!

Der Chevalier war ſehr gerührt; aber er wich abſichtlich mehr aus, als daß er Juliens Schmerz zu bekämpfen ſuchte. In der Folge fragte ſie mit anſcheinender Ruhe nach Saarheim; ſie hörte mit Vergnügen, daß er noch auf ſeinen Gütern lebte und ſeine Zeit zwiſchen deren Beſorgung und den Wiſſenſchaften theilte. Glücklich, ſchloß der Chevalier, macht ihn ſeine Vergangenheit nicht; aber ſie bildete ſeine ſittlichen Kräfte aus und reifte den Mann. —

Juliens Züge drückten reine Freude aus; ſie reichte dem Chevalier ihre Hand wie zu einem Verſprechen: Sagen Sie ihm .... dem Freien .... die Gefeſſelte wolle ihm nachſtreben.

Sie brach das Geſpräch ab und erwähnte Saarheim nicht mehr. —

Der Chevalier hatte einige Wochen auf dem Gute zugebracht, als er eines Morgens, wie er zum Frühſtück kam, den Geheimenrath ſehr aufmerkſam in den Zeitungen leſen ſah. Da das ſonſt ſeine Sache nicht war, ſo fragte ihn ſein Gaſt lachend nach dem Gegenſtande ſeiner politiſchen Nachforſchungen; er erhielt nur ein freundliches Kopfnicken zur Antwort. Julie nahm Theil an des Chevaliers Scherz über den ungewohnten Eifer; das Kind wollte vorwitzig dem Vater das Blatt aus der Hand ziehen; er wies es ſanft zurück, und Julie faßte die Kleine bei dem Händchen, damit ſie ihren Vater nicht ſtörte. In dieſem Augenblick wurde die Gruppe dem Chevalier auffallend; er bemerkte auf des Geheimenraths Geſicht Spuren einer lebhaften Bewegung; Julie, deren Augen, indem ſie ſich zu dem Kinde neigte, auf das Zeitungsblatt gefallen waren, wechſelte die Farbe und ging gleich darauf, wie es ſchien, ſehr beſtürzt aus dem Zimmer.

Noch ſtand er, mit dem Räthſelhaften dieſes Auftritts beſchäftigt, als ihm Herr von Rader das Blatt mit der Frage hinreichte: Kennen Sie es ſchon?

Es war das neueſte Geſetz über die Eheſcheidung. Ich bin, antwortete der Chevalier, den Discuſſionen über dieſen Gegenſtand, die ſchon vor einiger Zeit erſchienen ſind, mit wahrer Theilnahme gefolgt. Das Geſetz habe ich noch nicht geleſen. — Laſſen Sie doch ſehen. —

Er las, indeß Herr von Rader nachdenkend ſeine Pfeife rauchte. Wie der Chevalier das Blatt ſchweigend hinlegte, ſagte jener: Ein vernünftiger Mann hat doch Mühe, ſich zu einem Mittel zu entſchließen, welches ſchlimmere Übel nach ſich ziehen kann, als es heilen ſoll. —

In dem Falle findet ſich jeder Wundarzt bei jeder wichtigen Operation! antwortete der Chevalier mit einem leichten Achſelzucken.

Nach einer langen Pauſe hob der Geheimerath wieder an: Julie iſt nicht glücklich. —

Sie erfüllt ihre Pflichten — dabei kann ein ſittlich fühlendes Weſen nicht ganz unglücklich ſein.

Er ſchien eine abſichtliche Nachläſſigkeit in ſeine Antworten zu legen. Der Geheimerath wurde warm und erwiederte lebhaft: Ihr haltet mich für einen kalten Alltagsmenſchen. — Wahrlich, ſowie Ihr mich ſeht, denke ich auch Pflichten zu erfüllen. — Wahrlich, es fragt ſich noch, wer mehr leidet: der unglücklich iſt, oder der ſich vorwerfen ſieht, der ſich vielleicht ſelbſt vorwirft, daß er unglücklich macht?

Herr von Rader, Julie erkennt Ihre Güte und iſt ihrer werth. —

Ja, das iſt ſie! — ſagte er mit Nachdruck und Rührung. — Gottlob, daß ſie ihrer Pflicht ſo treu war. — Wie es nun auch zugehen mag, ſie und ich ſind darum beſſer daran!

Es entſtand wieder eine lange Stille, während deren Beide in ihre Gedanken vertieft ſchienen. — Wo iſt Saarheim? fragte plötzlich der Geheimerath.

Auf ſeinen Gütern in Heſſen.

Was machte er ſeit ſeiner Abreiſe von * * *?

Er hat beſchäftigt, unabhängig, einſam gelebt.

Und Julie hatte keinen Verkehr mit ihm?

Keinen.

Ich glaube es; ſie hätte ſich dabei nicht verſteckt. — — Hören Sie, Chevalier, das Weib war nie glücklich mit mir! Ich hätte ein ſolches Mädchen nicht wählen ſollen. — Jetzt aber .... muß ſie mit mir fortleben .... oder ſie muß .... das klingt ſo lächerlich in dem Munde eines alten Mannes! .... ihrem Geliebten angehören. — Ein ſo weiches Herz verdirbt, wenn es allein bleibt. — Fragen Sie doch Julien ſelbſt. — Armes Weib! — Wenn Saarheim .... Iſt der Menſch. — Sagen Sie mir, Chevalier — iſt er ihrer wirklich werth?

Ja.

Nach einer abermaligen langen Pauſe nahm der Geheimerath wieder das Wort: Ich bin über die Sechzig. — Seit Julie Mutter wurde, iſt ſie mir nichts als Tochter. — Würde mir der Menſch die Tochter laſſen?

Der Chevalier vermochte nicht länger in ſeiner Rolle zu bleiben. Guter, guter Mann! rief er entzückt — er wird Ihnen Sohn werden; Sie werden noch ein glückliches Alter leben!

Wirklich hatte der Chevalier bei ſeinem jetzigen Beſuch den geheimen Zweck gehabt, die Möglichkeit einer Scheidung zu erforſchen. Dieſes Ziel hatte Saarheim, ſeit er Julien verließ, unausgeſetzt vor Augen behalten. Über jeden Vorwurf unüberlegter Leidenſchaft erhob ihn die lange Trennung, die auch für Julien eine Prüfungszeit war, nach deren Abfluß ſie ein freies Weſen wurde, welches ſeinen Beruf, glücklich zu ſein, erfüllen durfte und mußte. Um indeſſen zur Ausführung zu ſchreiten, war es nöthig, daß er Juliens Gefühl zu Rathe zog, und auch für ſich ſelbſt brauchte er mehr als die ſtrenge Überzeugung von ſeinem und ihrem Rechte; er mußte über den Dritten, deſſen Intereſſe hier mit im Spiel war, über Juliens Gemahl, im Reinen ſein. Dieſe ganze theure Angelegenheit hatte er dem Chevalier übertragen, der jetzt das Wort löſen ſollte, welches er ihm, da er ihn beredete, ſeine Geliebte zu verlaſſen, gegeben hatte: einſt wenn die Zeit ſeine Liebe bewährt haben würde, ſein Fürſprecher und Sachwalter zu ſein. Mit Ungeduld wartete er auf die Nachricht von dem Freunde. — „Jetzt — ſagte er ihm in einem ſeiner Briefe — iſt es noch Zeit, daß Julie dem Leben, der Freude wiedergegeben werde. Aber geſäumt darf nicht werden. Glauben Sie mir, ich kenne ihr Herz: es erliegt unter ſeinen Feſſeln — ſie wird nicht klagen, ſie wird nie Hülfe fodern; ſie wird nur ſterben!“

Während ſeines Aufenthalts in Paris lernte der Chevalier den Geiſt der neuen Geſetzgebung über die Eheſcheidung, mit welcher man ſich damals beſchäftigte, kennen, und dieſer Geiſt belebte ſeine Hoffnung, Julien noch durch ihr Herz beglückt zu ſehen. Mit Gewißheit ſah er aber voraus, daß ſie ihre Freiheit nur aus der Hand ihres erſten Gatten annehmen würde; ihr weiches Herz konnte kein Band zerreißen, es konnte nur Band gegen Band, Pflicht gegen Pflicht vertauſchen, die erzwungene der Gattin gegen den freien Zoll kindlicher Dankbarkeit. Auch berechnete er den ſchweren Kampf mit Juliens ſchönem Zartgefühl, und er verhehlte ſich nicht, daß ſelbſt die ſüßeſte Frucht ſeines Unternehmens doch den Geſchmack des Bodens, auf welchem ſie gewachſen, den Nachgeſchmack der Leidenſchaftlichkeit, des lange genährten Schmerzes behalten würde. Sollte aber Julie hülflos vergehen, und keine Lebensfreude je ihr

Loos ſein? Oder ſollte erſt ihres Gemahls Tod ſie in die Arme ihres Geliebten führen? Mußte dieſer Gedanke, der ſchon ſein Gefühl empörte, nicht ein ewiges Hinderniß des Glückes ſein?

Mit dieſen Ideen war der Chevalier ununterbrochen beſchäftigt geweſen, ſeitdem er ſich bei ſeinen Freunden aufhielt; aber nie hatte er den Augenblick finden können, an das Werk zu gehen. Um ſo erfreulicher wurde er überraſcht, als ihm jetzt der Geheimerath auf mehr als halbem Wege entgegenkam. Nun wurde der Plan manchen Tag lang von den beiden Männern insgeheim überlegt, entwickelt, näher beſtimmt. Der Geheimerath wünſchte, daß Saarheim ſich auf dem linken Rheinufer ankaufen möchte; er wollte nicht mit dem neuen Ehepaar beiſammenwohnen, aber er wünſchte, die jungen Leute ſehen zu können, wenn es ihm gefiele. — Ein Schwiegervater, ſagte er, taugt nicht im Hauſe, und ich weiß, was ich ihnen und den Menſchen um uns herum ſchuldig bin. Mit der Zeit — vielleicht bald! — wird Julie mir ihre Pflege nicht verſagen, wenn ich ſie brauche. — Und ſollte Saarheim ſie daran verhindern, dann hätten wir uns wahrlich Alle ſchlimm gebettet! — Karoline muß von ihrer Mutter erzogen werden, aber ſie muß oft zu mir kommen können — verdient es Saarheim, ſo wird es nicht lange währen, bis ſie ihn gern Vater nennt, und ich werde der Erſte ſein, von dem ſie ihre Pflichten gegen ihn lernt. —

Saarheim vernahm dieſe Wendung der Angelegenheiten ſeines Herzens mit Entzücken und mit inniger Beſchämung, daß leidenſchaftloſe Gutmüthigkeit den Geheimenrath von ſelbſt zum thätigſten Beförderer eines Plans machte, zu welchem er ſo vieler Vorrichtungen zu bedürfen geglaubt hatte. In dem Sinne kindlicher Dankbarkeit gegen den Mann, dem er ſo unerwartet die Erfüllung ſeines heiligſten Wunſches verdankte, antwortete er dem Chevalier und bat, daß der Geheimerath jeden ſeiner Schritte beſtimmen möchte.

Aber Julie ahnete von dem Allen noch nichts; es wurde Zeit, ihr den Plan zu eröffnen, und der gute Geheimerath, der ſich dies nicht nehmen laſſen wollte, hatte dennoch Mühe, damit zum Durchbruch zu kommen. Theils ſchämte er ſich, wie er ſelbſt ſagte, des abenteuerlichen Einfalls, und wirklich lauerte noch in ihm eine unangenehme Empfindung aus jener Epoche ſeiner Ehe, wo er ſich für beeinträchtigt hielt; er fühlte, wie übel ſie hier angebracht ſein würde und arbeitete daran, ihrer ganz los zu werden. Seine Unruhe drückte ſich in ſeinem Äußeren aus, ſodaß Julie einen Abend Besorgniß über ſeine Geſundheit blicken ließ. Kaum hatte ſie geſprochen, ſo ſchien er plötzlich ſeinen Entſchluß gefaßt zu haben. — Was würdeſt Du machen, Julie, fragte er, wenn ich bald ſtürbe?

Sie fuhr erſchrocken auf und fragte dringend, wie er ſich fühle?

Nein, davon iſt nicht die Rede. — Der Fall iſt aber doch möglich — was würdeſt Du als Witwe thun?

Sie erblaßte. — Der Geheimerath hatte ihre Hand gefaßt und ſah ihr ernſt ins Geſicht. — Ich würde, ſagte ſie mit zitternder Stimme, in der tiefſten Einſamkeit gern Ihrer Güte gedenken — ich würde vor Allem Mutter ſein. —

Ich glaube Dir, Julie, daß Du es ſo meinſt. — Aber ich habe einen andern Gedanken. — Laß uns Abrede nehmen, um uns ſcheiden zu laſſen. Schon lange vertrete ich Vatersſtelle bei Dir, laß mich auch in Zukunft dieſen Namen führen, bleib meine Tochter und .... werde Saarheim's Weib!

Dieſe letzten Worte hatte er mit ſichtbarer Überwindung geſprochen. Aber Juliens Geſtalt drückte das ſchmerzlichſte Erſtaunen aus. Sie entzog dem Geheimenrath ihre Hand und rief, den Blick gen Himmel gerichtet: Gott! So wenig iſt es mir gelungen, mein Thun nach meiner Überzeugung einzurichten, daß Sie an dieſes gewaltſame Mittel denken mußten? — Trennen können Sie ſich von mir. — Fortſchicken können Sie mich — aber Saarheim's Weib werde ich dann nie. — Und auf meinen Knien beſchwöre ich Sie: thun Sie es nicht, ſchicken Sie mich nicht fort. — Um Karolinens willen, der Niemand ſonſt Mutter ſein kann, haben Sie Erbarmen!

Ihr Herz ſchien zu zerreißen, ſie war außer ſich; ſie hielt wirklich die Knie des alten Mannes umfaßt, der ſo heftig zitterte, daß er außer Stand war, zuſammenhängend zu ſprechen. Er hob ſie nicht einmal auf; er ſtreichelte blos ſanft und mit bebender Hand ihre Stirne. — Aber ſo reden Sie doch, Chevalier, rief er endlich — das arme gute Weib verſteht uns ja ſo gar nicht. — Liebe Julie, Du ſollſt ja Karolinen behalten, und mich behalten, und ich will Euch Alle in meiner Nähe haben. —

Thränen, die erſten vielleicht, die Julie ihn weinen ſah, floſſen über ſein Geſicht. Der Chevalier ſetzte ihr nun den ganzen Entwurf auseinander. Während er ſprach, kehrte ihre Faſſung zurück; noch immer knieend, hörte ſie dem Freunde zu; ihr Auge, das ſie bald mit Erſtaunen auf den Chevalier, bald mit Dank auf ihren Gemahl richtete, oft auch niederſchlug, indem ein glühendes Roth ihre Wangen färbte, drückte die verſchiednen Empfindungen aus, die in der ſchönen Seele wechſelten.

Langſam ſtand ſie auf; durch ihre Wehmuth glänzte ſanfte, nie gefühlte Zufriedenheit; ſie faßte die Hand ihres Gatten, hielt ſie feſt an ihr Herz gedrückt, und an ſeinen Seſſel gelehnt, ihr Geſicht über ihn gebeugt, hob ſie an: Verzeiht mir, meine Freunde, wenn ich Zeit brauche, mich von dieſer Viertelſtunde zu erholen; ſie hat die äußerſten Enden Deſſen, was die Menſchheit ertragen kann, den troſtloſeſten Schmerz und die reinſte Seligkeit für mich zuſammengeknüpft. — Jetzt danke ich Euch den unverhoffteſten, den wohlthätigſten Augenblick meines Lebens. Ich weiß nun, daß ich nicht umſonſt lebte. Jede Mühe, die meine Pflicht mich gekoſtet haben mag, iſt mir nun reichlich gelohnt. — Und damit laſſen Sie ſich genügen, mein verehrter, mein väterlicher Freund! Die Freude, den Genuß meines Herzens, den Sie mir durch Ihren großmüthigen Plan zudachten — ich finde ihn hinfort in der Erlaubniß, Ihnen Gattin, Tochter, Mutter Ihres Kindes bleiben zu dürfen — und nur hier kann ich ihn finden. —

Der Geheimerath wollte ſie unterbrechen. — Nein, fuhr ſie fort, gönnen Sie Ihrer Tochter den vollen Erguß eines Herzens, welches nie mehr von Ihnen verkannt ſein will, welches ſeine Schuld, daß es von Ihnen verkannt werden mußte, auf immer wieder gut machen will. — Daß mir Saarheim theuer iſt, wiſſen Sie. Ich konnte Ihnen dieſe Empfindung immer offen geſtehen, denn ſie beleidigte Ihre Rechte nie. Seit ſie ein unglückliches Misverſtändniß zwiſchen uns ſtiftete, habe ich ſie weder genährt noch unterdrückt; ſie blieb, was ſie war, ein Beſtandtheil eines leidenden, gedrückten, aber immer treuen, immer redlichen Herzens. — Jeder Anſpruch, den eine gewaltſamere Leidenſchaft machen mochte, iſt verjährt. Auf dem ſtillen, ſchönen Wege, den die gute Natur uns endlich finden ließ, blüht Zufriedenheit und reines Bewußtſein. Laſſen Sie uns keinen Nebenpfad aufſuchen. Neben meiner zärtlichen Dankbarkeit für Ihre Güte, neben meiner kindlichen Bewunderung Ihrer Großmuth, würde in einem neuen Verhältniß meine Liebe erbleichen. Auch Er, auch mein Freund müßte etwas Ähnliches empfinden und würde nicht glücklich ſein. — So aber — ſowie es iſt —

Sie verſtummte vor Wehmuth. In Rader's Seele ſchien eine leichte Wolke aufzuſteigen. — Julie, ſagte er warnend, Du biſt überſpannt — Deine wankende Geſundheit, Dein ſtiller Gram. —

O das iſt nun vorüber — rief ſie mit dem Lächeln eines Engels und küßte ſeine Hände. — Jetzt habe ich ja gewählt; ich bin Herr meines Schickſals geweſen. —

Er ſchüttelte den Kopf — Julie, ich bin alt! Ich möchte Dich glücklich ſehen. Es thäte mir weh, wenn Du, um es zu ſein, auf meinen Tod warten müßteſt.

Sie ſah ihm offen ins Auge, welches des Forſchens vergaß; ſanft ſchlang ſie eine Hand um ſeinen Nacken. — Sie irren ſich, mein Freund! Mein Herz ſchlägt keiner Hoffnung, als der, den Abend Ihres Lebens zu erheitern. — Und ſollte die Tochter den Vater verlieren, ſo würde es ihm, wenn ſeine Augen ſich ſanfter ſchlöſſen, unter ihrer Hand wohlthun, daß ihr, daß ſeinen beiden Kindern ein Schutz auf Erden bliebe. —

Genug, mein Kind, ſagte er ſanft gerührt. — In meinem Gemüth iſt Etwas, das mich's als unſchicklich fühlen läßt, Dich zu bereden. Ich dachte, wenn Du meinen Vorſchlag annähmeſt, würde ich ſehr glücklich ſein. Daß Du ihn verwirfſt, macht Dich mir noch theurer — und ich wünſche noch herzlicher, Dich zufrieden zu ſehen; es thut mir noch weher, daß Du um meinetwillen ein ſchöneres Loos verfehlteſt. —

Mein Loos iſt ſchön, mein Vater! Ich bin ſtolz auf dieſes Loos. —

Ein Moment der Empfindung überraſchte ſie Beide zugleich; ſie hielten ſich feſt umſchlungen; es war ein Augenblick der Verklärung, des Verſchwindens jeder irdiſchen Bedingung vor dem Aufſchwunge des geiſtigen Menſchen.

Juliens ſo lange verſchloſſenes Weſen war nun auf einmal jeder zärtlichen Empfindung geöffnet; wie hätte ſie da des abweſenden Freundes vergeſſen können? Es ſchmerzte ſie, daß ſie ihr Glück, ihre Seligkeit nicht plötzlich in ſeine Seele überzutragen vermochte, daß ſie ihm das Gefühl nicht erſparen konnte, einen Jahre lang mit allen Kräften ſeines Geiſtes feſtgehaltenen Plan ſo nahe am Ziel fahren zu laſſen. Aber ſie baute auf eben den männlichen Sinn, den jene Beharrlichkeit bewährt hatte; und ſie empfand ſtark und deutlich, was ſie mit dem Bewußtſein des reinſten Adels der Weiblichkeit beſchloſſen, könne des Eingangs in das Gemüth des edeln Mannes nicht lange verfehlen.

Der Chevalier erhielt den Auftrag, Saarheim zu ſchreiben. Es war ſichtbar, wie ſehr dieſes Geſchäft dem Geheimenrath am Herzen lag. Er trat, während der Chevalier ſchrieb, mehr als einmal zu ihm herein und ſagte beſorgt und weich: Aber ſchreiben Sie ihm auch mit aller Wahrheit, daß es meine Schuld nicht war, wenn es ſo kam. — — Verſprechen Sie ihm in meinem Namen, daß Julie glücklich ſein ſoll — ſo glücklich, als ich ſie zu machen vermag. — — Sagen Sie ihm, nach Julien und Karolinen ſei kein Weſen auf Erden mir werther als er. —

Am Morgen des Poſttages ſchloß ſich Herr von Rader mit einem Notar in ſeinem Cabinet ein. Nach einiger Zeit ließ er den Chevalier rufen. Dieſer fand noch einige Perſonen verſammelt, die mit ihm als Zeugen das Teſtament des Geheimenraths unterzeichnen ſollten, welches er heute gemacht hatte. Er gab es nachher dem Chevalier zu leſen. — — Schreiben Sie das dem jungen Menſchen, ſagte er — ſagen Sie ihm, er ſoll die theuerſte Hoffnung eines alten Mannes nicht täuſchen.

In dem Teſtamente vertheilte er ſein Vermögen zwiſchen Julien und Karolinen in ganz gleiche Theile, ſetzte Saarheim zu Karolinens Vormund ein, überließ ihm unbedingt die ganze Verwaltung des Vermögens, und in Gemeinſchaft mit Julien die Aufſicht über des Kindes Erziehung. Alles war ſo eingerichtet, daß es die engſte Verbindung zwiſchen dem Vormund und der Mutter vorausſetzte oder nothwendig machte.

Saarheim's Antwort ſäumte, und ſeine Freunde hatten vorausgeſetzt, daß er Zeit brauchen würde, um mit ſeinem Herzen fertig zu werden. Sie kam, und entſprach ihrem Vertrauen. — „Ich habe allen meinen Hoffnungen den Abſchied gegeben, ſchrieb er — könnte ich jetzt noch hoffen, ich würde mich verachten. — Aber Ihrer werth zu bleiben, will ich mich bemühen — und des Mannes werth, der mich ſo unbegreiflich unglücklich macht, ſo unbegreiflich beſchämt!“

Bei dem Geheimenrath hat ſich gar bald der vorige gleichförmige Lebensgang von ſelbſt wieder eingeſtellt. Der Chevalier hat ein kleines Gut dicht bei ſeines alten Freundes Ländereien gekauft. Zwiſchen beiden Beſitzungen liegt der Gottesacker des Dorfes. Nach vollzognem Handel, wie die beiden Alten miteinander nach Hauſe kehrten, ſagte der Chevalier lächelnd: Sehen Sie, was uns heute trennt, wird uns morgen vereinen. —

Der Geheimerath blickte über die niedere Mauer auf die friedlichen Hügel hin. — Und wie ruhig, ſagte er, werden wir da ruhen können! Dem guten Weibe bleibt dann hienieden ihr Lohn für ihr edles Herz. —

II.

Noch war es Zeit!

oder:

Die goldene Hochzeit.

In einer großen Provinzialſtadt Deutſchlands, die einſt Reſidenz war, aber nun ſeit mehr als einem Jahrhundert die Abweſenheit des Hofes durch ein redliches Bemühen, ihm wenigſtens an Luxus und Thorheit nicht nachzuſtehen, zu erſetzen ſuchte, waren im Jahr 18 . . in der Familie des Grafen von Rieſenhaupt drei Generationen vereint, die als Typus von drei verſchiednen Zeitaltern dienen konnten. Der alte Präſident war jetzt am Schluſſe ſeines vierundſiebzigſten Jahres; er gehörte einer der älteſten Familien ſeines Landes an, die mit ſtolzem Bewußtſein des Urſprungs ihres Adels gedachte, denn er lag in der Geſchichte ſchöner Thaten, und in der ſich glücklicherweiſe der Glaube erhalten hatte, dieſen Namen auch durch Thaten in dem Gedächtniß zu erhalten. Selten ſah man ihn in dem Verzeichniß prahleriſcher Geſandſchaften, nie in den langen Regiſtern müßiger Hofchargen, und in den Armeen ward er nur unter den rühmlich gefallenen oder mit Lorber gekrönten Streitern gefunden. Zum Fuße ihrer Ahnentafel zeigte ſich ein geharniſchter Ritter, der eine wilde Horde von dem Raube rauchender Hütten verjagte; ſein aufgeſtreckter Arm ſchien weinenden Landleuten Schutz zu verſprechen. Die plündernden Krieger trugen gleiche

Waffen wie er, und das heilige Kreuz, das die Sieger ſchwangen, die Felle, in die die Beſiegten gekleidet waren, deuteten auf den Himmelsſtrich, in welchem noch jetzt die Familie ihre Stammgüter hatte, und verſetzte die Geſchichte in die Zeit der Heidenbekehrung zurück. Auch ins heilige Land waren ihre Ahnherrn gezogen. Die Chronik der Familie erzählte, daß ſich von dieſer Zeit die Anpflanzung manches nützlichen Baumes, die Ausſaat mancher nährenden Kornart herſchrieb, daß ſeitdem der Verkehr mit mancher ſüdlichen Stadt von dem Schutze der edeln Grafen begünſtigt worden ſei. Oft fanden ſich Regierungen von Fürſten, unter denen keiner dieſes Stammes dem Staate diente; dann waren lange Reihen von Namen aus demſelben, die, um ihren Fürſten verſammelt, bald mit feſter Fauſt ſeine Rechte gegen übermüthige Nachbarn, bald mit ehrerbietiger Kühnheit die Rechte des Volks gegen ihren Fürſten vertheidigten. Ihre Ahnentafel war alſo in den Geſchichtsbüchern ihres Vaterlandes und der deutſchen Nation gegründet. Daher kam es dann auch, daß ſie bei dem Sturme, der am Ende des verfloſſenen Jahrhunderts im weſtlichen Europa über ihre Standesgenoſſen ausbrach, um ihres Standes willen den Begebenheiten ſehr ruhig zuſahen.

Vorzüge zu verdienen, war die angeſtammte Bemühung jedes Rieſenhaupts; Vorrechte hatten ſie wenige behalten, denn alle unbillige hatten ſie ſchon lange, ſoweit es die Geſetze erlaubten, ihren Unterthanen geſchenkt; ihre Titel waren ihnen ſehr gleichgültig, denn ſo lange die Geſchichte das Andenken der Vergangenheit überlieferte, zeigte ſich in ihrem Wahrheitsſpiegel ihr Name und machte ihren Nachkommen jeden Titel entbehrlich.

Dieſer Familie gehörte alſo der Präſident an; er war ihr Haupt, und ſah eine zahlreiche Nachkommenſchaft um ſich verſammelt. In ſeinem Hauſe lebte ſein älteſter Sohn, der in einem anſehnlichen Civilamt dem Staate diente, und dieſes Sohnes Sohn, Emil, ein junger Mann von einigen zwanzig Jahren, der unter ſeinem ehrwürdigen Großvater in der Regierung ſaß. Regung des Herzens und Anerkennung der Vernunft ſicherten dem Präſidenten die Ehrerbietung, die Liebe ſeiner Kinder und Enkel zu; Menſchenkenntniß, Billigkeit und das Liebebedürfniß des Alters beſtimmte den Geſichtspunkt, aus welchem der Ahnherr das jüngere Geſchlecht beurtheilte. Dennoch empfanden beide Theile, daß die Zeit ſie auseinandergerückt hatte. In des alten Stammherrn Gemüth zeugte die Wahrnehmung dieſes zunehmenden Zwiſchenraumes nur eine ſorgſame Selbſtprüfung: ob ihm die Weisheit ſeines Ahn auch wie Despotismus vorgekommen ſei? — Mit reinem Gewiſſen erinnerte er ſich, daß er nur feſten Willen und kühnen Muth, ihr nachzuahmen, in ſich empfunden hatte. Dieſer Vergleich betrübte ihn. Beobachtete er dann ſeinen Enkel in andern Fällen, wo er nicht gegen ſeinen Rath, ſondern frei und ohne ihn handelte, ſo fand er ihn auch edel, eifrig zum Guten und brav, und er ſagte ſich ſelbſt: die Tugend möchte wol noch dieſelbe ſein, aber ihr Gewand, ihre Sprache iſt verſchieden. Mit ſeinem Sohne ward es ihm leichter ſich zu einigen. Graf Hugo war in ſeinen jüngern Jahren wenig um ihn geweſen; ſeit er mit ihm lebte — das war nun ſehr lange — war er ſchon vollendeter Geſchäftsmann; den Fortſchritt der Wiſſenſchaften leugnete der unterrichtete Greis nie; er lernte alſo oft mit Freuden von ſeinem Sohne, wie viel Hülfsquellen der gute Fürſt heutzutage dem Erwerbfleiß ſeines Volkes öffnen kann. In ſittlicher Hinſicht hatte er ſchon lange angefangen, ſich an den Ton von ſeines Sohnes Haushalt zu gewöhnen; — er liebte und ſchätzte ſeine Schwiegertochter, die ihm nicht Zeit ließ, über irgend eine Neuerung zu grübeln, weil ſie Mittel fand, beinahe einer jeden irgend eine Beziehung zu geben, die ihm zu ſchmeicheln nicht verfehlen konnte.

Seit einem Jahre war das Verhältniß zwiſchen dem Enkel und Ahn vertraulicher geworden, ohne daß der liebe Alte ſich eigentlich Rechenſchaft geben konnte, was ſich an dem jungen Mann verändert hatte. Emil war ſeit einem Jahre verheirathet. Seine Gattin war die Wahl ſeines Herzens, ja der Gegenſtand ſeiner Leidenſchaft. Eine Reiſe in die Hauptſtadt veranlaßte zufällig ihre Bekanntſchaft. Die Eltern dieſer Dame hatten andre Abſichten mit ihr; ſeiner Liebe ward alſo ſogar das Glück, bei einer Heirath, die ſo ſchulgerecht war, als hätte ſie Convenienz allein geſchloſſen, auch noch Schwierigkeiten zu überſteigen. Nina war von einer Tante, die ſie beerben ſollte, auf dem Lande, aber mit aller der Sorgfalt erzogen, zu welcher Weltkenntniß ohne Verdorbenheit dieſe vortreffliche Frau fähig machten. Nina kannte die Tugend, weibliche Beſtimmung, und das dem Weibe angewieſene höchſte Glück als Gattin und Mutter, das auch der höchſte Stand nicht verſagt. Wie der Tod ihrer edeln Tante ſie in der ſchönſten Jugendblüte in die Hauptſtadt zu ihren Eltern zurückrief, konnte ſie ſich einer gewiſſen Scheu, eines Mistrauens gegen die Menſchen um ſich her nicht enthalten, denn ihre Unſchuld fürchtete ein Geſchlecht, von deſſen Verderbniß ſie ſo viel gehört hatte, und ihre Sittſamkeit erröthete oft vergeblich, weil ſie manches Befremdende für gefährlich hielt. Dieſe Neuheit verlor ſich bald, aber der Wunſch, gut und durch Güte glücklich zu ſein, folgte ihr in Emils Arme.

Emil führte ſeine reizende Gattin mit ſtolzer Zuverſicht ſeinem ehrwürdigen Ahnherrn zu, und mit einem Blick auf ſeine treue Gefährtin, den zärtliche Erinnerung belebte, empfand der Alte bei der holden Geſtalt ſeiner Enkeltochter, bei dem Ton der ſüßen Stimme, daß die Schönheit ewig und an kein Zeitalter gebunden iſt. Nina war aus der Einſamkeit in die große Welt geſtürzt worden; dort hatte ſie Huldigung umgeben, Schmeicheleien ſie betäubt, und ihres jetzigen Gatten Leidenſchaft hatte ihr den Spiegel der Wahrheit auch nicht vorgehalten. Sie war liebebedürfend und in dem Alter, wo das Weib die Liebe des Mannes noch nicht von der Abgötterei des Liebhabers zu unterſcheiden vermag. Zum Glück ward ſie Mitglied einer Familie, deren wahrhaft adeliger Ton, deren ſolide Pracht von der frivolen Eleganz ihres Zirkels in der Hauptſtadt immer ſoweit abſtach, daß ſie den Zauber der Liebe bedurfte, um der achtzehnjährigen Nina nicht altfränkiſch zu ſcheinen. In dieſem Hauſe war ſie als Kind aufgenommen; Schönheit und Jugend gaben ihr zwar überall den erſten Platz ein, doch ſah ſie erſt ihre ehrwürdige Großmutter, dann ihres Schwiegervaters Gemahlin die Ehrenbezeigungen empfangen; und wenn man ſich ihr nahte, hatte die Begrüßung noch einen Nachſchmack der ehrerbietigen Förmlichkeit, welche jene ehrwürdigen Damen einflößten. Anfangs entſchädigten ſie Emils Liebkoſungen für alle dieſe kleinen Anſtöße; bald brachte die Gegenwart der reizenden Gräfin eine neue Miſchung in die Geſellſchaft. Eine jüngere Generation, die ſich ſonſt ſparſam dort ſehen ließ, drängte ſich nun häufig in des Präſidenten Aſſembleen; dieſer ſah die junge Welt in der Nähe, die er bis jetzt mehr vom Hörenſagen gekannt hatte, und da er ſie um ſeiner Enkel willen ſah, da ſie ſich mit ihnen vermengte, und doch immer noch aus den Beſſern unter ihr beſtand, vertrug er ſich beſſer mit ihr, als er ſich gedacht hatte. Die Liebe für ſeine Kinder erſtreckte ſich auf deren Zeitgenoſſen, und Herzlichkeit knüpfte die Alten nach und nach an das junge Geſchlecht. So fing Nina an, nachgerade heimiſch zu werden. Die Stadt hatte einen Hafen, ſie lag auf dem Wege nach ein Paar großen Reſidenzen; es war nicht die Hauptſtadt, aber Nina ward bewundert wie dort und war hier noch mehr Alleinherrſcherin. Der gute alte Herr ſah der Geſchäftigkeit, die um ſeine Enkelin während ſeiner eintönigen Toccadille herrſchte, theilnehmend zu. Seine herzliche Gattin fand ſich geſchmeichelt bei dem Liebreiz ihrer Enkelsfrau, und brachte täglich ein neues Stück ihres Schmuckkaſtens hervor, damit es neu gefaßt an dem Glanze von Nina's Schönheit Theil nähme. Hugo und ſeine Gattin ſchienen das neue Weſen nicht zu bemerken; aber ſie waren nicht unachtſam auf den Weg, den ihre Kinder einſchlugen. Daß Nina's Reizen gehuldigt ward, war mit in den Anſchlag gebracht, den ſie in Emils Glück gemacht hatten; aber wie dieſe Huldigung empfangen ward, wie ſie auf ihren Sohn wirkte, war der Gegenſtand ihrer Aufmerkſamkeit.

Emil war in den erſten Wochen ſeiner Ehe glücklich, wie es ſich in der Lage gebührt. Die Zeit, wo Nina's Triumphe in dem Geſellſchaftsſaal anfingen, reihte ſich ſo glücklich an die erſten Entzückungen der Ehe, daß er das Gleichgewicht des Gefühls, das bei Emil Geſchäfte und die Karte, bei Nina Toilette und Beifallernten erzeugte, völlig aufrecht hielt. Ihre Zufriedenheit war dieſelbe, und die wenigere Zeit, die ſie ihrer Liebe ſchenkten, erhielt die Liebe ihnen neu.

Unter den Fremden, die ſich in des Präſidenten Hauſe vorſtellen ließen, fand ſich ein junger Koſake, der aus dem Innern ſeiner Provinz durch Zufall einen gebildeten Geiſt, ein reines Herz und alles frei lodernde Feuer ſeiner Landsleute, die noch Söhne der Natur ſind, mitbrachte. Seines Vaters Willen zufolge ſollte er erſt ausländiſche Bildung erwerben, ehe er ſich den Gefahren ausſetzte, die ihm ſeines Landes Kaiſerſtadt drohte. Neben den Jünglingen und jungen Männern, die bisher um Nina verſammelt waren, trat Miladowich auf, wie eine fremde Erſcheinung. Eine Heroengeſtalt und die rührende Unbefangenheit, die keine Feſſeln kennt, als die des Wohlwollens. Gegen Männer ſtolz, gegen Greiſe ſchmeichelnd wie ein Kind, gegen Weiber ehrerbietig und kalt — kalt bis er Nina ſah; — aber Nina's Anblick legte die letzte Hand an ſeine Vollendung. Er ſchien bezaubert von demſelben; denn ſie ins Auge zu faſſen, ſie zu prüfen, ſeine beſchiedne Göttin zu erkennen und ſich nun ihrem Dienſte unbedingt zu ergeben, waren Sachen des Augenblicks. Man weiß, wie gefährlich der zärtlichen St. Ives ihres ultramontaniſchen Taufpathen Genieſtreiche waren. — Nina konnte über dieſes neuen Ingenû Ungereimtheiten nicht zürnen; das ganze Verhältniß ſchien durch ſeine Publicität für die Geſellſchaft, und ſo lange die Geſellſchaft es bemerkte, auch für Emil gar nichts Verfängliches zu haben. So kam es einem Jeden vor, und es wäre vielleicht als eine Epiſode von Nina's Schönheitsreich vorübergegangen, hätten nicht Umſtände es anders gefügt.

Emil mußte auf einige Tage in Geſchäften verreiſen. Ein leichter Schnupfen hielt während ſeiner Abweſenheit ſeine Gemahlin einige Abende auf ihrem Zimmer und veranlaßte es, daß ein kleiner Zirkel ſich an ihrem Kamin verſammelte. Miladowich war von der Zahl; die Geſellſchaft, welche ſich ſcherzend unterhielt, beobachtete bald, daß Ingenû, denn dieſen Namen hatte ſich ſein Charakter erworben, des Scherzens unfähig, nur für die bläſſern Roſen, welche auf Nina's Wangen blühten, nur für die leichte Heiſerkeit ihrer Silberſtimme Auge und Ohr hatte. Er ſchob den Feuerſchirm in alle Richtungen, ihr Wärme zu geben, ohne ihre Augen mit der flackernden Flamme zu verletzen; er flog ängſtlich hinzu, ſo oft die Thüre geöffnet wurde, damit ſie ſchnell wieder geſchloſſen und jede Zugluft vermieden ward. Zephir, Nina's Hündchen, das ſie zudringlich um Zucker anbettelte und ihr dadurch beſchwerlich ward, hatte nie einen ſchwelgeriſchern Abend hingebracht, denn Ingenü hielt es in ſeinen Armen gefangen und ließ es, um es ruhig zu halten, ein Stück Zucker nach dem andern ſpeiſen. Froh ſein konnte der Arme heute einmal nicht, und das machte ihm der Andern Frohſinn bald verhaßt; er ſetzte ſich ſtill in einen Winkel ans Kamin und ſchlug ein Buch auf, das auf dem Geſims lag. Man unterhielt ſich lebhaft um Nina's Sofa und hatte den einſamen Miladowich ganz vergeſſen, als er plötzlich aus ſeinem Winkel hervorſprang, Zephir einen salto mortale vom Arm auf den Boden machen ließ, und mit flammendem Blick vor Nina hintretend, mit inſpirirter Stimme las:

Und gerührt zu der Herrſcherin Füßen
Stürzt ſich der Menge freudig Gewühl,
Und die rohen Seelen zerfließen
In der Menſchlichkeit erſtem Gefühl,
Werfen von ſich die blutige Wehre,
Öffnen den düſter gebundenen Sinn,
Und empfangen die göttliche Lehre
Aus dem Munde der Königin.

Miladowich's Stimme zitterte gegen das Ende der Strophe; Alles horchte auf und ſchien eine Nutzanwendung zu erwarten, — ſie kam nicht, ſondern der ſantaſtiſche Jüngling ließ ſein Auge begeiſtert auf Nina ruhen. Die Weiber lächelten halb ſpöttiſch, Nina nicht, ihre Wangen glühten. — Ein Paar junge Männer, weniger glücklich in der Auslegungskunſt, lachten ziemlich unbeſcheiden auf. Miladowich's Geſicht war wie mit Feuer übergoſſen; er wandte ſich mit dem ſtolzeſten Ausdruck zu ihnen; — Nina erſchrak und ſagte mit weicher, zögernder Stimme, indem ſie ihre Hand nach dem Buche ausſtreckte und des Jünglings Hand momentan berührte: — Die Verſe ſind ſchön.... laſſen Sie mich ſehen wo ſie ſtehen. Der Zauber wirkte; Miladowich's Hoheit ward milder — kalt ſagte er zu den beiden Männern: „Der Göttin Gegenwart, meine Herren, wirkte auf die Troglodyten; ich rühme mich ihrer Abſtammung, und Sie ſehn, wie duldſam ſie mich macht." Dieſe boten mit der Bereitwilligkeit, welche die Gelegenheit foderte, die Hand, um den Eindruck dieſes Augenblicks zu verwiſchen, und Nina ahnete nicht, daß er Folgen haben würde.

Er hatte deren; aber ſolche, die an ſich nur angenehm waren. Miladowich's ganzes Weſen war von Feuerſtoff zuſammengeſetzt; das Gefühl, das jetzt ihm ſelbſt ſo unbekannt und um deſto mächtiger in ihm aufloderte, hatte ſeine Empfänglichkeit noch mehr gereizt; ihn dürſtete nach einer heftigen Empfindung, die dem namenloſen Sehnen in ſeinem Innern einen Ableiter gab. Eine Ehrenſache kam ihm gerade gelegen; er war Officier; er foderte noch in derſelben Nacht beide Lacher heraus. Man traf zuſammen; der eine ſeiner Gegner, ein gebildeter, gefühlvoller Mann, bat, nur einige Worte wechſeln zu dürfen. Mein Lachen, ſagte er, ſo unziemlich es war, thut mir ſo weh als die Unempfindlichkeit, die mich verhinderte, Ihr Gefühl, bei Ihrer kleinen Exaltation zu verſtehen. Für mein Lachen ſtelle ich mich hier mit meinen Piſtolen ein und ſtehe Ihnen zu Dienſten; aber für die Verkennung Ihres Gefühls muß ich mich entſchuldigen, denn ich ehre es und.... theile es beinahe! — Miladowich hatte die Herren mit der größten Ruhe empfangen; aber bei Anhörung dieſer Rede färbte hohe Röthe ſeine Wangen; er faßte ſeines Gegners Hand und rief: Gut, mein Herr, wenn Ihr Gefühl mich ſo lebendig verſteht, ſo hat meine Ehre weiter keine Foderungen zu machen als die: Ihre Freundſchaft zu gewinnen. — Die Secundanten traten herzu, um die Ausſöhnung zu vollenden; der edle Lacher wies ſie verbindlich zurück: Erlauben Sie mir, meine Freunde, ohne Zweikampf gibt es nur eine Art uns zu verſöhnen, und die liegt mir allein ob.... Mein Herr, verzeihen Sie mir ein Betragen, das nirgends und am wenigſten in Gegenwart von Damen anſtändig war. — Noch ehe er die Worte vollendet hatte, hing Miladowich an ſeinem Halſe, und der Bund war geſchloſſen. Jetzt hoffte man, der andre Lacher ſollte einem ſo guten Beiſpiel folgen; der ungeduldige Koſake verbat ſich aber alle Einmiſchung und ſtellte ſich ſeinem Gegner gegenüber. Allgemeiner laut geäußerter Unwille brach aus, wie jener zielte. Miladowich ſtand wie eine junge Fichte im Hauch der Frühlingsſonne, ſo ſchlank und heiter, und heftete einen lächelnd frohen Blick auf ſeinen neugefundenen Freund. Sein Gegner ſchoß und ſtreifte den Federbuſch von des Koſaken Hut.

Ein Ton des Schreckens rauſchte von den Secundanten her über die Haide. Miladowich hob das Piſtol, fixirte ſeinen Gegner lange, zielte wie ein tiroler Schütze, der den höchſten Gewinnſt am Freiſchießen beabſichtigt, dann ſchoß er mit einer ſchnellen Wendung das Gewehr ſeitwärts in die Luft und blieb kalt ſtehen, um die Entſcheidung der Zeugen abzuwarten. Man beſtürmte den ungroßmüthigen Gegner, um ihn zum Geſtändniß ſeines Unrechts zu bringen; der Koſake trat ihm ſtolz näher: Ich bin befriedigt, ſagte er, mein Herr, wenn Sie es auch ſind, haben wir uns weiter nichts zu ſagen. Er verbeugte ſich leicht, ſchlug einen Arm um ſeinen verſöhnten Feind und ging heiter nach Hauſe.

Solche Auftritte bleiben nie verſchwiegen. Miladowich's Rolle war bei dieſem ſo heroiſch, ſeine Anhänglichkeit an ſeinen neuen Freund war ſeitdem ſo auffallend, daß er um ſo ruchbarer ward. Welchem Weibe wäre der großmüthige Jüngling nicht werth geworden? und nun dem Weibe, welche ſich als erſte Urſache des Zweikampfs anſah! Sie fürchtete ſich, ihn wiederzuſehen, und ſehnte ſich doch heimlich nach dem Augenblicke. — Ach, ihre Unſchuld, oder Unbefangenheit hatte dieſer Zweikampf geſtört, und die ihres Liebhabers zerſtörte wohlmeinende Freundſchaft. Baron Harring, der Freund, den ihm der Zweikampf erwarb, hatte mit wenigen Worten Eingang in ſein Herz gefunden. Jung und innig und männlich hatte der Koſake ſeine Liebe, die er mit kindlicher Unbefangenheit in allen Bewegungen ausdrückte, doch noch nie in Worten verrathen. Sie war ihm zu heilig, ſie war ihm ſelbſt noch zu unverſtändlich. Harring gab ſeinem Gefühl die Zeichen der Sprache, und ſie trat lebendig und unaufhaltſam in das Leben hervor. Aber die Erkenntniß zerſtörte hier wie überall das Paradies. Jetzt geſellſchaftete ſich Vorſicht und Zwang mit ſeiner Sehnſucht, mit ſeinem Glück, und ſtatt der tauſend glückſeligen Kindereien, in denen er ſeine Liebe ausließ, wechſelte nun ängſtliche Vorſicht mit den Ausbrüchen der Leidenſchaft ab. Bis jetzt waren Nina's Triumphe und, ſeit der junge Koſake ihren Reizen huldigte, ſeine vielfachen Etourderien der Stoff ihres Scherzes geweſen, ſo oft in den letzten Augenblicken des Tages Emil das Bewußtſein genoß, daß er der einzige Geliebte des allgeliebten Weibes ſei. Nina war es ſich bewußt, daß eine unbefangene Erzählung des kleinen Abenteuers, das ſich während ſeiner Abweſenheit zutrug, das Natürlichſte und Liebevollſte ſei; aber daß ſie dieſes vorher berechnete, war ſchon das erſte Hinderniß für ein ſchuldloſes Herz, es auch unbefangen zu vollziehen. Sie beſann ſich auf die Art ihrer Erzählung. Emil kam, ſie flog in ſeine Arme; ihr Herz widerſtrebte jetzt beim Wiederſehen, am erſten Tage nach einer Trennung einer Geſchichte zu erwähnen, die ihr neben ihrem Freunde nicht lieb war. Dann ſchien es ihr, dieſe Geſchichte erhalte zu viel Wichtigkeit, wenn man ſie in dieſem Augenblicke erzählen würde. Sie verſchwieg ſie, und durch das Verſchweigen dachte ſie immer daran, und der fixe Gedanke gab ihrem Blick einen Ernſt, ihren Liebkoſungen einen Zuſatz von Zerſtreuung, der Emil nicht entging, der aber ihre unverkennbare Zärtlichkeit nur anziehender machte.

Emil war Abends angelangt; Nina hatte es erhalten, eine Geſellſchaft verſäumen zu dürfen, wo man ſie erwartete, um dieſen Abend ganz ihrer Familie zu widmen. Die Großeltern, Hugo und ſeine Gattin erkannten das kleine Opfer, was Nina der Familienfreude brachte, mit Dank. Beide waren ſeit der Zweikampfsgeſchichte, jedes auf ſeine Art, wol bedenklich; aber dieſer Zug von Zärtlichkeit in dem reizenden Weibe gewann ſie ſo ſehr, daß ſie heute jene Geſchichte wirklich vergaßen. Nina ſchmeichelte ihnen ſo kindlich! — Ach Nina wußte wohl, die lieben Eltern würden Miladowich's Aufbrauſen Emil erzählen, hätten es vielleicht ſchon gethan; aber wie es auch ſei, ſo ſollte er heute den jungen Wilden nicht ſehen, Emil mußte die Sache erſt aus ihrem Munde hören, ehe er ihn in Geſellſchaft traf.

Der Abend ging hin — Jeder glaubte: ſo glücklich! — Nina war's nicht; ſie ſtand am Eingange eines Labyrinthes, das ſie ahnete, und das ihr das Bewußtſein ihrer Tugend doch lächerlich machte. Unſchuld verachtet die Veranſtaltungen — wie ſich nun den andern Morgen keine Gelegenheit fand, Emil ihre kleine Beichte abzulegen, bot Unſchuld und liebenswürdige weibliche Schwäche ſich die Hand, um in Nina endlich den herzhaften Entſchluß zu entwickeln, eine günſtige Gelegenheit abzuwarten zu dieſer Beichte, und wenn die weiſen Alten ihr zuvorkämen, ganz einfach ihre Schüchternheit zu geſtehn. — O das weibliche Herz! wie fein fand ſie ſich durch eine Argliſt, die ſie ſelbſt ſo treuherzig für eine Tugend hielt, vor ihrem Gewiſſen gerechtfertigt! Gute Nina! dieſes Geſtändniß deiner Schüchternheit ſollte deinen Gatten entwaffnen — es war dazu gemacht; aber jetzt half es dir nur, des jungen Fremdlings Liebe deinem Gatten länger zu verbergen. Wäre jetzt ſo ein guter ſachkundiger Schutzgeiſt zwiſchen euch getreten, der Emil erleuchtet hätte, gerade ſo zu handeln, daß dein Entſchluß ausführbar geworden wäre, ſo hätte Alles einen ſehr artigen Gang genommen, du hätteſt keine Thräne vergoſſen! — Aber, liebe Nina, ohne dein verlornes Unſchuldsparadies wiederzuerlangen, wäre dir auch nicht das beſſere Paradies geworden: die bewußte Wahl des Guten!

Am andern Abend traf Nina mit Miladowich in Geſellſchaft zuſammen. Beide glichen ein bischen zwei Verſchwornen, die ihr Geheimniß vor fremden Augen bewahren, ſo behutſam war Miladowich, ſo unbefangen ſchäkerte Nina mit allen Männern — außer mit ihm. Lange that das nicht gut; Miladowich glühte und ſchauderte bei einem Leichtſinn, der ihm bis heute wie liebenswürdige Kindlichkeit vorgekommen war. Er hatte ein inneres Gefühl; das Weib, das mittelbar ihn dem Tode ausgeſetzt hatte, ſollte heute, da ſie zuerſt ihn wiederſah, nur heute! nicht ſo luſtig, nicht ihn ſo vergeſſend luſtig ſein. Nina las ſeine Unruhe auf dem Seelenſpiegel ſeines Geſichts — plötzlich fühlte ſie ihre weiſe Verſtellungskunſt als fühlloſe Koketterie; durch eine

Wendung, die einem Weibe nie mislingt, hatte ſie den gekränkten Jüngling wieder emporgehoben; ein Wort von ihr, und ſein ganzes Weſen ſprach Glückſeligkeit aus. — Der muntre Ton der Geſellſchaft zog den Einfall herbei, tanzen zu wollen. Man rief ſchnell nach ein Paar Geigen. Nina ſah ſich von Bewerbern zu einem figurirten Tanz, den man verſuchen wollte, umringt; der Anblick ihrer Allmacht über Miladowich's Gefühle hatte ihre Vorſicht beſiegt, und ehe einer der Bewerber zu bitten wagte, reichte ſie dem überglücklichen Koſaken die Hand zu dem vorgeſchlagenen Tanze.

Die Spieltiſche wurden für dieſen Abend bei Seite geſetzt; Graf Hugo, dem dadurch ſeine gewöhnliche Unterhaltung abging, wanderte in den Zimmern umher und traf auf ſeinen Sohn, der ſpäter wie die ganze übrige Geſellſchaft in das Vorzimmer trat. Der Zufall, der Alles reiht, brachte die beiden Männer ins Geſpräch, und ohne in den Salon zu gehen, ſtellten ſie ſich in einen Fenſterbogen. Während dieſes Geſprächs eilte Miladowich durch das Zimmer; er hatte die Tanzmuſik geholt; er erblickte Emil, ſchüttelte ihm im Fluge die Hand und eilte in den Salon zurück. Graf Hugo ward bei ſeinem Anblick an die Zweikampfsgeſchichte erinnert; nach ſeiner gewiß ſehr wahren Anſicht war dieſe beiläufige Gelegenheit die beſte, um Emil auf das Nöthige aufmerkſam zu machen. Lächelnd fragte er ihn: ob die junge Gräfin ihm ihres Ingenüs Heldenthaten erzählt habe? Emil verneinte es; und mit dem vorhergehenden Geſpräche beſchäftigt, wollte er darin fortfahren. Sein Vater, etwas befremdet über Nina's Verſchweigen und etwas aus dem Concept gebracht durch Emils Nichtachten, kam nun aus dem Tone, den er ſich vorgeſetzt hatte; denn auch der gute Hugo hatte überlegt, was er ſagen wollte. Das war ſehr natürlich, denn er hatte es als eine Art Conceſſion erhalten, mit dem Sohne zu ſprechen. Der alte Herr war über die Sache ſo erzürnt geweſen, wie die Begriffe über weiblichen Ruf in ſeinem Jahrhundert es rechtfertigten. Ihm ſpukte noch Cäſars ſehr abſolutes Sprüchelchen im Kopfe, vermöge deſſen er um der römiſchen Mediſance willen ſich von ſeiner Frau ſcheiden ließ. Sein Sohn Hugo hatte ſeine feſte Überzeugung von Dem, was eines Weibes Tugend heiſchte, in den geſellſchaftlichen Verhältniſſen ſeiner Zeitgenoſſen gemildert; er erſchrak vor Nina's Lage, aber er wußte, daß es jetzt der Augenblick ſei, ihr eine Deutung zu geben, die ſie erſt poſitiv gefährlich machen könnte. Seine kühle Vernunft verlangte alſo vom alten Präſidenten, ihn das Organ ſein zu laſſen, durch welches Emil unterrichtet, belehrt und gewarnt werden ſollte. — Der Anſchlag war ſehr ſchön, aber der Zufall trieb wieder ſeine Poſſen mit ihm. Emil war wie verſeſſen auf ſeine Geſchäftsrelation; er hörte den Anfang von ſeines Vaters Erzählung nur halb und lachte hell auf über den Troglodyten. Bei dem Zweikampf ward er ernſter und rief mit Wärme: Das iſt ein edler Menſch! — Graf Hugo verlor immer mehr den Weg zur Nutzanwendung und gerieth endlich ſo ſehr in den Styl von Hübner's bibliſcher Geſchichte, daß er ärgerlich rief: ja, ja das iſt er, aber was ſollen wir daraus lernen? — Emil lachte noch lauter: daß wir auch Troglodyten ſein ſollen, beſter Vater! rief er luſtig und ſchüttelte Graf Hugo die Hände. — Den T… auch, fuhr jener zornig auf — daß wir auf dem beſten Wege ſind, um…, er faßte ſich und lenkte ein, um des jungen Weibchens guten Ruf ſcheitern zu ſehen. —

Emil ſtand wie verſteinert. Nun ſei nur ruhig, nahm der Vater, der ſeine Übereilung fühlte, das Wort, der Zweikampf iſt Wenigen bekannt, und die Veranlaſſung Niemand, als dem kleinen Zirkel, der bei Deiner Frau war. — Ich bin ruhig, mein Vater, aber Nina's Etourderie befrembet mich doch!… mir davon nichts zu ſagen, da ſie doch denken konnte, daß es beſſer ſei, mir die Sache anzuvertrauen, als ſie mich erfahren zu laſſen. — Der gute Vater vertheidigte die reizende Sünderin, und je mehr er entſchuldigte und analyſirte, deſto heller beleuchtete er Erinnerungen in des Sohnes Seele, die jetzt ſeiner Anſicht der Sache nichts nutzten. Emil machte es endlich, wie es alle Kinder gegen alle Väter machen; wie er wahrnahm, daß ſein Vater ſeine Empfindungen nicht theilte, verbarg er ſie, ließ das Geſpräch fallen und ging in den Salon, wo der neue Tanz eben angefangen ward.

Nina ſtand aufmerkſam auf die ſchweren Figuren neben ihrem Tänzer, der mehr auf ſie als auf den Tanzdocenten achtete. Jetzt befahl dieſer, nachdem ein leichtſchwebender Rond geendigt war, einer Hälfte der Tänzer, ſich vor ihren Tänzerinnen auf ein Knie niederzulaſſen, indeß ſie um ihn hertanzte, auf ihren Nachbar zuzuſchweben ſchien, dann zu ihm zurückkehrte und ihn zu einer neuen Tour gleichſam in ihre Arme aufnahm. Die Figur war vielſagend! — und Emil ſtand von Nina unbemerkt und ſah ihr zu. Nicht jedes Paar lernte ſie ſo ſchnell wie Nina und ihr Tänzer; man mußte ſie noch einmal verſuchen; es entſtand eine Verwirrung, man hielt inne, gerade wie die Tänzer, und alſo auch Miladowich, vor ihren Damen auf den Knien lagen. — Hätte Miladowich weiter gedacht, wie an den glücklichen Augenblick, in dem jetzt ſein ganzes Daſein vereinigt war, er hätte in Dithyrambentone den Erfinder dieſes Tanzes beſungen. Er that das nicht, ſondern kniete wonnetrunken, und ſein Blick ſagte viel mehr als der Tanzdocent vortrug. Nina empfand ganz das Verrätheriſche dieſes Augenblicks: Stehen Sie auf, — ſagte ſie ganz verwirrt und leiſe, denn ſie vergaß, daß das Knien nur eine Figur war — ſtehen Sie auf, Sie müſſen Ihrer Nachbarin die Hand geben. Miladowich ergriff die ihre, die ſie, ihn aufzuheben, ausſtreckte, hörte nur halb, was der geliebte Mund ſagte, — nein, nein, rief er leiſe, der Koſak kniet nur vor ſeinem Gott und ſeiner Geliebten, ich knie vor keiner Nachbarin. — Emil hatte dieſe Worte gehört, ſo leiſe ſie geſprochen waren; der Fortgang des Tanzes erſparte Nina die Verlegenheit, ſie bemerken zu müſſen, und ſie war zu reizend und tanzte zu ſchön, als daß ſie im Tanzen nicht durch die Bewunderung, die ſie erregte, von dem Gefühl, das ſie ihrem Tänzer einflößte, abgezogen worden wäre. Schon im Tanze erblickte ſie Emil und nickte ihm liebend zu, jetzt war er geendigt, und ohne auf den feurigen Koſaken zu achten, flog ſie an ihres Gatten Seite; und in der Lebhaftigkeit, in der ihre Lebensgeiſter waren, ſprach ſie unbefangen von dem Tanz, von der maleriſchen Figur, und verwies ihrem Tänzer, der hinzugetreten war, einige Fehler, die er ſich hatte zu Schulden kommen laſſen, ſo unbedenklich, als — hätte er nur getanzt.

Welcher Mann, wär' er auch nicht Liebender, ja nun gar welcher Ehemann hätte nach allem Vorgefallenen dieſe Unbefangenheit nicht für Falſchheit gehalten? Aber Nina war ſo reizend, ſein Nebenbuhler betrug ſich ſo ehrerbietig, Emil war ein edler Menſch, in dieſem Augenblick wäre ſein widriges Gefühl den äußern Umſtänden unterjocht worden, hätte ihn auch geſellſchaftliche Sitte nicht vermocht, es zu verbergen. Vielleicht wäre der Abend ohne Verſtimmung verſtrichen, hätte nicht Harring's wohlmeinende Freundſchaft den Frieden geſtört. Dieſer war ebenſo wie Emil Beobachter der poetiſchen Tanzübung geweſen. Er hatte aber auch den jungen Grafen dabei aufmerkſam betrachtet und zürnte in rechtlichem Unwillen dem Brauſekopf, der die Ruhe eines glücklichen Paares durch ſeine phantaſtiſchen Naturkindsſtreiche in Gefahr ſetzte. Sobald er ihn daher habhaft werden konnte, führte er ihn in ein Nebenzimmer und zog ihn ſtreng zur Rechenſchaft über die ungebührlichen Entzückungen, zu denen er ſich hinreißen ließ. Zu was ſoll das führen? fuhr er den beſtürzten Jüngling an; biſt Du ein gewöhnlicher Verführer, ſo kann es nicht zu Deinem Plane dienen, die Frau zum öffentlichen Schauſpiel zu machen, und ſo ſie vor der Zeit zur Vorſicht zu zwingen, und liebſt Du ſie — wie das doch wol bei Dir der Fall iſt — warum willſt Du ihn unglücklich machen? — iſt's nicht genug, daß ſie es wird?" — Miladowich hätte ihn ſchon lange unterbrochen, wenn ſeine Bewegung ihm ſo ſchnell den Ausbruch geſtattet hätte. — Er vertheidigte ſich mit ernſtem Abſcheu vor dem Verdacht des Verführens und fragte dann heftig: was Nina's Unglück denn mit ſeiner Liebe zu thun hätte? Harring verſtand ihn ebenſowenig, als er verſtanden ward, denn obſchon er nach unſern Begriffen von Moralität unter Weltkindern einer der Redlichſten war, ſo fehlte ihm doch das Ideal einer ſo exaltirten, nur um der Liebe willen liebenden, mit dem Glück der Geliebten allein Beſchäftigten — ſo einer wahrhaftig kindiſchen Liebe, die immer aus der Hand in Mund, oder wie es hier heißen müßte, aus der Phantaſie ins Herz lebt, ganz und gar. Auch hier mußte die Erkenntniß wieder die Unſchuld zerſtören. Harring verſtändigte den guten Koſaken ſo lange über das Unglück, das Nina treffen würde, wenn ſie ihn liebte, daß es ihm zum erſten Mal recht deutlich wurde: „von ihr geliebt zu ſein, müſſe die Liebe zu ihr zu einer noch weit größern Seligkeit erhöhen;" aber er wollte nicht nach ihr ringen, er wollte Emil, den er ſchätzte, nicht leiden machen, er wollte — nein, er wollte nur lieben. So mußte er aber anders lieben als bisher, nicht ſo den Menſchen ins Angeſicht, nicht ſo zum Sprichwort, das ſah er mit Schrecken ein. Er verſprach es dem beſorgten Harring, und er hielt leider Wort. Für Nina und für ihn nahm nun ihr Verhältniß eine andere Geſtalt an. In Miladowich war die Liebe nicht mehr das muthwillige Kind, das mit Blumen wirft und in ſeiner Unſchuld in den Buſen der himmliſchen Venus ſelbſt ſich zu flüchten das Vertrauen hat — ſie war ſchnell zu dem ernſten Jüngling geworden, der mit Pſyche in Bund tritt. Die Veränderung zwiſchen Nina und ihrem Gemahl war noch gefährlicher. Jetzt wünſchte ſie ſehnlich, er möchte von dem Gegenſtande ſprechen, von dem ſie zu lange geſchwiegen hatte; aber er that es nicht, denn er wäre gern mäßig und weiſe geweſen bei dieſem verfänglichen Geſpräch, und mäßig und weiſe zu ſein, war jetzt nicht mehr in ſeiner Macht. Leichter war ihm die Qual des Mistrauens, des Beobachtens, der zunehmenden Trennung, die ſein Herz doch zerriß. Das Alles hatte gefährliche Folgen. Zum Theil vermied er das Alleinſein mit der verführeriſchen Frau, und waren ſie beiſammen, ſo war er finſter und kalt, aber leidenſchaftlich und anſpruchsvoll. Im erſten Fall ängſtigte ſich Nina und zog ſich ſcheu zurück; im zweiten fühlte ſie ſich beeinträchtigt und ſetzte ihm Kälte entgegen. Miladowich, von dem erwachſenen Amor belehrt, lernte ſich nun wie ein geſitteter Liebhaber der höhern Welt betragen. Die Geſellſchaft, welcher ſeine Liebe zur muntern Unterhaltung diente, ſo lange ſie die abenteuerliche Geſtalt des nordamerikaniſchen Wilden trug, ſchien ſie bei ihrer ſtillſchweigenden Übereinkunft, ſich um ſolche Dinge nicht zu bekümmern, gar nicht mehr zu bemerken, ſeit ſie anfing, ſich nach dem Herkommen zu richten. Miladowich ſeufzte, denn der Zwang ward ihm ſchwer; aber bald erfuhr er den verführeriſchen Reiz, der in den kleinen Vergünſtigungen, in dem Vorrecht, einen Fächer aufzuheben, eine Taſſe Thee zu reichen, leiſe die Bitte zu hören, den Wagen vorfahren zu laſſen, und in tauſend Kleinigkeiten liegt, die vielleicht nicht ſo unſchuldig ſind, wie die Liebe auf den Fluren, aber ſie weit höher als Leidenſchaft entzünden. Nina ſeufzte auch. Ihr Herz war ſchwer, und Niemand ſchien ihre Stimmung zu theilen, als der Mann, deſſen Beſcheidenheit mit ſeiner Liebe zunahm. War's denn nicht natürlich, daß ihr dieſer immer theurer ward? Nun war ſie auf dem gefährlichen Punkt, wo ein Weib ihre Ruhe oder ihre Würde verliert, und wieder ein günſtiger Zufall mußte ſie retten.

Es nahte ſich für die Familie des ehrwürdigen Präſidenten ein Tag, dem jedes Mitglied, ſelbſt in der jetzigen Spannnng, in der ſich ein Theil von ihr befand, mit wehmüthiger Freude entgegenſah. In dem nächſten Monat bereitete man ſich, ſein und ſeiner Gattin funfzigſtes Hochzeitsfeſt zu feiern, und Kinder und Enkel vereinigten ſich, dieſen Tag zum feierlichſten ſeines Lebens zu machen. Die beiden Alten ſahen ihm mit frommer Demuth entgegen. Die Erinnerung der erſten Feier dieſes ſchönen Tages trat freundlich vor ihre lang vereinigten Seelen; denn der Zeitraum von funfzig Jahren bot dem Geſchichtserzähler nichts an, wie die ſtets gleiche Wahrheit: ſie lebten, litten und freuten ſich vereint. — Ein armer Stoff zu einem Roman! — ein erhabener zum Nachdenken für den Menſchen, des Augenblicks Geſchöpf und Raub: zwei Menſchen vor ſich zu ſehen, vor denen Geſchlechter entblühten und welkten, und die am Ende eines halben Jahrhunderts ſich ſagen können: „deine Enkel werden am Schluß der andern Hälfte noch mit Liebe dein gedenken.“

In der jetzigen Stimmung waren die kleinen Vorbereitungen, die man zu dieſem Feſte machte, eine Erleichterung für alle Theile, ja mehr als ſie es ſich geſtanden. Emils Eltern waren bei der Verſtimmung ihrer Kinder nicht ſo ruhig, wie ſie es ſchienen, aber mit weiſer Vorſicht warteten ſie auf einen günſtigen Augenblick, um auf ihre Herzen zu wirken. Es war eine Zeit ihres Lebens geweſen, wo Jugend und der Tumult der Welt ſie auch getrennt hatte, Hugo hatte ſeine Gemahlin beleidigt; vernachläſſigt und gekränkt, kehrte ſie auf eine unbeſtimmte Zeit zu ihren Eltern zurück. Schon damals war der Präſident der Gegenſtand der zärtlichſten Ehrerbietung in ſeiner Familie; die veruneinigten Gatten verhehlten ihm daher die Stimmung ihrer Herzen, und nach einer jährigen Trennung vereinigten ſie ſich, um bei der erſten Jubelfeier der Hochzeit ihrer Eltern nicht zu fehlen. Die edeln Eltern hatten der beiden jungen Gatten Herzen wohl erforſcht; ohne einen vorbereiteten Kunſtgriff ward dieſes Feſt das Wiedervereinigungsfeſt ihrer Kinder, und ſeitdem brachte jedes Jahr die beiden Menſchen um ſo näher, weil die Fehltritte, die ihre Liebe geſtört hatten, ihnen das Vertrauen und die Duldung ihrer Freundſchaft je mehr und mehr lehrten. Die Wiederkehr dieſes Verſöhnungsfeſtes nach fünfundzwanzig Jahren einer ſeitdem glücklichen Ehe, bewegte jetzt zärtlich ihr Gemüth, und ohne ſich den Gang zu denken, ohne Verabredung und Anlage hofften ſie an dieſem rührenden Tage, wo drei Geſchlechter Dankesopfer brächten, ſollte der Augenblick erſcheinen, in dem ihrer Kinder Herzen ſich auch wiederfänden. Indeſſen thaten ſie das Weiſeſte, was ihnen Menſchenkenntniß anrieth: ſie vermieden jede Erbitterung, jede Verletzung der gereizten Gemüther.

Der Frühling war in ſeiner ſchönſten Blüte, Emil und Nina bewohnten ein großes Gartenhaus vor den Thoren der Stadt, mit einem Garten umgeben, deſſen Größe und Anlagen ihm faſt den Namen eines Parks verdienten. Jeden Abend, welchen ſie nicht in der Stadt zubrachten, vereinigte ſich die Familie in dieſem angenehmen Aufenthalt, der überhaupt durch müßige Beſuche weniger geſtört wurde als ihr Stadtleben. Sie ſahen ſich mehr ungeſtört, und ohne ſich zu erklären, noch ſich wieder zu vereinigen, lebten ſie inniger mit einander. Es war gleichſam, als hätten ſie die Liebe eine Zeit lang aus den Augen geſetzt und wollten's indeß mit der Freundſchaft verſuchen. Milabowich trug zu dieſem wohlgelungenen Verſuch ſogar bei. Seine kindliche Seele, die in dem ihm neuen Stadtleben ihre ganze Anhänglichkeit auf Nina geheftet hatte, fand in dem blühenden Frühlinge gleichſam eine Menge alter Liebſchaften wieder. Die Wälder grünten, die Vögel ſangen, ſein munteres Roß ſuchte, als wollte es ſich den vaterländiſchen Boden verſinnlichen, den weichen Raſen und flog wiehernd mit ihm über die Flur. Er kam oft in Nina's Garten und ſchwärmte ein glückſeliges Leben; denn der kleine Kreis, der ſich bei ihr verſammelte, mit dem Zauber der Gegend verbunden, gab ihm einen Theil ſeiner erſten Unbefangenheit zurück. Emil ſelbſt konnte ſich nicht erwehren, dem frohen Jüngling wohlzuwollen. Der gute alte Präſident, den man nach der Zweikampfsgeſchichte die Verſtimmung unter ſeinen Kindern ſoviel als möglich verborgen hatte, war von ſeinem Vorurtheil gegen ihn ſchon längſt zurückgekommen, und nahm ihn jetzt, da ſein phantaſtiſches Leben dem kleinen Zirkel einen ſtets neuen Reiz gab, mit der Weichheit in ſein Herz auf, die dem Alter ſo natürlich iſt, wenn keine feindliche Neigungen es entarten; denn alsdann wird es nur wieder liebedürftig wie die Kindheit, der es an Schwäche gleicht. Am wenigſten froh war Nina; denn gegen ſie trat Emil in ein größeres Unrecht durch ſeine fortfahrende Zurückhaltung, und der gute Koſak rührte ſie immer mehr durch ſeine begnügſame Liebe, ſeinen entzückten Genuß der Natur, durch die zärtliche Ehrfurcht, die er Emils Ahnherrn bewies, und in der ihr weiblicher Scharfblick deutlich den Abglanz ſeiner Leidenſchaft für ſie ſah.

In dieſem Mittelzuſtande zwiſchen Streit und Harmonie rückte der Tag des Feſtes heran. Nina war eifrig beſchäftigt, einen Saal auszuſchmücken, der zum Hauptſchauplatz der Feierlichkeit beſtimmt war. Blumenkettendeviſen, ein Altar, ein Opferfeſt, — kurz Alles, was Kunſt und Gefühl einem ſchönen Weibe, die ſelbſt die intereſſanteſte Rolle dabei übernehmen ſollte und in ihr zu gefallen ſicher war, erfinden konnte, ward angewandt. Ein junger geſchickter Maler half ihr bei dieſem Geſchäfte. Einen Morgen erſchien er bei ihr mit dem frohen Geſichte, das Gelingen in der Kunſt dem Künſtler gibt. Er ſchien von der Muſe im Schlummer geküßt; denn ſeine Phantaſie hauchte Allem, was er vornahm, anrieth und entwarf, lächelndes Leben ein. Nina war entzückt über die Wirkung des Ganzen. Sie drückte ihm Dank aus, und er geſtand ihr, daß er eine ſehr frohe Stimmung mitgebracht habe, denn ihm ſei gelungen, eine Geſtalt aus ſeiner Phantaſie auf die Leinwand zu heften, die ihn ſchon ſeit Monaten umſchwebe, die er aber nie ſo würdig, als er ſie im Geiſte geſehen, wiederzugeben vermocht hätte — heute endlich mit dem Aufgange der Sonne ſei ſie ſeinem Pinſel gelungen. Nina lächelte beifällig über des jungen Künſtlers Enthuſiasmus: Nun? und dieſe gelungene Schöpfung, darf ich ſie erblicken? — Zuerſt; denn ich verdanke ſie zum Theil Ihnen — antwortete der junge Mann, viel inniger als er ſelbſt wußte, noch mehr wie er wollte, und zog die Skizze erröthend und mit zitternder Hand aus ſeinem Karten. — Nina blickte hin — und ſah Miladowich mit geſpanntem Piſtol in der Hand unter einer entlaubten Baumgruppe. Eine feurige Herbſtſonne warf einen ſcharfen Strahl auf ſein Geſicht, das mit einem unausſprechlichen Ausdruck von Exaltation und Ruhe zugleich auf einen fremden Gegenſtand blickte, der außer dem Gemälde lag, indeß ſeine ganze Stellung, feſt wie ein Fels und leicht wie eine himmelanſtrebende Ceder, neben den knorrigten Eichen einen zauberiſchen Contraſt machte. Nina rief überraſcht: O das iſt er! —

Sollte es eine weibliche Seele geben, die es Nina zum Vorwurf machen könnte, das Verfängliche dieſes Ausrufs in dieſem Augenblicke nicht wahrgenommen zu haben? Sich ſelbſt vergeſſend ſtand ſie, und langſame, ſchöne Thränen rollten aus ihren Augen. Schöne Thränen; denn ſie waren die Kinder eines tiefen Gefühls. Miladowich's Liebe, der Augenblick, der ſeinem Leben drohte, ſein Edelmuth und Emils Unrecht, ihn und ſie und ſich ſelbſt zu verkennen, erweichten ſie und erhoben ſie über ſich ſelbſt, ſodaß Emils Eintritt, der ſie jetzt überraſchte, ſie nicht erſchreckte; ſie reichte ihm das Bild und rief ſanft: O ſieh Emil! es muß Dich auch freuen! — Emil war über Nina's naſſes Auge, ihren begeiſterten Blick betroffen, er ſuchte den Gegenſtand, der ihre Rührung hervorbrachte, und erkannte das Gemälde. — Wirklich die Prüfung war hart! — als Mann von gutem Ton ſtand ihr Emil; als Menſch, als Ehemann ..... unterlag er ihr diesmal. Jetzt fühlte Nina mit ſchmerzhaftem Schreck, was ſie gemacht hatte; ſie fühlte zugleich, Emil ſollte edel ſein, wie ſie, überraſcht, offen geweſen war, er ſollte liebend verſtehn, was ſie liebend verrathen hatte. Dieſer Augenblick wäre ſchön geweſen, er hätte zwei gute Herzen veredelt. Der gute Emil vermochte es nicht, vielleicht wirklich, weil er zu bemüht war, ſeiner Gemahlin Etourderie gegen den Maler wieder gut zu machen. Er betrachtete die Skizze als Kenner, ſprach mit dem Künſtler als Kunſtrichter, lobte, berieth, und ohne Nina's Herzen einen Ton, der Einklang des Gefühls bezeichnet hätte, zu antworten, verließ er den Saal.

Nun war Nina erbittert; der Maler, der mehr errathen hatte, als er vorher wußte, nahm mit befangenerm Herzen, als er gekommen war, Abſchied und ließ — erkläre es ein Seelenforſcher — das Bild auf Nina's Tiſche liegen, — und Nina — erinnerte ihn nicht, es wegzunehmen. Sie war ihrer Bewegung nicht Meiſterin und wußte nur durch erkünſtelten Eifer auf ihre Artiſtenveranſtaltungen den Sturm ihres Innern zu verbergen.

Sobald ſie allein war, floh ſie in den entlegenſten Theil des Parks, um ihren Schmerz zu genießen. Ihr Gefühl war ihr dunkel. Ein lebhaftes Intereſſe für den liebenswürdigen Fremdling kämpfte um die Oberhand mit dem Unwillen, Emil weniger großmüthig, ja weniger billig zu finden wie ihr Herz es wünſchte. In Träumereien verſunken, bald ſanft weinend, bald finſter nachdenkend, ſaß ſie in einem Gebüſch, als Miladowich ſie überraſchte. Er hatte ſein Pferd an einem hintern Ausgange des Gartens angebunden und wollte nur einige Augenblicke verweilen, um ſich nach der Beſtimmung des Abends zu erkundigen. Er hatte den Frühlingsmorgen zu einem weiten Spazierritt benutzt, ſeine Seele war heiter wie die blauen Lüfte, ſeine Phantaſie hatte ſich in die Fülle des hervorquellenden Lebens getaucht, das durch die ganze Natur ſtrömte. Ihm war, als müßte Nina's Anblick der jungen Schöpfung jetzt die Krone aufſetzen; mit fröhlichem Schritt und Geſang eilte er durch die zart belaubten Gänge und erblickte die erſehnte Königin ſeines Herzens in dieſer freudigen Schöpfung in Thränen. Inniger an Empfindung, erlebte er jetzt, wie ſich die Natur umſchleiert bei dem Schmerz der Geliebten; und Nina? — ach Nina war ſehr troſtbedürftig und troſtempfänglich — und wenn die Schöpfung auch nicht wieder in Sonnenglanz trat, ſo entſtand doch eine Lichteintheilung, ... blendende Flächen, erhabene Maſſen, halbe Lichter, majeſtätiſches Dunkel, Frühlingsregen, der das Leben entwickelt, und endlich die milde Stille der Luft, in welcher die ruhende Schöpfung ihr Tagewerk feiert... das ſind gewaltige Phraſen; aber es iſt doch hier beſſer, ein wenig unverſtändlich als indiscret zu ſein. Wer ſich bei dem ſtürmiſchen phantaſtiſchen Auftritt etwas Schlimmes denkt, muß nicht begreifen können, wie wenig oder wie viel dazu nöthig iſt, ein Paar ſchwärmende Menſchenkinder gewaltig zu beſchäftigen, und für dieſe mistrauiſchen Menſchen muß dieſe dichteriſche Viertelſtunde ein Räthſel bleiben. Nach ihr eilte Miladowich noch ſchwebender, noch mehr entzückt durch den Laubengang an die Pforte zurück, wo ſein Pferd ſtand. Im halben Selbſtgeſpräch knüpfte er das Thier los; alle ſeine Bewegungen waren zitternde Freude, ſein Geſicht ſchien verklärt; als verſtünde ihn der treue Rappe, umhalſte er ihn, ſagte ihm in ſeiner Landesſprache, die ohnehin die Töne liebender Beſchwörung hat, entzückte Worte, in denen Nina's Name am häufigſten wiederholt ward. Leider hatte er Zeugen zu dieſem poetiſchen Unweſen; denn Emil, der ſein empörtes Gemüth ſeit dem Anblick jenes Gemäldes auf den Feldern umherſchweifend zu beruhigen geſucht hatte, ſtand in ſehr ungünſtiger Stimmung an einer Eiche, wirklich nur ihm verborgen, der überhaupt Augen hatte, ohne zu ſehen, und Ohren, ohne zu hören. — Er vernahm das Geſpräch zwiſchen dem Begeiſterten und ſeinem vierfüßigen Vertrauten vollkommen, leider nur ohne ein Wort zu verſtehn, außer Nina's wohl ausgeſprochenem, oftmals wiederholtem Namen. Hätte er das Pferd beſtechen und ſich ſeines Herrn Geheimniß verrathen laſſen können, ſo wäre dem armen Manne viel Kummer erſpart worden; ſo ging er unentſchloſſen, aber mit einer Natter im Buſen auf das Haus zu.

Nina ſaß noch auf derſelben Bank, wo Miladowich neben ihr geſeſſen, vor ihr gekniet — ja, weil es doch nun einmal der treue Rappe nicht allein erfahren hat — wirklich einen Augenblick ihre zarte Geſtalt an ſeinen Buſen gedrückt hatte — und weiter nichts, denn weiter bedurfte jetzt ſeine Kinderphantaſie nichts; und weiter hätte ihn Nina's furchtſames Gewiſſen nicht kommen laſſen. Sie hatte geweint; er hatte ihr zum Troſt geſagt, daß er ſie anbete. Sonderbarer Weiſe hatte ſie das einigermaßen getröſtet, und ihre wiederkehrende Heiterkeit entzückte ihn ſo, daß er nur dann wußte, er drücke ſich ſehr lebhaft aus, als Nina mit ſchmelzendem Ton bemerkte: Liebe ſei ehrerbietig .... Auf dem Ural muß wahrſcheinlich dieſer altväteriſche

Wahn noch herrſchen; denn er erlaubte ihr aus ſeinen Armen zu ſchlüpfen, küßte ihr Gewand, ihre Füßchen, riß eine Hand voll Laub ab, das an ihre Wangen ſtreifte, verbarg es an ſeinen Buſen und flog, da ſie es gebot, wonnetrunken zu ſeinem treuen Landsmann, der ſo oft ſein Gefährte in trüben Stunden war, der ebenſo geduldig ſeinen Lieblingsklagen als jetzt ſeinen Wonnen das Ohr lieh. So unwiſſend als der arme Emil aber nun jetzt war, mußte er ſehr viel Böſes vermuthen, wie er Nina, in Nachdenken vertieft, den Kopf maleriſch an einen bemoſten Baumſtamm gelehnt, in dieſer Einſamkeit ſitzend fand. Er ſtarrte bei ihrem Anblick mit einem Schmerzgefühl, das ihn wirklich auf einige Augenblicke betäubte, zurück, faßte ſich mühſam und wollte dann durch einen Nebenweg dem Hauſe zueilen. Seine Tritte ſchreckten Nina auf; ſie erblickte ihn, rief ihn — ihr ſelbſt war unbekannt, was in ihrem Herzen vorging; er winkte abwehrend mit den Händen und ſchritt fort. Nun überfiel ſie der Gedanke: er war vielleicht Zeuge dieſes Auftrittes! — und mit dieſem Gedanken der Entſchluß, daß er keine Folgen haben müſſe, daß jetzt oder nie der Augenblick der Erklärung der Rückkehr gekommen ſei. Sie eilte Emil nach; ſie faßte ſeinen ſträubenden Arm und zwang ihn, ſowie ſie dem Hauſe näher kamen, um der Zeugen willen mit Faſſung einzutreten und ihr in den Saal, den Schauplatz des unglücklichen Auftritts, der ihn aus dem Hauſe getrieben hatte, zu folgen. Nina wollte mit ihm allein ſein und doch vor den Hausgenoſſen keinen befremdenden Schritt thun. In dieſen Saal war der Zutritt, der Zurüſtungen zum Feſt wegen, verboten. Aber ihr Unglücksſtern führte ſie hin, denn Emils erſter Blick begegnete wieder dem verhaßten Gemälde, das auf das Sofa gelehnt war. Ha Nina — rief er, aufs Äußerſte gebracht — was bringt Dich zu dem Entſchluß, mir Ehre und Leben zu rauben, wenn Dein treuloſes Gemüth Dich zwang, mir Glück und Ruhe zu vergiften? — Wann erſchien ich Deinen Augen ſo unmännlich, daß Du dieſes Denkmal Deiner Liebe — Deiner Liebe zu einem Andern vor meinen Augen aufſtellen darfſt? — Er hatte das Gemälde ergriffen und ſchleuderte es außer ſich auf den Boden. Nina ſtand zitternd und unfähig zu ſprechen; ſie fühlte ſich durch die grauſamen Beſchuldigungen beſchimpft und erkannte doch die Größe ihrer Schuld in dem Zuſtande ihres unglücklichen Gatten; ja, ſie fühlte ſie in dieſem Augenblicke ſo ſchwer, er hatte einen ſo ſchrecklichen Riß in ihre Verhältniſſe gemacht, daß ſie ſich gerne in den tiefſten Abgrund geſtürzt hätte, um einem Zuſtande zu entgehen, in dem ſie keine erträgliche Zukunft mehr für möglich hielt.

Emil war durch ſeine gewaltſame Äußerung, die gegen ſeinen Charakter, ſeine Grundſätze, ſeine Gewohnheiten war, genöthigt, entweder mit Schwäche nachzugeben, oder mit Tyrannei conſequent zu ſein. Sein zerriſſenes Herz gab ihm zu dem Letztern Kräfte, die ihm jetzt, ſchwach zu ſein, gebrachen. Er ging nach einem fürchterlichen Schweigen auf ſeine zitternde Gemahlin zu: Verzeihen Sie, ſprach er kalt; dieſe Leidenſchaftlichkeit kommt mir fortan nicht mehr zu. —

Ich ſehe Sie als frei an, zu wählen, was Sie beglückt, ſeit ich nicht mehr im Stande bin, Ihr Glück zu begründen. Er hielt inne und fuhr dann mit noch mehr Kälte fort: Jetzt ſind Sie und ich nicht im Stande, uns zu verſtändigen; zu jeder Veränderung, die Sie in der Zukunft beſchließen, biete ich die Hand; nur bitte ich von Ihrem weichen Herzen — hier bebten ſeine Lippen ſo, daß er inne halten mußte — laſſen Sie unſere Einigkeit noch eins von den Schauſpielen ſein, welche meiner alten Großeltern Feſt feiern helfen — dann ſind Sie frei, und ich übernehme es, die alten Leute nach und nach an ein neues Bild von ihrem Alter zu gewöhnen, als das Glück ihres Enkels ihnen gab. Hier verließ Emil das arme vernichtete Weib.

Jetzt ſah ſie den Zuſammenhang ihres Schickſals ein; ſie konnte ihren Gatten nur der Strenge beſchuldigen bei dem Anſchein, der gegen ſie war, nicht der Ungerechtigkeit; aber das Unrecht, das ſie dennoch erlitt, mit dem Verdachte, den ſie erregt hatte, vereint, machte ſie ſtolz und furchtſam zugleich; ſie konnte es nicht über ſich gewinnen, ſich durch eine Erklärung zu rechtfertigen, ſie konnte nicht bei ihm, ſie wollte nicht in der Nähe des liebenswürdigen Mannes bleiben, der ihr Herz gerührt und Urſache zu aller dieſer Zerrüttung gegeben hatte. Ihr Gemüthszuſtand war ſchrecklich, aber ſie mußte ſich bekämpfen. Emil erſchien mit einem gleichgültigen Fremden, den er zum Eſſen geladen hatte, und beherrſchte ſich ſo meiſterlich, daß er, ihre Stimmung zu bemänteln, ihr ein heftiges

Kopfweh andichtete, nach dem er ſich mit Theilnahme erkundigte. Je edler ſein Betragen war, je peinlicher ward Nina's Gefühl. Ein guter Engel — oder weil der Glaube an dieſe bei Wenigen, der Glaube an die gute Menſchheit aber wenigſtens bei Allen, welche unſere Nina mit Theilnahme anſehen, Eingang findet — die unzerſtörbare gute Menſchheit in ihr gab ihr den Gedanken ein, mit dem Bewußtſein — nicht völliger Schuldloſigkeit — aber feſten Entſchluſſes, nicht ſtrafbar zu werden, zu Emils guter Mutter zu eilen und bei ihr wenigſtens die Verſicherung von ihres Sohnes unbefleckter Ehre und die Foderung niederzulegen, ſogleich nach dem nahen Feſt nach der Hauptſtadt zu ihren Eltern abreiſen zu dürfen.

Graf Hugo's ſanfte, weiſe Gemahlin nahm ſie mit inniger Liebe auf. Nina hatte vielleicht nicht beſchloſſen gehabt, ſo offen, ſo überſtrömend zu erzählen; aber die Theilnahme ihrer Zuhörerin riß ſie hin, ihre Fragen, die nie einen Verdacht, nie einen Tadel verriethen, lockten ihr inneres Herz heraus. — Jetzt ſchwieg Nina mit einem Thränenſtrom. — Gut, liebes Kind, das iſt ja Alles viel beſſer als ich dachte, ſagte die Schwiegermutter ſanft und ſtreichelte ihre Wangen, wenn ihr nur endlich bis zu einer Erklärung gelangt ſeid. Nur Eine Frage beantworten Sie mir mit Muth, meine gute Tochter! wenn Sie ganz frei, wenn Sie noch die ungefeſſelte Nina wären, zögen Sie unſern Emil oder den ungeſtümen Koſaken vor? — Mutter, das iſt hier nicht die Frage! rief Nina beſtürzt, beſchämt. — Das iſt die Frage, meine Nina; denn jetzt iſt der Augenblick da, wo Sie wieder wählen ſollen. Sehen Sie, Liebe, ein Weib liebt ihren Gatten, oder nicht, das läßt ſich nicht zwingen; aber wenn ſie von ihm geliebt iſt, wenn er ihre Achtung beſitzt, wie Emil die Ihre, wenn keine Mutterſorge ſie feſſelt, wenn Jugend ihr noch Zeit genug im Leben überläßt, um ihre erſte Fehlſchlagung zu vergeſſen, ſo halte ich's für Pflicht, daß ſie ihm ſeine Freiheit zurückgebe, damit ſie ſeine Ehre durch ihre Leidenſchaft nicht in Gefahr ſetzt ... Nicht weiter, meine Mutter, unterbrach ſie Nina und legte ihr die Hand auf den Mund, ich habe mehr Ihrer Frage nachgedacht, als Ihre Gründe gehört — ich weiß nicht, wen ich vorgezogen hätte, als ich frei war — hier glühte ihr Geſicht — aber jetzt zieh ich Ihren Sohn vor. Miladowich hat mich gerührt — aber .... ich ſeh ihn nie wieder; der Mann, der mir Emil entriß, iſt mir jetzt verhaßt, ſo gefährlich er mir hätte werden können ... Gutes, edles Kind! rief die Gräfin, iſt's ſo, ſo haben wir nicht zu eilen. Sie ſollen, wenn Sie wollen, zu Ihren Eltern abreiſen; finden ſich Eure Herzen in der Entfernung wieder, ſo iſt mein liebſter Wunſch erfüllt. Soll ich meine Tochter verlieren, ſo verſprech' ich ihr: Emil ſoll ſich überzeugen, daß er ſtolz auf ſeine Gattin ſein kann — ſo verzeihlich ſein Irrthum auch war.

Nina fand ſich ſo erleichtert, daß ſie die Paar Tage bis zu dem Feſte mit Faſſung ertrug. Sie richtete ſich ſo ein, daß ſie weder mit Miladowich noch mit Emil allein zuſammenkam. Gegen den Erſten war ſie, ohne es zu wollen, kalt, gegen Emil drückte ſie, gegen ihren Willen, eine ernſte, ſtille, zärtliche Wehmuth aus, und der Ton, den ihre Seele anſchlug, tönte harmoniſch aus ihres Gemahls Seele zurück. Die äußern Umſtände begünſtigten einigermaßen dieſe Stimmung. Die ehrwürdigen Alten ſahen ihr funfzigjähriges Ehrenfeſt mit einer ſo feierlichen Wehmuth annähern, als ſei es der Augenblick ewiger Ruhe, die Feier der Unzertrennlichkeit beim Eintritt in das große Jenſeits. Keiner aus dem Zirkel ihrer Bekannten, keiner ihrer treuen, alten Diener, keiner ihrer Untergebenen dachte ohne Rührung an den feierlichen Tag, und ſelten mochte ſo viel Seele und Einigkeit bei einer Gelegenheit ſtattgehabt haben, die ſo viele und ſo ungleichartige Menſchen vereinigte.

Der lang vorbereitete Tag brach endlich an. Von früh an folgten ſich Glückwünſche von einzelnen und von ganzen Corporationen; die Bauern der entfernten und nahen Güter brachten ihrem alten Herrn und Wohlthäter die Erſtlinge ihrer Güter; manche Mutter reichte ihren Säugling dem edeln Paar dar und ſah — mit mehr Recht, wie ihr ſelbſt deutlich war, den Segen, den ſie von ihm erbat, für eine Gabe an, die ſie ihnen opfre. Aber nicht Unterthanen und Mitbürger allein hatten ſich vereint, dieſen Tag auszuzeichnen; der gütige Fürſt, der in dieſem ehrwürdigen Greiſe ſchon von ſeinem Vorfahren einen ſeiner treuſten Rathgeber geerbt hatte, war darauf bedacht geweſen, ihm einen Beweis ſeiner Achtung zu geben. Das Collegium, dem Graf Rieſenhaupt vorſtand, erſchien mit dem ehrenvollen Auftrage, ihm in ſeinem Namen ſeine Theilnahme zu bezeigen. Das edle Paar war tief gerührt; das beglückende Bewußtſein, dieſe Liebe, dieſen Dank zu verdienen, verwiſchte aus dieſem Tage das Gepränge hergebrachter Feierlichkeit; wie eine freundliche Sonne malte es nur friſchere Farben über das Gemälde langer Vergangenheit, und indem ihnen ihr Leben theurer ward wie je, däuchte ihnen, heute würde ihnen ihr Tod ſüßer ſein als an jedem andern Tage.

Zauberiſch wirkten dieſe Auftritte auf das entzweite liebende Paar. Der Augenblick vereinte ſie vor den Augen der Zuſchauer inniger wie je; der dankesglänzende fromme Blick der Greiſe hätte aus böſen Herzen Haß und Zwietracht verbannt. Unbekannt mit den Stürmen, die er in dieſen beiden Herzen beſchwor, haftete er oft auf den geliebten Enkeln, und oft zog ihre zitternde Hand ſie näher an ihr Herz. So oft Emils und Nina's Blicke ſich begegneten, ſenkte er ſein Auge, das ihre ward naß und blieb auf Emils erblaßten Zügen haften, denn dieſe Tage hatten ſeine Wangen gebleicht. So oft Beide, von ihrer Ahnherren Arme umfaßt, ſich berührten, zitterten ſie zurück; Emil athmete ſchwerer, Nina ließ ihre Hand länger auf der ſeinen, ihre Schulter länger an ſeiner Bruſt ruhen.

Am Morgen dieſes Tages hatte der arme Friedensſtörer Miladowich, unter der Menge verloren, ſeinen Glückwunſch gebracht. Der alte Präſident, der nun einmal für ihn eingenommen war, hatte den Beſcheidenen, der ſeinen nähern Zutritt in dieſem Hauſe in dieſem Augenblick nicht hatte geltend machen wollen, dennoch ausgezeichnet; er rief ihn, und nun konnte der weiche Jüngling den nähern Antheil nicht verſchweigen, den er an ihm nahm; halb knieend und mit einer Thräne im feurigen Augenpaar, drückte er der edeln Alten Hände kindlich an ſeine Bruſt. Nina ſah es; aber ihr durch ſchöne Empfindung gehobnes Herz ſuchte ſich unbewußt Emils Auge auf und führte es gleichſam auf den ſchönen Anblick hin. Emil folgte ihr, erblickte die rührende Gruppe und kehrte mit einem Ausdruck, der Seele gegen Seele wieder aufſchloß, auf Nina's Antlitz zurück, das begeiſtert ihm zugewandt blieb.

Das Feſt gelang über alle Erwartung; der ſpäte Abend hatte eine zahlreiche Geſellſchaft verſammelt, deren junge Mitglieder den Tag mit einem Balle beſchloſſen. Nina verweigerte zu tanzen; ſie gab vor, es geſchähe, um die Gäſte ſorgſamer zu unterhalten, — das war in der Ordnung; aber in ihrem lieben Herzen war Furcht vor der Nothwendigkeit, mit dem Koſaken zu tanzen und ſein ſchönes Geſicht, das jeder Augenblick mit einer trüberen Wolke umzog, ſich gegenüber zu ſehen. Der arme Verliebte tanzte aber auch nicht. Er ſtand untheilnehmend in des alten Präſidenten Nähe, oder ſuchte ihn mit kindlichem Ausdruck zu bedienen, zu unterhalten. Emil war mit edler Sorgfalt mit den Gäſten beſchäftigt und behandelte, wenn er ſich in dem Geräuſche Nina nahte, ſie mit — blöder Zärtlichkeit.

Endlich verloren ſich die Gäſte; die Familie fand ſich allein; der Präſident ſaß neben ſeiner am Ende eines Menſchenlebens von neuem angetrauten Gattin, Emils Vater neben ihnen; Nina kniete ſchmeichelnd vor den Alten, und Emil ſtand glühend, verlegen, wehmüthig — denn ſein Fuß berührte Nina's Gewand, ſein Auge glitt von ihrem edeln Profil ihre edle Geſtalt herab. Der Saal war nun leer. — Wo iſt die Mutter? fragte Nina, indem ſie ſich gegen Emil wandte — denn wirklich fehlte nur noch Graf Hugo's Gemahlin in den ſchönen Kreis. — Emil machte eine Bewegung, ſie aufzuſuchen. Nein, rief Graf Hugo, ſie kommt gewiß ſogleich, mir däucht, Du ſollteſt lieber Deinen Platz ſuchen, wo Du hingehörſt, ſetzte er luſtig hinzu und zeigte neben ſeine Schwiegertochter auf den Fußteppich. Nina erröthete, gab ſchüchtern Emil einen Wink, und er ſank neben ihr hin, und die glücklichen Alten hingen entzückt an dem holdſeligen Paar, das noch einmal wie vor dem Altar, wie vor einer Gottheit Gegenwart kniete. Indem öffnete ſich ein Nebenzimmer, Miladowich trat mit der Gräfin Hugo herein, er ſchien beſtürzt bei dem Auftritt, den er erblickte. Die Gräfin ergriff ſeine Hand und zeigte auf die gerührten Menſchen. Raſch trat Miladowich ihr vor, kniete neben Emil, umfaßte ihn und ſogar Nina mit einem Arme, beugte ſein Haupt gegen die Alten und ſagte mit heftiger Rührung: Geben Sie dem Fremdling, dem flüchtigen Fremdling einen Theil Ihres Segens, damit er ſein kindliches Herz ſtärke — eine heilige Pflicht ruft mich morgen von hier, und nie, nie mehr werde ich hier knien.... Weiter konnte der Jüngling nicht ſprechen, ſondern verhüllte ſein Geſicht auf der Präſidentin Schoos. Abreiſen? ſo ſchnell! rief der Greis nach einem Stillſchweigen, das die Überraſchung, die Rührung eines Jeden nicht unterbrach. Ich muß! — antwortete Miladowich gefaßter. — Nun ſo ſegnen Sie meine Wünſche und Ihr edles Herz, ſagte der Greis gerührt und legte ſeine Hand auf des Jünglings Haupt. Mögen Sie einſt als Vater ſo glückliche Kinder um ſich ſehen, wie ich. — Miladowich drückte ſeine und der Präſidentin Hand ehrerbietig an ſeine Lippen, dann Emil ſchnell an ſeine Bruſt und eilte aus dem Saale.

Verlegen, unſicher über den nächſten Augenblick, entſchlüpfte Nina in ihr Zimmer, indeß Emil ſeine Eltern an den Wagen führte. Aber ihre Ungewißheit dauerte nicht lange; leiſe, aber mit ungeduldiger Eile trat er zu ihr ein, er faßte ihre zitternde Hand und rief innig: Nina, meine Freundin, Du biſt unſchuldig, und wenn Du mich einen Augenblick vergaßeſt, war die Rauhheit daran ſchuld, mit der ich Dein junges Herz behandelte, das vergieb mir. Ich war treulos, denn ich hatte verſprochen, Dir Freund und Führer zu ſein. — Nina ſank in ſeine Arme. — Und nur den Freund hätte ich bedurft, ſchluchzte ſie, den Gatten beleidigte ich nicht, ſetzte ſie hinzu und blickte ihm mit edlem Stolz ins Geſicht.

Der Friede war gemacht. Nina ſchüttete jetzt ihr Herz, ihr lange verödetes Herz in ihres Gatten Bruſt aus, ſie erkannte. wie wohlthätig ihrer Schwiegermutter kluge Nachſicht ihrem Herzen Zeit gewonnen hatte, ſich wiederzufinden; und wie ſie ihr vereint in die Arme ſanken, erfuhren ſie von ihr, daß ſie mit weiblicher Kühnheit in dem edeln Koſaken den Entſchluß aufgerufen hatte, durch eine ſchnelle Abreiſe ſeine Liebe der Ruhe des verſöhnten Paares zu opfern.

III.

Geschichte eines armen Juden.

Ich möchte gern etwas Fröhliches erzählen; da ich aber nicht auf dem Felde der Phantaſie einen Strauß pflücke, ſondern von dem langen Wege der Erfahrung meine Erinnerungen mir zuſtrömen, ſo will ſelten die Geſchichte eines glücklichen Menſchen mir gelingen. Verzeiht mir alſo, Ihr Frauen, denen dieſe Blätter zuerſt gewidmet ſind, daß ich Eure Aufmerkſamkeit für Unglückliche niedern Standes in Anſpruch nehme! — Einzig betrüben will ich Euch nicht. Unter dem düſtern Lebenshimmel, wo Labáo und Sophie wandelten, blühten auch Blumen, und auf ihrem rauhen Pfade ſenkten ſich Keime in den Boden, die jenſeits im reinen Himmelblau ſchön emporſtreben werden. Und wenn demnach Euer Sinn einen Augenblick getrübt wird, ſo kauft damit das billige Nachdenken über das unaufhaltſame Rollen des Schickſals, wenn ſein ehernes Rad einmal den abhängigen Boden des Irrthums berührt; kauft damit den milden Entſchluß, auch in dem unſcheinbarſten Unglücklichen den fühlenden Menſchen zu ehren und nie den Zorn der ſtrafenden Gottheit da zu erblicken, wo die leidende Menſchheit erſeufzt.

Im Elſaß lebte noch im Jahr 1792 eine reiche Judenfamilie, die ſo ungleich zuſammengeſetzt war, wie die Misverhältniſſe dieſes Volks zu der Geſellſchaft es ſo oft veranlaſſen. Moſes, der Großvater, hatte durch die gemeinſte Judenbetriebſamkeit den Grund zu dem Vermögen des Hauſes gelegt. Er war ein Mann von gewaltſamem Charakter, unermüdeter Thätigkeit und Scharfſinn. Dieſe Eigenſchaften, in der peinlichen Beſchränkung ſeiner Lage, bei den unaufhörlichen Beeinträchtigungen von Seiten der Geſetze und bei den Verletzungen von Seiten der Geſellſchaft, hatten ihm den Haß und die Bitterkeit gegeben, die ſein ganzes Leben zu einem Rachegeſchäft machten. Daß dieſe Rache die Werkzeuge, welche er in ſeiner Lage vorfand, gebrauchte, lag in der Natur der Sache. Moſes mordete nicht, vergiftete keine Brunnen, ſchlachtete keine Chriſtenkinder, wie chriſtlicher Haß ehemals die Juden beſchuldigte; aber er ward reich auf Unkoſten jedes Chriſten, und empfand nach jeder Bereicherung viel mehr Triumph, ſein Volk gerächt zu haben, als Freude über ſeinen Gewinnſt. Er ſelbſt war nie aus dem elenden Haushalt ſeines Ahnherrn gezogen; die Geldkiſte ſchimmelte in der feuchten Kammer; die Zobelmütze, die er in der Synagoge trug, ſchien ins Waſſer getaucht, — ſogar nicht ſein Sohn, der einzige, den ihm von vierzehn Kindern, in denen er Abrahams Segen oft frohlockend geprieſen hatte, die Wuth einer zweimaligen Blatternſeuche übrig ließ, zog ihn aus der ärmlichen Wohnung. Dieſer Sohn, Moſes Levi, trat in einem Zeitalter, verſchieden von dem, in welchem ſein Vater begonnen, die Handelsgeſchäfte an. Unter dem eiſernen Manne zur Biegſamkeit gebildet, bog er ſich dem ſeinen willig an.

Er war ein moderner Jude, benutzte das im Kleinen zuſammengeſcharrte Geld zu größern Unternehmungen, gewann ungemein viel und verſöhnte damit des Vaters Widerwillen gegen ſeine Untreue an der alten Sitte der Väter. Wie Levi geheirathet hatte und zahlreiche Enkel um den Alten herumkreiſten, empfand er auf Augenblicke weniger Haß gegen die Treiber ſeines Volks, weil der äußere Glanz, der ſeine Enkel umgab, einen Theil der gewohnten Schmach von ihnen abhielt. Dennoch ließ er ſich nie bereden, ſeines Sohnes ſchönes Haus in der Stadt zu beziehen, ſondern hielt ſich in dem Nebengebäude eines ſchönen Landhauſes auf, das dieſer eine Stunde davon beſaß, und trieb, einen Waarenſack auf dem Rücken, trotz ſeines hohen Alters viele Jahre ſeinen mühſeligen Handel fort.

Von allen ſeinen Enkeln war ihm Labáo, einer der jüngſten, am liebſten. Ernſt und folgſam, wie der Knabe in früher Kindheit war, glaubte er ſich in ihm wiederaufleben zu ſehen. Er ſtellte ihm zu Liebe nach und nach ſeine Handelswanderungen ein, blieb, um den Knaben um ſich zu haben, zu Hauſe, lehrte ihn die Sprache ſeines Volks und las mit ihm ſeine Geſchichten. Durch den ſchneidenden Gegenſatz von Moſes Judenärmlichkeit zu Moſes Levi's Überfluß, von der Verachtung, die ſeinem Großvater überall begegnete, und der Sicherheit, mit der ſein Vater auch vornehme Chriſtenherren anſprach, lernte Labáo die Misverhältniſſe ſeines Volks zu der Geſellſchaft ſehr früh empfinden. Beide verletzten ſein weiches Herz, beide erweckten früh ſchmerzliches Nachdenken in ihm. Dreizehn Jahre war er alt, als im Sommer von 1792 die Volksunruhen den unglücklichen Hebräern im Elſaß die Verfolgung zuzogen, an der kein rechtlicher Bürger Theil nahm, und die von den Volksmännern ſelbſt mit Abſcheu verworfen ward. Moſes Levi hielt ſich eben mit all den Seinen auf ſeinem Landgute auf; die Blattern, die ihn von vierzehn Kindern zum einzigen Sohn gemacht hatten, herrſchten damals von neuem und nahmen ihm ſein Weib und ſeine beiden älteſten Söhne. Schon im dritten Tage ſaß er im Staub und in der Aſche; da trat ſein alter Vater vor ihn und tröſtete ihn mit Elihu's Worten: „Siehe, Gott wird Dich reißen aus dem Rachen der Angſt, die keinen Boden hat, und Dein Haus wird Ruhe haben, voll alles Guten.“ — — Da brach das wüthende Geſindel in den Hof herein, ein Theil trieb das Vieh fort, ein andrer plünderte das Haus; endlich legte man Feuer an, und am folgenden Morgen war von Moſes Familie keiner mehr zu ſehen. Moſes Levi ward, wie man ſpäter ſagte, im Schutt erſchlagen gefunden; ſeine älteſte Tochter ſah man in der Angſt in den nahfließenden Rhein fallen oder ſpringen; ein Paar der jüngern Kinder bettelten lange bis Worms und Oppenheim hinab und ſollen, wie ihrem unglücklichen Volke wieder Ruhe zu Theil ward, von ihren Glaubensgenoſſen verſorgt worden ſein. Moſes und Labáo wurden aber nie mehr geſehn.

Bei dem Einbruch der Unmenſchen war der Alte, von der Furchtſamkeit, die auf dieſes Volks gedrückter Seele laſtet, getrieben, ſogleich auf eine Hinterthür zugeeilt. Hier begegnete er Labáo, der bei des Vaters

Angſtgeſchrei, nur von ſeinem kindlichen Gefühl beſeelt, ſich hinzudrängte. Der Alte riß ihn heftig mit ſich fort. Der tiefſten Ehrfurcht gewohnt, folgte ihm der Knabe, laut ſchreiend und emphatiſche Flüche auf die Mordbrenner herabrufend. Zwiſchen Hecken und in Gärten verſteckt oder fortſchleichend, erreichten ſie den Gottesacker ihres Volks, wo die Nacht ſie bald vollends verbarg. Sie ſahen an dem Wiederſcheine, der die hohen Gipfel des nah anſtoßenden Waldes färbte, und an dem rothen Himmel ihnen gegenüber, daß ihr Landgut hinter dem Hügel brenne. Labáo weinte; der Alte zerriß ſeine Haare und rief mit den Worten des Pſalms Verderben auf ſeine Feinde herab. Nach einiger Zeit ließ die erlöſchende Feuerröthe am Himmel die Sterne wahrnehmen, und ſie belehrten Moſes, daß es Mitternacht ſei. Er ward ſtill und blickte furchtſam nach einem Punkte des Kirchhofs, wo die friſchaufgeworfene Erde friſche Gräber verrieth. Labáo kannte den Ort und weinte ſtill um ſeine Mutter und Brüder. Moſes zog ihn am Kleide und zeigte wieder hin; ſein langer weißer Bart zitterte bei dem lauten Zuſammenſchlagen ſeiner Zähne, ſein dünnes Haar ſträubte ſich. Der Knabe erblickte auf den flachen Gräbern weiße Wolkengebilde, die bald gerade emporſaßen, bald, vom leiſen Nachthauch bewegt, an den Gräbern hinabgleiteten, bald ſich gegeneinanderneigten und auf einige Momente ihre weißlichen Geſtalten vereinigten. Labáo erſchrak; aber nicht um zu fliehen. Sein Großvater hatte ihn gelehrt, daß die Geiſter der Verſtorbenen, bis die Elemente ihre Grundſtoffe zurücknehmen, um die Gräber ſchweben und ſich von ihrem vergangenen Leben unterreden. Gern hätte er der Mutter noch ein Lebewohl geſagt, aber wohl wiſſend, daß ſie ihn nicht ferner vernehmen dürfe, beneidete er die Bruderſeelen, wenn ſich ihr Dunſtgebild dem der Mutter zuneigte. Sobald der Morgen graute, gingen die beiden Unglücklichen in den Wald hinein und aßen ein Paar Tage Wurzeln und Beeren, bis ſie in die Franche Comté kamen, die keinen Theil an der elſaſſer Unmenſchlichkeit gegen ihr Volk genommen hatte. Dann zogen ſie weiter durchs Land über den Jura in die franzöſiſche Schweiz. Der Alte wollte nach Trieſt, wo ſein Sohn mehrere Handelsverbindungen gehabt hatte; aber ſein Unglück hatte ſeinen Kopf ſo zerrüttet, daß er in der Irre umherzog. Anſtatt gefaßter zu werden, miſchte ſich je mehr und mehr wirklicher Wahnſinn zum Gefühle ſeines Elends. So kam er eines Tages auf ein Landgut am neuchateller See. Die weiblichen Bewohner waren, nach der ehrwürdigen Einfalt ihrer Sitten, ſelbſt beſchäftigt, das reingewaſchne Weißzeug auf den Grasboden zu legen; Moſes Erſcheinung mit ſeinem Knaben zog ſie von ihrem Geſchäft ab. Der lange Greis war in einen dunkelrothen Schlafrock gehüllt, wie er ihn am Abend ſeiner Flucht getragen hatte; eine mitleidige Frau hatte ihm unterwegs ein Stück eines grünen Zeuches geſchenkt, ſein kahles Haupt damit vor dem Regen zu verwahren. Das hing ſchräg über ſeine Schultern; ſein weißer Bart reichte bis zu ſeinem Gürtel herab; ſein nackter Scheitel war von dünnen, ganz gebleichten Haaren begränzt. Mit einer Heftigkeit, die im Erzählen ſtieg, trug er ſein

Unglück vor. Mit der einfachen kräftigen Action, die das Volk aus ſeinem Stammlande übrig behielt, ſtand er mitten unter ſeinen Zuhörern. Bald ward ſeine Erzählung eine fortgeſetzte Verwünſchung. Schon lange drückte er ſich nicht mehr franzöſiſch aus, ſondern ſtieß in den befremdlichen Tönen des jüdiſchen Hebräiſch die üblichen Fluchesformeln aus. Ein ſtarker Wind wehte ſeinen Bart in die Luft hinaus, zauſte ſeine dünnen Locken; das weite Gewand, das grüne Tuch flatterten hinterwärts; ſeine entfleiſchten Arme ſtreckte er, Rache rufend, gen Himmel. Daneben ſtand Labáo, von Hunger und Gram verzehrt, ein Bild der in Elend erſterbenden Kindheit. Unter ſeinen großen, ſchwarzen Wimpern ſahen ſeine niedergeſchlagnen Augen wie verſchloſſen aus, als könnt' er den Anblick des Lebens ſchon nicht länger ertragen. Jetzt ſtürzte der Alte ermattet an der Treppe nieder und ſchlug in dem Unſinn ſeines Zorns den Kopf mehrmals auf die ſteinernen Stufen. Labáo trat herzu, kniete, faßte das verletzte Haupt in ſeine Arme, und der körperliche Schmerz brachte den Alten zur Beſinnung. Von milden Gaben überhäuft verließen beide den Landſitz. Moſes war ſehr ermattet; die Nacht überfiel ſie auf einer Höhe, wo die Reuß im tiefſten Felsbette dem See zueilt. Da lagerten ſie ſich unter einem Baum. Der Mond ſchien hell. Moſes ſchleppte ſich auf einen Felſen dicht am Abſturz und befahl ſeinem Enkel, mit ihm zu beten. Lange that er es ſtille, bis des Ahnherrn furchtbares Ächzen ihn bewog, ſein Angeſicht aufzurichten. Er ſah ihn mit ausgeſtreckten Armen flehend gen Himmel ſehen; der volle Mond erleuchtete ſein blaſſes Geſicht; ſeine graue Wimper zitterte vor dem Glanze der Nachtleuchte, als könne ſie keinem irdiſchen Lichte mehr ſtehen. Wie der Betende Labáo aufblicken ſah, legte er heftig ſeine Hand auf ſein Haupt, ſchien Segensworte zu ſprechen, aber drückte es nieder. Der Knabe verhüllte ſich ſchaudernd; die Hand entzog ſich ihm, er hörte den Großvater nochmals ſeufzen, dann ſeine Lage verändern und langſam ſich abwenden. Von unendlichem Grauen ergriffen, ſprang er auf — da glitt der Körper des eben entſeelten Alten, von ſeiner lebloſen Schwere hingezogen, den Felshang hinab und ſtürzte in den angeſchwollenen Fluß, der ſeine Wellen über ihm zuſammenſchlug.

Labáo heulte laut in hülflos wildem Schmerze; im erſten Moment wollte er ihm nachſtürzen; der Anblick der gewaltigen Wogen, die mit weißem Schaum aus der finſtern Tiefe heraufblickten, ſchreckten die Lebensliebe in der Bruſt der Jugend auf, daß er von dem Abſturz zurücktaumelte. Die ganze Nacht irrte er in der unbekannten Gegend umher, um an das Bette des Fluſſes zu kommen und Menſchen und die Leiche des Großvaters zu finden. Es ward Tag, ehe er ſich aus den Felsklüften herausfand. Die Landleute hörten untheilnehmend auf ſeine jammervolle Geſchichte; die ihm Aufmerkſamkeit ſchenkten, ſagten kaltblütig: wenn ſein Großvater bei der Kluſt des Frühlings hineingeſtürzt ſei, wie es nach ſeiner Beſchreibung der Fall wäre, ſo finde ihn jetzt kein Menſch wieder; erſt mit der Herbſttagesgleiche höb' ihn die Flut aus den Klüften empor. Es ſchien Labáo, als hätte die Natur ſelbſt ihr Siegel auf dieſes tiefe naſſe Grab gedrückt; ohne die Gründe der Leute zu begreifen, verlor er den Muth ferner zu bitten; ſeine Kräfte waren erſchöpft; ſeit ihn ſeines Großvaters Elend nicht mehr beſchäftigte, fühlte er ſich ſo hülflos und verlaſſen, daß er ſchüchtern den See hinabwärtsſchlich, froh, mit ſtumm erbetteltem Brote ſein Leben zu friſten. Eines Abends kam er in ein Dorf, wo Jahrmarkt geweſen war. Die Krämer ſaßen um den Weinkrug und erzählten ſich die ſchrecklichen Schickſale, welche die Juden vor wenigen Wochen im Elſaß erlebt hatten. Mit roher Gehäſſigkeit ſchimpften ſie auf das verachtete Volk, konnten kaum ihre Schadenfreude über das ihnen eben widerfahrne Unglück verbergen; ſie behaupteten, kein Binnenhandel könnte gedeihen, bis dieſe ganze Nation vertilgt ſei. Labáo ſaß abgemattet auf der Thürſchwelle; wie er dieſe Reden hörte, wünſchte er ſich in die Fluten, die ſeinen Großvater begruben. Am folgenden Tage wanderte er durch ein andres Dorf, wo vor einem anſehnlichen Hauſe ein betagtes Frauenzimmer ſaß und freundlich mit einer Bäuerin ſprach. Sie hatte einen Korb mit Obſt neben ſich ſtehen. Labáo hatte noch nichts genoſſen, ſeine Kräfte ſchwanden; ſein Hunger und die Güte im Geſichte dieſer Frau gaben ihm Muth, um ein Paar Birnen zu bitten. Die Dame gab ſie ihm, hieß ihn ſitzen und ſchickte die Bäuerin, Brot für ihn aus dem Hauſe zu holen. Dann fragte ſie ihn, ob er auch einer der Unglücklichen ſei, welche die Bauerwuth aus Frankreich vertrieben. Die Erinnerung der Härte, mit der man geſtern über ſein Volk geurtheilt hatte, benahm ihm den Muth, ſich ausdrücklich als Jude zu bekennen; er benutzte den doppelten Sinn dieſer Frage, die alle Ausgewanderte meinen konnte, und beantwortete ſie mit einem ſchüchternen Ja. Nun folgten mehrere Fragen, die den Knaben in Lügen verwickelten, aber ihm auch, wie es ſo leicht geht, die Lügen ſelbſt vorſpannen. Er war eines Pächters Sohn, ſein Vater erſchlagen, ſeine Heimath verbrannt — dieſes wahre Märchen kam endlich heraus. Die alte Dame ward von des Armen ſchönen Zügen und ſichtbarer Erſchöpfung innig gerührt. Sie ließ ihn von einem Bedienten in das Wohnhaus führen; er erhielt reine Wäſche und ſchlief ſeit ſeiner Flucht zum erſten Mal wieder in einem Bett. Am andern Morgen war er augenſcheinlich geſtärkt; ſeine Wohlthäterin gab ihm eine leichte Gartenarbeit, die er zu ihrer Zufriedenheit vollbrachte, und nach wenigen Tagen Probezeit, während der ſie ihn beobachtete, erlaubte ſie ihm, als Gärtnerburſche im Hauſe zu bleiben. Man war in jener Zeit an ſo viele befremdliche Erſcheinungen des Unglücks gewöhnt, daß die Sonderbarkeiten in Labáo's Betragen keinen Verdacht erweckten. Er hatte ſich Leo genannt, wie ſeine Mutter ihn in ſeiner Geſellſchaft zu nennen pflegte; ſeine Kenntniß des Hebräiſchen verſchwieg er ſorgfältig, und jedem andern Widerſpruch in der Rede entging er leicht, da ihm ſein Kummer das Schweigen lieb machte. Er ward ſeiner Wohlthäterin ſo werth, daß er bald, mit Kleidern und Wäſche wohl verſehen, ſeine Lage für ſehr tröſtlich hätte halten können, hätte nicht der Betrug, in den er ſich verwickelt ſah, all' ſeinen frohen Muth zerſtört. Dieſer Betrug ward dadurch noch unzerſtörbarer und peinlicher, weil unter den heilſamen Lehren, die ſeine gute Herrſchaft ihm unaufhörlich wiederholte, die Warnung gegen die Lüge obenanſtand. Je fürchterlicher die Verachtung war, die man dem Lügner zuſchwor, je unmöglicher ward es ihm, die langverhehlte Wahrheit zu geſtehen. Je ſchuldiger der Knabe ſich für die Vergangenheit fühlte, je ernſter blickte er bei dem Verſprechen, ſich nie einer Unwahrheit ſchuldig zu machen, in das fromme Angeſicht ſeiner Lehrerin. In dieſem Kampf zwiſchen ſeinem Gewiſſen und ſeinem Willen hätte der Knabe ſehr verkehrten Herzens werden können, wäre nicht das Schickſal durch eine Veränderung ſeiner Lage dazwiſchengetreten.

Der Spätherbſt kam heran; die Weinleſe war vorüber; die Gutsbeſitzer zogen in die Stadt herein. Wie Labáo eines Tages einen Korb mit Gartengewächs in das Haus trug, ſah er einen Wagen voll Gäſte ausſteigen, in denen er ſogleich einen Theil der Familie erkannte, die ihm und ſeinem Großvater gleich nach ihrer Ankunft in dieſem Lande ſo reichliches Almoſen gegeben hatte. Da er bei Tiſche mit dem Bedienten aufwarten mußte, ſah er den Augenblick unentweichbar vor ſich, wo ſeine Lüge entdeckt und er als elſaſſiſcher Judenjunge erkannt werden mußte. Der arme Knabe verlor alle Beſonnenheit; der nächſte Augenblick däuchte ihm eine moraliſche Vernichtung. Er ſchlich in ſeine Kammer, legte ſeine zerriſſenen elſaſſer Kleider wieder an, ſtand einige Momente zitternd und weinend in dem

Garten, wo ſein Elend mit dem Himmelsthau der Menſchenliebe war gelabt worden, und verließ dann dieſe Zuflucht ohne einen andern Plan, als der Entdeckung zu entgehen. Er lief den ganzen Nachmittag und nach kurzer Ruhe einen Theil der hellen Herbſtnacht durch, den See hinab, bei Neuville vorbei, bis er endlich in einem Schoppen vor Müdigkeit niederfiel und ſchlief. Bei ſeinem Erwachen ſchauderte ihm vor ſeiner Hülfloſigkeit. Seit die Wellen ſeines Großvaters Leichnam verſchlangen, trat er mit der Schmach, Jude zu ſein, unter die Menſchen und fühlte dieſe Schmach wie ein finſtres Räthſel, vor dem ſeine Vernunft erſtarrte. Eine viel drückendere Schmach, die er ganz begriff, ganz verabſcheute, lud er freiwillig auf ſich: die, ein Lügner zu ſein und ein Verleugner ſeines Volks. Schon lange däuchte ihm, dieſe Schuld mache ihm ſein Volk lieber; durch ſeine Reue glaubte er es zu verſöhnen, durch den feſten Entſchluß, lieber zum Märtyrer ſeines Glaubens zu werden, als ihn je wieder zu verleugnen, ſtärkte er ſein junges Herz. Wehmüthig verglich er das Elend, das ihn jetzt drückte, mit den Wohlthaten, die ſeine Lüge ihm verſchafft hatte, und verſprach ſich, ſie nie wieder mit einer Lüge zu erkaufen. Ohne um ſein Herkommen gefragt zu werden, bettelte er ſich fort, bis er an einem Sabbath Mittag nach Münſter in der weſtlichen Schweiz kam. Er wußte, der Weg führe nach Baſel; von da wollte er nach Strasburg, wo, wie er Fremde an ſeiner Herrſchaft Tiſche hatte erzählen hören, die jüdiſche Gemeine nicht mishandelt worden ſei. In Münſter trat er in einen Gaſthof, wo ein ganzer Tiſch voll Landleute beim Speiſen ſaß; der Aufwärter ſtieß ihn aus dem Zimmer zurück, und der Knabe blieb, durchfroren, hungrig und tief gekränkt, ſtehen, um von den Herausgehenden zu bitten. Neben der Thür in der Ecke des Zimmers ſaß ein ältlicher Mann ganz allein, mit Brot und Wein auf dem Tiſche. Er winkte Labáo zu ſich, gab ihm ein Stück Brot und reichte ihm Wein. Der Arme war von der Güte überraſcht; er trank, aber beim zweiten Schluck fielen große Thränen in ſein Glas. Der Fremde ſah ihn mitleidig an, that einige Fragen an ihn, denen bald die folgte: wer waren Deine Eltern? — Elſaſſer Juden, antwortete Labáo mit einer Art von Feierlichkeit, denn zum erſten Mal legte er mit dieſen Worten der Wahrheit ein Zeugniß ab. Der Fremde fragte dann weiter, dabei ſo theilnehmend, daß es den Knaben drängte, mehr zu thun als für die Wahrheit zu zeugen, er wollte auch für den Betrug büßen, in dem er gelebt hatte, und erzählte ſchamglühend, aber unverholen, was ihm am See begegnet ſei. Der Fremde ſchien bewegt, ſann nach und ſagte dann: Wenn Du den Entſchluß in Dir befeſtigſt, immer wahr zu bleiben, ſo nehme ich Dich mit mir; ich gehe nach Wien. — Ich darf alſo einem Jeden ſagen, daß ich ein Jude bin, ohne daß Sie mich verſtoßen? fragte Labáo mit lebhafter Spannung. — So oft man Dich fragt. — Der Fremde trug nun dem Wirth auf, ſchleunig eine reinliche Kleidung zuſammenzukaufen. Sobald Labáo dieſe angelegt hatte, reiſte er mit ſeinem neuen Wohlthäter in einem ſehr bequemen Wagen nach Baſel ab. Während der Knabe mit dem Fremden im Gaſthofe geſprochen hatte, mußten einige der Gäſte zugehört haben, denn er vernahm, daß ſie untereinander ſagten: „Er iſt ſelber ein Jude.“ Dieſe Worte machten es ihm auffallend, daß er allein und nur bei Brot und Wein geſeſſen hatte. Der Gedanke, daß alſo Laban ſein Volk auch verleugne, quälte ihn und vermehrte die Unruhe in ſeinem Blute, die, noch ehe er Baſel erreichte, in ein heftiges Fieber ausbrach. Laban blieb ſeinetwegen einige Tage in Baſel und pflegte ihn wie ſeinen Sohn. Wie er ſogar des Nachts an ſeinem Bette ſitzen blieb, überwältigte Dank und Sorge das Kindergemüth. Labáo ergriff Laban's Hände und fragte dringend: Nicht wahr, Sie ſind ein Jude? — Ja wohl bin ich das, antwortete dieſer ſehr ruhig. Sobald man mich fragt, ſag' ich's; allein ungefragt ſowenig wie andre Glaubensgenoſſen. Du konnteſt es ja an meinem Speiſen ſehen. Denn wenn ich Niemand Ärgerniß gebe, erfülle ich gern die Satzung. Wenn Du geſund biſt, will ich Dir das ſchon begreiflich machen. —

Das that er. In Wien erhielt Labáo die beſten Lehrer in Allem, was einen Knaben zur hohen Schule vorbereiten kann; Laban ſelbſt unterrichtete ihn aber in der Religion ſeines Volks. Die von jedem fremden Zuſatz gereinigte Lehre mußte Labáo's unverdorbene, dem Guten ſo ernſt anhängende Seele erheben. Die aufs graueſte Alterthum gegründeten Satzungen waren ihm ehrwürdig; die ſpäteren Zuſätze lernte ſein Verſtand dulden, und ſeine frühe Gewohnheit machte ſie ſeinem Herzen lieb. Laban rieth ihm, ein Arzt zu werden;

dann wollte er ihm in Siebenbürgen, wo er eigentlich zu Hauſe war, zu einer ſichern Lage verhelfen. Labáo verlebte fünf glückliche Jahre; er war ſeinem Wohlthäter ſo innig ergeben, daß er oft wünſchte, ſich dem in jeder andern Rückſicht ihm verhaßten Handelsgeſchäft ergeben zu können, um ihn nie zu verlaſſen. Da begleitete er ihn auf einer Reiſe an den Rhein. Bei ihrer Rückkehr, in einer proteſtantiſchen Reichsſtadt, wo ſie im Begriffe waren, ſich einzuſchiffen, fand er ihn am Morgen ihrer Abreiſe todt in ſeinem Bette. Ein Nervenſchlag hatte ihn hinweggerafft. Labáo war unfähig ſeine verlaßne Lage zu fühlen; er empfand nur ſeinen Verluſt und die Umſtände, die deſſen Bitterkeit noch vermehrten. In dem Orte wurden keine Juden geduldet; es war alſo kein jüdiſcher Gottesacker daſelbſt. Ein Paar zufällig anweſende Hebräer der ärmſten Claſſe ſchienen gar nicht empört, wie man Labáo erklärte, ſein Pflegevater werde neben der Mauer des chriſtlichen Kirchhofs auf einer Schaftrift beerdigt werden. Die herbeieilenden Gerichte, denen Labáo unverholen ſagte, daß er nicht des Verſtorbnen Sohn ſei, verſiegelten alle ſeine Habſeligkeiten, zeichneten ſich nach ſeiner Angabe die Namen ſeiner ſiebenbürgiſchen Verwandten auf (denn in Wien hatte deren Labáo keine gekannt) und überließen dann den Jüngling ſeinem Schickſal. Verlaßner war er wol nie geweſen! ſelbſt nicht an dem Tage, wie die tobende Reuß ſeinen Großvater begrub. Damals kannte er die freundloſe Welt noch nicht; nun aber hatte er Ausſichten, Plane, Hoffnungen gehabt, und ſie waren alle verloren. Von der Familie ſeines

Wohlthäters in Siebenbürgen hatte er nichts zu erwarten; Laban war in keinem vertrauten Verkehr mit ihr geweſen; ſie kannte ihn vielleicht gar nicht, und die wenige Baarſchaft, die ihm übrigblieb, reichte zu der gewagten Reiſe nicht hin. Voll Schmerz folgte er daher der gaſtfreien Einladung ſeiner armen Glaubensgenoſſen und ging mit ihnen nach Alfingen, wo eine große Judengemeine größtentheils in Armuth lebte. In dieſem Zuſtande hatte er ſein Volk noch nicht gekannt. In elenden Hütten fand er kränkliche Eltern und verkrüppelte Kinder eingezwängt. Unempfindlichkeit für Verachtung bei ihnen, Unempfindlichkeit ihrer eignen Unmenſchlichkeit bei den Chriſten um ſie her. Der Jude, der ihn bei ſeiner Ankunft aufnahm, hieß Oswald und war einer der wohlhabendſten in der Gegend. Von der intellectuellen Ausbildung der berliner Juden, von dem geſellſchaftlichen Wohlbehagen der wiener hatten die Juden dieſer Landſchaft keinen Begriff. Oswald behandelte Labáo's Vorſatz, Arzneikunſt zu ſtudiren, wie eine Tollheit und malte ihm das Elend, das ihm als verachtetem Juden auf dieſer Laufbahn bevorſtehen würde, mit gräßlichen Farben. Gram und Unruhe griffen den Jüngling ſo an, daß ihn ein hitziges Fieber befiel. Das wenige Geld, das ihm nach ſeines Wohlthäters Tode geblieben war, reichte nicht weit; aber an Pflege fehlte es ihm nicht. Oswald wohnte nicht ſo ärmlich, wie der größte Theil ſeiner übrigen Glaubensgenoſſen; aber das Bedürfniß des Raums, der Reinlichkeit, der friſchen Luft war in ſeinem Hauſe auch nur ſehr beſchränkt; was ſie aber beſaßen, was ſie für eine Erquickung hielten, theilten ſie mit dem Kranken und ſchafften es herbei. Er genas, und Bedürfniß und Dankbarkeit nöthigten ihn, an den Handelsgeſchäften Oswald's Theil zu nehmen. Wenn der Arme, mit einem ſchweren Sacke beladen, die langen Wege zwiſchen Alfingen und den benachbarten Städtchen und Dörfern zurücklegte und ſeiner Vergangenheit, ſeiner Hoffnungen gedachte, glaubte er oft, ſich ſelbſt entrückt und in einen fremden Leib gebannt zu ſein. Die Geringſchätzung, mit der ihm überall begegnet ward, durch welche die Theilnahme ſelbſt, die er hier und da einflößte, den Ton des neugierigen Mitleids oder der ſcheuen Befremdung annahm, die Mishandlung, die er hier und da erlitt, wirkten ſo heftig auf ihn, daß er oft mit abenteuerlichen Planen von Rache, oft mit noch abenteuerlichern von Rettung ſeines Volks umherging. Dieſe heftigen Bewegungen konnten aber in einem Gemüth, das ſelbſt im Gewohnheitsdruck erzogen war und ringsum Alles dem Drucke ſich unterwürfig fügen ſah, nicht zu Entſchlüſſen kommen, ſondern führten auf ein grübelndes Unterſuchen der Möglichkeit, wie ein ſo zahlreicher, genau verbundner Haufen von Menſchen ſich allenthalben dem Elende hingäbe, ohne es durch völlige Unterwerfung oder allgemeine Widerſetzlichkeit zu erleichtern. Dieſe Träumereien brachten ihn mit einem alten Rabbiner in nähere Verbindung, einem gelehrten, aber ganz beſchränkten Juden. Hier lernte Labáo eine dritte Anſicht ſeines Glaubens kennen. Sein Großvater war ganz der haſſende, über keinen Gegenſtand als ſeinen Handel nachdenkende Schacherjude geweſen, der in den

Verhältniſſen ſeiner Nation nur die Hinderniſſe, die ihrem Handel und Wandel in Weg gelegt werden, rügte, alles Übrige aber als todte Maſſe mit in die Wagſchale des Haſſes legte. Die Beeinträchtigung des Handels hatte den dreizehnjährigen Labáo wenig angefochten; der Haß war für ſein junges Gemüth wenig gemacht und wurde bei ſeines Vaters gedeihlicher Lage wenig erregt; des Großvaters Denkart war alſo bei ſeinen Lebzeiten ganz unwirkſam geweſen; erſt jetzt begriff er ſie, da er unter der unglücklichen Volksclaſſe, wo jener ſie ausgebildet hatte, lebte. Bei Laban hatte er ſie ganz aus den Augen verloren. Er hatte dort in einem idealiſchen Judenthume gelebt, in einer Kirche gleichſam außer der Gemeine, in der Kirche eines reinen Deismus bei höchſt alterthümlichen, bedeutſamen Formen. Eleaſar, der alſinger Rabbiner, zog ihn jetzt ins gemeine Judenthum hinab, das heißt: in die Religionsbegriffe eines haß- und furchterfüllten Gemüths. Das Räthſel, warum ihr Volk den Jahrtauſende dauernden Druck ertrage, glaubte er ſehr ſchnell durch die Verſicherung zu löſen, daß dadurch Gottes Zorn gebüßt würde, und die Entſchädigung für dieſe Jahrtauſende der Schmach verhieß er untrüglich in der endlichen Wiederherſtellung des Volkes Gottes. Der erſte Satz nöthigte zur unbedingteſten Knechtſchaft unter den Buchſtaben des Geſetzes; der zweite erweckte eine ſonderbare Spannung bei den Schickſalen der Völker nahe um ſie her, weil die Hoffnung, daß der Retter ihres Volkes nun auftrete, bei jedem neuen Vorgange angeregt werden mußte. Bei den gewaltſamen Bewegungen, die ſeit einigen Jahren im

Weſten von Europa ausgebrochen waren, glaubte Eleaſar die Wiedergeburt der jüdiſchen Herrſchaft ſehr nahe. Labáo hatte in den fünf Jahren, die er mit Laban verlebte, zu viele Kenntniſſe geſammelt, um dieſe Begriffe als Glaubensartikel anzunehmen; allein ihre Wirkſamkeit konnte ihm nicht entgehen, und er ahnte, obſchon in einem von Eleaſar's ganz verſchiednen Sinne, die Möglichkeit ihrer Erfüllung. Mit der Ehrerbietung, die ſeine Lehre der Jugend gegen das Alter einprägt, hütete er ſich vor Widerſpruch; indem er aber ſeinem eifrigen Lehrer Zweifel entgegenſetzte, ſpannen ſich die Erörterungen aus und gewährten dem bedrückten Jüngling ein Mittel zur Entwickelung ſeines Verſtandes. Nach einem Jahre, das er mühſelig durchlebt hatte, ohne irgend eine Ausſicht zur Fortſetzung ſeiner Studien zu entdecken, trug ihm Oswald, der ſeinen Handel immermehr ausbreitete, auf, ſeinen Waarenverkauf in **gen, einem lebhaften Städtchen an der Donau zu beſorgen. Ein größeres Glück konnte Labáo in ſeiner Lage nicht widerfahren. Dort war eine hohe Schule; er konnte hoffen, daſelbſt Bücher, vielleicht Unterricht zu finden. Da ſich in **gen keine Juden niederlaſſen durften, brachte er nur die drei, ſeinem Handel geſetzlich zugeſtandnen Tage der Woche daſelbſt zu, die vier übrigen in einem nahen Dorfe. Für dieſe drei Tage hatte er für ſich und ſeine Waaren ein Zimmer bei einem wohlhabenden Sattler gemiethet, der billig genug war, nach kurzer Zeit Labáo von dem gemeinen Juden zu unterſcheiden. Er bot ihm anfangs freundlich die Tageszeit, lud ihn dann Abends in ſein Zimmer ein, und Labáo fand bald in der Unterredung dieſes derben, welterfahrnen Mannes Zerſtreuung und Unterricht. Der Sattler las gern ein gutes Hiſtorienbuch, eine Reiſebeſchreibung, auch zuweilen eine Predigt. Dieſe letzte legte er, wenn Labáo ſeiner Einladung folgte, ſogleich bei Seite; in den andern hörte er aber den jungen Juden gern vorleſen, aber noch lieber darüber reden und ſeine Fragen beantworten. Geſprächsweiſe entdeckte ihm Labáo ſeinen langgehegten Plan, Arzneiwiſſenſchaft zu ſtudiren, und ſeine Sehnſucht nach Unterricht. Der Sattlermeiſter hatte in ſeinem Städtchen nie davon gehört, daß Juden wirklich ſtudiren und Doctoren werden könnten; er meinte alſo gewiß, Labáo wollte ſich taufen laſſen. Sein geſunder Verſtand ließ ſich von ſeiner Religioſität nicht beſtechen, ſondern ſtellte dem Juden ſehr beweglich vor, daß er damit wenig Glück machen werde; wenn ihn ſein Gewiſſen nicht mächtig dränge, ſolle er lieber ein Jude bleiben. Labáo ward ſehr ſchmerzhaft von dieſem Irrthum verletzt; er verabſcheute den Gedanken, ſein armes Volk zu verleugnen; aber es kam ihm grauſam vor, das Herrſchende auch durch dieſes Opfer nicht einmal verſöhnen zu können. Sehr ernſtlich benahm er dem Manne ſeinen Wahn und erzählte ihm, wie es hier und da jüdiſche Ärzte gäbe, die durch ihre Geſchicklichkeit alle Hinderniſſe ihrer Verhältniſſe überſtiegen hätten. Rechtliche Geſinnungen gefallen allen geſunden Gemüthern; der Sattlermeiſter gewann den Juden ſeiner Glaubensbeharrlichkeit wegen um ſo lieber, da er aus ſeinem Geſpräche hier und da eine richtigere Anſicht dieſes Glaubens aufgefaßt hatte. Er ſchlug ihm nun vor, ihn dem Director der hohen Schule, einem wackern katholiſchen Geiſtlichen, vorzuſtellen, damit dieſer ihm Rath, vorzüglich aber Bücher für ſein Fach verſchaffte. Der geiſtliche Herr nahm den Juden gütig auf, ſtellte ihm freundlich die ungeheuern Hinderniſſe, die er finden würde, dar; wie aber der ſtille, beſcheidne Jüngling mit Beharrlichkeit ſie zu überwinden betheuerte, verſprach er, einen großmüthigen reichen Edelmann in der Gegend mit ſeiner Sehnſucht nach Wiſſenſchaft bekanntzumachen, und verſchaffte ihm indeß alle Bücher, die er zu ſeinen Selbſtſtudien bedurfte. Nun lebte Hoffnung in Labáo auf. Die vier Tage, die er auf ſeinem Dorfe zubrachte, ſaß er ununterbrochen über ſeinen Büchern; in der Stadt benutzte er die wenige Zeit, die ihm ſein Handel übrig ließ, zum Abſchreiben, womit man ihm auf des geiſtlichen Herrn gütige Empfehlung ein kleines Verdienſt verſchaffte.

Seit er in des Sattlermeiſters Hauſe lebte, war ein junges Mädchen darein aufgenommen worden, die ein hartes Schickſal zu einer neuen Lebensweiſe zwang. Ihre Mutter war des Sattlers Baſe, ihr Vater Beamter eines Reichsprälaten. Er hatte die Gelegenheit, ſich zu bereichern, ſo unvorſichtig benutzt, dabei ſeinem Herrn ſo wenig zu gefallen geſucht, daß eine Unterſuchung über ihn ausbrach, die ihn verarmte. Eine tödtliche Krankheit verkürzte ſeine Strafe; der Gram hatte ſeine Gattin ſchon hinweggerafft; ſeine zahlreichen Kinder mußten ihr Unterkommen ihrer Hände Arbeit oder der Barmherzigkeit Andrer verdanken. So nahm der wackre Sattlermeiſter Sophien in ſein Haus, um ſeiner Frau zur Hand zu gehen und dafür alle Rechte eines Kindes zu genießen, da er ſelbſt keines hatte. Sophie war eine ſchöngeborne Seele. Ihre Mutter hatte ſie Frömmigkeit und Fleiß gelehrt, Abſcheu vor allem Unreinen. Siegwart, das einzige weltliche Buch, das ein günſtiges Geſchick ihr in die Hände führte, eines der Bücher, die an der Donau ins wirkliche Leben eingreifen, indeß man ſie in Norddeutſchland nur als phantaſtiſche Romane lieſt — Siegwart hatte Ahnungen eines höhern Glücks, als ihre Umgebungen bieten konnten, in ihr erweckt. Daß ſie arm und abhängig geworden ſei, fühlte ſie peinlich; aber bald fand ſie den Aufenthalt in dem Hauſe des fleißigen Handwerkers ihrem Herzensbedürfniß angemeſſener als die lärmende, rohe, ſich nur an der Tafel und beim Becher gefallende Geſellſchaft der Prälatur. Nach einigen Wochen hätte ein ſchärferer Beobachter wohl wahrgenommen, daß die Abendſtunden, wo Labáo mit ihrem Vetter in den ſchönen Hiſtorienbüchern las und ihm von ſeinen Reiſen erzählte, oder gar aus der alten Geſchichte, bald von dem Volke Gottes, bald von den Völkern, die ihre Ahnen Göttern gleichſtellten, die täglichen Blüten ihres Lebens waren. Sie eilte, mit ſorgſamem Eifer alle häuslichen Geſchäfte zu vollenden, damit ſie Abends nicht nöthig hatte das Zimmer zu verlaſſen Dann ſaß ſie unbeweglich an ihrer Kunkel und warf die Spindel ſo behende durch die Luft, daß ſie kaum den Boden berührte, und ſpann ſo zart und ſchnell, daß die Baſe Sattlerin nur ungern die zehnte Stunde ſchlagen hörte, über die hinaus der Hausherr kein Licht mehr geſtattete. Die Natur lehrte die achtzehnjährige Sophie Dem Freude machen, der ihrer Seele ſo neue, erhabene Freuden zuführte. Ein verſchämt freundlicher Gruß, eine beſſere Milch zu ſeinem Kaffee, der einzigen warmen Speiſe, die der ſtrenge Jude in dem chriſtlichen Hauſe zu ſich nahm, die Reinigung und Anordnung ſeines Zimmers waren die einzigen Mittel ihm wohlzuthun. Dieſe häuslichen Berührungspunkte verwiſchten nach und nach die Scheu, die Labáo's Nationalität in ihr vorgefunden hatte. Sie fand in ſeinem Zimmer keine Spur jüdiſcher Eigenheit. Ordnung, Reinlichkeit, Liebe zur Zierlichkeit ſogar, die ſich in dem armen Raum nur durch die Anordnung der Päcke und Kiſten andeuten konnte, benahmen ihm in Sophiens Augen das Judenzeichen. Wie das Frühjahr Blumen ſchenkte, brachte er deren täglich, wo er bei ſeinen Handelsgängen botaniſirte, von den Feldern nach Hauſe, und ſein kleines beſonntes Fenſter war immer mit der ſchönſten Auswahl der Wieſen und Büſche geſchmückt. Labáo war nicht ungerührt von der Nähe des liebenswürdigen Mädchens. Wenn er ſie am Brunnen ſchöpfen ſah, gedachte er Rebekka's; trug ſie einen Arm voll friſches Gras zum Stalle, ſo glich ſie der Ruth, und wenn ſie Abends die leichte Spindel drehte, indeß er vorlas und der Sattler, aufmerkſam die Hände gefaltet, im Lehnſtuhl ſaß, mahnte ihn ihr ſtilles Beiſammenſein an den Frieden in den Hütten der Väter. Weder er noch ſie konnte ahnen, daß Liebe in ihnen entglimme. Die Kluft, die ſie trennte, kam jedem Gedanken an

Annäherung zuvor, und das eben ſchmiedete ihre Ketten. Von dem ſtummen Gruß zum freundlichen Wort, dann zum langen vergeſſenden Anblicken, dann zu einer gefundenen Gelegenheit kleiner Dienſte, bis zu dem tödtlichen Schrecken, der Sophie befiel, wie der geiſtliche Herr Labáo meldete, daß er ihm Mittel geſchafft habe, ſeine unentbehrlichſten Bedürfniſſe auf einer norddeutſchen Univerſität zu beſtreiten, war ihnen keine Abſtufung ſichtbar. Sophie ging todtenbleich zum Zimmer hinaus. Labáo gerieth in eine Bewegung, deren Heftigkeit ihm nur allmälig erklärlich ward, aber je länger je mehr ſeine Seele mit Schreckniſſen füllte. Plötzlich fand er in jeder Falte ſeines Herzens Sophiens Bild, wohin er den Blick wendete, die unbezweifelte Unmöglichkeit, ihr und ſein Glück zu gründen, und über alles dieſes eine erſtarrende Scheu vor ſeiner Liebe und ſeinem Kummer, die in der früh angewöhnten Abſonderung vor jedem fremden Religionsverwandten lag. Der geiſtliche Herr drang in ihn, unverzüglich nach Eſtfelden zu gehen, wo der großmüthige Mann ſeinen Sitz hatte, der ihn durch eine drei Jahre lang wiederholte Unterſtützung von dreihundert Gulden in Stand ſetzen wollte, eine Univerſität zu beſuchen. Er machte ſich ſogleich auf den Weg; und ſo ſehr ſeine Schüchternheit dem ganzen Ausdruck ſeiner edeln Geſtalt ſchadete, gewann er dennoch den Beifall dieſes wahrhaft wohlthätigen Mannes ſo ſehr, daß er ihn durch ſeine Behandlung ermuthigte und ihm noch ein anſehnliches Geſchenk zu ſeinen Reiſekoſten machte. Er that noch mehr, er ging in ſeine Religionsverhältniſſe ein und veranlaßte dadurch in Labáo eine Erneuerung der bei ſeinem Pflegevater Laban aufgefaßten Begriffe, durch die ſeine Seele ſich hob. Seit langem waren ſie durch ſeine gedrückte Lage und Eleaſar's ſtarre Religioſität in den Hintergrund gedrängt worden. Der Baron war der erſte Chriſt, der über dieſen Gegenſtand mit ihm ſprach. Er war betroffen, in ihm eine, Laban's ſo ähnliche Anſicht des Judenthums und der Verbindlichkeit der bloßen Satzungen äußern zu hören; der Baron ſtellte ihm die Wichtigkeit ſeiner bevorſtehenden Laufbahn als durchaus jede Obſervanz überwiegend vor; auch in der Rückſicht, daß ſie ein Mittel für ihn ſei, ſeine Kirche zu ehren und ſeinen Glaubensgenoſſen zu nutzen. Dieſe Sprache, dieſe Behandlung wirkten auf Laban's Gemüth wie eine warme Sonne auf die vom Reiſe erſtarrte Pflanze. Er fühlte Muth, ſeine Lage mit ſeinem Gewiſſen zu einigen; daß ihm dieſer Mann erſchienen ſei, däuchte ihm eine Zuſage, daß ſein Pfad fortan aus der Dunkelheit emporführe zum Licht. Sophie war dabei ſein ſteter Gedanke. Den Siegwart hatte er nicht geleſen; aber Griechen und Römer, und aus ihnen hatte er ſich die Anſicht gebildet, daß der Mann dem Gute entſagen müſſe, das ihm die Pflicht verweigre; jedoch er hatte auch einen Ernſt des Gefühls aus ihnen gelernt, der gegen alle Hinderniſſe, die ihm Armuth und Gewalt in den Weg legten, anzukämpfen im Stande war. Aber auch gegen Glauben und Gewiſſen? — Hier gab ihm keine Vorwelt einen Leitfaden; ſeine Vernunft befahl ihm, Die aufzugeben, die er liebte, und das beſchloß er zu thun. Ohne den Wohnort des wackern Sattlermeiſters zu berühren, ging er quer durchs Land nach Alſingen, um Oswald Rechnung abzulegen von dem Stand ſeines Handels und ihn mit ſeiner Abreiſe nach Jena bekanntzumachen. Der gutmüthige Jude hörte ſeinen Entſchluß mit Beſorgniß; aber der Gedanke, daß er wol ein ſo angeſehener Mann werden könnte, wie zu den Zeiten der Väter mancher Hebräer bei den Fürſten fremder Völker geworden, entzündete ſeine Phantaſie; er machte ihm ein Geſchenk und ermahnte ihn, ſeines Volkes ſtets zu gedenken. Anders empfing ihn Eleaſar. In dieſes Eifrers Augen war der Entſchluß, von chriſtlichen Lehrern zu lernen und Chriſten zum Beſten eine Wiſſenſchaft zu treiben, eine Apoſtaſie. Nachdem er vergeblich Das, was er für Beweggründe hielt, aufgezählt hatte, gerieth er in einen ſo heftigen Zorn, überſchüttete den armen Jüngling mit ſo furchtbaren Verwünſchungen, daß dieſer verſtummt vor ihm ſtand, noch mehr wegen der Erinnerung, die er ihm zurückrief, als wegen der Wichtigkeit, die er ſeinem Unwillen gab. Gerade ſo mit wild fliegendem Bart, mit glühendem Blick und aufgehobnen Händen ſprach Moſes, ſein Großvater, den Fluch über die Treiber ſeines Volks aus am Tage ſeines Todes am Felsufer der Reuß.

Sehr gedrückt kehrte Labáo nach **gen zurück. Er ſah ſich nun wieder an einem Abſchnitt ſeines jungen Lebens und fühlte wieder, daß, wohin er ſich wendete, er immer in eine fremde, feindliche Welt trat. Bis zu Michaelis, wo ſeine Abreiſe nach Jena feſtgeſetzt war, mußte er noch Oswald's Handelsgeſchäfte beſorgen. Er nahm ſich feſt vor, durch keinen Wink, durch kein

Wort Sophien den Kampf ſeines Herzens zu verrathen. Er fand den Meiſter Sattler ſehr ernſt und ſeine Frau mit rothgeweinten Augen. Sophie kam nicht ins Wohnzimmer, er ſah ſie nicht im Hauſe, und hatte erſt ſpät den Muth zu fragen, wo ſie ſei. Sie ſei krank, war der Beſcheid. Es lag etwas in dem Betragen der Leute, das ihn beſtürzte; aber da Sophie hineinverflochten ſchien, fehlte es ihm an Unbefangenheit es zu erforſchen. Sehr wehmüthig ſaß er noch ſpät in der Nacht auf und ſuchte vergeblich ſeine Aufmerkſamkeit auf ſeine Bücher zu heften, als er einen leiſen Schritt vor ſeiner Thür hörte, und gleich darauf trat Sophie in ihrem Nachtzeuge herein, ein großes ſchwarzes Cruzifix in einer Hand und ein geiſtliches Buch in der andern. Sie ſetzte das Gottesbild auf den Tiſch, langte nach einer großen Schale mit reinem Waſſer, die ſie immer Sorge getragen hatte ſelbſt in Labáo's Zimmer zu unterhalten; und nachdem ſie ſolche vor das fromme Bild geſtellt hatte, wendete ſie ſich mit ſchwärmeriſcher Feierlichkeit zu Labáo. Seine erſte Bewegung bei ihrem Eintritt war zu entfliehen. Noch nie hatte er das Mädchen allein, noch nie in dieſer Stunde, nie in dieſem Anzuge geſehn. Vielleicht hatte er bei ſeiner Bemühung, zu ſtudiren, in dieſer Mitternachtsſtunde ſeine Gedanken nicht ſtreng genug bewacht — er fühlte ſich in einer Gefahr, die keine Unterſuchung erlaubte, und wollte der Thür zueilen; aber Sophiens Handlung, noch mehr die ernſten Worte, die ſie ſprach, belehrten ihn, daß hier nicht ſeine Tugend bedroht, aber wol ſein Herz zerriſſen werden ſollte. Sophiens Verſtand war zerrüttet. Viele Monate lang hatte ſie ſich unbewußt die Glut im Herzen getragen; plötzlich war ſie durch den Schrecken über Labáo's Abreiſe zur Flamme aufgeſchlagen, und gegen ſie kämpften nun vergebens Abſchied, Selbſtverdammung und Scham. Dieſer Zuſtand zerrüttete, von zufälligen Einflüſſen begünſtigt, in wenigen Tagen das Gleichgewicht ihrer Seelenkräfte und nöthigte ihre Verwandten, ſie in ihrem Zimmer eingeſchloſſen zu halten. Ihre quälenden Empfindungen waren von den früh eingeſognen Grundſätzen ihrer Vernunft ſo beherrſcht, daß dieſe ſogar bei ihrer Verwilderung ihr Geheimniß verwahrte, ſodaß ihre Verwandten nicht deutlich erfuhren, was ihren Zuſtand veranlaßte. Daß Liebe daran ſchuld ſei, vermutheten ſie wol, weil ſie oft von ſolchen Beiſpielen gehört hatten. Das arme Mädchen hatte Labáo's Rückkehr nicht eher vernommen, als ſpät in der Nacht, wo ſie, von Unruhe gequält, noch ihre Wärterin am Schlafen verhinderte, die ihr denn ohne alles Arge zu ihrer Zerſtreuung des Juden Rückkunft erzählte und unterrichtet, wie in einfachen Bürgerfamilien gute Dienſtboten es immer in den Angelegenheiten ihrer Brotherren ſind, hinzuſetzte, wie ihm ein vornehmer Baron vieles Geld gäbe, damit er ein gelehrter Doctor werden könnte, und wie ſie überzeugt ſei, er ließe ſich doch endlich noch taufen. Der Hauptgrund von Sophiens Krankheit war durch Labáo's Rückkehr verloren; denn mit der Gegenwart des Geliebten, wenn er auch Tod und Verderben an der Hand führte, iſt der Liebende dennoch dem größten Elende entrückt. Allein der Schluß von der Dienſtmagd Erzählung öffnete ihren Phantaſien ein ganz neues Feld. Sie ward ſehr ruhig, und die Wärterin ſchlief feſt ein. Die Abſicht, mit der die Arme in Labáo's Zimmer trat, verräth, was ihre Gedanken beſchäftigt haben mochte. Mit frommer Unſchuld war von dem ganzen Schickſal ihrer Liebe das Seelenheil des Geliebten der einzige Punkt, der ſie fortwährend beſchäftigte. Durch die Taufe mit ihm in den Bund der Chriſten zu treten, hielt ſie für das Ziel ihrer Wünſche; da aber die ganze Wirklichkeit um ſie her ihren Träumen widerſtrebte, entrückte ſie ſich ihr; ſie hielt ſich nun nicht mehr für die arme Sophie, die unüberſteigliche Schranken von Labáo trennten; ſie war ein ſchon erlöſter Todter, und nun beſtimmt, des Geliebten Schutzgeiſt zu ſein, ſollte ſie ſich mit ihm durch die Taufe des Geiſtes vereinen. Nach dem erſten furchtbaren Eindruck, den die unerwartete, herzzerreißende Erſcheinung auf ihn machte, überſah Labáo den ganzen Zuſammenhang ſeines und ihres Elends. Seine Seele errang eine Faſſung, die der ſchwache Menſch in ſolchen Augenblicken wol lieber Inſpiration nennen möchte. Er antwortete ihr auf ihre feierliche Anrede mit der ernſten Verſicherung, dieſe Taufe des Geiſtes habe er ſchon empfangen; das ſei das heilige Band, was von Anbeginn alle Frommen der Erde verbinde. Die Erörterung, in die er über dieſe Verſicherung mit ihr einging, verſtand ſie ebenſo wenig, als er ſie überdacht haben mochte; aber ihr Reſultat konnte ihr in ihrem überſpannten Zuſtande genügend vorkommen; es lehrte ſie, daß Labáo Gottes Kind ſei wie ſie und ſomit ihr Bruder im Glauben. Sie hielt ſich nun nicht mehr von ihrem Geliebten getrennt; ihre Spannung legte ſich, und ſie ließ ſich nach einer Weile ruhig in ihr Zimmer führen, wo die feſtſchlafende Wärterin ihre Abweſenheit gar nicht wahrgenommen hatte.

Labáo's erſter Blick bei der Rückkehr in ſeine Kammer fiel auf das Cruzifix, das Sophie an einige Blumentöpfe, die auf ſeinem Tiſche ſtanden, gelehnt hatte. Von Blättern umſchattet, blickte die weiße elfenbeinerne Geſtalt wie eine Lilie unter dem Laube hervor. Dieſer befremdliche Anblick in ſeinem Zimmer geſellte ſich zu allen übrigen Umſtänden ſeiner Lage, um ihn außer ſich ſelbſt zu verſetzen. Wie hätte die junge Erfahrung eines einundzwanzigjährigen Jünglings in dieſem Labyrinth den Faden ſollen finden? Mit zerſtörter Heftigkeit durchſtreifte ſein Geiſt die verworrenen Pfade ſeines Schickſals; mit überwältigender Bitterkeit ſchien es ihm, als wenn dieſe weiße Lilie am Kreuz all ſein und ſeines Volkes Elend geſtiftet hätte — und er ſtreckte ſeine Hand aus, um es zu zerſtören. Bei dieſer Bewegung ſtieß er an ſeine blühenden Roſen, daß alle ihre Kinderhäuptchen ſich ſchüttelten und ſie bittend ihn anzublicken ſchienen. — Ach, Menſchen hatten ihn wenig angelächelt, die Blumen aber immer; jenen würde er vielleicht getrotzt haben, dieſe konnte er nicht verletzen; bis er behutſam ſie zurückbog, um das Bild zu ergreifen, war ſein Ideengang ſchon geändert; denn wie er ſeiner ſich wieder bewußt ward, rief er laut: Und wenn Du nun auch mein Heiland würdeſt? Du Verderber am Kreuze! und fühlte das Bild in ſeinen Händen, das er heftig emporhielt. Erſchrocken warf er es von ſich und ſuchte die Ideenreihe zu verfolgen, die ihn zu dieſer Blasphemie gebracht hatte. — Kann er denn nur dann mein Heiland ſein, indem ich mein Volk verleugne? — ſprach er ſinnend fort. Muß ich denn darum zu den Harten übertreten, die ihn bekennen? Ward er nicht ſchon mein Heiland trotz meines Abſcheus gegen ihn, ſeit ich von den Lehren meiner Väter die am heiligſten übe, die auch er ſeinen Jüngern befahl? Ward er es nicht auch dadurch, weil ſein Reich die Schmach über mein Volk herbeiführte, und ich darum frommer Jude ward, indem ich ſie um meines Volkes willen ertrug und ſie täglich zu tilgen ſuche durch Tugend und Rechtthun? — Dann wäreſt Du ja mein Heiland in einem ganz andern Sinne wie Deine Jünger mir aufdringen möchten, und in dieſem mußt Du es bleiben — ſo ſagte er leiſe.

Die Nacht war unter ſeinem Ringen nach Licht entflohn, und ſobald es laut im Hauſe wurde, ſchritt Labáo zu dem ſchweren Wege, den er für ſeine Pflicht hielt. Er fand den Sattlermeiſter mit Geſinde und Geſellen vor eben dem Bilde, das ſeine Nacht ſo ſtürmiſch beſchäftigt hatte, im frommen Morgenſegen knien. Schnell, aber ohne eine Spur von Bitterkeit, trat er zurück und wartete an der Stubenthür, bis der Meiſter herauskam. Nachdem nun ein Jeder an die Arbeit gegangen war, erzählte er dem Alten, was er dieſe Nacht mit Sophien erlebt, und was er zu ihrer Beruhigung geſagt habe. Dann ſetzte er hinzu, daß er nie vom Judenthum laſſen würde, es ihm alſo gar nicht erlaubt ſei, zu geſtehen, wie unausſprechlich er Sophien liebe, noch daß ſie ſo gütevoll ſei, an ſeinem Wohl ſo innigen Antheil zu nehmen; daß er aber glaube, ihr krankes Gemüth werde heilen, wenn er ihr mit Bewilligung ihres Oheims verſichern dürfe, was er hoffe vor dem Gott ſeiner Väter zu verantworten: daß dieſe Liebe ihn auf immer jeder Frauenliebe entſagen mache, und er, ſo deutlich ſein Geſetz das Gegentheil gebiete, unbeweibt ſterben wolle. Je feſter ſein Entſchluß und je heiliger ſeine Verſicherung hierüber wären, je ſicherer dürfe er dann mit Sophien über das Wohl ſeiner Seele ſprechen und den Begriff, der ſie ſchon in der vergangenen Nacht ſo ſehr beruhigt habe: daß er mit ihr und allen guten Menſchen, durch ihren gemeinſchaftlichen Schöpfer ſchon allein in einen Bund der Tugend aufgenommen ſei, in ihr begründen und befeſtigen. Der ehrliche Sattlermeiſter kämpfte mit ſich ſelbſt. Im erſten Antrieb ſeiner ungebildeten Sitten hätte er Labáo wol mit Verachtung und Härte zurückweiſen mögen; aber die Gewalt beſſerer Seelen äußerte ſich hier. Sein Zorn beugte ſich vor dem Jüngling, deſſen tadelloſen Wandel er kannte, und deſſen edler Schmerz ihm jetzt Mäßigung auflegte. Labáo's Rede beruhigte ihn auch über die Hauptſache, indem ſie die Furcht, er möchte durch Ablegung des Judenthums endlich doch eine Heirath beabſichtigen, ganz aufhob. Um über Sophiens künftige Behandlung zu berathſchlagen, hielt er die Meinung ſeiner Hausfrau für nothwendig, rief ſie demnach ins Zimmer und erzählte ihr noch ziemlich verdrießlich, was eigentlich die Urſache zu ihrer Baſe Krankheit ſei, wie Labáo der Meinung ſei, auf ihre Geneſung zu wirken, und ſie deshalb die wenige Zeit, welche bis zu ſeiner Abreiſe nach Jena verfließen müſſe, das Mädchen wohl bewachen und auf des Hauſes Ehre achten ſolle. Die Frau ließ ihn kaum zu Worte kommen, ſondern unterbrach ihn ein Paar Mal mit der Verſicherung, Sophie ſei wieder ganz vernünftig, ſie habe bis jetzt geſchlafen und verlange nun, an ihre gewöhnliche Arbeit zu gehen. Dieſe Wirkung von Labáo's nächtlichem Geſpräch mit ihr verſchaffte ihm Vertrauen. Von dem Tage an ſchien das gute Kind, bis auf einen unverkennbaren Tiefſinn, wirklich geheilt. Sie verrichtete alle ihre Geſchäfte und machte ſich keiner verworrenen Äußerungen ſchuldig; nur im einſamen Geſpräch mit ihren Verwandten ſpielte ſie zuweilen darauf an, daß Labáo mit der Taufe des Geiſtes getauft ſei. Das geheime Einverſtändniß, in welches der Oheim und ſeine Frau unwillkürlich mit Labáo getreten waren, veranlaßte nach und nach dieſen, in jener Gegenwart mit Sophie über das, was ſie Taufe des Geiſtes nannte, und ſeine Neigung zu ihr, zu ſprechen. Sittenreinheit und einfache Begriffe räumen durch ihre Treue gegen die Natur eben Das ein, was, am andern Ende der ſittlichen Bildung Überlegenheit der Anſichten und Befreiung von jedem Vorurtheil erlaubt. Die beiden zu ewiger Trennung beſtimmten Liebenden ſprachen in der alten Verwandten Gegenwart von ihrer Liebe und von ihrer ewigen Trennung, und wollte der alte Sattler zuweilen ſeine Weichheit unter dem ſtrengen Befehl, die Pinſelei ſein zu laſſen, verbergen, ſo ſagte ſeine Hausfrau unter ausbrechendem Schluchzen: Ach

Gott! laß doch den Leuten ihr frommes Unglück! glücklich kannſt Du ſie ja doch nimmermehr machen.

Die Zeit, wo die harte Trennung wirklich vollzogen werden mußte, kam ſchnell heran. Labáo's Gönner, der Baron, befahl ihm über ** nach Jena zu gehen und ſich dort in dem Hauſe des reichen Juden Itzig darzuſtellen, der ſeinen Sohn ebenfalls nach Jena ſchickte, und dem er Labáo, zur großen ökonomiſchen Erleichterung ſeiner Lage, als ältern Gefährten vorgeſchlagen habe. Der Abſchied der Liebenden war ſehr ernſt; allein Labáo litt mehr dabei als das Mädchen. Er ſah ihn ohne Täuſchung als die Entſagung aller Erdenfreuden an; ſie ſchwärmte in einer überſinnlichen Welt; den Gedanken, ihrem Geliebten je irdiſch anzugehören, hatte ſie nie aufkommen laſſen; ſie ſtellte ſich alſo dieſe Trennung auch nur als eine ſcheinbare Trennung dar. Weine nicht, Dein Schutzgeiſt umſchwebt Dich, war daher auch ihr letztes Wort an den Jüngling.

Dieſer fand in der Familie des reichen Juden Itzig mehr, als er erwartet hatte. Er fand Menſchen, die, ohne ihre Kirche zu verlaſſen, keine ihrer Satzungen mehr beobachteten, als die freigebigſte Mildthätigkeit gegen ihr Volk; die, ohne ſich an eine andre Kirche anzuſchließen, alle Geiſtesbildung erlangt hatten, zu der die chriſtliche Kirche freien Spielraum geſtattet. Der junge Menſch, den Labáo als Geſellſchafter begleiten ſollte, fiel den Tag nach ſeiner Ankunft in eine heftige Krankheit; aus natürlicher Theilnahme pflegte er ihn, anfangs mit pflichtmäßiger Sorgfalt, bald wie er ihn näher kennen lernte, mit herzlicher Freundſchaft. Seine mediziniſchen Kenntniſſe lehrten ihn eine unerwartete, gefährliche Criſis des Kranken zu einem glücklichen Reſultate bringen; die Familie glaubte ihm ſehr verpflichtet zu ſein, indem er einen bisher unbekannten Genuß erworben hatte, einen Jugendgefährten und Freund. Felix's, ſo hieß der reiche Judenjüngling, Geneſung war langſam; in den vier Wochen, die ſie Labáo nöthigte, auf ſeine Abreiſe zu warten, lernte er das Innere der Familie kennen. Die Mutter ſuchte eine Aufſeherin für ihre jüngern Kinder; die Eigenſchaften, die ſie von ihr foderten, erweckten den lebhaften Gedanken in Labáo, Sophien zu dieſem Platze zu verhelfen. Eine Chriſtin ſollte es ſein; nach der Sitte reicher Juden in großen Städten beſtanden alle Hausgenoſſen von Felix's Eltern aus Chriſten. Er gewann es über ſeine Schüchternheit, Sophien zu empfehlen. Die Achtung, die er ſich bei Madame Itzig erworben hatte, gab ſeinem Vorſchlag Gewicht. Sie war froh, ein Frauenzimmer zu finden, die noch in keiner großen Stadt gelebt hatte, die ihrer Kinder Dankbarkeit zu ſchätzen wiſſen würde; der wackere Sattler begriff ſeinerſeits ſehr leicht, daß eine Ortsveränderung, ein vielſeitigeres Leben ſeiner Baſe Gemüthszuſtand heilſamer ſein würde als die Einſamkeit ſeiner Werkſtatt; wenige Wochen nach Labáo's Abreiſe nach Jena bezog alſo Sophie ein Haus, dem ſie unbekannt ſchon wohlwollte, weil ihr Freund dort geſchätzt und geliebt war.

Sophie fand noch mehr Heilmittel in ihrer neuen Lage, als Labáo berechnet hatte. Sie fand Kinder, die ſie lieben konnte, und mit jener einzig echten Liebe, die keine Schätzung ihres Grades, ihres Werthes in ihrer Berechnung begreift, ſondern nur liebt, weil ſie wohlthut, und wohlthut, weil ſie liebt. Madame Itzig nahm bald wahr, daß in Sophiens Seele ein ungewöhnlicher Antrieb wirke; ſie hätte vielleicht ihre Liebe für Labáo errathen; da aber das zärtliche Mädchen ſie vor ihren eignen Augen ganz in das Gewand der Frömmigkeit gehüllt hatte, ſo hielt ſie dieſen Antrieb für reine religiöſe Schwärmerei. Bei der Güte ihres Herzens und der Reinheit ihres Wandels war ihr dieſe nicht anſtößig. In ſolcher günſtigen Lage gewann Sophiens Geiſt ſchnell an Klarheit und Ruhe; freudig fühlte ſie ſich täglich tüchtiger, ihre Pflichten zu erfüllen. Ihrer Abrede gemäß war der Briefwechſel der getrennten Liebenden ein fortgeſetzter Unterricht von Seiten des Freundes und ein wahres, mildes Ergießen jeder Empfindung von Seiten des Mädchens. So veränderte eine Zeit von mehreren Jahren gar nichts in dem Liebesbunde der beiden Menſchen; er ſtand nur feſter als Alles, was auf feſtem Grunde beſteht, Berge und Eichen und ein dem Guten geweihtes Gemüth. Wollte Gott, der Beiden ganzes Leben hätte auf ſo feſten Pfeilern geruht wie ihre Liebe! Die Liebe ſtrebte aber nach einer Vereinigung im bürgerlichen Leben, und dieſes hat Menſchenwahn und Menſchenſatzung zur Baſis und wankt nur zu oft.

Mit feſtem Entſchluß, allen Hinderniſſen der Umſtände zum Trotz einen Wirkungskreis zu gewinnen, fing Labáo ſeine Studien in Jena an. Vernunftreife und mehrſeitige Ausbildung des Geiſtes führten ihn zu allmäliger Modification ſeiner Denkart. Die norddeutſchen Univerſitäten haben wol am längſten das deutlichſte Bild anſtändiger Denkfreiheit gegeben. Der Jude ward von keinem ſeiner Mitbürger verletzt; aber dieſe Anerkennung ſeiner Menſchenrechte genügte ſeinem grübelnden Sinne noch nicht. Er fühlte mit Kummer, daß ſeine Anhänglichkeit an ſein Volk von dem Augenblick an ein Hirngeſpinnſt geworden ſei, wo er ſich durch ſeine Bildung dem großen Haufen entzog; daß das Judenthum alſo ganz in genauer Gemeinſchaft ſeiner Glieder, ganz in äußern Zeichen beſtehe. Daraus folgte der Schluß, daß der aufgeklärte Jude überall kein Jude mehr ſei; ſein Volk ſelbſt erkannte ihn nicht dafür, ſondern dieſem Volke ſelbſt war der aufgeklärte Jude ein Greuel. Um dem Zweck ſeines Univerſitätsaufenthalts zu entſprechen, hielt er ſich in Jena von allen Gebräuchen ſeiner Kirche entfernt; allein einſt, wie er ſich eben an einem Lauberhüttenfeſte in einem nahen Städtchen, in dem Juden wohnten, befand, ergriff ihn Erinnerung und Sehnſucht, unter Brüdern, wären es auch die ärmſten, zu ſein, und er trat in eine Lauberhütte ein. Ein alter Jude hielt eben das Tiſchgebet. Ein grüner Himmel von Tangeln und Buchs wölbte ſich über den kleinen Raum, Goldflittern und gelbe Herbſtblumen malten freundliche Farben auf das Grün; eine blanke Meſſinglampe erleuchtete eine ärmliche Mahlzeit von weißem Brot und dürrem Obſte. Vor einem Chriſten hätte dieſe Judenfamilie ihr Gebet andächtig vollendet, ihn dann gaſtfreundlich eingeladen —

aber der Hausvater hatte Labáo in Jena geſehen, hatte erfahren, wie er ein Jude ſei, der chriſtlich unter Chriſten lebe und den Sabbath entheilige; er hielt daher in ſeinem Gebet inne und heftete ſchweigend den zornigen Blick auf den Glaubensſchänder. Einer der Söhne, von jugendlicher Gutmüthigkeit getrieben, eilte, dem Fremden einen Becher Bier zu reichen, und ſtand erſchrocken, als ihm der Vater dieſen ſtreng aus der Hand nahm. Ohne Zweifel hätte eine freundliche Rede von Labáo dieſe Überraſchung des Religionseifers beſänftigt; aber der Auftritt ergriff ihn ſo ſchmerzlich, daß er ſchnell hinwegeilte. Von den Juden war er alſo ausgeſtoßen, zu den Chriſten gehörte er nicht, ja die Taufe ſelbſt gab ihm ſo wenig einen moraliſchen Rang unter ihnen als der Adelsbrief einen geſellſchaftlichen unter dem Adel. Ein andres Mal ward er in ein reiches Haus eines Glaubensgenoſſen in **, wo er mit Felix die Ferien zubrachte, zur Oſterfeier geladen — ſo glaubte er wenigſtens, denn es war der Tag dieſes Feſtes. Er fand eine ganz gemiſchte Geſellſchaft, ein köſtliches Mittagsmahl und unter vielen auserleſenen Schüſſeln ein Oſterlamm nach der Vorſchrift des Geſetzes zugerichtet, das ohne anderes Gepränge mit den Leckerbiſſen dargereicht ward. Ein junger Geck, dem der Wein früh zu Kopf ſtieg, ſagte rückſichtslos einige Worte zum fröhlichen Wirth, die an die Bedeutung dieſer Speiſe erinnerten. Ohne Verlegenheit, aber abweiſend, antwortete dieſer: Man behält noch immer einige Obliegenheit gegen die Meinung. — Labáo fühlte ſich im Innern betrübt. Er verglich dieſe Erſchlaffung der Begriffe mit der Härte des armen Hausvaters, der ihn vor ſechs Monaten aus ſeiner Lauberhütte wies, und mußte dieſen Verachteten ehren, indeß ſein heutiger Wirth, ein wackerer, geachteter Mann, ihm Schamröthe verurſachte. Er gedachte, wie er in Alfingen am Oſtertage Judenfamilien geſehen, die, zu arm, die wenigen Groſchen für ein ganzes Oſterlamm zu bezahlen, es in Viertel vertheilten, nach alter Weiſe vor dem Tiſche ſtanden und ihren kleinen Biſſen mit den Worten und in dem Andenken ſpeiſten, wie ihre Väter mehrere Jahrtauſende durch es gethan hatten. Warum, wenn man gar nicht mehr Jude war, wurde man nicht Chriſt? Hier mußte er die Bitterkeit ſeines Herzens bekämpfen; denn er hatte Juden geſehen, wackere, nützliche Männer, die aus ruhiger Überzeugung den Entſchluß gefaßt hatten, die Kluft, die zwiſchen ihnen und den Bürgern des Landes, dem ſie angehörten, ſtattfand, durch freiwilliges Anſchließen an das Chriſtenthum zu füllen, aber nie hörte er ſie ſelbſt von den Aufgeklärtern ihrer neuen Glaubensgenoſſen als Brüder behandeln; der ſchmähliche Beiname eines getauften Juden folgte ihnen bis auf ihre Kinder nach. Und auch hier, wie immer, ſchien ihm die Stimme des Volkes Gottes Stimme; denn, ſeit ſeine Begriffe an Freiheit gewannen, mußte er ſich ſelbſt eingeſtehen, daß der Übergang vom reinen Judenthume zur chriſtlichen Kirche ihm unmöglich falle. Welcher Halt auf Erden blieb nun für ſein bedürftiges Herz? Nicht Vaterland, nicht Familie, nicht Glaubensgenoſſen. — Er hatte nur ein Gut, und das durfte er nicht beſitzen — er hatte nur ſeine Sophie.

Im letzten Jahre ſeines Univerſitätslebens kam ein Jude aus dem Elſaß nach Jena, ein reicher froher Jüngling, der, ſeit den wilden Auftritten im Anfange der Revolution aufgewachſen, die Vortheile der neuen Verfaſſung für ſeine Glaubensbrüder genoſſen hatte. Labáo kam in genauern Umgang mit ihm, und in ihren vielfältigen Geſprächen verband er die Erinnerung an ſein Geburtsland nun zum erſten Mal mit dem Gedanken an ſeine Zukunft. Der Elſaſſer kannte ſeine Familie gar nicht; die ſeit ihrem Unglück verfloſſenen Jahre hatten jede Spur von ihr vertilgt; aber er zweifelte nicht, daß Labáo in der Judengemeine in Strasburg Nachrichten von ihr finden und ſeine Wiederaufnahme in ihren Schoos ſehr leicht erhalten würde. Er hatte dort keine Freunde, er war ſich bewußt, nicht einmal die Trümmer mehr ſeines väterlichen Herdes nachweiſen zu können; aber die Schilderung, die der leichtſinnige franzöſirte Hebräer von den bürgerlichen Verhältniſſen ſeiner Glaubensgenoſſen machte, regte Gedanken in ihm auf, denen ſeit einiger Zeit nicht mehr ſowol ſeine Grundſätze als die Umſtände entgegengeſtrebt hatten. Wenn die Wege endlich ausgemittelt waren, die ſein Volk zu Mitgliedern der Nation erhoben, ſo konnte er ja, ſobald ſein Gewiſſen über ihre Statthaftigkeit im Reinen war, dieſe Vortheile zum Beſten ſeiner Liebe benutzen. Sein Gewiſſen war im Reinen; aber neben ſeinem Gewiſſen winkte eine Gewalt, die er nicht anerkannte, und die dennoch ſo mächtig war, daß nur äußere Einflüſſe ſie aufzuwägen vermochten.

Seine und Felixens Studien waren nun beſchloſſen.

Sein Wohlthäter, der Baron, war von den Zeugniſſen, die ihm von allen Seiten zu Labáo's Gunſten zukamen, ſo erfreut, daß er ſeinen, nun drei Jahre genoſſenen Zuſchuß noch um zwei Jahre fortzuſetzen verſprach, damit ſein Schutzbefohlner eine Reiſe zu machen und ein Unterkommen abzuwarten im Stande ſei. Felix ſollte nach Paris gehn und bat Labáo dringend, ihm dort ebenſo als älterer Freund zur Seite zu bleiben, wie er es in Jena gethan hatte. Nichts konnte dieſem erwünſchter ſein; die Reiſe ward verabredet, aber bevor ſie begonnen wurde, mußte Labáo einwilligen, einige Wochen mit Felix bei ſeinen Eltern zu verleben. Labáo war nicht mehr, der er war, als er dieſes Haus und Sophiens Nähe verließ, nicht mehr der Märtyrer jugendlich erfaßter Begriffe. Seiner Verbindlichkeit, an ſeinem Volke zu hängen, war er noch mit Herz und Gewiſſen ergeben; aber die Bedingungen, unter denen er dieſes könne, hatten ſich in ſeiner Erfahrung vervielfältigt; er fühlte ſich unſicher über den Charakter der Neigung, die er jetzt dürfte gegen Sophien an den Tag legen. Vernunft und Nothwendigkeit hatten ſie bisher immer in die Schranken ernſter, belehrender Freundſchaft gefeſſelt. Sophie machte ihm dieſes leicht. Ihre Leidenſchaft war von ihrer Entſtehung an in ihr Innerſtes zurückgedrängt worden und durch ihren Gemüthszuſtand ſelbſt eine Art von Geheimniß für ſie geblieben. Ganz anders bewegte ſich aber ihr Herzensverhältniß in dem freien Familienkreiſe der geſellſchaftlichen Madame Itzig als in des Sattlermeiſters einſamem bürgerlichen Haushalt. Sophie hatte ſich ihre

Lage durch ihre Verdienſte gebildet. Sie war als Aufſeherin über die jüngern Kinder in dieſes Haus gekommen, aber bald zur Freundin von deren Mutter geworden. Ihre Fähigkeiten hatten ſie aus dem Unterrichte der älteren Töchter und eigner Lecture ſoviel Nutzen ſchöpfen laſſen, daß ſie jetzt ihre kleinen Zöglinge ſelbſt unterrichtete. Ein ſo weiches, heftiges und doch auch ſchüchternes Geſchöpf mußte durch den langen Aufenthalt in dieſem Hauſe, durch ihre Verbindung mit Labáo, ſich ſelbſt unbewußt vielleicht, die unüberſteigliche Kluft zwiſchen den beiden Glaubensgenoſſen aus den Augen verlieren — ſo ſchien es wenigſtens; denn nach einigen Wochen, die Labáo mit Felix in ** verlebte, nach einigen Wochen, in denen freilich manche trübe Stunde, mancher harte Kampf von der Liebe überwunden werden mußte, willigte Sophie in einen Plan, vor deſſen Gelingen ein innerer Schauder ſie zurückſchreckte... Labáo ſollte auf ſeiner Reiſe nach Paris in Strasburg die Rechte, welche die franzöſiſche Conſtitution ihm als Elſaſſer gab, zurückfodern und dann nach ſeinem wiſſenſchaftlich benutzten Aufenthalt in Paris als praktiſcher Arzt in einer elſaſſiſchen Stadt aufgenommen zu werden ſuchen. So weit war der Plan klar ausgedacht und feſten Schrittes zu verfolgen; — Sophiens eheliche Verbindung, als ſein letztes Ziel, ward erſehnt, erbeten, verſprochen, beſchworen — — — aber beide Liebende fühlten, daß ſie durch dieſes Bündniß, ohne das doch für ihre Zukunft kein Glück möglich war, in einen ewigen Kampf mit den Umſtänden eintraten. Kühn hoffte Labáo, in ihm zu überwinden;

bang betete Sophie um Kraft, ihn zu beſtehn; aber in Beider Seele blieb ein ſcheuer Schmerz. Nicht ſowol die Zeit als die Sehnſucht ſtumpfte ihn ab. Eines von dem Andern getrennt, ſchien ihnen kein Zuſtand ſo mühſelig, als der der Getrennten, kein Unglück ſo niederdrückend, als das, ſich einander nicht anzugehören; daher hielt auch Sophie jedes Ereigniß, welches Labäo's Verhältniſſe in ſeinem Geburtslande feſtſetzte, für eine Vorbereitung zu ihrem Glück. Die Hinderniſſe waren endlich alle überſtiegen. Labäo war als franzöſiſcher Bürger eingeſchrieben, von der ſtrasburger mediciniſchen Facultät examinirt und unter ſehr günſtigen Ausſichten in einer Provinzialſtadt des Oberrheins als Arzt aufgetreten. Der Augenblick, das Glück ſeines Herzens zu gründen, war gekommen, und mit ihm empfand er den erſten Schmerz, an dem nun fortan ſein und Sophiens Leben erkranken ſollte. Sein Verhältniß mit ſeinem Wohlthäter, dem Baron, war bisher immer vertraulicher geworden; einige Beſuche und ein fortgeſetzter Briefwechſel hatten ihm die Achtung dieſes braven Mannes ganz gewonnen. Ihm mußte er ſeine eheliche Verbindung melden, und wie befremdlich kurz er dieſes auch that, mußte es doch mit einem Gewebe von Lügen geſchehen. Mit den Vorwürfen eines böſen Gewiſſens empfing er ſeinen Segen; mit bittrer Scham warf er ein väterliches Geſchenk für ſeine Hochzeit in einen Winkel ſeines Schrankes. Er hatte betrogen, er mußte verbergen, und fortan ſtockte ſeine Feder auf dem Papier, wenn er dem alten Manne dankte, wenn er ihm ſchreiben wollte, er ſei ſeiner Achtung noch werth.

Madame Itzig und Felix waren allein in Sophiens Schickſal eingeweiht; alle ihre Verwandte und den ganzen Kreis ihrer Bekanntſchaft ließ ſie bei ihrer Abreiſe glauben, daß eine reiche Judenfamilie in Warſchau ihr unter ſehr annehmlichen Bedingungen die Erziehung einer Tochter übergäbe. Bei dem Antritt einer ſo weiten Reiſe fand man den tiefen Schmerz, mit dem ſie ** verließ, ſehr natürlich; hätte man gewußt, ſie eile in die Arme eines lange und innig Geliebten, ſo würde man erſtaunt ſein. Aber nicht der Abſchied aus ihren bisherigen Verhältniſſen ſchmerzte ſie; die Dunkelheit, welche ſich um ihre Zukunft hüllte, machte ſie erbeben. Wahrheit war fortan aus der Geſchichte ihres Lebens geſchieden; denn um der Rüge der Geſetze in ihrem Vaterlande, um dem Urtheil der allgemeinen Meinung zu entgehen, mußte ihre Spur an der Donau verloren gehen, und im Elſaß ihr Urſprung an den Fluten des Rheins beginnen. Sie übergab ſich Labáo, wie ein Geiſterbeſchwörer ſich den unſichtbaren Mächten dahingibt; ſie entäußerte ſich ihrer ſelbſt, und der einzige Bürge ihres Wohls war der Betrug. Auf dem Wege nach **ich, den ſie größtentheils allein zurücklegte, ward das Gefühl der Entäußerung ihrer Perſönlichkeit endlich ſo gewaltig in ihrer leicht aufzuregenden Phantaſie, daß es kaum mehr ein Gegengewicht in der Ausſicht auf die nahe Vereinigung mit ihrem Freunde fand. Labáo's Anblick, der ihr einige Stunden vor **ich entgegenkam, rief ſie zu einem natürlichen Zuſtande zurück. Er hatte alle Mittel angewendet, um mit ſo wenig Unwahrheit wie möglich ſeine Verhältniſſe zu

Sophien zu einer gültigen Ehe zu machen. Die Geſetzlichkeit der Landesconſtitution konnte er ihr ohne alle Schwierigkeit geben, und ſomit war des Mannes Ehre geſichert. Dem Segen ſeiner Kirche wich er aus, indem ſich in ** ich keine Synagoge befand, und er den nächſten Rabbiner ſchon gewöhnt hatte, ihn für einen Mann zu halten, der Gewiſſensfragen zurückwieſe. Seine ärmern Glaubensbrüder, die ihre Geſchäfte in ſein Haus führten, maßen ſeine Rechtgläubigkeit nach ſeiner Wohlthätigkeit ab, und die Reichern hatten, da er ihren Handel nicht zu theilen ſuchte, kein Intereſſe, dem Herkommen ſeiner ſchönen, guten, ſchwermüthigen Frau nachzuſpüren. Sophie hätte können, Labdo hätte ſollen glücklich ſein. Beide hatten in reifen Jahren, mit vollkommner Kenntniß der Umſtände ihr Schickſal freiwillig beſtimmt. Sie liebten ſich innig; ihre häusliche Lage war, Dank der Vorſorge ihrer Freunde in Deutſchland und Labdo's anerkanntem ärztlichen Verdienſte, bequem und geſichert, ihre Umgebungen ſchätzten die Tugenden ihres ſtillen Wandels; aber das Alles reichte nicht hin, ihnen freien Lebensmuth zu geben. Das Bewußtſein ihres Geheimniſſes lag wie eine ſchwere Gewitterwolke auf ihrem Herzen und nahm in ſeiner Wirkung die Geſtalt einer Schuld an. Demuth und ſtilles Dulden ward der Charakter ihres Lebens. Sie thaten unendlich viel Gutes; aber ſie ſelbſt fühlten es als eine Verſöhnung gegen die Geſellſchaft, die ſie hintergingen. Jede kleine Fehlſchlagung, jede Unannehmlichkeit des täglichen Lebens ertrugen ſie als das Geringſte, was ſie zu erwarten hätten, da auch viel Gröſeres verſchuldet ſein könnte. Sophie ward ſchwanger. Die innige Freude liebender Gatten ward von dem Gedanken, daß ſie ihr Geheimniß auf ihr Kind fortpflanzen müßten, geſtört; und als Sophie einen Sohn zur Welt brachte, legte ſie ihn zitternd in ihres Gatten Arm, denn unausrottbare Begriffe ſagten ihr, er ſei kein eheliches Kind, ſie übergäb' ihn einer verachteten Kirche. Labáo, in dem der Grundſatz und das Bedürfniß, ſeinem Volke anzuhangen, durch die Opfer, die er ihm brachte, immer lebhaft blieb, erfüllte mit Freude die Satzung ſeines Geſetzes. Er unterwarf ſeinen Knaben den jüdiſchen Ceremonien. Sophie nahm wahr, daß eine befremdliche, wahre, innige Rührung und Freude während der Feierlichkeit aus ihres Gatten Augen ſtrahlte — er ſah aus, wie Einer, der nach langer Trennung das Vaterhaus begrüßt — ihr Herz zog ſich ſchmerzhaft zuſammen, und wie der Rabbiner ihr den Sohn auf den Schoos legte, war es ihr, als habe man ihn mit einem fremden vertauſcht. Die Heftigkeit dieſes Eindrucks ging vorüber; aber ihre Geſundheit litt von ihrem ſtillen Gram. Der Knabe kränkelte, welkte und ſtarb am Schluß ſeines erſten Jahres. Labáo ertrug den Schmerz wie ein Mann; allein Sophie beweinte den *ungetauften* Sohn und durfte ihrem Gatten nicht ſagen, daß ſein Tod ſie vor dem Gram rettete, ihn lebend zu betrauern. Ein zweites Kindbett gab ihr eine Tochter; dieſe ſchien ihr weniger entriſſen zu werden, da das jüdiſche Geſetz ſie ſeiner Kirche nicht ſo unverkennbar aneignete. Zwei Jahre gingen glücklich vorüber. Labáo hatte ſich einen beſtimmten Wirkungskreis gebildet, den er zweckmäßig ausfüllte. Vor ihm traten die religiöſen Grübeleien, ſowie die Herzensbedürftigkeit nach Volks- und Kirchengemeinſchaft zurück. Die Freude, welche Sophie an ihrem Kinde hatte, die Achtung, welche ihr das Publicum bewies, gab ihr eine Art von Zuverſicht, die ihr ängſtliches Bewußtſein beſchwichtigte. Vielleicht hätte eine längere Gewohnheit des Glückes ſie des Glücks fähiger gemacht, aber ein geringfügiger Zufall unterbrach es. Ein **ſcher Officier, der ſich eine Zeit lang in ** aufgehalten hatte, wo er Madame Itzig's Haus mit manchen andern Fremden beſuchte, war nachmals in preußiſche Dienſte getreten und befand ſich nun auf einer Reiſe nach Paris. Der Zufall wollte, daß er den ungewöhnlichen Weg über **ich nahm und nahe an der Stadt durch einen Fall mit dem Wagen einen ſehr gefährlichen Beinbruch erlitt. Der Fremde ward in ein nahes Wirthshaus gebracht, Labáo herbeigerufen, und des Leidenden Zuſtand ſowol als die männliche, einnehmende Art, mit der er ſeine Schmerzen ertrug, vermochten den ſorgfältigen Arzt, ſeine dringende Bitte, ihn doch nicht während der langſamen Heilung in einen elenden Gaſthof zu bannen, ſtattfinden zu laſſen. Er willigte ein, ihn bis zu ſeiner Geneſung als Koſtgänger zu verpflegen. Sophie war mit herzlichem Eifer bemüht, das Zimmer ihres Gaſtes zu bereiten, und wie er durch einige Stunden Ruhe ſich geſtärkt hatte, begleitete ſie ihren Gatten zu ihm, um fortan einen Theil ſeiner Pflege perſönlich zu übernehmen. Auf den erſten Blick begrüßte ſie der Oberſte ſehr unbefangen als alte Bekannte aus dem

Itzig'ſchen Hauſe, und eben ſo ſchnell erinnerte ſich Sophie, ihn dort als * *ſchen Major geſehen zu haben. Das war nun das erſte Mal, daß ein lebendiger Zeuge ſie an ihr vergangenes Daſein erinnerte. Die Verhehlung ihres Chriſtenthums, die ſie immer für eine Apoſtaſie hielt, der Betrug, den ſie allen ihren Mitbürgern geſpielt, die Gefahr, ihres Mannes bürgerliches Wohl durch eine Entdeckung zerſtört zu ſehen, ſtellten ſich ihr ſo lebhaft vor Augen, daß ſie nicht fähig war, ein Wort zu erwiedern, ſondern nach wenig Augenblicken, von einem krampfhaften Zittern befallen, das Zimmer verließ. Dieſer Vorfall ſchien die loſe Hülle, welche die letzte ruhige Zeit um ihr zernagtes Herz geſponnen hatte, zu zerreißen, und zum erſten Mal ſah ihr Gatte ohne alle Täuſchung, wie hoffnungslos es von Zweifeln und Selbſtquälen zerſtört ſei. Da er ihre Anlage zur Schwermuth ſeit dem Urſprung ihrer Liebe kannte, war ihm ihre Gewiſſensſcheu nicht fremd, und ſein Bemühen war immer dahin gegangen, ihr entgegenzuwirken; ja, dieſes ſtete Bemühen hatte ſeinen Geiſt, dem frühere Schickſale eine gleiche, zerſtörende Neigung mitgetheilt hatten, geſtärkt; alle'n ſeiner Menſchenkunde, die bei ihm wie bei allen Menſchen ſo leicht durch die tägliche Gewohnheit in Anwendung auf unſere nächſten Umgebungen eingeſchläfert wird, war die Märtyrerkraft ſchwacher Seelen, den Wurm, der am Leben nagt, zu verbergen, entgangen; er ſchauderte vor dem Todtenbilde des Grams, das ſein Weib ihn erblicken ließ; er ſchauderte vor der Sicherheit, mit der er bisher neben dieſer langſam Sterbenden im Geiſte gelebt hatte.

Der Oberſte war ſchnell zurechtgewieſen, indem ihn Labáo ſehr gleichgültig beſchied, daß er ſich geirrt habe, ehemals Sophien für eine Chriſtin zu halten. Neben dem Zuſtande ſeiner Frau ſchien ihm dieſe Lüge ein rechtmäßiges Opfer ſeines Gewiſſens. Wäre der Fremde ſogleich fortgereiſt, ſo hätte die Zeit den gefährlichen Eindruck, den er in Sophien hervorgebracht hatte, vielleicht verwiſcht, und die volle Kenntniß ihres Seelenzuſtandes, zu der Labáo nun gelangt war, hätte ihn vielleicht Mittel finden laſſen, auf ſie zu wirken; aber die Gegenwart dieſes Mannes, die ebenſo wie ſeine gleichgültigſten Geſpräche immer die wehe Seite ihres Gemüthes berührte, hielten ihr Übel wach. Endlich reiſte er ab, voll Dankbarkeit für ſeine vortrefflich gelungene Heilung, voll Achtung für ſeinen Arzt, voll Theilnahme an „ſeiner ſchönen ſchwermüthigen Wirthin“ wie er in unbedachtem Scherze ſie nannte. Jetzt hoffte Labáo, daß ſeine Gattin ruhiger werden würde, als eine neue Störung die traurige Laſt des Übels vermehrte. Eine neue Schwangerſchaft erregte in Sophien die Furcht, wieder einen Sohn zu gebären und durch ſeine Aufnahme ins Judenthum eine neue Schuld auf ihre Seele zu laden; ihre Tochter, die Freudenbringerin ihrer letzten Jahre, entwickelte eine unheilbare Kopfkrankheit, von der die kleine Unglückliche nach mehrern leidenvoll verlebten Monaten ihres Verſtandes beraubt ins Grab ſank. Von da an war Labáo's Einfluß nicht mehr ſtark genug, Sophiens kranken Geiſt zu ſtärken; der ſchreckliche Gedanke, ihr Unglück als Strafe der rächenden Gottheit anzuſehen, ward immer herrſchender in ihr und verkehrte die heiligſten Beweggründe zum Troſt in neue Nahrung des Jammers. Labáo ſuchte ihr die neue Mutterhoffnung als den Beweis darzuſtellen, daß es Gott ihr nicht an Kinderſegen wolle fehlen laſſen — ſie ſah nur eine neue Zuchtruthe darin, und mit furchtbarer Gewalt zog ſie das Böſeſte herbei, vor dem ihr graute; denn wahrſcheinlich mochte ihr finſterer Gemüthszuſtand die Haupturſache ſein, daß ſie zur rechten Zeit, aber von einem todten Knaben genas. „Siehe, du Gefährte meiner Schuld! rief ſie mit ſterbender Stimme; mein Schoos gebiert nur dem Jammer, oder dem Tode;“ und ſeitdem war ihr Geiſt ſelten mehr klar. Ein ganzes Jahr kämpfte die irdiſche Hülle, ihren himmliſchen Gaſt auch unter ſo drückenden Bedingungen zu behalten; Labáo wendete mit blutendem Herzen ſeine Kunſt an; wie aber die arme, bleiche Hülle aus ſeinen unterſtützenden Armen niederſank, blickte er beſeligt und dennoch in Schmerz verſunken empor, als ſäh' er den fröhlichen Flügelſchlag der Befreiten in den himmliſchen Räumen.

Labáo hatte viel ertragen; für das Maß der Seelenkraft, die in ihm ſich entwickelte, zu viel. Seine Faſſung nahm daher von dieſer Zeit an äußere Stärkungsmittel zu Hülfe. Das geſellſchaftliche Leben war ihm in den letzten beiden Jahren ſehr beſchwerlich geworden; Leiden zu mindern war noch ſeine einzige Labung, aber Freuden zu theilen ward ihm ſchwer, gleichgültigen Verkehr zu pflegen, unmöglich. Nach Sophiens Tod ſchienen ihm ſeine bürgerlichen Bande zerriſſen; er zog ſich daher nahe an der Stadt in ein einſames

Häuschen zurück, deſſen dunkle Umgebungen er noch mit einem Walde von Bäumen und blühenden Stauden vermehrte. Hier lebte er ganz ſeiner Wiſſenſchaft und der Pflege der Armen. Erſt während Sophiens letzten Lebensjahren, vielleicht erſt ſeit des Oberſten Anweſenheit, war die Sage in Umlauf gekommen, ſie ſei eine Chriſtin; doch ſo lange ihr Gatte in ſeiner gewohnten Lage, bei ſeinem hergebrachten Geſchäftsgange blieb, hatte ſie keine Aufmerkſamkeit erregt. Sein häusliches Unglück wirkte aber auf die Menge wie auf Sophiens ſchwaches Gemüth, ſie ſah Gottes Strafe in ihm, und wie der Gezüchtigte ſich freiwillig der Vortheile begab, die er über die Ärmern ſeiner Mitbürger beſeſſen hatte, ward dieſe Menge vom Richter zum Schergen; ſie arbeitete mit kleinlicher Beeinträchtigung, mit nachbarlichen Neckereien, mit boshaften Reden der ſtrafenden Gottheit in die Hand. Labáo fand jedes Frühjahr ſeine jungen Bäume geknickt, ſeine Blumen geraubt, ſeine Bienenſtöcke umgeſtoßen, ſeine Brunnen verunſäubert. Jetzt wiederholte er ſich die Gründe, die er Sophien angab, um von ihrem kranken Gemüthe den Begriff, als läge Gottes rächende Hand auf ihr, abzuwehren. Es gelang ihm, und die Menſchen um ihn wurden müde, ihn zu quälen. Oft beſchäftigte ihn in ſeiner tiefen Einſamkeit der Weg durch ſein mühſeliges Leben; er hatte das Rechte gewollt, er hatte nicht Unrecht gethan, und das ſchreckliche Warum, das ſo oft das Forſchen unſers Verſtandes abſchneidet, endigte jedesmal ſeine ſchmerzlichen Betrachtungen. Manche Nacht blieb er mit dieſem Warum vor der Thür ſeines Hauſes, bis die Morgenröthe ſtrahlend hinter den hohen Ulmen emporſtieg; dann war es, als gäbe ſie ihm eine Antwort, und er ging beruhigt an die Arbeit ſeines Tages. In dem erſten Monate dieſes Jahres drangen die befreienden Heere der Deutſchen in jenen Gegenden vor. Vielleicht ward der böſe Willen ſeiner Feinde wieder wach und reizte die Vorurtheile der Sieger gegen den abgeſchiednen Klausner; vielleicht benutzten ſie auch nur ihre Gegenwart, um ihre Schuld zu bemänteln; genug, daß Labáo's Hütte jetzt in Aſche liegt und, da jede Spur ſeines Daſeins verſchwunden iſt, wahrſcheinlich ſeinen Leichnam deckt.

IV.

Der Ehewagen.

Der Ehewagen *).

In welches Menſchenalter ſollen wir uns verſetzen, um den Sinn dieſer Darſtellung nach des Künſtlers Abſicht zu faſſen? Wunderſam hat er antike Geſtalten zu Sinnbildern neuerer Begriffe gewählt; kühn hat er veraltete Anſichten dem mitlebenden Geſchlechte verſinnbildet. Wir erklären uns, keines Andern Auslegung widerſprechend, ohne Scheu über unſre Anſicht derſelben. Der ſchöngebildete Wagen, der einfache Leibrock, das reichgefaltete Peplum gehört der claſſiſchen Vorzeit; das Sinnbild des Hundes, zur Bezeichnung der Treue, des Jochs, als Symbol des ehelichen Bundes, ſetzt eine Anſicht

---

*) Dieſe kleine Erzählung ward durch Kupfer des Damenalmanachs von 1818 veranlaßt, deren Beſchreibung die Erzählung ſelbſt enthält, ſoweit ſie zu deren Verſtändniß nöthig iſt. Ich hoffe, daß die Leſer in der von den Bildern unabhängigen pſychologiſchen Bedeutung der Erzählung den Grund finden werden, der mich bewog, ſie hier aufzunehmen; auch ſchien es nicht unintereſſant, zu zeigen, wie dieſer Geiſt auch eine ſo triviale Veranlaſſung zu benutzen verſtand. Man vergleiche andre Kupfererklärungen!

Anmerkung des Herausgebers.

voraus, bei welcher unſere jungen Herren gar nicht mehr wiſſen werden, wovon die Rede iſt, und ein großer Theil unſrer Schönen höhniſch den Kopf ſchütteln. Unſere Altvordern, der Natur näher vertraut, die Wahrheit ſchlichter ertragend, gingen gegen den treuen Wächter ihrer Herden, den Gefährten ihrer Reiſen und Jagd nicht als mit einem Spielzeug müßiger Laune von Liebkoſung zu Beungnadigung über; ſeine Anhänglichkeit, von knechtiſcher Furcht und niedrigem Ertragen frei, ward deshalb von ihnen mit Recht zum Sinnbild der Treue erwählt; mit Liebe an den Mitgenoſſen ihrer Mühen hangend, mit dem kräftigen Stier, welcher ihr Feld pflügte, redlich die Frucht ihrer Arbeit theilend, ward von ihnen das Joch nicht als ein Zeichen der Knechtſchaft, aber der Verbindung zu gleichem Zwecke betrachtet, und an keine Herabſetzung des Ehebündniſſes denkend, verglichen ſie ein Ehepaar mit dem Geſpann eines Wagens. In dieſem wackern altväterlichen Sinne benutzte der Künſtler dieſe Symbole, und wir wollen ſuchen ſie in einem hiſtoriſchen Zuſammenhange zu betrachten.

Ida war in der Blüte der Schönheit und Jugend, als Hugo, aus den Feldzügen für das Vaterland zurückkehrend, ſie bei einem Beſuch in der Hauptſtadt kennen lernte und liebte. Hugo legte gegen Ida's Reize eine ehrenvolle Narbe in die Wagſchale der Anſprüche, gegen ihre ſorgloſe Jugend einen geprüften heitern Sinn, gegen ihr reiches Heirathsgut ein Amt, von dem aus ſeine Verdienſte ihm den Weg der erſten Ehren eröffneten. Die Verbindung der beiden Liebenden ward zur

Freude der Eltern beſchloſſen, und die zufällige Gegenwart eines hochverehrten Oheims beſchleunigte deren Feier. Ehrenfried, ſo hieß dieſer, fand ſeine Freude an der Kunſt, und als theilnehmender, aber ſchweigſamer Geſellſchafter pflegte er oft ſeinen Antheil an den Vorgängen des Augenblicks in ſchnell ſkizzirten, auf den Gegenſtand des Geſprächs Bezug habenden Bildern an den Tag zu legen. Oft wurden dieſe Stoff zu neuen Geſprächen, oft Denkmale geiſtvoller Unterhaltung. Ida's Verbindung, die gleich nach ſeiner Ankunft in des Bruders Hauſe ſich anſpann, machte ihm viel Freude; der biedre Bräutigam nahm ihn täglich mehr ein; nur wie er in den Tagen der Hochzeitfeier ſeine grenzenloſe Unterwerfung in ſeine Liebesbande gewahrte, ſagte er lächelnd zu dem, bei dem Glücke ſeines Lieblings überſeligen Vater: „ſo läßt ſich doch Jeder von uns einmal in ſeinem Leben den Spinnrocken aufſchwatzen.“ Ida hörte es und blickte triumphirend zu ihrem Oheim herüber. Hugo hörte es und verbarg ſein Erröthen auf der dargebotnen Hand der reizenden Braut.

Während nach der Trauung die jüngere Geſellſchaft in geiſtreichen Spielen ſich abmühte, in denen, dem Tage zu Ehren, die Macht der Schönheit und das Glück ihrer Bewunderer in den witzigſten Sinnſprüchen, Charaden und Calembourgs gefeiert ward, ſaß der Oheim in einem Fenſterbogen und zeichnete, das Geſellſchaftsgewirre ſtill lächelnd mit den Blicken verfolgend, von Zeit zu Zeit ſeine Gedankenſpiele auf. Wie die Tafel angeſagt ward, und das Brautpaar, den geehrten Verwandten fortzuführen, ſchmeichelnd herantrat, ſagte Ehrenfried:

„Nichte, ich hörte, wie Dein Hugo im witzigen Spiel Dir ſein Herz ſchenkte, und wie der Zufall wollte, daß Du es in Deinem Ridikül logirteſt; ein andres Mal wie ihr im Roſenthale zuſammentraft und Schmetterlinge daſelbſt fingt: das brachte mich auf den Gedanken, Euch bildlich zu zeigen, was Euch fortan obliegt, Einer mit dem Andern zu bezwecken, da Ihr den Ort, Euch zuſammenzufinden, freiwillig gewählt habt.“ Mit dieſen Worten reichte er ihnen die Skizze des Bildchens, das wir hier mit der Zahl Eins bezeichnen, die er während des Spieles entworfen. Lebhaft beeilte ſich Hugo, es zu betrachten; etwas mistrauiſch faßte es Ida, die ihres Oheims ſtrengen Sinn kannte, ins Auge. Die Treue auf Roſen gebettet! meine Ida, rief der Bräutigam und drückte die Hand ſeiner Huldin an das Herz. — Alſo einem Joch vergleichen Sie den Eheſtand, mein gnädiger Oheim? fragte Ida ein bischen ſchnippiſch und verlegen. — Ja, Fräulein Braut, erwiederte der neben ihr ſitzende Alte, ſeine klaren, blauen Augen auf ſie heftend — und ſie glänzten unter den gebleichten Wimpern hervor wie eine blaue Flut, vom Schneeufer umgeben, wenn die reine Himmelsſonne daraus zurückſtrahlt. — Ja, Fräulein Nichte, ich ſtelle den Eheſtand als einen Wagen vor, der mehr führt als Cäſarn und ſein Glück, der Lebenswerth und Seelenheil führt, deſſen Grundpfeiler die Treue iſt. Ihr zum Sinnbild nahm ich das Thier, das um der Liebe willen liebt. Dieſe Beiden hier haben ſich verbunden, dieſes heilige Sinnbild auf dem Lebenswege fortzuführen, bis zum Ufer der Ewigkeit hin, einträchtig und keuſch, wie einſt unſre

Voreltern das Bild der Mutter Erde führten, zum See der Verwandlung — ſo ſollt Ihr fortſchreiten, der Stärkere die Stütze des Schwächern, bis die heilige Flut Euch aufnimmt zum beſeligenden Erneuen. — O meine Ida! rief Hugo, möge ich immer würdig ſein, Dir zur Stütze zu dienen; und er drückte die Braut mit der einen Hand an ſein Herz, indeß er die andre ausſtreckte, verheißend des Oheims Rechte zu faſſen. Ida's roſige Lippen, welche ſich beim Anblick des Bildes zum Spotte gewölbt hatten, zitterten von Rührung überraſcht bei des Oheims ernſter Erklärung, und indem dieſer ſeine Hand aus der Hugo's zurückzog, ergriff ſie das Mädchen und benetzte ſie mit ein Paar innigen Thränen. Dieſer bedeutungsvolle Auftritt ſteigerte nur durch ſeinen vorübergehenden Ernſt die Heiterkeit der Geſellſchaft zu geiſtigerm Scherze, ſowie nach einem friſchern Oſtwind der Sommerhimmel, mit glänzenderm Blau umfloſſen, die Fluren erhellt.

Der Kreis der Verwandten und Freunde wetteiferte, auf den Hochzeitstag fröhliche Feſte folgen zu laſſen; von ihnen Allen war Ida die Königin, und wie der Oheim bemerkte, entwickelte ſich je mehr und mehr in ihr das Beſtreben Autokratin zu ſein. Hugo berauſchte ſich in dem Glück, einer ſo reizenden Despotin zu gehorchen, und wenn er wahrnahm, daß der ſtrenge Oheim hie und da andeutete, daß er Roſenketten auch für Feſſeln hielt, verdoppelte er ſeine Huldigung gegen die Königin der Herzen, weil willkürlich übernommene Knechtſchaft die Freiheit nicht zwängt.

Eines Abends hatte man ſich verabredet auf einem benachbarten Landhauſe auf dem Raſen zu tanzen. Ida freute ſich grenzenlos auf das ländliche Feſt. Glänzend von Jugend und Frohſinn, gleitete ihr Fuß über den Teppich des Raſens, und der hüpfende Sonnenſtrahl, der durch die beſchattenden Wipfel der Linden ihre ſchlanke Geſtalt bald hie bald da mit einem Lichtblitz erhellte, zeigte ſie in ſo bezauberndem Liebreiz, daß der ſtrenge Oheim ſelbſt, in ihren Anblick verloren, ſeinen Bleiſtift vergaß. Unerwartet erſchien die Familie des Miniſters * *, des Departementschefs von Ida's Vater, die heute zufällig das nämliche Landhaus zum Ziel ihrer Spazierfahrt gewählt hatte. Der alte Miniſter beglückwünſchte treuherzig die Eltern und das junge Ehepaar, und ſeinen Antheil an ihrem Feſt zu bezeigen, führte er ſeine Tochter Hugo'n zum Tanz zu. Die Verhältniſſe waren von der Art, dieſes Anerbieten mit Dank zu erkennen; Laura war ſo ſchön, daß jede Artigkeit gegen ſie nur eine Huldigung ſein konnte; aber ſie war auch ſo geiſtreich, daß der Tanz eine lebhafte Unterhaltung nach ſich zog, bei welcher in Hugo der Wunſch ſich ausbildete, ſeine Ida daran Theil nehmen zu machen. Geſchickt wußte er Laura in ihre Nähe zu bringen; mit ſtolzer Erwartung, ſeine angebetete Ida mit Laura an Liebreiz und an Geiſt wetteifern zu ſehen, zog er ſie ins Geſpräch; aber einſylbig und kalt ließ es die junge Gattin bald wieder zur Zwieſprache verkehren, die um ſo lebhafter ward, da Hugo ſeine Fehlſchlagung nur durch Geiſtesſpannung zu verbergen vermochte.

Der Abend ward peinlich; denn wie die ſchöne Laura ſchon längſt den Schauplatz verlaſſen hatte, blieb Ida in das Dunkel ihres Mismuths gehüllt, und Hugo ſuchte vergeblich nach Geiſtesfreiheit zu ringen. Der Oheim richtete oft ſeine klaren Augen auf ſie, und wie ſie ihm zur guten Nacht die Hand küßte, ſagte er bedeutend: „glaube mir, Nichtchen, ſchlaf Du's hübſch aus.“ — Aber dem Schlaf entquoll kein Lethe! Ida erſchien am andern Tage mit trübem Blick, und Hugo ſummte engbrüſtig ein Liedchen, ſo oft ſeine junge Frau ſeine freundliche Rede mit halb lauten klagenden Tönen beantwortete. Unglücklicherweiſe mußte an dieſem Tage Ein und das Andre, die Reiſe des neuen Ehepaars in ſeine künftige Heimath betreffend, verabredet werden. Ida ſollte wählen, beſtimmen; ſie hüllte ſich aber in theilnahmloſe Schwermuth. Es war der erſte Abend, den die Familie allein zubrachte. In allen Thüren knarrte ein Mißton; jeder Stuhl rutſchte ärgerlich über den Boden, Keiner hörte des Andern Rede ohne Einwendung an. Die Mutter rief Mann und Schwiegerſohn zum Kartenſpiel auf; Hugo ordnete mit ſichtbarer Anſtrengung, Milde in ſeinem Betragen zu erhalten, den Spieltiſch; Ida ſaß abwärts vor einem Käſtchen und räumte mit troſtloſem Geſicht eine Menge nichtsbedeutende Andenken gleichgültiger Salonsbekannten zu einem Quodlibet ein. Ehrenfried ſchien neben einer Studirlampe zu leſen, plötzlich aber näherte er ſich Ida und legte ein Blatt vor ſie hin (das zweite in der Reihe), in welchem ſie alle Geſtalten auf dem am Hochzeitstage wiederſah, nur verſchieden gruppirt. Ida erröthete und ſchob die Zeichnung mit der Hand zurück, in der ſie eben ein zierliches Winkelmaß von Bernſtein, das Andenken eines jungen Vetter

Lieutenants emporhielt, um es neben eine eben ſolche Freimaurerkelle zu legen. Die Treue iſt ja biſſig geworden, lieber Oheim, ſagte ſie ſpöttiſch, und das Blatt flog, ohne ihren Willen, von dem Raritätenkäſtchen herab bis vor Hugo's Füße. Dieſer nahm es auf, es ward beſehen, commentirt, der Vater nahm's leichtherzig und meinte: die Schöne ſtünde wie eine Artemiſia ohne Aſchenkrug da; die Mutter ſagte aus Verlegenheit das Unpaſſende, nämlich: es wäre recht gut, daß Fidel den armen Ziehenden aufhielt, denn er ſtelle ſich ſo gewaltſam, als wolle er mit dem Wagen davonlaufen. Unerwartet unterbrach Ida's lautes Schluchzen den peinlichen Scherz, und wie ſich die Sprechenden nach ihr umſahen, eilte ſie, das Geſicht in ihr Tuch verhüllend, aus dem Zimmer. Mein Oheim, rief Hugo mit Vorwurf, Sie verletzen durch Ihre zu ernſte Anſicht ihr zartes Gemüth! — Faſſe die Leitſeile, ordne das Geſpann und theile die Laſt, erwiederte bedächtig der Oheim; aber Hugo war längſt ſchon der weinenden Gattin gefolgt. Der Oheim zog ſich zu ſeiner Studirlampe zurück; der Vater miſchte leiſe pfeifend ohne Ende die Karten; die Mutter, nachdem ſie eine Weile in großer Unentſchloſſenheit geſtanden und endlich zur Thür hinausgeſchlichen war, kam nun auf den Zehen, aber fröhlich zurück — er liegt vor ihr auf den Knien und küßt in Eins fort ihr die Hände, flüſterte ſie triumphirend und ſtellte ſich vor den Oheim. O Klaudia, thörichte Mutter *)! rief dieſer und las in ſeinem Buche fort. Aber die thörichte Mutter meinte

---

*) Aus Leſſing's Emilia Galotti.

weiſſe geweſen zu ſein, denn noch am ſelben Abend und alle folgende Tage war Hugo die Demuth und Liebesergebenheit ſelbſt, um Gunſt werbend, als habe er noch kein Jawort erhalten, und die Blicke des Oheims meidend, wie das Kind den Anblick der Ruthe. Dem Anſehen nach keine dieſer Erſcheinungen bemerkend, beharrte Ehrenfried in ſeinem ſinnigen Schweigen, oder in ſeinem friedſamen Geſpräch, gab Rath zur fernern Laufbahn des neuen Neffen und ſchien ſein verändertes Benehmen gar nicht auf ſich zu beziehen. Nach und nach ging Ida's ſchmachtende Niedergeſchlagenheit in launige Lebendigkeit über. Sie konnte nun ohne Hugo's Geſellſchaft nicht mehr leben, nahm Theil an Allem, was er trieb, beſchäftigte ihn mit Allem, was ſie vornahm; ſie beherrſchte ihn, bald mit dem Muthwillen eines glücklichen, bald mit dem Eigenſinn eines kränklichen Kindes. Eines Tages traf Hugo ein Paar ſeiner Kriegsgefährten unerwartet auf einem öffentlichen Spaziergange an. Gute, treue Jungen, die Freude und Leid mit ihm getheilt, die er durch ſeinen gebildeten Sinn vor mancher Rohheit bewahrt und an mancher Ausſchweifung gehindert hatte. Jetzt kamen ſie nach der Hauptſtadt, die verhießne Beförderung zu ſuchen, unwiſſend, daß ihr Waffenbruder ſich daſelbſt vorfinde zum Abholen einer Braut. Die Freude des Wiederſehens war laut und herzlich, und ganz unfehlbar meinten die gutmüthigen Geſellen, der Freund müſſe ſie in ihren Gaſthof begleiten, um ungezwungen mit ihnen einen fröhlichen Abend zu feiern. Hugo ward bei dem Vorſchlage verlegen, und auf ein Paar Worte, welche Ida ihm ins Ohr flüſterte, ſagte er ihnen mit verdoppelter Herzlichkeit: heute Abend ſei er in ein Familienkränzchen verſagt, von morgen früh an wolle er aber nur für ſie leben. Die armen Jungen ſchienen das nicht zu begreifen, ſie wagten ein Paar, ihrer Abſicht nach, ſehr galante Scherze gegen die ſchöne junge Frau, welche durch eine vornehm höfliche Antwort ihre Fehlſchlagung dergeſtalt vermehrte, daß ſie des Oheims Einladung, den morgenden Abend bei ihm in einem Gaſthofe zu ſpeiſen, ſehr mistrauiſch annahmen.

Hugo war an dieſem Abend zerſtreut und verlegen; Ida hatte den folgenden Morgen, wie ihr Gatte ſich, ſeine Freunde aufzuſuchen, entfernte, heftiges Kopfweh. Schweigend ging Ehrenfried den ganzen Tag ſeinen Gewohnheiten nach und wunderte ſich nicht, wie er am Abend ſeine jungen Gäſte allein in dem bezeichneten Wirthshauſe erſcheinen ſah. Wo haben Sie meinen Neffen? fragte er mit treuherzigem Handſchütteln; er will erſt zuſehen, wie's zu Hauſe ſteht, ſagte der eine Kriegskamerad mit komiſch wichtigem Tone. Gut! erwiederte der Oheim, ſo erwarten wir ihn bei einem Glas Wein. — Lange dauerte das Warten; endlich ward Ehrenfried ein Billet überbracht, in dem Hugo ihm meldete, wie eine Geſchäftsfrage von einem ſeiner Collegen, die ihm die heutige Poſt überbracht, eine weitläufige Antwort erfodere. Pereant die Geſchäftsfragen, rief luſtig der Oheim und hob das Glas, und die jungen Geſellen wurden ſo froh am Wein und des Alten treuherzigem Weſen, daß ſie Hugo's Anweſenheit nicht weiter entbehrten.

Wie Ida am folgenden Morgen an ihren Nachttiſch trat, lag ein ſchöner Blumenſtrauß darauf, von einem

Blatt, zur Düte gebogen, umwickelt, auf dem Ida beim erſten Blick die bekannten Geſtalten entdeckte. (Das dritte Blatt.) Allein dieſes Mal erſchien Ida als ſiegende Königin auf den Wagen erhoben, den Zepter in der Hand, von ihrem Gefährten mühſelig gezogen, und der bedeutſame Fidel, der auf dem erſten Bilde auf Roſen ruhte, auf dem zweiten den zornigen Führer zurückhielt, ſchien hier demüthigen Schrittes dem Siegeswagen zu folgen. Ida faßte es nur flüchtig ins Auge, warf es dann geringſchätzend zur Seite und ſagte, ohne den, es jetzt auffaſſenden Hugo anzuſehen: „Wahrhaftig! der Oheim misbraucht ſein Vorrecht eines gutmüthigen Murrkopfs.“ Hugo hatte das Bild mit gerunzelter Stirne betrachtet und blieb nun hocherröthend, in Gedanken verſunken damit ſtehen. Ida fuhr fort, ſingend, doch nicht ohne heimliche Verlegenheit, die Blumen in eine Vaſe zu ordnen, bis nach einer Weile Hugo, heftig auf- und abſchreitend, dem Bedienten nach ſeinem Hut rief. Du gehſt doch nicht aus? fragte Ida nachläſſig, ohne ihre Beſchäftigung zu unterbrechen. — Doch! ich gehe mit meinem Kameraden zum Frühſtück. — Wie? doch nicht wieder im Gaſthof? — Vielleicht. Vielleicht auch ins Freie. — O Hugo! nur kein Gelag! — Nein Ida; aber einen freien Moment... Die junge Frau wendete ſich mit den Blumen in der Hand befremdet und beleidigt um. Wie? rief ſie, unſer häusliches Beiſammenſein.... Es ſchien, als hätte ſich ſchnell ein Gährungsſtoff in Hugo's Herzen entwickelt; denn ohne ſie ausſprechen zu laſſen, legte er mit zitternder Hand das gezeichnete Blatt vor ſie hin und eilte aus dem Hauſe.

Abgeſtreift war nun der Blütenſtaub von dem Kranze der Liebe; einzelne Windſtöße von Mismuth, ſchnell ſchwellende Bäche von Thränen riſſen die entfärbten Blumen mit ſich fort. Vater und Mutter, vom Oheim dringend gebeten, enthielten ſich nur mit mühſeliger Selbſtüberwindung, Bitten und Klagen zu verſuchen; Ehrenfried ſelbſt, ohne ſich je in die wechſelnden Launen des Ehepaars zu miſchen, wußte ſein Geſpräch, ſein ganzes Benehmen alſo einzurichten, daß es aller Verblendung der Leidenſchaft bedurfte, um nicht in ſeinem Umgang Weisheit, in ſeinem Beiſpiel Milde zu lernen. Herzlich mit der Nichte, voll männlicher Theilnahme gegen den Neffen, wußte er oft die geſpannten Gemüther bis zum freundlichen Beiſammenſein zu beſchwichtigen. Das Ende von Hugo's Urlaub kam herbei; er hatte zuweilen der Nothwendigkeit, an die Abreiſe zu denken, erwähnt, aber ängſtliche Blicke der Mutter, helle Thränen der Gattin waren die einzige Antwort. Endlich erſuchte er im engern Familienkreiſe Ida, den Tag zu beſtimmen, an welchem er ſie in ihre künftige Heimath dürfe einführen. Sie brach in einen Thränenſtrom aus und bat ihn mit Schluchzen, allein abzureiſen und ihr noch einige Wochen zu erlauben, in denen es ihr vielleicht gelingen würde, ſich in ihre neue Lage zu finden. Vater und Mutter verſtummten; Hugo ward blaß, machte eine Verbeugung und verließ wankend das Zimmer. Nun blieben die Eltern ihres dem Oheim gethanen Verſprechens nicht länger eingedenk, ſie begannen mit Fragen und endigten mit Vorwürfen, wobei die peinlich gequälte Ida die Fragen mit Thränen, die Vorwürfe mit zunehmendem Stolze beantwortete. Nichte, rief endlich der Oheim, der bis dahin im Stillſchweigen verharrt hatte, da haſt Du das Bild Deiner Ehe, wenn Du ſo fortfährſt, aber in dem Falle male daneben Deiner Eltern und mein Grab. — Heftig warf er ihr ein Blatt hin, das ihn ſeit einigen Minuten beſchäftigt hatte, und trat in ſichtbarer Gemüthsbewegung auf den offenen Balkon. Ida heftete einen kalten, trotzigen Blick auf die Zeichnung — doch plötzlich, wie von Geiſterhand berührt, mit beiden Händen das Angeſicht verbergend, blieb ſie eine Weile lang ſtehen, ſah dann wieder ſcheu, als fürchte ſie ein Geſpenſt zu erblicken, auf das Blatt hin, ſchien weder die Worte der Eltern noch ihr Verſtummen zu bemerken und ging endlich, das Blatt zurücklaſſend, langſam aus dem Zimmer. Die Mutter ſtand auf, ihr zu folgen. Laßt die beiden Leute allein, ſagte der Oheim und hielt ſie zurück, jetzt muß ſich ihre Zukunft entſcheiden. Klagend widerſtrebte die Mutter: Sie haben Kleinigkeiten einen ernſten Namen gegeben; ohne Sie hätte man der jungen Eheleute Schwachheiten verhehlt oder nicht bemerkt. — Schweſter, rief Ehrenfried entrüſtet, ich habe in die unverſtändigen Herzen geleuchtet, damit es darin Tag wurde, indeß ſie auf dem Wege waren, ein Phariſäergrab drein zu bauen, das voll geweſen wäre von Moder und Graus. Bruder, Du bleibſt immer ein Phantaſt, kam der Vater ziemlich ſchüchtern hinterdrein, und haſt die jungen Leute auch zu Phantaſten gemacht. — Eine lange Stunde ſchlich ängſtlich vorbei; Ehrenfried hätte ſelbſt gern der dringend bittenden Mutter erlaubt, nach dem Ehepaar zu ſehen, denn ſein Herz war viel weicher wie ſein Kopf; da öffnete ſich unerwartet die Thür, und Arm in Arm traten ſie herein und nahten ſich den verehrten Verwandten. Oheim, ſprach Ida mit noch perlenden Thränen, Sie haben mich hart, doch rettend gemahnt. Der Wagen ſoll nicht zertrümmern, die Treue nicht zerſchmettern . . und dabei ſchlang ſie ſchluchzend ihre Arme um den feſtſtehenden, ernſt blickenden Gatten. — Oheim, Sie haben als ein kühner Arzt das Übel behandelt, ſagte halb vorwerfend dieſer. So thut man nur einer feſten Natur, erwiederte Ehrenfried und reichte dem jungen Manne herzlich die Hand. Und die Natur hat geſiegt, liſpelte liebkoſend das erröthende Weibchen, morgen führt mich mein Hugo in ſein Haus.

Nach länger als einem Jahre beſuchte Ehrenfried das junge Ehepaar an ſeinem Wohnort. Liebe und gegenſeitiges Vertrauen glänzte ihm aus ihren Blicken entgegen. Freudeſelig führte Hugo den verehrten Verwandten an die Wiege ſeines Sohns, und mit glänzenden Augen zeigte Ida auf ein ſchönes darüberhängendes Gemälde, das eine ausgearbeitete Kopie des kleinen Bildes vorſtellte, welches den ſchickſalsvollen Bilderkreis ihrer erſten Eheſtandswochen an ihrem Hochzeitstage eröffnet hatte. Lieber Oheim, ſprach ſie und küßte kindlich ſeine Hand, dieſes Bild ward das Bild unſers Lebens, die andern drei hebe ich auf, und ſchenkt mir der Himmel ein Mädchen, ſo werden ſie einſt, wenn ſie Braut wird, der Text meiner mütterlichen Lehren.

V.

Die ungleiche Heirath.

St. Amand, ein Schweizerofficier in franzöſiſchen Dienſten, der mit Auszeichnung gedient hatte, kam ſehr ſpät in ſein Vaterland zurück. Es war in den letzten Jahren vor der Revolution; der Grad eines Marechal de Camp, ein Ludwigskreuz, ein durch unerwartete Erbſchaften ſehr vergrößertes Vermögen verſchafften ihm allgemeine Achtung und auch die Hand eines ſehr jungen, ſchönen, reichen Mädchens aus der Hauptſtadt des kleinen Ländchens, deſſen Bürger er war. Melanie war in einem herrnhuter Inſtitut erzogen; Reinheit der Sitten, Herzlichkeit, heitre Frömmigkeit, weibliche Thätigkeit ſind die Vorzüge dieſer Anſtalt; allein der Verſtand wird dort nur ſoweit ausgebildet, wie das Herz ihn führt; die Wiſſenſchaft wird nach der Form des Katechismus behandelt und muß ſich unter die moſaiſche Schöpfungsgeſchichte beugen. Ein Mädchen, das dieſes fromme, wohlthätige Haus verlaſſend bei einem feſt umſchränkten Lebenswege beharrt, wird glücklich und beglückend ſein; doch dringen außerordentliche Schickſale ſich ihr auf, ſo iſt zu beſorgen, daß ihr Verſtand dem Irrthum erliege. Melanie nahm St. Amand's Hand ohne Widerſtreben an; dieſe Ehe hatte alle Vortheile einer glänzenden Lage, ihr Gemahl erſparte ihr alle Mühen, verſchaffte ihr alle Freuden, ſie bewegte ſich viele Jahre bei ſtiller Pflichterfüllung in dem angewieſenen, von allen Übeln fernen Lebenskreis fort, den nicht einmal der Sturm der Zeit in ihrem glücklichen Lande unterbrechen konnte. Ein ſolches Schickſal wirkt ſonderbar auf den intellectuellen Menſchen — er überſpringt die ganze Zeit der Lebensfülle — die Jugend knüpft ſich an das Alter, die Entwickelung, die Reife wird übergangen, wie Pflanzen in der reichſten Knospenfülle ſtille ſtehen, die Blätter wachſen fort, die Blüte vertrocknet und im Herbſt ſtirbt die Pflanze ab, ohne Blumen und Samen entwickelt zu haben. Melanie hatte ihre Geſpielinnen geliebt, ihre Eltern, Verwandte, ſie liebte ihren Mann, der ſie, dreimal älter wie ſie, mit Recht wie ein liebenswürdiges Kind behandelte; die einfache Landesſitte, der gewohnte Familienkreis, welche Schlechtigkeit, ja bloße Leichtfertigkeit von ihr abhielten, erſparten ihr jede Gefahr, jeden Kampf. — Sie lernte nie Leidenſchaft kennen, und was ihr einige nüchterne Romane von ihr ſagten, ward mit tauſend und eine Nacht in eine Klaſſe der Lecture geſetzt. Die Heloiſe war ihr ſchon von ihrem Religionslehrer verboten worden, und Frau von Stael's Delphine, die ihr ſpäter in die Hände fiel, hörte ſie ſo ſtreng beurtheilen, daß ſie das Herzklopfen, was ihr Leon's Leidenſchaft erregte, für eine Wirkung der Verwerflichkeit dieſes Buchs hielt und ſich recht eifrig bemühte, es für gefährlich anzuerkennen. So blieb nun die Blüte ihres Herzens unentfaltet, und mit freundlichen Gefühlen, in einem Kreiſe leichter, gernerfüllter Pflichten, einförmigen Wohllebens und genußloſer Ruhe, hatte ſie ihr dreißigſtes Jahr erreicht. Sie hatte nie daran gezweifelt, daß der Zorn, welchen der Marechal de Camp täglich oder mehrmals die Woche aus der Leſegeſellſchaft in der Stadt auf ihr herrliches Landgut am Bergabhange des Seeufers zurückbrachte, von den „abſcheulichen Franzoſen" reichlich verdient ſei; ſie fürchtete ſich vor den Republikanern; ſie verehrte die Preußen; ſie gab endlich dem franzöſiſchen Helden ein Feſt, wie er die Herrſchaft über ihr Vaterland erhielt, und St. Amand ſelbſt beruhigte ſich über dieſen Schickſalswechſel; denn das Verdienſt, Fürſt ſeines Ländchens zu ſein, ſchien ihm und allen ſeinen Landsleuten ſo groß, daß ſie Dem ihren Beifall nicht verſagen konnten, den die Gottheit ſo ausgezeichnet begünſtigt hatte.

In dieſer Zeit erhielt der Marechal einen Brief von einem alten Kriegskameraden aus dem ſüdlichen Frankreich, der, viel älter als er, auch früher die militairiſche Laufbahn verlaſſen hatte und nun einen neunzehnjährigen Sohn durch keine Liſt weiter der Conſcription zu entziehen vermochte. Bei der ſchlanken Geſtalt des zarten Jünglings gelang es dem Vater, falſche Zeugniſſe der Ärzte über den gefährlichen Zuſtand ſeiner Lunge zu erhalten, und auf dieſe geſtützt, nahm er St. Amand's Vorſchlag, ihn eine Zeit lang außer Landes und in ſein Haus zu ſenden, mit Vergnügen an; denn Camille hatte mehrere Geſchwiſter, er mußte auf ſein Fortkommen denken und durfte wegen ſeiner vorgeblichen Lungenſchwäche jetzt in ſeiner Provinz nicht kräftig um anderweitige Anſtellung eindringen. Der junge Biscayer ward von dem Waffengefährten ſeines Vaters mit aller Gaſtlichkeit und Treue aufgenommen, er behandelte ihn wie einen Sohn, er entwarf Pläne für ſeine Zukunft, ſah ſie ſchon im Geiſte gelungen, als den wackern Alten eine Erkältung wenige Wochen nach Camille's Ankunft in Vauveron, St. Amand's Landgut, ins Grab legte. Er empfahl ſeinen jungen Gaſt ſeinen Freunden, beſtellte, daß er in ſeinem Hauſe bleiben ſollte, bis er eine Verſorgung in einem Handelshauſe gefunden, zu welcher er die beſten Einleitungen gemacht hatte, und bat ihn, „ſeine ſchöne Mama,“ wie er, auch im Tode noch galant, Melanie nannte, als ein freundlicher Sohn zu tröſten und zu unterſtützen.

Melanie war nun dreißig Jahr alt, Beſitzerin eines ſehr großen Vermögens und brachte ihre Trauerzeit in der Geſellſchaft einer alten Schwägerin, die ſie ſeit ihrer Heirath nie verlaſſen hatte, und Camille's zu. Camille, am Ufer des Adour geboren, hatte lauter geſunde, innige Gefühle, zu einer glühenden Phantaſie geſellt, welche am Meeresufer, in den romantiſchen Thälern des Bigorre durch Landleben und unbeſtimmten Zeitgebrauch erhöht ward. Er hatte faſt gar keine Kenntniſſe, aber heiße Wißbegierde, Bewunderung des Großen, Streben nach Thun und Wirken, ohne eine klare Anſicht ſeiner Kräfte und des Ziels, zu deſſen Erreichung ſie ihm nutzen konnten. Er ſehnte ſich nach Krieg und Schlachtgewühl, deshalb hatte er ſich zu ſeines Vaters Verzweiflung Napoleon zu ſeinem Helden gewählt und verwünſchte die Kunſtgriffe ſeiner Eltern, ihn dem Kriegsdienſte zu entziehen; allein bis jetzt war alle Lebhaftigkeit ſeiner Gefühle in der Liebe zu ſeinen Eltern vereinigt geweſen, daher war er des kindlichen Gehorſams viel zu gewohnt, als daß er hätte auf Widerſpenſtigkeit denken ſollen. Ein ſo neuer, die Entfaltung aller Kräfte noch erwartender Jüngling fand ſich nun täglich neben einer ſehr liebenswürdigen, weit unter ihren Jahren jugendlich erhaltnen trauernden Frau. Der Winter brach ein, ihr Trauerjahr ſollte auf dem Lande verlebt werden, und es war um ſo leichter, da mehrere Familien von Gutsbeſitzern Bauveron auch in der rauhſten Jahreszeit nicht verließen. Melanie's Lebensweiſe war durch des Marechals Tod wenig geändert; der Morgen verſammelte die Familie zum Frühſtück, wo Camille „der ſchönen Mama" den Theetopf aufgoß, Fräulein Roſette, die alte Schwägerin, von ihren Träumen erzählen ließ, den Vögeln Futter gab und Guitarre ſpielte. Oft kam ein Nachbar, der in die Stadt zum Mittagseſſen ging, vorbei und bat um Aufträge; zuweilen wollte wol Camille mitgehen, dann rief Melanie ſo beſorgt: „Sie kennen unſere Schneeluft nicht! ein ſo langer Fußweg bei einer ſchwachen Bruſt" — der Nachbar ſtimmte bei, wenn es ſeiner Denkart nach ein unendliches Glück war, daß dieſe ſchwache Bruſt von Napoleons Heerdienſte befreit hatte, oder er neckte galant die ſchöne Frau, die einen Damoiſeau aus dem jungen Menſchen machen wollte. Im erſten Falle machte Camille ſich ein Verdienſt daraus, der ſchönen Mama zu gehorchen; im zweiten ſprang er, ſeinen Hut zu holen, und der Sohn des Südens ging leichtfüßig neben dem Jurabewohner her und kam Abends dann ſo erfroren zurück, daß Melanie's freundliches Schmählen bei ſeinem Anblick der ſorgſamſten Pflege, der herzlichſten Bemühung Platz machte. Wenn dann der junge Menſch am Kamin ſaß, der Theekeſſel rauchte, ſeine Lippen endlich wieder Bewegung, ſeine Hände Wärme fanden, dann hielt er freilich Melaniens Hand länger zwiſchen den ſeinen, als es nöthig war, um ſie von ihrer rückkehrenden Biegſamkeit zu überzeugen, dann legte er wol ſeine Wange darauf, die, von dem Nordwinde gepeitſcht, nun ihre ausbrechende Glut auf den ſanften Händen kühlte. Blieb man bei ſtürmiſchem Wetter zu Hauſe, ſo ſchrieb Camille Verſe ab oder trug Rechnungen ein; man machte ein bischen Muſik, Camille erzählte von ſeinem milden Lande und den Tänzen der Mädchen und Kampfübungen der Jünglinge und ahmte die Stellungen nach, mit glänzendem Blick und anmuthiger Geberde durch das Zimmer ſpringend und mit der weichen, in halben Tönen gehaltenen Stimme ſeiner Jugend und ſeines Landes dies frohe Leben beſchreibend.

„An Herrn von Anillac iſt ein Schauſpieler verloren,“ ſchmunzelte Fräulein von St. Amand, indem ſie nach langer Pauſe ihre ſeidne Fleckchenſchachtel wieder an ſich zog, die ſie, die Tabaksdoſe in der Hand, über Camille's Action vergeſſen hatte. „Ein Schauſpieler iſt an ihm verloren!“ wiederholte ſie und zog eins bei eins die Fäden aus dem Fleckchen, die zu einem warmen Geſpinnſt für den nächſten Winter beſtimmt waren. Melanie ſah mit ihr bisher ganz fremden und jetzt noch unverſtändlichen Empfindungen dem anmuthigen Jünglinge zu. Unbewußt des ahnungsvollen Zwiſchenſatzes im Innern ihrer Seele, fügte ſie mit Herzklopfen Racine's unpaſſende Worte in ihrem Gedächtniſſe zuſammen:

Wann wird mein Aug' auf der beſtaubten Bahn
Des raſchen Wagens flücht'gen Lauf verfolgen — — —

die ihr der Marechal unter den andern Claſſikern ſeiner Nation oft ſchlecht genug vorgeleſen hatte. An andern Abenden war Camille ein klangreicher Troubadour. Die Guitarre am Halſe hängend, ſchenkte er das Theewaſſer ein; mit der Guitarre begleitend, beantwortete er alle Fragen; mit einem Marſch auf der Guitarre begab er ſich auf ſein Zimmer. Machte er Fräulein von St. Amand ungeduldig, ſo bot ihr Melanie eine Partie Piket an, und dann ſetzte ſich Camille ſchmollend in einen Winkel, ſpielte die rührendſten Weiſen, ſang die ſehnſuchtsvollſten biscayiſchen Liedchen, und wenn es Schlafenszeit war, ſagte er Melanie in ſeiner Landesſprache einen Abſchied — „wie ich meiner Mutter ſagen würde, wenn ſie ſchön wäre und blühend wie meine ſchöne Mama!“ — und während er dieſe Schmeichelei ausſprach, ging ſein ſchmerzvoller Blick durch die innigſte Zärtlichkeit zu einem halb muthwilligen Feuer über, mit dem er nicht Melanien, ſondern die alte Schwägerin um einen Verſöhnungskuß bat.

Doch nicht dieſe einſamen Abende, nicht die heitern Reihentänze mit den einfachen Nachbarn des Gutes nach der Guitarre oder dem Klavier hätten vielleicht je eine Veränderung in dem Verhältniß dieſer beiden Menſchen hervorgebracht. Ein Ungefähr ſtellte ſie in ſchärfern Gegenſatz gegeneinander. Eines Abends bei ſtarker Kälte und hellem Mondſchein ging die Familie St. Amand nach einem ganz nahen Dorfe, wo man bei dem Geiſtlichen ein ſehr ländliches, freundſchaftliches Feſt feierte. Die Nüſſe zum Ölpreſſen wurden aufgebrochen, die Nachbarn kamen Einer zu dem Andern der Reihe nach, um die Arbeit ſchneller zu beenden. An einem großen Tiſche ſaßen oben die Herrſchaften, unten die Mägde; ein Paar Knechte ſchlugen die Nüſſe auf einem Holzklotze auf, und die Übrigen reinigten ſie von den Schalen. Ein Paar große Äpfelkuchen wurden zwiſchen Herren und Dienern vertheilt, und Kräuterwein brauſte in den Gläſern. Der Hammer der Knechte ſchlug den Takt zu manchem Geſange, man erzählte manche Geſchichte; der freundliche Geiſtliche, beſorgt, daß die Geſpräche der Herrſchaften dem Geſinde verkehrte Begriffe möchten beibringen, erklärte den Hochaufhorchenden das Geſagte und fügte eine Nutzanwendung hinzu, welche auch die Herrſchaften nicht ohne Frommen vernehmen konnten.

So war der Abend fröhlich vergangen; allein wie es zum Fortgehen kam, fand der Pfarrer, daß die Luft für Fräulein von St. Amand zu kalt ſei; er bot ihr ein Bett an und band dem Schulmeiſter von Vauveron, welcher auch Nüſſe aufgeklopft hatte, feſt ein, Frau von St. Amand bis an ihr Haus zu begleiten. Camille bot Melanien ſeinen Arm; ſie bemerkte, daß er vor Kälte zitterte und ſprach beſorgt: Camille, wie kann man aber ſeiner Freunde Sorge ſo trotzen? So ein Röckchen mag bei ihrer wärmlichen Seeluſt ausreichen, nicht hier. — Was könnte mir denn die wärmlichen Lüfte meiner Heimath erſetzen als ſolche Vorwürfe? da brächte ich mich ja um mein Glück, wenn ich ſie nicht verdiente, antwortete er ſcherzend, und man machte ſich auf den Weg. So kamen ſie bis zum Eingange des Dorfes, deſſen erſtes Haus des Schulmeiſters war; hier beredete Melanie den guten Alten zu bleiben, indem ſie nur durchs Dorf zu gehen brauchten, um zu Hauſe zu ſein. Während der kurzen Verhandlung fiel es Melanien auf, daß Camille ſehr ſchweigend war; ſie fragte ihn, wie es ihm ginge, und er antwortete lachend: „die Kälte betäubt mich.“ Darüber beſorgt, ſchlug ſie ihm vor, einen kürzern Weg rechts vom Dorfe durch die Weinberge zu nehmen, und zog ihn ſchnell, um ihn von ſeiner Betäubung zu befreien, ſchäkernd mit ſich fort. Camille bemühte ſich, die Wirkung der Kälte abzuſchütteln, er zwang ſich zur Eile; Beide, durch ihre Empfindung zerſtreut, verfehlten den rechten Weg unter den vielen Terraſſen, und plötzlich befanden ſie ſich auf ſchmalen Mauerwegen, vor welchen die Abhänge, vom zuſammengewehten Schnee unkenntlich, das Niederſteigen unmöglich machten. Melanie blieb ſtehen, um ſich zu orientiren; nach ängſtlichem Umherſchauen ſah ſie ſich nach Camille um und fand ihn am Abhange ſitzend, das Geſicht in die Hände gelegt. — Mitleid mit dem armen Unvorſichtigen, der dem Tode entgegenſchlummerte, Angſt um ſeine Gefahr, Angſt um das Auffallende ihrer Lage, ſo ſpät, ſo nahe ihrem Wohnhauſe, mit einem jungen Mann allein, verirrt, Hülfe rufend um ſich zu finden, beſtürmten ſie, indeß ſie Camille's Hände von ſeinem Geſichte fortzog, um ihn zu erwecken. Er ſah ſie einen Augenblick ſchlaftrunken an, ſtammelte den Namen Melanie! bei dem er ſie nie genannt hatte, in dem ſüßeſten Tone und ſank ſchlummernd auf die Seite in den Schnee. Frau von St. Amand's Angſt ſtieg aufs Höchſte — ſie faßte den Jüngling in ihre Arme, ſie rief ihn, ſie rieb ſeine Schläfe, ſie zog ihren Mantel ab und bedeckte ihn damit und fühlte mit Todesſchrekken, daß die weiche Seide ſich um ſteife Glieder legte; ſie fühlte mit Schauder, daß ihre Thränen auf ſeiner Wange als Eistropfen hafteten. — Wahrſcheinlich hatte ſie während dieſer Bemühung um Hülfe gerufen, denn plötzlich traf ein Ton aus der Tiefe, wo die Terraſſe nur durch einen ſchmalen Weg von dem Schloſſe geſchieden war, ihr Ohr. Jetzt rief ſie mit Bewußtſein aus allen Kräften ihrer von Angſt gelähmten Bruſt, und bald ſah ſie auf der Schneefläche der Nebenabhänge ein Paar dunkle Punkte, die jetzt verſchwanden, dann ihr zuriefen, dann wieder zum Vorſchein kamen und endlich unter ihr auf der von Schneeflug verſchütteten Terraſſe erſchienen. Sie erkannte des Schulmeiſters Stimme und die des Pfarrers von Vauveron. Kaum war Erſterer in ſein Haus getreten, ſo rief ihn eine Botſchaft vom Pfarrer auf, ihn zu einem Kranken zu begleiten, der den Troſt der Kirche verlange; ihr Weg führte ſie hart an den Fuß der Weinberge zu den letzten Häuſern des Dorfs, und hier trug glücklicherweiſe die Luft die Klagetöne Melaniens an ihr Ohr. Mit

Entſetzen erkannte der Schulmeiſter Frau von St. Amand, die ihn vor einer halben Stunde vor ſeiner Hausthüre verlaſſen, und hörte die Gefahr des allgemein geliebten Biscayers. Eilig ſuchte er den Schneeabhang hinaufzuklettern, aber mit jedem Schritte ſank er bis an den Gürtel hinein, und der gelockerte Schnee fiel, ihn zu bedecken drohend, auf ihn zurück. Melanie lag mit ihrer zarten Bruſt über Camille's erſtarrter Geſtalt, und ſo oft das Krachen der Schneekruſte und der Zuruf des Pfarrers ſie von den Hinderniſſen der Herbeieilenden belehrte, ſtand ihr das Herz ſtill. Doch ſo gänzlich ſie mit Camille's Gefahr beſchäftigt war, ſo wenig war doch ihr Geiſt befangen. Plötzlich rief ſie: „dort, dort wo der Helleborus ſteht, iſt die Staffel! — man ſieht es an dem wellenförmigen Abhange, an der Vertiefung im Schnee, wo das Geländer kaum ſichtbar hervorragt.“ — Und wirklich hatte ſie den Platz entdeckt; hier fanden die Männer feſten Boden und ſtiegen heran. Bald hatten ſie den Unglücklichen ergriffen und ließen ihn ſanft den Schneeabhang hinabgleiten, bis ſie auf die ſichtbaren Stege des Rebengeländers kamen, von wo ſie ſchnell in Frau von St. Amand's Wohnung hinabgelangten. Bis dahin war Melanie mit Vogelleichtigkeit gekommen. Ihre Seele war ſich des Körpers nicht bewußt, der Kälte nicht, des vielfältigen Ausrutſchens auf den glatten Terraſſen nicht — ſie ſah nur Camille's unbewegliches Geſicht und die fürchterliche Stellung, in welcher er beharrte, weil alle ſeine Glieder erſtarrt waren. Allein wie er jetzt in ihrem Zimmer niedergelegt war und ſie die Anſtalten erblickte, ihn zum Leben zurückzubringen, verlor ſie ihr Bewußtſein und konnte ſich, was darauf folgte, nie wieder beſinnen, obgleich ſie, dem Anſcheine nach ihrer Sinne mächtig, ſich unter den hülfeleiſtenden Menſchen bewegte. Die Bemühungen des wackern Geiſtlichen, der ſich in der ſeinem Stande ſo nöthigen Krankenpflege ſehr nützliche Kenntniſſe erworben hatte, riefen Camille ins Leben zurück; aber er entwickelte zugleich eine Bruſtentzündung, die dieſes ebenſo todesgefährlich bedrohte wie ſein Schlaf auf dem Schneehügel. Es ward ihm ſchon nach vierundzwanzig Stunden ein Aderlaß verordnet. Bei dem Anblick ſeines Blutes — ein Schauſpiel, das Melanie immer die Schwäche hatte zu ſcheuen — that dieſe einen Schrei und ward ohnmächtig. Erſt bei ihrem Erwachen war ihr ſeit Camille's Gefahr aufgehobnes Bewußtſein zurückgekehrt, und ſie fragte voll Entſetzen nach ſeinem Schickſal. Der Arzt, welcher das Haus nicht verlaſſen hatte, merkte an ihren Fragen zu ſeinem Erſtaunen, daß dieſe Frau, die er zwar nicht viel hatte ſprechen hören, die aber Hülfreichungen that, die jede Bewegung um ſie her mit Zartgefühl verſtand und beobachtete, eigentlich geiſtesabweſend geweſen war; er berichtete, wie Camille, vom Scheintode gerettet, nun aber an einer Bruſtentzündung leide, die viel Gefahr drohe; und noch ſprach der Arzt, als eine wiederholte Botſchaft ihn abrief. Melanie erhob ſich von ihrem Ruhebett, als des Arztes Bitte, ſich zu pflegen, durch den Zuſatz entkräftet ward: ich will den Kranken beruhigen. — Nun erfuhr Frau von St. Amand, daß ihre Abweſenheit von Camille mit Ungeduld ertragen würde. Nichts konnte ſie weiter vermögen, des Arztes Foderung: für ſich ſelbſt zu ſorgen, zu entſprechen; ſie eilte an das Lager des Kranken, der in ängſtlicher Unruhe die Hände nach ihr ausſtreckte und ſie bat, ſeine letzte Stunde zu ſegnen und ſeiner Mutter zu ſchreiben, wie glücklich er geweſen ſei, wie er bei ihr die ſchönſte Zeit ſeines Daſeins genoſſen habe. Tief erſchüttert beſchwor ihn Melanie um Ruhe; was Worte nicht erhielten, mußten die zärtlichſten Liebkoſungen bewirken; denn nur ſo lange der Kranke ihre Hand, die ſie, ihm Stillſchweigen aufzubringen, auf ſeinen Mund gelegt hatte, mit brennenden Händen an ſeine fieberheißen Lippen drückte, nur ſo lange ſchwieg er; nur wenn ſie vor ihm ſtand und in ſeine erhitzten Augen ſah, lag er ruhig. Die Gefahr ward dringender, und gegen den Morgen foderte der Arzt einen neuen Aderlaß, als das letzte Mittel, der Zerſtörung zu wehren. Melanie kündigte ihn dem Kranken an. Eigenſinnig verweigerte er ihn; er wolle nicht erſchöpft, er wolle ſo glühend ſterben, „ſo mit dieſer geliebten Hand an dem Flammenabgrund meiner brennenden Stirn,“ ſagte er und legte Melanie's Hand an ſeinen Kopf. — Camille, ich möchte mein Leben für Sie geben, und Sie ſchlagen mir einige Tropfen Ihres Blutes ab! bat die Geängſtigte. — Wild richtete ſich der Jüngling auf. — O Du wagteſt ja Dein Leben! Du haſt mich ja mit Deinen Flügeln gedeckt, Du haſt mich ja mit Deinem warmen Athem belebt, wie der Gletſcher Sturz mich bedeckte! rief Camille außer ſich und ſchloß die über ihn gebeugte Frau in ſeine Arme. — Da nimm mein Blut, mein Leben! fuhr er fort und riß den Verband von ſeiner Ader. — Das rettete ihn; die Entzündung ließ nach, und bald lag der Kranke todtſchwach, aber außer Gefahr, auf ſeinem freundlich umgebenen Lager.

Das ganze Dorf, alle Nachbarn theilten die Freude ſeiner Geneſung; Fräulein von St. Amand ſchickte allen Armen am nächſten Sonntage Mittel zu einem kräftigen Mahle; das Geſinde wurde ebenſo bedacht; der Pfarrer dankte dem Arzt für ſeine Cur, als ſei die Hauptperſon im Dorfe gerettet; der Schulmeiſter erzählte ſeiner Schuljugend, daß Herr Camille wieder leben bliebe, und beſchrieb die Freude ſeiner Eltern an dem wiedergeſchenkten Sohne. Anmuth, Jugend, Liebenswürdigkeit haben eine unwiderſtehliche Kraft allenthalben, am meiſten auf einfache Menſchen. Der Biscayer war der Liebling der Gegend, die Alten verzogen ihn, die Jüngern gaben ihm nach, die Kinder wetteiferten, ihm Freude zu machen. Niemand berechnete, ob er Verdienſte hatte, Niemand fragte, was er wüßte, was er könnte. Man ſah ihn, er that den Augen wohl. Der Eine erzählte, wie er auf der Trift ſich auf ein unberitten Füllen geſchwungen und, die Mähnen ergreifend, es auf dem Platze getummelt; der Andre hatte ihn bei der Weinleſe eine Bütte auf den Rücken nehmen ſehen und beſchrieb, wie er ſie in das Traubenfaß geſchüttet; ein Dritter ſah ihn, wie er, neben einem Waldfeuer liegend, eine Krähe von dem Tannenwipfel ſchoß — und eine junge Mutter verſicherte, am lieblichſten ſähe er aus, wenn er ihren Marcel auf die Schultern ſetze und auf dem Grasplatze umherlaufe.

Bei Allen ſprach ſich die magiſche Gewalt der natürlichen Schönheit auf natürliche Menſchen aus. Ach! dieſer Gewalt war Melanie auch unterlegen, und der noch gewaltigern einer kindiſchen Leidenſchaft, die, ſchon lange in Camille's Buſen glimmend, jetzt mit kranker Heftigkeit und aller noch ungeregelten Kraft ſeines Charakters ausbrach. Die Umſtände thaten dieſem unnatürlichen Verhältniß allen Vorſchub. Die einfachen Menſchen, welche ſich um Frau von St. Amand und ihren Geneſenden verſammelten, beſchäftigten ſich anfangs unbefangen mit der rührenden Geſchichte. Sie ließen ſich wiederholt von dem Schulmeiſter erzählen, wie ſie bei dem Nußklopfen ſo vergnügt geweſen, wie Camille ihm, dem Schulmeiſter, beim Weggehen noch die Hand gedrückt, und er wohl gefühlt hätte, daß die ſeine von Kälte erſtarrt ſei, und dann Melaniens Angſt, und wie ſie ihren Mantel um den Erſtarrten gehüllt, und wie ſie, mit ihrer Bruſt ihn bedeckend, den letzten Lebensfunken aufzuhalten bemüht geweſen war, und wie ſie gebetet hätte: „O mein Gott, ſchenke ihm mein armes Leben, das doch wie die Blume im Felſenthale verblühen muß!" Und das erregte ein ſo lebendiges Mitglied und bildete ein ſo liebenswürdiges Gemälde, daß es der Gegenſtand aller Geſellſchaftsgeſpräche in allen Landhäuſern längs des Sees ward. Fräulein von St. Amand's Almoſenſpenden bei Camille's Geneſung, Melaniens heimliche Wohlthaten machten Camille's Namen zu dem Feierabendsgeſchwätz der arbeitenden Klaſſe in dem Umkreiſe von Vauveron ſowie zu den ſtillen Gebeten ſeiner getröſteten Armen. In alles dieſes miſchte ſich die

Verleumdung und Klatſcherei auf keine Weiſe. Es war eine Art Vergaffung; und ſo iſt's ſchwer zu ſagen, wer den Gedanken zuerſt gehabt hat, wer ihn zuerſt ausſprach, daß der zwanzigjährige Camille der zweite Gatte der dreißigjährigen Witwe des Marechal de Camp, Honoré von St. Amand, ſein werde. In einem andern Lande, unter verdorbenen Menſchen hätte man geſagt, daß ein Liebesverſtändniß zwiſchen ihnen beſtünde, aber dazu war man in Vauveron zu ſittlich, das dachte man nicht, weil man Melanie und ihren jungen Freund ehrte und liebte. So ſetzte ſich der Begriff ihrer ehelichen Verbindung feſt, und ſo wob ſich ohne Abſicht und Verabredung das Schickſal dieſes ungleichen Paars.

Melanie pflegte ihren Kranken in der Einfachheit ihres Herzens — der Winter ſchloß ihn lange ins Zimmer ein, nachdem ſeine Geneſung ſchon vollendet war; denn der Arzt hielt die Schneeluft für höchſt gefährlich für die verletzt geweſene Lunge. Das Bedürfniß der Beſchäftigung bewog Camille, in alle Details von Frau von St. Amand's Landhaushalt einzugehen; er ließ ſich den grobangelegten Riß des Gutes geben, maß, rechnete, verfertigte einen neuen, höchſt ſauber gezeichneten Plan des ganzen Beſitzthums, ſah die Einkommen- und Ausgabetabellen durch und entwickelte ein Rechnungs- und Anſchlagstalent, das Melaniens Geſchäftsmann bewunderte. Eine Arbeit der Männer, die in ein weibliches Intereſſe einſchlägt, das, von ihrer Theilnahme unterſtützt, in ihrer Gegenwart getrieben werden kann, iſt ein ſo ſicheres Mittel, auch gleichgültige Gemüther zu verbinden, daß es als Cäment erkalteter Ehen, ja als Annäherungsprozeß zwiſchen beabſichtigten Verbindungen benutzt werden ſollte. Zwiſchen Camille und Melanie ſpann es Faden um Faden zu einem Gewebe, in dem ſie ſich am Ende des Winters gefeſſelt fanden, ohne daß der Jüngling deſſen Geltung bedachte, ohne daß die liebenswürdige Witwe ſie denken durfte. Camille hatte ſeinen Einfluß über das ganze Haus erſtreckt; die alte Schwägerin hielt er mit ſpielender Liebkoſung unter der ſtrengſten Herrſchaft. Eins ums Andre, wie der ehrerbietigſte Sohn und der übermüthigſte Knabe brachte er ſie oft um alle Geduld; dann beſchuldigte ſie Melanie, ihn zu verziehen; und ein anderes Mal klagte ſie bitter ihre Schwägerin der Sprödigkeit und Pedanterei an, mit der ſie dem armen Knaben ſeine frohe Laune verkümmerte. Gegen Meldnie zeigte er noch verſchiedenere Geſtalten, jede unwillkürlich ihn befallend, durch die zarteſten Anregungen herbeigeführt; aber weil ſeine Vernunft ganz ungeübt war zu unterſcheiden und zu forſchen, ſo behandelte er jede ſolche Laune wie eine Leidenſchaft, empfand ſie alſo, und ſie wirkte alſo auf Andre. Einem älteren Manne, ja einem Manne gleichen Alters würde Melanie, würde kein gebildetes Weib dergleichen Übermuth erlaubt haben; allein war dieſer Jüngling ſchmollend, heftig, anſpruchsvoll, ſo entſchuldigte ihn das beſtochne Herz mit der ſüdlichen Kindlichkeit ſeiner Natur, die von keiner Zucht wiſſe, und verbarg vor Andern, was ſie von ihm Schmerzliches erlitt; war er finſter, ſchwermüthig, fühlte er ſich fremd, kränkelnd, ſtützelos, ſo tröſtete man ihn, zeigte ihm, wie er hie und da Ausſichten habe, oder ließ ſich auch wol hinreißen zu bemerken, daß er nie verlaſſen ſei, ſo lange Melanie noch lebe. Ein Blick von Camille, und beide gute Frauen verſtummten, beide durften nicht mehr ſprechen.

Endlich kam das Frühjahr und mit ihm die Nachricht von dem Tode von Camille's Vater und die Ankündigung einer neuen Ziehung zum Kriegsdienſt, der ſich zu entziehen dem jungen Menſchen nun des Vaters Thätigkeit und Einfluß nicht länger behülflich ſein konnte. Ein allgemeiner Jammer erhob ſich in der kleinen Welt von Vauveron. Napoleon war ein Tyrann — das war bekannt, aber er ward ein Wüthrich, weil Camille mit Millionen Ein Schickſal theilen ſollte. Der Jüngling behauptete mit kalter Heftigkeit, daß er ſeinem Vater zu Liebe der Conſcription entwichen ſei, daß ihn nach Krieg gelüſte, daß ſein Leben keinen Werth habe. Die guten Landjunker von Vauveron bewunderten ſeinen Heldenmuth und wünſchten nur, daß er für eine beſſere Sache fechten möchte; die Damen ſchauderten über das Schickſal des „liebenswürdigen Menſchen." Der Pfarrer, der ihn in jener Schreckensnacht über den Schnee trug, ſagte mit Salbung: „junger Mann, da Gott ſich bemühte, Euch aus dem Rachen des Todes zu reißen, mußte er Euer Leben doch für etwas werth halten; und dieſe edle Dame ebenſo, wie ſie auf Gefahr des ihrigen es zu friſten ſuchte." Camille's Blick ſuchte Melanie, er fand ihr Auge von Thränen ſtrömend, er ſank einen Augenblick vor ihr auf die Knie und eilte dann aus dem Salon in den Wald, in die Berge, aus denen er erſt im Abenddunkel zurückkam.

Eine ahnungsvolle Schüchternheit, ihr Anſehen bei Camille zu verſuchen, hielt Melanie zurück, ihm Vorwürfe über ſeinen Mismuth und über ſein unvorſichtiges Nachtſchwärmen zu machen; ungern verſprach ſie ihrer guten Schwägerin, die für ſeine Geſundheit zitterte, Ernſt gegen ihn zu gebrauchen. Der Tollkopf kam zurück, war weich wie ein Kind, heiter wie die Jugend, und man vermied den Gegenſtand, der ihn ſtrafbar gemacht hatte, um den Augenblick zu genießen. Am folgenden Tage begann der Unmuth, die Unart, die Schwäche von Neuem.

In dieſer Zeit kaufte ein Neubereicherter ein benachbartes Gut und fand in den zum Kauf gehörigen und ihm ausgehändigten Papieren ein Document, dem zu Folge er einen höchſt nachtheiligen Anſpruch auf eine Quelle zur Bewäſſerung von Frau von St. Amand's Wieſen und einen Schaftrieb auf ihren Bergweiden machte. Der Geſchäftsmann der ſchönen Witwe kam ganz verſtört, ihr einen Prozeß zu verkündigen, der, wenn ihn ihr Gegner gewänne, ihre Wieſen zerſtörte und einen großen Theil ihrer Baumplätze blosſtellte. Es war ſpät am Abend, Melanie ſaß, Unruhe im Herzen, am Fenſter, den Zug eines Frühlingswetters beobachtend, das Camille im Gebirge zu übereilen bedrohte. — Die Ankündigung einer Rechtsſache, eines bedeutenden Verluſtes war ihr gleichgültiger denn je; aber ihr wehes Herz bedurfte eines Gegenſtandes des offenkundigen Schmerzes; ſie ergriff den vorkommenden, ſie weinte und klagte über die verlaſſene Lage der Witwe und weinte bitterer bei den ſich kreuzenden Blitzen und ſtrömenden Regen — als Camille ſingend ins Zimmer trat. Fräulein von St. Amand war's diesmal mehr um die Wieſenwäſſerung als um Camille's durchnäßten Rock zu thun; ſie trat ihm mit der Erzählung der Sache entgegen, wobei der Geſchäftsmann jedoch bald das Wort nahm und ſie dem jungen Manne vortrug, wie einem Geſchäftsverſtändigen, jedoch Anfänger, mit pedantiſcher Länge und Breite. Sonderbar ernſthaft hörte Camille zu, dann nahte er ſich Melanie, welche in banger Erwartung ob der Laune des Übermüthigen ſchweigend im Dunkel des Fenſtergewölbes ſaß. — Meine Freundin, ſprach er mit ſeinem melodiſchen Tone, vielleicht hat meine Krankenbeſchäftigung mir etwas genutzt — ich müßte mich ſehr irren, oder ich hatte dieſen Winter ein Papier in Händen, das des neuen Käufers Anſprüche entkräftet. Geben Sie mir den Schlüſſel zum Archiv; laſſen Sie mich ſuchen. — Der alte Zauber ergriff die vier Menſchen — der launiſche Knabe war ein reifer Mann geworden, Melanie eine vernünftige Freundin. Er folgte ihrem erſten Wink ſich trocken zu kleiden, ließ ſich Wein und Brot ins Archiv bringen und fing, indeß der Geſchäftsmann bei breitem Geſchwätz weitläufig zu Abend aß, ſeine Durchſuchung an. Nach Tiſche wollte er ihm helfen, allein Camille ſchickte ihn freundlich zu Bett. Melanie ging in das gewölbte, abgelegne Zimmer, wo die Schriften aufbewahrt wurden, das in einem epheubewachſenen Thurme, der letzten Trümmer des ehemaligen Schloſſes, lag, der in das regelloſe gegenwärtige Wohngebäude aufgenommen war. Sie ſtand neben ihm, er las eifrig fort.

„Sie wollen die Nacht fortarbeiten?“ — O wie gern! Melanie, wenn ich Ihnen nützlich würde! — Hier legte er einen Arm um ihre Hüften und drückte ſie, wie ſie vor ihm ſtand, an ſich! — Melanie war unfähig zu ſprechen, ſie war regungslos. — Das war Liebe! Liebe hatte noch nie zu ihr geſprochen. Aber ſie durfte ſie nicht verſtehen, ſie mußte dieſes Unziemende als in der Ordnung beſtehend anſehen, um es anhören zu dürfen. Mit erſterbender Stimme ſagte ſie: Wem verdankte ich den Dienſt lieber als Ihnen? — Camille hatte ſie losgelaſſen, er war ans Fenſter getreten und blickte nachdenkend hinaus. „Gute Nacht Camille!“ lispelte Melanie nach einer langen Stille in ängſtlich-ſüßer Verwirrung. — O Melanie — ſagte Camille, ohne ſie anzuſehen, träumend auf die Papiere und dann auf den nahen Bergabhang blickend — möchten dieſe Papiere hier alle vertilgt ſein! Möchteſt Du eine der Hütten bewohnen, wo dort im Gebirge noch ſpät die Armuth arbeitet. — — „Gute Nacht, Camille!“ rief Melanie von Schrecken ergriffen und eilte hinweg.

Am folgenden Morgen legte Camille dem Geſchäftsmanne die deutlichſten Beweiſe dar, daß die Anſprüche des neuen Gutsnachbarn nicht nur ungegründet ſeien, ſondern vielmehr eine ſpätere Erwerbung der Familie St. Amand ihm bewies, wie die Schuld für den Ankauf einer Durchfuhrberechtigung über ein St. Amand'ſches Grundſtück von den bisherigen Beſitzern des neuangekauften Gutes nie bezahlt worden ſei. Es kam darauf an, ein Paar Actenſtücke in dem Gemeindearchiv zu finden, welche den von Camille aufgefundenen Papieren zur Beſtätigung dienten, um alle Schwierigkeiten zu heben. Der Geſchäftsmann rief Zeichen und Wunder über die Fähigkeit des jungen Herrn, ſchmunzelte und ſpann Phraſen, bei denen Melaniens Wangen glühten, Fräulein von St. Amand die Handmüffchen auf- und abzupfte, und Camille einen Blick ſiegenden Jugendſtolzes auf ſeine ſchöne Freundin fallen ließ. Nach kurzem Nachſuchen kam der Geſchäftsmann zurück, Frau von St. Amand's Sache war geſichert. Nach wackerer, bei freundlicher Abſchließung von Geſchäftszwiſten üblicher Sitte trat nun der Pfarrer dazwiſchen; er lud beide Parteien zu ſich en soirée, und dort ward dem neuen Gutsankäufer der Beweis dargelegt, daß ein Prozeß ihm die größte Ungelegenheit zuziehen müſſe. Der neue Nachbar war kein böſer Mann, höchſtens nur eigennützig; er beſchied ſich alſo, ſobald er die Klarheit des Rechts erkannte; wie ihm aber der Sachwalter breit und pedantiſch die Geſchichte vom Wegerecht vorlegte, vermöge deſſen auf ſeinem Gute eine namhafte Schuld haſte, die er, wollte er es aufrecht erhalten, abzahlen oder ſeine Heuwagen eine Viertelſtunde bergab und wieder auf fahren laſſen müßte, ward er erboßt und ſprach von der Auslegung der vierten Bitte. Da hatte ihn Camille erwartet, und auf Verabredung mit Melanie trat er nun als Vermittler auf, zeigte dem neuen Nachbar, wie er durch eine beſtimmte Gefälligkeit Frau von St. Amand zu Ähnlichem bewegen könne, und nach wenig Wechſelreden erhielt Herr Cartier, der neue Nachbar, einen zerriſſenen Schuldſchein für den Abkauf des Wegerechts und unterſchrieb die Verpflichtung dagegen, eine gewiſſe Hecke jedes Frühjahr herſtellen zu laſſen, durch die ſein Gut an Frau von St. Amand ihres grenzte, die aber durch ſeine, nicht ihre Arbeiter verdorben werden konnte. Nun war Herr Cartier zufrieden! Er ſchüttelte Camille die Hand, und von Melaniens ſchönen Augen und des Pfarrers Wein belebt, rief er: einen geſchicktern, vermittelndern, angenehmern Nachbar hätte uns die gnädige Frau nicht geben können! sacre dieu meine ſchöne Dame! Unter der Aufſicht des Herrn von Anillac wird Ihr Gut ganz anders gedeihen — und dabei hob er ſein Glas auf und ſang mit gutmüthiger Jovialität ein altes Verschen, welches das Glück ſtets im Bündniß mit der Jugend darſtellte. Camille's Blicke verzehrten Melanie; dieſe wagte nicht aufzuſehen; der Pfarrer ſchien etwas verlegen, ſagte aber bald mit Amtswürde: Frau von St. Amand's erſte Ehe iſt ein ſo erbauliches Beiſpiel für unſre Gemeine geweſen, daß ich nicht zweifle, ihre zweite Wahl werde uns ein neues Vorbild häuslicher Tugenden geben. Hier ſank Camille zu Melaniens Füßen; ſie ſprang auf und verbarg ihr Geſicht in ihrer guten Schwägerin Buſen; allein dieſe, in dem Zauberbann von Camille's Einfluß bis zum Schluchzen gerührt, ſagte vielerlei, das Niemand verſtand, nach dem Allen aber alle Anweſende überzeugt waren, daß Melanie und Anillac ein Paar würden. Melaniens Seele war gelähmt, Camille war trunken von jugendlicher Überſpannung, von Liebestaumel ganz neuer, glühender Sinne, von Keckheit, eine Welt zu bewegen, im Gefühl ſeines Willens, ſein Glück zu verdienen, durch ſeinen Fleiß für den Vortheil der Geliebten Wunder zu thun und ſelbſt nie einen Vortheil zu benutzen, ſpartaniſch zu leben, wo er nicht ihre Genüſſe theilte, und dabei einen eignen Zweck zu verfolgen, der ihn bereichern, ihn unabhängig machen ſollte. Melanie empfand, was ihre Jugendblüte nie vergoldet hatte, was der Roſe der Schönheit doch allein den göttlichſten Zauber verleiht — ſie ſah ſich geliebt, angebetet, und indem der Jüngling zum Manne zu werden ſchien, weil er das Weib ſeiner Liebe als Beute davontrug, entblühte in ihr eine neue Jugend des Herzens, der Reize. — Doch ach! Ihr war Liebe Herbſtſonne, die verſpätete Knospen entfaltete; für Camille war ſie ein Frühlingsgewitter, das plötzlich des Baumes kräftige Zweige mit Laubſchmuck umkleidet.

Herr Cartier ſprach den folgenden Tag in dem Leſecabinet der kleinen Stadt von Frau von St. Amand's Heirath; Jedermann von ihrer Coterie glaubte gar nichts Neues zu erfahren, oder ſtellte ſich ſo an, um nicht unwiſſender als ein Andrer zu ſcheinen. Die vornehmen Bekannten ſtimmten mit einer Art von Ordensgeiſt überein, die Verbindung ganz vortrefflich zu finden; ein alter Oheim rechnete nach, daß Melanie bei ihrer Heirath nur dreizehn Jahr alt geweſen ſei, und ein alter Oberſter verſicherte: Herr von Anillac ſehe viel jünger aus als er ſei. O gewiß, beſtätigte Herr Cartier, man braucht ihn nur handeln zu ſehen! Das iſt ein Teufel an Geſchäftskenntniß! Er ſpricht wie ein Parlamentsrath und ſchreibt wie ein Academicien! Der Mann hat ſeine achtundzwanzig Jahre, und die Heirath iſt ſehr gut gewählt. — Wohin nun Melanie mit ihrem jungen Freund trat, kamen ihr Glückwünſche entgegen. — Frau von St. Amand hatte keine Verwandte als ein Geſchwiſterkind, das durch Aſſignatenhandel ein Kröſus geworden war. Dieſe Bereicherungsart war den vornehmen Familien verhaßt, man freute ſich, daß St. Amand's Vermögen nicht in ſolche Hände fallen ſollte; der alte Marſchall ſelbſt war der Letzte ſeines Stammes geweſen, und die proteſtantiſchen * fürchteten, ſeine Seitenverwandte, katholiſche Franchecomtéer, ins Land ziehen zu ſehen. Anillac war Proteſtant und als Mitglied der im ſüdlichen Frankreich verfolgten Kirche, als Enkel einer der wenigen großen Familien, die bei den Verfolgungen unter Ludwig dem XIV. ihrem Glauben treu blieben, auch von dieſer Seite günſtig angeſehen. — Nie kamen wol ſo viele Umſtände zuſammen, einen Irrthum zu beſtärken, wie hier. Selbſt die wenigen Unbefangenen konnten bei dem Anblick des Brautpaars ſich des anmuthigen Eindrucks nicht erwehren, den Schönheit und ſeelenvoller Ausdruck hervorbringt. Scham und Liebe in Melanien, Liebe und Stolz in Camille betrogen das Auge um das Gepräge der Jahre; und wenn man auch Alles für Melaniens Ruhe fürchtete, ſo konnte man dem jungen Mann ſeine Achtung nicht verſagen, der ſich einen Ehecontract abzuſchließen ausbat, in dem er ſich ganz in die Verhältniſſe von Frau von St. Amand's Pachter verſetzte, ſich als ſolchen einen ſehr mäßigen Gehalt ausbat und dabei ſich zum Schuldner einer Summe bekannte, die ihm Frau von St. Amand zu einem Handelsunternehmen vorſtreckte, in welchem der Gewinnſt zu gleichen Theilen ging. Der junge Wagehals traut ſich mehr zu als er halten kann, ſagte der Eine; — ſo männlich wagen, beweiſt auch Kraft, ſagte der Andre, und Beide wünſchten, daß es ihm gelänge.

Die Mildgeſinnten, die Gutеshoffenden ſchienen Recht gehabt zu haben. Die ungleiche Ehe war glücklich. Melanie kam jedem Wunſch ihres Mannes zuvor; er führte die Geſchäfte der Güter mit einer Thätigkeit, die wol zuweilen Unerfahrenheit bewies, aber immer Eifer und Talent. Er war ein wohlthätiger aber wachſamer Hausherr, und ſo ſehr Herr, daß in dieſem Punkt ſeine Jugend nie auffiel. Die Freunde des Hauſes wünſchten der Ehe Kinder; andre kluge Leute meinten, daß durch dieſe das Misverhältniß des Alters hervortreten würde. Wie nach vier Jahren, während deren Fräulein von St. Amand ſtarb und ihr kleines Vermögen mit Melaniens freudiger Einwilligung ihrem Liebling Camille vermacht hatte, und Frau von Anillac ihrem Gatten eine Tochter gebar, freuten ſich die Erſten; die Andern ſahen beſorgt aus. Leider hatten nun ſie recht. Melanie hatte eine beſchwerliche Schwangerſchaft, ſie litt ſehr bei der Geburt ihres Kindes, und nun war es, als wenn die bisher ſo wunderbar erhaltne Jugend der ſchönen Frau plötzlich verſchwunden war. Die Blume hatte Samen getragen, und ihre Schöne ſank dahin. Camille ſchien mehr die Würde als die Freude der Vaterſchaft zu genießen. Er hatte, während er dieſem Zeitpunkt entgegenſah, Rouſſeau durchſtudirt, er wollte ſein Kind vom erſten Augenblick an nach ſeinen Vorſchriften behandelt wiſſen und beſtand gegen die Meinung der Ärzte darauf, daß Frau von Anillac es ſelbſt ſtillen müſſe. Es gelang nicht; das Kind hungerte, und die Mutter bekam eine kranke Bruſt; die unſäglichen Schmerzen, die ſie litt, trugen das Meiſte zu ihrem Verblühen bei. Die Mutter liebt ihr Kind in dem Maße, wie es ihr Mühe koſtet, alſo immer unendlich; denn es koſtet Mühe, Schmerzen, ein gewagtes Leben. — Deſirée hatte ihrer Mutter noch mehr gekoſtet, das konnte ihr ein Blick in den Spiegel nicht verbergen; ach in Camille's Auge ſpiegelte ſich ihr Bild auch ab, und oft ſank ihr Blick ſchmerzlich auf ihr Kind nieder, wenn es, matt auf ihren Schoos geſtreckt, ſeines Vaters Unmuth erregte; denn, obgleich natürliches Gefühl ihm die lebendigſte Sorge für ſein Wohl einflößte, ſo äußerte ſich doch ſein Kummer, weil es auch ſeine Eitelkeit kränkte, Vater eines ſchwächlichen Kindes zu ſein, in Unmuth gegen das Schickſal, als deſſen Werkzeug ihm die arme Mutter erſchien. Was blieb nun Melanien, als dieſes Kind, dem ſie, nicht der blühende Vater, dieſe hinfällige Hülle gegeben hatte? das durch ſie leidend, ſo wehmüthig, ſo liebend zu ihr aufblickte? Doch auch mit dieſer Freude mußte ſie haushälteriſch ſein. Da durch des Kindes Kränklichkeit die ſorglos häusliche Einſamkeit am Kamin, bei Spaziergängen, bei Fiſcherpartien geſtört war, ſchien Camille mehr Geſellſchaft verſammeln zu wollen, und Melanie mußte manchmal die Augenblicke ſtehlen, um ſich vom Theetiſche zu der leidenden Kleinen zu ſchleichen. An ſo einem Geſellſchaftsabende war es, wo man Melanie zu dem Kinde herrief. Wie ſie das Zimmer verließ, ſagte ihr Camille, mismuthig ſich vom Kamin, wo er im Schachſpiel begriffen war, zu ihr wendend: „Vergeſſen Sie nicht, daß Ihre Gäſte Rechte auf Sie haben.“ Eilig, um ſchnell wiederzukehren, trat Melanie zu ihrem Kinde und fand es in Todeszuckungen liegen. Unkundig, ängſtlich, war ſie zwiſchen Furcht für das Kind, Furcht vor ihres Mannes Gebot getheilt. Sie ſchickte nach dem Arzt, ſie verſuchte einige Mittel — Deſirée ſchlug noch einmal die Augen zu ihr auf, ihr Blick wollte noch einmal Liebe ſprechen, da drängte ſich ein Schmerzensſchrei aus der kleinen Bruſt, und „der böſe Krampf des Lebens war hinweggeſpült.“ In dieſem Augenblick trat Camille ungeduldig ins Zimmer. — Sie vergeſſen über Ihrem Kinde Ihre Gäſte, redete er ſie an. — O nein! nein! rief Melanie mit fürchterlichem Ausdruck, ich vergaß über dem Tode das Leben! und ſie ſtürzte ſinnlos zu Boden. Camille trat hinzu — ach, Camille hatte noch nicht ſterben ſehen! Er glaubte, das wäre Schlaf; er glaubte, das wäre Schwäche, was er an ſeinem Kinde ſah. Wie er zitternd den kleinen Körper emporhob, und er ſo ſchwer herabhing, und kein Ton, keine Regung Widerſtand ausdrückte, rief er den eintretenden Freunden, welche das Gerücht des Vorganges aus dem Salon herbeizog, mit ſchreckhafter Ungeduld entgegen: Iſt das der Tod? — Iſt auch ſie todt? ſchrie er endlich wahnſinnig und ſtürzte, die kleine Leiche noch im Arm, auf die lebloſe Mutter zu, welche die Umſtehenden auf ein Bette getragen hatten und vergeblich zu erwecken verſuchten; Arme, Arme! da nimm Dein Kind mit Dir; ich habe Euch Beide gemordet! rief er wieder, legte der Ohnmächtigen den Leichnam an die Bruſt und ſtürzte zur Thüre hinaus. Melanie erblickte ihre kleine Todte nicht wieder; die gegenwärtigen Freunde trugen ſie aus dem Zimmer und übernahmen die traurigen Geſchäfte, welche die letzte Spur eines lieben Todten unſern Augen entführen.

Die Männer vermißten, ſobald die erſte Unruhe vorbei war, den Herrn vom Hauſe; ſie gingen auf ſein Zimmer, um Abſchied von ihm zu nehmen; allein er war nicht dort. Der gute Pfarrer und ein Nachbar, über Camille's Abweſenheit bei ſeiner gegenwärtigen Gemüthsſtimmung beſorgt, vertheilten ſich in die Gärten, die nächſte Gegend, um ihn in der feuchten Herbſtnacht zu ſuchen. Wie er an keiner der zu vermuthenden Stellen zu finden war, trieb eine innere Stimme den guten Geiſtlichen auf die Terraſſen, wo vor faſt ſechs Jahren ſein Leben ſo augenſcheinlich bedroht war. Er hatte ihn in dieſem Herbſte oft dorthinwandern ſehen. Auf der Höhe jener Treppe, welche der Schnee damals bedeckte, lag Camille auf dem mooſigen Felſen unbeweglich; auch bei dem Lichte von des Pfarrers kleiner Laterne ſuchte er nur ſein todtenbleiches Geſicht noch tiefer ins Moos zu verbergen. Lange bat und ſprach der fromme Freund vergeblich. Mit der unüberwindlichen Kraft der eigenſinnigſten Unbeweglichkeit beharrte der leidenſchaftliche Menſch im Schweigen und in ſeiner Stellung. „Gut, ſagte endlich der Geiſtliche, von Ihnen hoffe ich alſo nichts mehr, ich gehe jetzt zu Ihrer Frau und will ſie tröſten über einen Gemahl, dem ſeine Pflichten zu ſchwer ſind.“ Hier richtete Camille ſich auf und ſagte mit erloſchenem Auge: Mein Herr, laſſen

Sie meine Schultern erſtarken, um ſo fürchterliche Laſt tragen zu können. Es ſteht dem alten Krieger übel an, den jüngern zu ſchmähen, weil ſeine Kraft zu ſchwach, nicht ſein Muth zu gering iſt. Kommen Sie zu Frau von Anillac. — Er war langſam aufgeſtanden und wankte neben dem Geiſtlichen die Terraſſe herab. Dieſer ſuchte ihn nach beſten Kräften zu tröſten; allein ſein Gefährte ſchien ganz unzugänglich für den Troſt. Er ſagte nur ein Paar Mal: Geben Sie meinem Kinde Leben, geben Sie meiner Gattin Geſundheit zurück. — So kam er zu Melanie, die nicht gewagt hatte, nach ihm zu fragen, weil ſie ſeine Abweſenheit für Härte gegen ſich hielt, in der ſich der Schmerz um ſein Kind ausdrücken wollte. Für ſie war der ſtürmiſche, unendliche Jammer, in welchem er an ihrem Bette niederſtürzte, eine Wohlthat, er löſte die verſchüchterte Angſt ihres Gemüths; ſie fühlte ſich in ihre frühern Rechte wiedereingeſetzt, und mit unendlicher Geduld trug ſie die Ebbe und Flut von leidenſchaftlichem Schmerz und ungeſtümem Hinwegwerfen des Lebens, welche in dieſer Epoche Camille's Stimmung erzeugten. Der Tod ihres Kindes war für ſie ein ſo unermeßlicher Verluſt, daß kein Schmerz ihr zu groß ſchien, keine Äußerung, die ihn beklagte, übertrieben. Sie nahm nicht wahr, daß Camille's Überdruß ſeiner Lage ſich nur dieſer neuen Form bediente, um in ſeinen eignen Augen erträglich zu ſein. Nach einigen Wochen hatte ſeine Heftigkeit ihn ſo ermüdet, daß er körperlich zu erliegen begann, und der Arzt eine Zerſtreuung, eine Luftveränderung vorſchlug. Der Zuſammenfluß von Fremden rieth ihm, Genf auf einige Wochen zu beſuchen. Melanie bat ihn, ihr die in der Winterzeit geringen Geſchäfte des Gutes zu übergeben, und er that es mit der Freude, ſie ihr verbeſſert, geregelt, ganz im Verhältniß eines treuen Verwalters überantworten zu können. Ihr Abſchied war zwangvoll; Camille verbarg ſeine Ungeduld, unangenehmen Eindrücken zu entgehen; Melanie ihren tiefen Schmerz über dieſe Ungeduld und ſeine Entfernung.

Der Aufenthalt in einer Stadt war Camille nicht ganz fremd; er hatte in den erſten Paar Jahren ſeiner Ehe mit Melanie kleine Reiſen in die umliegenden Cantonshauptſtädte gemacht; ſeine perſönliche Liebenswürdigkeit verblendete über ſeinen Mangel an Kenntniſſen, und wenn er ſeine Phantaſie auf einen Gegenſtand heftete, ſo faßte ſie ſein lebhafter Verſtand, weil ſie von keinem geregelten Punkte ausging, um ſo origineller. Seine Heftigkeit, mit der Grazie ſeines Weſens verbunden, gab Dem, was er ſagte, ein Intereſſe, mit dem zu vergleichen, das ganz fremde, unbekannte Völkerſchaften uns einflößen, deren verkehrtes Sprechen und Thun unter uns wir oft genialiſch finden, da es meiſtens rein ungeſchickt iſt. In Genf hieß Camille bald „der Ingenu,“ bald „der ſchöne Araber,“ das Erſte wegen ſeiner launigen Unbefangenheit, das Andre wegen ſeiner ſüdlichen Farbe und Züge. Dieſe letzte Ähnlichkeit ward beſonders von einer ſehr gebildeten jungen deutſchen Dame bewundert, deren Vater ſeiner Geſundheit wegen an dem ſchönen Seeufer wohnte. Sie war in gewiſſer Rückſicht nie jung geweſen, inſofern die ſorgfältigſte Erziehung ſie der Kindheit ſo früh entführt hatte, daß ſchon ihre Jugend ein vollendetes Kunſtwerk darſtellte. Wirklich war Ida von Altberg erſt zwanzig Jahr alt, doch ſchon Witwe eines *ſchen Officiers, der faſt vom Traualtar zum Heere abgereiſt und in einer der erſten Schlachten geblieben war. Sie hatte ſich über das Leben ſo kühne Anſichten abſtrahirt, daß ſie bald der Abgeſtorbenheit eines Greiſes, bald dem kecken Muthwillen eines Jünglings anzugehören ſchienen. Dem Gefühl räumte ſie, ihren Grundſätzen nach, gar keinen Platz in dem Götterrath ein; die Vernunft hatte die Herrſchaft und benutzte, duldete und verzieh das Gefühl, wie andre Seelenkräfte, zum Beſten höherer Zwecke. In der von Anſtand und Sitte umſtellten Lage eines Mädchens von Stande, in dem ſehr engen Wirkungskreiſe eines ſolchen hatte dieſe Eigenthümlichkeit noch keine auffallende Folge gehabt. Die Frauen liebten die ſchöne, gelehrte Frau nicht; allein da ſie jede Form der feinen Höflichkeit beobachtete, konnten ſie dieſelbe auch nicht hintanſetzen; die Männer waren von ihr angezogen, denn in Genf ſcheucht ein geiſtvolles, ja an wiſſenſchaftliche Gegenſtände geknüpftes Geſpräch der Frauen die Männer nicht zurück. Wäre Ida weniger jung und weniger ſchön geweſen, ſo hätte ſie Gefahr gelaufen, ſich einem Vergleiche mit Frau von Stael auszuſetzen, bei dem ſie, trotz ihrer nordiſchen Bildung, vielleicht in Schatten gerathen wäre; allein dieſe Vorzüge und der Umſtand, eine Deutſche zu ſein, räumten ihr einen günſtigen Platz ein. Die genfer Männer ſahen die Fremde ohne Beziehung, weil man in Genf keine Fremde heirathet und Deutſchland für ſo einen Abgrund von Gelehrſamkeit hält, daß die Vorausſetzung ſich darbietet, auch das ſchöne Geſchlecht müſſe dort gelehrt ſein.

Ida, welche Mythe und Urvölker, Pantheismus und Sabäismus natürlich mit den Arabern vertraut gemacht hatten, ward von Camille's feurigem doch feuchtem Blick, von ſeiner dunkeln Farbe und ſeinen blendend weißen, bei auflodernder Lebendigkeit ſichtbar werdenden Zähnen angezogen. Sie bewies, daß dieſe Züge den Beduinen angehören und verzehrende Wildheit der Leidenſchaften bedeuten. Ein ſolcher Vorwurf beleidigt keinen Mann; und ſo undeutlich Camille's Begriffe von Beduinen waren, ſo genau war ſeine Bekanntſchaft mit Tauſend und eine Nacht, aus denen er ſie dem Namen nach kannte; dieſe thaten ihm herrliche Dienſte, denn er miſchte ſoviel Abenteuerliches in Ida's halb diſſerirendes Geſpräch, daß er ihre völkerkundliche Bemerkung ſogar durch die Äußerungen ſeiner Phantaſie zu rechtfertigen ſchien und alle Theile gekurzweilt und zufrieden waren. Bald ward Camille Ida's beſtändiger Geſellſchafter. Sie lehrte ihn Deutſch; er mußte mit ihr leſen, er beſtritt ihre Vernunftanſichten mit mancher Erfahrung des praktiſchen Lebens, und Ida fand einen ganz neuen Genuß darin, ſich mit einem ſolchen Naturkinde zu beſchäftigen, ſo eines launigen und gewaltthätigen Neulings Lehrerin und Herrin zu ſein. Camille aber hatte ein viel zu leidenſchaftliches Gemüth, um ſich durch dieſe Geiſtesbeſchäftigung von ſeiner Perſönlichkeit abziehen zu laſſen. Seit er von dem Grabe ſeines Kindes, von dem Anblick ſeiner ſtillleidenden Gattin entfernt war, hatte er ſich den angenehmen neuen Eindrücken, die ihn umgaben, ebenſo widerſtandslos hingegeben wie vorher ſeinem Unmuth. Dieſes unbeſtimmte Wohlbehagen ward nach und nach durch ſeine keimende Neigung für Ida geſtört. Aus Unkunde ſeiner ſelbſt und zum Theil aus Selbſtbetrug ſuchte er die Urſache der Wolken, die ſich vor ſeinem Sinn zuſammenzogen, in ſeiner Vergangenheit und beſchäftigte ſich in einſamen Stunden oder in der Öde, welche den Zwiſchenräumen eines müßig-geräuſchvollen Lebens eigen iſt, mit ſeinem Kinde und ſeinen Verhältniſſen zu ſeiner Frau. Bald ward ihm Mittheilung nothwendig, und durch ſolch eine natürliche Täuſchung, von Redlichkeit und Schwäche geſponnen, machte er Ida zu ſeiner Vertrauten. Indem er ſeine Verhältniſſe vor ihr enthüllte, wachte ſein Gewiſſen erſt wieder auf; er ward noch empfindlicher durch die neue, es aufregende Lage, in der er ſich Ida gegenüber befand; er empfand die peinigendſte Unruhe über das Licht, in dem er erſcheinen müßte und glaubte, Ida nur gefallen zu können, indem er all' ſein Unrecht eingeſtand, aber auch das ganze Schickſal ſeiner Ehe mit ſo grellen Farben ſchilderte, wie es, dem Zeugniß dieſer Erzählung nach, nicht ſtattgehabt hatte. Für Ida war das Wohl und Weh dieſer Menſchen nichts wie ein Roman, und ein ſehr ſchlecht angelegter, aus den ſchlechteſten Beſtandtheilen zuſammengeſtickter Roman; allein ihr Tadel fiel auf die Heldin, der Held ſchien ihr beeinträchtigt und unſelig; und die Art ſelbſt, wie ſie ihre Fragen ſtellte, um die zarte Scheu, mit welcher der junge Mann Manches, das ſein Unglück betraf, verſchleierte, zu beſeitigen, vermehrte die Vertraulichkeit ihres Verhältniſſes, aber auch den Abſcheu, mit dem Camille ſein Betragen gegen ſeine Frau betrachtete. Mit ruhiger Demonſtration bekämpfte Ida ſeine Selbſtvorwürfe. Sie behandelte ſeine Liebe als das Aufbrauſen eines ſpätreifen Jünglings, deſſen Kraft, durch einfaches, einſames Leben zuſammengehalten, in Melanie das Geſchlecht, nicht die Einzelne geliebt hatte. Sie legte ſtets Nachdruck auf die Anerkennung von Melanie's Verdienſt, ſetzte aber täglich klarer ihre Anſicht auseinander: daß ein Weib, was in ſolch einem Altersverhältniß die Hand eines Mannes annähme, vielleicht unwiſſend, aber doch in der That ein Verbrechen an der Natur begehe, ihr Wohl muthwillig in Gefahr ſetze und des Mannes Tugend zum Märtyrerthum verdamme. Eine ſolche Lehre aus einem blühenden Munde zu hören, eine ſolche Lehre von einem Gewiſſen aufgenommen, dem es vielmehr darum zu thun war, Beruhigung zu finden, als Beſſerung zu erlangen, machte auf Camille den gefährlichſten Eindruck. Er ſah nach und nach Melanie gegen ſich über als ſeine Feindin, als habe ſie ſeine Jugend widerrechtlich an ſich geriſſen, als habe ſie ihn um ſein Glück betrogen. Zugleich erſchien er ſich als ein unmännlicher Geck, der einem Weibe erlegen war. Oft ſtrafte ihn die Erinnerung Lügen; denn nie war er ſich bewußt, ſo froh, ſo mit ſich und der Welt im Frieden, ſo zum Guten geſtimmt geweſen zu ſein als in den Tagen ſeiner Liebe. Doch Ida's Geſichtspunkt ſchmeichelte ihm zu ſehr, er berechtigte ihn, ſein von Melanie gegen das Recht gefeſſeltes Herz als ſein Eigenthum anzuſehen, und ließ Ida's Bild ohne Widerſtand davon Beſitz nehmen. Ida ward bei der ganzen Sache nicht von einer böſen Abſicht — ſie ward von gar keiner getrieben, als bewundert zu werden, Einfluß zu üben und ihre Grundſätze anzuwenden. An Melanie's Unglück dachte ſie ganz ohne Mitleid, denn das kalte Urtheil: ſie hat es ſich durch dieſe unnatürliche Heirath zugezogen, entkräftete dieſes. Allein mit Staatskünſtlersklugheit berechnete ſie die Möglichkeiten und die Verhältniſſe ihres Schülers und Schützlings und fand, daß die Vernunft und ſein Vortheil durchaus foderten, dieſe Ehe ſo erträglich wie möglich zu machen, welches auch, wenn ſich Camille wie ein Mann betrüge, gar nicht ſchwer ſein würde. Kalte Menſchen glauben, daß man dem Herzen ſeine Portion Glück vorſchreiben kann wie dem Magen die Nahrung; daher verwickelte ſie Camille in ein ſcharfes Sondern von Dem, was er ſeiner Frau ſchuldig ſei oder nicht ſchuldig. Sie hatte das Leben für ihn gewagt an jenem Abend, an dem ihre Verbindung ſich knüpfte, mehr durch ſeine kindiſche Liebe hingeriſſen, als es ihrer reifen Vernunft geziemte. Sie hatte ihn zum angeſehenen Manne gemacht; dagegen hatte er ihr ſeine Jugend geopfert — das hob ſich auf; ſie hatte mit liebender Großmuth nur für ſeine Freude, nur für ſein Glück gelebt; dafür war er treu in ihren Geſchäften geweſen, hatte ihr Hausweſen gehoben. Was ihm alſo zur Laſt fiel, war die Leidenſchaftlichkeit ſeines Betragens, mit welcher er gefodert hatte, was nicht in Frau von Anillac's Vermögen ſtand: Jugend und Geſundheit, und ſie beſtraft hatte für den unverrückbaren Weg der Natur, welche die Liebe ſo wenig wie die Blüte ewig erhält. Camille hörte dieſe Pflichtzerlegung mit empörtem Herzen an; aber ſeine Eitelkeit, ſeine Sinne bedurften es, ſeine Vergangenheit wie einen aufbewahrten Leichnam zu betrachten, und die Lehre vom Herzerſtarren kam aus einem Roſenmunde, war mit allem Zauber nachläſſiger Vertraulichkeit, herriſchem Ernſte, unbefangener Neckerei verbunden. Seinem ungebildeten Verſtande ward das Bedürfniß ſeiner Schwäche in einem ſchimmernden Gewande von Menſchenkenntniß und kräftiger Anſicht vorgetragen, und er zog das Herz nach. Was war er alſo Melanien nach Ida's haarſcharfer Pflichtberechnung noch ſchuldig? Ein achtungsvolles Benehmen, Vermeidung aller leidenſchaftlichen Stürme, ſorgfältige Pflege ſeines Hausweſens, aber weiter auch nichts. Daß er Ida liebe, ſprach dieſe gefährliche Frau zuerſt aus und ſtellte damit ihr Verhältniß mit einem Worte an ſeinen Platz. Melanie konnte nichts daran verhindern als ſeine Geſetzlichkeit; aus Klugheit mußte ihm Ida jede verwegene Gunſt verſagen; aber die Liebe iſt ſo reich, daß ſie auch ohne ſie ſchon beglückt. Zu ſo einem Syſtem, das auf der einen Seite die Geſetze, auf der andern die Natur höhnt, mußte ſich Camille emporſchrauben, und einmal zur Heftigkeit getrieben, ſah ihn die kalte Ida, mit vielem Intereſſe an dem Spiel, alle die Stürme der Leidenſchaft durchtoben, welche ehedem Melanie's Vernunft übermannten, weil ſie mit warmem, ſchüchternem Herzen dabeiſtand.

Für Melanie war ſeit ihres Gemahls Abreiſe auch eine Lehrzeit begonnen. Von den täglichen ſchmerzlichen Verletzungen ſeiner Gegenwart verſchont, hatte ſie ganz allein, vermöge ihres reinen Herzens und ihres frommen Sinnes alle die Wahrheiten auch entdeckt, die Ida, vermöge ihrer Philoſophie, ausgegrübelt hatte. Wenn uns Frieden und Stille umgibt, können Krankentage unſerm Geiſt zu einer Klarheit verhelfen, die mit unſern übrigen Fortſchritten nicht im Verhältniß ſteht. Die Störung von außen iſt uns fern, und der näherſtehende Tod gibt uns ein richtigeres Maß für das Leben und ſeine Angelegenheiten. So ging es Melanie; ſie geſtand ſich jetzt ohne Jammer, was ſie ſich ſchon lange nicht mehr hatte verbergen können: daß Camille's Liebe, die Frucht heftiger Leidenſchaft bei ſtrengen Sitten, durch den Zufall für ſie entzündet, durch die Umſtände begünſtigt, durch ihr ſchwaches Herz verleitet worden wäre. Mit unſäglichem Schmerz ſagte ſie ſich von der Hoffnung los, ihn durch Liebe zu beglücken, aber ihr Verhältniß konnte durch Achtung, Vertrauen und Dankbarkeit ſanft und wohlthätig werden; er mußte ihr freilich das Glück einer angemeſſenern Verbindung opfern, mußte ihr Vaterfreude opfern — da floſſen der Kinderloſen Thränen in unendlichem Schmerz; — allein ſie konnte ihm viele Entſchädigung bieten, in Glücksgütern, Anſehn und — ihm würde noch Mannesjugend bleiben, um Vauveron einſt eine blühende Gattin zur Herrin zu geben. —

Mit der Überzeugung, das Beſte zu wollen, und der Möglichkeit, es erreichen zu können, kehrte ihre Gemüthsruhe und ihre Geſundheit zurück. Sie ſetzte ſich wieder in Beſitz eines Theils des Landhaushalts, den bisher Camille ausſchließend beſorgt hatte, beſuchte wieder ihre Nachbarn und ertrug es ohne Murren, wenn Camille's Briefe lange ausblieben, oder wenn er mit ſchneidender Abwechslung bald Gräfin Ida's Schönheit pries, bald ſich mit ſtoiſchem Gleichmuth über das einſchläfernde Einerlei der Lebensweiſe in Vauveron als Gegenſatz der Lebendigkeit ausließ, in der man in Genf ſeine Tage hinbringe. Sie baute auf die Güte ſeines Herzens, welche von der wohlthätigen Wirkſamkeit jedes ſeiner Tage befriedigt, in ſeinen Gärten, unter ſeinen Nachbarn, den unlohnenden Müßiggang des Stadtlebens bald vergeſſen würde. Die Arme glaubte, Camille würde unerfahren und unverdorben zurückkehren wie er von ihr ging, und bei ihr allen den Frieden finden, den ſie in ihrem feſten Entſchluß, ihren Anſprüchen als Weib ganz zu entſagen, um als Freundin einen Platz in ſeinem Herzen zu behaupten, gefunden hatte. Dieſes verſprachen ihr ſogar ſeine ſpätern Briefe, die jetzt anfingen in mancher unumwundenen Wendung einen Theil der neuerworbenen Aufklärung mitzutheilen. Melanie verſtand ſie nicht recht, ihre fromme Einfalt fand aber darin den Sinn ihrer eignen Hoffnungen und Vorſätze, und ſie blickte vertrauensvoll auf ihre Zukunft hinaus, etwa wie ein armer Blinder, der ſich mit dem unabänderlichen Ausſpruch des Arztes bekanntgemacht hat — er wird nie das Licht wiederſehen und die herrliche Schöpfung; aber er wird die Wärme der Sonne fühlen, den Duft der Blumen athmen, die Stimme ſeiner Lieben hören — er berechnet den Reichthum ſeiner Verarmung und dankt Gott!

So fand ſie Herr von Anillac, wie er nach einer ſechsmonatlichen Abweſenheit zurückkam. Auf beide Ehegatten hatten dieſe Monate wunderbar gewirkt. Er war wol jetzt der ſchönſte Mann, wie er vor fünf Jahren der anziehendſte Jüngling geweſen; Melanie, die damals in blühender Fülle noch ganz der Jugend anzugehören ſchien, würde man jetzt über ihre Jahre gealtert gehalten haben, ohne die kranke Zartheit der Farbe, die das Verblühen ſichtbarer ausſpricht als die Zahl der Jahre. Aber ſie war ſo rührend in der anſpruchsloſen Kleidung, die zwiſchen Kranken- und Wittwentracht die Mitte hielt! Sie war ſo Achtung gewinnend in dem liebevollen Ernſt ihres Weſens! — Camille war auf Ida's Befehl nach langem Sträuben mit dem überdachten Plan, Melanie an eine neue Art von Eheverhältniß zu gewöhnen, endlich nach Vauveron abgereiſt. Er hatte ſich zu vielen Auseinanderſetzungen, zu der Übung ſeiner ganzen neuerlangten Überlegenheit gerüſtet — nun kam er an und fand Alles gethan. Die Wohnzimmer waren geändert; ihm war ein artiges Appartement an ſeiner Lieblingsſeite des Schlößchens hergeſtellt, Melanie hatte ſich den Haushalt näher, abgeſondert eingerichtet; ſie hatte eine alte Verwandte zu ſich genommen, die Fräulein von St. Amand's Zimmer und Platz im Hauſe einnahm; ein wackerer Pachter hatte die Güter übernommen, die bisher von der Herrſchaft ſelbſt angebaut wurden, und ſeine eignen Geſchäfte in Weinen und Wolle hatte Frau von Anillac mit einer Pünktlichkeit fortgeſetzt, die ihn keine Arbeit vorfinden ließ. Camille hatte in jeder dieſer häuslichen Angelegenheiten eine Veranlaſſung zu Tugendübungen erwartet; er hatte ſich vorgenommen, ſich als Ida's würdiger Schüler zu zeigen, ſeine Weichheit zu unterdrücken, ſeine Leidenſchaft zu beherrſchen, Melanie, die er durch ſeine Liebe nicht mehr beglücken konnte, großmüthig eine abgeſchloſſene Glückſeligkeit zuzutheilen, die ihr genüge und ihm volle Freiheit laſſe, die ſeine zu verfolgen. Jetzt war ſeine ganze Lage verrückt; Alles, was er verſtändig angelegt erſtreiten wollte, war ſchon gewährt; der Feind, gegen den er ſich überlegt geharniſcht hatte, war gar nicht vorhanden. Er ſah Melanie's heimliche Thränen nicht, er begegnete nur klaren Blicken, ſah nur ſtille Thätigkeit, hörte ſanfte, häusliche Geſpräche, vernahm beharrlicher Freundſchaft aufopfernde Treue. Ehemals in ſeinen ſorgloſen Tagen hatte er ſich an alles dieſes theilnehmend angeſchloſſen, dann kam eine Zeit, wo er es voll Leidenſchaftlichkeit feindſelig geſtört hatte, jetzt kam es ihm kalt und flach vor; ſeine Langeweile ſchien aber gar nicht bemerkt zu werden. Ida's ſprühende Geiſtesfunken hatten ihn verwöhnt; gegen den Taumel zwiſchen Heftigkeit des Gefühls und Sinnendurſt, in dem er neben ihr gelebt hatte, ſchien dieſes Ebenmaß im Leben ſchal, dieſe Mäßigkeit im Empfinden leer. Ida's Bild trat in Flammenzügen vor ſeine Phantaſie, er hatte redliche Entſchlüſſe, für ſeine Pflicht zu kämpfen, gefaßt; aber die nüchterne Ruhe ſeines jetzigen Verhältniſſes ward ihm unerträglich. Er begann ſeine ehemaligen Wanderungen durch die Hochgebirge, ſeine zweckloſen Fahrten auf dem ſtürmiſchen See; er blieb halbe Nächte aus und beharrte mehrere Tage in finſterm Stillſchweigen bei bewegungsloſer Ruhe. Allein Melanie hatte die Würde ihrer Stellung aufgefaßt, ſie rang mit Thränen und Gebet in der Einſamkeit ihrer Nächte um Kraft, dieſen ewiggeliebten Mann zu behandeln, und ſie erkämpfte ſie; denn weit entfernt, wie ehemals ſeinem Fortgehen vorzubeugen, es mit Bitten und Thränen verhindern zu wollen, bei ſeiner Rückkehr lebhafte Freude, überſtandne Angſt zu zeigen; weit entfernt, ſeine finſtre Apathie wegbitten, ſcherzen, vernünfteln zu wollen, ließ ſie ihn gehen, kommen, ſchweigen, ohne ſeiner Laune etwas Andres als die einfache Ermahnung ebenbürtiger Vernunft, den freundlichen Gruß heitern Willkommens, die ruhige Nachfrage vertraulicher Theilnahme zu gönnen. Camille's geſunde Vernunft betrog ihn nicht über die Klugheit dieſes Betragens; aber er, der fortan ſich einzig durch Verſtand leiten zu laſſen geſchworen hatte, tobte in ſeinem Innern über eine Conſequenz, die ihn zur Nichtsbedeutenheit verurtheilte. Die freundlichen Menſchen, unter denen Melanie lebte, kannten, ohne daß je eine Mittheilung von ihrer Seite ſie unterrichtet hätte, die ſchmerzlichen Verhältniſſe des Hauſes, ſie beurtheilten ſie nach dem Umfange ihres Gemüths, und ein Jeder ſuchte Melanie's Lage zu erleichtern. Das erſte Zeichen entflohenen innern Friedens in der Seele und im Hauſe iſt ſtets, wenn uns die Einſamkeit zur Laſt wird. Melanie vermied es, ihrem Manne allein gegenüber zu ſein, da behutſames Reden ihren offnen Charakter drückte, und die Furcht, durch Offenheit Stürme zu erregen, ihr weiches Herz erzittern machte. Gern ſah ſie daher den Beſuch von freundlichen Nachbarn und erhielt, mochte Camille zugegen ſein oder nicht, mochte er an der Geſellſchaft Theil nehmen oder nicht, die Außenſeite der abgemeſſenen Heiterkeit, welche in jenen Zirkeln einen ſo ruhigen Genuß darbietet. Oft klopfte ihr Herz bang, indeß ihre Stirn Ruhe log, wenn Camille in dieſen Stunden zwecklos umherirrte und der ferne Knall ſeiner Jagdflinte die Schluchten vom Berge herabrollte, wo kein Gewild zu erwarten war; oder wenn er finſter und in ſich gekehrt am Kamin ſaß, die höflichen Fragen ſeiner Gäſte nach Neuigkeiten aus Genf — in ihren Augen der Sitz aller Neuerungen — gar nicht beantwortete, oder ihren wichtigen Nachrichten von ungeheuern Niederlagen aller Napoleon'ſchen Heere mit Perſiflage begegnete. O wehe, wenn der freundliche Anblick des häuslichen Lebens nur ein Phariſäergrab iſt, und nach durchlächeltem Abend der Modergeruch ſich um das Nachtlager herzieht! Melanie's Gemüth ſchwamm in einer Lebensluſt, welche nach kurzem Kampf dieſe Todesdünſte immer wieder überwältigte. Sie legte ſich ſtrenge Rechnung von dem verfloſſenen Tage ab, und wenn ſie für Camille's Unrecht mehr Mitleiden wie Unwillen in ſich fühlte, bewegte der Friedensengel mit ſeinen leichten Flügeln die drückenden Dünſte, und ſie entſchlummerte mit dem Glauben, morgen wieder leiden und überwinden zu können.

An einem ſolchen Abende hatte man ſich zahlreicher wie gewöhnlich bei Frau von Anillac verſammelt; ein herrlicher Herbſttag führte die Geſellſchaft auf das zum letzten Mal gemähte Gras eines Baumgartens; die jüngern Mitglieder tanzten nach den landesüblichen Liedern den Rundtanz, und die ältern, auf den Heuhaufen ſitzend, ſahen zu. Melanie erinnerte ſich an eine Zeit, wo Camille's Jünglingsgeſtalt Aller Blicke in dieſem Rundtanz entzückt hatte; jetzt ſaß er, farbe- und freudenlos, von der Geſellſchaft abwärts auf aufgeſchichteten Bretern und heftete unbeſtimmte Blicke in die zum Frohſinn auffodernde glänzend blaue Luft. Bald verlor er ſich aus der Geſellſchaft, dieſe trennte ſich ſpät. Melanie fragte den Diener, ob ſein Herr ſchon zu Hauſe ſei, und hörte, daß er ſich gar nicht entfernt habe, ſondern, ſeit er die Geſellſchaft verlaſſen, mit Briefen, welche der Bote aus der Stadt ihm gebracht habe, in ſeinem Zimmer eingeſchloſſen ſei. In dieſem Augenblick glaubte Frau von Anillac, ihre zärtliche Sorge mit der ſtrengen Regel, ihres Mannes perſönliches Thun und Laſſen nie zu ſtören, vereinigen zu müſſen; ſie ging auf ſein Zimmer, um ſich nach ſeiner Geſundheit zu erkundigen, und wenn er eine Antwort verweigerte, ihn nach einem freundlichen Nachtgruß zu verlaſſen. Sie fand ihn in heftiger Bewegung am Boden liegend. Bei ihrem Eintritt ſprang er auf; aber bei ſeinem Anblick vergaß ſie das Maß, welches ſie der Äußerung ihrer Theilnahme vorgezeichnet hatte, und bat ihn mit gefalteten Händen, ihr ſeinen Kummer mitzutheilen, ſie zu ſeiner Vertrauten zu machen. Mit der Heftigkeit, die ehemals ſtets ihren Widerſtand gebrochen hatte, erlaubte er ſich alle Ausſchweifung des Schmerzes; aber jetzt brachte ſie nicht mehr die Wirkung von ehemals hervor. Melanie hatte ſich in ein mütterliches Verhältniß gegen ihn verſetzt; was ſie ſonſt als Liebende überwältigte, rufte nun ihre Geduld auf; ſie hörte ihn an, ſuchte ihn zu beſänftigen und ſchlug ihm endlich mit anſcheinender Ruhe eine kleine Reiſe vor, ſeinen wiederkehrenden Mismuth zu zerſtreuen. Damit hatte ſie den wunden Fleck ſeines Herzens getroffen. Ein Brief von Ida hatte ihm ihre nahe Rückkehr nach Deutſchland bekanntgemacht, und verzweifelnd ſah er ſich auf immer von ſeiner Zauberin getrennt, oder in die Nothwendigkeit verſetzt, eine Frau, die gegen ihn nur Tugenden entwickelt hatte, zu beleidigen. Ein zufälliges Wort, deſſen Melanie ſich ſpäterhin nie mehr entſinnen konnte, brach das Siegel des Anſtandes, das bisher Camille's thörichte Leidenſchaft in ſeinem Buſen verwahrt hatte; er machte ſeine Frau zur Vertrauten ſeiner Lage, ſeiner Wünſche, und durch die Ruhe, mit der ſie ihn anhörte, erbittert, foderte er endlich ungeſtüm, ſie ſolle ihn wieder zum Bettler machen wie er geweſen ſei, da er ihr Haus betrat, aber ihm ſeine Freiheit zurückgeben, da ſein Leben, ſeine Seligkeit und ſeine Verdammniß ihm mit ihr nie mehr einen Schatten häuslichen Glücks zurückgeben könne. Sobald er den ganzen Vulkan ſeiner Leidenſchaftlichkeit, den gänzlicher Mangel an Widerſpruch ſo lange in ſeiner Bruſt aufhäufte, ausgetobt hatte, tauchte ſeine natürliche Güte auf, und er drückte gegen Melanie alle Innigkeit des Dankes, der Verehrung, der Anerkennung jedes Gefühls aus, was er nach der gänzlichen Trennung als

Gatte und Liebender gegen ſie empfinden konnte; ja, er fühlte bei aller Unziemlichkeit ſeiner Stellung gegen ſeine Frau, daß die Empfindung, die er ihr in einem andern Verhältniß weihen könnte, ihrer würdiger wäre als die Leidenſchaft, die er einſt für ſie empfand. Melanie hätte bei der Ausſicht auf ſo einen Auftritt ſich nicht für fähig gehalten, ihn zu ertragen. In der kühlſten Temperatur aller Gefühle, aller Anſichten aufgezogen, an die enge Umſchränkung feſter Formen gewöhnt, wird das Außerordentliche uns ſchrecklich; nur das Gewohnte iſt dem Maß unſrer Kraft angemeſſen; deshalb hatte Melanie die Qual ihres jetzigen Eheverhältniſſes getragen, weil es neben allen Formen des Lebens fortgegangen war; hätte man ihr aber geſagt, ſie würde einſt die Vertraute ihres Mannes bei einer ungeſetzlichen Leidenſchaft werden, er würde ſie nöthigen, zu einer Scheidung zu ſchreiten — in jenem glücklichen Lande ein Gegenſtand der ſtrengſten ſittlichen Rüge — ſie würde geglaubt haben, den Augenblick nie zu überleben. Jetzt war nun dieſer Augenblick gekommen, und ſie fand eine Kraft in ſich, die ſtärker war als die der Gewohnheit und der angebildeten Anſichten, wenngleich unfähig, eine von ihnen zu zerſtören. Mitleiden und Stolz hielten ſie aufrecht. Sie fühlte ſich in ihrer Einfalt hoch über den Gegenſtand erhaben, der ihres armen Gatten weiches Gemüth mit Sophismen bethört hatte, und ihr Herz ſchmolz in Mitleiden bei dem Schickſal, was ihm drohte, ſich einer Denkart, Sitten, Planen hinzugeben, die ſie unverträglich mit ſeinen Tugenden und ſeiner Seelenruhe hielt. Mit wohlwollendem Ernſt ſuchte ſie ihm dieſe Anſicht darzuſtellen; aber ihre Wahrhaftigkeit konnte ſich nicht zur Anerkennung der Vortrefflichkeit Ida's entſchließen; ſeine Liebe wollte ſie mit Duldung behandeln, aber deren Gegenſtand glaubte ſie keine Schonung ſchuldig zu ſein: ſie beweinte ſeinen Schmerz, aber ſie nannte jene eine Verführerin. Sie ſagte mit ſanften Thränen: „Hätte die blühende Tochter einer unſrer tugendhaften Nachbarn Deine Sinne entzündet, hätte ſich Dein weiches Herz nach den Vaterfreuden geſehnt, die mir Dir zu geben der Himmel verweigerte, und Du hätteſt mir geſagt: „„werde meine Mutter, und mein ganzes Leben ſoll Dir zeigen, daß ich nur die Rechte der Natur verlange, keines der Tugend verletzen will““ — Du hätteſt mich in die Gefahr geſetzt, göttlichen und menſchlichen Geboten zuwider einen romanhaften Entſchluß zu faſſen und mit Gewiſſensbiſſen zu leben, um Dich glücklich zu ſehen; aber Dein Verſtand iſt vergiftet, Du biſt der Natur, Du biſt Deinem Beruf überdrüſſig, Ida hat Deinen Kopf mit blendenden Phraſen gefüllt, und damit hat ſie Dein Herz erkaltet“.... So erinnerte ihn Frau von Auillac ſelbſt an den Platz, den, nach Ida's Syſtem, das Herz im Gegenſatz des Verſtandes einnehmen ſollte, und erleichterte es ihm, der frommen Beredſamkeit ſeiner Gattin zu widerſtehen.

Die Nacht war in dieſem peinlichen Geſpräche faſt verfloſſen; Mattigkeit des Körpers mochte Melanie's Herzenskraft ſchwächen und ſie darum reizbar gegen einige Ausdrücke ihres Gemahls machen, die Ida auf eine Art erwähnten, bei welcher ihre ſtrenge Sittſamkeit litt; ſie ging durch Anſtrengung weiter, als ſie dieſen

Abend zu gehen ſich vorgeſetzt hatte; ſie erklärte beſtimmt, daß nach ſolchen Vorgängen ihre Ehe, auch wenn er glücklich genug wäre, Ida's Fallſtricken zu entgehen, nicht mehr beſtehen könne, und bat ihn, jeden Schritt, den er, ſie aufzulöſen, für nöthig finde, zu thun. Unfähig, nach dieſem Worte, das ihr ganzes Weſen zertrümmerte, noch etwas hinzuzuſetzen, verließ ſie das Zimmer.

Wie ſie am folgenden Morgen erſt ſpät ihre Leute zu rufen ſich entſchließen konnte — denn nach einem unendlichen Unglück ſcheint es uns, als ſtünde es auf jedem fremden Antlitz noch einmal geſchrieben — erhielt ſie die Nachricht, daß Camille bei Tagesanbruch nach Genf abgereiſt ſei. Sie ließ ihren Pfarrer kommen, der nach guter alter Sitte der erſte Rathgeber des Hauſes und, durch zahlreiche Verhältniſſe der Art ausgebildet, auch Rath zu ertheilen geſchickt war. Sie eröffnete ihm die erfolgte Erklärung in dieſer Nacht und ihren feſten Entſchluß, ihre Heimath auf immer zu verlaſſen, weil ſie die Schmach, eine geſchiedene Frau zu ſein, niemals vor den Augen ihrer Landsleute zu ertragen vermöchte. Der wackere Mann, dem ſein Amt ſchon Misbilligung der Eheſcheidung gebot, erſchrak über den Entſchluß ſeiner verehrten Beichttochter, er lehnte ſich mit Gründen und geiſtlichen Drohungen auf gegen einen Schritt, der nur, um dem Laſter zu ſteuern, geſtattet werden könnte; aber gerade darum wollte ihn Melanie wagen; denn ſie ängſtigte ſich vor dem verwerfenden Namen, den Camille's Verhältniß zu Ida im Evangelium trug, ſo lange ſein Bündniß mit ihr nicht gelöſt ſei. Wenn uns ein Unglück begegnet, das den geliebteſten Theil unſrer Lage zerſtört, ſo wird es uns leichter, ſie ganz aufzugeben, als unter den Trümmern fortzuleben; darum konnte ſich Melanie auch die Möglichkeit gar nicht denken, in dieſer Gegend unter dieſen Menſchen zu bleiben, nachdem öffentliches Ärgerniß ihr Leben befleckt hatte. Der Pfarrer mußte ihr nachgeben, damit er — denn ſoweit gehörte er bei aller Vortrefflichkeit doch ſeinem Stande an — die geiſtige Herrſchaft nicht über ſie verlöre. Der wackere Mann hatte ſoeben den Beſuch eines Verwandten bei ſich, der in Marſeille wohnhaft war und in kurzer Zeit dahin zu gehen gedachte. Es ward mit Frau von Anillac verabredet, daß ſie ihren getreuen Geſchäftsmann über die traurige Scheidung mit allen Vollmachten verſehen, einen Knecht, der ſchon viele Jahre dem Landhaushalte vorſtand, als Verwalter anſtellen und dann, unter dem Vorwande, ihrer Geſundheit einen Winter am Juragebirge zu erſparen, mit Herrn du Gange nach Marſeille abreiſen ſollte. Sie meldete dieſe Beſchlüſſe ihrem Gatten nach Genf, mit der Bitte, bis zu ihrer Abreiſe entfernt zu bleiben; denn, wie unerſchüttert ſie ihren Entſchluß auch ausführte, ſo fühlte ſie doch die Grenzen ihrer Kräfte, und der Anblick Camille's ſchien ihr deren unvermeidlicher Untergang. Sie rechtfertigte jetzt auf gewiſſe Weiſe Ida's Lehre von der Herrſchaft der Vernunft; ſie war ein zwiefaches Weſen, das leitend und folgend zugleich, beharrlich nach dem erkannten Ziel ſich hinbewegend, die Nothwendigkeit fühlte, keinen Blick weder rechts noch links zu thun, weil der Abgrund der Verzweiflung ihr entgegengähnte bei jedem dieſem Ziele fremden Gedanken. Der Brief kam mit der Bemerkung des Poſtbureau: „daß Herr von Anillac nicht mehr gegenwärtig und ſein Aufenthalt unbekannt ſei," nach Vauveron zurück, und bald erzählte man ſich in den Geſellſchaften der Stadt, bald kam auch die Nachricht aufs Land, daß er mit der Gräfin Altberg durch die Schweiz reiſe. Dieſes Betragen, indem es Melanie von der Furcht, ſeinem geliebten Anblick noch einmal ausgeſetzt zu ſein, befreite, verletzte ihre Begriffe von Sitte und von Schonung ſo tief, daß ſie alle Anſtalten zu ihrer Abreiſe beſchleunigte, ſodaß ſie wenige Wochen nach Herrn von Anillac Vauveron verließ.

Das Schickſal hatte freundlich für ſie geſorgt, indem es ihr einen Reiſegefährten gab, der bei der herzlichſten Theilnahme an ihr, ſelbſt mit einem wichtigen Entſchluſſe beſchäftigt, ſie nicht in ihrer Schwermuth beläſtigte. Auf der Höhe von St. Aulaire ging ſie, während das Mittagseſſen bereitet ward, auf ein Fanal*) zu, das auf einem Hügel die Gegend überragte. Die daſelbſt ſtehende Wache ſagte: Sehen Sie den *** ſee zum letzten Mal ſchimmern? Bei klarem Wetter können Sie den Kirchthurm von Vauveron erblicken. — Melanie ſah weder den Schimmer ihres Sees, noch die weiße Mauer ihres Kirchthurms; aber das Gefühl des Scheidens, des Auswanderns, der Fremde, ergriff ſie mit furchtbarer Gewalt, und ſie eilte, um ungeſtörter zu weinen, in den Gaſthof zurück. Ich verſtehe Ihren Schmerz, gnädige Frau, ſagte Herr du Gange, indem er ſeine Schritte beſchleunigte — ſo werde ich in kurzem meine Orangengärten, meine Olivenwälder, mein herrliches Meer verlaſſen und ferne ein Grab ſuchen. — Betroffen hielt Melanie ihre Schritte an und blickte fragend auf ihren Begleiter. Wirklich, ſagte dieſer, das iſt das Geheimniß meiner Reiſe in Ihr Land. Ich habe meiner Kinder — deren Mutter Ihres Pfarrers Schweſter war — Vermögensangelegenheiten in Ordnung gebracht und pflanze mich mit meiner jüngſten Tochter und ihrem Manne in Virginien an. Das nächſte Frühjahr iſt zu unſrer Abreiſe beſtimmt. — Dieſer Anfang von Vertrauen ſtiftete eine nähere Bekanntſchaft zwiſchen den beiden, bisher nur durch feine Sitte verbundenen Reiſegefährten. Du Gange entdeckte Melanie, daß er ſeit dem erſten Erwachen der bürgerlichen Freiheit in Frankreich ihr gehuldigt habe, als Krieger für ſie gekämpft, als Bürger ſie befördert habe, daß er ſie mit unſäglichen Opfern ſeines Vermögens, ſeines Gefühls, ja mancher ſeiner Grundſätze durch alle Formen der Staatsumwälzung aufrechtzuerhalten geſtrebt habe, aber nun ſeiner Täuſchung entſagen müſſe und lieber auf fremdem Boden ein Grab ſuchen wolle, als auf dem ſeines Vaterlandes ein Sklave ſein. Meine Kinder, ſagte er, ſind alle ſchon ins thätige Leben getreten, aber jung genug, um dieſe Zeit und die Stürme, die ihr folgen werden, zu überleben. Nur meine jüngſte Tochter nehme ich mit — oder ſie eigentlich zieht mich nach ſich.

---

*) Große Holzſtöße, die angezündet werden, wenn das Landvolk aufgeboten werden ſoll.

Sie hat einen Deutſchen geheirathet, der als Kriegsgefangener unſre Gegend betrat. Er mußte gezwungen für einen Fürſten dienen, der nicht ſein Volk, ſondern ſeine Herrſchaft gegen Napoleon vertheidigte, der ſein Bundesgenoſſe ward, ſobald der Sieger ihn mit einer neuen Provinz erkaufte, und ſein Verräther, ſobald er eine Hoffnung erblickte, ein eigenmächtiger Herrſcher durch die Beſiegung Frankreichs zu werden. Seines charakterloſen Vaterlandes müde, an Frankreichs Wohl verzweifelnd, will er in einem freien Lande Freiheit ſuchen. Er hat mein Mädchen bezaubert und mich alten Gecken dazu. Der Plan der neuen Anſiedlung war mit der größten Überlegung begründet. Dörnberg, der junge Deutſche, war ſelbſt in Amerika geweſen, hatte als Abgeſandter mehrerer Familien die Güter gekauft, die Bedürfniſſe berechnet und eine kleine Zahl gebildeter und kräftiger Menſchen, von wackerm Geſinde, das ſich an ſie anſchloß, begleitet, durfte hoffen, am Waſaſch ſchon die erſten Grundlagen einer kleinen Colonie errichtet zu finden.

Je länger Melanie von dieſem Plane ſprechen hörte, jemehr bildete ſich in ihr der Wunſch aus, durch eine ſolche Verpflanzung in einen fernen Welttheil ihr bisheriges Daſein abſtreifen zu können und zwiſchen ſich und den Denkmälern ihrer Jugend, ihres Glücks, ihrer eingebildeten Schmach das Weltmeer zu wiſſen. Sie ging der Bekanntſchaft des Menſchenvereins, der ſie in Marſeille erwartete, unwillkürlich mit der Anſicht entgegen, in ihnen ihre künftigen Lebensgefährten zu ſehen. Bis zum nächſten Frühjahre wollte ſie ſich beſinnen.

Bis dahin mußte ihre Eheſcheidung ausgeſprochen ſein, bis dahin mußte ſie über Camille's Liebesſchickſal Kunde erhalten haben, und dann war ihre Vergangenheit vertilgt; und je verſchiedener die Zukunft von ihr war, je eher konnte ſie hoffen, ſie zu ertragen. Herr du Gange ward mit Frohlocken von ſeinen Kindern empfangen. In der bewegungsvollen Seeſtadt war eine Überpflanzung nach Amerika gar nicht ſo eine ſchaudererregende Sache wie ſie ängſtlichen Binnenländern wol vorkommt. Die Kinder weinten wol um des Vaters Entfernung, allein das Weltmeer ſchien ihnen nicht die Grenze des Lebens zu ſein. Jetzt eröffnete aber Dörnberg dem Schwiegervater eine Urſache, die Reiſe, ſtatt das Frühjahr abzuwarten, noch in dem Herbſtwetter zu beginnen — einmal hatten ſie Nachricht, daß ihr Geſchäftsmann auf der neuen Anſiedelung, die ſie Val du Gange genannt hatten, jenſeits des Miſſiſippi ein Eigenthum gekauft hatte und im Herbſt dahin abziehen wolle; das machte einen nachtheiligen Wechſel von Verwalter, oder die Gegenwart des Herrn nöthig; andererſeits offenbarte ſich eine Urſache, welche der jungen Gattin eine Seereiſe im Frühjahr ſehr beſchwerlich machen mußte, da man oft bemerkt hat, daß ſäugende Kinder nicht ohne Gefahr ſolche Reiſen überſtehen; und ein ſolches mit ſich führen zu müſſen, hatte ſich die Gewißheit eingeſtellt. Die Beſtürzung war allgemein. Man hatte ſich gegenſeitig vorgeſetzt, die letzten Monate des Beiſammenſeins noch recht zu genießen. In Val du Gange fehlte noch Vieles, um es der Baſtide, dem Familienlandgut an den Thoren von Marſeille, ähnlich zu machen.

Aber die zarten Frauen konnten in Louisſaille überwintern; die Rüſtigern fürchteten auch nicht in dem halb ausgebauten Hauſe von Val du Gange einen Winter zu verleben, und wenn die überraſchende Abreiſe die Freude des letzten Beiſammenſeins raubte, ſo erſparte ſie auch die verlängerte Ausſicht der Trennung.

Bewegt fragte ſich Melanie, ob ſie dieſe Veränderung in du Gange's Plan als Fingerzeig der Vorſehung, den ihren aufzugeben, ſollte anſehen; oder ob ſie ein Ruf ſei, ſchnell, ehe neue Hinderniſſe einträten, ihn auszuführen. Babette, des jungen Deutſchen Frau, zog die Entſcheidung herbei. Melanie war von der ganzen Familie mit der einfachſten Gaſtfreiheit aufgenommen; die Mutter des Hauſes war ſeit ein Paar Jahren geſtorben; mit patriarchaliſcher Sitte räumte ſie der fremden Matrone ihre Stelle ein, und von ihrer milden Schwermuth, von ihrer theilnehmenden Güte angezogen, umgaben ſie dieſelbe mit zuvorkommendem Bemühen, ihr Freude zu bereiten. Vor Allen that es Babette, die bei der nahen Trennung vom Vaterlande und der Seereiſe bei ihrem neuen Zuſtande den Verluſt der Mutter mit erneuerter Bekümmerniß fühlte und ſich deshalb aus innerem Bedürfniß einer mütterlichen Frau anzuſchließen beſtrebt war. Sie äußerte ein Paar Mal, wie glücklich ſie ſein würde, wenn unter den Frauen der kleinen Colonie eine Freundin, wie ſie, ihr Muth, Sicherheit und Geduld zu geben im Stande wäre. Dieſer Wunſch, in den alle die guten, für Babette intereſſirten Seelen mit einſtimmten, wurde ſo oft wiederholt, die Ruhe, mit der alle Bekannte des Hauſes von ſo einer Seereiſe ſprachen, ſtumpfte die Furcht vor dieſer in Melanie's Phantaſie ſo ſehr ab, daß es nur eines kleinen Umſtandes bedurfte, um ihren Entſchluß zu beſtimmen. Dieſer fand ſich in Briefen des Pfarrers von Bauveron. Herr von Anillac hatte auf dem Wege nach Berlin geſchrieben, um eine ihm perſönlich zugehörende Summe Geldes, über welche ſein Geſchäftsmann in Bauveron verfügen konnte, ſich überſchicken zu laſſen; der Brief enthielt außer dieſem Auftrag und ſeiner Adreſſe nur noch die Worte: „Ich bitte Frau von St. Amand, einen Unglücklichen zu vergeſſen, deſſen Namen nicht verdient, mit dem ihren zuſammengeſtellt zu werden.“ Der Geiſtliche hatte ihm die Anweiſung auf dieſes Geld an den angezeigten Ort abgeſendet und zugleich um eine Vollmacht für einen Rechtsgelehrten gebeten, um in ſeinem Namen die Eheſcheidung zu betreiben. Jetzt ſchien für Melanie das letzte Band an die Vergangenheit zerriſſen; ſie entdeckte Herrn du Gange ihren Entſchluß, mit ſeinen Freunden ſein Schickſal jenſeits des Weltmeers zu theilen, und bat um Auskunft über die Bedingungen, die ihr Rechte und Eigenthum zuſicherten. Die Sache war bald im Reinen. Melanie ſetzte ein Inſtrument auf, vermöge deſſen ſie Herrn von Anillac die Hälfte ihres ganzen Vermögens übermachte; nur in dem Fall er keine Kinder zurückließ, ſollte es der Familie ihres erſten Gemahls zurückfallen. Sie ließ dieſer Vergabung alle gerichtliche Form geben und ſchickte ſie ihrem Geſchäftsmanne mit der Anweiſung zu, eine gewiſſe Summe, welche bei weitem noch nicht den Werth ihres Beſitzthums in * * * gleichkam, an Herrn du Gange in Marſeille zu übermachen. Über ihren Entſchluß, nach Illinois zu gehen, meldete ſie ihren Freunden nichts Beſtimmtes, ſie verſicherte ſie ihrer Heiterkeit, und wie ſie in du Gange's Familie Töchter und Söhne gefunden, wie ſie wirklich jetzt aus Wahl der Herzen von den Banden umſchlungen ſei, welche die Natur ihr verweigert hätte, und ihrem Wunſche gemäß von Kindern und frommer Liebe umgeben ſei.

Der ſchmerzliche Abſchied von der alten Erde, den Vätergräbern, die ſie deckte, und den Mitgebornen, die ſie ernährte, ging vor ſich; man ſchiffte ſich auf einem amerikaniſchen Schiffe ein. Die meiſten der Männer hatten ſchon Seereiſen gemacht; die Bequemlichkeit der Frauen war mit ſinnreicher Sorgfalt bedacht, und ſo ſchwamm man, von Wind und Wellen begleitet, ohne Abenteuer nach Baltimore hinüber. Die einförmige Seereiſe diente nur dazu, die ſich verwandten Menſchen einander näher zu bringen. Melanie befand ſich in Dörnberg's Geſellſchaft ſehr wohl. Des jungen Mannes Vater war ein Rheinländer und hatte mit Überzeugung an der Sache der Freiheit bei dem Anfange der Revolution Theil genommen. Er gerieth nach Paris und ging dort mit vielen Tauſenden unter; ſeine Frau, die am Rhein zurückgeblieben war, ſuchte mit ihren jungen Kindern in Erfurt, ihrer Vaterſtadt, eine Zuflucht. Ihre Geburt gab ihren Kindern Bürgerrechte; ihres Mannes Schickſal wurde von der Außenwelt vergeſſen, weil ſie ſelbſt es nie aus einem öffentlichen Geſichtspunkt angeſehen hatte. Aber ſein Sohn hatte es nicht verkannt; er ſah ihn für den Märtyrer einer guten Sache an, und dieſe Sache blieb ihm lieb; durch ſeine Verhältniſſe gegen ihre Apoſtel aufgereizt, erhob er ſie zum Ideal, und dieſes ernſte Intereſſe erſtarkte des Knaben, ſpäter des Jünglings Gemüth. Gegen die Gewohnheit ſeiner Zeitgenoſſen begnügte er ſich nicht mit Haß und Unterwerfung; er unterrichtete ſich von der Geſchichte des Landes, das ſeines Vaters unbekanntes Grab enthielt, und wünſchte einen würdigen Feind bekämpfen zu können, zu ſeinem und ſeines Volkes Beſten. Je reifer aber ſein Verſtand ward, je weniger ſah er bei dem Kampfe Ziel und Klarheit; wie ihm deshalb das Loos fiel, thätigen Theil an ihm zu nehmen, empfand er nur den Genuß bewegter Kraft, nicht Kampfesbegier, nicht Siegesſtolz. — Das Lob ſeiner Obern nach tapfrer Gegenwehr machte ihm keine Freude; denn er hatte nicht für die Sache ſeines Volkes gekämpft, und das erſte Gefühl von Vaterland empfand er, wie er als Kriegsgefangener unter dem Heerhaufen der Feinde, aus dem Küſtenbewohner des Mittelmeers wie den Fiſcher des Rheinufers zuſammengeſetzt, nur einen Stolz, ein Gelingen, ein Fehlſchlagen theilen hörte. Leichter ſchien es ihm, ſein Vaterland zu fliehen, als mit Tadel und Schmach darin zu wandeln; aber auf ſeines Feindes feſtgegründeten Boden mochte er auch nicht leben, lieber Alles von ſich werfen und auf jener neuen Erde eine Hütte, ein Grab ſuchen. Dieſer Entſchluß bildete ſich in Marſeille aus, wohin man ihn als Kriegsgefangenen führte. Seine Mutter war vor kurzem geſtorben; ſein kleines Erbtheil reichte ſo eben zu, um eine Actie zu einer Niederlaſſung in Illinois zu kaufen, beren Unternehmer ſich in Marſeille befand. Dieſes Geſchäft führte ihn bei Herrn du Gange ein; er lernte Babette kennen, deren Mutter eine Schweſter **, eine Verwandte Fonfrede's war, und die ſich mit Stolz rühmte, daß in dieſen Vertheidigern der Freiheit das edelſte Blut Frankreichs gefloſſen ſei. Dörnberg hörte mit klopfendem Herzen, daß Herr du Gange Theilnehmer jenes Unternehmens ſei, daß er mit der Zeit ſelbſt Bürger von Illinois zu werden gedenke. Zum erſten Mal ſah er in Babette ſein weibliches Ideal verwirklicht: eine kindliche Jungfrau mit römiſchem Sinn. Bei den Geſchäften des Haushalts thätig und zierlich zugleich, von den Verhältniſſen ihres Landes unterrichtet, nach der Geſchichte deſſen, wohin ihr Vater ſie zu führen gedachte, mit Wißbegierde forſchend, verſprach ſie Gefährtin ihres Gatten zu ſein, nicht ſein Spielwerk, nicht ſeine Herrin. Bei Vorzügen, die ſein Verſtand anerkennen mußte, glaubte Dörnberg, daß dem Gefühl, was ſie ihm einflößten, gar keine Übertreibung beigeſellt ſein könnte. Freilich gibt die Liebe zu einem edeln Gegenſtande ebenſo viel Kraft zum Entſagen, als nach dem Beſitz zu ſtreben; und wir wollen glauben, daß unſer junger Freund die Probe beſtanden haben würde; das Schickſal erſparte ſie ſeiner Liebe. Du Gange fand ſich ſelbſt an den jungen Mann gezogen; gleiche Denkart, gleiche Lebensplane ebneten die Kluft der ganz verſchiedenen Nationalität; der bewegliche Provencale und der bedächtige Thüringer wurden von einerlei Sehnſucht über den Ocean getrieben: Verzweiflung am Glück ihres Vaterlandes, kühne Zuverſicht, ſich ein neues zu ſchaffen, im Jugendlande der Freiheit, der Cultur. Neben der kräftigen Jugend dieſes Paares ſtand Melanie wie eine Cypreſſe zwiſchen zwei wurzelnden Eichen. Ihr Haupt gen Himmel zu heben, iſt ihr Beſtreben, unbedacht, ob ihre Wurzel feſt ſtehe — auch ſichern nur Schweſterzweige ſie vor dem verheerenden Sturm. Melanie's Entſchluß, ihr Vaterland zu verlaſſen, war ein Entſchluß ihres klaren Verſtandes, der die Grenzen ihrer moraliſchen Kraft kannte. Sie hatte den Schmerz eines zertretenen Herzens ſtandhaft ertragen, ſie würde ihn ihr ganzes Leben lang ertragen haben, denn ſie war von dem Schutz der Meinung, des unbeſcholtenen Rufes umgeben; — allein, neben der empörendſten Mishandlung ihrer Zärtlichkeit, ein Schickſal zu erfahren, welches die Sitten ihres Landes mit Schmach bezeichnen, welches ihr Gewiſſen für verwerflich hielt — dazu hatte ſie keine Kraft; einer Andern Rechte an einem Manne zu überlaſſen, die er ihr ſchon lange entzogen, die ſie mit Edelmuth nicht mehr in Anſpruch nehmen wollte, dazu gebrach ihr die Stärke. Das Außerordentlichſte war für ſie das wenigſt Schreckliche, und wäre der Fuß des Hekla der einzige Ort der Erde geweſen, wo man Camille's neue Gattin nicht gekannt hätte, ſo wäre ſie dorthin geflohen.

Sowie ſie ſich ſelbſt unbewußt durch Gewohnheit, Sitte, ehrwürdiges Vorurtheil unter ihren angebornen Umgebungen aufrecht erhalten hatte, ſo gewöhnte ſie ſich jetzt, ſich ſelbſt unbewußt, in Babette und Dörnberg ihre Stützen zu ſehen. Babette war kaum des Mutterumgangs entwöhnt, denn erſt in den letzten Jahren ward ihr die ihre entriſſen; darum ſchloß ſie ſich um ſo herzlicher an ſie als weibliche Gefährtin, ſie erwartete töchterlich ihren Beiſtand als junge Mutter; Dörnberg hingegen verehrte in Melanie die Reinheit des Herzens, die ihre Irrthümer veranlaßt hatte. „Ein Weib, wie ſie in unſern nordiſchen Zirkeln glänzen, ſagte er, hätte eine vierzehnjährige Ehe nicht mit ſo einer Reinheit des Herzens überlebt, ſie hätte nicht nach dem dreißigſten Jahre noch ein Mädchenherz gehabt, das dem unſeligen Irrthume eines unreifen Jünglings zum Opfer werden könnte.“ Und ein andres Mal ſagte er zu ſeiner jungen Frau: „In der Schüchternheit, mit welcher ſie ihre Verhältniſſe zu Camille viel mehr ſich bilden ließ als ſie knüpfte, ſprach ſich ihr geſunder Verſtand aus, aber nicht wie eine durch Geiſtesfreiheit erſtarkte, ſondern der Zucht alle Freiheit aufopfernde Seele es vermochte. Bemerke, Babet, wie ſie die Befangenheit ihrer Liebe Ahnung ihres Unglücks nennt. Sie verblendete ſich nicht über das Verkehrte ihrer Verhältniſſe, ihre Vernunft ward von der Andern gutmüthiger Unvernunft überraſcht; und weil ihr Herz noch jung war, ward die liebende Schwächere von dem herriſchen Stärkern —“ Babette loderte auf: Wie? Du vertheidigſt dieſen gefühlloſen Schwächling ...... „Bisher nicht; ich erklärte mir nur unſrer Freundin Irrthümer. Aber weil Du Camille ſo hart beſchuldigſt, ſo will ich ihn vertheidigen. In Camille iſt nicht ſowol Schwäche als Disharmonie der Kräfte, welche es ihm unmöglich machte, die Disharmonie der Verhältniſſe zu überwinden. Camille taugte nicht unter die kühlen abgezirkelten ***ern. Die Lebendigkeit, welche ſeine Nachbarn am Adour für das gebührende Feuer ſeiner Jahre gehalten hätten, erſchien in Bauveron als Genialität; die anmuthigen Kinderpoſſen, für die ſeine Kameraden ihn geneckt hätten, bewunderten die ſchwerfälligen Bewohner des Seeufers als ſeltene Grazie. Da verlor der heißköpfige Jüngling das Maß für ſich ſelbſt. In ſeinem lebensfrohen unſchuldigen Vaterlande hätte er mit einem Dutzend ſchöner Mädchen getanzt und getändelt, ſeine Phantaſie wär' ruhig geblieben, und ſowie ſein Vater, Großvater u. ſ. w. hätte er eine der ſchönen Mädchen zur Frau genommen und wäre wie ſeine Reben und ſeine Ulmen auf dem Boden verblüht, auf dem er das Leben begrüßte. Nun verſetzt das Schickſal dieſes Naturkind neben unſre Freundin, die, wie der Vetter Pfarrer unſerm Vater geſagt hat, damals noch in wunderbarer Fülle geblüht haben ſoll, — ſie das einzige ſchöne Weib in ſeiner Nähe! — verſetzt ſie gegen ihn in das wunderliche Verhältniß der vertraulichſten Häuslichkeit bei einer conventionellen, abgezirkelten, ſpröden Sitte, die ſelbſt das Unſchuldige umhüllt und darum der Phantaſie überall Stoff gibt. Wahrlich der arme Knabe hätte mich gerührt durch ſeine unverſtändige Tugend!" — Das iſt eine eigne Tugend, die dem Gaſtfreund das Haus über den Kopf anſteckt! unterbrach ihn Babette...... „Nicht doch, meine Babette, ein geſchwächter Menſch — denn das will doch Schwächling ſagen? — hätte nicht der ſchönen Witwe Gemahl werden wollen — Du verſtehſt mich? Es iſt ein intereſſantes Gemiſch von Kraft des Willens und Unverſtand in den

Lebensanſichten dieſes Menſchen geweſen. Wie er ſeinem Gaſtfreund das Haus anſteckte, hielt er es für eine Mördergrube.“ — O Dörnberg, ich werde Dich haſſen.... „Das wirſt Du nicht! Du ſollſt Frau von Anillac für unmakelhaft halten, aber ihren Gemahl nicht verurtheilen. Babette, wenn Du an einen ſechzigjährigen Gatten verheirathet geweſen wärſt, und wir hätten uns kennen lernen und hätten uns geliebt, — denn das hätten wir doch unter allen Verhältniſſen? — würdeſt Du nicht Deines alten Gatten Beſitz Deiner als eine Unnatur empfunden haben?“ — Nun, ſo wäre ich elend geweſen...... „Und ich ebenſo, mein Weib, und ſoweit wollte ich Camille vertheidigen, weiterhin bedaure ich ihn nur. Unſre Freundin kann und wird ſich beruhigen, denn ſie wird fortfahren zu lieben. Bei ihr iſt es nicht der Beſitz des Gatten, es iſt die Liebe, deren ſie bedarf. Es iſt das allumfaſſendſte Wohlwollen, auf einen Gegenſtand concentirt — aber ihr bleibt noch viel Liebe für Andre, für Dich, für mich; immer am meiſten für Den, dem ſie am meiſten dienen kann. So iſt die Liebe in einem reinen weiblichen Herzen. Camille liebte aber wie ein ſinnlicher Menſch — in ihm liegt das Edle noch unter einer gährenden Maſſe von unbeſtimmtem Wollen und Verlangen — wer weiß, ob es dieſe Maſſe je ausſtößt! — Jetzt irrt der arme Menſch mit dem Bewußtſein, Glück zerſtört, Gelübde gebrochen, ſeinen guten Ruf verloren zu haben, umher.“ — Das Bewußtſein wird ihn wenig drücken! Er wird als Gemahl der ſchönen Ida durch ihrer Familie Protection zum Glück gelangen, als Kammerherr oder ſolch ein andres wichtiges Unding zu glänzen.... „Kühne Republikanerin, nein! unterbrach mit leichtem Spott ſie der Gatte. Einen Umſtand weiß unſre Freundin nicht, und auf das Verbot unſers Vaters ſoll ſie ihn noch nicht erfahren, weil er ſie bekümmern und dadurch ihre Geſundheit, die wir für die bevorſtehende Reiſe recht zuſammenhalten müſſen, angreifen würde; Camille iſt nicht zu dem Beſitz jener Ida gelangt. Unſer Vater erhielt vom Vetter Pfarrer die Nachricht, daß Camille unerwartet nach Vauveron kam. Wie ihm Melanie's Abreiſe hinterbracht ward, ſchien er wie vom Donner geſchreckt. Er wiederholte voll ſtarrer Verzweiflung die Worte: das habe ich verdient! Der Pfarrer fand ſeinen geiſtlichen Beruf darin, ihm Melanie's Zuſtand bei ihrem Abſchied von ihren väterlichen Fluren recht furchtbar zu malen und endlich zu verſichern, ſie überlebe das nicht. Camille habe ihn aber ſtolz angeſehen und geſagt: „Da kennen Sie ihr liebendes Herz ſchlecht. Sie wird es überleben, denn ſie weiß, daß ich in Verzweiflung ſterben müßte, blieb ich mit dem Gedanken, ſie getödtet zu haben, zurück." Dieſe ſchöne Anerkennung von Melanie's herrlichem Gemüth lag dem guten Vetter freilich zu fern, ihm ſchien dieſe Rede Hochmuth und Unſinn; er trennte ſich ſehr kalt von ſeinem ehemaligen Liebling."

So war es wirklich. Nachdem Camille in jener Nacht, in welcher er ſeiner Gattin die verworrne Lage ſeines Herzens dargelegt hatte, allein geblieben war, ſuchte er ſich von dem Vorgegangenen Rechenſchaft zu geben. Sein Gemüth war auf das furchtbarſte zerriſſen, weil er die Kraft verloren hatte, ſein Gewiſſen — denn das erſetzt bei ungebildeten Menſchen die Stelle der Grundſätze — von ſeiner Leidenſchaft zu unterſcheiden. Er hielt Melanie's Strenge gegen Ida für Wirkung des Neides, und die Leichtigkeit, mit der ſie in die Scheidung gewilligt hatte, erſchien ihm wie kalte Verachtung — und die konnte er nicht verdient haben, da er ſich die ſchmerzlichen Gefühle ſeiner Bruſt für Unglück anrechnete, ſeine Verhältniſſe wie ein unverdientes Schickſal anſah. Neid und Verachtung, Selbſtſucht und Härte waren die Schuld, welche er jetzt Melanien aufbürdete. Dadurch nahm ſeine ganze Lage eine andre Farbe an. Seit er von Ida zurückgekehrt war, hatte ſeiner Gattin ſtilles Verdienſt, der Friede, der ſie umgab, die Demuth, in welcher ſie ihren Pflichtpfad wandelte, lange Zeit ihm Ida's Andenken peinlich gemacht, ſo unaufhörlich es ihn verfolgte. Dieſe Lage war unnatürlich, ſein Bedürfniß nach heftigen Empfindungen blieb, daher mußte ſich die Unruhe in ihm anhäufen, bis die nun ſtattgehabte Kriſis ausgebrochen war. Er ergriff mit Haſt die Möglichkeit von einer Schuld von Seite Melanie's, er malte ſie mit aller Schärfe der Leidenſchaft aus und verließ endlich — wer begreift die Täuſchungen eines nur von ſeinen Begierden getriebnen Weſens? — verließ ihr gaſtfreies Haus, weinend über ſie, wie über einen gefallnen Engel.

Ida war erſtaunt, ihn zurückkehren zu ſehen. Sie hatte ihn durch ihre Briefe immer in ihren Anſichten und Grundſätzen weiterzubringen geſucht; ſeine Rückkehr hatte ſie aber nicht verlangt. Sie hörte ſeinen

Bericht über die Erklärung zwiſchen ihm und Melanie mit Misfallen und bewies ihm, wie ſeine Handlungsweiſe den von ihm angenommnen Grundſätzen völlig widerſpreche. —Sie geſtand ihm mit viel Kälte zu, daß in Melanie alle die Empfindungen ſtattgefunden haben möchten, deren er ſie beſchuldigte, daß dieſe aber auf ſeinen Gang keinen Einfluß hätten haben ſollen. „Sie ſollten ſich durch Conſequenz frei machen, ſagte ſie, und thaten es durch einen Theatercoup; nun ſtehen Sie da wie ein leidenſchaftlicher Menſch, und es hängt nur von Ihrer Frau ab, Sie beim Worte zu nehmen, um Sie vor dem ganzen Ländchen gerichtlich als einen Undankbaren und, nach ſeiner beſchränkten Sittlichkeit, als einen zügelloſen Menſchen darzuſtellen.“ Camille war vernichtet! er war ſich bewußt, wie er gelitten, wie er gekämpft hatte, und hörte ſich nun der Schwäche, der Zweckloſigkeit beſchuldigen. Eine ſchreckliche Ahnung, die er ſich gar nicht deutlich machen wollte; Stolz und Leidenſchaft für dieſe Zauberin band ihm die Zunge, die Hoffnung auszuſprechen, in der er geglaubt hatte, mit Ida einverſtanden geweſen zu ſein: die thörichte Hoffnung, ſeine Scheidung als Pfand ihrer Vereinigung anzuſehen. Er ſchwieg und ſchwieg heute und morgen; und obgleich er wol der Schuldigſte, wenn auch nicht der Strafwürdigſte von Beiden war, ſchwieg er fortan mit der Scheue der Furcht, welche dem Fehlenden langſame Strafe bleibt, den ſeine ganze Beſtimmung zum Guten berufen und nur Leidenſchaft verführt hatte. Ida ſah ſeine Qual mit unfühlendem Herzen und linderte ſie in jedem ihr beliebigen Augenblick mit anmuthsvollem Zauder. Sie zog ihn von neuem in den Kreis ihrer Täuſchungen fort; er ſchmachtete Tage durch, genoß oder tobte eine kurze verlorne Minute und verzweifelte oft durch die ſchlafloſe Nacht. So zog ſie ihn, da ihr Vater bald nach ſeiner Rückkehr Genf verließ, mit ſich fort auf den Weg nach Deutſchland. Von Stuttgart aus foderte er von ſeinem Geſchäftsmann in Vauveron die Nachſendung ſeiner Gelder und begleitete ſeine Herrin bis Frankfurt; doch hier ſollte ſeine Täuſchung enden. Graf Altberg ſchien ſich dort auf längere Zeit einrichten zu wollen; Ida war von Männern umſchwärmt, welche die frühern Rechte eines namen-, titel-, uniformloſen Südfranzoſen nicht ſehr zu beachten ſchienen. Ida äußerte bei ein Paar Gelegenheiten, wo ſeine einfach häuslichen Gewohnheiten, ſeine lebendig darſtellende Sprache gegen die flache Kühle jener gebildeten Nordländer abſtach, eine Verlegenheit, die Camille auffiel. Seine Verhältniſſe traten plötzlich als Gegenſtand der Aufmerkſamkeit Anderer vor ſeine Seele. Den Entſchluß, ſie zu brechen, konnte er gar nicht denken — er verfiel alſo voll Bitterkeit auf das Mittel, was dem Übermuth des Mannes ſo nahe liegt — er wollte eine Anerkennung ſeiner Perſönlichkeit durch phyſiſche Kraft erzwingen. — Bei dieſem Entſchluß konnte es ihm nicht an Gelegenheit fehlen; er fand Händel mit einem guten adeligen Jungen, den er, ein herrlicher Fechter, ohne Gefährde entwaffnete und an ihm, etwa nach Burſchenſitte, einen Freund gewann. Er zwang noch Einen und einen Dritten, ihn von dieſer Seite nicht für ganz unbedeutend zu halten, und weil es rechtliche Menſchen waren, wirkte das einigermaßen und blieb geziemend verborgen. Endlich lachte ihn aber der ältliche Kammerherr eines untergegangnen deutſchen Höfchens, deſſen ganze Familie nach und nach in den untergegangnen Stiftern als Domherren untergegangen war, gerade ins Geſicht, wie er von der unendlichen Freude ſprach, wenn an den Ufern des Adour am Johannisabend von allen Hügeln die Freudenfeuer gelodert, und er mit ſeinen Geſpielen und den jungen Mädchen der Gegend die Ulmen mit Blumenkränzen behangen und die Reihen getanzt hätte. „O eine Idylle in Geßner's Geſchmack, rief der Kammerherr, ein Schäfer von den Ufern des Adour, der ſich nach Frankfurt verirrt hat!“ — Camille hatte die Weiſe des Reihentanzes auf der Guitarre geſpielt; er hörte des Kammerherrn quäkende Stimme und ließ ihn unter leiſen Klängen ausſprechen, dann ſchritt er mit leichten großen Schritten dicht vor den blonden blaſſen Beleidiger; ſein Auge ſprühte Feuer, ſeine ſchmalen korallenrothen Lippen ließen die blendendweißen Zähne wunderlich aber ohne Verzerrung erblicken; er riß ein Paar Griffe in die Saiten, daß alles Geſpräch im Salon auf einen Augenblick verſtummte, und ſagte dem Kammerherrn ins Ohr: Morgen Mittag erwarte ich Sie beim Sandholz. Dann legte er die Guitarre mit ihren zerriſſenen Saiten auf ein Tabouret und ſetzte ſich neben Ida's Spieltiſch. Den folgenden Morgen ſuchte der Kammerherr zu negoziren; Camille ſchlug es mit phlegmatiſchem Eigenſinn aus; jener foderte nun Piſtolen, da mit dem Degen zu fechten nie ſeine Sache geweſen ſei. — Das galt Camille gleich, obſchon ſein

Secundant ihn bemerken machte, daß er, nach ſeinem eignen Geſtändniß, dieſe Waffe nie geführt habe. „Laſſen Sie das gut ſein, ſprach Camille; mit der Vogelflinte ſchieße ich die Meve im Fluge, mit der Piſtole wird ſich's ja endlich auch zielen laſſen." Der Kammerherr ſtreifte Camille's linke Seite, ſodaß die Rippen entblößt wurden; die Secundanten ſahen ihn nach Luft ſchnappen und hielten ihn vor tödtlich verwundet, als er zielte, ſchoß und der Kammerherr hinſtürzte. Nun ſank auch Camille ſinnlos auf den Raſen. Doch der Schrecken der Secundanten war für Beide vergeblich. Camille war von der Erſchütterung in der Nähe des Herzens der Beſinnung beraubt und blutete heftig, weil die Verletzung, ohne tief zu ſein, ſehr breit war. Noch einige Minuten athmete er ſchwer, aber bei vollkommner Beſinnung. Seine Kugel, die er in dem gewaltſamſten Zuſtande abgeſchoſſen hatte, da ſein Herz von der Erſchütterung des Schuſſes krampfhaft ſtockte, hatte dem Kammerherrn die Hüfte zerſchmettert, und ſeine Geſtalt und Schöne waren nach einer langſamen Heilung auf immer dahin.

Camille war durch ſeine Wunde am Ankleiden verhindert, ſodaß er zwei oder drei Tage von ſeinen Beſuchen bei Ida abgehalten ward; nach ihr zu fragen, widerſprach dem Charakter ſeiner Liebe; er erfuhr nichts von der Geſellſchaft, als was ſein Secundant ihm als Stadtneuigkeit erzählte. Dieſer Secundant war ſein Gegner bei ſeinem erſten Zweikampf, ein heſſiſcher Lieutenant, die treuſte Seele, der luſtigſte Bruder, ein Menſch, der nur Gutes zu erkennen brauchte, um es zu erfaſſen, aber gedankenlos neben vielem Guten vorüberging. Camille's Betragen beim Zweikampf hatte ihn aufmerkſam gemacht, und ſeitdem war er ihm mit einer ſtillen, kindlichen Neigung zugethan, wie ein jüngerer Bruder, faſt verſchämt, ſtets anſpruchslos, aber ſo innig, daß, um ihm nahe zu bleiben, ihn zu finden, er alle Gelage mied und ſeine breitſchultrige Geſtalt willig in die Sonntagsuniform knöpfte, um Camille in feinen Geſellſchaften zu treffen. Braun, ſo hieß er, war Camille's Neigung für Ida nicht entgangen; aber von einer leidenſchaftlichen Liebe, wie ſie in Camille tobte, hatte er keinen Begriff, ſondern war der ſtolzen Schönen nur feindlich, weil ſie ſeinen Oreſtes kränkte. Am dritten Tage nach dem Zweikampf erzählte er Camille, daß in Graf Altberg's Hauſe Anſtalt zur Abreiſe gemacht würde. Camille ſuchte vergeblich ſeine Empfindung zu verbergen; Braun nahm es wahr und ſagte gutmüthig: „Hören Sie — mir däucht, Sie irren ſich in der Gräfin, wenn Sie's ernſt meinen. Hier weiß Jedermann, daß ſie nach Wiesbaden geht, wohin ſie einem ſchleſiſchen Baron Rendezvous gegeben, den ſie zum Manne nimmt.“ Der gute Junge hatte herzliches Mitleid bei dem gewaltſamen Zuſtande, in den er den armen Biscayer gerathen ſah, wie er ihm die Wahrſcheinlichkeit dieſer Vermuthung auseinanderſetzte. „Es iſt eine Schande, daß ſo eine Hexe ſo einen braven Menſchen um ſeinen Verſtand bringt,“ murmelte er, indem er, mit gehaltener Kraft ringend, dem armen Camille, der bei dem ſchonungsloſen Offenbarwerden ſeiner Bethörung, der aufgedrungenen Überzeugung des fühlloſen Misbrauchs, den man mit ſeinem Herzen getrieben hatte, von einer wahren Selbſtvernichtungswuth überfallen ward, Piſtolen und Flinte, eines nach dem andern, aus den Händen wand und zum Fenſter hinaus in den Garten warf. Wie die Waffen fort waren, packte der Unglückliche ihn ſelbſt an und rang in zweckloſer Wuth; da umfaßte ihn Braun wie ein Rieſe und hielt ihn feſt ohne ein lautes Wort, aus Furcht, Herbeieilende möchten mit ſeines neuen Freundes Zuſtand bekannt werden. Endlich verließ Camille der Wuthanfall; der Blutverluſt aus ſeiner Wunde, deren Verband bei dem Toben herabgeriſſen war, trug dazu bei, ihm die Kraft zu entziehen, er ſank auf des Lieutenants Schulter und ließ ſich aufs Bett legen. „Komm doch nur zu Dir, ſagte ihm dieſer nur halb leiſe, Du kannſt ſie ja nachher todtſchießen oder ihm die Kehle abſchneiden, aber die Leute müſſen ja nicht ſehen, wie ſie Dich behext hat.“ — Zum Glück hörte ihn Camille nicht, er lag halb entſeelt. Der Wundarzt ſchüttelte den Kopf; es mußte ein Arzt dazugeholt werden; der ſah bedenklich aus. Der Lieutenant verließ den Kranken nicht mehr, er bewachte den todten ſtarren Blick, mit dem Camille vor ſich hinſah, legte die Hand an ſeine kalte Wange, bot ihm Wein, Eſſen und trat ſachte zurück, wenn er lange vergeblich auf ein Zeichen der Annahme, der Weigerung gewartet hatte. Dieſer Zuſtand hatte ein Paar Tage gedauert, da kam ein Brief von Gräfin Altberg an Herrn von Anillac. Der Lieutenant behielt ihn zurück und fragte den Arzt, ob er ihm denſelben zuſtellen ſolle; er fürchte, er werde ihn gefährlich erſchüttern. — O das gebe Gott, rief der Arzt, dann kann er gerettet werden. Auf dem Wege, wo er jetzt iſt, bricht er in den nächſten vierundzwanzig Stunden in Raſerei aus. — Der Lieutenant ſchauderte und flog mit dem Briefe zum Kranken. In ſeiner dumpfen Bewegungsloſigkeit beharrend nahm dieſer ihn nicht aus ſeiner Hand an. Von Angſt getrieben, riß der gute Heſſe das Siegel auf, faltete ihn voneinander, hielt Camille die Unterſchrift hin und rief ihm ins Ohr: „von Gräfin Ida, von Deinem Dämon, von Deinem Satan!“ — Der Kranke ſchauderte leicht zuſammen und blickte in den Brief; er las, zitterte jemehr und mehr; ein krampfhafter Froſt ſchüttelte ihn, er ließ ſich ins Bett bringen, und wie ihn der Arzt nach einer Stunde im heftigſten Fieber fand, ſagte er mit Herzenserleichterung: Gottlob, nun können wir ihn retten! — Herr Doctor, rief der ehrliche Lieutenant, indem er dem armen Kranken, der Alles von ſich ſtieß, die Decke feſtſtopfte, da machen Sie ſich einen betrübten Spaß, wenn Sie ihre Kranken erſt ans Todesende führen, ehe Sie ſie retten. Herr Gott, der Junge da! — ſeit ich ihm in die Augen ſah, als wir uns ſchlugen, mußte ich ihn liebhaben und hätte mich geſchämt, vor ſeinen Blicken Unrecht zu thun, und nun tobt er da wie ein unvernünftiges Thier. — In dieſem Moment entſprang Camille dem Bett und fing, den Lieutenant für ſeinen Nebenbuhler haltend, mit ihm zu ringen an. Der gute Braun ließ ſich anfangs mishandeln und bat wehmüthig, der Kranke möge ihn doch erkennen. Wie der Arzt aber Hülfe gerufen hatte, wies er die Herbeieilenden wüthend zurück, verſichernd, daß keine fremde Hand ſeinen Freund berühren ſollte. „Das iſt meine Sache, wenn ich mich will kratzen und ſchlagen laſſen," ſagte er und ſuchte, indem Thränen ſein ehrliches Geſicht benetzten, Camille zu überwältigen.

Das gelang, und des Arztes Vorausſage traf ein. Camille genaß und war von ſeiner Liebe geheilt; aber nun hatte das tieferliegende Weh ſeines Herzens erſt Raum. Ein gänzlich zerſtörtes Leben lag hinter ihm, lag vor ihm. Er hatte Melanie unverſöhnlich beleidigt: das war das Schrecklichſte, denn ſeine Ehe wünſchte er nicht zurück, ſeinen Wohlſtand nicht; er wünſchte nichts zurück und hoffte nichts von der Zukunft — nur das Eine: Verzeihung von Melanie zu erhalten! — In ſeinen eiteln Träumereien kam er oft darauf, wie glücklich er hätte ſein können, wenn Melanie nicht ſeine Gattin geworden, wenn ſie ſeine mütterliche Freundin geblieben wäre. Er war jetzt überzeugt, das hätte ihm genügt; — ich wäre rechtſchaffen, ich wäre ſittlich geblieben, ſagte er zu ſich ſelbſt; aber nie erwähnte er mit einem Worte der Vergangenheit gegen ſeinen treuen Genoſſen. Während ſeiner Geneſung hatte er manchen Plan für ſeine Zukunft zu entwerfen geſucht; von Braun mittelbar dazu angetrieben, der nichts natürlicher auf der Welt wußte, als daß er ſollte heſſiſcher Lieutenant werden wie er, und ihm verſprach, in dieſem Fall an ſeiner Seite zu leben und zu ſterben — das Letzte noch lieber für ihn als mit ihm. Camille drückte ihm innig dankbar die Hand und ſuchte vergeblich ihm begreiflich zu machen, daß er nicht aufgehört habe, ein

Franzoſe zu ſein. Der gute Lieutenant ſchlug ſich drollig beſtürzt vor die Stirn — wie hätte er ſich das träumen laſſen, einen Franzoſen lieb zu haben! — Aber nun es einmal ſo ſei, und er ſeine Bedenklichkeiten nicht verſtünde, ſo möchte er ſonſt was vornehmen, wobei er zufrieden würde. Guter Fritz, ſagte Camille und ſah hoffnungslos in ſeine blauen gutmüthigen Augen, guter Fritz, das werde ich nie wieder!

Aber einen Plan entwarf er doch. In jener Zeit hatten viele Schweizerfamilien die Abſicht, eine gemeinſchaftliche Niederlaſſung in Illinois zu ſtiften, die auch wirklich noch jetzt unter dem Namen Neu-Vevay beſteht, obgleich wahrſcheinlich Keiner, der ſich damals verabredete, mehr unter ihren Einwohnern ſich befindet; allein jene Vereinigung hat doch die Gründung von Neu-Vevay veranlaßt. Einige dahinreiſende Auswanderer beſtimmten Camille, nicht mit ihnen, aber doch auf ihren Fußſtapfen zu gehen. Er entdeckte ſeinem Freunde ſeinen Entſchluß und gerieth in nicht geringe Verlegenheit, wie dieſer ſich bereit erklärte, ihn zu begleiten. Lieutenant, meinte er, könnte er überall ſein, und das hätte er von Camille wohl begriffen, daß er jetzt einen rechten dummen Krieg führte; da er ſich von ihm nun nicht trennen möge, wäre es am beſten, er verſuchte ſein Heil auch in Amerika, wohin ſchon mancher brave Heſſe gewandert, und deſſen Boden ja ohnehin ſchon von Heſſenblute gedüngt ſei. Anillac fand den Punkt bald, von dem aus ein braver Heſſe gewonnen wird; er bedeutete ihn, daß ein ſolcher nur als Sieger oder Krüppel den Dienſt verläßt, und ſo ließ ihn der Treue nach dem bitterſten Abſchiede nach * * * abreiſen.

Melanie noch einmal zu ſehen! das war ein Bedürfniß, ohne deſſen Befriedigung er nicht hoffte leben zu können. Es war reine Herzlichkeit bei ihm, denn er rechnete ſicher darauf, ſchon von ihr geſchieden zu ſein; er war auch überzeugt, daß dieſer Schritt nöthig und recht ſei; ja der Charakter, den ſeine Empfindung für ſeine Frau genommen hatte, entfernte alle Möglichkeit einer Wiedervereinigung als Gatten. Es war Sohnesliebe, es war Sohnesreue, was ihn trieb, und jemehr ſeine Kräfte nach der ſchwächenden Krankheit zurückkehrten, je lebhafter ward dieſes Sehnen, ihre Verzeihung, ihren Segen mit ſich zu nehmen. So kam er in Vauveron an; er hatte den Abend abgewartet, er trat zum Pfarrer ein, wollte ſich durch ihn eine Zuſammenkunft mit Melanie verſchaffen und ſie nur einmal, nur heimlich ſehen. Sein Betragen bei der Nachricht von ihrer Abreiſe, das Geheimniß, was ihm der Pfarrer aus ihrem Aufenthalt machte, die Scheidungsacte, die er ihm in die Hand legte, der Schenkungsbrief über die Hälfte ihres Vermögens nebſt einem Briefe von Melanie, in dem ſie mütterlich ihn bat, froh und gut zu leben — das Alles hätte ihn vor ſeiner Krankheit wüthend gemacht. Dieſe war ein Wendepunkt ſeines Weſens geweſen — ehemals hatte er mit Allem gezürnt, was nicht ſeinen Willen that, jetzt hatte er alle Anſprüche aufgegeben; aber nicht wie ein Beſcheidener, ſondern wie ein Beraubter. Nicht mit Heftigkeit, ſondern mit finſtrer Bitterkeit hörte er den Pfarrer an. Dieſer misverſtand ihn, glaubte einen Verſtockten erſchüttern zu müſſen und beſchrieb ihm Melanie's Abſchied von ihren langgewohnten Umgebungen in Bauveron als eine Jammerſcene, die er nicht geweſen war. Darauf erwiederte Anillac mit Verachtung: „Sie haben Melanie ſchlecht gekannt, wenn Sie meinen, ſie ſei aus Haß gegen mich fortgegangen. Sie liebt mich, und wir brauchen uns nur zu ſehen, um uns zu verſtehen." Der Pfarrer gerieth in Amtseifer, ſie trennten ſich mit gegenſeitigem Unwillen.

Soweit hatte ihn nun ſein Trotz aufrecht erhalten. Jetzt aber verließ er am ſpäten Abend den Pfarrer, unfähig, Licht, Menſchen, Rede zu ertragen. Er ging die Weinbergswege hinauf bis an die Stelle, wo ihm Melanie ehemals das Leben gerettet hatte. Dort warf er ſich ins Moos und brütete im dumpfeſten Gefühl gethanen und erlittenen Unrechts. Nach einer Zeit hörte er ein Kind weinend entlang eines der Terraſſenwege laufen; eine weibliche Stimme rief aus den Weinbergen: Camille, was weinſt Du? — Ach Mama, ich hielt mich für verloren! — Siehſt Du! ſo geht's den Kindern, wenn ſie von der Mutter gehen, antwortete die weibliche Stimme, die Anillac für eine Bäuerin erkannte, deren Kind er aus der Taufe gehoben. Sein Name, dieſe zufälligen Worte, die Erinnerung an jene Taufe, die in das erſte Jahr ſeiner Ehe fiel, ſein jetzt zur Gewohnheit gewordener Wunſch, Melanie ſtets als Mutter lieben zu können, kreuzten ſich wie Prophetentraum und Richterſprüche in ſeinem erhitzten Gehirn; er floh von dieſem Platz, wo ihm Menſchen nahe waren, und ſtrich durch das Dickicht des Waldes nach einer fernen einſamen Wohnung, die er ſpät nach Mitternacht erreichte und dort unerkannt ein Obdach verlangte. In der Zeit und in der Gegend war man einzelne, traurige, oft zum Verbergen gezwungene Reiſende gewohnt. Die Eigenthümer des abgelegenen Hofes ließen Camille ein Paar Tage bei ſich ausruhen, ohne ſich um ſeine Geſchäfte zu bekümmmern; und er fand in den wenigen liebevollen Worten von Melanie's Hand, die ihm der Pfarrer zugeſtellt hatte, einen Leitfaden zu einem Entſchluß. Er ging am dritten Tage nach Bauveron zurück; der gute Pfarrer erſchrak über ſeinen Anblick. Schon bei ſeinem erſten Beſuch hatte er in ihm nicht mehr den blühenden Mann erkannt, deſſen Haltung und Kraft der ganzen Umgegend zum Muſter diente; aber der ſtumme Gram dieſer Tage hatte ihn gänzlich entſtellt. Der Pfarrer bereute ſeine Härte gegen ihn; jetzt hätte er ihm gerne Troſt gegeben, denn ſeine alte Herzlichkeit wachte, von Mitleid angeregt, wie das zerſtörte Gebilde vor ihm ſtand, in ihm wieder auf; die Kälte und der Stolz, mit welcher Camille ſein kurzes Geſchäft betrieb, verhinderten ihn, ſie zu äußern. Er ſtellte dem Pfarrer die Schenkungsacte wieder zu, nachdem er ſie mit folgenden Worten unterſchrieben hatte:

„Von dem Unterzeichneten mit dem gefühlteſten Dank und der innigſten Verehrung angenommen, aber bei dem Pfarrer bis nach weiterer Rückſprache mit der Geberin niedergelegt.“

Dagegen ließ er Frau von Anillac's Geſchäftsmann kommen und trug ihm auf, ſeine kleine, von Fräulein von St. Amand gemachte Erbſchaft zu ſammeln und ſie ihm an ein Handelshaus nach Baſel zu übermachen. Darauf entfernte er ſich mit einem Weſen, das dem Pfarrer die ſchrecklichſte Ahnung über die Folge ſeines Zuſtandes zurückließ.

Er irrte ſich aber. Die Leidenskraft des Menſchen iſt von allen ſeinen Kräften am ſchwerſten zu berechnen. Camille ging nach Baſel, miethete ſich ein Privathaus und vegetirte dort, bis ihm das angewieſene Handelshaus das ihm von Fräulein von St. Amand zugefallene kleine Kapital auszahlte. Dann machte er ſich nach einem norddeutſchen Hafen auf, um nach Baltimore überzuſchiffen. Seit ſeiner Abreiſe von Frankfurt waren mehrere Monate vergangen. Seine Art zu leben, ſeit er Melanie's Abreiſe von Vauveron erfahren hatte, zeugte von der Abſpannung ſeines Weſens. Er ſetzte ſeinen Weg ohne Zeitmaß fort; zuweilen mit öffentlichen Anſtalten, wo ihn aber der Anblick eines ihm widrigen Geſichts unter den Reiſegefährten vermögen konnte, zurückzutreten und eine andere Art des Fortkommens zu ſuchen. Ebenſo machte er auch Strecken des Weges zu Fuße, wobei er vom Wege ab durch einſame Gegenden ſtrich und mehrere Tage in einzelnliegenden Hütten verweilte. Dieſe Laune befiel ihn auch von Friedberg aus, der Nidda entlang, durch die einſamen Fluren, als er an ein Dörfchen kam, das in einer Bucht der niedern Hügel, in der farbigſten Umgebung des ſatten Wieſengrüns, der reifenden Kornfelder und der friſch nachgewachſenen Kleeſtreifen lag. Aus ſchlechtgebauten Hütten mit halbverklebten kleinen Fenſtern riefen ihm treue, ſtarre blonde Geſichter in ruhigem Tone einen guten Abend zu. Vor einem Hauſe mit größeren Scheiben und einer ſtruppigen Holderlaube in dem kleinen, an einem rauſchenden Bach liegenden Wurzgarten ſtand ein alter Mann, deſſen ärmliche und doch den Kirchendienſt andeutende Kleidung den Schulmeiſter des Dorfs zu verrathen ſchien. Camille irrte, wie er bald einſah; es war der Pfarrer ſelbſt, und er beantwortete Camille's Bitte, ſich auf der Bank neben ihm ausruhen zu dürfen, mit freundlichem Darreichen der Hand, ohne zu ſprechen. Fortwährend ſah er die Straße hinab, wo noch ein großes tölpiſches, ſchlechtunterhaltenes Haus innerhalb eines Hofes lag, deſſen Staketgehäge verfallen war, deſſen Gatterthore kaum in den Angeln hielten. Der Kirchenmann ſprach nicht; Camille glaubte Thränen unter ſeinen grauen Augenwimpern zu ſehen. Bald erſchien in dem kleinen Gärtchen eine weibliche Geſtalt und pflückte braunen Mohn, Todtenblumen und Nachtſchatten. Ihr Gang verrieth Alter oder Schwäche; ach, es war Beides, wie Camille wahrnahm, da ſie jetzt aus dem Hauſe trat und zu dem Geiſtlichen ſagte: „Er kommt noch nicht; dort kann ich ihn auch ſehen.“ — Zugleich wies ſie zu der gegenüber hochliegenden Kirche. Der Mann legte ihr bejahend die Hand auf die Schulter, und ſie ging. Camille nahm wahr, wie ſie an einem Grabe ſtehen blieb; aber was ſie machte, konnte er eines vorſtehenden Leichenſteines wegen nicht ſehen. Dieſe Umgebung zog Camille an; ſchweigende, traurige Menſchen, nichts, was an Jugend und Freude erinnerte. Er ſagte ohne weiteres Nachdenken: Herr Pfarrer, darf ich nicht ein Paar Tage bei Milch und Brot ihr Koſtgänger ſein? Ich bin müde, aber nicht krank; Sie haben nicht für mich zu ſorgen. Mein Burſche wohnt im Wirthshauſe. — Der Geiſtliche blickte ihn nun an. Ach, das Geſicht konnte nur Zutrauen und Mitleid erwecken! — Das können Sie, bei Milch und Brot, erwiederte er; denn viel mehr hab' ich nicht. — Nun ſchwiegen ſie Beide. Nach einer Weile kam die Frau ſchnell vom Kirchhofe, rief im Anlangen in Thränen erſtickt: Er kommt, der Fritz kommt! — und verhüllte, auf die Bank niederſitzend, ihr Geſicht. Der Paſtor beugte ſich zu ihr und ſagte mit Faſſung: Dieſer Zeit Leiden, meine arme Anna..... ſind der Herrlichkeit nicht werth! fuhr die Frau fort, indem ſie ihr Geſicht aus dem Tuche erhob und von Thränen überſtrömt gen Himmel ſah; geh' zu ihm! — und ſie deutete zu dem verfallenen Gatterthore hin. Camille hatte ſich aus Ehrerbietung gegen den Schmerz der Frau um einige Schritte entfernt, jetzt ging er in unbewußter Theilnahme an dieſem unverſtändlichen Vorgange dem Paſtor nach, der in das große Haus trat, als eben eine ſchlechte Chaiſe in den Hof fuhr. Eine alte Frau und mehrere jüngere Frauenzimmer erſchienen an der Thür, ein Soldat ſtieg aus dem Wagen und half behutſam einen Mann in Uniform herausheben, der mit heiterer Stimme: Gott grüß' Euch! rufte. In demſelben Moment, wo Camille Fritz von Braun's Stimme erkannte, hatte Fritz, durch ein Paar Bauern auf den Armen emporgehoben, Anillac's Geſicht durch die

Staketen erblickt, und ſein grenzenloſes Jubelgeſchrei machte die Umſtehenden vor Erſtaunen erſtarren. Die Verwirrung des nächſtfolgenden Auftritts, die Freude des treuen, bei Auſterlitz zum Krüppel geſchoſſenen Braun, die bange und doch unendlich wohlthätige Empfindung in Camille's öder Bruſt, wie er das einzige Weſen, das ihn liebte, vor ſich ſah — das erlaubt keine Schilderung, und Braun's Familie bietet keine maleriſchen Gegenſtände darin dar. Sie beſtand aus ganz gemeinem Landadel, der, zu hochmüthig, ſeine Söhne zu Landbauern zu machen, zu arm, ſie an den Hof zu ſchicken, ſie nach und nach ins Militair ſteckte und nun den jüngſten als dienſtunfähig im ſechsundzwanzigſten Jahre aus dem Feldzuge in Mähren zurückerhielt. Der Stammherr lebte hier mit ſeiner Frau, ſeiner Mutter und mehreren Schweſtern. Drei Söhne waren noch in wirklichem Kriegsdienſt. Das klagende Mitleid, mit welchem der verkrüppelte Bruder empfangen ward, erhielt durch den Ausdruck höherer Freude, das Camille's Wiederſehn in ihm erweckte, keine wohlthätige Zumiſchung; halb war's Eiferſucht, halb Befremden und Scheu vor dem ausländiſchen Fremden, was ihren Familienkreis drückend machte. Fritz hatte gleich dem Bruder zugerufen: Hans! logier mich zum Pollux, aber laß mir meinen Freund nicht von dem Hofe weg! — Allein Anillac hatte dieſe Einladung mit dem Zeugniß des Pfarrers, daß ihr Contract ſchon geſchloſſen ſei, beſtimmt abgelehnt. Aus den Reden der Gegenwärtigen lernte Camille nun auch ſeines traurigen Wirthes Schickſal kennen. Auch er hatte zwei Söhne, und der älteſte ward zum Kriegsdienſt gewählt. Mit Schmerzen ſahen die Eltern ihn ausziehen und betrachteten jetzt den jüngſten, der Kirche beſtimmten als die Stütze ihres Alters. Der Vater hatte ſich drei Jahre lang das Nöthigſte entzogen, um ihn ſtudiren zu laſſen; der jüngſte kehrte in ſein Vaterhaus, ihm als Gehülfe beigeſetzt, zurück; da ſtarb er an einer Bruſtentzündung in eben den Tagen, wo ſein Bruder bei Auſterlitz von eben der Kartätſche, die Fritz von Braun das Knie zerſchmetterte, getödtet ward. Die dunkeln Blumen trug die Mutter auf ihres Jüngſten Grab und betete um Kraft, von dem zurückkehrenden Kriegsgefährten ihres Älteſten die Geſchichte ſeines Todes zu vernehmen. Die fehlte ihr, wenn ſie in dem kleinen Zimmerchen mit weißen Vorhängen die zurückgelaſſenen Bücher ordnete, die Wäſche der Todten in die kleinen Wandſchränke legte, wenn ſie die enghalſigen Blumenvaſen mit friſchen Blumen auf den Schreibtiſch ſetzte; weiter war ihr nichts mehr von den Geliebten geblieben! — Indem ſie alle Zeugniſſe ihres Todes um ſich ſammelte, vergegenwärtigte ſie ſich ihr ehemaliges Leben. Camille ward das Zimmerchen eingeräumt, wo die Söhne gewohnt hatten; nur ihr Tod hatte ihm Platz in dem kleinen Hauſe geſchafft. Die Kinderberaubte kam das erſte Mal zitternd herein, brachte dem Vogel ſein Futter, den Blumen Waſſer. Camille gab ihr ſtillſchweigend die Hand. Abends ließ ſich Fritz herübertragen, ſaß auf Guſtels Stuhl, Camille auf Antons Schemmelchen. Die Mutter blieb an der Thür ſtehen und weinte bitterlich. Das ging Camille durch die Seele; er führte ſie herbei, nannte ſie

Mutter und ſetzte ſie auf den alten Lehnſeſſel, den ſich der Vater vorbehalten hatte, wenn er, ſeinen Söhnen ihre Aufgabe dictirend, in der Abendſonne hier der Ausſicht genoß. Da ſpann ſich ein Band zwiſchen Lebenden und Todten um die alten und jungen Verwaiſten, und Camille ward's wohl in der frommen Beſchränktheit. Er entdeckte ſich ſeinem Gaſtfreunde nicht, er konnte nie, mit Niemand von ſeinem Schmerz ſprechen; auch Fritz Braun ſagte er nur, daß ſeine Maßregeln, nach Amerika zu gehen, genommen wären. Da ward Fritz ein Paar Tage lang ſtill und befremdete damit ſeine Freunde; denn ſein Bein heilte ſo gut, daß er mit der Krücke ohne Schmerz umherſchritt und des Wundarztes Verſprechen, mit einem kurzen Fuß am bloßen Stocke gehen zu können, zu vertrauen anfing. Eines Abends, wie die guten Leute zuſammen in der Holderlaube ſaßen, ſagte Fritz zu Camille: Glaubſt Du denn nicht, daß Mathematik, auf Feldmeſſen angewandt, auf Bauweſen, Bergweſen im Kleinen, als Steinbrüche u. dergl., da an dem Wabaſch auch ihr Brot finden könnte? Da mir das Gehen faſt gar nicht mehr wehthut und der Bruſtſchmerz gewiß aufhören wird, wenn ich die Krücke nicht mehr unter den Arm ſtütze, ſo könnte ich ja ebenſo gut am Wabaſch herumhinken wie hier. — Camille ward ſchmerzlich angeregt — ſein Plan „ſich aus der Welt zu verlieren“ wurde durch des treuen Menſchen Abſicht geſtört. Lieber! und Deine Familie? — Herr Paſtor, wendete ſich der Lieutenant, ohne ihm zu antworten, zu dem Geiſtlichen, Sie haben uns einmal etwas in der Bibel leſen laſſen, wie der

Herr Chriſtus als kleiner Junge ſeinen Eltern davongelaufen und im Tempel geſteckt ſei, und wie ſeine Eltern ihn ausgeſchmählt, habe er auf die kleinen Kameraden, denen er Gottes Wort gelehrt hatte, gezeigt und geſagt: die wären ihm die Nächſten. Damals war ich dem Herrn Chriſtus ſehr gram, daß er die Kameraden der Mutter vorzog, nun aber habe ich mir die Sache anders erklärt. Chriſtus wollte da bleiben, wo er am nützlichſten war, und darum ſagte er, die Knaben, welche er lehrte, wären ihm näher als ſeine Eltern, die ihn nicht brauchen. — Nun, Herr Lieutenant, was hat das aber mit Ihrer Reiſe nach Amerika zu thun? — Das will ich Ihnen ſagen. Sie wiſſen wohl, wie es in meines Bruders Hauſe und bei meiner Mutter ſteht. Ich kann ihnen nichts helfen, mein Kamerad hier (er reichte Camille ſeine Hand), der bildet ſich ein, mich nicht zu brauchen, bildet ſich ein, allein ſein zu können, das glaube ich nicht, und ich brauche ihn. Ich werde alſo meiner Mutter Segen erbitten, meinen Pathenpfennig in die Hand nehmen und gehen mit Camille, der mir das nicht abſchlagen kann. — Recht geben konnte ihm jetzt noch keines aus dem kleinen Kreiſe, aber ſie weinten Alle um ſo viel Liebe und Treue. Nach weiterem Berathen konnte der Paſtor ſeinen Gründen, fortzugehen, keinen wichtigen entgegenſetzen, um ſo weniger, da die Verwandten des jungen Mannes nichts gegen den Plan hatten. Die kleinen Anſtalten zur Reiſe wurden bald gemacht; aber viel ſchwerer waren die zum Abſchiede von dem fortan einſamen Elternpaar im Pfarrhauſe. Hier hatten die jungen Leute ein freundliches Blendwerk von wiedergekehrten Söhnen aufgeſtellt. Beide Alten wußten wohl, das ſei ja nur Thorheit; aber ſie geſtatteten ſie ſich ſelbſt, wie der Fieberkranke kühlende Blätter auf ſeine brennende Stirn legt — er weiß, daß ſie welken, daß die Glut fortbrennt, und drückt ſie doch hin, weil ſie den Augenblick lindern. Der Alte freute ſich an Braun's rüſtigem Muthe, mit dem er die Fähigkeiten und Kräfte ſeines verſtümmelten Lebens berechnete — darin glich er ſeinem Guſtel, dem Soldaten; die Mutter lächelte halb verſchämt, wenn Camille, wie ihr Anton es that, ihr beim Spazierengehen übern Bach half, ihr beim Obſtbrechen den Korb trug — ſie lächelte unter Thränen. Allein der Abſchiedstag erſchien; die beiden Auswanderer eilten, an den Ort ihrer Einſchiffung zu gelangen, und ehe noch ein Jahr verfloſſen war, verklang in dem kleinen Pfarrhauſe an der Nidda das kümmerliche Leben leiſer und leiſer. Neue Gräber begraſten ſich neben Antons Hügel, und keine Mutterhand ſchmückte dieſen mehr mit Blumen, keine Vaterthräne netzte ſeinen Staub.

Ein ganzes Jahr früher, als Camille ſich mit ſeinem Gefährten in Amſterdam einſchiffte, war Melanie mit ihren Gefährten in Baltimore angelangt und von hier nach Louisſaille abgegangen. Babette fand hier ein ſehr bequemes Unterkommen für ihr Kindbett, Frau von Anillac blieb bei ihr, und die Männer gaben ihnen bald die genugthuendſten Nachrichten von ihrer Anſiedelung in Val du Gange. Die fremden Umgebungen waren ein Mittel mehr, die beiden Frauen einander zu verbinden; die Geburt eines muntern Knabens erweckte in Melanie die ſchmerzvollſten Erinnerungen, und zugleich knüpfte ſie ein neues Band zwiſchen ihr und der neuen Welt, in der ſie lebte. Beſonders wie nach der Tagesgleiche die ganze Colonie ſich in Val du Gange vereinigte, ſah ſie die Gegenwart und die Zukunft ganz in Bezug auf den Neugebornen und durch ihn auf ſeiner Eltern Wohl an. Sie hatte ihn als Taufzeugin Camille genannt, und mit humoriſtiſcher Feierlichkeit hatte ihr der Großvater du Gange, ihr Mitgevatter, ſein Recht, dem Knaben ſeinen Namen als Rufnamen zu geben, übertragen. Jean Calvin Camille ward alſo Camille genannt und der Name, ſo oft dem krausköpfigen Knaben gegeben, ſtiftete in Melanie's Erinnerung der Vergangenheit eine wohlthuende Verwirrung — ſie dachte endlich an Camille wie an einen geliebten Sohn und gab in jedem Briefe nach Europa Aufträge, den Verlorenen zu ſuchen.

Wer ohne ängſtliche Plane, ohne die Sorge, das erſte Bedürfniß zu ſtillen, ſich dieſer Niederlaſſung anſchloß, ohne ein von Erinnerungen gequältes Herz mitzubringen, mußte Val du Gange, dieſe kleine, ſtille, grünende Welt, für ein gelobtes Land halten. Die Natur und der Menſch ſchienen zuſammen zu wetteifern, wer die üppigſte Pflanzenwelt ſchüfe. Die Höhe der majeſtätiſchen Waldbäume, die Jugendfriſche der dreiblättrigen Stauden, der Farbenglanz der Blumen auf Gipfeln, an Ranken, am duftenden Boden lockten das Auge wol von den ſymmetriſchen Reihen der ſchönblühenden Tabaksfelder, von den reichen Pflanzungen des Mais, von den maleriſchen Rebengeländern ab, die uns den

Juraabhängen hierher verpflanzt, ihr indiſches Vaterland wiederzufinden glaubten und ihre Ranken, fröhlich, als böten ſie ſie dem Tyrſosſchwinger zum Schmuck, von der Magnolia zur Feige, von ihr zur Mimoſa fortſchwangen! — Dort zu dem duftenden Gebüſch ziehen ſich buntgefiederte Vögel und Inſekten, die wie ſchwebende Blumen neben den glänzenden Blüten den Farbenreichthum vermehrten. Hier unter dem Feigenſchatten ſitzen fröhliche Mütter, den Säugling an der Bruſt, dort ſchneiden blühende Mädchen den fetten Klee, die noch nicht verhallten Lieder des Mutterlandes ſingend. So lange das Licht des Tages über die Gegend leuchtete, theilte der Anbau des Menſchen mit der Fülle der Natur die Bewunderung des Beobachters; wenn aber die Sonne hinter den Hügeln niederſank, erlag der Menſch dem Geſetz ſeines Daſeins und kehrte mit vielen Geſchöpfen in ein beſeligendes, kurzes Vergeſſen zurück; dann aber beſiegte ihn die Natur — es regte ſich ein neues geheimnißvolles Leben in dem Säuſeln der Wipfel, in dem Flüſtern der Halme, in den zitternden Mondſtreifen, in den Leuchtwürmern, die, kleinen Sternen gleich, über die Blumen ſchwimmend, einen kleinen Himmel bildeten unter dem großen, wo ihre ewigen Brüder in ſtiller Freude auf ihr Spiel herabſchauten. — Aber das geheimnißvollſte Leben, ſo groß und unerklärlich, daß es oft das Menſchenherz zu mächtig ergriff, regte ſich auf den Wellen des Fluſſes. Leiſes Seufzen und ſanfteinwiegende Töne, wie zwiſchen Säugling und Mutter gewechſelt, glitten über die Fluten, Klänge wie Harfenaccorde hallten vom Felsufer und rollten langſam das Geſtade entlang, bis ſie im Lispel des Rohrufers erſtarben. Einſame Fiſcher, wenn ſie das hörten, hielten im Ruderſchlag inne, und die Stille ward ſo tief, daß das Echo endlich nichts mehr widerzuhallen hatte als das Plätſchern der Fiſche, welche über die Waſſerfläche emporſprangen!

In dieſer jugendlichen Schöpfung richteten die Marſeiller ſich ein. Du Gange war Finanzminiſter der kleinen Colonie, Dörnberg Director des Landbaues. Die Felder waren ſchon im Anbau, aber dennoch bedurfte es Muth und Geduld, eine neue Cultur unternehmen zu laſſen. Es gelang. Nach zwei Jahren waren die Arbeiten richtig vertheilt, das Eigenthum getrennt, die Gemeinbedürfniſſe geſichert und der Weg zum Erwerb für den Einzelnen eröffnet. Die Colonie beſaß am Wabaſch hinaufwärts noch viel unbebautes Land, das man mit behutſamer Auswahl an neue Ankömmlinge zu verkaufen geſonnen war. Da die Nachfrage um ſo häufiger ward, als die Einwandrer in entlegenere Ländereien beim Durchwandern den Segen im Val du Gange bewunderten und oft hier zu bleiben wünſchten, fand Dörnberg für gut, einen Geſchäftsfreund in Louisſaille um die Überſendung eines Feldmeſſers zu bitten, der den Umfang eines gewiſſen, zum Verkauf beſtimmten Landſtrichs vermeſſen ſollte. Er war nicht wenig befremdet, einen ſtark hinkenden Mann anlangen zu ſehen, der beim Eintritt in barbariſchem Franzöſiſch erſuchte, ſich an ſein Gebrechen nicht zu ſtoßen, weil es ſeiner Arbeit nicht Eintrag thäte. Dörnberg merkte ihm den Deutſchen an und erfreute den hinkenden Geometer unendlich durch die vaterländiſche Rede. „Und doch, verwies der Fremde ſich ſelbſt, iſt es nur ein Beweis meiner unbegreiflichen Ungeſchicklichkeit, daß ich das Franzöſiſche nicht erlerne, denn Gott weiß es, es iſt mir ſeit fünf Jahren Sprache des Herzens.“ — So? alſo ein franzöſiſches Weibchen? „O Gott nein! daran dachte ich armer Krüppel nie; ein franzöſiſcher Freund, dem ich daher folgte, und der nichts anders ſprechen mag.“ — Dieſe Wärme gefiel Dörnberg. Er führte den Mann bei ſeiner Familie ein, und der Geometer drückte die treuherzigſte Freude aus über Babette's Kinder, deren ſie jetzt drei beſaß, und über die ſchöne Großmutter und das geordnete Haus. Nach einem Raſttage gings an die Arbeit, und der hinkende Feldmeſſer war ſo behende und pünktlich, daß Dörnberg vielmal wünſchte, einen ſolchen Gehülfen bei mancher Einrichtung ſeines Anbaues gehabt zu haben. Bald bewies der Feldmeſſer, daß er auch ein Baumeiſter ſei, und Dörnberg machte ihm den Antrag, den Bau eines neuen Hofes, den er durch ein junges Ehepaar aus der Colonie zu bevölkern gedachte, zu übernehmen. Der Geometer, der mit der ganzen Familie beim Frühſtück ſaß, blickte innig vergnügt um ſich her in den Kreis, der drei Generationen verſammelte, und erwiederte: daß er ſein Leben unter ſolchen Menſchen zubringen möchte; aber länger von Louisſaille entfernt zu ſein, ohne ſeinen Freund Evrieux zu ſehen und ſich zu verſichern, daß er ſeiner nicht bedürfe, das vermöge er nicht. Alle erkannten beifällig dieſes treue Verfahren. „Was treibt Ihr Freund in Louisſaille?“ fragte Frau von Anillac, zum erſten Mal ihre Rede beſonders an ihn richtend. — Er gibt Unterricht in Muſik und Zeichnen. — Da wird er viel Geld verdienen in der Stadt, ſagte Dörnberg mit Mißmuth; die reichen Leute möchten ja alle ihre Töchter zu Pariſerinnen machen, indeß wir tüchtige Hausfrauen bedürfen. — Schau Den, wie Der läſtert, rief Vater du Gange, Oſtgothe! Kunſt und Geſang willſt Du ausſchließen aus Deinem Eden? — Der Geometer nahm etwas beleidigt das Wort: Evrieux will nur eine kleine Summe erwerben, um ſich ankaufen zu können. Er hatte ſie und kam deshalb hierher; ich habe ihn aber darum gebracht; ich hatte mich an ihn gehangen und hatte gar, gar nichts als mein bischen Geometrie. Die Seeluft hatte mein lahmes Bein geſchwächt; die ungewohnte Hitze brachte mein Blut in Gährung, und ſo überfiel mich in Baltimore ein Fieber, das mich ohne Evrieux's Sorgfalt getödtet hätte. Wir waren fremd, man mistraute uns. Er maß die Erquickungen, die er an mich verſchwendete, nicht nach ſeinen Mitteln; er verhinderte mich am Sterben und gerieth darüber in Armuth. Nun arbeiten wir Beide, um wieder zu ſammeln; — ihm wird's aber ſchwerer wie mir, denn ich war immer ein armer Teufel — lieber Gott, ein heſſiſcher Lieutenant! aber er — ach ich glaube, er war an Glück jeder Art gewöhnt und hat nun gar keines mehr! — Das Ende ſeiner Rede ſagte er leiſe, langſam und innig bewegt. — Einen Freund hat er, lieber Herr, ſagte Melanie, einen Schatz in ſo einem Freunde! — Ach, gnädige Frau, ich kann ihm wenig ſein; er iſt ein Menſch von einer eignen Art. Eigentlich danke ich ihm nur tagtäglich dafür, daß er ſich lieben läßt, denn weiter kann ich gar nichts für ihn thun. — Melanie verbarg ihre Thränen nicht; das war ja eine Liebe wie Mutterliebe, die dieſer ſchwerfällige Fremde ausdrückte, ſo rein! — ſo würde ſie Camille geliebt haben, wenn ſie ihn jetzt gefunden hätte. Für Dörnberg's nordiſchen Starrſinn war dieſer Enthuſiasmus nicht klar; aber der alte du Gange ſchüttelte dem armen Heſſen die Hand und trug ihm auf, Evrieux einzuladen, daß er, indeß der Geometer ſeinen Bau leitete, ein Paar Wochen bei ihm zubrächte; vielleicht fände ſich ja auf ſeinem Boden ein Plätzchen, worauf er ſeine Hütte errichten möchte. So wackern Landsleuten mache man die Anſiedelung leicht. Der Geometer nahm das mit lebhaftem Dank an und machte ſich nach einigen Tagen auf den Weg.

Es waren nun fünf Jahre ſeit der gewaltſamen Erſchütterung von Melanie's Schickſal verfloſſen; die Wunde ihres Herzens war geheilt, aber Camille's Schickſal blieb der Gegenſtand ihrer Sorge. Du Gange hatte ihr die Umſtände, welche den Beſuch ihres ehemaligen Gatten in Vauveron begleiteten, in der Folge der Zeit mitgetheilt. Sie hatte mit dem bitterſten Schmerz daraus erkannt, daß der Pfarrer mehr im Geiſt ſeines Amts als des Evangeliums gegen den Irrenden verfahren war. Es zerriß ihr Herz, ihren Liebling an dem Orte, wo er angebetet geweſen war, wo er geherrſcht hatte, mit Härte behandelt, ſeine Heimath vermeidend, umherirrend zu denken. Sie drang in ihren Geſchäftsmann, keine Nachforſchung zu ſparen, um ſeinen weitern Weg zu verfolgen; aber über ſeine Abreiſe von Baſel hinaus war keine Spur von ihm zu erfragen. Von da hatte er einen Miethswagen bis Mühlheim genommen, ihn aber vor ſeiner Ankunft daſelbſt in einem nahgelegenen Dorfe zurückgeſchickt. Nicht einmal des Namens dieſes Dorfes konnten ſich die Nachfrager verſichern. Der Kutſcher erinnerte ſich nur, daß der Mann, den er von Baſel aus fuhr, jung, krank und ſehr traurig ausgeſehen hatte. Melanie vermuthete, daß er in jener Gegend geſtorben ſei. Wer je dahin gebracht ward, die ſichre Kunde vom Tode ſeines Liebſten als das wünſchenswertheſte Glück anzuſehen, der wird Melanie's Bemühung um dieſe Gewißheit begreifen. Sie ward ihr nicht! Ihre Phantaſie ſah ihn in den verſchiedenſten Lagen ſterben, und Hoffnung trieb ſie dennoch täglich an, das Glück ſeines Lebens von Gott zu erflehen. Die zurückgegebne Schenkungsacte belehrte ſie außerdem, daß auch dieſes Leben mühevoll ſein müßte; denn die kleine Summe, die er als Fräulein von St. Amand's Vermächtniß von Bauveron mit ſich fortnahm, konnte ihn nur eine kurze Zeit vor Armuth beſchützen. Dieſe ſtets wiederkehrende Sorge war die einzige Wolke, welche ihre wohlthätigen Tage trübte. Der Name Mutter, den ihr Babette ſeit ihrer Abreiſe aus Marſeille gegeben, hatte ihr den Platz angewieſen, den ſie zur Befriedigung ihres Herzens eigentlich bedurfte. Jedes Mitglied der Colonie du Gange liebte ſie nach ſeiner eignen Weiſe. Vater du Gange hätte eine große Lücke gefühlt, ohne die ſanften Gewohnheitsgenüſſe heitern, mildernden weiblichen Umgangs, wozu das ziemlich ſtrenge väterliche Anſehn den Verkehr mit ſeiner Tochter allein nicht hätte gedeihen laſſen. Babette würde mit ihrer Reizbarkeit, ihrem Bedürfniß, viel zu lieben, es in tauſend kleinen Bemühungen zu zeigen und durch Dank gelohnt zu werden, bei dem ernſten Dörnberg oft ihre Rechnung nicht gefunden haben; aber bei Mutter Melanie konnte ſie immer ihr Herz ausſchütten; Mutter Melanie dankte ihr jeden kleinen Beweis von Sorgfalt und Liebe. Dörnberg's grunddeutſche Nationalität konnte ſich mit dem Provenzalen oft nicht vereinen, dann ſtand Melanie mit der Kühlheit der Schweizernatur und der Milde ihrer individuellen zwiſchen ihnen und wendete jeden Stoß ab, weil ſie Geduld hatte, Dörnberg's Erörtern und du Gange's Aburtheln anzuhören. Die fremden Glieder der Colonie fanden in Melanie eine geübte Hausfrau, eine ſorgſame Krankenpflegerin, eine Freundin durch Rath und That, ſodaß ihr Leben in der zweckmäßigſten Wirkſamkeit verfloß. Sie hatte die Erziehung der Kinder als ihr beſonderes Geſchäft übernommen und verſammelte täglich die unmündigen Bewohner der Colonie in du Gange's Hauſe, um unter ihren Augen, zum Theil von ihr ſelbſt unterrichtet zu werden. Die kleine Zahl Kinder, welche von Europa mit herübergekommen waren, entwickelte ſich unter den einfachſten Umgebungen bei der Zuverſicht auf eine ſichre, nützliche Zukunft durch Sitte und Fleiß auf das allerbefriedigendſte. Unter ihnen war Emilie, eine Waatländerin, die ihre Mutter in dem erſten Jahr ihrer Niederlaſſung in Val du Gange verloren, und als die älteſte von vier Geſchwiſtern von dieſer Zeit an mit Melanie's Hülfe ihres Vaters Haushalt verſehen hatte. Emilie war Melanie's Liebling, nicht mehr Schülerin; denn die einfachen Kenntniſſe, welche Melanie als Schulgegenſtand lernen ließ, waren bald aufgefaßt; die wichtigſte Bildung war die des Beiſpiels für die Anwendung der Zeit und des Beiſammenſeins durch Geſpräch und Lecture in den ſparſamen Abendſtunden. In ihnen war das gebildete Europa wie durch einen Zauberſchlag auf einen Boden verpflanzt, deſſen Daſein unſre Väter kaum kannten; und wenn der Tag dem Berufe zu oft gänzlich mechaniſchen Arbeiten geweiht war, ſo hob der Abend dieſe Menſchen auf die Höhe geiſtiger Entwickelung, welche bei uns nur die Frucht der verwickeltſten Verhältniſſe iſt, der es als ſolcher meiſt an Saft und Geiſt gebricht.

Es war die Zeit des großen Fiſchfangs in den Gewäſſern des Wabaſch; die Männer zogen aus, mehrere Tage auf dem Waſſer zu verleben; die Nächte ſollten in Zelten am Ufer zugebracht werden, und am Schluſſe des Fiſchfangs ſollten die Frauen in einem beſtimmten Thale ſich einſtellen, um die erhaltene Beute in Empfang zu nehmen und die Fiſcher den Fluß hinab nach Hauſe zu geleiten. Auf dem Wege zum Fluß begegnete die Fiſchergeſellſchaft dem wackern Geometer mit ſeinem Freunde Evrieux; der Erſte kam, um ſeinen Bau zu beginnen, der Andre, du Gange's gaſtfreier Einladung zufolge, die Gegend zu beſehen. Die Kunſt der Töne, welche, der Sage der Urwelt zufolge, unbelebten Weſen Bewegung einflößte, hatte auf die ſehr lebendige Bevölkerung von Louisſaille ſehr mächtig gewirkt;

Evrieux's Guitarre und melodiſche Stimme, gerade wie er ſie benutzte zum Ausdruck der natürlichſten Gefühle, hatte für dieſe genußfähigen Menſchen den größten Reiz. Dazu wirkten noch die ſchönen ſchwermüthigen Züge des Tonkünſtlers, ſeine edle Geſtalt und ein Betragen, das in allen weiblichen Herzen Gefühl erregte und Begierde verſtummen hieß. Die Begebenheiten in Europa, ſo gewaltſam auf ihrem Schauplatze, erhielten, bis ſie Louisſaille erreichten, eine Abenteuerlichkeit, der von den Einwanderern nicht widerſprochen ward; denn ihre Befrembung in den Umgebungen einer ganz neuen Welt verſetzte Alles, was die alte anging, an und für ſich ſchon in das Reich der Fabeln. Daher kam es denn, daß Evrieux bald für einen vertriebenen Fürſten gehalten ward. Man zergliederte ſeine Züge, man horchte auf ſeine Ausſprache, und Menſchen, die ihre Mutterſprache zu verlernen begannen, wollten in ſeinen weichen Tönen bald ſkandinaviſches Schnarren, bald das verſailler Hoflispeln erkannt haben.

Sobald du Gange ſeine Gäſte erkannt hatte, führte er ſie, ohne ſie das Haus betreten zu laſſen, zu der vorhabenden Waſſerjagd einladend, vom Wege zum Wohnhauſe ab, auf den Fluß zu. Der Fiſchfang machte den Heſſen unendlich beglückt, und Evrieux's Guitarre entzückte hingegen, ſobald man von der Jagd ruhte, den größten Theil der Geſellſchaft. Der Fiſchfang ſelbſt gefiel dieſem nicht ſehr. Wenn das große Netz herbeigezogen wurde und die vielfarbigen, vielgeſtalteten Thiere in ſtummer Angſt das Waſſer ſchlugen, und endlich, ſchnappend nach ihrem kühlen Element, mit ihren trüden Augen ihre Mörder anſtarrten, wendete er ſich ab; wenn aber Abends die Kähne dem Ufer zuſteuerten, ſaß er auf dem Schiffsſchnabel, ein zweiter Arion; die Menſchen ſchwiegen, die entwiſchten Fiſche ſprangen, Gram vergeſſend, in der Flut auf, und hundertfache Echo hallten in hundertfachen Tonbiegungen das Lied des Sängers zurück.

So ſaßen die frohen Fiſcher eines Abends im Kreiſe um ein natürliches Felſenbecken, in welchem heute eine beſondere Gattung kleiner Fiſche aufgehoben worden war, die, zu größerm Wohlſchmack lebend in den ſiedenden Keſſel geworfen, an Ort und Stelle zum Nachteſſen zubereitet werden ſollten. Evrieux ſaß abwärts und mochte dem nicht zuſehen; der Heſſe hatte aber eine kindiſche Freude, Holz herbeizutragen und die Flamme zu ſchlagen, daß die Funken hoch zu dem dunkelblauen Sternenhimmel emporſprühten; da hielt er plötzlich inne, horchte auf Evrieux, der zu ſeinem Befremden deutſche Töne in ſeine Saiten ſang; dann hinkte er langſam vom Feuer fort zu ſeinem Freunde hin. Dörnberg ward dadurch aufmerkſam und horchte auch auf; da ſang Evrieux mit weicher Ausſprache, aber ſehr deutlich und im ſchwermüthigſten Ton:

Was lockſt Du meine Brut
Mit Menſchenwitz und Menſchenliſt
Hinauf in Todesglut? —

Ach wüßteſt Du, wie's Fiſchlein iſt
So wohlig in dem Grund,
Du kämſt herunter, wie Du biſt,
Und würdeſt erſt geſund.

Dörnberg hörte verwundert zu; er hatte gar nicht geahnt, daß Evrieux Deutſch verſtünde, und das mußte er doch, um in das Lied den herzergreifenden Ausdruck zu legen. Die letzten Zeilen:

Halb zog ſie hin, halb ſank er hin
Und ward nicht mehr geſehn.

athmete er leiſe aus, indem er gegen den Fluß zuging und, ſich auf einen vorragenden Felſen ſetzend, von der Geſellſchaft fern hielt. Dörnberg ging ihm nach, ſetzte ſich neben ihn und fragte in ſeiner Mutterſprache: Sie können Deutſch? Evrieux zuckte zuſammen, wie wenn man einen Wunden hart anrührt, und antwortete ſchmerzlich in ſeiner Mundart: wenig, und es thut mir weh. — Mir däucht, ein ſo humaner Mann, wie Sie, ſollte ſich ſolcher Abneigung entledigen. — Evrieux antwortete: darnach ſtrebe ich auch, — und blickte ihn mit einem Ausdruck ſo tiefen Leidens an, daß Dörnberg ihm unwillkürlich die Hand reichte wie einem Schwimmenden, den er verſinken ſähe. Es wird gehen! nahm er ſchnell das Wort in franzöſiſcher Sprache; meine Kinder ſollen Deutſch mit Ihnen ſprechen. Von Kinderlippen wird jede Sprache Stimme der Liebe. — Evrieux neigte ſtumm bejahend das Haupt und ließ ſich in ein Geſpräch ziehen, über ſeine Abſicht, ſich anzuſiedeln, über die Gegend, über die Bedürfniſſe der Colonie, bei welchen er den reinſten Sinn für bürgerliches Wohl und eine richtige Anſicht der vorhandnen Lage blicken ließ. So wenig Dörnberg dem ungebundenen Spiel der Phantaſie geneigt war, ſo ſehr zog ihn ſchwermüthiges Nachſinnen an; er merkte nicht, wie nahe dieſes dem gefährlichſten Spiel der Phantaſie, den myſtiſchen Träumereien verwandt ſei. Er verdankte es ſeiner jetzigen Lage, die dieſer müßigen Thätigkeit der Seelenkräfte widerſtrebte, indem ſie tägliche, zweckmäßige Anwendung dieſer Kräfte, inniges Mitwirken mit der Natur, genaue Bekanntſchaft mit der phyſiſchen Welt erfoderte, ſich nicht den religiöſen Träumereien hingegeben zu haben, welche unter manchen Colonien der neuen Welt ſehr beſchämende Ausartungen der Religioſität herbeigeführt haben. Dörnberg ward in den Geſprächen, die er in den nächſten Paar Tagen mit Evrieux hatte, immer mehr von ihm angezogen und zugleich befremdet, faſt beſchämt. In des Franzoſen Schwermuth war keine Spur von Schwärmerei; bei einer Frommheit, die, nicht auf Nachdenken gegründet, ſondern unwillkürlich aus dem Herzen quellend, etwas Kindliches hatte, bedurfte Camille jetzt eine völlige Klarheit der Begriffe und ſah den Glauben immer nur als einen proviſoren Zuſtand der Seele an, der die Reſultate der Vernunft abwartete, um zu enden. Dörnberg's halb bildliche, halb abſtrakte Reden über Natur, Ehe, Freude beantwortete Evrieux mit einem Befremdung ausdrückenden Blick und dem einfachen Geſtändniß: „ich verſtehe Sie nicht; ich muß über den Grund dieſer Dinge erſt mehr erfahren. In meiner Heimath war ich glücklich, da dankte ich Gott ohne zu forſchen; dann beging ich Thorheiten und war unglücklich, — da vergaß ich ihn eine Weile, aber er mich nicht — dabei legte er ſchmerzlich ſeine Hand auf ſein Herz — nun ſuche ich nur gut zu ſein und bete.... Hier deutete er auf die bezaubernde Natur, die ihn umgab, und durchlief mit naſſem, glänzendem Blick die Ufer, die Flut, den ſtrahlenden Himmel, als wollte er ſagen: und bete an — reden konnte er nicht mehr.

Der Fiſchfang war zu Ende, und man bereitete eine kleine Bucht zu dem Empfange der Frauen, die man von Val du Gange erwartete. Es war ein kleines Felſenthal, das die Ausſicht auf den Fluß hatte. An ſeinem Ausgange ſtanden Cedern und grüne Eichen von Rieſengröße, von deren bejahrten Zweigen ſilberweißes Moos in langen Gehängen zum blumenreichen Boden herabwehete. Kleine Vögel mit buntem Gefieder, goldne Käfer, ſchillerndes Gewürm ſonnten ſich auf dieſen weichen, flockigen Teppichen und ließen ſich von den kleinen Luftſtößen, welche die feuchte ſtille Mittagswärme mit Leben durchſäuſelten, wiegen. Durch dieſen, von der Natur erbauten, von ihr verzierten Vorgrund erblickte man die Kähne auf dem ruhigen Fluſſe, der hier von dem hohen Felſen zurückprallend, das weichere Erdreich jenſeits ausgeſpült und nun ein flaches Geſtade, von hochſtämmigem lichtem Wald bedeckt, gebildet hatte; hinter dieſem ragten nahe Höhen hervor, unter ſeinem Schatten ſtreifte mancherlei Wild, oder mit ſchüchternem Fuß in der Flut ſtehend, löſchte es ſeinen Durſt, bis ein kleines Geräuſch des menſchlichen Treibens, von dem gegenſeitigen Ufer her, es aufſchreckte, worauf es im Dickicht verſchwand. Hier wurden Zelte aufgeſchlagen und Laubhütten geflochten, und hier war Evrieux an ſeinem Platze. — Er trug einen Haufen

Blumen und Blätter zuſammen, und flocht mit Binſen und Schilf reiche, ungeheure Kränze, die von Zweig zu Zweig geſchlungen, um die Zeltſtangen gewunden, den kleinen Raum einem Tempel ähnlich machten. Der alte du Gange, der ſich bisher dem ſchwermüthigen Menſchen gar nicht genaht hatte, ergötzte ſich unendlich „an der heidniſchen Pracht,“ wie er's nannte, und half dem ſinnreichen Decorateur geſchickter wie der arme Geometer, der immer wieder einriß, was ſein Jonathan gefügt hatte und endlich launig davonſchlich. — Plötzlich rief es Deutſch vom Felſen herunter: Aufgeſchaut! — Unwillkürlich ſprang ein Jeder auf die Seite, und ein faſt regelmäßiger Würfel von Felsblock rollte und ſprang von der Höhe an den Ausgang des Thales herab. Alles ſchrie und lachte über das wohlberechnete Wagſtück. Behend hinkte der Geometer dem Felsblock nach, bildete eine Erhöhung von kleinen Steinen mit Raſen um den Würfel und zierte ihn mit Blumengehängen. Der Vater du Gange rieb mit jugendlicher Lebhaftigkeit die Hände und rief einmal über das andre: ſo etwas haben ſie nicht in Marſeille, ſo etwas haben ſie nicht in Paris, ſo etwas kann kein Potentat veranſtalten! Es leben Val du Gange und ſeine Feſte! — Indeß trat Evrieux zu dem gutmüthigen Heſſen, drückte ihm die Hand und ſagte Deutſch: Du Lieber! wie Du die Leute froh machſt! — In Jenes ſonſt gar nicht hübſchen blauen Augen blitzt' es ſchnell auf wie in Kinderaugen, wenn in ihnen der erſte Gedanke erwacht; dann ſchlug er ſie nieder, hielt aber des Freundes Hand feſt, und Dörnberg ſah die beiden Leute an. — Sie ſtellten neben dem idealiſchen Altar zwei Bildungsſtufen der Menſchen dar: Rohheit und Kraft neben Geiſt und Schönheit, und der Genius veredelter Menſchheit ſchwebte über ihnen Beiden.

Doch jetzt kamen die langerſehnten Gäſte herbei; ein Paar Waldhörner in ihrer Gondel, deren Töne vom vielſtimmigen Echo getragen wurden, kündigten ihre Annäherung an. Schon hörte man den Ruderſchlag; jetzt erblickte man die dreifarbigen Wimpel der Gondel. Ein vorſpringendes Felsufer ſollte nur noch von ihr umſteuert werden, da machte ihr Steuermann eine falſche Bewegung; die Gondel ſtieß an den noch unter dem Waſſer fortlaufenden Felſen an; die Frauen warfen ſich im Schrecken alle auf die entgegengeſetzte Seite, dieſe tauchte nieder und verſenkte Alle, die im Nachen waren, in die Flut. Das Geſchrei war entſetzlich! Viele Fiſcher ſtürzten ſich in die Wellen, alle Verunglückte wurden ergriffen, emporgetragen, zum Ufer gebracht; Evrieux, der einer der Erſten ins Waſſer geſprungenen war, legte Babette, ohne ſie zu kennen, auf den Raſen, da hörte er Dörnberg furchtbar rufen: Die Mutter fehlt! — Unterm Nachen ſchwimmt ein Weiberkleid! ſchrie ein Fiſcher von den Kähnen her und ruderte auf die umgeſtürzte Gondel zu. — Evrieux riß ſeinen naſſen Rock ſtückweiſe vom Körper, indem er wieder in den Fluß ſprang, zum Nachen ſchwamm, untertauchte und verſchwand. — Berührt den Nachen nicht! — ſchlagt das Waſſer nicht! befahl der alte du Gange mit Todesangſt, ihr drückt ihn nieder, ihr brecht ihm das Genick! — Indem tauchte Evrieux auf, zog Melanie behutſam neben dem Nachen empor, ſchwamm ans Ufer und legte ſie am Altar nieder. Keines der Andern war verunglückt, Keines hatte nur die Sinne verloren; aber Babette ſtürzte verzweifelnd über die Entſeelte. Evrieux eilte zu den Vorräthen, holte geiſtiges Waſſer, befahl allen Männern ſich zu entfernen, nur den Vater du Gange nahm er zu ſich, und die Frauen mußten einen Kreis um ſie ſchließen; nun entkleidete er mit Babette's Hülfe die Erſtarrte, er hüllte ſie in die Mäntel der Fiſcher, er rieb ſie mit den herbeigetragnen Waſſern, er trug die warmen Steine vom Feuerplatze herbei und legte ſie an ihre Füße, an ihre Seiten. — Jetzt athmete ſie! — Babette wollte freudeſchreiend auffahren — er hielt ihr den Mund zu, nahm knieend den Kopf der Erwachenden in ſeine Arme und rieb ihr fortwährend das Herz. Jetzt ſchlug ſie die Augen auf, jetzt blickte ſie auf ihren Retter, dann hinauf in die Wipfel der Cedern, aus denen der Sonnenſtrahl herabglitt, dann wieder mit zunehmender Verklärung auf ihren Retter und rief leiſe: Camille! Gott hat uns vereint!

Melanie war nicht, wie ihr überraſchter Geiſt beim Erwachen aus dem Todesſchlummer wähnte, in die Gefilde der Seligen verſetzt; aber was für ſie Bedingung ihrer Erdenſeligkeit ſchien, war ihr geworden; Camille war ihr wiedergeſchenkt; das Unglück hatte nicht, wie ſie immer fürchtete, ſeine Tugend zerſtört. Babette und ihr Vater, die bei ihrer Freundin erſtem Ausruf das wunderbare Wiederfinden dieſer beiden Menſchen begriffen hatten, hörten das neugierige, erſtaunenvolle Nachfragen der übrigen Gefährten und fielen unabgeredet, aus Sorge für Melanie's feſtgeſetztes mütterliches Anſehen in der Colonie, ohne weiteres Nachdenken augenblicklich darauf, Camille — denn wir ſetzen nun ſeinen Namen Evrieux wieder bei Seite — den Umſtehenden und ſich Zudringenden für Melanie's Sohn auszugeben. Du Gange zog Camille von dem Raſen auf, indeß Babette die noch halb Ohnmächtige unterſtützte und unabläſſig ihre Hände mit Küſſen bedeckte; er führte ihn abwärts zu Dörnberg, dem er ſchnell die Entdeckung mittheilte und anbefahl, den innig Bewegten in dieſem Augenblick aufrecht zu halten.

Es koſtete lange Zeit, ehe der Störung dieſes Unfalls einigermaßen abgeholfen war. Die Frauen hatten Mäntel bei ſich gehabt, die hatte der Strom fortgetragen; ſie mußten die Kleider anlegen, welche einige Fiſcher zum Wechſeln bei ſich führten, und ihre naſſen Gewänder wurden an den ſonnigſten Stellen, auf dem nackten, heißen Fels zum Trocknen gelegt. Die jungen Frauen hatten den Unfall bald vergeſſen; doch Melanie's fortwährende und durch heftige Rührung noch vermehrte Schwäche hielt ſie mit Babette im Zelte, wo ſie ſehnlich von der, nun in die Mittagshöhe geſtiegenen Sonne das Trocknen ihrer Kleider erwartete. An den Ufern des Wabaſch bedarf das nicht lange Zeit; die leichten Muſſeline waren bald wieder zum Anziehen hergeſtellt, und Melanie, zitternd und ſchwankend, ward von Babette aus dem Zelte geführt. Camille, ſchon lange ihre Erſcheinung erwartend, empfing ſie beim Ausgange; er hatte Dörnberg verſprochen, Faſſung zu behalten; wie er ſie aber erblickte, ſank er zu ihren Füßen. — Schonen Sie Ihre Mutter, bat Babette; helfen Sie mir, ihr einen Sitz zubereiten, rief Dörnberg, um ihn durch Thätigkeit gegen ſeine überwältigende Empfindung zu waffnen. — Der war aber ſchon bereitet. Braun — denn wer anders war der geſchickte Geometer, der berufne Baumeiſter? — Braun hatte Moos zuſammengetragen und vermöge einiger Raſenklumpen und Baumzweige ein Ruhebett verfertiget und es mit duftenden Blumen beſtreut. Unbekannt mit des verſchloſſenen Camille's Geſchichte, glaubte er nun plötzlich die Urſache von ſeines Freundes unbeſiegbarer Schwermuth zu verſtehen. Er hatte der falſchen Ida zu Liebe dieſe Mutter verlaſſen; ſie hatte ihm gezürnt, ihn enterbt, nun hatte er ihr das Leben gerettet und ſie mußte ihm verzeihen. Um ſeinem Camille die Verzeihung zu verſchaffen, hätte er Ungeheuer bekämpft, hätte mit dem böſen Feinde gerungen — jetzt erfand er das weichſte Lager für dieſe Mutter, trug ihr ſtärkende Speiſen herbei, ſtand ehrerbietig abwärts neben ihr, verſchlang Camille mit ſeinen hellen blauen Augen und bewachte Melanie's Blicke, um ihre Wünſche, bevor ſie entſtanden, zu erfüllen.

Nach dieſer unerwarteten Wiedervereinigung war der vertraute Freundecirkel ſehr froh, wie dieſer lärmend fröhliche Tag vorbei war. Die übrige Geſellſchaft hatte ſich nicht davon ſtören laſſen; denn der Anſchein, daß die Mutter einen für verloren geachteten Sohn wiedergefunden, daß dieſer Sohn das Glück gehabt hatte, ſeiner Mutter das Leben zu retten, war ſo trügend, durch das anſcheinende Altersverhältniß der beiden Perſonen ſo einleuchtend, daß du Gange's erſter Einfall, den er ſich dennoch als eine Unvorſichtigkeit vorwarf, allgemein als Thatſache Fuß faßte. Der kluge Alte ſah den Nutzen und Schaden davon ein; er berieth ſich darüber mit Dörnberg und Babette, und hatte einige Mühe, ſeiner Tochter Einwilligung zu erhalten, ihrer beiden Freunde Verhältniß, falls ſie darein willigten, dieſen Charakter behalten zu laſſen. Ihre zarte Gewiſſenhaftigkeit ängſtigte ſich bei dem Gedanken einer Lüge, und Camille's That, ſein Benehmen, Melanie's Seligkeit, ihn wiedergefunden zu haben, hatten ihren Unwillen gegen den armen Verirrten vertilgt; jetzt wollte ſie dieſes wunderbare Wiederfinden als einen Fingerzeig der Vorſehung angeſehen haben, daß ſie die beiden Gatten vereinigt haben wolle; Dörnberg erinnerte ſie aber an ihr einſtmals gehaltenes Geſpräch, in welchem ſie ſelbſt eingeſtanden hatte, daß die Ehe dieſer beiden Menſchen eine Unnatur geweſen ſei; er ſtellte ihr vor, daß es ja ebenſo gut ein Fingerzeig der Vorſehung ſei, daß bei dieſem Wiederſehn die Anſicht von Sohn und Mutter, faſt zufällig, ſich ſo allgemein feſtgeſetzt hätte; da Melanie dieſe Anſicht bei ihrer Entſtehung wahrgenommen hatte, da Camille ſie zuließ, ſetzte er hinzu, iſt ja ſchon wieder die Unnatur des ehelichen Verhältniſſes zwiſchen ihnen ausgeſprochen. Babette zitterte für die Ruhe ihrer theuern Mutter, konnte aber ihrem Gatten nicht Unrecht geben. Sie hätte ſich dieſe Sorge erſparen können. Melanie, welcher man ſo behutſam wie möglich den Rückweg nach Val du Gange hatte machen laſſen, und ſogleich nach ihrer Ankunft zur Ruhe gebracht hatte, fand ſich am folgenden Morgen ſo geſtärkt, daß ſie Camille's Ungeduld, ſie zu ſehen, bei guter Zeit nachgeben konnte; und indeß ſich jene Guten über das Beſte dieſer beiden Freunde ſtritten, hatten dieſe es ſchon gewählt. Melanie hatte ſeit ihrer Trennung von Camille ſich ſo unabläſſig nach ſeinem Wiederſehn geſehnt, daß die Zeit ihr Herz mit ihrer Vernunft und mit ihrem Kirchenglauben geeinigt hatte, ſodaß ſie jetzt, ohne allen Kampf, in inniger Freude den geſchiednen Gatten als Sohn aus den Händen der Vorſehung annahm und mit Entzücken dieſen Sohn als ihren Lebensretter begrüßte. Camille hatte ſich bisher bei dem Gedanken an ein mögliches Wiederſehn nichts klar gedacht, als das Glück, Verzeihung zu erhalten! Nun verdankte die tief Beleidigte ihm ihr Leben, wie er einſt ihr das ſeine zu danken gehabt hatte; und dieſes Seligkeitsgefühl begeiſterte ihn zu einer ſo reinen Hingabe in Melanie's ruhige Anſichten, daß er ſie Beider Zukunft gern nach ihrem Sinne beſtimmen ließ. Die edle Matrone fühlte ſich durch ihre Lebensrettung ſelbſt über das Leben erhoben, ſodaß ſie mit gänzlicher Befreiung von aller Perſönlichkeit, deren ſie vielleicht geſtern noch nicht fähig geweſen wäre, ihrem Liebling ihren Beſchluß, fortan für ſeine Mutter gehalten zu werden, ankündigte.

Nachdem ſich beide Wiedervereinten eine Zeit lang beſprochen hatten, bekam du Gange mit ſeinen beiden Kindern, die mit der übrigen Familie beim Frühſtück verſammelt waren, eine Einladung, ſich zu Frau von Anillac zu begeben. Sie ſahen ſich wie Verbündete an, die jetzt ihrem Ziele näher rücken. Sonderbar wurden ſie daher überraſcht, als ſie Melanie mit der Frage empfing: ob ſie es für thunlich hielten, ihr ehemaliges Verhältniß zu Camille zu verbergen, und für erlaubt, die Täuſchung, als ſei er ihr Sohn, fortwalten zu laſſen? Beides bejahten ſie mit Überzeugung. Melanie ging nun an des angenommenen Sohnes Arm in das Familienzimmer; der erſte Gegenſtand, den ſie dort erblickten, war der treue Heſſe, der ſeit dem geſtrigen Vorfall mit ſehr gepreßtem Herzen umherging. Camille war von ſeiner Empfindung ſo hingenommen geweſen, daß er, jede fremde Berührung fliehend, ihn vermieden hatte und auch heute früh ihm ausgewichen war. Das ertrug Braun nicht länger. Wenn Camille, nun er ſeine Mutter wieder hatte, ihn nicht mehr brauchte, nicht mehr litt, ſo war es mit ihm aus; er war unnütz, ſich und dem Leben. Da ſaß er nun vor der Thür, die in ein ſchattiges Wäldchen ging, unter ein Paar großen Wunderbäumen, den Kopf auf den Krückſtock geſtützt und mit ſeinen klaren Augen ſtarr vor ſich in das perlende Waſſer eines Springbrunnens ſchauend. Camille flog zu ihm, riß ihn fort, daß ſein Stab davonflog und er ſich allein auf den Freund zu ſtützen gezwungen war. — „Braun, ſagte er, ſobald ſie im dichten Gebüſch waren, nun habe ich ein Mittel, Deine tauſendmal bewieſene Engelgüte zu erkennen. Ich will Dir ein Geheimniß ſagen, das ſonſt Keiner erfährt. Frau von Anillac iſt nicht meine Mutter, aber von heute an wird ſie es. Sieh — Du mußteſt, wie alle Welt, der Täuſchung glauben, aber Du allein ſollſt nicht getäuſcht werden; Deinem Buſen vertraue ich meiner Wohlthäterin Ehre freiwillig an.“ Nun erzählte er ihm mit wenigen Worten die Geſchichte ſeiner Ehe und ſeiner Trennung. — „Wahrlich ja! Sie iſt Deine Mutter! rief Braun. Sieh! ſo habe ich mir immer Mutterliebe gedacht! — ſolche Mutterliebe hat mir gefehlt, um aus mir redlichem Kerl einen Menſchen, wie Du biſt, zu machen. — Ja, du lieber Gott! deshalb habe ich Dich ja ſo unendlich lieb, weil ich wie dieſe Melanie Dich liebe! — nur damit es Dir wohl gehe! — Ja! für die mußt Du mich freilich überſehen, da muß ich freilich im Schatten ſtehen — nun komm! Jetzt ſtell' mich ihr aber vor und ſag' ihr — ja! das ſag' ihr, daß ich nur ein blinder Heſſe bin, aber zu lieben verſtehe wie ſie.“ — Braun's Verdienſte um Camille waren Melanien durch dieſen ſelbſt ſchon bekanntgemacht; doch daß er ihr Geheimniß beſitze, blieb ihrem Zartgefühle verſchwiegen. Sie entzückte ihn durch die Wärme, mit der ſie ihm für die Treue an ihrem Sohne dankte, und der gute Braun war nun unendlich glücklich, ſeines Freundes Schickſal geſichert zu ſehen.

Der Plan, den Vater du Gange Evrieux vorgeſchlagen hatte, ward nun für Anillac ausgeführt; doch ſo, daß Braun ein unabhängiges und alle ſeine Wünſche übertreffendes Eigenthum in des Freundes Nähe erhielt. Melanie drang darauf, daß Camille's Anſiedelung ohne alle Rückſicht auf ihr Verhältniß ausgeführt würde. Sie ſtattete den Sohn mit der Schenkung aus, die der geſchiedene Gatte verweigert hatte, aber ſie ſelbſt behielt ihren Platz in du Gange's Hauſe und ließ den

Antheil ihres Vermögens, den ſie mit du Gange's Unternehmen vereinigt hatte, wie ehemals in ſeinen Händen. Braun hatte nun vollauf zu thun; er mußte Camille's Wohnung bauen, die noch vor der Regenzeit unter Dach kommen ſollte. Dieſer neue Wohnſitz war drei Stunden Fluß aufwärts gelegen, wo ein flaches Thal in eine kleine Ebne ausläuft und, von einem ruhigen, aber ſtarken Bach durchfloſſen, die ſchönſten Weiden gewährt, indeß die weſtliche Hügelreihe ſich zum Weinbau eignet. Braun blickte Camille jeden Morgen mit Erſtaunen nach, wenn dieſer mit rüſtigem Schritt den Arbeitern voranging, die Handgriffe der Arbeit, wie die Überſicht der Cultur mit einer Fertigkeit anwendend, die man von einem alten Praktiker nicht beſſer erwartet hätte. Er erzählte das, Zeichen und Wunder rufend, Mutter Melanie. Dieſe erinnerte ſich ſeiner Sachwalterstalente bei dem Brunnenhandel mit Herrn Cartier und ſagte lächelnd: „ſo war er immer. Das Unternehmen wird ihm ſchwer, aber einmal angefaßt, läßt er keine Arbeit mehr fahren.“

Das Wohngebäude war nun unter Dach gebracht, die Ställe wohl ausgeführt, und Camille, welcher bisher in einer Breterhütte, mit Zweigen bedeckt, gewohnt hatte und, von Arbeit überhäuft, wenig nach du Gange's Hauſe gekommen war, fand ſich jetzt öfter daſelbſt ein, weil ſie die Winterregen auf eine Zeit lang unterbrachen. Wenn alle äußere Verhältniſſe eines Menſchen ihre Geſtalt verändern, in ihrer neuangenommenen aber der, in welcher er ſelbſt eben auftritt, ganz angemeſſen ſind, ſo verſchmilzt er ſich ſo leicht mit ihnen, daß er zu Augenblicken ganz vergißt, daß er je eine andere gehabt hat. In den ſanfteſten Umriſſen ſehen wir das täglich bei dem Übergange unſrer Töchter in den Frauenſtand. Oft iſt die Beſchränkung, die Bedeutungsloſigkeit, in der ein Mädchen in der Eltern Hauſe lebt, ſo groß, daß wir uns erſtaunen ſollten, wie ſchnell ſie als Frau ſchalten und walten lernt. Wir ſahen Privatleute auf den Thron ſteigen und nicht ihren Rollen fremd ſein; das gelingt in Folge jenes Zuſammentreffens von äußeren Umſtänden und innerem Entſchluß. Melanie und Camille hatten keinen Zeugen ihrer ehemaligen Verhältniſſe um ſich; in ihrem Herzen quoll die Kindes-, die Elternliebe in reichen Strömen, und ſo vergaßen Beide beinahe gänzlich, daß ihre Verhältniſſe einſt verſchieden geweſen waren. Wenn Camille in der Abendkühle vom Adour — denn er hatte dem Bache ſeines Thales den Namen des Fluſſes gegeben, an dem er ſeine Kindheit verlebt hatte — wenn er vom Adour ankam und fand Melanie auf dem Ehrenplatze des Hauſes, Emilie neben ihr mit weiblicher Arbeit beſchäftigt, den kleinen Camille und ſeine Geſchwiſter in frohen Spielen um ſie her, Babette den jüngſten in Schlaf lullend, ſo trat er leiſe zu Melanie, küßte faſt knien ihre Hand, grüßte Emilien mit einem innigen: guten Abend, kleine Schweſter! und ſetzte ſich auf der Mutter Fußpolſter, welches, da ihr Lehnſeſſel auf einer Eſtrade ſtand, zugleich ein Tabouret machte. Wenn dann der kleine Schläfer aus dem Zimmer gebracht war, und die Männer, von ihren Geſchäften kommend, ſich verſammelten, ſo ward der Abend in nothwendiger Berathung und frohen Geſprächen hingebracht. „Gnäd'ge Frau, ſagte einſt Vater du Gange, das hatten Sie uns nie geſagt, daß unſer Sohn — er meinte Camille — ein ſo tüchtiger Landmann wär'.“ — Da hatte ich Unrecht, antwortete Melanie, denn er hat ehemals ſchon ſeiner Mutter Güter ſehr wacker verwaltet, ſetzte ſie erröthend hinzu.

Die Regenzeit hatte die beiden Freunde einige Wochen am Adour eingeſperrt, und Camille hatte es ſich zum Geſetz gemacht, mit ſeinem Gefährten die Lage der übrigen neuen Anſiedler in trüben Tagen zu theilen. Bezogener Himmel, Waſſerwogen, tiefe Einſamkeit ſind die harten Bedingungen ihrer Lebensweiſe in der naſſen Jahrszeit; freilich fand Camille Hülfsmittel in ſich ſelbſt; Bücher, ſeine Guitarre und ſein Reißbret füllten die Zeit aus, welche ihm die Beſorgung ſeiner Wirthſchaft übrig ließ. Braun, der darauf beſtanden war, ſein Hausgenoſſe zu bleiben, lernte von ſeinem Provenzalen Lays, die er, ſie mit dem Tambourin begleitend, im heſſiſchen Schnarrton abſang, und lehrte dagegen der weichen Kehle des Südländers den Landesvater und Schiller's Reiterlied, wobei ſie Beide, vor Lachen des Einen über den Andern und über ſich ſelbſt, wenig Fortſchritte machten, aber durch frohen Sinn übereinſtimmend, unſern neuen Dichtern zum Trotz, den Nord und Süd in ſich verbrüderten. Wie Camille eines Tages wieder nach Val du Gange kam, fand er Melanie's Stimme ſehr heiſer; beſorgt fragte er um die Urſache, ſie wollte von keiner wiſſen; Emilie ſagte aber ſchüchtern: ſie fürchte doch, es ſei eine Folge der häuſigen Huſtenanfälle, denen ſie ſeit der verunglückten Waſſerfahrt des Nachts ſehr oft unterworfen ſei. Beſorgt umgab man die geliebte Frau; ein Theil befragte ſie, ein andrer machte Emilie den Vorwurf, geſchwiegen zu haben; dieſe bat zu bemerken, daß ſie in den vielen Wochen, die ſeit jener unſeligen Fiſcherpartie verfloſſen waren, nur zweimal bei Frau von Anillac übernachtet habe, daß ſie dieſen Huſten beide Male mit jenem Unfall nicht in Verbindung gebracht, nur erſt jetzt, wo ſie mehrere Nächte nach einander ſie beobachtet, ſei ſie beſorgt worden; aber die Mutter habe ihr ſo ſtreng verboten, ihre Kinder aufmerkſam zu machen, daß ſie ſich gar nicht getraut haben würde, ſoviel zu ſagen, wäre ihre Sorge nicht größer wie ihr Gehorſam geworden. Emiliens ſchöne Augen hatten vergeblich geſtrebt, Thränen zurückzuhalten, jetzt neigte ſie ihr Antlitz, und ſie rollten über ihre glühenden Wangen wie Thautropfen aus dem Kelche der Roſe, welche der Morgenwind beugt. Gott lohne Sie für Ihren Ungehorſam, meine Schweſter, flüſterte ihr Camille zu und drückte ihre Hand; und nun beſtürmte man die geliebte Mutter mit Vorſchlägen und Mitteln. Babette ſehnte ſich zum erſten Mal nach Marſeille zurück, denn ſie war überzeugt, die Gutenmannsblumen und Erdeppich und Löwenzahn, alles bruſtheilende Pflanzen, die ſie jährlich in der Nähe ihrer Baſtide geſammelt hatte, wären kräftiger als alle Heilmittel der neuen Welt.

Die Mittel wurden angewandt, aber Melanie's Stimme kehrte nicht wieder; Emilie, die nur ſelten einmal ihre Geſchwiſter verlaſſen konnte, um mehr wie einen Tag bei Frau von Anillac zuzubringen, konnte keine Nachricht von dem gefürchteten Huſten geben, und die Leidende weigerte ſich mit einer kränklichen Empfindlichkeit, Jemand in ihrer Nähe ſchlafen zu laſſen. Die Regenzeit war vorüber; die nie ruhende Natur jenes herrlichen Himmelſtrichs entwickelte ſich in ihrem ganzen Reichthum; der Hof am Adour war vollendet, Camille's Haus eingerichtet, ſeine Ställe bevölkert; ſehr ſehnte er ſich, ſeinen eigentlichen Einzug in ſein neues Eigenthum durch Melanie's Gegenwart geſegnet zu ſehen. Ihre erloſchne Stimme war ſo liebevoll, ihr Auge, wenn ſie Abends unter den Ihrigen ſaß, glänzender wie je; ihre Wangen färbte ein ſo zartes Roth, daß es ſie mit einer Alter und Leiden verwiſchenden Verklärung überſtrahlte; doch war ein Mistraunen in Camille's Seele, eine Furcht, daß ſie für den Weg zum Adour zu ſchwach ſei. Aber ſie ſelbſt foderte, dieſem Einweihungsfeſte beizuwohnen. Mit der ſorgfältigen Häuslichkeit ihres Vaterlandes hatte ſie alle Bedürfniſſe an Wäſche, Betten, Hausgeräthe mancherlei Art in der letzten Zeit zugerichtet; jetzt ſah ſie mit mütterlichem Stolz die ganze Ausſtattung in wohlgepackten Körben auf den Wagen ſetzen, dem ſie mit Emilie und Babette und allen Kindern nachfuhr. Die Pforte des Hofes, mit Kränzen geſchmückt, glich einem Tempelthore, der Weg zum Hauſe war mit Blumen beſtreut; bei ihrem Eintritt ſank Camille zu ihren Füßen. In dieſem Augenblick mochte wol die Vergangenheit deutlicher in ſeiner Seele hervortreten als ſeit langer Zeit, auch ein dunkles Vorgefühl der Zukunft mochte ihn umſchweben — ſein Gefühl war ſo gewaltſam angeregt, daß er zu ſeiner Freunde Schrecken aufſprang und, auf einen Stuhl ſich werfend, ſein Geſicht in ſeine Hände verbergend, aufs heftigſte ſchluchzte. Der gute Braun rang angſtvoll die Hände. Seit dem Tage, wo er ihm Ida's Brief vorlas, war er nicht Zeuge ſo einer Heftigkeit geweſen. Emilie zitterte und zog die Mutter zu ihm hin. Melanie war wol erſchüttert, aber mit dem Ausdruck himmliſcher Zuverſicht legte ſie die Hand auf ſeine Schulter und ſagte: „Mein Camille, ich bin gekommen, Dein Haus dem Frieden zu weihen — laß uns mit Maß und Ruhe beginnen!“ — Der Mann ſchien in einem ſchmerzvollen Seufzer ſein Herz zu bezwingen, faßte ſeiner Mutter Hand und ſagte, ſich aufrichtend, wunderbar gefaßt: Ja, meine Mutter, Sie erheben mich zum zweiten Mal zum Staatsbürger, Sie fodern mich zum zweiten Mal auf, ein Mann vor den Augen meiner Brüder zu ſein. Weihen Sie dieſes Haus zu Ihrem Tempel ein! — Von dieſem Augenblick an war die Heiterkeit des Freundekreiſes hergeſtellt. Babette machte die Hausehre; ihre Kinder und Emiliens jüngere Geſchwiſter ſchlüpften wie bunte Schmetterlinge durch die zerſtreuten Gebüſche, welche ſich hinter dem Hauſe einen Hügel hinauf ſtreckten, und wo Melanie ging, ſchwebte eines hervor, um neue Blumen vor ihre Schritte zu ſtreuen. Es ſchien, als wenn die kleinen Wellen des Adour aus den grünen Thälern ihres Urſprungs Melanien Kraft und Lebensathem zugeführt hätten. Ihre Lieben ſahen ſie ſeit dem Fiſchfange nie ſo wohl, Camille hatte ſie nie ſo heiter geſehen. Als

St. Amand's Gattin, vor ſeiner Ehe mit ihr, und in dieſer unſeligen Ehe hatte er ſie ja immer unter dem Druck irgend einer Unnatur gekannt; unſicher, abhängig, ihre Kräfte nicht recht kennend, ſie zu irrigen Zwecken brauchend, in trübem Misverhältniß mit Pflichten und Neigung. Jetzt war ihre Individualität im Einklange mit ihrer Lage; ihre Pflichten mit ihrer Vernunft; ihre Wünſche mit ihren Kräften. Emilie erhielt den Auftrag, unter ihrer Anleitung die Wäſche in die Kaſten zu räumen, die kleinen Geräthe alle an ihren Platz zu ſtellen, und wie ſie auf Camille's Schreibtiſch einen Vorrath Schreibbedürfniſſe geordnet — denn nichts hatte die Mutter vergeſſen — legte ſie ein ſchön eingebundnes genfer Geſangbuch dazu und ſagte: „Da, mein Bruder, damit ſteure ich Sie aus. Wenn Sie daraus für unſre Mutter beten, ſo trägt ihr Engel gleiche Worte wie die meinen vor Gottes Thron.“ Entzückt über dieſe fromme Einfalt, ſchloß Camille ſie in ſeine Arme, aus denen ſie beſchämt an Melanie's Buſen entfloh.

Melanie's Heiterkeit betrog noch lange Zeit nach dieſem fröhlichen Tage die Beſorgniſſe ihrer Freunde. Sie nahm lebendigern Antheil als jemals an dem Fortgange der Colonie, und du Gange und Dörnberg holten in Allem, was das Hausregiment, die Moralität und Schulordnung der immer zunehmenden Anſiedelung betraf, ihren Rath ein. Wenn ſie in den Schulſälen erſchien, drängte ſich Alles um ſie, hielt ſich ſtill, athmete kaum, um die Ermahnung ihrer leiſen liebevollen Stimme zu hören. Wenn ſie zu einem Kranken kam, trat Hoffnung und Geduld ihr zur Seite ein. Die Erfüllung eines ihrer eifrigſten Wünſche feierte ſie mit beſonderem Vergnügen — es war die zweite Heirath von Emiliens Vater, die ſeinen jüngern Kindern eine liebevolle Erziehung verſprach. Melanie kaufte dieſen Kindern ein Stück Land, das ſie in Stand ſetzte, die Wohlthäter ihrer etwa nachfolgenden Geſchwiſter zu werden, und nahm Emilie ganz an Kindesſtatt an.

Ein Jahr war nun ſeit dem erſten Anfall ihrer Heiſerkeit verfloſſen, die Regenzeit trat wieder ein, die Abendverſammlungen der Familie in Val du Gange wurden länger, Melanie ſchien jeder Augenblick derſelben lieber zu werden. Jeden Abend lud ſie eine andre Familie der Anſiedler zu einem kleinen Beſuche ein, fragte nach allen ihren Angelegenheiten, gab Rath, ermahnte, feſſelte die Herzen in Liebe für ſich. Sonſt hatte ſie in Scherz und Ernſt Camille nur ſelten Aufenthalt bei du Gange geſtattet, nun fragte ſie Dörnberg: ob ſeine Wirthſchaft nicht Braun's Händen zuweilen anvertraut werden könnte? Dörnberg ſah ſie mit ernſtem, nachdenkendem Blick an, faßte ihre Hand und antwortete bedeutend: „Camille kann die Regenzeit durch hier bleiben; aber Mutter, indem Sie für ihn ſorgen, vergeſſen Sie ſich ſelbſt nicht!“ — Melanie blickte ihm heiter ins Auge, ohne zu antworten. Er hielt ihre Hand noch und konnte vor Wehmuth nicht fortſprechen. Sie lächelte jetzt; „O Dörnberg, ſagte ſie faſt ſcherzend, ſein Sie ein verſchwiegener Vertrauter meines großen Geheimniſſes, und laſſen Sie alle dieſe Geliebten mich ſorglos bis an meine Ruheſtätte geleiten. Ihr ſchmückt mir ja Alle den Weg mit Blumen" — ſetzte ſie bewegt hinzu.

Dörnberg hatte lange ſchon dieſes ſchmerzliche Geheimniß errathen, und er blieb — obwol oft in ſchwerem Seelenkampf, denn er liebte Melanie mit aller Tiefe ſeines unbiegſamen Weſens — dennoch der treue Bewahrer deſſelben. Oft mußte er ſeinen Blick niederſchlagen, wenn, bei dem Wahrnehmen von der Kranken zunehmender Schwäche, Camille ihn bang fragend anblickte. Wenn die theure Frau wie das kirchliche Bild der Liebe von ihren Enkeln umgeben war, eines auf dem Schoos hatte, eines neben ſie geklettert war und ihren Hals umfaßte, ein andres an ihr Knie gelehnt mit ihr ſchwatzte, und ihr kurzer, ſchwerer Athem ihre Antworten ſtörte, eilte er zur Thür hinaus, damit Niemand in ſeinem Geſicht läſe, was er ſich ſelbſt zu verbergen bemüht war. Camille war am unbeſorgteſten. Er hatte im Sommer auf die mäßige Wärme der Regenzeit gehofft; nun verſprach er ſich von dem balſamiſchen Dufte der bald wieder neu grünenden Schöpfung ſichre Geneſung der geliebten Kranken. Seit die Freunde ihn am Tage der Einweihung ſeines Hofes am Adour ſo heftig ſahen, vermieden ſie ſorgfältig, irgend ein lebhaftes Gefühl in ihm zu erregen. Beſonders bewachte Emilie alle Umſtände, um bei dem Bruder jeder Sorge zuvorzueilen; ſie wägte nie, das Schickſal ſich deutlich zu machen, bei dem Camille's Faſſung die ſchrecklichſte Probe zuvor beſtand. So betrog ſie ſich willig, um ihn beſſer täuſchen zu können. Der Frühling kehrte zurück, Camille mußte ſeinen Braun in den Gutsgeſchäften zur Hand gehen; er müdete ſich ab, um manchen Abend nach zurückgelegtem Tagewerk den Weg nach Val du Gange zu machen und mit Emilie eine halbe Stunde die Mutter mit Muſik zu unterhalten oder ihr von dem Gedeihen ſeiner Geſchäfte Nachricht zu geben; dann kam er zu Braun zurück und zählte ihm alle Gründe auf, warum die Mutter ſich heute beſſer befunden, und Braun ſagte am Ende, zuverſichtlich wie der Landmann, welcher der ſcheidenden Sonne nachſieht, daß er ſie morgen wieder begrüße: Nun! ſiehſt Du! morgen wird's noch beſſer gehn!

Aber da kam eines Abends Camille an des Freundes Haus, und Alles war ſtill in den Höfen; ſtatt daß Knecht und Pflanzer ſonſt ruhend an den Thüren ſaßen und ſingend von einer zur andern in Chören oder Wechſelliedern wetteiferten, oder im Mondſchein Tänze des Vaterlandes übten, ſtand heute ein großer Theil ſtumm und doch gedrängt am Eingange des Wohnhauſes. Camille warf ſich vom Pferde, er eilte zur Thür und fragte, was geſchehen ſei. Erſchrocken fuhren die Leute auseinander; die Äußern am Haufen ſchlichen fort, die Nächſten um ihn grüßten mit niedergeſchlagenen Geſichtern. Mit ahnendem Entſetzen wiederholte Camille ſeine Frage; da trat Dörnberg, der Befehl gegeben hatte, ihm Anillac's Ankunft zu melden, auf den Söller, ergriff ihn beim Arm und führte ihn in den Hof zurück. Sehen Sie, Camille, ſagte er ernſt, faſt ſtreng — ſehen Sie dieſen Haufen von ſchmerzlich erſchütterten Menſchen — wir ſtehen an ihrer Spitze, ihnen Muſter, ihnen Führer zu ſein, ihnen das zu werden, was unſre Mutter ihnen war. — So lange hatte Camille in fürchterlicher Spannung zugehört; er ſtand abgewendet in der Stellung des Forteilenden, nur von Dörnberg gehalten; jetzt blickte er ſchnell zu ihm hinüber, wie von einem elektriſchen Schlage durchdrungen, und doch fragend und doch unfähig, das Geſagte zu verſtehen. „Melanie ſtirbt, Camille, fing Dörnberg wieder an, und Sie müſſen jetzt mit mir gehen, um fromm und ergeben die heilige Stunde ihrer Verklärung zu feiern." — In Camille's Geiſt ging eine Bewegung vor, die der Erklärung der Seelenforſcher vielleicht unzugänglich iſt. Sowie wir im Schlafe die Gebilde der Phantaſie für Träume erkennen, ſo erkannte er nun im Wachen die Hoffnungen, die Zuverſicht auf Melanie's Geſundheit für Traum; und wie wir beim Erwachen das Wirkliche vom Traum ſchnell zu unterſcheiden vermögen, ſo ſah Camille plötzlich die ganze Wahrheit der vergangenen Zeit und wußte es wie eine längſt bekannte, fürchterliche Gewißheit: Melanie müſſe ſterben. Dörnberg erſchrak vor ſeiner ſtarren Ruhe. Seine Hand, die er noch faßte, ward plötzlich kalt, ſeine Augen glänzten wunderlich, wie Thautropfen im Schatten, ſeine Lippen zogen ſich zuckend von den weißen Zähnen zurück, aber es war kein Lächeln, mit dem er, Dörnberg aufs Haus zuführend, ſtaunend wiederholte: „fromm, ergeben!" Im Vorzimmer hielt ihn Dörnberg einen Augenblick auf, um ſeine Ankunft zu melden; Camille verſtand ihn aber nicht, er wäre ihm nachgegangen, wäre nicht jetzt Emilie aus dem Krankenzimmer getreten. Bei ihrem Anblick ſtieß er einen unterdrückten Schrei aus und faßte ſie in ſeine Arme. Sie weinte ſanft und liebkoſte ihn ſanft und vertraulich, wie ſie nie gethan hatte; ſie entzog ſich ſeinen Armen nicht, und ſagte von Thränen faſt erſtickt: ich habe ſo unendlich gebetet, Gott möchte Dich ſtärken, mein Bruder. Nicht wahr, er hat es gethan? Sie iſt ſo glücklich! Dir noch einmal zu danken, das iſt nun ihr letzter Wunſch und dann! — ſie verbarg ihr Geſicht ſchluchzend an Camille's Buſen. Der Aufruf hatte Zauberkraft, Gott mußte Emiliens Bitte erhört haben; Camille war gefaßt.

Wohl wohnte er einer heiligen Stunde bei! Denn heiliger iſt keine auf Erden als die des Todes des Gerechten. Melanie's Augen ſtrahlten bei ihres Sohnes Anblick; die rund um ihr Bett Knieenden räumten ehrerbietig dem Sohn und der Tochter den nächſten Platz neben der Sterbenden ein. Daß Camille ein reiner Menſch geblieben, daß er ein nützlicher Bürger geworden, dafür dankte ſie Gott, „das beruhigt mich über den Irrthum, den ich in Dein Schickſal brachte, ſagte ſie, ſeine Hand in jeder Pauſe, die ihr fliehender Athem gebot, an ihre Lippen hebend, und dadurch wardſt Du in Stand geſetzt, den Abend meines Lebens ſo unausſprechlich zu verſchönern. Laßt mich nun mein Denkmal ſtiften unter Euch, vor dieſen Geliebten allen“ — ſie hob auch Emiliens Hand, die ſie in ihrer Linken gehalten, zu ſich empor und legte beide auf ihre Bruſt. Ein Freudenton lispelte leiſe aus Aller Munde über die Häupter der kleinen Gemeine. —

Da legte die Mutter lächelnd das Haupt zur Seite, ihre Hände glitten neben ihr nieder, und ſie war nicht mehr; aber Emiliens und Camille's Rechte lagen vereinigt auf ihrer treulſebenden Bruſt.

VI.

Der Kriegsgefangene.

Der heilige Alexis war der beſondere Schutzpatron der Familie des Pflegers zu Kitzbühel, einem Kloſterdorfe nahe an der Iller, da, wo ſie die Gebirge verlaſſend, in die weite Ebene dahinſtrömt. Des jetzigen Pflegers Großvater beſaß noch ein großes Heiligthum, den linken kleinen Fingerknochen dieſes Heiligen, der als Krieger viele Jahre gegen die Heiden ſtritt, aber mit einem ſo unchriſtlichen Gemüthe, daß ihm endlich ein Heide ins Gewiſſen reden mußte, wodurch er ihn denn aber auch dermaßen beſchämte, daß er des Redners Haupt — denn es war das abgeſchlagene Haupt eines Hunnen, welches dieſe Standrede hielt — in einen Wald trug, dort ehrlich begrub, eine Kapelle daneben baute und ſo lange darin betete, bis ihn die Erſcheinung ſeines heidniſchen Bekehrers verſicherte, daß er durch ſeine Vorbitte aus der ewigen Verdammniß erlöſt, der Seligkeit theilhaftig ſei, der des wilden Kriegers Alexis blutdürſtige Wuth bisher nicht nachgeſtrebt hatte. Nun vertauſchte der eifrige Beter den einſamen Wald mit dem Bekehrungsgeſchäft an dem Illerufer und gewann bis dahin, wo ſie ſich mit der Donau vereint, dem Himmel viele Seelen. Wenige Meilen von dieſem Punkte aufwärts fand er ſeine Märtyrerkrone. Die tobenden Helden und

Götzendiener wollten ihn der Pflege einer kleinen Heerde von Gläubigen entreißen, die ſich in einem fruchtbaren Thale angeſiedelt hatten; ihre Vertheidigung machte ſeinen Tod nur ſchwerer, denn aller Troſt, der den frommen Kitzbühelern blieb — ſo heißt jetzt die Heimath dieſer früh Bekehrten — waren die Reſte ſeines zerſtückelten Leichnams. Bald gingen auch dieſe durch die Lauigkeit der Gläubigen oder die Zerſtörungen des Krieges verloren; des Pfleger Walter's Familie allein bewahrte den wahren, wirklichen, linken kleinen Finger des Mannes auf, der bei ihren Vorfahren Gaſtfreiheit fand und den Glauben lehrte. Viele Geſchlechter hindurch waltete der Gebrauch, dieſes Heiligthum den älteſten Sohn auf der bloßen Bruſt tragen zu laſſen, damit es der ganzen Sippſchaft zum Segen gedieh; denn dieſer Vorzug konnte nicht durch Geld und Gut bezahlt werden, nur Liebe und Demuth, Gebet und Kirchenopfer konnten ihn vergelten.

Des jetzigen Pflegers Großvater trug das heilige Fingerlein endlich auch auf ſeiner rauhen Bruſt; da er nun ein mächtiger Jäger war vor dem Herrn, hatte er zuweilen die Gnade, mit einem benachbarten Gutsherrn den Füchſen nachzulaufen, und da konnte das Feuer der Jagdluſt ſie vermögen, hier und da in kleinen Dorfſchenken und Kneipen das Tagesgrauen abzuwarten. Wie der alte Walter auch einſtmals dem gnäd'gen Grafen den letzten Beſcheid gethan und ſeine müden Glieder neben dem glühenden und rauchenden Ofen aufs Stroh betten wollte, ging er in ein Winklein, nahm das Fingerlein des Schutzpatrons aus dem Buſen und küßte es beim Abendſegen zu drei Malen. Der neugierige Graf hatte dieſe Andacht wahrgenommen, und auf ſeine Nachfrage erzählte ihm Walter die Geſchichte des koſtbaren Heiligthums. Der Graf blieb ſehr nachdenkend, bat um Erlaubniß, die Trümmer des Heiligen an ſeine Lippen zu drücken, und ſchlief erſt ſehr ſpät ein. Des andern Tages begann er Waltern ſeine Gedanken zu erklären; wie ihm weh thät, einen ſo vortrefflichen Schatz bei einem einzelnen Manne verborgen zu ſehen, indeß eine ganze Landſchaft, ja die ganze Chriſtenheit daran Theil nehmen könnte. Darauf ſchlug er ihm vor, dieſe Reliquie in die Kirche des heiligen Placentius in Kitzbühel zu ſtiften; er, der Graf, mache ſich anheiſchig, vom Papſt die Erlaubniß zu einem eignen Feſte am Tage des ehemaligen Eigenthümers des Fingerleins zu erwirken, auch die zu Ablaß und etwanigen Wundern, welche die Feierlichkeit noch erhöhen müßten. Des Pflegers Familie wolle er das Recht verſchaffen, an dieſem Tage als erwählter Knecht des Heiligen an der Spitze des Umgangs zu glänzen, überhaupt alle Ehren des Feſtes zu genießen, beſonders aber durch Bewirthung der hohen Nachbarſchaft, Geiſtlichkeit und aller Beamten ihren Eifer für den Glauben an Tag legen zu dürfen. So ſchwer es Waltern ward, ſich von einem ſo lange gewohnten Schatze zu trennen, konnte er doch der Verſuchung, eine ſo wichtige Perſon im Gemeinweſen zu werden, nicht widerſtehen. Er befragte ſeine Hausfrau; dieſe ahnete im Geiſt, welche Ehre ihr im Gotteshauſe, in der Küche und an der Tafel aus dieſem Plane entſtehen müßte, und trieb Waltern, ſeine Einwilligung zu geben. Die ganze Sache gelang auch nach Wunſche. So lange Walter lebte, und nach ihm ſein Sohn, hatten ſie jedes Jahr die Befriedigung, dem Heiligen zu Gefallen ihre Beutel zu leeren. Die Leckerbiſſen wurden von Augsburg, ja von Frankfurt verſchrieben, und er hatte die ſicherſte Anwartſchaft auf den himmliſchen Segen, denn der irdiſche verminderte ſich bei dem vornehmen Haushalt, zu dem der Heilige der Familie verholfen hatte, je länger, je mehr.

Auch der jetzige Pfleger, der ſeinem Vater und Großvater im Amte gefolgt war, hatte eine geraume Zeit ſeiner Amtsführung durch jährlich die Ehre genoſſen, von der Prieſterſchaft feierlich zum Alexisfeſte eingeladen zu werden, die Stunde zum Hochamte zu beſtimmen, unter dem Thronhimmel neben dem heiligen kleinen Finger herzugehen, die demüthigen Diener der Kirche zu bewirthen; ja, ſein Eifer und der des Kloſterpriors, deſſen Güter er verwältete, war ſo groß, daß Kaiſer Josephs Neuerungen, die ſo manchen frommen Sinn beugten, die Alexisfeier nicht ganz zu zerſtören im Stande waren.

Herr Walter hatte mehrere Töchter, aber nur einen Sohn, daher er, als ein guter, mildthätiger Mann, dieſem ſeinem Sohne Kaspar einen armen Waiſenknaben, Egidius, zugeſellt hatte, der bis in ſein vierzehntes Jahr mit ihm ſpielte und lernte. Es war wenig Unterſchied zwiſchen ihnen zu ſpüren, allein mehr, weil ſich Kaspar zu ſeinem Gefährten herabließ, als daß dieſer zu ihm hinangeſtrebt hätte. In dieſer Zeit begab es ſich, daß Herrn Walter's Bruder, der von früher Jugend an in Wien die edle Laufbahn eines gräflichen Kammerdieners durchſchritten hatte, zum Dienſt des guten Kaiſers ſelbſt befördert ward und die erſte Gelegenheit ergriff, ſich ſeinem Bruder und der Gemeinde von Kitzbühel in ſeiner neuen Glorie zu zeigen. Kammerdiener des Kaiſers! — Es war ſehr gut, daß Herr Aloys Walter gerade ſechs Monate nach dem Feſte des heiligen Alexis in ſeiner Heimath eintraf, der Heilige hätte ſonſt mit dem Kammerdiener in Colliſion kommen können, vielleicht hätte der Abweſende Unrecht gehabt, und alle Ehre wäre dieſem Letzten widerfahren. Der zeitliche Herr Pfleger nahm Augsburg und Frankfurt in Anſpruch, um den wichtigen Mann, der dem größten Potentaten ſo nahe ſtand wie kein Anderer, würdig zu bewirthen; aber Herrn Aloys verwöhnter Gaumen erinnerte ſich bei allen Leckerbiſſen, die aus der Frau Pflegerin Küche hervorgingen, mit Sehnſucht an das wiener Gebratene und den Ungerwein der kaiſerlichen Keller. Durch dieſes Andenken drängte er den guten Kitzbühelern das ganze durchbohrende Gefühl ihres Nichts auf, doch verſöhnte er ſie einigermaßen durch die vollkommene Theilnahme, die er ihren verachteten Schüſſeln bewies, wodurch er wenigſtens darthat, daß er nicht geſonnen ſei, ſie ohne vollſtändige Kenntniß des Gegenſtandes zu richten.

Vor Allem, was Herr Aloys in ſeiner Heimath ſah, zog der junge Kaspar endlich ſeine Aufmerkſamkeit am meiſten auf ſich. Dieſes war ein dickköpfiger, eulenſpiegeliger, in allen liſtigen Streichen geübter Knabe; ſeines biedern Kameraden Fleiß hatte ihm nur das Lernen verhaßt gemacht, denn er zog ihm Vergleiche zu, die ihn demüthigten; ſeine Frechheit galt bei ſeinen zärtlichen Eltern als Verſtand, und die Furchtſamkeit, mit der er zu dem Papa zurückkroch, ſobald die Knaben zu den luſtigen Spielen ſchritten, für ein anhängliches Gemüth. Dieſen beehrte Herr Aloys mit ſeiner Gunſt, ſodaß er den Eltern ſeine Abſicht entdeckte, ihn mit ſich zu nehmen und in Wien zu einem großen Manne zu machen. Dieſer Vorſchlag erregte großen Kampf in ihrem Gemüth; das glänzende Ziel, welchem ihr Kaspar unter ſolch einem Protektor ſich näherte, ſtrahlte ihnen hell entgegen, allein manche Meinung, welche die Paters X bis Z aus den benachbarten Klöſtern bei des Kaiſer-Joſephs Regimente geäußert hatten, machten ſie um Kaspars Seelenheil beſorgt, und ſie getrauten ſich keine einwilligende Antwort zu geben, bis ihre geiſtlichen Freunde ihre Zweifel gehoben hätten. Dieſe frommen Herren waren aber ebenſo große Staatsmänner als große Heilige; ſie begriffen, wieviel es ihrer Kirche nützen würde, einen Kammerdiener des Kaiſers zum Beſchützer zu haben, und fröhlichen Muthes, wenngleich mit mancher milden Thräne verabſchiedet, trat Kaspar ſeine Reiſe nach der Kaiſerſtadt an.

Herrn Aloys ehrgeizige Plane wurden durch den frühen Tod des guten Kaiſers ſehr verrückt. Gewiß wären ſie ohne dieſen Unglücksfall völlig gelungen, denn Kaspar hatte natürliche Anlagen zu dem großen Herrn, zu dem ſein Oheim ihn zu bilden bemüht war. Wohlleben, Faulheit, ein unverſchämtes Selbſtvertrauen, eine faſt erhabene Gleichgültigkeit über die Mittel, zu ſeinem Zweck zu gelangen, hatten ihn in den glänzendſten Zirkeln einheimiſch gemacht; da er aber unglücklicherweiſe in eine Klaſſe gehörte, die mit den nüchternen Tugenden der Mäßigkeit, des Fleißes, der Beſcheidenheit ausgerüſtet ſein muß, ſo ſah Herr Aloys nach vier oder fünf Jahren keine Zuflucht für die Perfectibilität ſeines Lieblings als eine Sergeantenſtelle, die ihm der damals ausbrechende Krieg zu erlangen erleichterte.

Die Nachricht, daß der einzige Sohn die Hofchargen auf eine ziemlich auffallende Art mit dem Kriegsruhm vertauſcht habe, traf den Pfleger von Kitzbühel in einem Zeitpunkte, der ſchon andere Familienſorgen auf ihn gehäuft hatte. Egidius war nach Kaspars Abreiſe nach Wien in manches ſeiner Rechte getreten, war bald für den ziemlich anſehnlichen Haushalt unentbehrlich und für die Schreibſtube ſehr nützlich geworden. Eine ſehr ſchwärmeriſche Gemüthsart war zu ſeiner Ausbildung behülflich; der Bibliothekar eines benachbarten Kloſters war ſeines Vaters Bruder; wenn der junge Menſch an Sonn- und Feiertagen zu ihm kam, gab er ihm Heiligengeſchichten und Wunderbeſchreibungen zu leſen. Er lernte auch bei Gelegenheit der Märtyrer einige Perſonen der alten Geſchichte kennen, doch in ſo einem Lichte, daß ihr Heldenmuth, ihre Vaterlandsliebe und bürgerlichen Tugenden ſie ausdrücklich dazu eigneten, auf gedachtem Wege dem Satan in den Rachen zu marſchiren. Dennoch nährten ſie das Gemüth des Jünglings mit ſtarken Gefühlen, ſodaß er im zwanzigſten Jahre anders that und dachte als die andern Burſche in Kitzbühel. Da die Pflegerin kränklich war, und noch ſpät kleine Kinder ſie beſchäftigten, mußte Hilare, die älteſte Tochter, ein blühendes, damals achtzehnjähriges Mädchen, bei manchem Hausgeſchäft ſich zu Egide geſellen. Sie gab ihm Auskunft über Vorräthe und Ausgaben und berieth ſich mit ihm, wenn eine neue Einrichtung nöthig war. Unſere Aufklärer haben ſchon oft den ſchädlichen Grundſatz geäußert, daß der einzige wahre Rangesunterſchied in dem Grade der Bildung und der Verſchiedenheit der Denkart läge, behaupteten daher, daß eine engliſche Lady, die mit ihrem Jokey davonginge, den Lords, ihren Salonspairs kein Unrecht thät, daß Julie, die St. Preux erhörte, von den flachen Junkern des Waatlandes keinen Vorwurf verdiente, und dieſe würden's Hilaren nicht verdacht haben, wenn ſie Egiden theilnehmend angeblickt hätte, wenn ſeine Hände zitterten, indem er ihr die Schneller in die Hand zählte, oder ſein Athem ſtockte, indem ihre Hand die ſeine berührte, da ſie das trockene Obſt mit ihm in die Säcke that. Wir müſſen ſie aber darum tadeln, denn wir leben noch in einem altfränkiſchen Lande, in dem uns jede Veränderung mit Unordnung droht. Der Pfleger nahm alſo mit Abſcheu wahr, welche Gefahr den Schutzbefohlnen des heiligen Alexis drohte. Seit dem dreißigjährigen Kriege hatte jedes Kind ſeiner Familie ein Gütchen erworben oder ſich dem Himmel geweiht; jetzt hatte nun die Erhebung des verehrlichen kleinen Fingers zum Kirchenfeſte in Kitzbühel die Mittel, Gütchen zu erwerben, ſehr geſchmälert, und die Veränderungen des hochſeligen Kaiſers Joſeph, die Gelegenheiten, Abt oder Äbtiſſin zu werden, ſehr vermindert, denn gerade um Kitzbühel herum war außer der Reichsprälatur, in der Egide's Oheim Bibliothekar war, kein Kloſter mehr zu hören noch zu ſehen; der Pfleger hätte alſo über den Stammbaum eines Schwiegerſohns gern alle Nachſicht gehabt; aber ein Knecht, ein halbes Findelkind, das außer dem Bette, was er ihm gab, keinen Stein hatte, ſein Haupt zu legen — empörte in ihm alle Begriffe bürgerlicher Ordnung, und er würde Egiden nach dieſer Entdeckung ohne alle Rückſicht aus dem Hauſe geſtoßen haben, wäre die Ernte nicht vor der Thür geweſen, wo des fleißigen Burſchen Arme und Aufſicht unentbehrlich waren. Gerade in den Tagen dieſes Kummers kam die Nachricht von Kaspars Beförderung vom Staatsmann zum Sergeanten. Seelen, wie die des Pflegers von Kitzbühel, werden ſtarr unter den Schlägen des Schickſals. Er betrachtete nun, da die glänzende Ausſicht, ſeinen Sohn am Hofe zu verſorgen, verſchwunden war, Egide's Anmaßung, ſeine Tochter zu lieben, mit mehr Abſcheu als vorher; ja, er wollte nicht einmal mehr die Beendigung der Ernte abwarten, um ihm ſein Schickſal zu verkünden. Wie der fleißige Knecht den nächſten Abend vor ſeinen Herrn trat, und ihm beſcheiden die abgeredeten Arbeiten für die nächſte Morgenröthe auseinanderſetzte, überſchüttete ihn der furchtbare Pfleger mit Vorwürfen, die Egiden wirklich entdeckten, was er ſelbſt nicht gewußt hatte, die ſein Bewußtſein, treu gearbeitet zu haben, durch die Anklage der Undankbarkeit beſudelten und ſeine Zukunft vernichteten, indem ſie ſeinem Vertrauen auf die Menſchen, zu welchem er ſich als arme Waiſe zehnfach berechtigt hielt, durch den Namen: Baſtard, die Freudigkeit nahmen. Egide zitterte und ſchwieg; aber ſchwieg unter ſo heftigen Empfindungen, daß er bald von dem zunehmenden Schelten ſeines Herrn nichts mehr verſtand. Mit dem einzigen Bewußtſein, daß er verachtet ſei, daß er von Hilaren getrennt würde, ging er ſeiner Lagerſtätte zu. Ehe es Tag ward, ſtand er an der Spitze der Mäher auf dem Felde, Keiner bemerkte, ſo lange er arbeitete, daß ihm etwas geſchehen ſei; wie die Andern aber unter einem großen wilden Birnbaum zum Zehnuhrbrot ſich lagerten, eilte er, ſtatt ſeinen Antheil zu genießen, in den nahen Wald, wo ein Bildſtöckel unter einer alten Eiche ſtand, und dort ſah man ihn beten. Mittags ging er wieder dahin, und ſo alle Tage, aber die Arbeit beſorgte er wie ſonſt, und noch eifriger wie je. Hilare hatte vor der Unterredung am Abend keine Ahnung von des Vaters Scharfſinn gehabt, dieſe aber im anſtoßenden Zimmer, wo häusliche Geſchäfte ſie hielten, ganz mit angehört. Schlaflos weinte ſie die Nacht durch; zitternd erſchien ſie am Morgen vor dem Vater, allein wie dieſer ihre geſchwollenen Augen und ihre blaſſen Wangen ſah, konnte er ſie nicht ſchelten; er that, was ihm weniger Mühe koſtete, aber des Mädchens Herz brach, er behandelte ſie rauh und ſtichelte ohne Schonung auf die Mädchen, die Schande über ihr Haus bringen.

Die Ernte war nun vollendet, die Scheuern gefüllt; den Abend, wie der letzte Wagen eingeführt war, brachte Egide ſeinem Herrn die Schlüſſel zur Schreibſtube, ging dann zu Hilaren, die an der Fenſterbank ſtehend das

Brot zur Suppe ſchnitt *), und legte ein ſchönes Kloſterbild des heiligen Alexis vor ſie hin, das ihm ſein Oheim, der Kloſterherr, gegeben hatte; es ſtellte den Mann des Glaubens dar, wie er den erſten Pfeil von den ihn umringenden Heiden in ſeine Bruſt empfängt. Er wollte ſprechen, konnte es aber nicht, ſondern machte mit zitternden Händen das Kreuz auf ſeiner Bruſt und eilte zur Thür. Hier rief ihn der Pfleger und machte Anſtalt, ſeinen Sorgſtuhl hinter dem Ofen, wo er ausruhte, zu verlaſſen; allein Egide war ſchon verſchwunden, und ehe des Pflegers ſchwerer Fuß die Thür erreichte, ſah ihn Hilare auf dem Fußſteige, der zur Heerſtraße führte, vorüberfliehen; die Kaſſe war unberührt, die Rechnungen in beſter Ordnung, ja des armen Jünglings Sonntagskleider und wenige Wäſche, alles in des Pflegers Dienſten erworben, lag in ſeinem Kaſten; endlich fand ſich ſogar ein kleines Beutelchen mit ſechs Kaiſergulden und ein Zettelchen daran, mit den Worten: Wenn es mein Brotherr erlaubt, ſo bitte ich, von dieſem Gelde zwei Meſſen leſen zu laſſen, die eine für meine Herrſchaft, die andere für mich.

Von dem Tage an ward Egide nicht mehr genannt; aber Hilarens Wangen kannten auch nicht mehr weder die Glut der Freude, noch den Glanz der Geſundheit.

---

*) In den alten Häuſern dieſer Gegend iſt in den rund um das Zimmer laufenden Bänken häufig eine Maſchine angebracht, die einem Heckerlingsmeſſer gleicht, mit welcher die Hausfrau in verlornen Augenblicken das Brot zu den täglichen Suppen ſchneidet.

Der Pfleger hatte ſeinem entflohenen Knecht nicht nachſetzen laſſen, aber ſeine Schulkameraden ſuchten ihn, doch vergeblich, bis nach vierzehn Tagen, nach einem gewaltigen Ungewitter, das den Fluß hoch aufſchwellte, ein ganz unkenntlicher Leichnam weit von Kitzbühel im Geſtrüpp des Ufers gefunden ward. Die Landsleute überzeugten ſich, daß Egide ſeinen Tod geſucht hatte, und ſcheuten das Bildſtöckel am Walde, wo er während der Ernte ſo oft betete; denn bald ging die Sage, daß er dort im Mondlicht erſchiene. Hilare glaubte gern an ſeinen Tod, denn ſie wußte, was bitterer war als ſterben. Nach ein Paar Wochen foderte ein begüterter Kaufmann im nächſten Städtchen ihre Hand; es war ein Glück, daß ihres Vaters Wünſche alle erfüllte; aber wie er ſeiner Tochter zuſprach, es anzunehmen, ſah ſie ihn mit ſonderbaren Augen an, in denen er las: Vater, Ihr tödtetet den redlichen Egide, das ſei Euch genug — und er mußte es leiden, daß ſie dieſen und noch andere Freier ausſchlug.

Egide eilte durch den nahen Wald, auf Wegen, die er als Jäger und Holzhauer erforſcht hatte, den Fluß abwärts, bis an die Donau, wo in einem kleinen Städtchen ein öſtreichiſcher Werbeplatz war. Dem ſchönen, ſchlanken Burſchen ward's nicht ſchwer, zu einer Zeit aufgenommen zu werden, wo man den zweiten Feldzug an dem Rheine entwarf oder unternahm. Er ward an einem Abend eingeſchrieben, der dem Abmarſche eines Rekrutentransports vorherging, ſodaß ſeine Spur ganz verloren gehen mußte. In einer kleinen Stadt am Main wurden die neuen Krieger nothdürftig exercirt, und mit den erſten Tagen des

Frühlings ſtand Egide vor dem Feinde. Bis er gegen das Ufer des Mains marſchirte, hatte er von der Größe der Erde gar keinen Begriff gehabt, von der er keinen größern Raum kannte, als er mit ſeinem Pfluge durchwühlt hatte. Nun aber, am Ufer des Mains, und weiter bis zu den Sandhügeln von Cleve, war die Entfernung von Hilaren ſein Maßſtab der Erde. Bisher wußte er von den Urſachen des Kampfes, für den er ſein Leben wagte, nicht mehr, als er von ſeinem Onkel im Kloſter gehört hatte; er zog wider Königsmörder und Gottesleugner, und der Lohn des Glaubens erwartete den Märtyrer der Liebe. Tapfer ſchlug er ſich alſo in ein Paar kleinen Gefechten, bis er mit den vielen Tauſenden der Schlacht von *** beiwohnte. Lange ſchwankte der Sieg. Ihm war wohler, als er jemals ein Wohlſein gekannt hatte. Wunderbar bewegten ſich den ganzen Morgen, wo ſein Hauſe den Schlachtlärm hörte, ohne mitzufechten, die dunkeln Bilder von Abrahams Opfer, von Simſons gewaltiger Rache, von der Makkabäer Heldentod in ſeinem Gemüthe. Er ſah Palmenzweige über den Häuptern ſeiner kämpfenden Brüder. Endlich hieß es: Vorwärts! — und mit hochklopfender Bruſt war's ihm, als fände er Hilaren jenſeits der Feuerſchlünde, auf die man ihn zuführte. Doch der regelmäßige Angriff der tapfern Deutſchen vermochte nichts gegen die ungeſchickte Heftigkeit des Feindes, der Sieg blieb ihm, und unter den zahlreichen Gefangenen ward auch Egide in das Innere von Frankreich geführt.

Von kriegeriſcher Ehre waren wenig Begriffe in dem guten Schwaben wach geworden; die Scham, beſiegt zu ſein, focht ihn alſo wenig an; ihm war's nur, als hätte er die Flinte lieber wegwerfen und mit den Fäuſten dreinſchlagen ſollen. So hatte er ſich das Kriegführen gar nicht gedacht; ſeine Kameraden zur Rechten und Linken hatte er wol fallen ſehen, ob er aber mit allen ſeinen verſchoſſenen Patronen einen von den gottloſen Feinden zur Hölle geſchickt hatte — davon wußte er kein Wort. Der redliche Unwille darüber wurde nur durch den Abſcheu aufgewogen, den er empfand, nun in der Leute Händen zu ſein, die mit dem Königthum alle Religion und Frömmigkeit abgelegt hatten. Man führte die Gefangenen in die Mitte von Frankreich, und Egide mit einer Abtheilung ſeiner Landsleute am weiteſten, bis in die Touraine. Während des langen, langſamen Marſches wurden ſie in öffentliche Gebäude, meiſt öde Kirchen und leere Klöſter, einquartirt. In den erſten Tagen des Marſches erwartete Egide, Hunger und Mishandlung zu erdulden. Da ſtatt deſſen ſeine Escorte ihn und ſeine Mitgefangenen freundlich aufmunterte und gutmüthig zurechtwies, war er ſehr beſtürzt, er meinte, die Teufel zögen nur ihre Krallen ein. Bei der Nahrung, die ihnen die Landesbewohner in den Raſtplätzen willfährig mittheilten, ſah er anfangs ängſtlich in die Töpfe, ob auch nichts Verdächtiges von Hexengebräu darin ſei. Eines Abends, wie ſie in der Nähe von Orleans in einer Kirche übernachteten, fand es ſich, daß das Städtchen der Geburtsort Einiger ihrer Bedeckung war. Die Schweſtern und Bäschen bewillkommten die zurückkehrenden Krieger, und weil eben eine Sackpfeife in der Geſellſchaft war, warf man noch einige ſtehengebliebene Kirchenbänke in die Winkel und tanzte vor den Überreſten eines ſich kratzenden St. Rochus, deſſen beſter Theil ein Opfer des Vandalismus geworden war, die halbe Nacht nach luſtigen Weiſen. Egide hätte ſich gern einen Pfingſttag gewünſcht, um ſolches Ärgerniß in fremden Zungen rügen zu können; ſeinen Landsleuten redete er aber mit wahrer Salbung zu, das Geſicht abzuwenden, weil die Schwachen im Glauben nach den ſchmucken Dirnen ſchauten, die ſich im Tanze drehten. Endlich kam er bei eintretender Herbſtkälte in der Touraine an. Die Gefangenen wurden längs der Indre in die Dörfer vertheilt, und Egide fiel einem rechtlichen Bauer im kleinen Dörfchen Breuil zu, das auch einige ſeiner Gefährten aufnahm. So ſtreng ſchon die Jahreszeit war, wollte er anfangs mit ſeinem Wirthe keine Gemeinſchaft haben; er ſchlug den Strohſack in ſeiner Hütte aus und lagerte ſich bei den Kühen im Stalle. Der Gedanke, nun hier bleiben zu müſſen, im Lande dieſer Böſewichter, fern von Hllaren, nicht Bauer, nicht Soldat, — gar nichts, was er ſich denken konnte, verwirrte ſeine Begriffe. Den erſten Abend ſuchte der ehrliche Tourainer ſeinen ſtörriſchen Gaſt hereinzunöthigen, er fügte ſeinen unverſtändlichen Worten bald die ausdrucksvollſte Action bei; wie er ihn aber unerbittlich fand, ließ er ihm ſeinen Willen, und Egide blieb im Stalle. Schon bei ſeiner Ankunft hatte er einen Kirchthurm im Dorfe erblickt; er hielt ihn aber für ein Blendwerk, denn ſein Oheim, und ſeitdem alle ſeine Herren Officiere hatten ihn verſichert, die Kirchen wären alle der Erde gleichgemacht oder zu ungebührlichem Gebrauche verwendet. Von dem letzten hatte er leider einige Beiſpiele gehabt; weil man ihn nun in Breuil nicht in die Kirche logirte, war er gewiß, es ſei gar keine vorhanden. Sehr betroffen war er demnach, nach Mitternacht und dann wieder bei Tagesanbruch, ſowie in andern chriſtkatholiſchen Ländern, die Betglocke zu hören. Er ſchlich ganz furchtſam zum Stalle hinaus an die Kirchthür hin, wo er ein Blendwerk des Satans zu ſehen glaubte, als er einen Prieſter erblickte, der die Kerzen auf dem Altare anzündete, und einige alte Mütterchen, die noch vor der Meßſtunde in den Betbänken knieten. Voll Schrecken floh er in ſeinen Stall zurück, dort fand er ſeinen Hauswirth, der ſein Vieh beſorgte und ihn freundlich grüßte. Egide's Erſtaunen ſtieg noch höher, wie er an des Mannes Rockknopf einen großen Roſenkranz hängen ſah; — das und ein natürlicher rechtlicher Antrieb machte, daß er ein Handwerkszeug ergriff und dem Manne half. Nach beendigter Arbeit nahm der Tourainer ſeinen Roſenkranz in die Hand, ſah den Schwaben freundlich an, faltete die Hände und ſagte etwas, in dem Egide nur das Wort: Meſſe, verſtand; dieſes reichte ihm hin, er zog erfreut auch ſeinen Roſenkranz aus der Taſche, faltete auch ſeine Hände und ſagte: in Gottes Namen! als beſchwör' er die letzte Spur des böſen Feindes. Bei ſeinem Eintritt in die Kirche fand er alle ſeine Landsleute, ſoviel mit ihm nach Breuil verlegt waren, und aus dem ganzen Dorfe alle Einwohner, alt und jung, dazu. Sowie die fromme Handlung vorbei war, traten die Schwaben vor der Kirchthür zuſammen und ſahen ſich verdutzt an. „Hört einmal," ſagte endlich der Keckeſte halblaut, „die haben uns belogen. Sind Kirchen hier, und beten, und nehmen's Weihwaſſer wie bei uns." Nachdem ſich das verſtörte Häuflein manche Bemerkung rückſichtlich ihrer Überraſchung mitgetheilt hatte, kam Panchaud, Egide's Bauer, auf dieſen zu und machte ihm ein ſehr redendes Zeichen, das aufs Frühſtück hindeutete. Egide folgte ihm und betrat ſehr furchtſam ſeine Hütte. Die Hausfrau hatte eine Mehlſuppe gekocht; vier Töchter ſaßen am Spinnrade, von denen die jüngſte kaum zehn Jahr alt war. Der Alte ließ dem Fremden reichlich geben, und nachdem er nach beendigtem Mahle mit ſeiner Familie einige Worte geſprochen hatte, ging er auf den Stall zu, um ein Paar Ochſen vorzuſpannen. Egide ging ihm nach, half ihm ſtillſchweigend und verſtand des Mannes freundliche Blicke. Mittags vor der derben Koſt betete der Hausvater andächtig, und Abends kniete die ganze Familie nieder zum Abendſegen. Die Kriegsgefangenen thaten ein jeder, nachdem es ſeine gute oder böſe Gewohnheit mit ſich brachte, mehr oder weniger wie Egide, ſie arbeiteten mit den Bauern; Abends kamen ſie auf einem abgelegenen Platze neben einem Brunnen zuſammen und ſprachen von ihrer Lage und den Leuten, unter die ſie verſchlagen waren. Einige, denen die ſtille Art der Landeseinwohner gar nicht gefiel, ſagten, das wären Duckmäuſer, die beteten wie die Äbte und arbeiteten wie die Ameiſen, da wär' übel leben, es wäre wie im Kloſter. Die Frömmern meinten, ſie wären gar nicht in Frankreich, die Schelme hätten ſie in ein chriſtliches Land geführt, ſie hätten's wohl gemerkt, denn der Weg hätte kein Ende genommen. Egide ſchwieg ſtill und gewann ſeine Wirthe lieb. Nachdem er einige Monate in Breuil geweſen war und ſchon manches Wort der Landesſprache gelernt hatte, fuhr er einſt mit ſeinem Wirth in den Wald, Holz zu holen, das man des ſchlechten Weges wegen nicht vor dem Schnee hatte holen können. Die Arbeit war langweilig, denn die Scheite waren zuſammengefroren; unterwegs brach auch etwas an dem Wagen, ſodaß ſie erſt nach eingebrochener Nacht in das Dorf zurückkamen. Wie ſie ſich dem Hauſe näherten, hörten ſie Lärm von vielen Menſchen, die davor verſammelt waren, da kamen ihnen ein Paar Nachbarn entgegen und erzählten: ein deutſcher Kriegsgefangener habe ſeine Tochter mishandeln wollen, dieſe ſei entſprungen und habe die Polizei herbeigerufen, die den Gefangenen jetzt eben abholte. Egide verſtand nichts als die Worte: deutſch und Gefangener, fürchtete ſogleich, daß einem ſeiner Gefährten etwas geſchehen ſei und eilte auf das Haus zu, als die Bauern den Fremden gebunden herausführten. Bei dem erſten Schimmer der angezündeten Kienhölzer erkannte er ihn für ſeinen ehemaligen Herrn und Spielgenoſſen, den hoffnungsvollen Kaspar von Kitzbühel! — Er traute ſeinen Augen kaum! daß er es ſei, und daß er in Ketten und Banden ihn finde; er hielt ſeine Heimat; er hielt Hilaren in ihm verletzt und ſtürzte auf die Bauern zu, ihnen ihre Beute zu entreißen. Dieſe verſtanden aber keinen Spaß, wieſen den neuen Pythias unſanft zurück, hatten aber doch ſoviel Gutmüthigkeit, ihrem Gefangenen zu befehlen, daß er bei ſeinem

Landsmann ſich ſelber zum Ankläger werde. Kaspar ſchien des ehrlichen Egide Erſtaunen nur halb, ſeine Freude gar nicht zu theilen, ſondern ſagte mit vornehmem Unwillen: er ſolle ihm die Leute vom Halſe ſchaffen, die ſich wegen einer Kleinigkeit wie die Drachen geberdeten. Egide begriff nicht, wie ſein ehrenwerther Freund hierher und zu Schlägen käme — denn über die klagte er — und empfand einen ſonderbaren Schauder, wie Kaspar ſich in der Landesſprache ſeiner Feinde ziemlich geläufig herumzankte. Nach und nach erfuhr er den Vorgang, bei dem Herr Kaspar eine ſehr ſchlechte Rolle geſpielt hatte. Dieſer wackere Vaterlandsvertheidiger hatte nicht die thätige Kriegsbahn abgewartet, ſondern war bei ſeiner erſten Annäherung an die franzöſiſche Grenze ausgeriſſen und ſeitdem vom Kriegsſchauplatze ſoweit als möglich abwärts, durch verſchiedene Mittel ſeinen Unterhalt ſuchend, endlich bis zu den Ufern der Indre fortgewandert. Der Zufall führte ihn heute in Vater Panchaud's Haus, wo er unter dem Namen eines verirrten deutſchen Kriegsgefangenen anklopfte. Da er während ſeiner Erziehung zu Hofchargen einen franzöſiſchen Sprachmeiſter gehabt hatte und ihn ſein ganzes Gemüth zur Redſeligkeit ſtimmte, war ihm die Zeit durch, die er in Frankreich umherſchwärmte, die Sprache geläufig genug geworden, um ſich bei der alten Mutter einzuſchmeicheln, ſodaß man ihm, bis der Vater nach Hauſe käme, zu bleiben erlaubte, der denn nach ſeinem Gutdünken beſtimmen ſollte, ob ihm ein Nachtlager in der Scheune erlaubt ſei. Wie gegen den Abend die Mutter zu einer Nachbarin ging und die jüngern

Schweſtern mit den Kindern des Dorfes im Schnee herumſpielten, regte ſich der verfehlte Cavaliersſinn in Herrn Kaspar, und er wollte Jungfer Edmee durch eine Überraſchung erobern. Das rüſtige Mädchen ſtieß den ungeſchickten Helden übern Haufen, war in einem Sprunge zur Thür hinaus, die ſie von außen verriegelte, und hinüber zu dem Vetter Maire, der den Kriegsgefangenen ohnehin nicht gut war, und auf ihre Klage ſogleich einige tüchtige Burſche herbeirief, um den Zudringlichen zu züchtigen. Kaspar hatte gar nicht auf ſo ein entſchloſſenes Verfahren gerechnet, ſondern, da ihn ſeine ſpröde Schöne allein gelaſſen, die Reviſion einer Truhe unternommen, deren Schloß dem Brotmeſſer, das vom Mittagseſſen her auf dem Tiſche lag, nachgab. In dieſem zweideutigen Geſchäft ward er von den Bauern überraſcht und ſehr unſanft zur Discretion ermahnt. Wie Egide den Zuſtand der Dinge erfahren hatte, war er untröſtlich. Sein redliches Gemüth litt ſowol von dem Unrecht, das Vater Panchaud und ſeine Tochter erlitten, als von der Schande, die ſein Landsmann auf ſich geladen hatte; und dieſer war noch dazu Hilarens Bruder! Er hatte, ſeit er einige Worte ſprechen konnte, Hilarens Namen ein Paar Mal genannt. Ein Mal, wie Jungfer Edmee ſein Gebetbuch in die Hand nahm, das ihm Hilare geſchenkt hatte, wie er gefirmelt ward, und das andre Mal am Hilarentage, wie er zweimal in die Meſſe gegangen war. Jungfer Edmee hatte bei dieſem Anlaß geſagt: Hilare wäre wol **sa maitraisse** (ſeine Geliebte), und der ehrliche Schwabe, der das Wort von **maitre** (Herr) herleitete, antwortete ehrerbietig und hocherröthend: doch ſei ſie ſtets eine gütige Herrin ihres armen Knechts geweſen. Edmee hielt Kitzbühel für das Paradies der Liebe, wo die jungen Burſche wie die Ritter der Tafelrunde ſprächen, und beneidete in ihrem Herzen Jungfer Hilare an der Iller. Wie durfte nun Egide ſagen, daß jener ſchlechte, jedes Geſetz verletzende Menſch ſeiner verehrten Herrin Bruder ſei? und gebot ihm nicht die Pflicht, dennoch Alles zu wagen, um ihn vor ſchimpflicher Strafe zu retten? — Doch Herr Kaspar erſparte ihm manche Sorge, indem er ſeinen dicken Kopf glücklich durch das Luftloch ſeines Gefängniſſes brachte und den ehrlichen Tourainern, die wirklich nicht unter die wachſamſten Gefangenwärter gehörten, entwiſchte.

Egide fühlte ſich durch die Schlechtigkeit ſeines Kindheitsgefährten ſehr gedemüthigt. Die meiſten Kriegsgefährten in Breuil waren Schwaben vom Illerufer ſo gut wie er, und ſie hatten ihrer Heimat bisher Ehre gemacht durch ein gutmüthiges ſich Fügen in die Umſtände und fleißige Theilnahme an den Hausgeſchäften ihrer Wirthe. Die lockern Vögel und Taugenichtſe unter ihnen waren nach und nach abhanden gekommen, hatten ſich halb leichtſinnig, halb bösſinnig unter die republikaniſchen Truppen ſtecken laſſen, oder ſchwärmten im Lande umher und waren überall dabei, wo es etwas Schlechtes zu thun gab. Dieſes und der Vorfall mit Herrn Kaspar ſchien gegen alle Deutſche ein übles Vorurtheil zu verbreiten; die ſtörriſchen Tourainer ſahen ſie mit Mistrauen an; aber die Schwaben leiſteten ihnen einen ſtillen Gehorſam, als wollten ſie beweiſen, daß ihr Volk dennoch ein treues Gemüth habe.

Bei ſchwerem Herzen war Egiden der Winter vergangen und das Frühjahr brach an. Wie der Schnee von den Feldern ſchmolz und der Bach von den Waſſern der fernen Gebirge anſchwoll, blickte der gute Menſch oft über die öden Felder zu den ſchwarzen Wäldern hin und dachte mit Sehnſucht an ſeine Heimat. Gerade ſo flach, ſo leer, ſo öde waren die Ufer der Iller! ſo ſchauten die ſpitzigen Kirchthürme über die erſten Felder her, ſo bezeichneten verfallene Lattenzäune die Nachbarſchaft der Dörfer, ſo ſtanden die weißgegypſten Bildſtöckel in den verwilderten Hecken. Das fremde Land ward ihm ganz heimlich, je näher der Frühling heranrückte. Er war nun wie ein gedungener Knecht in Vater Panchaud's Hauſe; der Staat hatte bei den tragiſchen Begebenheiten, die ſich einander übereilten, die Kriegsgefangenen in dieſem abgelegenen Winkel vergeſſen, und, ſich ſelbſt unbewußt, hatten ſich die verworrenen Meinungen dieſer verlaſſenen Fremden mit denen der Einwohner vereinigt. Wenn ſie Abends bei ſaurem Obſtwein ihre braune Suppe ſpeiſten und die Tourainer von ihrem Könige ſprachen, erhitzten ſich die Schwaben für ihren Kaiſer; die Tourainer erzählten ſich Nachrichten ohne Menſchenverſtand, die Schwaben verſtanden ſie nicht und glaubten ſie um deſto feſter. Auf dieſem Wege wurden ſie denn endlich dermaßen im Glauben vereint, daß ſie im Laufe des Sommers, ohne eigentlich zu wiſſen, was ihr Zweck ſei, mit den Königlichgeſinnten von Saumur unter einer Fahne ſtanden.

Die Schwaben handelten eigentlich ganz einfach; ſoviel hatten ſie von der Landesſprache gelernt, daß ſie begriffen, die Touraîner wollten für ihr königliches Haus fechten; da ſie nun eine dunkle Erinnerung hatten, für eben dieſes Königshaus von der Iller bis an die Moſel geſchickt worden zu ſein, waren ſie überzeugt, ihrem Berufe zu folgen, und zweifelten gar nicht, im Heerhaufen der Vendeer den doppelten Adler und die öſtreichiſchen Farben zu ſehen. Egide theilte die Kriegsſchickſale ſeiner Partie mit treuem Herzen; da er aber perſönlich nichts Beſonderes erlebte, gehen wir über einen langen Zeitraum hin, in welchem er von einem Heerhaufen zum andern verſetzt ward, oder aus eigner Bewegung ſich anſchloß, bis zu dem Übergange über die Loire, wo Beauchamp, der Anführer der Vendeer, die letzten Momente ſeiner Heldenbahn mit der Vorbitte krönte, die fünfhundert gefangenen Republikanern das Leben rettete. Egide, der indeß zum Officier befördert worden war, erhielt Befehl, einen Haufen dieſer Gefangenen das linke Ufer der Loire aufwärts in das von den Königlichgeſinnten bewohnte Land zu geleiten. Er ließ ſie vor ſich aufziehen und bemerkte einen heftigen Streit zwiſchen ihnen, den das anmaßende Betragen eines ihrer Gefährten veranlaßt hatte. Mit bitterer Verachtung ſtießen ihn die Gefangenen vor die Escorte hin, und Einer von ihnen, deſſen Stolz durch die Todesgefahr, die der Haufen funfzehn Stunden lang erlitt, während deren die Vendeer ſie niederzumetzeln beharrten, gar nicht niedergedrückt war, ſagte zu Egide: „Herr, Ihr ſcheint der Sprache nach ein Landsmann von dieſem ſchlechten Menſchen, der uns als Hauptmann verrathen hat; verbietet ihm, uns weiter zu beläſtigen. Jetzt ſind wir Alle gleich.“ Egide glaubte eine Erſcheinung zu erblicken, wie er Herrn Kaspar in der blauen Uniform ſah. Die Bilder ſeiner Jugend drängten die Ufer der Indre und die blutigen Wogen der Loire in ſeiner Phantaſie zurück, und ſeine Schuljahre, Hilare und ſein Geburtsland ſtanden vor ihm. Seine erſte Bewegung war Freude beim Wiederſehen des Kindheitsgenoſſen; aber ſeine zweite Scham und Abſcheu vor dem Übelthäter, dem Abtrünnigen, dem Blauen*). „Jeſus, Maria!“ rief er und ſchlug das Kreuz, „wenn der Papa das erführe! Euch unter den Gottloſen und Mördern zu ſehen, das iſt noch ſchlimmer, als was Ihr in Breuil verübtet; und in Breuil habe ich mich ſchon vor Euch geſchämt, daß ich mich in der Meſſe nicht getraute zu dem Heiligſten aufzuſchauen, geſchweige denn zu den wälſchen Bauern.“ Herr Kaspar, ſehr erfreut, unter Feinden, die er gar nicht gewohnt war ſpaßen zu ſehen, einen Schutzpatron zu finden, ſtimmte einen ſehr demüthigen Ton an, und es gelang ihm, durch geheuchelte Reue den rechtlichen Zorn ſeines Landsmanns zu entwaffnen. Es fanden ſich noch ein Paar deutſche Kriegsgefangene unter den Blauen, und Egide nahm mit ſehr ſchmerzlichen Empfindungen wahr, daß ſie von dem ganzen Haufen ihrer Unglücksgefährten verachtet waren. „Dieſe Menſchen ſind das Verderben unſerer

---

*) Die Vendeer nannten die Truppen der Republik die Blauen.

Heere,“ ſagten die Republikaner, „wie konnten ſie uns treu ſein? von ihrem Herrn wurden ſie abtrünnig, und nun geben ſie in unſern Reihen das Zeichen zur Niederlage durch verrätheriſche Flucht.“ Das that Egiden ſehr weh. Er war ſich keines Verrathes bewußt, meinte, er wage ſein Leben täglich für die gute Sache, und wenn die muthwilligen Krieger, ſeine Gefangenen, Abends um das Feuer ſaßen, von ihren Schickſalen erzählten und ihre Kriegslieder anſtimmten, trotz dem Drohen der vendeeiſchen Wachen, ſo war's ihm doch, als wär' er der Entwaffnete, und er hätte nicht hart gegen ſie ſein können, auch wenn ihr Betragen es erfodert hätte.

Eines Tages kamen ſie in ein Dorf, wo eben das Begräbniß eines vendeeiſchen Anführers gefeiert ward. Er war von dem letzten Schlachtfelde über den Fluß zurückgebracht worden und nun an ſeinen Wunden geſtorben. Prieſter und Volk begleiteten den Zug; Kerzen flimmerten, und das florumwundene Kreuz wankte hoch über der Menge. Egide, den es zu jedem frommen Gepränge hinzog, hätte gern ſeine Gefangenen verlaſſen, um dieſem zu folgen; er kannte aber die Wuth der Landleute gegen die Blauen und fürchtete, ſie bei dieſer Veranlaſſung in Gefahr zu ſetzen. Wie überraſcht war er aber, als er erſt Einen, dann den Andern von ihnen ſich mit entblößtem Haupte an das Grabgeleit anſchließen ſah, und die Letzten den noch Zögernden zuriefen: Kommt mit! Er ſtarb wie ein wackerer Soldat. Egide mit Herrn Kaspar, der ſich immer an ſeiner Seite hielt, beſchloß den Zug. Der gute Egide wußte gar nicht mehr, woran er war.

Wie konnte er Menſchen, mit denen er vor Gott im Gebet vereint geweſen war, noch haſſen? und das lehrten ihn doch täglich ſeine Prieſter, Pflicht gegen die Blauen zu ſein.

Wie die Gefangenen an ihrem Beſtimmungsorte angekommen waren, und Egide mit ſeinen Gefährten ſeinen Rückweg antreten wollte, entdeckte ihm Herr Kaspar ſein Herz und ſprach von ſeinem Eifer, für die gute Sache und den Glauben zu kämpfen. Egiden war ganz unheimlich dabei zu Muthe; der liſtige Kaspar hatte ihn aber während des Transports in mehr wie einem Seile verſtrickt; denn er hatte ihm ſein altes Herzensgeheimniß, die Veranlaſſung zu ſeiner Flucht aus Kitzbühel, entlockt. Kaspar berechnete ſehr richtig, daß, welches auch ſein Schickſal wäre, die Nähe eines ſo treuen Gefährten, als Egide ihm war, ſehr nützlich ſein mußte. Er ſah dieſen ſeinen ehemaligen Untergebenen unter ſeiner Partei geliebt und geſchätzt, bemühte ſich demzufolge, auf alle Art ſein Vertrauen zu gewinnen, malte ihm die Bilder einer beglückten Zukunft vor und verſprach, ihn einſt als ſeinen Freund und Beſchützer in das väterliche Haus zurückzuführen. Unter ſolchen Umſtänden konnte ſich Egide ſeine Rückkehr denken. Da war nichts Fremdes. Alles baute ſich mit den Materialien, die er von Jugend auf gekannt hatte. Das Kriegsglück hatte ihm ſchon manche Möglichkeit, ſich fortzuhelfen, gezeigt; aber der romantiſche Schickſalsgang, einſt als geehrter Krieger, mit Beute bereichert in ſeine Heimat zurückzukehren, war nie in ſeiner Seele hell geworden. Wie er einſt im Laufe des Kriegs von einer Säbelwunde geheilt ſich im Spiegel ſah, dachte er, Hilare wird über die Narbe ſo nahe am Schlafe erſchrecken; denn wie er noch in Kitzbühel war, beim Kirchweihfeſte, wie ſie ihm einen Strauß ins Knopfloch ſteckte, hatte ſie an dieſem Fleck eine kleine Wunde bemerkt, die ihm eine Heugabel gemacht hatte, und erröthend geſagt: „Die hätte Euch den Tod bringen können.“ Wie ihn damals dieſe Worte beglückten! jetzt tönten ſie wieder in ſein Ohr, und lange ſchien es ihm das Ziel ſeiner Wünſche, daß Hilare bei dem Anblick des Hiebes, der ſein Haupt verletzte, ſich freuen ſollte, daß er noch lebe. Wie ihm nun Herr Kaspar verſprach, ihm durch ſein Vorwort die Gunſt des Herrn Pflegers von Kitzbühel wiederzuverſchaffen, keimte zum erſten Male die Hoffnung in ſeinem Buſen, und um ſie zu pflegen, war es nöthig, daß ſein Jugendgefährte unter dem Panner der heiligen Jungfrau alles Unrecht ſeines bisherigen Lebens wieder gutmachte.

Der Drang der Umſtände verhinderte den guten Egide, zu beobachten, wie wenig die Sache, der er diente, den Menſchen in Herrn Kaspar gebeſſert hatte. Kaspar wußte es liſtig dahin zu bringen, daß er immer ſoweit von Egiden wie möglich geſtellt ward. Er hatte bemerkt, daß in ſeiner Nähe am hartnäckigſten gefochten ward, und ſein Verſuch, durch frühes Davonlaufen der Gefahr zu entgehen, ward ihm bei der erſten Bewegung von ſeinem Landsmann mit aller Strenge, welche die wenige Kriegszucht den Anführern dieſer Truppen erlaubte, gelohnt. Die Kriegsbegebenheiten hatten die Blauen jetzt ſiegreich gegen die Ufer der Garonne vordringen laſſen, als zufällige Umſtände Herrn Kaspar Gelegenheit gaben, ſeine Anlage zur Schelmerei etwas ins Große zu entwickeln. Er fand Mittel, die Feſtung von Roche ſur Yon, in welcher er ſtand, dem Feinde zu verrathen; ein Ungefähr führte auf die Entdeckung des Complotts und überlieferte Herrn Kaspar dem Arme der Gerechtigkeit; allein die Lage der Feſtung war ſo gefährlich geworden, daß die Beſatzung ſich in größter Eile zurückzog und die Verräther mit ſich fortführte. Herrn Kaspars Verbrechen war unzweifelhaft erwieſen, aber die Hoffnung, durch fortgeſetzte Verhöre ſeine Mitſchuldigen zu entdecken, verzögerte ſeine Hinrichtung. Egide, der ſeit einigen Monaten Hauptmann geworden war, bekam Befehl, den Gefangenen nach Niort zu führen, wohin ſich die Vendéer verſammelten. Jetzt ward des treuen Menſchen Gemüth grauſam beſtürmt; der elende Kaspar bediente ſich aller Vortheile, welche ihm die Kenntniß von ſeines Jugendgenoſſen Gutmüthigkeit in die Hände gab, mit der Liſt, die böſes Gewiſſen und Todesangſt ihm einflößten. Er friſchte Bilder kindlicher Kameradſchaft in ihm auf, ſtellte ihm die ganze Zerſtörung ſeiner Zukunft vor; ſtellte ihm vor, wie er fortan nie das Haus ſeines Vaters betreten dürfte, wenn er nichts als die Nachricht von ſeines Sohnes gewaltſamem Tode dahin zu bringen habe; er malte Hilarens Abſcheu vor dem Mörder ihres Bruders — denn ſo würde man ihn anſehen, da es ja in ſeiner Macht ſtände, ihn zu retten. Egide kämpfte gegen ſein Herz und gegen ſeine ſchwache Einſicht; Kaspar fuhr fort, ihm ſeine Reue über den vorgehabten Verrath zu ſchildern und vertraute ihm den Ort, wo er das von den Blauen erhaltene Geld verborgen habe; „ſieh," fügte er hinzu, „das nehmen wir mit nach Schwaben." Egide ergrimmte im rechtlichen Zorn. — Wie? rief er, das Sündengeld in unſere fromme Heimat? — Damit Du ſiehſt, daß mir's mit dem Verrath nicht mehr Ernſt war, fuhr Kaspar einlenkend fort, ſo wollen wir nicht gleich nach Hauſe; wir fliehen gegen das Meer zu, da finden wir engliſche Schiffe, auf denen gehen wir in die Niederlande, da gibt's auch Königlichgeſinnte, mit denen ſchlagen wir die Franzoſen zuſammen und ziehen nach Paris, wo der neue König mit unſerm Kaiſer bald anlangen muß; dann abſolvirt uns Dein Herr Ohm ohne allen Anſtand, und Du wirſt mein Schwager. Egide betete herzlich um Erleuchtung von Oben und verſtopfte ſein Ohr vor dem Winſeln des armſeligen Verbrechers, der mit dem nächſten Tage der Vollziehung ſeines Todesurtheils entgegenſah. Bei der Schnelle des Rückzugs und der daraus entſtehenden Unordnung wäre nichts leichter geweſen, als Kasparn entfliehen zu laſſen; aber Egide blieb ſeiner Pflicht getreu, bis beim Anbruch des nächſten Morgens ein Spiel ſeiner Phantaſie ihn überwältigte. Sein Haufen, mit dem der Gefangene fortgeführt ward, brach mit Tages Grauen aus einem Walde auf, wo ſie einige Stunden geraſtet hatten. Egide, um das Flehen des Verurtheilten zu vermeiden, war, ſtatt zu ruhen, unter den hohen Eichen abwärts vom Wachtfeuer umhergewandelt. Der Kampf ſeines Herzens und der Anblick dieſer Bäume, der in ſeinem Vaterlande ſo ſchön iſt, hatte alle Erinnerungen an die Heimat, alle Folgen von Kaſpars naher Hinrichtung lebendiger gemacht. Jetzt ging er neben dem Karren, auf dem dieſer in dumpfem Hinbrüten feſtgebunden war, einen Hügel hinauf, wie eben das Morgenroth die Dämmerung zerſtreute. Auf der Höhe des Hügels ſtand neben wildem Geſträuch das Bildniß der Jungfrau als Himmelskönigin mit der Sternenkrone; indem ſich ihm der Haufen näherte, ſtieg die Sonne über dem Walde empor und vergoldete mit ihren erſten Strahlen die Sterne um des Bildes Haupt. Egide blickte betroffen auf das Bild, auf dem Schauplatze umher — gerade ſo ein Bild ſtand nahe bei ſeinem Geburtsort an dem Eingange des Dorfes; ſo hatte er oft die Sonne über den Wald ſteigen ſehen, wenn er die Heerde in den Wald trieb; ſo ſchwankten die Zweige der wilden Roſe um das Muttergottesbild an der Iller, wenn die Luftſchauder, die mit dem erſten Sonnenſtrahl die Schöpfung beleben, ſie wiegten. Das dachte er nicht Alles, das verglich er nicht; aber es ergreift ihn mit magiſcher Gewalt, und jetzt rief der zum Tode Verurtheilte, den ein kurzes Bewußtſein die Gegenſtände unterſcheiden ließ und dem das fromme Bild gewohnte Eindrücke zurückrief: O um der Mutter Gottes willen, zu der wir als Knaben gebetet, rette mich vom Tode! — Hier brach Egiden das Herz; die Umſtände begünſtigten ihn; gleich darauf kamen ſie in ein Dorf, wo ſie einen großen Zuſammenlauf des Volkes fanden. Ein Prieſter, der aus den Händen der Republikaner entwiſcht war, erzählte ſein Märtyrerthum und reizte ihre Rache gegen den gottloſen Feind. Die Glaudenskrieger drängten ſich zu dem Manne Gottes, der von einem Schober von Weinrebbündeln zu dem verſammelten Volke ſprach; Kaspar ſah ſich unbeobachtet, er löſte ſeine Bande, und Egide ließ ſich in halbem Taumel, zitternd, träumend mit hinwegziehen; ſie ſchlüpften in die Weinberge, erreichten den Wald und ſahen ſich noch am Abend des Tages ſo weit von der Straße ihrer Kameraden entfernt, daß ſie ſich Ruhe erlauben durften.

Nun war's um Egide's Frieden gethan; er war Mitgeſell des Verraths und verachtete den Verräther, den die Umſtände zu ſeinem Herrn machten. Kaspars Abſicht war es keineswegs, das Seeufer zu erreichen; er hatte ſich einige Kenntniß der Gegend verſchafft und hatte alſo Egiden in ſeiner Gewalt. Sie nahmen ihren Weg auf die Garonne zu, halfen ſich über dieſen Fluß und kamen dann unter mancherlei Abenteuern bis in die Gegend von Bayonne. Egide hatte kein gutes Gewiſſen mehr, er mußte zu allen Nothlügen und Fabeln, die Kaspar vorbrachte, ſeine Einwilligung geben; denn es ſtand in ſeiner Hand, ihn als Rebellen oder einen Ausreißer zu verrathen, nachdem die Meinung der Menſchen war, zu denen er ſich wendete. Durch die Warnung vor dem Schickſal, das dieſer Entdeckung folgen würde, gelang es ihm, ſeinen armen Gefährten immer näher zur ſpaniſchen Grenze zu führen. Dahin ſtand Kaspars Sinn. Jenſeits der Pyrenäen war Friede, das wußte er; das Schlimmſte, was er kannte: Todesgefahr, war dort vermieden, und er hatte von einigen frommen Wallfahrern, die von ſeiner Heimal aus nach St. Johann von Compoſtella gepilgert waren, die anziehendſte Beſchreibung von den Klöſtern und frommen Spenden dieſes Landes gehört. Doch nahe am Hafen wäre ſein Plan faſt geſcheitert. Ein ſtrenger Befehl des Directoriums gebot, alle umherſtreifende Kriegsgefangene zu ſammeln und in Depots abzuliefern. Kaspars Landſtreichergewohnheit kundſchaftete bald dieſe Gefahr aus und fand auch ebenſo bald eine Rettung. Er erfuhr, daß man in Bayonne Fuhrknechte zu einem großen Getreidetransport ſuchte, der nach Pampeluna beſtimmt war; er beredete Egiden, ſich ſchnell dahin zu begeben. Die Fuhrleute waren gar nicht neugierig, dieſe Menſchen, die um geringes Lohn zu dienen bereit waren, zu unterſuchen, und ſo kamen die beiden Schwaben glücklich auf ſpaniſches Gebiet. Bei ihrer Ankunft in Pampeluna fanden ſie keine Mühe, ſich von ihren Miethsherren abzahlen zu laſſen, und nun, ſeit vier Jahren zum erſten Mal, war Egide wieder ein herrenloſer Menſch.

Es war Sommer, der wenige Feldbau erfoderte jetzt keine Arme, das warme Wetter machte kein Obdach nöthig; Nachts legten ſich die Heimatloſen in das hohe Haidekraut, des Tages baten ſie an den Kloſterthüren um eine Suppe. Egide's Gemüth war geſtört, ſein einfacher Sinn hatte ihn ſo lange bei Dem, was ihm recht ſchien, erhalten; aber von dem Augenblick an, wo er ſeinen Poſten in dem Heere der Vendeer verließ, war Verwirrung in ihn gekommen; er wußte nicht mehr was Recht war; daß er Unrecht gethan hatte, fühlte er allein. Bis zum Rückzuge von Roche ſur Yon hätte er bei ſeiner Rückkehr in die Heimat alle Tage ſeines Lebens Hilaren beſchreiben können; ſeitdem nicht mehr; darum erkrankte ſein Herz. Er blickte oft nach den hohen Bergen, die ihm gegen Aufgang lagen, von dort war er in langen verſchlungenen Wanderungen von den Ufern ſeines Heimatsflüßchens hergekommen — ſie ſchienen ihm nun eine ewige Scheidewand ſeiner Vergangenheit zu ſein. Kaspar, ſeit er ſich nicht mehr vor Kriegsgefahren und dem Richtſchwert fürchtete, bekümmerte ſich nicht mehr um ſeinen Gefährten, ſondern ſchmeichelte ſich, da ſie einige Tage in Vittoria zubrachten, bei den Mönchen eines Karmeliterkloſters dergeſtalt ein, daß er ſein Unterkommen als Gärtner bei ihnen fand. Der arme Egide wanderte einſam weiter; aber das müßige Leben ward ihm zur Qual; nachdem er hie und da bei der Ernte gearbeitet hatte, dingte er ſich bei den Salzwerken von Lezo als Salzſieder ein und gewann dort bald die Gunſt des Eigenthümers, eines Franzoſen, den der fleißige Deutſche mehr als die unthätigen Landeskinder befriedigte.

Gegen die Unmöglichkeit kämpft kein Sterblicher an. — Was jetzt Egiden alles von ſeinem Vaterlande trennte, war Unmöglichkeit für ihn. Es waren Berge und Länder und ſein Gewiſſen, viel unüberſteiglicher als jene. Sein Herr ſchickte ihn oft im Dienſte des Salzwerks in die benachbarten Flecken — je weiter ſich ſeine Kenntniß des Landes ausdehnte, deſto weiter ſchien es ihm von Schwaben entfernt. Überall, wo die Gegend ihm eine Ähnlichkeit von Kitzbühel erblicken ließ, hing ſein Auge liebend an der Ausſicht. Einſt begleitete er ſeinen Herrn nach Bribiesca. Das hohe Land lag in Nebel gehüllt, ferne, entlaubte Wälder begrenzten den Horizont, magere Felder umgaben ſchlechte Dörfer, wilder Thymian wuchs an den tiefen Hohlwegen. Egide's Herz ward ergriffen. So, gerade ſo war der Weg von Kitzbühel nach Kempten hin, ſo hob ſich das Land, ſo wehte der Herbſtwind in den Steppeln, ſo trieben die Schafheerden längs den Furchen, und der wilde Thymian füllte, wenn die Lämmer ihn abweideten, mit ſeinen Düften die Lüfte. Egide hüllte ſich in die Kappe ſeines braunen Mantels, den er nach Landesart trug, und ſein Schluchzen verrieth ſeinen Schmerz. „Was haſt Du?“ fragte ſein Herr, hinter dem er auf dem Wagen ſaß, „was haſt Du? iſt Dir Dein Liebchen geſtorben?“ Ach Herr, antwortete Egide überwältigt, darüber, daß ſie nie für mich lebte, wein' ich, daß ich leben ſoll ohne ſie. — Der Mann lachte über dieſe emphatiſche Rede und ſuchte gutmüthig ſeinen Kummer zu entdecken; wie er aber merkte, daß er größtentheils in Gewiſſensunruhe beſtand, drang er nicht weiter in ihn, ſondern ſagte: Höre, Gilles, Du liegſt an der Einbildung krank, Du mußt beichten. In Bribiesca iſt jetzt in deutſcher Mönch, ein durchtriebener Kopf! zu dem will ich Dich bringen, dem ſollſt Du beichten; der wird Dir's beſſer ſagen können als ich, daß Du ein Narr biſt. Egiden fehlte wirklich ſeit langer Zeit der Troſt, in ſeiner Sprache zu beichten; und der Gedanke, einen Landsmann zu finden, richtete ihn auf. Wirklich fand er auch in dem Mönche den Mann, deſſen er bedurfte. Pater Antonio vom Ciſtercienſerorden war durch abenteuerliche Schickſale nach Spanien gekommen; ſeine Jünglingsjahre fielen in die Sturm- und Drangepoche der deutſchen Univerſitäten; Anton machte ſie in aller Unſchuld mit, mißfiel aber dadurch einigen ehrenfeſten Vorſtehern ſeines Vaterſtädtchens ſo ſehr, daß ſie ihm nach vollendeten Studien ſtatt einer Stelle im Magiſtrat eine derbe Ermahnung ertheilten. Entrüſtet über das Mißkennen der in ihm arbeitenden Kräfte, ſchiffte er ſich zum Freiheitskampfe nach Amerika ein; dort hielt er ſich brav und wollte nach dem Frieden, durch Erfahrung ziemlich gewitzigt, nach Hauſe zurückkehren, als er durch Schiffbruch in die ſpaniſchen Beſitzungen verſchlagen wurde und von da kümmerlich in dem europäiſchen Spanien anlangte. Völlig verarmt und als Waiſe durch keine Bande an ſeine Vaterſtadt geknüpft, folgte er der Einladung eines Ciſtercienſermönchs, mit dem er die Überfahrt gemacht hatte, zu Cadix einige weltliche Geſchäfte für das Kloſter zu übernehmen. Die guten Väter, welchen ihre Seelſorge nicht alle Zeit wegnahm, hatten zu einigen kaufmänniſchen Speculationen eine engliſche Feder nöthig, und glücklicherweiſe hatte der amerikaniſche Krieg Anton in dieſer Sprache geübt. Hier ging es dem Sturm- und Dranggenie nun ziemlich gut, bis der Tod ihm ſeinen Beſchützer, den damaligen Prior, hinwegnahm. Sein Nachfolger war ein frommer Mann, der die Speculationen ſeines Vorgängers für eine Sünde hielt; Anton wäre alſo aufs neue in die Welt hinausgeſtoßen worden, wenn er nicht indeſſen Zeit gehabt hätte, das Leben und den Kloſterſtand von einer ſolidern Seite kennen zu lernen. Von allen

Übeln, die er erfahren hatte, war Armuth das größte, ſonſt war in allen Lagen das Gute und Böſe gemiſcht; er folgte alſo dem Winke eines wohlmeinenden Kloſterbruders und bat um Zutritt in den Orden. Auf der Univerſität hatte er ſich oft über die böſen Kloſterpfaffen ereifert; jetzt fand er, daß man in der Kutte noch ein ziemlich rechtliches Leben führen könnte. Wirklich that er es auch. Unter den ſpaniſchen Mönchen war er ein Menſch von vielen Kenntniſſen, und die gute Meinung, die er fand, macht es ihm angelegen, ſie zu verdienen. Er ward der Troſtprediger und Beichtvater vieler Ausländer, welche die Schifffahrt nach Cadix brachte; ſeine Kenntniß der engliſchen und deutſchen Sprache ward ihm hier nützlich, und ſeine Geſchäftskunde führte ihn jetzt nach Bribiesca, wo ein Kloſter ſeines Ordens ein Stiftungsintereſſe mit dem zu Cadix auszugleichen hatte. Hier lernte ihn der Eigenthümer der Salzwerke von Lezy kennen. Egide ſchüttete alle ſeine Sorgen in ſeinen Buſen aus und fand vollkommene Beruhigung. Pater Anton hatte in der langen Reihe von Jahren, in der ſein Herz unter der Kutte ſchlug, andere Herzen behandeln lernen, und ſo gern er in ſeinem eigenen Lebenslaufe nicht die Folge alberner Streiche, ſondern eine ganz beſondere Fügung des Schickſals las, wußte er doch in Andern den Werth des Romantiſchen ſehr vernünftig zu ſchätzen. Er ſah ſehr gut, daß es darauf ankam, ſeinem guten Beichtkinde das Geſchehene als unwiederbringlich geſchehen, alſo durch keine Klagen widerrufbar, darzuſtellen; nur dadurch konnte Muth zu einer neuen Zukunft in ihm entſtehen. Egide's Verrath an ſeinen vendeer Kriegsgefährten verurtheilte er als ſehr ſchlecht, den Theil, den er an Kaspars Entweichung genommen hatte, als ſehr ſtrafwürdig; dieſe Sünde, ſetzte er hinzu, ſei von Gott geſtraft durch die Hinderniſſe, die er, nach ſeinem eigenen Bekenntniß, ſeiner Rückkehr in ſeine Heimat in den Weg gelegt habe. Dieſer Strafe müſſe er nun demüthig ſtille halten, indem er ſeiner Liebe, der ſich Alles widerſetze, freiwillig entſage; er ſolle nebſtdem gewiſſe Bußübungen verrichten und fortan in dem Lande, wohin er auf ſo ſonderbaren Wegen gelangt ſei, als ein frommer Menſch leben. Dieſe einfache Anſicht der Dinge fand bei dem treuherzigen Schwaben Eingang; am wohlſten that es ihm, ſeine herzliche Erinnerung an Hilaren dadurch zu einem Theil ſeines Gottesdienſtes gemacht zu ſehen; denn indem er täglich Hilaren entſagte, durfte er täglich an ſie denken. Von nun an lebte er ſtill und thätig fort. Der Eigenthümer der Saline beförderte ihn allmälig, ſodaß er nach ein Paar Jahren Aufſeher der Waſſerwerke ward und durch Sparſamkeit ſoviel gewann, daß er ſich ein kleines Feld im Grunde des geſchloſſenen Thales, wo die Salzquellen waren, kaufen konnte. Hier baute er ſich ein Häuschen, deſſen Hälfte er einer ehrbaren Witwe und ihrer Enkelin, einem Kinde und Waiſe, vermiethete, wogegen er bei ihr in die Koſt ging. Seine größte, ja ſeine einzige Freude war, ſeine Umgebungen ſeiner Heimat ähnlich zu machen. Er zäunte ein Gewürzgärtchen vor ſeinen Fenſtern mit rothen Bretern ein, pflanzte Küchenkräuter hinein, und am Eingange an der einen Seite einen Roſenſtock, an die andere weiße Lilien. Obſchon er ſich dem Tadel ſeiner Nachbarn ausſetzte und ſeiner Miethsfrau, ließ er ſich nicht bereden, das Haus ohne Fenſter nach Landesart zu bauen, wo es nur einen Balkon mit einer Thür bekommen hätte, durch die das Licht in das Zimmer gefallen wäre. Er verſchaffte ſich Fenſter und kleine Glasſcheiben darein, die ihm ſein Principal ausdrücklich aus St. Sebaſtian verſchrieb, wo die Engländer viele ſeltene Waaren ausſchifften. Dann ward der zinnerne Weihkeſſel ſchön geſcheuert an die Thür gehangen, ein Bild des Heiligen von Compoſtella ihr gegenüber ſteil hingelehnt, als wollte der Gottesmann von ſeiner Höhe herabſtürzen, und auf jedem Jahrmarkt wurden neue Heiligenbilder gekauft, um die Wände zu ſchmücken. Unter allen genoß aber die Mutter Gottes zu Aldraſenna ſeiner beſondern Andacht; gerade ſo ſah die Mutter Gottes zum guten Rath in Stetten aus, welche Hilarens Patronin geweſen war; neben ihr hing ſein Schutzpatron Alexis, und Beide vereinte er mit einem Kranze von Immergrün und weißem Haldekraut, den er alle Jahre erneute.

So verging eine lange, lange Zeit, von der nichts zu ſagen iſt, als daß Egide fromm war und liebte. Die Enkelin der Witwe, welcher er einen Theil ſeiner Hütte eingeräumt hatte, wuchs auf und ward ein ſchönes Mädchen. Thereſilla gewöhnte ſich, Egiden als ihren Vormund anzuſehen; Unterricht konnte er nur wenig geben, denn er lernte nur mühſelig ſo viel Spaniſch, als er bedurfte, um mit ſeinen Arbeitern die Rechnungen zu ſchließen; leſen lehrte ihn vielmehr Thereſilla, weil ſie ein Paar Legendenbücher von ihrem Beichtvater zum Geſchenke bekam, um ſich daraus ein Vorbild zu nehmen. Allein fleißiger, geſchickter und reinlicher ward Thereſilla als alle Mädchen von Lezo. Wenn er ſie Sonntags beobachtete, wie ſie ſeinen Roſenſtock beraubte, die ſchönſten Blumen des Feldes in ihre Schürze ſammelte und dann unter frommen Geſängen ein kleines Bild ihrer Patronin bekränzte, die auch Patronin des Dorfes war und nicht weit von ſeiner Hütte im Felde ſtand, dachte er ſeufzend an Hilaren; kam dann Thereſilla nach Hauſe und bot ihm mit einem frommen Gruße die Hand, ſo ließ er ſie ſchnell wieder los; denn das blühende biscayſche Mädchen war ihm um ſo viel heiliger, da ſie ihn an Hilaren erinnerte.

Manches Jahr hatte er nun von ſeinem Jugendgenoſſen, dem Kloſtergärtner Kaspar, nichts vernommen, und er war froh darüber, denn er konnte die Verachtung, die er ihm einflößte, nicht mit der Gewohnheit vereinen, ihm als dem Sohne ſeines alten Herrn ergeben zu ſein und als Hilarens Bruder zu lieben. An einem Wallfahrtstage in ein nahes Kloſter, wohin er Thereſilla und ihre Großmutter begleitete, nahm er an einem der Altäre einen Mönch wahr, der mit ganz beſonderer Geſticulation das Amt verwaltete und ſeinen Eifer durch die übertriebenſten Geberden an den Tag legte. Wie der Gottesdienſt vorbei war, ging der Mönch mit dem Weihwedel durch die Kirche, und hier erkannte Egide zu ſeinem unausſprechlichen Erſtaunen unter der braunen Kutte Herrn Kaspar aus Kitzbühel, nur runder und ſchwerfälliger, als er ihn ehemals geſehen hatte.

So einfältig Egide's Frömmigkeit war, hatte ſein Lebenslauf ſeinem geſunden Verſtande doch ſoweit nachgeholfen, daß er der Kutte nicht mehr die magiſche Kraft, den Menſchen umzuändern, zuſchrieb; er fühlte alſo die lebhafteſte Unruhe, einen Beruf, den er für ſo heilig hielt, von dieſem Menſchen übernommen zu ſehen. Gleich nach dem Gottesdienſte hatte die Wiedererkennung ſtatt, und der redliche Egide bereute faſt ſeinen Gedanken bei der Reue und Heiligkeit, die der neue Carmeliter vor ihm auskramte. Daß Herr Kaspar vom Kloſtergärtner zum Kloſterbruder nicht weit zu gehen gehabt hatte, begreift ſich leicht. Liſt und Unverſchämtheit, nebſt einer Thätigkeit, welche den ſpaniſchen Mönchen nicht eigen iſt, verſchafften ihm Einfluß in die Geſchäfte des Kloſters, und in ſo einem Geſchäft befand er ſich jetzt bei ſeinen Brüdern von St. Cosmo, nahe bei den Salinen von Lezy. Pater Carpaſio, das war ſein Kloſtername, ſtattete ſchon den nächſten Tag einen Beſuch in Egide's Wohnung ab. Er ſchien nicht verwundert über die ſonderbare Verwandlung der Schickſale, daß er, der Erbe des Herrn Pflegers von Kitzbühel, ſich jetzt heimatlos in dem Eigenthume des Waiſenknaben Egide befände! — Vielleicht hätte ihn dieſe Betrachtung vermocht, Lezy nicht wieder zu beſuchen, wenn nicht ſeine Aufmerkſamkeit von Thereſilla wäre angezogen worden. Egide ward dermaßen darüber empört, daß er ihm nach einigen wiederholten Beſuchen eine Ermahnung gab, die mit Beweiſen aus ſeinem ganzen vorigen Leben unterſtützt wurde. Pater Carpaſio nahm den Eifer ſeines Freundes mit eiſerner Stirn auf und verſuchte, ſeinen geraden Sinn mit Vorſpiegelung einer ausgearteten Anſicht von Bußübungen zu beſtechen. Egide blieb unerſchütterlich und bat den neuen Dämonenbeſieger, ſeine unſchuldige Hütte nicht mehr zum Schauplatz ſeiner Kämpfe zu machen. Carpaſio hätte ſich ungefährdet zurückziehen können, wenn Egide allein ſeine Lüſternheit nach Thereſilla bemerkt hätte; unglücklicherweiſe hatte dieſe aber ſeit einiger Zeit einen Freier, einen luſtigen, lebhaften Biscayer, der während einiger Jahre Kriegsdienſt manches Vorurtheil abgelegt hatte. Dieſer war ebenſo ſcharfſinnig wie Egide geweſen; aber weniger duldſam, nahm er nicht den Weg der Ermahnung, ſondern verabredete ſich mit einigen jungen Burſchen der Nachbarſchaft, den leichtſinnigen Pater auf eine auffallende Art an ſeine Pflichten zu erinnern. Die Gelegenheit fand ſich bald; denn Carpaſio ſchlich Thereſilla den nächſten Sonntag Morgens nach, wie ſie, da alle Nachbarn zum Tanz am andern Ende des Städtchens verſammelt waren, ihre Schutzheilige mit Blumen bekränzte. Indem er ſein Abenteuer im Schatten der Eichen, die das Bild umgaben, anſpinnen wollte, trat Jiario, Thereſillens Freier, hervor und hielt den beſtürzten Mönch einige Augenblicke durch liſtige Geſpräche auf, bis fünf ſeiner Gefährten, der Abrede gemäß, mit einem Wagen, wie er zum Landbau gebraucht wird, angelangt waren; dann bat er den geängſteten Carpaſio gar höflich: „Ehrwürdiger Herr, Ihr wiſſet, warum wir Euch die Ehre erzeigen, ſteigt alſo ganz geduldig auf den Wagen, damit wir Euch zum Kloſter geleiten; wo nicht, ſo ſind ſechs Zeugen wider Euch, die vor der Gemeinde von Lezo auſtreten.“ Carpaſio mochte wollen oder nicht, er mußte der verbindlichen Einladung gehorchen. Ängſtlich ſaß er auf dem Wagen, den die muthwilligen Burſchen mit Buchsbaumzweigen geſchmückt und mit bunten Bändern, als führten ſie einen Tabernakel, verziert hatten; auch den Ochſen, die ihn zogen, hatten ſie Kränze von Laub und rothen Beeren um die Hörner gewunden, und die ſechs Jünglinge im Sonntagsſtaat, mit ihren Flinten bewaffnet, gingen in feierlichem Schritt neben dem Wagen her. Langſam ging der Zug durch Lezo nach dem nahgelegenen Carmeliterkloſter. Die Leute liefen erſtaunt zuſammen und fragten nach der Urſache dieſes feierlichen Schauſpiels. „Wir haben die Ehre, den Pater nach Hauſe zu führen,“ war die Antwort, indeß der Pater unter ſeinem grünen Laubhimmel von Angſt und Beſchämung glühte, und die kleinen Kinder, über das bunte Gepränge erfreut, ſingend den Wagen umtanzten. So langten ſie vor dem Kloſter an. Ilario ſchellte, die Pforte ging auf; der Pförtner glaubte bei dem Anblick, den er vorfand, dem Kloſter werde irgend ein heiliger Leib überſendet; allein die ſechs Jünglinge bildeten ein Geländer bis an den Eingang des Kloſters und ließen den armen Carpaſio, der kaum Kraft hatte vom Wagen zu klimmen, ungehindert in das Pförtchen einziehen. Ihre beharrliche Antwort auf alle Fragen: „daß Pater Carpaſio es alſo gewollt habe,“ verurſachte auf allen Verſammlungsplätzen der Lezoer ein allgemeines Gelächter. Der Pater war in den wenigen Wochen ſeines Aufenthalts in dem benachbarten Kloſter ſchon ſo bekannt worden, daß ein Jeder den Zuſammenhang ahnte, wenn auch Keiner ihn zu erörtern für gut fand; er eilte alſo, eine Gegend zu verlaſſen, wo er ſeine heilige Rolle allzubald ausgeſpielt hatte.

Auf dieſe friedlichen Jahre folgte der ſchreckliche Kampf, in dem Spanien den Völkern ein ſo herrliches Vorbild darſtellte. Das Land war von franzöſiſchen Truppen erobert und vom ſpaniſchen Volke wieder befreit; es bildeten ſich Parteien, die in Lezo, das ſich ganz von dem Salzwerke nährt, wegen des franzöſiſchen Eigenthümers der fremden Regierung geneigt waren. Der Haß der Altſpanier war die Folge davon; die Salzwerke wurden vernichtet, die Häuſer niedergebrannt. Egide's Hütte wurde als des Fremden Eigenthum mit vorzüglicher Wuth zerſtört. Er wagte ſein Leben, um Thereſillens Großmutter, die Altersſchwäche auf ihr Lager feſſelte, aus den Flammen zu retten; aber ihr ſchwacher Lebensfaden riß unter der Bemühung, er hatte einen Leichnam vertheidigt. Stumm ſtand er neben der Schlafenden, die kein Jammer mehr erweckte, als Geſchrei in ſein Ohr drang. Er eilte zu helfen und fand beim Bilde der heiligen Thereſia Thereſillens jungen Gatten, Jiario, der ſein Weib gegen einen wüthenden Miquelet vertheidigte. War es Reue, — war es Irrthum, — war es Eiferſucht? — Des wilden Kriegers Schwert traf Thereſillens Buſen, ſie ſank leiſe athmend vor ihrer Heiligen nieder, und der Anblick der zerknickten Blume ſchlug den Mörder in die Flucht. In dem Walde, der die Berge gegen das nördliche Biſcayen beſchattet, bewachte Egide zwei Tage und drei Nächte den raſenden Biſcayer. Der Auftritt, welcher Thereſſillens Tod veranlaßt hatte, mußte ſein Gehirn ſo angegriffen haben, daß ſelbſt der Anblick ihres ſtrömenden Blutes ihn nicht zu vertilgen vermochte. Beim Morgenroth des dritten Tages hörte er von neuem Kriegsgeſchrei; ein Haufen franzöſiſcher Reiter eilte an ihm vorbei; und plötzlich brachen Spanier aus einer Schlucht, an deren Spitze der Mörder Thereſilla's das Commando führte. Jlario erkannte die verhaßte Geſtalt, entriß ſich Eglde's Armen, ſtürzte in den Kampf, und der Tod löſte ſeine ſchwere Lebensbande, vielleicht ehe er ſeine Rache noch geſättigt hatte.

Nun war Egide allein. Nach vielen Wochen, die er in den Wäldern umherirrte, wagte er's, zu den Trümmern von Lezy herabzuſchleichen. Es war Abend; die Sonne ſank hinter den Hügeln, wo der Schutt ſeiner Hütte im Hintergrunde des Thales lag, und ſandte ihre letzten Strahlen zu den Ruinen des Carmeliterkloſters, wohin Egide ehemals gepilgert war. Der Thurm ſtand noch, noch die Sacriſtei, der Überreſt war eingeäſchert und verfallen. Von dem Kloſter blieben einzelne Mauern; in den leeren Fenſtergittern der Zellen hatten Vögel ihre Neſter gebaut. Plötzlich hörte er leiſe die Glocke der Vesperſtunde anſchlagen. Er traute ſeinem Ohre kaum. Wenn läutete der Ruf zur Ruhe in dieſem Gefilde des Todes? — Er trat in die Vorhalle unter dem Thurm und erblickte einen achtzigjährigen blinden Mönch, der den Glockenſtrang anzog. „Pater Riccardo!“ rief er erſtaunt, „o, Euch hat Gott erhalten?“ — „Der ſtummen Schöpfung zuzurufen, daß daß er noch lebt, denn Menſchen ſind nicht mehr um mich,“ antwortete der

Mönch, indem er ſeinen Stab vom Boden aufhob und ſich Egiden näherte. „Wer ſeid Ihr, daß Ihr mich nennen könnt?“ ſetzte er ermuntert dazu. Egide kniete vor ihm, „ſegnet mich, Pater Riccardo! ich bin der deutſche Gill, der viele Jahre in dieſer Kirche Gott und ſeine Heilige geprieſen hat.“ — „Gott ſegne Euch,“ rief der Greis und richtete ſeine dunkeln Augen dahin, von wo ſeiner Seele unverlöſchliches Licht kam; „hier ward lange kein Segen geſprochen.“ Egide trat mit Riccardo in die Kirche; der Mond ſtand über dem eingeſtürzten Dache; das letzte Abendroth beleuchtete den Schutt, der den Raum anfüllte; allein die Steine des gemauerten Altars waren geſäubert, Blumen lagen darauf, und ein kleines Crucifix, aus ein Paar zerbrochenen Kirchhofskreuzen gebildet und mit einem ſolchen Bande, wie der Kaiſer der Franzoſen ſeinen Kriegern ertheilte, gebunden, ſtand unter ihnen. Egide ſank auf die Knie. „Pater,“ rief er, „wer half Euch das vollenden? Leben noch Lezyer?“ „Wohl keiner. In vielen mühſamen Tagewerken räumt' ich den Schutt vom Altar; dann ſuchte ich die Hölzer zum Kreuze, denn mich verlangte nach meinem Gotte; dann fand ich das Band auf dem Boden des Kreuzganges, es muß von einem Pannier ſein, denn es iſt von Seide gewoben; wie ich im Garten Wurzeln ſuchte, um meinen Hunger zu ſtillen, fühlte ich die Blumen und dachte, friſtet mir Gott mein Leben mit ſeinen Gaben, ſo gebühren ſie weit mehr ſeiner Ehre. So ward der Altar endlich gerüſtet, und ich läute die Betſtunden wie ſonſt; endlich wird ja auch die kommen, die mich aus dieſem zerſtörten

Tempel zu dem unzerſtörten abruft.“ Egide zitterte und weinte. Gill, fing der Greis nach einer Pauſe wieder an, willſt Du für mich beten, für mich Meſſe leſen laſſen? — Egide gelobte es. Nun ward's finſter. Die beiden Lebenden in dem großen Grabe gingen in die Sacriſtei zurück, wo ſich Pater Riccardo in einen Beichtſtuhl ſetzte; Egide legte ſich auf die Erde, um die Nacht über zu ruhen. Wie der Tag graute, erwachte der letzte; er hörte den Pater laut ſeufzen, und wie ſein großer Roſenkranz rauſchte, nahm er ſtillſchweigend den ſeinigen heraus und betete die Matine; darauf nahete er ſich Riccardo — der ſaß geſtreckt in dem Beichtſtuhle und war todt. Egide ſprach, was er wußte von den Gebeten für Todte, ging in den Kloſtergarten und grub ihm ein Grab.

Gebildete Menſchen hätten erzählen können, wie ſie die nächſten Tage verlebt hätten. Egide konnte es nicht; er faltete, wenn man ihn fragte, die Hände und weinte. Gebetet habe er, das war Alles, was er wußte. Er mochte nicht fort von Riccardo's Grabe, wußte auch keinen Fleck der Erde, wohin er mehr gehörte als hierher. Wie der Herbſt herbeikam und weiter fortſchritt, kam erſt einer, dann der andere der ehemaligen Bewohner von Lezy, und ſie beriethen ſich, ob ſich aus den Trümmern ihrer Häuſer wol ein Obdach für den nächſten Winter herſtellen ließe? Sie beſuchten auch die Ruinen des Kloſters und fanden Egiden. Sie fragten, er erzählte, zeigte ihnen Riccardo's Grab und den Altar, deſſen rohe Steine er täglich mit Herbſtblumen verzierte. Die Beraubten, Abgebrannten luden Egiden, den ſie immer geſchätzt hatten, denn er war gut und mildthätig, in ihre Hütten. Er half ſie ihnen wieder aufbauen. Die Salzwerke waren zerſtört; das ſalzige Waſſer, deſſen Rinnen zerbrochen waren, hatte ſein Feld, ſeinen Garten überfloſſen und alles Wachsthum vertilgt. Er hatte keinen Herd mehr, ſondern arbeitete als Tagelöhner den ganzen Winter durch; aber ſein Herz war zerſchlagen, er lebte, ohne die Tage zu zählen, dahin.

Im nächſten Frühlinge, bis wohin die gänzliche Verödung alles Kriegsvolk aus dem Thale entfernt gehalten hatte, kam eine Abtheilung deutſcher Truppen, die für den Kaiſer der Franzoſen in Spanien fechten ſollten, dahin. Seit achtzehn Jahren hörte Egide zum erſten Male die Sprache ſeines Landes in dem Munde von Vielen, ſahe ſich von Geſichtern umgeben, wie er ſie gewohnt geweſen war in der Schule, in der Kirche, auf dem Felde zu ſehen. Es gehörten einige Tage dazu, ehe er zu dem deutlichen Bewußtſein kam, dieſes ſeien Deutſche, und ich bin ein Deutſcher. Zu fragen verſtand er nicht, und ſie begriffen nicht, daß ihm etwas zu erzählen ſei. Verworrene Berichte, abgeriſſene Geſpräche ſagten ihm, ſein Kaiſer ſei noch ſo gut geliebt, wie ehemals, und mit dem Kaiſer der Franzoſen gut Freund. Egide begriff davon nichts; Alles, was er in den langen Jahren, die er in Lezy verlebte, von den Welthändeln erfahren hatte, konnte ihm das nicht erklären; er hatte es außerdem mit dem Herrn des kleinen Erdfleckens, wo er geboren war, nie in Verbindung gebracht, und von dieſem wußten die neuangekommenen Landsleute nichts, ſie waren aus andern Provinzen. Die

Deutſchen hingegen verſtanden den gefundenen Landsmann nicht recht. Seine Sprache war nicht mehr ſchwäbiſch, aber darum um nichts deutlicher. Wie ſie ihn endlich für einen öſtreichiſchen Unterthan erkannten, der als Kriegsgefangener ſo weit von ſeiner Heimat hinweggekommen ſei, ſagte ihm der Anführer des Corps: nach dem letzten Vertrage zwiſchen ſeinem Kaiſer und Frankreich würden alle öſtreichiſche Landeskinder in ihr Vaterland zurückgeſchickt; er ſolle nach Bayonne eilen, wo die franzöſiſche Behörde ihn als Kriegsgefangenen einſchreiben und mit mehreren Landsleuten nach Öſtreich ſenden würde. Der Gedanke, nach ſeiner Heimat zurückzukehren, erweckte in Egiden eine Empfindung, die einem Traume glich; dann ward ſie Schrecken; nur langſam trat ſie als tröſtliche Möglichkeit vor ſeine Seele. Er ſollte zu Hilaren zurückkehren, zu ſeinem alten Wohlthäter, zu den Menſchen, mit denen er ein Knabe war! — Hätte man's ihm angeboten, wie ſein Häuschen noch ſtand, wie er ſein Feld baute, wie er ein wohlhabender Mann war in Lezy, ſo wäre der Gedanke nie zum Bilde in ſeiner Phantaſie geworden. Was er damals war, und der arme Waiſenknabe, der ausgewieſene Knecht des Pflegers von Kitzbühel, war ein zu unvereinbarer Gegenſatz. Jetzt war er wieder ein Knecht, wieder arm, ſowie ehemals. Kam er jetzt wieder nach Kitzbühel, ſo war Alles wie vor achtzehn Jahren, und damals war es ja gut! Der deutſche Hauptmann fühlte innig, wie nur Deutſche fühlen, die Wirkung, welche gewaltſame Schickſale auf das einfache Weſen des guten Egide gehabt hatten. Er ſuchte freundlich ihm die Rückkehr in die Heimat als glückverſprechend zu ſchildern, gab ihm Erläuterungen über den Weg, den er zu gehen hatte, über die Menſchen, die ihm forthelfen ſollten, und Egide machte ſich auf den Weg nach Bayonne.

Mit jedem Schritte, den er in der Abſicht machte, ſich dem Lande ſeiner Geburt zu nähern, ſo viele Meilen über Berge und Ströme er auch noch wandern ſollte, ward die Vergangenheit lebendiger in ihm. Es war, als hätte er alle die lieben Bilder bisher nur als unnütz bei Seite gelegt; ohne es ſich bewußt zu ſein, war Hilarens Andenken in ſeinem Kopfe zu einer Heiligen geworden; er dachte ihrer ohne Begehren, ohne Sehnſucht, aber er gedachte ihrer immer. Er ſah ſie auch nicht in den Umgebungen ihres täglichen Lebens, wie er ſie immer geſehen hatte, ſondern ſo, wie ſie beim letzten Anblick ſich zu ihm umwendete mit den verweinten Augen, mit den bleichen Wangen, — das Bild einer Schmerzensmutter war ihr damals am ähnlichſten, und mit dieſem hatte es ſeit langer Zeit ſeine Einbildungskraft verwebt. Jetzt, da er an den Ort, wo ſie lebte, zurückkehren ſollte, trat die Heilige wieder ins Leben zurück; er ſah ſie wieder bei der Spindel und beim Salatpflanzen, am Roſenſtocke, im Würzgarten und im Betſtuhl in der Kirche, und alle Plätze im Walde und Felde, wo er ruhte und wo er arbeitete, traten, als zu ſeiner Zukunft gehörig, wieder in ſeiner Phantaſie auf. Die achtzehn verfloſſenen Jahre verſchwanden; er knüpfte im Geiſte ſeine bevorſtehende Rückkehr in Kitzbühel an den Abend, wo er es verlaſſen hatte, an.

Mit ſolchen Gedanken beſchäftigt, kam er in Bayonne an und fand, Dank der von ſeinem Landsmann in Lezy erhaltenen gütigen Zurechtweiſung ſehr bald das Bureau, das mit Auſſammlung öſtreichiſcher Unterthanen im franzöſiſchen Heere und franzöſiſcher Gefangenſchaft beauftragt war. Seine Einſchreibung war bald ausgefertigt, und er ward damit zum Kriegscommiſſair geſchickt, der mit dem finanziellen Theile des Transports dieſer armen Fremdlinge zu thun hatte. Mitleidig ſagte der biscayiſche Gerichtsbote, der ihn dahinwies, in ſeinem gebrochenem Franzöſiſch: Aus Spanien biſt Du nun heraus, hüte Dich nur, nicht auf dem Wege nach Deutſchland zu verhungern. Erſchrocken bemerkte Egide: Euer Kaiſer hat ja gedruckt verſprochen, daß er uns, bis wir ins Reich kämen, ernähren wollte. — Reich, wiederholte der Baske mit komiſcher Nachahmung von Egide's ſchlechter Ausſprache und ſetzte in einem noch viel befremdlichern Kauderwelſch hinzu: Nach Deinem Reich kannſt Du lange laufen, von dem kam ich vor kurzem mit einem Auge weniger, als ich dahin gegangen war, heim. — Wirklich hatte ihn auch ein Hieb ſeines einen Auges beraubt. Doch geh' Du nur, Du guter Menſch, ſetzte er gutmüthig hinzu, was unſer Kaiſer nicht thut, thun gute Menſchen, und deren gibt's von Bayonne bis zu Deinem Reich hin. Egide ging betroffen an die Schreibſtube des Commiſſariats, fand ſie aber verſchloſſen, wenngleich der Anſchlagzettel an der Thüre verhieß, daß ſie in dieſer Stunde offen ſein ſollte. Es war Mittag, er hätte ſo gern noch einige Meilen nach Kitzbühel zu gemacht; er mußte eilen, zu dem

Transport zu ſtoßen, der ſchon viele Meilen voraus war. Ein Bedienter, der mit Schüſſeln vorbeieilte, bemerkte ſein trübſeliges Geſicht und rief im Vorbeigehen: Kamerad, da findeſt Du Niemand, der Herr Commiſſair frühſtückt erſt, und die Commis machen ſich indeß luſtig. Egide ſchlich ihm nach und ſetzte ſein Begehren furchtſam auseinander. So, ein Deutſcher? ſagte der Bediente, da ſoll Dich Dein Herr Landsmann hören; ſo ein verlumpter Deutſcher macht ihm immer ein bischen Galle, die gönn' ich ihm. Egide ſprach weiter, um ihm ſein Anliegen noch empfehlenswürdiger zu machen. — Wie, ein Öſtreicher? ein Unterthan von unſers Kaiſers Herrn Schwiegervater? ſogleich will ich Dir Audienz verſchaffen. — Eine windbeutliche Protectorsmiene verwiſchte die Schadenfreude, die vorher auf ſeinem Geſichte zu leſen war, und er eilte mit ſeinen Schüſſeln in ein entferntes Gemach. Egide blieb ganz verdutzt ſtehen. Kaiſer und Schwiegervater? und ſo bereitwillig, weil er ein Öſtreicher ſei? und die verlumpten Deutſchen mochte der Commiſſair nicht? Jetzt kam er zum erſten Mal auf den Gedanken, die Kriegs- und Friedensnachrichten, die er ſeit achtzehn Jahren gehört hatte, mit ſeiner Rückkehr nach Kitzbühel zu verbinden. Bis er an den Rhein marſchirte, hatte er ſeinen Kaiſer immer für den Herrn von ganz Deutſchland gehalten, deswegen ſchien ihm des Biscayers Scherz über das ſo weit zurückgeſchobene Reich ſehr abgeſchmackt. Wohin ſollte man denn anders treten können, wenn man bei Strasburg über den Rhein ginge, als immer aufs Reich? Das ſchien ihm ſo unmöglich anders ſein zu können, als die Begebenheit des berühmten Herrn Urian, der ſechs Stunden hinter Nürnberg nothwendig auf Nichts zu treten kam. Dieſes und die Freude des großgünſtigen Lakaien, wie er einen Öſtreicher in ihm entdeckte, war ihm gleich unverſtändlich. Kommen Sie herein, mein Herr Fremder, rief jetzt ſein Gönner aus dem Hintergrunde des Corridors, der Herr Commiſſair will Sie anhören. Schüchtern raffte Egide ſeinen alten biscayiſchen Mantel, den er als das einzige Kleidungsſtück noch trug, zuſammen und trat in ein zierliches Gemach ein. Hier ſaßen ein Paar Officiere an einem mit Speiſen bedeckten Tiſche, und ein dicker rothnaſiger Mann neben ihnen ſchob mit dem Weinglaſe in der Hand ſeinen Stuhl ein wenig ab und rief: ach! L'Ezine hat Recht! Der Ritter von der traurigen Geſtalt! — Durch dieſe witzige Benennung hatte der Kammerdiener dem armen Schwaben den Eingang verſchafft — aber nach dieſen Worten blieb auch der jovialiſche Herr Commiſſair mit offenem Munde ſitzen, als habe er eine Erſcheinung erblickt; ſowie Egide ſeinen Mantel vor Schrecken fahren und beide Hände an der Seite niederſinken ließ. Herr Kaspar, der leibhaftige Herr Kaspar, nur wohl ausgefüttert und wie Fallſtaff's Spießgeſelle Bardolph mit dem Schilde der Unmäßigkeit im weinrothen Angeſicht, ſaß, in einen Kriegscommiſſair verwandelt, vor Egide's erſtauntem Blick. Nun, Herr Silvain, rief einer der Gäſte, von ſeinem Erſtarren zum Lachen gereizt, es ſcheint ja, dieſer wackere Ritter mache Ihnen das Wort auf den Lippen ſterben? — Ich behaupte im Gegentheil, nahm der Andere das

Wort, Herr Silvain muß, um die Gruppe vollſtändig zu machen, gerade den Mund alſo aufſperren. Laß uns den Ritter vollſtändig coſtumiren, und es iſt Don Quixotte und ſein Stallmeiſter, wie er leibt und lebt. Hiermit ſprang er nach einer leeren Salatſchüſſel, die auf dem Schenktiſche ſtand, ſetzte ſie dem erſtarrten Egide als Helm auf und gab ihm eine Federbürſte mit langem Stiel, die auf dem Kamin lag, als Lanze in die Hand. — Egide behielt Beides geduldig und ſagte in ſeinem rein ſchwäbiſchen Dialekt: Jeſus, Maria! Herr Kaspar, hat Sie Gott ſo geſegnet! — Dieſe Töne ſchienen Herrn Kaspar zu beleben. „In des .... Namen," ſchrie er, „wo kommſt Du her?" Ich komme aus Lezy und möchte, wenn Sie's erlaubten, nach Kitzbühel zurückgehen. — „Geh nun ..., aber mach', daß Du fortkommſt!" — Aha, ein Landsmann! riefen die halb benebelten Gäſte, wie ſie das Geſpräch hörten, der muß ein Glas mit Dir trinken. — „Ein ehemaliger Knecht meines Vaters," bemerkte Kaspar mit hochmüthigem Mitleid, indem er vor Zorn zitterte, „ein Waiſenknabe, den wir aufzogen; er ging in Kriegsdienſt, wie ich ins Finanzdepartement trat." Die Officiere lachten unverſchämt, ja, ja, das Departement kennen wir, die Finanzen haben freilich dabei zu thun. — „Meine Herren," ſtotterte Kaspar verlegen und wendete ſich dann zornig zu Egiden — „mach', daß Du fortkommſt, meine Schreiber ſollen Dir Deine Papiere ausfertigen." Egide wollte tief betrübt den Rücken wenden. „Pfui doch, Herr Commiſſair, riefen die Gäſte, Sie werden doch den Landsmann nicht ſo fortſchicken? Hier, Herr wackerer Deutſcher! Der Herr Commiſſair hat Dir viele Grüße an die hübſchen Mädchen ſeines Kantons aufzutragen. Da, trink auf Ihre Geſundheit. — Egide nahm ſeinen porzellanenen Helm ab und legte die gefiederte Lanze zitternd hin, um das Glas in die Hand zu nehmen. Geben Sie mir keinen Gruß an Ihre Schweſter Hilare mit? fragte er furchtſam und neigte ſich zugleich gegen die fröhlichen Geber des Labetrankes. — „Was bekümmere ich mich um die fromme Närrin," murmelte tückiſch der Glückspilz. Ein Paar helle Thränen fielen in Egide's Wein. Die gute, redliche Seele, er ſpricht gewiß von ſeinen Eltern! riefen die beiden Officiere. Aber Ihren alten Vater ſoll ich doch grüßen? fragte Egide wieder und hielt das noch volle Glas wartend am Munde. „Den brauch' ich nicht mehr," ſchrie Kaspar wüthend und ſtürzte einen Becher Champagner hinunter. Egide's blaſſe Wangen wurden noch bläſſer; er ſetzte ſein ungeleertes Glas hin und ſagte: O, Herr, möge Gott nicht einſt von Ihnen ſo ſprechen; er ſprach die Rede nicht aus; die alte Furcht hielt ihn; ſchüchtern bat er den Bedienten, ihm zum Secretair zu weiſen. — Was iſt das? fingen die beiden Officiere misbilligend an und zogen ihre Beutel, ſo wollten Sie einen armen Landsmann gehen laſſen? Hier, Kamerad! und hiermit gaben ſie ihm Geld; Kaspar warf ihm einen wüthenden Blick zu und gab ihm ein Goldſtück. In Egide's rechtlichem Gemüth empörte ſich etwas, das ihn drang, Kaspars Goldſtück zu verweigern; aber die alte Demuth behielt die Oberhand, nur ſein Dank drückte die verſchiedenen Empfindungen aus, mit denen er die Gaben aufnahm.

Wie Kaspar zu dieſer Verwandlung kam, erfuhr Egide nicht, und ihm nachzuſpüren, möchte Dinge ans Licht rufen, die betrübter ſind, als der Brand von Egide's Heimat in Lezy und des Pater Riccardo's zerſtörtes Gotteshaus, ſchlimmer, als das Blut der Schlachtfelder und die Thränen der Überlebenden. Die ſchnellbereicherten Länder verarmen, bilden die Nachtſeite der Menſchheit und Kaspars Geſchichte, wie die von Tauſenden, die der Geldburſt entmenſchte.

Egide traf bei der Fortſetzung ſeiner Reiſe auf viele ſeiner Landsleute, die als letzte, faſt vergeſſene Fremdlinge aus dem Süden von Frankreich zuſammenkamen; andre waren aber auch erſt bei dem letzten Feldzuge an der Donau in Gefangenſchaft gerathen. Was ſie von Deutſchland ſagten, trug nur dazu bei, Egide's Begriffe noch mehr zu verwirren, ſowie Alles, was er ſeinen Landsleuten von den vor achtzehn Jahren in Frankreich geſchehenen Dingen mittheilte, ihnen wie eine Legende klang. Egide wußte gar nicht mehr, was er bei ſeinem Eintritt in das Reich erwarten ſollte. Ein Badenſer verſicherte ihm: es gäb' keines mehr, und das ſpöttiſche Rothwälſch des Biscayers in Bayonne fiel ihm ein; ein Prälatenunterthan, deſſen Vater Kloſterbrauer geweſen war, behauptete, der König von * * zwäng' alle Geiſtliche, weltlich zu ſtudiren. — Egide dachte ſchaudernd an ſeinen Herrn Oheim im Ciſterzienſerkloſter zu * * * burg. Ein wiener Stadtkind, das unter den Freiwilligen gedient hatte, ſchwor: ihr Kaiſer ſei mächtiger wie je, und die Franzoſen wären ohne ſeine Nachſicht und Milde alle zu Grunde gegangen; — das kam Egiden am wahrſcheinlichſten vor und richtete ihn wieder auf.

Des Biscayers Vorausſagung traf ein; den ganzen Marſch hindurch vernachläſſigten die Verpflegungsbehörden ihre Pflicht; aber von Bayonne bis an den Rhein beeiferte ſich das Volk, den armen Rückkehrenden Erleichterung zu verſchaffen. Endlich betrat Egide jenſeits Strasburg deutſchen Boden! nach achtzehn Jahren ſah er wieder deutſche Wirthshausſchilder, las wieder deutſche Verordnungen an den Stadtthoren, — intereſſanter war ihm nie eine Nachricht vorgekommen als der Verluſt eines Pudels mit ſchwarzen Ohren, den der Ausrufer von Zobelshauſen verkündete. Der Mann allein ſchien einen Pudel beſchreiben zu können! Er ſtellte ſich mit wehmüthiger Freude zu den kleinen Kindern vor die Hausthüren, „die doch einmal wieder ordentliches Deutſch ſprachen,“ ſagte er. Nun, Du Narr, bemerkte einer ſeiner Kameraden, deſſen Eintritt in Kriegsdienſt, erſte Schlacht, Gefangennehmung und Marſch nach Frankreich die Zeit eines Frühlingsmonats eingenommen hatte, Deutſch ſprechen thut man noch in ganz Deutſchland. Dieſe Nachricht tröſtete Egiden ungemein; nun, ſagte er, ſo wird Gott ja weiter helfen! und er ging ermuthigt ſeinen Weg fort.

Er war nun ſchon über die Donau gekommen und ſeiner Heimat ſo nahe, daß er die Gegenden wiedererkannte. Furcht, Erwartung, Erſtaunen, Sehnſucht ſpannten ſein Gemüth. Statt des gewohnten Vogelkönigs, der doppelhäuptig ſonſt überall ſeine Flügel ausbreitete, ſah er wunderliche Farben, die er nicht kannte. Statt wohlgenährter Mönche gukten zarte Frauenzimmergeſichterchen aus den Fenſtern eines Kloſters, wohin ihn ſein Oheim, der Ciſtercienſer, ehemals hatte mit Aufträgen geſchickt. Die Stelle eines andern konnte er nicht mehr finden, denn es wuchſen ſchon große Bäume da, wo ſonſt der Sonnenſtrahl nicht in die Gitter der Kapuzinerzellen dringen konnte. Das Erſte ſchien Egiden recht angenehm, aber gottlos; beim Andern wußte er nicht was zu denken. Gott hatte die jungen Bäume ſo ſchön gemacht, als wären ſie ihm lieber wie die alten Mauern, in die ſeine Sonne nicht hineinſcheinen konnte. Er eilte immer weiter und ſchalt ſeine Kameraden, die nicht ſo ſchnell, wie ſein Eifer es wünſchte, vorangingen. So ſchritten ſie in der Mittagshitze auf eine kleine Stadt zu, als ein Reiter neben ihnen vorbeikam, der ſein Pferd anhielt und verwundert fragte: wer ſie wären? Kriegsgefangene, lieber Herr, antwortete Egide, der eben ein froheres Herz hatte, denn er hatte zwei Bildſtöckchen von weitem geſehen, die noch unter denſelben ehrwürdigen Linden ſtanden, unter denen er als Knabe geraſtet, wie er des Herrn Pflegers Köchin nach * * zum Jahrmarkte gefolgt war.

Wo kommt Ihr her, Kameraden? fragte der freundliche Reiter weiter. — Ich komme aus Spanien, erwiederte Egide. — Aus Spanien? und ſeid ein Öſtreicher? — Aus Kitzbühel, wenn's Ihnen bekannt iſt, und ſeit achtzehn Jahren in Spanien. — Der Reiter ſchien ſehr betroffen; langſam ritt er neben dem müden Fußgänger her, indeß Egide, der ſich plötzlich ſeiner Heimat um viel näher fühlte, da er ihren Namen dem Fremden genannt hatte, bis zu Thränen gerührt war. Nach Kitzbühel komme ich noch heute Abend, nahm der Reiter nach einer Pauſe das Wort, ſoll ich Euren Verwandten nicht ſagen, daß Ihr zurückkehrt? Ach, Herr! rief Egide und ſtand neben dem Pferde, denn der Fremde hielt theilnehmend ſtill, ich gehöre Niemanden an — — doch . . . wenn der Herr Pfleger noch lebte . . . . . Hier floſſen ſeine redlichen Augen über. — Der iſt lange todt, guter Mann, und ſeine Kinder ſind zerſtreut. — Alle? alle? — „Die älteſte Tochter wohnt auf der Moormühle am Kitzbach, ſie iſt Witwe des Müllers, eine reiche, brave Frau.“ — Der Fremde brauchte kein großer Phyſiognomiſt zu ſein, um auf den Zügen des guten Schwaben zu leſen, daß dieſe älteſte Pflegerstochter einen wichtigern Einfluß auf des Kriegsgefangenen Lebenspfad gehabt hatte, als alle Schickſale Europens. Bei der erſten Erwähnung derſelben hatte ſein gebückter Nacken ſich emporgerichtet, als habe er plötzlich achtzehn Jahre Leiden abgeſchüttelt; wie er ſie als Bewohnerin der reichen Mühle bezeichnen hörte, ſank ein Schleier über ſeinen forſchenden Blick, und wie er ſie als Witwe kennen lernte, verbreitete ſich eine wunderbare heitere Wehmuth über ſeine Züge. Hilare, als Witwe, war nicht das ſorglos freie Mädchen, die er vor achtzehn Jahren verließ; über ihr Haupt mußte manches Leiden gegangen ſein, und in dunkler Ahnung ward ſeine Knechtsgeſtalt ihm weniger ſchwer; denn Leiden ebnet den Abſtand zwiſchen Herrn und Knecht.

Der Reiter und Egide ſchwiegen eine Zeit lang. Wie viele Kameraden gehen da mit Euch? fing der Erſte wieder an. Von einigen Hunderten, die wir über'n Rhein gingen, blieben ſiebenundzwanzig, die hier zu Lande zu Hauſe ſind; die andern zogen in die Erblande ein. Hier, wackere Soldaten, labt Euch, ſagte der Reiter und gab Egiden eine Hand voll Münze, im nächſten Städtchen macht Ihr ja Halt, und heute Abend in Kitzbühel kommt gleich an das Pflegehaus, wo ich nun wohne; Ihr ſollt mein Gaſt ſein. Egide ſegnete ſeine Güte, und der Reiter ſprengte davon.

In dem Städtchen wurde den Rückkehrenden ihre weitere Marſchroute angezeigt. Die ihre Dienſtjahre noch nicht vollendet hatten, ſchickte man in dazu beſtellte Depots, die Ausgedienten nach Hauſe. Unter dieſen Letzten war auch Egide, der mit mattem Schritte, denn die Hitze des Tages war groß und ſein Herz ſchwer, nach Kitzbühel zueilte. Nun ſtand er vor dem Hauſe, das er vor achtzehn Jahren verließ. Mit unnennbarer Bewegung betrachtete er dieſe Stelle und ſich ſelbſt. Ach, es war Alles verändert! wie er ging, war er ein blühender Jüngling; ſeine von dichtem Haar beſchattete Stirn trug er hoch auf den rüſtigen Schultern, und in ſeinem verzweifelten Entſchluß, in Krieg zu gehen, lag das Bewußtſein von Kraft. Nun ſtand er da mit früh entblößtem Scheitel, mit gebeugtem Nacken, und ſo hoffnungsleer ins Leben hinausblickend, daß ihm war: nicht hierher, auf den Kirchhof ſollte er gehen, um ſeine Herberge zu ſuchen. So ſehr war er verfallen, indeß der Schauplatz ſeiner Jugend erneuert und verſchönt ward. Ein grüner Laubgang, von Roſenhecken umfaßt, beſchattete die Hausthür; aus großen glänzenden Fenſterſcheiben überſah man den geräumigen Hof, wo Ordnung und Reinlichkeit herrſchte; in dem Garten ſah er ſtatt des Roſenſtocks und der Lilienſtengel, die ehemals daſelbſt zwiſchen Kohl und Peterſilie aufwuchſen, zahlreiche Blumentöpfe auf hohen Geſtellen geordnet, und die wohlgepflanzten Beete von blühenden Stauden eingehegt. Zagend klopfte Egide endlich an die ſchickſalsvolle Thür; ſein neuer Gönner, der Rentmeiſter in Kitzbühel war, hieß ihn freundlich willkommen, erquickte ihn mit Trank und Speiſe, brachte ihm ſeine fröhlichen Kinder und ſagte ihm: ſeine Frau komme bald von einem Spaziergange zurück, ſie ſei ein wackeres Weib, die alle Haushaltungen in der Gegend kenne, mit der wollten ſie ſich berathen, wie ihm Unterkommen und nützliche Beſchäftigung zu verſchaffen ſei. Egide antwortete traurig, dankbar und kurz auf die theilnehmenden Fragen ſeines Wirths; doch erfuhr dieſer im Laufe des Geſprächs, daß er im Waſſerbau ziemlich erfahren ſei, weil das Salzwerk in Lezy durch die Schöpfwerke, die es trieben, die meiſte Aufmerkſamkeit erfoderte. Der Rentmeiſter ward merklich heiterer über dieſen Umſtand, den er ſich weitläufig erklären ließ; endlich ſagte er: nun, guter Egide, wenn Ihr nicht zu müde ſeid, ſo zieht Euch ſauber an, ich habe dafür geſorgt, daß Ihr's könnt, und dann müßt Ihr zum Landrichter kommen, damit ich Euch beherbergen darf. Egide war ſehr überraſcht und gerührt, wie er in dem Kämmerchen, wo ihn der älteſte Knabe jetzt hinführte, reine Wäſche und einen Überrock fand. Er wuſch und kleidete ſich — ach, in dem Kämmerchen, das er ehemals bewohnte! Dorthin hatte er tauſend Mal geblickt, zu dem Fenſterchen hinaus nach der Kirchthurmsſpitze, wo jetzt, wie auch ehemals ſo oft, der Mond wie ein glänzender Stern ſtand, und das Abendroth unter ihm im letzten Schimmer erloſch. Er kam ſich wie ſein abgeſchiedener Geiſt vor, blickte vom Kirchthurm abwärts ins Thal, wo die Moormühle ſtand, und weinte wie ein Kind. Da kam der fröhliche Knabe vom Hauſe und rief ihn hinunter; die Mutter wollte ihn ſehen, die würde ſich freuen; denn er ſähe nun aus wie ein Herr. Im Zimmer war aber der Rentmeiſter allein, und empfing ihn mit den Worten: Hört, lieber Mann, meine Frau ſagt mir eben, daß die Moormüllerin einen Oberknecht ſucht; weil ich nun aus Euren Reden vernommen, daß Ihr etwas Wackeres im Waſſerbau gelernt habt, ſo dächte ich, Ihr ſprächt mit der Müllerin, die da drinnen iſt; zugleich öffnete er eine Thür, wo bei einer wohlgekleideten Dame eine Frau in deutſcher Kleidung ſaß, und, wie es ſchien, weinend auf jener ihr liebevolles Zureden hörte. Egide blieb unbeweglich auf ſeinem Platze ſtehen — die Frau war Hilare! — Hilare war wenig gefaßter, ſie trat ihm einen Schritt entgegen; auf ihren noch immer anmuthigen Zügen, wenngleich die Tage des Herbſtes auf ihnen geweilt hatten, glühte Scham und Überraſchung; ſo blieb ſie aber auch ſtehen, und keines von Beiden wagte und vermochte es, ſich zur Bewillkommung zu nahen. Seht, liebe Müllerin, ſprach jetzt der Rentmeiſter, da iſt Euer alter Hausgenoß, der wackere Egide, der hat das Mühlweſen gründlich erlernt, und nach ſo langen Jahren ſcheint er endlich geblieben zu ſein, wie er war; den empfehl' ich Euch zum Oberknappen in Eure Mühle; ſo einen Mann braucht Ihr. Endlich war Egide ſo nahe an Hilaren hingekommen, daß er ſie erreichen konnte; er ſagte kaum hörbar: Grüß' Sie Gott, Jungfer Hilare! — Hier konnte ſich die hübſche Rentmeiſterin eines kleinen Lächelns nicht erwehren, ihr Mann behielt aber ſeinen Ernſt, veranlaßte die arme verlegene Hilare, ihrem alten Freunde die Geſchäfte, die ſie ihm anvertrauen wollte, auseinanderzuſetzen, und ſah bald, daß die kleine Intrike, die ſeine Frau abgekartet hatte, nach Wunſche geknüpft ward. Freilich war die reiche Müllerin nicht ohne Veranlaſſung ins Rentamt gelockt worden; die Rentmeiſterin, welche oft mit ihren Kindern nach der ſchön gelegenen Mühle ſpazieren ging, hatte Hilaren ihres, für ihren Stand ungewöhnlich gebildeten Gemüths wegen ſchon lange geſchätzt; ſeit des alten Müllers, vor anderthalb Jahren erfolgtem Tode hatte ſie manchen Zug ihrer Jugendgeſchichte von ihr erfahren. Von Egide, als ihres Vaters Pflegekind, hatte ſie geſprochen, und wie der Haushalt, wie er ihm vorſtand, ſo blühend war, und wie er nach ſeinem Verſchwinden, das ſie für ſeinen Tod anſah, in Unordnung gekommen und durch ihres Vaters irrige Vorliebe für die Kirche und ihre Diener immer mehr geſunken ſei; wie der Vater geſtorben, die Mutter bei der drohenden Armuth geweint und bald nachgefolgt ſei. In dieſer Zeit bot ihr der ältliche Müller ſeine

Hand an. Hilare that, um ihre jüngſten hülfloſen Geſchwiſter erziehen zu können, was ihr Herz bis dahin verabſcheut hatte, ſie ward ſeine Frau. Wie der Rentmeiſter von dem Geſchäftsritt, wo er Egiden auf ſeiner Rückkehr zur Heimat begegnete, nach Hauſe kam, ſetzte er ſeine Frau durch die Verſicherung: der Müllerin Jugendgenoß und alte einzige Liebe ſei von den Todten erſtanden und auf dem Wege nach Kitzbühel, in das größte Erſtaunen; mit weiblicher Klugheit entwarf ſie einen Plan, dem armen Heimatloſen eine Zuflucht zu gründen; ſie trug ihrem Manne auf, ihn auszuforſchen, in welcher Eigenſchaft er Hilaren könnte vorgeſtellt werden und ſpazierte nach der Mühle, von wo ſie unter ſcheinbaren Vorwänden die Müllerin mit ſich nach Hauſe nahm.

Jetzt ſah ſie heimlich frohlockend zu, da die beiden alten Freunde immer wortreicher über ihre Angelegenheiten ſprachen. Für Liebesleute konnte man ſie freilich noch immer nicht halten, denn noch getraute ſich Hilare nicht völlig den Kopf nach Egide's Antlitz zu wenden, und er ſtand mit dem einen Fuße immer auf dem Sprunge; doch je länger er ſprach, je mehr ſchwand in ſeiner Stellung der Ausdruck gewohnter Furchtſamkeit. Ein bischen militairiſche Haltung miſchte ſich in ſein Weſen, und die Ungewohnheit, in ſeiner Landesſprache zu reden, nebſt der Gewohnheit, ſich zu einer fremden zu bequemen, hatte ſeinem Tone eine eigene Annehmlichkeit gegeben. Jetzt kamen des Rentmeiſters Kinder mit zwei fremden herein, einem aufblühenden Mädchen von vierzehn Jahren, die einen kleinen Knaben auf dem Arm trug; beide waren Hilarens Kinder, und das jüngſte einige Monate nach des Vaters Tode geboren. Der Kleine hing ſich ſchmeichelnd an der Mutter Hals — Egide trat erſchrocken noch einen Schritt zurück, indeß Hilare in Thränen ausbrach. Doch in dieſem Augenblick ſchien plötzlich zwiſchen den beiden Freunden der Zauber gelöſt; beim Anblick dieſer Thränen nahm Egide Hilaren das Kind vom Arme, herzte und küßte es, und der Kleine, als ſchien er der Mutter Dolmetſcher ſein zu wollen, weit entfernt, ſich vor dem fremden Manne zu fürchten, legte die Ärmchen um ſeinen braunen Hals und rieb die roſigen Wangen an ſeinem ſtruppigen Schnurrbart. Das junge Mädchen machte große Augen, und fragte politiſch: Mutter, das iſt wol ein Herr Vetter? — Nein, rief die Gute mit zitternder Stimme, ein Freund iſts, den Gott nach achtzehnjähriger Ergebung meinem Glauben zum Lohne gibt, weil ich ſeinen Willen ohne Murren erfüllte.

Wozu ſollten wir weiter erzählen? Die Mühle ſtand ſich gut unter der Aufſicht des fleißigen Oberknappen; die Bemühungen des Rentmeiſters ſchafften ihm alle Vorſprache und Begünſtigung, um Bürgerrechte zu gewinnen; das Zeugniß manches wackeren Bauern, der Egiden als Knecht wohlgewollt hatte, beförderte ſein Glück. Das Schickſal gefiel ſich einmal, Menſchen nach menſchlichen Anſichten für ihre Tugend zu belohnen, und der arme Kriegsgefangene lebt nun als der reichen Müllerin wackerer Eheherr in der Moormühle zu Kitzbühel. Alljährlich läßt er Meſſe leſen für den ſanften Todten.

Riccardo, und täglich betet er mit ſeinem Weibe um das Vorwort des heiligen Alexis für Kaspars ſchuldvolle Seele; ſorgfältig, wie er Thereſilla bewachte, wacht er über Hilarens aufblühende Tochter; und ihr Knabe, der zuerſt ſeinem Gefühle eine Sprache gab, iſt die Freude ſeines Lebens.

Erzählungen

von

Therese Huber.

Geſammelt und herausgegeben
von
V. A. H.

In ſechs Theilen.

Dritter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1831.

Erzählungen

von

Thereſe Huber.

III.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Vorwort*).

Dieſes Gemälde von unausſprechlichem Unglück könnte vielleicht manchen Leſern unmoraliſch oder wenigſtens zweckwidrig vorkommen. Jenes geſchähe, weil aus Fehltritten, Verbrechen, unſinnigen Handlungen von Menſchen, mit deren Moralität dieſes Alles im Widerſpruch zu liegen ſchiene, keine Lehre zu ziehen wäre, weil alſo dadurch das Herz fruchtlos betrübt, die Einbildungskraft fruchtlos mit ſchwarzen Bildern gefüllt würde. Aber Ihr beurtheilt Seldorf und ſeine Kinder, Ihr beurtheilt ſelbſt die unglückliche Sara ſehr falſch, wenn Ihr nur Kummer aus ihrer Geſchichte ſchöpft, wenn Ihr nicht erkennt, wie Lebensgenuß und Moralität in ihren Schickſalen gleichen Schritt hielten, wenn Ihr nicht mit Sara die Wohlthat der Freundſchaft, die Schönheit der Natur genießet, bis zu dem fürchterlichen Zeitpunkt, wo das Verbrechen den undurchdringlichen Nebel des Bewußtſeins der Schuld zwiſchen ſie und jede Freude niederſenkte. Und könnt Ihr nur Schmerz finden in Seldorf's Leben, der ſeinen verlornen Frieden durch Wohlthun zu erſetzen ſuchte? Könnt Ihr glauben, daß Roger auf ſeinen rauhen Pfaden, unter Gefahr, Kampf und Entſagung, nur

---

*) Der Herausgeber denkt dem Vorworte der Verfaſſerin um ſo weniger etwas beizufügen, je mehr ſich vielleicht über dieſe Erzählung ſagen ließe. Als er ſie vor Jahren zum erſten Mal las, erſchien ſie ihm als eine der ergreifendſten, die unſere Literatur beſitzt, und indem er ſie nun mit ſehr veränderten Anſichten und Gefühlen wiederlas, bleibt ſein Urtheil darüber daſſelbe. Die Verfaſſerin hätte vielleicht beſſer gethan, ſie gar nicht nach den Grundſätzen des Romans und vor der weichlichen, ſchlaffen Selbſtſucht rechtfertigen zu wollen, die heut zu Tage freilich noch häufiger vorkommt, als zu der Zeit, da dieſe Erzählung entſtand (1796). Auch wenn die Perſonen und Begebenheiten derſelben nicht alle im gewöhnlichen Sinn hiſtoriſch wären, ſo müßte ſie doch von dem Standpunkt der Geſchichte, nicht von dem des Romans aus beurtheilt werden, denn ſie ſchildert die Art, wie jenes furchtbar erhabene Weltgericht, die Revolution, in einige von den Millionen von friedlichen Kreiſen eingriff, aus denen die bürgerliche Geſellſchaft beſtand, die ſie in Strömen von Blut und Feuer verzehrte und umwandelte — ſie bringt uns in dem Schickſale Einzelner das Schickſal des Ganzen menſchlich näher. — Hat aber der Roman das Recht oder die Pflicht, die Räthſel, die er vorlegt, auch zu löſen und Vergeltung im Guten und Böſen nach menſchlichen Begriffen zuzumeſſen, ſo

---

verhält es ſich ganz anders mit der Geſchichte, oder in andern Worten, mit dem Leben. Die Löſung ihrer Räthſel liegt außerhalb ihrer Grenzen, oder vielmehr außerhalb der Grenzen unſeres Faſſungsvermögens, und eben darin liegt ihre furchtbare Erhabenheit und ihre tröſtende Verheißung.

D. H.

unglücklich war? So müßt Ihr die Tugend für ſehr ohnmächtig und jeden Unglücklichen für einen geweihten Märtyrer halten! — Nein, dieſe Menſchen, über die Ihr vielleicht hier weinen werdet, genoſſen tauſendfaches Glück, und die Laſt, welche ihr Herz drückte, führte es lange nur zu der einfachen Menſchheit zurück. Aber der Augenblick gehäſſiger Leidenſchaft kam und tödtete auf immer die Fähigkeit zum Genuß. Ich erzählte, was ich in der Wirklichkeit wahrnahm; Beiſpiele aufzuſtellen war meine Abſicht nicht, wohl aber, Duldung und Mitleid gegen die Unglücklichen zu erwecken, die bei dem edelſten Herzen durch den Drang ungeheurer Begebenheiten zu unerhörten Thaten hingeriſſen werden. Weinet dann über Sara, anſtatt ſie zu richten.

Der andere Vorwurf könnte von einer andern Klaſſe von Leſern erwartet werden, die ein Buch unzweckmäßig finden, weil es ihnen Kummer ſtatt Zeitvertreib macht. Dieſen beantworte ich mit größerer Zuverſicht, ſo unbekannt mir auch ſeit Jahren dieſe ſorgloſe Menſchengattung geworden iſt, die meinem ernſten Vaterlande fremd ſein ſollte. Wenn ich das Land um mich her, das mit Leichen gedüngt iſt, wenn ich die Hütten, vor deren einſamen Thüren ſchon Gras zu wachſen beginnt, wenn ich C**'s hohe Trümmer ſehe, die wie rieſenmäßige Geſpenſter in der ſtillen Mondnacht dort durch den niedergebrannten Wald herwinken, möchte ich die Weichlinge auf jenen Hügel führen, möchte ſie den Duft der Verweſung athmen laſſen, der aus dem unermeßlichen Kirchhof umher zu ihnen aufſteigen würde, und ſie fragen: Wollt Ihr, die Ihr, im ruhigen Vaterland, im Schoos Eurer Familie, die namenloſen Qualen Keines der Tauſende, die hier ſchlafen, zu lindern verſuchtet, noch, wenn Ihr es verſucht, zu lindern vermocht hättet — wollt Ihr, deren Ohr nie von dem Aechzen, von den Flüchen ihrer verzweifelnden Zurückgelaſſenen zerriſſen ward — wollt Ihr nicht den Wenigen aus der zahlloſen Menge, nicht Seldorf, nicht ſeiner verwaiſten Sara eine Thräne ſchenken? Fällt Euch dieſe Thräne zur Laſt, ſo iſt Euer Herz auch für wahre Freude verſchloſſen, ſo lebt Ihr im beſchränkten Kreiſe der Selbſtſucht, und die Menſchlichkeit, die ſich über ihre Unfähigkeit zu helfen mit Mitleidsthränen tröſtet, iſt Euch ewig fremd. —

Die Familie Seldorf.

Eine Erzählung aus der franzöſiſchen Revolution.

Im Frühling des Jahres 1784 kam zu Saumur in der ehemaligen Provinz Poitou ein ältlicher Mann an, der, nach ſeiner Kleidung zu urtheilen, ein Seeoffizier von anſehnlichem Rang ſein mußte. Er war von ſeinen Kindern begleitet: einem Sohn und einer Tochter von neun bis dreizehn Jahren, und einer zweiten Tochter, die noch in der früheſten Kindheit war. Die Kinder trugen tiefe Trauer um ihre vor kurzem verſtorbene Mutter, aber weiter konnte die Neugier der Wirthsleute in dem wenig beſuchten Gaſthofe anfangs nichts erfahren; denn die beiden Bedienten des Fremden, ein junger Burſche aus der Gegend von Saumur ſelbſt, der zufällig ganz kurze Zeit vorher nach Paris gewandert war, um dort Dienſte zu ſuchen, und eine Kinderwärterin, waren nur gerade vor der Abreiſe des Fremden aus der Hauptſtadt von ihm angenommen worden und wußten wenig mehr von ihrem neuen Herrn, als daß er, ſeinem Namen nach zu urtheilen — er hieß Seldorf — kein geborner Franzos ſein müſſe, im amerikaniſchen Kriege gedient habe und mit einem zerſchmetterten Arm zurückgekommen ſei Er äußerte indeſſen bald, daß er ſich einige Zeit in der Stadt aufzuhalten gedächte; und ſobald er ſeinen Kindern, für welche er die größte Sorgſamkeit zu haben ſchien, alle Bequemlichkeiten verſchafft hatte, die im Hauſe zu erlangen waren, erkundigte er ſich bei dem Wirth, ob in dieſer Gegend nicht irgend ein gut gelegenes Landgut von mäßigem Umfang zu kaufen ſein ſollte. Es fand ſich, daß dieſer durch einen kleinen Weinhandel mit mehreren Herrſchaften in Verbindung ſtand und Leute in der Stadt kannte, die mit Aufträgen zu dergleichen Geſchäften verſehen waren. Seldorf nahm auf den folgenden Tag Abrede mit ihm, einige Gänge zu dieſen Leuten zu thun, und kehrte hierauf zu ſeinen Kindern zurück.

Er fand Sara, ſeine Aelteſte, ein ſanftes Geſchöpf von neun Jahren, neben der Kinderwärterin knien und ihr Schweſterchen, das ein heftiges Fieber zu haben ſchien, liebkoſend tröſten, indeß der Knabe an einem Fenſter ſtand und mit großen ernſten Augen auf die Gruppe blickte. Seldorf näherte ſich der Kleinen, legte ſeine Hand an ihre glühenden Wangen, ſah in ihre trüben Augen und ſagte zu Sara: Gutes Kind, Deine Schweſter wird nun geſund werden, dieſe Luft iſt heilſam. — Sara ſah freundlich zum Vater auf, der mit Beſtürzung wahrnahm, daß ihr Geſicht von Thränen benetzt war. Was haſt Du? rief er und zog ſie zu ſich; Antoinette iſt ja nicht ſo krank, ſie ſoll leben, und wir wollen ſie pflegen und für ſie ſorgen. — O Vater, das iſt's nicht! wenn ſie auch ſtürbe — ich denke wohl, Vater, der Tod iſt nicht das Betrübteſte; aber ſo lange ſie lebt, müſſen wir ihr wohlthun und ſie lieb haben — und Theodor — — Ungeduldig hatte dieſer der Schweſter zugehört, er eilte nun zu ihr — Sara, rief er dringend, Du haſt Unrecht, ich will Antoinetten wohlthun, ich möchte jeden Schmerz für ſie leiden; Du weißt, ob es wahr iſt, was Du mir vorwarfſt, was Du nun dem Vater ſagen willſt. — Seldorf unterbrach den ſtürmiſchen Knaben, drückte beide Kinder an ſeine Bruſt und wollte ſich eben nach der Entſtehung ihres Zwiſtes erkundigen, als die kleine Kranke von dem Schoos ihrer Wärterin herabglitſchte und mit zitternden Schritten zu ihm ſchlich, ſeine Knie mit beiden Armen umfaßte und, indem ſie bittend zu ihm hinaufſah, einige ſüße Worte liſpelte. Seldorf's Geſicht überflog eine glühende Röthe, ſein Blick wurde finſterer, er bückte ſich aber nach dem Kinde, deſſen Kopf matt auf ſeine Knie geſunken war. Theodor nahm es auf ſeine Arme, ſah auf den Vater, ſah auf die lächelnde Kleine und wollte ſie lebhaft an ſich drücken, als ſie ſchmerzhaft aufſchrie: Ach mein Hals! und nach einer breiten Binde griff, die ſie bis an das Kinn verhüllte. Des Knaben Thränen ſtockten, er gab das Kind eiligſt der Wärterin, und ohne den mindeſten Ausdruck von Theilnahme gegen das wimmernde Geſchöpf warf er ſich ſeinem Vater um den Hals. Vater, rief er, Sara findet mich hart gegen Antoinette, weil ich nicht — weil mein Herz mir es unmöglich macht — weil wir Knaben wol helfen mögen, aber nicht klagen und tröſten können. — Ach, Theodor, unterbrach ihn Sara, wie ich die Blattern hatte, konnteſt Du da nicht klagen und tröſten? Habe ich da nicht oft gebeten: Bruder, weine nicht! Wie ich blind war und Deine Thränen ſo kühl auf meine brennenden Hände fielen? — Sara, quäle mich nicht, denn ich habe recht. Du biſt jünger, Du biſt meine liebe Herzensſchweſter geweſen, lange ehe der Vater uns allein ließ, Dich liebte ich ja, eh Du nur mit mir ſprechen konnteſt. — Seldorf wollte nun den zärtlichen Streit, dem er gerührt und nachdenkend zugehört hatte, endigen. Liebreich ſtellte er Theodorn vor, wie ſelten es in der Macht des guten Mannes ſtände, den Leiden ſeiner Mitgeſchöpfe abzuhelfen, und wie lindernd für den Leidenden Theilnahme und ſanfte Tröſtungen wären. Während daß Beſchämung und Hartnäckigkeit in des Knaben Seele noch kämpften, wendete ſich der Vater zu Sara und ſagte: Mein Kind, Theodor will nicht hart ſein gegen das arme Geſchöpf, das weißt Du; von der Art, wie er Euch Beide liebt, kannſt Du nicht urtheilen, meine Sara. Wenn Du einſt älter biſt, wirſt Du lernen, daß es weibiſch wäre, wenn Knaben und Männer liebten und tröſteten, wie es Deinem Geſchlecht wohl anſteht es zu thun.

Sara verſtand ihres Vaters Worte kaum zur Hälfte, denn ſie war ſehr jung und einfach; aber eben dieſer Einfalt prägte ſich der Sinn dieſer Worte, für welchen die Natur das weibliche Herz ſo empfänglich gemacht hat, tief ein, und mit demſelben Achtung für den Unterſchied zwiſchen ihrem Gefühl und Dem, was ihr Vater als Eigenſchaft des Mannes zu beſtimmen ſchien, liebende Behutſamkeit, in den beiden Geſchöpfen, die ſie ſo innig ehrte, dieſen Unterſchied nicht zu beleidigen.

Es kam Seldorf darauf an, unverzüglich einen ländlichen Aufenthalt zu finden, und er hatte hierzu blos die Mühe der Wahl, denn in der Hauptſtadt waren eine Menge Gutsbeſitzer ungeduldig, einen Theil ihres väterlichen Erbes in fremde Hände zu bringen, um in dem glänzenden Wirbel der Hauptſtadt, wo ſie ſich wie Strohhalme im Weltmeer umtrieben, ſich einen Augenblick länger eine lügenhafte Wichtigkeit zu geben. Er entſchied ſich für ein artiges Landhaus, von welchem ein kleines Dorf und ziemlich anſehnliche Ländereien abhingen, das die reizendſte Lage hatte und von allem Geräuſch und Ueberfall von Müſſiggang ſo entfernt war, wie es in einer Provinz ſein konnte, wo es Rittergüter, alte Schlöſſer mit Thürmen und Gräben und allen feudaliſchen Ehrenzeichen in zahlloſer Menge gab. Das Haus war zuletzt von der verwitweten Gräfin ** bewohnt geweſen, die es als Witwenſitz beſeſſen hatte, und nach deren Tode es ihres Mannes älteſtem Sohne aus ſeiner erſten Ehe zugefallen war. Dieſe arme Dame, welche durch verſchiedene Umſtände ſehr wider ihren Willen vom Hof entfernt gehalten wurde, hatte alle Laſter, aus welchen die Bewohner jener erhabenen Sphäre die Feſſeln ſchmieden, mit denen ſie lächelnd ſich ſelbſt geißeln, unter die Einwohner dieſer Gegend gebracht. Zu alt, zu beſchränkt in ihren Glücksumſtänden und zu verlebt, um einen Zirkel von Menſchen ihres Standes um ſich zu verſammeln, hatte ſie Neid, Intrigue, Raubſucht, Haß und alle Thorheiten, die in dem Menſchen ſich ausbilden, wenn er nicht allen Menſchen anzugehören glaubt, in die täglich wirkſamen Verhältniſſe des häuslichen und ländlichen Lebens übergetragen, ihre Unterthanen gedrückt, ihre Nachbarn verſcheucht, ihr Geſinde verſchlechtert. Nach ihrem Tode ſahen ſich die Unterthanen mit dumpfer Gleichgültigkeit in eines neuen Herrn Gewalt kommen, indeß Mancher unter ihnen weinen mochte, wenn er aus Noth gezwungen war, ſein letztes Pferd einem andern Eigenthümer zu überlaſſen. Daß ſein Pferd es beſſer oder ſchlimmer haben konnte, wußte er, da er ſelbſt viele Jahre lang ſein ſchwarzes Brot zwiſchen dieſem Thiere und ſeinen nackten Kindern getheilt hatte; aber daß die Bauern jemals von einem Herrn beſſer als von dem andern wären behandelt worden, hatte ihm ſein alter Vater nie erzählt. Seit vielen Menſchenaltern ohne Genuß von ſicherm Eigenthum, von Liebe oder Dank, ſahen ſie fühllos die lächelnde Sonne ihre Fluren beſcheinen; die Trauben, die ſie röthete, die Saaten, die ſie reifte, gehörten nicht ihnen; ſie kannten ihre Wirkung nur von dem Schweiß der bittern Mühe her, der ihre erniedrigte Stirne benetzte. Unglücklich fühlten ſie ſich nicht, denn es fiel ihnen nicht ein, ſich mit Glücklicheren zu vergleichen; hätten ſie das gekonnt, hätten ſie gar ſich mit ihren praſſenden Herren zu vergleichen gewagt, es wäre ſchon der erſte, gefährliche Schritt zum Erwachen aus ihrer Dumpfheit geweſen. Die ſeelentödtende Erniedrigung dieſer armen Menſchen beſtand gerade darin, jenes Geſchlecht, das ſie von allen Anſprüchen der Menſchheit ausſchloß, für erhabener als ſich ſelbſt zu halten; und erwachte je ein

Funken von Ehrgeiz in ihnen, ſo befriedigten ihn glänzendere Zeichen ihrer Dienſtbarkeit.

So waren die Einwohner dieſer Gegend und die paar hundert Menſchen beſchaffen, über welche Seldorf nun zu gebieten hatte. Dieſer Mann hatte früh denken gelernt, er hatte früh ſeinen Geiſt bereichert; aber in der Einſamkeit erzogen, hatte er den Menſchen nur in ſeinem eigenen Herzen ſtudirt, und das Ideal, was er hier fand, leitete ihn auf einen Pfad, wo er ohne Gefährten blieb. Nirgends begegnete ihm in der Wirklichkeit die hohe Tugend, nach welcher er ſtrebte, die er allein ſeiner würdig hielt. Oft glaubte ſein warmes Herz ihre Spur gefunden zu haben, er verfolgte ſie eifrig, und immer ſah er ſein ſchönes Bild in Luft zerfließen. Doch riß ihn keine Erfahrung von ſeinen Schwärmereien los; bei jeder ward ihm vielmehr ſein Ideal theurer, bei jeder ſtralte deſſen Glorie heller, und bedeckte neues Dunkel den Pfad ſeines Lebens. Er ſehnte ſich nach Mitgefühl und wachte zu ſtreng über ſich ſelbſt, um die Einſamkeit ſeines Herzens ſeiner Vortrefflichkeit zuzuſchreiben. Indeſſen ſah er ſich oft mit Beifall umringt, wenn er ſich kleinlicher Antriebe bewußt war, und oft erging über ihn das ſtrengſte Gericht, wenn ſeine ſchöne Seele im Gefühl ihres Adels glühte. Mistrauen gegen den Schein der Tugend mußte alſo mit Geringſchätzung fremden Urtheils in ihm entſtehen. Bei einem kältern Herzen wäre er ein Menſchenverächter geworden. Aber Seldorf konnte ſich nur von den Einzelnen losreißen, unter denen ihn ſo Viele betrogen und verkannten, um das ganze Geſchlecht mit deſto innigerem Wohlwollen zu umfaſſen.

Verſchiedene Umſtände verſchafften ihm ſchon in früher Jugend, ob er gleich in Deutſchland geboren und ſeine Aeltern von der nämlichen Nation waren, eine Stelle in der königlichen Marine in Frankreich. Dies war keine Gelegenheit für ihn, Menſchen nach ſeinem Bild zu finden; was ihn umgab, war vielmehr Unrecht, Druck und Vergeſſenheit aller Pflichten. Sein Herz litt unendlich dabei, und da er ſich eben ſo fruchtlos nach Glück als nach Tugend umſah, fing er an, beide weniger für den Lohn als für den Leitſtern des menſchlichen Geſchlechts zu halten. Seine ſchönſten Jahre waren in überſpanntem Streben und trüber Ergebung verfloſſen, als der ſiebenjährige Krieg ausbrach, der für Frankreichs Ehre und Wohlſtand ſo verderblich war, in welchem ſchamloſe Intrigue, Privatintereſſe und Weiberlaune Leben und Gut der Nation in die Hände ſpottender Feinde lieferten. Seldorf fühlte alle dieſe Abſcheulichkeiten bei ſeinem Dienſt zehnfach bitter; die wenigen redlichen Seeoffiziere ſahen mit Zähneknirſchen, wie ſie und ihre brave Mannſchaft durch die Pflichtloſigkeit der Obern dem Hohngelächter der Fremden preisgegeben waren. Wo indeſſen der Muth der Seeleute nicht durch die Ungeſchicklichkeit oder Verrätherei ihrer Anführer fruchtlos gemacht wurde, behaupteten ſie ihre Ehre, und einige durch Tapferkeit und Klugheit geglückte Unternehmungen brachten Seldorf früher in ſeinem Dienſt empor, wie er als Ausländer und Bürgerlicher unter andern Umſtänden je hätte erwarten können.

Die Thätigkeit, zu welcher er dadurch immer mehr Anlaß bekam, hatte den wohlthätigſten Einfluß auf ſeinen Geiſt; ſtatt müßiger Speculation ſah er nun Wirklichkeit um ſich her, und wenn er auch dabei auf Geſtalten ſtieß, die gegen die Bilder ſeiner ehemaligen Betrachtungen ihm ſehr verzerrt vorkamen, ſo traf er auch freundliche, anziehende Gruppen, die durch ihre menſchlichen Unvollkommenheiten Zutrauen und durch manche einzelne Züge Ahnungen hoher Tugend erweckten. In der erzwungenen Achtung ſeiner unwürdigen Obern ſchien ihm die zertretene Menſchheit einigermaßen gerächt, und ihr richtiges Verhältniß ſchien ihm in der zutraulichen Liebe ſeiner muthigen, ſorgloſen Untergebenen zum Theil wieder hergeſtellt. Sein Herz erweiterte ſich, denn er fühlte die mangelhafte Wirklichkeit beglückender als ſeine vollkommenen Ideale.

Der Zuſtand, in welchen das arme Frankreich immer tiefer verſank, ſetzte den guten Seldorf, als er nach beendigtem Kriege in das bürgerliche Leben zurückkehrte, zwar in Gefahr, den kleinen Vorrath von Lebensluſt, den er aufgeſammelt hatte, wieder einzubüßen; allein jene unbeſtimmten Triebe ſeiner Jugend waren nun verraucht, des Mannes ruhiger Sinn begnügte ſich mit den gewöhnlichen Hülfsquellen des geſellſchaftlichen Lebens; er wollte ſich nun auf immer vor Schwärmerei ſchützen und beſchloß, ſo nah er auch ſeinem Herbſt war, mit noch ganz neuem Herzen eine Gattin zu ſuchen.

Das weibliche Geſchlecht war ihm bisher unbekannt geblieben. Der Begriff von weiblicher Tugend und weiblichem Adel war ſeinem Ideengang überhaupt angemeſſen. Das einzige Weib, das er je kannte, ſeine Mutter, rechtfertigte dieſen Begriff; ihr Andenken heiligte bei ihm ihr ganzes Geſchlecht und machte es ihm ſo ehrwürdig, daß er die einzigen weiblichen Geſchöpfe, die er in ſeinem Dienſt und durch den Umgang mit ſeinen Kameraden zu ſehen Gelegenheit gehabt, nie mit dieſem Geſchlecht in die mindeſte Verbindung gebracht hatte.

Der Zufall führte ihm ein Mädchen zu, die er zu ſeinem Weibe machte, nachdem er ſie ſchon durch alle Bande der Dankbarkeit an ſich gefeſſelt hatte. Leidenſchaftlich lieben konnte der vierzigjährige Mann wol nicht mehr; aber mit dem vollſten Zutrauen ſein ganzes Glück aus den Händen eines reizenden Weibes erwarten, die ihm mehr als das Leben zu verdanken hatte, das konnte er mit mehr Einmiſchung ſeiner ganzen Seele, als manche heftige Leidenſchaft erfordert. Er ward auch glücklich, und zwei Kinder, Theodor und Sara, ſchienen ihn auf immer an die Fehler, Leiden und Genüſſe der gebrechlichen Menſchheit zu knüpfen, als die unergründliche Staatskunſt des franzöſiſchen Hofes Heere und Flotten nach Amerika ſchickte, um dem kühnen Volke eines andern Welttheils ein Gut erkämpfen zu helfen, das in Frankreich Majeſtätsverbrechen geheißen hätte. Seldorf konnte bei ſeinem Gefühl und ſeiner Denkungsart dem Rufe ſeines Monarchen, für Freiheit und Volksglück zu ſtreiten, nicht als bloßer Miethling folgen. Erſtaunt, durch einen Dienſt wie der ſeinige aufgefordert zu ſein, für die Sache der Menſchheit zu fechten, flog er auf ſeinen Poſten, und die Freude ſeiner Seeleute jauchzte ihm entgegen. Das wohlgemuthe Volk hatte unter Seldorf geſiegt und ſein Blut vergoſſen aus gewohntem Gehorſam, die Wenigſten darunter bekümmerten ſich ernſthaft um das Weſen und den Grund des Kampfes; indeſſen trieben ſich manche unbeſtimmte Begriffe und Sagen von den Thaten und dem Vorhaben der neuen Bundesgenoſſen jenſeit des Oceans in den leicht faſſenden Köpfen dieſer Nation umher, und ob es ſchon verworren genug darum ausſah, ſo gibt es doch einen Ton, der, rein angeſchlagen, in jedem denkenden Weſen wiedertönt — Freiheit heißt er; und der Lerche kühner Flug im Duft der Morgenröthe verkündet ihn der ganzen Schöpfung, wie das geopferte Leben von Tauſenden ihn in das Ohr der Tyrannei ruft.

Für Seldorf war dieſer Krieg ein wichtiges, ernſtes Schauſpiel. Er hielt ſich lange in den amerikaniſchen Häfen auf und folgte mit ſpähendem Blick der Schöpfung der Freiheit um ihn her. Jezt ſah er die Menſchheit in einem neuen und wohlthätigen Lichte, er verglich die Bewohner jenes Landes mit dem braven, empfänglichen Volke, unter welchem er ſeit ſeiner Kindheit lebte, dachte den Abgrund von Elend, worin es verſchmachtete, und wenn mancher ſchwarzlockige Knabe mit kindiſchem Muth den oft gehörten Ruf von Freiheit und Eigenthum nachrief, ſah er ſeines Theodors unterdrücktes Verdienſt an den Stufen des Throns zertreten. Im lezten Jahre des Kriegs zerſchmetterte ihm eine Kugel die rechte Schulter; lange verzweifelte man an ſeinem Leben, und unter den unſäglichen Schmerzen ſeiner Krankheit mußte er über ſich ſelbſt lächeln, wenn in den Händen des Wundarztes ihn der Gedanke ſtärkte, für die Sache der Freiheit zum Krüppel zu werden, er, der als Söldling eines Königs in einer fremden Sache ſein Blut vergoß!

Seldorf war nun zu ferneren Kriegsdienſten unfähig und eilte nach Frankreich zurück, verſöhnter mit dem Schickſal der Menſchen — denn er hatte in jenem Lande den Keim ihrer Veredlung und ihres Glücks geſehen — und alle Freuden des Gatten und Vaters in ſeiner Heimath erwartend. Wie viel glücklicher wäre der Arme geweſen, wenn die Kugel, die ſeine Schulter zerſchmetterte, ſein gutes Herz mit allen ſeinen Hoffnungen und Ausſichten getroffen hätte! Er kam zurück, und Zerrüttung ſeines häuslichen Friedens und Schande war der Lohn ſeines Vertrauens und ſeiner Wunden. Seine Gattin machte ihn zum dritten Male zum Vater und brach in ſchuldvolle Thränen aus, als er das Kind mit bitterm Zähneknirſchen aus den Händen der Wehmutter empfing. Nach kurzer Zeit trennte ſie der Tod, und in dem finſtern, thränenloſen Blick, den er ihrem Sarg nachſchickte, las man die ewige Scheidung zwiſchen ihm und den Freuden des Lebens. Sogleich nach dieſem Vorfall ſchaffte er alle ſeine Bedienten ab, brach mit ſeinen wenigen Bekannten und verließ die Hauptſtadt, welche der Schauplatz dieſer Begebenheiten geweſen war.

Seldorf erſchien ſeinen neuen Nachbarn und ſeinen Unterthanen bald als ein Weſen ganz anderer Art als die letztverſtorbene Gutsbeſitzerin. Jede ſeiner Einrichtungen, jedes Tagewerk bewies, daß er um ſo eifriger darauf bedacht war, Alles um ſich her zu beglücken, je ferner jedes frohe Gefühl von ſeinem eignen Herzen war. Keiner, der ihm nahte, konnte ſeinen Willen verkennen; aber aller Dank, der ihm wurde, konnte ihm nicht den ſchönſten Lohn ſeiner Tugend geben; er konnte Wohlthaten austheilen, aber Freude geben konnte der freudenloſe Mann nie. Mit treuer Sorgſamkeit wachte er für ſeine Kinder und pflanzte den reinſten Enthuſiasmus für alles Edle und Gute in ihren Herzen, innig verehrten ſie in ihm das Vorbild ſeiner Lehren; aber das theilnehmende Lächeln ſeines gramvollen Geſichts verſcheuchte ihre jugendliche Fröhlichkeit. Mit weiſer Menſchlichkeit zog er ſeine Unterthanen aus Armuth und Elend, lehrte ſie zuerſt nach den Annehmlichkeiten des Lebens trachten, indem er es ihnen möglich machte, ſie zu erlangen. Wenn aber ein ſchöner Sommerabend das Landvolk zu luſtigen Spielen verſammelt hatte, und er unerwartet erſchien, verſtummte die Freude vor dem trüben Blick ihres Schöpfers.

Sara und Theodor lebten von dem erſten Augenblick ihres ländlichen Aufenthalts ein neues Leben. Die erſten ohne deutliches Bewußtſein verfloſſenen Jahre ihrer Kindheit hatten eben keinen Eindruck weiter in ihrem Gedächtniß zurückgelaſſen, als daß ſie die lange Abweſenheit ihres Vaters mit einem dunkeln Gefühl von ehemaligem Glück verglichen. Theodor, vier Jahre älter als ſeine Schweſter, hatte ſich glühende Bilder von den Gefahren und Thaten des geliebten Vaters gemalt und von dem Entzücken des Wiederſehens. Unabläſſig hatte er in ſeine Mutter gedrungen, daß ſie ihm von Amerika erzählte, und das Wort Freiſtaat durchdrang ihn mit Ehrfurcht, ſeitdem er wußte, daß dafür ſeines Vaters Blut geſloſſen war. Nach des Vaters lang erſehnter Rückkehr lag ein ſchweres Schickſal auf der ganzen Familie, der Kinder unſchuldiger Sinn entzifferte es nicht; aber jungen Vögeln gleich, die unter einer finſtern, drückenden Gewitterwolke leiſe mit gebückten Köpfchen an der Erde wegfliegen, war, ihnen ſelbſt unbewußt, alle Freude gelähmt, und ihr heiterſtes Geſchwätz lispelte kaum hörbar dahin wie Geſpenſtermärchen. In Theodors lebhaftem Geiſt ſchienen manchmal wol befremdliche Gedanken zu dämmern, aber kindlich begnügte er ſich, ſeines Vaters Gram zu theilen, ohne tiefer in deſſen Urſachen einzudringen. Seit ſie indeſſen das Land bewohnten, war dieſer Zauber gehoben; des Vaters Geſicht blieb zwar von Kummer umwölkt, aber die neue Lebensweiſe, Seldorf's unabläſſiges Bemühen, ihnen jeden Genuß zu verſchaffen, Alles gab ihnen das Glück der Jugend zurück. Sein liebſtes Geſchäft war, die Kinder eines durch das andere zu bilden; Lage und Charakter hatten ſie einander ſo genähert, daß der Unterſchied ihrer Jahre verſchwunden war. Theodor gewöhnte ſich, Sara gleichſam als die Stellvertreterin ihres ganzen Geſchlechts anzuſehen, und achtungswürdiger konnte es ihm nie erſcheinen als in ihr. Sara glaubte in ihrem Bruder das Urbild alles Schönen, das der theure Vater als Ziel der Vervollkommnung ſchilderte, zu erkennen. Bei ſo empfänglichen Herzen und der Abgeſchiedenheit, worin ſie lebten, mußte ſich bald Enthuſiasmus in dieſe Gefühle miſchen. Oft ſagte Seldorf zu ſeinem Sohn: Willſt Du ein Mann werden, ſo lerne die Weiber ehren. Nur wenn ſie uns beglücken, ſind ſie liebenswürdig; nur wenn wir ſie ehren, können ſie uns beglücken. Die Natur ſetzte die Vollkommenheit beider Geſchlechter in die größte gegenſeitige Abhängigkeit, indem ſie ihr die größte Verſchiedenheit gab. Der feſte, treue, eiſerne Mann kann nur der ſanfteſten Weiblichkeit huldigen; Schwächlinge lieben Amazonen. Damit aber das Weib dieſen Zauber ihres Geſchlechtes beſitze, muß ihr Herz kindlich bleiben, wie gebildet auch ihr Verſtand ſei; und unſere Achtung allein kann das Zutrauen hervorbringen, welches dieſe Kindlichkeit hält. Fühlt das Weib nicht dieſen Lohn ſeiner Liebenswürdigkeit, ſo ſucht es ſich von uns unabhängig zu machen, und dann wird es verächtlich. Die Natur, die uns ſtärker machte als ſie, verträgt dieſe Unabhängigkeit nicht; alsdann erniedrigen wir ſie dafür, gewaltſam oder liſtig, zu unſern Sklavinnen, und pflanzen auch alle Laſter des Sklavenſinnes in ihre entartete Bruſt. Aus Händen, die wir nicht achten, können wir den Lohn nicht mehr empfangen, der nächſt unſerm Selbſtgefühl der reinſte Antrieb zur Tugend iſt, und alle einfachen Bande des geſelligen Lebens löſen ſich auf.

Alle Lehren, die Seldorf ſeinen Kindern gab, athmeten dieſe Grundſätze. Nach ihrem mehr oder weniger gebildeten Alter veränderte ſich zwar die Einkleidung, aber der Sinn blieb derſelbe. Er bedachte nicht, wie viel bittere Erfahrungen er einſt in der wirklichen Welt zwei einſamen, liebevollen Geſchöpfen zubereitete, die er mit abgezogenen Begriffen über Weſen ausrüſtete, welche alle in tauſend und aber tauſend Abänderungen irgend einen Zug dieſes Bildes darſtellen, aber demſelben nie gleichen würden. Seine Abſicht war indeſſen berechnet und ſchön. Er ſelbſt war auf ſeiner Laufbahn an einen Abgrund von Unglück gerathen, er hatte ſich für Menſchen geopfert, die ſein Herz zerriſſen hatten, und ſein hoher Begriff von der Menſchheit hatte ſein eigenes Selbſt vom Untergang errettet, hatte ihm Muth gegeben, bei einer völlig zerſtörten Exiſtenz Schöpfer fremder Glückſeligkeit zu werden. Die bürgerliche Geſellſchaft und ihre Verhältniſſe waren ihm verhaßt, er dachte mit Schaudern daran, ſeine Kinder in dieſem ſchalen Chaos kaltherziger Leidenſchaft und geiſtloſer Vernunftanſtrengung zurückzulaſſen; da er aber keine Einſiedler aus ihnen machen wollte, ſo ſollten ſie in den Stand geſetzt werden, ſich einſt ihren Weg ſelbſt zu bahnen. Die einzige Sicherheit, die er ihnen gegen alle Gefahren geben zu können glaubte, war der höchſte Begriff von ihrer moraliſchen Beſtimmung; hatten ſie den, ſo konnten ſie unter ſo vielen entarteten Mitgeſchöpfen wol unglücklich, aber nie ihnen gleich werden.

Das Landleben und die ſanfte Luft ſchienen anfangs Sara's Wünſche für Antoinetten, die letztgeborne Tochter von Seldorf's Weib, zu begünſtigen, ſie bekam Kräfte und erwiederte die Liebe ihrer ältern Schweſter mit der rührendſten Zärtlichkeit. Indeß Theodor bei dem Vater lernte, oder ihn in ſeinen landwirthſchaftlichen Geſchäften begleitete, war Antoinette beſtändig um Sara, ließ ſich allerlei kleine Spiele und Arbeiten von ihr weiſen, oder ward von ihr mit ſüßer Sorgfalt für ihre Geſundheit im Garten und auf den Wieſen umhergeleitet. Kamen der Vater und der Bruder zurück, ſo brachte die gute Sara ihren Pflegling der Wärterin wieder, denn es that ihrem weichen Herzen zu weh, ihren Vater bei dem Anblick und den Liebkoſungen des kleinen Geſchöpfes finſter werden zu ſehen. Anfangs, und ſo lange Antoinette krank war, hielt ſie das für Schmerz über ihr vieles Leiden; nun war ſie aber geſund, und wenn Sara ihrem Vater erzählte, daß ihr Schweſterchen hübſch laufen und ſchwatzen und ſonſt allerlei niedliche Dinge könnte, und er ſie dann mit erzwungener Freundlichkeit anhörte oder mit trüben Augen umarmte und finſter abbrach, ſtrengte ſie ihren liebenden Sinn an, um die Urſache dieſes Unwillens zu ergründen. Natürlich erwachte dann in ihr das Andenken der Mutter, um derentwillen ſie ihren Vater oft betrübt ſah. So geſchah es einmal, da er ihre kindiſche Freude über ihr Schweſterchen kalt zurückzuſtoßen ſchien, daß ſie furchtſam fragte: Vater iſt es denn Antoinettens Schuld, daß die Mutter ſtarb? Seldorf trat heftig zurück und ging mit ſich ſelbſt kämpfend im Zimmer umher. Das gute Mädchen glaubte es nun errathen zu haben und ergriff weinend des Vaters Hand: Zürne nicht, verzeih' ihr! Sie iſt ſo allein, weil Du ſie nicht liebſt. — Bringe ſie denn her, gute Sara, ich will ſie lieben, ich will ihr verzeihen — — Weiter ließ ihn ſeine Bewegung nicht ſprechen, und weiter hätte auch Sara nichts gehört, denn ſie war ſchon hinausgeeilt, um ihrer Schweſter ein Glück zu verſchaffen, das ſie für das ſchönſte, wünſchenswertheſte hielt. Die Kleine ſpielte im Garten unter den Blumen und folgte Sara's freudigem Ruf, zum Vater zu kommen, mit furchtſamen Schritten; denn ſie war ſeiner Gegenwart faſt entwöhnt und liebte ihn nur aus Sara's Lehren wie die unbekannte Gottheit ihres kleinen Herzens. Seldorf empfing ſie tief gerührt mit offenen Armen, und Antoinette blickte ſcheu bei den Thränen und Liebkoſungen des Vaters. Ihre ſchönen, wenngleich matten Augen, ſuchten kindiſch ſtaunend auf Sara's Geſicht eine Erklärung dieſes Auftritts; indeß, wie ſie ihre kleine Mama ſo fröhlich ſah, ward ſie auch munter und wacker, ſuchte die ſchönſten Blumen aus ihrem Körbchen und ſteckte ſie dem Vater erſt in die Hand, dann gar an die Bruſt, eilte geſchäftig hin und her und holte alle ihre kleinen Arbeiten und zeigte ſie ihm mit einem ſanften, um Beifall bittenden Blick; und wenn ihr Wunſch gewährt wurde, rief ſie: Das hat mich Alles Sara gelehrt, das hat mir meine Sara geſchenkt; Sara erzählt mir auch viel ſchöne Geſchichten, ſoll ich Dir eine erzählen, lie-Vater? — Es war deutlich, daß Seldorf's Herz bei dieſem ganzen Auftritt von tauſend Empfindungen zerriſſen wurde; aber je länger er Sara's inniger Theilnahme an der liebenden Geſchäftigkeit dieſes Kindes zuſah, und je vertraulicher die arme Kleine in der Bemühung, ihm zu gefallen, wurde, je ſanfter ſchien ſein Schmerz zu werden. — Ja, erzähle mir Deine ſchönſte Geſchichte, die Dich Sara zuletzt lehrte, die erzähle mir. — Nun, Vater, da war einmal ein Mann, der war ſehr gut. ſo gut wie Du, und hatte auch ein hübſches Haus, und Garten, und allerlei Schönes; und da kam einmal eine arme Frau zu ihm mit einem kleinen Kinde; das war ein Mädchen, und Sara ſagt, es wäre ganz klein geweſen und hätte noch nicht gekonnt allein gehen, und eſſen, und um nichts bitten. Die Frau bat den guten Mann, daß er ihr doch ein Stübchen gäbe und ihrem Nettchen eine Suppe, die böſen Menſchen hätten ihr Alles genommen. Und das that auch der gute Mann, und die Frau bekam auch ein Stübchen und durfte in dem ſchönen Hauſe wohnen. Einmal, da mußte der gute Mann ausgehen, weit weg, daß er erſt ſpät am Abend wiederkommen konnte, und da gab er der armen Frau alle Schlüſſel und ſagte: ſieh hübſch auf das Haus, daß die Diebe nicht hineinkommen, und — Vater, das habe ich vergeſſen: der Mann hatte zwei Kinder, daß es war wie bei uns, eine große Schweſter, und einen Bruder wie Theodor — Liebe Sara, nicht wahr, der Bruder in der Geſchichte, der war wie unſer Bruder, aber — aber er hatte das arme kleine Mädchen lieb, ob ſie gleich nur von einer armen Frau war — — der kleinen Erzählerin ſtanden die Augen voll Thränen. Seldorf ſagte: Liebe Kleine, Theodor liebt Dich auch, erzähle Du nur! nun, der Mann ging fort? — Ja, ſagte Antoinette, und blickte auf Theodorn, deſſen flammendes Geſicht ſchon längſt abwechſelnd Strenge und Rührung ausgedrückt hatte — ja, er ging fort, und die Frau legte ſich zu Bett und ließ das Licht brennen; und auf einmal da war großes Feuer in der

Stube, und das ganze Haus brannte, und wie der gute Mann wiederkam, da ſah er ſein Haus brennen, und da rief er: ach, meine Kinder! da kamen ihm die Kinder halb nackend entgegen; aber die arme Frau war todt vom Rauche, und die Kleine hatte überall Weh vom Feuer, und des guten Mannes Geſicht war auch verbrannt, daß ſeine Augen finſter wurden, und er nie mehr die Sonne ſah, und die Blumen, und ſeine Kinder nicht mehr ſah; er nahm aber doch das gute kleine Mädchen auf ſeine Arme und ſagte: du armes Mädchen, deine Mutter hat mich zum Bettler gemacht, und es wird nicht mehr hell um mich ſein, denn meine Augen ſind finſter; aber ich will dich lieb haben, und dich nicht verlaſſen — — Die Kleine erzählte ſchon lange mit ſtockender Stimme, die letzten Worte lispelte ſie an Seldorf's Bruſt gelehnt, die ſich gewaltſam hob bei dem kindiſchen Geſchwätz. Theodor war ſtill zum Vater getreten; wie aber die Kleine verſtummte, und der Vater mit inniger Rührung ihre Stirn küßte, ſchlug er ſeine Arme um ſie und drückte ſie ſchweigend an ſein Herz; dann ſprang er zu Sara, die ſtumm auf ihre Arbeit niederſah, indeß große Tropfen über ihre glühenden Wangen rollten, und umarmte ſie ſtürmiſch.

Ob das Geſchichtchen weiter ging, das kindiſche Nachplauderei und eben ſo kindiſche Divinationsgabe in den Köpfchen der Erfinderin und Erzählerin zuſammengeſetzt hatten, wiſſen wir nicht; aber das Bündniß ſchien von nun an beſiegelt, und Seldorf's Schwermuth hatte eine weit ſanftere Schattirung erhalten. Mit wehmüthiger Sorgfalt beſchäftigte er ſich mit dem Kinde, deſſen unendlich empfängliches Gefühl und vorzeitig reifer Geiſt ihn oft überraſchten, wenn er gleich wußte, daß dieſe Erſcheinung bei Kindern, die von ihrer Geburt an ein kränkliches Daſein fortſchleppen, als eine traurige Art von Erſatz für ihr verkümmertes Leben, nichts Seltenes iſt. Antoinette genoß die kaum erwachte Liebe ihres Vaters nur kurze Zeit, plötzlich ſtand ſie in der Zunahme ihrer Kräfte ſtill, und eine ſchnelle Auszehrung führte ſie in ihr frühes Grab. Das verlöſchende Leben des zarten Geſchöpfes ſchien von leiſen Ahnungen jener Welt umgeben; faſt ſchon entkörpert, ſchien ihr Geiſt hinter den dichten Schleier zu blicken, und oft war in den kindiſchen Bildern, die ſie ihren neuen Gefühlen anpaßte, ein Sinn, der Seldorf's ganze Seele traf. Eines Abends hielt er ſie auf ſeinen Knien, und das Kind ſchwatzte in matten Träumen von den Freuden, die es ſich in jener Welt verſpräche. Der Vater ſuchte ſie von den Todesgedanken abzulenken. — Nein, nein, Vater! Ich will gern ſterben, im Himmel iſt es ſchön, noch ſchöner als im Garten, wenn es Frühling iſt, und die Bäume blühen, und die Vögel ſingen — im Himmel iſt immer Frühling, Vater! Sie ſchwieg erſchöpft, aber plötzlich fuhr ſie auf: Vater, iſt die Mutter nicht im Himmel? — Ja, Antoinette. — Nun Vater, ſo gib mir einen Kuß für die Mutter, den will ich ihr bringen bis Du kömmſt. — Sie legte ihre Arme um ſeinen Hals, drückte krampfhaft ihr Geſicht an ſeinen Mund, und ihr Kopf fiel leblos auf ſeine Bruſt herab. — O bringe ihr ihn, bringe ihr ihn und meine Verzeihung für mein vergiftetes Leben! rief Seldorf, wie er den Tod auf ihrem ſtarren Geſicht las. Sanft küßte er noch einmal die Lippen, die ihr letztes Leben in Liebe ausgehaucht hatten, und übergab ſie dem Grabe.

Dicht an Seldorf's Ländereien grenzte ein ſchönes Freigut, deſſen Eigenthümer, ein Anwalt aus Saumur, es bisher nur ſehr ſelten auf einige Tage beſucht hatte, um Pachtgeſchäfte zu berichtigen. Berthier — dies war ſein Name — hatte von Jugend auf die Rechte erlernt. Seinem geraden Verſtand, ſeinem wohlwollenden Herzen war das Labyrinth alter Irrthümer, verjährter Misbräuche, willkürlicher Deutungen, niederträchtiger Bemäntelungen, eigenmächtigen Zwanges, das ſein Gewerb ihn täglich durchzuwandern zwang, ſchon früh ein Gräuel; er hatte ſich verſucht gefunden, die ganze Rechtswiſſenſchaft aufzugeben und in dem kleinen Erbtheil ſeiner Väter das Feld zu bauen, als ihm ziemlich in den erſten Zeiten ſeiner Amtsführung das Glück widerfuhr, einzig durch gewiſſenhafte Aufmerkſamkeit in ſeinen Geſchäften einen abſcheulichen Betrug zu entdecken, der eine ganze Familie durch einen Rechtshandel ins Elend geſtürzt haben würde. Er nahm alle ſeine Kräfte zuſammen, um den unterdrückten Theil zu vertheidigen; der mächtige Gegner ſah, daß er mit einem gefährlichen Mann zu thun hatte und verſuchte Beſtechung. Berthier wies ihn ohne Prunk von ſich, verfolgte ſeinen Weg mit unerſchrocknem Eifer und verſchaffte der gerechten Sache den Sieg.

Der ganze Handel hatte nichts Außerordentliches; ſelbſt der verlierende Theil war durch andere Geſchäfte ſeiner glorreichen Laufbahn zu zerſtreut, um ſich lange dabei aufzuhalten, daß ihm eine kluge Maßregel, ſeine Einkünfte zu vermehren, unter ſo vielen mislungen war, und daß ſein gelindes Mittel, dem natürlichen Gange der Gerechtigkeit etwas nachzuhelfen, diesmal bei Herrn Berthier nicht beſſer angeſchlagen hatte. Auf Berthier war aber die Wirkung dieſes Vorfalls dauernder; er hatte bis jetzt nur das Widerſinnige, das Empörende der gerichtlichen Formen und der ſogenannten Geſetze empfunden; jetzt erkannte er, wie wohlthätig, gerade im Verhältniß mit der Mangelhaftigkeit dieſer Einrichtungen, ein redlicher Mann in ſeinen Geſchäften ſein konnte. Je mehr er fürchten mußte, daß ſeine Collegen manche Gelegenheit, Vertheidiger des Rechts zu ſein, entſchlüpfen ließen, deſto tiefer fühlte er den Beruf, ſelbſt jede zu ergreifen. Der Dank der geretteten Familie, das Gefühl, durch einfache Redlichkeit dem Einfluß des gefürchteten Grafen von * * die Wage gehalten zu haben, entſchied ſeine Beſtimmung; er blieb auf der angefangenen Laufbahn und hatte in der Zeit, von welcher hier die Rede iſt, ſeinem Amte nah an ſechzig Jahre vorgeſtanden. Nie hatte ihn ſein Entſchluß gereut; Gelegenheiten, die Unſchuld zu beſchützen, boten ſich oft dar, und er ließ ſie nie unbenutzt. Stand es auch nicht immer in ſeiner Macht, Ungerechtigkeit zu verhindern, ſo blieb er ſich doch bewußt, nie ein Werkzeug der Unterdrückung geweſen zu ſein.

Von Jahr zu Jahr ſah er indeſſen die Misbräuche zunehmen; in ſpäterem Alter ward es dem braven Mann oft ſchwerer, den Zwang ſeines Amtes mit ſeinem Gewiſſen zu vereinigen; aber der Gedanke, wie viel ſchädlicher als ſein gezwungenes Erdulden der böſe Wille manches Andern ſein möchte, hielt ihn noch aufrecht. Endlich ereignete ſich bei einem Rechtshandel, in welchen eines von den erſten Häuptern im Königreich verwickelt war, der Fall, daß ein höherer Befehl dem Gerichtshof von Saumur andeutete, gegen den Vater einer zahlreichen Familie, deſſen Unſchuld ſonnenklar war, die Galeerenſtrafe zu erkennen; zwei ſeiner hoffnungsvollen Söhne wurden zugleich mit Schimpf von ihren Regimentern hinweggejagt. Berthier bot ſeinen Collegen an, ſich aufzuopfern und den Widerſpruch allein über ſich zu nehmen; die paſſivſte Rolle von ihrer Seite hätte alsdann hingereicht, einen Frevel zu verhüten, der ſo ungereimt als abſcheulich war; allein er fand nichts als beſtochene Gewiſſen und verhärtete Herzen, man verwies ihn zur Ruhe und drohte mit ernſter Ahndung ſeiner Kühnheit. Nein, ſagte der achtundſiebzigjährige Greis, meine Verdammniß ſoll wenigſtens an jenem Tag meinen armen König nicht belaſten; thut, was Ihr nicht laſſen könnt, ich will ruhig ſterben! Er legte ſein Amt nieder und bezog mit ſeinem Enkel, dem letzten Zweig einer zahlreichen Familie, die ihm der Tod nach und nach geraubt hatte, ſein väterliches Erbtheil in Seldorf's Nachbarſchaft. Roger war der Troſt und der Liebling des alten Mannes, der ihn erzogen und ſeine unerſchütterliche Redlichkeit, ſeine ſtille Wirkſamkeit, ſeine heitere Fähigkeit, zu genießen, auf den Jüngling übergetragen hatte. Sein Unterricht beſtand in Beiſpielen, in beſtändigem Hinweiſen auf die Wirklichkeit, und der Lohn, den er dem wilden Knaben und nachher dem feurigen Jüngling anbot, in dem Bewußtſein erfüllter Pflicht. Bei ſeiner natürlichen Anlage zum Guten war Rogers ganze Jugend eine Reihe praktiſcher Tugenden, die er in der Einfalt ſeines Herzens für ebenſo wenig außerordentlich hielt als Eſſen und Trinken, und die ihm auch eben ſo unentbehrlich waren. Seine Leidenſchaften, ſeine Thorheiten, die Wallungen ſeines heißen Blutes waren bei ſeinem frohen Streben nach dem Beſten nur ein herzliches Band, das ihn mit Nachſicht gegen Anderer Schwächen und dem Bewußtſein, ſelbſt Duldung zu bedürfen, an alle Menſchen knüpfte. Ward die Welt um ihn her der ungebändigten Kraft des jungen Mannes zu ſchal, ſtemmte er ſich gegen einen Zwang, welcher der Jugend ſelbſt ſo oft eine Hülle aufdringt, gegen Vorurtheile, die noch öfter dem Laſter Weihrauch ſtreuen, ſo ſagte ihm der freundliche Großvater in der wortreichen Sprache ſeines Alters: „Lieber Sohn, ein Menſch allein baut kein Haus, es müſſen viele daran arbeiten, und der Burſche, der die Steine im Schurz herbeiſchleppt, hat auch ein Verdienſt dabei, ſo gut wie der Baumeiſter, welcher den ſinnreichen Riß angab. Wollte jeder Arbeiter nur das Ganze ausführen und an die einzelnen Theile keine Mühe wenden, wollte er das ſchöne Gebäude errichtet ſehen und doch von Schutt und Lehm, von mismuthigen Aufſehern und groben oder ungeſchickten Mitgeſellen nichts wiſſen, ſo käme nie ein Haus zu Stande. So iſt's mit dem Guten, das wir thun. Es geht deſſen kein Stäubchen verloren, jeder ſchöne Gedanke deines edeln Geiſtes gehört mit zur Schönheit der ganzen Schöpfung. Alles ſchön und am beſten machen kann das Menſchengeſchlecht nie, noch weniger ein einzelner Menſch; und in dieſer Zeit, in dieſem Lande, wo die letzten Bande der Geſellſchaft vom Laſter gelöſt werden“ — Schnell verloſch hier der glänzende Blick des alten Mannes; er kehrte von dem ſchaudernden Bild des Jahrhunderts wieder zu der Lehre zurück, die er dem aufblühenden Enkel gab. — „Aber glaube mir, Sohn, jede Bemühung, etwas Gutes zu thun, pflanzt Dir Dein verheißenes Paradies, ſie iſt ein Stein zum Gebäude; und ſiehſt Du es auch nie fertig, ſo kannſt Du doch einſt zu Deinem Enkel ſagen, wie ich zu Dir: ich hinderte den Bau niemals!“ Dieſes menſchlich weiſe Geſchwätz war für Rogers gutes Herz mehr gemacht als für ſeinen gewaltigen Sinn. Wenn er — um in der Allegorie ſeines Großvaters zu bleiben — ſo manchen tauglichen Stein herbeiſchleppen ſah, den der Baumeiſter verwarf oder ein ſchlechter Arbeiter verkleiſterte, ja wenn er alle Augenblicke wahrnahm, das Gebäude könnte nach der Anlage unmöglich beſtehen, ſondern müßte krumm und ſchief und der Welt zum Spott ausfallen, bis es endlich gar über die ſaubern Künſtler zuſammenſtürzte; ſo ward es ihm heiß vor der Stirne, er ſann und maß ſeine Kräfte und fragte furchtſam den freundlichen Ahnherrn: ob es nicht beſſer ſein möchte, die ganze Gerkelbude umzureiſſen? Lächelnd über den Feuereifer des Jünglings ſagte dieſer: Und wenn der Schutt dann da läge, wo wohnte man dann, und wer hälfe Dir wieder bauen? — Vater, die Natur gab jedem Geſchöpf die Freiheit, ſich ſeine Wohnung zu wählen, und ſendet nur Sonne, Thau und Regen, damit es habe, was es zu ſeinem Gedeihen braucht; warum ſollte der Menſch nicht frei leben, wie ſein Sinn ihn leitet? Und was brauchte er andere Geſetze, als die ihn ſein beſtes Gedeihen lehren? — Roger, mein Sohn! antwortete Berthier mit Ernſt; fehlte Dir je die Freiheit rechtſchaffen zu ſein? Von der Tugend führt nur ein Scheideweg — ins Grab; und kein Misbrauch der Menſchen verſagte jemals der Seele die Wahl zwiſchen Rechtthun oder Sterben, und ich — hier nahm er ſeine Mütze zwiſchen ſeine gefalteten Hände und beugte ſein weißes Haupt — Dank ſei es meinem gnädigen Gott, ich entging achtundſiebzig Jahre der furchtbaren Wahl. — Tief gerührt drückte der wackere Jüngling des ehrwürdigen Greiſes Hände an ſeinen Mund und lenkte heiter in ſeinen ſtillen Lebensgang wieder ein.

So lohnend das Gefühl erfüllter Pflichten für den alten Berthier war, ſo mochte er Rogern doch nicht zu eben der dornenvollen Bahn anführen, die er durchwandert hatte; er hatte ihm vielmehr immer das Landleben als die einzige noch übrige Freiſtätte eines unabhängigen Gemüths und den Ackerbau als diejenige Beſchäftigung, die den Menſchen zum nützlichſten Bürger mache, geſchildert. Er hatte ihn einige Reiſen machen laſſen, um an Ort und Stelle praktiſche Kenntniſſe zu erwerben, und als ihn der oben erwähnte Vorfall in ſeinem Amte von Saumur vertrieb, freute er ſich, ſeinen Liebling in den Wirkungskreis, den er für ſo wohlthätig hielt, ſelbſt einzuführen.

Es waren nun ſeit Antoinettens Tode einige Jahre verfloſſen und hatten das Band zwiſchen Sara und Theodor immer feſter geknüpft. Der Bruder glaubte die kleine Abgeſchiedene zu verſühnen, indem er ſeiner übriggebliebenen Schweſter alle Liebe widmete, die er Antoinettens liebebedürfendem Herzen verſagt hatte; und Sara vereinigte den ganzen Schatz ihres innigen Zutrauens, ihrer ſorgenden ſchwärmeriſchen Herzlichkeit, den ihr armes Pflegkind ſonſt getheilt hatte, auf ihren theuern Theodor. Einſam und friedlich floß ihnen die Zeit dahin, und ihr thätiger Geiſt, ihre empfängliche Phantaſie füllte den Mangel an Begebenheiten, bei welchem ſie ihre erſte Jugend verlebten, überflüſſig aus. Mit wehmüthiger Freude ſah Seldorf dieſe beiden Geſchöpfe, in denen alle ſeine Pflichten, alle ſeine Bande an das Leben vereinigt waren, wachſen und ſich vervollkommnen. Sonſt war der Schimmer von Heiterkeit, der ſich in der letzten Zeit vor Antoinettens Tod über ihn verbreitet hatte, mit ihr wieder verſchwunden; ihr Grab verſchloß zwar den letzten, erbitternden Zeugen ſeines Unglücks, aber die ſtumme Todte konnte nicht wie die lächelnde Leidende ſein vergiftetes Herz mit der Vergangenheit ausſöhnen.

In dieſer Stimmung fand der Beſuch des neuen Nachbars die Seldorf'ſche Familie. Das Gerücht, das in der Gegend von ihr verbreitet war, konnte Berthier keinen Aufſchluß weiter geben und ließ ihn höchſtens etwa auf einen in Ungnade gefallenen oder verarmten Großen rathen. Zu bekannt mit dieſer Art Menſchen, um etwas Vortreffliches zu erwarten, und viel zu brav, um unberechtigt das Böſe vorauszuſetzen, ging er in Begleitung ſeines Enkels aus dieſer althergebrachten Höflichkeit zu Seldorfs. Solche Menſchen waren aber früh genug über einander verſtändigt. Der Anblick von Seldorf's Kindern, die einfache und ſtille Güte im ganzen Betragen des Vaters gegen ſie, Theodors lebhafte Bereitwilligkeit, den Eindruck zu empfangen, den Rogers Bekanntſchaft auf ihn machte, Sara's ſchüchterne Höflichkeit gegen den Jüngling, ihre kindlich-ehrerbietige Freundlichkeit gegen den braven Alten — Alles flößte dieſem gar bald Achtung und Zutrauen ein. Freimüthig empfahl er ſeinen Roger Seldorf's Güte und forderte die beiden jungen Männer auf, nähere Bekanntſchaft mit einander zu machen, um wo möglich Freunde und Geſpielen zu werden. Sara erröthete in dieſem Augenblick, und mit einem dunkeln Gefühl von Eiferſucht trat ſie näher zu Theodor, welcher, Rogers Hand drückend, ihn voll Eifer bat, den Gedanken, den ſein Großvater angab, nicht fahren zu laſſen.

Berthier's Geſpräch, in welchem Wohlwollen, geſunder Verſtand, tiefe Empfindung und Erfahrung die Stelle des Welttons ſo reichlich erſetzten, hatten auf Seldorf, der ſeit Jahren ſchon den Umgang der Menſchen floh, einen außerordentlichen Eindruck gemacht. Es war ihm bei den Menſchen, mit welchen er bis dahin von Zeit zu Zeit gezwungnerweiſe zu thun gehabt hatte, ſehr leicht geworden, ſeiner Abgeſchiedenheit getreu zu bleiben; aber dieſes graue Haupt, dieſer heitere Blick, der ſo theilnehmend auf ihm ruhte, die Herzlichkeit, mit welcher der Alte ein Band zwiſchen ihren Kindern zu knüpfen bemüht war, erweckten das lang unterdrückte Bedürfniß der Mittheilung wieder in ſeinem Herzen und verleiteten ihn, aus ſeinem einſamen Lebensgang herauszugehen. Wie der arme Verödete zum erſten Mal ſeinen alten Nachbar aufſuchte, ſträubte ſich ſeine angewöhnte Schwermuth dagegen, und er ſuchte ſich ſelbſt zu überreden, als ob er blos vermeiden wollte, dem Greis durch Vernachläſſigung wehzuthun. Einige Tage darauf dachte er mit Rührung an ſeinen freien und lebhaften Geiſt bei ſeinem hohen Alter — wer weiß, wie lange dieſes reine Flämmchen noch lodert! ſo fragte er ſich ſelbſt und betrat unwillkürlich den Weg nach ſeines Nachbars Haus. Endlich ſuchte er ihn willig auf und überließ ſich dem Gefühl, in Gegenwart eines Weiſen, der am Scheideweg des Lebens ſtand, ſeine troſtloſe Faſſung auf Augenblicke zur ruhigen Ergebung werden zu ſehen.

Oft fand er den Greis, mit einem alten Schriftſteller in der Hand, in der Abendſonne ſitzend; vor ihnen liefen dann die jungen Leute auf einem Wieſenplan umher und kämpften und rangen zuſammen; Sara ſaß mit ihrer Arbeit und ſah den Spielen zu, oder war geſchäftig um den Großvater (denn bald gaben ſie und ihr

Bruder dem alten Berthier dieſen Namen) und verband bei den kleinen Dienſten, die ſie ihm zu leiſten befliſſen war, alle mädchenhafte Liebenswürdigkeit mit der rührenden Ehrerbietung, welche das hohe Alter jungen unverdorbenen Herzen unfehlbar einflößt. Manchmal hörten auch die Jünglinge zu, wenn der Alte mit Entzücken von der Vorwelt ſprach, die er in ſeinen Griechen und Römern ſtudirte. Sein Auge blitzte dann unter den weißen Wimpern hervor, und trotz des bleichenden Alters färbten ſich ſeine Wangen. Das iſt, ſagte er, die einzige Abſchweifung von der Wirklichkeit, die ich mir je erlaubt habe. Manchmal ſah ich es in der Welt ſo bunt hergehen, daß ich mich ſelbſt kaum mehr von den Menſchen um mich her zu unterſcheiden vermochte; wenn es aber nach einem Jahre von Arbeit einmal eine Feierzeit gab, und ich mich mit meinem Plutarch in mein Kämmerchen einſchloß, da gewann ich mich wieder lieb und dachte zu meinem Troſt: deine Schuld iſt's ja nicht, wenn du kein Brutus, kein Cato, kein Marc Aurel geworden biſt; vom Weibe geboren wie jene Helden, ſtrebe ihnen nach, ſo weit deine Kräfte dich führen! Freilich iſt ſie vorbei, die Zeit, wo es ſolche Menſchen gab. — Nach alter Sitte wagte es Roger ſelten, ſich in die Geſpräche ſeines Großvaters zu miſchen, wenn dieſer ſeine Worte nicht gerade an ihn richtete; indeſſen riß ihn hier ſeine Theilnahme hin, er unterbrach lebhaft: Warum ſollte es aber keine ſolchen Männer mehr geben, da ſie noch vom Weibe geboren werden wie damals! Warum belehren wir unſere Jugend durch Beiſpiele, die wir nicht nachahmen können? Warum nähren wir unſere Seele mit Idealen, die unſer Zeitalter zu Undingen macht, die uns ſelbſt zu verächtlichen Misgeburten herabwürdigen? — „Warum, mein Sohn? warum wächſt dieſer Baum — er wies hierbei auf einen gezogenen Pfirſichbaum — nicht ſo mächtig und ſtark wie die Eiche, unter welcher Du mir eine Bank bauen willſt?“ — Weil er verkünſtelt iſt, Vater, weil er nicht in ſeinem angebornen Erdreich ſteht, weil ſeine Zweige gefeſſelt und gezwungen ſind, Früchte zu tragen, die unſere Gierde erzwingt, der einfachen Ordnung der Natur zum Trotz Der Baum muß ſich biegen und ſchneiden und aus ſeiner Muttererde reißen laſſen, weil er ſich nur leidend verhalten kann; allein der Menſch . . . . ſiehſt Du, Vater! das Bild paßt nicht;, denn der Menſch kann wollen. — Wohl, ſagte der Alte ernſt und bedeutend; ſo ſorge, daß nie ein Baum verſtümmelt werde, um Deinen Uebermuth zu befriedigen, wache über Dich, daß Du nie durch Wort und Beiſpiel einen Menſchen verhinderſt, jenen großen Muſtern zu folgen; aber vergiß nie, daß Du allein nicht allen verſtümmelten Stämmen ihren natürlichen Wuchs zurückgeben kannſt; vergiß nicht, daß Brutus in ſein Schwert fiel, weil er allein wollte, wozu die Welt verdorben war. — Roger ſchwieg erſchüttert, da neben einem Namen, vor welchem der alte Berthier ſein Haupt ehrerbietig zu neigen pflegte, der ſeinige erwähnt wurde; er fühlte es, als hätte er einen Frevel begangen, und unterbrach mit keinem Laut die Stille, während deren alle Augen auf dem begeiſterten Greis ruhten: Sara war die Erſte, die mit ſchmeichelnder Stimme das Geſpräch wieder belebte.

Der Geiſt dieſes alten Mannes, der bis zur äußerſten Spannung aller Kräfte ausdauerte und, ſowie der Widerſtand noch mächtiger wurde als dieſe Kräfte, in die heiterſte Ergebung überging, war, obſchon das Widerſpiel von Seldorf's Geiſt, doch das Vorbild der höchſten menſchlichen Weisheit für Seldorf's unbefangene Vernunft. Oft verglich er die wehmüthige Stille, mit welcher er auf ſein vorfrühes Grab zuſchlich, und den Siegerſchritt, mit welchem Berthier dem Lohne jenſeits entgegeneilte. Auch dieſer hatte Betrug ſtatt Wahrheit gefunden, hatte der Bosheit weichen müſſen und ſtand nun verkannt am Rande des Grabes; aber ihm war nicht Undank geworden für Liebe. — Hier tönte laut die Stimme des alten Grams aus ſeinem armen Herzen, er wandte ſeinen Blick von Berthier's grauem Scheitel und rief ſeiner Kinder Bild hervor, um damit ſeine Sehnſucht nach dem Tod zu bekämpfen.

Theodors Lebensweiſe hatte ſich durch dieſe neue Nachbarſchaft ſehr verändert. So entfernt auch jede Spur von Menſchenverachtung von ſeinem Gemüth und ſeines Vaters Grundſätzen war, ſo hielten ihn doch ſeine Sitten, ſein früh verfeinertes Gefühl von den Kindern der rohen dürftigen Landleute und das Locale ſeiner Lage von jedem andern vertraulichen Umgang zurück. Seine Knabenjahre waren ohne Gefährten verfloſſen, und als Jüngling vermißte er oft einen Theilnehmer an ſeinen

Zeitvertreiben; denn einen Freund hatte ihm ſeine lebhafte Zärtlichkeit für Sara bis jetzt ganz entbehrlich gemacht. Roger war zwar einige Jahre älter wie er, aber die Einfachheit ſeines ganzen Weſens, ſeine ungleich weniger wiſſenſchaftliche Erziehung, ſeine offene Art machten dieſen Unterſchied unmerklich. Seldorf fühlte den Vortheil, welchen ſein Sohn für ſeine Bildung von der Geſellſchaft dieſes wackern Jünglings ziehen konnte; er ſuchte ſie durch Beſchäftigung und Zeitvertreib aneinanderzuknüpfen. Konnte Theodor bei den Haushaltarbeiten ſeines Freundes auch ſeinen Eifer für Feld und Wieſe und Weinberge nicht theilen, ſo horchte er ihm doch aufmerkſam zu und half ihm mit luſtigem Fleiß. Roger nahm dagegen an manchem Unterricht Theil, den Theodor von ſeinem Vater empfing. Er lernte zeichnen und fechten mit ihm, ob er ſich gleich anfangs gegen das letzte geweigert hatte. In meinem Stande brauche ich es nicht, ſagte er mit einem trotzigen Weſen, indem er, gewiß unwillkürlich, auf Seldorf's Ludwigskreuz blickte. Seldorf, der ihn errieth, fragte lächelnd: Nun, warum denn nicht ſo gut wie Steine ſchleudern und Armbruſtſchießen? Es ſoll Ihren Arm ſtark machen; und mit keiner dieſer Künſte werden weder Sie noch Theodor je in Friedenszeit irgend Wen aus der Welt befördern. — Roger lernte mit treuem Fleiß, hielt feſt, was er einmal gefaßt hatte, blieb aber unaufhörlich hinter Theodors Schnelligkeit zurück, ohne darum jedoch ſich irremachen zu laſſen. Theodor machte hingegen, ohne die mindeſte Anſtrengung, die ſchnellſten Vorſchritte und benutzte alle Vortheile ſeines gewandten

Körpers mit der zierlichſten Leichtigkeit; galt es aber einen ſtarren Widerſtand, ſo machte ihn ſeine [illegible] Lebhaftigkeit aller kaltblütigen Gegenwehr unfähig. [illegible] andern Uebungen, beim Kämpfen, Ringen und in [illegible] Spielen, die Kräfte und Feſtigkeit erfodern, war Roger immer Sieger, wenn er nicht abſichtlich Blößen gab. Ward Seldorf dies gewahr, ſo rief er ihm wol zu und ermahnte ihn, redlich mit ſeinem Gegner zu verfahren; und dann fehlte es ſelten, daß Theodor nicht bald am Boden gelegen hätte; wenn er ſich aber wieder aufgerafft hatte, ſchüttelte er freundlich ſeines biedern Ueberwinders Hand.

So verlebten ſie ungetrübt heitere Tage; Sara theilte jede Freude ihres Bruders, wohnte ſeinen Lehrſtunden bei und ermunterte ihn durch ihren eiferſüchtigen Beifall. Roger diente ihm bei dieſem zarten, zu lauter überſpannten Empfindungen, zum Umgang mit lauter Idealen erzognen Geſchöpfe nur zur Folie; ſie ließ zwar ſeinem treuen Sinn, ſeinem kühnen Muth, ſeinem kindlichen Herzen volle Gerechtigkeit widerfahren; aber gegen Theodors in glühende Leidenſchaft übergehende Gefühle ſchien ihr das arme Naturkind nichts als ein froher, auf gut Glück loslebender Junge. Wurde ſie von den beiden Jünglingen aufgerufen, bei ihren Spielen zu entſcheiden, und Billigkeit nöthigte ſie, für Rogern den Ausſpruch zu thun, ſo ſah ſie deutlich, daß ſeine Geſchicklichkeit ihn freute und nicht ihr Ausſpruch; hatte hingegen Theodor den Sieg behalten, ſo war ſein Gefühl nur Dank gegen ſie, daß ſie ihm den Preis zuerkannt hatte, und ſchmeichelnde Liebe, als ſei er ihn ihrem Herzen, und nicht ſeinem Verdienſt ſchuldig. Waren die beiden jungen Leute durch Feld und Wald geſtreift, ſo brachte ihr Roger einen ungeheuern Strauß von allen möglichen Feldblumen und legte ihr, treuherzig überzeugt, ſeinem guten Wort könnte die gute Stätte nicht fehlen, den ganzen Plunder auf den Nähtiſch, ſodaß er von allen Seiten auf den Boden fiel. Aber Theodor zog eine einzelne Waldroſe aus dem Buſen und ſteckte ſie in ihr braunes Haar, und ſie hatte kaum Zeit, dem armen Roger zu danken, der indeſſen ſeinen Kräuterkram geduldig auflas, und ihr anbot, ihn ins Waſſer zu ſtellen. Erhöhte aber auch jeder Tag der Schwärmerin ſchweſterliche Liebe, ſo nahm ſie doch mit der ihr eigenen Innigkeit den Eindruck von Rogers unverkennbaren Tugenden auf. Theodor hatte, zu viel Edelmuth, um ihn nicht nach ſeinem vollen Werthe zu ſchätzen; ſtolz auf ſeinen Freund, erzählte er der Schweſter jede ſeiner im Stillen, und doch ſo offen, ohne prunkvolle Verhehlung gethanen ſchönen Thaten. Einmal hatten die drei jungen Leute einen etwas weiten Spaziergang gemacht. Bei ihrer Rückkehr kamen ſie an einer einzelnen ärmlichen Hütte vorüber, wo ſie klagende Stimmen mitten unter einem heftigen Zank tönen hörten. Die beiden Jünglinge traten mit dem Gedanken, vielleicht helfen oder ſchützen zu können, hinein und fanden in einer faſt ganz ledigen Stube ein Weib, dem Anſchein nach ſchon in der Unempfindlichkeit, die dem Tod oft vorhergeht, auf dem Stroh liegend; ihr Mann hielt ein neugebornes, aus Hunger ſchreiendes Kind auf ſeinem Arm und ſuchte mit geſchwächter, klagender

Stimme einen Frohnvogt zu erweichen, der eben gekommen war, um zur Tilgung des rückständigen Zehnten seine Kuh ins Amt abführen zu lassen. Theodor fuhr über die barbarische Härte auf und kam mit dem Gerichtsdiener in einen heftigen Wortwechsel über die Strafbarkeit des Schuldners, von welcher dieser, wie natürlich, überzeugt war; Roger ließ ſich von dem Mann seine Lage erklären: er war durch Miswachs in Schulden gerathen; voriges Vierteljahr hatte man ihm seinen Pflug und sein Rind genommen; mit der Kuh allein konnte er nichts anfangen, da lag nun das Feld brach, und er hatte die nächste Ernte eingebüßt; seine Frau war ins Kindbett gekommen und lag jetzt den siebzehnten Tag im hitzigen Fieber; da konnte er nicht einmal wilde Kräuter zum Gemüs sammeln; diese einzige Kuh mußte ihn und das unglückliche Weib und das umsonst nach der Mutterbrust schreiende Kind nähren; endlich konnte er sein Weib auch nicht mehr verlassen, um die Kuh auf die Weide zu führen, denn eines Tages, da er abwesend gewesen war, hatte die Arme in ihrer Raserei das Kind gegen die Mauer geschleudert; nun nahm man ihm auch diese Kuh, um das ablaufende Vierteljahr zu bezahlen. — Ein neues Wimmern des elenden Kindes unterbrach den verzweifelnden Vater. Ach, rief er, und schwang das kleine Geschöpf gegen die Mauer, hätte Dich die arme Mutter nur umgebracht! Gott hätte ihr verziehen, und ich brauchte Dich doch nicht verschmachten zu sehen. — Nein, es soll nicht verschmachten, rief Roger voll Eifer und hielt unwillkürlich das Kind mit beiden Händen auf; Ihm soll geholfen werden! — Imdeſſen hatte Theodor den Gerichtsfrohn befriedigt, und die Kuh wurde dem Bauer gelaſſen. Theodor zitterte bei der wiederholten Erzählung ſeines Elends und ſchüttete alles Geld, das er bei ſich hatte, in ſeine Hände aus; der Mann war betäubt über dieſen ſchnellen Glückswechſel, ſein armer Verſtand hatte keinen Dank für ſo außerordentliche Wohlthaten, in trauriger Einfalt betete er lateiniſche Segensſprüche gegen ſeine Erretter her.

Sara, welche über die lange Abweſenheit ihrer Gefährten beſorgt zu werden anfing und jetzt die tiefſte Stille in der Hütte zu hören glaubte, wagte ſich endlich bis an die Stubenthüre. Roger erblickte ſie, legte ſchnell das Kind, das er noch hielt, auf das Strohlager und vertrat ihr, ehe ſie hereinkommen konnte, den Weg; raſch rief er: Nein, Fräulein, hier haben Sie nichts zu thun; das wird mir ſchon ſchwer, mit anzuſehen; Sie ſollen deswegen doch helfen. — Warum ſoll ſie nicht ſehen! rief Theodor, deſſen Einbildungskraft mit jedem Augenblick höher in Flammen ſtand; warum nicht ſehen, Berthier? Halten Sie Sara für zu empfindſam, um menſchlich zu ſein? Hier ſieh den Raub des grauſamſten Eigennutzes, des tiefſten Elends. — Zugleich riß er Sara an das Bett der Wöchnerin, die todtenbleich, mit ſtarren, weit offenen Augen und zuckendem Mund dalag; das Kind ſtreckte winſelnd gelbbraune Hände, an denen eine zuſammengeſchrumpfte Haut klebte, aus etlichen zerriſſenen Lumpen; der Vater ſtand, durch Theodors für ihn ganz unverſtändliche Heftigkeit ſcheu geworden, in einem Winkel, das Bild des Elends, mit langem Bart und ſtruppigen Haaren, die um ein hageres, faſt blödſinniges Geſicht hingen. Sara hatte das menſchliche Unglück nie in dieſer ſchrecklichen Geſtalt erblickt, ſie wankte und ward bleich; Theodors Feuereifer bemerkte es nicht, ſondern erzählte ihr [illegible] den eben vorgefallenen Auftritt. Roger faßte das zitternde Mädchen am Arm, machte ihre Hand von ihrem Bruder los und führte ſie hinaus. Dieſe Kaltblütigkeit ſtach zu ſehr gegen Theodors Heftigkeit ab; bald hätte dieſer Abend den ſchönen Bund der Jugend und Herzensgüte zerriſſen. Theodor ging in ſeinem Ungeſtüm ſo weit, ſeinen Freund der Unempfindlichkeit und der Läſſigkeit im Helfen bei dem ganzen Vorgang zu beſchuldigen. Roger ſchien tief gekränkt; aber um Sara's willen, die ſichtbarlich litt, vermied er jede Erklärung bis zu ihrer Rückkehr. In dieſem Streit, ſagte er ſchonend, kann das Fräulein nicht entſcheiden, und wenn ihr Wohlbefinden mich überweiſt, daß ich zu weichlich gegen ſie verfuhr, ſo will ich gern von ihr verurtheilt werden. Sara fühlte ſeine Güte und ebenſo lebhaft, aber mit bitterem Kummer, Theodors beleidigendes Unrecht. Sobald ſie zu Haus ankamen, trennte ſich Roger von ihnen, und ſo früh es noch am Tag war, ſo bedurfte es doch des ganzen Abends, damit Theodors wallendes Blut und noch mehr ſeine falſche Scham ſich legte. Endlich erkannte er mit Reue, wie irrig er Leidenſchaft mit Gefühl verwechſelt, wie knabenmäßig er neben ſeinem biedern, langmüthigen Freund geſtanden hatte. Er eilte am andern Tag nach Rogers Wohnung, wo er aber den Alten allein bei ſeinem Frühſtück fand; von Roger wußte dieſer nichts: er müſſe wol irgend etwas vorhaben, denn er ſei geſtern erhitzt und tiefſinnig geweſen, habe bis tief in die Nacht geſchrieben, um einen von ihm erhaltenen Auftrag zu beſorgen, und ſei nun ſeit Tages Anbruch aus dem Haus. Unbefriedigt kehrte Theodor zurück und brachte, unfähig zu jedem Geſchäft, einen trüben Tag zu, bis ihm gegen Abend ſeine Schweſter anlag, ſie wieder nach der Hütte zu begleiten, wohin ſie Wäſche für Mutter und Kind und Speiſe für das ganze Haus mitnehmen ließ. Auch dieſe liebe Mildthätigkeit erſchien ihm wie ein Vorwurf; er hatte aus Leidenſchaft das Verdienſtloſeſte gethan, er hatte Geld gegeben und ſich ſeitdem nur mit ſeinem böſen Bewußtſein geſchleppt. Stillſchweigend langten die beiden Geſchwiſter bei der Hütte an. Sie fanden die Kranke zwar matt, aber wieder völlig bei ſich ſelbſt auf einem neuen reinlichen Strohſack, in eine warme wollene Decke gehüllt; das Kind war in grobe aber ſaubere Windeln gewickelt, und am Feuerherd ſtand ein ältliches Bauerweib von Seldorf's Gut, das der Familie ein Abendbrot bereitete. Erſtaunt über dieſe wohlthätige Veränderung, fragte Sara ahnend: wo ſie herrührte? Mit einer ehrerbietigen Verbeugung erzählte die Wärterin, daß ihr Herr Roger Berthier geſtern am frühen Abend Geld gegeben habe, um ſogleich alles Nöthige im nächſten Städtchen zu kaufen und heute mit Tages Anbruch das Eingekaufte und einen Korb voll Eßwaaren zu dieſen Leuten zu bringen; er habe ſie gemiethet, dazubleiben, bis die Kranke ſelbſt wieder ihrer Arbeit vorſtehen könnte. Theodor ſchlug bei dieſer Erzählung erröthend die Augen nieder; Sara vergaß auf einen Augenblick ihres armen Bruders Beschämung, um ihr warmes Herz ganz der Freude über Rogers stille thätige Menschenliebe zu überlassen. War er schon selbst hier? fragte sie gerührt. — Ei ja wol, antwortete die Bäuerin mit einer neuen Verbeugung; wol ist er hier, seit Tages Anbruch; er kam mit einem Gespann Ochsen und dem Knecht, und er bereitet und pflügt die Brachfelder des armen Nikolas zur Nachernte. — Sie setzte schwatzhaft eine Menge Umstände hinzu, die Rogers Weisheit, in der Art, wie er den Bedürfnissen des armen Nikolas aushalf, noch mehr ins Licht stellten. Geld hatte er ihm noch nicht gegeben; er hatte ihn nur nicht aus seinem Kreis genommen, sondern mit praktischer Kenntniß Dessen, was ihm in seinem Stand am meisten noththun mochte, ihm die Mittel verschafft, durch Fleiß und Thätigkeit sich wieder aufzuhelfen. Herr Roger, schloß sie, ist noch im Felde und führt die Ochsen. — Theodor kämpfte mit Scham und Liebe für den einfachen stolzen Berthier, der mit dem Bewußtsein seines Willens und seiner Fähigkeit, zu helfen, gestern so still bei seiner Heftigkeit geblieben war und sich heute so empfindlich an ihm rächte. Seine Schwester sah Thränen in seinen schönen Augen, sie zog ihn gegen die Thüre, schlang den Arm um seinen Hals und sagte bittend und leise: Komm zu ihm, wir können ihm gewiß noch etwas helfen. Fort eilten sie, dem Felde zu, das ihnen die Bäuerin angedeutet hatte, und fanden Herrn Roger, der, mit glühendem Angesicht und schweißbedeckter Stirn, in bloßen Hemdärmeln seine Thiere führte. Der Knecht breitete Dünger aus, und seitwärts unter einem großen Kaſtanienbaum ſtand ein Topf mit Milch und ſchwarzes Brot zur Labung für Beide. Wie Roger die Beiden erblickte, ließ er ſein Geſpann ſtehen, lief froh auf ſie zu und fragte nach Sara's Geſundheit, nach dem Grosvater, dem er heute auf den ganzen Tag davongelaufen war — aber ich habe auch recht gearbeitet, der Grosvater wird ſich ſelbſt freuen und uns helfen, denn es iſt noch längſt nicht Alles in Stand; Abends wollte ich zu Ihnen kommen, Fräulein, und Sie und Herrn Seldorf um Rath und Hülfe bitten. — Mit ſeinem ſorglos heitern Geſicht und ſeinen feurigen Augen, die bald auf Sara, bald auf die Furchen, bald auf die unſaubere Beſchäftigung des Knechts umherblickten, hätte er noch eine Weile fortgeſchwatzt; allein Theodor fiel ihm um den Hals, und ſein Stillſchweigen, ſein redendes Geſicht legten jetzt das Geſtändniß ab, das Roger geſtern ſo ſchmerzlich entbehrt hatte, ob ihm gleich nur eben in dieſem Augenblick von gutherzigem Leichtſinn das alles wieder entfallen war. Theodors Beſchämung ergriff ihn ſehr lebhaft, Thränen ſtanden in den ſpiegelreinen Augen, die er jetzt gerührt auf ſeinen Freund heftete. Guter Theodor, ſagte er, es iſt mir lieb, daß Sie mich nun verſtehen; wirklich, wirklich ich wollte Das ſchon geſtern, was ich heute that, vom erſten Augenblick wollte ich; aber ich dachte nur, wie ich's einrichten ſollte, und wenn ich denke, wiſſen Sie ja, daß ich oft herzlich ſtumm bin. Dagegen — fuhr er wieder voll Luſtigkeit fort — dagegen ſchwatze ich wieder tauſendmal ohne zu denken. Aber daß Sie ſo gut ſind — wahrlich, der Tag war mir recht trüb; aber wie ich das

Fräulein ſah, hatte ich Alles vergeſſen; ich hätte vielleicht nie wieder daran gedacht. — Theodor war über Rogers kindlichen Sinn entzückt; zum erſten Mal hörte er ihn mit dieſer vertraulichen Herzlichkeit ſprechen. Schon oft hatte ihm der Eigenſinn im Weg geſtanden, mit welchem der ſtörriſche Burſche nach jahrelanger Freundſchaft noch auf einem gewiſſen Ceremoniel in Ton und Betragen beharrte; jetzt nannte ihn Roger zum erſten Mal ſeinen Theodor, nannte ihn ſo mit einer Innigkeit, als hätte es ihm lange gefehlt; Theodors verfeinertes Gefühl faßte in idealiſchen Zügen auf, was Roger aus bloßem gutmüthigen Inſtinct that, und ſich ſelbſt des Kampfes bewußt, den ſeine geſtrige Heftigkeit ihn gekoſtet hatte, bewunderte er Rogern, weil er in ſeiner freudigen Verſöhnung einen noch höheren Grad von Selbſtbeſiegung zu finden glaubte, als er über ſich gewonnen hatte. Aber wirklich that er dem wackern Jüngling zu viel und zu wenig Ehre. Geſtern hatte Roger Theodors Unart ertragen, weil ihn ſein Sinnen auf das heutige Unternehmen zerſtreute, und Sara's bleiches Geſicht ihn entwaffnete. Wie er heimgekommen war, hatte ihm Alles leid gethan, was vorgefallen war, und am meiſten ſetzte es ihn in Verlegenheit, gegen Theodorn ſo höhnend vernünftig abgeſtochen zu haben. Bei ſeiner heutigen Arbeit hatte er ſich in manchem Augenblick vor der erſten Zuſammenkunft mit ſeinem Freund gefürchtet; was er ohne ſeine Theilnahme gethan, ſchien ihm heimlich gethan zu ſein. Wie er aber Theodorn und Sara auf ſich zukommen ſah, behielt die Freude über Alles, was ihm geglückt war, und der Wunſch, durch ihre Hülfe noch mehr auszuführen, in dieſem Gemiſch von Empfindungen die Oberhand; er dachte an keinen Groll mehr, wo er Liebe und Freude fühlte.

Sara hatte dieſer Scene ſtillſchweigend, aber mit inniger Theilnahme zugeſehen. Sie war nun gegen funfzehn Jahr alt, aber ihre gänzliche Abgeſchiedenheit von der Welt, ihr in lauter Phantaſien ſchwebender Geiſt hatte ſie, wie gebildet ſie auch in mancher Rückſicht durch Erziehung und natürliche Anlage war, ſehr kindlich erhalten. Sie war ſich ihres Herzens nur in ihrer Liebe für Theodor bewußt; und daß ſie ein Weib, und daß er ein Mann war, wußte ſie nur, weil ſie ſeine Schweſter hieß. Alles, was ihr der Vater ſonſt über dieſen Gegenſtand geſagt haben mochte, hatte ſich auf eine abenteuerliche Weiſe an die übrigen Träume ihrer reichen Einbildungskraft gereiht, ohne mit ihren Sinnen je in Verbindung zu kommen. Indeſſen hatte Rogers geſtriges Betragen einen Eindruck auf ſie gemacht, den ſeine heutige Verſöhnung mit ihrem Bruder noch verſtärkte; neue Ideen entwickelten ſich in ihrem Kopf, die ſie von ihm entfernten und zu ihm anzogen, die ihr Herz erwärmten und es ſcheu machten. Ihr Gefühl verſtand zum erſten Mal des Vaters oft wiederholte Lehren von der Hülfsbedürftigkeit des Weibes und der Pflicht des Mannes, ſie zu ſchützen, und wie nahe die Natur ſie durch ihre ganz verſchiedne Beſtimmung mit einander verbunden hätte. Sie war noch mit ihren ſchwärmeriſchen Ahnungen beſchäftigt, als Rogers einfacher Sinn das Empfindſame dieſes Auftritts beendigte. Er führte die jungen Leute unter den Kaſtanienbaum, rief dem Knecht zu, Feierabend zu machen, weil das Vieh müde ſei, theilte das ſchwarze Brot und die Milch brüderlich mit ihm, und erſchöpft von der Arbeit [illegible] er, zu Sara's Füßen hingeſtreckt, ſeine Portion, als wäre er zu nichts Anderm in der Welt. Es war vielleicht ein Glück, daß dieſe patriarchaliſche Einfalt Sara's neue Gefühle wieder mit der Wirklichkeit verband; aber leider ſchlug es diesmal zu Rogers Nachtheil aus. Sein Betragen gegen den armen Nikolas war ſo [illegible] wie vorher, ſeine Großmuth gegen Theodor wurde um nichts vermindert; aber mitten durch alle die hohen zarten Gefühle, die ihr liebes Herz durchwandert war, und als ſie nun auch eben ſo glühend in unſerm ächten Naturkind vorausgeſetzt hatte, einen Napf Milch und ein derbes Stück Brot aufeſſen und gar kein Hehl haben, daß es aus Hunger geſchähe — es ſchadete dem braven Roger nun juſt nicht bei ihr, aber es trug dazu bei, der neuen Schöpfung in ihrem Herzen Theodorn zum Abgott unterzuſchieben. Wie reizend lag dieſer neben ſeinem Freund, ſein ſchönes Geſicht auf einen Arm geſtützt, ſeine redenden Augen auf ihn gerichtet, ſeine ganze Geſtalt durch die ſpielenden Schatten der breiten Kaſtanienblätter in den Stralen der röthlichen Abendſonne mit zauberiſchem Lichte umgoſſen! — Rogers unſeliger Milchnapf entſchied vielleicht das Schickſal ihres Herzens!

Es kam nun ein Zeitpunkt, in welchem Vieles zuſammentraf, um Seldorf in der einfachen Stille, wie der er die Zeit hatte fortſchreiten ſehen, aufzuſtören. Die Welt war ihm ſeit langer Zeit ſo verhaßt, gegen Alles, was außer dem kleinen Zirkel vorging, in welchen ſich ſein Herz gebannt hatte, war er mit ſo viel Härte bepanzert, daß er die großen Bewegungen, welche die franzöſiſche Nation damals zu erſchüttern anfingen, mit erzwungener Verachtung für lauter Komödie und Kinderſpiel erklärte. Am allgemeinen Glück wie an dem ſeinigen verzweifelnd, erbitterte ihn jeder Verſuch, der dahin abzuzwecken ſchien, weil er eine neue Fehlſchlagung für ſein Herz dahinter fürchtete — für ein Herz, das freilich immer nur zu bereit war, dieſen ſchönſten Traum wieder von vorn zu träumen. Der alte Verthier ſah dieſe Zeiten aus einem ſehr verſchiednen Geſichtspunkt; ſeine lange Erfahrung hatte manchen Gedanken in ihm entwickelt, der ſeit dem Annfang des Jahres 1789 zu Hoffnungen wurde. Je länger, je mehr ſchien neue Jugend ſeinen Geiſt zu beleben. Manche Stunde, die er ſonſt bei ſeinen unſterblichen Helden der Vorzeit verträumt hatte, widmete er jetzt den ernſteſten Geſprächen mit ſeinem Enkel, bildete ſeinen Geiſt und erweiterte ſeine Begriffe von den Rechten und Anſprüchen der Menſchen um ihn her. Jetzt geſtand er die Nothwendigkeit einer Verbeſſerung und ſuchte ihm den einzigen Leitfaden in einer Zukunft, die er hell vor ſich ſah, wenngleich ihre mannichfaltigen Abſcheulichkeiten vor ſeinem Sinn vorübergingen, in die Hand zu geben. Sammle früh, ſagte er, einen Reichthum an gutem Gewiſſen; denn es wird eine Zeit kommen, wo es Dem, der das einzige Nothwendige will, ſchwer werden muß, ſeinen Handlungen vor ſich ſelbſt das Zeugniß der Gerechtigkeit zu erhalten, und unmöglich vor den Menſchen. Wehe Dir, wenn Dein Sinn dann nicht mehr rein und feſt iſt, um Dich der Wahrheit zu opfern!

Aber Seldorf's trübes Auge war nicht fähig, mit dieſem freien Blick benutzter Erfahrung in die Zukunft zu dringen. Anfangs wies er jedes Geſpräch über dieſen Gegenſtand mit einer Abneigung von ſich, wie ſie ein matter Kranker in der Zwiſchenzeit der Leiden gegen jede äußere Anregung empfindet. Als die Umſtände ernſter, und die Deutungen auf die Zukunft heller wurden, miſchte ſich eine Art von bitterm Spott hinein; denn Berthier's warme Freude, über ein Volk, deſſen Verderbniß er ſo lange ſtudirt hatte, den Augenblick der Wiedergeburt aufgehen zu ſehen, und ſein muthiger Entſchluß, um dieſer Wiedergeburt willen auch das Fürchterlichſte nicht zu ſcheuen, mahnten den Unglücklichen blos, daß ſein Feuer erloſchen, ſeine Kraft gelähmt war. Manchmal ergriff es wol ſein angeboren Gefühl für Wahrheit und Recht; er gedachte des amerikaniſchen Krieges, wie er damals für fremdes Glück willig geblutet und unter der zur Freiheit heranwachſenden Jugend jenſeits des Meeres ſich wehmüthig ſeines zur Dienſtbarkeit gebornen Lieblings erinnert habe. Die ernſten Worte: Vaterland und Mitbürger, die für Den, welcher ſie gebrauchen darf, alle Pflichten des Mannes und allen Lohn der Tugend enthalten, drangen auf Augenblicke in Seldorf's zerſchlagenes Herz, wie eine geiſtige Arznei in die Adern des unvermeidlich Sterbenden: noch einmal klopfen die Pulſe, noch einmal ſtralt Leben im gebrochnen Auge, noch einmal ergreift er die Hand der weinenden Gattin; aber die künſtliche Wärme durchdringt das ſchon erſtarrte Blut nicht mehr, die Kälte des Todes kehrt zurück, und die Hand des getäuſchten Weibes, welche den Druck der Zärtlichkeit erwartete, entwindet ſich ſchmerzlich und ſchaudernd dem Todeskrampf. Seldorf mußte von der Summe von Glück, die er zu ahnen verführt ward, zu den einzelnen Quellen ſich wenden, aus welchen es fließen ſollte; und da ſcheiterten ſeine Hoffnungen. Unter den Menſchen, die ſich jetzt zu den Rettern der Nation aufwarfen, waren auch die Namen Derer, die ſein Leben vergiftet, und ſeine Wohlfahrt zerſtört hatten. Bitter lachend ſagte er zu ſeinem glaubensvollen Freunde: Alſo im Großen ſollen dieſe Menſchen das Gute wollen, das ſie einzeln auf tauſend Wegen verhinderten? Alſo dieſer * * *, welcher Menſchenglück vor ſich niedertrat, wie das ungezähmte Roß die Halmen des Feldes, wo es einbricht, dieſer ſoll nun nach dem Wohl des Volkes ſtreben? — Umſonſt ermahnte ihn Berthier, die Werkzeuge vom Endzweck der Arbeit, und den Plan der Schöpfung von der Entwicklung des Chaos zu unterſcheiden. — Nein, nicht Chaos, menſchenliebender Schwärmer! rief Seldorf, mit dem Chaos iſt ſchaffende Kraft und Keim verbunden, und davon ruht nichts im Schooſe des Todes. Kein Chaos kann ſich hier entwickeln, es iſt das Reich der Verweſung, das in ekelhafte Gährung geräth. Die ſcheußliche Maſſe wälzt ſich, ſchäumt und wogt eine Weile und ſinkt dann in ſich zuſammen, ein todtes

Meer, deſſen Dünſte jedes lebendige Geſchöpf vergiften, hinabziehen, was an ſeine Ufer nur ſtreift. Armer Greis, hinunter in dein Grab, eh das Gift dich ergreift! Erwache dort von deinen gutgemeinten Träumen; das Erwachen dieſſeits würde zu ſchrecklich ſein.

Thau und Frühlingsſonne können neues Leben in den vom Blitz zerſchmetterten Eichbaum rufen; auf dem eingeſtürzten Felſen keimen nach Jahren Mooſe und endlich grünende Kräuter — Oede, ohne Hoffnung neuer Jugend, iſt nur im Herzen des Armen, der einmal den Glauben an Glück und Menſchen verlor. Das Auge ſeines Geiſtes iſt erloſchen, er blickt nur um ſich, um Finſterniß zu entdecken, und kennt ſelbſt die Tugend nur, um über ſie zu weinen. O wäre Seldorf damals geſtorben! dort wäre er erwacht, um dankbar über ſeinen Irrthum zu lächeln; hier ſank er, ihn fruchtlos erkennend, ins Grab.

Am meiſten litten Theodor und Sara bei Seldorf's zunehmender Vereinzelung. Ihr junges Gemüth konnte ſeinen traurigen Bildern nicht folgen, und Rogers Denkart, die ihrem Alter weit angemeſſener war, und die ſie zu ehren gewohnt waren, weil ſie zum Theil immer ein Ausfluß von dem Geiſt ſeines Großvaters ſchien, leitete beſonders Theodorn auf einen Weg, den er nicht lange mit dem Beifall ſeines Vaters wandeln konnte. Von jeher hatte Seldorf's trüber Sinn ihn zum Freund und Vertrauten ſeiner Kinder unfähig gemacht; er war ihre Gottheit, ſie riefen ihn an, ſie brachten ihm Opfer und Dank; aber mit ſeinem innern Selbſt nie vertraut, ſuchten ſie außer ihm, wenn ſie des Tauſches von Gedanken und Empfindungen bedurften. Ihre Zärtlichkeit ſelbſt hatte ſie zurückgehalten, vor ſeinen Augen jemals mehr als die matteſten Stralen ihres feurigen Geiſtes ſchießen zu laſſen, weil ſie ſeine Rührung und die finſtern ihnen unbekannten Erinnerungen, die ſo oft in ſeiner Seele angeregt werden konnten, weil ſie ſogar den Enthuſiasmus ſeiner Tugend ſcheuten, die in einem einfachern kindlichern Gewand ihre jungen Seelen gewonnen haben würde. Und wenn es ja Augenblicke gab, wo ſie dieſe Schüchternheit vergaßen, wenn Theodor, von irgend einer Leidenſchaft überraſcht, ſeinen ganzen Ungeſtüm oder Sara ihre grenzenlos ſchwärmende Herzlichkeit verrieth, dann war der Vater betroffen über den Ausbruch von Gefühlen, die er nicht kannte, ob ſie ſich gleich nie verleugneten; und der irrende und doch ſo wohlmeinende Mann behandelte als Fehltritt, was er als entſtehendes Vertrauen mit Sorgfalt hätte pflegen ſollen. So ward er ſeinen Kindern immer fremder; er fühlte es bitter, aber zu unglücklich, um die rechte Hülfe zu ſchaffen, legte er ſein gekränktes Vaterherz mit zu dem Gewicht ſeines Grams.

Dieſes Verhältniß begann nun, das Leben ſeiner Lieblinge mit eiſernen Banden an das Unglück zu ſchmieden. In Theodors feuriger Seele malte ſich die Zukunft, welche aus dem damaligen Zeitpunkt entſtehen ſollte, mit aller der Vollkommenheit, die reiner Wille zum Guten und ungeprüfte Erfahrung jedem Gegenſtand, nach welchem die Hoffnung eines Jünglings ſtrebt, ſo leicht zuſchreiben. Unbekannt mit den geheimen Fäden, woran das Thun ſeiner Zeitgenoſſen hing, ſah er in allen Menſchen, die jetzt öffentlich glänzten, nur die Züge, die ſie durch Wort und Rede ins Licht ſtellten, und hielt ſie treuherzig für Erlöſer der Nation. Seinem hochfahrenden Geiſt, ſeinem unruhigen Gemüth war es angemeßner, der Menge das Glück mit überlegener Weisheit auszutheilen, als die Menge ſo zu ſtellen, daß Jeder mit einfacher Kenntniß ſein Glück ſelbſt erlangen könnte. Seine Lage, die ihn bisher zum Freund weniger Auserleſenen und zum Wohlthäter aller andern Geſchöpfe um ſich her gemacht hatte, bereitete ihn dazu, ein Anhänger jenes Syſtems zu werden, nach welchem Freiheit und Aufklärung ein Gut iſt, waran zwar die ganze Nation theilnehmen ſoll, deſſen inneres Heiligthum aber, im Buſen einer Anzahl von Erwählten niedergelegt, das Vorrecht gewiſſer erhabener Tugenden bleiben muß. Die Geſchichtsbücher aller Nationen ſchienen ihm dieſe Meinung zu beſtätigen. Glühend im übermüthigen Gefühle, einer der Erwählten zu werden, ſah er nicht, daß die treueſte Darſtellung des Geſchichtſchreibers nur das Gemälde von Wirkungen tauſend und aber tauſend vorhergegangener Urſachen ſein kann. Man mag die Quelle, die man verfolgt, noch ſo ſehr von Sand und Strauchwerk ſäubern, ihre erſte Entſtehung findet man doch nicht, und umſonſt forſcht man nach dem Urſprung der Thautropfen, welche den Boden befeuchteten, umſonſt nach den inneren Schichten des Hügels, den ſie durchdrangen, um hier als Quelle zu rieſeln: ebenſo unbefriedigend iſt die Arbeit des Geſchichtſchreibers, und nie kann er uns die Vergleichung mit dem gegenwärtigen Augenblick gewähren. In Theodors Kopf, der voll kühner Reſultate der Vergangenheit war, fand ſich wenig Platz für die anſcheinend geringfügigen und oft widrigen Züge der Wirklichkeit. Er äußerte zuweilen ſeine Ideen gegen ſeinen Vater; aber die kalte Verachtung, mit welcher dieſer ſeine glänzenden Luftſchlöſſer zerſtörte, ſtieß ihn zurück, ohne ihn zu belehren, und ſeine innere Heftigkeit wurde durch das Gefühl von Unterdrückung vermehrt. Weiblich und ſchüchtern, entging Sara durch ihr Stillſchweigen dem Unwillen des Vaters; aber deſto inniger theilte ſie des Bruders Träume und ſeinen Kummer, zwiſchen ſeines Vaters Liebe und ſeiner Meinung, die ihm ſchon anfing eine Religion zu werden, wählen zu müſſen. Natürlich führte dies Alles die jungen Leute näher zuſammen. Wenn die arme Sara einen peinlichen Tag lang ihres Bruders Unruhe und ihres Vaters niederſchlagenden Trübſinn ertragen hatte, hörte ſie gern zu, wenn ſich die beiden Jünglinge ſtritten und, da ihr Zweck der nämliche war, einander voll Herzlichkeit ihre Begriffe aufklärten. Streit war denn freilich auch zwiſchen ihnen. Roger hatte nie einem Götzen geopfert als der Tugend, er hatte nie einen Sterblichen vergöttert; denn den edelſten, den er kannte, ſeinen Grosvater, kannte er für einen Menſchen. Früh hatte er mit Andern gelebt, genoſſen, gearbeitet, und alle ſeine Anſprüche unterſtützten nicht Vorzüge, ſondern Billigkeit und Kraft, die, ſeinem Wunſch und Willen nach, allen Menſchen gemein ſein ſollten. Zum Ausſpenden des Heils fühlte er in ſich keinen Beruf, und er empörte

Theodorn, indem er ſein Heiligthum der Freiheit ein neugeſtaltetes Gerüſt der Selbſtſucht nannte. Freiheit erkämpfen und Freiheit bewahren, war ſein einfacher Begriff, und es war ſein einziger Glaube, daß dieſe Freiheit Allen gleich ſein müßte, wie die Luft, die uns umgibt, wovon Jeder ſo viel einathmet, als ſeine Lungen bedürfen. Wurden die Thoren hitzig, und fehlte es dem Sohn der Natur an Waffen gegen die ſtürmiſche Beredſamkeit und den Ideenreichthum ſeines Freundes, ſo legte Sara ſanft ihre Hand auf ſeinen Mund und ſagte: Aber, lieber Wilder, Theodors Auserwählte wollen ja nur eben das, Jeder ſoll haben, was ihm dient. — Rogers Stimme konnte ihre donnernden Töne nicht mehr finden; ohne die Hand zu küſſen, die ihm ſo unbefangen ſchmeichelte, nahm er ſie von ſeinem Mund und ſagte in einem Ton, der mehr wie Handkuß war: Aber ſo wollen ſie Götter ſein, mein Fräulein, und ſolche Götter waren es ja, die uns die Feſſeln ſchmieden wollten, die zu löſen noch Ströme von Blut fließen werden. — Umſonſt war dieſer Satz ein neuer Gegenſtand des Streites für Theodor. Die Stimme, welche ihn ausſprach, konnte nicht mehr ſtreiten; Roger ſetzte ſich neben Sara, ſah in ihr liebes Geſicht und ließ Theodors Eifer allein austoben. Der Zwang, den Seldorf's Misbilligung ſeinem Sohn auflegte, die Ungewißheit, die durch Rogers Widerſpruch und des alten Berthier's Meinung in ihm entſtand, noch mehr aber ſein unruhiger Geiſt, dem nur ein Schauplatz fehlte, um den Ehrgeiz zu ſeiner Leidenſchaft zu machen, alle dieſe Umſtände erweckten nach und nach den Wunſch in ihm, ſich dem

Mittelpunkt aller Begebenheiten zu nähern. Voll Selbſtvertrauen hoffte er, daß ein kurzer Aufenthalt in Paris alle ſeine Begriffe berichtigen würde; denn ſein Wille war lauter, er wollte Wahrheit, wenn er gleich nicht fühlte, daß er nur das von der Wahrheit auffaßte, was ſeine Meinung beſtätigte. Er entdeckte dieſen Wunſch ſeiner Schweſter und ſeinem Freunde, indem er dieſem zugleich anlag, ihn zu begleiten. Sara ſchauderte vor dem Gedanken, ihren Bruder zu verlieren; ſie hatte nie in die Zukunft geblickt, ihrem Herzen hatten bis jetzt die Gegenſtände genügt, denen ihre Sorgfalt gewidmet war; allvertrauend auf die Liebe Derer, die ſie umgaben, hatte ſie nie an eine Aenderung in ihrer Lage gedacht, und nur inſtinctmäßig regten fremde oder neue Gegenſtände ſie an, als ſollten ſie ihr das Glück ſchmälern, in deſſen Beſitz ſie war. So war ihr Rogers Dazwiſchenkunft erſt lange läſtig geweſen, ſie ehrte zwar gleich ſeine unverkennbar treue Seele, aber er ſtörte den ſtillen Gang ihres Weſens. Nach und nach verwiſchte ſich dieſes kleine Misverhältniß, und wer jetzt die jungen Leute zuſammen geſehen hätte, wäre in Verſuchung geweſen, Theodorn und Sara für ein Paar Liebende und Rogern für Sara's älteren Bruder zu halten, ſo liebte und ehrte ſie ihn, ſo zutrauensvoll wünſchte ſie ihren Theodor immer unter ſeinem Schutz. Wie dieſer nunmehr den Wunſch, ja faſt den Entſchluß äußerte, die Hauptſtadt zu beſuchen, war ſeine Bitte, daß Roger ihn begleiten möchte, ihr einziger Troſt. Roger hörte alle ſeine Gründe, alle ſeine Plane ernſthaft und aufmerkſam an; aber er ſtellte ihm dringend vor, daß Pflicht und Grundſätze ihm verböten, von dem alten Berthier zu gehen. Hier, ſagte er, können wir durch Beiſpiel und Ermahnung viel nützen, bis unſere Mitbürger uns Gelegenheit geben, noch thätiger für ſie zu wirken. Dort würden wir uns in dem Wirbel verlieren, ohne zu wiſſen, wohin er uns führte. Hier iſt es mir leicht, die Wahrheit zu unterſcheiden und treu alle meine Gedanken auf ſie zu richten; dort aber iſt ſie jetzt mit ſo glänzenden und vielfarbigen Wolken umgeben, daß ich — jung und unerfahren wie ich bin — irre an ihr werden und gegen mein eignes Gewiſſen handeln könnte. Laſſen Sie uns hier bleiben, mein Freund; glauben Sie mir, wir brauchen den Begebenheiten nicht entgegenzugehen, ſie werden uns ſchon ereilen — und wie ſchön, wenn wir ſie dann zuſammen beſtehen, wenn wir für ein Gut kämpfen, nach welchem wir Beide mit innigem Eifer trachten, wenn wir es auch zuweilen aus einem verſchiedenen Geſichtspunkt beurtheilen! Bis unſere Mitbürger uns rufen, iſt dieſes Haus Ihr Poſten; Ihr Vater, Ihre Schweſter ſind Ihr anvertrautes Gut; und ich wenigſtens — ich gehe nicht von meinem alten Vater, bis die einzige Macht, der ich gehorche, es gebietet. — Rogers Zureden war vergeblich, vergeblich der Ernſt, mit welchem der alte Berthier dem Jüngling manche Wahrheit zeigte, manche Ausſicht eröffnete; Theodor hatte dieſen Weg einmal erwählt, den jeder Widerſpruch ihm nur glänzender malte. Alles, was Sara noch über ihn vermochte, war, daß er die Einwilligung des Vaters ſuchen würde. Aber wie bitter mußte ſie dieſen Sieg ihres kindlichen Gehorſams bereuen! Seit geraumer Zeit wurden durch einen ſtillſchweigenden Vertrag zwiſchen Seldorf und ſeinen Kindern alle Geſpräche über die Meinung, worin ſie von einander abwichen, vermieden. Die arme Sara ſuchte ängſtlich andere Gegenſtände zur gemeinſchaftlichen Unterredung, und nach ihrem heitern Geſchwätz, nach der geiſtreichen Leichtigkeit, mit welcher ſie von Allem ablenkte, was Theodor aus Unbiegſamkeit oder Unbeſonnenheit vorbringen mochte, hätte ein Fremder das gute weiche Geſchöpf für ſorglos und ruhig gehalten. Seldorf täuſchte ſich darüber nicht, er liebte ſie um ſo zärtlicher, ließ ſich aber leicht verleiten, der Wirkung, die dieſe betrügeriſche Stille auf ſeinen Sohn haben konnte, nicht weiter nachzudenken. Wie ihm jetzt Theodor ſein Anliegen, nach der Hauptſtadt zu reiſen, vortrug, traf es ihn daher viel unvorbereiteter, als es billig geſollt hätte, ſeine ganze Bitterkeit erwachte, und ſein krankes Gemüth ſchilderte ihm die nachgebende Behutſamkeit, mit welcher der Jüngling bis jetzt geſchwiegen hatte, als tückiſchen Betrug. Dieſe Ungerechtigkeit führte Theodorn viel weiter, als er je hatte gehen wollen. Er hatte kindlich gebeten, ſich belehren zu dürfen durch dieſe Reiſe; hingeriſſen von ſeinem gekränkten Gefühl, forderte er nun vom Gängelband losgelaſſen zu werden. Kaum waren ihm die Worte entfahren, ſo erblaßte der unglückliche Vater; eine Weile blickte er ihm ſtarr ins Geſicht und ſagte dann langſam: Ha, Deiner Mutter Geiſt iſt mächtig in Dir! — Weiter ließ ihn Sara nicht ſprechen, ſie lag zu ſeinen Füßen und rief: Vater, Vater! Antoinettens letzter Kuß verſöhnte ja der Mutter Geiſt. — Theodor kniete ſtill und erſchüttert neben der Schweſter und hielt die Hände ſeines Vaters, der ſich gewaltſam von ihm wandte. Lange konnte indeſſen Seldorf den Thränen ſeiner Kinder und dem Gefühl ſeines Unrechts nicht widerſtehen, er verzieh Theodorn, aber unter der Bedingung, daß er nie wieder an die Reiſe denken dürfte.

Theodors ſchlecht unterdrückte Sehnſucht nach einem größeren Wirkungskreis und Sara's immer mehr ſich entwickelndes Gefühl, daß ihre Liebe und ihre Innigkeit nicht genügten, um den Bruder zu feſſeln, verbannten indeſſen die vorige unbefangene Fröhlichkeit aus dieſem kleinen Zirkel. Sara fühlte ſich zwar durch Rogers Gleichmuth, durch ſeine nie ſich verleugnende Freundſchaft beruhigter über den Einfluß, den Theodors Sinnesart auf ſeine zukünftige Ruh haben könnte; aber ihr ſelbſt fehlte eine Stütze, die ihr die Heiterkeit gegeben hätte, welche ſie täglich für Andere aufwandte; und dabei war in ihrem Innern etwas, das ſie, ihr ſelbſt unbewußt, immer mehr von Roger entfernte, je herzlicher der brave Jüngling für ihre Ruhe und ihre Wünſche ſorgte. In dieſem Zuſtand von unſicherer Schwermuth kam ſie eines Tages von einem einſamen Spaziergang zurück und wollte von einem kleinen Gehölze durch Berthier's Weinberge nach ihrem Landhaus gehen. Von dem Gehölze bis zu dem engen Wege zwiſchen den Weinbergen lag eine Trift, wo die Heerde eben weidete. Der Hirt hatte ſich entfernt, und der Stier war, von einigen muthwilligen Knaben gehetzt, durch das Gehege auf den Weg gerathen, über welchen Sara jetzt kam. Das Thier erblickte ſie, hielt ſie für den ihn angreifenden Feind und verfolgte ſie mit wüthendem Ungeſtüm. Umſonſt ſchrie Sara um Hülfe, Niemand war in der Nähe; ſie flog mehr, als ſie lief und von der Angſt verblendet eilte ſie in den engen Fußpfad, wo von jeder Seite mannshohe Mauern die Weinberge ſtützten. Die Stier folgte ihr auf dem Fuße; ihre erſchöpfte Bruſt, der ſteinige Boden, das Schnauſen des wüthenden Stieres, Alles machte ihr jeden Schritt, den ſie that, als den letzten fühlen, deſſen ſie fähig wäre. Jetzt ſtrauchelt ſie wirklich und ſtürzt mit einem letzten ſchwachen Schrei zu Boden; Sara war verloren — doch im nämlichen Augenblick ſprang Roger etwas höher am Wege die Mauer herab, flog neben Sara vorüber auf den Stier zu, der mit geſenkten Hörnern, und geſträubtem Haar nur noch einige Schritte von dem Mädchen entfernt war, faßte ihn an beiden Hörnern und indem er ſeine ganze Stärke in einen Arm legte, warf er ihn damit ſeitwärts auf den Rücken *).

Schnell eilt er zu Sara zurück, die noch am Boden liegt, faßt ſie in ſeine Arme und geht einige dreißig Schritte bis an eine niedrige Stelle der Mauer, über welche er in ſeines Großvaters Baumgarten ſpringt, ehe

---

*) Dieſes Kunſtſtück ſieht rieſenmäßiger aus, als es wirklich iſt. In den Gebirgen des Jura und an vielen Orten, wo die Heerden in der guten Jahreszeit von den Dörfern entfernt ſind, iſt es bekannt genug. Da der Stier ſehr ungelenk und in einem ſolchen Augenblick von Wuth betäubt iſt, ſo kommt es darauf an, alle Kraft in den erſten Anlauf zu ſetzen und dem Thier im rechten Augenblick das Gleichgewicht zu nehmen.

das um ſich ſchlagende Thier wieder aufrecht ſteht. Er hatte im Weinberge gearbeitet, als ihn Sara's Geſchrei aufmerkſam machte, er begriff nicht ſogleich, von welcher Seite es käme, aber der Trieb zu helfen hatte ihn den einzigen Weg zu ihrer Rettung geführt. Jetzt hielt er ſie noch in ſeinen Armen und rief einige Leute, die ſich ihm näherten, um Hülfe für ſie an. Sie war nicht ohnmächtig, aber ein convulſiviſches Zittern und Schluchzen ſchien ſie gegen Alles, was um ſie her vorging, fühllos zu machen. Bang und erwartend redete ihr der Jüngling, ſich ſeiner eignen Worte unbewußt, mit den zärtlichſten Ausdrücken zu, als ſie endlich in Thränen ausbrach und ihr Geſicht an ſeine Schulter verbarg. Sara, liebſte Sara, hier ſind Sie ja ſicher! rief er mit dem innigſten Ton und drückte ſie mit beiden Armen an ſich. Waren es dieſe Worte, oder die erleichternden Thränen, die jetzt ihr Bewußtſein zurückriefen, Sara wand ſich ſchnell aus ſeinen Armen, warf einen ſcheuen Blick auf ihn und ſtürzte auf ihren Bruder zu, der ſich eben mit raſchen Schritten, voll Schrecken über die Gefahr ſeiner Schweſter, ihnen näherte.

Der tiefgerührte Dank des Vaters, Theodors feurige Anerkennung, daß ſein Freund ihm ſein Liebſtes gerettet hatte, Sara's ſanfte Thränen, ſelbſt des ehrwürdigen Greiſes einfaches: Gott ſegne meinen wackern Jungen! — nichts konnte Rogern von nun an befriedigen. Ein Schleier war von ſeinen Augen gefallen, er hatte mit den Worten: Sara, hier ſind Sie ja ſicher! eine Empfindung in ſeine Seele gerufen, der ſeit Jahren ſchon ihre Stätte bereitet war. Er liebte und war es ſich nun bewußt. Zum erſten Mal irrte er in wachen Träumen auf einſamen Wegen, und nie war ihm die Schöpfung ſo lebendig, nie lachte ihm ſo die ganze Natur. Glücklicher hatte nie die Liebe einen Menſchen gemacht, und nie verkehrter. Statt Sara aufzuſuchen, war ihm der erſte Eindruck genug, um mit dieſem allein zu ſein, ging er allen Menſchen aus dem Wege, und es brauchte einige Tage, eh ſeine reifere Vernunft ſein Kinderherz lehrte, mehr zu wünſchen. Hätte ſie doch diesmal ſich ihrer Rechte entäußert! Sobald ſie ihre Stimme hatte vernehmen laſſen, verſchwanden Rogers Träume und ſein Glück. Er wünſchte, und mußte ſeine Wünſche berechnen, und die Folge war Mistrauen und Furcht. Er ging nun die ganze Vergangenheit durch, ob ſie ſeine Zukunft zu begünſtigen ſchien; aber leider ſah er überall nur Gleichgültigkeit in Sara's Betragen. Ihm ſchien es, als hätte er ſie immer geliebt; Eindrücke, die er längſt verwiſcht glaubte, ſtanden wieder hell vor ſeiner Seele; er dachte an Seldorf's geheimnißvolles Schickſal, an ſeine ununterbrochene Zurückhaltung, und auch von dieſer Seite fühlte er wenig Hoffnung. Endlich gelangte er doch zu dem Entſchluß, den er ohne die zauberiſche Wirkung eines ſo neuen Gefühls auf ſein kindliches Herz viel früher hätte faſſen können: er beſchloß, um Gegenliebe zu werben. Ob ſie ihm verſagt werden könnte? Wie an einem ſcheußlichen Geſpenſt floh er an dieſem Gedanken vorbei und eilte nach Seldorf's Wohnung, die er nun nach zwei Tagen zum erſten Mal betrat.

Der Augenblick, welcher Rogern einen ſo hellen Aufſchluß über ſein Herz gegeben hatte, war auch für

Sara nicht unbeobachtet vorübergegangen, und er hatte Begriffe bei ihr entwickelt, deren Dunkelheit bisher ſo wohlthätig für ſie geweſen war. Ein Mädchen, das mehr mit der Welt bekannt geweſen wäre, hätte Rogers Betragen, ihren Einfluß auf ſeine frohe Stimmung, ihre Gewalt über ſeine lebhaften Aufwallungen früher verſtanden. Aber der guten Sara fehlte ſogar jeder Vergleichungspunkt zum Urtheilen; ſie ſah ihn nur in ihrer und ihres Bruders Geſellſchaft, und fanden ſie ſich ja einmal mit andern Menſchen, ſo maß ſie den Antheil, den ſie an ſeiner Aufmerkſamkeit hatte, nach ihrer Achtung für ihn und fühlte keinen Vorzug darin. Seitdem ihres Vaters traurige Strenge gegen Theodors Denkungsart die Kinder unvermerkt zu einem heimlichen Bund gegen ihn verleitet hatte, war eine Vertraulichkeit in ihr Verhältniß gekommen, durch welches Rogers brüderliche Herzlichkeit ſich allmälig in Liebe verwandelt hatte, während daß Sara in dem nämlichen Verhältniß ihre Unbefangenheit gegen ihn verlor. Es bedurfte eines Zufalls wie jenen, wo Rogers warmes Blut ſeinem Herzen das Räthſel löſte, um Sara den Unterſchied zwiſchen Freundſchaft und Liebe zu erklären. Die Stunde war nun gekommen, und ſie entriß ihr ihren treueſten Freund, ihren Jugendgefährten, den Schutzgeiſt ihres Theodors. Sie fing an, den Mann zu verabſcheuen, der ſie zuerſt die Liebe kennen lehrte, ohne ihr Liebe einzuflößen; ihre Sinne empörten ſich gegen den Mann, der ſie geliebt hatte, ohne ihnen zu gefallen. Das reine unſchuldige Geſchöpf litt unter allen dieſen neuen Empfindungen. Tauſendmal dachte ſie ihre Gefahr und ihre Rettung und ihren Dank; wenn ſie aber Rogers liebeglühenden Blick und die Heftigkeit zurückrief, mit welcher er ſie an ſeine Bruſt drückte, ſo hätte ſie ſein Bild aus ihrem Gedächtniß vertilgen und nur ihre Dankbarkeit behalten mögen. Sie fürchtete ſeinen nächſten Anblick und warf ſich vor, ihm nicht freudig entgegenzuſehen, da er ſo edel und ſelbſt um ſeiner Liebe willen ſo edel war; denn wußte ſie nicht jetzt, wie lange ſchon ſeine Freundſchaft Liebe war? und mußte ſie nicht erkennen, wie ehrend der Ausbruch ſeiner Leidenſchaft für ſie war? Sie war einfach genug, um ohne Selbſtbetrug die mögliche Zukunft, die ſeine Liebe ihr bereiten könnte, zu berechnen; aber ſie blieb erſtaunt ſtehen bei dem Widerwillen, mit welchem ihr Herz das Bild des häuslichen Glücks von ſich ſtieß, wo Roger die Hauptrolle an ihrer Seite ſpielte. Bei dieſen widerſprechenden Empfindungen mußten ihre Aeußerungen eben ſo ungleich ſein. So oft von ihrer Gefahr Erwähnung geſchah, gab ſie ihre Dankbarkeit für ihren Retter mit deſto mehr Eifer zu erkennen, als es ihr dünkte, ein Jeder, der davon ſpräche, blickte in ihr Herz und ſähe ihren Undank gegen ſeine Liebe. Saß ſie ſtill in ihr Sinnen vertieft, und man nannte ſeinen Namen, ſo erröthete ſie und fuhr auf, als wäre davon die Rede, wie er ſie in ſeine Arme gedrückt. Man war ſo wenig gewohnt, Rogern ſo lange abweſend zu ſehen, daß ihn Theodor zweimal aufſuchte; da er ihn aber immer in der heiterſten Laune von der Welt, aus allen Kräften arbeitend fand und vom alten Berthier hörte, daß er ſeit zwei Tagen es ſo triebe, als wolle er die Arbeit aller vier Jahreszeiten in acht

Tagen vollenden: ſo nannte er ihn einen närriſchen Menſchen, gerade jetzt ſo viel zu ſchaffen, da Sara wegen der Folgen ihres Schreckens das Zimmer hüte und er ihr wohl Geſellſchaft leiſten könnte.

Als Roger endlich wieder bei ſeinen jungen Freunden erſchien, empfing ihn Sara mit dem feſten Vorſatz, durch ihr Betragen ihre Entdeckung und ihr widerſpenſtiges Herz zu verbergen. Doch dieſes Herz war ſo weich, ſo innig in allen ſeinen Gefühlen, daß ſie bei Rogers erſtem Anblick mehr wie das that; ſie vergaß Alles und eilte ihrem Retter mit glänzendem Auge entgegen, und mit einer Stimme, in welcher ein Reichthum von Liebe war, der den Gleichgültigſten erwärmt hätte, die aber der junge Mann ſich kaum enthalten konnte knieend zu vernehmen, dankte ſie ihm und warf ihm vor, daß er ſo ſpät käme, ſeine Gerettete zu ſehen. Armer, armer Roger, um die Ahnung des höchſten Glücks zu behalten, hätteſt du dieſes Glück nicht ſollen zu achten ſcheinen! Hingeriſſen von ihrer Güte, überließ ſich nun ſein einfaches Herz ſeinem Gefühl, ſeinem Genuß der Liebe; ſo wie es aber mit Zutrauen ſich ihrem Herzen nahte, ſtieg ihr Widerwillen wieder auf und ward mit jedem Augenblick, wo ſie den Freund ſo ſorglos geehrt hatte, heftiger gegen den Liebhaber. Von nun an war der Friede ihrer Seele geflohen; denn ſie, die nur in Anderer Glückſeligkeit lebte, ſie ſah, wie ſie das Wohl des Mannes zerſtörte, der in der kleinen Welt ihres Herzens eine ſo wichtige Stelle einnahm; ſie ſah immer mehr, wie Theodor durch die Gewalt, welche die großen Angelegenheiten der Zeit über ihn gewannen, von ihr abgezogen wurde; und ihr Vater, der ungeachtet ihrer Bemühungen, Frieden zu erhalten, ſeinen mit jedem Tag zunehmenden Enthuſiasmus bemerkte, ſetzte ihm allenthalben despotiſche Unterdrückung oder bittere Kälte entgegen. Wie oft, wenn ſie ſich nicht hatte erwehren können, Rogers herzliches Bemühen, ihr zu gefallen, blos mit entfremdender Freundlichkeit zu beantworten, beweinte ſie die Zeit, wo ſie mit offenem Blick ihm entgegenging und ihm ihre Unruhe und Sorgen klagte, ihn bat, ihres Theodors Eifer zu mildern, und endlich, durch ſeine herzliche Munterkeit erweckt, ihre Sorgen vergaß!

Bei Rogers völliger Unbekanntſchaft mit dem weiblichen Herzen und einem Charakter, der keiner traurigen Vorausſetzung fähig war, brauchte es einige Zeit, ehe er aus ſeinem frohen Traum erwachte. Geliebt glaubte er ſich zwar nie, aber um den Lohn ſeiner Liebe zu ringen, hatte er lange Muth und Beharrlichkeit. Ein gerechtes Selbſtgefühl und die Erfahrung einer Reihe von Jahren überzeugten ihn von Sara's Achtung; ob aber jetzt ihre zunehmende Zurückhaltung, ihre ungleiche Stimmung, die von wehmüthiger Güte zu zurückſtoßender Luſtigkeit wechſelnd überging, mädchenhafte Laune oder Abneigung ſei, darüber lag ſeine Liebe mit ſeiner Vernunft noch im Streit. Endlich mußte er doch wahrnehmen, daß Sara ihren Kummer vor ihm verbarg, ſeinen Troſt als einen Anſpruch auf ihre Liebe von ſich ſtieß und ihn in den Fällen, wo ſie ihn ſonſt als ihre Stütze aufgeſucht hatte, gerade am ſorfältigſten zu meiden ſchien. Dieſer bittern Prüfung unterlag ſeine Hoffnung. Er hatte ſo innig, er hatte nur einmal geliebt; denn was er in unverſehrter Jugendkraft je bei andern Mädchen empfunden hatte, war durch Sara's Bild längſt verwiſcht oder bis zur Unkenntlichkeit geheiligt. Wie in den Frühlingstagen ein lauer Regen aus allen Keimen blühendes Leben hervorruft, ſo hatte dieſe Liebe die letzte Hand an die Schöpfung ſeiner Jugend gelegt und eine Welt von Seligkeit in ihm entwickelt. Das Alles war nun zerſtört, er ſah ſein Herz verſchmäht und hatte mit Sara's Vertrauen und Freundſchaft Alles verloren, was ihm ſo lange die Liebe erſetzte, und was ihn jetzt allein — doch wie ärmlich für ſein verlangendes Herz! — für Liebe entſchädigen konnte. Innig trauernd, aber voll weiſer Güte beobachtete der alte Berthier ſeinen zerſtörten Lebensgang; wenn er mit immer neuer Fehlſchlagung von Seldorf zurückkam, fragte ihn der Greis wol mit ſtiller Beſorgniß: Roger, warum glüht Dein Geſicht? Wie kannſt Du ſo finſter und ſtumm ſein? — Hatte er den ganzen Tag fleißig gearbeitet und alle ſeine Geſchäfte mit angeſtrengtem Muth vollendet, und ſaß dann tiefſinnig neben dem Vater, ſo ſtrich ihm dieſer ſanft mit der Hand über die Stirn und ſagte mit einem Ton, der, aus Beſorgniß, wie Vorwurf zu klingen, zitterte: Sonſt warſt Du heiter nach erfüllter Pflicht! — Oft war der junge Mann im Begriff, ſeine graue Erfahrung um Waffen gegen eine Leidenſchaft zu bitten, die ſeinen männlichen Stolz zu ſtürzen drohte; aber er ſchämte ſich, einem Mann, der ſtets nur für Andere gelebt hatte, eine Empfindung zu geſtehen, die ihn ſelbſt von Allem, außer ſich ſelbſt, abzog. Oft wollte er Theodorn zu ſeinem Vertrauten machen und in ſeiner Bruſt das Gelübde, mit ſeiner Leidenſchaft zu kämpfen, niederlegen; aber ſein Stolz fürchtete in ihm einen Fürſprecher bei Sara, und in einem geheimeren Winkel ſeines Herzens lauerte noch eine andere Furcht: an einem Bruder, der ſtets die Wünſche ſeiner Schweſter getheilt hatte, einen Verbündeten ihrer Abneigung zu finden.

In dieſem Zeitpunkt, der ſo leicht den braven jungen Mann zu einem verfehlten Daſein hingeriſſen hätte, wurden die Wolken ſichtbarer, welche ſich über die Angelegenheiten des Staates thürmten. Aus dem ſcheinbaren Frieden zwiſchen unverträglichen Parteien drohten ſchon ziemlich ſichere Anzeichen der künftigen Verwirrung, und in Allem, was gethan wurde, um ihren Ausbruch zu verſchieben, lag blos die Vorbedeutung, wieviel fürchterlicher er darum ſein würde. Hauptſächlich über die vorgehabte Reiſe des Königs nach Saint-Cloud und über die Bewegungen, durch welche ſie verhindert ward, begannen in der damaligen Zeit auch in den Provinzen die Meinungen, die Vorurtheile, die Leidenſchaften, für welche ſo viel Blut fließen ſollte, ſchon gegen einander zu gähren. Aber mit bitterm Schmerz ſah Berthier, wie tief Rogers Herz verwundet ſein mußte; denn ſtill und kaum gerührt empfing der Jüngling die wichtigſten Nachrichten, und kalt hörte er den ernſten Weiſſagungen des Großvaters zu. Jetzt blickte der ehrwürdige Greis in des Jünglings verfinſtertes Geſicht: Roger, es kommt die Zeit, wo Du Deinem Vaterland Deine Kräfte, Deine Tugenden als ein Capital vorſchießeſt, für welches Dich vielleicht das Glück Deiner

Kinder erſt lohnt. — Das Glück meiner Kinder! wiederholte Roger halb vernehmlich; für *mein* Glück wäre die Rechnung alſo doch geſchloſſen. — Berthier's erſte Bewegung war ein Blick, in welchem Zorn und Unwillen blitzten; er ſchlug ihn bald nieder und ſagte nach einer Stille, in welcher Rogers Seele mit Scham und Kummer kämpfte, mit einer Stimme, die in jeder andern Bruſt zum Schrei des Schmerzens geworden wäre: Wohl mir, daß ich dem Grabe ſo nah bin; denn ich werde nicht ſehen, wie meine Enkel vor ihrem Vater erröthen! — Zitternd ſetzte er nach einem kurzen Schweigen hinzu: Sollteſt Du denn wirklich verloren ſein, für Tugend und Vaterland verloren? Länger hielt es Roger nicht aus, er ſtürzte zu Berthier's Füßen und rief, außer Athem von dem Streit in ſeinem Innern: Nein, Vater, ich bin nicht verloren, Dein Sohn gehört dem Vaterland; dem ſoll er allein angehören; höre meinen Schwur und verzeih meinen Irrthum; ich opfere dem Vaterland Kraft und Tugend bis in den Tod, wenngleich nie das Glück meiner Kinder mich belohnen wird! — Schwörſt Du, Roger? ſchwörſt Du das? Iſt Dein Schwur Dir heilig, ſo ſcheide ich muthig von hinnen, denn Du ſetzeſt mein Leben fort, und nahe an ein Jahrhundert fortdauernden Duldens von Unterdrückung wird durch Deinen Kampf um Freiheit gelohnt. Wären die Wünſche Deiner Liebe Dir wichtiger als die Forderungen Deiner Nation, ſo hätte ich umſonſt gelebt. — Berthier's letzte Worte hatten Rogers Stolz aufgerufen; er ſammelte genug Unbefangenheit, um ſeinem alten Vater die Lage ſeines Herzens und die Fehlſchlagung ſeiner Hoffnungen zu geſtehen. Voll Güte ſagte ihm der würdige Greis, daß nicht ſeine Wünſche allein betrogen wären, daß auch er durch Sara's Abneigung eine Tochter verlöre, die er ſich lange auserſehen, auf welche ſein Blick ſchon gefallen wäre, noch ehe die Umſtände ſeine Pläne begünſtigt hätten. „Ein braver Bürger ſoll Gatte und Vater ſein, und gegen dieſes reizende Mädchen wären dieſe Pflichten doppelt ſüß geweſen! Gib ſie auf; ſie iſt zu jung, oder ſie misverſteht die Stimme der Natur, indem ſie Dich flieht, ſeit Du mit allen Anſprüchen Deines Geſchlechts Dich ihr naheſt. Gib ſie auf; Du biſt jung und unverdorben, Du kannſt in ſpäteren Jahren noch lieben. Roger, wie Deine Großmutter mir ihre Hand gab, war ich zwölf Jahre älter als Du; und hätte ich nicht damals geliebt, ſo würde ich jetzt Dich nicht verſtanden und Dir nicht verziehen haben. Und ich, im Druck des Unrechts aufgewachſen, liebte doch noch ſo ſpät; wie viel länger muß nicht eines freien Mannes Herz jung bleiben! Sind mir doch unſere Jünglinge immer verhaßt geweſen mit ihren früh welken oder verbrauchten Herzen." — Rogern war bei dieſem freundlichen Geſchwätz ſeines Großvaters nicht anders zu Muthe, als Einem, der ſich in der dringenden Gefahr ſähe, blind zu werden, und dem man zur Aufheiterung von der Pracht des künftigen Frühlings vorſpräche. In der nächſten einſamen Stunde ſuchte er einen Entſchluß feſtzuhalten und ging nach Seldorf's Haus.

Er fand die beiden Geſchwiſter in einem eifrigen Geſpräch, deſſen Inhalt, nach Sara's verweinten Augen zu urtheilen, ſehr angreifend für ſie geweſen ſein mußte; aber bei Rogers Eintritt ſuchte ſie ihren Kummer zu verbergen und verließ nach wenigen Augenblicken das Zimmer. Rogern gab der Zwang, den er ihr auflegte, einen Stich ins Herz; indeſſen zog ſein Freund jetzt ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich, indem er ihm mit der größten Entſchloſſenheit verkündigte, er wolle das väterliche Haus verlaſſen. Ich muß, ſagte er, vor jedem Burſchen im Dorfe erröthen, der frei mit ſeinen Kameraden ſprechen darf; und mancher Jüngling in meinem Alter wurde ſchon mit dem Vertrauen ſeiner Mitbürger beehrt. Ich muß es von mir ſcheuchen, weil mein Vater mich in Feſſeln hält. Glaubſt Du, ich hätte die unſichern, zurückhaltenden Blicke nicht bemerkt, mit welchen Deine Freunde und Brüder, die neulich von Saumur kamen, mich anſahen? Bedurfte es nicht der wiederholten Erklärungen Deines Vaters, um einige Offenheit in ihr Betragen zu bringen? — Roger wußte ſeiner Heftigkeit keine Gründe entgegenzuſetzen und fühlte das Peinliche von Theodors Lage zu lebhaft, um ihm in dieſem Stück zu widerſprechen; er ſuchte ihn nur an den ungewiſſen Erfolg einer Flucht und an den allzuſichern Kummer ſeines Vaters zu mahnen. Ueber Theodors Geſicht ergoß ſich bei dieſer Vorſtellung eine höhere Röthe, er ging unruhig im Zimmer umher; und indem er Sara, die eben wieder hereintrat, bei der Hand ergriff und ſie zu Roger führte, rief er: Ihr ſollt ihn tröſten, Ihr ſollt ihn fühlen machen, daß ich hier unnütz verglühe und ehrlos veralte. Sara verſtand den Sinn dieſer Worte nur halb; als aber Theodor faſt gewaltſam Rogers Hand und die ihrige zuſammendrückte, erwachte ihre gewöhnliche Zurückhaltung, und ſie ſagte mit matter Stimme: O Bruder, folge dem Rath Deines Freundes; der Troſt, den Du Deinem Vater zugedacht haſt, möchte ihm nachher gebrechen. Zugleich zog ſie ihre Hand weg und ſetzte ſich an ihren Arbeitstiſch. Vielleicht hatte ihr das Zweideutige in der lebhaften Aeußerung ihres Bruders dieſe Antwort eingegeben, die einen ſehr bittern Sinn für Roger enthalten konnte. Im erſten Augenblick fühlte er ſeinen Stolz ſo heftig beleidigt, daß er ſich abwandte, um ſeine Bewegung zu verbergen; als er aber wieder auf Sara blickte und ihrem reuigen thränenvollen Auge begegnete, ſtand die Nothwendigkeit, ſeinen Entſchluß auszuführen, wieder lebhaft vor ihm; er machte ſich von Theodorn, der ihn noch immer hielt, los und ging mit gewaltſamer Faſſung auf Sara zu. Sein hochklopfendes Herz erſtickte anfangs ſeine Stimme, und erſt wie er einige Augenblicke geſprochen hatte, ward ſeine Bruſt freier. Sara, ſagte er und ergriff eine ihrer Hände, laſſen Sie uns unſern ehemaligen Frieden wiederfinden; geben Sie mir für das unausſprechliche Glück, dem ich von heute an entſage, das Vertrauen zurück, das ich noch heute verdiene. Ich will wieder Ihr Freund, Ihr Rathgeber ſein und kann es beſſer als ſonſt; denn wahrlich, wahrlich, das Gelübde, das ich hier ablege, muß mich weiſer machen, oder es würde mir den Verſtand koſten. Sie können mich nicht lieben; Sie können es ſo wenig, daß Sie — Sie Engel an Güte! hart und ungerecht darüber wurden, daß Sie ein reines treues

Herz, ein Herz, das noch jetzt, da es Alles verloren hat, Ihnen ſeine ſchönſten Freuden verdankt, grauſam zerriſſen haben. — Sara hatte bei Rogers erſten Worten erſchrocken aufgeblickt und ihm nachher ängſtlich zugehört, bis ſie jetzt mit einem Strom von Thränen ihn unterbrach: Nein, mein armer theurer Freund, ich war nicht grauſam, ich war bang und gequält! Nie ſah ich Ihr Auge trübe, ohne daß mein Herz die bitterſten Qualen litt; ich litt mehr als Sie, denn ich that Unrecht, wider Willen Unrecht. — Ja, wider Willen, unterbrach ſie Roger, das weiß ich, das fühlte ich, und ſonſt wäre meine Liebe erloſchen. Nun aber, Sara, laſſen Sie uns Schwur gegen Schwur tauſchen. Um mich zu retten, um Ihr weiches Herz vor Reue zu ſchützen, laſſen Sie nun dieſen fürchterlichen Zeitpunkt vergeſſen ſein, laſſen Sie mich wieder in die Rechte eintreten, die ich an jenem Abend verlor. — Sara verſtand ihn wohl und ſchlug erröthend die Augen nieder. Roger ſah ſie ernſt und gerührt an und fuhr fort: Meine Wünſche werden erſterben, da ich von heute an meine Vernunft überzeugt habe, daß Sie ihnen niemals Nahrung gewähren können. Aber dieſes Herz, das Sie zu verwerfen genöthigt ſind, wird nie für eine Andere glühen, nie — denn wenn ich auch jetzt geheilt bin, ſo werde ich nicht mehr ſo jung, nicht mehr des Unglücks ſo ungewohnt ſein; ich werde nie mehr ſo kindlich hoffen, wie ich that, ehe Sie mich hoffnungslos machten. Wenn Sie einſt für einen Andern fühlen werden — Seine Stimme ſtockte, er ſuchte ſich zu faſſen, und Theodor, der erſtaunt und theilnehmend zugehört hatte, trat jetzt zu ſeinem Freund und ſchloß ihn ſchweigend in die Arme. Sara's Thränen verſiegten; zu wahr und zu weich, um jetzt ſprechen zu können, entzog ſie Rogern ihre Hand und verbarg damit ihr Geſicht. Roger machte ſich ſanft von ſeinem Freunde los, kniete vor ihr nieder und ſprach geſammelt weiter: Wenn Sie einſt für einen Andern fühlen werden, was Sie mir verſagen müſſen, wenn die treueſte, anmaßungsloſeſte Freundſchaft Sie verſöhnt hat, ſo laſſen Sie mich, der ich für Ihr Wohl zittere, Ihren Vertrauten, Ihren Beſchützer ſein. — Hier ſiegte endlich der Schmerz, er verbarg ſeine Thränen an Sara's Schoos. Die tiefe Stille, die jetzt auf einige Augenblicke erfolgte, und während deren Rogers redliches Herz eifrig bemüht war, ſich mit der Heiligkeit ſeines Entſagens zu durchdringen, ward von der guten Schwärmerin Sara unterbrochen. Sie hatte endlich Worte für ihr überſtrömendes Gefühl gefunden; begeiſtert von der Hoffnung, den alten Frieden wiederkehren zu ſehen, begeiſtert von Bewunderung über Rogers edle männliche Einfalt, ſchloß ſie ihre Arme um den Hals des Jünglings, der noch immer an ihrer Seite kniete, küßte mit Engelsreinheit ſeine offene Stirn und rief: Ich ſchwöre Alles, Alles! Sie ſollen mein Freund und mein Führer ſein; danke ihm, Theodor, danke ihm; er hat mir ſehr wohlgethan. — Sie bemühte ſich umſonſt, mehr zu ſagen; ſie faltete nun ihre Hände und hob ihre ſchönen Augen zum Himmel auf: der Sinn ihres Gebets war Dank gegen Gott, daß er die bittere Qual, Unrecht zu thun, von ihrem Herzen genommen hatte. Roger ſtand betäubt auf und lehnte ſich an ſeinen jungen Freund; Sara wußte nicht, daß ihr unſchuldiger Kuß dem armen Scheidenden das Leben, dem er entſagen mußte, noch einmal in ſeinem ganzen Glanz gezeigt hatte. Theodor ſagte halb laut zu ihm: Verzeih mir! Ich hätte Dir und dem guten Mädchen manche peinliche Stunde erſparen können, wenn mich mein unruhiger Kopf nicht blind und taub gegen Alles um mich her gemacht hätte. Jetzt iſt mir Alles klar; halte Dein Verſprechen, ſei ihr Beſchützer, ihr Freund. — Er hielt ſeine Hand, auf ſeinem Geſicht kämpften Wehmuth und Zärtlichkeit und Härte, er umarmte Rogern, drückte Sara an ſein Herz und eilte aus dem Zimmer.

Man muß das Gemiſch von Kraft und von Unverdorbenheit bedenken, die in Roger vereinigt waren, um zu begreifen, wie er in dem einſamen Geſpräch, welches jetzt erfolgte, ſeinem Entſchluß ſelbſt in ſeinem Innern getreu blieb. Sara war in einer Spannung, deren nur ihre Unſchuld ihr Kinderherz fähig machte. Dies bewirkte einen Ausbruch von Vertrauen, in welchem ſie Rogern Alles mittheilte, was ſie ſeit Monaten ihm entzogen: die feierlichſten Gefühle neben dem liebenswürdigſten Geſchwätz; Thränen im ſchwärmeriſchen Auge bei der Erwähnung irgend eines bittern Abends, den ſie durch ihres armen Vaters misverſtehende Härte gehabt hatte, und muthwilliges Lächeln auf den noch benetzten Wangen, indem ſie von ihrer letzten Expedition mit einer Brut junger Hühner erzählte. So verfloſſen ein paar Stunden, als Seldorf dem in ſeiner Art einzigen Tete-a-tete ein Ende machte; er trat herein, heiterer als er ſeit langer Zeit geſchienen hatte, und ſchlug Rogern vor, den Abend bei ſeinem Großvater zuzubringen. Sara hüpfte froh auf, eilte, ihre Hausgeſchäfte abzuthun, kam zurück mit einem Körbchen voll von einer Art Gebacknes, das, wie ſie wußte, der alte Berthier ſehr gern zum Weine aß — das iſt für unſern guten alten Vater, ſagte ſie leiſe, indem ſie es Rogern zeigte und zugleich ſeinen Arm ergriff. Seldorf fragte beim Fortgehen nach ſeinem Sohn; es hieß, daß er vor einer Stunde ausgeritten wäre. Berthier empfing ſeine Nachbarn mit der treuherzigſten Freude, ſah aber Rogern mit einem fragenden, beſorgten Blicke an, als ihm Sara mit einer Unbefangenheit, die er lange bei ihr vermißt hatte, die Hand küßte. Sie fing indeſſen mit der nämlichen Heiterkeit bald an, die beiden Alten in ein Geſpräch über ihre Landwirthſchaft hineinzuſchwatzen, und trieb dann häuslich wie ehemals ihr Weſen mit Anordnung des Veſperbrots, wobei Roger ihr helfen mußte. Ihr ganzes Thun hatte einen wunderbaren Ausdruck von begeiſterter Güte und Innigkeit, es war die zarteſte Weiblichkeit, mit der Sorgloſigkeit eines Kindes verbunden. Roger, hingeriſſen von ihrem Zauber, ſtimmte in ihr Weſen, und die ſchwermüthige Wolke auf dem froheſten Geſicht, das die Natur je bildete, gab ihm neben Sara den Ausdruck der Sehnſucht. Berthier wurde irre an den beiden jungen Leuten; Sara, der ſeine beobachtenden Blicke nicht entgingen, benutzte einen Augenblick, da ihr Vater entfernt war, und indem ſie Rogern bat, ihr eine Flaſche aufpfropfen zu helfen, warf ſie mit einer reizenden Haſt dem alten Mann die Worte hin: Er iſt mein Bruder geworden, wir waren alle im Irrthum. Aber ſo ungeſtraft lief die kleine Keckheit nicht ab, denn Sara mußte ſich nun über Berthier's Hand beugen, um ihre Röthe zu verbergen; und zu furchtſam, ihre Augen zu trocknen, fielen ein paar Thränen auf die Hand des alten Mannes, der gerührt und betroffen das Geheimniß der jungen Leute jetzt ahnete.

Bei einbrechendem Abend fing man an, nach Theodor zu fragen; da man aber ſein weites Umherſchweifen gewohnt war, ſo beunruhigte ſich weiter Niemand. Nur Roger ward nachdenkend und ging gegen das Ende der Abendmahlzeit aus dem Zimmer. Nach einer kleinen Stunde kam er zurück, mit einem Geſicht in welchem ſich Wehmuth und Sorge malten; er überreichte Seldorf einen Zettel, indem er mit zitternder Stimme ſagte: Ich würde Sie durch Schonung und Umſchweife zu beleidigen glauben. — Was iſt es? rief Sara und ſprang erblaſſend von ihrem Stuhle auf. — Theodor iſt auf dem Wege nach Paris, antwortete Roger. Sara warf beide Arme um ihres Vaters Hals und verbarg mit dem bittenden Ausruf: Verzeihung, mein Vater, Verzeihung! ihr Geſicht an ſeiner Bruſt. Seldorf hatte das Papier geleſen, legte es vor ſich hin und machte ſich unfreundlich aus den Armen der weinenden Sara los, ſodaß ſie an ſeiner Seite auf die Knie ſank und ihren Kopf auf ſeinen Schooß legte und das fürchterliche Schweigen ihres Vaters nur durch ihr Schluchzen unterbrach. Anfangs arbeiteten auf Seldorf's Geſicht die heftigſten Leidenſchaften; Zorn, Schmerz, Bitterkeit wechſelten darin ab; nach und nach ſchien tiefer Gram ſeine Züge zu verſteinern; und wie ſelbſt der alte Berthier eine Thräne abwiſchte, welche das Leiden des unglücklichen Vaters ihm entriß, fragte Seldorf mit eiskaltem Ton: Herr Roger, als Mann von Ehre ſagen Sie mir, wußten Sie von Theodors Verrätherei? Die Hand auf das Herz und mit einem Blick, deſſen Himmelsklarheit den Ungläubigſten überzeugt hätte, antwortete Roger: Bei meines Vaters grauem Haar, bei meinem Vaterland ſchwöre ich, ich habe ihn ſechs Monate von dieſem Schritt abgehalten und wußte von deſſen Ausführung nichts. — Gut, fuhr Seldorf fort, ich hätte mich auch nicht gern von Allen betrogen geſehen. Sara, Dich weiß ich unſchuldig, der Unglückliche ſchreibt es, und Du könnteſt mich nicht betrügen — hier wollte ſein Auge naß werden, er drängte die Thräne zurück. — Er richtete Sara's Kopf empor und ſprach weiter: Ich will Theodorn nicht verſtoßen; den unſeligen jungen Menſchen wird die Strafe des Undanks mehr drücken als mich mein Kummer. Mein würdiger junger Freund, ſchreiben Sie ihm — nein, weiter nichts, als er ſollte Wort halten und uns Alles berichten, was er thäte. Schreiben Sie ihm, da er vor dem Anblick meines Grams geborgen wäre, ſollte er wenigſtens, was er auch thun möchte, aufrichtig gegen mich ſein. — Er ſtand nun auf, nahm ruhig von Berthier Abſchied und ſagte ihm mit einem matten Händedruck: Ich hatte einen heitern Abend; es thut mir leid, daß den guten Kindern hier — indem er auf Sara und Roger zeigte — ihr froher Muth ſo geſtört wurde. — Berthier, welcher zu weiſe war, um jetzt tröſten zu wollen, ließ ihn fortgehen; ſein ehrwürdiges Geſicht bezeugte ohnehin ſeine Theilnahme. Roger begleitete ſie und erzählte unterwegs, auf Seldorf's Frage, wie er zu dem Billet gekommen, daß ihn einige Worte, welche Theodorn dieſen Nachmittag bei einem Streit über ſein Vorhaben, nach Paris zu gehen, entfahren wären, wegen ſeines langen Außenbleibens beunruhigt hätten, daß er im Dorfe nach ihm gefragt hätte und dem Boten begegnet wäre, welcher Theodors Brief aus Saumur gebracht habe. Vor Seldorf's Haus bat er Sara heimlich, einige an ihn gerichtete Worte ihres Bruders ohne Vorwiſſen des Vaters zu leſen. Sara fand Folgendes:

„Die Höhe der Empfindung, auf welche Ihr männlicher Edelmuth und Sara's wiederkehrendes Glück mich geſpannt haben, geben mir die nöthige Stimmung, um einen Schritt zu thun, vor welchem ich um meines Vaters willen zitterte. Ich verlaſſe Euch; erſetzt ihm ſeinen Sohn, bis er — gewiß ſeiner würdig — wiederkehrt."

Mit fürchterlichem Zwange hatte Seldorf ſein Herz gehalten, er eilte jetzt wankend auf ſein Zimmer, wo ſelbſt Sara's bange Thränen um ihres Bruders Schickſal ihn nicht aus ſeiner Dumpfheit riſſen. Der einzige Gedanke, durch welchen Sara, wenn ſie ihn in ſeinem Herzen hätte leſen können, ſich überzeugt haben würde, daß ihr Vater nicht gegen alles Gefühl erſtorben ſei, überraſchte ihn durch eine ſinnliche Täuſchung, wie er thränenlos den Kopf auf ſein Kiſſen legte. Es ſchmiegte ſich ſo kühl an ſein brennendes Geſicht; indem er ſich dichter hineindrückte, dachte er mit ruhiger Sehnſucht: wäre es doch das kühle Grab! und ſchlief ermattet ein. Der folgende Tag und viele andere kamen und verfloſſen, und Seldorf's Stille blieb ſich gleich; er ſprach von Theodor öfters und ruhig, mit der Abſicht, ſeine Tochter zu überzeugen, daß kein Groll und keine Bitterkeit in ſeinem Herzen verborgen wären. Wenn aber ein Fremder in das Zimmer trat, oder der Anblick irgend eines neuen Gegenſtandes ihn überraſchte, fuhr er zuſammen und gerieth über die gleichgültigſten Dinge in eine krankhafte Heftigkeit. In dieſer Zeit ſchien Antoinettens Andenken ſich lebhaft in ihm zu erneuern; er erinnerte Sara an manchen kleinen Umſtand ihres Lebens, und eines Abends, da er mit einer Handvoll Blumen nach Hauſe kam, die er tiefſinnig auf ſeinen Tiſch legte, und ihn Sara fragte, woher die Blumen wären, antwortete er: Vom Grabe des einzigen Weſens, das mir Liebe um Liebe gegeben hat. — Sara war bei dieſen Worten von Wehmuth durchdrungen und ſchwur weinend, ihm ewig Liebe um Liebe zu geben. Mit einem matten Lächeln fuhr er ſanft über ihre naſſen Wangen und ſagte: Um deſſen ſicher zu ſein, müßte ich ja auch von Deinem Grabe Blumen pflücken; ſo theuer ſoll ich doch meine Ueberzeugung nicht kaufen?

Theodors Briefe enthielten anfangs nichts als ſchwärmeriſche Beſchreibungen von allen den zeitlichen Helden der erſten Conſtitution; bald aber begann er über die wichtigen Verbindungen, in welche er ſich einlaſſe, geheimnißvolle Winke zu geben. Mit zitternder Hand empfing nun Seldorf jeden Brief, der von ſeinem Sohne kam, und legte ihn, nachdem er ihn geleſen hatte, ſtill vor ſeine Tochter hin; aber zu dem alten Berthier, der ihn dringend bat, ſeinen Sohn wenigſtens vor den Fallſtricken des Hofes zu warnen, ſagte er kalt: Da, wo er wandelt, dringt meine Stimme nicht mehr hin; dieſe Blätter — hier legte er ſeine kalte abgezehrte Hand auf Theodors Briefe — ſollen mir nur den Augenblick andeuten, wo jede Hoffnung zur Rückkehr verſchwunden ſein wird. — Das Gift des unheilbaren Grams nagte an ſeinem Innern; immer nach Täuſchung ringend und immer getäuſcht, hatte es ſeinem reizbaren Gehirn an einem Faden gefehlt, um von ſeinem letzten Unglück zu einer neuen Hoffnung überzugehen; ohne Muth, dieſen Faden zu ſuchen, machte er ſeinen Kummer zu ſeinem erkorenen Liebling, und es bedurfte nur eines heftigen Sturms, um die wankende Hülle zu zerbrechen.

Sara's Verſöhnung mit Rogern war ihre einzige Stütze in dem traurigen Zeitpunkt, der auf ihres Bruders Entweichung folgte. Heiliger, als dieſer edle junge Mann ſeine Verſprechungen hielt, beobachtete nie ein Gottgeweihter ſeine Gelübde, die doch kaum der Natur mehr widerſprechen können, wie Rogers neue Verbindlichkeiten ſeinem Herzen. Sein Geiſt war durch das Unglück ſeiner Liebe um viele Jahre gereift, er hatte ernſte Pflichten und harte Entſagungen vor ſich, und dieſer Wechſel ſeines Schickſals gab ihm eine Liebenswürdigkeit, die ihm wirklich ehemals gefehlt hatte. Seine faſt rohe Luſtigkeit milderte ſich zur wohlwollenden Helterkeit, und ſeine Gradheit, die in den feinen Zirkeln den Namen Zudringlichkeit erhalten hätte, bildete ſich in eine edle Freimüthigkeit um. Sara zog ihn bei allen ihren Sorgen zu Rathe; er half ihr in ihren Geſchäften, die durch Seldorf's zunehmende Schwermuth und Theodors Abweſenheit, da dieſe beide ſonſt der Landwirthſchaft vorgeſtanden hatten, ſich ſehr häufen mußten, und dieſes ganze Verhältniß befeſtigte natürlicherweiſe Rogers Feſſeln. Sara empfand den Werth ſeines Opfers, ihr Dank war nicht Liebe und konnte nun nimmermehr Liebe werden; aber es war ein ſeelenvolles Gefühl und um ſo ſpannender, als es ſich auf einen Betrug der Phantaſie gründete. Kummer um ihren Vater, Furcht bei Theodors unſicherm Schickſal, bange Erwartung bei der Entſcheidung, welche nun über dem Vaterland ſchwebte — Alles in ihr und um ſie riß ſie über die gewöhnliche Höhe weiblicher Empfindungen empor; in dieſer Lage lohnte ſie Rogern mit unbedingtem Vertrauen und der kindlichſten Herzlichkeit, aber ihm ſtanden noch härtere Prüfungen bevor, die zwar nie ſeine Treue, wohl aber ſeine Kräfte beſiegten.

Der ganze Landſtrich von la Rochelle bis zur Loire, Alles, was zu den ehemaligen Provinzen Bretagne, Poitou, Anjou und Touraine gehörte, war ſchon in verſchiedenen Zeitpunkten der franzöſiſchen Geſchichte ein Schauplatz bürgerlicher Unruhen, blinden Eifers und derjenigen hartnäckigen Anhänglichkeit für Meinungen geweſen, die gewöhnlicherweiſe aus dem Zuſammentrefſen von Kraft, Rohheit und Unwiſſenheit entſteht. Die nämlichen Urſachen, welche zur Zeit der Religionskriege dieſe Stimmung der Gemüther in dieſer Gegend hervorbrachten, fanden auch jetzt ſtatt. Mit körperlicher Kraft ausgerüſtet, unter einem Himmelsſtrich, wo die Natur es freundlich zum Lebensgenuß einlud, war dieſes Volk durch die Verfaſſung weniger gequält als beſchränkt; alle Feſſeln des Geiſtes und der bürgerlichen Exiſtenz erbten von Vater auf Kinder fort; heute wie vor hundert Jahren baute der Landmann, in ärmliche Lumpen gehüllt, an ſeiner Lehmhütte den kleinen Fleck, deſſen Ertrag ihm keine Freude machte, weil ihm das Gefühl des ſichern Beſitzes fehlte, das allein in dem Menſchen ſchaffende Kräfte erweckt. Gleichgültig ſah er viele Meilen weite Strecken des ſchönſten Landes unbearbeitet liegen, indem ſein Acker nicht hinreichte, ſeine Kinder mit ſchwarzem Brot zu ſättigen; jedes Wechſels zum Beſſeren ungewohnt, kam auch kein Plan von Verbeſſerung in ſein dumpfes Gehirn. Die einzige Leidenſchaft dieſer Menſchen war ihre Religion, denn die Drohung mit der Hölle und das freche Verſprechen ihrer Prieſter, ſie mit dem Gott zu verſöhnen, aus deſſen Barmherzigkeit die Sünder ihren ausſchließenden Handel machten, trieben ſie in einem ihnen angemeſſenen engen Kreis von Furcht und ſinnloſem Hinbrüten bei ihren ärmlichen Genüſſen umher. Ihre lebendige Gottheit auf Erden mußten ihre Gutsherren ſein, denn ob ſie gleich ihre Spur öfter durch Druck und Elend als durch Wohlthat erkannten, ſo mußten dieſe blinden Geſchöpfe dennoch durch die Wirkung ihrer Allgewalt an ſie gefeſſelt werden. Dieſen Druck und dieſe Gewalt ſtellte das ganze Land gleichſam ſinnbildlich dar: zahlloſe Schlöſſer und Ritterſitze, die von ihren Höhen herab die finſtern Hütten der Armuth beherrſchten; große Forſten, in welche der halbnackte Bauer das übermüthige Wild zurücktrieb, das ihm, trotz ſeiner Wachen in den kalten Frühlingsnächten, die junge Saat verwüſtete; unabſehliche Haiden, deren todte Stille die Herrſchaft ihres mächtigen Beſitzers würdig ehrte. Der Hauch der Tyrannei verzehrte den Geiſt des Fleißes in dem Landmann, wie der Südwind den Thau auf dem ewig todten Sand im heißen Afrika. Doch klage man den Genius der Menſchheit, der über jene jetzt mit Blut gedüngten Strecken weint, nicht an, daß er etwa keinem der verzogenen Sterblichen, unter welche ſie getheilt waren, den Wunſch, zu beglücken, eingegeben hätte. Nicht Alle waren Tyrannen, aber Alle konnten die Mittel, ſelbſt zum Beglücken, nur deſpotiſch gebrauchen; ſie mußten ihren Unterthanen befehlen, weniger arm, weniger dumm, weniger gedrückt zu ſein, und der wohlthätige Stral, den ſie ausgehen ließen, diente weit mehr dazu, ſie im Gefühl ihrer Gewalt zu beſtätigen, als den Unterthanen eine Ahnung ihrer Rechte zu geben.

Dieſem Volk ſtand ein fürchterlicher Uebergang bevor, um zur Freiheit zu gelangen. Der Altar dieſer Gottheit ließ ſich nicht unter den Mauern zackiger Ritterthürme erbauen; er ſollte auf dem Schutte der ländlichen Hütten errichtet werden, von den blutigen Schatten der ehemaligen Bewohner umſchwebt, von Witwen und Waiſen bedient ſein, und in einen Trauerſchleier gehüllt, ſollte die erhabene Göttin den dargebrachten Weihrauch empfangen.

Die erſten Jahre der Revolution hatten hier weniger Einfluß als in den meiſten andern Gegenden von Frankreich. Das Volk gebrauchte ſeine Rechte höchſtens wie Vergünſtigungen und empfing nicht Licht genug, um die neuen Vortheile als ſein unbeſtreitbares Eigenthum anzuſehen. Der Widerſetzungsgeiſt der adeligen Herrſchaften, welcher, mit jeder Faſer ihres Daſeins verbunden, auch nur mit ihrem Daſein aufhören konnte, vermehrte in dem Fortgang der Zeit die Verwirrung in den Begriffen und den Erwartungen des Volks. Die alte Zuchtruthe war zerbrochen, aber die neue Ordnung wurde nicht gelehrt; die alten Götzen waren dem Volke genommen, aber die neue Gottheit wurde ihm nicht gepredigt; der Adel ſchmeichelte ihm, die Prieſter goſſen das Gift ihres Haſſes in ſeine Seele — ſo war der erſtarrte Sinn dieſer verſcheuchten Menſchen bald zu einer fanatiſchen Heftigkeit gereizt und das duldende Hausthier zum Tiger umgebildet.

Der Augenblick, in welchem Adel und Geiſtlichkeit die Geburt ihrer Herrſchſucht und ihrer Rachbegierde an das Licht bringen wollten, nahte heran; mancher Edelmann, der ſeit der Revolution in beſtändigem Umherſchweifen das Feuer der Zwietracht überall angefacht hatte, zog ſich jetzt auf ſeinen Landſitz zurück und erwartete in geſchickt benutzter Ruhe das Zeichen zum Handeln. Während daß dieſe Menſchen prahleriſch und liſtig Volksliebe und Menſchlichkeit zur Schau trugen und auf dieſe

Weiſe das unwiſſende Volk verleiteten, die Wohlthaten der Freiheit mit ihrer eigenen väterlichen Denkart zu verwechſeln und für jene demnach unverbeſſerlich blind zu bleiben, deuteten die Prieſter auf eine unglücksſchwangere Zukunft, umlagerten das Bett der Sterbenden mit Beſorgniſſen über das Schickſal der Zurückbleibenden, verlaſen in den Lehrſtunden der Katechumenen die Geſchichten der Märtyrer und der Gefahren, welche die ſtreitende Kirche beſtanden hätte, und forderten am Altar die ſchaudernden Communicanten auf, ihr Leben für ihren Glauben zu opfern und wie der Heiland, den ihre ſündenbefleckte Hand austheilte, ſich ſelbſt zur Beſiegelung der Wahrheit hinzugeben.

Unter den Adeligen, die um dieſe Zeit in ihre Stammgüter zurückkehrten, war L***, der Sohn eines alten Hauſes, deſſen Ahnen ſeit Jahrhunderten in C** bei Mortagne ihren Sitz hatten.

, Seldorf's Landgut, lag auf dem halben Weg von Saumur nach Mortagne, in einer Gegend, wo ſehr häufige Zuſammenkünfte des Adels gehalten wurden. Die nächſten Schlöſſer um *** gehörten Verwandten und Freunden von L, und überdem hatte L*** ein beſonderes Intereſſe, dieſen Fleck ſcharf zu beobachten, weil Seldorf's Unentſchiedenheit in Rückſicht auf die eingeführten Neuerungen und Berthier's bekannter kühner Eifer für die Sache des Volks ihm bei ſeinen politiſchen Planen nicht gleichgültig ſein konnten. Den Erſten, deſſen Kriegserfahrung bekannt war, und dem es auch jetzt nicht an Einfluß auf ſeine ehemaligen Gefährten fehlte, in ſeinen Bund zu ziehen, über den Andern, der ein Menſchenalter lang der Vertheidiger der Unterdrückten geweſen war, ein wachſames Auge zu behalten, gehörte allerdings mit zu den tief angelegten Vorbereitungen, von denen ſeine nachmalige Wirkſamkeit gezeugt hat.

Seine erſten Bemühungen, Seldorf's Bekanntſchaft zu erlangen, waren in die Zeit von Theodors Entweichung gefallen; er hatte ſich daher leicht beſchieden, daß er in dieſem traurigen Augenblick, als ein Fremder, nicht den vertrauten Zutritt finden würde, den er ſuchte, und er verſparte ſeinen Beſuch auf eine gelegenere Zeit. Er hatte ſich ſchon mehrere Wochen in C** und der umliegenden Gegend aufgehalten, als er an einem ſchönen Frühlingsmorgen auf einem einſamen Spazierritt von einem Schloſſe jenſeits des Flüßchens Lavon nach Chollet einen angenehmen Seitenweg einſchlug, den er, da ihm mehr daranlag, jeden Winkel des Landes kennen zu lernen, als ſchnell an den Ort ſeiner Beſtimmung zu gelangen, gern verfolgte. Dieſer Weg führte ihn durch ein enges Thal in eine kleine Ebene, wo er durch eine Pflanzung blühender Obſtbäume auf dem ſchönſten Wieſenplan bis an eine kleine Gartenpforte kam, die ihm die Ausſicht in eine reizende ländliche Anlage nicht benahm, hinter welcher in einiger Entfernung unter hohen Nußbäumen ein Kirchthurm hervorragte. Die unendliche Schönheit des Morgens, der Gedeihen und Leben in die ganze Schöpfung hauchte, die ſtralende Sonne, welche ſchmeichelnd mit dem Weſt eiferte, die Thautropfen von den jungen Blüten zu küſſen, das Rieſeln einer nahen Quelle, Alles lud L*** ein, ſein Pferd an den nächſten Baum zu binden und die angelehnte

Pforte zu öffnen. Er wendete ſich nach der Seite, wo er das Waſſer gehört hatte, und gelangte bald an einen hohen dunkeln Bogengang von Geisblatt, an deſſen Ausgang eine klare Quelle im Schatten von alten Akazien ſich in ein ſteinernes Becken ergoß. Sein eilfertiger Gang ward aber hier durch den Anblick eines jungen Mädchens gehemmt, die neben dem Waſſer ſtand und eine Menge Kräuter und Blumen auf dem Rand des Beckens ausbreitete. War es der Zauber des Morgens, der Sara's Liebenswürdigkeit erhöhte — denn L*** war in Seldorf's Garten gerathen, und ſie war es, die friſche Blumen zum Aufpuz für ihres Vaters Zimmer ſammelte — oder machte das Romantiſche des Orts, des Augenblicks L***'s Seele für jeden Eindruck von Schönheit empfänglicher, oder ſcheint ein reizendes Weib immer das Meiſterſtück der Schöpfung; genug L*** vergaß jezt ſeine Neugier und ſeine Nebenabſicht, in der Gegend zu ſpähen, und war blos in Anſchauen verloren. Die Blüte der reinſten Geſundheit, welche bei ihrer ſchlanken Geſtalt nur den Ausdruck der Jugend und Unſchuld hatte, ein ſeelenvolles Geſicht, in welchem ein lächelnder Mund mit dem ſchwermüthigen Blick des großen ſchwarzen Auges ſo anziehend-ſeltſam abſtach, der ernſte Eifer, mit welchem ſie ihre kindliche Beſchäftigung trieb und die Blumen ſo denkend und theilnehmend anſah, als verſtünden ſie ihre Meinung — das ganze reizende Schauſpiel feſſelte L*** an ſeinen Plaz, bis Sara nach beendigter Arbeit das Körbchen, in welchem ſie ihre Blumen geordnet hatte, aufnahm, noch einen lächelnden vergnügten Blick daraufwarf und ihren Arm hoch aufſtreifte, um ſie mit friſchem Waſſer zu beſprengen. Jetzt trat L*** näher hinzu, und mit einer Entſchuldigung wegen des ungewöhnlichen Wegs, auf welchem er ſich verirrt hätte, erzählte er mit ungezwungener Höflichkeit, durch welches Ungefähr er hierhergerathen ſei. So unbefangen und verbindlich die Art war, mit welcher Sara ſeine Anrede erwiederte, ſo ſah er doch jetzt den Augenblick kommen, wo er wieder nach der kleinen Pforte zurückgemußt hätte, als Roger ſich näherte und noch hinter dem Gebüſch rief: Sind Sie fertig, Fräulein? Ihr Vater fragt nach Ihnen. — Sara ſetzte lebhaft einen großen Strohhut auf, ergriff ihr Blumenkörbchen und ſagte: Das iſt gut, lieber Roger, daß Sie kommen; hier iſt ein Herr, den ich nicht zum Frühſtück einladen konnte, jetzt thun Sie es. — Roger trat näher und die beiden Männer, welche ſich ſchon öfters bei öffentlichen Verſammlungen geſehen hatten, erkannten ſich ſogleich; der Anblick wirkte aber verſchieden auf Beide. Bei Roger war es das ſonderbare ſchnelle Gefühl, hier wie in den Volksverſammlungen und allenthalben in einem Menſchen wie L*** einen Gegner zu finden, der zwar gefährlich war, den er aber den unerſchütterlichen Willen hatte endlich zu beſiegen: dieſes Gefühl gab allen wahren Republikanern, wenn ſie friedlich mit Anhängern der Gegenpartei zuſammentrafen, die nämliche Faſſung, die brave Offiziere von zwei feindlichen Armeen haben, wenn ſie durch ein Ungefähr außer dem Schlachtfeld aufeinanderſtoßen. Hier kam noch die jedem unverdorbenen Herzen heilige Ehrfurcht für die Geſetze der Gaſtfreiheit hinzu; Roger wiederholte alſo dem Fremden Sara's Anerbietung zwar mit einer ernſten und eher trotzigen Art, zugleich aber mit der anſtändigſten Höflichkeit. In L***'s Herzen zu leſen, würde ſchwerer geweſen, doch ſchien es von Sara's Bild zu eingenommen, um in dieſem Augenblick ſo ſehr auf ſeiner Hut zu ſein, als es dem Charakter dieſes Mannes angemeſſen war. Er ſagte, nachdem Sara mit einer leichten Verbeugung davongegangen war, mehr ſpöttiſch wie gefaßt: Sie haben eine liebenswürdige Schweſter, Herr Berthier? — Roger berichtigte ſeinen Irrthum und forderte ihn auf, Sara's Einladung zu folgen. Die Entdeckung war L*** doppelt erfreulich, da ihm nun ein Ungefähr daſſelbe Haus eröffnete, in welches er ſo lange vergeblich einen Zugang geſucht hatte. Roger kehrte mit ihm an die Pforte zurück, um das Pferd in den Hof zu führen, und begleitete ihn ſodann nach dem Haus, indem er ihm unterwegs von Seldorf's ſchwacher Geſundheit erzählte, die ihn ſeit einiger Zeit genöthigt hätte, allen Umgang außer dem Hauſe aufzugeben. L*** hatte ſich jetzt völlig geſammelt, und ob ihm ſchon, nachdem er Sara erblickt, die Vertraulichkeit, in welcher er den jungen Berthier hier feſtgeſetzt ſah, nicht ſonderlich gefiel, ſo herrſchte doch in ſeinem Kopf eher die Neugierde, das eigentliche Verhältniß zwiſchen Leuten zu erforſchen, die nach Allem, was er von Seldorf wußte, durch etwas Andres als ihre politiſchen Meinungen verbunden ſein mußten. Je länger er Rogern, deſſen öffentlichen Charakter er ſchon ehrte, ſo häuslich und doch anmaßungslos von der Familie ſprechen hörte, zu welcher ſie gingen, deſto ungeduldiger ward er, ihn noch einmal mit Sara zuſammen zu ſehen, und deſto unwillkürlicher ſchmiegte er ſich wieder in alles Gefällige hinein, was Natur, Erziehung, Bildung ihm in ſo reichem Maße verliehen hatten, und wenn er jetzt, von ſeinem guten Geiſt oder einem blutdürſtigen Dämon geleitet, Aller Herzen anzog. Bald darauf, nachdem ein Frühſtück aufgetragen worden war, kam Sara zu ihnen; ſie dankte Rogern vertraulich, daß er ſo gut für ihren Gaſt geſorgt hätte, und verſicherte L*** mit einer ſchmeichelhaften Wendung, ſein Beſuch ſei doppelt angenehm, weil er ihren Vater gerade heute munterer und geſünder finde, als er ſeit langer Zeit geweſen — Wirklich, denken Sie! ſagte ſie zu Roger, er will herunterkommen und dieſen Herrn ſelbſt begrüßen.

Dieſes zuvorkommende Betragen ſtimmte freilich mit ſeinem gewöhnlichen Gange nicht überein. War es aber die Lebhaftigkeit, mit welcher ſeine unerfahrene Sara von dem unvermutheten Beſuch ſprach; oder war es die Erinnerung, daß Roger entſchieden gegen L***'s Familie geſprochen hatte und bei einigen Veranlaſſungen ſchon öffentlich gegen ſie aufgetreten war, und überraſchte ihn ſein zartes Gefühl, ungeachtet ſeiner angewöhnten Apathie, mit der Furcht, daß die beiden Männer allein zuſammen nicht taugen möchten; oder war es ein dunkler Gedanke an ſeinen Sohn, der in jedem ſeiner Briefe genauer mit Menſchen von der Art dieſes L*** verwickelt ſchien: genug, Seldorf verfügte ſich zu dem Fremden, deſſen Beſuch ſich bis gegen die Mittagszeit verlängerte. Dieſer Proteus umſtrickte Seldorf mit aller Liebenswürdigkeit des geſchmeidigſten Geiſtes; ſein genug, um da, wo er von Andern abging, blos originell zu ſcheinen, wurde er anziehender, indem er Anderer Meinungen widerſprach, und wenn ſein Geſicht auch nicht der Spiegel ſeiner Seele war, ſo war es doch die vollkommenſte Pantomime eines Geiſtes, der ſich in Alles, was zur Empfindung gehörte, hineinſtudirt hatte. Sara's Unerfahrenheit war ihm ſehr behülflich, ſich von einer intereſſanten Seite zu zeigen; indem ſie bei Erwähnung ihres Bruders ſich ganz ihrem Gefühl, ganz dem Ausdruck der Beſorgniſſe ihres liebenden Herzens überließ, erfuhr er, ſo viel er zu wiſſen brauchte, von Theodors anfänglicher Vereinzelung in Paris und von einem anſcheinend unbedeutenden Zufall, der ihn ſeitdem mit verſchiedenen Menſchen von ſeiner Partei in Verbindung gebracht hatte. L*** war mit dem Geiſt des Zeitpunktes zu vertraut, um hier etwa den Beſchützer ſpielen zu wollen; er wünſchte vielmehr der guten Sache, die er aber nicht näher beſtimmte, Glück, wenn Jünglinge wie Theodor, ſo lebhaft dafür fühlten; er ſprach mit einem idealiſirenden Enthuſiasmus von der Vereinigung aller Patrioten, die ſich um ihren guten König drängen müßten, um eigennützigen Feinden des Volks den Zugang zu ſeinem edeln Herzen unmöglich zu machen — dieſer Ton fand in Sara's ſchwärmeriſcher Seele einen harmoniſchen Wiederhall; das Bild von patriarchaliſchem Glück, das L*** aufſtellte, paßte beſſer zu der kindlichen Stimmung ihres noch nie betrogenen Gemüths als das dunkle Gewirr von Aufopferung, Streit und Tod, welches in Berthier's Geſprächen mit Theodor immer am meiſten hervorgeſtochen hatte. Seldorf's

Denkungsart, ſein Widerwille, Gutes zu erwarten, blieb ſich gleich; die Weichheit ſeines Charakters widerſtand indeſſen der Verſuchung nicht, an L*** eine Ausnahme unter ſeiner Klaſſe zu machen und ſich für ſein Geſpräch um ſo lebhafter zu intereſſiren, als er die Namen mehrerer von den Menſchen, in deren Arme ſich Theodor jetzt geworfen hatte, mit eifrigem Lobe nannte, das er mit Anführung mancher ſchönen That, mancher Aufopferung von ihrer Seite bewährte. Roger hatte ſich bald nach Seldorf's Ankunft entfernt, und der kleine Zirkel hätte die anrückende Mittagſtunde vielleicht nicht bemerkt, wenn man Sara nicht herausgerufen hätte. Sie fand Rogern reiſefertig; ich muß fort, ſagte er innig und gerührt, äußern Sie davon nichts gegen Ihren Gaſt — Sara, fuhr er erröthend fort und ergriff ihre Hand, ich muß Sie bitten, ſo ungeziemend es ſcheinen mag, verhindern Sie Ihren Vater, dieſen Mann in ſein Haus zu ziehen. — Sara ſtutzte. — Nein, nein, bei meinem Schwur, nicht deswegen! — er drückte ihre Hand an ſein Herz — Um Ihres Hauſes, um Ihrer Sicherheit willen. — Sara erſchrak und hielt ſeine Hand feſter; er ſprach weiter: Es iſt jetzt Bewegung im Lande; ich muß es meiner Schweſter anvertrauen, damit ſie mich nicht misverſtehe. Adieu, Sara! — Fort eilte er, und Sara ging tiefſinnig in das Zimmer zurück. Ihre Unbefangenheit war durch die mögliche Auslegung von Rogers erſten Worten geſtört, L*** war nun kein gleichgültiger Fremder mehr, ſondern ein Mann, der ſie verleitet haben konnte, ihren braven Freund miszuverſtehen. Die dunkle Nachricht, die ihr Roger gegeben hatte, trug noch mehr dazu bei, ihre Empfindung zu reizen, und wie ſie in das Geſellſchaftszimmer zurückkam, blieb der Ausdruck von Zweifel und Rührung in ihrem Weſen L***'s ſcharfem Blick nicht verborgen. Er wollte jetzt Abſchied nehmen; die Sonne prallte um dieſe Zeit brennend von dem Hofpflaſter zurück, Seldorf konnte ihn unmöglich jetzt gehen laſſen, er nöthigte ihn, zum Mittagseſſen zu bleiben, und führte ihn in ſeine Bibliothek, während daß Sara froh war, ſich bei ihren Hausgeſchäften wieder ſammeln zu können — vielleicht auch ſchon froh, ſie für L*** vermehrt zu ſehen.

Nachmittags kamen verſchiedne Bauern in den Hof, welche mit widerſprechenden, abenteuerlichen Umſtänden erzählten, daß in **, einer benachbarten Commune, vom Diſtrikt Mauleon, Unruhen ausgebrochen wären, und ein Theil des Volks zu den Waffen gegriffen hätte. Sara erblaßte bei dieſer Nachricht und ſtand im Begriff, Rogers Ermahnung zur Discretion zu vergeſſen; aber L*** zerſtreute den widrigen Eindruck dieſer Störung, die ihn ſelbſt anfangs nicht ganz vorbereitet getroffen hatte, mit der meiſterhafteſten Gegenwart des Geiſtes. Auf einem Spaziergang im Dorfe beſtätigte ſich ein Theil jener Nachrichten, und die Geſellſchaft vernahm jetzt ſogar ziemlich deutlich den Schall der Sturmglocke gegen Mauleon hin. L*** nahm davon Gelegenheit, ſchneller wegzugehen, indem ſeine Pflicht ihn aufforderte, die Sache ſelbſt näher zu beſichtigen. Er ſprach dabei mit der männlichſten Ruhe von der möglichen Gefahr, wünſchte Seldorf Glück, von anerkannt guten Patrioten umgeben zu ſein, und beſtieg unter den ſchmeichelhafteſten Dankesbezeigungen ſein Pferd, nachdem er Seldorf um Erlaubniß gebeten hatte, ihm in den nächſten Tagen von der wahren Beſchaffenheit jener kleinen Gährungen Nachricht zu bringen.

Seldorf war von einem ſo ungewohnten Tag ermattet, ſeine traurige Stimmung kehrte mit der Stille zurück, und er eilte in ſein einſames Zimmer. Sara war von mehr wie einer Empfindung angegriffen; aber unbekannt mit ſich ſelbſt, ſuchte ſie den Grund ihrer Unruhe außer ihrem Herzen und ging zu dem alten Berthier, um ihn wegen ſeines Sohnes Reiſe zu befragen. Doch es ſollte heute keine freundliche Hand der armen Sara aus dem Labyrinth zurückwinken, in welchem ſie ſich zu verſtricken anfing. Berthier's Haus war voll Männer aus der umliegenden Gegend, welche, von dem Lärmgeſchrei herbeigeführt, zuſammen berathſchlagten. Auf Sara's wiederholte Bitte verließ der alte Berthier einen Augenblick die Verſammlung, um ſie zu ſprechen; aber die Gegenſtände der Berathſchlagung, ſie mochten nun der Wahrheit getreu oder vergrößert ſein, hatten diesmal die Sanftmuth des braven Greiſes geſtört. Er entwarf einige ſo empörende Züge von den Verräthereien, mit welchen man das Volk umſpinne, von der hölliſchen Falſchheit, die man anwende es zu verführen, daß Sara zitternd rief: Wo iſt Roger? — „Gegen C** wo der Sitz des Verraths iſt.“ — Nein, nein! L*** war den ganzen Tag hier; er liebt das Volk, er liebt das Vaterland. — „Urtheilen Sie von den Geſinnungen eines Menſchen, der im Schoos der Gaſtfreiheit ſeine Ränke ſchmiedet! Ich weiß, daß er bei Ihrem Vater war;

dort — indem er auf das Zimmer zeigte, wo die Männer verſammelt waren — bürgte ich eben mit meinem Leben für die Treue Ihres Vaters, die jedem redlichen Bürger verdächtig wird, weil er, der jedem aus unſerer Mitte den Zutritt verſagt, einem L*** ſeinen Schmerz über Theodors glänzende Laufbahn anvertraut. — Sara verſtummte; ſie ſtand erſt im Begriff, L*** ſtatt ihres Vaters zu vertheidigen; beſchämt über ihre Verwirrung, erſchrocken über die Gefahr, welche drohend herannahte, hüllte ſie ſich in ihren Stolz und antwortete mit ſo vieler Kälte, daß der Greis im Unwillen von ihr ging. Sie kehrte nun ſchwermüthiger, als ſie gekommen war, nach ihrem Haus zurück. Noch niemals hatte ſie ſich ſo einſam und troſtlos gefühlt, noch niemals hatte die Arme eines freundlichen Herzens, um Hoffnung und Ruhe darin zu ſchöpfen, ſo ſchmerzlich bedurft. Aber Theodor war fern, und von ihm erhielt ſie ſeit langer Zeit nichts mehr als ehrſüchtig ſchwärmeriſche Declamationen; Roger hatte dieſen Morgen ihr Vertrauen zurückgeſchreckt, der wehmüthig ernſte Blick, mit welchem er ihre Hand an ſein Herz drückte, hatte die Furcht, ihn zu betrüben, erweckt; und dieſe Furcht und des alten Berthier's unvorſichtiger Eifer warfen ein Intereſſe auf L***, als die erſte Urſache ihres Kummers, das er vielleicht ohnedem nicht gehabt haben würde. L*** ſchien ſo edel, er hatte ſo männlich gefaßt von der Gefahr, ſo menſchlich und ſchonend von dem verführten Volke geſprochen: er konnte nicht falſch ſein, er war das Opfer der Vorurtheile, der argwöhniſchen Stimmung von Menſchen, die ſie lange geliebt und geehrt hatte, die aber jetzt hart, ungeſtüm, ja anmaßend gegen ſie verfuhren. So brachte ſie einen Theil der Nacht ſchlaflos zu; noch war es dunkel, als ſie im Grunde des Thals den Himmel mit einer Flammenröthe überzogen ſah, und ihr Ohr den Ton einer fernen Sturmglocke vernahm, der vom Morgenwind herbeigeführt wurde. Zum erſten Mal dachte ſie das Bild der Verwüſtung, der Gefahr in einer ſo fürchterlichen Nähe, ſie dachte verwirrt an Roger, an L***, ſie bildete ſich ein, ſie gegen einander fechten zu ſehen. Ihr Schrecken nahm zu, als ſie unter ihrem Fenſter von einzelnen Männern, die über den Weg eilten und leiſe und ängſtlich mit einander ſprachen, die Worte zu hören glaubte: man mordet das Volk. — Ein Fieberfroſt ergriff das einſame Mädchen, ſie ſah nichts als Zerſtörung und Tod vor ihren Augen, indeß doch die Natur um ſie her Frieden und Ruhe athmete. Endlich erloſchen die Flammenſtreifen im Morgenroth, und der ſchaudervolle Glockenton ward von dem tauſendſtimmigen Geſang der Vögel, die den anbrechenden Tag begrüßten, verdrängt. Jetzt legte ſie ſich erſchöpft nieder; aber der leichte Schlummer, der ihre Augen deckte, verſchwand bald bei dem Geheul einiger Bauerweiber, deren Männer entweder zufällig oder durch Anſtiftung in dem Diſtrict von Mauleon geweſen waren, an dem Zuſammenlauf des geſtrigen Tages Theil genommen hatten und nun gar übel zugerichtet nach Hauſe gebracht wurden. Seßdorf's Wohlthätigkeit war ſo bekannt, daß ihm der traurige Parteigeiſt das Recht, die Zuflucht der Bedrängten zu ſein, noch nicht genommen hatte. Sara fand ihn ſchon mitten unter einem Trupp von Landleuten, die ihm eine ſchaudervolle Beſchreibung von den Begebenheiten des vorigen Tages machten. Sie waren, ſagten ſie, auf einem Viehmarkt in ** geweſen und hatten ſich durch Trinken und Neugierde aufhalten laſſen, bis der Lärm ausgebrochen war. Wo er entſtanden, woher die Bewaffneten gekommen, wer ſie angeführt, wußte Niemand zu ſagen; aber nach den Uebertreibungen dieſer armen verſtörten Leute, welche Räuberei, Verwüſtung, Mordbrennerei als die Früchte der neuen Ordnung der Dinge anzuſehen begannen, war geſtern eine große Anzahl von Dörfern verheert und viel Blut vergoſſen worden. Seldorf hörte mit Abſchen zu und ſagte in einem vorwurfsvollen Ton zu Sara: Bürgerkrieg iſt alſo die Folge aller dieſer Glückſeligkeitsplane! Wäre doch L*** hier und hörte, wie ſein Patriotenbund ſich realiſirt. — Sara ſchlug ihre thränenſchweren Augen bei dieſem Namen nieder; die Bauern faßten ihn auf und riefen einſtimmig: Er hat das Land gerettet; er und Herr Roger Berthier flogen von Haufen zu Haufen, ſie drangen bis zu den Aufrührern und ſprachen von Geſetz und Treue; ſie ſtellten ſich als Bruſtwehr vor die erſchrockenen Weiber und Greiſe, ſie ſammelten die Nationalgarden, die nicht wußten, wohin die Sturmglocke ſie rief; in dem Augenblick, da wir aus dem Getümmel entkamen, verfolgten ſie den Feind. — Dieſe Worte hatten eine Wunderkraft für Sara's zerſchlagnes Herz; ſie durfte nun bei L***'s Namen aufblicken, er wurde mit Rogern zugleich als Vertheidiger der guten Sache genannt; ſie dachte mit Entzücken, wie gern ſie dem alten Berthier verzeihen wollte, nun ſie ſo gewiß wußte, daß er Unrecht hatte, und die Verwüſtung verlor einen großen Theil ihres Schrecklichen, da Roger und — der Mann, deſſen Unſchuld ihr ſo theuer zu werden anfing, dagegen kämpften. In der Folge des Tages liefen beruhigendere Nachrichten ein; die Aufrührer waren in die Wälder geflüchtet, die Nationalgarden ſtanden allenthalben unter den Waffen, und im ganzen Diſtrict herrſchte die größte Ruhe. Gegen Abend ſprengte ein Reiter in den Hof, es war L***, der ſogleich in das Zimmer trat und ſich mit der einfachſten Freimüthigkeit gegen Seldorf entſchuldigte, daß er ſich ſchon die Rechte eines alten Bekannten anmaßte. Er ſprach von dem geſtrigen Vorfall, verringerte das Unglück und die Gefahr, verſicherte, daß es weit mehr eine zufällige Zwiſtigkeit unter den Bauern als eine Parteiſache geweſen wäre, daß nur der wohlmeinende Eifer einiger Patrioten es für ernſthafter anſehen und durch übereilte Anſtalten zum Widerſtand die Erbitterung vermehrt hätte. Er erwähnte Rogers mit vieler Achtung und lobte ſeine Wachſamkeit, die ihn ſo früh zur Hülfe, ſelbſt eines fremden Departements angetrieben hätte. Sara fühlte ſich ſeit L***'s Eintritt von einem gewiſſen ſtillen Frieden umgeben, durch welchen ihr Herz nur wohlthätigen Empfindungen offen war; ſie überließ ſich dieſer und genoß nach dem geſtrigen bangen Abend und der traurig durchwachten Nacht deſto inniger ein paar heitre Stunden in der Geſellſchaft dieſes Mannes, deſſen Liebenswürdigkeit und geſchickte Wendungen ſelbſt ihren Vater von ſeinen traurigen Gedanken über die Lage des Landes zu zerſtreuen ſchienen.

Seitdem ſchlich der Geiſt der Zwietracht eine Zeit lang nur ſtill und dumpf in der Gegend umher und zeigte ſich blos hier und da in ſtillſchweigenden Verhöhnungen des Geſetzes, in Neckereien gegen die Obrigkeiten, in ungeziemenden Feſten auf den Schlöſſern und Ritterſitzen. Roger blieb abweſend; der Auftrag einer Geſellſchaft von Volksfreunden entfernte ihn lange von ſeiner Heimath, und die Vereinzelung, worin ſich die gute Sara befand, machte ihr L***'s Beſuche, die er alle Wochen einige Mal wiederholte, um ſo werther. Sie hatte dabei den Kummer, den alten Berthier von ſeinem ungerechten Vorurtheil gegen den neuen Freund ihres Vaters nicht zurückbringen zu können, und Seldorf ſelbſt entfernte ſich mehr von jenem, weil ihm die Erinnerungen an politiſche Gegenſtände leicht verhaßt wurden, und L***'s gefällige, biegſame, unerſchöpfliche Unterhaltung ihm wohlthätiger war als Berthier's unnehmender Eifer. L*** war zu fein, um nicht alle Vortheile dieſer Umſtände bei Sara zu benutzen. Ueber den Platz, welchen Roger in ihrem Herzen einnahm, hatte er ſich bald beruhigende Aufklärung verſchafft; ihre unbefangne Herzlichkeit und das ehrerbietige, anſpruchloſe Betragen, mit welchem Roger dieſe erwiederte, überzeugten L***, daß, von ihrer Seite wenigſtens, vielleicht Enthuſiasmus, aber nicht Liebe im Spiel wäre. Ihm kam wenig darauf an, Rogern zu verſtehen; denn ſobald er ihn nicht als Nebenbuhler fürchtete, warf er ihn unter die große Anzahl Derer, die er zu Werkzeugen oder Opfern auserſehen hatte. Ob Das, was ihm Sara vom erſten Augenblick einflößte, ob überhaupt, was er für ſie empfand, Liebe war, läßt ſich nicht ſo genau beſtimmen. Vielleicht liebte ein L*** ein Mädchen wie Sara ungefähr wie ein Nero den größten Enthuſiasmus, den reinſten Geſchmack für Muſik haben konnte. Vielleicht auch, daß es Menſchen gibt, die, zu allem Edeln geſchaffen und durch gewaltſame Umſtände von ihrer Beſtimmung abgeleitet, in Einem Gefühl ihres Herzens, das mit keiner von den verſtimmten Saiten deſſelben im Zuſammenhang iſt, die Urſchönheit ihrer Natur wiederfinden und dieſes Gefühl mit deſto glühenderem Eifer pflegen, weil es das einzige iſt, das ihnen die Ahnung des verloſchenen Götterfunkens zurückgibt. Eine ſolche Liebe muß um ſo heftiger und kühner ſein, als ſie gegen alles Böſe in dem Gemüth, deſſen ſie ſich bemeiſtert, unaufhörlich ankämpft. Im Ganzen aber war es L***'s Schickſal, allenthalben von Trug umhüllt vor der Nachwelt zu ſtehen, und auch ſeine Liebe für Sara, mit ſeinen politiſchen Verhältniſſen verbunden, trägt noch mehr dazu bei, ihn unverſtändlich zu machen. In der Legende wenigſtens, die unter ſeinen fanatiſchen Mitſtreitern ihn überlebt haben mag, wird das betrogene Mädchen nicht mit unter den Wundern gezählt ſein, die er verrichtet hat.

Sara mußte für jedes des Schönen empfängliche Herz ein Studium des Schönen ſein. L*** ſah ſie ihrem Haushalt mit einer Thätigkeit, mit einer Einſicht vorſtehen, als beſchränke ſich darauf der ganze Kreis ihrer Beſtimmung; er ſah ſie ihren Vater pflegen, zerſtreuen, aufheitern, mit ihm weinen und Alles, was ſie umgab, Alles, ſelbſt ihre Liebe, ſowie ſie entſtand und zunahm, zu ſeinem Wohl anwenden; er ſah ſie unter den Landleuten, ihr wohlthätiges Herz oder der Zufall mochte ſie zuſammenbringen, mit einer Güte, die zu holdſelig war, um blos Liebe zur Gleichheit auszudrücken, in alle ihre Sorgen und Freuden eingehen. Der Genuß eines ſchönen Abends, der Anblick einer lachenden Gegend öffnete zuweilen ihr Herz einer kindlichen Heiterkeit, in welcher jede Blume, jeder grünende Baum, jeder zwitſchernde Vogel der Geſpiele ihrer Freude wurde; hüpfend eilte ſie dann an L***'s Arm durch die Wieſe, pflückte übermüthig die ſchönſten Blumen, um den Weißdorn am Saum des Gehölzes mit Kränzen zu behängen, und jauchzte vor Fröhlichkeit, wenn die lüſternen Ziegen ſie abweideten. Dann ging ſie wieder ernſt und in ſich gekehrt und ſah den aufſteigenden Mond; der Duft der Blumen, der Geſang der Vögel, das ferne Leuchten der Wetterſtralen ſchien ihr eine Feier der Natur, und ſie ſtand einfach, rein und innig wie ihre erſte Prieſterin in der jungen Schöpfung. Entzückte ſie L*** durch die holde Vertraulichkeit, mit welcher ſie in ihrer fröhlichen Stimmung ihn zum Werkzeug des unſchuldigſten Scherzes gebrauchte, ſo durchdrang ihn der Blick voll Hoheit und die Ahnung von inniger Liebe, womit ſie ihm ihren Arm entzog, um einſam vorauszugehen in den Augenblicken ihrer feierlichen Schwärmerei. Sein überlegener Geiſt wurde unwillkürlich angezogen, in Geſprächen und geſellſchaftlicher Unterhaltung der Lehrer, der Bildner dieſer unerfahrenen ſchönen Seele zu ſein; ſein männliches Weſen, ſein kaltes Blut mußten ihm tauſendfache Gelegenheiten geben, ſie bei ihrer übereilten Kühnheit, bei ihrer oft alles Aeußere vergeſſenden Empfindung, ſo verſchmelzen wie dies Alles in ihr mit weiblicher Schüchternheit war, im Zaum zu halten. Die Lage der Sachen, die Gährung unter dem Volk, die Zudringlichkeit der Prieſter, deren ſich Seldorf nicht ganz erwehren konnte, der Kummer über ihren geliebten Bruder, deſſen Briefe immer unverſtändlicher und ſeltner wurden: Alles führte ſie auf einen Weg, der mit jedem Tag enger und abſchüſſiger wurde und ſie mit jedem Tag unbedingter in L****'s Gewalt lieferte. Sie ſah nie eine Urſache, auf ihrer Hut zu ſein, denn nie brachte dieſer Mann ihr Herz mit ihrem Verſtand in Widerſpruch; ſie ſah in allem ſeinem Reden und Thun nichts als Muth, Offenheit, Patriotismus, Wunſch, alles Gute und alle guten Bürger zu Einem Endzweck zu vereinigen und zu benutzen. Sie war blos Mädchen, blos fühlendes Geſchöpf, und die Zeiten hatten damals ihre ſchreckliche Reife noch nicht erlangt, da es beiweitem noch nicht hinreichen ſollte, ein menſchlicher wohlmeinender Mann zu ſein, um kein Verräther zu ſcheinen. Verſchiedenheit in Meinungen war damals noch kein Hochverrath und führte noch nicht zum Verbrechen. Bei den ſchwachen Ausbrüchen zwiſchen den Parteien, die hier und da, vielleicht auf Anſtiften der Royaliſten, vielleicht wider ihre Abſicht, aber doch gewiß unter ihrem Schutze vorfielen, war L*** bald muthiger Vertheidiger ſeines Syſtems, bald Friedenſtifter, immer aber ein Muſter von Billigkeit. Alle Unzufriedenen verſammelten ſich um ihn, aber er ſchien ſie immer zur Ruhe, zum Guten zu lenken, und ſein Wort bändigte ihre feindſelige Wuth. Einfach bis zur Beſchränktheit in ſeinem Schloß, glich es eher einem Hoſpiz, wo jeder Dürftige Pflege und Azung, jeder verirrte Wanderer Obdach und Schirm fand, und ſetzte er geſtärkt ſeinen Weg fort, ſo dachte er ſich fortan S** als den Ort, wo im Drang der Noth eine Zuflucht vor Hülfloſigkeit ihm offen ſtehen würde.

Bei einem ſeiner Beſuche ward Sara eine Unruhe an ihm gewahr, die ihr Herz, das ſchon ſo innig an ihm hing, mit Beſorgniß erfüllte; umſonſt aber forſchte ſie mit ſchüchterner Freundlichkeit, woher ſeine Laune entſtünde; ohne ſie zu befriedigen, feſſelte ſein Stillſchweigen das weiche Mädchen durch die ſüße Abhängigkeit der Liebe. Bald nachher gelangte die Nachricht von der Flucht des unglücklichen Ludwigs in die entfernteſten Gegenden und erfüllte alle Gemüther mit Schrecken, Haß oder übermüthiger Freude. Jede Schenke war jetzt eine Schule des Aufruhrs, wo bald ein feiger, herrſchſüchtiger Prieſter die getreuen Diener des königlichen Hauſes aufbot, bald ein kühner Patriot oder ein feiler Emiſſair Königshaß, Freiheit und Rache predigte. Es blieb nicht bei müſſigem Geſchwätz; die Nachricht von der glücklich gelungenen Flucht ward zwar widerrufen, aber die losgelaſſenen wilden Leidenſchaften ließen ſich nicht ſo leicht an die Kette des Gehorſams zurückführen. Zahlreiche Haufen von Menſchen, welche durch die neuen Einrichtungen ihres ehrlichen oder unehrlichen Broterwerbs beraubt waren, rotteten ſich zuſammen, überfielen die als patriotiſch bekannten Communen und plünderten oder mishandelten die Einwohner, wo keine zeitigen Widerſtandsanſtalten ſie abſchreckten. Die ganze benachbarte Gegend ſtand unter Waffen, die Nachrichten aus der Hauptſtadt lauteten verworren und drohend; alle Sicherheitsmaßregeln, die von dem Sitz der Herrſchaft aus verordnet wurden, verloren ihre Kraft, indem ſie hier mit niederträchtiger Kriecherei gegen die Vornehmen und deſpotiſcher Härte gegen das Volk, dort mit unvorſichtiger Vergünſtigung gegen das letzte und leidenſchaftlichem Uebermuth gegen die Gutsbeſitzer vollſtreckt wurden. Oft begaben ſich die Municipalbeamten mit ängſtlicher Demuth auf die Schlöſſer, um die von der Nationalverſammlung anbefohlene Auslieferung aller Waffen zu betreiben. Man empfing ſie mit einem Schmaus, wo die herablaſſende Güte der Herrſchaft ihre ehrwürdige Sendung erniedrigte, und ſie kehrten unter tiefen Verbeugungen mit etlichen Jagdflinten zurück, die ihnen ein Lakai nicht ohne einige Perſiflagen auslieferte, indeß in den unterirdiſchen Gewölben des Schloſſes Tauſende von Patronen verfertigt wurden und die Gewehre angehäuft lagen. Im Diſtrict von Saumur hingegen war ein Freund des alten Berthier an der Spitze der Municipalbeamten, welche die Auslieferung der Waffen beſorgten, und dieſer ſetzte ſeinen Auftrag mit der Unerſchrockenheit, welche das Bewußtſein der Geſetzmäßigkeit immer geben ſollte, aber auch mit der Härte lang erwarteter Rache durch. Der Mann hatte nichts von Berthier's menſchlich-weiſer Güte, er hatte nur ſeinen kühnen Geiſt; Alles, was ihm ſein Freund von Seldorf's Unglück, von ſeiner unſchädlichen Einſamkeit geſagt hatte, verlöſchte den Eindruck nicht von dem Kaltſinn, mit welchem Seldorf jeden ſtürmiſchen Patrioten aufnahm; und der Name ſeines Sohnes, der jetzt unter den Anhängern des Hofes genannt wurde, und dem man in dem kleinen Zirkel ſeiner Bekannten mehr Antheil an der Entweichung des Königs zuſchrieb, als er je gehabt hat, führte den Mann, der zum kalten und paſſiven Handhaber des Geſetzes beſtellt war, mit dem einſeitigen beleidigenden Vorurtheil des Argwohns in Seldorf's Haus, als auf ſeiner Runde dieſes die Reihe traf.

Seit jenem Abend, an welchem Sara über L****'s Betragen unruhig geweſen war, hatte ſie ihn nicht mehr geſehen. Alle fürchterlichen, abenteuerlichen Nachrichten, die ſie ſeitdem vernommen hatte, alle Beſorgniſſe wegen der Zukunft hatte ſie allein ertragen und bekämpft; die Sehnſucht nach dem Gegenſtand ihrer Zärtlichkeit und die Bangigkeit über ſein Schickſal zerriſſen zugleich ihr Herz und erſchwerten mehr wie jemals ihre Bemühungen, die Bitterkeit ihres Vaters zu beſänftigen. Sie ſann umſonſt, was in einem Augenblick, wo Gefahr von allen Seiten her drohte, ihren Freund entfernt halten konnte, unter deſſen Augen ſie ſich geborgen dünkte wie das Kind in der Mutter Armen. Die ſchreckliche Erzählung, die ſich von dem Tag des Marsfeldes verbreitete, ſetzte ihrer Einbildungskraft von neuem zu; jede laute Stimme unten im Dorf, jedes ferne Getös ſchien ihr Tumult und Mord zu verkünden. Ruhig, wie ein abgeſchiedener Geiſt von dem Leben im Staube ſpricht, hatte ſich indeſſen Seldorf mit Sara in ein Geſpräch über ihre Kinderjahre und über das Glück, das ſein Vaterherz ſich von ihrer Jugend verſprochen hatte, vertieft. Mit grauſamer Kälte zerriß er ſein eignes Gefühl und erzählte, wie er gehofft hätte, dieſen Theil des Hauſes ſollte Theodor einſt mit ſeinem Weibe bewohnen, dort würde Sara ſein Alter pflegen; er ſprach weiter, wie er manchen Baum gepflanzt hätte, um mit ſeinen Enkeln unter deſſen Schatten zu ſpielen, und wie dort jenes Feld nur mit einer leichten Hecke umzäunt ſei, weil er, wenn die Wirthſchaft größer geworden wäre, des Nachbars Grundſtücke dazu gekauft haben würde. Sara hörte bang dieſem hoffnungsloſen Herzählen nie genoſſenen Glückes zu und ſuchte mit einem Herzen, das faſt von Wehmuth brach, ſeine Träume an die Zukunft zu knüpfen. Seldorf hielt inne und ließ ſie allein ſprechen; ermuntert durch ſein Stillſchweigen, glaubte das gute Mädchen über des Vaters finſtern Dämon zu ſiegen, als Seldorf langſam den Kopf ſchüttelte und mit ſeinem matten erſtorbnen Tone ſagte: Du wirſt bald vergebens meine Spur und meiner Träume Denkmäler hier ſuchen. — Dieſe Worte durchfuhren Sara mit einem Schauder, und unvermögend zu ſprechen, verfolgte ſie mit thränenſchwerem Blick ſeinen wankenden Schritt, mit welchem er unter den Bäumen verſchwand. Sie ſaß lange in tiefem Gram verſunken, als ſie plötzlich von einem Wortwechſel und von der

Stimme ihres Vaters erweckt wurde, welcher mit einer Heftigkeit und Stärke, die ihr ganz unbegreiflich waren, ſich zu verantworten ſchien. Sie eilte auf das Haus zu und fand die Municipalcommiſſion, deren Anführer mit Seldorf im Streit begriffen war. Unglücklicherweiſe fiel die Scene auf einem mit Bäumen bepflanzten Platze vor dem Hauſe vor und hatte einen Haufen von Menſchen zu Zeugen, die zum Theil nicht aus den beſten Abſichten den Commiſſarien auf allen Tritten folgten. Seldorf hatte die ganze Zumuthung als einen Eingriff in das Eigenthumsrecht jedes Hausherrn angeſehen und die erſte Anrede mit mehr Stolz als Gleichgültigkeit beantwortet. Uebrigens weit entfernt ſich zu widerſetzen, befahl er alles Gewehr herbeizubringen; und ohne den unzeitigen Eifer von Berthier's Freund hätte die Sache hier endigen können; dieſer konnte ſich aber nicht enthalten, einige ſehr beißende Anmerkungen über die Zierlichkeit der wenigen Jagdflinten, die man ihm vorlegte, zu machen; mühſam an ſich haltend, ſagte Seldorf: um einem jungen Menſchen auf der Jagd zu dienen, nähme man keine Musketen, und einen andern Gebrauch hätten dieſe Gewehre nie gehabt, denn ſie gehörten ſeinem Sohn. Der unglückliche Name und der Zuſammenhang, in welchem er hier vorkam, vermehrten die Bitterkeit des Commiſſairs; bald erfolgte die Beſchuldigung, es müßte anderes Gewehr im Hauſe verborgen ſein, und wie Sara herbeieilte, drang die Commiſſion in das Haus, um es zu durchſuchen. Von Schrecken außer ſich, rief Sara um Hülfe und hielt ihren Vater, der, vor Wuth mit den Zähnen knirſchend, eines der vor ihm liegenden Jagdmeſſer aufnehmen wollte. Das umſtehende Volk ward unruhig, ein Theil aus Schrecken über den Auftritt, ein Theil aus boshafter Freude am Unfug; hie und da wollte ein beſtochner Taugenichts es aufhetzen, die Abgeordneten der Nation zu vertheidigen, und war ſo frech zu verſichern, daß eine aufgehäufte Rüſtkammer im Schloß verborgen ſei. Um das Unglück zu vollenden, eilten einige Bedienten des Hauſes, die im Feld gearbeitet hatten, mit den erſten beſten Waffen herbei und ſtellten ſich neben ihren Herrn; der Auftritt hätte nun wahrſcheinlich eine blutige Wendung genommen, wenn nicht der alte Berthier auf den erſten Lärm, der zu ihm gelangte, herzugeeilt wäre und mit der ihm eignen Geradheit die Hitze des Commiſſairs gemildert hätte. Er ließ ſie ihre Nachſuchungen fortſetzen, führte ſie ſogar in alle ihm bekannte Winkel des Hauſes und forderte ſie endlich ernſthaft auf, vor dem nämlichen Haufen, der die Beſchuldigung angehört, Seldorf auch Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Zu einem ſolchen Schritt hatte aber Berthier's Freund nicht Biegſamkeit genug. Seldorf's heftige Aeußerungen ſchienen ihm ſo gefährlich wie verborgne Waffen, und er kehrte mit einer ſehr unüberlegten Ermahnung zu Seldorf zurück. Dieſer hatte in ſeiner krankhaften Hitze Berthier's Dazwiſchenkunft und ſein Betragen gegen die Commiſſarien, wovon die erſchrockenen Hausbedienten, welche Zeugen dabei waren, ihm einſeitige und falſche Berichte hinterbrachten, ganz misverſtanden; zu ſtolz, um gegen den Andern noch ein Wort zu verlieren, warf er mit ausbrechender Bitterkeit dem wohlmeinenden Alten ſein treuloſes Betragen vor und nannte mit einer höhnenden Anwendung dieſe Misbräuche eine Geburt der neuen Freiheit. Der patriotiſche Commiſſair ſchäumte; der alte Mann war über Seldorf's Unvorſichtigkeit und Gefahr zu betroffen, um ſich bei der perſönlichen Beleidigung aufzuhalten — er wandte ſich zu den Commiſſairs und ſagte faſt ruhig: Der Mann iſt krank; laßt ihn, ich bürge für ihn. Hierauf legte er ſeine Hand auf Sara's Schulter. Ich habe Rogers Stelle vertreten wollen, ſagte er, ſuchen Sie mich, wenn Sie mich brauchen. — Er zog die Commiſſairs mit ſich fort, und jetzt gelang es endlich dem armen geängſteten Mädchen, ihren Vater zu bereden, daß er auf ſein Zimmer ging.

Der heftigen Aufwallung folgte eine ſo grimmige Bitterkeit, daß Sara es nicht wagen durfte, ihn allein zu laſſen. Mit bangem Herzen duldete ſie ſein Schelten, ſeine Ungerechtigkeit, ſeinen Groll und nahm zugleich mit unbeſchreiblicher Angſt wahr, daß bei einbrechender Dunkelheit Haufen von Männern um das Haus ſchlichen und von der Dorfſchenke lautes Geſchrei herſchallte. Der Vater, welcher in ſeinem Unmuth ihren innern Kampf nicht bemerkte und ihr ſogar über ihre Ruhe Vorwürfe machte, nahm ihr endlich zornig ein Buch aus der Hand, in welchem ſie, um Faſſung zu finden, einige Minuten geleſen hatte: Du biſt glücklich, ſagte er; die erdichteten Leiden Deiner Bücherhelden tröſten Dich über die Schmach Deines Vaters — aber ſchnell legte er das offne Buch, das er von Sara's Thränen überfloſſen fand, vor ſich hin und blickte erſchrocken auf ſeine Tochter, die von Weinen erſtickt und ſprachlos vor ihm ſtand. Einige Augenblicke ſtützte er den Kopf auf beide Arme, dann ſtand er auf, faßte die Hände ſeiner Tochter, drückte ſie an ſeine Lippen und rief: Verzeih, Sara! verzeih meinem wachſenden Elend! — Welches fühlende Herz denkt ſich nicht das Ende dieſes Auftritts? Faſt glücklich durch das Uebermaß ſeines Unglücks, weil er ein lebhaftes Gefühl für Wirklichkeit darin wiedergefunden hatte, ſchickte Seldorf ſein geliebtes Kind früh auf ihr Zimmer, und ſie war ſo müde von Schmerz, daß ſie die Nachricht einer Magd, das Dorf ſei voll von fremden Männern, die auf der Straße herumſchwärmten, kaum hörte. Ehe ſie ſich zur Ruhe legte, dachte ſie noch einmal an Berthier's Worte: er hätte Rogers Stelle vertreten wollen. Wäre er hier! ſeufzte ſie leiſe — und mit noch ſehnlicherem, aber furchtſamerem Wunſche ſeufzte ſie noch einmal: wäre er hier! und hatte L***'s Bild vor der Seele.

Kaum hatte der erſte Schlaf ſich ihrer bemächtigt, als ſie, durch ein dumpfes Getöſe erweckt, aufſprang. Plötzlich wurde ihre Thüre aufgeriſſen und ihr Vater trat mit L*** herein. Eile, rief er, wir müſſen uns retten, die Ungeheuer ſind ſchon nahe. — Sara erblaßte, frug, warf ihren Mantel um, und faſt getragen von L*** verließ ſie das Haus. Gleich darauf ſchien ein tobender Lärm anzugehen, ſie ſah Fackeln, hörte Schüſſe fallen und kam halb entſeelt bei einer Chaiſe an, welche von einem Haufen von Bewaffneten bewacht wurde, denen L*** ſie und ihren Vater übergab, ſich ſodann auf ein Pferd ſchwang und in der dunkeln Nacht verſchwand.

Sie fuhren einige Meilen und hielten endlich bei einem abgelegenen zierlichen Hauſe ſtill, wo jedoch keine Anſtalt zu ihrem Empfang gemacht war; ihre Begleiter ſelbſt ſchienen hier ebenſo fremd und verwundert als ſie und verloren ſich bald nach ihrer Ankunft. Sara's Empfindungen waren zu widerſprechend, als daß ihre Faſſung ſobald hätte zurückkehren können. Der fürchterlichſte Augenblick ihres Lebens, das ſicherſte Unglück hatte etwas Süßes für ſie, weil ſie ſich wieder unter L***'s Schutz gefühlt hatte. Indeſſen war das Herz, das ſo innig liebte, nicht abgeſtumpft für das Gefühl dieſes Unglücks; ihr erſtes deutliches Bewußtſein war der Anblick ihres Vaters, der mit finſtrer Stirn und glühenden Wangen heftig auf und nieder ging; ſie ergriff ſeine Hand: Vater, rief ſie, ich bin nicht muthlos; verzeih dieſen unwillkürlichen Schrecken, der mich betäubte. Sage, wo ſind wir? was drohte, was rettete uns? — Drohen? antwortete Seldorf und hielt in ſeinem raſchen Schritt einen Augenblick inne, um ſeine von unnatürlichem Feuer blitzenden Augen auf ſie zu heften; die Menſchen, die mich ſeit ſieben Jahren Vater nannten, wollten den Vater im Schlaf ermorden — Und L***? rief Sara zitternd. — Iſt ihr Helfershelfer oder mein Schutzgeiſt, murmelte er und riß ſich los, um ſeinen Gang fortzuſetzen.

Ihr Herz ſtand ſtill, ſie ſetzte ſich an ein Fenſter — durch die Luft rauſchte ein heftiger Gewitterſturm, einzelne Blitze erleuchteten eine ihr ganz fremde Gegend, und zeigten ihr Reiter und Männer, die an den Mauern der Hofgebäude hielten. Endlich hörte ſie, nachdem das Wetter einen Augenblick nachgelaſſen, eine groſe Pforte öffnen, es entſtand ein verwirrtes Getümmel von Menſchen und Roſſen, aber ein Blitz, der bald darauf folgte, ließ ſie nichts wahrnehmen als eine todte Leere über den ganzen Hof. Seldorf hatte ſich auf einen Lehnſeſſel geſtreckt und war endlich nach unnatürlicher Spannung ſeiner Nerven in einen betäubten Schlummer gefallen. Rund umher ward es immer ſtiller, der Morgen brach an, Sara hörte in der Ferne das Gebell der Dorfhunde, das Geräuſch vorbeifahrender Ackersleute. Sie konnte nun die Lage des Hauſes unterſcheiden, es war am Eingang eines Waldes und nur mit Ställen umgeben; nach und nach vernahm ſie, daß man darin munter wurde, ſie hörte einige Thüren auf- und zuſchlagen, ſah Vieh aus den Ställen treiben — endlich erſchienen einige Reiter mit Jagdflinten bewaffnet, L*** war an ihrer Spitze, ſie ſprengten in den Hof, bald eilten ſie die Treppe herauf. Sara's Herz ſchlug ungeſtüm. Mitſchuldiger oder Schutzengel — o ihr Herz hatte längſt gewählt, aber die Ungewißheit ihres Vaters ſcheuchte die reine Aeußerung ihres Kinderſinnes grauſam zurück. Seldorf blieb in ſeinen matten Schlummer verſunken; aber bei L***'s Eintritt war aus Sara's Herzen alles Andere verſchwunden, unwillkürlich blos von der Nähe ihres Schutzgeiſtes ergriffen, lief ſie ſo unbefangen, als träte ihr Bruder herein, auf ihn zu — ihre Hand lag in der ſeinigen, und wie er reden wollte, deutete ſie mit der Heiterkeit eines Engels auf ihren ſchlafenden Vater. L*** verſtand ſie, führte ſie in das Vorzimmer, wo ſeine Begleiter im Hintergrund um einen Tiſch mit Trinkgeräth und Speiſen ſaßen und ſetzte ſich neben ihr nieder.

Deutlich genug iſt der Gang, den Sara's Herz genommen hatte, und die Stimmung, in welcher ſie ſich jetzt befand. Aber konnte es einen Böſewicht geben, der nicht wider Willen alle Seligkeit der Tugend geahnet hätte, indem das unſchuldigſte, reinſte Geſchöpf das Bild der höchſten Tugend in ihm verehrte? Und wirklich war es nicht die Seele eines Böſewichts, die ſich auf L***'s ſchönem Geſicht malte, wie er des entzückten Mädchens Dankesthränen fließen ſah, wie er ihre Fragen beantwortete, wie er die ſchuldloſe Unbefangenheit, mit welcher ſie ſeine Hand an ihre Lippen drückte, ſo ehrfurchtsvoll und gerühret zu empfinden ſchien. Sara erhielt nun die Auflöſung des Räthſels, die ihr zerſtörter Kopf ſo lange umſonſt geſucht hatte. Der geſtrige unglückliche Auftritt hatte beſtochenen Aufruhrſtiftern den abſcheulichen Gedanken eingegeben, das gegen Seldorf entſtandene Mistrauen zu reizen und unter dem heiligen Vorwand des Patriotismus ſein Betragen als eine offenbare Auflehnung gegen die conſtituirten Autoritäten vorzuſtellen. Wie es ſchien, waren andere Böſewichter von demſelben Schlag aus einem benachbarten Departement herübergekommen und hatten eine Handvoll rüſtiger unzufriedener Burſchen mit in das Complott gezogen, indem ſie ihnen vorgeſpiegelt hatten, es ſei Pflicht gegen das Vaterland, einem ſo gefährlichen Mann ſeine Mittel zur Contrerevolution zu nehmen, und man wolle das Haus blos von den darin verſteckten Waffen reinigen, damit der Befehl der Geſetzgeber doch vollſtreckt würde, indem die dazu beſtellte Commiſſion durch Gewalt zum Abzug genöthigt worden wäre. Einige von L***'s Jägern waren noch ſpät im Wirthshaus bei Seldorf's Gut geweſen, hatten etwas von jenem Vorhaben abnehmen können und waren geeilt, es ihrem Herrn zu hinterbringen, der erſt geſtern von einer Geſchäftsreiſe in dem Schloß eines benachbarten Freundes angelangt war. L*** erkannte die Gefahr des Augenblicks, Anſtalten zur Gegenwehr waren nicht mehr zu treffen, und dieſe lagen ohnehin der Obrigkeit des Orts ob; er konnte alſo blos für Seldorf's perſönliche Rettung ſorgen. Er bat den Freund, bei welchem er war, um eine Kaleſche und um Begleiter und eilte nach Seldorf's Schloß, deſſen Vorderſeite ſchon von den Böſewichtern umzingelt war. Er erinnerte ſich der Gartenpforte, durch welche er zuerſt eingetreten, brach hier durch, weckte Seldorf, der, von ſeinen Leuten verrathen oder verlaſſen, unbeſorgt ſchlief, und überzeugte den unglücklichen Mann bald von der Nichtigkeit eines Verſuchs, den Raſenden ihr Unrecht vorzuſtellen. Das Haus, in welches er ſie bringen laſſen, war ein Jagdhaus, das einem ſeiner Freunde zugehörte und zu keinem andern Gebrauch als einzelnen Landfeſten oder höchſtens einem Nachtlager bei Jagdpartien beſtimmt war. Er verſicherte Sara, das Ganze ſähe noch viel zufälliger aus, als es wirklich wäre, weil die Leute im Haus nicht einmal etwas von ihrer nächtlichen Ankunft erfahren hätten, ſondern ſie erſt jetzt in ſeiner Geſellſchaft angelangt glaubten; ſeine Freunde hätten Alles allein beſorgt, daher rührte auch der Mangel an allen Bequemlichkeiten die Nacht über. — Wie? unterbrach ihn Sara, die Menge von Reitern, die dieſe Nacht den Hof anfüllten, die Zeichen, die ich durch den Gewitterſturm vernahm, konnten den Hausleuten unbekannt bleiben? — Eine faſt unmerkliche Veränderung ging hier in L***'s Geſicht vor, er ſah feſt in Sara's Auge: Was Reiter, liebes Fräulein? Meine Freunde blieben doch nicht ſo lange hier. — Nein, Ihre Freunde ließen uns ja allein, ſie verloren ſich in dem Augenblick, da wir ankamen; wir blieben ja unbegreiflich einſam in dieſem Hauſe; aber der ganze Hof war voll von Menſchen, die ſcheu und heimlich ihren Pferden ſchmeichelten, daß ſie ſtill blieben, und ihre Waffen feſt zuſammen faßten, damit ſie nicht klirrten. Ach L***! dieſe Nacht, dieſe Reiter! Sie müſſen mir verzeihen, wenn ich Verrath fürchte, ſobald mein Schutzgeiſt fern iſt. — Sie blickte ihn ſo bittend mit gefalteten Händen an, als fürchtete ſie, ſein Ohr möchte es hören, wie laut in dieſem Augenblick die Worte ihres Vaters in ihrem Herzen wiederhallten. Gute Sara! ſagte L*** voll Güte und Ruhe; armes banges Mädchen, werfen Sie die Schrecken Ihrer Einbildungskraft von ſich, fühlen Sie, wie gefährlich dieſe Furcht vor Verrath ſelbſt in Ihrem ſchönen Herzen iſt! Meine Freunde können ſich des Gewitters wegen verweilt haben; ich hatte ſie ſo ernſtlich gebeten, Ihnen Ihren Vater allein zu überlaſſen, daß ſie Alles gethan haben werden, damit das Haus nicht wach würde. Sie wiſſen, wie wenig eine Zuflucht bei dem Vicomte *** dazu gemacht war, die

Raſenden, die Ihnen drohten, zu beſänftigen. — O ſo laſſen Sie uns dies Haus verlaſſen! rief Sara erſchrocken; guter L***, unſer Schutzengel, unſer Retter! laſſen Sie meinen Vater in ſein Haus zurückkehren; die Menſchen werden ihn ja nun in Ruhe laſſen, ſie haben ſich ja nun überzeugt, wie grauſam falſch ihr Verdacht war. — Sie weinte über die neue Gefahr ihres Vaters, L*** faßte ihre beiden Hände, die ſie gegen ihn aufhob: Meine Freundin, meine theure würdige Freundin, ich will, ich kann Sie tröſten und ſchützen, aber ich fordere auch Muth . . . . ich habe noch nicht auserzählt. Sie müſſen Ihren Vater mit der Ihnen eigenen, liebenswürdigen Schonung vorbereiten . . . . zu einem längeren Aufenthalt hier oder an einem andern Ort, über welchen wir einig werden müſſen, überreden . . . . ſanftes, gutes Kind, Sie müſſen es über ſich nehmen, ihm die Trennung von ſeiner ehemaligen Wohnung vorzuſchlagen. — Nie, niemals! das kann ich nicht, rief Sara; dort, ſagte er noch geſtern, wollte er leben und ſterben; es wird bei ſeinem Erwachen ſein erſter Gedanke ſein, dahin zurückzugehen. — Er kann nicht, Sara! Seine Wohnung liegt in Aſche, die Verwüſtung hat Alles ergriffen; ſoll der alte Mann die rauchenden Trümmer erblicken? — Das unglückliche Mädchen blieb verſteinert, ihre aufgehobenen Hände ſanken langſam auf ihren Schoos herab, auf ihrem bleichen Geſicht kämpften Ergebung und Schrecken; mit einem Strom von Thränen rief ſie endlich leiſe aus: Rauchende Trümmer! Armer alter Mann, Du ſelbſt ſollteſt noch vergebens die Spur Deines Daſeins ſuchen? — L*** verſtand die Veranlaſſung dieſer Worte nicht; aber dieſes Geſicht, von welchem der Kummer ſo plötzlich die Farbe der Jugend verwiſcht hatte, und das in ſeinem unausſprechlichen Schmerz doch ſo nahe an kindlichſte Ergebung grenzte, benahm ihm auf einen Augenblick die Fähigkeit, ſie zu tröſten. Seine Augen ruhten auf ihr, bis ſie, von Thränen verfinſtert, ſich abwandten, er ſtand von ſeinem Sitz auf und ging mit langſamen leiſen Schritten vor Sara's Stuhle auf und ab. Sie weinte einige Augenblicke ſanft und ſtill, horchte dann auf und winkte L*** zu ſich; ſie ſtand auf, und indem ſie auf das innere Zimmer zuging, ſagte ſie mit rührender Faſſung zu ihm: Jetzt habe ich Muth! Mein Vater iſt, glaube ich, aufgewacht, ſtehen Sie uns mit Ihrem Rathe bei. — Sie fanden den armen Seldorf wirklich von ſeinem tiefen Schlaf erwacht, aber in einer Mattigkeit, welche die Erinnerung des vorhergehenden Abends ſehr geſchwächt zu haben ſchien; ſein Weſen drückte mehr Verwunderung über die Neuheit der Scene aus und ein ſchwaches Lächeln von Freude, wie Sara vor ihm hinkniete und, ſeine Hände an ihre Bruſt drückend, nach ſeinem Befinden frug. Er erblickte jetzt auch L*** und ſchien in dem Augenblick von einem unwillkürlichen Schauder überfahren; die vergangne Nacht trat aus ihrer Finſterniß hervor, er frug nach der Zeit, nach der Lage der Sachen, und Sara nahm mit einer Faſſung, mit einer Leichtigkeit, durch welche ſie ſich aufzuſparen ſchien, um nur in den Ausdruck ihrer Liebe ihre ganze Seele zu legen, das Wort, ließ ſich fürs erſte in eine Erzählung von der Entſtehung des Aufruhrs ein, zog ihren Freund, der ihre Abſicht ſchnell begriff und ihr beiſtand, mit ins Geſpräch und war gefliſſentlich ſo weitläuftig, daß ſie Zeit gewann, ihren Vater ein Frühſtück einnehmen zu laſſen, für welches L*** geſorgt hatte. Ihre unglaubliche Empfänglichkeit machte, daß ſie den gewaltſamen Kampf, wo ihr Muth eben geſiegt hatte, in der Ruhe des Augenblicks vergaß. Die heiterſte Luft fächelte durch die offenen Fenſter ihr heißes Geſicht, das Geräuſch einer ländlichen Wirthſchaft zauberte ein ſeltſames Gefühl von häuslichen Freuden in ihr hervor, die Gegenwart ihres Geliebten, der mit zärtlicher Bangigkeit vor dem Ausgang ſeine Blicke kaum von ihr verwandte und ihr in dem fremden Aufenthalt hundert kleine Dienſte leiſtete, wiegte ſie täuſchend in die anfangs erzwungene Stimmung ein; kurz Alles riß das überſpannte Geſchöpf zu einer Heiterkeit hin, die unter dieſen Umſtänden zu ſonderbar war, um von Seldorf ganz unbemerkt zu bleiben. Er blickte ſie ein paar Mal halb fragend an; dieſe Blicke und L***'s zärtliche Geſchäftigkeit riefen durch eine ganz entgegengeſetzte Ideenverbindung jenen Abend in ihr zurück, wo der alte Berthier ihr und Rogern ſo ungewiß zuſah, wo Theodor aus dem väterlichen Hauſe entwich, und wo der erſte Pfeil ihres armen Vaters nun faſt verblutetes Herz traf. An jenem Abend, ſo quälend er war, ahnete ſie noch keine ſo finſtere Zukunft! Und Alles, Alles, was ſie damals liebend quälte, war nun dahin — Theodor, Roger! beide fern und entfremdet! Und jenes Haus, jene Gärten! — L***, der allen Bewegungen ihrer Seele folgte und dieſe Wolke vor ihren Geiſt treten ſah, weckte ſie aus dem Trübſinn, in welchen ſie verfiel, durch eine zufällige Frage, die zwar ziemlich gleichgültig war, aber der Wohllaut der Liebe in ſeinem Ton erinnerte ſie, daß ſie jetzt ein Gefühl gewonnen, das ſie an jenem Abend, welchen ſie im Begriff ſtand für den letzten ihres Glücks zu halten, noch nicht gehabt hätte — ſie dachte nicht weiter, ſonſt hätte ſie ſich über dieſen Leichtſinn Vorwürfe gemacht; aber ſie fühlte ſich geſtärkt und glaubte ſich eine Heldin, da ſie doch nur liebte.

Bei dem Fortgang des Geſprächs zeigte es ſich, daß die fürchterliche Nachricht, welche Seldorf von der Verwüſtung ſeines Schloſſes erhielt, ihn nichts weniger als unerwartet traf. Seine Bitterkeit hatte das Schrecklichſte ſchon vorausgeſetzt, und er bat mit einer Ruhe, die Sara's Herz durchbohrte, man möchte nur Erkundigungen einziehen, ob gar nichts gerettet ſei, nicht etwa ſo viel, daß er mit ſeinem Kinde irgendwo auf dem Lande unterkommen könnte, bis er Mittel gefunden hätte, einen Theil des kleinen Capitals, das er in Paris ſtehen habe, einzunehmen. Es war Dein Erbtheil, mein Kind, ſagte er, indem er ſich gegen Sara wandte; Du wirſt es als eine Erleichterung in Deinem Unglück fühlen, Deinen Vater mit Deinem Vermögen zu ernähren. — Sie dankte ihm voll Wehmuth und beſchäftigte ſich nun ernſthaft mit L***, einen Aufenthalt für die Zukunft ausfindig zu machen. Er erbot ſich ſogleich, nach ſeines Freundes Schloß zurückzukehren, um von da aus die etwa geretteten Trümmer von Seldorf's Habſeligkeiten an ſich zu ziehen und Berthier's Rath über die Vergütung des Schadens einzuholen. Der an Leib und Seele kranke Mann ließ bei Berthier's Namen die erſte Spur von Leidenſchaft wieder blicken; nachdem er den Brand ſeiner Wohnung, die Verwüſtung ſeines jahrelang gepflegten Gartens mit todter Reſignation erfahren hatte, entzündete Bitterkeit wieder das erſte Fünkchen Feuer in dieſem Herzen, das ſonſt nur der Liebe offen war. Er verbat ſich heftig jede Gemeinſchaft mit Berthier und erzählte L*** mit leidenſchaftlicher Verblendung den traurigen Auftritt, in welchem er den redlichen Greis ſo unbillig verkannt hatte. L*** las in Sara's Blick, wie unendlich ſie litt, und wie herzlich ſie auf Berthier's Hülfe traute, aber Selberſ's unglücklicher Zuſtand vertrug keinen Widerſpruch.

Noch am Abend deſſelben Tags eilte L*** nach der Brandſtätte und fand wirklich Alles verwüſtet. Die Raſenden hatten den Wink heuchleriſcher Anſtifter nur zu gut befolgt. — Das freundliche Haus, wo man ihn ſonſt ſo gaſtfrei aufnahm, die blühende Natur umher, Alles war eine geſtaltloſe, grauſe Maſſe von Schutt und Verwüſtung. Die Mauern, die geſtern noch mit ſchützendem Epheu umwunden unter den hohen Linden hervorblickten, ſtanden jetzt ſchwarz und halb eingeſtürzt neben den abgebrannten Stämmen. Der ſchattige Gang nach dem Garten war vom niedergeriſſenen Geſträuch verſperrt; den Bogengang, durch welchen er zuerſt hier eingetreten war, fand er von Zweigen entblößt, und an der niedergeſtürzten Brunnenſäule ſammelte ſich das Waſſer in einen ſchmutzigen Pfuhl. L*** wandelte ſchaudernd unter den Ruinen umher; aus ſeinem Geſicht leuchtete nicht die Seele, welche in Sara's Herz Ruhe, Vertrauen und Hoffnung gezaubert hatte. Er ſah düſter und ſcheu, wie ein Mörder, der noch einmal an den Leichnamen ſeiner Erſchlagnen vorbei muß: ein Lüftchen, deſſen Wehen ihr blutiges Haar bewegt, erſtarrt ſein Herz — und ein Schauder, daß ihm die Stimme verſagte, ergriff L***, da Sara's Hündchen winſelnd aus einer verfallenen Thüre kroch und, den alten Hausfreund erkennend, mit einer zerbrochnen Pfote zu ihm hinkte und ſeine Füße leckte. Er nahm das arme Thier ſchnell auf den Arm und eilte nach Berthier's Wohnung. Der Alte empfing ihn weniger unbefangen als mit Faſſung und Würde. Er wußte zu L***'s Erſtaunen die Art von Seldorf's Rettung und ſeinen Aufenthalt; er ging ſogleich mit ihm in die näheren Umſtände ſeines Verluſtes und in die Möglichkeiten ein, ſeine Ländereien zu retten. L*** vermochte nicht den tiefen Eindruck zu verbergen, welchen die Brandſtätte in ihm hervorgebracht hatte; da ließ der Greis ſeinen himmelklaren Blick auf ihm ruhen, als hätte er den Faden zu ſeinen innerſten Gedanken, und mehr ernſt wie bedeutend ſagte er: Auf dem Wege, wo wir wandeln, werden wir noch manche Brandſtätte vorbeigehen und manche Verwüſtung lenken. — Flammend ſah ihm L*** ins Auge und ſprach: Alter Mann, geh neben mir, der Brandſtätten werden weniger ſein. — Berthier nahm ſeine Mütze ab und legte ſeine Hand auf ſein ſchneeweißes Haupt: Junger Mann, dieſer Kopf wußte faſt neunzig Jahre allein frei zu ſein. Geh Deinen Weg; wir kennen uns. — Nach einer tiefen Stille von einigen Sekunden nahmen beide das Geſpräch über Seldorf's Angelegenheiten wieder auf, und Berthier erbot ſich unter einem angenommenen Namen Seldorf's Güter zu verwalten. Die Sache wurde bei der Commune abgethan, deren Mitglieder allen Verdacht auf ihren unglücklichen Mitbürger von ſich ablehnten, und L*** hatte die Freude ſeiner Sara — denn daß ſie ſein Eigenthum war und ſein mußte, das ſagte ihm jeder Augenblick, den er mit ihr gelebt hatte — ſeiner Sara Zukunft vor Mangel zu ſchützen. Er kam auch wegen eines Aufenthalts überein, den man Seldorf in demſelben Diſtrict, wo er immer gelebt hatte, verſchaffen ſollte, und aus welchem er, ſobald es ſeine Geſundheit erlaubte, ſein Gut wieder beſorgen und dem Aufbau eines neuen Wohnhauſes vorſtehen könnte.

Den armen wiedergefundenen Hund gab L*** ſeiner Herrin zurück, er war ein Geſchenk von Roger, er entkam aus der Verwüſtung ihres Hauſes, er war von der geliebteſten Hand gerettet worden — welche Anſprüche an ihr phantaſtiſches Gefühl! Die kleine Familie wurde nach wenigen Tagen bei Varnier, dem ehemaligen Pachter eines adeligen Hauſes, welcher durch den Lauf der Revolution und durch anſehnliche Schuldforderungen an ſeine Herrſchaft ein unabhängiger Eigenthümer geworden war, auf eine bequeme Weiſe untergebracht. Seldorf beſtand auf eine ſtrenge Einſchränkung, ohne welche er ſich bei ſeiner mistrauiſchen, einſamen Laune nie ohne Zwang und Verbindlichkeiten gefühlt hätte. Sara ſah ſich in ein kleines Häuschen verbannt; aber ſie erſetzte ihrem Vater Alles, was ihm an Bequemlichkeit abging, und ihr — erſetzte die Liebe alle Freuden der Vergangenheit, wie ſie das Andenken aller Schrecken derſelben verſüßte.

Seldorf's Geſundheit war, ſo zerrüttet, daß ſich kurz nach ſeinem Einzug in die neue Wohnung ein zehrendes Fieber bei ihm einſtellte, welches ſeine Leidenſchaften, aber freilich auch alle Kraft ſeiner Seele außer Thätigkeit ſetzte. Jede äußere Berührung war ihm ſchmerzhaft, und die abgeſtorbne Mattigkeit ſeiner Tage wechſelte nur mit der kranken Lebhaftigkeit einiger Abendſtunden ab, wo die Fieberhitze alle Bilder ſeines Gehirns aufregte, ohne daß ſie bei ſeinem erſchöpften Körper zu etwas Mehrerem als Phantaſien wurden. Sara pflegte ihn bei ſeiner Schwäche, und in den Zwiſchenräumen ihrer Thätigkeit ſuchte ſie ſeine Einbildungskraft auf beruhigende Gegenſtände zu lenken. Wie ein guter Engel wachte ſie an ſeinem Lager über ſeine Träume; L***'s Beifall und ſeine kurzen Beſuche waren ihr Lohn, ihre Erholung. Ihr Verhältniß, der Zwang, den ihr ihres Vaters Krankheit auflegte, ſelbſt der Reiz des Geheimniſſes, wozu ſie aus Schonung bei vielen ihrer Handlungen genöthigt war, ſtifteten den innigſten Bund zwiſchen dem Geliebten und ihr. Es war nie ein Geſtändniß vorgefallen, man hatte ſich nie erklärt, man hatte ſich nie etwas verſprochen; aber im reinſten Einverſtändniß, das Geiſt und Herz zwiſchen einem Weib und Mann hervorbringen können, nannte ſie ihn Freund und verbarg ſich nicht aus falſcher Scham, daß er mehr wie das, daß er Herr ihrer Liebe und ihrer Sinne war. Ihr reines

Herz erſchrak nicht davor, ſich nach dem Mann zu ſehnen, den ſie zuerſt, einzig und auf ewig liebte. Daß er ſie zu ſeinem Weibe machen wollte, hatte er ihr nie geſagt; daß er ſie aber wie ſeine Gattin ehrte, nahm ihr Verſtand wahr, und daß ſie nur die Seine und nie eines Andern ſein konnte, wußte ihr Gewiſſen. Von aller Gemeinſchaft mit dem Wohnplatz ihrer Jugendjahre getrennt, eingeſchränkt und einſam, duldete ſie in ſtillem, ſanftem Frieden manches Leiden und vergaß die finſtre Zukunft über dem Troſt, den die Gegenwart ihr darbot.

Seit der unglücklichen Begebenheit, welche Seldorf aus ſeiner Heimath vertrieben hatte, waren mehrere Wochen verfloſſen, und er hatte immer vergeblich auf Antwort von ſeinem Wechsler in Paris, bei welchem die für Sara's Erbtheil beſtimmte Summe niedergelegt war, gewartet. Etwas Papiergeld, das er auf L***'s Erinnerung bei ſeiner Flucht gerettet, und einige Juwelen hatten ihm bis jetzt die Mittel zu ſeiner Einrichtung und ſeinem Unterhalt verſchafft; endlich fing er aber an unruhig zu werden und wendete ſich an einen alten Bekannten in der Hauptſtadt, um einen Aufſchluß über das Stillſchweigen zu erhalten. Sara bemerkte, daß ihr Vater nach bald einlaufender Antwort ſichtbar finſterer wurde, und ſie theilte ihrem Freund ihre ſchweren Ahnungen über den Gegenſtand von ihres Vaters Sorgen mit. Sich vor Mangel zu fürchten, kam der einfachen Seele nie ein; ſie erbat und empfing mit kindlicher Beſcheidenheit L***'s Unterſtützung und glaubte, ihre Pflicht geböte ihr den kleinen Betrug, durch welchen ſie ohne ſein Vorwiſſen ihres Vaters Kaſſe ſchonte. Aber immer dichter wurde die Wolke, die ſeine Mattigkeit in Unruhe, ſeine kranke Heiterkeit in heftige Fieberträume verwandelt hatte; nachdem wieder einige Wochen ſo vorübergegangen waren, brachte ihm Sara einſt, mit bangem Zittern vor deſſen Inhalt, ein Packet, das mit der pariſer Poſt einlief. Seldorf hielt es lange in der Hand, beſah das Siegel und die Aufſchrift und legte es endlich auf den Tiſch vor ſich hin. Mit unruhiger Erwartung machte ſich Sara einige Geſchäfte im Zimmer und fragte endlich furchtſam: Willſt Du nicht leſen, ehe ich Dir Dein Abendbrot bringe? — Nein, meine Liebe! antwortete Seldorf; es kann viele Briefe enthalten, es kann mich ſtören, und ich habe Luſt heiter zu ſein. Komm, ſetze Dich zu mir; wir wollen nach dem Abendeſſen die Briefe anſehen. — Sara wußte nicht, ob ſie ſich über dieſe Faſſung freuen, oder darum noch banger ſein ſollte; ſie faßte aber mit herzlicher Theilnahme ſeine Abſicht auf und ſuchte ihm den Abend durch ihre Heiterkeit angenehm zu machen, ſo deutlich ſie auch wahrnahm, daß er, ſo oft ſein Auge auf die Briefe fiel, gegen eine unwillkürliche Furcht arbeitete.

Er betrog ſich ſelbſt durch eine lange und mühſam fortgeſetzte Unterredung und erbrach endlich mit einer gefliſſentlichen Zerſtreuung die Briefe, die er im Geſpräch mit den Augen durchzulaufen anfing. Sara's Herz klopfte, da ſie ſeine Stimme immer ungleicher, ſeine Reden immer unzuſammenhängender werden hörte; endlich deckte Todtenbläſſe ſein Geſicht, er las ſchweigend fort, athmete tief, ſchlug ſich mit dem zuſammengelegten Papier vor die Stirn und ſtieß einige unverſtändliche, abgebrochene Reden aus, worunter Sara nur die Worte unterſchied: Weib, Weib! geht die Rache aus deinem Grab hervor? — Sara bat umſonſt, bedeckte umſonſt ſeine Hände mit ihren Küſſen, ſuchte umſonſt die unſeligen Papiere vor ihm zu verbergen; er ſtieß ſie matt zurück und rief endlich mit erzwungener Feſtigkeit: Ich will leſen! — Er las, dachte nach, rief: Nie! nie! . . . . dieſes verhaßte Geſchlecht! — Das Blatt fiel ihm aus den Händen: Unglücklicher! . . . . Sara, Du biſt eine Bettlerin. Dein Bruder hat Dir Dein Eigenthum geſtohlen. — Ich verzeihe ihm, mein Vater! Ich will arbeiten; es ſoll mir nie fehlen, es ſoll Dich nie ſchmerzen und ihn nicht reuen. Höre nur Dein Kind und verſchließe mir Dein Herz nicht. — Es war unmöglich, dem dringenden ſanften Flehen zu widerſtehen; es war dem gebrochenen Herzen des armen Seldorf unmöglich, den Troſt ganz von ſich zu ſtoßen, den ihm ſein weinendes Kind in der Fülle ihrer Liebe bot. — Sara, ſagte er nach langem Kampfe mit ſich ſelbſt, Dein Bruder zwingt mich, den Schleier zu zerreißen, mit dem ich von jeher meine Vergangenheit umhüllte und ſie nach meinem Tod auf ewig zu vertilgen hoffte. Nicht meine Schande habe ich vor Euch geheim gehalten, ſonſt hätte jedes Zeichen Eurer kindlichen Ehrfurcht mein Gewiſſen empört; aber mein Unglück ſollte Euch unbekannt bleiben, die Welt ſollte Euern jungen Herzen nicht als das Grab meiner Seligkeit, die Menſchen nicht als die Mörder meiner Ruhe erſcheinen. Von

Täuſchung zu Täuſchung verführt, fühle ich ſchon lange, daß die letzte nur im Grabe verſchwinden wird. Mag es dann aber noch einmal Täuſchung ſein! Mit Schande ſollſt Du mein Elend nicht krönen, thöriger Bube! Du ſollſt Deinem Vater, Du ſollſt der Natur oder Deinen unſinnigen Entwürfen entſagen. — Seine trüben Augen glühten, indem er dies ſprach, und er hob drohend ſeinen zitternden Arm auf, als ſtünde Theodor vor ihm. Er reichte nun ſeiner Tochter einen langen Brief ihres Bruders hin und befahl ihr, ohne eine einzige Frage an ihn zu thun, denſelben zu leſen; er würde ihr nachher durch die Erzählung ſeiner früheren Geſchichte die Urſache ſeiner Bewegung erklären. — Opfere mir dieſe Nacht Deinen Schlaf, ſagte er, und zeigte auf ſeine Uhr, nach welcher es faſt Mitternacht war; ich muß eilen ihn zu retten, wenn er noch zu retten iſt; ich muß eilen, ehe dieſe letzte geſpannte Kraft niederſinkt. — Er drückte Sara's Hand an ſeine brennende Stirn; ſie las.

Dieſer Brief, der im Original außer einer Menge überflüſſiger Details viel politiſches Raiſonnement und dunkle Hindeutungen auf die verworrenen Plane enthielt, zu denen Theodors fantaſtiſche Grundſätze und hochfliegende Erwartungen ſich ſo leicht misbrauchen ließen, kann hier nur theilweiſe geliefert werden. Die hauptſächlichen Plane aller damaligen Parteien in der großen noch unentſchiedenen Sache des Menſchengeſchlechts ſind bekannt genug; und um die Verirrungen und das Elend einiger Unglücklichen aus der zahlloſen Menge Derer, die mit ihnen und durch ſie litten, zu bemitleiden, braucht man die verworrenen Fäden der Ehrſucht und der Falſchheit nicht zu verfolgen. Theodors Unglück und Fehltritte entſtanden nicht aus ſeiner Lage in der Hauptſtadt, er brachte den Keim dazu in ſeinem Herzen mit, und er hätte des Grafen von Vieilleroche Schwiegerſohn oder Chabot's Schwager ſein mögen, er wäre doch nie in der Einfalt des Geiſtes gewandelt.

Theodor an ſeinen Vater.

„Ihr letzter Brief, mein geliebter Vater, und noch mehr die Erkundigung, die Sie durch Herrn von Montgrand meinetwegen haben einziehen laſſen, überzeugen mich von meiner Pflicht, Ihnen, ſo weit es heiligere Pflichten zulaſſen, das Geheimniß meiner Lage zu entdecken. Da Sie mich zur Wahrheit und Offenheit aufzogen, ſo müſſen Sie fühlen, wie ſchwer die Nothwendigkeit, bis jetzt zu ſchweigen, mich drückte, und wie wichtig meine Gründe dazu ſein mußten. Sollte ich mich Ihnen nicht ganz verſtändlich machen, ſollte mir Ihr Beifall fehlen, ſo beſchwöre ich Sie, theilen Sie wenigſtens die hohe Ruhe meines Bewußtſeins, meiner Ueberzeugung, meinem König mein Leben geweiht und vielleicht ſogar meine Pflichten zum Opfer gebracht zu haben. Leſen Sie die folgenden Blätter und urtheilen Sie ſelbſt.“

„Ich verließ meine Heimath mit dem unbeſtimmten Verlangen, eine Richtſchnur meiner Handlungen, einen feſten Punkt für meine Grundſätze, einen Wirkungskreis für meine Kräfte zu finden. Ihr ewig verehrter Wille war es nicht, mir durch Ihre Erfahrungen fortzuhelfen; aber Sie hatten mir den Gehorſam zu werth gemacht, als daß ich mich einer Herrſchaft, deren Weisheit ich anerkannte, hätte entziehen mögen; und meiner Jugendfreunde unbegrenzte Vorliebe für Freiheit und Gleichheit verlezte zu oft mein verfeinertes Gefühl für das Schöne und Erhabene, als daß nicht immer gewiſſe Ahnungen in mir gelegen hätten, die nur einer glücklichen Entwickelung durch den Zufall bedurften, um mich meinen ganzen Beruf als Vertheidiger eines beleidigten edeln Königs fühlen zu laſſen.“

„Von dieſem unerwarteten Zufall, der mir eine würdige Laufbahn öffnete, bin ich Ihnen, mein theuerſter Vater, Rechenſchaft ſchuldig. Ich langte in Paris an, ohne alle Bekanntſchaft, ohne alle Lokalkenntniß; ich folgte dem Strom des großen Haufens, der bald hier, bald dort hintrieb, beſuchte öffentliche Oerter, beobachtete die Vorübergehenden und fing ſchon an, mich in dieſem Gewühl einſamer als in einer Wüſte zu fühlen. Die verſchiedenen Meinungen, die ich um mich her äußern hörte, waren wie Irrlichter, welche den Wanderer verwirren, indem ſie ihm mehrere Ziele auf einmal zeigen. Eines Abends ſtieß ich in den Eliſäiſchen Feldern auf eine Gruppe von Leuten, die, um einen Mann verſammelt, heftig gegen ihn ſtritten und ihn mit den leidenſchaftlichen Ausdrücken belegten, welche die getreuen Anhänger unſers guten Königs ſeit einiger Zeit von der Wuth des Pöbels leiden müſſen. Er ward beſchuldigt, Botſchafter der Emigrirten zu ſein, verfängliche Briefe zu beſtellen und dergleichen mehr; im Vorbeigehen ſah ich ihn ſeine Rocktaſchen umkehren, wahrſcheinlich zum Beweis, daß er keine Papiere bei ſich trüge; der Mann ward alsdann von dem Haufen fortgeführt, und ich verfolgte meinen Weg. Kurz darauf, da ich fünfzehn bis zwanzig Schritte weiter durch das Gras gegangen war, ſah ich etwas Farbiges zu meinen Füßen liegen: es war ein kleines buntes Säckchen, worin ich etwas Rundes, wie eine Geldmünze, fühlte. Neben mir war eine Allee von hohen Bäumen, in welcher nur wenige Fußgänger wandelten; ich ſetzte mich hier auf eine Bank, um die verſchlungene Schnur des Säckchens aufzulöſen, weil ich es für erlaubt hielt, den Sparpfennig eines Schulknaben, wofür ich es hielt, in näheren Augenſchein zu nehmen. Ich zog eine Münze von der Größe eines Dreilivresſtückes mit dem Bildniß der heiligen Jungfrau heraus und ein kleines Blatt Pergament, worauf ein mit einem Pfeil durchbohrtes Herz gemalt war. Der abenteuerliche Fund beſchäftigte mich noch, als ein Mann, den ich ſchon ein paar Mal hatte vorbeigehen ſehen, ſich neben mich ſetzte; ich ſchob meinen Hut auf die Seite, um ihm Platz zu machen; indem er aber blos ſeine Knieſchleife band, ſagte er mir ins Ohr: „Um Gottes willen, es gilt um Leben und Tod!“ ſtand auf und ging mit einer leichten Verbeugung hinweg. Anfangs ergriff mich der leiſe Zuruf; als ich aber den Mann ſo ſorglos ſeinen Gang fortſetzen ſah, hielt ich ihn für verwirrt und ſuchte mein Beutelchen, um den ſymboliſchen Schatz, aus welchem ich nicht klug werden konnte, wieder hineinzuſtecken. Da ich es nicht gleich wiederfand, griff ich mit der Hand zwiſchen die Bank und den daranſtoßenden Baumſtamm, weil ich es mit meinem Hut heruntergefallen glaubte; ich zog es wirklich da hervor und fand zugleich einen Brief, der, obſchon zugeſiegelt, ohne Adreſſe war. Jetzt klopfte mein Herz, denn ich konnte mich nicht enthalten, den Inhalt des Beutels, den Ausruf des Unbekannten und dieſen Brief in Verbindung zu bringen. Ich ſteckte meinen doppelten Fund ſchnell ein und eilte nach Haus, um mit mir ſelbſt zu berathſchlagen, was Klugheit und Ehre mir unter dieſen Umſtänden gebieten möchten. Bald ward es mir klar, daß ich den Brief öffnen dürfte und mußte. Ich that es und fand ein Blatt, das, wie der Inhalt zeigte, an Denjenigen gerichtet war, welcher die Münze und die kleine Miniatur beſäße; und aus einigen Umſtänden mußte ich vermuthen, daß der Mann, den ich einige Minuten vorher vom Volk hatte mishandeln ſehen, der Beſitzer dieſer Erkennungszeichen war und vermuthlich Geſchicklichkeit genug gehabt hatte, ſie beizeiten von ſich in das hohe Gras zu werfen; der Unbekannte aber mochte mich, weil der Zufall ſie mir in die Hände geſpielt hatte und er bei jenem Auftritt nicht gegenwärtig geweſen war, für den Nämlichen gehalten haben, dem er den Auftrag hatte, den Brief zuzuſtecken, und der beſſer darauf vorbereitet ſein mußte, als er mich, nach meiner unvorſichtigen Art mit dem gefährlichen Geheimniß umzugehen, wirklich fand. Den übrigen Inhalt des Blattes muß ich verſchweigen; durch den Zufall, der daſſelbe und ein paar andere dabeigelegene Schriften in meine Gewalt brachte, fand ich mich ſo glücklich, Perſonen zu retten, denen ich meine jetzige Wirkſamkeit zu verdanken habe.“ — — —

Hier folgte eine weitläuftige Zergliederung des damaligen royaliſtiſchen Syſtems, dem Theodor mit der treuen Ergebung eines Sully und der Blindheit eines jungen Ehrgeizigen anhing. Seine ganze Erzählung, ſein ganzes Raiſonnement bewies deutlich, daß bei Menſchen von den wichtigſten Anhängern dieſer Partei ſelbſt ebenſo viel Schwärmerei als Ehrgeiz im Spiele war; ſonſt hätten ſie nicht ſo ungeprüft den Talenten eines Jünglings vertraut, der ohne Erfahrung und Menſchenkenntniß leicht jedem geſchickteren Menſchenangler in die Hände fallen konnte. Mit Theodor gelang es ihnen indeſſen völlig, er ergab ſich ihnen mit Ehre und Gewiſſen, gottgefällige Werke zu thun, indem er, bald Spion bald Verräther, über die Grenzen reiſte, in den Provinzen umherſtrich und das Feuer verbreiten half, das zu löſchen Ströme von Blut kaum hingereicht haben. Ein Wort der Herrſcherin, ein Blick von ihr, in welchem, wo es nöthig war, eine Thräne des Dankes glänzte, ihre rührenden Aufforderungen im Namen ihrer reizenden Kinder entzündeten in dieſem wie in manchem ſtärkeren und reiferen Kopfe eine Begeiſterung, die glühender war als die himmliſchen Viſionen, um derentwillen mancher Märtyrer ſich in den Scheiterhaufen ſtürzte. Nachdem die Flucht des Königs mislungen war, arbeitete man unermüdlich an andern Entwürfen. Theodor erhielt Aufträge nach Coblenz, und dort hätte die unverbeſſerliche Thorheit der Emigrirten ihm bald die Augen geöffnet, indem ſie ſeinen, nun faſt zur Höhe der

Sphäre, in welche er ſich verloren hatte, emporgewachſenen Stolz beleidigte. Dieſe Menſchen und ihre Gefährten achteten eines Abgeordneten wenig, der, ohne glänzende Titel, mit aller Wärme eines redlichen Dieners die Vortheile ſeines Herrn ſich angelegen ſein ließ; und er hatte auf dem Schauplatz des Greuels einer gewiſſen Anſteckung nicht entgehen können, die gegen die bei Zeiten gerettete Glaubensreinheit der erſten Emigrirten genug anſtieß, um ihn bei einem Haare in den Ruf eines Jakobiners zu bringen. Die Nebenabſichten mancher ſeiner Helden erſchienen ihm bei der höhniſchen Behandlung, die er erfuhr, in einem weniger trügenden Lichte, und er ſtutzte vor der Ausſicht, die vor ihm zu dämmern anfing. Unglücklicherweiſe äußerte er die Betrachtungen, die in ihm aufſtiegen, ohne alles Hehl gegen ſeine Obern, und ſie erſchraken, einen Menſchen, dem ſo wichtige Geheimniſſe anvertraut waren, am Rande eines Abweges zu ſehen. Er ward ſogleich zurückgerufen und durch einen neuen Zauber gefeſſelt. Sein ganzes Weſen und ſeine Kenntniß der deutſchen Sprache, die er ſeinem Vater zu verdanken hatte, machten ihn für Geſchäfte an deutſchen Höfen vorzüglich geſchickt: es ſollte ihm jetzt ein ſolches aufgetragen werden, deſſen Wichtigkeit einen Vertrauten zu fordern ſchien, der mit den unauflöslichſten Banden an den Hof gefeſſelt wäre. In dieſer Rückſicht verſtand ſich der Graf Vieilleroche zu dem Opfer, Theodor als ſeinen Schwiegerſohn anzunehmen.

So verlieren dieſe Menſchen den einfachen Faden der Glückſeligkeit immer unwiederbringlicher im Labyrinth des Lebens! Wie hatte jene Zeit ſich verändert, da Seldorf's Familie ihre Freuden und ihre Pflichten noch auf den kleinen Kreis ihrer ländlichen Heimath beſchränkte; da ſie das Bewußtſein hatte, durch Liebe und Güte mit der Menſchheit abgerechnet zu haben; da Theodor an Rogers Arm zur heitern Sara eilte, und Seldorf's ſtill leidendes Geſicht von dem Lächeln der Hoffnung erhellt wurde! Jetzt keimte über dem Schutt von Seldorf's Haus das Gras langſam empor, weil Hoffnungsloſigkeit die Hand des Eigners gelähmt hielt; Sara weinte am Krankenlager des vom Kummer entſtellten Vaters, und hinter ihrem ſchönſten, tröſtendſten Gefühl lauerte ihre künftige Hölle; Roger lenkte mit wundem Herzen alles Feuer ſeines Willens und die feſte Redlichkeit ſeiner Grundſätze auf ein blutiges — unſichres Ziel; und Theodor wurde das blinde Werkzeug des ſelbſtſüchtigen Stolzes und der Unterdrückung, er dünkte ſich über die Schwächen der Menſchheit erhaben, indem er aus kaltherzigem Ehrgeiz der hirnloſen Erbin eines großen Namens ſeine Hand gab, indem er einem Geſchöpf ohne Tugend und Weiblichkeit zuſchwor, nie einer Andern zu gehören. Wir wollen ihn ſelbſt hören die Täuſchungen auseinanderſetzen, in welche er ſich wiegte."

„Der erſte Vorſchlag dieſer Heirath überraſchte mein eigennütziges Herz. Ich hatte das Fräulein Vieilleroche bei einigen Gelegenheiten geſehen, und von dem Augenblick, da ich ſie mir als meine Gattin dachte, drängte ſich Sara's Bild neben ſie, und mit allen Reizen der weiblichen Tugend umſtrahlt, ſchien ihr Veſtalinnenblick mich zu fragen: iſt dieſes das Ideal, das deine Sara verdrängen darf? Mit Schauder ſah ich die mir beſtimmte Braut neben dieſem heiligen Bilde; wenn es meinem Auge gelungen war, durch die Verſtellung der Kunſt bis zu ihrem wahren Geſicht zu dringen, ſo ſcheuchte mich ihr kalter, unſtäter, Lebhaftigkeit nachäffender Blick, und die blaſſe Wange, und der erſchlaffte, nichtsſagende Mund, auf welchem leeres Lächeln und die Härte des Stolzes abwechſeln. — O mein Vater, hatte ich für dieſes Weib mein Herz neu und meine Sinne rein erhalten in meiner glühenden Jugend? Ich zerfleiſche wieder mein innerſtes Gefühl, indem ich Ihnen die Größe meines Opfers ſchildere. Um mir aber einen Schwiegervater, eine ganze Familie zu verbinden, deren Ehre und Sicherheit es ihr nun zur Pflicht auflegen, mir in meinen Unternehmungen beyzuſtehen, um die Stüzen des beſten Königs, der erhabenſten Frau feſter zu gründen, ſiegte ich über mein widerſpenſtiges Herz. Ich ſchied auf ewig von allen Anſprüchen auf häusliches Glück — Vater! möge Sara Ihnen bald mit einem würdigen Gatten die Schwiegertochter erſezen, die Ihrem Herzen ewig fremd ſein wird! Es war eine Zeit, wo ich ihn zu wiſſen glaubte, den Mann, mit welchem ich den Namen Ihres Sohnes zu theilen gewünſcht hätte; jezt müßte ich zittern, wenn mich meine angebetete Schweſter zwänge, in meinem Bruder einen Rebellen zu erkennen.“ — —

„Ich kann mich über ſo manche, zum Theil äußerſt peinliche Schritte, zu denen mich meine Lage und meine Ueberzeugung zwingt, nicht deutlicher erklären. Verzeihen Sie Ihrem Sohne die lezte Schwäche, die er ſich erlaubt: Ihnen zu ſagen, daß es ſchwere Pflichten ſind, die mir geboten, ſo manche Neigung zu erſticken, ſo manches ſchöne Gefühl meines Herzens zu ewigem Schweigen zu verdammen, ſo manchen lange gehegten Grundſatz beiſeite zu ſtellen und mir für dieſe eiſerne Zeit ſo zu ſagen ein neues Gewiſſen zu machen. Die Weichheit, welche dieſe Klagen verräth, iſt nicht in meinen Handlungen; ich gehe muthig auf meiner Bahn fort. — Stürzen wir die Rotte von Elenden und Schwärmern, die ſich zwiſchen das betrogne Volk und deſſen gütigen Vater gelagert hat, ſo iſt mein Loos das ſchönſte, höchſte! Und ſinke ich früher an den Stufen des erſchütterten Throns, ſo entſchädigt mich ein Blick des vortrefflichſten Königs, den er meiner Treue nicht verſagen wird.“

„Ihr Wechsler wird Ihnen berichten, daß er das Capital, welches er von Ihnen in Händen hatte, auf meine Veranſtaltung als Darlehn ausgeliefert hat, wo es für das Herz eines treuen Bürgers die reichſten Zinſen trägt. Ich weiß, daß mein Vater dieſen Lohn ſeiner geleiſteten Dienſte willig dem Wohl des Vaterlandes aufopfern wird. Durch eine glückliche Wendung der Dinge werden Sie mehr wie entſchädigt, und meine edle Schweſter beklagt es ſicher nicht, daß ſie ihrem Bruder dazu verhalf, ſeinem Herrn zu dienen. Ihr Wechsler, welcher der guten Sache ganz ergeben iſt, hat keine Schwierigkeit gemacht, meine Ordre als gültig anzuerkennen. Die Sicherheiten für die Wiedererſtattung ſind zu heilig, um mich länger darüber auszubreiten.“ — — —

Wie dunkel, unverſtändlich und ſchmerzlich der Inhalt dieſes Briefes für Sara ſein mußte, wird man leicht begreifen, wenn man die reine Einfalt ihres Herzens, die großmüthige, ſich ſelbſt immer vergeſſende Schwärmerei ihres Geiſtes und jenes noch nie erſchütterte Vertrauen auf die Gegenſtände ihrer Liebe in Erwägung zieht. Das Raiſonnement ihres Bruders ſchien ihr matt und ſchief, ſeine Handlungsweiſe falſch und knechtiſch, und doch traf ſie allenthalben Spuren ſeines Herzens; ſie ſann lange nach, und je mehr ſie ſann, deſto mehr verwirrten ſich ihre Gedanken, bis ſie ſich endlich in dem ängſtigenden Bilde verloren, als ſähe ſie ihren Bruder, von fremden, widrigen Geſtalten fortgezogen, neben einem grauſenvollen Abgrund hinſtürmen. Vater, er hätte nie aus unſern Armen geſollt, rief ſie endlich mit hochathmender Bruſt und einer Bangigkeit, als ſähe ſie ihn ſtürzen; Roger ſagte es wohl, und ich weinte umſonſt! O Theodor, wenn ich dein Unglück doch wenigſtens verſtände, wenn ich nicht ſcheu davor erſchräke wie vor einer böſen That! Sage mir, Vater, thut er recht? Kann er ſich ein neues Gewiſſen haben machen müſſen? Ein neues Herz, Theodor, kannſt du dir nicht machen, und dein neues Gewiſſen wird dein treues ſchönes Herz zermalmen. — So weinte und klagte ſie neben ihrem Vater, der mit feſtem geſammeltem Ernſt ihren weiblichen, jugendlichen Schmerz austoben ließ. Wie ſie ſtiller ihr Haupt auf ſeinen Schooß lehnte, redete er ſie mit einer Stimme an, die keine gewaltſame Bemühung, ohne Leidenſchaft, ja, wenn er es vermöchte, ohne Empfindung zu ſprechen, ausdrückte; es war der entkräftete Nachhall des Schmerzes in der Ruhe dieſer Stimme und, wo ſein Gefühl ihn zu überwältigen drohte, ein allmäliges Verſtummen, worauf ſein Ton kalt und hohl wie die eherne Stimme des Todes wieder anhob.

Er erzählte ihr ſeine Jugendgeſchichte bis zu dem erſt ſpät bei ihm entſtandenen Wunſche, in die Verhältniſſe des ehelichen Lebens zu treten. Um aus Liebe zu wählen, war ſeine Vernunft zu lange an die Oberherrſchaft gewöhnt; um ohne alle Leidenſchaft, blos aus kalter Achtung ſich zu entſchließen, war ſein Herz zu gefühlvoll. Die Ungewißheit, welche die Folge einer ſolchen Stimmung war, dauerte eine Weile fort; denn die meiſten Mädchen, unter denen er ſich umſah, fand er ohne allen Charakter, ſo lange keine Leidenſchaft ſie anregte, und ſelbſtſüchtig, falſch gegen ſich ſelbſt, ſobald ein unmittelbares Intereſſe auf dem Spiele war. Der Gegenſtand ſeiner zärtlichſten Freundſchaft war unterdeſſen ein junger armer Edelmann aus der Provinz, der mit Muth, Einſicht und Menſchlichkeit unter ihm gedient, und zu deſſen Bildung er jede Gelegenheit benutzt hatte. Einſt kam Seldorf nach einer ziemlich langen Abweſenheit nach Breſt zurück, wo ſich ſein junger Freund unterdeſſen aufgehalten hatte, und er bemerkte bald eine Veränderung in ſeinem Betragen, die ihn anfangs für ſeine Sitten, bald aber für ſeinen innern Frieden beſorgt machte. Zutraulich und Zutrauen erwartend ſprach er ihm zu und bat ihn um die Entdeckung der Urſache ſeiner ungewöhnlichen Stimmung. Der junge Mann ſchien heftig gerührt, blieb lange unentſchloſſen und ſagte ihm endlich, daß ſein Geheimniß nicht ſein ausſchließliches Eigenthum, und daß es jetzt ſein ſchwerſter Kummer ſei, ſich ihm nicht offenbaren zu dürfen. Seldorf kannte ſeinen offenen und einfachen Charakter, er drang alſo nicht weiter in ihn, ſondern beſchwor ihn blos, ſich die Gewalt über ſein Geheimniß zu verſchaffen. Die zwei folgenden Tage beſuchte er einige Bekannte auf dem Land; am dritten erfuhr er auf dem Heimweg, daß ihn ſein Freund an mehreren Orten, wo er ihn vermuthet, ängſtlich geſucht hätte; und wie er des Abends in ſein Haus trat, fand er die officielle Meldung, daß der Lieutenant ** ſich heute geſchlagen habe und im Zweikampf tödlich verwundet worden ſei. Seldorf forſchte nach ſeinem Aufenthalt: man hatte ihn in ein abgelegenes Haus geſchafft; es war ſchon Nacht, da Seldorf in ſein Zimmer trat, der Verwundete lag in tödtlicher Mattigkeit auf einem Bett; ſeine Rettung war unmöglich, und bei der erſten Wallung mußte ſein Leben entfliehen. Ein Schimmer von Freude glänzte auf dem Geſicht des Sterbenden, er winkte den Anweſenden, um mit Seldorf allein zu ſein, und ſagte eilig, als wollte er dem Tod zuvorkommen: Mein Vertrauter können Sie nicht mehr ſein, wol aber mein Retter vor Verzweiflung im Tode. Die Tochter des Prinzen *** hat mir ihre Liebe geſchenkt, ich betete ſie an, ich vergaß meine Lage .... ſie mußte mein Weib werden, damit ihre Ehre geſichert — Hier hörte ich, ſagte Seldorf, einen leiſen ſchnellen Schritt ſich der Thüre nähern, ich legte mechaniſch den Finger auf den Mund meines unglücklichen Freundes, die Leute im Vorzimmer ſchienen ſich zu bewegen, die Thüre öffnete ſich, und ein verſchleiertes Weib flog auf das Bette zu: Neben Deiner Leiche ſoll meine Schande kund werden, rief ſie wild — ** hatte meine Hand mit einer von den ſeinigen gefaßt, er nahm jetzt mit der andern die Rechte der Verſchleierten, die ſie gegen ihn ausſtreckte, richtete ſich auf und ſagte mit feſterer Stimme: Sie iſt rein wie Schnee, ſie iſt meine Witwe; Seldorf, um die Unſchuld zu erhalten, ſein Sie ſo ihr Retter. — Er legte ihre Rechte in die meine, drückte ſie feſt zuſammen, beugte ſich über beide ..... ein Strom von Blut quoll aus ſeiner Wunde; er war todt! — Nach einer Weile fing Seldorf leiſe und ausdruckslos wieder an: das Mädchen war ſchwanger und der Vater gab ſie mir, weil er nicht hart genug war, ſie ins Kloſter zu ſtecken, und ich ſie ohne Ausſteuer nahm; denn der Mann hatte drei Söhne und war ſo arm wie adelig. Eure Mutter empfing meine Hand, als das heilige Vermächtniß ihres erſten Gemahls, mit dem Schmerz und dem Dank, der ihr zukam. Ich war ſehr glücklich; ein Gefühl, lebhaft wie die Liebe und nicht trügend wie ſie, verband mich mit einem jungen, reizenden, für jedes Schöne empfänglichen Weibe, deren moraliſches und bürgerliches Daſein mein Werk war. Wir verreiſten nach unſerer Hochzeit; ein unglücklicher Zufall machte mich an dem Krankenbett Eurer Mutter es beweinen, nicht der Vater von meines edeln ** Waiſe geworden zu ſein. Theodors und Deine Geburt erhöhten nach und nach das Glück meiner Ehe. Einſam auf einem kleinen Landgut, das ich an den bretagner Küſten gekauft hatte, verlebte ich die Zeit, die mein

Dienſt mir übrig ließ, in dem ſüßeſten Frieden. Deine Mutter war jünger noch wie ihr Alter, ſie ſchien durch den ſchrecklichen Tod ihres erſten Gemahls von jeder heftigen Leidenſchaft geheilt, und ſie behielt bei der abgeſonderten Lebensart, die wir führten, ein Gepräg von kindlicher Einfalt, das mein weiches Herz entzückte. Ich hätte ihrem Glück mehr wie mein Leben geopfert; es gab Stunden, wo ich in ihren innerſten Gefühlen zu leſen glaubte, und ich ſagte zu ihr: Du biſt jung wie ein Kind; wenn Dein Herz, das gewiß mehr erſtarrt als kalt iſt, ſich einſt erwärmen ſollte, laß mich dieſes liebe Herz dann lenken. — — Der amerikaniſche Krieg brach aus, ich ging an meinen Poſten und ſtand treulich einem Volke bei, das nicht, wie Deine Landsleute, durch Verbrechen ſich zur Tugend und zum Glück aufſchwingen wollte. Zwei Brüder Deiner Mutter fielen bei Gibraltar; ihr Vater hatte trotz ſeines Standes noch ſo viel menſchliches Gefühl, ſeinen Schwiegerſohn zu ſchätzen und ihm das Glück ſeiner Tochter anzurechnen. Er rief ſie jetzt zu ſich nach Paris, um ihn zu tröſten, ſie mußte aber bald ihm die Augen zudrücken, und ſie blieb in der Hauptſtadt in den Händen ihrer Schwägerin und einiger andern Weiber dieſes Standes. Nach fünf Jahren kam ich zurück, mit feſterem Glauben an Menſchenwerth und Menſchenglück, als ich je gehabt hatte, ſtolz, meinem ſanften Weibe dieſen gelähmten Arm zu zeigen — ich ſehnte mich, meinem Theodor zu ſagen: Dieſes Blut floß der Freiheit. Ich kam zu meiner Gattin und fand Kälte, Verlegenheit, künſtliche Liebkoſungen, ich fand ſie für mich verloren — ich bat ſie innig, väterlich — ja väterlich! Ich ſagte: Du biſt ſchön, jung, Du bliebſt allein — kannſt Du in dem veralteten, verſtümmelten Freund den Gatten nicht mehr lieben, ſo ſprich — erinnere Dich, daß ich um Deines Glückes willen Deine Hand erbat und Dir nun jahrelang das meinige danke. — Es gelang mir nicht, ihr Herz zurückzuführen; ſie betheuerte, daß ich ſie misverſtünde. Ein ſtreitiges Dienſtgeſchäft, das mir der unſinnige Hochmuth meines Gegners, eines der ſchamloſeſten Weichlinge im Seedienſt, zur Ehrenſache machte, indem er alle müßigen Höflinge aus ſeiner Familie gegen mich aufhetzte, gab mir ſo viel außer dem Haus zu thun, daß ich Deine Mutter wenig ſah und noch nicht Zeit gehabt hatte, in ihre Vergnügungen und Bekanntſchaften, die mir ſehr zahlreich ſchienen, näher einzugehen. — Seldorf wurde hier unruhig, er ſuchte ſich zu faſſen, fing ein paar Mal wieder an und fuhr endlich fort, als eilte er bei einem gräßlichen Gegenſtand vorüber: Einen Abend ſchien ſie mir befangener als jemals; ich wiederholte meine herzlichen Bitten um Vertrauen, meine Betheuerungen, daß ich ſie als völlig frei anſähe. Sie nahm eine hinreißend liebenswürdige Wehmuth in ihren Antworten an, wiegte mich in Zärtlichkeit und Hoffnung ein, und ich überredete mich ſeit meiner Rückkehr zum erſten Mal, nicht ſie, ſondern die Gegenſtände um ſie her hätten ſich verändert. Mit der frohen Erwartung, bald in unſere Einſamkeit zurückzukehren, trennte ich mich von ihr, um nach Mitternacht auf mein Zimmer zu gehen, das ich am folgenden Morgen ſehr früh wieder verließ, weil mich Geſchäfte aus dem Haus riefen.

Ich war ſonſt nie ſo zeitig zu ihr gegangen, weil wir, da wir noch bei ihrer Schwägerin wohnten, von der Lebensart dieſer Frau abhingen; dieſen Morgen . . . . . Er athmete tief, ſeine Lippen zitterten, er blickte endlich ſtreng auf Sara's bang horchendes Geſicht: Ehre Deines Vaters Schwäche, ſie war auch der Keim ſeiner Tugend. Ich ging durch den Garten, von welchem eine kleine Treppe in ihr Zimmer führte . . . . ich trat ein, ſie rief erſchrocken . . . . . der Elende war der Graf Vieilleroche, meines Feindes älterer Bruder, der Vater von Theodors Braut! — —

Sara that einen lauten ächzenden Schrei und bedeckte ihr Geſicht mit beiden Händen. Seldorf fuhr fort:

Ich mußte vor der Welt meine Schande entdecken, oder ſie ewig auf meinem Herzen tragen. Die Unglückliche gab mir ihr Schickſal in die Hände, und ich legte die Laſt dieſes Bewußtſeins auf mein Herz. Nach wenigen Tagen ward ich krank, die Unglückliche umſchlang meine Knie — ſie war ſchwanger — Antoinette — —

Seine Zähne ſchlugen wie im Fieberfroſt zuſammen, Sara lag mit ihrem Kopf auf ſeinen Knien und ſchluchzte: Genug, genug! Laß Dich verſöhnen, ſie ruhen im Grabe. — Eine lange Todtenſtille folgte jetzt, während deren Seldorf's Schmerz in kalte Erſtarrung überging; ſein Gedächtniß erleuchtete die Vergangenheit, wie der Mond ein Schlachtfeld erhellt, unempfindlich gegen die Schrecken, die aus der Finſterniß hervorgehen. Mit unverrücktem Blick ſah er vor ſich hin und ſprach mit eintöniger Kälte weiter:

Ich traf ſogleich alle Anſtalten, um das Haus meiner Schwägerin zu verlaſſen, ich unterſagte meinem unglücklichen Weibe allen Umgang mit den Menſchen, die ſie bisher geſehen hatte; Fremde hielten mich für einen Sonderling, die Familie meines Gegners ſah es als Haß an, der Elende, der ſein Leben von mir erbettelt hatte, ward trotziger. Er hatte die Frechheit, in der Sache ſeines Bruders mit mir zu ſprechen, er unterließ indeſſen die Vorſicht nicht, es vor Zeugen zu thun. Die Verachtung, die ich ihm bewies und für welche er mir innerlich Rache ſchwor, ohne den Muth zu haben ſeine Empfindlichkeit zu äußern, brachte alle meine Gegner noch mehr auf; man erregte eine ſchändliche Kabale gegen mich, und ich ſah mich auf dem Punkte, ſchimpflich meines Dienſtes entſetzt zu werden. Seit dem letzten Geſtändniß meiner Frau hatte ich ſie nicht wieder allein geſprochen; mein verirrtes zerſtörtes Gefühl weidete ſich an dem bittern Poſſenſpiel von ehelichem Frieden, das ich vor den Hausbedienten und den wenigen Fremden, die wir ſehen mußten, ſpielte; in der Stunde, wo ich die Nachricht meiner unvermeidlichen öffentlichen Entehrung erhielt, drang ich in ihre Einſamkeit, um ſie mit dem Fortgang ihres Verbrechens bekannt zu machen. Ihr verſchloßnes Geſicht ward bei meinen Worten noch finſterer, ſie zeigte mir einen Dolch, den ſie gegen ihre Bruſt hielt: Du kannſt mir das Leben nur bis zu einem gewiſſen Punkt aufzwingen, über den hinaus biſt du mein Mörder! Erniedrigt und beſchämt verließ ich ſie. Den Tag, wo meine Sache entſchieden werden ſollte, langte eine Geſandtſchaft von allen

Subalternen der Flotte an; meine braven Kameraden drohten mit unwiderlegbaren Anklagen gegen alle Obern, man zitterte vor den Folgen; die redlichen Seemänner führten mich in den Gerichtsſaal und empfingen die abgedrungne Gerechtigkeit, die ich erhielt, mit einem Freudengeſchrei, das in meinem verwüſteten Herzen öde verhallte. Sie begleiteten mich bis in mein Haus, verlangten mein Weib zu ſehen, und ein grauer Seeoffizier küßte ihr im Namen aller meiner Kameraden die Hand, weil ſie durch einen heimlich von ihr nach Breſt abgeſandten Expreſſen erfahren hatten, in welcher Gefahr ſich ihr Waffenbruder befand. Wie ſie mit ſanfter Würde ihnen dankte, meiner mit einer ehrerbietigen, feierlichen Bewunderung gedachte und dann in ihr Zimmer zurückging, fühlte ich mich nahe daran, durch den Zwang, den ich mir anthat, den Verſtand zu verlieren. Ich nahm nun meinen Abſchied, den die Vorſtellungen, welche der König dagegen erhob, und der laut ausgedrückte Schmerz aller meiner Kameraden ehrenvoll machten. Von dem Zeitpunkte bis zu ihrem Tode lebten wir wie zwei verdammte Geiſter, die um daſſelbe Grab zu wandeln verurtheilt ſind. Unauflöslich zuſammen an die Vorſtellung der Vergangenheit geſchmiedet, ſchauderten wir auseinander, ſo oft eure kindiſche Unbefangenheit oder irgend ein Zufall uns erinnerte, daß es eine Gegenwart gab. Ich haßte ſie nicht, wahrlich nicht! — aber ihr fürchterliches Verſtummen ließ mich nie über den Abgrund, der uns trennte, einen Weg entdecken. Antoinette ward geboren. Der Keim des Todes, den ſie bei ihrer Geburt mitbrachte, von dem ſchwärzeſten Gram genährt, endigte Eurer Mutter Leben. Ihre Leiden, die ſie mit unveränderter Faſſung ertrug, beugten mich endlich bis zum wehmüthigſten Schmerz. Vierzehn Tage pflegte ich ſie mit ſchonender Sorgfalt, ich wachte und weinte an ihrem Lager — wie der herannahende Tod ihr Auge ſchon verdunkelte und keine Bitte etwas über ihr entſetzliches Stillſchweigen vermochte, drückte ich ihr Kind an meine Bruſt und ſagte: Du verkennſt mich bis ins Grab, aber dieſe Verlaſſene ſoll mir deine Grauſamkeit mit Liebe erſetzen! — Sie richtete ſich in die Höhe, ihr brechendes Auge ſah mich mit wilder Starrheit an und ſie ſprach: Eigennutz und Herrſchſucht waren die Quelle deiner Wohlthaten; ich ſollte dein Geſchöpf ſein, und das Glück, das ich nicht aus deinen Händen nahm, wurde mir zum Verbrechen; deine Sklavin hat dich betrogen, und ihre unendliche Verdammniß bewies dir, daß ſie den Werth ihres Herrn kannte .... ich verzeihe dir mein Elend, dieſe hier folgt mir nach — — ſie ergriff das Kind, zog es auf ihren Schoos und hielt es feſt, bis der Tod nach wenigen Minuten ihre Hand erſchlaffte. — — Ich habe ſie nie verſtanden; ein undurchdringliches Dunkel verhüllt den Weg, auf welchem ſie ins Verderben wandelte. Zwölf Jahre lebte ich nur um ihres Glückes willen, und ihr ſterbender Mund beſchuldigte mich, ihr Despot geweſen zu ſein. Ihr ſeid Zeugen meines übrigen Lebens geweſen; Antoinette hat ihr nun geſagt, ob ich Wort hielt. — — Schreib Deinem Bruder, Sara, ich befehle ihm ſogleich zu uns zu eilen; die Verbindung mit der Tochter jenes Verworfenen wäre unnatürlich und ſchändlich, aber ſage ihm auch noch, daß keine Verbindung, von welcher Art ſie ſein mag, mit irgend Einem aus dem verhaßten Stande, um deſſen Gunſt er ſo ſchimpflich buhlt, je meinen Segen haben wird; ſage ihm, daß er dem Namen meines Sohnes, oder dem Bündniß mit dieſen Menſchen entſagen ſoll. Höre, Sara, höre dieſe Worte und mache, daß Dein Bruder ſie fühle. Meine letzte Kraft iſt mit dieſer Nacht von mir gewichen, rede mir nie von Dem, was ſie Dir entdeckte, nutze es für Deine Zukunft und ehre mein künftiges Stillſchweigen.

Seldorf zeigte nun auf die anbrechende Morgendämmerung und hieß ſie ſich zur Ruhe begeben. Sie verließ ihn gern, denn ihr Geiſt erlag beinahe unter der Menge von Eindrücken, die er heute empfangen hatte. Wie ſie aber ihr Zimmer verſchloſſen hatte und ſich allein ſah, und die Entdeckungen dieſer Nacht einzeln vor ihrer Phantaſie vorübergingen, da erſchien ihr die Welt in einem neuen feindſeligen Lichte, und es fing ihr an vor der Stille um ſie her zu ſchaudern. Daß es Bosheit unter den Menſchen gäbe, war bisher faſt nur durch Tradition auf ſie gekommen; denn das Schrecklichſte, was ſie von ihnen erlitten hatte, die Verwüſtung der väterlichen Wohnung, hatte kaum einen andern Eindruck bei ihr zurückgelaſſen, als wenn das Feuer des Himmels ihre Heimath vertilgt hätte; die Menge der Frevelnden und die Vielſeitigkeit der Veranlaſſung verwiſchten die Bitterkeit gegen jeden unbekannten Einzelnen aus ihrem Herzen. Sie hatte Zeitlebens nur geliebt, nur vertraut, und alle Verhältniſſe, die äußerlich den übrigen glichen, hielt ſie für innig und beglückend wie die ihren, ſo lange ſie das Gegentheil nicht wußte; alsdann aber ſchienen ihr die tadelhafteſten Menſchen nur unglücklich, und Unglückliche konnte ſie nur beweinen und zu tröſten wünſchen. Jetzt zum erſten Mal trat die Larve des Betrugs, der Sünde, der Leidenſchaft vor ihr jungfräuliches Auge, das noch keine Lüge erkannt hatte, und ihr war zu Muthe wie einem Kinde, das, in den Armen der Mutter eingeſchlafen, unter fremden Menſchen erwachte. Das Zutrauen der Unſchuld war dahin, in ihrem noch durch keinen Argwohn entheiligten Herzen war ein Schauder vor der Menſchheit aufgeregt — denn die Menſchen hatten ihre Mutter vernichtet, hatten ihren Vater betrogen, ſie wollten ihr jetzt ihren Theodor entreißen. Aber ihr Vater blieb ihr und L*** und Roger — und auch Berthier's graues Haupt war von keinem Betrug belaſtet. — Sie fühlte ihr Herz glühen in Liebe, ſie hätte dieſe alle um ſich verſammeln, ſie ewig um ſich bannen mögen, wie auf einem Schiff, das der Sturm umherſchleudert und die Wellen peitſchen, die Menſchen, die ſich lieben, ſich näher zuſammendrängen und das Geheul der Winde ſie weniger ſchreckt, wenn ſie mit den Augen den kleinen Haufen überzählen und Keiner fehlt. Sara hätte gern die ganze Welt vergeſſen, wenn nicht Theodor ihr noch angehangen hätte. Sie ging eifrig daran, ihm den Befehl ihres Vaters ſo unausweichlich als möglich zu verkündigen; und wenn er dann zurückkehrte — dann ſchwärmte das holde Geſchöpf ſich eine rückkehrende Jugendzeit vor; das Schloß ward aufgebaut, der Garten blühte wieder; mit den beiden Freunden ihrer Kindheit verbunden wandelte L*** — aber auf einmal, vor Schrecken erſtarrt, ließ ihre Hand die Feder fallen, wie ſie des Vaters Schwur niederſchrieb, nie einer Verbindung mit jenem Stande ſeinen Segen zu geben. Er hatte zweimal mit ſo furchtbarem Nachdruck gerufen: höre es, Sara, höre es und mache, daß Dein Bruder es fühle. — Wollte er auch ſie treffen, da er Theodors Urtheil ſprach? Von allen Seiten geängſtet, mit erſchöpfter Kraft und verweintem Auge ging ſie an ihre Hausgeſchäfte und ſehnte ſich, des Denkens müde, nach der Stunde, wo der Anblick ihres Freundes allen Kummer hinwegzaubern würde. Arme Sara, Du ahneteſt nicht, welch ein giftiger Thau nun ſchon auf die Blüte Deiner Liebe gefallen war!

Der Augenblick erſchien, und ſie eilte L*** entgegen, wie am ſtillen Geſtade jenſeits die müden Sterblichen auf den Quell der Vergeſſenheit zuwandeln. Aber zwiſchen ſie und den Geliebten hatte ſich des Vaters Geheimniß und des Vaters Schwur geſtellt und verſtimmte den reinen Ton der Liebe, ehe er von Herz zu Herz gelangte. Bei jeder Thräne, die ihr Auge füllte, bei jeder trüben Anſicht der Dinge, auf welcher ihre glühende Phantaſie ruhte, bei der bangen Traurigkeit ſelbſt, mit welcher ſie die ſüßen Bande zwiſchen ihr und ihrem Freunde feſter anzog, fühlte L***, daß in ihrem Geiſt etwas vorgegangen war, was ihm unbekannt blieb. So oft Sara mit gewohntem zärtlichen Hingeben ſich an ihn zu lehnen im Begriff ſtand, ſo oft er mit Wort und Blick die Geliebte anſprach, ſchallten Seldorf's

Worte in ihr armes Herz und ſchreckten Troſt und Zärtlichkeit zurück. Der Ausdruck von Fehlſchlagung oder Unruhe in L***'s redendem Geſicht überwältigte wol jene Phantome, und ihre Zärtlichkeit ward durch wehmüthige Reue erhöht, bis eine neue Frage, eine neue Anregung die traurigen Bilder wieder hervorrief. Manche Zuſammenkunft verſtrich in dieſer gefährlichen Stimmung, wo Furchtſamkeit und Schmerz, den Geliebten zu ſtören, Neugierde, Unruhe und endlich Eiferſucht in der Seele des Mannes die Harmonie des Gefühls in Ungleichheit wandelt und die Leidenſchaft bis zur verderblichſten Spannung reizt. Dieſen Zeitpunkt in Sara's Schickſal mag jedes Weib, welches dieſe Blätter lieſt, mit der Kenntniß, die ſie von ihrem eigenen Herzen und ihrem Geſchlechte hat, ergänzen; die Erzählung muß hier mangelhaft bleiben. — — Weib oder Mädchen, die Du Deine Würde anders als im Zulächeln der bunten Menge erkennen lernteſt, fühle die bittere Angſt der reinen ſchuldloſen Sara, als ſie in einem Augenblick ungerechten Vorwurfs und Zornes in L***'s Arme geſunken war, und der Unſinnige — das koſtbarſte Pfand ihrer Reue raubte! Nein, ihr guter Engel weinte nicht in dieſer unglücksſchwangern Stunde, er weinte nicht; aber er blickte ernſt und wehmüthig auf den ſchweren Pfad, den nun ſeine Schweſterſeele zu dem Ziel der Vollendung zu wandeln hatte. Auch Sara weinte nicht, wie L*** zu ihren Füßen lag, ihre Knie umfaßte und rief: Du biſt mein, Du biſt mein! — Sie weinte nicht, aber erſchüttert von dem Taumel der eben verfloſſenen Stunde, die zwiſchen der Vergangenheit und allen Bildern der Zukunft eine ewige Scheidewand niederſenkte, mit dem Blick des Schreckens, als wollte ſie in mitternächtlicher Dunkelheit eine Erſcheinung feſthalten, taub gegen ſeine freudejauchzende Stimme, fühllos gegen die feurigen Küſſe, mit denen er ihre Hände bedeckte, riß ſie ſich los, ging langſam und ſtaunend unter dem abgefallenen Laube der hohen Ulme umher, die ſie verhüllt und verrathen hatte, und blieb endlich vor L*** ſtehen, der, auf den Boden hingelehnt, ihr mit lächelndem Siegerblick zuſah. Iſt es möglich? rief die Unglückliche mit hohler Stimme und feſt verſchlungenen Armen — Iſt es möglich? wiederholte ſie und verhüllte ihr Geſicht, indem ſie von neuem auf und niederging. L*** erhaſchte einen Zipfel ihrer Kleidung, den er lebhaft küßte, ehe ihr raſcher Schritt ſie dahin riß. Sie ging und kehrte zurück, faltete die Hände, kniete einen Augenblick, ſtand auf und trat noch ein Mal zu L***, der bei dem Anblick ihrer zunehmenden Heftigkeit ihr entgegengegangen war. Sie legte ihre kalte zitternde Hand auf ſeine Schulter und ſagte mit dem Ton der kälteſten Verzweiflung: Wußteſt Du, was Du übernahmſt, wie Du der Gottheit die Zügel meines Schickſals entriſſeſt? Weißt Du, daß jede Folge dieſer Stunde auf Deiner Seele laſtet? — Sara! rief er ſanft und drückte ihre Hand an ſeine Lippen — Sara, mein ſüßes Weib, rief er und drückte ſie feſt an ſein Herz; was Du ſagſt, iſt wahr und erfüllt mich mit einer Freude, die unausſprechlich iſt. — Bei dem Worte Weib, war die Arme zuſammengefahren: Nein, nicht Weib! Nie, nie! — Er ſah ſie forſchend und ſtreng an: Warum nicht mein Weib? Frage die Natur um uns her, die Zeugin unſeres Glückes war, frage Dein Gewiſſen und die Rechte der Menſchheit, ob Du nicht mein Weib biſt? — Die wilde Verzweiflung, welche jedes andere Gefühl in ihrem Herzen erſtickt hatte, konnte dieſen Waffen nicht widerſtehen; ihr Haupt ſank auf L***'s Schulter und unter den ſtillen Thränen, die ſie weinte, kehrte die Wärme des Lebens wieder in ihre erſtarrten Hände, in ihr erblaßtes Geſicht zurück. In Sara's Lage, deren völlige Hülfloſigkeit ſie entweder vernichten oder zum Kinderglauben zurückführen mußte, konnte dieſe Spannung nicht dauern; L*** kannte das Herz, das ſich ihm ſo unbedingt ergeben hatte, zu gut, um nicht zu wiſſen, wohin er ihren dumpfen Schmerz zu leiten hatte. Eine Viertelſtunde reichte nun hin, um ihn hinter Seldorf's Geheimniß und ſeinen Schwur, die Veranlaſſung zu Sara's Schwäche und ewig verſchloſſener Rückkehr, kommen zu laſſen. Er ſchwatzte mit der ſüßeſten Beredſamkeit ihre Zweifel und Sorgen hinweg. Bald als Gatte mit ſanften Befehlen, bald bittend und eindringend wie ein weiſerer Freund, bald dankend und eine Zukunft voll Glück in roſenfarbener Ferne hinmalend wie ein Liebhaber: ſo führte er das ſchöne reine Herz durch jedes Gefühl weiblicher Zärtlichkeit zu einer Stimmung ruhiger Ergebung, die bald in lächelnden Frieden überging. Das Geſchehene war unwiderruflich, die Zukunft bis zu Seldorf's Tod unabänderlich; aber ihr Fall hatte ihr weder Tugend noch Selbſtachtung gekoſtet, er hatte ſie unauflöslich mit L*** verbunden und ſchien ihn unausſprechlich beglückt zu haben. Durch

Unerfahrenheit und Unſchuld in Irrthum gewiegt und von L*** ſorgſam darin erhalten, begann nun eine Exiſtenz für dieſes liebende Geſchöpf, die ſich mit jedem Tag mehr von der gewöhnlichen Wirklichkeit entfernte. Geheimniß und Betrug mußten ſie von jetzt an umgeben, aber rein und unerniedrigt, wie ſie war, miſchte dieſer bittere Druck in ihre ſonſt heitere Stimmung eine Art von Wehmuth, die jeder ihrer Handlungen den Ausdruck der innigſten Zärtlichkeit gab. Der Gedanke, daß ihr dieſe Laſt erſt mit ihres Vaters Tod genommen werden könnte, machte ihr ſein übriges Leben unendlich theuer; denn ihr großmüthiges Herz litt dabei, auf den Namen von L***'s Gattin erſt dann Anſpruch machen zu dürfen, wenn Seldorf's theurer Mund ſie nicht mehr Tochter nennen würde. Ihre ganze Welt war nun auf ihn und L*** beſchränkt, Theodor ſchien verloren; bei Rogers Andenken klopfte ein banges Gefühl in ihrer Bruſt, das vielleicht eine Mahnung an ihre Vernunft hätte hervorrufen können, und dieſe hatte ſie jetzt unter die Gewalt der Liebe gefangen genommen. Sie hielt ſein Bild von ſich entfernt, bewahrte aber ihre Zärtlichkeit für ihn wie ein heilig vertrautes Gut, das ſelbſt L*** nicht angreifen durfte. Durch L***'s Liebe beglückt, mit tauſend kleinen Dienſten für ihn beſchäftigt — denn ſein Einfluß auf den Mann, der die kleine Familie aufgenommen hatte, und ihres Vaters Krankheit gaben ihr außer ſeinem Zimmer die vollkommenſte Freiheit — ſchien es, als verſühnte ſie durch die Thätigkeit in ihren häuslichen Pflichten, durch die Engelsgüte, mit welcher ſie den Vater pflegte, das durch kein Geſetz geheiligte Glück ihrer Liebe. Und hätte man ſie mit L*** geſehen, geehrt von ihm, als hätte der laute Ruf des Stolzes ſie ihm zur Gattin gegeben, mit dem Ausdruck der reinſten Unſchuld, jede ſtille Freude, jedes keiner Beſchreibung fähige Glück gegenſeitiger Achtung und Liebe genießend; man hätte in jedem ſanften Lächeln ihres Geſichts den Lohn der Tugend zu leſen geglaubt.

Nach einigen Wochen fühlte ſich Sara kränkeln; L*** beobachtete ſie mit halb muthwilliger halb entzückter Sorgfalt, und wie er bangen Zweifel auf ihrem blaſſen Geſichte las, ſchmeichelte er ihre Furcht in frohe Gewißheit. — Sara, willſt Du nicht für Deines Geliebten Kind, für Deines Geliebten höchſte Seligkeit leiden? Bei dieſem Zuruf kämpfte ein holdes Lächeln mit den Thränen der erröthenden Sara. Kein Leiden ihrer ängſtlichen Beſorgniſſe konnte der Vaterfreude des unbegreiflichen Mannes widerſtehen. Klagſt Du, ſo ſagte er, noch mehr mein zu ſein, als Du ſchon wareſt? Fürchteſt Du Dich davor, mit der Mutterwürde mehr Anſprüche auf Achtung wiederzugewinnen, als Du in Deiner Mädchenehre verlorſt? O meine Sara, o meine reizende Mutter, Deines müden Vaters Geiſt wird heiter und vom Irrthum entfeſſelt auf ſeinen blühenden Enkel herablächeln! Laß ihn auskämpfen und dann ruhen, verſüße ſeine letzten Tage, und zieh durch keinen Unglauben, durch keine kurzſichtige Reue mir und Dir Kummer zu.

Sie litt und lächelte in ihre Leiden, ſie ſorgte und richtete ihr Auge gen Himmel, wo L***'s allgegenwärtiges Bild ihr neue Täuſchung herabwinkte. Dieſer wunderbare beſeligende Traum hatte nun vom October bis zu Anfang des neuen Jahrs (1792) gedauert, als L*** ihr mit männlicher Faſſung verkündigte, daß ihnen eine Trennung auf eine unbeſtimmte Zeit bevorſtünde. Er hatte ihr zwar nie mit ungetrübtem Glück geſchmeichelt, er hatte ſie vielmehr oft mit liebendem Ernſt auf unerwartete Wendungen ihres Schickſals vorbereitet, welche die geſpannte Lage der öffentlichen Angelegenheiten nach ſich ziehen könnte; aber doch empfing ſie dieſe Nachricht mit einer ſo heftigen Beſtürzung, daß L*** erſchrak; er faßte die Unglückliche, die vor Zittern faſt niederſank, in ſeinen Armen auf, ſetzte ſie auf einen Seſſel nieder, ſtand einige Augenblicke mit einer gewiſſen Wildheit im Blick vor ihr — dann wandte er ſich ab, ſchlug ſich vor die verfinſterte Stirn und ſtürzte zu ihren Füßen: Weib! Weib! wenn es wahr iſt, daß Dein Elend mich einſt verdammen müßte, ſo erwarte mit Zuverſicht, daß ich Dich beglücke. — Sie zwang ſich zu einer Faſſung, die ſie behielt, bis ſie ſeine angebetete Geſtalt aus den Augen verlor. Daß er bald wiederkehren, oder ihr zur rechten Zeit ſeinen Aufenthalt melden würde, war Alles, was ſie von ihm erfuhr; durch die Liebe zur Sklavin von L***'s Willen gemacht, hörte ſie mit einem ſtillen Seufzer, daß er aus Urſachen, die mit ſeiner ihr nie von ihm offenbarten politiſchen Lage zuſammenhingen, ihr nur ſelten ſchreiben würde, und tröſtete ſich mit ſeiner dringenden Bitte, ihm Alles, was in ihrem Herzen vorginge, zu melden. Die Aerzte gaben übrigens ihrem Vater keine Hoffnung, daß er den nächſten Frühling überleben könnte, und ohne daß ſie ſich es ſelbſt deutlich erklärte, ſah ſie in dieſem Zeitpunkt der Entſcheidung ihres Schickſals entgegen. Aber mit jeder Stunde, die nach L***'s Abreiſe verfloß, erloſch allmälig der Zauber, der ein trügeriſches Licht auf ihren dunkeln Pfad geworfen hatte. Jeder Gegenſtand, der ſonſt der guten Sara Troſt und Freude darbot, war jetzt in eine Quelle von Schmerz und Kummer umgeſchaffen. Gegen ihres Vaters langſame Leiden hatte ſie keine Aufheiterung mehr in L***'s freundlichem Beifall für ihre Pflege; jeder ſeiner erſtorbenen Blicke, die ſich oft fragend auf ihr blaſſes verweintes Geſicht hefteten, flößte ihr Entſetzen ein, und die ganze Natur um ſie her, in das unfreundliche Gewand des Winters gehüllt, dünkte ihr der verwüſtete Schauplatz ihrer entflohenen Freuden. So von den Folgen ihrer Irrthümer getroffen, ohne daß ihre reine Unſchuld ſie als Strafe anſehen konnte, gewöhnte ſich dieſe unerfahrne glühende Seele bald, ſie als Märtyrerthum der Liebe hinzunehmen und glaubend und lächelnd im Schmerz zu dem Preis ihrer Leiden aufzublicken. Freuden der Gegenwart konnte ſie nicht mehr träumen, aber bei jeder neuen Wunde ihres Herzens erhöhte ihre Phantaſie den Lohn ihres Duldens.

Ein Brief von Theodor, der um dieſe Zeit anlangte, befeſtigte L***'s Allmacht über ſeine Geliebte, indem er ihren Kummer vermehrte. Der verblendete Jüngling hatte gewählt zwiſchen Vaterland und König, zwiſchen ſeines Vaters Segen und dem Phantom des Ehrgeizes; und er rühmte ſich das Opfer ſeiner Pflicht zu ſein, indem er ſeinem Vater verkündigte, er habe keinen Sohn mehr. Wir können ſeinen verſchlungnen Pfaden nun nicht weiter folgen; wo wir ihm aber fortan auch wieder begegnen, wird es in Falſchheit und Unheil ſein. Seldorf las den Brief, faltete ſeine Hände, ſchien einen Augenblick zu beten und ließ ſich dann alle Briefe ſeines Sohnes geben, aus denen er ein Packet machte, es mit einem ſchwarzen Siegel verſchloß und neben Antoinettens Todtenſchein legte. Sara, welche die traurige Entwickelung von ihres Bruders Schickſal errieth, warf ihre Arme ſchweigend um des Vaters Hals; ihre Thränen benetzten ihre Augen, die ſie flehend gen Himmel hob — auch Seldorf's Blicke waren naß, als er ſie nach einigen Augenblicken auf ſeine Tochter richtete; aber er ſagte ruhig, indem er ihre Hände zwiſchen die ſeinigen drückte: Wir finden ihn einſt wieder! Du warſt beſtimmt, mir Alles zu erſetzen. — Er umarmte ſie zärtlich und ſetzte nach einer Weile hinzu: Dein Loos mag ſchwer ſein, aber es iſt ſchön! — Sein Geiſt hatte lange ſchon das Bild des nie wiedergebenden Todes mit Theodors Ungehorſam verwechſelt, und er ſchien jetzt ſeine Entweichung und ſeine Fortſchritte in der Thorheit ſo zu fühlen, wie ein zärtlicher Vater die unheilbare Krankheit eines geliebten Kindes betrachtet: der Tod endet ſie, und Hoffnung und Schmerz verlieren ſich in genügſame Ergebung. Opferte der langſam Hinſcheidende ſein zerriſſenes Vaterherz der eiſernen Nothwendigkeit, ſo legte Sara den bittern Gram über ihres Bruders Schickſal am Altar der Liebe nieder; Seldorf fühlte ſich zu nah am Grabe, um ſich noch der Verzweiflung zu überlaſſen, Sara vertraute der ihr ſo ſicher dünkenden Zukunft zu heilig, um ſie nicht auch mit dieſem Schmerz erkaufen zu wollen.

An einem trüben Wintertage harrte einſt Sara ſehnſuchtsvoll der Stunde, wo ſie in ihrem einſamen Zimmer ihr Herz in Glauben und Hoffnung würde ſtärken können. Seldorf war kränker als gewöhnlich, und ſeine matten Augen, die auf Sara ruhten, füllten ſich unwillkürlich mit Thränen. Er hatte ſich über ihre Lage wie über ſein ganzes Schickſal eine Art von Philoſophie gemacht, mit welcher er in geſunden Tagen freilich nicht ausgekommen wäre; er glaubte ſie keines Fehltritts fähig und wußte, daß ſie ihr Brot gewinnen könnte, ſelbſt wenn die Einkünfte ſeiner Ländereien, die er, nachdem er ſeinen Sohn verloren, ihr zugeſichert hatte, ihr entriſſen würden. Feſt überzeugt, daß Unglück das allgemeine Loos beſſerer Menſchen ſei, hatte er übrigens andern Hoffnungen für ſie entſagt. Wie er ſie aber jetzt vor ſich ſah, das Bild der thätigen Güte und des heitern Ertragens, reizend in dem Ausdruck von Ermattung auf ihrem Geſicht und in ihrer ganzen Geſtalt, wie ihm die einſame Stille, von welcher er ſich umgeben ſah, an die noch größere Einſamkeit mahnte, in welcher ſie nach ſeinem Tode ſein würde, fühlte er ſeine Bruſt beklemmt, und er hätte in dieſem Augenblick von Rückkehr zu den Sorgen des Erdenlebens einen gleichgültigen Fremden anrufen können: ſchütze mein verlaßnes Kind! — In dieſer wehmüthigen Stimmung hatten Vater und Tochter einen großen Theil des Abends zugebracht, als ſie plötzlich einen Reiter in den Hof ſprengen hörten, der lebhaft nach Seldorf fragte; und noch hatte Sara nicht Zeit gehabt, an das Fenſter zu gehen, als die Thüre aufflog und Roger zu ihren Füßen ſtürzte. Meine Schweſter, meine geliebte langentbehrte Schweſter! rief er, entzückt und blickte zu ihr hinauf und that einen neuen freudigen Ausruf. Sara's erſte Bewegung war eher Schrecken; ſie ſaß athemlos auf ihrem Stuhl, bis endlich Thränen aus ihren Augen quollen und ſie ihre Hand auf ſeine Schulter legte. — Guter Roger! ſeufzte ſie, aber Weinen erſtickte ihre Stimme, und des jungen Mannes ungeſtüme Freude ſchwieg nun, um ihre Wehmuth zu ſchonen. In dieſem Augenblick nahm er Seldorf's Gegenwart erſt wahr, der erſtaunt und betroffen dem Auftritt zuſah. Die edle Freimüthigkeit, die Rogern eigen war, verwiſchte bald den Ausdruck von Verwirrung, der ſich bei dem Anblick des Vaters über ſein Geſicht verbreitet hatte; er eilte zu ihm, drückte ehrerbietig ſeine Hand und ſagte, indem er ſie fort hielt und näher zu ihm trat, mit halb leiſer Stimme: Ich glaubte Ihre Tochter allein; aber ſein Sie verſichert, daß ich mit dem Bewußtſein Ihrer Gegenwart ebenſo wenig Herr meiner erſten Freude geweſen wäre. Vielleicht hatte Roger immer in Seldorf's Herz einen Platz beſeſſen, dem er ſeine jetzige Aufnahme zu danken hatte, vielleicht waren es auch die trüben Betrachtungen des heutigen Tages, die, dem alten Mann ſelbſt unbewußt, dazu beitrugen, ihm Rogers Rückkehr erfreulich zu machen; gewiß war die matte Freude des Unglücklichen und ſeine ſtillen Thränen, indem er den edeln guten Roger den übrigen Abend ſprechen hörte, der unbefangenen Dienſtfertigkeit, mit welcher er ihn behandelte, und ſeiner innigen Zärtlichkeit gegen Sara zuſah, gewiß waren ſie das rührendſte Zeugniß ſeines Wohlgefallens an der Zurückkunft des jungen Freundes. Roger erwähnte bald ſeines Großvaters, von dem er, ſagte er, einen Auftrag habe; Sara wollte das Geſpräch ängſtlich ablenken. — Nein, ſagte Roger mit bittendem Ernſt, dieſe Schonung iſt falſch; Ihr guter Vater muß die Beruhigung haben, ſeinen alten Freund zu lieben. Er ging nun, trotz Sara's banger Mine und Seldorf's finſterm Geſicht, mit ſo viel Klarheit und Delicateſſe an die Erörterung dieſes Misverſtändniſſes, daß die Falten von Seldorf's Stirne wichen und er, Rogers Hand faſſend, zu ihm ſagte: Ich hatte keinen Haß, aber da, wohin ich wandele, iſt es beſſer zu lieben; ſagen Sie ihm das, ſagen Sie ihm aber, daß ich zu müde bin, daß ich ſchon zu ſehr von allen dieſen Dingen getrennt bin, um ihn wieder zu ſehen. — Nein, Herr von Seldorf, nahm Roger das Wort; dann hätte ich meinen Auftrag übel ausgerichtet. So weit zwang mich ſchon Gerechtigkeit allein zu ſprechen, jetzt hören Sie auch meine Bitte. Die ganze Gemeinde von * * — dem Ort, wo Seldorf's Schloß gelegen hatte — iſt von Ihrem Unglück, zu welchem vielleicht Einige aus ihrer Mitte mit beitrugen, aufrichtig und innig gerührt; ſie bittet Sie, morgen nach dem Gottesdienſt eine Geſandtſchaft anzunehmen, durch welche Sie eingeladen werden ſollen, zu Ihren Mitbürgern zurückzukehren. Die Jahreszeit verbietet, die Arbeit an Ihrem Wohnhaus vorzunehmen; aber die Gemeinde hat einen Vertrag mit meinem Großvater gemacht, dem zufolge er Ihnen und Ihrer Tochter einen Theil ſeines Wohnhauſes, mit allen Bedürfniſſen verſehen, einſtweilen abtritt. — O Roger, rief Sara, dieſer Troſt, dieſe Gerechtigkeit iſt Ihr Werk; Sie lenkten dieſe wilden blinden Menſchen. — Nein, Liebe, ſie brauchten das nicht, ſie brauchten nur den Ausdruck für Das, was ſie dachten, ſie brauchten nur Jemanden, der ihre Art zu fühlen genug kannte, um ihnen ihre eigenen Begriffe zu entwickeln. — Der edle junge Mann glaubte das vielleicht ſelbſt, was er da ſagte, indeſſen war er es doch geweſen, der, vor wenig Tagen erſt bei ſeinem Großvater angekommen, nachdem er alle Erkundigungen wegen jenes ihm ſchon längſt im Allgemeinen bekannten Unglücks ſeines alten Freundes eingezogen, der verſammelten Gemeinde mit eindringender Freimüthigkeit die Abſcheulichkeit dieſes Frevels und das Unrecht, das ſie hätten, es nicht wieder gut zu machen, vorgeſtellt hatte. Er gab ihnen die handgreiflichſten Beweiſe von Seldorf's Unſchuld und benachrichtigte ſie ſogar, daß er bei ſeiner neulichen Anweſenheit in Paris auf das zuverläſſigſte in Erfahrung gebracht, Seldorf habe ſeinen Sohn wegen der von ihm ergriffenen Partei verſtoßen und enterbt. Sein kühner Eifer und der anerkannte Ruf ſeiner Denkart verſchafften ihm den Sieg ſowol über den Eigenſinn der Meiſten und ihren Widerwillen, Unrecht zu vergüten, als über die ſchleichende Bosheit in dem eigentlich thätigen Theil der Commune. So war die Entſchließung, Seldorf zurückzurufen und zu entſchädigen, bewirkt worden; allein der Zuſtand des armen Kranken ließ jetzt in der Mitte des

Winters keine Veränderung ſeines Aufenthaltes zu, und die Abgeordneten der Gemeinde, arme ſtarre Menſchen, in welchen ſelbſt dieſe ſchöne Handlung von Billigkeit keinen Funken eigentlicher Begeiſterung entzündete, wurden betroffen, wie ſie ihren ehemaligen Herrn in einem ausgeweißten, mit ſchlechtem Geräth verſehenen Stübchen, abgezehrt und mit erloſchenem Blick in ſeinem Seſſel zurückgelegt erblickten. Der Aelteſte hatte ſich vielleicht auf eine ordentliche Anrede eingerichtet, aber das Gefühl, das ihn überraſchte, that ihm beſſere Dienſte, als es ſein Gedächtniß je gekonnt hätte; er trat zu Seldorf, ergriff ſeine dürre matte Hand und rief in ſeiner rauhen Mundart: Verzeiht uns um der heiligen Jungfrau willen! Dies war das Signal für die beiden Andern, welche, die Hände über den abgezogenen Hut gefaltet, eben den Ausruf thaten. Seldorf's Herz verlor die Fähigkeit zu haſſen täglich mehr mit der Kraft des Lebens; er hatte ſich indeſſen, ehe die Männer hereintraten, mit einigen Entwürfen, ihnen Strenge, Würde wenigſtens zu zeigen, beſchäftigt, ſowie aber die Bauern in dieſem Augenblick nur ihren unglücklichen Herrn in ihm ſahen, ſo erblickte er auch in ihnen nur den Ausdruck des Mitleidens und der Reue; er antwortete mit gerührter gebrochener Stimme: Ich verzeihe Euch, haltet mein Andenken in Ehren und ſchützt dieſe hier — indem er auf Sara zeigte, die an ſeiner Seite ſtand. Der Auftritt griff ihn ſo an, daß man aus Schonung für ihn bald ein Ende machen mußte.

Es währte einige Tage nach Rogers Ankunft, eh er eine Gelegenheit fand oder ſuchte, allein mit Sara zu ſein. Sie vermied es und ſehnte ſich darnach, und in dieſer widerſprechenden Empfindung litt ihr Herz weit mehr bei ſeiner Abweſenheit, als wenn ſeine unbefangne Innigkeit bei ſeinen Beſuchen ihr den Troſt ſeiner Theilnehmung verſchaffte und ſie zugleich von dem ſchmerzlichen Geheimniß zerſtreute. Schon lange, eh' er zurückkehrte, war ſie geſonnen geweſen, ihm Alles zu offenbaren; und es gehört zu dem Unbegreiflichen in L***'s Charakter, daß er ihr die Erlaubniß gegeben hatte, ihn zum Vertrauten zu machen. Der Ausgang hat unentſchieden gelaſſen, ob er in ſeiner Liebe von allen Grundſätzen ſeines übrigen Lebens abging und hier ſich blos nach der Anerkennung von Rogers und ſeiner Geliebten Edelmuth beſtimmte, oder ob es eine Complication von Unredlichkeit war, zu welcher dieſe Vertraulichkeit ihm einen Faden an die Hand geben ſollte. Roger beobachtete indeſſen Sara mit ununterbrochner Aufmerkſamkeit und ihr Herz ſchlug ängſtlich, wenn ſeine Blicke immer trüber und nachdenkender auf ihr ruhten. So oft er bis jetzt dageweſen war, hatten Seldorf's Angelegenheiten, die der arme Mann bei ſeiner zunehmenden Schwäche und ſeinem wachſenden Vertrauen ihm ganz übertrug, die meiſte Zeit hingenommen. Einſt fand ſich indeſſen Seldorf ſo matt, daß er allein zu ſein verlangte und ſeinen jungen Geſchäftsführer bat, nach einer Stunde wiederzukommen. Roger warf einen lebhaften Blick auf Sara, ließ ihn aber ſchnell wieder ſinken, da er ſie erröthen ſah, und ſie verlegen anfing einen Vorwand zu ſuchen, um unterdeſſen bei ihrem Vater zu bleiben. Seldorf verhinderte es, und Roger zitterte, wie er mit ihr in ihr kleines Zimmer trat. Sein erſter ſcheuer Blick fiel auf L***'s Bild, das unter dem Spiegel hing — er fühlte ſeine Bruſt beengt und wandte ſein Auge ſchweifend auf andere Gegenſtände. Noch dauerte dieſer für Sara unendlich qualvolle Augenblick, als ihr Hund an der Kammerthüre lärmte und, wie ſie ihm geöffnet wurde, ungeachtet ſeines Pfötchens, das nicht recht hatte geheilt werden können, vor Freuden bellend auf Rogern zuſtürzte, an ihn hinanſprang, ihm die Hände leckte und ihn ſo, wie er ehemals zu thun gewohnt war, an dem Rockzipfel zu Sara hinzog, die tief erſchüttert ſich niedergeſetzt hatte. Anfangs ſtreichelte Roger den Hund, indem über ſein verbranntes Geſicht eine Thräne floß; als aber das arme Thier, deſſen glücklich eingeſchränktes Gedächtniß die längſt verfloſſene Zeit freudig an die gegenwärtige knüpfte, ihn zu Sara hinzog, und das geliebte Mädchen den Hund aufhob und mit einer vielſagenden Heftigkeit an ihre Bruſt drückte, da ſank er ihr zu Füßen und rief: Sara, ich weiß Alles — Alles! Ich bin der alte und will nur Ihr Glück. Früher konnte, durfte ich ja nicht wiſſen; aber ich hätte ja nie geliebt, meine Schweſter, wenn ich nicht errathen hätte — Er ſtockte und verbarg ſein Geſicht, auf welchem erzwungene Faſſung und männlicher Schmerz abwechſelten. Scham, Dankbarkeit und vielleicht Reue, die ſich aber gewiß nur als Sorge für die Zukunft zeigte, kämpften in Sara's Seele. Sie hatte ſich nach dem Augenblick der Mittheilung geſehnt, ſie hatte vor dem der Entdeckung geſchaudert — und doch hatte ſie dieſe nie ſo ſchrecklich gedacht, als ſie jetzt in

Rogers Munde klang, aus welchem doch Liebe und Schonung ſprachen. Ihre Thränen hörten auf zu fließen. Alles wiſſen Sie? Alles, Roger? fragte ſie wild und athemlos. — Alles, antwortete er, indem er aufſtand und ſich mit edler Feſtigkeit gegen L***'s Bild wandte; meine Schweſter wird dieſes Mannes Weib — Roger, ich bin es; heiliger Gott, ich bin es! Sagen Sie ſo — Roger ſchauderte zuſammen, er legte beide Hände vor ſeine Augen, als blendete ihn ein plötzliches Licht; aber bald wieder ſeiner mächtig, ergriff er ihre Hand und ſprach: Sie ſind ſein Weib — und die Mutter ſeines Kindes! vertraut mir und lohnt mir ſo dieſe fürchterliche Stunde. Sara hatte ſich mit einem Schrei in ſeine Arme geworfen, ſie weinte ſanft; er hielt ſie mit abwärts gekehrtem Geſicht, er hielt ſie, als hätte er gefürchtet, zwei Herzen neben einander klopfen zu fühlen, zwiſchen welche Tugend und Sittlichkeit ſich nun auf ewig gelagert hatten. Wie ſie ſich Beide einigermaßen gefaßt hatten, geſtand er ihr, daß er genug geahnet hätte, daß ſeine ſorgende Freundſchaft deutlich genug auf ihrem Geſicht geleſen hätte, um auf Alles vorbereitet zu ſein, daß ihm aber ihr Geſtändniß demungeachtet ſchrecklicher als ſein erſter Gedanke geweſen wäre; nicht aus Rückſicht auf ihn, nicht als ſei ihm irgend eine Hoffnung zerſtört; er habe keine, als ſie auf einem Wege, deſſen Dunkelheit ihm noch unerleuchtbar ſchiene, zu führen und zu leiten. Hier wachte Sara's Vertrauen auf ihr Schickſal wieder auf, alle Bilder der Vergangenheit glänzten ihr wieder im hellſten Schimmer, und der Schluß dieſer Stunde und viele, die darauf folgten, weihten den treuen Freund in dem Heiligthum ihrer Liebe und ihrer Sorgen ein. Der einfache Roger konnte der Schwärmerin nicht folgen in allen Schattirungen ihres Gefühls; die Stralen ihrer glühenden Phantaſie erleuchteten zwar auch ſeine Seele, doch nur mit ſtiller Klarheit, wie die Sonne auf einem ſpiegelhellen Waſſerbecken wiederglänzt, indeß ſie auf dem in Schaum zerſtiebenden Waſſerfall alle Farben des Regenbogens malt. Oft zerriß es ſein Innerſtes, ſelbſt ewig verſtoßen, ſo lieben zu ſehen; aber er hatte ſeine Pflicht als Mann und Freund feſt ergriffen und widerſtand jeder Verſuchung, treulos gegen dieſe Pflicht und das geliebte, verlaßne Geſchöpf zu ſein. Verlaſſen! — denn je länger er ihr zuhörte, je mehr er die Wirklichkeit, ja die Wahrſcheinlichkeit mit L***'s Thun, mit ſeinen ſeltenen, dunkeln, despotiſchen Briefen verglich, deſto banger ward es ihm für Sara's Schickſal. Sie verſchloß ihre Augen vor jedem aufſteigenden Zweifel und ſog aus der Ruhe, die Rogers Nähe und die Gewißheit ſeines Schutzes ihr gaben, neuen Glauben an den Mann, den ſie allein liebte, dem ſie allein anzugehören ſich ſo heilig bewußt war.

Seldorf gewöhnte ſich ſchnell, den Jugendfreund ſeiner Kinder um ſich zu ſehen; er ſchien unmuthig an den Tagen, wo Roger nicht dageweſen war, und wußte er ihn neben ſich, wenn er in dem leichten Schlummer lag, in welchen jeder Verſuch zu denken ihn einwiegte, ſo ſchien er ruhiger zu athmen und erwachte oft mit einem wehmüthig freundlichen Blick auf den jungen Mann. So nah am Grabe mit Entſchlüſſen und Thaten unvermiſcht, verloren ſeine Urtheile und Meinungen viel von ihrer Bitterkeit; und mit väterlichem Wohlgefallen ruhte oft ſein Auge auf Rogers blitzendem Blick, wenn dieſer, von dem größten Schwur, dem für die Freiheit, durchdrungen, ſo entfernt er auch von der leichten Pralerei war, ihn bis zum Verbrechen erfüllen zu wollen, doch mit unerſchütterlicher einfacher Treue kein größeres Verbrechen zu begreifen ſchien, als ihn nicht zu erfüllen. Seldorf erkannte, daß ſein ehemaliger Ekel an der Menſchheit und ihrem verworrenen Treiben in Denen, die ihn überlebten, ſchimpflicher Verrath an ihren Zeitgenoſſen ſein würde; und ſo matt er nur Rogers: bis in den Tod! ſegnen konnte, ſo war es klar, daß er noch Leben zu fühlen gewünſcht hätte, um mit einzuſtimmen: bis in den Tod! — Der Winter verſtrich unter dieſer Lebensweiſe, und Seldorf nahm wohl wahr, daß die nahe Frühlingsſonne, die in der ganzen Schöpfung das Lebendige vom Erſtorbenen ſcheidet, auch ihm ſeinen Platz im Grabe anweiſen würde. Wenn er ſeinen Stuhl an das Fenſter ſchieben ließ und im Obſtgarten neben den todten Blättern einzelne grüne Halme hervorkeimen ſah, dachte er bang, ſehnend, kummervoll an das Grab. Nachdem er gegen das Ende vom Februar einige Tage ſehr ſchlecht zugebracht hatte, bemerkten einſt beide junge Leute, daß er ſich in ſeinem Geiſt ſehr lebhaft beſchäftigte und bald ſeine Tochter unruhig anſah, bald finſter nachzudenken ſchien; er ſprach weniger abgeſpannt, aber unzuſammenhängend, wie jetzt alle ſeine Ideen waren, von der Bekanntſchaft mit L*** und ſetzte ſeine Tochter dadurch einer grauſamen Folter aus; dann fragte er nach dem alten Berthier und wünſchte, die Jahreszeit möchte es ihm möglich machen, noch einmal zu ihm zu kommen. Roger, welcher für Sara litt, ergriff eifrig dieſen Gegenſtand, um das Geſpräch zu verändern, und verſicherte, die Luft heute ſo ſanft gefunden zu haben, daß ſein Großvater gewiß dieſe kleine Reiſe nächſtens würde unternehmen dürfen. Seldorf ſchien über dieſe Ausſicht ſehr erfreut, als ein neuer Anfall von Gichtſchmerzen ſeine Gedanken wieder von allem Aeußeren abzog. Es war Vormittags; Roger hatte im Begriff geſtanden, nach Haus zurückzureiten; er blieb aber bis zum Abend, um Sara bei ihrem Vater hülfreiche Hand zu leiſten. Seldorf empfing ſeine Dienſte mit Dank und drückte einmal in der Todesangſt des Schmerzes die Hände der beiden jungen Leute zuſammen an ſeine Bruſt. Endlich legte ſich der Anfall, und Roger wollte nach der erſten ruhigen halben Stunde fortgehen, als Seldorf ſeine Hand faßte, um ihn zurückzuhalten. Er ergriff auch Sara's Hand und, einige Minuten außer Stand zu ſprechen, drückte er ſie bald an ſeine Lippen, bald ſah er, mit einem bittenden Lächeln auf ſeinem von Schmerz erſchlafften Geſicht, zu ihr hinauf. In Sara's Seele dämmerte eine ſchreckliche Ahnung, die, anſtatt ſie zur Faſſung vorzubereiten, ihre Phantaſie erhitzte und ihren Gefühlen eine unnatürliche Spannung gab. Roger ſtand unbefangen und mit der Aufmerkſamkeit eines Sohnes, der jedem Wort des kranken Vaters entgegenhorcht, in gebückter Stellung beim Lager ſeines alten Freundes, als Seldorf endlich, obſchon ſehr matt, doch geſammelt anhob: Sara, Dich allein hat mir das Schickſal nicht geraubt, Du allein beweiſeſt mir, daß mein langes mühſeliges Leben nicht ein bloßes Spiel wechſelnder Truggeſtalten war; Sara, Du kannſt mir ein Pfand geben, daß die Gottheit mich nicht dem Elend ausſchließend weihte . . . meine Sara, Du kannſt das letzte ſchwindende Bild des Lebens mir wohlthätig erleuchten — er hielt mit ſeinem Gefühl kämpfend inne und näherte die Hände der beiden jungen Leute — Dieſer junge Mann wäre mir mehr als Sohn geworden . . . mehr! denn der Unglückliche, den ich Sohn nannte, wenn dieſer ihm einſt auf dem Schlachtfeld begegnen ſollte, ſo darf ſein Arm nicht zaudern, und er ſage ihm noch: dieſen Streich führe ich für Deines Vaters Nachkommenſchaft! . . . . Ob Du ihn liebſt, weiß ich nicht; er liebt Dich! . . . . Du wirſt dann nicht verlaſſen ſein, und ich werde heiter ſterben — Er legte ihre Hände zuſammen und blickte wieder faſt flehend auf Sara. Dieſe hatte erſtarrt auf des Vaters Worte gehört, wie aber Rogers Hand die ihrige berührte, riß ſie ſich los, bedeckte mit beiden Händen ihr Geſicht und rief durchdringend: Nie! nie! — Roger ſtand wie von einem Wetterſtral getroffen; erſt durch Sara's Heftigkeit ward er zu ſich ſelbſt gebracht, küßte faſt weinend die Hände des Kranken, der beſtürzt ſeine Tochter anſah; und wie von einem plötzlichen Lichte erhellt, wandte er ſich gegen Sara: Meine geliebte Schweſter, geben Sie ihm dieſe Beruhigung, geben Sie mir dieſes Recht, Sie zu ſchützen — Des unglücklichen Mädchens Begriffe verwirrten ſich; der Anblick des Sterbenden Vaters, Rogers dringende Bitte brachten die Empfindung von Zwang, ja von Betrug hervor; ſie riß ſich von neuem von Roger los und rief ſchaudernd: Du! auch Du! L***'s Weib . . . . bald Mutter. — Sara, unterbrach ſie Roger ängſtlich, faſſen Sie Muth; Sie müſſen einen Beſchützer, Ihr theures Kind muß einen Vater haben, und L*** wird mir dieſe Würde gönnen. — Sara, die mit Todesangſt ihre Hände rang, warf jetzt einen Blick auf ihren Vater — er lag in Zuckungen. Das ſchreckliche unvorbereitete Geſtändniß ſeiner Tochter hatte ſeine gebrechliche Maſchine zerſtört, ein Schlagfluß riß an dem letzten zähen Faden des Lebens — man eilte herbei, ſchaffte Hülfe. — Sara ſtand ſinnlos neben ſeinem Bette und folgte mit ſtierem Blick dem Wechſel von Erſtarrung und Leben auf ihres Vaters Geſicht. Einen Augenblick ſchien ſein Bewußtſein zurückzukehren, er richtete ſeinen Blick auf Roger, dann auf Sara, und ein paar große ſchwere Tropfen rannen aus ſeinen gebrochenen Augen, die er ſogleich wieder ſchloß. Dieſer Anblick überwältigte das unglückliche Mädchen, ſie ſank ohnmächtig in Rogers Arme; bei dem Geräuſch, welches dadurch unter den Anweſenden entſtand, ſchlug Seldorf die Augen noch ein Mal auf, und ſie fielen auf die Gruppe, wie Roger, beide Arme um Sara geſchlungen, ſie feſt an ſein Herz drückte — ein mattes Feuer ſchien noch in ſeinem Blick zu flimmern, ein ſchwaches Lächeln ſpielte um ſeine Wangen; er legte ſein Haupt ſeitwärts und entſchlief.

Lange noch lag Sara ohne Bewußtſein in den Armen ihres jungen Freundes; denn Roger beſorgte, daß ihre ausbrechende Verzweiflung bei ihrem Erwachen die entfliehende Seele des unglücklichen Vaters aufhalten möchte. Eine grauenvolle Stille folgte auf das unruhige Geräuſch der Hülfsleiſtungen um den Sterbenden. Zwei Weiber aus dem Hauſe, die ihn aufrecht gehalten hatten, drückten ihm nun kalt und methodiſch den Mund zu. Sie flüſterten gegen einander: Er iſt ohne den Segen der Kirche geſtorben. — Heilige Jungfrau! rief die eine und warf ein Tuch hin, mit welchem ſie eben den lächelnden Todten bedecken wollte; heilige Jungfrau, erbarme Dich! wir wollen beten. — Die beiden Weiber ſanken neben dem Bett auf die Knie; Roger ſchauderte, da er dieſe neue Veranlaſſung zur Pein für Sara's zerſtörtes Herz entſtehen ſah. Er faßte ſie auf und trug ſie aus dem Zimmer. Dieſe Vorſicht war ſehr nothwendig, denn ihr Erwachen war ſo fürchterlich, daß ihr Geheimniß und die Geſchichte der letzten Augenblicke ihres Vaters durch ihre Reden bekannt geworden wären. Rogers Gegenwart ſchien ihr Abſcheu einzuflößen; ſie rechnete ihm ihres Vaters Tod zu, weil er ihm zu dem Plan einer unnatürlichen Verbindung die Hand geboten hatte. Bei aller dieſer Verwirrung ihres Geiſtes war keine Heftigkeit, ſondern eine kalte, feſte, finſtere Verzweiflung, die, taub gegen Güte und Vernunft, nur für die Eingebungen ihrer zerrütteten Phantaſie Gehör hatte. Roger litt unendlich, aber es gelang ihm durch ſein einfach männliches Weſen, ihr zu widerſtehen. Er behandelte ſie wie ein Kind, ließ ſie nicht aus dem Zimmer, beſorgte alle Anſtalten zu Seldorf's Begräbniß und ſchrieb ſeinem Großvater den traurigen Vorfall, der ſeinen alten Freund ſo ſchnell hinweggerafft hatte. Er bat ihn zugleich um Rath wegen Sara; „denn ich geſtehe Ihnen, Vater — ſo drückte er ſich aus — daß ich keine Gewalt mehr über mein Herz habe, ſeitdem ich ſie durch L****'s Verrath frei und bei Allem, was ſie umgibt, ohne unſere Stütze unendlich verlaſſen weiß. Selbſt das Beſte zu wählen, bin ich in dieſem Augenblick nicht fähig; eile, Vater, mir jetzt beizuſtehen, da ich noch keinen Entſchluß in mir aufkommen ließ." —

Der alte Berthier hatte kaum dieſen Brief geleſen, als er ſich ungeachtet der rauhen Winternacht auf den Weg machte und mit Tages Anbruch bei dem Pachterhof anlangte. Er befreite Negern von der peinlichſten Lage. Sara hatte gegen Morgen mit großer Heftigkeit verlangt, zu ihrem todten Vater gelaſſen zu werden, und auf Negers ſanftes Verweigern, das ſich vorzüglich auf die Beſorgniß gründete, die Umſtehenden möchten aus den Ausdrücken ihres Schmerzes mehr errathen, als zu ihrer Sicherheit dienlich wäre, ſetzte ſie ihm die Herrſchaft der Verzweiflung entgegen. Er gewann es über ſich, als Mann mit ihr zu ſprechen; er beſchwor ſie bei ihrer Pflicht als Tochter und bald als Mutter, ihm zu gehorchen; aber unfähig, ſie länger mit Gründen zu beſtreiten, war er gezwungen geweſen, ſie in ihrem Zimmer einzuſchließen, und er erwartete nun neben dem Leichnam des Entſchlafenen die Antwort ſeines Großvaters. Wie froh ward er überraſcht, als er den edeln Greis ſelbſt ankommen ſah! Dieſer ſtand einige Augenblicke mit gefalteten Händen bei der Leiche, und was aus ſeinem gen Himmel gerichteten Blicke leuchtete, war Gewißheit des Daſeins jenſeits, in welchem Seldorf jetzt den Endzweck ſeiner Leiden erkannte. Er legte ſeine Rechte auf die kalte Stirne des Todten — ſo ſanft ſchlieſſt Du nie! ſagte er, indem eine Thräne ſeinen Blick verdunkelte. Roger erzählte ihm nun Alles; der Alte hörte ſehr ernſt zu und ſaß noch lange darauf in tiefem Nachdenken; bald blickte er auf Rogers von Wachen und Unruhe glühendes Geſicht, bald ſchien er mit ſich ſelbſt zu ſprechen. — Roger, ſagte er endlich, meine Tochter ſoll Sara von dieſem Augenblicke ſein; ob ſie Dein Weib wird, hängt von ihr ab; aber ich verſpreche Dir meinen Segen dazu. Du mußteſt Rath fodern, ich aber gäbe Dir ein ſchlechtes Beiſpiel, wenn ich Dir Vorurtheil und Menſchenfurcht neben den Tugenden des Patrioten anprieſe. Führe mich jetzt zu ihr! — Sie fanden Sara ſehr eifrig ſchreibend; wie ſie Berthier ſah, fuhr ſie vor Schrecken zuſammen und ſah Roger forſchend und mit ſtolzem Unwillen an. Dieſer kam ihrem Gedanken zuvor: Ja, Sara, der Vater kennt alle Ihre Anſprüche auf unſere Liebe, auf unſere Schonung, er weiß, daß Ihr Vater mir ein Glück zudachte, das ich nie erreichen will, das aber ewig das Ziel meiner Hoffnungen bleibt. — Sara gerieth bei dieſen Worten in die heftigſte Bewegung. Wiſſen Sie auch, rief ſie mit dem Ausdruck der Verzweiflung, daß er daran Schuld iſt, daß mein Vater mir fluchend aus der Welt ſchied; und jetzt gebraucht er Gewalt, um mich von ſeinem Leichnam zu trennen. — Berthier ergriff ihre Hand und führete sie stillschweigend in das Zimmer des Todten. Sara! sagte er ernst und feierlich, indem er das Tuch von dem Lager hinwegzog; dieses lächelnde Gesicht fluchte seinem Kinde nicht im Tode! Die Hoffnung Ihres Glücks begleitete ihn vor Gott; hier an seinem Sterbebette gelobten Sie mir Gehorsam und Sanftheit, die ihn ehren. — Das arme Mädchen war bei diesem Anblick, wie von einem Lichtstral getroffen, zu Boden gesunken. Sie blieb einige Minuten unbeweglich, dann stand sie auf, legte ihre kalten Hände in Berthier's Hand und fragte mit hohler erloschner Stimme: Versichern Sie mir das? er fluchte nicht? Und Sie, — indem sie sich zu Roger wandte — Sie hatten ja wol kaltes Blut, um zu hören! Er fluchte nicht? — Nein, Sara, er starb mit einem heitern Gedanken. — Sie hob Hände und Augen gen Himmel, küßte des Vaters Stirne und Hände, seufzte, als bräche ihr Herz: Gute Nacht, Vater, gute Nacht — o gute Nacht! rief sie noch einmal, indem sie die gefalteten Hände an ihr Herz drückte, und ging in ihr Zimmer, wohin ihr die beiden Berthiers folgten. Sie setzte sich noch einen Augenblick zum Schreiben nieder, aber der alte Berthier erinnerte sie, ihr Gepäck zu besorgen, weil er sie sogleich nach ihres Vaters Begräbniß mit sich fort in sein Haus nehmen würde, wo sie sich ganz als sein Kind ansehen sollte. Ich weiß, daß dies Ihres Vaters Wunsch war, und daß nur die letzten Verhältnisse seines Lebens ihn verleiteten, falsche Wege dazu zu suchen; Sie können meine Tochter sein, ohne sein Weib zu werden — indem er auf seinen Enkel deutete — wählen Sie ob auf keine ehrendere Art für Sie, auf keine beglückendere für mich ſein könnten. Sie ſah finſter und unentſchloſſen auf Roger; ſie nahm das Papier, an welchem ſie ſo eben geſchrieben hatte, vom Tiſch und ſagte: Gehorſam, Liebe, Ehrfurcht bin ich Ihnen ſchuldig, und gibt es ein Mittel, mir das Leben zu erleichtern, bis mein Schutzgeiſt erſcheint, ſo iſt es, daß dieſer junge Menſch es mir möglich mache, ihn wieder zu lieben, wie ich ſeit der erſten Bildung meines Herzens ihn liebte. In dieſem Blatte habe ich ihn darum gebeten, ich habe ihm den Weg dazu gezeigt. — Da, Roger! Sie gewähren mir dieſes oder reiſſen ſich auf ewig aus meinem Herzen. — Sie ging nun mit ſcheinbarer Ruhe an das Einpacken ihres Geräthes und trieb das verſchloſſne Weſen ihres Schmerzes ſo weit, daß ſie neben des Vaters Leiche aufräumte; nur bemerkte man eine zitternde Thätigkeit in ihren Bewegungen, und wenn ſie ſich einen Augenblick vergaß, floſſen einzelne große Tropfen aus ihren ſtarren todten Augen. Sie kam ein paar Mal in ihr Zimmer zurück, wo ſie den alten Berthier wegen der Anſtalten zur Beerdigung und anderer Angelegenheiten, die mit dem plötzlichen Todesfall zuſammenhingen, mit verſchiednen Leuten im Geſpräch begriffen fand; Rogern ſah ſie aber nicht, bis ſie an einem Fenſter vorbeikam, wo ſie ihn unter den Bäumen erblickte; er ging in der heftigſten Bewegung auf und nieder; ſie ſtand im Begriff, weich zu werden, aber ſie entfernte ſich und hob einen Augenblick die Decke von des Vaters Geſicht, worüber ihr ſtarrer Muth zurückbebte.

Es war jetzt Mittag, und ſie kam mit den beiden

Berthier's wieder zuſammen. Sie ſchien bei Rogers Anblick zu leiden; der Alte bemerkte es und nahm das Wort: Sara, mein Sohn hat mir Ihre Bitte mitgetheilt. Er ſoll durch einen feierlichen Schwur Ihrer Hand entſagen, damit Sie ſeine Großmuth, ſeine Aufopferungen ohne Verdacht annehmen, damit Sie die Veranlaſſung zu Ihres Vaters Tod verſchmerzen. So lange Sie L***'s ſind, wird er keine Anſprüche auf Sie machen; werden Sie frei, ſo haben Sie das Recht, ihn auszuſchlagen, aber nicht ſeinem Willen Einhalt zu thun. — Roger ſchwört nicht. — Nein, Sara, rief der junge Mann, indem er ihre Hand faßte, nein! ich ſchwöre nicht, aber ich ſchweige wie das Grab. — Sara ließ ihren Blick ungerührt auf ihm ruhen: Auch ſo! Trage, was darauf folgt, ich wollte es gut machen. — Mehr ſagte ſie nicht, ſondern fing bald darauf an von Geſchäften zu ſprechen. Gegen den Abend ward der Leichnam nach dem nächſten Kirchhof gebracht, Roger folgte ihm und Berthier ſtieg ſogleich mit Sara in ſeinen Wagen, um nach *** zu fahren. Es war nöthig, Sara zu entfernen; denn in dem Augenblick, wo der Sarg aus dem Hauſe gebracht wurde, ſchien ihr Leben in Gefahr zu ſein. Wer ein Weſen, das ihm theuer war, ſterben ſah, wird über dieſe menſchliche Täuſchung nicht lächeln. Das letzte Röcheln des Hinſcheidenden iſt ſchrecklich, aber mit der erſten Schaufel Erde, die auf den Sarg rollt, fällt erſt die furchtbare Scheidewand zwiſchen uns und der Geiſterwelt ganz nieder. So lange er dalag, lächelnd und ſanft im ewigen Schlummer, ſagte ſich Sara leiſe im innerſten Herzen: Er war verſöhnt! Wie aber der ſchwarze Sarg ihn verhüllte und dahinfuhr, verſchwand das Bild des Lächelns vor ihrem Blick; ſie ſah ihn in finſterer Erde wie einige Minuten vor ſeinem Tod, da die ſtummen Thränen aus den erſtarrten Augen floſſen — wehe, wenn man auf das Geiſterleben warten muß, um verſöhnt zu ſein mit dem in Verzweiflung Geſtorbenen.

Tage und Wochen vergingen, ehe Sara's Faſſung zurückkam. Wie viel Roger damals von L*** wußte, iſt unbekannt. Er konnte während ſeiner langen Abweſenheit von ihm gehört haben, indeſſen war es nicht in ſeinem Weſen, Erkundigungen einzuziehen, und er berührte den Gegenſtand nie. Ueberhaupt mag der Leſer von hier an einige Lücken finden; denn Menſchen, die in der Einfalt ihres Thuns von der Gewalt allgemeinerer Schickſale fortgeriſſen werden, beobachten die kleineren verborgenen Fäden ihrer Geſchichte gar wenig und können dem Frager ſelten andere Erklärungen über eine Begebenheit mittheilen als deren Folgen. Für ein theilnehmendes erfahrenes Herz aber wird dieſe Geſchichte immer Zuſammenhang genug haben, um die Gefühle der Menſchen, die darin handeln, zu begreifen. — Sara verfolgte Rogers Aeußerungen mit mißtrauiſcher Aufmerkſamkeit, und ſo oft ſie abzunehmen glaubte, daß er ihre Verbindung mit L*** für unverletzt hielt, ſo oft näherte ſie ſich in ihrem Betragen wieder ihrer alten Innigkeit und Unbefangenheit.

Ihre Schwangerſchaft war nicht länger zu verbergen, auch befahl ihr der alte Berthier, ſich mit beſcheidener Sittſamkeit jeder Bemühung der Art zu enthalten: in meinem Hauſe, ſagte er, ſind Sie geehrt, und ſo viel die Meinung der Welt Sie noch angehe, ſind Sie ihr ſchuldig, ſie durch Erfüllung der Mutterpflichten zu verſöhnen, nachdem Sie als Mädchen ſie beleidigt haben. — In der Gegend herrſchte ſo viel Mißtrauen, Unruhe, Gährung, daß es kein blos geſellſchaftliches Urtheil mehr gab; jeder noch ſo kleine Vorfall ward in die politiſchen Meinungen verflochten, und dieſe wurden mit aller hämiſchen Kleinlichkeit, Verleumdungs- und Verketzerungsſucht behandelt, welche Pfaffen und ihre Creaturen einer Sache geben können, ſobald ſie wichtigeren Planen damit dienen. Unter dieſer Partei, welche die ſtärkere war, wurde Berthier's Großmuth gegen Sara ſo feindſelig ausgelegt als möglich: Roger ſollte das Mädchen verführt haben, aus Kummer war der Vater geſtorben, und jetzt hielt ſie Berthier als ſeines Enkels Buhldirne in ſeinem Haus. Die Meinung der entgegengeſetzten Partei war durch die unvorſichtige oder boshafte Geſchwätzigkeit des Pachters, bei welchem Seldorf nach der Zerſtörung ſeines Gutes gewohnt hatte, entſtanden, und ſie enthielt mehr Wahrheit. In dieſer argwöhnte man Sara's geheime Verbindung mit L***, und dazu gehörte ohnehin wenig Scharfſinn, da Sara bei ihrer natürlichen edeln Unbefangenheit, bei dem Bewußtſein ihrer innern Würde nie zu verhehlen gelernt hatte, bis ihre wirkliche Schuld den Blicken neugieriger Landleute ſchon in ihren verweinten Augen deutlich werden mußte. Man machte Berthier ein Verbrechen gegen das Vaterland daraus, die Geliebte, Vermählte oder — Misbrauchte eines L*** zu beherbergen, und die Unzufriedenheit ging ſo weit, daß er von verſchiedenen ſeiner Brüder darüber zur Rede geſtellt wurde. Er antwortete mit aller Feſtigkeit der Tugend und verſchaffte ſich vor unmittelbaren Anklagen Ruhe, indem er in einer Verſammlung fragte, ob Einer von ihnen das Kind des offenbarſten Feindes des Vaterlandes hülflos von ſich ſtoßen würde, wenn es ihn um Schutz anflehte? Und dieſe, ſagte er, iſt das Kind meines unglücklichen Freundes; ſie wird Mutter eines Geſchöpfes, das ich dem Gemeinweſen erhalte; ſie hat keinen Flecken auf ſich, als dem Wort eines Menſchen, den ſie für redlich hielt, getraut zu haben. Sollen ſie und ihr Kind deswegen der Schande und der Sünde blosgeſtellt werden? Soll ich deswegen meinen Freund im Grabe verrathen? Ihr hättet Eure Pflichten ſchlecht erlernt, wenn Menſchenliebe davon ausgeſchloſſen wäre, und Ihr hättet mich ſchlecht gekannt, wenn Ihr Menſchenfurcht mit zu meinen Schwächen gerechnet hättet. Seldorf's Waiſe bleibt mein Kind, ſolange ſie von ihrem Verführer getrennt bleibt; fordert er ſie als ſein Weib zurück, ſo ſcheide ich von der Gattin unſeres Feindes. Bis dahin trotze ich der Verleumdung. — Die rohen Menſchen ſchwiegen gerührt, und die Bosheit ergrimmte, dieſe Würde nicht zu ihrer Maske nützen zu können.

Der Frühling hatte jetzt die Natur neu belebt, und Sara ſchlich am ſpäten Abend oft in den Trümmern von ihres Vaters ehemaligem Wohnort umher. Garten und Feld waren durch Berthier's Sorgfalt ſo weit hergeſtellt, daß ihr Ertrag Sara immer vor dem dringendſten Mangel ſchützen konnte; aber die ſonſt ſo wohlerhaltenen Gänge, die ſchattigen Lauben lagen noch danieder. Wie trüb und bang ſtieg die Vergangenheit in Sara's Seele auf, da ihr Irrgang ſie zum erſten Mal wieder bis an die eingeſtürzte Brunnenſäule brachte! dort hatte ſie Ihn zum erſten Mal geſehen — und Alles war zerſtört, wie die Stätte dieſes heiligen Andenkens! Jene Sara mit leichtem, ſchwebendem Gang, friſch und hold wie die Blumen, die ſie trug, rein und hell ihr Blick wie der Kryſtall des Waſſers, vor welchem ſie ſtand, ſanft und ruhig ihr Herz, wie die Frühlingsluft, die in den Zweigen umherſpielte — und nun! Matt und mühſam ſchlich die immer noch holde Geſtalt durch das wildverwachſene Geſträuch, umwölkt und zutrauenslos ſuchte ihr Blick die verwüſteten Spuren der Vergangenheit. Sie ſaß erſchöpft auf dem eingefallenen Brunnenbecken nieder und betete für L***. Sie hätte um ihn beten mögen, denn ſeit Monaten hoffte ſie umſonſt auf Nachricht von ihm, forderte ihn umſonſt auf, ſeinem Weibe, ſeinem Kinde beizuſtehen. Nur einmal nach dem Tod ihres Vaters hatte ſie einen kurzen Brief von ihm erhalten, in welchem er ihren Aufenthalt bei Berthier's billigte und ſie mit dem ganzen Gewicht ſeiner Allmacht beſchwor, ſich ſtill zu verhalten, jetzt nicht von ihm zu fordern, daß er ſich öffentlich ihrer annähme, und ihren Glauben an eine Liebe nicht wanken zu laſſen, die nicht von Vorurtheilen und gewöhnlichen Grundſätzen, nicht von dem früheren oder ſpäteren Anfang ihres Glückes abhinge. Er ſchickte ihr zugleich eine anſehnliche Summe, die ſie mit einem ſehr gemiſchten Gefühl von unausſprechlichem Kummer über ſein hartnäckiges Zögern und von Freude, noch ſein Eigenthum, noch in ſeiner Abhängigkeit zu ſein, empfing. Seitdem war aber eine lange Zeit verfloſſen, ſie ſah nunmehr den entſcheidenden Augenblick heranrücken, der jedes Weib ſo wunderbar dem Tode nähert und zugleich mit ſo unzerſtörbaren Banden an das Leben bindet. Einſam mußte ſie dem Schrecken dieſer Stunde entgegengehen, einſam das verwaiſte Geſchöpf empfangen, das ſeines Vaters Lächeln nicht in dieſem Daſein begrüßte. Und wenn dieſe Stunde ihr Leben endigte — ſie weinte ſanfter bei dieſer Vorſtellung, dachte ſich Ruhe im ſtillen Grabe und ihr Kind in Rogers treuer Hand; — wiederum aber bei dem Bilde des Grabes that ſich ihres Vaters Sarg vor ihrem Blicke auf, ſie ſah ſeine ſtummen Thränen, ſein ſterbendes ſtarres Geſicht — ſchaudernd rief ſie: Dann verzeihſt du mir dort! — und der Tod blieb ihr der liebſte Gedanke, und ſie wandelte ruhiger dahin, gleich als hätte ſie einen Weg durch das Labyrinth des Lebens gefunden.

In dieſe ſchwermüthigen Träumereien wiegte ſie ſich bis gegen die Mitte des Junius; ſie war glücklicher dabei und empfänglicher für Rogers edle Sorgfalt, für Berthier's väterliche Güte. Eine neue Erſcheinung in L***'s Liebe ſtörte dieſe Stille und Rogers Hoffnungen, ſo beſcheiden er ſie in die treueſte Bruderliebe hüllte. Es langte eine Kiſte von Saumur an, in welcher Sara ein vollſtändiges Kinderzeug, einfach und anſpruchslos, aber mit der ſorgfältigſten Sauberkeit verfertigt, fand. Jedes Stück war mit den beiden Anfangsbuchſtaben von L***'s Namen bezeichnet, ein Zettel lag dabei, der nur dieſe Worte enthielt:

„Wann wird die Zeit kommen, wo ich heiligere Pflichten erfüllen und ſüßere Freuden genießen ſoll, als ein Befehl an eine Näherin mir verſchafft? Geſegnet ſei die holde Mutter mit ihrem Kinde!"

Dahin war Sara's ruhiger Schmerz und ihre ſtille Ergebung; neue Hoffnung, Freude und Zuverſicht traten an die Stelle und wechſelten mit Sehnſucht und Unruhe von neuem ab. Roger hatte mit väterlicher Sorgfalt der Geburt ihres Kindes entgegengeſehen, er hatte ſich darauf gefreut, es mit ſeiner Liebe zu empfangen, er hatte den Großvater beredet, Sara manches Kindergeräth zu ſchenken, das mit altväteriſcher Haushältigkeit ſauber in Schränken verwahrt ſtand und von Berthier's jüngſtem Enkel her, der vor vielen Jahren geſtorben war, für Rogers künftige Wirthſchaft aufgehoben wurde. Mit wahrer männlicher Züchtigkeit hatte er geſucht, Sara die Scham zu erſparen, die dieſe Sorgfalt, wenn ſie von ihm herzurühren ſchien, bei ihr erregen könnte; aber er genoß eine wehmüthige Freude, ſie durch alle dieſe kleinen Mittel an ſich zu feſſeln und in ſeine Familie zu verflechten; Berthier nannte ſie ſeine Tochter, ihr Kind ſollte die feinen Kragen haben, die ſeine Mutter genäht hatte, und den ſilbereingefaßten Wolfszahn umgehangen bekommen, an welchem ſchöne ſilberne Denkmünzen von Ludwigs XIV. Siegen gereiht waren, der von Vater auf Sohn ſchon über ein Jahrhundert in der Familie fortgeerbt hatte. — Roger, der glühende Patriot, der wilde Jüngling, war einfach genug geblieben, um dieſen Dingen noch einen ehrwürdigen Werth beizumeſſen. Das war aber vorbei, ſeitdem jene unglückliche Kiſte anlangte. Verworfen waren die geſtickten Hemdchen, die altväteriſchen Spitzen und das ganze Geräthe; mit liebenswürdiger Weiblichkeit ordnete Sara die kleine Wirthſchaft ihres künftigen Kindes, die ſie des Vaters Zärtlichkeit zu verdanken hatte. Es war eine Kleinigkeit, aber ſie zerſtörte die Täuſchung des guten jungen Mannes. Er ging Sara ſchwermüthig aus dem Wege, um nicht Zeuge ihrer Zufriedenheit zu ſein; ſie ſuchte ſie zu verſchließen, weil ſie fühlte, daß er litt; aber mit einem einzigen Gedanken beſchäftigt, gelang ihre Bemühung nur ſchlecht.

Die entſcheidende Stunde kam endlich und ließ Sara das ganze Unglück ihrer Lage empfinden. Unter allen Schmerzen, welche das ſtrenge Geſetz der Natur einer Mutter auflegt, bei der Angſt, die ſelbſt unter den roheſten Völkern alle Begriffe von Qual zu erſchöpfen ſcheint, vermißte ſie den Mann, für welchen, durch welchen ſie litt. Bei dem Bewußtſein ihrer innern Reinheit wurden die Thränen, die der körperliche Schmerz ihr auspreßte, doch zu bittern Zeugen ihres Kummers und ihrer Scham, als die Frau, welche ihr beiſtand, von ihren Leiden gerührt, ausrief: Es iſt nicht recht gethan, daß der Vater nicht wenigſtens dabei iſt, Sie zu tröſten! — Dieſe einfache, ungeſchickte Bemerkung machte das Gefühl, das die arme Leidende unterdrücken wollte, in laute Worte ausbrechen; ſie rang ihre matten Hände und rief durchdringend um Kraft, dieſe Stunde zu überſtehen.

Roger war abweſend, wie Sara von den Schmerzen überfallen ward, und er kam erſt ſpät nach Hauſe. Seit vielen Monaten hatte er ſich auf dieſen Augenblick gefaßt gemacht; als er aber nun herbeigekommen war, als er denken mußte, Leben oder Tod würde jetzt über ſie entſcheiden, da konnte er ſich kaum enthalten, den Geſetzen des Anſtandes, des Stolzes, der Stimme ſeiner Vernunft zu trotzen, und zu ihr zu eilen. Er wachte neben ihrem Zimmer, fragte bang einen Jeden, der heraustrat, und wie der Schmerz ihr den erſten Schrei auspreßte, ſtürzte er erblaßt in ſeines Großvaters Schlafgemach und rief: Sie ſtirbt, Vater, ſie ſtirbt! Der gute Alte war auf: Nein, nein, ſagte er, indem er nicht ohne Zittern nach Sara's Zimmer eilte, es iſt keine Gefahr; ich bin unterrichtet, aber ich will ſie ſehen. — Der alte Mann erſchien dem leidenden Geſchöpf wie ein wohlthätiger Engel, er fragte mit inniger Theilnahme nach ihrem Zuſtande, bat ſie väterlich, nicht aus falſcher Scham ſeinen Troſt von ſich zu ſtoßen, und lehnte ihren Kopf an ſeine Bruſt. Ein holdes Mädchen war der Lohn von Sara's Schmerzen, aber die Mutter war anfangs zu ſchwach zur Freude; Berthier blickte das Kind gerührt an und ging zu ſeinem Sohn heraus, der in der heftigſten Unruhe ſeiner wartete. Sara hat uns eine Tochter gegeben, ſagte er ihm freundlich; ſie iſt außer Gefahr, ſie wird uns erhalten werden. Roger war entzückt, er bat, er flehte ſie ſehen zu dürfen. Endlich brachte man ihm das Kind. Er ſchauderte bei deſſen Anblick: das Kind eines glücklichen, eines unwürdigen Nebenbuhlers — aber Sara's Kind, ein verlaſſenes, vor ſeiner Geburt beſtohlnes Geſchöpf, ein Geſchöpf, das einſt ein heiliges Band zwiſchen ihm und Sara knüpfen konnte! Er nahm es auf ſeine Arme und ging tiefſinnig in das Zimmer der Mutter, die nun zu ſehen war. Sie war noch ſo matt, daß ſie im halben Schlummer dalag und die Gegenſtände kaum unterſchied. Roger kniete, das Kind im Arm, neben ihrem Bette und ſah, zitternd von Liebe, Scham und Unruhe, auf das blaſſe Geſicht, das noch Spuren des wüthenden Schmerzes hatte. Sie öffnete endlich die Augen, blickte ihn lange halbverwundert an, bis ihr Herz nach und nach erwachte und ſie ihre Arme matt nach dem Kinde ausſtreckte. Er reichte es ihr hin, und ſie fühlte ſeine Thränen auf ihrer Hand; ſie hatte die Kräfte nicht, das Kind zu halten, es ſank auf ihren Schoos, und ſie machte eine Bewegung, es in Rogers Arme zurückzugeben, indem ſie die eine Hand des jungen Mannes mühſam zu ihrem Munde führte und mit einem dankbaren Blick küßte. War es Bedürfniß ihres armen Herzens, ſich von Liebe umgeben zu ſehen, welches ſich jetzt, da ihr Geiſt in dieſem Zuſtande von Erſchöpfung gewiſſermaßen ſchlummerte, nur deutlicher äußerte, oder war ſie gerührt von der unerſchütterlichen Liebe des jungen Mannes, oder fühlte ſie nunmehr als Mutter ihre Rechte auf L*** ſo gegründet, daß ſie von ihrer Strenge nachlaſſen durfte — genug, Rogers Gegenwart ſchien ihr wohlzuthun, und wenn ſie nach einem halben Stündchen leichten Schlafs erwachte, legte ſie mit einem wehmüthigen Lächeln ihre Hand auf ſeinen Arm, als wollte ſie ihn an dieſer Stelle feſthalten.

Nach drei Tagen hatten Jugend und Pflege die holde Mutter ſo weit hergeſtellt, daß ſie ihrem Kind die Bruſt reichte. Beſcheiden entfernte ſich Roger in dieſen Augenblicken, aber eines Tages überraſchte er ſie und war durch einen Zufall verhindert, das Zimmer ſogleich zu verlaſſen. Bis jetzt hatte Sara als Mutter zu laut zu ſeinem Herzen, zu ſeiner Theilnahme geredet, als daß eigennützigere Gefühle in ihm hätten aufkommen können, und einfach und redlich, wie er war, hatte ſeine Phantaſie ſeine Sinne ſelten verführt. Aber der Anblick dieſes geliebten reizenden Weibes, die mit dem Ausdruck der reinſten Unſchuld, mit ſtiller heiterer Mutterliebe ihr Kind an den Buſen drückte; deren zurückgebliebene Mattigkeit, deren unbefangenes Vertieftſein in ihre Beſchäftigung ihrer Stellung einen neuen Reiz gab: dieſer Anblick erregte in Rogers Blut einen Aufruhr, den er nicht bemeiſtern konnte. Nachdem er eine Minute lang ſeine Blicke auf ſie geheftet hatte, ſtürzte er zu ihren Füßen, umfaßte Mutter und Kind, riß ſich endlich mit convulſiviſcher Heftigkeit los und eilte athemlos fort. Sara blieb erſtaunt, erſchrocken zurück. Ihre Achtung, ihr langer ſchweſterlicher Umgang mit ihm wollte ſie überreden, er wäre vielleicht krank, oder er müßte vielleicht fort, und dies wäre ſein Abſchied geweſen; aber die Glut ſeiner Wangen und ihr innerer Schrecken widerſprachen der Täuſchung: es war ihr, als hätte ſie ihn verloren, und ſie zitterte, ihn wiederzuſehen, nach ihm zu fragen. Sie warf ſich vor, gefehlt zu haben, ſie hat L*** mit Thränen ihr Vergehen ab und weinte um Rogers Schuld, die ihre Ruhe vernichtete. Der junge Mann hatte von dem Augenblick an Höllenqual gelitten. Er konnte an Sara nicht mehr denken als mit unbändigen Wünſchen. Seine Grundſätze, ſeine Entſchlüſſe blieben feſt, aber ſeine Einbildungskraft überwältigte ihn.

Vor Sara's Gegenwart zitternd und doch mit unwiderſtehlicher Gewalt zu ihr hingezogen, empfand er eine Marter, die endlich eine Ahnung von Haß gegen den Gegenſtand ſeiner Liebe ſelbſt hervorbrachte. Er war treu und ſchuldlos, und doch zerſtörte ſie ſein Daſein. Er hätte ſie nur einen Augenblick beſitzen, halten — dann ermorden mögen, denn ſeine Vernunft war betäubt. Sonſt durfte er ſeinen Vater um Rath, um Hülfe bitten, jetzt erröthete er zum erſten Mal vor ſich ſelbſt. Roger war dieſer Demüthigung nicht gewohnt, er mußte ſie enden: er nahm den folgenden Tag von ſeinem Vater Abſchied, um nach Saumur zu gehen und dort ſich zu zerſtreuen. Er konnte ſich nicht entſchließen, Sara zu betrüben und abzureiſen, ohne ſie zu ſehen. Sie war verlegen bei ſeinem Eintritt; als er ihr aber ſtotternd ſagte: Sara, ich muß fort, muß mich wiederfinden, muß wieder fähig werden in Ihrer Nähe zu ſein; jetzt iſt's unmöglich! — da ſah ſie ihn wehmüthig an, Thränen erſtickten bald ihre Stimme; er glühte und wollte fort, als fürchtete er, ſie möchte ſo wie ſonſt ihm die Hand zum Abſchied reichen oder ihren Kopf an ſeine Schulter lehnen. Aber ſie kniete nieder, benetzte ſeine Hand mit Thränen und ſprach leiſe: Ja, es iſt beſſer, Segen geleite Deine Schritte, kehre ruhig wieder. — Er hörte nichts mehr, er riß ſich los, eilte nach der Thüre, warf noch einen Blick auf die Knieende und verſchwand. Als er in Saumur ankam, erfuhr er, daß das Departement eben verſammelt ſei, um aus der Nationalgarde die Deputirten zu dem Bundesfeſt des vierzehnten Julius in Paris zu erwählen. Dies ſchien ihm ein Wink des Schickſals, er eilte, ſich unter die Bewerber zu ſtellen, und da man eifrig bedacht war, nur die wärmſten Patrioten zu dieſer Sendung zu gebrauchen, ſo ward er mit Freuden angenommen. So fand er ſich denn auf eine unbeſtimmte Zeit erlöſt von der Gefahr, die ihm zu Hauſe drohte; der neue Gang, den ſeine Gedanken nahmen, die Anſtalten zur Reiſe wirkten wohlthätig auf ſeine Phantaſie; ſeine Vernunft erhielt wieder ihre Oberherrſchaft, aber es blieb mit dem Gedanken an Sara eine Schwermuth in ihm zurück, die keine Zeit zu heilen verſprach. Er ging noch auf einige Tage nach *** zurück, um von ſeinem Großvater zu dieſer langen Abweſenheit Abſchied zu nehmen. Natürlich mußte er Sara wiederſehen; ſeine Schwermuth vermehrte ſich bei dieſem Anblick: das Gefühl, ungeliebt zu lieben, war in ſeiner Seele haftend geworden, und die Hoffnung, den Abgott ſeines Herzens glücklich zu ſehen, dieſe einzige Entſchädigung für ſeine unerwiederte Liebe, ſchwand immer mehr dahin, je verblendeter Sara für L*** ſchien, und je unerklärlicher dieſes Mannes Betragen wurde. Der Streit ſeiner Empfindungen brachte eine Verſchloſſenheit in ihm hervor, die ſich durch finſtere Kälte äußerte und Sara mit banger Ungewißheit erfüllte. Sie konnte ſich nicht verbergen, daß ſeine Abweſenheit, durch ſolche vortheilhafte Umſtände veranlaßt, in dieſem Augenblick ſie beruhigte; aber äußerſt peinlich war es ihr, ſo von ihm zu ſcheiden, den Schmerz der Trennung nicht durch ſanftes Vertrauen lindern, das Gefühl ihrer Dankbarkeit und ihres Unrechts gegen ihn nicht vor ſeinen Augen ergießen zu dürfen. Er ſah ſie wenig, und wenn er bei ihr war und Faſſung genug erkämpfen konnte, um über ihre Lage zu ſprechen, geſchah es mit einem kalten ernſten Weſen, das ſein Herz zuſammenpreßte. Ihr Stolz hielt ſie aufrecht; ſie hielt in ſolchen Augenblicken ihre thränenſchweren Augen auf ihre Arbeit geheftet und ſuchte Gleichgültigkeit in ihre zitternde Stimme zu legen. Roger glaubte, daß ſeine unglückliche Verirrung ihr bei längerem Nachdenken beleidigend geſchienen wäre, und dieſe vermeinte Unbilligkeit miſchte noch etwas Bitterkeit in den Zwang ſeines Weſens. So erhielt ſich das Misverſtändniß und ſtieg immer höher, bis an den Tag, der zur Abreiſe beſtimmt war. Roger ſaß finſter und tiefſinnig neben Sara und ſeinem alten Vater, deſſen Stolz auf die Sendung, die ſein edler Enkel erhalten hatte, durch den Anblick ſeiner vernichteten Heiterkeit ſehr getrübt ward. Man fragte Roger, ob ſein Pferd nun geſattelt werden ſollte; Sara fuhr erſchrocken zuſammen und bückte ſich tiefer auf ihr Nähzeug; Roger athmete hoch auf und ließ ſich zweimal wiederholen, was man von ihm wollte, ohne zu antworten. Dann ſtand er auf und ging mit ängſtlicher Heftigkeit durch das Zimmer umher; der alte Berthier gab endlich mit erzwungener Gleichgültigkeit den Befehl, das Pferd zu ſatteln, ſein trüber Blick folgte den unſtäten, nach Faſſung kämpfenden Schritten ſeines Lieblings. Rogers Stimmung war ſehr gewaltſam, alle Gefühle ſeines Herzens, ſeine feurigſten Wünſche und ſeine redlichſten Entſchlüſſe ſtritten noch einmal gegen einander in dieſem bangen Augenblicke; er rechnete darauf, ſeinen Verdacht gegen L*** in Paris aufzuklären oder zu beſtätigen, dann aber — würde er dann an Sara's zunehmendem Widerwillen einen ſchlimmeren Feind als L***'s Anſpruch zu bekämpfen haben? Und wenn er L*** Unrecht thäte, wenn er nur darum mehr erführe, um ſich zu überzeugen, daß ſeine Leidenſchaft gegen Geſetze und Möglichkeit ſtrebte? — Er ward in dieſem unruhigen Kampf durch das Erwachen von Sara's Kind unterbrochen, das nach ſeiner Mutter weinte. Sara verſtand ſein Verlangen, unwillkürlich rief es ihr jenen traurigen Ausbruch von Rogers Heftigkeit zurück, und ſie beugte ſich verlegen über die Wiege, um durch ihre Stimme die Kleine zu beſänftigen. Dieſe ließ ſich betrügen und ſchlummerte lächelnd wieder ein. Mechaniſch war Roger der Mutter bis zum Kinde nachgefolgt und ſtand nun faſt gedankenlos bei dem kleinen holden Geſchöpf. Vielleicht war es der Ausdruck von Ruhe auf dem ſanften Geſicht des Kindes, vielleicht wirkte die bange Stille, die in dem Zimmer herrſchte, auf ſein geſpanntes Gehirn, vielleicht nahmen ihm ſelbſt unbewußt ſeine Gedanken einen ſanfteren Gang; kaum hatte er einige Sekunden auf das Kind geblickt, ſo wurden ſeine Augen naß, und wie jetzt der Knecht unter dem Fenſter rief, daß [illegible] bereit ſei, ſtürzte er lautweinend neben dem Bettchen auf die Knie, drückte das Kind an ſich und rief in der Bitterkeit ſeines Schmerzes: Er wird ſie nie ſo innig lieben — nie ſo unausſprechlich wie ich! Sara konnte ſich nicht mehr halten, ſie eilte zu ihm, ſie wollte ihm mit der ſüßen Beredſamkeit der gekränkten Liebe, des unwillkürlich ſchuldigen Gewiſſens beweiſen, daß ſie ihn nie zärtlicher lieben könne, als ſie ihn als Schweſter liebte, daß er nie ſie mehr beglücken könne, als er ſie als Bruder beglücke. Dieſer Zauber konnte Rogers Herz noch treffen, aber ſein Verſtand war nicht mehr zu verblenden; er ſah jetzt die Unmöglichkeit eines Bundes, wie der, welchen er mit Sara geknüpft hatte. Dennoch nahm ihre in dieſem Augenblick ausbrechende Herzlichkeit dieſem Abſchied den quälenden Zwang, den die bisherige Verſtimmung zwiſchen ihnen hervorgebracht hatte. Er antwortete ihr ſanft und feſt, daß nur eine ſpäte unbeſtimmte Zukunft ihm die Wahrheit Deſſen, was ſie jetzt ſo kühn verſicherte, darthun könnte, daß Alles, was er bis dahin ſeinem Gram entgegenzuſetzen habe, die Liebe für das Vaterland ſei, das ihn rufe. — Der alte Berthier hatte Sara's ſchwärmeriſche Aeußerungen unwillig angehört, und ſein redendes Geſicht war bei Rogers männlichem Ernſt heiterer und ſtolzer geworden, bis dieſe letzten Worte ihm wieder bewieſen, daß mehr Verzweiflung als Entſchloſſenheit aus Rogers Munde ſprach. Nicht ſo, rief er ſtreng, beten muß ſie, daß Deinem Herzen der Friede wiederkehre; Deine Tugend gehört nicht ihr und nicht Dein eigen. Sie gehört, wie Dein Leben, dem Vaterland, das Dich zu ſeinem Streiter weihwehe, wenn ein ſo eigennütziges Gefühl, wie das, welches jetzt in Deinem Buſen kämpft, ſeine edelſten Söhne entnervte, wenn unſere Weiber ſie von ihren heiligſten Pflichten abwendeten, anſtatt ſich ihrer Macht für dieſen einzig großen Zweck zu bedienen! — Roger unterbrach ihn ehrerbietig und ruhig: Nein, Vater, ſo verlaß Deinen Sohn nicht! So laß mich nicht eine Bahn betreten, die mich erſt ſpät wieder in Deine Arme führt! Theilte ich Dein Zutrauen auf meine Tugend nicht, ſo hätte ich den Augenblick nicht überlebt, wo ich das jahrelang gehegte Traumbild meiner brüderlichen Liebe zerſtört ſah. Gönne mir aber jetzt den Genuß meines Schmerzes, das Vaterland ſoll nicht dabei verlieren, und einen andern Erſatz für mein ewig verlorenes Glück, einen andern als dieſen Genuß — Vater, dring mir ihn nicht auf, jetzt in dieſer bittern Stunde nicht!

Er ging und ſein Abſchied hinterließ einen traurigen Eindruck bei den Zurückgebliebenen. Sara's weiches ſchwärmeriſches Herz konnte dem Gedanken, der ſie ſo lange unabläſſig beſchäftigt hatte, L***'s Glück und Rogers Frieden zu verbinden, nicht entſagen. Roger hatte ihr moraliſches Daſein verdoppelt, indem er faſt von der erſten Bildung ihres Gefühles an ihr Geſchöpf, ihr Eigenthum, und ſie die Meiſterin ſeines Schickſals geweſen war. Seit ſie zuerſt wußte, was Liebe ſei, wußte ſie ſich von ihm geliebt; er hatte nie gewankt, ſie hatte ſich nie geändert, ſie hatte ihm ſtets jede Empfindung im vollſten Maaße gewährt, außer der einzigen, welche die Natur ihr für ihn verſagt hatte. Ohne ſeine Liebe und ihren wehmüthigen Dank hätte ſie niemals eine Zukunft ſich als möglich gedacht — und jezt zerriß Roger dieſen mühſam unter ſtetem Kampfe erhaltenen Bund, warf ihren Einfluß, ihre Macht von ſich, wollte kein Glück mehr von ihr empfangen. Ach ſie wußte, daß ſie ihn nie ganz beglückt hätte, wußte, daß ihn doch keine Andre je beglücken würde! Der bittre Gedanke, ihn Jahre lang um den Genuß ſeines Daſeins betrogen zu haben, ſtritt mit der Kränkung, daß er ſeine Feſſeln zu zerbrechen vermochte; und weibliche Schwärmerei malte ihr ſeinen männlichen Entſchluß als Undankbarkeit vor. Des alten Berthier's Misfallen an der Wirkung einer Verbindung, zu welcher er in ſeinem einfachen Sinne ſelbſt die Hand geboten hatte, war nicht dazu behülflich, den verſchloſſenen Gram der armen Schwärmerin zur ruhigen Anerkennung des Vernünftigſten und Beſten zurückzubringen. Er war edel und wahr und hatte ſich in Rogers Stelle verſetzt; ſo um Sara zu leben, ſie ſo zu beſchützen, unter ſolchen Bedingungen die Zukunft abzuwarten, das mußte Roger wünſchen, und das gewährte er ihm. Aber er hatte ſich mit ſeinem abgekühlten Blut, mit ſeinem Bewußtſein, die Rechnung über ſeines Herzens Glück nun ſchon längſt mit dem Schickſal abgeſchloſſen zu haben, in Rogers Stelle verſetzt und auf dieſe Weiſe die unausbleibliche Gefahr, der ſich der junge Mann ausſetzte, überſehen. Rogers Wille blieb immer gleich großmüthig und uneigennützig; aber es mußte ein Augenblick kommen, wo Natur und Liebe dieſem Willen eine andere Richtung gaben, als die ſein wohlmeinender Großvater ſich gedacht hatte. Es war alſo ungerecht von dem redlichen Alten, Sara des übeln Ausſchlags zu beſchuldigen und über ſie, die Rogern niemals ihre Liebe verheißen hatte, zu zürnen, daß es ihn nun unglücklich machte, ihre Liebe zu entbehren.

Auch der Gang der öffentlichen Angelegenheiten, der ſich immer mehr verwickelte, trug dazu bei, den alten Berthier von der unſchuldig irrenden Sara zu entfernen. Die Parteien wurden immer heftiger, und Alles, was zu L****'s Anhang gehörte, wendete allen Einfluß, alle Liſt und Dreiſtigkeit an, um die Begriffe des Volks zu verwirren, und jeder wahren Nachricht oder richtigen Vorſtellung den Eingang zu verſperren. Man befleißigte ſich, die roheſten, wildeſten und beſtechlichſten Menſchen von Berthier's Parthei zu den ſchlimmſten Bubenſtücken zu verleiten oder aufzuhetzen, um dieſe nachher, als eine Folge ihrer Grundſätze, dem Volke vor die Augen zu ſtellen. Berthier, welcher von allen geheimen Kunſtgriffen dieſer Art unterrichtet war, oder ihren Zuſammenhang mit dem großen Syſtem der Revolutionsfeinde wenigſtens errieth, konnte ſich bei aller ſeiner wahren Billigkeit nicht enthalten, die arme Sara einigermaßen mit in die Verdammniß der L****'ſchen Rotte zu ziehen; unter ſeiner nie zu trübenden Güte drang doch oft die heimliche Misbilligung ihrer Gefühle und der Wirkung, die ſie auf ſeines Enkels Glück hatten, hervor. Endlich ereignete ſich ein an ſich unbedeutender Vorfall, der Sara's Schickſal ſchneller entwickelte. Ein kleiner Theil vom Volke hatte den vierzehnten Julius mit bederlichem Entzücken gefeiert, für Manche war er ein Tag wüſter Fröhlichkeit, aber beiweitem die meiſten Einwohner jenes Landſtrichs ſahen ihn mit blindem Mistrauen an, als einen neuen Schritt zur Empörung und Gottloſigkeit. Die Prieſter thaten alles Mögliche, um dieſe Meinung zu rechtfertigen, und ſie miſchten unter die hier und da angeſtellten Feſte nur zu gut zum Unheil abgerichtete Aufhetzer, die Alles anwandten, um die freudige Begeiſterung in Unordnung und Ausſchweifung zu verwandeln. Das Land war voll von unbeeidigten Prieſtern; in einem Grenzorte des Diſtricts von ** gerieth einer von dieſen, der in die Schenke einkehrte, unter verſchiedne dort verſammelte patriotiſch geſinnte Bauern. Sie ließen ſich anfangs nur mit einigen Stichelreden gegen ihn aus; wie er dieſe aber mit ſchäumender Prieſterwuth aufnahm, überhäuften ſie ihn mit bittern Vorwürfen wegen ſeines verweigerten Eides. Der hochmüthige Pfaffe war unfähig, ſich in Zeit und Umſtände zu fügen, ſondern donnerte einen Bannſtral über den andern gegen die Frevler heraus. Er kam gerade von ***, einer zu L***'s Gütern gehörigen Einſiedlerkapelle, die mit einem wunderthätigen Heiligenbilde prangte. Der folgende Tag war zur Feier dieſes Heiligen, welche durch außerordentliche Ablaßſpenden begangen wurde, beſtimmt, und Stolz und Unverſtand gaben dem Prieſter ein, die betrunknen Bauern um ihn her zu bedrohen, daß ihnen ſtatt der Fürſprache des heiligen Fulgentius, deſſen Fluch werden würde. Die bis dahin unerhörte Frechheit, dem Zorn eines Prieſters zu trotzen, erhitzte die Trinker in ihrem Fortſchritt ſo weit, daß ſie ſich vermaßen, der Heilige ſollte ihnen nicht allein morgen die Abſolution nicht verſagen, ſondern ſie ihnen ſogar noch heute, vor des hochwürdigen Herrn Augen, hier an Ort und Stelle geben. Sogleich theilte ſich der tolle Haufen; eine Hälfte bewachte den wüthenden Pfaffen, die andere eilte durch die hinter dem Hauſe gelegenen Weinberge und Baumgärten in den nächſten Wald, wo, eine halbe Stunde entfernt, der Heilige ſeine Capelle hatte. Der Einſiedler war beſchäftigt, mit einigen hierzu von einem benachbarten Kloſter gekommenen Mönchen die geweihte Stätte mit Blumen und Wachskerzen für die nahe Feier zu ſchmücken, als die wilde Rotte hereinſtürmte und mit tobendem Geſchrei die erſchrockenen Klausner auseinandertrieb. Der Einſiedler mochte ſchon Ungläubige aller Art geſehen haben; er ließ ſich von dieſen nicht irremachen, ſondern eilte die Kerzen am Altar auszulöſchen, und ſtellte ſich in die immer zunehmende trübe Dämmerung vor ſeinen Heiligen, in deſſen Namen er den Verruchten mit lauten Flüchen die augenblickliche Rache des Himmels verhieß. Die Scene war grauenvoll genug, um geübteren Frevlern einigen Schrecken einzujagen: eine alte gothiſche Capelle, deren düſteres Gemäuer von dem rothen Lichtſtral der ewigen Lampe nur bei ihrem Aufflackern überſchoſſen wurde; die Lampe ſelbſt hing neben einem halb eingefallenen Bogen von Laubwerk und Blumen, die ſie maleriſch mit blutigem Schimmer umgoß, indem ſie zugleich zwei große weiße Heiligenbilder, die den von Flittergold blitzenden Altar unterſtützten, etwas erleuchtete; unter dem Laubbogen ſtand der Einſiedler, eine lange, faſt entkörperte Figur, mit kahlem Schädel und dichtem weißen Bart, die mit Grabesſtimme die Qualen der Verdammten, die Blitze der rächenden Gottheit auf die Entweiher des Heiligthums herabrief, und dumpf ſchallte jeder Fluch aus dem nahen Gruftgewölbe zurück. Die berauſchten Bilderſtürmer waren ſchon durch die Finſterniß des Ortes, in welchen ſie aus der blendenden Abendſonne traten, überraſcht; ſeine feuchte Kühle mochte auch auf ihr brauſendes Gehirn wirken — ſie hielten einen Augenblick in ihren Stürmen inne, und nun waren ſie verloren; denn die ſchreckenden Bilder, die ihnen der Wächter des Heiligen vorgehalten hatte, friſchten leicht ähnliche und bekannte in ihrem Gedächtniß auf, und gleich den Sklaven, welche der Anblick der Geißel zum Gehorſam zurückbringt, verwiſchten bei ihnen die Moderkühle, der Weihrauchdampf und die Mönchskutte den jungen Freiheitstaumel; ſie ſanken zähneklappernd vor dem fluchenden Prieſter nieder und murmelten ihr Bußgebet. Aber ihrer Zerknirſchung war noch ein weiterer Spielraum aufbewahrt; denn ehe noch die erflehte Abſolution aus des Einſiedlers doppelzüngigem Munde tönte, kam ein Haufe bewaffneter Bauern, um die Verbrecher zu fangen. Der Wirth der Schenke, in welcher ſich der ganze Unfug entſpann, hatte gerichtlichen Beiſtand aufgefordert, und einige Bauern waren dem gefangenen, von ihnen in Freiheit geſetzten Prieſter, der den Heiligen ſo unvorſichtig compromittirt hatte, nach dem Schauplatz des ketzeriſchen Komplotts gefolgt. Die umgeſtürzten Betſtühle und das herabgeriſſene Altartuch verkündigten die Unthat der Frevler ſo deutlich wie ihr Zertern und Zagen; ſie wurden gefangen genommen und nach ** gebracht. Der Aelteſte und Wüthendſte unter ihnen, der jetzt furchtſamer als die Uebrigen ſchien, machte ein paar Verſuche zu entſpringen, und wie ihm dieſe mislangen, ſuchte er dem Prieſter einige Worte insgeheim zu ſagen. Nach einer kurzen Unterredung mit dem Bilderſtürmer fing der, man weiß nicht wie, verſöhnte Diener der Kirche von weitem an, darauf einzuleiten, daß der Menſch im Grunde einige Nachſicht verdiene, er ſei fremd in dem Dorfe und ſei nur von ungefähr unter die Zechbrüder gerathen; aber den ehrlichen Bauern, welche ſich zu Rittern des heiligen Fulgentius aufgeworfen hatten, lag der Heilige mehr am Herzen als der Pfaffe, und die übrigen Gefangenen brachen in laute Schimpfreden gegen ihren Mitſchuldigen aus, verſicherten, er ſei ihr Anſtifter und Verführer geweſen, ja Einer, der niedergeſchlagener war als alle Andere, ſagte endlich: nun er ihn zum zweiten Mal verführt, ſolle er auch ſeinen Theil an der Strafe haben; auf das Zureden dieſes nämlichen Menſchen ſei er ſchon im letzten Sommer mitgezogen, wie ſie des braven ehrlichen Gutsherrn Schloß zerſtört hätten. Seitdem, ſetzte der Bauer bleich und zitternd hinzu, bin ich aus Angſt zum Säufer geworden, denn alle Heiligen haben mich verlaſſen und mir keine Ruhe gegönnt, ob uns gleich der ſelige Herr durch die Aelteſten ſagen ließ, er habe uns vergeben; und wie uns der heilige Klausner verfluchte, war mir's, als ſtöhnte der arme ſelige Herr Amen aus dem Gruftgewölbe heraus. Dieſe Entdeckung diente dem Verbrecher nicht zur Empfehlung, und wie am folgenden Morgen bei dem Verhör herauskam, dieſer Menſch ſei der Sohn des Verwalters in C**, L***'s Schloß, und ein Vertrauter des dortigen Capellans, verbreitete ſich bei dem hellſehenden und braven Theil der Commune ein allgemeines Mistrauen. Es trafen ſo viele bedenkliche Zeugniſſe gegen den Menſchen zuſammen, daß ſeine Sache ſehr weitläuftige Ausſichten gab, als ganz unerwartet, es ſei von Ungefähr oder auf Veranlaſſung, L*** ſelbſt in C** ankam. Seine Erſcheinung flößte dem zahlreicheren Theil der Partei, welche bei des Bilderſtürmers Proceß intereſſirt war, Trotz, dem andern aber die Art von Bitterkeit ein, welche die Erwartung einer Ungerechtigkeit, die zu hintertreiben man zu ſchwach iſt, ſo leicht geben kann. Kaum aber hatte ſich L*** die Sache, die ihm ganz fremd ſchien, vortragen laſſen und mit den Richtern geſprochen, ſo erhielt der Beklagte ſein Todesurtheil als Mordbrenner und Aufrührer und wurde in der möglich kürzeſten Friſt hingerichtet. Der Elende ſchien wüthend, er wollte zu dem anweſenden Volke reden; allein ſein zitternder Mund brachte nur die wiederholten Worte vor: Ihr ſeid betrogen, ich bin geopfert. — Der Geiſtliche, der ihn begleitete, ſchwang das Crucifix und betete lauter, bis die Todesmarter des Sterbenden Bemühung zu ſprechen zum Gewinſel machte.

Sara erhielt die erſte Nachricht von L****'s Ankunft in der Gegend durch den alten Berthier. In der Art, wie er ſie ihr mittheilte, hätte ſie ſeine ganze Gutherzigkeit leſen können, wenn ſie nicht ſchon ein gewiſſes Mistrauen gegen ihn in ihrer Seele hätte Wurzel faſſen laſſen. Das höchſt zweideutige Licht, in welchem L*** von neuem erſchien, brachte den rechtſchaffnen Alten auf und erfüllte ihn mit bittern Sorgen über den Gang der Zukunft; aber in dem nämlichen Grade, wie er L*** misbilligte, beklagte er Sara's Schickſal. Er hatte ſie ſo lange geliebt, und nicht, weil ſie ſeine Liebe weniger verdiente, war er jetzt unzufrieden mit ihr, ſondern weil ſie nicht für ſeinen Roger ſo liebenswürdig war. Er ſagte ihr faſt ſtörrig, um nicht betrübt zu ſcheinen, L*** ſei angekommen, und eben zur rechten Zeit, um einem Eindruck vorzubeugen, der ſeinem Hauſe nicht zur Ehre gereiche; er erzählte ihr ſodann, was ſich am Abend des Bundesfeſtes ereignet hatte, und wie man erſtaunt geweſen war, in dem Anführer der Unruhſtifter einen Menſchen zu finden, der, wie die ganze Gegend um E** wußte, zu L***'s Hausweſen gehörte. Bedenklich ſetzte er hinzu: Sara, der Vater Ihres Kindes ſoll unter meinem Dache geehrt werden, den Mann, von welchem Sie Ihr Glück erwarten, hoffe ich rechtſchaffen und gut zu finden; aber aus Schonung für Ihren alten Pflegvater, gehen Sie vorſichtig zu Werke! Bis ich nicht überführen kann, habe ich keinen Verdacht; aber ſehen Sie um ſich, wie ſeine Genoſſen unſern armen Brüdern Zutrauen und Gewiſſensruhe rauben — dieſen müſſen Sie es verzeihen, wenn ſie nicht ſo nachſichtig ſind.

Man ſetze ſich an Sara's Stelle, um von ihren Empfindungen bei dieſen Worten zu urtheilen. Sie, die dennoch Entehrte, ſo rein ihr Herz ſich fühlte, ſo zärtlich ihre Freunde ſie ſchonten, ſie, die Einſame, Verwaiſte, durch Mistrauen Vereinzelte, ſie ſah nun auf einmal den lang erſehnten Augenblick vor ſich; ihres Schickſals Gebieter, ihr Gatte, ihres Kindes Vater war da; jeder Augenblick konnte ihn in ihre Arme führen — ſie hörte halb erſtarrt Berthier's Rede an, hörte anfangs nur die Nachricht von L***'s Ankunft, dann fühlte ſie einen Augenblick blos den Schmerz des Tadels, der wieder auf ihn fiel; dann erinnerte ſie ſich, wie es damals war, da ihr Haus verbrannt wurde, wie ihr Vater damals auch auf L*** gezürnt, und ſich hernach doch ſeiner Führung überlaſſen hatte. Alles ſtritt und wälzte ſich in ihrem Kopfe: Unwille über den redlichen alten Berthier, Liebe, Angſt, Ungeduld und endlich weibliche, mütterliche Zärtlichkeit, die über Alles ſiegte. Lächelnd und mit perlenden Thränen eilte ſie zu ihrem Kinde, weinte laut, ſchwatzte der Kleinen vom Vater, kleidete ſie, was von ihrem Liebreiz überzeugt und ſchmückte ſie von neuem, und ſchmückte ſich ſelbſt, und neue Thränen und Schamröthe überfloſſen ihr Geſicht, wie ſie ihr Halstuch um den mütterlichen Buſen ſchlang. Inniger Schmerz und züchtige Furcht, ob das Weib ihm ſo reizend ſcheinen möchte wie das Mädchen, kämpften in ihrer Seele. Endlich fiel ihre Aufmerkſamkeit wieder auf den Greis, der unruhig aus- und einging und ſie zuweilen tiefſinnig anſah. Sie ergriff ſeine Hände: Jetzt kein Mistrauen! Vater, nach ſo langem Leiden laſſen Sie mir einen Augenblick Kinderglück — o, ich werde allein die Weiſe geweſen ſein, denn ich glaubte der Liebe! ſetzte ſie begeiſtert hinzu und hob die naſſen ſchönen Augen zum Himmel, mit der Zuverſicht einer Märtyrerin, welcher die göttliche Glorie entgegenſtralt. Der Alte hörte ihr ernſt zu: Gott gebe es, meine Tochter! und indem er ihr ſanft die triumphirende Stirne küßte, fuhr er leiſe, wie zu ſich ſelbſt ſprechend, fort: Könnte ich allein fallen, für Dich und ihn! — Er ſchwieg erſchüttert und eilte von ihr. Aber die Stunden vergingen, der Abend brach ein, und L*** kam nicht. Mehrmals erwachte die Kleine und weinte, und Sara ängſtigte ſich, er möchte nun gerade jetzt kommen, da ſie weinte. Endlich wandelte ſich die zarte Glut der Liebe auf ihren Wangen in ein tieferes Roth, indem ihr Herz von peinlicher Erwartung hoch aufklopfte; bei jedem neuen Schlag der Dorfuhr, nachdem ſie ſchon bang die Sonne hinter die Hügel ſinken geſehen hatte, zog es ſich krampfhaft zuſammen; jedes ferne Geräuſch machte ſie ſtutzen, ſie lauſchte und zürnte innerlich, ſo oft einer der Hausgenoſſen in das Zimmer trat, und doch ſang ſie ſelbſt ſich mit unſicherer Stimme etwas vor, um die bleierne Zeit zu betrügen. Aber auch ihre Stimme verſtummte in der immer zunehmenden öden Stille; die Dunkelheit ließ ſie auf den Weg hin und den Hügel hinauf nichts mehr erblicken, mit trüben Augen und eiskalten Händen faßte ſie ihren Stuhl an und rückte ihn weit weg vom Fenſter an das Bett ihres Kindes. Sie fürchtete ſich vor dem Augenblick, da der alte Berthier zu ihr zu kommen pflegte, denn ſie mußte dann ruhig ſcheinen und ſprechen — doch plötzlich hörte ſie einen Knecht im Hofe reden und auf die Treppe zugehen — bald war es ihr, als ob ein ruhiger leiſer Schritt ſich ihrer Thüre nahte — ſie zitterte — die

Thüre ging auf, und L*** ſtand im Zimmer. Nach einem flüchtigen Blick auf die Gegenſtände umher, die ſpärlich erleuchtet waren, weil die herzliche Mutter einen Lichtſchirm gegen die Wiege gekehrt hatte, flog er auf ſie zu; von Entzücken überwältigt, vermochte ſie es kaum, ihm ein paar Schritte entgegenzuwanken, und er empfing ſie in ſeine Arme. — O ſie hätte dieſe Stunde noch ungetrübt genießen können! Noch war ihr Gewiſſen rein von Unrecht, noch hatte keine wilde Leidenſchaft ihr Inneres verwüſtet! Hätte dieſer Mann die Stimme der Menſchheit und Natur noch hören können, ſo wäre dieſe Stunde die erſte von Sara's Glück geweſen. Reizender als je, treu und ehrwürdig durch treue Liebe neben dem Zeugen ihrer Schwäche, lag jetzt das holde Weib in ſeinen Armen; ſie erwartete alle ihre Seligkeit von ſeiner Hand, er hatte alle Verantwortung ihres Glückes auf ſich genommen, da er ſie zu ſeinem Eigenthum machte — warum erwiederte ſein Blick, ſein Kuß, ſelbſt ſein Entzücken nicht das kindliche Zutrauen der wonnetrunkenen Sara? Die Natur ſiegte zwar einen Augenblick, wie die von Freude zitternde Mutter ihm das ſchlafende Kind hinreichte, wie es ruhig athmend das Köpfchen an ſeine Bruſt ſinken ließ und im Vaterarm fortſchlummerte, wie Sara aufrief: O es zeigt mir, daß dieſe Bruſt mir noch treu iſt! Klopfte ſie nicht für mich, es würde erſchrocken aufwachen. — Sie ſchmiegte ſich nun an ihn, ihr Auge blitzte unter Thränen, ihr kindliches Gemüth liebkoſte ihn lange ſpielend und in ihre eigene Freude vertieft, ohne den Ausdruck ſeines Geſichts auszulegen. Endlich mußte ſie ſeinen unruhigen Blick, ſeine ungleiche Stimme, ſein öfteres Verſtummen wahrnehmen; ſie mußte fühlen, daß er über dieſen ſeligen Augenblick hinaus dachte. Sie fragte, und ihr ſüßer Ton, der Reiz ihres ganzes Weſens riß ihn wieder zur Heiterkeit hin; er wollte antworten, und dann verwirrte er ſich wieder in ſeinen eigenen dunkeln Gedanken. Sie erfuhr endlich ſo viel, daß er, von unangenehmen Geſchäften verfolgt, Alles abgebrochen habe, um ſich über ihre Lage zu beruhigen, ehe ein neuer Strom von Begebenheiten ihn auf noch längere Zeit von ihr fortriſſe. Dieſe letzten Worte durchſchauderten das zärtliche Weib; ſie hielt ihn mit beiden Händen feſt, als wollte ſie ihn der ganzen Welt ſtreitig machen, und betheuerte, keine Wendung der Umſtände, keine Bürgerpflicht ſollte ſie mehr von ihm entfernen. Die Furcht vor einer neuen Trennung überwand ihre zärtlich ſtolze Scham, mit dem feierlichſten Ernſt forderte ſie L*** auf, ſie nun in den Beſitz des Rechtes, an ſeiner Seite zu leben, einzuſetzen. Deine Treue, ſetzte ſie mit dem Ausdruck der innigſten Liebe hinzu, will ich nicht binden, die ſichert mir dieſes Herz zu, das jetzt an Deinem ſchlägt; aber jener ſchlummernde Engel fordert einen Vater, der ihn vor der Welt anerkenne! Er wird ſeine Mutter nach ihrem Gatten fragen. — Ein Strom von heißen Thränen überfloß ihre Wangen, die von Schamröthe glühten; L*** drückte ſie an ſeine Bruſt, und der wechſelnde Ausdruck ſeines Geſichts bewies, daß er nach Faſſung kämpfte. Er konnte ihr endlich zureden, Leidenſchaft und Ueberredung ergoſſen ſich von ſeinen Lippen, aber ſein zweideutiger Blick lud zu keinem

Glauben ein, und in ſeinem ganzen Weſen war mehr Spannung als theilnehmender Schmerz. Er ſtellte ihr vor, wie unmöglich bei ſeinem jetzigen Unternehmen die öffentliche Verkündigung der heiligen Verpflichtung wäre, die ſeine Liebe und ihr Werth, auch ohne ihr Kind, ohne dieſes theure Pfand ſeines Glückes und ihres Vertrauens, ihm auflegten; wie pflichtwidrig er als Staatsbürger handeln würde, wenn er, um ihre zärtlichen Beſorgniſſe zu heben, ſich zu dem Dienſt ſeines Vaterlandes unfähig machte, indem er durch die Wahl ſeiner Gattin ſeiner Partei Mistrauen einflößte Er verwirrte nun Sara's banges Gemüth durch ein ſcheußliches Gemälde, das er ihr von den Abſichten der Genoſſen ihres alten Freundes entwarf, und er wußte künſtlich ſeiner Sache den ſchönen Schmuck der Freiheit und der Vaterlandsliebe anzulegen. Berthier ſprach er von allen böſen Abſichten frei, er nannte ihn einen edeln Schwärmer, der um einige Menſchenalter zu ſpät lebte. Seine reine Römertugend, ſagte er, wird von den Böſewichtern, die ihn umgeben, gemisbraucht, und er wird endlich ihr Opfer ſein; denn ihnen iſt Redlichkeit ein Greuel, ſie rechnen ihm den Schutz, den er Dir und meinem Kinde gewährt, zum Verbrechen an, und wenn ich es nicht über Dich vermag, daß Du mir ohne Bedingung folgſt, ſo kannſt Du über den alten Mann die blutige Rache ſeiner eigenen Rotte ziehen. — Die Arme war nun in ein Meer von Zweifeln geſtürzt, die zu löſen ihre Erfahrung nicht hinreichte; und in dieſer bangen Stimmung mußte L*** ſie für dieſen Abend verlaſſen. Es ward ihm ſchwer; oft wollte er gehen und ſeine Unruhe und ihr Schmerz führten ihn zurück; er kniete lange vor ihr, während daß ihre Thränen auf ihr lächelndes Kind herabfielen, das auf ihrem Schooße ſpielte; Liebe und finſtere Unentſchloſſenheit wechſelten in ihm, und umſonſt rief ihn Sara's holde Stimme zum unbefangenen Genuß dieſes Augenblickes auf, der ihn zwar feſſelte aber nicht erheiterte. Nach ſeinem Abſchied ſuchte ſich Sara zu ſammeln; er hatte ihr verſprochen den folgenden Abend wiederzukommen, und ſie wünſchte, ſeine Plane dann mit frohem Herzen annehmen oder widerlegen zu können. Sie mußte ihm folgen, ohne in den Augen der Welt ſein Weib zu ſein, oder ſie mußte bleiben und ihren ehrwürdigen Pflegevater in Gefahr ſetzen; denn jetzt reihte ſie L****'s Wink und des alten Mannes letzte Worte zuſammen und zitterte für des Greiſes Sicherheit. Dieſen Abend that Berthier keine Frage an ſie; er blickte ihr gütig forſchend aber ſchweigend ins Auge, das ſie bei dieſem Blick, in welchem der ganze Friede der menſchenfreundlichſten Tugend glänzte, wehmüthig niederſchlug. Den andern Tag bat er ſie, ihrem alten Freund ihre Freude mitzutheilen, wenn ſie froh wäre, und ihren Schmerz nicht zu verhehlen, wenn der Beſuch ihres Gatten ſie betrübt hätte. Dieſer Ton, dieſer Ausdruck erweckte das Zutrauen der unentſchloſſenen Sara, ſie entdeckte ihm ihre Zweifel und ihre Beſorgniſſe, verſchwieg aber aus Schonung oder Vorſicht, und weil die Sache ihr in dieſem umfaſſenderen Geſichtspunkt nicht am Herzen lag, das abſchreckende Gemälde, das ihr L*** von Berthier's Partei gemacht hatte. Wie ſie mit ihrer Erzählung zu Ende war, ſchwer der

Alte mit bitterer Heftigkeit, daß er ſie nie anders als wie L***'s anerkannte Gattin aus ſeinem Hauſe laſſen würde — ja, mein Leben, rief er, mag ihr Opfer werden, denn er mag der Helfershelfer mehr haben, die meine eigenen Brüder, die dieſe ehrlichen Landleute, welche mich zehn Jahre lang liebten und achteten, gegen mich aufhetzen; aber ſo lange dieſe Augen ſehen, ſoll meines Rogers Liebe nicht ſeine Beute ſein. Nein, Sara, er hat die Rechte Deines Gatten oder gar keine; und dann mache ich die meinen geltend. Ich will ihn heute ſelbſt ſprechen. — Dieſe Erklärung konnte die verſcheuchte Sara nicht beruhigen, ſie ſah dem Geſpräch der beiden Männer mit Angſt entgegen und hatte keine Klarheit in ihre Seele bringen können. Die bittere Herabwürdigung, mit welcher Berthier von dem Abgott ihres Herzens ſprach, flößte ihr von neuem eine geheime Entfernung gegen den Greis ein; ſie bereute es, ihm nicht Alles verſchwiegen zu haben, ſie warf ſich das Vertrauen, das ſie ihm gezeigt hatte, als einen Verrath an L*** vor und eilte bei ſeiner Ankunft, ſeine Verzeihung zu erhalten. Er war heute froher und dem Glück des Wiederſehens offener. Anfangs ſchien er über Berthier's Abſicht, mit ihm zu ſprechen, verlegen; bald aber ſchalt er Sara lachend über die Ehrenſache, die ſie ihm angeſtiftet hätte, und verſicherte ihr, wenn ihr Herz ihm genug traute, um als treue Gattin ihm zu folgen, ehe eine müßige Ceremonie es ihr zur Pflicht machte, ſo ſtünde er dafür, auch des alten Mannes Einwilligung zu erhalten. Sara ſeufzte, blickte auf den geliebten Mann, aus welchem heute Leben und frohe Zuverſicht ſprach, und wähnte in ſeinem unſtäten Auge nichts als Liebe zu leſen.

Der alte Berthier ließ L*** bitten, auf ſein Zimmer zu kommen; ſo kurz ihre Unterredung war, ſo empfand Sara dennoch die peinlichſte Unruhe, bis ſie Beide zuſammen hereintreten ſah. Sie richtete ihre Augen fragend auf L***, der mit erhitztem, aber freudigem Geſicht ihre Hand ergriff; ehe er noch ſprechen konnte, kam Berthier ihm zuvor, Unwille und tiefe Traurigkeit lag in ſeinen Zügen. — Sara, ſagte er, dieſer Mann hat mich überzeugt, daß meine Anſprüche den ſeinigen nachſtehen müſſen; er hat mich überzeugt, daß nur das wirkliche Eintreffen Deſſen, was ich fürchte, mich berechtigen könnte, Sie von dem Vater Ihres Kindes zu trennen. Alſo nichts mehr davon! Ich kann ſeine Rechte nicht ſchmälern, wenn Ihr Wille ſie heiligt; ziehen Sie mit ihm — er richtete ſeine trüben Augen gen Himmel: Verzeih mir, unglücklicher Vater, daß ich hier meine Verpflichtung aufhören laſſe! Aber noch einmal wende ich mein väterliches Anſehen an, hören Sie mich, Sara; Ihnen, mein Herr — fuhr er fort, indem er ſich gegen L*** wandte — kann, was ich ſagen werde, gleichgültig ſein, ſobald Sie rechtſchaffen ſind; wo nicht, ſo wäre es unrecht, es blos hinter Ihrem Rücken zu ſagen. Der Mann, Sara, deſſen unzuſammenhängenden Gründen, gegen Sitte und Geſetz zu handeln, Sie nachgeben, iſt der Feind ſeines Vaterlands und der Verräther ſeines Volks; wer die Sache der Freiheit verräth, wird ſich nicht ſcheuen, die hülfloſe Unſchuld aufzuopfern! Suchen Sie ſich vor Verzweiflung zu ſchützen, wenn der Erfolg meinen Argwohn rechtfertigt. So kunſtvoll er iſt, kann er Sie nie erniedrigen, ſo lange Sie nur von ihm betrogen und nie ſeine Mitſchuldige ſind. Gott erhalte Ihr Gewiſſen rein! Herr von L***, ob Sie mich Ihrer Politik oder Ihrer Rache opfern, gilt mir gleich; ungewarnt ſollte ſie nicht aus meiner Pflege. — Mit dieſen Worten, indem er noch einen feſten ruhigen Blick auf L*** heftete, entfernte ſich der Greis. Sara blieb, ein Bild des Entſetzens, wie angezaubert ſtehen; des grauſamen Alten Beſchuldigungen umwölkten die reine Glorie nicht, in welcher L*** ihrem liebenden Herzen erſchien; aber fürchterlich ergriff es ſie, den Mann, den ſie über Alles ehrte, ſo hartnäckig verfolgt und angefeindet zu ſehen. L*** führte ſchnell den gefährlichen Schwindel ihrer Gedanken vorüber, der doch endlich in Zweifel an ihn hätte übergehen können; er nahm ſein Kind in ſeine Arme und fragte ſie ernſt und eindringend: Mein Weib, ſagt Dir nicht Pflicht und Natur, daß Du mir mehr vertrauen mußt als dem traurigen Parteigeiſt dieſes kühnen Alten? Ich betrog Dich noch nie und werde Dich nie betrügen; misverſtand Deine ehrwürdige Unerfahrenheit auch zuweilen meine Worte, ſo war Dir meine Liebe doch immer deutlich, und von dieſer erwarteſt Du ja Dein Glück, nicht von dem Einfluß meiner äußeren Lage, nicht von den politiſchen Verhältniſſen, die Berthier ſo hinterliſtig auszulegen ſucht. — Sara mußte in dieſem Augenblick dem Glück ihres Lebens, dem Glauben an ſeine Rechtlichkeit entſagen, oder, mehr wie je hingegeben, in ihm alle ihre Erwartungen von Frieden und Seligkeit vereinigen —

konnte ſie da wol anſtehen? In dem letzten Zeitpunkt von ihres Vaters Leben und ſeit ſeinem Tode hatte Einſamkeit, Liebe, Kummer, ſie gegen alle Unterſchiede der Parteien und gegen deren Abſichten ſehr gleichgültig gemacht. Die Sache der Freiheit und der Gleichheit konnte zwar nicht anders als ihr theuer bleiben; allein war L*** denn ein Bundesgenoſſe der Gegner dieſer Sache? Bei dieſer Frage war es ihr jetzt unmöglich zu verweilen, ſie wollte nichts als ſich aus der hülfloſen Ungewißheit retten, in welcher ihre Trennung von dem Geliebten ſie hielt, ſie wollte dem Manne gehören, für welchen ſie Rogers Liebe, Berthier's Vertrauen verloren hatte — ach und einen noch theuereren Kaufpreis durfte ſie ſich um ihrer Ruhe willen nicht nennen; aber der Gedanke an die Todesſtunde ihres Vaters rief ihr dieſen doch unzählige Mal zu. — Dieſem Mann, der ihr nun Alles war, wollte ſie gehören, und Vertrauen auf ihn konnte ſie allein beglücken. L*** wußte dieſen phantaſtiſchen, gleich weichen und ſtarren Sinn zu behandeln: durch ein Spiel der Empfindung beruhigte er ihren Verſtand, und durch Ermahnungen an ihren Verſtand feſſelte er wiederum ihr weiblich ſchüchternes Herz. Kaum war einiger Zuſammenhang in ihre Unterredung gekommen, ſo ſprach er ernſt und faſt gebieteriſch über die Pflicht, welche jetzt mehr wie jemals den Weibern obliege, ſich vor leidenſchaftlichen Meinungen über öffentliche Vorfälle zu hüten. Er äußerte den entſchiedenſten Widerwillen gegen allen politiſchen Geiſt an Weibern; er bat ſie, niemals, was auch geſchehen möchte, den zärtlichen Gatten mit dem Geſchäftsmann zu verwechſeln; er ſtellte ihr mit den reizendſten Farben der Liebe und Schmeichelei das Glück vor, ſich bei ihr auszuruhen, zu erholen, an ihrer Seite Menſch zu ſein, wenn er allenthalben nur das Geſpenſt der Politik vor Augen gehabt hätte. Sara fühlte nicht das Einſeitige ſeines Raiſonnements, ſie fühlte nur die Wonne der häuslichen Scenen, die L*** ihr ſchilderte, ſie ergab ſich mit glühendem Herzen in den Willen ihres Gebieters und hatte nie eine Ausübung der Herrſchaft gekannt, die ſo ſüß geweſen wäre als die Anerkennung dieſes Geſetzes.

Zwiſchen Berthier und Sara war in der darauf folgenden Zeit von L*** nicht mehr die Rede; doch nahm in den wenigen Tagen, die dieſer noch in der Gegend zubrachte, während deren der Proceß des Kirchenſchänders geendigt wurde, des Alten Unmuth ſichtbar zu. Sara hatte von L*** alle nöthigen Mittel und Anweiſungen bekommen, um ſich unterdeſſen zu ihrer Abreiſe zu bereiten. Ihr Herz war bei dieſen Veranſtaltungen zwiſchen Unruhe, Sehnſucht und Kummer getheilt. Sie getraute ſich nicht mehr, in der Gegend umherzugehen; bei jedem Denkmal ihrer früheren Jugend beklemmte ahnungsvoller Schmerz ihren Buſen. Oft ſtieg ſie bis auf den Hügel, der zwiſchen Berthier's Haus und dem Gute ihres Vaters lag, und blickte auf die Trümmer ihrer ehemaligen Wohnung; dann ſah ſie rechter Hand über die Wieſe hin, wo Roger ſie von dem wüthenden Stier rettete, dann irrte ihr Auge in die Ferne, und überall traf es auf Spuren ihres verſchwundenen Glücks. Wenn ſie nun träumte, welche

Zukunft ihr Vater für ſie gewünſcht, erwartet hatte, und den Pfad hinabfolgte, auf welchem ſie nun wandelte, ſo ſchienen ihr alle Fäden zwiſchen der Vergangenheit und der Zukunft abgeſchnitten, ſie ſchien ſich ein ganz verſchiedenes Geſchöpf von der Sara, die in den Schatten jener Ulmen aufblühte, und es war ihr, als erblickte ſie ihr zitterndes wandelndes Bild in den ſpielenden Wellen eines Stroms: jetzt wirft die Welle einen Theil der Geſtalt zurück, ein anderer fließt dahin, das Auge will den Umriß verfolgen und verliert ſich in den ſchwimmenden Zügen, immer iſt die Geſtalt dieſelbe, nie iſt ſie es ganz. — Trüb und mit ſchwerem Herzen kehrte ſie dann zurück, und ging ſie durch den Garten, ſo erkannte ſie überall Rogers liebende Sorgfalt, hier eine Roſenhecke, die er für ſie angelegt hatte, dort einen Mandelbaum, von dem er ihr Früchte brach. — So irrte ſie einſt bis in einen kleinen Schuppen, wo er eine ganze Schreinerwerkſtatt hatte. Als Kinder hatten ſie oft hier geſeſſen; die Brüder, wie Theodor und Roger damals hießen, zimmerten dort Laubengeländer, Nelkenſtäbchen und allerlei Spielereien; ſie brachte ihnen in der Schürze ihr Vesperbrot, und Theodor ſuchte ungeſtüm ihren Vorrath durch, indeß Roger ihr geſchäftig ſeine Arbeit zeigte. Späterhin erhielt ſie von Roger manches Geſchenk ſeiner Geſchicklichkeit, Nähkäſtchen, Fußſchemel, Blumenkiſten. — In dieſe Erinnerungen vertieft, ſetzte ſie ſich auf der Hobelbank nieder, und ihr Blick fiel auf den oberen Theil eines kleinen Rollwagens, der unter den Spänen verborgen ſteckte; ſie ſah zugleich auf einem Tiſch vor ſich ein Bret, auf welchem ein Wagenrad abgezeichnet war, und Rogers Taſchenbuch liegen, aus dem er ſeinen Bleiſtift genommen hatte, der noch auf dem Brete lag. Roger hatte einen ihrer flüchtigen Wünſche, einen kleinen Wagen für ihr Kind zu haben, aufgefaßt, er war faſt damit fertig geworden — heiße Thränen ſtürzten aus ihren Augen, bei dieſem neuen Beweis ſeiner ſtillen innigen Sehnſucht, ihr Freude zu machen. Sie hörte ſeine verzweifelnde Stimme, als er in der Abſchiedsſtunde rief: nie, nie wird er ſie lieben wie ich! — Sie erſchrak, nahm das Taſchenbuch zu ſich und eilte von dieſem Ort hinweg, wo vorwurfsvolle Geiſter ſie zu umſchweben ſchienen. Aus den zuletzt geſchriebenen Aufzeichnungen im Taſchenbuche ſah ſie, daß dieſer Wagen ihn noch an dem unſeligen Tage beſchäftigt hatte, welcher ſeinen Entſchluß, ſich zu entfernen, veranlaßte.

Wenige Tage nach L***'s Abreiſe kam eine ehrbare Frau, ſeine ehemalige Amme, die ſeitdem in der Familie gedient hatte, und holte am frühen Morgen Sara mit ihrem Kinde ab. Sie war davon benachrichtigt geweſen und hatte den Abend vorher von Berthier Abſchied nehmen wollen; aber der Greis ſagte zitternd: Schone mein Alter! Vor vier und zwanzig Jahren nahm mir der Tod mein letztes Kind; ich dachte, nur er würde Dich mir nehmen. — Er ſchloß ſich in ſein Zimmer ein, wo Sara die ganze Nacht Licht ſah. Sie ſtieg von Schmerz betäubt in den Wagen; wie der Knecht die Hofpforte hinter ihr zuſchloß, ſchien ihr die eherne Pforte der unwiederbringlichen Vergangenheit in ihren Angeln zu klirren, ſie ſchlug die gefalteten Hände über ihre Augen zuſammen und ſchluchzte halb von Sinnen: Auch dieſes um Deinetwillen! — —

Sie ſah die Hügel ihrer Heimath vor ihren Blicken verſchwinden, und es war ihr wie einem armen Verwieſenen, dem jenſeits des Weltmeeres eine Exiſtenz angewieſen wird. Das Mutterland iſt verödet für ihn, er war dort auf der Menſchen Geheiß bürgerlich todt, ehe die Natur ſeine Laufbahn abgeſchnitten hatte; die weite See ſtellt ſich zwiſchen ihn und den Schauplatz ſeines ehemaligen Daſeins, aber weder ihre ſtürmenden Wogen noch ihre plätſchernden Wellen waſchen das Bild der zerſtörten Vergangenheit aus, ſein Geiſt umirrt ewig die verbotene Stätte, wo er lebte, litt und genoß. Je fremder für Sara die Gegenſtände um ſie her wurden, deſto unmöglicher wurde es ihr, ihr Kind aus ihren Armen zu geben; ihre Begleiterin ſtellte ihr umſonſt vor, wie ſehr ſie ſich ermüdete, ſie beobachtete das Weib mit ſcheuer Aufmerkſamkeit und wünſchte, allein weinen zu können. Marton hatte nichts Widriges, und ſie behandelte ihre neue Herrſchaft mit aller Ehrerbietung; aber ſie war die erſte fremde Perſon, bei welcher Sara die Verlegenheit empfand, ſie von ihrer ganzen Lage unterrichtet zu glauben, und der gleichgültige Gehorſam gegen ihres Herrn Befehl war die Triebfeder ihres Betragens, keine Theilnahme an Sara, an ihrem Kinde. Beim Eintritt in Paris nahm Sara's Beklemmung zu; hier war alſo ihre Beſtimmung, hier ihrer Liebe Lohn und Glück ihr aufbewahrt; in dieſem geräuſchvollen Labyrinth ſollte ſie L*** finden, ihn beglücken, unter Tauſenden verloren nur ihm leben; hier, um ſie, neben ihr vielleicht mußte Roger ſein, aber ſie konnte nicht erwarten ihn zu ſehen; hierher konnte auch Theodor zurückkommen und keines von ihnen Beiden würde wiſſen, wie nahe ſie einander ſeien!

An der Barriere wurden ſie von einem beſcheiden gekleideten Bedienten empfangen, der ſie in die Gegend der Straße St. Honoré begleitete, wo Sara in einem ungeheuer großen Hauſe eine zwar einfach, aber ſehr zierlich eingerichtete Wohnung fand. Der Bediente überreichte ihr bei ihrem Eintritt einen Zettel von L***, der das zärtlichſte Willkommen enthielt und ihr ſeinen Beſuch für den Abend verſprach. Sara's Gedanken verwirrten ſich in der Neuheit ihrer Lage. Sie hatte noch nie in einer Stadt übernachtet, ſie hatte nur einmal in Saumur einer Nonneneinkleidung beigewohnt und war aus dem Kloſterſaale wieder in den Wagen geſtiegen; ſie war gewohnt, mit allen Menſchen, die ſie umgaben, wie mit ihrer Familie zu leben, in aller herzlichen Einfalt, Theilnahme und Gaſtfreiheit patriarchaliſcher Sitten; Liebe oder Hülfsbedürftigkeit war das Band zwiſchen ihr und allen Weſen außer ihr geweſen, von Allen hatte ſie empfangen oder ihnen gegeben. Als Kind hatte ihr der Nachbar über den Steg geholfen, als aufblühendes Mädchen hatte ſie den Hochzeitſtrauß für eine Tochter gepflückt, bei deren erſtem Kinde Theodor, kurz ehe er aus dem väterlichen Hauſe entwich, Taufzeuge geworden war. Jede Hütte im Dorfe hatte ſie neu erbauen, veralten oder ausbeſſern ſehen; bei manchem Baum, von welchem ſie ihrem Vater Früchte brach, erinnerte ſie ſich, Antoinetten abgewehrt zu haben, daß ſie ihn nicht mit ihren ſchwachen Händchen ſchüttelte. — Wo war ſie jetzt? Dieſer ganze weite Häuſerhaufen, dieſes zahlloſe Volk umher, dieſes Gewühl auf den Straßen, das in der einbrechenden Dämmerung dahinwogte, alle dieſe fremden Geſtalten, die ihr ungeübtes Auge doch immer mit ehemals gekannten zu vergleichen verſucht war! — Bald glaubte ſie Roger an dem feſten ſchnellen Gang eines jungen Nationalgardiſten zu erkennen; dann bemerkte ſie eine zierliche leichte Figur, die auf einem raſchen Pferde dahereilte: ſo ritt Theodor, ſo ſchien die Schnelligkeit ſeines Roſſes der über alle ſeine Bewegungen verbreiteten Ungeduld noch nicht Genüge zu thun. Die Nacht verhüllte ihr nun die Gegenſtände, ihr Kind ſchlief, Marton, die mit L***'s verſtorbener Mutter mehrmals in der Hauptſtadt geweſen war, hatte, nachdem ſie ausgepackt, tauſend Fragen an den Bedienten zu thun und plauderte mit ihm im Vorzimmer. Sara fing an, ſich ängſtlich einſam zu fühlen; ſie war mitten unter Menſchen wie auf einer wüſten Inſel und bei ihrer Unkunde des Bodens, bei ihrer furchtſamen Fremdheit in ihrem Zimmer ſicherer eingeſperrt als in einem Gefängniß. So oft ſie Jemanden in das Haus treten hörte, erſchrak ſie; denn L*** konnte es noch nicht ſein, und jedes neue fremde Geſchöpf unter Einem Dache mit ihr ängſtigte und ſtörte ſie. Sie hörte indeß, wie ſie über das Vorzimmer ging, eine weibliche Stimme zu einem Kinde ſprechen, das ihr auch in einem herzlichen Ton antwortete, und dies war der erſte beruhigende Laut, den ihr Ohr vernahm; ſie wußte doch ein weibliches Geſchöpf in der Nähe, das auch Mutter war, das alſo wenigſtens Ein übereinſtimmendes Verhältniß mit ihr hatte. Noch vor dem erwarteten Augenblick riß ſie L***'s Ankunft aus der bangen Einſamkeit; er umfaßte ſie mit Entzücken und Dank, er fragte mit der zärtlichſten Beſorgniß nach allen Umſtänden ihrer Reiſe, nach ſeinem Kinde, ſetzte ihr die Einrichtung ihres Hausweſens auseinander, das Einkommen, welches er ihr beſtimmte, ging mit einer bürgerlichen Einfachheit in alle Kleinigkeiten ihrer Lage, in die Bedürfniſſe ihres Kindes ein und ſchien blos zärtlicher Gatte und Vater. Er ſchloß die Schränke auf, die Sara noch nicht berührt hatte, ließ lachend in einem derſelben einiges Silbergeräth, das er mitgebracht hatte, aufheben und übergab ihr ein Verzeichniß des Leinenzeugs, das ſie finden würde. — Sara, ſagte er, ich hätte Dich aus Deiner ehrwürdigen Sitteneinfalt reißen können, ich hätte Dir, ohne den Namen meiner Gattin, den mit dieſem Namen verbundenen Glanz und Luxus geben können; aber ſo würde ich Dich wie eine Maitreſſe behandelt und mein ganzes Glück zerſtört haben. In dieſer Lage fand ich Dich, betete ich Dich an, in dieſer Lage vertrauteſt Du mir, lehrteſt mich die Freuden der Menſchheit kennen; in dieſer Lage biſt Du mein bürgerliches Weib, und von Geſchäften, von Sorgen ermüdet, fliehe ich zu Dir. — Er ſchien tiefſinnig zu werden und drückte ſein Geſicht in ihre Hände. Könnte ich wahrhaft, ungetheilt hier mein Leben genießen! ſetzte er halb in ſich gekehrt, halb zerſtreut hinzu. Sara war von dieſen letzten Worten gerührt und — ſich ſelbſt vielleicht unbewußt — aufgeſchreckt. Wahrhaft, ungetheilt? wiederholte ſie mit einer Art von Aengſtlichkeit. Seine Liebkoſungen zerſtreuten ihre Unruhe, und die wenigen Worte, mit denen er ſich über ſeine ſonſtige Lage ausließ, legten ihr wie gewöhnlich Stillſchweigen auf, indem ſie von neuem ihre Beſorgniſſe wegen endlichen Ausgangs ſo geheimnißvoller Geſchäfte bei ihr erregten. L*** bat ſie, mit Niemanden im Hauſe Umgang zu haben, er forderte mit zärtlicher Zuverſicht und männlichem Ernſt von ihr, ſich Niemanden anzuvertrauen, weil die traurige Ungewißheit ihrer äußeren Lage ſie ſonſt Unannehmlichkeiten ausſetzen würde, da hingegen bei einer völligen Eingezogenheit es ſelbſt der frechſten Neugierde der Nachbarn nicht einfallen würde, in einer ſo eingeſchränkten Lebensart etwas Andres als eine Offiziersfrau oder die Gattin irgend eines Deputirten zu vermuthen. Marton unterbrach ihr Geſpräch mit der Nachricht, daß das Abendeſſen bereit ſei, und fragte Sara zugleich nach dem Gedeck; freudig erröthend wies ihr dieſe L***'s Geſchenk an, worauf er ſie in ein kleines Zimmer führte, deſſen Fenſter auf einen langen Hof ging, welcher mit bewohnten Gebäuden rings umgeben war. Heute, meine Liebe, hat Marton unſern Geſchmack zu errathen geſucht, ſagte L*** mit heiterer Vertraulichkeit, indem er ſich mit ihr zu der einfachen Mahlzeit niederſetzte; aber fortan übernimmſt Du Deine Wirthſchaft, und wenn Deine Mittage einſam ſind, ſo denkſt Du, daß Dein Freund alle Abende, wenigſtens um acht Uhr nach Hauſe eilt. —

Ihr Abendeſſen war ein wahres Hochzeitmahl, durch Zärtlichkeit, Neuheit des Verhältniſſes und Ahnung einer ſeligen Zukunft in Sara's entzücktem Herzen; und doch glich es, durch Einfachheit und beſchränkten Genuß, dem ſtillen Beiſammenſein eines lang vertrauten häuslichen Paares. L*** verließ ſie nach zehn Uhr in Sehnſucht, Dankbarkeit und freudiger Hoffnung auf den morgenden Tag; er verließ ſie in einer Stimmung, deren ſtiller, inniger und doch an Wehmuth grenzender Friede das weiche, ſchwärmeriſche Herz des guten Weibes völlig von allen ehemaligen Banden losriß und ſie ihm unbedingt übergab.

So verlebte ſie eine Reihe von Tagen, deren Genuß ſie verdiente, und die nur reinen Seelen, wie die ihrige damals war, aufbewahrt ſein ſollten. Ihr Kind, ihr kleines Hausweſen beſchäftigte ſie den Morgen, den übrigen Tag brachte ſie mit ihrer Handarbeit, oder mit Büchern zu, an denen ihr Geliebter es ihr nicht fehlen ließ; und ſobald die Abendlüfte es geſtatteten, fuhr ſie mit Marton bis in's Freie, wo ſie dann zu Fuß umherirrte, bis zu dem immer erſehnten Augenblick, da ſie nach Haus eilte, um den Abgott ihres Herzens zu empfangen. Die trüben Wolken, die ſie oft auf ſeiner Stirne ſah, zerſtreute ihre unerſchöpfliche Liebe, und ſie wußte ihm Dank für den geheimen Schauder, der ihn meiſtens befiel, wenn ſie in hingegebner Innigkeit von dem Zeitpunkt ſprach, wo kein trauriges politiſches Verhältniß ihm mehr eine doppelte Art von Exiſtenz, in dem öffentlichen Leben und in ſeinem häuslichen, aufzwingen würde — denn ſo wenig Stunden er nur bei ihr zubringen konnte, ſo nannte er ihre Wohnung doch immer ſeine Heimath — wenn ſein Auge bei dieſen Aeußerungen von ihr abglitt und umherirrte, als ſuchte es einen feſten Blick, verbarg ſie zärtlich ihr Geſicht an ſeiner Bruſt und bat ihn, die unerſättliche Begierde nach Glück ihr zu verzeihen; denn mehr Seligkeit, ſagte ſie, zu genießen, als Du mir jetzt ſchenkſt, mein Geliebter, iſt kaum möglich; es kann deren mehr geben, dennoch aber würde ich bei jedem Wechſel erzittern. Wenn ich Dich umfaſſe, wenn Du mir zuſprichſt, wenn Du unſer Kind liebkoſeſt, ſo möchte ich in jedem ſolchen Augenblick mein ganzes Leben zuſammendrängen; es könnte nicht ſchöner verfließen — L*** ſchien ſich bei dieſen Worten zu erheitern: Möchteſt Du immer ſo denken, mein Weib! möchte nie das Streben nach einem andern Glücke uns vernichten! —

Sie hatte ihn gleich bei ihrer Ankunft nach Theodor gefragt und erfahren, daß er ſeit ſeiner Heirath im Ausland ſei; von Roger hatte L*** zuerſt mit ihr geſprochen, er hatte das Opfer von ihr verlangt, ihn nicht zu ſehen. — Unter andern Umſtänden müßte er unſer Bruder ſein, ſagte er mit edler Wärme; aber als Berthier's Glaubensgenoſſen würde ich ihn jetzt vermeiden, wenn auch die Art ſeines hieſigen Aufenthalts unter einem Schwarm junger Leute, welche der öffentlichen Ruhe im Wege ſtehen, ſeinen Beſuch bei meinem Weibe nicht ohnehin unſtatthaft machte. — Sara fühlte das Gewicht dieſer Gründe und freute ſich, daß Paris ſo groß ſei, einer ſolchen Entfremdung das Unnatürliche zu benehmen. Eines Abends in den erſten Tagen des Auguſts 1792 wurde ſie durch muntere und in zahlreichem Chor geſungene patriotiſche Lieder aufmerkſam gemacht, welche aus einem oberen Stock ihres Hauſes herüberſchallten. Es waren ihr bekannte Weiſen, die Roger oft geſungen hatte, und der harmoniſche Zuſammenklang einer Menge jugendlicher Stimmen vermehrte den lebhaften, halb wehmüthigen Eindruck, den einfache Muſik immer auf ſie machte. L*** traf ſie über dieſem Genuß, den ſie ihm zu theilen geben wollte. Aber nachdem er einige Augenblicke aufgehorcht hatte, rief er mit Heftigkeit dem Bedienten und befahl ihm, in Erfahrung zu ziehen, wer dieſe Leute wären. Der Beſcheid lautete, daß es der Bürger ſei, der den oberen Theil des Hauſes bewohne, welcher heute einige Landsleute aus ſeiner Provinz bewirthe, die ſich unter den Föderirten befinden. — Ich habe nicht gewußt, ſetzte der Menſch mit ſichtbarer Verlegenheit hinzu, daß die Leute oben aus Saumur ſind, noch daß ſie dergleichen Geſellſchaften halten. L*** befahl ihm mit einer Härte, die für Sara ſehr unverſtändlich war, den folgenden Morgen zu ihm zu kommen, weil er ihm Aufträge zu geben habe. Da die gute Sara fürchtete, dieſer Menſch, welcher viel Anhänglichkeit für ſie zeigte, möchte bei der Gelegenheit Verdruß haben, ſo ſuchte ſie L*** ſcherzend von der Geringfügigkeit dieſes Zufalls zu überzeugen: ſie ſähe wol ein, daß es unziemlich für ſie ſein möchte, in einem Hauſe zu wohnen, wo junge Leute tränken; dies wäre ja aber nur ein Familienfeſt. — Und vielleicht iſt Roger dabei, ſetzte ſie gerührt hinzu; da wird Alles ehrbar zugehen. Mir war's wirklich, als hörte ich ſeine Stimme bei dem hübſchen Liedchen. — Sie war hier liebkoſend um L*** beſchäftigt, ſtreichelte ſeine Stirne und küßte ſeine Augen, um ſich von ein paar hellen Thränen zu zerſtreuen, die ſie bei Rogers Erwähnung in den ihrigen merkte, und die trotz ihrer Bemühung auf L***'s Geſicht fielen. — Meine argloſe Sara, meine unſchuldige Taube, rief L*** bewegt; Du weißt nichts, Du ahneſt nichts! meine Arme ſind Deine Welt, und Du ahneſt nicht, wie ich ſorge, Dich ſicher in dieſen liebenden Armen zu erhalten. Die Stadt iſt in einer Lage! die Gemüther ſind in einer Stimmung! — Mein Weib, ich habe dieſes Haus unter tauſenden ausgeſucht, damit nichts, keine Gefahr, keine Anregung dieſes bedenklichen Augenblicks Dir zu nahe käme; und jetzt ſehe ich mich betrogen. — Erſchrick nicht, meine Theure; vertraue mir! Ich werde alle Gefahr von Dir wenden. — So gleichgültig wie ihr der Vorgang an ſich ſchien, ſo machte er doch einen tiefen Eindruck auf Sara's Gemüth, und ſie fragte L*** dringend, wie lange dieſe Sorgen noch dauern möchten? wenn er endlich die Menſchen als Freunde, nicht als lauter Verſchworne betrachten würde? Aber er liebte dieſen Gegenſtand nicht, und er ſuchte Sara durch allgemeine Beruhigungen davon abzuziehen.

Das ſpäte Auseinandergehen der Gäſte und eine kleine Unpäßlichkeit ihres Kindes hielten Sara dieſen Abend noch lange, nachdem L*** ſich entfernt hatte, in ihrem Eßzimmer auf, dem einzigen, das auf den Hof ging. Wie es ſtill zu werden anfing, bemerkte ſie eine weibliche Stimme, die mit dem Ausdruck der tiefſten Schwermuth die Lieder wiederholte, welche die muntere Geſellſchaft vorher ſo luſtig geſungen hatte. Der Contraſt zwiſchen einer gedämpften, unendlich ſanften Stimme, welche manchmal von Thränen zu ſtocken ſchien, und dem kühnen Geiſt ihrer Lieder, hatte etwas ſo Auffallendes als Rührendes. Sara ſah hinaus und erblickte zur Seite im Erdgeſchoß, durch die Fenſter, aus welchen die Stimme kam, eine weibliche Geſtalt, die eben von einem niedrigen Stuhle aufſtand und eine kleine Lampe in die Hand nahm, mit welcher ſie emſig in alle Winkel des Zimmers zu leuchten ſchien. Wie ſie noch damit beſchäftigt war, trat eine andere weibliche Perſon in das Zimmer und ſprach ihr freundlich zu: Nanni, was machſt Du wieder? Suche nicht, arme Nanni; komm zu Bett, es iſt ſpät. — Ach, er iſt nirgends, nirgends! rief die erſte mit einem durchdringenden Schmerzenston und ließ ſich geduldig aus dem Zimmer führen. In der ſtillen Sommernacht, welche jeden Ton hörbar machte, konnte Sara den Auftritt genau beobachten, und ſie ward ſehr begierig zu wiſſen, wer die beiden Weiber wären. Marton konnte ihr indeſſen keinen andern Beſcheid geben, als daß ſie erſt ſeit etlichen Tagen da wohnten, Schweſtern zu ſein ſchienen, und vermuthlich ſei die eine davon wahnſinnig; wenigſtens habe man ſie in den wenigen Tagen meiſtens weinen und auf den Knien liegen ſehen. Sara gab noch ein paar Abende auf dieſe Nachbarinnen Acht und bemerkte daſſelbe, ſah das wahrſcheinlich wahnſinnige Mädchen, hörte ſie ſingen, worauf ſie dann mit der

Lampe allenthalben umherſuchte, bis die Schweſter ſie fortführte.

Von dem Eindruck dieſer ſonderbaren Erſcheinung zerſtreute ſie L***'s Stimmung in dieſen Tagen. Er war ſehr tiefſinnig und ſchien mit ſeinen Gedanken oft ganz abweſend zu ſein. Zuweilen umarmte er Sara mit einer ſchmerzvollen Heftigkeit, die ihr Innerſtes bewegte. Sie fühlte die Veränderung um ſo lebhafter, als in den wenigen Wochen, die ſie in Paris zugebracht hatte, ihre ſtille Eintracht noch durch nichts geſtört worden war; jeder kleine Umſtand hatte ihre Liebe erhöht, und L*** hatte in der Entfaltung von Sara's Geiſt, welchen jetzt kein Zwang mehr drückte, in der unerſchöpflichen Zärtlichkeit dieſes kindlichen Weſens den höchſten Genuß zu finden geſchienen. Am Morgen des neunten Auguſts kam er, zum erſten Mal in dieſer Tageszeit, zu Sara, die, über die unvermuthete Erſcheinung innig erfreut und dennoch erſchreckt, ihn um die Urſache des ungewöhnlichen Beſuches fragte. Er ſagte ihr, ſeine Pflicht würde ihn den Abend und die ganze Nacht abrufen, er hätte ihres Anblicks indeſſen nicht ſo völlig entbehren wollen und da er ſeine ſtille Abendſtunde einbüßen würde, bäte er ſie wenigſtens um ein Frühſtück. Er ſchien geſpannt munter und ließ nur vorübergehend fallen, man fürchtete einige Unruhe in der Stadt, die Wachen im Schloß ſeien verdoppelt, und er werde die ganze Nacht dort ſein. — Fahr heute Abend nicht aus, Liebe, ſetzte er hinzu, und halte morgen früh deine Zimmer verſchloſſen, bis Du von mir hörſt. — Sara war äußerſt ängſtlich, er lachte aber ihre Beſorgniſſe hinweg und ſprach voll Zuverſicht von einer nahen Veränderung zum Beſten der öffentlichen Angelegenheiten, die auch auf ihr Schickſal würde Einfluß haben können. Sara entging es nicht, daß ſeine Munterkeit von manchen widerſprechenden Empfindungen durchkreuzt wurde, und ſie ſuchte mühſam ihre Angſt zu zerſtreuen. Sie hielt ihn unter tauſend Vorwänden auf, er gab ihrer Bemühung zärtlich nach, beſchäftigte ſich lange mit ſeinem Kinde und nahm endlich den herzlichſten Abſchied, indem er zugleich ſein Möglichſtes zu thun verſprach, um den folgenden Morgen wiederzukommen.

Sara brachte nun den Tag in der bangen Erwartung gewaltſamer Auftritte hin. Sie ſah mehrere Haufen von bewaffneten Föderirten über die Straße ziehen, hörte auch von fern das Raſſeln von ſchwerem Geſchütz über dem Pflaſter; aber noch ſchien Alles friedlich und ſogar eher feſtlich zu ſein. Wie gegen die einbrechende Nacht Alles um ſie her in die tiefſte Stille verſunken war, wobei der wilde Geſang einzelner Bewaffneter deſto ſchauderhafter abſtach gegen die bürgerliche Ruhe in den Häuſern, ſetzte ſie ſich neben das Bett ihres Kindes und horchte auf jeden Ton, der von der Seite des Schloſſes herſchallte. Gegen elf Uhr ward die Straße lebhafter; ſtillſchweigend, aber mit ſchnellen Schritten fingen zahlreiche Gruppen an, gegen den Ludwigsplatz zuzueilen, und Sara ſuchte ſich damit, daß Alle hinſtrömten, Niemand aber von dort zurückkomme, zu beruhigen. Sie ſah zahlreiche Abtheilungen von der Nationalgarde dieſen Weg nehmen und glaubte nun den Palaſt vor jeder Gefahr geſichert, da brave Bürger ihn beſchützen würden. Plötzlich riß ſie der Ton der erſten Sturmglocke aus dieſer Zuverſicht; ihr Herz ſtockte, ihr Athem ſelbſt hielt inne, ſie ſtrengte ſich an, dieſem furchtbaren ihr noch unbekannten Klang einen Sinn zu geben, als ein leiſer Nachtwind von dem Innern der unermeßlichen Stadt herwehte und einen ähnlichen Ton nach dem andern mit ſich führte. Bald bebte die Luft von dem verworrenen und ſchnellen Durcheinanderläuten der vielen Glocken, durch die Kreuzwege ſchmetterte die Lärmtrommel, alle Fenſter wurden erleuchtet, und furchtſam ſah man die friedliebenden Bewohner der Häuſer herausblicken, indeß die jungen Männer und die ärmeren Miethsleute der Bodenkammern, die in dieſem Aufruhr auf ein unentgeltliches Schauſpiel rechneten, dem Ludwigsplatze zueilten. Sara rief nach Marton und Thomas, ſie bat den Letztern zitternd, ſich nach der Urſache dieſes Auflaufs zu erkundigen, zu ſeinem Herrn zu eilen. Der junge Menſch war blaß und traurig, er antwortete, ſein Herr hätte ihm verboten, ſie zu verlaſſen, bis Nachrichten von ihm eingegangen wären. Der Lärm nahm überhand, fern über der Stadt hin färbte ein blaſſes Roth den grauenden Himmel, und eine ſchaurige Luft vermehrte den Fieberfroſt von Angſt, welche Sara immer heftiger ergriff. Sie hörte jetzt das laut wiederholte Loſungsgeſchrei der Menge: Es lebe die Nation! Nieder mit dem König! — Der König! rief Sara und ſtürzte nach der Thüre; Dein Herr vertheidigt den König, rette ihn, eile zu ihm. — Thomas ſchüttelte ſchweigend den Kopf; außer ſich ſchrie ſie: Zeige mir den Weg! — und riß ihn mit ſich fort. Er bat ſie flehend, ruhig zu bleiben; ich muß, ſagte er, Gewalt brauchen, um Sie von allem heftigen Thun abzuhalten, und Gott weiß, wie mich das ſchmerzt, wenn ich bedenke, was in dieſem Augenblick Alles geſchehen kann. — Du wüßteſt, was geſchehen könnte, und erwarteſt Du denn Deinen Herrn nicht? Sara ſtieß ihn von der Thüre, ſie erſchöpfte ſich, um ihren Zweck zu erreichen; Thomas kniete endlich vor der Thüre hin und rief wehmüthig: Gnädige Frau, dort wird Blut vergoſſen, dort können Sie nicht helfen. — In dem nämlichen Augenblicke tönte zufällig ein ſchallendes Geſchrei die Straße herauf. Deswegen muß ich hin! rief Sara, indem ſie mit einer letzten Anſtrengung ihrer Kräfte die Thüre aufriß. Thomas fiel von der gewaltſamen Bewegung, die ſie machte, nieder; aber indem ſie über ihn wegeilen wollte, rief er noch ein Mal flehend: Und Ihr Kind, gnädige Frau? — Sara ſtand betroffen ſtill und kehrte mit gerungenen Händen in das Zimmer zurück. Sie ſetzte ſich wieder neben die Wiege und hob ihre trockenen, von Angſt und Wachen geſchwollenen Augen zum Himmel auf, den ſie um Faſſung und Muth anzuflehen ſchien. Sie ſah, daß der junge Menſch ſein Geſicht mit ſeinem Tuch bedeckte: Thomas, ſagte ſie, was ſoll dieſe ſchreckliche Nacht? Warum mußte Dein Herr ſich dieſer Gefahr ausſetzen? — Gnädige Frau, antwortete er mit niedergeſchlagenem Weſen, ich weiß zu wenig, um Ihnen Auskunft zu geben. Die Menſchen, die mich beredet haben, bei meinem Herrn Dienſte zu ſuchen, mögen es auf ihrer Seele haben, wenn nicht Alles, was ſie thun, recht iſt; aber allwiſſend ſchienen ſie zu ſein, und ſelbſt jetzt, indem ich mit Ihnen ſpreche, bereiten ſie mir vielleicht die Strafe meines Verraths. Ich ſollte ihnen Alles hinterbringen, was mein Herr vornähme; mein gutgemeinter Eifer, uns Alle frei und gleich zu ſehen, hatte ſie wol hoffen gemacht, daß mir jedes Mittel dazu gut wäre. Ich dachte auch, ich könnte ihnen ja wol ſagen, was mein Herr ſo vor meinen Augen thäte; ſie verlangten, daß ich ihm nachforſchen, nachgehen ſollte, wenn er ſich deſſen nicht verſähe; da ward mir bang, den Handel eingegangen zu ſein, und ich war froh wie ich zu der gnädigen Frau kam. Nun mögen ſie mich aber als einen Abtrünnigen anſehen, und Gott weiß, was mir bevorſteht, wenn ſie heute die Oberhand behalten. — Bis dahin hatte Sara in der dumpfen faſt gedankenloſen Stille zugehört, die oft auf einen heftigen Ausbruch von Leidenſchaft folgt; bei den letzten Worten fuhr ſie auf: Wer ſoll die Oberhand haben? Wer kann unterliegen? — Aber ſtarres Entſetzen ergriff ſie, da ein tauſendſtimmiges Geſchrei auf der Straße erſchallte: Sie morden ſie Alle! — Thomas riß die Fenſter auf; das Volk rannte gegen einander: Alle Schweizer! Alle nieder — nieder! rief es mit heulendem Ungeſtüm. — Heiliger Gott, wie ſich die armen Menſchen wehren! ſeufzte Thomas mit zuſammengeſchlagenen Händen. Sara hatte in dem erſten Schrecken über dieſes neue Geſchrei ihr ſchlafendes Kind aus der Wiege geriſſen und hielt es jetzt feſt an ihr Herz gedrückt; ein fürchterliches Getümmel gerade unter ihren Fenſtern rief ſie dahin. Sie ſah zwei Schweizer, die ſich durch das Volk drängten und ihre Uniformen herabriſſen, eine Anzahl Menſchen umringte ſie, in der Abſicht ſie zu retten, indeß Andere in einem größeren Kreis um ſie wütheten und ſchrien; plötzlich riß ein Bürger ſeinen grauen Ueberrock ab und warf ihn einem von den Unglücklichen über, der nun gegen die Thüre von Sara's Haus floh. — Hilf, guter Thomas, hilf ihm! rief Sara mit innigem Mitleid. Thomas flog herab, riß die Thüre auf, und der verkleidete Schweizer ſtürzte athemlos herein und durch das Vorhaus in den Hof. Die mitleidigen Bürger hatten ſeinem armen Kameraden den nämlichen Dienſt leiſten wollen; aber von dem Mordgeſchrei ſeiner Verfolger, die den um ihn geſchloſſenen Kreis durchbrechen wollten, betäubt, ſtieß er den ihm angebotenen Kittel eines Taglöhners von ſich und drängte ſich in der Uniform ſelbſt ſeinen Feinden entgegen, um ſeinem entflohenen Waffenbruder nachzueilen. Die aufgebrachte Menge brach mit ihm zugleich in das Haus, er eilte die Treppe hinauf, ſtürzte in Sara's Zimmer zu ihren Füßen — Barmherzigkeit, Barmherzigkeit! rief er in ſeiner Mundart und umfaßte Sara's Knie. Aber einige von ſeinen Verfolgern hatten ihn ſchon ergriffen und hieben ihn vor Sara's Augen nieder. Im nämlichen Augenblick zitterte die Luft von dem Abbrennen der erſten Kanonen in den Tuilerien. Man mordet das Volk! rief der Haufen in der Straße. Lautes Geheul miſchte ſich in den Lärm, Alles drängte ſich nach dem Ludwigsplatz, die Mörder des unglücklichen Schweizers horchten am Fenſter auf die wiederholten Schüſſe und eilten die Treppe hinab. In ſtummer Betäubung ſtand Sara, ihr Kind im Arm, der

Blutende zu ihren Füßen. Des armen Fremden letztes Röcheln rief ſie jetzt zu ſich, ſie trat entſetzt zurück, der Sterbende ſtreckte die Hand krampfhaft nach ihr aus und verſchied. Die Straße war jetzt einen Augenblick leer, man hörte nur ein fernes Summen von Menſchenſtimmen und nach jedem neuen Schuß ein dumpfes Geſchrei. Mord vor ihren Augen, Tod und Verderben um ſie her, und Alles, was ſie liebte, im Mittelpunkt dieſes Verderbens — ihr Gehirn brannte, ſie dachte ſich L*** unter den Händen dieſer Unmenſchen, die den wehrloſen Schweizer zu ihren Füßen niedergemetzelt hatten. Sie wickelte ihr Kind in ihren Morgenmantel und rief Marton, die ſie noch im Nebenzimmer glaubte, ihr zu folgen. Sie rief umſonſt, Marton war fort, auch Thomas fand ſich nirgends, das Haus war leer, todtenſtill — ſie konnte es in der fürchterlichen Stille nicht aushalten, ſie ging, eilte die Straße hinauf; L*** war ihr einziger Gedanke!

So ſchritt ſie faſt ohne Beſinnung fort, jedes lebendige Geſchöpf, das ſie anſah, floh vor ihr her, kein freundliches Weſen kam ihr entgegen, ſie zurückzuführen. Auf dem Ludwigsplatze begegneten ihr einzelne Gruppen von Menſchen, die Verwundete trugen und mit bitterem Lachen ihnen den Troſt zuriefen, der Schauplatz ihres Todes ſolle bald ein Steinhaufen ſein. Wie von böſen Geiſtern getrieben ſuchte Sara den Eingang des Schloſſes, wo man ihr einmal bei einer Spazierfahrt eine Reihe Fenſter gezeigt hatte, die man ihr die Galerie des Königs nannte. Dort mußte ſie hin, denn dort mußte L*** ſein! Sie drängte ſich in den erſten Hof, mit einer Hand wehrte ſie alle Umſtehenden von ihrem Kinde ab, das ſie feſt an ſich drückte; man machte ihr Platz, aber je näher ſie dem Hauptgebäude kam, deſto gedrängter ſtanden die Haufen. Endlich drängte ein Trupp ſie vor ſich her in einen kleinen Hof, man ſchrie wüthend um ſie: „die Ritter vom Dolch ſind dort im Hinterhalt!“ Sie konnte nicht zurück, ob ſie gleich Schuß auf Schuß um ſich her, wahrſcheinlich aus den Fenſtern, fallen hörte. Endlich erblickt ſie einen Eingang in das Schloß und will nun voran; aber wie ward ihr, als L***, zwei geſpannte Piſtolen in der Hand, ihr entgegenſtürzte! Funfzehn bis zwanzig Männer, mit Dolchen oder Piſtolen bewaffnet, folgten ihm, und L*** ſchrie wild: Feuer! Stoßt nieder! — „Es iſt ein Weib dabei!“ rief einer von den Männern und warf ſich vor den andrängenden Haufen. L***! ſchrie Sara; halt ein, halt ein! — Die Unglückliche ſtürzte auf ihn zu, das bewaffnete Volk ihr nach und umringte ſie; L***, nur auf Vertheidigung der Seinen bedacht, verblendet, vielleicht gar wähnend, daß Sara's wilde Bewegung ein Angriff auf ihn ſei, ſchoß ſein Gewehr los und zerſchmetterte die Schulter ſeines unglücklichen Kindes, das Sara mit ihren Armen umſchlungen hielt. Mit einem lauten Schrei ſank ſie nieder, die Kämpfenden würden ſie unter ihren Füßen zertreten haben, wenn nicht ein paar Männer, in dieſem wüthenden Getümmel noch menſchlich, ſie aufgerafft und von dieſer Stelle, die nun mit Blut und Leichen bedeckt wurde, hinweggeſchleppt hätten. Sie war ohne Beſinnung, aber nicht ohnmächtig; krampfhaft hielt ſie ihr blutendes Kind im Arm;

und wie die Männer ſie auf der Terraſſe der Feuillans in das Gras legten, behielt ſie es noch immer an ſich gedrückt. Neben ihr lag ein Knabe von ſieben Jahren, dem das Gehirn zerſchmettert war, und ein noch viel jüngeres Mädchen, das ohne ſichtbare Beſchädigung an der Bruſt verletzt, ſchon ſterbend ſich ſtreckte; die Mutter dieſer beiden Kinder kniete vor ihnen; beide Hände über ihrem Schoos gefaltet, blaß, unbeweglich, ohne Thränen, ohne einen Seufzer; nur wenn der Todeskrampf dem Mädchen noch einen röchelnden Athemzug auspreßte, hob ſich die Bruſt der Mutter gewaltſam empor, dann wandte ſie die Augen auf den Knaben, der geſtaltlos dalag, ihr Blick ſchauderte vor dem fürchterlichen Anblick zurück und ruhte wieder in todter Stille auf der Tochter. Um die jammervolle Gruppe her trieb ſich der zahlloſe Haufen; Verwundete, Todte wurden vorbeigeſchafft, Fliehende verfolgt, neue Bewaffnete drängten ſich vorwärts; von fern donnerte das Geſchütz, und wirbelnd ſtieg ſchon aus dem Schloſſe Feuer und Rauch empor. Bei den Weibern ſtanden Leute, die für ſie auf Hülfe zu warten ſchienen, endlich langte auch wirklich eine Tragbahre an, auf welche man die beiden todten Kinder legte; und in dieſem Augenblick nahte ſich ein junger Menſch, der mit zerſtörtem Geſicht ſchon einige Mal vorbeigelaufen war. Es war Thomas, welcher unter den eindringenden Männern, die bis in Sara's Zimmer den Schweizer verfolgt hatten, einige ſeiner alten Gefährten erkannt und, einen Augenblick ſeinem Schrecken nachgebend, ſich aus dem Hauſe geflüchtet hatte; als er zurückkehrte, war Sara ſchon entflohen, und von Furcht und Reue, um ſeiner Sicherheit willen ſie in dieſem Augenblick verlaſſen zu haben, getrieben, hatte er jetzt ſchon lange in der Gegend des Schloſſes nach ihr umhergeſpäht. Wie er die Kinder aufheben ſah, eilte er herbei und erkannte Sara, die ſich aufgerichtet hatte und mit ſtarrem, halb gleichgültigem, halb fragendem Blicke um ſich ſah, wie ein Todtgeglaubter, der im Grabgewölbe erwachte. Meine Herrſchaft, meine arme Herrſchaft! rief er und ſtürzte zu ihren Füßen; rettet ſie! bringt ſie fort! ſie iſt verwundet. — Sie war es nicht, aber ihres Kindes Blut hatte ihren Hals und ihre Kleidung gefärbt. Sie ſtand matt vom Boden auf, ſah die Umſtehenden mit einem Blicke an, der das Gefühl des tiefſten, unerwartetſten und eben darum unwiderſtehlichſten Schmerzes ausdrückte. — „Er hat es ſelbſt getödtet!“ ſagte ſie leiſe und doch durchdringend, indem ſie ihnen ihr winſelndes Kind hinreichte. Man verſtand den Sinn dieſer Worte nicht, aber bei ihrem Anblick ſchien Mitleid die Stelle des Schreckens bei den Zuſchauern einzunehmen und ihnen auf die großen Abſcheulichkeiten, von denen ſie Zeugen geweſen waren, wohlzuthun. In einen weißen Mantel gehüllt, den halb offnen Buſen von dem Blut ihres Kindes gefärbt, ohne Haube, ihre Schultern von ihren ſchönen Haaren bedeckt, ſtand ſie da, und obgleich keine Klage aus ihrem Munde, keine Thräne aus ihren Augen floß, forderte doch ihr hülfloſer Schmerz die Menſchlichkeit zum Beiſtand, oder ſelbſt zur Rache auf. Thomas wollte ihr Kind nehmen, ſie ſtieß ihn heftig zurück; er nahm ehrerbietig ihren Arm, ſie ließ ſich ſtill wegführen. Ein

Bürger ging auf der andern Seite, Thomas ſagte ihm ihre Wohnung, er ſah die Bahre mit den beiden Kindern und die unglückliche Mutter den nämlichen Weg nehmen. Der Zug ſchritt langſam fort und wurde durch den Zulauf des Volkes oft unterbrochen; die beiden kinderloſen Mütter ſchienen ohne beſondere Anſtrengung aber auch ohne Beſinnung dahinzuwandeln. Endlich langte man vor dem Hauſe an; Thomas erſtaunte, die Frau mit den beiden Kindern ebenfalls hineinführen zu ſehen, und er erkannte jetzt in ihr die Gattin des Bürgers, bei welchem ſich vor wenigen Tagen die Föderirten verſammelt hatten, und die Kinder waren die nämlichen, deren Geſchwätz mit ihrer Mutter auf die arme Sara am Abend ihrer Ankunft einen tröſtenden Eindruck gemacht hatte. Thomas überließ ſeine Herrſchaft einen Augenblick der Obhut ſeines unbekannten Begleiters und eilte die Treppe hinauf, um die Zimmer zu öffnen. Der erſte Gegenſtand, der ihm hier in die Augen fiel, war der Leichnam des Schweizers, der noch auf der Stelle, wo er ermordet worden war, in ſeinem Blute lag. Er ſchauderte zurück, beſann ſich, wohin er die gebeugte Mutter wol bringen könnte, um ihr dieſen Anblick zu erſparen — er war ſchon unten, da erblickte er die Schweſter des armen Geſchöpfs, deſſen rührendem Geſang er in der Nacht oft aufmerkſam zugehört hatte; ſie öffnete eben vorſichtig ihre Thüre, er bat ſie, Sara einſtweilen zu beherbergen. Sie ſchien es anfangs verweigern zu wollen; wie ſie aber Sara ſtarr und fühllos an einen Pfeiler gelehnt ſtehen ſah, trat ſie mit dem einfachſten Ausdruck von Theilnahme zu ihr und fragte ihre Begleiter, ob ſie verwundet ſei. Thomas erzählte ihr mit wenigen Worten, wie er ſeine Herrſchaft auf der Terraſſe gefunden hätte, und wie ihr Kind mit den Kindern der Bürgerin im obern Stock ein gleiches Schickſal gehabt haben müſſe. Hier ſchien die erſte Wärme von Gefühl bei Sara wiederzukehren, eine ſchwache Röthe färbte ihr Geſicht, ihre Züge arbeiteten ſich gewaltſam aus der ſtarren Ausdrucksloſigkeit hervor, und ſie brach unter lautem Schluchzen in die Worte aus: O nein, nein! der Vater hat ſie nicht ſelbſt ermordet. — Dieſe Thränen ſchienen die Kriſis ihres bisherigen Zuſtandes zu machen, jetzt erſt zeigte ſie, daß ſie ſich bewußt ſei, ihr Kind in ihren Armen zu halten, willig folgte ſie der Nachbarin, die ſie in ihre Wohnung führte, jedoch unter der Bedingung, daß Thomas nicht mitginge, ſondern in den Zimmern ſeiner Herrſchaft bliebe. Auch litt Sara, daß ſie die Kleine entkleidete, indeß ſie ſelbſt, zitternd und zuckend bei jeder Bewegung, welche die Frau mit dem Kinde vornahm, ihre fragenden Blicke auf ſie heftete. — Es lebt, es lebt! rief die Frau wiederholt; es iſt vom Bluten erſchöpft, jetzt will ich es nur erleichtern, nur thun, was fürs erſte nöthig ſein mag; dann hole ich den Wundarzt. — Wie ſie die zerſchmetterte Schulter entblößte, ſchauderte ſie und deckte ſie ſchnell zu; denn die arme Sara hatte durch die Art, wie ſie das Kind gehalten und gedrückt hatte, die Wunde in einen ſchrecklichen Zuſtand geſetzt und ſie wollte der Mutter dieſen Anblick erſparen. Sie wies ſie nun an, ihr aus dieſem oder jenem Winkel des Zimmers Allerlei, was das Kind brauchte, herbeizuſchaffen, weil ſie es gern in ſeiner jetzigen Lage erhalten wollte, um ihm nicht von neuem wehzuthun; aber Sara war unfähig ſie zu hören, ſie zu verſtehen, ihr Geſicht verrieth Anſtrengung, aber ihre Bemühung zu denken, weckte nun ihr erſtarrtes Gedächtniß und führte das Gefühl ihres Unglücks nach und nach vor ihre Seele. Sie ward immer unruhiger, ging finſter und mit ſchweren Seufzern im Zimmer umher; die gute Frau, die, ſobald ſie ihren Zuſtand wahrgenommen hatte, behutſam aufgeſtanden war, um das Kind auf das Bett zu legen und ſelbſt nach den Dingen, die ſie verlangt hatte, zu gehen, rief ihr freundlich dringend zu: Wenigſtens rühren Sie es nicht an! — Da kniete ſie nieder, ohne zu antworten, küßte leiſe die Zipfel des Kiſſens, worauf das Kind lag, ſeufzte tief und fing von neuem an, wie in einem ſchrecklichen Traum umherzugehen. Die Frau brachte das Kind wieder ſo weit ins Leben, daß es ein paar Löffel voll Milch ſchluckte; bei dieſem Anblick überfloſſen heiße Thränen Sara's Geſicht, ein zuckendes Lächeln ſchwebte um ihren blaſſen Mund, ſie küßte die Hände, die Kleider der Nachbarin, ihre eigene Hand und legte ſie ſachte auf die Decke des Kindes, das ſie zu beunruhigen fürchtete.

Jetzt entfernte ſich Frau Thirion — ſo hieß die Nachbarin — auf einige Augenblicke, kam aber bald mit ihrer Schweſter zurück, der ſie zuzureden ſchien, indem ſie noch im Hereintreten zu ihr ſagte: Sie iſt krank, liebe Nanette, Du mußt recht vorſichtig ſein und ja das Kind nicht anrühren. — Wie Nanettens Blicke auf das Kind gefallen waren, ſchien ſie ängſtlich zu werden;

ſie hielt die Schweſter beim Arm zurück und mit ſcheuer, verwirrter Miene ſagte ſie: Das Kind iſt blutig — träumt die Frau auch? — Nein, meine Liebe, nein! Ich habe Dir ja geſagt, daß die arme Mutter ins Gefecht gerathen war; Du haſt ja den ganzen Morgen ſchießen gehört — denke doch nur an Das, was Du jetzt ſiehſt; bleib bei der Frau, ſo lange ich aus bin, und wenn der Bruder und der Schwager kommen ſollten, ſo ſage ihnen, daß die Frau unſere Hülfe braucht. — Sie ging nun, den Wundarzt zu holen. Sara blieb mit Nanni allein, ſie ſchien aber nicht auf ſie zu merken, ſondern verſank in immer tiefere Finſterniß des Schmerzes. Anfangs ſah ihr Nanni von weitem zu, bald trat ſie theilnehmend neben ſie und ſagte ein paar Mal mit wehmüthig tröſtendem Tone: Arme Liebe! O dieſe Träume ſind fürchterlich. — Da Sara ſie nicht hörte, wandte ſich ihre Aufmerkſamkeit auf das Kind, an deſſen Bett ſie ſich ſetzte. Sie erblickte die Schale mit Milch, gab der Kleinen einige Löffel voll, machte ſich behutſam Allerlei um ſie her zu ſchaffen, wobei ſie leiſe ſang, und wie das halb entſeelte Geſchöpfchen wieder ohne Bewegung dalag, erhob ſie ihre Stimme lauter, weil ſie es im Einſchlafen glaubte, und Sara's Ohr ward plötzlich von den rührenden Worten des bekannten Wiegenliedes getroffen:

Deux victimes infortunées
Se doivent de tendres secours;
Je veillerai sur tes jeunes années,
Tu auras soin de mes vieux jours!

Sie heftete jetzt den erſten Blick auf Nanni: eine lange magere Geſtalt, mit großen Augen, deren verwirrter, umherirrender Blick ſich nur fixirte, wenn er ein paar fließende ſchwere Thränen zurückhalten zu wollen ſchien; ein Mund, der ehemals gewiß ſchön war, jetzt aber immer ausſah, als verhielte er den Schrei des Schmerzes, und den bei den ungleichſten Veranlaſſungen ein zuckendes Lächeln bewegte, womit der übrige Ausdruck des Geſichts nie übereinſtimmte; ſchöne ſchwarze Haare fielen auf ihre Stirne, ihr Anzug war ärmlich, reinlich, bürgerlich aber vernachläſſigt; nichts wie die Stimme ſchien an ihr noch unzertrümmert, denn Gang und Bewegung drückten träumende Verwirrung aus. Sie ſang, ein Strickzeug in der Hand haltend, mit ſtarrem, thränenvollem Auge, als wenn ſie bei einem ſehr ernſten Geſchäft begriffen wäre. Sara's armes Gemüth war durch die ihr bekannten Worte tief zerriſſen, denn ſie hatte dieſes Lied oft an der Wiege ihres Kindes geſungen und, ſo überzeugt, wie ſie von L****s Treue war, ſich dennoch ſelten der Thränen dabei enthalten können. Jetzt hörte ſie eine ferne Ahnung ihres Unglücks in einem fremden Munde, es kam ihr vor wie die Stimme des Schickſals; und indem ſie ihre eine Hand auf Nanni's Schulter, die andere auf ihr eigenes Herz legte, rief ſie ängſtlich: Nein, er konnte es nicht ſein, nein, es iſt nicht möglich! — Nanni beſann ſich eine Weile und ſagte dann: Nein, Liebe, er war es auch nicht; aber das machte es nicht beſſer, denn ſeine ſchöne Stirne trägt doch nun das entehrende Zeichen — o da kommt er! ſtill, ſtill! Er darf mich nie davon ſprechen hören. — Sie lief an die Thüre, und zwei Männer traten herein, ein ältlicher, rechtlicher, mit einer ernſten Phyſiognomie, in Nationalgardenkleidung, und ein jüngerer, der den Ausdruck der finſterſten Ueberſpannung auf ſeinem mit ſchwarzen Haaren beſchatteten Geſicht trug. Nanni! rief dieſer, unſere Rache beginnt. — Er erblickte Sara und ſtutzte. Der Andere fragte, wer die junge Fremde ſei? Nanni führte ihn zum Kinde und ſagte mit ihrem verwirrten Lächeln und wilden Blick: Sieh, es iſt gerade wie Henriot; aber die Schweſter ſagt, es werde nicht ſo lange ſchlafen. — Der Auftritt wäre vielleicht noch unverſtändlicher für alle Theile geworden, wenn Frau Thirion nicht jetzt mit dem Wundarzt zurückgekommen wäre. Wie ſie die Männer erblickte, fiel ſie dem älteren lebhaft um den Hals: Gott ſei Dank, daß Du wieder da biſt! darauf reichte ſie dem andern die Hand und ſagte noch einmal: Ihr ſeid mir erhalten! Ich habe es aber verdient, denn ich hätte Muth gehabt, wenn man Euch auch blutend wiedergebracht hätte. — Braves Weib! war Alles, was ihr Gatte (denn das war der Aeltere) ihr antwortete. Sie unterrichtete ihn nun mit wenigen Worten von der Veranlaſſung zu Sara's Anweſenheit und ſtand alsdann dem Wundarzt in der Verpflegung des Kindes bei, deſſen Zuſtand dieſer für nicht ganz hoffnungslos anſah. Sara hing an ſeinem Munde und ſchien wieder aufzuleben. Sie fragte jetzt nach ihrer Wohnung, nach Thomas, nach Marton. Ihre gutherzige Wirthin berichtete ihr, daß jene nach den traurigen Begebenheiten des Morgens erſt in Ordnung gebracht werde, und daß ihre

Leute damit beſchäftigt ſeien. Mit jedem Augenblick wurde Sara wieder fähiger, die Gegenwart an die Vergangenheit zu reihen, ſie bat, daß man Thomas rufen möchte, und Frau Thirion erfüllte jetzt ihren Wunſch, nachdem ſie ihres Mannes Einwilligung erhalten hatte. Thomas kam und zeigte bei dem Anblick ſeiner Herrſchaft die lebhafteſte Rührung; Sara trat beiſeite mit ihm, kämpfte gegen ihren Schmerz, bis ſie die Frage herausbrachte: Er ſchickte nicht? — Nein, war die traurige Antwort. Sara zitterte, beſann ſich, zeigte ihm das Kind und ſagte: Geh zu ihm, ſag ihm das. — Sie konnte nichts mehr ſagen; der arme Burſche machte eine bejahende Verbeugung und wollte gehn. Sara hielt ihn beim Arm zurück, ſuchte lange nach Worten, endlich fragte ſie: Sind ſie Alle ermordet? — Lebhaft erwiederte Thomas: Die ganze Familie unverſehrt! Alle unter dem Schutz der Nation, Keines auch nur berührt! — Sara ſchien einen Augenblick heiterer: Eile, eile! rief ſie; und Thomas ging.

Es war gegen Abend, die Hausfrau trieb ihre Geſchäfte und bereitete den Männern, welche den ganzen Tag unter den Waffen geweſen waren, ein kleines Mahl. Dieſe ſaßen indeß am Heerd, und während daß Frau Thirion im Hin- und Hergehen ihrem Mann die Vorgänge des Tages abfragte, blickte Joſeph, ihr Bruder, finſter in das Feuer. Sara blieb neben ihrem Kinde, ängſtlich auf Thomas Rückkehr harrend; Nanni ſaß in ihrer ſtillen Zerſtreuung und arbeitete. Wenn Joſeph von Zeit zu Zeit in die Stube kam, richteten ſich ihre Augen mit einem ſeelenvolleren Blicke auf ihn, und ihr

Lächeln ward milder; er hingegen ſchien dann finſterer hinauszugehen. Einmal ſetzte er ſich hin, einige Papiere in einem Tiſchkaſten zu ſuchen; Nanni legte ihre Arbeit aus der Hand, ſtellte ſich neben ihn und winkte Sara gleichſam verſtohlen,. indem ſie die Haare von ſeiner Stirne ſtrich und ſie lebhaft küßte. Der junge Mann fuhr bei dieſer Liebkoſung auf, rief heftig ein paar unverſtändliche Worte und ſtürzte, ſeine Papiere zuſammenraffend, mit verbißnen Zähnen hinaus. Nanni ſeufzte, ſchüttelte den Kopf und nahm ihre Arbeit wieder. Sara war nicht fähig, dieſe kleinen Bewegungen zu deuten, ob ſie gleich mechaniſch darauf merkte; ihr Körper fing an, einer Erſchütterung, die gegen vier und zwanzig Stunden anhielt, zu unterliegen, ihre Nerven wurden von einem brennenden Fieber geſpannt. Die Veränderung in ihrem Ausſehen entging der Frau Thirion nicht, ſie fühlte ihre glühenden Hände und Wangen, ſie bat ſie freundlich, ſich auf das Bette niederzulegen. Wie Sara ſich heftig weigerte, fragte ſie mit beſcheidner Theilnahme: Kann ich denn Niemend zu Ihnen rufen? kennen Sie keinen Menſchen? — Nein, nein! rief Sara in der ſchrecklichſten Bewegung und bedeckte ihr Geſicht mit den Händen. Die Frau beruhigte ſie, ſagte ihr, ſie wolle zuſehen, ob ihre Zimmer fertig ſeien, und ſie dann mit dem Bedienten hinaufbringen; Sara hörte kaum etwas mehr, jeder Augenblick vermehrte ihr Uebel. Auch war Marton nirgends zu finden, und Thomas kehrte nicht wieder. Wie die Nacht vollends einbrach, brachten ſie die guten Menſchen ſelbſt auf ihr Zimmer; die Männer mußten wieder unter die Waffen, und Frau

Thirion machte Anſtalt, mit Nanni bei Sara und ihrem Kinde zu wachen. Die Angſt und die Stärke des Fiebers überwanden Sara's bisherigen Entſchluß, ſich Niemanden anzuvertrauen Sie fragte tauſendmal nach Thomas und bat endlich Frau Thirion flehend, ihn aufſuchen zu laſſen. — Und wo das? — Sara nannte ihr L***'s Wohnung. Es war faſt zehn Uhr, der Weg war lang, aber die gute Frau ſchien ihre Angſt zu theilen, ſie übernahm ſelbſt Sara's Auftrag und ging, nachdem ſie ihrer Schweſter auf das dringendſte eingeſchärft hatte, ſie nicht zu beunruhigen und ſie ſorgſam zu pflegen. Nanni that anfangs auch pünktlich darnach; aber Sara, deren Gehirn in der bangen Stille, welche dieſe Nacht hindurch in Paris herrſchte, noch mehr erhitzt wurde, fing ſelbſt an mit ihr zu ſprechen, bat ſie, zu ſingen, und fragte ſie nachher, ob Joſeph ihr Gatte oder ihr Bruder ſei. — Gatte? wiederholte Nanni lächelnd und ſchwieg. Sara glaubte, ſie hätte ſich nicht deutlich genug ausgedrückt, und ſie fragte wieder, ob Der, deſſen Stirne ſie geküßt hätte, ihr Mann ſei. Nanni ſchien unruhig zu werden und ſagte wie halb im Vertrauen: Nein, nein! Ich weiß nicht, wo er iſt, Joſeph will ihn ja ermorden. — Wen? rief Sara erſchrocken und theilnehmend. Die Unglückliche gab noch viele unverſtändliche Antworten, aus denen nur deutlich war, daß ihr armer verwirrter Kopf Sara für ganz unterrichtet von ihrem Schickſal hielt. Sara fand eine ihrer bangen Stimmung angemeſſene Zerſtreuung in dieſer Unterhaltung, und ſie machte, indem ſie theilnehmend darin fortfuhr, die arme Nanni immer zutraulicher. Auf die Frage, ob ſie ſchon lange in der Hauptſtadt ſei, antwortete ſie traurig: Faſt ſeitdem ich nicht aufwachen kann! — Weil dieſer Begriff von Schlafen und Träumen es hauptſächlich war, der alle ihre Gedanken zu verwirren ſchien, ſo fragte Sara ſie freundlich um die Urſache dieſes langen Schlafs. — Sie wiſſen es alſo gar nicht mehr, wie ich aus Hunger einſchlief in der kleinen Hütte im Walde? Und mein Henriot weckte mich immer, weil er auch hungerte und ſchrie; und endlich träumte ich, Henriot müßte ja doch ſterben, weil ich kein Brot hatte, und Joſeph gar nicht wiederkam; und da ſchnitt ich meinen armen Henriot in ſeinen kleinen Hals, bis er auch ſchlief; und wie ich denn da neben ihm ſaß und mich am Feuer wärmte, kam Joſeph wieder und rief: da bringe ich zu eſſen, meine Nanni! und hatte ein ganzes Reh, und das blutete wie mein Henriot; aber wie er den ſah, war er ſehr böſe — und hernach mußten wir Alle im Keller wohnen, und der arme Joſeph ſtieß ſich vor die Stirn, wie er meinen Henriot wieder aus der Erde graben wollte; davon hat er noch das Mal, das ich heute küßte; aber im Traum halte ich's immer für ein Brandmal, das ihm der grauſame Graf habe aufdrücken laſſen, weil er das Reh ſchoß — und er wollte doch ſein Kind damit vom Hungertode retten! — Nanni hatte höchſt abgebrochen geredet, als ſuchte ſie blos fürchterliche Erſcheinungen, die an ihrem Blick vorübergingen, zu beſchreiben und zu nennen; jetzt ſchien ſie vor Angſt dem Erſticken nahe, und ihr Zuſtand rührte Sara ſo innig, daß ſie einen Augenblick ihre eigne Lage weniger empfand und auf Nanni's kalte Hände weinte. Nanni fühlte ihre Thränen, beſah ihre Hand und ſagte ſchluchzend: Seitdem kann ich nie weinen! Martha ſagt oft, wenn Henriot endlich aufwachte, würde ich vor Freude weinen. Es währt aber ſo lange! ſetzte ſie ſehnſuchtsvoll hinzu. Könnte ich nur ſein Bett finden! Wie ich ihn zuletzt ſchlafen legte, ſtand es dort — da! — Sie ſtand auf, nahm das Licht, ſuchte im ganzen Zimmer umher; endlich kam ſie wieder zu Sara und rief hoffnungslos: O es iſt nirgends — nirgends zu finden!

Sara hatte jetzt eine Art von Aufſchluß über das traurige Geſchäft, bei welchem ſie das arme Geſchöpf einige Zeit vorher ſchon belauſcht hatte; aber Folgendes iſt die zuſammenhängende Geſchichte ihres Unglücks, die ſie nur zerſtückelt erfuhr. Armand, der Vater der drei Geſchwiſter, war Pachter auf einem großen Theil der Güter des Grafen von **, die in dem jetzigen Departement der Charente lagen. Er hatte Gelegenheit gehabt, in früheren Jahren einige Bildung zu erhalten, er hatte ein wohlhabendes Mädchen geheirathet, ſtand alſo beſſer als die meiſten Landbauer ſeiner Gegend und gab ſeinen Kindern eine ſorgſame Erziehung. Martha, die Aelteſte, heirathete einen Seemann, mit welchem ſie nach la Rochelle zog; Joſeph folgte dem Gewerbe ſeines Vaters, und die zärtlichſte Bruderliebe verband ihn mit Nanni, der Jüngſten, einem damals blendend ſchönen Mädchen, deren ſchwärmeriſches Gefühl keinen andern Gegenſtand hatte als ihren Bruder. Den Grafen von ** nöthigten ſeine Verſchwendungen, ſich für eine gewiſſe Zeit auf ſeine Güter zurückzuziehen; hier warf er ein gnädiges Auge auf Nanni, bei der er ſich in dieſen Umſtänden einen ganz angenehmen Zeitvertreib verſprach. Bei den ehrwürdigen Grundſätzen von Tugend und Pflicht, die ſie von ihrem Vater überkommen hatte, konnte er ſie weder von dieſem kaufen, noch ſie ſelbſt, ohne ihr Herz in das Spiel zu ziehen, verführen. Aber Nanni war für ihren Stand zu gebildet, und der Elende war in dieſen Künſten ein Meiſter; ihr Herz empfing alſo die erſten Eindrücke der Liebe mit unbefangenem Zutrauen. Schwüre und Verſprechen von ſeiner Seite, Unerfahrenheit und glühende Jugend von der ihrigen bereiteten ihren Fall. Der alte Armand ſchöpfte Verdacht und forderte ſeinen Abſchied, um, wie er noch hoffte, ſein Kind einer Beſchimpfung zu entziehen, für welche kein Geſetz ihn rächte. Ehe ſein Geſuch bewilligt war, nahm ihn ein Schlagfluß hinweg; in der Betäubung des erſten Schmerzes entdeckte Nanni ihrem Bruder ihren Zuſtand; dieſer reizte durch ſtolzen Ungeſtüm die Rache des vornehmen Verführers; der Graf machte Chikanen über die Pachtrechnungen des Vaters, die er doch ſelbſt aus Unordnung ſeit vielen Jahren zu berichtigen ſich geweigert hatte, und die Kinder wurden faſt des ganzen väterlichen Nachlaſſes beraubt und aus dem Pachthof geſtoßen. Martha war mit ihrem Manne wegen einer kleinen Handelsſpeculation nach England gereiſt; die Familie ihrer vor vielen Jahren verſtorbenen Mutter war ihnen fremd geworden — kurz, manche unglückliche Zufälle trafen ſo zuſammen, daß ihnen in der harten Jahreszeit keine Zuflucht übrig blieb als die Hütte eines alten Jägers, welche in der Gegend von Saint Hippolyte mitten im Walde lag. Joſeph fühlte die Schmach, die dem Andenken ſeines Vaters, das Unrecht, das ſeiner Schweſter angethan war, in einem ſo hohen Grade, daß er auf die abenteuerlichſten Anſchläge verfiel, um ſich an dem Grafen perſönlich zu rächen. Einſamkeit und halbe Ausbildung hatten ſeinen Kopf zu überſpannten Begriffen geſtimmt; er wollte in Seedienſte gehen und hoffte ſich durch die ſchnellen Fortſchritte ſeiner Geſchicklichkeit ſo weit zu bringen, daß ihm der Mörder ſeiner Ehre im Zweikampf würde Rechenſchaft geben müſſen. Nanni's Verzweiflung und ihre völlig hülfloſe Lage vermochten ihn, die Ausführung ſeines Plans bis auf das Frühjahr zu verſchieben. Sie gebar einen Knaben, bei deſſen erſtem Weinen Joſeph einen feierlichen Schwur, ſich und ihn zu rächen, ablegte, und ſeine Bitterkeit hatte bei der grauſen Abgeſchiedenheit ſeiner Wohnung, bei dem beſtändigen Kampf gegen herannahendes höchſtes Elend nur zu viel Nahrung. Indeſſen theilte der alte Jäger ſein tägliches Brot redlich mit ihnen, und Joſeph half es ihm auf der Jagd verdienen; aber auch dieſe Stütze wurde ihnen bald entriſſen: der Alte kam in einer rauhen Winternacht, wahrſcheinlich, weil er nicht nüchtern aus Saint Hippolyte zurückkehrte, im Schnee um. Von Gram und Mangel an Hülfe ermattet, lag Nanni ſeit ihrer Niederkunft krank; Joſeph ging umſonſt in die benachbarten Dörfer, um Arbeit zu finden; wegen der eben ſehr harten Witterung brauchte man keine Taglöhner, und als Knecht ſich zu verdingen, erlaubte ihm der Zuſtand ſeiner Schweſter nicht. Ihr Jammer ſtieg aufs höchſte, Nanni's Kopf fing an zu leiden, ſie gab ſich alles Unglück Schuld und wünſchte ſich und ihrem kleinen Henriot den Tod. Der Hunger, den ſie öfters litt, wirkte noch mehr auf ihr Gehirn, und an einem unſeligen Tage, dem dritten, daß Joſeph gefaſtet hatte, und wo Nanni das letzte trockene Brot aß, ohne daß ihr ſchmachtendes Kind Nahrung an ihrem Buſen fand, ging Joſeph mit der Flinte in den Wald, um, was auch daraus werden möchte, Speiſe zu finden; das Ungefähr brachte ihn in ein Gehege, das zu den Gütern des Grafen von * * gehörte, er erlegte dort ein Reh, ſah ſich entdeckt; da ihm aber die Schlupfwinkel von der Jagdgrenze an bekannt waren, gelangte er glücklich bis zur Hütte. Bitter triumphirend wirft er die Beute vor Nanni's Füße, die er an dem Heerd vor einem großen Feuer ſitzend findet. Sie winkt ihm verwirrt, ſtill zu ſein — die Vernunft der Armen war unterlegen; was ihre eigentliche Abſicht geweſen war, konnte man nicht errathen, ihr blutendes Kind zeugte blos von ihrer That. Sie hatte ihm die Kehle abgeſchnitten und glaubte nun, daß es ſchliefe. Der unglückliche Bruder ſchaudert — ein natürlicher Sicherheitstrieb gibt ihm ein, den kleinen Leichnam vor der Hütte zu vergraben, indeß Nanni in ruhiger Abweſenheit des Geiſtes ſich ſchlafen legt. Kaum war er mit dem traurigen Geſchäft zu Ende, ſo ſah er die Hütte von Menſchen umringt; man war dem Wilddieb auf der Spur gefolgt, und er wurde nun auf daſſelbe Gut, wo ſein Vater ehrenvoll gelebt hatte, ins Gefängniß geſchleppt. Nanni wäre vor Hunger und Raſerei geſtorben, hätte ſich ihrer nicht einer von den

Häſchern erbarmt, dem ſie in guten Tagen in ihres Vaters Haus manches Glas Wein gereicht hatte. Dieſer nahm ſie zu ſich, bis er bald darauf Gelegenheit fand, ſie nach la Rochelle zu ihrer Schweſter zu ſchicken, die eben nach einem vortheilhaft beendigten Handel aus England zurückgekommen war. So oft Nanni auch von ihrem ſchlafenden Kinde ſprach, ſo ließ doch ihre unverkennbare Verſtandesverwirrung und die Stumpfſinnigkeit, vielleicht ſogar die Gutherzigkeit Derer, die ſie umgaben, keinen Argwohn aufkommen, und ihre Schweſter benutzte dieſe Phantaſie, deren Grund ihr freilich bald klar werden mußte, um ſie in der Unwiſſenheit oder Vergeſſenheit der noch fürchterlicheren Wahrheit zu erhalten. Man ließ ſie dabei, ihr Kind ſchlafe, und ſein Tod habe ihr geträumt; Alles, was nachher ſie ſchmerzhaft berührte oder die Erinnerung des Geſchehenen wieder in ihr wecken konnte, reihte ſie an dieſe Idee und gab es ſich für Traum aus. Ihren armen, durch ſein Schickſal ergrimmten Bruder hatten Gram und Elend in den wenigen Monaten ſo entſtellt, daß er bei ſeinem Eintritt ins Gefängniß auf ſein Verlangen vor den Grafen gelaſſen wurde, ohne daß man ihn für den Sohn des letzten Pachters erkannt hatte. So wie er vor ihm ſtand, warf er ihm mit wüthender Bitterkeit vor, der Mörder ſeines eigenen Kindes zu ſein, und drohte ihm, daß früh oder ſpät keine Macht auf Erden ihn vor der gerechten Strafe ſchützen ſollte. Der kleinmüthige Wollüſtling ſchauderte, als er von dem blutigen Auftritt hörte, aber er ſchäumte über die Kühnheit des jungen Menſchen, und er bewies ihm höhniſch, wie er ſich durch das Geſtändniß von Nanni's Verbrechen in ſeine Gewalt gegeben hätte; die Reihe, zu drohen, ſei an ihm, ſagte er, und er rühmte ſich ſeiner Milde, wenn er ihn und ſeine Schweſter nicht einer weit ſchrecklicheren Ahndung überlieferte, als ſeine Wilddieberei nach ſich ziehen würde. Bei dieſem niederträchtigen Misbrauch der Macht vergaß der Unglückliche ſeiner wehrloſen Lage, unſinnig fiel er den Grafen an, der vielleicht ein Opfer ſeiner Wuth geworden wäre, wenn man ihm auf ſein Geſchrei nicht zu Hülfe geeilt wäre. Seine Sache war nun ſehr verſchlimmert; der Gang des Rechtshandels blieb indeſſen unbekannt, wie ſo manches Werk der Finſterniß in jenen Zeiten; allein der Richterſpruch verurtheilte ihn, auf der Stirne gebrandmarkt zu werden, und zu vierjähriger Galeerenſtrafe. Thirion, Marthens Gemahl, ſah ſich nun in ſeiner Frau durch die ſchändende Strafe, die ihr Bruder erlitt, ſelbſt entehrt; aber zu redlich und edel, um es die unglücklichen Schweſtern entgelten zu laſſen, verließ er la Rochelle und fing in der Hauptſtadt einen Spezereihandel an. Der Kummer ſeiner Frau, Nanni's Wahnſinn, der zwar ſanft blieb, aber für unheilbar erkannt wurde, das fürchterliche Schickſal ſeines Schwagers, den er ſehr geliebt hatte, ein von ſeinem früh getriebenen Seeleben ſich herſchreibender Hang zur Freiheit — Alles traf zuſammen, um ihn an der großen Revolution, welche ein Jahr nach dem Unglück, das ſeine Familie betroffen hatte, ausbrach, einen ſchwärmeriſchen Antheil nehmen zu laſſen. Er hatte ſich ein Bild von Freiheit und Gleichheit gemacht, das ſeinen Begriffen angemeſſen war; dieſe Vortheile ſeinem Vaterlande zu verſchaffen, war ſein Ziel, und er verfolgte es mit einer Starrheit, die bei jedem Schritte über die Mittel, es zu erreichen, gleichgültiger werden mußte. Anfangs ſchien ihm jedes Opfer zur Sühne für Ramel's zerrüttete Vernunft, für des redlichen Joſeph gebrandmarkte Stirne zu fallen; bald wog er jedes gegen die Tauſende ab, die der ränkevolle Widerſtand der Feinde der Freiheit vernichtete; endlich lieferte er ſelbſt die Unglücklichen unter das Beil, weil er bei Jedem hoffte, dieſer würde die Zahl der Ruheſtörer ſchließen! — Im Frühjahr 1791 hatte Joſeph ſeine entehrende Strafe auf der Galeere abgebüßt. Mit einem durch und durch vergifteten Herzen, mit einem Gehirn, das die Langeweile und die heiße Sonne des mittelländiſchen Meeres ausgetrocknet hatte, das unter ſeinen Mitgefangenen die verzerrteſten Züge der alten Sklaverei, der durch den Misbrauch der Geſetze erniedrigten Menſchenwürde, der abſcheulichſten Unſittlichkeit aufgefaßt hatte, durchbettelte er Frankreich. Menſchen hatten ihn, den Unſchuldigen, gebrandmarkt, und jetzt ſcheuchte dieſes Zeichen die Menſchen von ihm, als hätte Gottes Finger es ſeiner Stirne aufgedrückt. Mit glühendem Freiheitsſinn und dürſtend nach Rache betrat er den Boden, der nun der Freiheit und Gleichheit geweiht ſein ſollte, und dennoch flohen ſeine Brüder die Gemeinſchaft mit ihm. In einem andern Zeitpunkt wäre er ein gemeiner Mörder geworden, um ſich an dem Menſchengeſchlecht zu rächen; jetzt gerieth er bald unter Menſchen, von denen er die tröſtende Nachricht erhielt, daß die Revolution noch nicht vollendet ſei; er gelobte in ihrer Mitte, erſt bei dem

Blut des Letzten aus der verfluchten Kaſte, die ſein Leben vergiftet hatte, ſeinen Dolch abzutrocknen, und ſie ließen ihn ſeine empörte Leidenſchaft in die große Maſſe niederlegen, aus welcher die Wunder und die Greuel des ausgehenden Jahrhunderts hervorgähren ſollten. Seitdem war er bloſes Werkzeug des Todes, er hatte keinen Gedanken mehr als Rache; aber von dem Augenblick an, da ſich das Gefühl der erſten Blutſchuld in ſeinem Herzen niederließ, hatte er feſt beſchloſſen, die letzte, die er als die endliche Gründung der Freiheit erkennen würde, mit ſeinem eigenen Tode zu verſiegeln. Zufällig erfuhr er ſeines Schwagers Aufenthalt in Paris und ſuchte ihn ſogleich auf. Welch ein Wiederſehen für Nanni und die gute einfache Marthe! Ihm war der Jüngſten fortwährende Verſtandeszerrüttung unbekannt, und die Heftigkeit, mit welcher er von ſeinem vierjährigen Elend ſprach, die wiederholten Schwüre, daß Nanni's Verführer ſeiner Rache nicht entgehen würde, die Verzweiflung, in welcher er mit der Stirne gegen die Wand ſtieß, als Nanni, um ſie freundlich zu küſſen, die Haare daran heraufſtrich und zum erſten Mal die eingebrannten Lilien erblickte — das Alles trug dazu bei, Nanni's Zuſtand ſeitdem um Vieles ſchlimmer zu machen. Und ſo hatte ſie bis zu dieſem Augenblick, der Sara's und dieſer unglücklichen Familie Schickſale auf eine Weile in einander verwickelte, ihr trübes Daſein fortgeſchleppt.

Marthe kam mit der Nachricht zurück, daß Thomas eine halbe Stunde, ehe ſie nach ihm gefragt habe, in Verhaft genommen und nach den Gefängniſſen der

Abtei gebracht worden ſei; ich habe, ſetzte ſie hinzu, aus Beſorgniß für den guten Menſchen mich nach ſeinem Herrn erkundigt, aber dieſen hat ſeit geſtern Niemand geſehen, das ganze Haus iſt in der äußerſten Angſt, und die Gräfin hat Wache vor ihrer Thüre — Sara erſtarrte und fragte athemlos: Wer? wer hat Wache? — die Gräfin L***, antwortete Marthe und ſetzte mit ahnender Schonung hinzu: ſeine Mutter oder Schweſter. — O nein, nein! rief Sara und wollte aus dem Bett ſtürzen — aber dieſem neuen Schrecken, der entſetzlichen Ungewißheit, die nun bei ihr begann, erlagen ihre Kräfte, und ſie ſank ſteif und leblos in Marthens Arme. Ihr zwiſchen Todesſchwäche und Fieberphantaſie abwechſelnder Zuſtand war mehrere Tage verzweifelt, und die gute Marthe mußte alle ihre Thätigkeit anwenden, um ſich unter ihrer und ihres Kindes Pflege und der Sorge für ihren eignen Haushalt zu theilen. Erſt nach vierzehn Tagen kehrte ihr Bewußtſein zurück; als ſie aus dem langen Schlummer erwachte, in welchem ihr Geiſt gelegen hatte, erkannte ſie wohl, daß das Kind ihrer Liebe, dieſer Zeuge ihres nunmehr vernichteten Glückes, dem Grabe entgegenſchmachtete. Die arme Kleine hätte vielleicht die Gefahr ihrer Wunde überſtanden, wenn nicht die Veränderung ihrer Nahrung, da Angſt und Krankheit Sara's mütterliche Bruſt ſchnell ausgetrocknet hatten, und ſelbſt die Milch, die ſie noch in der ſchrecklichen Nacht des zehnten Auguſts die Unvorſichtigkeit gehabt hatte ihr zu reichen, ihre Säfte verdorben hätten. Der Zuſtand ihres Kindes und das fürchterliche Räthſel ihrer eignen Lage gaben Sara's Nerven bald eine ſolche Spannung, daß ihre Kräfte wie durch ein Wunder aufzuleben ſchienen. Sobald ſie ſich ſtark genug fühlte, ſchlich ſie ſich, Marthens ſorgende Wachſamkeit betrügend, aus dem Hauſe und fand Mittel, ſich bis nach L****'s Wohnung hinzufragen. Sie wollte ſelbſt ohne Zögern den letzten Zug aus dem Kelch des Unglücks thun. Sie fragte nach dem Herrn des Hauſes, und mit zweideutig verlegnem Weſen ſagte man ihr, er ſei abweſend. Sie forderte nun die Gräfin zu ſprechen; ſie fühlte ihren Mund trocken, wie ſie eine Perſon ihres Geſchlechts bei L****'s Namen nannte. Sie mußte lange im Vorzimmer warten, Alles um ſie her verkündigte Luxus und großen Ton; ein Jeder, der vorüberging, blickte auf ſie wie auf eine Bittende, Untergeordnete — und ſie war in L****'s Haus! Ihr Zuſtand war unbeſchreiblich. Sie wußte nicht, was ihr bevorſtand, nicht, was ſie thun würde, nicht, ob ſie es wirklich ausdachte, daß ſie im nächſten Augenblick vor L****'s Gemahlin ſtehen würde. So oft die Thüre der inneren Zimmer aufging, fühlte ſie ihr Herz zuſammengezogen, und ſo oft ſie in ihrer Erwartung getäuſcht war, hob ſich ihre gepreßte Bruſt freier, um gleich nachher deſto ſchmerzlicher wieder zu ſtocken. Endlich wurde ſie von einem zierlich gekleideten Kammermädchen abgerufen und durch ein glänzendes Zimmer in ein Kabinet geführt, wo die Gräfin ſie erwartete. Nicht zitternd, aber von Spannung faſt erſtarrt, trat ſie herein, warf einen Blick auf die Gräfin, und mit einem lauten Schrei, ihr Geſicht mit beiden Händen bedeckend, ſank ſie auf den Boden — ein junges Weib hatte vor ihr geſtanden, ſchön, ſtolz, kalt und neugierig auf die Unbekannte blickend, nachläſſig einen Spitzenmantel zuſammenziehend, der ihre nahe Hoffnung, Mutter zu werden, nicht verbergen konnte. —

Sara ward aufgehoben, man ſetzte ſie in einen Seſſel, reichte ihr Salz, Riechfläſchchen; die Gräfin ſelbſt trat näher zu ihr und ermahnte ſie herablaſſend, ſich nicht zu fürchten, ſondern frei zu ihr zu ſprechen. Sara war nicht ohnmächtig; was in ihrer Seele vorging, war unausſprechlich — eine plötzliche Umſchaffung ihres moraliſchen Weſens: der Geiſt der Liebe entſchwebte ihrem betäubten Gehirn, und der Dämon des Verderbens zog in dieſes Herz ein, wo bis heute nur ſanfte und wohlwollende Gefühle gewohnt hatten. Die Schöpfung eines feindſeligen Schickſals war in ihr vollendet, ſeufzend entfloh ihr guter Engel und irrte einſam umher, bis die geläuterte Seele wieder zu ihm kehrte. Sie wies mit völligem Bewußtſein die Hülfleiſtungen von ſich und trat nun vor die Gräfin mit einer Hoheit, einer Kälte, die Jeden, welcher dieſes holde Geſicht ehemals kannte, mit Schauder erfüllt hätte. Mit kalter feſter Hand ergriff ſie beide Hände der erſchrocknen Frau und fragte mit ehern hohler Stimme: Sind Sie L***'s Gemahlin? — Ohne den Eindruck, den die Sonderbarkeit des Augenblicks auf die Gräfin machte, würde ſie auf eine ſo befremdende Frage ſchwerlich eine eigentliche Antwort ertheilt haben, und auch jetzt drückte ſich der Stolz des Weibes und der Frau von Stande bei ihr aus — ernſthaft zurücktretend erwiederte ſie: Mich dünkt, mein Anblick und Alles, was Sie umgibt, macht die Frage unnöthig. — Sara's Augenbrauen zogen ſich finſter zuſammen: Als ſeine Wittwe ſehen Sie mich wieder! ſagte ſie in dem vorigen Tone und ging langſam aus dem Zimmer.

Bei ihrer Rückkehr fand ſie Nanni vor ihrer Schweſter knieend, um den Kopf des Kindes zu halten, das in heftigen Zuckungen auf Marthens Schooſe lag. Mit freundlicher Angſt ſuchte dieſe den ſchrecklichen Anblick vor Sara zu verbergen und bat ſie, ſich zu ſchonen, da der unvorſichtige Ausgang ihr vielleicht ſchon geſchadet haben könnte. — Er that gut! ſagte Sara mit ihrer Grabesſtimme und ſtellte ſich vor das Kind, das ſie mit ſtarren Augen betrachtete. Sollte es wol ſterben? fragte ſie nun. Hoffentlich; antwortete Marthe, mit einer Stimme, die von Thränen erſtickt wurde. Nun, dann iſt's auch ſo recht! ſprach Sara und blieb ſtehen. Martha erſtaunte; das Kind lag neun Stunden in dieſem Zuſtand, Nanni ſang Todtenmetten und flocht Rosmarinkränze, Sara ging in ſtarrer Fühlloſigkeit im Zimmer umher, ſah zuweilen finſter auf das Kind und ging wieder umher. Die Kleine hauchte ihren letzten Athem aus; Sara wartete eine Weile, ſtand betäubt, hielt ihr Herz mit beiden Händen feſt und rief ſchaudernd: Nun er! Und dann — dann! — Wild klopfte ſie in die Hände und ſchlug ihre blitzenden Augen aufwärts.

Dieſes Betragen fiel Marthens weichem und geſundem Gefühl ſo auf, daß Sara's Zuſtand ihr ſehr bang zu machen anfing. Sie bat ſie, dieſen Abend zu ihnen herunterzukommen. Sara willigte haſtig ein.

Die verſchloßne Thätigkeit, mit welcher ſie alle ihre Geſchäfte verrichtete, der harte ſchneidende Ton ihrer Antworten auf alle Fragen, die man an ſie that — jede ihrer Bewegungen zeugte von der ſchrecklichen Veränderung, die in ihr vorging. Gegen das Nachteſſen kam Thirion mit einem Mann, den ſie nicht kannte, nach Hauſe. Er fragte haſtig nach ſeinem Schwager, mit welchem er, ſogleich nach deſſen Eintritt, eine kurze, aber, wie es ſchien, leidenſchaftliche Unterredung hatte. Bald trat er zu den Weibern, und indem er ſich mit ſeinem finſtern Weſen an Sara wandte: Bürgerin! ſagte er, wenn Sie das ſcheuen, was Rache und Recht hier zu ſprechen haben mögen, ſo erlauben Sie meiner Frau, Sie auf Ihr Zimmer zu führen. Ich kenne Ihre Meinungen nicht und ſchone Ihr Geſchlecht. — Sara hatte die Männer mit einem wilden, forſchenden Blick betrachtet: Rache und Recht kennt und braucht auch das Weib, antwortete ſie kalt; Rache und Recht geben mir allein noch Denkkraft — ich bleibe bei Euch! — Eine hohe überfliegende Röthe vertilgte die angeborne Zartheit von ihren Zügen; kühn blickte ihr Auge; von ihrer Stirne fielen die dunkeln Locken zurück, indem ſie ihr Haupt erhob und den Arm drohend ſtreckte, als faßte er einen Dolch. Die Männer ſtanden betroffen. Thirion runzelte finſtrer die Stirn: Ein neues Opfer der Verräther! rief er aus. Was willſt Du aber unter uns? ſetzte er hinzu, indem er ſich wieder zu ihr wandte; Du biſt Mutter. — Sara ſchauderte: Ich war Mutter! Und am Tage der Rache ſchoß der Vater meines Kindes die Kugel ab, die des zarten Geſchöpfes Leben zerſtörte. Ich hielt mich für ſeine Gattin, und nun habe ich das Weib geſehen, das ſeinen Namen führt, vor welcher er mich verbarg wie eine Verbrecherin. — Sie ſchwieg, als ſtiege eine blutige Erſcheinung vor ihr auf. Sie ſah im Geiſte ihres Vaters Schloß brennen, ſie ſah ihren Vater vor ſich ſtehen, wie er in jener fürchterlichen Nacht L*** den Helfershelfer ſeiner Feinde nannte, ſie ſah ihn, wie bei eben dieſem Namen der Tod ihn ergriff; ſie ſah den alten Berthier, wie er weiſſagend ausrief: Wer ſein Vaterland verräth, wird auch die Unſchuld verrathen! — O hätte nur hier ihr treuloſes Gedächtniß nicht geſchwiegen! hätte es ihr auch zurückgerufen, wie er damals ſagte: ſo lange Du nur ſein Opfer, nicht ſeine Mitſchuldige biſt, wirſt Du nicht erliegen! Aber das Schickſal riß ſie gewaltſam fort; zerſtört hatte das erlittne Unrecht jedes weiche Gefühl ihrer Seele, und aus der Vergeſſenheit traten nur die Bilder wieder vor ihren Geiſt, die ihre Rache erhitzen, ihr Herz vergiften konnten. Morgen, fing ſie von neuem an und ſchüttelte ihr finſteres Haupt, als wollte ſie es aus den ſchwarzen Bildern erheben; morgen empfängt die Erde mein Kind, und L*** iſt dann nichts mehr als mein Verderber. — L***? rief der Mann, der mit Thirion hereingekommen war, und faßte ſie noch ſchärfer ins Auge; wären Sie Sara Seldorf? — Seldorf? Ja, Seldorf, ſagte ſie, hieß der Mann, in deſſen friedliche Hütte der Verderber ſich einſchlich, deſſen friedliche Hütte ſeine grauſame Rotte verbrannte; der Märtyrer, den ſein Kind aus Liebe für den Verführer in das Grab ſtürzte. Unmenſchlich betrogen, unmenſchlich im Innern meines Heezens vergiftet, ruft mich das Schickſal zur Rache! Sara Seldorf iſt nicht mehr; abgeriſſen von den Menſchen durch Treuloſigkeit und Verrath, will ſie in Rache das zehrende Feuer löſchen, das in ihr brennt. — Joſeph hatte ihr ſtaunend zugehört; wie ſie jetzt, von ihrer Heftigkeit erſchöpft, innehielt, ſtreckte er ſeine Arme nach Nanni aus, die furchtſam zur Seite ſtand und Sara anſtarrte: Arme Wahnſinnige, rief er, einen Tropfen dieſes Rachgefühls in Dein kindlich Herz, und Du wäreſt dem Bewußtſein wiedergegeben! — Nanni warf ſich ihm ſchluchzend um den Hals: Sie war ſo gut und ſo ſchön, ſagte ſie leiſe, wie ihr Kind noch weinte; jetzt ſchläft es ſo ſanft, und ſie macht mich furchtſam mit ihrer Stimme! Ließe ſie es doch ſchlafen, bis es überall hell wird! — Der Fremde nahm jetzt das Wort: Sara, Sie haben einen Freund, der vorgeſtern mit den Freiwilligen nach der Grenze aufbrach. Roger Berthier glaubte Sie in dem Haus ſeines Vaters wohl aufbewahrt; warum entwichen Sie aus dieſer Freiſtatt? — Die Entdeckung, daß dieſer Mann Rogern kannte, ihren Namen kannte, die Art ſeiner Anrede hatte ſie etwas erſchüttert; aber bei dem Vorwurf, der in ſeinen letzten Worten lag, erwiederte ſie ſtolz: Das Weib glaubte dem Gatten zu folgen! — Und Sara wußte Berthier's Enkel in ihrer Nähe und ließ ihn im Irrthum, ſie ſei unter den Augen ſeines Vaters? Er wachte für Sie, und nur höhere Pflichten hielten ihn ab, ſelbſt zu Ihnen zu eilen und Ihnen L***'s Verbrechen zu offenbaren. Er ſchrieb und ängſtigte ſich bei Ihrem, bei ſeines Vaters Stillſchweigen. Er eilte endlich mit ſeinen Waffenbrüdern gegen den Feind, und ſeine letzten Worte trugen mir auf, jede Gelegenheit nach ſeinem Departement zu benutzen, L***'s Schritte zu beobachten — ſie iſt frei, ſagte er, und ich komme ihrer würdiger zurück! Und Sie waren es, die der Verräther hier in dieſem Hauſe, unter meinen Augen verborgen hielt? — Sara hörte finſter zu: In dieſem Hauſe unter Ihren Augen? So waren es wol Ihre Kinder, die an jenem Tage mit dem meinen bluteten? — Und mein unglückliches Weib ſtirbt in dieſem Augenblick vor Gram! — Sara ſtand in düſterm Nachdenken: Deine jauchzende Stimme rief Rache auf unſere Feinde, Du biſt gegangen ſie zu erfüllen; Dein Loos iſt ſchön — ich gehe hier dem meinigen nach! Rogers Freund! ſprach ſie weiter, indem Schwermuth einen Augenblick die Wildheit ihres Ausdrucks milderte, nehmen Sie mich zur Gefährtin Ihrer Rache. Er zog hin, für das Vaterland zu ſtreiten; mein Arm ſoll hier Unſchuld und Menſchheit rächen. — Rächen durch Blut und Tod! rief Joſeph und bot ihr die Rechte. — Du ſtreiteſt für Jene? fragte Sara, auf die zitternde Nanni deutend. — Für jene Wahnſinnige, für den Geiſt des gemordeten Knaben, der mich nächtlich aufruft, für die Tauſende, die litten wie ſie, die verſchmachteten wie er, für ein ehrenvolles Grab, in welchem dieſe geſchändete Stirn einſt ruhe! — Er ſchlug hier wüthend mit der andern Hand gegen ſein Haupt, und Sara legte die ihrige in die ihr dargebotene Rechte. Nanni verbarg ſchreiend ihr Geſicht, die Männer blickten finſter in den unnatürlichen, blutigen Bund — da trat Martha weinend in die Thüre und rief: Nachbar Raimond, Euer Weib will Euch ihren letzten Segen geben. Sie erfuhr Euern Beſchluß, abzureiſen; und der Jammer brach ihr krankes Herz. Eilt, wenn Ihr ſie noch ſehen wollt. — Raimond ſeufzte ſchwer und folgte der guten Martha. Kommt, rief dieſe noch im Fortgehen; ſie ſtirbt wie eine Heilige. Nehmt ihren Segen, Ihr könnt deſſen noch bedürfen. — Jedes Bild des Todes war jezt Sara willkommen; ſie ging mit den Uebrigen in das obere Stockwerk, wo die Frau, von einer Nachbarin unterſtützt, auf einem Lehnſtuhl ſaß. Der Ausdruck ihres Geſichts war Begeiſterung, eine ſchwache Röthe wechſelte mit der Bläſſe des Todes ab, ſie winkte ihren Mann zu ſich, der ſie herzlich an ſeine Bruſt drückte. — Der Gott, der meine Kinder zu ſich nahm, ſprach ſie, hat Dich von jedem Bande befreien wollen, das Dich an Menſchen knüpfte; er wußte, was Du litteſt, von mir zu gehen, und er ruft mich, daß ich Dich dort erwarten möge. Geh hin im Dienſt des Vaterlandes, deſſen ſtumme hülfloſe Opfer Deine Kinder fielen; verzeih mir, daß die Bande meines Lebens nicht ſo ſtark waren wie meine Liebe und mein Muth. Strafe das Verbrechen, rette die Freiheit — dort winkt ſie mir — dort erwarte ich meinen ſiegreichen Gatten! — Sie hatte mit Anſtrengung, mit ſichtbarer Spannung geſprochen, ihr verklärtes Auge war gen Himmel gerichtet; ſie drückte mit einer Hand das Haupt ihres halbknienden Gatten an ihre Bruſt, mit der andern zeigte ſie in die Höhe — jezt ſank ſie zurück, ihr Geſicht entſtellte ſich. — Da rief die fromme Marthe, auf Joſeph und ihrem Mann deutend: Auch dieſe ſegne, muthige Märtyrerin! Segne ſie, daß ſie recht thun in ihrer Rache und Dich wiederfinden mögen vor Gottes Thron! — Unwillkürlich ſanken die Umſtehenden auf die Knie; die Scheidende ſtreckte beide Arme mühſam aus und ließ ſie erſtarrt ſinken. Alles ſchwieg, und der Augenblick, wo dieſes Opfer der Mutterliebe in das Land des Friedens einging, beſiegelte die blutigen Entſchlüſſe in den Herzen der Ueberlebenden.

Sara war von nun an in einen Strom gerathen, der ſie unaufhaltſam mit ſich fortriß. Raimond wäre noch das einzige menſchliche Geſchöpf geweſen, von dem ihr in dieſem Augenblick Rettung hätte kommen können; aber es war zu ſpät, und ihn ſelbſt hatte der nämliche Strom ſchon gefaßt. So waren alle Zufälle gegen ſie verſchworen geweſen. Roger hatte, in der Meinung, daß Sara noch bei ſeinem Großvater ſein müßte, alle Entdeckungen, die er in Rückſicht auf L*** gemacht hatte, nach ſeiner Heimath berichtet; und da der Briefwechſel zwiſchen den Patrioten jenes Departements und der Hauptſtadt damals aufgehalten wurde, ſo erhielt er keine Nachricht von ſeinem Großvater, und Sara's Abreiſe aus dem Hauſe des alten Berthier blieb ihm unbekannt. Von einem neuen Ankömmling aus Saumur hatte er erſt die Vorfälle bei der Bundesfeier des vierzehnten Julius und L***'s Anweſenheit in der dortigen Gegend erfahren; mit jeder Falſchheit unbekannt und zu allem geheimen Nachforſchen zu unbiegſam, war es ihm bis jetzt nicht in den Sinn gekommen, L*** nachzuſpüren: zufrieden, die Nachricht ſeiner Heirath eingezogen zu haden, mit welcher er Sara zu retten hoffte, hatte er ihn voll Verachtung ganz aus den Augen gelaſſen. Roger konnte der Tyrannei und dem Tode trotzen, er konnte für ſeine gerechte Sache eine Welt zum Kampfe herausfordern, er konnte den Verbrecher mit eigner Hand ſtrafen; aber ihm nachgehen, ihn lange ausforſchen konnte der einfache Jüngling nicht — nicht um des Vaterlandes willen, wie viel weniger alſo um ſeiner ſelbſt willen! So konnte Sara wohl vor ihm verborgen bleiben, ob er es gleich wirklich geweſen war, deſſen Stimme ſie bei dem Feſt, das Raimond ſeinen Landsleuten gab, in ihrer Nähe gehört hatte. Seitdem er indeſſen wußte, daß L*** ſie bei ſeinem letzten Aufenthalt in der Gegend von Saumur geſehen haben müßte, war er unruhiger geworden und fürchtete mit brennender Eiferſucht, was wirklich geſchehen war. Er bewachte nun L*** und fand ihn täglich überall und blickte ihm überall mit der offenen Verachtung ins Auge, die ſeine Redlichkeit dem Verrath zugeſchworen hatte. Suchte er ihn auf, ſo war es ſeine Abſicht, ihn auszuforſchen; hatte er ihn gefunden, ſo ſchien es ihm, als könnte der Verräther ihm doch nicht entgehen, und das Ausforſchen war bald rein vergeſſen. Auch hielt es bei L***'s Behutſamkeit ſelbſt für ein geübteres Auge ſchwer, ihn zu errathen; und überdem trat nun der entſcheidende zehnte Auguſt ein, durch welchen L*** außer Stand geſetzt ſein mußte, Sara weiter zu verfolgen, und Roger genöthigt war, Paris zu verlaſſen. Noch immer ohne Nachrichten von ſeiner Heimath, wagte er es aber vor ſeiner Abreiſe, ſich ſeinem Landsmann Raimond zu entdecken, einem feurigen

Kopf und warmen Freund der Volksklaſſe, die er als Arzt in einem Stadthospital von Jugend auf beobachtet hatte. Er bat ihn, auf welche Art es immer gehen möchte, ſeinem Vater Nachrichten von ihm zukommen und Sara von Dem, was L*** beträfe, unterrichten zu laſſen. Wie Raimond dieſe zuerſt ſah, hatte er den Vorſatz, ſie von dem ſchrecklichen Pfade, auf welchem er ſie traf, zurückzureißen; er wollte ſie ſeinem Weibe zuführen, deren Tod er nicht ſo nah glaubte. Allein in eben der Stunde, wo er dieſen Plan entworfen hatte, ſtarb ſie, und ihr Tod ſchien ſeinem geſpannten Gehirn ein Zuruf, Sara ihrem Schickſal folgen zu laſſen. Sein Weib, ſeine unſchuldigen Kinder waren durch einen traurigen Zufall unter den Opfern des zehnten Auguſts geweſen; die letzten Worte dieſes ſterbenden Weibes, die ihn zehn Jahre mit ſeltner Innigkeit geliebt, ihm in mancher drückenden Lage das ſchönſte häusliche Glück gewährt hatte, ſchienen ihm ein Spruch der Weihe, der ſeine Laufbahn beſtimmte — und Sara war verlaſſen wie er, ſie war zehnfach elender wie er: warum konnte ſie das Schickſal nicht zur Rächerin ihres Geſchlechts erſehen haben? Er folgte der unerklärlichen Gewalt, welche die ungeheure Menſchenmaſſe von Paris damals in unſichtbaren Banden gefeſſelt hielt und einen Theil zu Anſtiftern der entſetzlichſten Greuel, einen andern zu Werkzeugen des Mords, und die ganze zahlloſe Menge zu ſtummen und geduldigen Zeugen der ſchaudervollen Grauſamkeit machte.

Auf dieſe Weiſe war der letzte warnende Zuruf durch Rogers Namen, wie ihn Raimond vor ihr ausſprach, in Sara's betäubten Ohren verhallt, und er hatte nun neuen Durſt nach Rache erweckt. In den wenigen Stunden, die ſie nach dieſen gewaltſamen Auftritten allein zubrachte, ſchritt ſie, wie von böſen Geiſtern getrieben, umher und durchdachte ihr durch L*** zerrüttetes Schickſal; und je ſchärfer ſie ſann, deſto klarer erkannte ſie ſeinen tief angelegten Plan, ſie zu hintergehen, verſtand die berechnete Zweideutigkeit ſeiner Aeußerungen, die ihn ſogar vor dem Vorwurf ſchützen ſollten, daß er ſie hätte betrügen wollen. In ihr unbegrenztes Zutrauen eingewiegt, durch ihre Unkunde des Böſen ſicher gemacht, durch den Werth der Opfer von der Größe, der Allmacht ihres Götzen immer mehr durchdrungen, hatte ſie ihren Vater betrogen, ihre jungfräuliche Würde verloren, Rogers Treue von ſich geſtoßen, Berthier's Fürſorge verſchmäht und endlich den einzigen Lohn ihrer Leiden, ihr geliebtes Kind, dem Tod in die Arme geworfen. Von dieſen Betrachtungen, die ihr Gehirn verſengten, rief ſie Joſeph zu den Verſammlungen ſeiner Gefährten ab, wo ſie allgemeine Schmach, allgemeines Elend um Rache ſchreien hörte; und ſo löſte ſich ihr ganzes Weſen in Haß und Wuth.

In dieſen hölliſchen Zuſammenkünften wurde ein Theil der Greuel verabredet, welche die erſten Tage des Septembers 1792 auf ewig zu den ſchwärzeſten machen, die jemals die Jahrbücher der Freiheit geſchändet haben. Sara ward bald in die Schreckensgeheimniſſe eingeweiht, inſoweit wenigſtens Rache und blinder Fanatismus dabei mitwirkten; denn die noch verhaßteren, geheimen Triebfedern der Politik, der Herrſchſucht, des Eigennutzes entgingen ihrem leidenſchaftlichen Blick. Wenn indeſſen noch etwas ihr einen geheimen Schauder vor dem Pfad einflößte, auf welchem ſie wandelte, ſo war es die Gemeinſchaft mit einigen Weibern, die ſie bei jenen Berathſchlagungen antraf. Dieſe entarteten Geſchöpfe hatten Mord und Aufruhr zu ihrem Gewerbe gemacht, weil ſie nur darin erlangten, was der Menſch von der Wiege an bis zum Grabe ſucht: einen Platz im geſellſchaftlichen Daſein. Wenn ſie aber Sara als ihres Gleichen anſahen, und dieſe ſie im ſtolzen Grimm von ſich ſchleuderte, ſo ſehnte ſie ſich um ſo ſchrecklicher nach den Opfern der reinen Rache, zu welcher die Herabwürdigung ihres Geſchlechts, ſelbſt in dieſen Furien, ſie aufzufordern ſchien. Seitdem ihr Wille und ihre Kräfte zurückgekehrt waren, hatte ſie vorzüglich geſtrebt, L***'s Aufenthalt zu erforſchen, und ſo blutig ihre Abſicht war, ſo fühlte ſie ſich doch noch ſo menſchlich, ihm, der ihren Glauben an Tugend, Liebe und Treue vernichtet hatte, nur das Leben rauben zu wollen. Sie verſchloß anfangs ihren Plan in ihrem innerſten Herzen, aber noch war dieſes Herz an Wuth und Rache nicht gewöhnt; die feindſeligen wilden Gefühle preßten es quälend zuſammen und ſchreckten ihren Geiſt mit den entſetzlichſten Bildern, bis die Menſchen, mit welchen der Zufall ſie in Verbindung gebracht hatte, ſie aus dieſem unbeſtimmten Zuſtand emporriſſen. Joſeph erbot ſich zum Gehülfen ihrer Rache und ſie trug ihm auf, L***'s Schlupfwinkel ausfindig zu machen. Treu und eifrig befolgte er ihre Befehle, denn ein dunkles Gefühl feſſelte ihn an das unglückliche Weib. Liebe war dieſes

Gefühl nicht; bei dem völlig zermalmten Streben nach Anderer Achtung, unter welchem dieſes Schlachtopfer gemisbrauchter Geſetze ſeit Jahren ſchon ächzte, war Liebe unmöglich. Aber er hatte immer zärtlich an Schweſter Nanni gehangen, er war um Nanni's willen verwildert, und nun ſchien ihm Sara wie ein höheres Weſen in ſeine Rache einzuwirken; ſein Wille ward dem ihrigen dienſtbar, und ob er gleich nicht lieben konnte, ſo feſſelte ihn doch auch die Macht der Schönheit an ſie — denn ſchön ſtand Sara noch im ſchrecklichen Abgrund, unter den Verworfenen groß und furchtbar, wie Medea, wenn ſie, von den Unterirdiſchen umringt, Befehle ertheilte, die ihre eigene Gottheit entheiligten und ihr menſchliches Herz mit Jammer erfüllten.

Am Morgen des zweiten Septembers erſchien Joſeph vor ihr und rief ihr frohlockend zu, der Verräther ſei gefunden, und für ſie und das Volk falle er noch heute zum gerechten Opfer; er ſei im Karmeliterkloſter unter einer Menge anderer Gefangnen und, wie ſie alle, der ſchrecklichen Volksrache preisgegeben. Jetzt erſt vernahm Sara beſtimmt und zuſammenhängend den Plan dieſes Tages. Sie ſchauderte vor der fürchterlichen That, die ſie nicht mehr abſcheulich nannte; aber der Gedanke, daß er, den ſein Verbrechen ihr zugeeignet hatte, fallen ſollte ohne die Hand, die ihn träfe, zu kennen, ohne es um dieſe Hand verdient zu haben, füllte ſie mit Eiferſucht und Unmuth. Lange wälzten ſich die wildeſten Phantaſien in ihrem Gehirn — dort, wo er war, konnte ſie ihn nicht befreien, retten wollte ſie ihn nicht, und ſelbſt, daß er zum Tode beſtimmt war, milderte ihr unbewußt das Entſetzliche des Mordes, den ihre Seele dachte. Sie ſah ihn vor ſich in ſeinem ganzen Zauber, ſie hörte die Stimme, die ſie in den Abgrund des Elendes gezogen hatte, und liebte ihn noch einmal, um ihn zu ihrem eigenen Opfer zu erſehen. Nein, rief ſie glühend und zitternd vor dem ſchrecklichen Entſchluß, nein, ſo ſollſt Du nicht fallen, größter, unmenſchlicher Verräther! Das Herz, für das ich meine Seligkeit verkaufte — das Herz iſt mein, und meine Hand muß es durchbohren. O, ich weiß ja, was Mord iſt! Ich ſah jenen Unglücklichen bluten und verging nicht; und damals glaubte ich mich geliebt — damals war ich Weib, Mutter. — — Sie verſtummte, von dem unnatürlichen Streit zwiſchen dieſer Erinnerung und ihrem Vorſatz überwältigt. Sie nahm nun mit ihrem finſtern Unglücksgeſellen Abrede; er mußte um das Gefängniß herumſchleichen, ſeine hölliſchen Gehülfen hatten bei jedem Poſten Aufpaſſer, und gegen Mittag wußte er genau das Gemach, worin L*** feſtſaß, die Zahl ſeiner Mitgefangenen, ſeine Kleidung ſelbſt. Er beſchrieb der gierig horchenden Sara jeden Umſtand, und wie der abſcheuliche Zeitpunkt erſchien, war ſie an der Spitze einer Rotte, die in jene Wohnung des Schreckens eindrang. Um ſie her jauchzte der blutdürſtige Haufen, jauchzte convulſiviſch aus ihm ſelbſt die ſich ſträubende Menſchheit, und wollte das Aechzen der Erſchlagenen, durch die er ſeinen Weg bahnte, überjauchzen. Mit jedem Schritt in der entweihten Freiſtatt des Geſetzes erſann die Verzweiflung des Verbrechens neue Greuel, um ſich gegen die eben begangenen zu betäuben. Flüche, wildes Geſchrei, ſchallendes Gelächter tobten um Sara, die ſchweigend mit gezücktem Dolch, im Ausdruck des bitterſten Grimms vor ihnen herging — und immer ſtarrer ward ihr Grimm durch die Abſcheulichkeiten, die ihre Sinne beſtürmten und abſtumpften, und hielt ihre ſchaudernde Seele zuſammen. Vor ihr ſtürzten die Unglücklichen, Erbarmen flehend, nieder; doch ſtand ſie mit erhabenem Angeſicht unter dem wälzenden wogenden Gewühl der Mordenden und der Sterbenden, ließ ihr Auge kalt über die Erſchlagenen hingleiten und ſpähte nur nach ihrem Opfer. Jetzt drängten ſich die Henker gegen eine Thüre, deren Eingang die armen Schlachtopfer zu erſchweren geſucht hatten; die ſchwachen Bollwerke ſtürzen ein, ſie fliegt auf, die Gefangenen innerhalb treten in einen Halbkreis zuſammen, entſchloſſen, ihr Leben theuer zu verkaufen — in ihrer Mitte ſteht L***. Sara, mit fliegendem Haar, das weiße Gewand vom Blut der Erſchlagenen, über welche ſie ſchritt, befleckt, hebt den Arm, hebt das Eiſen, das ſie für dieſen Augenblick rein bewahrt hatte. — Du biſt mein, ruft ſie, nur ich darf Dich richten! — und ſtürzt auf ihn zu. Sara, Sara! erſchallt plötzlich eine bekannte Stimme aus dem Mordgewühl um ſie her — es iſt Theodors Stimme! Nur dieſe, nur die Stimme der Natur vermochte noch in dem durch Rache verwilderten Herzen wiederzutönen; bei der leiſen unerwarteten Anregung brach die Kraft ihrer geſpannten Nerven, und Sara ſank ſinnlos unter den Geſchlachteten nieder.

Joſeph hatte ſich nicht von ſeiner Heldin entfernt; wohin er ſich auch in ſeinem blutigen Geſchäft wandte, hatte er ſich immer wieder gegen die Seite hingedrängt, wo ſie fürchterlich und bewegungslos ſtand; jetzt hörte er ihre dumpfe, erſchütternde Stimme ihres Verderbers Todesurtheil rufen, und in eben dem Nu ſah er ſie ſtürzen. Er eilte zu ihr, riß ſie auf vom blutigen Boden, und dem Unmenſchen fluchend, den ſie, wie er glaubte, nicht früh genug ereilt hatte, trug er ſie von dem abſcheulichen Schauplatz hinweg. Erſt ſpät kam Sara in einem Hofe des Gefängniſſes wieder zu ſich. Ihr erſter Laut rief ihren Bruder. Sie fragte ungeſtüm, mit irrendem Blick, ob ihr Bruder gerettet ſei. Erſtaunt und verwirrt fordert Joſeph Erklärung; ſie weiß ihm keine zu geben, rafft ſich auf, fliegt durch die ſchaudernden Zuſchauer, durch die brüllenden Mörder, dringt wieder in das Gefängniß, findet Blut, Leichen, Gewinſel — aber ihr Opfer und ihr Retter von der Blutſchuld waren nicht unter den Todten, nicht unter den Sterbenden. War es eine Täuſchung geweſen? War es des Bruders Geiſt geweſen, der ſich zwiſchen ſie und noch größere Greuel ſtellte? war ſein zerrißner Leichnam ſo entſtellt, daß ſie ihn nicht unterſcheiden konnte? oder hatte er ſich gerettet? — Zitternd, L*** zu erkennen, und ihren Bruder umſonſt zu ſuchen, blickt ſie unter den Todten umher. Nur Theodors Stimme im Ohr, ruft ſie ſich ſelbſt zu: Sara, Sara! als würde der Ruf jenes Echo erwecken — umſonſt, die Todten bleiben ſtumm!

Um der Menſchheit willen, um unſers Mitgefühls willen bei den früheren Leiden der noch ſchuldloſen Sara, laßt mich ſchweigen, wo ich keine Worte habe, für die

Finſterniß ihrer Seele, für den Wechſel von Wuth und Schmerz, in welchem ſie ein unnatürliches Daſein hinſchleppte. In ihren wilden, düſtern Stunden gab Martha ſchonend auf ſie Acht und tröſtete Nanni, die vor Weinen verging, über den Traum der Unglücklichen, die ihren Geiſt mit ſo blutigen Bildern gefangen hielt. War ſie ruhiger, ſo nahte ſie ſich ihr mit freundlicher Furchtſamkeit, ſang ihr vor und ſchmeichelte ihr bittend, bis ſie einen Augenblick Ruhe oder Nahrung genoß. Raimond und Thirion waren nun nach der Grenze gezogen, und Joſeph blieb allein bei den Weibern zurück. Aber er lebte ganz in ſeinem fanatiſchen Taumel, und nur Sara's Intereſſe mochte ihn auf Augenblicke herausreißen. Seit jenem entſetzlichen Tage war es ihr einziges Beſtreben geweſen, Nachricht zu erhalten, ob L*** gefallen ſei, und ob Theodor noch lebe. Es gelang endlich Joſeph durch ſeine unermüdeten Nachforſchungen, ihr ein Mittel anzuzeigen, wie ſie dies erfahren könnte; und ſie wußte ſich bei einem von den Männern, welche die echten Septemberliſten beſaßen, Eingang zu verſchaffen. Ihre Stimmung, ihre Sprache, ihr ganzes Weſen fiel auf; man erkannte in ihr einen Stoff, den man einſt für gewiſſe Plane würde benutzen können; ihre Bitte wurde gewährt, und es ergab ſich aus den geheimen Regiſtern, daß Theodor wirklich mit L*** auf der Liſte der zum Tode beſtimmten Gefangenen geſtanden hatte, daß aber jener allein unter den wirklich Ermordeten geweſen ſein mußte. — L*** war wie durch unſichtbare Geiſter gerettet worden, und es fand ſich bald, daß ſeine Exiſtenz jenen revolutionnairen Staatsmännern nicht viel weniger zu ſchaffen machte als der unglücklichen Sara. Sie hörte dort, daß ihr Verderber eben ſo treulos an ſeinem Vaterland gehandelt hatte wie an ſeiner Geliebten — in dem neuen Kreis von Begriffen und Verbindungen, in welchen ſie bei dieſer Veranlaſſung gerieth, ſchraubte ſich ihr Geiſt, der angefangen hatte, in eine vielleicht heilſame Dumpfheit zu verſinken, zu einem neuen Fieber auf, das ſie immer weiter von ihrer Beſtimmung entfernte.

Nun ſchwindelte ſie eine Weile auf den Höhen des Berges fort; und wahrlich, ſie war unter den Handlungen des Mords am zweiten September der Menſchheit näher geweſen als unter dieſen politiſchen Rechenkünſtlern, die in dieſer Zeit beſonders anfingen, ihr Zerſtörungsſyſtem zu gründen. Schon damals hörte ſie über die blutigen Zwangsmittel, über das Reich des Schreckens, über die Proſcriptionen, über alle die Plagen, welche ſpäterhin vom Berge herab auf das unglückliche Frankreich gehäuft wurden, berathſchlagen. Auch ſie ward mit ſo vielen Andern verführt, die heilige Freiheit für ihre zum Theil zufälligen Symbole und Formeln aufzuopfern; auch ſie trug das Ihrige bei, ſie in die Hände ihrer abgeſagteſten Feinde zu liefern, die unter der Larve von Beſchützern mehr mit Nebenbuhlern als mit Gegnern um den Preis der Unterdrückung und der Tyrannei kämpften. Sie traf auf dieſer Laufbahn wiederum mit Weſen ihres Geſchlechts zuſammen; nur waren es hier meiſtens feine, zierliche, verkehrte Geſchöpfe, die in die kalte Raſerei dieſes oder jenes Demagogen einſtimmten, weil ſie überhaupt eines Götzen bedurften, der ſie aus Dankbarkeit an dem Weihrauch des blinden Haufens Theil nehmen ließe. Wenn aber ein ſolches Weib die Declamationen, die Sophismen, die Phraſen, auf welchen ihr Freund ſeine Herrſchaft über das getäuſchte Volk, über Gut und Leben jedes Bürgers gründete, im ſinn- und herzloſen Eifer nachplapperte — wie verſchieden war davon Sara's leidenſchaftliche, aber immer wahre und innige Stimmung, ihr in den traurigſten Verirrungen immer nach ſittlichen Beziehungen, nach ſittlichem Zuſammenhang ſtrebender Geiſt, die edle und reine Glut, mit welcher ſie für die Wahrheiten entbrannte, die von der unſeligen Liſt der Heuchelei mit dem verderblichſten Irrthum vermiſcht wurden! So zeichnete ihr angeborner Werth ſie auch unter den Abarten ihres Geſchlechts aus, mit denen ihr feindſeliges Schickſal ſie in die unwürdige Gemeinſchaft gebracht hatte; aber die nothwendige Rache der beleidigten Weiblichkeit blieb darum bei ihr nicht aus. Wie jeder Tag ihren Kopf mit neuen politiſchen Tollheiten füllte, ſo ſtarb jeden Tag eine Faſer ihres Herzens ab; ſelbſt die Erinnerung: Tochter, Geliebte, Weib, Mutter geweſen zu ſein, äußerte ſich endlich nur in heftigeren Ausbrüchen des Parteigeiſtes auf den Tribunen der Volksgeſellſchaften, in den Sälen der Sectionsverſammlungen — denn dorthin drängte ſich jetzt jene Sara, deren Stimme ehemals aus mädchenhafter Scham lieblich zitterte, wenn ſie einem fremden Diener einen Auftrag ihres Vaters ausrichtete; dort ſtand ſie jetzt und ſtürmte ihrer Partei wilden Beifall zu, oder höhnte keck die ſchwächeren Gegner.

Der große Streit über das Schickſal Ludwigs beſchäftigte jetzt die Stellvertreter des Volks, und Sara, die am zehnten Auguſt ſeinetwegen gezittert hatte, weil L*** für ihn ſtritt, ſah nun dem Augenblick ſeines Todes ungeduldig entgegen, weil L*** auch um ſeinetwillen ſie verrathen hatte, weil Theodor um ſeinetwillen ſeinem Vater entſagt und vor den Augen ſeiner unglücklichen Schweſter das Loos der Volksverräther getheilt hatte, weil ſeine falſchen treuloſen Vertheidiger die Wiege ihrer Kindheit zerſtört, das Alter ihres Vaters unter Armuth und Gram gebeugt hatten. Höchſt erbitternd vermiſchte ſich bei ihr das Gefühl ihres Schickſals mit jener Angelegenheit, deren Wichtigkeit ſelbſt ihr wundes Herz beleidigte und ſie mit unmuthigen Zweifeln an Vorſehung und Würde der Menſchheit erfüllte. Tiefer konnte ihr moraliſches Weſen nicht ſinken, trauriger konnte der Abglanz der Gottheit auf ihrem ſchönen Geſicht nicht verlöſchen als in dieſer Zeit, wo ihre Züge entweder von todter Abſpannung oder zweckloſer Unruhe, Haß und Hohn entſtellt wurden. Ihrer zerrütteten Seele fehlte nur noch ein Stoß, um den geſpannten Faden ihrer Vernunft zu zerreißen, und dieſen Stoß führte das Schickſal herbei.

Das Todesurtheil über den König war geſprochen: kalte, menſchenfeindliche Neugierde trieb ſie an, ſich, als Nationalgardiſt verkleidet, zu dem Dienſt im Tempel zu drängen, um ſeine letzten Stunden zu beobachten. Die heldenmüthige Faſſung, die einfache Güte, welche das ferne Europa an dieſem Schlachtopfer der Politik bewundert hat, ſchrumpften vor ihrem bittern Haß zur elenden Alltäglichkeit zuſammen. Am Tage ſeiner Hinrichtung ſtand ſie unter den weiblichen Zeugen dieſes ſchrecklichen Schauſpiels und lachte bitter auf, daß, um dieſen Menſchen zu tödten, eine ganze Stadt im Auflauf, ein Heer unter den Waffen war — und vor ihren Augen war Theodor gemordet worden, ohne daß die Ruheſtätte ſeines Leichnams zu finden geweſen war! Sie befand ſich nahe genug am Richtplatz, um die Heiligſprechung des unglücklichen Königs durch den Prieſter, der ihn begleitete, zu vernehmen. — Heilig! murmelte ſie knirſchend — was iſt der Gottheit heilig? was iſt es den Menſchen? — Sie tauchte ihr Tuch in das herabrinnende Blut: Im Blut eines noch Heiligeren will ich dich wieder reinwaſchen! rief ſie, an L*** denkend. Ihr Kopf fing an ſo vieler Wuth zu erliegen; ermüdet drängte ſie ſich aus dem Gewühl heraus und eilte ohne beſtimmten Endzweck durch einige entfernte Straßen, wo eine bange, feierliche Stille herrſchte. Sie ſank endlich erſchöpft auf einer ſteinernen Bank an der Thüre eines bürgerlichen Hauſes nieder. Gedankenlos ſaß ſie in anſcheinender Ruhe, als der ungewohnte Ton von Kinderſtimmen in ihr Ohr drang. Sie blickte auf und ſah einen Knaben und ein Mädchen von ſieben bis neun Jahr vor dem Hauſe ſpielen. Der Knabe hatte ſich eine Nationalfahne gemacht, die er hoch emporſchwang und ein Kriegslied dazu ſang; das Mädchen baute mit Steinen am Boden. Wie der Knabe ein paar Mal den Refrain ſeines Liedes geſungen hatte, welches Triumph über den Tod des Tyrannen ausdrückte, ſah das Mädchen, das ältere von den beiden Kindern, auf und ſagte mit einem ſanft-traurigen Weſen: Henri, es iſt nicht recht, daß Du ſo jauchzeſt, da die Mutter weint und der Vater ſo ernſt von uns ging. — Ach, ſprach der Bube leichthin, ich ſinge das Siegeslied über den Fall des Tyrannen, das die Bürger geſtern beim Trinken ſangen. — Lieber Henri, weißt Du nicht, wie der Vater neulich ſagte: bei einem todten Feind jauchzt nur der Feige? Er iſt ja nun todt! Laß auch Dein häßliches Jauchzen. — Der Knabe war näher zu ſeiner Schweſter getreten und ſah ſie nun fragend an: Wer iſt todt? — Der Tyrann, von welchem Du ſingſt, der arme König! Wie die Trommel ſo fern tönte, ward er ja geköpft. — Der arme König! ſpottete Henri nach; man ſieht wohl, daß Du eine Ariſtokratin biſt. — Henri! ſagte das Mädchen, erröthend vor Zorn, und warf ihre Steinchen zuſammen; es iſt nicht recht von Dir, daß Du mich ſchimpfeſt. Daß der König todt iſt, geht mich nichts an; aber die Mutter ſagt, wenn er denn auch ein Verräther geweſen wäre, ſeine Kinder wären doch arme Waiſen, und wir ſollten Gott bitten, daß ihr Unglück das Heil des Volks gründen möchte — und, Henri, ſprach ſie in Thränen ausbrechend, die Mutter ſagt, mit Haß im Herzen könnte man Gott um nichts bitten. — Henri nahm ängſtlich ihre Hände, bat, verſicherte, er wolle ja dem kleinen Capet nichts thun, er wolle ja Gott für ihn bitten; die Kleine ließ ſich lange nicht verſöhnen. Endlich ward aber doch aus ihrem Streit ein kindliches Geſchwätz, indem die Schweſter ihrem Henri von dem Jammer einer Familie erzählte, wo der Vater vor kurzem hingerichtet worden ſei. Sie ſagte, nun müßte der kleine Capet auch ſo weinen, wie die Kinder dieſes armen Mannes; und — ſetzte ſie ſchluchzend hinzu — wenn nun unſer Vater auch ſo fortgeriſſen und gerichtet würde? — Der Knabe richtete ſich ſchnell auf; ſein offenes Auge blitzte unter Thränen; O nie, nie! er iſt ein Patriot — er kann im Kriege fallen; aber dann weinen wir nicht, dann ſtarb er für die Freiheit. — Die Kleine ſchüttelte den Kopf und weinte ſtill fort. Der Uebergang, den dieſes kindiſche Gemiſch von natürlichem Gefühl und nachbetendem Heroismus in Sara's Weſen hervorbrachte, war nur bei der dumpfen Abſpannung möglich, zu welcher ihre Nerven geſunken waren. Sie war aufgeſtanden und hatte ſich dem Mädchen genähert, ihr ſelbſt unbewußt füllten Thränen der Theilnahme an ihrem Kummer ihre Augen, ſie ſtreichelte des Kindes Wangen — das weiche Geſchöpf weinte, durch fremdes Mitleid gerührt, nach heftiger; und von einem Anblick, deſſen ſie ſo entwöhnt war, hingeriſſen, ſaß jetzt Sara neben ihr, tröſtete ſie, rief den Bruder herbei und verſöhnte ihn mit der Schweſter, die ihn wiederum um Vergebung bat, als wäre ihre Heftigkeit weit ſchlimmer geweſen als das Wort, durch welches er ſie erregt hatte. Während dieſes Geſprächs trat ein noch ziemlich junges Weib mit einem Säugling im Arm aus dem Hauſe. Es war die Mutter dieſer Kinder; wie ſie eine Fremde mit ihren Kindern beſchäftigt ſah, ging ſie näher hinzu — ohne alle Erklärung entſtand nun ganz natürlich zwiſchen dieſen Menſchen ein ſcheinbarer Einklang von Empfindungen. Sara's Thränen waren eine wohlthätige Erſchlaffung ihres gepeinigten Gehirns; die guten Kinder, die ſie zuerſt veranlaßt hatten, weinten jetzt aus blinder Theilnahme mit, und bei ihrer Mutter brauchte es keiner großen Anregung, um ihre Traurigkeit zu erneuern — ſie drückte den Schmerz aus, den ſo manches ſtille Herz in dieſer unermeßlichen Stadt heute ſo tief empfand; eben den Schmerz glaubte ſie auch in Sara's Thränen zu leſen und fühlte ſich dadurch zu der ſchönen Fremden hingezogen. Der Säugling ſchmiegte ſich unterdeſſen ſchmeichelnd an die Mutter, und wie dieſe ſich nicht mit ihm abgab, bog er ſich zu der Fremden, ſpielte mit einem Bande an ihrer Kleidung, blickte mit heitern Kinderaugen an ihr hinauf und legte ſeine kleinen Hände lächelnd an ihr Geſicht, als wollte er ihr beweiſen, was er thue, ſei Zutrauen und Liebe.

Hier zerſprang die harte Rinde, die ſich um Sara's Herz gebildet hatte. Im Gewühl der Menſchen war ſie des Anblicks der Menſchheit entwöhnt worden; hier lachte ſie ihr zum erſten Mal wieder in ihrem reinſten, ſanfteſten Ausdruck entgegen — das war ihres Kindes rührender Blick, ſo berührte ſeine ſchwache ſchmeichelnde Hand ihre Wangen! Ihr Herz brach faſt unter dem gewaltſamen Zuſtrömen ſo fremdgewordener Empfindungen. Schluchzend, tief athmend riß ſie das Kind an ſich, drückte es gegen ihre Bruſt, vergaß ſich und die Vergangenheit in dem dunkeln Bewußtſein, wieder einmal Weib zu ſein. Die Mutter ſah ihr befremdet aber gerührt zu, als der Knabe aufſprang und fröhlich rief: Der Vater! der Vater kommt! indem er einem Nationalgardiſten entgegenlief, der im Hintergrunde der

Straße ſich von ſeinem Haufen trennte und auf ſie zukam. Das Weib ließ den Säugling in Sara's Armen und ging zu ihrem Mann, der, ſeine Kinder liebkoſend, an der Thüre ſtehen blieb. — Du mußteſt ihn morden ſehen! ſagte ſie ſchmerzlich, indem ſie ſich an ihn lehnte. Er richtete ſie auf, reichte ihr ſein Gewehr, ſeine Patrontaſche und ſagte ernſt und gütig: Liebes Weib, Du folgteſt ſonſt meinem Rath, Du hielteſt mich für den Weiſeren; willſt Du Dich in dem wichtigſten Zeitpunkt unſeres Lebens von Andern ſtimmen laſſen? — Sie weinte ungeſtümer bei dieſer Zurechtweiſung, und nachdem er ihr eine Weile vergebens zugeſprochen hatte, ſchien er noch ein letztes Mittel verſuchen zu wollen, indem er herzlich nach dem jüngſten Kinde fragte und heiter und ſanft ihren Arm nahm, um mit ihr hineinzugehen und es zu ſehen. Nun zeigte ſie es ihm in Sara's Armen: Sieh, da iſt es bei einer guten fremden Frau; die koſt mit ihm ſchon lange und weint — die magſt Du nur auch tröſten! — Der Mann betrachtete jetzt Sara, und wie dieſe ſich aufrichtete, ſtutzte er, ſein Geſicht drückte ſogar Schrecken aus; er blieb ſtehen und fragte leiſe: Wie kommt dieſes Weib zu Euch? — Die Kinder erzählten nun ſchwatzhaft, wie ſie ſich zu ihnen geſetzt, wie ſie ſo herzlich mit der Kleinen geweint habe, und am Schluß ihrer lebhaften, verwirrten Erzählung näherten ſie ſich Sara und wollten ſie zum Vater führen. Aber dieſer hatte unterdeſſen ſeine Frau beiſeite gezogen, und kaum hatte ſie ausgehört, was er ihr mit einem ziemlich heftigen und leidenſchaftlichen Ausdruck zu ſagen ſchien, ſo ſtürzte ſie pfeilſchnell auf Sara zu, riß ihr den Säugling vom Arm — Furie, rief ſie erboſt, wollteſt Du auch des Kindes Blut trinken? Geh und vergifte meine armen Kinder, mein Haus nicht mit Deiner Gegenwart. — Sara wankte; die beiden älteren Kinder prallten erſchrocken zurück; der Säugling hing ſchreiend an der Mutter, die ihn heftig an ſich drückte — da trat der Mann hinzu, nahm den Knaben und das Mädchen bei der Hand und ſagte misbilligend zu ſeinem Weibe: Iſt ſie nicht elend genug durch unſern Abſcheu vor ihr? Geht hinein, laßt ſie — armes Weib, was machte Dich ſo unmenſchlich? rief er noch, indem er einen traurigen Blick auf ſie warf und in das Haus eilte. Die Thüre ward verſchloſſen, Sara blieb allein! — Man floh ſie alſo, als wäre ihr Anblick vergiftend; der Mann hatte alſo ihre Thaten genannt, und durch dieſe erſchien ſie dieſen ſchmeichelnden Kindern, dieſem weichen Weibe wie ein Ungeheuer! — Sara betrog ſich nicht; der Mann hatte bei der Hinrichtung ſeinen Poſten in ihrer Nähe gehabt, er hatte ſie unter ihren abſcheulichen Gefährtinnen erblickt und ſie nach ihrer Handlung wol mit denſelben verwechſeln können — nun fand er ſchaudernd ſeinen Säugling an dem Buſen des Weibes, die ihr blutiges Tuch an eben dieſem Buſen verbarg!

Von dieſem Augenblick an war Sara wie vernichtet; ſie fühlte ſich gebrandmarkt, ausgeſtoßen von den Menſchen, unfähig, ihr Antlitz aufzuheben vor ihnen; aber dieſe, die ſie von ſich geſtoßen hatten, konnte ſie nicht haſſen — haſſen konnte ihr einmal erweichtes Herz nicht mehr! Sie warf ſich in unausſprechlicher, dumpfer

Verzweiflung auf die Bank. Die Nacht brach ein und vermehrte noch mit ihrem Dunkel das Grauen ihrer Seele. Sie irrte, an dieſe Gegend wie gebannt, umher, ſchaudernd vor der Rückkehr nach Haus, wo Joſeph und ſeine Geſellen verſammelt waren, ſchaudernd vor der Stille ihrer Zimmer, wo ſie die Bilder der Vergangenheit mit kalter Bitterkeit abzuwehren nicht mehr die Kraft in ſich fühlte, und mehr noch ſchaudernd vor den gewöhnlichen Tummelplätzen der wüthenden Parteien. Unter dem Gewühl von quälenden Vorſtellungen malte ſich dann und wann des Säuglings Lächeln, mit ihres Kindes Bilde verſchmolzen, vor ihren Augen; ſie fühlte ſeinen ſanften Athem an ihrem Hals, ſie ſah ſeinen hellen Blick: das fremde Kind und L***'s-Tochter wurden Eins in ihrer Phantaſie — und ſie weinte endlich laut nach ihrem Kinde, das Grab ihres Kindes ſchien ihr endlich der einzige Fleck in der ungeheuern Stadt, der ſie gaſtfrei aufnehmen würde. Sie eilte durch die Straßen und ſuchte den Kirchhof, wo ſie ſo oft die Bitterkeit ihres Herzens auf dem Erdhügel, der das unſchuldige Schlachtopfer deckte, genährt hatte; und von Finſterniß umfloſſen, ſank ſie endlich ſinnlos und von Jammer erſtarrt dort nieder.

Es mochte ſchon tief in der Nacht ſein, als ein neuer Zufluß von Leben die Wirkung der Winterkälte, des feuchten Bodens und ihrer tödtlichen Erſchöpfung überwand und ſie aus dieſem ſchrecklichen Zuſtand erweckte. Der Himmel war mit finſterm Gewölke bedeckt, deſſen zerriſſene Maſſen nur ſelten eine trügeriſche Dämmerung auf die Gegenſtände umher fallen ließen. Anfangs ſetzte ſich Sara, ganz unbewußt, wo ſie war, auf das Fußgeſtell eines alten Grabmals und ſtarrt das ſchwarze Gebäude vor ſich an, das ſie erſt nach einigem Nachſinnen für eine Kirche erkannte. Jetzt flimmerten ein paar Sterne über dem gothiſchen Dach, und in dem dunkeln Gewirr von Geſtalt und Chaos, das vor ihren Augen ſchwamm, unterſchied ſie einige morſche Denkmäler des Todes. O mein Kind! ſeufzte ſie mit ſterbender Stimme und warf ſich, den Schauplatz nunmehr ganz erkennend, mit ausgebreiteten Armen über den kleinen, verſunkenen Hügel. Sie drückte ihre Bruſt jetzt ſchweigend an die kalte Erde und ſuchte ihre irrenden Begriffe wieder zur Verzweiflung zu ſammeln. Plötzlich aber vernahm ſie hinter ſich ein leiſes Gemurmel von Stimmen; erſt achtete ſie deſſen nicht, doch bald mit den ziſchenden Lüften in den Mauerzacken der Kirche, bald mit dem Krächzen der Nachtvögel vermengt, erregten die Menſchenſtimmen Entſetzen in ihrer Seele. Auf ihre Knie geſtützt, beugte ſie ſich um einen aufgerichteten Grabſtein nach der Gegend hin, wo die Töne herkamen. Eine flüchtige Helle erleuchtete den Theil des Kirchhofs, wo ihr Auge umherſpähte — ein großes weißes Kreuz erhob ſich dort am Eingang eines Gruftgewölbes; an deſſen Fuß knieten zwei Geſtalten, aus eben dem Steine gebildet, die, von trübem Lichte umfloſſen, bald von dem Schatten eines ſich bewegenden Menſchen bedeckt wurden, bald durch das Vorübergleiten des Schattens wiederum ganz hell erſchienen. Sara unterſchied endlich zwei Männer, deren einer, an den Eingang der Gruft gelehnt, der andere frei neben ihm ſtand; ſie ſchienen ſich leiſe zu unterhalten; eine neue Wolke entzog ſie Sara's Blick, doch waren ſie nur wenige Schritte von ihr entfernt, und geſpannter horchte ſie nun auf. Der Eine fing an lauter zu murmeln, die Stimme des Andern ſchien von Seufzern erſtickt; doch jetzt ſchwieg Jener und Sara hörte den Andern im Tone des unaufhaltbaren Schmerzes rufen: O meine verlorne Schweſter! — Ihres Bruders Name ſtürzte über ihre Lippen, aber er ward zu einem unverſtändlichem Schrei; ſie raffte ſich auf, eilte über die Grabhügel der Erſcheinung zu — es fiel ein Schuß, und von Ueberraſchung und Schwäche niedergeworfen, ſank ſie wieder zwiſchen den Gräbern hin.

Eine von den zahlreichen Wachen des Viertels war auf den Schuß herbeigeeilt; man ſprengte die Thüre des Kirchhofs, die während Sara's Ohnmacht am Abend geſchloſſen worden war, man durchſuchte alle Winkel und fand nur Sara ohne alles Bewußtſein bei den Gräbern liegend; die Kugel war neben ihr in einen Stein gefahren; aber es ließ ſich keine Spur Deſſen, der ſie abgeſchoſſen hatte, entdecken. Nach vielen Bemühungen brachte man Sara in das Leben zurück, aber ihr Verſtand kehrte nicht wieder. Sie war in eine ruhige, ſtumpfſinnige Raſerei gefallen, während deren ſie kein Zeichen von Erinnerung gab, außer einem zerreißend wehmüthigen Lächeln bei dem Anblick kleiner Kinder und einem ängſtlichen Zittern bei dem Ton der Trommel, welches wahrſcheinlich der Wirkung beizumeſſen war, die dieſes ſchmetternde Inſtrument am 21. Januar auf ihre Nerven gehabt hatte. Hörte ſie einen Schuß, ſo rief ſie oft: Theodor, Theodor! und ſuchte über ihr eigne Stimme zuſammen, ſchien ſich beſinnen zu wollen und verſank wieder in ihre Dumpfheit. — Da in dieſer Gegend der Stadt Niemand ſie gekannt hatte und ſie ſelbſt nicht im Stande geweſen war, die geringſte Nachweiſung zu geben, hatte ſie die erſten Tage unter der Aufſicht und Pflege der dortigen Sectionspolizei zugebracht; allein die treue Marthe hatte ſie nicht lange in fremden Händen gelaſſen. Vom erſten Morgen nach der unſeligen Nacht, wo ſie umſonſt auf Sara's Rückkehr gewartet hatte, war ſie in ihren Nachforſchungen mit dem ängſtlichſten Eifer fortgegangen, bis das Gerücht jenes abenteuerlichen Zufalls ihr die Section ausfindig machen half, in welcher Sara aufgehoben war. Mit den gehörigen Beweiſen verſehen, reclamirte ſie die Unglückliche als ihre Pflegebefohlne und ihre Freundin; man übergab ihr das verlaſſene Geſchöpf, und ſie führete ſie in Nanni's Arme, der das Schickſal Vernunft genug gelaſſen hatte, um über die Raſende zu weinen.

Der erſte Ton, den Sara bei rückkehrendem Bewußtſein unterſchied, war ein Schrei der Freude, der in ihr dumpfes Ohr ſchallte; ſie wußte nicht, woher, ſie wußte nicht, aus weſſen Munde. Ihr Auge öffnete ſich, oder es führete zum erſten Mal wieder das aufgefaßte Bild ihrem lange gelähmten Geiſte zu, und ſie ſah ſich in einem ihr unbekannten kleinen Zimmer, das vom Stral der Abendſonne erleuchtet wurde. In ihrem feurigſten Schimmer ſtanden Arm in Arm, feſt verſchlungen, ein junges weibliches Geſchöpf, das ſie nicht kannte, und ein junger Mann in Soldatenkleidung. Ihr Kopf ſchwindelte wie in einem Traum, und ſie hielt ihre Augen eine Weile wieder geſchloſſen. Du lebſt, du lebſt! hörte ſie nun ein paar Mal, bald lauter, bald erſtickter rufen. Sie ſchlug die matten Augen von neuem auf und ſah jetzt das junge Weib neben dem Manne auf den Knien, mit aufgehobnen und gefalteten Händen, mit einem von Freudenthränen bedeckten Geſichte; ſie ſchien ſtumm und doch mit ſich bewegenden Lippen zu beten. Der rührende Anblick riß gewaltſam an Sara's ſchwachem Gehirn; nicht Theilnahme — denn noch war ihre Seele ein bloßer Spiegel, in welchem dieſe Geſtalten ſich bildeten, ohne einen Begriff hervorzubringen — ſondern blos die äußere Anregung ehemaliger Eindrücke mochte Thränen in ihr Auge ziehen wollen; aber zu ausgetrocknet, um Thränen zu liefern, brannte ihr feuchtes Auge, und tiefe Seufzer drängten ſich in ihrer Bruſt. Jetzt ſah ſie eine alte Bäuerin, die wahrſcheinlich neben ihrem Bett geſtanden hatte, vor ſie treten und erſtaunt ſich gegen das zärtliche Paar wenden. — Babet, ſie lebt! rief ſie. Sie rief umſonſt; Babet kniete, ſtand auf, umarmte wieder den jungen Mann, betete wieder, weinte und lachte wechſelsweiſe. Die Alte beugte ſich über Sara, die, unfähig zu ſprechen, ihr die Hand auf den Arm zu legen ſuchte; wahrſcheinlich war es eine fragende Bewegung, aber ihre Kräfte reichten dazu nicht hin und ihre Hand ſank nieder. — Babet, ſie blickt ſanft und lebt! rief noch einmal die Alte und holte das Mädchen beim Arm herbei. Babet ſchien ſich jetzt zu ſammeln, blickte anfangs noch zerſtreut auf

Sara, dann trat ſie, ohne den jungen Mann loszulaſſen, näher. — Wäre es möglich? Arme Sara — ja gewiß, ſie lebt! Mathieu, Du bringſt Allen Leben mit. — Bei dieſen abgebrochenen frohen Worten nahm ſie leiſe Sara's Hand und ſchien ihr Leben fühlen, ja ſogar behorchen zu wollen; denn ſie legte ihr Ohr an Sara's Mund. Dieſe machte einen neuen Verſuch zu ſprechen und ſagte kaum hörbar: Wo iſt Martha? — Martha, antwortete Babet traurig, und weinend umfaßte ſie wieder den Fremden: O die arme Martha! Mathieu, unſere arme Baſe, unſer armer Vater! — Die Alte hatte Arznei geholt, die ſie jetzt Sara brachte, indem ſie zugleich verdrüßlich zu Babet ſagte: Junge Frau, Eure Freude iſt gut und erlaubt, aber Ihr wißt doch, daß der Arzt auf Leben und Tod befohlen hat, ſie ruhig zu erhalten, wenn ſie wieder zu ſich käme. — Babet hörte ſie an, ſah zärtlich auf Mathieu, dann auf Sara, deren ſchwacher Kopf die Unruhe grauſam anſtrengte. — Geht in den Garten mit dem Liebſten, fuhr die Alte fort, und laßt mich mit ihr allein, bis Ihr über die erſte Freude weg ſeid. Babet ſchien unentſchloſſen und beugte ſich zu Sara, die noch einmal und ängſtlicher nach Marthen fragte. Marthe grüßt Sie, ſagte nun Babet verwirrt; ſie hat mir Vieles an Sie aufgetragen; Sie ſind in guten Händen. — Der junge Mann ſprach halb leiſe mit ihr und zog ſie ungeduldig fort; das alte Mütterchen blieb bald mit Sara allein, deren Zuſtand in dieſem Augenblick unbeſchreiblich war. Sie fühlte ſich wie aus einem tiefen Schlafe erwacht, konnte aber durchaus nicht urtheilen, wie lange ſie geſchlafen hatte. Das erſte Bild, das aus der Vergangenheit wieder vor ihr aufſtieg, war die Nacht vom einundzwanzigſten Januar; aber es war nur Bild, nicht Gefühl, nicht Gedanke, und da ſie, indem es vor ihr ſtand, nahe an ihrem Bett grüne Ranken erblickte, die in das Fenſter ſich bogen und Sommerluft fühlte, ſo ſtellten ſich dieſe Umgebungen neben die jener Winternacht und machten ſie unſicher, welches von beiden Traum ſei. Sie wollte die Alte fragen, aber das erſte Mal ſagte ihr dieſe mit feierlichem Weſen: Im Namen des gütigen Gottes, der Euch das Leben ſo wunderbar wiedergibt, ſchweiget! Euch wird beſſer werden. — Und ſo oft ſie wieder verſuchen wollte, mit ihr zu ſprechen, legte das Mütterchen ihr freundlich den Finger auf den Mund und ſchüttelte mit dem Kopf. Sie reichte ihr aber ſorgſam in ſehr kleinen Zwiſchenräumen ein Arzneimittel und ſchien ſie jedes Mal mit größerem Wohlgefallen anzublicken. Sara ſchwieg endlich und ſuchte zu denken. Außer dem letzten Augenblick vor ihrer Verſtandesverwirrung war ihr Alles wie ein wogendes Meer — bald Bilder der Kindheit, bald des Vaters, Rogers, L***'s Bild; aber alle ſchwanden ſo leiſe, ſo im Nebel vorüber, daß ſie Manches feſtzuhalten ſuchte, um ſich zu beſinnen, ob es ſchrecklich wäre. Nach und nach reihten ſich die abgeriſſenen Vorſtellungen zuſammen; ſie war ſich der grauſamſten Augenblicke bewußt, aber wie nun überſtandener Leiden; ſie dachte die Todten, ihren Vater, ihr Kind, Theodorn — hier zog ſich ihre Bruſt bänger zuſammen; aber wie ein Kind, das die Erinnerung an ein Geſpenſtermärchen entfernt, um ſich nicht im Finſtern zu fürchten, wich ſie dieſem ſchrecklichen Andenken aus und ſpann neue Fäden aus ihrer Vergangenheit zuſammen. So lag ſie eine ganze Weile, bis es dunkel ward. Der Mond ſchien in das Zimmer, die Alte brummte ein paar Mal vor ſich hin, über die jungen Leute, die ſo lange ausblieben, getraute ſich aber nicht von der Bettſeite wegzugehen. Endlich hielt ein Pferd vor dem Hauſe, ein Mann trat ins Zimmer — Ach, der Bürger Doktor! ging ihm die Alte entgegen; Wunder, Wunder! ſie lebt; und, ſo mir Gott helfe, ſie iſt vernünftig! — Nun gut, liebe Frau; daran zweifelte ich ja nie! fiel der Doktor mit einer freundlichen Stimme ein, aber denkt ein ander Mal beſſer an Das, was ich Euch ſagte, und holt mir jetzt Licht, damit ich meine Kranke ſehe. — Die Alte ſchaffte Licht, der Arzt nahte ſich Sara, betrachtete ſie aufmerkſam, fühlte ihren Puls und fand ihn heftig bewegt. Sara hatte in dem gutmüthigſten Zuruf der Alten eine ſchreckliche Aufklärung über ihren Zuſtand erhalten; ſie wußte jetzt, was ihr Schlaf geweſen war, konnte jetzt den kalten Reif auf ihres Kindes Grabe und die ſanfte Sommerluft, die hier durch das Fenſter hauchte, zuſammenreimen. — Ich hatte den Verſtand verloren? ſagte ſie zu dem Arzt. Der Mann ſprach ſehr leutſelig mit ihr und ſuchte anfangs nur dahinterzukommen, wie weit ſie wieder bei ſich wäre; je mehr er ſich aber von der Rückkehr ihrer Vernunft überzeugte, deſto männlicher aufrichtend behandelte er ſie. Er ſagte ihr endlich ſelbſt, daß ſie fürchterliche Unglücksfälle zu beweinen habe; aber, ſetzte er hinzu, Ihr wunderbar wiedergekehrter Verſtand, Ihr neugeſchenktes Leben fordern Sie auf, die Vergangenheit zu überwinden, und das können Sie nur durch Ruhe und durch Mäßigung Ihres Gefühls, bis Ihr Körper wieder Kräfte geſammelt hat. — So freundlich und tröſtend ſprach er ihr noch einige Augenblicke zu und wandte ſich dann gegen die Alte, die er nach Babet fragte. Sogleich fing ſie an mit lebhafter Treuherzigkeit ihm zu erzählen, wie nichts auf der Welt, wenn es nicht der Zuſtand geweſen wäre, in welchem das arme Weib, — auf Sara deutend — gelegen hätte, ſie hätte abhalten können, um die jungen Leute zu ſein; denn denkt nur, Bürger, Mathieu iſt zurück! Er iſt mit der letzten Abtheilung der mainzer Garniſon angekommen und iſt friſch und geſund, und wird nun nach der Vendée marſchiren. — Indem trat Babet ſelbſt mit ihrem Mann herein; dieſe vier Menſchen bildeten nun eine einfach häusliche Gruppe; Babet hatte ihre herzliche Freude über die Achtung, mit welcher der Doktor ihren Helden behandelte, der ihm ſeine Fragen über den Feldzug mit vielem Anſtand beantwortete. Sie blieb neben Sara und ſchien halb verlegen, halb furchtſam, ſie unterhalten zu wollen, und war doch nur mit ihrem Mathieu beſchäftigt. So hielt ſie denn Sara's Hände und erzählte mit neuen Freudenthränen. Er war vier Monate eingeſperrt; ſieben Monate habe ich nicht gewußt, ob er noch lebte, oder ſchon längſt unter freiem Himmel ſchlummerte — ach, es fielen ſo viele arme Bürger! Es weinen ſo viel unglückliche Weiber! — Und heller floſſen der guten Babet Thränen bei dem Gedanken, daß auch ſie dieſes Loos hätte treffen können. Plötzlich erinnerte ſich Sara daß Roger auch in der Gefahr wäre, aus welcher Mathieu nur eben zurückkehrte. — Lebt Roger? fragte ſie, ohne zu überlegen, ob auch hier Jemand Rogern kenne. — Roger? wiederholte Babet befremdet und blickte fragend auf ihren Mann; Mathieu hat ihn vielleicht gekannt — wer iſt Roger, liebe Sara? Hier erwachte neues Bewußtſein in der Unglücklichen und neues Gefühl ihrer Lage. Sie erkannte ſich nun unter Fremden, und dieſe Entdeckung, denn das war es für ihren Geiſt, erſchreckte ſie wie ein Kind, das ſich plötzlich allein ſieht. — Wo iſt Marthe? Nanni? — Wo ſind ſie? Wo iſt Joſeph? fragte ſie verwirrt und machte eine angeſtrengte Bewegung, ſich aufzurichten. Sie hatte ſo laut gefragt, daß der Arzt ſich erſchrocken gegen das Bett wandte und ihr von neuem zuſprach, ſich nicht durch Angſt und Unruhe zu ſchaden. Aber ſie fuhr fort mit Ungeſtüm nach ihren alten Bekannten zu fragen, und wo ſie ſeien, und wer Babet ſei? — Der Arzt beſann ſich einen Augenblick; dann ſetzte er ſich zu ihrem Bett und hob freundlich an: Liebes Kind, Babet iſt Marthens Nichte durch ihren Mann; Martha liebte Sie zärtlich — und wie ſie ſtarb — denn es ſoll Ihnen nicht länger verhehlt ſein, Martha iſt ihrem guten Mann, der als braver Soldat fiel, nachgefolgt! — und bei ihrem Tode übertrug ſie ihrer Nichte und dieſer redlichen alten Frau die Sorge für Sie! Nanni und Joſeph waren ihr ſchon vorausgegangen; ihnen Allen folgte Ihre brave Freundin willig nach, denn ſie wußte, daß Sara in guten Händen blieb. — — Sara hatte ihn ſtill angehört: Alſo todt? Alle todt? — Ja, mein gutes Kind, antwortete der menſchenfreundliche Arzt, bang auf den Eindruck lauſchend, welchen dieſe traurigen Nachrichten auf den erſchöpften Körper machen würden. Sie blieb ruhig, ja ſie war nun viel ruhiger als vorher; außer daß ſie ein paar Mal die Lippen bewegte, wie eine Perſon, die, mit ſich ſelbſt beſchäftigt, ihre Gedanken in einzelnen Worten ausbrechen läßt, ſchwieg ſie den übrigen Abend ganz ſtill und blieb es auch die folgenden Tage, während deren ihre Kräfte ſo zunahmen, daß ſie bald von ihrem Lager aufſtehen und anfangen konnte, ſich in der warmen Sonne zu erquicken. Nach vier bis ſechs Wochen war ihre Geſundheit feſter, als ſie jemals geweſen war, und ihr Geiſt hatte ſich ſo erholt, daß man ihr nach und nach Alles, was ſich in jenem ſchrecklichen Zeitpunkt zugetragen hatte, beibringen konnte.

Bald nachdem Martha ihre unglückliche Freundin wieder unter ihre Pflege bekommen hatte, war Ahelien's Schweſterſohn, der junge **Mathieu**, auf ſeinem Durchmarſch mit einer Abtheilung neuer Kriegsvölker von den weſtlichen Seeufern zu ihr gekommen. Die herzliche Aufnahme, die er hier fand, und ſeine eigne Unruhe bewogen ihn, der guten Frau anzuvertrauen, daß ein Mädchen, als Kriegskamerad verkleidet, ihn begleitete, und daß die Gefahren, denen die Ehre und das Leben dieſes geliebten Mädchens jeden Augenblick ausgeſetzt ſei, ihn Tag und Nacht verfolgten und quälten. Seine Babet war eine arme Waiſe, die Mathieu's Mutter, ihre weitläuftige Verwandte, erzogen hatte; ſie liebten ſich von früher Jugend, aber der Eigenſinn ſeiner Eltern hatte ſich einer Verbindung zwiſchen dem wohlhabenden Mathieu und der armen Babet entgegengeſetzt. Von jugendlichem Eifer, für das Vaterland zu ſtreiten, begeiſtert, wäre er ſchon als Freiwilliger an die Grenzen geflogen, wenn ihn Babets verlaſſener Zuſtand nicht zurückgehalten hätte; als aber jetzt der Befehl des Convents ihn rief, hatte Babet, die muthige, zärtliche Babet, weder zurückbleiben noch durch eine ſchleunige Heirath, in welche die Eltern unter dieſen Umſtänden vielleicht gewilligt hätten, um ihren einzigen Sohn bei ſich zu behalten, ihren Geliebten entehren wollen. Sie entſchloß ſich, an ſeiner Seite zu fechten, ſeine Lorbern zu theilen, oder neben ihm zu fallen. Mathieu liebte zu zärtlich, Patriotismus und Bewunderung von Babets Muth ſpannten ſeine Einbildungskraft zu hoch, als daß er ſogleich alles Bedenkliche dieſes Vorhabens überſehen hätte; er ließ ſie voll Entzücken den Marſch an ſeiner Seite antreten. Noch aber hatten ſie Paris nicht erreicht, ſo fühlte er, was durch die Nähe des Mädchens und durch ihre Verkleidung ſeinem Muth und ſeiner Liebe drohte. Der redliche junge Mann zitterte, ſo oft bei den Waffenübungen die Kameraden über die ſchwachen Glieder des kleinen André lachten; er fühlte ſeine Bruſt ſchmerzen, wenn ſie, im Eifer zu lernen, das ſchwere Gewehr gegen ihren zarten Buſen ſtieß; ſchlaflos lag er neben ihr auf der Streu, gepeinigt, daß er neben ihr lag, und noch mehr, daß zehn bis zwölf andere junge Burſche ſie umgaben; tranken ſie unter einander, ſo gab jeder Tropfen, den ſie ſchlürfen mußte, jeder ausgelaßne Scherz der wilden Kameraden, jede ihrer Spöttereien über den jüngferlichen André ihm einen

Stich ins Herz. Wie er zu ſeiner Baſe Martha kam, hatte er Gelegenheit, ihre ſanfte häusliche Sorgfalt für Nanni, deren von Jammer vergiftetes Leben in einer langſamen Auszehrung erloſch, ihren rührenden Kummer über Joſephs immer mehr verwildernde Phantaſie zu beobachten — und noch entging ihm ein Theil ihres Verdienſtes, denn ſie verbarg Sara vor ſeinen Blicken, weil dieſe in der damaligen Zeit zu heftig erſchüttert war, um unter Menſchen zu erſcheinen. Was er aber ſah, flößte ihm den Wunſch ein, ſeine muthige, treue Geliebte in den Händen dieſer vortrefflichen Frau zu laſſen. Er führte Babet zu ihr; ſeine Bitten, ſeine Schwüre und vorzüglich die Angſt, die das arme Mädchen ſchon jetzt unter dem lärmenden Haufen ſeiner Kameraden ausgeſtanden hatte, erſchütterten ihren Entſchluß. — Marthens Vorſchlag, nur als Mathieus rechtmäßiges Weib zurückzubleiben, beſiegte vollends ihre Schwärmerei; das Band ihrer Ehe ward von dem Geſetz geknüpft, und Mathieu zog allein mit ſeinen Waffenbrüdern an den Rhein. Babet theilte nun die menſchenfreundlichen Geſchäfte ihrer Baſe und beſonders ihre Sorge für Sara, deren trauriger Zuſtand ſie um ſo lebhafter intereſſirte als die Gattung ihres Unglücks und der wilde Heroismus ihrer Rache mit der kühnen Begeiſterung ihrer eignen Liebe in einiger Berührung ſtanden. Sie ward in kurzem der treuen Martha, über deren Haupt jedes häusliche Unglück zuſammenſchlug, eine unentbehrliche Gehülfin. Seit zwei Monaten hatte die gute Frau nicht die mindeſte Nachricht von ihrem Gatten; doch wußte ſie ihn am Rhein, und ſein letzter

Brief war aus einer kleinen Feſtung in der dortigen Gegend geweſen. Die anfangs ſehr übertriebenen Gerüchte von dem Unfall, der die republikaniſchen Truppen am zweiten December in Frankfurt betroffen hatte, und von dem mannichfaltigen Verrath, der ſie dort der Wuth des Feindes preisgegeben haben ſollte, hatten ſie zwar erſchreckt; indeſſen hatte ſie nach allen Erkundigungen, die ſie einzog, geſchloſſen, daß die Garniſon jener kleinen Feſtung bis dahin nicht gewechſelt habe. Die große Unordnung, die in allen Kriegsanſtalten herrſchte, ſchnitt alle beſtimmten und regelmäßigen Nachrichten aus der Gegend ab, und Marthens ſanftes Herz überredete ſich in frommer Ergebung, daß ihr Mann in Mainz eingeſchloſſen ſein möchte. Gegen Ende des Winters trat eines Abends ein verſtümmelter Kriegskamerad, der vom Rheine kam, in Marthens traurige Wohnung. Er fand ſie mit Babet bei dem Krankenlager ihrer Schweſter Nanni, die dem Tode ſanft entgegenlächelte; denn in dem Verhältniß, wie ihre Lebenskraft verloſch, kehrte die Helle ihres Geiſtes zurück, die Wirklichkeit ſchied ſich von ihren ſchauderhaften Träumen, und ihre Sehnſucht nach dem Grabe mehrte ſich mit jedem deutlich gewordnen Bilde der fürchterlichen Vergangenheit. Der Soldat kündigte ihnen ſeinen Namen an und ſchien vorauszuſetzen, daß ſie dieſen kannten. Es war mir nicht genug, ſagte er zu Marthen, blos geſchrieben zu haben; ich bin vom Hospital zu Landau hiehergeeilt, um auch bei meiner Rückkehr in mein Vaterland meines braven Kameraden letzten Auftrag ſelbſt auszurichten. — Martha erblaßte: Heiliger Gott, was macht mein Thirion? — Der Soldat ward betreten; ſein Brief war nicht angekommen. Gute Frau, ſagte er bewegt, hätte ich das gewußt, ich wäre vorſichtiger geweſen. Thirion fiel in Frankfurt unter den Säbelhieben der wüthenden Heſſen. Ich hatte ihn wenig gekannt; wenn wir uns aber Abends auf der Wache manchmal trafen, ſah ich ihn immer traurig ſitzen, während daß unſre frohen Landsleute ſchwärmten; und gerade ſo war's mir auch ums Herz, denn wie er an Euch dachte, ſo war ich bei meinem Weibe und vier lieben Kindern. Das machte uns bekannter; und wie an dem abſcheulichen Morgen unſre braven Krieger, von ihren elenden Anführern verrathen, umherirrten, begegnete ich ihm auf der Straße, focht mit ihm — aber ohne Gewehr, mit dem bloßen Säbel bewaffnet, ohne Anführung und Befehle, von den feindſeligen Einwohnern umgeben, fielen meine Landsleute — Euer guter Mann ſtürzte verſtümmelt an meiner Seite, — mein armes Weib! — rief er, und wie er den letzten Hieb auf den Kopf empfing, ächzte er mir noch zu: Grüßt meine Martha — er — Manni blickte mit glänzendem Auge zum Himmel, als erkennte ſie dort des Bruders Geiſt; Babet lag ſchluchzend neben dem Bett auf den Knien und betete angſtvoll, daß Mathieu noch leben möchte; Martha ſaß mit gefalteten Händen, ein Bild des Kummers und der Ergebung, ſtill rannen ihre Thränen an den kalten Wangen herab, nur bei dem letzten Gruß des blutenden Gatten ſeufzte ſie krampfhaft auf; der Krieger ſelbſt hielt die Hand über die Augen — nur die kleine [illegible] ſaß dumpf nachſinnend in einem Winkel des Zimmers, und hörte nichts von dem ſchmerzvollen Bericht. — Ich entkam, fuhr Thirion's Kriegsgefährte fort; kurz darauf ſchlugen wir uns im Felde gegen die Deutſchen — da nahm eine Kanonenkugel meinen Fuß mit weg; ich wurde geheilt; ſo bald ich meine Krücke führen konnte, eilte ich hieher. Nun habe ich ſeinen letzten Willen erfüllt. Gott tröſte Euch! Wäre Euer Mann im Felde gefallen, ich ſagte Euch: ſein Tod war ſchön; aber ſo — auf der Schlachtbank! — Gott tröſte Euch, und gebe uns treue Anführer! Geduldig werden noch Tauſende fallen wie er, Tauſende verſtümmelt zu ihren Weibern heimkehren wie ich, um unſere Freiheit zu ſichern, — aber ſo geopfert, ſo verrathen zu werden. — — Er warf noch einen Blick auf die traurige Gruppe, und indem er ging, ſagte er für ſich: Gutes Weib, wenn du dieſes ſäheſt, du würdeſt nicht über mein abgeſchoſſenes Bein jammern. — — Noch ſchwerere Prüfungen ſtanden der guten Seele bevor. Die fürchterlichen Scenen, in die ihr Bruder verwickelt geweſen war, hatten ſein ohnehin ſo ſchwarzes Blut in einem ſo unnatürlichen Grad erhitzt, daß er in einen Zuſtand von Raſerei verfiel, der alle Umſtehenden mit Entſetzen erfüllte. Die Schreckniſſe der Septembertage verfolgten ihn wie Furien und peitſchten ſein belaſtetes Gewiſſen. Erſtarrt und ſchweigend ſahen die Nachbarn und Freunde den Ausbrüchen ſeiner Wuth zu und flüſterten dann unter einander von der Rache des erzürnten Himmels, welche mehrere von den verführten Werkzeugen jener Abſcheulichkeiten auf eine ähnliche Weiſe ergriffen hatte; und wenn ſie die ſataniſchen Verführer noch im hohen

Gepränge geheuchelter Tugend und Vaterlandsliebe daherfahren ſahen, ſo ahnete ihr geſtärkter Glaube an Vorſehung auch für dieſe eine richtende Zukunft, oder ſchauderte vor der Hölle, die trotz der eiſernen Stirne ſchon jetzt in dem finſtern Abgrund ihres Herzens lauern möchte. Bang erweckte das Angſtgeſchrei des unglücklichen Mörders die arme Nanni aus dem matten Schlummer, der ſie in dieſer letzten Zeit umhüllt hatte, bis Joſeph endlich, unter den rächenden Dolchen der Erſchlagnen, die ſein brennendes Gehirn ihm vormalte, ſich windend, den gemarterten Geiſt aufgab. Nanni folgte ihm bald nach, ſanft hinüberſchlummernd und in ihrem letzten Bewußtſein nun hell überzeugt, daß ſie bald mit ihrem Henriot von allen ſchrecklichen Träumen erwachen würde. Unter der Witwe Trauer und des jungen Weibes ängſtlicher Furcht vor gleichem Unglück, unter der Pflege ihrer armen Freundin, die nun der einzige Gegenſtand von Marthens und Babets Sorgfalt war, und den Handarbeiten, mit welchen ſie ſich bei ihren eingeſchränkten Umſtänden forthalfen, ging der Winter dahin. In dieſer ganzen Zeit ſchien Sara nur ſelten auf einen flüchtigen Augenblick ihre Freunde zu kennen; ſie ſaß meiſtens ſtumm und faſt bewegungslos, und man würde ſie für ein ſteinernes Bild angeſehen haben, wenn nicht von Zeit zu Zeit ein leichter Schauder über ihre Glieder geſchlichen wäre. In lichteren Zwiſchenräumen arbeitete ſie maſchinenmäßig und gedankenlos neben den beiden Weibern; Nanni's Abweſenheit bemerkte ſie gar nicht; wenn ſie die Weiber viel weinen ſah, ſchien ſie ſich beſinnen zu wollen, fuhr mit der Hand über ihre trocknen Augen und beſah ſie dann mit geiſtloſer Verwunderung. Nach der politiſchen Revolution, die im Mai und Junius des Jahres 1793 ein nach Freiheit dürſtendes, heldenmüthig um Freiheit kämpfendes und nur durch die Zauberformeln der Freiheit zu unterjochendes Volk der eiſernen blutigen Herrſchaft Robespierre's, des finſterſten, frechſten, unbegreiflichſten aller Tyrannen zuführte — nach dieſer Revolution gerieth Martha an einem Morgen, wo einige ausgezeichnete Patrioten von der geſtürzten Partei hingerichtet wurden, durch ein Geſchäft in die Gegend des blutigen Schauplatzes. Die Sache, für welche ihr Gatte gefallen war, für welche der Gemahl ihrer geliebten Babet ſtritt, war ihr zu theuer geblieben, als daß ihr der Gang der öffentlichen Angelegenheiten, ſo weit ihr ſtiller einfacher Sinn ihn zu verfolgen wußte, hätte gleichgültig ſein können; und der Fall der milderen Partei hatte ſie tief bekümmert. Durch ein trauriges Ungefähr verſpätete ſie ſich und fand ſich unverſehens in den wilden Haufen verwickelt, der zum Richtplatz ſtrömte; blaß und zitternd eilte ſie, ſich durchzudrängen und ihren Rückweg zu ſuchen; aber ihre Verwirrung diente ihr ſchlecht, ſie ſtieß auf den Zug, der die Verurtheilten begleitete, und, außer ſich von Schrecken und Angſt, ward ſie wieder nach dem Richtplatz fortgeriſſen. Ihr Abſcheu verrathendes Weſen zog die Aufmerkſamkeit einiger elenden Spione der blutgierigen Anſtifter dieſes Schauſpiels an; ihre rechtliche Kleidung, ihr Anſtand ließ nicht vermuthen, daß ſie den empörenden Anblick aufgeſucht hätte; mit boshaftem Muthwillen umringte man ſie, verſperrte ihr den Ausgang, und die weiche, gute Martha mußte halb entſeelt der Todesſcene beiwohnen. Wie dieſe muthigen Opfer des Schickſals ſich ihrem letzten Augenblick nahten und, indem ſie mit lauter Stimme den Geſang der Freiheit anſtimmten, ihre Unſchuld beſiegelten und durch den letzten Gedanken ihrer fliehenden Seele tauſend neue Jünger der Freiheit aufriefen, da konnte Martha nicht mehr widerſtehen; ſie fiel bei der heiligen Hymne ohne Bewußtſein den Umſtehenden in die Arme. Man brachte ſie fort; einige von den ſchadenfrohen verworfenen Buben folgten ihr nach, um jede ihrer Bewegungen zu bewachen. Ihre erſten Worte, als ſie wieder zu ſich kam, die bittern Thränen, die ſie jenen Märtyrern weinte, deren Blut eben gefloſſen war — denn als Märtyrer, als triumphirende Märtyrer waren ſie ihr erſchienen — gaben Stoff genug, den grauſamen Muthwillen zu üben. Man warf ihr höhniſch ihren Schmerz vor, man ſchwatzte von Verrath, von Ariſtokratismus; und wie ſie mit dem Stolz der Unſchuld antwortete, führte man ſie vor den nächſten revolutionnairen Sectionsausſchuß. Dort ward ſie vom Unwillen und von der Erbitterung über die abſcheuliche Behandlung endlich zu der unüberlegt trotzigen Behauptung hingeriſſen, daß ſie nicht einmal zu tadeln ſein würde, wenn ſie alle die elenden Beſchuldigungen verdiente, denn vor dem zehnten Auguſt hätte man keine Opfer mit dem Geſang der Freiheit auf den ſterbenden Lippen fallen geſehen. Schweigen decke Marthens Grab und das Grab der vielen Unſchuldigen, aus deren Blut Frankreichs Glück entſprießen möge! Die Freiheit, die Tugend des kommenden Geſchlechts ſei der Lohn ihres

Todes. — Martha ſah ihre traurige Wohnung, ihre verlaßnen Freundinnen nicht wieder; das richtende Eiſen leitete ſie zu ihrem Gatten, zu ihrer erlöſten Nanni und einſt zu Josephs geläutertem Geiſt. — — Nun war Babet allein, ſchrecklich allein, denn ſeit den letzten Niederlagen am Rhein hörte ſie nichts von Mathieu, und nebſt Sara's faſt lebloſer Geſtalt waren nur die Geiſter ihrer Verwandten ihre tägliche Geſellſchaft. Auch mußte ſie ſich immer mehr einſchränken, denn gewiſſenhaft ſparte ſie für Sara die kleine Summe, die Martha theils bei ihr vorgefunden, theils aus dem Verkauf ihres Silbers, ihres Geräthes und einiger Koſtbarkeiten, die ſie beſaß, gelöſt hatte. So lange Martha gelebt hatte, war nie die Rede davon geweſen, Sara nach ihrer Provinz zurückzuſchicken; jetzt wußte Babet kaum Berthier's Namen, und es war ihr bekannt, daß die Rebellen in dem Lande hauſten, wo dieſer letzte Freund der verlaſſenen Sara wohnen mußte; übrigens hatte ſie, ſo gut wie Martha, Sara's frühere Geſchichte immer nur ſehr unvollkommen gewußt, aus Raimond's Reden und aus ihren Handlungen; denn erzählt hatte ſie nie etwas — willig trug ſie alſo die durch namenloſes Elend geheiligte Unglückliche. Der Zufall erleichterte ihr indeſſen dieſe Laſt: eine wohlhabende Landmannsfrau aus einem benachbarten Dorfe, deren Sohn ehemals in Thirion's Würzladen gedient hatte, wollte bei ihrer Anweſenheit in der Stadt Marthen beſuchen; von der Lage des jungen Weibes, von Marthens Tod gerührt, nahm die gutherzige Alte jene nebſt Sara zu ſich auf das Land, räumte ihnen ein Stübchen ein und ſchaffte Babet Arheit. Sara, die ſeit ihrer Krankheit in einem kleinen engen Quartier in einem Winkel von Paris eingeſperrt geweſen war, ſchien in der Landluft aufzuleben; aber dieſes neue Erwachen ihrer Geiſter war ihrem zerrütteten Gehirn gefährlicher als die todte Dumpfheit, in welcher ſie bisher gelegen hatte. Eine heftige Unruhe fing an, ſie umherzutreiben; ſowie ſie vorher zu halben Tagen ſinnlos hinſtarrte, ſo irrte ſie nun mehrere Stunden nacheinander durch den Garten, durch das Feld raſtlos wie von einem unſichtbaren Feind getrieben, ohne Klage, von innerem Feuer ſtill glühend. Dabei ſprach ihr umſonſt zu, ſie ſchien Niemanden zu verſtehen; ſchloß man ſie aber ein, ſo erſtickte ſie faſt vor Angſt und glich einem Vogel, der, in ein Zimmer verlaufen, jedes helle Fleckchen für freie Luft anſieht und ſich das arme Köpfchen gegen die Glasſcheiben zerſchlägt. Sie rannte dann unabläſſig im Zimmer umher, maß die Fenſter mit ihren Augen, ſuchte den Ausgang an jeder Leiſte des Getäfels. So wie man ſie herausließ, ward ſie ruhiger, wandte ihren trocknen Mund gegen die Gegend, wo die Luft herwehte und ſchien ſie mit ihren aufgeborſtenen Lippen zu trinken. Einmal begegnete ſie einem Bataillon Freiwilliger, die nach der Hauptſtadt zogen; ſie ſetzte ihren Weg bei der hohen Mittagſonne faſt neben ihnen fort und ſchien ſie nicht zu bemerken; wie ſie aber bei ihrem Einzug in das Dorf ihre Trommeln zu rühren anfingen, that die arme Sara einen fürchterlichen Schrei und ſtürzte durch die Straßen; Theodors und ihres Kindes Namen wechſelten in ihrem Munde ab, ſie lief nach dem Grabe ihres Kindes, glaubte allenthalben es zu finden, und in dieſem Zuſtand von wilder Heftigkeit ward ſie nach Haus gebracht. Der Anfall ließ ein Fieber zurück, deſſen Kriſis der Todesſchlaf war, aus welchem ſie bei Mathieu's Ankunft erwachte, und worauf ihre Vernunft ſo wunderbar wiederhergeſtellt ward.

Sara's Geiſt war nun geheilt, aber ihr Herz war gebrochen, ihr geſellſchaftliches Daſein zerſtört — kein Band feſſelte ſie mehr an die Menſchen; Babet ſelbſt war für ſie faſt eine Fremde, und ſeitdem ſie Alles, was während ihrer Krankheit vorgefallen war, erfahren hatte, war ſie in verſchloßner Verzweiflung unaufhörlich blos damit beſchäftigt, das traurige Schickſal von Thirion's Familie mit an die ſchwarzen Fäden des ihrigen zu ſpinnen. Aber mit dieſer düſtern Unthätigkeit war ihr Verhängniß noch nicht erfüllt, und die Umſtände ſtürzten ſie bald in einen neuen Strom von Begebenheiten.

Mathieu hatte ſein junges Weib von neuem verlaſſen müſſen; ihre Liebe war ſo feurig wie ehemals, während einer ängſtlichen Trennung hatte ſie ſich zu kühneren Schritten für die Zukunft vorbereitet, der Schutz, deſſen ſie damals genoß, war ihr noch dazu durch das Schickſal entriſſen, und das treue Weib zitterte nicht mehr vor den Gefahren, welche das entflohene Mädchen bedroht hatten — feſt beſchloß alſo Babet, ihrem Gatten in den Krieg zu folgen. Die Geiſter waren damals zu einer ſolchen Höhe geſpannt, daß alle Begriffe von Geſetz und Pflicht von dem Geſichtspunkt jedes Einzelnen abhingen, und nie kämpften wol ſo verſchiedene Gefühle in den Herzen braver Streiter als bei dem ſchrecklichen Bürgerkrieg, zu welchem Mathieu mit ſeinen vom Rheine zurückkehrenden Waffenbrüdern berufen war. Tief trauernd ergriffen ſo manche gute, für Freiheit glühende Bürger das Schwert, um ihre Brüder ſelbſt der Freiheit zu opfern. Doch ſtritten ſie muthig fort, unwandelbar auf das Ziel blickend, und kaum der zehnte Theil der tapfern Schar kehrte ſpäterhin von dem Grabe ihrer Landsleute, von den rauchenden Brandſtätten zurück, um unmuthig für den traurigen Ruhm, verirrte Unglückliche geſchlachtet zu haben, das dumpfe, zweideutige Zujauchzen der unterdrückten Nation zu empfangen! — Als ſie dahinzogen, waren ſie indeſſen weit entfernt, die wahre Beſchaffenheit der Dinge in jenem Fabellande, der Vendée, zu kennen; und bei einer Unternehmung, wo es, wie Mancher ſich gern überredete, blos darauf ankommen würde, durch den Muth und durch alle übrigen Tugenden der Freiheit einen von tückiſchen Prieſtern und ſtolzen Großen erregten Hauszwiſt beizulegen, fand Mathieu ungleich weniger Bedenklichkeiten, ſeine Babet mitzunehmen, als auf einem Feldzug gegen fremde Feinde. Er hätte ſich daher gleich bei ſeinem Abmarſch von ihr begleiten laſſen, wenn ihr gutes Herz und ſeine Menſchlichkeit es ihnen damals erlaubt hätten, die noch ſehr ſchwache Sara allein zurückzulaſſen. Auch bis ſie nicht vollkommen geneſen war, konnte es Babet nicht über ſich gewinnen, ſie mit ihrem Entſchluß bekanntzumachen, den ſie ohnehin der guten Alten, von welcher ſie ſo gaſtfrei aufgenommen worden war, verſchweigen [illegible]. Nunmehr aber, wie ſie ihr endlich ihr Vorhaben entdeckte, forſchte ſie ſchonend, was ihre eignen Plane wären. Sara hatte ſeit der Rückkehr ihrer Vernunft ſchon oft in die Zukunft geblickt; aber dieſe ſtand finſter, weſenlos wie ein weiter öder Raum vor ihrem trüben Auge; keine Geſtalt der Vergangenheit ſchwebte neben ihr dahin, keine winkte ihr dort, ſie alle deckte das Grab, ſie alle — denn jene Stimme, die auf dem Kirchhof ihren Verſtand zerſtört hatte, hielt ſie jetzt für eine Erſcheinung — ſie alle; denn an Roger zu denken, war die einzige lebendige, ſchmerzhafte Seite ihres Herzens, die einzige, die kaum hörbar nach Hoffnung tönte; und vor der Hoffnung ſchauderte die vom Schickſal Zertretene zurück! Endlich aber ſtieg Berthier's ehrwürdige Geſtalt in der leeren Ferne auf — erſt kaum ſichtbar in dem Entſetzen vor der Erinnerung an glückliche Tage zerfließend, doch bald hatte ſie ſich klarer ausgebildet, und jetzt, jetzt hörte Sara jene Worte des tugendhaften Greiſes wieder: So lange du nicht ſeine Mitſchuldige biſt, wirſt du nicht ganz erliegen! — Schuldig, zehnfach ſchuldig war ſie durch unbändige Leidenſchaft, durch den höchſten Grad des menſchlichen Unglücks, durch die Zerſtörung aller weiblichen Verhältniſſe; aber ſeine Mitſchuldige war ſie nie geworden, nie treulos an ihm, nie Verrätherin am Vaterland — und wiewol ſie mit tiefem Gram ſich todt fühlte für dieſen großen Namen, todt für jedes hohe Gefühl, ſo ſehnte ſie ſich doch aus der öden Verlaſſenheit nach einem angewieſenen Pfad durch ein unglückliches Daſein, das ſie nicht enden durfte, nachdem es die Natur ſo ſorgſam erhalten hatte. Sich in Berthier's Arme zu retten, ward erſt zum Gedanken bei ihr, dann zum Entſchluß und endlich zum wehmüthigen Bedürfniß. Babet war ſehr damit einverſtanden, bis ſie ſich erſchrocken beſann, daß die Rebellen hauptſächlich in jener Gegend ihre Fortſchritte gemacht hätten. Allein ſie rieth ihr umſonſt an, zu warten, bis die Ihrigen es dort wieder ſicher gemacht haben würden; Sara beſtand auf ihren Entſchluß, wie ein matter Pilger eigenſinnig lieber auf hartem Fels unter dem Schutz der Geſträuche ruht, als ſich der Gefahr ausſetzt, während des kurzen Wegs zur nächſten Herberge zu verſchmachten. Wenn er lebt, ſagte ſie, ſo nimmt er die müde Unglückliche auf, und ich diene ihm, wo er auch leben mag — und iſt er dahin, ſo kann ich ja dort dem Tod mich entgegenſehnen wie hier: ſo habe ich meine Pflicht gethan und noch einmal verſucht, mein Elend zu lindern. — — Sie kamen überein, die Reiſe zuſammen anzutreten; wenige Tage vor der dazu beſtimmten Zeit erhielt Babet einen Brief von ihrem Mann, worin er ihr meldete, daß ſein Haufen gegen Saumur rücke, und ſie bat, ihren Weg ebenfalls dahin zu nehmen. Dieſe Nachricht war den beiden Freundinnen ſehr willkommen; Babet verſprach nun, bis *** mit Sara zu gehen und dort bei dem alten Berthier ihre Verwandlung in einen Streiter des Vaterlandes vorzunehmen. Die gute Alte erfuhr von dem Zweck der Reiſe nur, was Sara betraf, und das billigte ſie von ganzem Herzen; auch konnte ſie es nicht tadeln, daß Babet ſie begleiten und bei ihr bleiben wollte, um ihrem Mathieu näher zu ſein.

Mit unausſprechlich wehmüthigem Gefühl betrat nun

Sara denſelben Weg zurück, den ſie im vorigen Jahre nach Paris gekommen war. Oft erkannte ſie deutlich, daß ihr Gehirn ſchon durch Wahnſinn gegangen ſein mußte, um nicht von allen Erinnerungen, die dieſe Reiſe aufregte, zerrüttet zu werden. Sie wandelte wie ein Geiſt neben ihrer treuen Gefährtin; ſchweigend, ohne Thränen, ſanft und ernſt ließ ſie ihren Blick auf manchem Gegenſtand haften, der ihr kleine Scenen aus jenem Zeitpunkt zurückrief — hier hatte ſie mit ihrem Kinde übernachtet, dort bei jenem heitergelegenen Pachthaus hatte ſie ſich friſche Milch für die Kleine geben laſſen; dort hatte eine freundliche Wirthin es an ihrer Bruſt ſchlafen ſehen und das ſchöne Kind und die zärtliche junge Mutter geſegnet. Aber bald kamen ſie an Stätten, wo der gegenwärtige Jammer die Bilder entflohener Seligkeit verdrängte — ſie eilten grauſend über Schlachtfelder, und umſonſt fragte ſie in den zerſtörten Dörfern nach einem Biſſen Brot, umſonſt in den mit Blut durchſtrömten Straßen verödeter Städte nach einer Herberge. Bleiche Geſichter, Töne der Verzweiflung, finſtere Blicke ſchreckten ſie von Ort zu Ort. Ueberall, wo ſie raſteten, von Bildern des Elends, von fürchterlichen Erzählungen empfangen, eilten ſie nach Saumur wie verſcheuchte Vögel, die verſpätet dem drohenden Nordwind entfliehen wollen und, von Schneeflocken verfolgt, über öde Felder und entlaubte Haine flattern.

Der Strich, wo Sara's ehemalige Heimath lag, war ſeit dem Anfang des Vendéekriegs gerade am unausgeſetzteſten und grauſamſten mitgenommen worden. Saumur ſelbſt war wechſelsweiſe der Royaliſten und der

Patrioten Grab geweſen; jetzt bei der Ankunft der beiden Freundinnen beſetzten es die Patrioten, obgleich nur mit ſehr wenigen Truppen. Hier wollte Sara mit ihrer Gefährtin ausruhen, um neue Kräfte zu ihrer traurigen Wanderſchaft zu ſammeln und aus der Gegend, nach welcher ſie hinwollten, Erkundigungen einzuziehen. Hier, in einem kleinen abgelegenen Haus — denn das allgemeine Mistrauen, der gegenſeitige Verfolgungsgeiſt machte ihnen die behutſamſte Entfernung von Allem, was ſie mit Menſchen zuſammenbringen konnte, zur Nothwendigkeit — hier hörte Sara zum erſten Male wieder, gleich einer dunkeln Geiſterſage, L****'s Namen. Vertieft in finſtere Betrachtungen über ihr eigenes Schickſal, das ſo fürchterlich mit der Verwüſtung um ſie her einſtimmte, war ſie lange nur mit halbem Ohr gegenwärtig, wie die armen Leute, bei denen ſie eingekehrt war, von den Leiden, von den Abſcheulichkeiten erzählten, die ſeit mehreren Monaten ſie der Reihe nach betroffen. Sie ſah zu einem Fenſter hinaus über die Stadtmauer weg, auf die Hügel, die im vorigen Jahr ihr die letzte Ausſicht auf ihre Heimath entzogen, und erblickte von fern ſchon Schutthaufen, wo damals freundliche Dörfer, unter Eichen und Kaſtanienbäumen verſteckt, ihr auf jedem Schritt die Wiege ihrer Kindheit vormalten. Endlich ward ſie aber durch Babets unruhige Blicke aufmerkſam gemacht, und noch mehr durch die Hoffnungen, welche ihre Wirthsleute, eine heimlich royaliſtiſche Familie, durch ihr eignes Geſchwätz erhitzt, immer weniger verſteckt äußerten, bis ſie endlich mit der lebhafteſten Schwärmerei von einem der Anführer ihrer Partei wie von einem Halbgott ſprachen, der zum Erlöſer der unterdrückten Gläubigen geſandt ſei. Noch war ſein Name nicht ausgeſprochen; Babet war nur betroffen, unter dieſe Partei gerathen zu ſein, und Sara beobachtete mit ſchmerzlichem Mitleiden den finſtern Fanatismus, die unterdrückte Wuth, die nagende Furcht in den Worten dieſer Unglücklichen. Je mehr Theilnahme ſie bei Sara zu bemerken glaubten, deſto näher rückten ſie zu ihr und erzählten ihr oder ziſchelten, wo ſie ſich geheimnißvoller dünkten, jedoch immer noch hörbar unter ſich, von den Wundern der Heiligen zum Beſten ihrer Sache, von ihrer feſten Zuverſicht, daß der große Held ſie endlich retten würde, und mit dunkeln Winken gaben ſie zu verſtehen, daß ſie alle für die Sache der Kirche Erſchlagenen lebendig wieder in ihre Heimath einziehen zu ſehen erwarteten. — Hat man Euch ſchon geſagt — fragte jetzt der Sohn vom Haus, ein achtzehnjähriger Jüngling, deſſen plumpe ſtarre Züge durch rohe Begeiſterung ein zuckendes Leben erhielten — hat man Euch geſagt, wie in den Trümmern von C** jeden Abend eine feurige Kugel auf das Gewölbe niederſinkt, wo man ſeine Gattin und ſein Kind ermordet hat, und wie in der ſtillen Mitternacht eine Geſtalt, die einem frommen Einſiedler gleicht, auf dem Stein, wo ſie fielen, eine Meſſe lieſt? Oft wollten die Ruchloſen ihn ſtören, aber nie konnten ſie durch den unſichtbaren Kreis dringen, den die Heiligen um die geweihte Stätte ziehen. — Der fromme Schwärmer ſchwieg ſchon lange, ſchon lange lauſchten die Andern mit Ehrfurcht noch auf den Nachhall der ſchon hundert Mal gehörten Erzählung; Sara ſaß, zwiſchen Erſtaunen, Unwillen und dem leiſen Aufbrauſen erſtickter Rachgier getheilt, wie ſie in dem Helden, dem Erlöſer des Volks, dem Halbgott ihren Verderber erkannte. Denn war noch daran zu zweifeln? Er hatte ein ganzes Volk zu ſeinen Füßen — wer wußte beſſer als er, Herzen zu gewinnen? Und in C** war es ja geweſen, wo die wilden Krieger Sara's Schmach an ſeinem Weibe, an ſeinem Kinde gerächt hatten. — Nun fing ein Anderer aus der kleinen Gemeinde an: Wo des holden Knäbleins Blut floß, da ſprang ein klarer Waſſerquell hervor; aber zu der Stunde, wo der Geiſt die heilige Meſſe ſagt, ſtrömt jedes Mal helles Blut daraus in den Forellenbach am Fuße des Felſens. Als er ihren Tod erfuhr, gelobte er, ihnen dort eine Capelle zu bauen, und der heilige Vater will ſie in den Kalender ſetzen; denn wie letzthin die Katholiſchen ſagten, die ſich über den Fluß ſtahlen, ſo ſoll ein Tropfen von dem fließenden Blut aus der Quelle Wunden und ſchwere Krankheiten heilen. — — Krampfhaft zog es Sara's mütterlichen Buſen zuſammen, da ſie L*** ſein Kind und ein anderes als das Kind ihrer Liebe nennen hörte, da ſie vernahm, wie der vielſeitige ſchwache Betrüger die Wunder der Religion zur Verherrlichung dieſes Kindes aufgeboten hatte, wie er das Blut dieſes Sohnes rächen wollte, er, der Mörder ihres Kindes! Sie hätte ſich beinahe verrathen, indem ſie heftig fragte: Und wo iſt dieſer Held? Warum vertheidigte er nicht ſein Kind, ſeinen Heerd? — Etwas befremdet antwortete man ihr, daß er damals gegen die Seeſeite mit ſeinem Haufen geſtanden und durch die frommen Prieſter wohl gewußt hätte, wie ſein Weib und ſein Sohn zum Beſten des Volks fallen müßten.

In einer unausſprechlichen Verwirrung von Gefühlen, begab ſich Sara mit ihrer Freundin auf ihre Kammer, und nun fachte die ungebildete, feurige Babet ihre Leidenſchaft durch ihre ungeſtüme Theilnahme noch an. Ihr kriegeriſcher Geliebter hatte ſie Prieſterliſt und Aberglauben als die ſchändlichſten Feſſeln, welche ihre Nation gedrückt hätten, betrachten gelehrt; und Alles, was eben von L*** erzählt worden war, beſchuldigte ihn, ſich mit der frechſten Heuchelei dieſer Kunſtgriffe zu bedienen. Heftig rief ſie: Er opfert ein ganzes Volk, wie er das Weib, das ihn anbetete, geopfert hat! — Sara blieb ſchweigend und in ſich gekehrt; das Licht, in welchem L*** ihr jetzt erſchienen war, erfüllte ihre Seele mit ſo viel Abſcheu, daß ihr ganzes Schickſal ihr um ſo ſchrecklicher vorkam, je tiefer der Götze ſank, zu deſſen Opfer ſie geworden war. Sie fühlte ſich immer mehr vom Menſchengeſchlecht geſchieden, ſie fühlte ſich immer mehr ein Spiel des grauſamſten Zufalls; unſicher, welche neue unerwartete Wunden ihr der nächſte Augenblick ſchlagen würde, ſah ſie ihm unthätig entgegen und ſetzte Babet durch ihre finſtre Ruhe in Erſtaunen. So viel ſie durch ihre behutſame Erkundigungen herausgebracht hatte, war der Strich Landes, welcher bis *** vor ihnen lag, und von da bis **, ein Raub der grauſamſten Verheerung. Seit einigen Wochen vollzogen hölliſche Ungeheuer den unſeligen Beſchluß, die Schlupfwinkel der Rebellen zu zerſtören, an jedem menſchlichen Wohnplatz, wo ihr Durſt nach Unheil ſich letzen konnte, und ſo hielten ſie die fürchterliche Nachleſe von Greueln und Unthaten, wo die Rebellen ſchon ihre blinde Wuth geſtillt hatten. Sara ſchmeichelte ſich, daß Berthier's bekannte Freiheitsliebe ſein Haus vor den Strafgerichten dieſer Partei geſchützt haben würde, — ja, ſie, die an der Vorſehung verzweifelte, glaubte ſogar noch inſtinktmäßig ſo weit an Menſchlichkeit, daß ſie hoffte, ſein ehrwürdiges graues Haupt würde ſelbſt den Fanatismus der Rebellen entwaffnet haben. Auf jeden Fall folgte ſie dem Triebe, der ſie dahin rief, und wich jeder Möglichkeit, ſich auch hier getäuſcht zu finden, furchtſam aus. Ungeduldig, ſich von Menſchen zu entfernen, deren Religion Verrath an ihren Gegnern zur Pflicht machte, verließen ſie Saumur ſchon am folgenden Tage und nahten bald der Gegend, die ſie ſuchten. Kaum bezeichneten ihr noch Hügel und Felſen den wohlbekannten Weg; denn Alles, was Menſchenhand zerſtören kann, lag zertrümmert am Boden. Verbrannt ſtreckten die Bäume des Waldes ihre Zweige empor, oder lagen in Aſche zerfallen über den Weg, oder bedeckten mit ihren zerſchlagenen Aeſten halbverſcharrte Leichname. Rauchende Brandſtätten ſagten ihnen, wo ehemals Dörfer geſtanden hatten, und ſtießen ſie irgendwo noch auf eine bewohnte Hütte, ſo ſcheuchte der Anblick von Menſchen die elenden Bewohner heraus Die Felder lagen zerſtampft von den wilden Roſſen, die Weinberge von Kugeln aufgewühlt. Schwerer und ſchwerer wurde Sara's Herz. Endlich nahm man ſie wenige Stunden von *** in einem Städtchen auf, von welchem Sara ſich erinnerte, daß Berthier's Geſchäfte ihn ſonſt öfters hinriefen. Sie merkte bald, daß ihre Wirthsleute und der ganze Ort dem Betrug der Prieſter entgangen waren und bei allem Jammer über das grenzenloſe Elend es dennoch der Knechtſchaft vorzogen, mit welcher ihnen der Sieg der Katholiken gedroht haben würde. Hier konnte alſo Sara nach dem Schickſal von *** fragen. Sie hatte unterwegs genug geſehen, um in der ſchaudervollen Beſchreibung, die man ihr von dem Schickſal dieſer Commune machte, keinen neuen Zug zu finden; aber ſie ward dadurch zur Verfinſterung des letzten Strals, der ihrem Pfad leuchtete, vorbereitet — ſie erwartete nun Berthier's Tod; denn wie konnte der achtzigjährige Greis dieſe Greuel wol überlebt haben? Mit unglaublicher Schnelligkeit wog ſie gegen einander ab, was ſie jetzt noch ſein könnte, und was mit ihr werden möchte, wenn die Hoffnung verſchwände, die ſie hierhergeführt hatte. Zum erſten Mal, ſeitdem ſie den Entſchluß gefaßt hatte, ſich in Berthier's Arme zu werfen, erklärte ſie ſich ſelbſt, daß ein dunkles Verlangen in ihr auf Ruhe, weibliche Beſtimmung — auf ein Weſen, das ſie mit Liebe umfaßte, hindeutete. Lebte Berthier, ſo war ſie noch einmal Weib, Tochter. — Arme, arme Sara! — Im tiefſten Winkel ihrer zerriſſenen Bruſt ſprach eine öde, furchtſame — ach eine nach menſchlichem Daſein ſich ſehnende Stimme Rogers Namen. — Schaudernd vor der Ahnung von Glück wandte ſie ſich wieder zu den guten Leuten, die indeß ihr Geſpräch mit Babet fortgeſetzt hatten; und wie der gemarterte Kranke ſein Uebel dem Meſſer darbietet und vom nächſten Augenblick Geneſung oder Tod erwartet, fragte ſie: Ueberlebte der ehrwürdige Berthier das Unglück ſeiner Landsleute? — Berthier? Ihr kanntet ihn? Er fiel, ein frühes Opfer der Raſenden, die von C** herſtürmten; bei ſeinen weißen Haaren haben ſie ihn in die Kirche geſchleift und dort ermordet, weil er einige Tage vorher eben da zwei wüthende Prieſter ergriffen hatte, die ſich am Altar vor dem tauſendfach von ihnen beleidigten Geſetz retten wollten. Er war der Vater des Volks! Er warnte uns oft vor den Ränken, mit denen man uns umſtrickte, er lebte nur für uns, ſeitdem ſein Sohn in das Feld gezogen war, ſeitdem eine Pflegetochter, die er zärtlich liebte, ihn verlaſſen hatte. — Ja, fiel der Wirth, ein Alter mit redlichem Geſicht, dem Sprechenden in's Wort; wie ich bei der letzten Ernte dort war, fragte ich nach dem guten alten Herrn, der ſonſt ſein Nachbar geweſen war, und da erzählten mir die Leute Vieles von ſeiner Tochter, die der Bürger Berthier ſo gut wie an Kindesſtatt angenommen hatte; und wie ich mit ihm ſprach, ſagte er: Gott hat mir ſie genommen, daß ich gar keine Freude mehr auf Erden hätte als unſre Freiheit! — Nun, dort wird er ſie haben; denn Jeder, der nach ihm gemordet wurde, und Jeder, der für die Freiheit ſtarb, wird es ihm dort ſagen, wie thun und leiden Alles, um ſie unſern Kindern zuzuſichern. — Der Alte hatte in einfacher Begeiſterung geſprochen, und ein matter Stral von Hoffnung goß Leben auf die bleichen, von Schrecken entſtellten Geſichter um ihn her; aber Sara hörte nichts; wie er die Frage ausgeſprochen hatte: kanntet Ihr ihn? hatte ſie ſich matt auf einen

Stuhl niedergeſetzt. — Der letzte Lichtſtral war geſchwunden, und ſie fand ſich in hoffnungsloſem Dunkel.

Die treue Babet ſah die ganze Hülfloſigkeit ihrer Freundin; doch glaubte ſie, daß Sara in Berthier's Sohn, deſſen man eben erwähnt hatte, noch einen Schutz haben könnte, und ſie forſchte begierig nach ihm. Schon nach dem Föderationsfeſt, hieß es, ſei der brave Roger nach den Grenzen gegangen — die letzten Nachrichten von ihm hatte man aus Mainz gehabt. Bei dem Namen Roger ſpann Babet in ihrem Kopf einen luſtigen Plan für ihre verlaſſene Sara, denn eben dieſen Namen erinnerte ſie ſich von der armen nur erſt aus dem Todesſchlummer Erwachten gehört zu haben, und ſeitdem hatte Sara manche Frage wegen des Schickſals der Föderirten bei der Armee gethan. Roger war in Mainz geweſen, ihr jugendlich hoffendes Herz zweifelte nicht, daß er die Belagerung überlebt habe und mit ſeinen Waffenbrüdern in der Vendée ſein müßte — ſchon überredete ſie ſich, er könne gar Mathieu's Zeltkamerad ſein; denn Berthier's Sohn war edel und brav, und mit allen ſolchen Männern war ihr Mathieu bekannt. Sara war verwaiſt, ohne Schutz, ohne Zuflucht auf Erden, ohne Zukunft — was wurde aus ihr in dem verheerten Lande, wenn ihre Freundin, ihrem Entſchluß treu, zu dem Haufen ihres Mannes ſtieß? Und der Entſchluß war bei jeder eingeäſcherten Hütte, bei jedem trauernden Geſichte ihr als heiligere Pflicht erſchienen — aber Sara ſollte ihn theilen, ſollte, ausgeſchloſſen von jeder Beſtimmung, dieſe ergreifen. Mit lebhafter Freude über dieſe Ideen weckte ſie Sara aus ihrer gedankenloſen Starrheit, ſetzte ihr Alles, was ſie gedacht hatte, ſtürmiſch auseinander und drang heftig in ſie, ihrem gefährlichen Umherirren ein Ziel zu ſetzen und mit ihr zur Armee zu gehen. Sara war auf den Punkt gekommen, wo bei Neulingen im Unglück tobende Verzweiflung anfängt, das von den Schlägen des Schickſals gebeugte Haupt hingegen, mit kalter Geringſchätzung der Gefahr, jedem Winke des Zufalls folgt. Hätte ihr Babet einen Dolch gereicht und geſagt: hier endet deine Verpflichtung zu leben! — ſie würde ihn eben ſo gleichgültig in ihr Herz gedrückt haben, als ſie jetzt dieſen Vorſchlag anhörte und antwortete: Auch das, wenn dieſer Arm es vermag! —

Babet ſorgte nun für Alles, was zu der Verwandlung erforderlich war, und nach zwei Tagen ſtanden ſie und Sara, unter dem Namen André und Verrier, bei derjenigen Abtheilung der Armee, mit welcher das Corps der mainzer Garniſon, wo Mathieu diente, combinirt war. Nach der erſten Feier, der erſten rührenden Freude des Wiederſehens befragte Babet ihren Mann auf das genaueſte wegen Rogers; aber Mathieu hatte nie etwas von ihm gehört, er konnte in Mainz geweſen ſein, aber ſchwerlich während der Belagerung; übrigens war er ſelbſt bei dem geſchlagenen Corps von einigen Tauſenden geweſen, das ſich erſt kurz vor der Blokade in die Feſtung geworfen hatte, und demnach konnte Roger ſchon längſt vorher zu andern Unternehmungen gebraucht worden ſein. Sara hatte bei Babets früher Gewißheit, daß ſie Rogern unter ihres Mannes Kameraden finden würden, den Widerwillen empfunden, den jede Hoffnung ihr einflößte. Mathieu's Antworten veränderten keinen ihrer Züge; nur wie ſie Babets betrübte und über die Fehlſchlagung halb unwillige Miene ſah, ſchlich ein trübes Lächeln über ihr kaltes Geſicht. Laß die Todten ruhen, gute Babet, ſagte ſie ſanft; je Mehrere mir ſchon voran ſind, deſto eher darf ich den langen Zug beſchließen! — Da ihr Entſchluß von Babets heitern Erwartungen unabhängig geweſen war, ſo änderte dieſe Täuſchung nichts daran. Von dem Geheimniß ihres Geſchlechts war, außer Mathieu und Babet, Niemand unterrichtet; auch ward es ohnedem durch die Vorfälle des Kriegs geſichert, die ſie auf lange Zeit von den zärtlichen Eheleuten trennten, und ſie ſah ihre treue Babet nur wieder, um auch an ihr den Willen ihres alten Schickſals zu erkennen.

Kaum hatte Sara Zeit gehabt, ſich mit den unentbehrlichſten Handgriffen ihrer neuen Lebensart bekanntzumachen, als das unerhörte Waffenglück der Royaliſten die republikaniſche Armee zwang, das ganze ſüdliche Ufer der Loire zu räumen und nach den blutigſten Niederlagen eine neue Anſtrengung der Nation abzuwarten, um dem überall ſich vervielfältigenden Feinde die Spitze zu bieten. Sara kämpfte nicht für ihr Leben, ſie kannte alſo keine Furcht; die Namen: Freiheit, Vaterland, ſchallten dumpf und bedeutungslos wie aus Gräbern aus ihrer verödeten Bruſt zurück — ſie kannte alſo eben ſo wenig die Uebereilung der Schwärmerei. Sie ging ruhig in den Streit, betrachtete den Tod in allen ſeinen Zügen, und wenn er ſich ihr nahte, hatte ſie ihm ſeine Schwäche ſo abgeſehen, daß ſie ihn wie einen verrathenen Ueberfall von ſich ſchüttelte. Ihre Kameraden nannten ſie anfangs den finſtern Jungfernknecht, weil ihr ſchweigender Ernſt bei ihrer unter Mannskleidern ſehr jugendlich und zart ſcheinenden Geſtalt ihren Spott erregte. Aber nach dem erſten Gefecht ſagten ſie ihren Offizieren, dieſer Knabe müſſe ſchon im Mutterleibe gefochten haben; er ſehe den Kugeln nach als ſpielte er Federball. Und nun hieß Sara bald der tapfere Vertier; die ſchwärmenden Jünglinge bei der Armee verhießen ihm Unſterblichkeit in den Jahrbüchern der Republik und, wenn er fiele, eine Stelle im Pantheon, und ſie ward nach einem der blutigſten Tage auf dem Schlachtfeld ſelbſt von ihren Kameraden zum Rang ihres Capitains erhoben.

Ohne daß ſie ſich deſſen bewußt war, da ſie jeden hellen Gedanken in die innerſten Tiefen ihres Herzens zurückdrängte, hatte ſich Sara doch wol bei ihrem unnatürlichen Entſchluß, die Waffen zu tragen, L*** als ihren Gegner gedacht; es war nicht ſowol der Wunſch, ihn Arm gegen Arm, Schwert gegen Schwert vor ſich zu haben, als ein düſteres Verlangen, in ſeinem Anblick ihre Seele wieder aufleben zu fühlen, wenn es gleich zur Rache oder zur Verzweiflung wäre — ſie ahnete in dieſem Augenblick einen Ausweg aus dem unbeſtimmten Stillſtand ihrer Gefühle. Auch wußte ſie dieſen ſonderbaren Menſchen, deſſen Charakter, ja deſſen Daſein ſelbſt immer etwas Fabelhaftes behalten hat, ſehr oft in ihrer Nähe. Unzählige Male hörte ſie ſeinen Namen von den Unglücklichen, die unter ihren Streichen fielen, inbrünſtig anrufen; und wo die Haufen der

Patrioten flohen, war er faſt immer Anführer der Feinde. Oft drang ſie, Verderben verbreitend, ungeſtümer vorwärts, weil ſie dort ſein weißes Roß ſich bäumen zu ſehen meinte; aber immer war es, als entzöge ihn eine Wolke ihrem Blick, ſobald ſie ſich ihm näherte; und dann miſchte ſich ein Tropfen Wildheit in ihr kaltes Blut, und nicht mehr wie ein Todesengel, der, mit höheren Befehlen gerüſtet, die Sterblichen vernichtet, ſondern mit der ſchrecklichen Feindſeligkeit, die Menſchenleben gegen eigenes Elend aufwiegt, tödtete ſie L*** in jedem bewaffneten Gegner, und indem ſie ſo über Leichen ſchritt, wie der Fuß des gleichgültigen Wanderers in welken Blättern rauſcht, hatte ſie oft ſich ſelbſt gleichſam nur durch ein Wunder erhalten. Ihr war jedes Elend, jede Verirrung beſchieden, die den Menſchen nur treffen können; aber mit der ſchrecklichen Genugthuung, die ihr trauriger Wahn verfolgte, wollte das Schickſal ſie doch verſchonen, und L***'s bleiche, blutige Geſtalt ſollte nicht mit unter den Erſcheinungen ſein, die ihre Phantaſie marterten. In der Schlacht bei Laval, wo L*** den Sieg, den er erfocht, mit tödtlichen Wunden erkaufte, ward ſie gleich beim erſten Angriff von dem Streich eines mit Eiſen beſchlagenen Stocks niedergeworfen, und ſie wäre den Feinden in die Hände gefallen, wenn ihre Leute nicht das Aeußerſte gewagt hätten, um ihren tapfern Capitain zu retten. Man ſchleppte ſie vom Schlachtfeld hinweg, und wie ſie wieder zu ſich kam, fand ſie ſich unter den Händen des Wundarztes im Hoſpital zu Angers. Das eiſerne Ende des Stocks hatte ihre linke Schulter geſtreift und den Hintertheil des Kopfes ſo heftig verletzt, daß der Wundarzt anfangs mit ſchrecklichen Operationen drohte, welche aber, da ihr Blut ſo kalt und ruhig wie ihr erſtorbener Geiſt dahinfloß, entbehrlich wurden. Wie ihr Bewußtſein zurückkehrte und ſie zugleich den Schmerz an ihrer Schulter empfand, erſchreckte ſie der Gedanke, daß dieſe Verletzung entdeckt werden, und bei dem Verband, den ſie nothwendig machen würde, ihr Geſchlecht an den Tag kommen möchte. Sie hatte den Muth, über vierzehn Tage lang eine Quetſchung, die ihren linken Arm lähmte und die Schulter bis zur Bruſt hinab mit geſtocktem Blut ſchwärzte, für ſich im Stillen zu ertragen. Das einzige Mittel, das Zufall und Liſt ihr zu erhalten möglich machten, Salz und kaltes Waſſer, durfte ſie ſogar nur verſtohlen anwenden, und ſie mußte ſich das friſche Waſſer, wonach ihr Fieberdurſt ſo heiß verlangte, entziehen, um ihr dareingetauchtes Tuch mit etwas Salz, das ſie unter allerlei Vorwänden ſich verſchaffte, des Nachts auf ihre Quetſchung zu legen, die durch den heftigſten Schmerz in Eiterung überzugehen drohte.

Jedes neue Leiden ſchien ihr ein Schritt zu dem Ziel ihrer Laufbahn. Still und lauſchend auf die Annäherung des freundlichen Genius, der endlich die Fackel ihres Lebens umſtürzen würde, lag ſie da in unſäglichen Schmerzen und ſtudirte die mannichfaltigen Wendungen des Todes in ihren Unglücksgefährten um ſie her. Wenn ihre Gedanken in die Vergangenheit ſchweiften, ſo lächelte ſie, wie alle ihre Hoffnungen, alle ihre Entwürfe, ſie mochten Gutes oder Böſes zum Ziel haben, geſcheitert waren. Sie ging alle Erwartungen ihres Lebens durch, von den gutherzig frohen Ausſichten, die ihr Antoinettens Kindheit gegeben, bis zu dem Tage, da wilder Durſt nach L***'s Blut ſie in das Gefängniß vom Karmeliterkloſter getrieben hatte, bis zu der letzten Schlacht, von deren Ausgang ſowie von L***'s kurz darauf in Fougeres erfolgtem Tode ſie unterrichtet war; und ſie fand überall nur Fehlſchlagen, Blindheit, Leitung eines feindlichen Geſchicks. L***'s Tod ſchien ihr der letzte Auftritt des Schauſpiels, und ſie ſehnte ſich nur noch nach der Gewißheit, daß auch Roger ihr vorausgegangen wäre; den Mangel an Nachricht hierüber fühlte ſie wie einen läſtigen Aufenthalt im Augenblick der Abreiſe. Zur Bitterkeit war ſie ihrem Ende zu nahe; und zu ſehr Weib, um ohne Liebe zu ſterben, verſöhnte ſie ſich in ihrem Innern mit der Gottheit, um jenſeits mit Liebe zu beginnen. Aber nicht der Tod ſollte den Vorhang vor ihren Augen hinwegziehen, ihr Erdenleben ſelbſt ſollte den Nebel des Irrthums, der ihre Seele verdunkelte, noch zerſtreuen — ſie genas und eilte, das neuerhaltene Daſein, für welches ſie keine beſſere Beſtimmung kannte, wiederum auf das Spiel zu ſetzen.

Ihre Compagnie war mit unter den Truppen, welche in der neuen Vendée zuſammengezogen wurden, um die tapfere Gegenwehr von Granville und den Abzug der Royaliſten nach ihrem vereitelten Angriff auf dieſen wichtigen Platz zu benutzen. Auf dem Marſch dahin hörte Sara manche Umſtände von L*** und ſeinem Tode erzählen; ſeitdem ſie aber ſelbſt ſich auf dem Krankenlager ſo friedlich mit dem Tod beſprochen hatte, war keine Rache mehr in ihrem Herzen — ſie gönnte auch ihm Ruhe im Grabe, und es war ihr oft, als wäre eine Art Schleier über ſein Verbrechen gefallen, da ihn und ſein Kind, und ihren hingeſchiedenen Engel, und alle, alle, daſſelbe Element nun beherbergte. Sie zu einer Art von ſanfter Melancholie geſtimmt und von den ſehr beſchwerlichen Märſchen ermüdet, bezog ſie ihr Quartier in der Gegend von Avranches, mit einer Sehnſucht nach Stärke und Heiterkeit des Geiſtes für den folgenden Tag, von welcher ſie ſich keinen Grund anzugeben wußte. Sie legte ſich ſogleich zur Ruhe und blieb ungeſtört bis nach Sonnenuntergang, da ein Befehl vom General anlangte, um Mitternacht einen wichtigen Poſten in der Nähe des Feindes zu beſetzen und die Nacht dort zu campiren. Gleich darauf ſtürmte eine Anzahl junger Leute von ihrer Compagnie mit lärmendem Gelächter und dabei einer gewiſſen Indignation in ihren Zügen zu ihr herein, und ſie hatte Mühe, einen Augenblick Stillſchweigen zu erhalten, während deſſen ſie ihnen den eben angekommenen Befehl mittheilen konnte. Capitain, ſagte ein junger Menſch, der im Hospital neben ihr verwundet gelegen hatte und nach ihrer Wiederherſtellung mit ſanfter Güte von ihr gepflegt worden war, wofür er mit herzlicher Dankbarkeit an ihr hing — Capitain, weißt Du, daß wir nicht mehr mit Menſchen, nicht mehr mit Rebellen, mit Verräthern ſtreiten? Weißt Du, daß Proteus L***, mit dem wir, als er Held, Prophet und ſogar halber Pfaffe war, ſchon ſo viele [illegible] hatten, nun auch als Heiliger gegen uns ſteht? Da haben ſie eben eine ganze Heerde ſolcher Unſinnigen in die Ewigkeit geſchickt; die haben ſich alle darauf todtſchlagen laſſen, in drei Tagen hätten ſie die Ehre uns wiederzuſehen, die Ueberreſte ihres großen Helden brauchten nur ihre Leichname zu berühren, ſo ſtröme neues Leben in ſie wie beim Schall der Poſaune. Und kurz und gut, L*** thut Wunder, und unſere Kameraden balgen ſich nun, wer weiß wie lange, um ſeinen Sarg zu erobern, den die Wahnſinnigen mit ſich herumſchleppen und mit unerhörter Wuth vertheidigen. — Jetzt ſprachen Alle auf einmal, und von der lächerlichen Seite des Gegenſtandes zu der wichtigeren übergehend, legten ſie einander den Schwur ab, dieſes Pfaffenblendwerk bis morgen zu zerſtören, oder in dem Verſuch zu ſterben. — Capitain, rief der Erſte, Du hörſt den Schwur! Du führſt uns und wir dringen vor; man ſagt ohnehin, dießmal werde es Sieg gelten oder Tod. — — Tod oder den ſchändlichen Heiligen! tobten ſie Alle, und Sara ſtand betäubt und ſtarr und empfing faſt ohne Bewußtſein den Schwur in ihre kalte Hand. Nun ließ ſie der tolle Haufen mit ihrem aufgeregten Herzen allein — alſo nicht einmal im Grabe ſollte das feindſelige Verhältniß enden? Dem ſie lebend, Schwert gegen Schwert, Arm gegen Arm zu begegnen gewünſcht hatte, vor deſſen Sarg ſchauderte ſie jetzt zurück. Umſonſt rief ſie ihre Vernunft auf, dies Gefühl zu bekämpfen; als die Zeit heranrückte, war die Sehnſucht, morgen nicht wiederzukehren, die einzige klare Empfindung ihrer zerriſſenen Seele geblieben.

Die Nacht war trüb und regnicht, feuchte Wolken zogen vom Winde getrieben über die Flur, und nur ſelten loderten die Wachtfeuer matt aus dem Nebel auf. Verrier lagerte ſich bei einer Grube, in welcher einige Bündel Rebenſtöcke brannten, um ihn herum ſtanden oder lagen mehrere ſeiner Kameraden, hinter ihm im Finſtern waren deren zwei, die vertraulich zuſammen ziſchelten. Nach einer Stunde trat der Eine an das Feuer, das er ſchürte, und bat Verrier und die Umliegenden, ihm und ſeinem Kameraden ein Plätzchen zum Wärmen zu räumen. Indem er Verrier anredete, ſchien er zu ſtutzen und ſprach beim Niederſitzen leiſe und lebhaft mit dem Andern; dieſer wandte ſich plötzlich gegen Sara, die aber nicht acht auf ihn gab, bis der junge Soldat vor ſie trat und ehrerbietig fragte: Bürger, betraten wir nicht vor drei Monaten zuſammen dieſe rühmliche, gefährliche Laufbahn? — Sara erkannte ihre treue Babet; mit der freudigſten Bewegung, die ſie ſeit dem letzten Röcheln ihres Kindes gefühlt hatte, reichte ſie ihr die Hand und ging mit ihr in die Verſchanzung, wohin ihnen Mathieu, der neben Babet geſeſſen hatte, ſogleich folgte. Sara hatte nichts zu ſprechen; Babets herzliche Freude, ihres Mannes redlichen Glückwunſch über ihren ehrenvollen Dienſt erwiederte ſie blos mit der Frage: Liebt Ihr Euch noch? — Die Beiden drückten ſich die Hände. — Wenn man ſo oft in Gefahr iſt, mit einander zu ſterben! rief Mathieu. — Wenn er ſo oft ſich vor mich ſtellt, den Tod ſtatt meiner zu empfangen! ſagte Babet. — Sara ſeufzte tief; ſie wurden geſtört — auf Morgen! ſagte Sara und gab Babet die Hand. — Morgen Abend ſage ich Dir noch einmal, was Du jetzt hörteſt, oder unſer Tod hat es Dir wiederholt! antwortete Babet und umſchlang ihren Geliebten. —

Kalt und ſtürmiſch brach nun der Morgen an. Die Truppen verſammelten ſich und erhielten das Zeichen zum Angriff des feindlichen Lagers. Der geſtrige Schwur ſchien von dem ganzen Heer abgelegt, mit einer ſo hartnäckigen Tapferkeit trotzte man der unerhörten Gegenwehr des Feindes! Sara's kleiner Haufen ſtampfte den Boden, denn ſie ſtanden weit hinter dem erſten Angriff zurück; und nur der furchtloſe Tod der vorderen Reihen tröſtete ſie mit der Hoffnung, daß es auch für ſie noch „ſiegen oder ſterben!" gelten würde. Durch den Rauch unterſchied Sara in einer kleinen Entfernung Mathieu und Babet, die ihrem Blick begegneten und ihr freundlich zunickten. Jetzt erhielten ſie den Befehl vorzurücken, Sara ſah die Beiden, Aug an Auge hangend, den erſten Schritt thun, im nächſten Augenblick riß eine Kugel ſie Beide nieder. — Babet wankte, Mathieu umſchlang ſie, ſie ſtürzten, die Reihe ſchloß ſich und ſchritt über ſie fort, dem gleichen Schickſal entgegen.

Auch noch dieſe! tönte es ſchmerzlich in Sara's Bruſt; und ſie führte nun die Ihrigen vorwärts, und es war ihr, als habe nun ihre Stunde geſchlagen: Tod drohte ihr von allen Seiten, Tod verbreitete ſie nach allen Seiten. Bald waren die Vortheile der neueren Kriegskunſt hier unnütz, Mann gegen Mann focht auf Leben und Tod den ſchrecklichen Kampf aus. Plötzlich erblickte Sara das große weiße Panier nahe vor ſich, und durch den dünner werdenden Haufen der Feinde ein ſchwarzes Gerüſt mit wallenden Flören — die Märtyrerkrone zu den Füßen des

Gekreuzigten auf dem hohen Sarg! Sie that einen lauten Schrei; eine Reihe von Leiden verschwand aus ihrem Gedächtniß. Sieg oder Tod! rief begeiſtert das unglückliche Weib und ſtürzte fort, den Leichnam des Geliebten zu erobern. Sieg oder Tod! übertäubte es das Geheul des Schmerzes und der Wuth — und den Sarg umwehten dreifarbige Fahnen, und Sara hielt betäubt das herabgeriſſene weiße Panier.

Die Rebellen, mit ihrem Heiligthum aller ihrer Kraft beraubt, flohen von allen Seiten, und mit unausſprechlichem Schmerz belaſtet, folgte Sara dem Triumphzug ihrer Siegsgefährten, finſter lächelnd, daß ſie noch hätte zweifeln können, ob ihr widerſinniges Schickſal ſie zwingen würde, ſeiner Leiche zu folgen. Den folgenden Tag wurde der Sarg, mit vielen erbeuteten Fahnen, Reliquien, Heiligenbildern, auf dem behaupteten Schlachtfelde verbrannt. Der tapfere Hauſe, dem man den Sieg verdankte, ſchloß den nächſten Kreis um den Holzſtoß, und Sara's zitternde Stimme erſtarb in dem rauſchenden Hymnus der Menge, da ſie die letzten Ueberreſte Deſſen, der ihr Alles geweſen war, der ſie dem Glück und der Menſchheit entriſſen hatte, in röthlichen Flammen emporlodern ſah. —

Nun lernte ſie ſich nach und nach wie einen abgeſchiedenen Geiſt betrachten, den ein wunderbarer Götterſpruch verurtheilte, auf dieſer Erde die Schuld [illegible] Menſchheit zu büßen. Hätte ſie noch ein Glück zu verlieren gefühlt, ſo würde ſie es lächelnd hingegeben haben;

denn ſie ſand den Schmerz ihres Herzens nun ſo kindiſch! Es war ja zum Schmerz geſchaffen! — Dieſen Ideengang hätte ſie ſchwerlich ohne einen Rückfall in ihren Wahnſinn ertragen, wenn nicht alle Umſtände, die ſie umgaben, ſie ſo völlig aus ihrer urſprünglichen Beſtimmung geriſſen hätten. Nun ging ſie jeden Tag mit einer Art von Neugierde Scenen des Elends entgegen, und im Elend fand die Arme eine geheime Labung für ihr Herz. Sie hatte den Abſcheulichkeiten, die man verübte, wie dem Spiel höherer Weſen mit dem verirrten Geſchlechte der Menſchen zugeſehen. Sie hatte geſchlachtet wie ihre blutbelaſteten Gefährten, wo ein unumgänglicher Befehl ſprach, ihr empörtes Herz bitter verhöhnend und ſich als willenloſes, blindes Werkzeug betrachtend; ſie hatte gerettet, ſo oft ihr gegen den unbewehrten flehenden Feind freie Hand gelaſſen war. Man gönnte jetzt den Truppen, welche die meiſten Mühſeligkeiten beſtanden hatten, ſo weit es die Umſtände geſtatteten, einige Ruhe, indem man ſie vom Mittelpunkt des Krieges hinweg in jene abgelegenere Gegenden zog, wo die unglücklichen Feinde, von ihren Sammelplätzen abgeſchnitten, von allen Hülfsmitteln entblößt, in den öden Wäldern und Moräſten wie wilde Thiere gejagt wurden. Der tauſendfache Jammer, den dieſe abſcheulichen Maßregeln hervorbrachten, bot Sara tauſend Veranlaſſungen, zu helfen und zu retten. Oft ging ſie mit einigen Kriegsgefährten, die zu menſchlich fühlten, um unbarmherzigen Feindeshaß mit Tapferkeit zu verwechſeln, in feuchten kalten Nächten auf die Menſchenjagd; und ſie brachten halb verhungerte Kinder, Jungfrauen und Weiber als ehrenvolle Beute zurück und übergaben ſie in dieſer oder jener kleinen Stadt den mitleidigen Bürgern, die ſie mit reiner Menſchlichkeit aufnahmen, pflegten, verbargen, keinen Verrath von Geſchöpfen befürchtend, an welchen ſie Bruderpflichten erfüllten. Wenn die Unglücklichen, mit Speiſe erquickt, ihre Retter ſegneten, wenn die zitternden Mädchen ihren Dank auf die Hände der gerührten Krieger weinten, wenn die hülfloſen Kinder, in Sara's Mantel gehüllt, an ihrem unter der Verkleidung von mütterlichen Erinnerungen klopfenden Buſen erwärmt, ihre kleinen Arme um ihren Hals ſchlugen und, bis ein ſchützendes Dach erreicht war, oft an ihrer Schulter einſchliefen — da konnte Sara wol zu Augenblicken ihres Schickſals vergeſſen, oder mit feierlicher Rührung in den Wegen ſelbſt, die es ſie zu dieſem Genuß geführt hatte, einen wunderbaren und hohen Sinn ahnen. Der ſchöne Bund blieb unentdeckt, der wohlthätige Ungehorſam ungeſtraft — Bosheit entgeht dem Verrath nicht, Mitſchuldige ſelbſt werden Verräther; aber ſelbſt der Böſewicht verräth die Tugend ſelten, wenn ſie nur ſeinen Vortheil nicht ſchmälert.

Sara's militairiſche Beſtimmung führte ſie auf einige Zeit nach Nantes. Im Mittelpunkt dieſer groſſen, jetzt von den Feinden nicht mehr beunruhigten Stadt verübte Carrier damals Greuel, die ihr, welche ſeit Monaten in den blutigſten Scenen des Bürgerkriegs lebte, bisher unbekannt geweſen waren. Sie ſah mit ihren tapfern Gefährten einige von den unmenſchlichen Thaten, an denen ein groſſer Theil von Europa [illegible] noch zweifeln würde, wenn nicht ſeitdem die [illegible] ſelbſt dieſe Unthaten vor ihr Tribunal gezogen hätte. Während ihres Aufenthalts in Nantes erhielt man die Nachricht, daß in der Gegend von C** ſich wieder einzelne Rotten von Rebellen ſehen ließen, denen verſchiedene zerſtörte Schlöſſer, und unter andern auch das Stammſchloß ihres berühmten Anführers L*** zum Schlupfwinkel dienten. Eine Anzahl Truppen, wozu auch Verrier's Haufen gehörte, wurde beordert, über die Loire zu gehen, um die dieſſeits befindlichen Kriegsvölker zu verſtärken. Die armen Menſchen, welche durch die unerbittliche Grauſamkeit ihrer Gegner und ihr rettungsloſes Elend jetzt mehr als durch die Anhänglichkeit an ihre Partei bei dem Aufruhr erhalten wurden, waren in der unwirthbaren Jahreszeit bald bezwungen und aufgerieben. Nur C** blieb übrig, das man in der ganzen Gegend noch immer für einen Sammelplatz der Rebellen hielt; unter Menſchen, denen das Abenteuerlichſte immer das Glaublichſte war, trug man ſich noch mit manchen Sagen, die mehr oder weniger mit den ſchauderhaften Märchen zuſammenſtimmten, welche Sara vor einigen Monaten in Saumur gehört hatte. Die Nähe dieſer Ruinen hatte für Sara etwas Ahnungsvolles, dem ſie mit Wohlgefallen nachhing — als ihr Glaube an Glück und Menſchheit noch blühte, waren dieſe ſchwarzen Steinhaufen das unbekannte Eden, in welches ihre Träume ſie zu verſetzen pflegten; dort als L****'s Gattin zu leben, dort ſein Kind zu erziehen, dieſe Ueberbleibſel alter Tugenden und Vorurtheile mit den ſanften Farben der Freiheit, der Gleichheit und der allgemeinen Glückſeligkeit zu verjüngen, war damals ſo oft die frohe Ausſicht ihres liebevollen Herzens. Jetzt keimten Mooſe aus den umgeſtürzten Trümmern, und Geiſter der Erſchlagenen waren ihre einzigen Bewohner! Sara's Schickſal, das ſie mit unbarmherzigem gleichen Schritt der Erfüllung zuführte, ließ den Auftrag, dieſe verdächtigen Ruinen zu unterſuchen, auf ſie fallen; ein kleiner Haufen wurde mit ihr beordert und zog nach dem Schloß, deſſen weitläuftiger Bezirk auf jeder zugänglichen Stelle, jedoch ohne allen Erfolg, durchſtrichen wurde. Man fand in keinem der noch vorhandenen Gemächer, in keinem der vielen Gewölbe die mindeſte Spur irgend eines lebendigen Weſens — nichts als ausgebrannte Mauern über der Erde, Moder und Verweſung und verſchüttete Leichname unter denſelben. Sara ſchritt bei dieſer Nachforſchung vor den Andern her, ſelbſt einer der nächtlichen Erſcheinungen gleichend, von welchen die ſie begleitenden Landleute ohne Unterlaß erzählten. In einem der Höfe am Eingang eines verfallenen Thurms, der dicht an Abhang eines Felſens gebaut war, führten ſie die Bauern vor einen großen Stein, der vom Geſimſe der Warte herabgefallen ſchien — hier, ſagten ſie, erſchlug man ſeine Gattin und ſein Kind; und nun erfolgte faſt die nämliche Litanei von Zeichen und Wundern, mit welcher ihre frommen Wirthsleute in Saumur ſie unterhalten hatten. Hier war es, wo jede Mitternacht die feurige Kugel niederſank und mit einem dumpfen Donner zerfloß; dieſer Stein war es, wo die Quelle entſpringen, wo jede Nacht der Eremit Meſſe leſen ſollte. Unwillkürliches Entſetzen ergriff Sara an dieſer Stelle; aber halb aus Wohlgefallen an den ſchrecklichen Bildern, die hier ſie umgaben, halb weil es ihre Pflicht war, jede Vorſicht zu gebrauchen, beſchloß ſie, einige Nächte mit den Ihrigen in dieſen Ruinen zu wachen. Ihre ungeduldigen Landsleute bequemten ſich ziemlich ungern, die harten Winternächte in dieſen unwirthbaren Trümmern zuzubringen; und wie die erſten vierundzwanzig Stunden verſtrichen waren, ohne daß man das Mindeſte wahrnahm, lagen ſie ihrem Capitain an, ſie nach dem nächſten Flecken zurückgehen zu laſſen. Selbſt von der Unnöthigkeit eines längern Aufenthalts überzeugt, gab Sara ihre Einwilligung. War es aber eine dunkle Ahnung, daß ihr Geſchäft hier doch noch nicht vollbracht ſein möchte, oder war es Liebe zum Wunderbaren, die in uns wächſt, je mehr unſer Weg von der gewöhnlichen Bahn abweicht, oder hing ſie blos jener, bei unwiderruflich Unglücklichen ſo natürlichen Freude an Gräbern und Gegenſtänden des Jämmers nach — genug, ſie that einigen von den jüngern Männern, die auf ihren menſchlichen Zügen in die Wälder dieſſeits der Loire ihre Begleiter geweſen waren, den Vorſchlag, noch eine Nacht mit ihr auf dem Schloſſe zu wachen; er wurde fröhlich genehmigt, und Sara brach mit einem ſonderbaren heitern Muth und zugleich mit einem unerklärlichen Schauder dahin auf. Wenigſtens wußte ſie, daß mit ihren heutigen Gefährten Rache und Muthwillen gegen den wehrloſen Feind das Unternehmen nicht beflecken würde. Sie lagerten ſich ihrer zwanzig einige Stunden nach Sonnenuntergang in einem Gemäuer am Eingang des erſten Vorhofs, deſſen Thorgewölbe ſo verſchüttet war, daß man nicht anders als von der entgegengeſetzten Seite oder über einen Schutthaufen in das Innere des Schloſſes dringen konnte. Dieſer Ort mochte ehemals die Wohnung des Thorwärters geweſen ſein, und er war von allen Gebäuden des Schloſſes noch der unverſehrteſte. Hier hatten ſie über den Schutthaufen hin die Ausſicht auf den Thurm, worin der fabelhafte Stein lag, und näher vor ſich auf den Eingang eines Gewölbes, in deſſen Tiefe ein verfallener Brunnen war, der am Fuß des Felſens in das Thal floß. Verrier's Begleiter — ſo wenig eine ſo große Anzahl Menſchen durch feinere Gefühle ganz zuſammenhängen konnten — hatten doch ſchon Alle das Glück des Wohlthuns und den Stolz der Tapferkeit geſchmeckt, ſie hatten zuſammen dem Tode getrotzt und das Leben von Unſchuldigen gerettet, in beiden Fällen ihren braven Capitain an ihrer Spitze; ſie hatten alſo einen menſchlichen, aber auch ſtrengen Begriff von ihrer Pflicht als Krieger und Patrioten. Selten war ihnen eine ſo ſtille Nachtwache geworden wie die heutige, und wol niemals hatten die Umſtände ſie ſo feierlich geſtimmt. Es war eine wunderbar milde Nacht für die Jahreszeit; mit Sternen überſäet, flimmerte der Himmel durch einen leichten Nebelflor; die Luft wehte ſtoßweiſe, als verſuchte ſie ſich umſonſt, den verhüllenden Schleier durchzureißen. Tiefes ödes Schweigen umgab die treuen Kriegsgefährten, ſie hörten jedes Gewürm in dem Gemäuer neben ihnen, ſie vernahmen das Rollen jedes Steines, der, vom Regen losgeweicht, bei den leichten Windſtößen von den morſchen Maſſen herabbrach. Sara ſtand am Eingang des Gebäudes, ihr Blick ruhte unabläſſig auf dem öden Schauplatz umher und ruhte nur von Zeit zu Zeit auf der Gegend des Thurms, beim Opferaltar ihrer ehemaligen Feinde. Immer weicher und ſanfter ward ihr Herz, die letzten Spuren von Bitterkeit ſchienen ſich an dieſer Stätte zu verlieren; ſie fühlte ſich nur in dem allgemeinen Strudel der menſchlichen Schickſale mit fortgeriſſen, und hätte ſie ſo bei dem blutigen Felsſtück geſtanden, ſie hätte mit der Verſöhnung Thränen ihn rein gewaſchen! —

Mitternacht mochte ſich jetzt nahen. Zwar verkündete ſie keine Glocke aus den verwüſteten Dörfern ringsumher, dieſe waren längſt verſtummt; ſtatt dem Landmann ihr ſtündliches: Gedenke an den Tod! zuzurufen, ſchleuderten ſie jetzt, in Kanonen und Mörſer umgeſtaltet, Vernichtung in ſeine friedliche Hütte — aber einzelner Hahnenruf tönte durch die Stille, und heller flimmerten die Sterne in ihrer nächtlichen Höhe. Jetzt hörte Sara zu ihrer Linken ein dumpfes Geräuſch, wie aus der Tiefe des Brunnenkellers. Sie zog leiſe einen ihrer Gefährten zu ſich, um mit ihm zu lauſchen. Bald ſahen ſie aus dem Bergſchlund eine Geſtalt in Eremitenkleidung hervorſchleichen, eine ſchwere Laſt auf dem Haupte, die ſie tief keuchend zu tragen ſchien. Ein Schauder überlief Alle, ihr Anführer nahm die Stellung eines Menſchen, der einen Angriff erwartet; mechaniſch wollte ihre phyſiſche Kraft ihr aushelfen, da ihr Geiſt erſtarrte. Die Erſcheinung wandelte über den Hof, ſchien über dem Schutt zu ſchweben, und ſchon glaubten ſie die Zuſchauer verſchwunden, als ſie im andern innern Hof wieder hervortrat und gegen den Stein wankte.

Hier hob ſie ihre Laſt vom Haupte und verbarg ſich einen Augenblick im Innern des Thurms. Bald kam ſie wieder heraus und bückte ſich neben dem Feldſtück, wo in dem Augenblick ein blutig feuriger Schein aufſtieg, der, in einen ſchwarzen Rauch aufgelöſt, die Gegenſtände mit Nebel umzog. Dorthin! flüſterten die Krieger ſich jetzt leiſe zu und ſchlugen Feuer, um Fackeln, die ſie mitgebracht hatten, anzuzünden. Sara wies ihnen ihre Poſten an und rief ihnen feierlich zu: Tod den Verräthern und Schutz den Hülfloſen! — Schutz den Hülfloſen, antworteten Alle, und unerbittliche Strenge den Rebellen! — Sie folgten ihrem Capitain, der Einige von ihnen am Eingang des Brunnenlochs ſtellte und die Andern um eine enge Höhle, die ſie jetzt, nachdem der rothe Schein vor dem Fackellicht erloſchen war, an der Stelle des Steins entdeckten. Sara ſtieg durch die Oeffnung hinab, die ſich bald erweiterte, und ſie fand ſich in einem Gewölbe, das von einer Lampe erhellt war, und worin eine Menge Waffen aufgehäuft lagen. Hier ſammelten ſich ſechs von ihren Begleitern; allein indem ſie ſich nach einem weiteren Ausgang umſahen, hörten ſie zuerſt ein Gemurmel, dann ein durchdringendes Geſchrei, worauf plötzlich hinter den Waffenhaufen einige Menſchen hervordrangen, die mit verzweifelter Wuth auf ſie ſtürzten. Sie fochten wie Geiſter; ohne einen Laut von ſich zu geben, hieben ſie vor ſich zu (Schießgewehr ſchienen ſie nicht zu haben, und in dem Handgemenge, zu welchem der enge Raum zwang, war es auch Verrier's Haufen unnütz); eben ſo ſtumm empfingen ſie ihre Wunden und ſtürzten zu Boden.

Doch aus dem Innern des Gewölbes tönte Jammergeheul, Gewinſel, und wenn ein Augenblick von Stille dazwiſchenkam, konnte man die klagende Stimme eines Kindes unterſcheiden, die aber jedesmal von lauterem Geheul bedeckt wurde, ſo oft neue Geſpenſter aus dem Dunkel hervortraten, die Gefallenen zu erſetzen. Sara und ihre Gefährten hatten bei dem ſonſt ſo unverhältnißmäßigen Kampfe den Vortheil, daß ſie mit dem Geſicht gegen die Seite ſtanden, von welcher der Angriff ſich beſtändig erneuerte, und ſo wegen des Mangels an Platz, der ihren Feinden in dem Hinterhalt übrig war, aus welchem ſie hervortraten, deren nie mehr als eine höchſtens ihnen gleiche Anzahl abzuwehren hatten. Vier Republikaner waren indeß gefallen, allein andere, die auf ihres Anführers Ruf hinuntergeſtiegen, hatten die Reihe ergänzt. Das Geſchrei in der Höhle ward jetzt ſchwächer, und obwol noch einige Feinde fielen, drangen deren keine mehr an ihre Stelle. Sara wollte nun das traurige Gefecht enden, ſie wich vom Mittelpunkt zurück gegen den Eingang; einer von den Feinden, der am heftigſten und immer an der Spitze gefochten hatte, den die Andern mit ihren Leibern zu decken ſchienen, drang ihr nach; die Feinde gewannen Raum, aber Sara's Liſt gelang, ihre Leute umzingelten die Unvorſichtigen am Eingang ihrer Höhle, und bald waren ſie niedergeworfen und entwaffnet. Ihr Anführer allein ſtand noch unbezwungen, allein kaum ſah er, daß ſeine Gefährten keinen Widerſtand mehr thun konnten, ſo ſenkte er ſein Schwert und näherte ſich Sara mit einem Anſtand, der keinen der Sieger über ſeine Abſichten in Zweifel ließ. —

Mein Leben iſt verwirkt, ſagte er mit einer männlichen Ruhe; ich könnte es zwar noch theuer verkaufen; aber auf Euren Blutgerüſten kann es jenen Unglücklichen — er deutete auf das Innere der Höhle, die Verrier's Leute beſetzt hielten — mehr nützen, als [illegible] ich es hier opfere. — Er griff nach Verrier's [illegible] Kommen Sie; wenn Sie kein Ungeheuer ſind, ſo wird es mir gelingen. Und meine Kundſchafter nannten mir ja den tapfern Verrier, den mit ſeinem Haufen die Unglücklichen an der Loire und Mayenne ſegnen. — —

Sara's innerſtes Herz war aufgeregt, ſeitdem der Fremde ſeine Stimme erhoben hatte; unfähig, die Worte zu vernehmen, hörte ſie nur dieſen Ton, den ein tauſendfaches Echo in ihrer bebenden Bruſt wiederholte und der ihr doch unbekannt war. Sie folgte ihm mechaniſch in die innere Höhle. Dieſe war ſchwach erleuchtet, aber bald erhellten ſie die Fackeln von Verrier's Leuten ſo gut, daß man alle Gegenſtände unterſcheiden konnte. Ein junges ſchönes Weib lag, wie es ſchien, todt auf einem Lager hingeſtreckt. Ein blühender Knabe, deſſen himmelblaues Auge in Thränen ſchwamm, hob den Kopf von dem Schoos der Todten auf und lief, wie er den Fremden erblickte, mit offnen Armen auf ihn zu und lallte klagend: Theodor, die Mutter! die Mutter! — Sara fuhr zuſammen wie von einem Blitzſtral getroffen, faßte den Fremden ins Auge, der ſich gebückt hatte, um das Kind aufzunehmen, und deſſen Geſicht jetzt von der niedrig hängenden Lampe erleuchtet ward. — Theodor! rief ſie, wankte und fiel ihren herbeieilenden Begleitern in die Arme.

Der Fremde ſetzte verwundert das Kind nieder und ſah den Soldaten zu, die einander zuriefen, es ſei die Luft im Gewölbe, von der er erſticke, und ihren Capitain gegen die Oeffnung führen wollten — Nein, ſagte Einer aus dem Haufen, er kann verwundet ſein — und ſogleich riß man Sara's Kleid auf und entblößte ihre Bruſt, und Alle, die ſie umgaben, riefen mit dem Ausdruck des unbeſchreiblichſten Erſtaunens: Es iſt ein Weib! — Verrier ein Weib! wiederholten die Fernerſtehenden, und der Fremde trat mit ihnen herbei. Sara lag, auf die Knie eines ihrer Soldaten geſtützt, am Boden; ihr Arm war durch das Herabziehen ihrer Kleidung ganz unbedeckt, ihr Buſen offen, ihr Geſicht zwar von der Sonne und der Luft geſchwärzt, aber noch ſo ſchön, von ſo feinem ſchwarzen Haare beſchattet, das bei der zurückgebogenen Stellung ihres Kopfes ihre edle Stirne blicken ließ. — Der Fremde ſtarrte ſie an, rief mit dem Ausdruck des Entſetzens: Sara, meine Schweſter! — und ſtürzte zu ihren Füßen.

Verrier's Gefährten ſtanden betäubt; das ohnmächtige Weib, das ſich jetzt langſam aus dem Todesſchlaf erhob, war ihr tapferer Capitain und war dieſes Rebellen Schweſter! Aber in ihren rauhen Sitten vergaßen ſie Spott und Verwunderung und ſtießen nur mit Abſcheu den Verräther von ihrem Kameraden zurück. Sara war jetzt erwacht, ſie raffte ſich langſam auf, machte ſich von ihnen los und ſchloß ſchweigend, doch nicht mit dem Verſtummen der Freude, ſondern mit jenem fürchterlichen Schweigen, da der erſchöpfte Geiſt ſeine letzten Kräfte aufbietet, den wiedergefundenen Bruder in ihre Arme. Der Knabe hatte den kurzen Augenblick ängſtlich zugeſehen, jezt klammerte er ſeine beiden Arme um die unglücklichen Geſchwiſter; ſein kleines gepreßtes Herz hoffte Troſt und Hülfe, wo er den Ausdruck der Liebe erblickte. Unter Sara's Gefährten entſtand ein unruhiges Murren; der Aelteſte, ein redliches, rauhes Geſicht, zog ſie von ihrem Bruder hinweg; Capitain, ſagte er trozig, bis Du Deine Autorität bei unſerm Chef niedergelegt haſt, ſind wir Dir Gehorſam ſchuldig, ſo wenig Dein Geſchlecht ſich mit dieſer Autorität reimt; vergiſſeſt Du aber Deine Waffenbrüder über dieſem Rebellen, ſo bin ich der Nächſte, meine Kameraden von Verletzung des Geſetzes zurückzuhalten. Sara entfernte ſich einige Schritte von Theodor und überſah mit einem Blick, der nach Faſſung rang, den ganzen Schauplatz — ſie hielt eine Minute ſchaudernd die Hand über die Augen, verſuchte zu ſprechen und wandte ſich endlich mit einer Stimme, deren hohler, gewaltſam angeſtrengter Ton in den Winkeln des ſchwarzen Gewölbes wie die lezten Worte eines Sterbenden verhallte, gegen die Umſtehenden: Nein, Brüder und Freunde, wenn ich ſo glücklich war, Euch oft zum Sieg, immer zur Befolgung der Geſetze und zur Ausübung der Menſchlichkeit anzuführen, ſo ward ich ſelbſt von Grundſätzen geleitet, die auch in dieſem Augenblick, da mich der grauſamſte Schlag des Schickſals trifft, mich noch würdig machen, zum lezten Mal Gehorſam von Euch zu fodern. — — Sie hielt inne; über ſich ſelbſt erhaben, in reiner Begeiſterung ſtand ſie da; ihr [illegible] blitzte; wie ſie wieder anhob, war ihre Stimme feſt; ihr Buſen klopfte hoch, und indem er bewies, daß ſie ein Weib war, löſte ſich der Schauder, den ihr Weſen erregte, in ſtille Bewunderung auf — ihre Kriegsgefährten fühlten dieſen Zauber und traten ehrerbietig zurück. Dieſer Mann iſt mein Bruder, ſagte ſie; ſeit drei Jahren trennte ihn ſein trauriger Irrthum von mir, vom väterlichen Hauſe. Ich glaubte ihn nach dem zehnten Auguſt für jeden Irrthum beſtraft — er lebt, und meine und Eure Pflicht übergibt ihn jetzt dem Geſetz, mit Allen, die unſerm Schwert entgingen. Dieſes Kind — hier unterbrach ſie ſich und ergriff die Hand des Knaben — Bruder, ſage dort Deiner Gattin, ich werde ihm Mutter ſein; ſage ihr, dieſes Kind allein mache mich dieſe Stunde überſtehen — Theodor ſchien von ihr zu gleicher Begeiſterung emporgehoben; er hörte ihr ruhig zu, und wie ſie geendet hatte, ſagte er gerührt: Ja, ich erkenne den Gang unſers Schickſals! Nur auf dieſen blutigen Wegen ſollten wir uns wiedertreffen, aber unſre Seelen ſind ewig vereint. Ja, empfange dieſen holden Knaben von meiner Hand; doch nicht, wie Du glaubſt, hängt er mit dem Fluche zuſammen, der ſchon bei unſerer Geburt, der vor uns ſchon über unſern Vater ausgeſprochen ward. Jene Erblaßte, die der Schrecken über Euern Sieg tödtete, war nicht mein Weib; mein Weib hat nie Unglück und Gefahr mit mir getheilt. — Er nahm den Knaben in die Höhe und legte ihn in Sara's Arme: Weihe L***'s Sohn dem Vaterlande, gegen das wir Raſende ſtritten! Dieſe Rache ſparte Dir das Schickſal auf, zum Erſatz für grauſame Leiden, zur Büßung Deines fürchterlichen Unglückes! —

Sara hielt den Knaben, der ſie und Alles umher ängſtlich anſtaunte und jetzt vom Arme des Unbekannten ſich zur todten Mutter hinbog — Sara hielt ihn feſter, ja heftiger, ſie zitterte unter dem Sturm, der ihre Seele zerriß. Endlich hatte ſie den Sturm überſtanden; ſie kniete, den Knaben im Arm, im Kreis der erſtaunten Gefährten: Ja, ich folge deinem Ruf, unbegreifliches Schickſal! Hier vor dieſer Entſeelten, vor dem Bruder, vor dieſen Allen, die mit ihm dem Tode geweiht ſind, hier in Eure Hände, meine Mitbrüder, lege ich den Schwur ab: Des Knaben Tugenden ſollen einſt ſeines Vaters Verbrechen verſöhnen! — Sie ſtand auf, eine ſchöne Verwandlung ſchien in ihrem ganzen Weſen vorzugehen; ehemals hatte ihr finſterer Blick, der ausdruckslos dumpfe Ton ihrer Stimme, ihre trotzig feſte Stellung jeden Verdacht, den ihre zarte Haut, ihre ſanft herabfallenden Schultern, ihre ſchnell erſchöpfte Bruſt erregen konnten, abgeleitet; jetzt ſtand ſie unverkennbar ein weiches, unglückliches Weib, wehmüthig zuckte der Mund, der ſo lange das Gefühl wegtrotzte, unverhalten drängten ſich große Thränen aus dem nun milderen Auge — mit einer ſchmerzvollen Stimme, die tief in den Herzen der Anweſenden erklang, mit einem Arm das Kind feſt an ihren Buſen drückend, mit der andern Hand den Hut herabnehmend und den Säbel von der Seite losgürtend, wandte ſie ſich zu dem Manne, der ſie vorher ſo ſtörriſch angeredet hatte, und indem ſie ihm Beides übergab, ſagte ſie: Braver Mann, Du brauchteſt Dich Deines Capitains nie zu ſchämen! Nun führe mich zu unſerm Chef, daß ich ihm Rechenſchaft von dieſer Nacht ablege — erſt aber verordne, was unterdeſſen mit Deinen Gefangenen geſchehen ſoll. Und Ihr, Kameraden — noch ein Mal laßt mich Euch ſo nennen — Ihr werdet Alle für mich zeugen, damit man mir dieſes Kind nicht entreiße. Lebt wohl — dienet dem Vaterland — ſichert unſere Freiheit. — Sie hob ihre ſchönen Augen gen Himmel, hielt das Kind in ihren Armen empor: Freiheit! für die mein Blut floß, für die ich ſo vieles fließen ſah — zum erſten Mal mir wahrhaft heilig und theuer, um dieſes verwaiſten Geſchöpfes willen! — — Theodor ſchien ſein Schickſal, ſeine Zukunft vergeſſen zu haben, er ſtand, ſein Auge entzückt auf Sara geheftet — er ſah in ihr dasſelbe Weſen wieder, in welchem er ſeit ſeiner erſten Jugend das Ideal des Weibes angebetet hatte. Die Krieger drängten ſich, die meiſten mit naſſem Blick, zu Sara, jeder ſchwor ihr Achtung und Liebe, jeder ſchwor, das Kind zu vertheidigen und zu erhalten, jeder bat ſie wehmüthig, ihm zu verzeihen, wenn ſeine Pflicht ihm gegen ihren Bruder nicht ein Gleiches erlaubte.

Die Gefangenen wurden verſammelt und abgeführt, die Todten wurden verſcharrt, und auf Sara's Bitte begrub man L***'s unglückliche Witwe in dem nämlichen Gewölbe, wo ſie ihr angſtvolles Ende gefunden hatte. Sara ſtand neben der Leiche, bedeckte das blaſſe Geſicht der Entſeelten und gedachte ihrer eigenen ahnungsvollen Worte: *Als ſeine Witwe ſehen Sie mich wieder!*

Auf dem Weg von den Ruinen zu dem Hauptquartier wetteiferten Sara's ehemalige Gefährten, den kleinen **Hippolyt** ſeiner Pflegemutter abzunehmen; keinem fiel ein ungeziemender Scherz ein, ſie ſchienen ihre ganze Achtung für Verrier, den braven Soldaten, auf Sara, das unglückliche Weib, übergetragen zu haben. Dieſer ging matt, als wäre mit der Entdeckung ihres Geſchlechtes deſſen ganze Schwäche zurückgekehrt, neben ihrem Bruder; und mit Blicken und Mienen, die wohl bezeugten, daß er ſich vom Leben hienieden ſchon losgeriſſen hatte, winkte ihr Theodor Muth und Liebe zu. Wenn von Zeit zu Zeit der Zug anhielt, nahte ſie ſich ihm und küßte das Ende der Stricke, die ihn mit ſeinen Unglücksgefährten zuſammenfeſſelten. Als ſie gegen Mittag ankamen, war ihnen die Kunde ihres nächtlichen Abenteuers, auf hunderterlei Art erzählt, ſchon vorausgeflogen; Sara verlor keine Zeit, um ſich einen weiblichen Anzug zu verſchaffen, und in dieſem, ihren Pflegeſohn auf dem Arm, begab ſie ſich ſogleich zu ihrem General. Sie gab ihm mit beſcheidenem Weſen und einem Erröthen, das auf ihren durch den Kriegsdienſt verhärteten Zügen den vollen Ausdruck der Weiblichkeit wiederherſtellte, Rechenſchaft von den Gründen, die ſie bewogen hatten, die neueren Decrete zu umgehen, durch welche ihr Geſchlecht von der unnatürlichen Laufbahn des Krieges ausgeſchloſſen war; ſie gab ihm Rechenſchaft von ihrer hülfloſen Lage, von ihrer Verzweiflung über Berthier's Tod, als ſie dieſen Entſchluß ergriff; ſie nannte ihm die Gefechte, an denen ſie ſeit ihrer Aufnahme unter den Truppen Theil genommen hatte, und forderte dann mit edlem Stolz das Zeugniß ihrer Waffenbrüder auf, ob ſie nicht ſtets als ihr Kamerad, ohne einen Schatten von Verdacht auf ihr Geſchlecht, von ihnen geliebt und geehrt worden wäre. Einſtimmig lautete dieſes Zeugniß und das reinſte, herzlichſte Lob aus dem Munde Aller. Der junge Menſch, der neben ihr im Hoſpital gelegen, den ſie gepflegt und nie verlaſſen hatte, ſetzte unter hervorſtürzenden Thränen hinzu: Nur der kleinſte Theil von uns iſt übriggeblieben, ſeitdem ſie uns anführt, die Meiſten liegen im Felde verſcharrt; aber ich war immer an ihrer Seite, ich ſah ſie mit dem Tode kämpfen, und weder Muth noch Ehrbarkeit verließen ſie je. — Der General gab ihr einen rühmlichen Abſchied; doch ehe ſie ging, ſagte ſie noch mit erſtickter Stimme und die Hand auf ihr bebendes Herz gelegt: Ich höre, daß mein Bruder morgen früh zum Tode geführt wird — ob ich einen Verſuch machte, den Rebellen zu retten, mögen dieſe redlichen Bürger mir bezeugen! Vergönne mir, den ſterbenden Bruder zu tröſten! — Es ward ihr bewilligt.

Theodor und Sara brachten die ganze Nacht mit einander zu. Der Inhalt ihres Geſprächs iſt leicht zu errathen. Wenn ein verunglückter Reiſender mit ſeinem Weibe, ſeinen Kindern, mit Allem, was ihm theuer iſt, an eine wüſte, unwirthbare Küſte geworfen würde, wenn er, die erſten Tage noch von Hoffnung belebt, die Geliebten in das wilde Land hineinführte, dann ſie von Noth überwältigt ſähe und umſonſt nach Hülfe umherirrte, ſo würde bei dem erſten Gegenſtand ſeiner Sorge, der dem Verhängniß unterläge, ſein ganzes Weſen ſich empören; doch bei dem zweiten waffnet er sich mit fürchterlichem Muthe, und jetzt verliert er sie nach und nach Alle, durch den grausamen Hunger, oder zerrissen von wilden Thieren, oder verglühend von einer Schlangen giftigem Biß — da blickt er auf die über[illegible] dort nur [illegible] der Dauer des Kampfes zwischen ihrem Leben und dem unvermeidlichen Tod — endlich sitzt er neben dem letzten Sterbenden, müde harrend, wie eine Mutter auf den Schlaf ihres Säuglings, um selbst zur Ruhe zu gehen! So vergingen erst seine Hoffnungen, dann seine Wünsche, dann auch sein Groll gegen das Unglück. — Er lauscht auf den nahen Tod, wie er den letzten Geliebten aus seinen Armen windet — nun ist auch dieser dahin, und auf seinem Grabhügel schlummert er den ersten Schlaf. Einem solchen Schlaf entgegensehend, erzählte Sara ihrem Bruder, oder [illegible] abgebrochen die Hauptzüge seiner Geschichte, von seiner Flucht bis zu diesem schrecklichen Wiedersehen. Es war ein Gewebe von Irrthum und Schwärmerei, die, von Bosheit und Eigennutz gemisbraucht, den edeln Jüngling zu einem Pfade hinrissen, wo er, von seinem edlen Selbstgefühl verlassen, den Muth verlor, seiner Eitelkeit zum Trotz, zur Wahrheit zurückzukehren. Sein Vater hatte ihn um eines Weibes willen verstoßen, die seinem Herzen wie seinem Geiste ewig fremd blieb; und kaum hatte er ihr seine Freiheit geopfert, so suchte sie in einer fernen Hauptstadt des Auslandes ungestörte Huldigungen ihres Leichtsinns und ihres Stolzes. Ohne [illegible] zu eben der Zeit, wie Sara nach Paris kam, kehrte er in sein beleidigtes Vaterland zurück. [illegible] arbeitete er, durch Verrath und Intrigue an ſeine Partei gefeſſelt, gleich einem nächtlichen Räuber, auf dunkeln und verborgnen Wegen für Menſchen, die er endlich verachten gelernt hatte, für eine Sache, deren Güte ihm täglich zweifelhafter wurde. Seine Liebe für Sara war indeſſen nicht mit ſeinen übrigen Tugenden ein Raub des Parteigeiſtes geworden, und er hörte auf ſeine Erkundigungen mit unausſprechlichem Schmerz den Ruin ſeines Vaters, ſeinen Tod und Sara's Schickſal, das er nach verfälſchten Gerüchten als ganz ſchimpflich kennen lernte, indem ſie aus dem Haus ihres Beſchützers, des ehrwürdigen Berthier, entwichen ſein ſollte, um Rogern zu folgen. Von L***'s Einfluß auf das Unglück ſeiner Familie hatte er keine Ahnung; und als die Geſchäfte ihrer Partei ſie zuſammenbrachten, erlag auch Theodor dem Zauber dieſes Mannes, deſſen unbegreiflicher Geiſt in ſeinen Plänen mit dem Bruder vielleicht einen Erſatz für ſeinen Verrath an der Schweſter bezweckte. So lebten Theodor und Sara mehrere Wochen einander nahe, und oft reichte der grauſame L*** dieſer eine Hand, die jener in der Stunde vorher gedrückt hatte, und verhinderte ſie, Eines durch des Andern Hülfe und Schutz vielleicht wieder in den Schoos der Tugend zurückzukehren. Am zehnten Auguſt hatte Theodor an L***'s Seite gefochten, und er war es geweſen, der, ohne Sara zu erkennen, blos aus mechaniſcher Menſchlichkeit ihm zugerufen hatte: es iſt ein Weib! — Bei dem Tode von Sara's Liebling hatten in dieſem Augenblick von allgemeinem Aufruhr, wo nichts als Selbſtvertheidigung handeln konnte, Beide nicht mehr Schuld gehabt, und Beide hatten ebenſo wenig darum gewußt, als die Kugel ſelbſt, die in des Kindes Schulter gefahren war. Sie wollten ſich nachher durch einen ihnen bekannten Schlupfwinkel im Schloſſe retten, aber ſie verließen ihn zu früh und wurden ergriffen. Selbſt unter den Mördern am zweiten September war ihre Partei nicht unwirkſam, und es waren Mittel verabredet, um ſie während des Getümmels entkommen zu laſſen. Doch hätten ſie im entſcheidenden Augenblick dieſe Mittel beinahe verſäumt, ſo erſchüttert waren ſie von Sara's fürchterlicher Erſcheinung geweſen. L*** hatte ſich zuerſt gefaßt, und ihm verdankte Theodor ſein Leben. Lange in den vergeſſenen Kreuzgängen eines Kloſters verſteckt, trachtete Theodor nur darnach, von ſeiner verlorenen Schweſter etwas zu erfahren, und L*** bahnte ſich den Weg nach dem neuen Schauplatz, auf welchem er bald darauf eine ſo glänzende und abenteuerliche Rolle ſpielte. Sie hatten Verbindungen nach außen, und ein Grabgewölbe im nächſten Kirchhof diente zu ihren geheimen Zuſammenkünften mit ihren Vertrauten, die ſich des Abends in den Kirchhof verſchließen ließen, während daß ſie durch einen unterirdiſchen Weg, deſſen Ausgang in einer von den Niſchen der Gruft mit einem Sarg bedeckt war, an den verabredeten Platz gelangten. Am Abend des einundzwanzigſten Januars hinterbrachte einer von jenen Unterhändlern Theodorn die Umſtände dieſes wichtigen Tages; eben derſelbe hatte auch Sara's Aufenthalt, ihre damaligen Verbindungen entdeckt und war Augenzeuge ihrer unnatürlichen Wuth bei dem Blutgerüſte des Königs geweſen. Bei dieſem ſchmerzlichen Bericht vergaß Theodor alle Vorſicht, er brach in laute Klagen aus — und es war wirklich wieder ſeine Stimme geweſen, welche Sara's gepeinigtes Gehirn vollends zerriſſen hatte. In der erſten Beſtürzung über ihren Schrei und ihr Herbeiſtürzen ſchoß er blindlings eine Piſtole gegen den vermeinten Feind ab; ſein kühlerer Geſellſchafter riß ihn fort, und ihr Schlupfwinkel war ſchon längſt wieder unter dem nachgezogenen Sarge verborgen, ehe man in dem Gewölbe nachſuchte. Bald darauf entwich er glücklich mit L*** an die Ufer der Loire. Die beiden Geſchwiſter waren beſtimmt, ihren Pfad bis zum Ausgang im grauſeſten Dunkel zu ſuchen; wenn indeſſen Alles, was Sara erfuhr, unmittelbar ihr Herz beſtürmte, ſo blieb ſie doch, ſelbſt in Verirrung und Raſerei, ſich und ihrem Gefühle treuer. — Theodor hingegen hatte ſeinen Antrieb und ſeinen Lohn immer außer ſich geſucht und war ſo das Spiel der Liſtigeren, die ihn umgaben, geworden, bis er, mit ſich ſelbſt unzufrieden, mistrauiſch gegen ſeine Sache, ſeinen Unmuth mit einem trügeriſchen Syſtem von Grundſätzen dämpfte, nach welchem der moraliſche Menſch, von dem handelnden getrennt, bei der Kenntniß der Wahrheit im Irrthum beharren durfte, wenn die Umſtände es erforderten. Mit dieſem Widerſpruch in ſeinem Inneren, der ſeine Selbſtachtung tödtete und ſeinen Muth lähmte, war er L*** in die Vendée gefolgt; doch mußte er ſogleich mit geheimen Aufträgen ſeiner Partei nach England und kam erſt, kurz nachdem die katholiſche Armee über die Loire gegangen war, wieder in dieſe Gegenden. Hier ward er bald, wie die meiſten Menſchen von ſolchen Anlagen und in ſolchen Verhältniſſen, vom Betrognen zum Betrüger. Nachdem er lange für König und Geſetz geſchwärmt, ſein Gewiſſen, ſein Glück dafür geopfert hatte, warb er nun Andere für den Glauben, den er ſelbſt verloren hatte, und kein Mittel ſchien ihm zu empörend oder zu verächtlich. Sein ſtolzer Geiſt, ſein aufgeklärter Verſtand fügte ſich in jede Maßregel der Prieſter; ſein weiches Herz panzerte ſich gegen alle Unmenſchlichkeiten, die um ihn her vorgingen, die er ſelbſt vollſtreckte und die den ſchrecklichen Wetteifer von Grauſamkeit unter Mitbürgern und Brüdern einflößten. In den ſeltenen Augenblicken, wo der Sturm einer ſolchen Wirkſamkeit ihm Freiheit ließ, ſich mit ſich ſelbſt zu beſchäftigen, verſank er entweder in die finſterſte Verzweiflung oder ſpannte ſich zu einer unnatürlichen Höhe, auf welcher er ſich dünkte die Wage des Schickſals ſelbſt zu halten und dem Menſchengeſchlechte Elend, das zum Heil führe, zuzuwägen. Er focht bei Laval an L***s Seite und rettete ihn mit Gefahr ſeines Lebens, als er nach ſeinen empfangenen Wunden in Gefahr war, den Feinden in die Hände zu fallen. L*** zog ſiegend, aber auch ſterbend in Fougeres ein. Wie er ſeinen Tod fühlte, der ihn mitten in ſeinen Planen, auf dem Gipfel ſeines Glückes überraſchte, machte er ſeine Verordnungen mit der Kälte, mit der Ruhe eines Hausvaters, der ſich zu einer kleinen Abweſenheit rüſtet. Nachdem er für die Angelegenheiten ſeines Heeres, für die Sicherheit ſeiner Vertrauten, ſo weit es in ſeiner Macht ſtand, geſorgt hatte, ſchloß er ſich mit Theodorn ein, und ſah dem nahen Tod, halb mit Schrecken, halb mit [illegible]

Spannung entgegenſah, welche der Ehrgeizige bei dem erlöſchenden Ruhm eines Andern immer fühlt, auch wenn er nie ſein Nebenbuhler geweſen iſt. Der Sterbende ſchien ſich jetzt ſeinen Gefühlen zu überlaſſen; er drückte lange ſeines Freundes Hände, und ſchien ihn mehr in ſeine weiche Stimmung ziehen als Stärke bei ihm finden zu wollen. Nach einer feierlichen Vorbereitung mit einem Weſen, in welchem ein mehr geübter Menſchenkenner als Theodor vielleicht Zwang und innern Kampf erkannt haben würde, entdeckte er ihm, daß ſeine Gattin und ſein Kind noch lebten; daß er das Gerücht ihres Todes ſelbſt genährt habe, um ſie ſicherer zu verbergen; daß ſie ihren Aufenthalt im Gewölbe des alten Schloſſes von C** ſeit den Niederlagen der Seinigen jenſeits der Loire nicht verlaſſen hätten; daß eine langſame Krankheit, die dem Leben ſeiner Gattin drohte, ihr Entweichen nach England, ſelbſt wenn es bei der Wachſamkeit des Feindes möglich geweſen wäre, unmöglich gemacht haben würde. — Sie verdiente ein beſſeres Loos! ſetzte er, in tieferen Ernſt verſinkend, hinzu. Ich verband mich im Ausland mit ihr, weil ich ihre Familie brauchte. Ihre verächtlichen Verwandten hatten ſie mit ſich in das Ausland geſchleppt; das junge furchtſame Mädchen gab ihre Hand mit Vergnügen einem Manne, bei welchem ſie ihre ganze ehemalige Exiſtenz wiederzuerhalten hoffte. Ich habe ihr Zutrauen mit Betrug gelohnt; denn mein Ziel — — Er legte ſeine Hand auf die tiefe Wunde in ſeiner Bruſt und ſchwieg einen Augenblick. Er fuhr fort: Die ſanfte Seele ward flüchtig, verfolgt — ſie tröſtete ſich mit dem Sohn, den ſie mir gebar. Sie klagte nie und ſchmachtet nun, in einem ehemaligen Kerker verborgen, ſeit ſieben Monaten dem Tode entgegen. Einige bewährte Diener meines Hauſes pflegen ſie, bringen ihr die nöthigſten Bedürfniſſe und ſie entgeht der Mordluſt des Feindes nur, weil man ihr lebendiges Grab von Geiſtern bewohnt glaubt. Wie wird aber die Unglückliche widerſtehen, wenn das Gerücht meines Todes zu ihr dringt? Und wird es nicht den Muth der Getreuen, die ſtündlich ihr Leben für ſie ausſetzen, vollends niederſchlagen? Wird dann mein Sohn, werden ſie nicht vielleicht Beide in die Gewalt der Feinde fallen? — Theodor! ich begehre Ihren Schutz für die Meinigen — Indem Sie dieſe Verbindlichkeit übernehmen, müſſen Sie freilich für jetzt Ihren Ehrgeiz der Menſchlichkeit aufopfern — aber nicht Mitleid allein, nicht Freundſchaft, wie Sie, Betrogener, wähnen, fordert Sie auf — eine höhere Tugend, die den Menſchen zum Helden, die ihn über ſich ſelbſt erhebt! Theodor! — Ihr ärgſter Feind, der Zerſtörer Ihrer Familie — der Verführer, der Verderber Ihrer Sara bittet Sie, ſein Weib und ſein Kind zu retten. — — Theodor riß ſeine Hände los, die der Verwundete hielt, und ſtand mit rollendem Auge, Entſetzen in jedem Zug erſtarrt vor dem Bett. L*** lehnte ſich erſchüttert zurück und ſagte mit bebenden Lippen: Sterbend mußte ich freilich Ihr Feind ſein, um Ihrem rächenden Arm zu entgehen! — Theodor ballte ſeine Hände krampfhaft zuſammen, und wie er ſein Seitengewehr, an das er heftig ſtieß, klirren hörte, ſtürzte er, beide Arme verſchlingend, an das andere Ende des Zimmers, als fürchte er [illegible] der Willen zu entblößen. — Mit einer Stimme, an deren Erſchöpfung und Anſtrengung faſt nur ſein körperlicher Zuſtand Schuld zu ſein ſchien, mit beinahe trockner Kürze, ohne Erklärung, ohne Beſchönigung wie ohne Uebertreibung, erzählte ihm L*** die Geſchichte ſeiner Verbindung mit der unglücklichen Sara. Oefter von den Ausbrüchen des unbeſchreiblichen wüthenden Jammers bei ſeinem Zuhörer unterbrochen als von ſeiner eigenen Schwäche oder Bewegung, hielt er jedes Mal inne, bis jene vorübergegangen und Theodor wieder bereitſtand, den Giftbecher vollends auszuſchlürfen. Sara's Schickſal war ihm bis zu der ſchrecklichen Krankheit bekannt, in welche ſie nach dem einundzwanzigſten Januar verfallen war. Von dieſer hatte Theodor nichts gewußt; das Bild ſeiner wahnſinnigen Schweſter ergriff ihn mit einer ſolchen Gewalt, daß er, den Kopf auf beide Hände geſtützt, ſelbſt den Kranken vergeſſend, laut weinte — da fuhr ein leichtes Lächeln über L***'s Geſicht: Hätte ich nun verſäumt, die Täuſchung über mein Leben hinaus zu verlängern, und ich ſtürbe in dieſem Augenblick, ſo könnte die Welt denken, ich wäre nicht ſelig geſtorben! Gut, daß die Prieſter ſchon da waren — und um des Beſten unſerer Angelegenheiten willen, wirſt Du mich nicht verrathen, Theodor. — Bitter lachend murmelte er noch: Heiliger L***! Bitte für uns. — — Theodor widerſtand kaum dem wiedererwachten Zorn; er knirſchte: Heuchleriſcher — kalter Böſewicht! — Eine flüchtige Röthe ergoß ſich auf einen Augenblick über die Wangen des Kranken; dann hob er ſein bleiches Haupt: Nein, Theodor! ich liebte ſie! — — Gewaltſam ſchien er ſich nun zu ſpannen. Höre, Theodor! vielleicht [illegible] die Geheimniſſe dieſer Bruſt noch ein Vermächtniß, [illegible] welchem ich an Deinem vergifteten Leben [illegible] gutmachen kann. — Er wollte ſich [illegible] zuſahren; es iſt zu vermuthen, daß [illegible] bitt're Wahrheit aus ſeinem Herzen und über ſeine [illegible] pen gekommen wäre; aber das Schickſal wollte das [illegible] ſal dieſes Geiſtes unaufgelöſt laſſen. Die heftige Bewegung brachte innerlich eine Kriſis hervor, [illegible] Sprache hemmte. Er griff matt nach Theodors Hand, die ihm dieſer ſchaudernd entzog. Ein [illegible] cheln, das Reſignation ſein konnte, ſchwebte [illegible] blaſſen Mund; er faltete die ausgeſtreckten [illegible] in [illegible]. — Eine kurze Pauſe [illegible] rung und Verdammniß ſchienen jetzt auf dem [illegible] des Sterbenden ineinanderverſchmolzen. Zu [illegible] um ſich zu erheben, wandte er langſam den [illegible] gen einem Tiſch an der andern Seite ſeines Bettes. Faſt ohne ſeine Lage zu verändern, und als belebte die entfliehende Seele zum letzten Male noch leiſe die äußerſten Spitzen ſeiner Glieder, nahm er eine Feder [illegible] ein paar Worte auf ein Blatt Papier; [illegible] dorn, es zu holen. — Theodor ſtand mechaniſch auf; — er las die bebende Schrift: Mein Weib und mein Kind! Durchdrungen ſuchte er L***'s [illegible]. — Sein Kopf war wieder gegen die vorige Seite [illegible] Theodor bog ſich über ihn — L*** hatte ſein letztes [illegible] der gethan und war verſchieden. [illegible]

Theodor verließ die Armee und ſtahl ſich [illegible] ſeits [illegible] bis zu den Trümmern [illegible] die ihm von L*** anvertrauten Zeichen ihm den Eingang in das Gewölbe öffneten. Hier fand er ein paar Geſchöpfe, die den innern Grimm, mit welchem er an dieſe menſchenfreundliche Handlung ging, bald in ſanftes Mitleid umſchmolzen. Auf dem Krankenlager lechzte L***'s ſchöne junge Gemahlin nach Troſt und Erquickung. Im erſten Schrecken über die Nachricht von der tödtlichen Verwundung ihres Herrn waren die Hausbedienten, unter deren Schutz er ſie gelaſſen hatte, auseinandergeflohen, bis auf drei, welche nur mit den abwechſelndſten Kunſtgriffen einen kümmerlichen Unterhalt herbeiſchafften. An Geld fehlte es ihnen zwar nicht, L*** hatte einen Theil ſeiner Schätze und Koſtbarkeiten in dieſen Gewölben vergraben; aber der geringſte Umſtand, ein Becher, ein ſilbernes Geſchirr, ein Geldſtück ſelbſt, konnte ſie verrathen, und außerdem war die umliegende Gegend ſo verwüſtet, daß man mit Tonnen Goldes keine Erquickung für die arme zarte Kranke auftreiben konnte. Die gröbſten Gemüſe, oft rohe Kaſtanien, wozu nur ſelten ein Stück Brot kam, erhielten jetzt dieſe Frau, die, zu ſolcher Weichlichkeit gewöhnt, ſo wenig mit Schmerz und Noth bekannt geweſen war, daß ſie bei der ſanfteſten Anlage kaum jemals etwas dem Mitleiden Aehnliches gefühlt hatte. Ihr Knabe allein hielt ſie aufrecht und war zugleich der Gegenſtand ihres peinlichſten Kummers; neben ihm durchweinte ſie die langen Winterabende, indeß er unbeſorgt ſchlummerte, denn er wußte dieſen Kerker, in welchem die erſte Entwickelung ſeiner kindiſchen Seele vorſichgegangen war, mit nichts Beſſerem zu vergleichen, und ſeine früheren Erinnerungen hatten ſich hier ſo verwiſcht; daß er, [illegible] man ihn an jenem ſchrecklichen Tage [illegible] der Sonne geblendet, fragte, was das für ein [illegible] Licht ſei. Wenn aber ſeine arme Mutter [illegible] Gefährten herbeiſchleichen hörte, erſtarrt, [illegible] oft von der ängſtlichen Wanderſchaft, wo jeden [illegible] ihnen mit Entdeckung und Tod drohte, nichts [illegible] rückbringend als Schreckensposten, da trocknete ſie [illegible] müden Augen und ſammelte ſich zu neuem Schmerz und neuer Geduld. Ein Zufall verbeſſerte indeſſen ihre Lage. Ein ehemaliger Pachter ihres Gemahls, ein Mann, der ſeine Habe für die Sache [illegible] [illegible] hatte und für einen der feſteſten [illegible] trioten galt, erkannte eines Abends einen [illegible] Getreuen, der, um Lebensmittel zu ſuchen, in ſeine halb abgebrannte Hütte gekommen war. Der Unglückliche glaubte ſich verloren, machte aber dem Manne eine ſo rührende Beſchreibung von dem Elend der [illegible] von dem [illegible] des Knaben, daß er, von Mitleid hingeriſſen, der Retter dieſer bedrängten Familie [illegible] Er war die nächtliche Erſcheinung im Eremitenkleide, welche den Wahn des Landvolks veranlaßte; ſo [illegible] Lebensmittel zuſammenbringen konnte, ſtieg er [illegible] einen faſt verſchütteten heimlichen Fußpfad, neben [illegible] am Fuße des Berges fließenden Quelle, den Brunnenkeller herauf und gelangte auf dem mühſeligſten Wege mitten in den Schloßhof; ein Stein, den er in das Innern des Thurmes durch das Luftloch des [illegible] [illegible]warf, war das Zeichen ſeiner Ankunft; [illegible] man [illegible] verrammelte Höhle öffnen [illegible]

Hülfe aber ſchaffte nun Theodors ſinnreicher Muth in einer Gegend, die ihm von Jugend auf bekannt war, und ſeitdem das arme Weib in dieſer Einöde ſchmachtete, war er das erſte menſchliche Geſchöpf, das, anſtatt ſie mit Klagen zu quälen, die ihrigen vernehmen konnte. Indem er aber ihr Elend milderte, ſetzte er auch ihre Sicherheit aus: er zog mehrere herumirrende Flüchtlinge von ſeiner Partei an ſich, und ſein unruhiger Kopf machte nach und nach dieſe Zuflucht der Unſchuld zu einem neuen Tummelplatz politiſcher Plane, die ihn und die Unglückliche, die er beſchützen wollte, verdarben, indem ſie Unvorſichtigkeiten veranlaßten, welche die Aufmerkſamkeit der Gegenpartei erweckten. Schon mehrere Tage vor dem Ueberfall befand ſich die Gräfin ſehr ſchwache, ſie ſprach oft mit Theodor von ihrem nahen Ende, von dem [illegible] jungen Lebens, von dem ſchrecklichen Wechſel [illegible]. Sie erwähnte mit tiefem Gefühl, [illegible], wie wenig ihr Gemahl für ſie geweſen wäre. — Und jung, wie ich war, ſetzte ſie hinzu, hätte ich ihn doch zu meinem Abgott gemacht, und die Herrſchaft über mein reines Herz hätte ihn ſicher mehr beglückt als der blutige Scepter, mit welchem er ſtumpfſinnige Elende lenkte! Sie hatte ein paar Mal geäußert, daß ſie wol nicht die Einzige geweſen ſein möchte, welche das Loos des Unglücks aus ihres Gatten Hand empfangen hätte. Am letzten Abend erklärte ſie ſich hierüber noch deutlicher: Ich habe, ſagte ſie wehmüthig lächelnd, einmal eine Erſcheinung gehabt — die aber einen ſolchen Eindruck auf mich gemacht hat, daß ich nachher, wie ich ſo viel

Unglück erführe, daß ich es in die kurzen Jahre meines Lebens gar nicht hineinbringen konnte, [illegible] von dieſer Erſcheinung an rechnete. — Sie [illegible] kurzen Beſuch, den ſie von einer [illegible] wie erſchüttert ſie geweſen wäre; wie [illegible] hätte, etwas von der Unglücklichen zu erfahren, [illegible] einer von den Bedienten endlich herausgebracht hätte, es ſei ein junges Mädchen, die ſein Herr unterhalte, ſie ſei Mutter geweſen, aber ihr Kind ſei todt, und was aus ihr ſelbſt geworden ſei, wiſſe man nicht; wie ſie dies gerührt habe, indem ſie damals eben ihren Sohn geboren; und wie ſie, ſeitdem ſie einſam und verlaſſen in dieſem Gewölbe lebe, oft an das Mädchen gedacht und gemeint habe, wenn ſie damals aufzufinden geweſen wäre, ſie hätten zuſammen weinen und leiden wollen. — Im Glück, ſagte ſie, wäre ich vielleicht [illegible] [illegible] geweſen, aber wir waren ja beide verlaſſen, beide ſo unglücklich, und ich hatte ja doch meinen Sohn und war Gattin. — Das Mädchen ſah ſo rührend aus! Seit Sie da ſind, fuhr ſie gegen Theodor fort, denk' ich noch öfter daran — ſie ſah Ihnen, glaube ich, ähnlich, beſonders wenn Sie mild reden — das [illegible] Mädchen? Als ſeine Witwe wollte ſie mich [illegible] — da wäre es nun Zeit! — So ſchwatzte die arme, ſterbende Seele ihre wenig entwickelten Gefühle her und ſah nicht, welchen Eindruck ſie auf Theodor machte, der ſeine unglückliche Schweſter in dieſem Bilde erkannte, aber zu viel Schonung gegen die Kranke hatte, [illegible] [illegible] Verhältniß mit dieſer Erſcheinung [illegible] decken. — Als das Gewölbe beſtimmt [illegible] eine Zeit lang ihren Sohn zu tröſten und zu beruhigen; bald aber löſten Schrecken und Angſt die abgenutzten Fäden auf, die ſie noch an das Leben hielten, und ſie war verſchieden, ehe noch die Sieger in das Behältniß gedrungen waren, das ihr ſo lange ſchon zum Grabe gedient hatte. Sie war eben achtzehn Jahre, da ſie ſtarb: ſtill und unſchädlich hatte ihre ſchöne Jugend geblüht; man hatte ſie keinen Gebrauch ihrer angebornen Güte gelehrt, die Menſchen um ſie her wußten dieſen Funken der Gottheit nicht zu ſchätzen — ſo konnte ſie, um wohlzuthun, nichts als lieben, um zu genießen, nichts als lachen und ſcherzen. Ihre Liebe ward von den kalten abgeſtorbenen Seelen, mit denen ihr Stand ſie verband, zurückgewieſen, von ihrem Gemahl nie angenommen; und Scherz und Lachen wandelte ſich früh in Elend, Noth und Angſt. Ihr Leben glich einer kleinen Lampe, die in einem verſchloſſenen Raume brennt und erlöſcht; ſie leuchtet Niemand, und ihr Erlöſchen wird von Niemand bemerkt.

Der Morgen brach an, welcher Theodor und ſeine Gefährten zum Tode rief. Seine Faſſung war wehmüthig. Er mußte ſich ſelbſt ſagen, daß er ſeit dem erſten Mal, da ſein treuer Roger ihn warnte, bis zu dieſem Augenblick, immer die Wahl zwiſchen dem Beſſeren und Schlimmeren gehabt hatte; ſein Geiſt war erſtorben, ſein Herz ausgeglüht, nur ſeine Liebe für Sara erleuchtete, gleich dem Abendroth an einem ſtürmiſchen Tage, deſſen Morgen doch heiter anbrach, noch einmal ſein finſteres Daſein; er heftete auf ſie ſeine ſchweren Augen und ſchloß ſie gern auf ewig. In Sara waltrete eine über das Schickſal erhabene Ruhe; ſie [illegible] des Bruders kalte Hände, drückte ſie an [illegible] ihre Lippen, und in dem ſinnenden Blick [illegible] Auges ſchienen Ahnungen eines freieren, [illegible] ſeins zu liegen. Wie die Wachen den Un[illegible] halten, ſchauderte ſie auf; er ſtand ſprachlos, [illegible] den ſanft ſchlummernden Hippolyt — dann rief [illegible] ſam: Ohne ihn riſſe ich Dich mit mir fort! — Ohne ihn folgte ich Dir! ſprach ſie zitternd, umarmte den Bruder, wandte ſich gegen die Soldaten und ſagte mit gebrochnem Ton und gefalteten Händen: Faßt ihn ſcharf ins Auge — es iſt meine letzte Bitte! — Jetzt [illegible] die Thränen ihre Stimme, und Theodor [illegible]

Sara's Betragen im Kriegsdienſt, gegen ihren Bruder, gegen den verwaiſten Knaben hatte ihre Obern und Alle, die in der Gegend von ihr hörten, ſo gewonnen, daß es ihr an Unterſtützung nicht fehlte, die ſie, an ihren Pflegeſohn denkend, ohne Widerwillen annahm. Sie ſann indeſſen darauf, ſich in eine Einſamkeit zurückzuziehen, wo ſie, fern von Menſchen, fern von dem Geräuſch der Waffen — denn beides preßte ihr Herz zuſammen — ſich nach und nach wieder an das [illegible] gewöhnen könnte, deſſen Laſt zu tragen ſie nun ſo feierlich verpflichtet war. Der herannahende Frühling beſtärkte ſie in einem Plane, den ſie in ihrem Innern ſeit jenem Augenblick entworfen hatte, da ſie neben Hippolyts erblaßter Mutter ihren Bruder dem Tode [illegible] entriſſen und ſich ſelbſt zum Leben verurtheilt [illegible] Das [illegible] Gebäude in den Ruinen [illegible] mit ihren Kriegsgefährten eine Nacht im Hinterhalt gelegen hatte, ließ ſich mit einer kleinen Ausbeſſerung bewohnbar machen; unter dieſen grauſenvollen Trümmern vermuthete man keines lebendigen Geſchöpfes Aufenthalt, und ſie fand da Nahrung für ihren Schmerz, reine Luft für ihren Zögling und den ungeſtörten Anblick der ſich aus der Verwüſtung hervorarbeitenden Natur, von den hohen Felſen in die Thäler herab. Ein Bauer, bei welchem ſie in der damaligen Zeit im Quartier gelegen hatte, war durch ihr ſanftes Betragen, durch die menſchliche, regelmäßige Aufführung ihrer Untergebenen für ſie eingenommen worden und hatte den Auftritt im Schloß und was darauf erfolgt war mit herzlicher Theilnahme gehört. Sara hatte auch zu ihm Zutrauen gefaßt, und ſie theilte ihm ihren Wunſch mit, ſich in den Ruinen einzurichten. Ein Geheimniß wollte ſie daraus nicht machen; aber um völlig ungeſtört zu ſein, bat ſie ihn, nur ſichern [illegible] Gehülfen bei der Arbeit zu nehmen, und ſo ward die kleine Wohnung bald zu Stande gebracht, ohne daß die Nachbarſchaft es ahnete. Eine kleine Küche, welche das Vorhaus zugleich vorſtellte, und eine einzige Kammer, woraus das ganze Gebäude beſtand, war in wenigen Tagen vom Schutt gereinigt, mit Fenſtern verſehen und ſo viel Geräthe hineingebracht, wie Sara und ihr Pflegeſohn brauchten. Eine wunderbar ſtille Empfindung war es für Sara, als ſie zum erſten Mal neben ihrem brennenden Herd die Nacht erwartete. Es war eine Nacht wie jene ſchreckliche, da ſie Theodorn fand, um ihn auf ewig zu verlieren; eben ſo flimmerten die Sterne im Nebel. — Sie ſtellte ſich einen Augenblick vor die Thüre; blickte nach jenem Thurm; ſie hatte nun den Kelch des Lebens geleert, keine Erwartung mehr — wie wenn ſie [illegible] Indeſſen erwachte der Knabe in der anſtoßenden Kammer und lallte ſchmeichelnd: Sara, willſt Du [illegible] ſen gehen? — Sara's Herz zerſchmolz in [illegible] es war ihr, als riefen mit dieſer Stimme alle [illegible] die ſie jetzt eben umſchwebten: Sara, Sara! komm in das Grab — und doch lockte ſie dieſe Stimme in das Leben, knüpfte ſie an das Leben durch alle Bande des Mitleids und der Großmuth.

Neben der Hütte war eine kleine Pforte, [illegible] zum Zwinger ging, wo ehemals Jagdhunde [illegible] gehalten wurden. Dieſen reinigte [illegible] nen und Schutt, und mit dem erſten Frühlingsregen keimten da Gemüſe heraus und wilde Blumen, die ſie für ihren Kleinen ſorgfältig pflegte. Von Zeit zu Zeit beſuchte ſie ihr Vertrauter, der alte Bauer, und freute ſich über ihren Fleiß, über das frohe Weſen [illegible] den; und wenn er ihr bleiches, ernſtes Geſicht [illegible] auf welchem das freundliche Lächeln ſo [illegible] ſprach er ihr zu: Junge Frau, wem Gott ſolch Gedeihen gibt in Dem, was er unternimmt, wie [illegible] wächſt, und der Salat draußen aus dem ſteinigen Boden keimt — wahrlich, der muß nicht ſo troſtlos dreinſehen! Gott, der Keime aus den Trümmern weckt, kann auch wehe Herzen heilen. — Sara drückte ihm die Hand. — Ergebung und Ausharren ſind ſich alſo [illegible] Dieſen Sinn hatten Berthier's weiſe Lehren, [illegible] treue Einfalt dieſes Mannes [illegible]

Der Alte half ihr von dem Theil des Schloßhofes, der an ihre Hütte ſtieß, die Mauerſteine wegräumen, und bald bekleidete er ſich mit jungem Gras, auf welchem Hippolyt, deſſen Schritt nun feſter wurde, in der warmen Sonne ſpielte.

Es kamen jetzt Stunden, wo Sara's Herz mit der Natur um ſie her einſtimmte — Keime, die den grauſen Trümmern entſproßten! Sie unterdrückte nicht wie ehemals jeden Wunſch nach Heiterkeit, ſie verdrängte nicht mehr jedes Bild der glücklichen Jugend mit dem Andenken ihres ſchwarzen Schickſals. Ihre wohlthätigſten Stunden waren die, wo ſie berechnete, wie viel zerſtörender das Elend geweſen ſein würde, dem ſie entgangen war, als das, welches ſie wirklich erfahren hatte. Wenn der Knabe auf ihrem Schooſe ſcherzte, wenn er an ihrem Buſen einſchlief, wenn er ſchmeichelnd ſie Mutter, gute Mutter! nannte; ſo hob ſich ihr Auge gen Himmel und ſuchte dort ein Weſen, dem ſie danken möchte, daß nicht, ſowie ſie einſt darauf ausgegangen war, ſeines Vaters Blut an ihren Händen klebte. Jede ihrer Sorgen für ihn beſänftigte jetzt ihr Herz; hätte damals der Zufall ihre Rache begünſtigt, ſo war jede ſeiner Liebkoſungen nunmehr ein Dolch in ihr Gewiſſen!

Wenn ſie indeſſen nach ihrem Tagewerk ausruhte, der Mond am Himmel aufſtieg, oder die zahlloſen Sterne hinter den verfallenen Thürmen hervorfunkelten, und ihr Herz die ſtille Feier ihrer Verſtorbenen begann, da ſchwebte, ſeitdem die Ahnung des Friedens bei ihr wieder eingezogen war, manchmal der leiſe Gedanke vor ihr, daß in der Reihe der geliebten Todten noch ein Name fehlte —

Roger war nicht zurückgekehrt, und ob er todt ſei, hatte Niemand ihr zu ſagen gewußt! Je ruhiger [illegible] je weiblicher ihr Thun wurde, deſto ſchmerzlicher [illegible] ſie, daß er, allein von Allen übrig, vielleicht [illegible] Schmerzen des Krieges lebte und nie erfahren [illegible] wie ſie gelitten, und wie ſie gebüßt habe. [illegible] bebte ſie vor der Möglichkeit, ihn je wieder[illegible] war eine Kluft zwiſchen ihnen entſtanden, die ihr von allen menſchlichen Weſen nun losgeriſſenes Herz nicht mehr auszufüllen wußte. Wie ſie ihn gekannt hatte, in einfacher Tugend und weichem, reinem Kinderſinn fortwandelnd, übte er ſeine männliche Kraft [illegible] bildung, wo er eine Leidenſchaft zu be[illegible] Herz glich der milden Sonnenwärme [illegible] war es nicht ein ausbrennender Vulkan! Sie [illegible] welches Misverhältniß dieſer Unterſchied zwiſchen dem Weib und dem Mann ſtiften müßte. Alle [illegible] war geſtört, alle Gleichheit; Roger konnte in ihr nur ihr Unglück ehren — und ſie wollte und konnte nun keinem menſchlichen Weſen mehr nahen, das ſie [illegible] gekannt hatte, das denken mußte: wie glücklich war ſie einſt! Sie konnte nur Hippolyts Liebesäußerungen [illegible] ſein Lallen ſagte ihr blos: wie gut biſt Du [illegible]

Eines Abends arbeitete ſie in dem kleinen Garten im Zwinger, und da ihr der Bube überall im Wege war, geſchäftig die Pflanzen ausrupfte, die ſie ſorgſam geſetzt hatte, ſchickte ſie ihn in den Schloßhof, um da ſeinen Unfug zu treiben. Nach einer kleinen Weile hörte ſie ihn zuſammenhängend reden, und, [illegible] [illegible]freude über den kleinen Schwätzer [illegible]ſehen;

welchen Stein oder welche Pflanze ſeine kindiſche Phantaſie belebt und zum Spielkameraden umgeſchaffen hätte. Sie ging an die Pforte und erblickte das Kind zwiſchen den Knien eines Soldaten, der auf der Bank vor der Thüre ihrer Hütte ſaß. Sara konnte des Mannes Geſicht nicht ſehen, weil die Abendſonne ſie blendete und er ihr halb den Rücken zukehrte; doch unterſchied ſie, daß der Knabe mit ihm ſpielte und der Fremde das Kind freundlich liebkoſte, indem er mit der Hand auf einen Haufen Steine zeigte, die es zuſammengetragen hatte. Hippolyt holte jetzt mühſam einen großen Stein, den er dem Soldaten zu halten gab; dieſer faßte den Stein mit einer Hand an — nein, rief der Kleine und zog an ſeiner andern Hand, mit beiden Händen! dann will ich klopfen. — Ich kann nicht, mein Kind, ſagte der Fremde; die andere iſt todt. — Todt? fragte Hippolyt und machte große Augen; die Hand todt, und Du nicht todt? — Sie iſt im Kriege abgeſchoſſen. — Armer Mann! ſprach der Knabe klagend und ſtreichelte leiſe den ausgeſtopften Aermel — ſoll heilen, die Mutter ſoll ein Pflaſter geben; ich war auch recht krank am Kopfe von einem großen Stein, da hat mich die Mutter geheilt. — Und wird die Mutter denn mir Pflaſter geben? fragte der Fremde. — Wenn Du weh haſt? rief der Kleine und zog ihn am Aermel gegen die Pforte des Zwingers, wo er jetzt die Mutter erblickte. Bei der Annäherung eines Fremden, des erſten in dieſer wilden Einſamkeit, war ihre erſte Bewegung Schrecken; doch konnte ſie ihren Hippolyt nicht allein laſſen, da er ſie ſuchte; ſie trat alſo aus der Thüre und ſah den

Mann aufſtehen und, ſeinen Stock und [illegible] in einer Hand haltend, auf ſie zukommen [illegible] ſtutzte bei dem erſten Augenblick, kam [illegible] ließ den Knaben ſtehen und zog mit [illegible] ſeinen Hut ab. — Gute Bürgerin, ſagte [illegible] Ton, Ihr Kleiner verſprach mir ein [illegible] abgeſchoſſenen Arm; wollen Sie mir einen [illegible] Waſſer geben für meine herzliche Müdigkeit. — Die Art, die Stimme des Mannes hatten Etwas, das Sara auffiel; ſelbſt ſein Rock, dieſer Rock, den ſie ſo lange getragen hatte, rührte ſie. — Gern, erwiederte ſie freundlich, möchte ich doch auch für meinen Knaben Wort halten können! — Wie ſie ſprach, fuhr [illegible] erſchrocken zuſammen; ſie bemerkte es nicht [illegible] ging neben ihm weiter auf die Hütte zu. — Das [illegible] würdige Andenken, Bürger Soldat! ſagte ſie; [illegible] Ihr hinkommt, findet Ihr gewiß tauſend [illegible], die ſich beeifern, Euch den Verluſt des Eurigen [illegible] — Sie traten jetzt in den Schatten der [illegible], der Fremde ſchwieg und faßte Sara ſchärfer ins Auge; ſein Geſicht ſchien zu glühen, er warf bald auf ſie bald auf den Knaben unruhige Blicke — ſie ließ [illegible] ſein und ging hinein. Als ſie zurückkam mit [illegible] und Brot und es ihm auf die Bank ſetzte und zugleich fragte, wie er auf eine ſo abgelegene Höhe gerathen, [illegible] er ſich äußerſt bewegt — vielleicht von [illegible] Engel geleitet, ſagte er; ich kann nicht begreifen [illegible] und doch! — die Stimme, der Gang! — Sara [illegible]! Roger kann doch keine Andere für ſie [illegible] Ein Schleier fiel von Sara's Augen; [illegible] der tiefen Narbe über ſeine Stirne, der Rath über die linke Wange, die ſeinen ehemals ſchönen Mund entſtellte, erkannte ſie jetzt alle ſeine Züge und wankte, zwiſchen der Freude und dem Schrecken einer ſolchen Ueberraſchung getheilt, zurück. — Meine Schweſter! rief Roger und faßte ſie in ſeine Arme, führte ſie auf die Bank, lehnte ihren Kopf an ſeine Bruſt und weinte und jauchzte vor Entzücken. — Aber Sara wand ſich aus ſeinen Armen; ſie ſtand auf, ſah ihn mit einem Blick voll unausſprechlicher Wehmuth an — Schweſter! wiederholte ſie ſchaudernd — o, eine arme verirrte, durch Unglück bis an den Rand des Verbrechens geführte Schweſter. — Nein, meine theure, ewig geliebte Schweſter — o ich Kind! ich Kind! da wandle ich zum Grabe meines Großvaters und bitte Gott um Muth, es zu erblicken, die abgebrannten Hütten wieder zu bauen und ſtatt der niedergehauenen Bäume wieder andere zu pflanzen; und Gott führt Dich mir entgegen, die ich ſo lange ſchon unter den Todten glaubte. — Unter den Todten — fiel Sara ein, die Hand feierlich auf die Bruſt gelegt — ja, todt für das Glück, für die Menſchheit. — Sara, antwortete der redliche Mann lächelnd und zog das Kind zu ſich; Sara, Mutter! — und todt für die Menſchheit, die hier ſo ſchön aufblüht? — Eine ſchwache Röthe über ſeinen Irrthum ward bald von bittern Thränen über die Erinnerung an ihr Kind, das ihn veranlaßte, hinweggewaſchen. — Dies iſt L****'s, nicht mein Sohn, ſagte ſie; mein Kind und Alles, was mein war, Alles, was ich liebte und was mich liebte, liegt im Grabe — die Sara, die Ihre Schweſter war, iſt unter den Todten — der Schmerz erstickte ihre Worte. — Die Sara, sprach Roger, die [illegible] so [illegible], ihr weint, ist meine Schwester — nie, so [illegible] Thränen, so lange dieser Körper Leben [illegible] aufhören, es zu sein! Und selbst dann — [illegible] todt glaubte, Sara, seit drei Monaten, da[illegible] schreckliche Gewißheit hatte, war meine Liebe [illegible] sowie sie nun wieder auf Erden ist. — Er schwieg, Sara's Hand haltend; dann das Kind ungewiß betrachtend, dann mit glänzendem Auge, mit einem Ausdruck von verklärter Freude, vor welchem seine gräßlichen Narben zu schwinden schienen, in das ferne Thal [illegible] — [illegible] Land! rief er aus; eine Menschen[illegible] Seligkeit wohnte in diesen Trümmern — so viel Heldenmuth! — Er drückte das Kind an sich, sah es nachdenkend an, spielte mit seinem blonden Haar, [illegible] Vater so ähnlich machte, und blickte nach Sara's dunkeln Locken, die sich unter dem großen [illegible] das ihren Kopf verhüllte, hervordrängten. Der [illegible]tast schien etwas Angenehmes in dieser Vergleichung zu finden; er nahm den Knaben in die Höhe und herzte ihn — man sah es ihm an, daß er einen Arm zu wenig hatte, um Alles, was er fühlte, in seine [illegible] zu legen. — L***'s Sohn! wiederholte er leise, und nicht meiner Sara Kind — und doch in ihrem Schutze! — In sprachlosem Schmerz, von ihren Erinnerungen überwältigt, hatte Sara den wunderbar kindlichen Menschen betrachtet; jeder Ausdruck seines ungestörten [illegible]ten Sinnes machte sie schaudern — sie konnte [illegible] nicht länger ertragen. O diese fürchterliche [illegible] ihr ſie auch; Mann mit dem Kinderherzen, weißt Du, was ſeit dem Abend Deines Abſchieds mit mir ward! — Alles, Alles, meine Schweſter, bis zu Ihrer Krankheit bei der alten Bauersfrau — dort, ſagte man, wären Sie geſtorben — Ihr ganzes Unglück weiß ich, die ganze Güte des Schickſals, das meine Sara vor einer Reue ſchützte, die meine treue Liebe ſelbſt nicht zu heilen gewußt hätte — O Sara, wie der brave Kriegskamerad, der Marthen die Kundſchaft von ihres Mannes Tod gebracht hatte, mit den Worten ſchloß: und in der Bauerhütte ſtarb ſie — wie ich nun meine Liebe ewig vergraben wußte mit Dir, da war es mein erſter heiterer Gedanke: ſie kann dort ohne Schrecken erwachen — ſie blieb rein von Mord!

Wirklich wußte er durch jenen Soldaten, der ſeiner Penſion wegen nach Paris zurückgekommen war und dort Alles, was Marthen und ihr Haus betraf, ſo weit es den Nachbarn bekannt war, erfragt hatte, ziemlich die Hauptzüge von Sara's Geſchichte bis zu ihrer Abreiſe nach dem Dorf, und das Uebrige war in den dienſtfertigen Berichten, die der ehrliche Mann eingezogen hatte, wahrſcheinlich genug ergänzt worden. Rogers Rührung war jetzt unbeſchreiblich, als ihm Sara nach und nach in mehreren Tagen ihr Schickſal, von ihrer Abreiſe in die Provinz bis zu dieſem Augenblick, erzählte. Oft mußte ſie innehalten, weil er außer ſich vor Schmerz bei der Schilderung ihrer Leiden, die ſie ihm ſo kalt, mit ſo abgeſtorbenem Tone machte, ſie nicht mehr hörte, ſondern auf dem Raſenplatz ſo heftig auf- und abging, daß der kleine Hippolyt ſein Spiel verließ und ſich bittend an ihn klammerte und, wenn er ihn [illegible] ſich wies, weinend zur Mutter floh. [illegible] nen, mit verhaltenen Seufzern lehnte ſie [illegible] ſich an ihn, bis er ſich wieder gefaßt [illegible] mit ruhiger Stimme weitererzählte. [illegible] unterbrechen, weil der Zwang, in dem [illegible] Gefühle hielt, ſie bis zu Verzuckungen angriff. [illegible] es, wie ſie an dem Augenblick war, wo ſie bei [illegible]'s Todtenbahre geſtanden hatte. — Roger war [illegible] ſpät gekommen, es war ſchon Abend, als ſie zu [illegible] chen anfing — ſtarr hingen die ſchweren [illegible] rem Auge, aber die Natur durchbrach den [illegible] Zwang und ein heftiges Erſticken hemmte [illegible] Roger legte ihr ſeine Hand auf den Mund, [illegible] ſchweigend einen Trunk Waſſer, ſah ſie [illegible] küßte den Knaben, und indem er noch einmal [illegible] auf Sara blickte, ging er ſtumm hinweg. [illegible] zu dem Gefecht im Gewölbe, zu der Erkennung [illegible] Bruders kam, war es ganz anders — er [illegible] Sara, weinte, verbarg ſein Geſicht, küßte ihn [illegible] rief, als wollte er das taube Grab erbitten: O [illegible]dor, mein Bruder! Geſpiele meiner Jugend [illegible] wie Sara's Geſchichte ſich ihrem Ende [illegible] Stimme leiſer aus ihrer ſchweren Bruſt [illegible] ihre Thränen unverhaltener floſſen, da ſaß er ſtill vor ihr, blickte ſie ſchweigend an; ſie ſprach fort ohne Stocken, aber langſam und abgeſetzt, ruhte mit dem [illegible] Auge auf Rogers Stirne, fuhr ſanft mit ihrer [illegible] ſein redendes Geſicht — und nun [illegible]geſchichte; nur leiſes Schluchzen [illegible] noch, ihr Kopf ſank matt auf ſeine Schulter; der Kleine ſah ſie an, kam herbei, lehnte ſich klagend an Sara's Schoos, und Roger, der Sara nicht berührt hatte, zog ihn an ſich und ſchloß jetzt ſie und ihn zugleich in ſeinen Arm.

Seine Schickſale waren ſo einfach wie ſein Herz und ſein Sinn, und doch erzählte er länger daran, als wenn ſie mit tauſend Abentheuern angefüllt geweſen wären; denn er verflocht damit jeden ſchönen Zug ſeiner Kriegsgefährten, jede Scene des Elendes und der Verwüſtung, die ſein Gefühl zerriſſen hatte, die Geſchichte jedes Unglücklichen, dem er zu helfen Gelegenheit gehabt hatte. Sprach er von den Siegen der Feinde, ſo blitzte in ſeinen Augen ein Feuer, das ihnen noch jetzt Rache zu drohen ſchien; wie [illegible] ein Triumph ſeiner Landsleute, dann dehnte ſich ſeine Bruſt, und er ſchien es dem Weltall zuzujauchzen, [illegible] für Freiheit und Vaterland! Er hatte auf ſeiner kriegeriſchen Laufbahn zu allen dieſen wechſelnden Gefühlen Veranlaſſung genug gehabt; denn ſeit er an die Grenzen gegangen war, hatte er, außer einigen Wochen, die er zwei Mal im Hospital zubrachte, um von den ſchrecklichen Wunden über ſeiner Stirne und an ſeinem Munde geheilt zu werden, immer im Angeſicht des Feindes geſtanden, und ſein gut Geſchick ließ ihn dem Vaterland dienen, bis bei dem Entſatz von Landau die Grenzen befreit waren. Dort zerſchmetterte eine Kugel ſeinen rechten Arm, er rief noch einmal ſeinen ſtürmenden Gefährten zu: Landau oder Tod! und ſank heulend vom Schmerz unter die ſtampfenden Roſſe. Zerquetſcht, unkenntlich raffte ihn ein mitleidiger Landmann auf — und mit einem Arm weniger, mit einem von dem Hufschlag der Pferde steif gebliebenen Knie, das Lied der Freiheit [illegible] verließ er erst nach mehreren Wochen [illegible] Hospital. In Paris erhielt er von den [illegible] [illegible] die Belohnung der Tapferkeit, aber [illegible] [illegible] seinem verwüsteten Geburtsland fand er [illegible] seine Geliebten, um mit ihnen sich der erworbenen Ehre zu freuen; und so irrte er eine Weile ziemlich ohne [illegible] umher, bis ihn der Zufall und das sehr gemischte Interesse, das die Trümmer von L***'s Schloß für ihn haben mußten, auf einer einsamen Wanderung [illegible] [illegible]ra's Hütte führten.

[illegible] vom ersten Tag an, da er hier seine [illegible] Glück, seine Jugend, seine Freude am Leben wiedergefunden hatte, gab er für jetzt jedes andere Vorhaben auf und miethete sich in einem benachbarten Dorfe ein, wo er den Tag über, so weit es bei dem Verlust seines Armes anging, sich mit dem Feldbau beschäftigte, und hauptsächlich durch seinen Rath, seine Aufmunterung und seine wesentliche Hülfe den muthlosen Landmann anfeuerte, den Schutt wegzuräumen, die Häuser wieder aufzubauen, die Felder von neuem [illegible], und Abends stieg er dann auf die Ruinen, und so oft er zurückkehrte, hatte seine treue Liebe die Lücke zwischen dem Abschied und dem Wiedersehen mehr ausgefüllt, und bald fehlte ihm nur der segnende Blick seines [illegible] herrn, um den ganzen Schauplatz seiner frühen [illegible] unter E***'s schwarzen Trümmern hinzu[illegible] [illegible]ste, vom Unglück gebeugte [illegible] noch als ſeine Sara, nur ihr Kind war erwachſener — er ſah es nicht mehr an ihrer ſchönen Bruſt, er konnte ſchon ihre mütterlichen Sorgen theilen. Daß er nur für Sara leben würde, daß ſie ſein gehörte, wo ſie lebte, wie ſie ihn nennte, wohin ſie ſich verberge — das wußte er vom erſten Wiederſehen an, darum zweifelte er nie; aber daß er ſie noch immer am liebſten als ſein Weib, in ſeiner Hütte, an ſeinem Herde ſich denken mußte, das erfuhr er erſt nach und nach, wie er im verwüſteten Dorfe die Hütten wieder aufſteigen, die Felder wieder ſich beleben ſah, wie er, von Allem, was ſie that und litt, unterrichtet, nicht ein einziges Mal ſich mehr fragte: wird ſie mir Alles, Alles noch erſetzen können? Nun fing er an, ſich nach dem Boden zu ſehnen, wo ſein Vater gelebt hatte, wo ſein Schatten durch Wohlthun verſöhnt, der Schauplatz ſeines ſchrecklichen Todes neu erſchaffen werden ſollte, um den Zeugen — vielleicht den Mitſchuldigen ſeiner Ermordung die Sonne wieder lieb zu machen. Sollte er aber ohne Sara dort leben und wirken? Unglück und Leidenſchaft hatten freilich ihre Jugend gewelkt und gaben ihr Jahre voraus; aber er war der Weiſere durch die ungetrübt gebliebene Einfachheit ſeines Geiſtes — nicht mehr ängſtlich und mit der Ungewißheit der Liebe, ſondern mit dem ruhigen Zutrauen einer unbefangenen Seele betrat er einſt den Weg zu Sara's Wohnung, in der Abſicht, der treuen Freundin ſein ganzes Herz aufzuſchließen.

Es war ein ſchwüler Sommerabend; ſchwarze Wolken hingen über den alten Thürmen; ſcheu und von der ſchweren Luft gedrückt, flogen die Vögel unter die Mauerſteine und Vorſprünge; nur die Schwalbe [illegible] noch in niedrigen Zirkeln am Boden die [illegible] Sara war heute ſchwermüthiger und [illegible] Jahrestag ihres Abſchieds von Berthier [illegible] ſchwer, wie die Luft auf der ſtillen [illegible] [illegible] die Ahnung ihres Schickſals auf ihr [illegible] das Thal hinab, ſah die Felder grünen, die [illegible] den Bäumen von ihren Früchten ſich beugen; [illegible] die finſtern Wolken ängſtigten ſie, als würden ſie allgemeine Vernichtung bringen. Immer tiefer in traurige Erinnerungen verſinkend, wollte ſie ſich losreißen und ging den Knaben an der Hand, gegen die Seite des [illegible] ſes, von welcher Roger kommen mußte. [illegible] erhob ſich ein heftiger Sturm, und ſie [illegible] vor den großen Regentropfen zu ſchützen, und [illegible] Stimmung hingeriſſen, in das Gewölbe hinab, welches L***'s Gemahlin zur Grabſtätte diente. Indeß ſie am Eingang des innern Gewölbes ſaß, die zunehmende Finſterniß beobachtete und die kindiſchen Fragen des Knaben, den die neuen Gegenſtände beſchäftigten, [illegible] beantwortete, gerieth dieſer auch auf die Erhöhung [illegible] dem Grabe ſeiner Mutter und fragte neugierig, [illegible] den kleinen Berg dahingebracht habe? Sara hatte [illegible] von dem Schickſal ſeiner unglücklichen Eltern ſchon oft ſo viel erzählt, als ſein kindiſcher Verſtand begreifen konnte; aber dieſes Grab hatte ſie ihm aus [illegible] Schonung noch nie gezeigt. Die unbeſorgte [illegible] Knaben, der, unter Ruinen und in der [illegible] [illegible], ſo furchtlos in dieſen dunkeln Höhlen [illegible] [illegible] Herz. — Unter dieſem Hügel [illegible] gute Mutter, antwortete ſie ſanft weinend. — Und der Vater? fragte er weiter und blickte forſchend in der Höhle umher. — Der Vater — der Schmerz erſtickte ihre Stimme; ſie ſah im Geiſt den traurigen Holzſtoß, hörte das Kniſtern der Flammen und den Geſang der Kriegsgefährten — der Vater ruht weit von hier, Du wirſt ſein letztes Bett nie finden. — Willſt Du denn auch hier ſchlafen? fragte nun Hippolyt und lehnte ſich, mit frohen Augen ſie anſehend, an ihren Schoos. — Ich auch; Du ſollſt mir hier mein Bett machen. — Der Kleine klopfte hüpfend in die Hände und meinte, dann wolle er ihr auch Blumen auf ihr Bett werfen wie geſtern Abends, und bei ihr ſingen wie heute früh. — In dem Augenblick trat Roger an den Eingang der Höhle und rief Sara's Namen. Er war heraufgeſtiegen, denn ſie [illegible] [illegible] hatte ein Gefühl von Schrecken in den [illegible] Wänden gefunden, die überall nur [illegible] [illegible] den [illegible] Donner wiederhallten, und er hatte von neuem erfahren, wie verödet ohne Sara die Schöpfung für ihn war. Endlich wollte er noch in dem Gewölbe nachſehen, das er allein ſchon öfters beſucht, von welchem er aber Sara immer entfernt gehalten hatte. Sein heiterer Muth war ſchon bei dem ängſtlichen Suchen gefallen; und wie er ihre ſanfte Stimme: Hier bin ich, mein Freund! aus der Gruft herauftönen hörte, ſchien es ihm, ſeiner Vernunft zum Trotz, eine Verdammung fehlgeſchlagner Wünſche. — Sara, ſprach er, indem er ſich näherte: welch ein Aufenthalt! bei dem brauſenden Wetter, mit dem frohen Kinde — laſſen Sie uns, eh der Regen zunimmt —

Aber ſie bat ihn, zu bleiben, um hier die Wirkung [illegible] Gewitters zu ſehen, und ſie machte ihm [illegible] auf den Steinen Platz. Mit einer [illegible] Phantaſie zeigte ſie ihm, wie Alles um [illegible] Vernichtung predige, ſprach von dem [illegible] dem heutigen Tag verknüpft ſei, von der [illegible] die ſie ſeit jener Reiſe zählte. So verſchieden [illegible] fühle, mit welchen Roger gekommen war, von dem [illegible] tritt waren, der ihn hier empfing, ſo fühlte ſich doch der ſtarke Mann unwillkürlich in ihrem [illegible] und es hätte ihm eine unſtatthafte Härte geſchienen, jetzt Sara's tiefen, ſo natürlich veranlaßten Kummer [illegible] ſeinen Wünſchen, ſeinen Vorſchlägen zu [illegible] Von dieſem ſchaudervollen Ort hätte er ſie gern [illegible] geführt, aber ſchon heulte der Sturm, und der Regen ſchlug gegen die Mauern, ſodaß er ſie und das Kind auszuſetzen fürchtete. Sie hatte geſchwiegen [illegible] den Wiederſchein der Blitze auf der ſchwarzen [illegible] — Wie ſie nun Alle, Alle ruhen wie dieſe! fing ſie [illegible] ſam wieder an und deutete auf das Grab — in [illegible] ren Alle! Alle fühllos dem Schmerz, unzugänglich dem Elend. — Meine Schweſter! Vielleicht wäre [illegible] lich dem Troſt, uns neben einander, und [illegible] Andern zur Stütze dienen zu ſehen. — Erſt mein Kind — das ſüße Leben! Schon damals glaubte ich kaum, daß meine Mutterliebe hinreichte, meine Schuld zu verſöhnen. — Und Sara, verſöhnſt Du hier nicht [illegible] ſchmerzlich? — Er zeigte auf den Knaben, [illegible] der Blitze ſpielte. — Was ich [illegible] meines Schickſals [illegible] noch Unwürdigkeit ſchützten — ſie mußten Alle fallen, damit ich allein ſtehen bliebe, ein warnendes Denkmal meines Elends. — Der Donner rollte langſam über ſie hin, ihre Stimme klang hohl und kalt; Roger ergriff ihre Hand, um zu reden, aber ſie ſprach fort, die Hand des Freundes bei jeder Pauſe an die bebenden Lippen führend, und er, der ihre einzelnen ſchweren Thränen fühlte, verſtummte vor Mitleid. — So mußten die redlichen Männer dahin — Thirion, der keine Freude an meiner Raſerei hatte — und Raimund, mein letzter guter Engel, der Rogers Namen ſprach — und der fürchterliche Joſeph — ein geheimer Schauder ſchien ſie bei dieſem Namen zu ergreifen — die arme Nanni, die treue redliche Martha! — O wie ſinnreich hat doch das Schickſal mir jede Art von Wunden verſetzt! Meine ſchlummernde Babet, ihr Gatte — und dann der Mann, dem die Erde nicht einmal ein Grab gegönnt hat! — Ein heftiger Donnerſchlag, von einem rothen Blitze begleitet, trieb jetzt den erſchrocknen Hippolyt auf Rogers Schoos, der, ihn ſtreichelnd, auf ſein leiſes Geſchwätz nicht Acht gab; die Unterbrechung, welche dadurch einen Augenblick entſtand, gab ihm aber Zeit, ſich zu ermannen. Er reichte Sara ſeine Hand wieder, die er zurückgezogen hatte, um das Kind aufzunehmen, und ſprach innig gerührt: Sie ruhen nun Alle, meine Sara; auch unſer Theodor — auch der ſanfte Weiſe, der ſo früh, ſo oft uns zum Glück einſegnete. — O Dein Vater! und heller floſſen Sara's Thränen. — Sieh, meine Schweſter, und was er wünſchte — was auch Dein ſterbender Vater wünſchte — es kann noch geſchehen! —

Er drückte ihre beiden Hände an ſeinen Mund. Sie ſchien zu ahnen, ſie wollte ihre Hände losmachen. Er hielt ſie und fuhr mit ſanft bittendem Tone fort: Sara, wir wollen ſeine Hütte wieder aufbauen! Wir wollen ſeine Bäume wieder pflanzen — um ſeine Ruheſtätte ein Paradies ſchaffen! — Sie riß ihre Hände aus den ſeinigen und bedeckte ihr Angeſicht: O nie, nie! rief ſie ſchaudernd — Dein reines Kinderherz neben mir, der von Geiſtern umringten? —

Roger verſtummte. So weit vom Frieden entfernt hatte er ſich ſie nicht gedacht! Hippolyt legte ihm jetzt ſeinen Arm um den Hals, damit er auf ſein Geſchwätz hören ſollte. — Dort, dort, wo meine Mutter ſchläft, ſagte er ſchmeichelnd. — Was dort? fragte Roger erſchrocken und blickte hin. — Dort mache ich Sara ihr letztes Bett. — Roger ſchauderte; der Sturm heulte in den Mauern, ein heller Blitz erleuchtete das Gewölbe, und laut ſchluchzend ſank Roger zu Sara's Füßen.

Erzählungen

von

Therese Huber.

Geſammelt und herausgegeben

von

V. A. H.

In ſechs Theilen.

Vierter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1831.

Erzählungen

von

Thereſe Huber.

IV.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Inhalt.

Seite

I. Kindestreue (1823) 1

II. Die Verkannte (1819) 85

III. Auch eine Hundegeſchichte (1820) 139

IV. Drei Abſchnitte aus dem Leben eines guten Weibes 153

V. Sympathie und Geiſterverkehr (1820) . . . 205

VI. Alte Zeit und neue Zeit (1823) 231

VII. Theorrytes, eine Prieſtergeſchichte 267

VIII. Briefe aus Polen (1789) 321

IX. Die luſtigen Leute von Knöringen (1819) . . 373

Kindestreue.

Kindestreue *).

Baron v. Anberg hatte von ſeiner Jugend an mit hohen Kriegsehren gedient; der Friede erlaubte ihm, ſeinen Abſchied zu nehmen, um mit der Gattin ſeiner Wahl ein häusliches Glück zu bilden. Die große Welt, zu der er gehörte, glaubte nicht, daß dieſes ungetrübt ſein Theil geworden ſei; Beweiſe konnte ſie nicht führen, auch verlor ſie ihn in dem letzten Jahre ſeines Lebens ganz aus den Augen, denn er brachte es auf einem ſeiner Güter in Schleſien zu, wo er, wie man ſagte, an den Folgen früher erhaltener Wunden, mit Zurücklaſſung einer einzigen Tochter, ſtarb. Emma war fünf Jahr alt, wie ſie ihren Vater verlor; ſein ganzes, ſehr anſehnliches Vermögen fiel ihr zu, und dieſer Umſtand, verbunden mit dem ausgezeichneten Platz, der ihrer Mut-

---

*) Eine Anmerkung in Nr. 131 des Morgenblatts von 1823, wo dieſe Erzählung zuerſt gedruckt wurde, beſagt, daß die erſte Idee derſelben einem franzöſiſchen Roman entlehnt ſei; der Leſer wird ſich jedoch leicht überzeugen, daß der Einfluß oder Antheil, den ein franzöſiſcher Roman hier haben konnte, unendlich gering ſein muß.

Der Herausgeber.

ter in der Geſellſchaft zugeſtanden wurde, machte es zu einem Gegenſtand der Verwunderung, daß die ſchöne, junge Witwe dieſes ihr einziges Kind, gleich nach ihres Gemahls Tode, in ein zwar ſehr geſchätztes, aber doch in ein der herrnhuter Gemeinde angehöriges Erziehungshaus ſchickte. Aber bald war Emma von der ſchönen Welt vergeſſen; ihre Mutter heirathete in zweiter Ehe einen mit allen Vorzügen der großen Welt ausgeſtatteten Grafen v. Alpeck, und lebte nun, mochte es in Berlin oder auf dem Lande ſein, in allem Glanz und allen Zerſtreuungen dieſer großen Welt. Niemand konnte dieſes tadeln; der Gräfin Alpeck war, auf beſondere Verordnung ihres erſten Gemahls, ihr reiches Witthum bei ihrer zweiten Heirath geblieben, ihr zweiter Gatte vermehrte es mit einem anſehnlichen Nadelgeld, und die ſtrengſte Kritik konnte an ihrem Geſellſchaftsleben nichts auszuſetzen finden. Die dahingleitenden Jahre ſchienen auf ihre ausgezeichnete Schönheit gar keinen Einfluß zu haben; Jugendfriſche bezeichnete noch die Umriſſe ihres Geſichts, den Glanz ihrer Augen, die Weiße ihrer Zähne; die Männer ſchwärmten bewundernd um ſie her, die Frauen flüſterten von unergründlichen Vortheilen ihrer Toilette, meinten aber, daß ihre Vorliebe fürs Spiel, ſo kaltblütig ſie es behandle, ſchon, durch Anſtrengung, Stillſitzen und Wachen allein, dieſe wundervoll erhaltenen Reize bald welken würde. Dieſe Damen irrten ſich indeſſen; der Gräfin Kaltblütigkeit mußte ſehr groß, ihr Spiel ſehr gering, ihre Friſche unverwüſtlich ſein, denn man konnte ihr nun unbezweifelt dreißig Jahre nachrechnen, und hätte geglaubt, ihr Recht geben zu müſſen, wenn ſie zehn Jahre davon zu ſtreichen Luſt gehabt hätte.

Sie that das Gegentheil, indem ſie Emma, nun in ihrem funfzehnten Jahre, aus der Penſion zurücknahm. Emma, welche während dieſes Zeitraums, ohne Vaterhaus und Mutter wiederzuſehen, von Fremden in fremdem Lande erzogen worden war, hatte zwei Eindrücke ungeſchwächt erhalten: das Andenken von der Güte ihres Vaters und der Schönheit ihrer Mutter. Der fromme Unterricht ihrer Lehrer hatte in ihrem empfänglichen Gemüth das Andenken des Verewigten mit dem Gedanken an Gott und Ewigkeit verſchmolzen, und das Bild der ſchönen Mutter, um ihre Kindesliebe feſt zu begründen, ſo reichlich mit Seelenſchönheit geſchmückt, als es mit Liebreiz in ihre Kindesphantaſie ſich eingeprägt hatte. Wie konnte Emma anders als mit den geſpannteſten Erwartungen kindlicher Liebe die Reiſe nach Berlin antreten? Sie hatte nie über die Urſache gegrübelt, warum eine zärtliche Mutter ihr einziges Kind zehn Jahre lang von ſich entfernt hielt. Der Vater habe es auf dem Todbette befohlen, hatte man ihr geſagt. „Sie müſſen Ihre Frau Mutter auch dafür ehren, daß ſie ſich im Andenken an ihren Gatten einem ſo harten Gebot unterwirft,“ wiederholten ihre Lehrer — und unbeſchränkt iſt die Macht des Beſtehenden, Deſſen, was mit uns aufwächst. Der Menſch nimmt Verhältniſſe mit im gewöhnlichen Gang der Dinge auf, die ſeiner Natur, wenn er ſich einmal außer dieſen Gang geſtellt hat, als Unſinn, als Gewaltthat erſcheinen. Emma bedurfte der überſpannten Liebe für ihre Mutter, um dem

Schmerz, ihr geliebtes Montmirail nach dem Schluß ihres funfzehnten Jahres zu verlaſſen, das Gleichgewicht zu halten. Dieſe Anſtalt war ihre Welt; ungetrübt von willkürlichen Befehlen, von rauhen Vorwürfen, von entnervenden Schmeicheleien hatte ſich ihr Gemüth hier entwickelt; was ſie umgab, foderte nur Liebe, und ſie hatte für Alle genug. Gebet und Freude war in ihrem Herzen faſt verſchmolzen; denn der Anblick der langen Reihen von Schneebergen, wenn die Abendröthe ſie färbte, der weite See, wenn er ſilberhell die hohen Ufer abſpiegelte oder lichtgraue Streifen ſein dunkles Blau als gähnende Abgründe hervorhob; der leiſe Weſt, der den Duft der Weinblüte von den Vorhügeln des Jura herabwehte; oder der Jorant, der tobend von der Höhe des Chaſſerals niederfuhr: Alles erregte in Emma den Gedanken an Gott, und ihre Empfindung ward Gebet. Das Böſe kannte ſie nur durch die Geſchichte und Gottes Verbot, und ſo ſchien es ihr, als wenn es nur immer in Büchern beſtünde — ſie verband es nie mit dem Gedanken an Menſchen und Welt. Putzſucht, Eitelkeit konnte ſie nicht kennen lernen, man lehrte ihr beide auch nicht haſſen, machte es ihnen aber unmöglich, in ihrem Gemüth Wurzel zu faſſen, indem man ihr die hohe Abkunft und die erhabenen Hoffnungen des Menſchen nah ans Herz legte, ſie die Arbeit lieben und ſich für die Leidenden aufopfern lehrte; Emma war alſo mehr wie klöſterlich, ſie war in Rückſicht des Weltlebens, zu dem ſie beſtimmt war, ſehr verkehrt erzogen.

In ihrem weißen Überwurf ohne Garnirung, und bis an das Kinn heraufreichend, einen flachen ungezierten Strohhut, vermittelſt eines himmelblauen Bandes auf das reiche, blonde, gelockte Haar befeſtigt, zart, ſchlank und ſehr erwachſen für das eben angetretene ſechzehnte Jahr, eilte Emma bei ihrer Ankunft an ihres Stiefvaters Hauſe die Stufen hinan und ſank einer ſchönen Frau, die auf halber Höhe ihr erwartend die Arme entgegenſtreckte, zu Füßen. Beide waren ohne Maß gerührt. Emma fand die Mutter ganz ſo ſchön wie das Bild, das ihrer Erinnerung vorgeſchwebt hatte, und ihre Freudenthränen, ihre Liebkoſungen, das Entzücken, mit dem dieſe Mutter jeden Zug, jede Bewegung ihres Kindes betrachtete, bewies ja, wie harmoniſch ihre Seele dem Aeußern entſprach. Wie es darauf ankam, ihr Zimmer anzuweiſen, drängte ſich dieſe nach einer, dem Eingang von ihrer Mutter Schlafcabinet, wohin dieſe die Neuangekommene geführt hatte, entgegengeſetzten Thür, weil ſie ohne Nachdenken überzeugt war, ihr müſſe ein Zimmerchen neben der Mutter angewieſen ſein; ſtatt deſſen führte man ſie durch das ganze Gemach zurück, über einen Gang in den einen Flügel des Hauſes, wo ſie in Beſitz von drei artigen Zimmern, mit der Ausſicht auf einen benachbarten Garten, geſetzt ward. Die Mutter hatte Sorge getragen, dieſelbe mit hundert überflüſſigen Luxusgegenſtänden zu überladen, deren Gebrauch Emma in ihrem Inſtitut fremd geblieben war. Sie dankte für Alles, beſann ſich, wie ſie, ihrer Mutter Abſicht genügend, ſie alle benutzen ſollte, und ward dabei immer wehmüthiger, bis endlich, als die Mutter, ſie an ein Tiſchchen mit glänzend zierlichem Frühſtücksgeräth führend, zu ihr ſagte: „Und hier iſt Dein Frühſtück, da der Schlüſſel zum Thee," u. ſ. w., ſie dieſer mit Thränen um den Hals fiel und ausrief: „Soll ich denn als Fremde in meiner Mutter Haus leben, nachdem ich ſo lange ohne Mutter in der Fremde gelebt?" Die Gräfin war gerührt, ſchien aber mit Beſonnenheit Emma's Gefühl in ſeinem erſten Ausbruch eindämmen zu wollen. Sie zog ſie neben ſich auf ein Sopha und ſtellte ihr vor, daß ihre Lebensweiſe, ihrem Range und den Gebräuchen der Welt, in der ſie lebte, angemeſſen, eine höher geſtimmte Liebe einbedinge, wie die, welche ein weichliches Beiſammenleben zum Maßſtabe nehme. „Ich ſorge für Dein Glück, ſagte ſie, Du lebſt für meinen Frieden; wir ſind Eines des Andern gewiß, drängen aber nicht kleinliche Wünſche in eine feſtgeſetzte Ordnung ein. Du mußt noch manchen Unterricht nehmen im Zeichnen, Muſik, Tanz, Sprachen: dieſem iſt dein Vormittag gewidmet. Ich muß ihn mit Geſchäften, mit Beſuchen hinbringen. Haſt Du eine Freiſtunde, ſo komm' zu mir, ich habe vielleicht hier und da eine Viertelſtunde, die ich mit Dir zum Plaudern anwenden kann." — In dieſem Augenblick kam ein Knabe in das Zimmer geſprungen und rief: „Mutter, die Leute ſagen, Schweſter Emma ſei gekommen!" Hier erblickte er dieſelbe, hielt betroffen inne, warf ſich aber, wie jene ihre Arme ausſtreckend auf ihn zueilte, an ihre Bruſt, wo er beſchämt ſein Geſicht verbarg, indeß Emma ihrem verſchüchterten Herzen in einem Strome von Thränen und Liebkoſungen Luft machte. Ein Bedienter meldete die Rückkehr des Grafen, Theodor ließ der Schweſter Hand nicht los, in der andern trug er ihren Strohhut, und ſo kehrten ſie, das reizendſte Bild von Kindheit und Jugendblüte, in der Gräfin Zimmer zurück, wo der Graf ſie erwartete. Emma war ſchon um ihre unbedingte Unbefangenheit gebracht. Ehe ſie in der Mutter Haus zurückkehrte, hatte ſie des Stiefvaters gar nicht gedacht, als inſofern ſie begriff, daß eine Frau einen Gatten haben, eine Stütze bedürfen könnte. Nun beim erſten Eintritt ihre Erwartungen ſo ſchmerzlich getäuſcht waren, hatte ſie beim Namen dieſes Stiefvaters eine ſchmerzliche Empfindung; allein indem Theodor ſie fortzog und unterwegs ihre Hand an ſein Herz drückte und mit liebefunkelndem Auge zu ihr aufſah, ward ihr ſein Vater lieb; ſie dachte, man müßte dem Kinde ihren Namen doch oft und mit Liebe genannt haben, dadurch verſchwand ihre Verſtimmung, und ſie ließ ſich von ihrem kleinen Führer willfährig zu dem Grafen hinziehen. Sein Empfang war mehr wie höflich, denn ſie hatte durch Theodor den Weg zu ſeinem Herzen gefunden; er begrüßte ſie ſchmeichelhaft und mit Güte, er bat ſie, Theodors Vorliebe zu erwiedern, und dankte dieſem mit eleganter Wendung für die Liebe ſeiner ſchönen Schweſter.

Emma hatte, obſchon mit etwas Misbilligung von Seiten ihrer Mutter, eben Erlaubniß erhalten, ihren Bruder in ſein Zimmer zu begleiten, wo er ihr ſein Spielzeug zu zeigen verſprach, als die Flügelthüren aufgingen, und eine ältliche noch wohlerhaltene Frau mit ſtolzer Haltung und ſtrenger Miene hereintrat. „Die Baronin Steinfels, Deine Tante!“ ſagte die Mutter, indem ſie dem Kammerdiener Theodern fortzuführen befahl. Die Baronin küßte indeß Emma auf die Stirn, ſah ſie kalt freundlich an und ſagte: „Sie iſt niedlich; aber nicht wahr, man hat dich ein Bischen verzärtelt in deinem Stift? Wir müſſen ſie recht viel in die Luft führen, aufs Land, Tanzen, Reiten; ſie ſoll mit mir reiten! Es wäre Schade, wenn ſie ſo treibhauszart bliebe." — „Gnädige Tante, ich bin viel ſpazieren gegangen, Berge geſtiegen, habe im See gebadet, Madame Muray hoffte, daß ich ſtärker werden würde, wenn mein Wachsthum vorüber ſei." — „Wachsthum vorüber! wiederholte die Baronin mit kaltem Scherz. Es läßt ihr hübſch — fuhr ſie, zu der Gräfin gewendet, fort — dieſe herrnhutermäßige Einfachheit läßt ihr hübſch. Laß ſie dieſe Kleider doch noch eine Weile tragen! Die niedliche Kleine! Sie gewöhnt ſich indeſſen ein Bischen an Geſellſchaft und wird von ihr doch noch nicht bemerkt." So ſprechend ſpielte ſie mit Emma's ſeidnen weichen Locken und wendete ſich dann zu der Kammerfrau, die einen Ballen Seidenwaaren hereinbrachte, um für Emma's künftige Garderobe auszuwählen.

Emma bat um die Erlaubniß, in ihr Zimmer zu gehen. Ihre Kammerfrau wollte ihr eine Menge Putz zeigen, welchen ihr die Gräfin in ihre Schubfächer eingeräumt hatte. Emma wies ſie zurück, litt ungern, daß man ihren von der Reiſe zerknitterten Ueberwurf mit einem friſch gebügelten vertauſchte, und legte ſtatt einer Roſa-Scherpe, welche ihr die Dienerin hinhielt, ein ſchwarzes Sammtband an, was ihr bei der Zartheit ihrer Haut, dem Roſenhauch auf ihren Wangen, den blauen zarten Adern, die ſich längs ihres lilienweißen

Halſes hinſchlängelten, wirklich etwas von einer Ordens-Novize geben mochte. Wie man ſie zur Mittagstafel rief, fand ſie eine Menge Menſchen verſammelt, deren Namen man ihr nannte, die ſich neugierig zu ihr drängten und gleichgültig von ihr fortgingen. Sie blieb während der Tafel ſtumm und unbemerkt; ihre Mutter erlaubte ihr, wie ſie ſpäter ins Schauſpiel fuhr, auf ihr Zimmer zu gehen, denn außer dem Hauſe ſollte ſie doch nicht in ihrem Koſtgängerkleidchen erſcheinen. Emma richtete ihren Nähtiſch ein und ſetzte ſich dann an ein Klavier, das ihr die Mutter in ihr Zimmer geſtellt, mit der Bitte, die Muſik zu einer ihrer Hauptbeſchäftigungen zu machen. Als Beſchäftigung hatte ſie dieſelbe noch nie angeſehen, nur als ihr tägliches Vergnügen, ihre Erhebung, ihre Freude. Sie hatte einen ſehr gründlichen Lehrer gehabt und verſuchte ihr Wiſſen an einigen auf dem Klavier liegenden Muſikalien. Sie gefielen ihr nicht, aber ihre Geſchicklichkeit ließ ſie Schwierigkeiten überwinden, und nach einer Stunde freute ſie ſich, der Mutter einen Beweis ihrer gelungenen Bemühungen geben zu können. Noch ehe die Gräfin heimkam, hörte ſie ſchon Wagen anfahren, und auf ihre Frage berichtete ihr der Diener, daß ſich nach dem Schauſpiel noch Geſellſchaft bei ihrer Mutter verſammelte. Die Reiſe, die Erwartung, die Befremdlichkeit alles Deſſen, was ſie umgab, und die ihr in jeder Rückſicht als Fehlſchlagung vorkommen mußte, hatte ſie körperlich ſo angegriffen, daß ſie bei ihrer bisherigen, der Jugend ſo heilſamen Gewohnheit frühen Schlafes und frühen Erwachens in die größte Angſt gerieth bei dem Gedanken, noch ſo ſpät unter lauter fremden Menſchen wachen zu müſſen. Ihr Herzweh überwiegend, brachte dieſe Angſt eine Art Fieber in dem zarten Mädchen hervor, das den Glanz ihrer Augen, die Durchſicht ihrer Haut zu ſo einem Grad erhöhte, daß der kleine Zirkel, der ſchon um die Gräſin verſammelt war, ſie bei ihrem Eintritt in den Salon mit einer Art Beſtürzung betrachtete, in der Beifall und bei den Beſſern Beſorgniß lag. Die kindliche Geſtalt in Geiſterverklärung ergriff ſelbſt den weltlichen Leichtſinn. Die Gräſin ſtellte ſie nach und nach den Eintretenden vor, die verbindlich grüßten, aber, durch ihren Anzug und ihre Zartheit irregeführt, ihr als einem gefeierten Kinde begegneten. Jetzt trat auch ein Mann herbei, der nicht mehr Jüngling und auch nicht Das war, was Emma ſpäterhin als ſchön bei den Männern rühmen hörte, der aber durch den in ſeinen Zügen ausgedrückten Ernſt und Güte Emma weniger als die andern Männer erſchreckte. Emma, ſagte die Gräſin, Graf Herbert war deines Vaters Zögling, ſein Waffengefährte, Du kannſt ihn als den nächſten Freund unſers Hauſes betrachten. Die Erinnerung an ihren Vater unter dieſem Schwarm fremdartiger Geſchöpfe war für Emma, wie eines Engels Erſcheinung dem Pilger in einer menſchenleeren Wüſte ſein kann. Ihr ſeelenvoller Blick heftete ſich begierig auf den Fremden, und ehe ſie ſich noch über den Eindruck, den ſein Geſicht auf ſie gemacht, Rechenſchaft gegeben hatte, befand ſie ſich in einem freundlichen Geſpräch mit ihm, über ihr geliebtes Montmirail, über Alles, was ſie zurückgelaſſen, und ſie fühlte, wie ihr Herz ſeit ihrer Ankunft im Geſpräch mit dieſem Manne zum erſten Mal natürlich ſchlug. Jetzt nahm ſie wahr, daß Graf Herbert wiederholt zu einer Gruppe junger Damen, die ſich mit einigen jungen Herren unterhielten, hinüberſah; wie ſie ihm eben mit dem Wunſche, nun auch etwas Angenehmes über ihrer Mutter Haus zu ſagen, ihre Freude an Theodor ſchilderte, unterbrach er ſie und ſagte mit einer Wärme, die ihr unendlich wohlthat: „Hoffentlich, mein theures Fräulein, finden Sie bald andere Geſpielen, die auch nach Ihren Freunden von Montmirail Ihr ſchönes Herz gewinnen werden. Erlauben Sie mir den erſten Verſuch zu machen, indem wir uns an jene jungen Damen anſchließen.“ — Er ſtand zugleich auf und nahte ſich jener Jugend. Emma folgte willig, weil ſie ſich durch des Grafen Geſpräch freier fühlte. Der Empfang, den ſie bei ihren Jugendgenoſſen fand konnte ihren Muth nicht aufrecht halten: kalt, faſt verächtlich blickten ſie auf das *kleine Koſtfräulein*, wie ſie ſchon von ihnen genannt ward; die Eine fragte: ob ſie in ihrer Penſion auch große Geſellſchaft gehabt? — „Wir waren immer in großer Geſellſchaft, denn in unſerm Haus lebten über funfzig Perſonen, und im Sommer wurden wir von den benachbarten Gutsbeſitzern ſtets gütig empfangen,“ antwortete Emma mit einer Milde, die wol Barbaren, aber keine Salonfräuleins entwaffnen konnte. „Nun, und was hatten Sie denn im Winter für Geſellſchaft?“ — Emma wendete ſich fragend an den Grafen: „Geſellſchaft? Wir brauchten keine Geſellſchaft. Wir arbeiteten, wir machten Muſik, tanzten.“ — „Ich dächte, nahm Graf Herbert das Wort, dieſe Damen thäten desgleichen, um Fräulein Anberg mit unſern Zeitvertreiben bekannt zu machen.“ — Es koſtete viele Umſtände, ehe eines der Fräulein einwilligte, ſich an den Flügel zu ſetzen; ſogleich aber vereinigten ſich Alle, Emma aufzufodern, um ihr zu folgen, man drang ohne Schonung in ſie. Die Muſik, die ſie ſoeben gehört hatte, bewies ihr, daß ihre montmiraller Fugen ſowie ihre Juraliederchen hier eine ſchlechte Rolle ſpielen würden; ängſtlich bat ſie, Noten holen zu dürfen, und von Herbert's freundlicher Nähe ermuthigt, wagte ſie es, die Variationen zu ſpielen, die ſie erſt dieſen Nachmittag eingelernt hatte. Sie waren nicht ſehr ſchwer, aber Emma trug ſie vollendet vor, ſodaß ein paar ältere Herren am Spieltiſch ihre Köpfe ausſtreckten, um durch die Flügelthüre zu ſehen, wer am Klavier ſäße. „Bravo! rief der eine der Gräfin Alpeck zu, die nicht von ihren Karten aufblickte; man ſollte glauben, Fräulein Anberg käme aus der vornehmſten pariſer Penſion.“ Eben ſo lobend drückten ſich die jungen Herren aus, ſehr ſtumm wurden die jungen Damen, und Graf Herbert, der nun genug gethan zu haben glaubte, um ſie an ihren kaltherzigen Jugendgenoſſinnen zu rächen, unterhielt ſich mit ihr über ihren Muſikunterricht, ohne ſie zu weiterer Bemühung um die Geſellſchaft zu bewegen.

Endlich war der erſte Tag im Mutterhauſe zu Ende. Die Gräfin, deren Spiel länger wie aller Andern dauerte, erlaubte Emma, nachdem die jungen Damen ſich entfernt hatten, ohne weitere Umſtände ſich zur Ruhe zu begeben. Es zog ſie an der Mutter Bruſt; aber dieſe war ſo gänzlich mit ihrem Spiel beſchäftigt, daß ſie ſich nach einigen Sekunden Unſicherheit traurig von ihr entfernte — da fiel ihr Graf Herbert in die Augen, der hinter dem Stuhl eines der Mitſpieler ſtand. Sie durfte ihn, das wußte ſie, durch keinen Abſchiedsgruß auszeichnen; aber ſie ließ ihr redendes Auge mit wehmüthiger Dankbarkeit auf ihm ruhen. Ach, er war ja der einzige Menſch in dieſer fremden Welt, der ihr Theilnahme bezeigt hatte. Sie hätte ſehr gewünſcht, ſogleich beim Eintritt in ihr Zimmer allein ſein zu können; aber die ihr zugegebene Kammerfrau ſtützte ſich auf den Befehl der Mutter: ſie mußte ſich ausziehn, ſich bedienen laſſen, und erhielt nur durch die Bemerkung Erlaubniß, ihre Haare ſelbſt zu wickeln, daß ſie nur, auf die gewohnte Weiſe geordnet, die gewünſchte Wirkung hervorbringen könnten. Endlich legte ſie ihr geſpanntes, ſchmerzendes Haupt aufs Kiſſen; ſie betete, weinte, überdachte ihrer Lehrerin Ermahnungen und beſchloß, ſich in Allem, was nicht ihr Gewiſſen verbot, der Mutter Willen zuvorkommend zu fügen. Sie erinnerte ſich, daß ihr die Lehrerin auch für den Fall, wenn ſie den Ausdruck von ihrer Mutter Zärtlichkeit nicht ſogleich verſtehen möchte, empfohlen hatte, von der Zeit die Erfüllung ihrer Wünſche zu erwarten. Ihr Herz beruhigte ſich, aber ihre Nerven zuckten; ſie ſchlief ſpät ein und ſtand ermattet auf. Das Leben, das ſie nun führte, war nicht gemacht, die zufällige Erſchütterung ihrer Geſundheit zu heilen. Zuerſt war es die Bemühung um die Umwandlung ihres Anzugs. In acht bis zehn Tagen gab der Miniſter v. P. einen großen Ball, und dort ſollte ſie, mit aller Eleganz der

Mode ausgeſchmückt, in die große Welt eingeführt werden. Vorläufig mußte ſich Emma an einen feſteren Schnürleib gewöhnen, welches ihrem zarten Knochenbau vielmehr ſchadete, als er ihr läſtig war. Die Lehrer ſtellten ſich nach einander ein. Der Klaviermeiſter war der einzige, der ihr Freude machte; er erſtaunte über ihr Talent, gab ihrem ernſten Geſchmack ſeinen Beifall, machte es ihr aber zur Pflicht, immer ein brillantes Modeſtück im Vorrath zu haben, um die Geſellſchaft zu vergnügen. Viel ſchlimmer war es mit dem Tanzmeiſter; er war von Frau v. Steinfeld empfohlen, ſie wohnte ſelbſt der erſten Lection bei und war über die Zierlichkeit, die Biegſamkeit der reizenden Geſtalt ihrer Nichte ganz entzückt. Der Lehrer ſchmeichelte ſich, durch ſo eine Schülerin ſeinen Ruf über alle ſeine Collegen zu erheben, und nöthigte das zarte Geſchöpf zu Anſtrengungen, die in dieſem Alter nur bei einer ſehr geſunden Bruſt unſchädlich ſind. Die Kammerfrau, welche, von Emma's mildem Weſen gewonnen, dieſelbe ſchon von Herzen liebte, machte der Frau v. Steinfeld die ſcharf abgeſchnittene Röthe bemerklich, welche auf ihres Fräuleins Wangen bei jeder Tanzlection entſtand, ihr feuchtglänzendes Auge, ihre geſchwächte Stimme, die ſich nur nach einigen Stunden wieder herſtellte. Frau v. Steinfeld nannte das Alles Verzärtelung und bat die Mutter, nur gleich anfangs ihr Anſehen zu gebrauchen, um dieſe kleinen Ziererrien zu beſeitigen.

Es war in Emma's Gemüth ein ſonderbarer Zwieſpalt zwiſchen ihren Pflichten, ihren Kräften und ihren Neigungen eingetreten. In ihrem Stift hatte man ihr gelehrt, die ſchönen Künſte nur als Schmuck des Lebens, nicht als Zweck deſſelben anzuſehen; jetzt ſprach man von ihnen ſtets zuerſt, ſtets ausſchließlich. Dort hatte Muſik, Geſang, Tanz ihr ſtets die größte Freude gemacht; der Geſang gehörte zu ihren religiöſen Freuden, der Tanz war der Begleiter jedes ländlichen Feſtes, jedes frohen Abends im Kreiſe ihrer Geſpielinnen geweſen. Hier drang man ihr Singſtücke auf, welche ihre Bruſt zerarbeiteten, ohne ihr Gefühl anders als mit Überdruß zu beſchäftigen; jetzt mußte ſie Tänze üben, ſich zu Stellungen ſpannen, denen ihre zarte Bildung unterlag. Glühend heiß, mit ſchmerzender Bruſt, koſtete es lange Zeit, ehe ſie nach jeder Tanzlection ſich erholte; der ſteife Schnürleib verhinderte ſie freilich, dem Bedürfniß ihres ſchwachen Rückens gemäß, ſich zuſammenzubücken, aber um ſo weniger waren die künſtlichen Pas, die gewaltſamen Sprünge Ausdruck der Fröhlichkeit. Wenn der Morgen mit Lectionen vergangen war, holte ſie die Tante zu einer Spazierfahrt ab; dann kam das Mittageſſen zu der Zeit, wo ihr ehemals die Feierſtunde der Arbeit geſchlagen; nach dieſem durfte ſie den Salon nicht mehr verlaſſen, und Mitternacht war unfern, wenn ſie auf ihr Zimmer zurückkam. Bald fügte ſich zu allen dieſen, ihr bisher fremden Obliegenheiten noch die peinlichſte, die einer modiſchen Toilette. Bisher hatte der zahlreiche Geſellſchaftskreis ihrer Mutter ſie ſtets „die ſchöne kleine Novize“ genannt, einzig, weil man ſich unter einer von Herrnhutern geleiteten Erziehungsanſtalt eine Art Kloſter dachte; denn ihr Anzug zeichnete ſich durch die beſtimmteſte Einfachheit, gar nicht durch Farbe und Schnitt aus. Nun hatten aber Näherinnen, Schneider und Modiſten ihre Beſtellungen vollendet, und der Ball des Miniſters fand ſtatt. Emma erkannte ſich ſelbſt nicht, wie ſie ihre Geſtalt nach und nach bilden ſah. Der kleine Abſatz am Schuh hatte ihr die Nothwendigkeit, ſich auf den Fußzehen zu bewegen, fühlbar gemacht, denn ſie erſchrak vor dem Lärm ihres eigenen Schrittes. Ihr ſchönes Haar ſpielte nicht mehr um ihren züchtig verhüllten Nacken; die Gräfin hatte den Anſtand nach der äußerſten Linie der Mode beobachtet, und bei dem ſtolzen Lockenbau ſchien ihr ſchön gebildeter Kopf viel höher als ſonſt auf dem alabaſterweißen Nacken zu ſtehen. Ein grüner Zweig durchflocht ihr Haar, und eben ſolche Zweige hielten das Gazegewebe von dem Beſatz ihres weißen Seidengewandes — das ſechzehnjährige Kind war plötzlich zur erwachſenen, zartblühenden Jungfrau geworden. Die Gräfin dankte ein Mal über das andere ihrer Schweſter für den herrlichen Einfall, Emma ihren Freunden in ihrem Penſionskleid vorgeſtellt zu haben; die Wirkung ihrer heutigen Erſcheinung mußte dadurch auffallend verſtärkt ſein. „Aber es iſt auch unglaublich, was ein guter Schnürleib, was Kopfputz, was Anzug thut!“ wiederholte ſie, und rückte hier eine Locke, bog dort eine Falte an der Tochter zauberiſchem Putze. Theodor ward hereingebracht, um die Schweſter zu bewundern. Er kam mit einem großen Strauß Wieſenblumen, die er ſoeben im Baumgarten gepflückt, freudig auf die Schweſter zugelaufen, blieb aber betroffen ſtehen, ſah auf ihren Putz, dann auf ſeine Blumen, legte dieſe betrübt auf einen

Stuhl und ſagte: „Ach, ſo kannſt Du ja nicht mit mir ſpielen!“ und ſetzte ſich, kein Auge von Emma wendend, betrübt auf ein Bänkchen. Emma entſchlüpfte der Kammerfrau, welche die Scherpe anheftete, und wollte Theodor umarmen; Mutter, Tante und Kammerfrau riefen angſtvoll, als drohe ihr ein Abgrund: „Er iſt ja ganz ſtaubig!“ — „Du zerknitterſt dein Bruſtbouquet!“ — „Er faßt Dich in die Locken!“ — Emma zog ſich erröthend mit Thränen in den Augen zurück. Theodor aber rief zornig: „O Du arme Schweſter, Dein kleiner Rock war viel hübſcher, und wir waren viel vergnügter darin!“ und ſo ging er langſam, faſt rücklings, zur Thür hinaus, ſeine bedenklichen Blicke immer noch auf die geputzte Schweſter geheftet.

Ach, das war eine Vorbedeutung auf den heutigen Tag und auf das weitere Leben des guten Mädchens! Sie hatte manchen Gewiſſenszweifel bei der glänzenden Toilette gehabt. Zuvörderſt quälte den armen Neuling noch der Gedanke, wie vielen Armen für das Geld, welches ihr Putz koſtete, geholfen werden könnte! Das war eine ihrer Inſtitutsanſichten, welche die Lehrer dem jugendlichen Gemüth für zuſprechender hielten als die Beweiſe der Nothwendigkeit, die Arbeiten des Luxus zu befördern; ihre zweite Beängſtigung traf der ungewohnte Schnitt ihres Kleides. Fern ſei es, ihn der Unanſtändigkeit zu beſchuldigen; vor dieſer hüten ſich Weiber von Stand, wenn ſie ihr Verhältniß recht einſehen, um ihres Standes willen; allein Emma war auch dieſe mäßige Entblößung nicht gewohnt, und außer der Scham empörte ſich ihr natürlicher Schönheitsſinn, der es unſinnig fand, die Bruſt zu verhüllen und den Rücken zu entblößen. Allein ihr Auge war ſchon einige Tage an den Anblick gewöhnt, ihre Mutter drückte ihren Beifall durch ſchmeichelnde Liebkoſungen aus, und die Freude über dieſe verſöhnte die arme, nach Mutterliebe ſchmachtende Emma mit ihrem Putze; der Spiegel und die ſechzehn Jahre thaten das Uebrige. Allein Theodors Beſtürzung und Zorn ſtellte den ganzen Auftritt in ein neues Licht. Es dünkte ihr plötzlich, als habe ſie mit dem ſchlichten Kinderkleid auch alles Kinderglück von ſich gegeben, als ſei ſie jetzt erſt wirklich von ihren Jugendgenoſſen geſchieden, und zu Dem, was ſie dagegen einzutauſchen hoffte, zu dem kindlichen Leben in der Nähe der Mutter, ſah ſie keine Möglichkeit vor ſich. Zum Glück hatte ſie nicht Zeit, ſich dieſen Betrachtungen zu überlaſſen, der Wagen fuhr vor, und die Angſt, zum erſten Mal in einen fremden Salon zu treten, verdrängte jedes andere Gefühl.

Kaum waren die erſten Momente des Empfangs, der Vorſtellung vorüber und Stühle eingenommen, ſo ſagte Frau v. Steinfeld zu ihrer Schweſter: „Sieh, ich bitte Dich, iſt's nicht, als wenn die Kleine mit ihren Garnirungen die beſtimmteſte Haltung angelegt hätte? Das iſt ein unbegreifliches Mädchen! Sieh, wie ungezwungen ſie den eiteln Walberg behandelt. — Ach! auf den Empfang kann Graf Herbert ſtolz ſein. Das iſt offenbare Vorliebe, da guckt das Inſtitutsfräulein vor.“ Länger dauerte das Geſpräch nicht, denn die Gräfin, welche nur zerſtreut auf ihre Schweſter gehört hatte und den Schritten der Hausfrau gefolgt war, welche die Partien ordnete, eilte der ihr jetzt dargebotenen Karte entgegen und begab ſich in ein entferntes Zimmer. Wirklich ſchien Emma's Haltung ein Wunderwerk. Beſcheidenheit, allgemeines Wohlwollen, zartes weibliches Gefühl hätten ihrer Schüchternheit alles Linkiſche benommen; allein im Moment, wo ſie beim Eintritt ins Vorzimmer ungeheueres Herzklopfen empfand, erinnerte ſie ſich ihres treuen Lehrers in Montmirail und rief ſich ſelbſt zu: „Nur der Schuldige ſoll ſich fürchten!" und dieſer, junge Mädchen beim Eintritt zum erſten Balle wol ſehr ſelten beſchäftigende Gedanke gab ihr eine wirkliche Zuverſicht, die ſie bis zum Ideal verſchönerte. Die kleine Herrnhuterin ward plötzlich zu der Königin des Feſtes, man drängte ſich zu ihr, ihr Tanz ward der Gegenſtand der allgemeinen Bewunderung, und wenn Schmeichelei befriedigen könnte, hätte Emma einen glücklichen Abend zubringen müſſen. Sie war nicht unempfindlich gegen den ſichtlichen Beifall, der ihr ward, aber glücklich, ungezwungen fand ſie ſich doch nur in dem Geſpräch mit Graf Herbert: er ſetzte ſie nicht in Verlegenheit, er war ernſthaft, und mit ihm war ſie doch immer heiter. Gleich nach dem erſten Tanze bat ſie ihn, der ihr mit Entzücken zugeſehen hatte, ſie zu ihrer Mutter zu führen; er ſchien zu zögern, allein ſie zog ihn fort. Die Gräfin ſah ſehr erhitzt aus, Emma's Nähe ſchien ſie in Verlegenheit zu ſetzen, ſie erwiederte kaum deren zärtliche Liebkoſung; wie ſie ſich aber einen Stuhl reichen ließ und Anſtalt machte, ſich neben ihr niederzulaſſen, rief ſie ungeduldig: „Welch ein Einfall! Graf Herbert, fehlt es denn an Tänzern?" —

In dieſem Augenblick eilte ein glänzendes Offizierchen vom Tanzſaal herbei und beſchwor die beſtürzte Emma, zurückzukehren; dieſer ſagte ihrer Mutter einige bittende Worte, welche die Gräfin nur mit einer kleinen Verbeugung an den Offizier beantwortete, wodurch ſie ihm ihre Tochter zum Tanz übergab — und mit einem ſchmerzlichen Blick auf Graf Herbert folgte ſie dem unerwünſchten Tänzer.

Die Geſellſchaft trennte ſich nach und nach, und Emma wagte es nun wieder, dem Spieltiſch ihrer Mutter zu nahen. Eine Zeitlang ließ ſie ſich durch Graf Herbert's gefliſſentliches Geſpräch am Eingang des Zimmers aufhalten, nahm aber wahr, daß eine todte, ihr höchſt ſchauerliche Stille an der Mutter Spieltiſch herrſchte. Plötzlich ſah ſie ihre Mutter aufſtehen und hörte ſie mit einer Art Ungeſtüm ſagen: „Nein, Frau Präſidentin, für heute muß es genug ſein. Ich möchte meine Verbindlichkeiten nicht ſteigern.“ Die Präſidentin zuckte die Schultern, der dritte Mann, ein alter General, zählte bedächtig einen Haufen Goldſtücke in ſeinen Beutel und wiederholte kaltblütig: „Ich ſtehe Ihro Gnaden immer zu Befehl.“ Emma vergaß alle äußere Umſtände, ſie bemerkte nur, daß ihre Mutter die Farbe wechſelte, eilte zu ihr und ſuchte mit zärtlicher Frage nach ihrem Wohlbefinden eine ihrer Hände zu ergreifen, die einen Stift hielten, mit dem die Gräfin Boutaden aufſchrieb. Erſchrocken nahm ſie Emma's Nähe war, zog ihre Hand etwas unſanft zurück und ſagte, zwar leiſe: „Das iſt ja zudringlich! Warte, bis ich Dich abrufe.“ Das arme Kind fühlte ihr Herz brechen, ganz eigentlich. Es war ein phyſiſcher Schmerz, von dem ſie ſpäter verſicherte, er ſei der Anfang ihres Hinſterbens geweſen, der Mehlthau, der auf ihre Blüte gefallen. Graf Herbert ſah ſie erblaſſen. „Die Hitze drückt Sie, ſagte er laut; erlauben Sie mir, Sie an den Balkon zu führen. Ihre Frau Mutter behält Sie da im Auge.“ Emma heftete einen ſo ſchmerzvollen Blick auf ihn, daß er ſich nicht enthalten konnte, ihre Hand zu faſſen und im Gehen ihr zuzuflüſtern: „Nehmen Sie nicht ſo ſchwer, was vorübergehender Misverſtand iſt. Wenn wir das Spiel ernſthaft behandeln, mögen wir ebenſo wenig dabei geſtört werden wie bei einer Arbeit.“ Emma antwortete nicht, der Graf blieb am offenen Balkon ſtehen und beobachtete Emma's Blick, der ſich mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck zum Himmel richtete. Es war Hoffnungsloſigkeit und Gottvertrauen im ſonderbarſten Verein. Der Mond wandelte durch zerriſſene Wolken, jetzt aber gewann er einen heitern Plan, er verſilberte das ihn kurz vorher verſchleiernde ſchwarze Gewölk; Emma's Blick ward heiterer, ein paar helle Thränen rollten langſam über ihre Wangen, und, als ſei mit ihnen der Nebel des Grams niedergeſchlagen, ſenkte ſie ihren Blick freundlich auf Herbert und ſprach von dem Mondenlicht an ihrem lieben montmirailer See. Beim Heimfahren machte ihr die Gräfin durch herzliche Sorge für ihre Geſundheit den kleinen Unmuth der vergangenen Stunde vergeſſen. „Fräulein Emma iſt heiſer geworden, hatte Graf Herbert beim Abſchied geſagt; ich fürchte, der offene Balkon hat ihr geſchadet.“ Das konnte nicht ſein, die Juliusnacht war ſo lau! und wie willkommen war dieſe Heiſerkeit dem guten Kinde, da ſie ihr die Aufmerkſamkeit ihrer Mutter erwarb!

Emma fand ſich ſehr matt am folgenden Morgen, ihre Stimme war wieder frei, aber ihr Auge wunderbar glänzend, und die zarte blaue Schattirung unter demſelben zeigte deutlich, daß dieſes nicht der Glanz des Jugendmuthes ſei. Sie fand, wie ſie ſich zum Frühſtück einſtellte, einen finſter und demüthig ausſehenden Mann im Zimmer, der ſich ſoeben mit tiefen Verbeugungen von der Gräfin beurlaubte. Dieſe ſah ſehr blaß aus, empfing ihrer Tochter herzliche Begrüßung ſehr zerſtreut und ſuchte nach Papieren, indeß Emma ſich mit Theodor beſchäftigte, der ſich unendlich freute, daß ſeine Schweſter wieder „ſeine Emma" geworden ſei, und ihr mit wahrem Genuß all ſeinen Spielkram in den Schoos legte, bei jedem Stück fragend: „Nicht wahr, das ſchadet auch nicht?" ſich des geſtrigen Verbots, das Ballkleid zu berühren, bitterlich erinnernd. Bald kam aber eine Botſchaft von ihrem Stiefvater, der ſie zu ſich auf ſein Zimmer beſchied. Da das gemeſſene Benehmen dieſes Mannes, ſein zwar ſehr achtungsvoller, aber faſt beſtimmter Ton gegen ihre Mutter ihr viel Schüchternheit einflößte, ging ſie mit Herzklopfen zu ihm, welches bei der feierlichen Anrede, die er an ſie begann, nicht abließ. Er ſprach davon, wie ihr verewigter Vater ihn ſelbſt zu einem ihrer Vormünder ernannt und ſo den erſten Grund zu der Verbindung mit ihrer Mutter gelegt habe, wie ihr Alter zwar noch ſo zart ſei, daß es ſie aller Geſchäftskenntniß überhöbe; allein er bemerke mit Vergnügen einen ſo ernſten Sinn an ihr, daß er ihr willig als Freund und Vater eine Überſicht ihres Vermögens geben wolle. Er nannte ihr nun Summen, die der einfachen Emma ungeheuer ſchienen, und ſetzte hinzu: „So lange ſie unter meiner Verwaltung ſtehen, ſollen ſie ſich nur vermehren; Ihr Vater, meine liebe Tochter, hat auch einen Plan entworfen, der ſie nach mir in achtungswürdige Hände gibt — doch das kommt Ihrer Mutter zu Ihnen zu entdecken; ich rathe Ihnen nur für den Frieden Ihres künftigen Lebens, ſich an geregelte Ausgaben zu gewöhnen, jede leidenſchaftliche Laune zur Verſchwendung früh zu beherrſchen und — und überhaupt der Pflicht Ihres Geſchlechts, ſich dem Wohl der Ihrigen zu widmen, ſtets eingedenk zu ſein.“ Emma war ſo ängſtlich verlegen, daß ſie ihres Stiefvaters Worte nur halb verſtand; allein ſie verriethen einen moraliſchen Sinn, und dieſer zog ſie mit Vertrauen zu dieſem ihr bisher ſo fremden Mann. Ihre überſtrömend herzliche Antwort ſchien ihm jedoch peinlich, er ward wieder höflich und ging zu „einem andern Beweiſe von Vertrauen über, den er ihr zu geben gedächte,“ wobei er ihr ein anſehnliches Schmuckkäſtchen überreichte, deſſen Inhalt Emma mehr durch ſeine Fülle als den ihr ganz unverſtändlichen Werth der Juwelen in Erſtaunen ſetzte. Obſchon, ſagte der Graf, junge Damen keine Diamanten trügen, wolle er ihr doch einen Beweis ſeines Vertrauens geben, indem er dieſen Schatz ihrer Obhut überlaſſe. Emma dankte, bat aber innig, ſie damit zu verſchonen, und dieſes wie alles Übrige mit ſeiner väterlichen Güte ferner zu verwalten; nur ein paar lange Schnüre der ſchönſten orientaliſchen Perlen nahm ſie aus dem Käſtchen, dergleichen hatte ſie an jungen Damen ihres Alters geſehen und hatte eine jugendlich ſchwärmeriſche Vorliebe für ſie.

Emma, in ihr Zimmer zurückgekehrt, tadelte ſich ſelbſt über die Heftigkeit ihrer Gemüthsbewegung, ſie wiederholte ſich ihre früh empfangenen Lehren der Selbſtbeherrſchung, die heute von ihrem Stiefvater empfangene Ermahnung von Mäßigung der Leidenſchaft geſellte ſich zu ihnen, und ohne zu wiſſen, was ſie eigentlich bedürfe, kniete ſie in ein Winkelchen ihres Cabinets und betete ſehnſuchtsvoll „um den Frieden Gottes,“ denn ſie wußte Das, was ihr fehlte, nicht zu benennen. Mit ſcharfer Diſſonanz rief ſie die Ankunft des Tanzmeiſters aus dieſem heiligen Aufſchwung zurück. Sie war aber heute ſo erſchöpft, daß ſie den Lehrer bitten mußte, ſeinen Unterricht früher zu beenden. In dieſem Augenblick trat Frau v. Steinfeld zu ihr herein. Sie wollte nachſehen, ob die Nichte, ſowie ſie geſtern dazu aufgefodert ward, Herrn Dümont gebeten hatte, ſie die Pas zur Gavotte zu lehren. Der Lehrer entſchuldigte ſich mit der Müdigkeit des Fräuleins; allein davon wollte die Tante, die nie ein körperliches Leiden gekannt, gar nichts hören: ſie erklärte, daß junge Leute ſich dergleichen Weichlichkeiten gar nicht erlauben müßten; ſie verdanke ihre unerſchütterliche Geſundheit ihren täglichen Ermüdungen durch Gehen, Reiten und häufiges Reiſen; dieſe Mittel ſollten auch Emma ſtärken. Augenblicklich mußte dieſe ihren Hut aufſetzen und mit ihr in den Park gehen.

Matt und ſtimmlos kam Emma von ihrem Spaziergange mit der Tante nach Hauſe, ward aber bei der Tafel ſehr heiter bei dem Geſpräch ihres Stiefvaters und des Grafen Herbert, die, nebſt ein paar ältern Geſchäftsmännern, über das Armenweſen der Stadt ſich unterhielten. Sie erfuhr, wie viel Gutes in Berlin in dieſem Fache geſchieht, und unfähig, das Wie zu beurtheilen, ſah ſie mit Entzücken, daß die bunte Welt, mit der ſie ſich noch gar nicht zu befreunden vermochte, viele und große Opfer in guter Abſicht zu bringen weiß. Beſonders freute ſie ſich, daß Herbert, nach ihrem Bedünken, das Beſte und Frömmſte ſagte; und obſchon ſie ſich nicht herausnahm, an dem Geſpräche Theil zu nehmen, winkte ſie ihren „älteſten Bekannten,“ wie ſie Graf Herbert ſcherzend nannte, in ein Fenſter und bat ihn, während der Kaffee herumgereicht wurde, um die Erklärung einiger ihr unverſtändlich gebliebenen Punkte des Geſprächs. Graf Herbert befriedigte ſie und ſagte dann: „Sie haben eine ſchöne Ausbildung genoſſen, mein Fräulein, da Sie der Theilnahme an ſo ernſten Gegenſtänden fähig ſind.“ Sie antwortete mit einem feurigen Lobe ihrer Lehrer und fuhr dann vertraulich ſchwatzend fort zu fragen: „Nicht wahr, wenn ich mündig bin, dann kann ich mit meinem Einkommen machen, was ich will?“ — „Was ihr Gewiſſen gut heißt, wird meine junge Freundin thun.“ — „Ja, ſo mein' ich's!“ und nun deutete ſie an, welche der in ihrer Gegenwart erwähnten Anſtalten ſie unterſtützen wollte; aber am erwünſchteſten ſchien es ihr, eine Töchterſchule auf dem Gute zu ſtiften, wo ihr Vater geſtorben und beerdigt ſei.

Emma's Angeſicht glänzte wie das eines Engels, indem ſie ſprach. Wirklich ſchienen die zarten Formen ganz ätheriſch zu werden, das Roth ihrer Wangen glich dem tiefen Kelch einer weißen Roſe, und durchſichtig zart ſchimmerte ihr blendend weißer Hals. Der Graf war ausnehmend gerührt über die holdſelige Geſtalt; „dieſe Freude ſollen Sie haben, mein Fräulein," ſagte er. „Nicht wahr?" unterbrach ſie ihn, freudig ihre Hände noch zuſammengelegt und ſie wie dankend emporhebend, „nicht wahr, Sie geben mir dann Rath?" — „Theures, edles Kind, wollen Sie mir denn das Recht dazu geben?" fragte nun Graf Herbert ſeinerſeits und faßte ihre Hände, die er ehrerbietig an ſeine Lippen hob. Plötzlich erinnerte ſich Emma einiger Worte, die heute früh ihr Stiefvater geſprochen, von einem Plan ihres Vaters, ihr Vermögen auch nach ihrer Volljährigkeit in achtungswürdige Hände zu geben; ſie waren ihr unverſtändlich geweſen, aber ſie hatte nicht weiter an ſie gedacht; jetzt fuhr eine Ahnung durch ihre Seele, daß Graf Herbert mit ihnen in Verbindung ſtehen könnte; ſie erſchrak heftig, aber die hohe Achtung, die ihr der Mann eingeflößt, und die ſchöne Einfalt ihres Herzens verhinderte ſie zu irgend einer Spielerei ihre Zuflucht zu nehmen. Sie ſagte zitternd: „Sie waren meines Vaters Freund, Sie haben das Recht, mich zu berathen." Weiter vermochte ſie aber nichts hinzuzuſetzen, ſondern war froh, daß ihre Mutter ſie gleich darauf abrief, um noch vor der Abendgeſellſchaft einige Beſuche mit ihr zu machen.

Emma durfte dieſen Abend allein zu Hauſe bleiben, ſie war darüber entzückt; ſie beſchäftigte ſich mit Theodor, und wie man dieſen zur Ruhe gebracht, nahm ſie ſich vor, recht lange Briefe an ihre Inſtitutsfreundinnen zu ſchreiben; aber wie ſie ihre Ideen ſammeln wollte, wurden ihre Erinnerungen der in ihrer Mutter Hauſe zugebrachten Tage ſo lebhaft, daß ſie nicht wußte, welche ſie zur Mittheilung wählen ſollte. Sie hatte ſich oft mit ihren Freundinnen von der Hoffnung unterhalten, ihr Beiſammenſein mit ihrer Mutter ſolle ſie für die Trennung von ihnen entſchädigen. Sie hatte Tage geträumt, zwiſchen Arbeit und Lernen getheilt, Abende, am häuslichen Theetiſch durch geiſtvolles Geſpräch gewürzt, oder größere Geſellſchaft junger Genoſſen, wo Muſik, Tanz und artige Spiele die Abende kunſtlos beleben würden. Was ſie vom erſten Abend an ſich bewußt war, fühlte ſie jetzt mit ergreifender Heftigkeit: daß von allen ihren Erwartungen keine erfüllt ſei. Wie in einem Schattenſpiel gingen alle die Auftritte vor ihr vorüber. Beim Frühſtück Putzmacherinnen und Kaufleute und zweckloſe Beſuche; zu Mittag fremde Geſichter und ſpärliches Geſpräch; des Abends ein zwangvoller Anzug, Lichtgeflimmer, leerer Lärm. Unter den verworrenen Bildern ihrer Phantaſie traten nur einzelne Momente immer wieder klar vor ſie hin: Graf Herbert's milde, theilnehmende Weiſe, wie er hier und da ihr zum Schutze gedient; die Stimme ihrer Mutter am geſtrigen traurigen Abend, wie ſie das Spiel abzubrechen bat, und Graf Alpeck's geheimnißvolle Worte, die ihr einen von ihrem Vater beſtellten Beſchützer verhießen. Dieſer letzte Gedanke behielt die Oberhand. Der

Beſchützer, den ſie zu errathen ſuchte, zeigte ſich, ihren Träumen nach, in der halb undeutlichen Geſtalt eines Engels, wie die babyloniſch jüdiſchen Mythen ſie ſchildern, der ihr einen Lilienſtengel zuneigte, an dem helle Tropfen herabrannen. Das iſt Himmelsthau, ſagte Emma und ſtreckte ihre Hand nach ihm aus. Das ſind deine Thränen, antwortete der Engel. Aber jetzt nahm die Schlummernde wahr, daß ihre wohlmeinende Kammerfrau ihre Wangen trocknete, und vernahm, daß dieſelbe ſie unruhig ſchlafend, noch immer die Feder in der Hand, im Sopha zurückgelehnt gefunden hatte. Marthe beſchwor ihr Fräulein, ſich zur Ruhe zu legen: „Sie zittern ja wie ein Espenlaub, ſagte die Treue; das macht der böſe Traum. Ihre Thränen rannen ja über Ihre Wangen wie der Thau über ein Lilienblatt.“ Das Fräulein hatte ſich vorgenommen, der Gräfin Nachhauſekunft zu erwarten; aber ſie fühlte ſich deſſen unfähig und gab den Vorſtellungen ihrer Dienerin Gehör.

Kaum hatte Emma am folgenden Morgen ihre Kleidung übergeworfen, ſo trat ihre Mutter zu ihr ein. Innig dankbar für dieſe ungewohnte Güte, warf ſich die Tochter in ihre Arme und entſchuldigte ſich, ſie nicht erwartet zu haben. Liebkoſend verbot ihr die Gräfin, dieſes jemals zu thun. „Frühſtücken Sie heute bei mir, liebe Mutter?“ ſagte die Kleine ſchmeichelnd und wollte jene bewegen, ſich auf einen Divan niederzulaſſen; „ſehen Sie, hier am Fenſter, da ſehen Sie gerade in die Roſenhecken hinein.“ Die Mutter ſträubte ſich: „Nein, nein! ich habe heute gar nicht Zeit, mit Dir zu frühſtücken; ich komme, um eine Gefälligkeit von Dir zu bitten." — Emma ſtand beſtürzt und fragend vor ihr. — „Gieb mir die beiden Perlenſchnuren, welche Du geſtern aus Deinem Schmuckkäſtchen nahmſt. Du trägſt ſie doch nicht, wenn ich Dir ſage, daß ich keine nur halb ſo ſchöne habe." . . . Emma legte ſchon fröhlich lächelnd die Perlen um der Gräfin noch blendend ſchönen Hals: „Gewiß gebühren ſie Ihnen, kleiden ſie Sie — und nun ich ſie an Ihnen ſehe, kommen ſie mir erſt ſchön vor." Die Gräfin ward bald roth, bald bleich, ſie drückte ihre Tochter an ihre Bruſt, murmelte unzuſammenhängende Worte, die bald Segen, bald Gelübde ausdrückten, und eilte hinweg. Emma dachte während ihres einſamen Frühſtücks dieſem räthſelhaften Auftritt nach, oder weinte vielmehr, ohne nachzudenken über ihre unheimliche Lage und ihrer armen Mutter unheimliche Lebensweiſe. Sie, um die ſonſt nichts wie Klarheit, Beſtimmtheit im Wollen und Können geherrſcht hatte, verſtand jetzt von Niemandes Abſicht und Endzweck, Willen und Mittel. Bei Tiſche fand ſie ihre Mutter ſehr heiter, ſehr glänzend geputzt, und Graf Herbert, der nach den erſten mit ihr gewechſelten Worten ſogleich ſich beſorgt zur Gräfin wandte, ſie auf Emma's gänzlich heiſere Stimme abermals aufmerkſam machend. Frau v. Steinfeld, welche gegenwärtig war, verſicherte, daß die Nichte zu wenig der freien Luft genöſſe, ſchlug eine Spazirfahrt vor und erlaubte Graf Herbert, ſie zu Pferde zu begleiten. Man ſtieg unter Bäumen aus; Herbert bemerkte mit Bewunderung die vielen praktiſchen Kenntniſſe ſeiner jungen Freundin: ſie kannte alle Pflanzen, ſchien viel Theilnahme für den Landbau zu bezeigen und ſprach mit ihrer leiſen Stimme und gebrochenem Deutſch voll zauberiſcher Herzlichkeit mit den Landleuten, die dort pflügten und das engelſchöne Fräulein ſegneten, welches ihrem neben der Furche ſpielenden Kinde eine Silbermünze zurückließ. Das waren ein paar genußvolle Stunden! Die Tante ſelbſt hatte ſo wenig Unruhe und Leere in ihnen geſpürt, daß ſie den Entſchluß in ihr erzeugten, ſich von ihrer Schweſter Emma zur Begleiterin und Geſellſchafterin bei ihrem Badeaufenthalt in Eger zu erbitten. Dort, war ſie überzeugt, würden freie Luft und Spaziergänge ihrer Nichte Geſundheit bald ſtählen. Dieſe Zuverſicht lockte ein mattes Lächeln auf Emma's holdes Geſicht; allein ſie ließ ſich den Vorſchlag freudig gefallen, und ihre Mutter gab es um ſo mehr zu, da ſie, ihres Gemahls feſt ausgeſprochenem Willen gemäß, das in jener Gegend gelegene Gut Oderau, welches Emma von ihrem Vater, der dort beerdigt war, geerbt hatte, den ganzen Herbſt über zu ihrem Aufenthalt machen ſollte. Emma war entzückt bei der Ausſicht, auf ſo lange Zeit dem läſtigen Stadtgewühl zu entgehen; ſie rechnete alle Blumen her, die ſie in Oderau noch blühen ſehen würde, und verſank in ſchwermüthige Träumerei, indem ihr endlich, vielleicht ein ihr aus den frühen Kinderjahren, wo ſie dieſes Gut bewohnt hatte, zurückgebliebenes Bild, eine kleine Wieſe vor Augen ſchwebte, auf deren zartem Grün herbſtliche Halmen, zahlreiche Zeitloſen ihre luftigen Kelche in der Abendſonne wiegten.

Sowie die vergangenen, gingen alle Tage dahin. Mit frommer Scheu nahte ſich Emma nie mehr ihrer

Mutter Spieltiſch, ſie fragte nie mehr, wenn ſie die Abende ohne ſie abweſend war, ob ſie ſpät zurückgekehrt ſei, ihre Jugendfreuden waren dahin, die einzige Nahrung ihres Herzens war Theodors innige Anhänglichkeit und Graf Herbert's Theilnahme, der ſich je mehr und mehr ihrer Geiſtesausbildung, ihrer Ideenberichtigung annahm. Ihr Stiefvater blieb in den Schranken kalter Höflichkeit, die aber bei manchem Anlaß Achtung für den Charakter, die Bildung ſeiner Stieftochter ausdrückte. Leider blieb auch die Gräfin ſich gleich: die Sorge des Putztiſches und das Bedürfniß der Geſellſchaft nahm ſie gänzlich hin, und Emma gewahrte mit Schrecken, daß Graf Alpeck ein paar Mal Vorſchläge von Feſten und glänzenden Landpartien mit Beſtimmtheit von ſich wies, wodurch ſeine Gemahlin aber nicht bewogen ward, die dazu beſtimmt geweſenen Abende im häuslichen Kreiſe zu verleben.

Frau v. Steinfeld reiſte nach Eger ab; Emma begleitete ſie gern, obſchon ſie ſich vor ihrem unbarmherzigen Spazirengehen fürchtete; Graf Herbert ward durch Geſchäfte an einer Badereiſe verhindert, hoffte aber ſeine Freundin auf kürzere Zeit zu beſuchen. Wie Frau v. Steinfeld, nach Gebrauch, bei ihrer Ankunft den Beſuch des Badearztes empfing, ward dieſer bei Emma's Anblick ſehr betroffen und fragte: ob dieſe junge Dame den Brunnen zu trinken hierhergekommen ſei? Frau v. Steinfeld verneinte es beſtimmt, kramte weitläufig ihre Überzeugung aus, daß die jungen Leute heut zu Tage in Weichlichkeit untergingen, und rühmte ſich ihrer Zuverſicht, daß vermittelſt Bergſteigen und friſcher Milchnahrung die zarten Färbchen, den Roſenhauch von Emma's Wangen andeutend, bald dunkeln ſollten. „Nur gemach, nur gemach, meine Gnädige! rief der alte Praktikus. Solche Verklärungsgeſichter ſind uns Ärzten a priori ſchon empfohlen, und — er nahm Emma's Hand, den Puls ihr fühlend — wenn die Ader ſo zittert, wie die Wellen im Forellenbach, die über Kieſel dem Abhange zueilen, und der Blick ſo glänzend iſt, wie der Mond im Thautropfen, dann ...“ — „Wahrlich, lieber Doktor, wir bedürfen höchſtens Recepte, aber ſolche poetiſche Beſchreibungen ...“ — „Mache ich nicht alle Tage, meine Gnäd'ge! ſchreibe aber hier kein Recept, ſondern gebe Ihrer Diät Beifall, doch kuhlaue Milch, keine friſche, und kein Bergſteigen, ſondern Ruhe unter Bäumen auf der Wieſe.“ — Frau v. Steinfeld folgte dem Arzt nicht, und Emma fühlte ſich täglich weniger fähig, der Anſoderung der ſie bewundernden Menge in den Geſellſchaftsſälen und der Beharrlichkeit der Tante zu genügen; ihre Kräfte ſchwanden immer mehr, und wenn ſie bis zur Sinnenverwirrung erhitzt am Abend auf ihr Lager ſank, ſtand oft der Engel mit dem Lilienſtengel vor ihr, und ihr frommer Sinn fing an, einen frühen Tod als eine frühe Seligkeit zu betrachten. In der Jugend iſt der Tod ſo leicht, denn die Kraft, welche das Leben dann beſitzt, ſtärkt auch, das Leben zu verlaſſen. Wir haben noch nichts begonnen, noch nichts verloren, wir wünſchen nur, und was unſern Wünſchen gewährt ward, ſchien in Vergleich der Sehnſucht immer ſchaal. Mit Vorliebe hing Emma dem Gedanken nach, nur noch ein Mal ihre Mutter zu ſehen, und Graf Herbert noch ein Mal zu danken — denn er hatte die einzigen armen Blümchen auf die Sandwüſte geſät, die ſie ſeit ihrem Austritt aus ihrem geliebten Montmirail gepflückt hatte. Wie erfreulich war ihr daher die Ankunft dieſes Freundes, den ſie eines Abends, wie ſie von einem ermüdenden Spazirgang zurückkehrte, unvermuthet vorfand. Graf Herbert ſchien bei ihrem Anblick tief erſchüttert, doch noch viel mehr, wie ihre Stimme, durch die frohe Überraſchung gänzlich erlöſchend, ihr nur den ſtralenden Blick ihres Auges, nur den Druck ihrer fieberheißen Hand zur Bewillkommung übrigließ. Der Graf konnte ſeine Vorwürfe gegen Frau v. Steinfeld nicht gänzlich unterdrücken; er bat, den Arzt augenblicklich herbeizurufen, und begleitete ihn, nachdem er ſeinen Beſuch bei den Damen beendigt, in ſein Zimmer, wo er ſeine Anſicht von Emma's Geſundheit, als Abgeſandter ihrer Mutter, von ihm erbat. Der wackere Doctor ſtand nicht an, zu geſtehen, daß Emma's Leben in höchſter Gefahr ſei. „Sie iſt, ſagte er, eines der Geſchöpfe, die man mit Liſt an das irdiſche Treiben feſſeln muß; ihr Hang ſtrebt ſtets erdaufwärts, wie die Flamme, die da eilt, die irdiſche Nahrung zu verzehren, damit ſie emporzuſteigen nichts hindere. Da muß man ſtets ſuchen den irdiſchen Stoff zu vermehren, bis die Zeit ein Gleichgewicht herſtellt. Aber bei dieſer jungen Dame ſcheint man aus Irrthum gerade das Gegentheil gethan zu haben. Der Geiſt zehrt an der zarten Hülle, und die unpaſſendſte Lebensweiſe . . .“ Graf Herbert ſchien in der heftigſten Gemüthsbewegung über den Ausſpruch des Arztes, er bat ihn um die größte Sorgfalt, um die ſtrengſte Aufſicht. -- „Zu dieſem Zweck, ſagte der Arzt und ſah den Grafen zweifelhaft an, muß dem Anſehen der Frau Tante ein Gegengewicht gegeben werden.“ — Der Graf verſicherte nochmals, von der Mutter bevollmächtigt zu ſein; und mit dem nächſten Tage begann eine Veränderung in Emma's Lebensweiſe, die offenbar ihrem Zuſtande angemeſſener war. Anfangs ſchien Frau v. Steinfeld über des Grafen Eingreifen ſehr empfindlich; nach einer Unterredung, die er in der erſten ruhigen Stunde mit ihr hatte, fügte ſie ſich ohne weitern Unwillen darein, und ohne ſich Emma aufzuopfern, welche von einer ſehr verſtändigen Kammerfrau begleitet und bedient war, brachte ſie doch manche Stunde bei ihr zu, welche Graf Herbert durch Geſpräch und Lecture zu verkürzen wußte.

Emma hatte mit ſehnſüchtiger Liebe und ahnender Furcht nach ihrer Mutter gefragt. Sie wollte jeden Tag beſchrieben haben, wo Graf Herbert ſie geſehen, und wendete ihr Auge doch ängſtlich ab, wenn ſeine Antwort offenbar irgend einen Umſtand umging. Nach einer Reihe von Tagen war die geliebte Kranke offenbar geſtärkt, ihr fieberhafter Zuſtand hatte einer heitern Mattigkeit Platz gemacht, die Geneſung im Gefolge zu haben ſchien. Wie eines Abends der kleine Kreis vereinigt war, und Emma wieder fragte, und ihre ſchönen Augen ruhiger wie je zuvor auf ihres Freundes Lippen hafteten, ſagte dieſer gefaßt, aber ſichtlich nur durch Selbſtherrſchaft und Entſchluß: „Bisher mußte ich der Geneſenden unangenehme Geſchäfte und Gemüthsbewegung jeder Art erſparen, jetzt will ich Ihnen, theure

Emma, Alles mittheilen, was mich hierherführte, und was Ihre Frau Tante bewog, mir dieſen ehrenvollen Platz in Ihrem innigſten Familienkreiſe zu geſtatten. Leſen Sie dieſe Zeilen Ihrer Frau Mutter — ich mußte meine Selbſtſucht ſtreng beherrſchen, um ſie ſo lange in meinem Taſchenbuche zu behalten — möchte ſie nicht geſtraft werden, nachdem Sie dieſelben geleſen!" Emma fühlte ſich heftig erſchüttert, der Wechſel von Bläſſe und ſchwacher Röthe auf ihren Wangen verrieth es dem Grafen, und er bewachte ſie ängſtlich mit ſeinen Blicken, während ſie das Blatt las. Die Gräfin ſchrieb:

Theures Kind! Dein Vater, deſſen Andenken Dir ſo heilig iſt, ſprach in ſeinem letzten Willen den lebhafteſten Wunſch aus, Dich mit dem Sohne ſeines älteſten Freundes und Waffenbruders, des Grafen Herbert, verheirathet zu ſehen. Er wollte, daß er Deine Bekanntſchaft machen ſollte, ſobald Du in Deinem ſechzehnten Jahre das Inſtitut verlaſſen hätteſt; allein ohne beſondere Veranlaſſung ſollte er Dir, wenn er Neigung zu Dir faßte, erſt in Deinem achtzehnten Jahre ſeine Hand anbieten. Der Graf hat Dir die zärtlichſte Neigung gewidmet, Deine vortreffliche Erziehung hat Dir, unerachtet Deiner zarten Jugend, die Verdienſte dieſes edeln Mannes allen den leichtſinnigen Jünglingen vorziehen lehren, die Dich mit faden Schmeicheleien umgaukelten. Deines Vaters theuerſtem Wunſch, ſeinem letzten Willen, ſcheint alſo nichts im Wege zu ſtehen; die beſondern Veranlaſſungen aber, welche mir die Bitte, den Befehl abdringen, Dein achtzehntes Jahr nicht zur Vollziehung Deiner Verbindung mit dem Grafen abzuwarten, wird Dir Dein würdiger Bräutigam, ſo weit er es gut findet, mittheilen. Du liebſt mich, meine Emma, und Dein frommer Sinn wird das Demüthigende meiner Lage ſo bald wie möglich von mir nehmen. Denke der bibliſchen Verheißung vom Vater- und Mutterſegen und ſammle den meinen auf Dein Haupt.“

Emma las mit zunehmender Spannung, ihre Hände zitterten immer heftiger, ſodaß der Graf, wie ſie das Blatt ſinken ließ, ihre Rechte mit dem Blatte faßte und ſich neben ihr auf ein Knie niederließ. „Emma, können Sie Ihres Vaters Wunſch erfüllen?“ fragte er, bange um die Folgen dieſes Auftritts für die Geneſende. Sie konnte lange nicht ſprechen, lehnte aber ihre Stirn, mit ihrer Empfindung kämpfend, an ſeine Schulter. „Herbert, ſagte ſie endlich, Sie lieben eine Sterbende; einen Bräutigam brauche ich nicht, aber wenn auf dem kurzen Wege, der noch vor mir liegt, ein Freund mich leitete — ach, ſo würde es ſchön ſein!“ — Dieſer Auftritt ſchien ſelbſt der Tante Gleichmuth zu erſchüttern. Zur Theilnahme konnte ſie ſich nicht entſchließen, aber ſie ſchnitt der Andern Gefühl nicht nach Gewohnheit durch eine kalte Vernunftanſicht ab, ſondern blieb, ihr Geſicht auf ihr Taſchentuch gelehnt, ſchweigender Zeuge. Graf Herbert rief freudig aus: „Eine glückliche Zukunft ſoll dieſe Ahnung widerlegen, meine Freundin! Sei es denn als Freund, daß Sie den Gatten annehmen, den Ihnen Ihr edler Vater empfahl; nur räumen Sie ihm das Recht ein, für Sie zu ſorgen, um Ihr Vertrauen zu werben.“

Der Graf ſchien recht zu haben. Emma's Kräfte ſchienen wirklich bei der freundlichen Sorgfalt ihres Verlobten wieder zuzunehmen; ihre Vereinzelung hatte aufgehört, weil ſie nun, ihrer beim erſten Anblick für den Grafen gefaßten Vorliebe ohne Bedenken nachhängend, in ihm einen Erſatz für die Lehrer, für die Freundinnen ihrer Kindheit gefunden hatte. Die erſte vertrauliche Frage an ihn war die ſchwerſte; ſie betraf die geheimnißvolle Hinweiſung auf die Urſachen der Beſchleunigung ihrer Verbindung mit ihm. Es war ſichtlich, wie peinlich ihr die Frage, wie noch mehr ihm die Antwort war. Graf Herbert handelte aber wie ein Mann, er wollte ſeiner Geliebten moraliſche Kraft heben, nicht nur ihre phyſiſche ſtärken. Er geſtand ihr, ſo weh das ihrer kindlichen Liebe thun mußte, daß ein ſchlecht berechnetes Verhältniß der Einnahme mit der Ausgabe den Grafen Alpeck oft ſchon mit ſeiner Gattin entzweit hätte; die Gräfin habe die Billigkeit ſeines Tadels ſtets eingeſehen und wolle nun zu einer gänzlichen Umſchaffung ihres Hausweſens Anſtalt machen, wozu ſie aber eines anſehnlichen Capitals bedürfe, um dem Grafen die Kenntniß einiger Schulden zu entziehen, die ſeinen Unwillen reizen müßten. Jede Art, dieſes Kapital aufzunehmen, mußte gefährliche Folgen für ſie haben; nur ihre Tochter konnte es ihr ohne fremde Dazwiſchenkunft vorſtrecken. Doch Emma hatte bis zu ihrer Mündigkeit nicht über den geringſten Theil ihres Vermögens zu gebieten, nur eine Heirath konnte ſie mit Einwilligung ihres Gemahls in Stand ſetzen, ihrer Mutter Unrecht der Kenntniß ihres Stiefvaters zu entziehen. „Nachdem mir Ihre arme, irrende Mutter ſo viel Vertrauen bezeigt hatte, fuhr der Graf hier fort, durfte ſie mir nicht abſchlagen, die ihr jetzt dringend nöthige Summe ohne alle gerichtliche Dazwiſchenkunft von mir als Darlehn anzunehmen. Ich konnte aber nur der Vorſehung danken, daß ſie mir einen hinreichenden Grund gab, um die von meinem verewigten Freunde beſtimmte Zeit zu verkürzen — ich bin kein Jüngling mehr, aber ebendeshalb ſah ich mit ſchwerem Herzen durch dieſe Bedingung, die ich nicht bedurfte, über die Sie, meine theure Emma, allein entſcheiden ſollten, eine Reihe von Tagen, von Monaten vor mir, die mein Glück unentſchieden ließen, die es mir rauben, verkürzen konnten.

Emma war, konnte die Ahnung davon gleich ihrer Unerfahrenheit ſelbſt nicht entgehen, tief betrübt über die Schwäche ihrer Mutter, ſie war ängſtlich, gedemüthigt, und fühlte doch, wie jeder Umſtand den Schritt, den ihre Mutter foderte, nothwendig machte. Der Graf hatte ihre Gefühle alle vorausgeſehen, er ließ ihr Zeit, ſich zu ſammeln. Dann nahm er eben ſo ehrerbietig als zärtlich von neuem das Wort: „Ich weiß, daß meine Stellung gegen Sie etwas Unedles hat, weil ich durch ein Geldintereſſe ein Recht an Ihre Hand gewonnen habe. Wenn ich bisher keinen andern Bürgen in Ihrem wahren, geſunden Gefühl gewann, überlaſſen Sie meine Rechtfertigung über dieſen traurigen Umſtand der Zeit! Allein abgeſehen von Ihrer guten Mutter Verlegenheit, trieb mich die ängſtlichſte Sorge für Ihr Wohl, Ihr Leben — bei der Umgebung, der ich Sie überlaſſen ſahe, mußte beides Gefahr laufen; ich verſtand den Sinn Ihrer bisherigen Erziehung und ſahe Sie nun im quälenden Widerſpruch mit Ihren Verhältniſſen, einem ſo ſcharfen Widerſpruch, daß er Ihrer ſchönen Jugendblüte drohte — ich hatte den Wunſch, den Segen Ihres edeln Vaters für mich; aber wahrlich, Emma! hätte ich Sie einen Würdigern vorziehen ſehen, ich hätte ihm Ihre Rettung, Ihre Pflege, Ihr Glück übertragen.“ — Emma reichte ihm ihre Hand, noch immer unfähig zu ſprechen, bis ſie leiſe fragte: „Und wenn ich jetzt ſtürbe, erbte dann meine Mutter Alles?“ — Der Graf ward bei dieſen Worten ſichtlich erſchreckt, vielleicht empört. Er bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen und erſtickte kaum einen Ausruf des Schmerzes. Emma erſchrak, beharrte aber und rief, da der Graf ſchwieg, nach einigen Sekunden ſchmeichelnd ſeinen Namen. „Wenn Sie unverheirathet ſterben, fällt Ihr Vermögen auf die Nebenlinie Halden,“ ſo ſagte er endlich gefaßt.. „Wenn das nicht geweſen wäre, lieber Graf — nahm nun das junge Mädchen mit zitternder Stimme wieder das Wort — dann hätte ich gebeten, meines Vaters Wunſche gemäß, mein achtzehntes Jahr abzuwarten. Unter Ihren Augen würde ich mich Ihrer würdig auszubilden geſucht haben; denn ich bin noch ſo jung, und dieſe letzten Monate haben . . . .“ Sie kämpfte vergebens mit der tiefſten Wehmuth und lehnte jetzt, von ihr überwältigt, ihr Haupt auf des Grafen Schulter. Er hielt ſie ſchweigend in ſeinen Armen, er war ſelbſt zu bewegt. Sie begann nach einer langen Pauſe von neuem: „Sein Sie mir denn Freund, Führer, haben Sie Geduld mit mir, im Leben, im

Tode, helfen Sie meiner Mutter! — hier hob ſie ihre gefalteten Hände empor — und reden Sie alles Andere mit ihr, mit meiner Tante ab, laſſen Sie mich die Natur und Ihren Umgang rein genießen; ich bin ruhig, wenn Sie über mich walten."

Welcher Männerſtolz hätte ſich ſo kindlicher Milde gegenüber nicht begütigt gefunden? Graf Herbert war ſehr beſorgt, daß ſeine Geldverhältniſſe zu der Gräfin Emma kränken mußten. Die Gräfin ſelbſt hatte ſich ſo ſehr davor gefürchtet, daß ſie ihm überließ, ſie ihrer Tochter zu erklären, und mit einer Beſchämung, welche in dem Augenblick ihre unſelige Spiel- und Luxusleidenſchaft zu überwiegen ſchien, ihrer Tochter kindliche Ehrerbietung in Anſpruch zu nehmen, die ſie als den einzigen, ihr Anſehen rettenden Ausweg betrachtete. Der Graf durfte der armen Emma nicht ſagen, daß die Nachricht von der Gräfin bevorſtehender Abreiſe nach Eger einige ungeſtüme Gläubiger dergeſtalt beunruhigt hatte, daß ſie ihr erklärten, ſich, wenn ſie an einem gewiſſen Termin nicht bezahlt wären, an Graf Alpeck zu wenden. Die Gräfin hatte keinen Credit mehr, ihr blieb kein Mittel, als ſich Graf Herbert zu entdecken. Dieſer kannte ihre zerrütteten Geldverhältniſſe weniger als ihr ganzer Geſellſchaftskreis, der ſie ſchon lange für verloren erklärte; er war als Freund des noch in achtungsvollem Andenken lebenden Baron Anberg bekannt, ſein würdiger Charakter wies dienſtfertige Mittheilungen zurück, allein er ſah der Gräfin unſinniges Spiel vor ſeinen Augen und war deshalb über ihre Anvertrauung nicht befremdet. Seit er Emma erblickte, hatte er ſeinen verſtorbenen Freund für ſein Vermächtniß geſegnet, jeden Tag verlebte er mit Furcht und Freude: Furcht, das holde Kind möchte einen der ſie umſchwärmenden Jünglinge dem ausgebildeten Mann vorziehen; Freude über ihre Vollkommenheiten und ihr rührendes, ihn auszeichnendes Vertrauen. Seiner Denkart gemäß würde es ihm den größten Schmerz verurſacht haben, dieſe zarte Blüte, wäre ſie ihm auch gänzlich fremd geweſen, in der Stickluft der großen Welt, in der die Gräfin Alpeck lebte, entfärben, untergehen zu ſehen; aber die Tochter ſeines Wohlthäters, im höhern moraliſchen Sinne, die ſein letzter Wille ihm anvertraute, um ſie durchs Leben zu führen — ſie erblickte er mit Entſetzen in dieſer Gefahr. Doch ſah er die Weisheit von des Vaters bedungenem Aufſchub ein; er gelobte ſich, keinen Schritt zu thun, um ſich die Treue des jungen Mädchens zu verſichern, bevor ihr reiferer Verſtand ihre Wahl zu leiten vermöchte. Wie er aber die Folge der Herzensverarmung und der verkehrten Lebensweiſe in Emma's ſteter Wehmuth, in ihrer ſinkenden Geſundheit wahrnahm, ward er mit ſich uneinig, ob er nicht Mittel aufſuchen ſolle, die teſtamentariſche Clauſel zu umgehen; und gerade in dieſem Nachſinnen gab ſie ihm die Gräfin durch ihren Vortrag in die Hände.

Emma's Leben hatte jetzt ſeinen Frühling erreicht. In ihrem Gemüth verwob ſich die Ahnung eines frühen Todes, die unaustilgbar in ihrer Bruſt ruhte, mit der kindlichen Zuverſicht, unter einem theilnehmenden liebenden Schutze zu ſtehen, und dem jungfräulichen Glück einer liebenden Braut. Die Kurzeit war faſt zu Ende, einige wenige Gäſte, welche mehr die Natur als die große Geſellſchaft hier feſthielt, bildeten einen Verein, der Emma den erſten günſtigen Begriff des geſellſchaftlichen Lebens in der großen Welt gab. Sie wagte in einem Kreiſe zu ſprechen, wo nur das Lächerliche belacht, das Ernſte nicht geflohen und die Heiterkeit weder ihre Unwiſſenheit noch ihre Menſchenliebe beunruhigte. Mit Entzücken ſah Graf Herbert ihre Wangen ſich wieder runden, ihr Auge mit gleich wohlthätigem Lichte bei dem Morgenſpazirgange wie in dem Abendzirkel leuchten, nicht, wie bei ſeiner Ankunft, früh von ſchweren Augenlidern beſchattet, Abends feucht flammend umherirren. Er war unausſprechlich glücklich, und ſah der nahen Abreiſe nach Oderau, wo ſeine Hochzeit gefeiert werden ſollte, mit Ungeduld entgegen.

Da geſchah es, daß eines der liebſten Mitglieder des Badezirkels ſich zur Abreiſe rüſtete: ein junger Krieger, den der Heilquell von den ſpäten Folgen eines in der leipziger Schlacht verlorenen Armes geheilt hatte. Die jungen Männer der Geſellſchaft verabredeten ſich, ihn bis auf eine gewiſſe Strecke zu begleiten, und ſo peinlich es dem Grafen Herbert war, Emma einen ganzen Tag zu verlaſſen, mußte er ſich doch mit dieſer Geſellſchaft verbinden. Der Frau v. Steinfeld war durch des Grafen Geſchicklichkeit jeder Zwang zum Beſten von Emma's Geſundheit erſpart worden, aber ſo ſchonend für ihre Eitelkeit, daß ſie ſogar glaubte, aufopfernd zu ſein, weil ihr künftiger Neffe ihr jede kleine Gefälligkeit wie ein Opfer verdankte. Ihre Vernunft war aber nicht unabhängiger von ihrer Phantaſie geworden; wie ihr alſo an dem Tage, wo Graf Herbert ſeinen Freund begleitete, der Vorſchlag geſchah, einen der ſchönen umliegenden Berge zu beſuchen, nahm ſie ihn für ſich und ihre Nichte mit Bereitwilligkeit an. Der Weg war ſo ſchön, im Nachhauſegehen ſtets bergunter, man wollte, um der Abendluft zu entgehen, ohnehin früh nach Hauſe, die Fliegen plagten oben auf der Waldſpitze die Pferde; genug man beſchloß, die Wagen nach Hauſe zu ſchicken, ein paar friedliche Eſel für Emma und noch ein paar Geneſende heraufzubringen, um auf ihnen die Rückkehr anzutreten. Emma war beunruhigt bei der ihr bevorſtehenden Heimkehr, ſie fühlte die Abweſenheit ihres Freundes, getraute ſich aber keinen Widerſpruch, ſondern gab ſich auf die liebenswürdigſte Weiſe der Heiterkeit hin, welche die Geſellſchaft belebte. Das Mittagsmahl war auf dem Raſen verzehrt, der Kaffee ſollte auf einem vorſpringenden Felslager genommen werden, wo einige einzelne Bäume jetzt anfingen Schatten zu geben, als einzelne Windſtöße die Beſorglichern der Geſellſchaft aufmerkſam machten. Der Wind war umgeſprungen, er rollte Wolken in Südweſten zuſammen, die Sonne ſtach, die Fliegen fielen unverſchämt vor den Augen der Geſellſchaft über die Zuckerſchalen her. „Das gibt noch ein Donnerwetter!“ murmelte ein Bauer, der den Rahm zum Kaffee von dem nächſten Dorfe gebracht hatte; und plötzlich war der Frieden aus der Geſellſchaft gewichen, und die Zeitberechnung, noch vor dem Wetter nach Hauſe zu kommen, das einzige Intereſſe. Die Fußgänger hatten es in ihrer Hand, abzureiſen; allein, da die erwarteten Eſel noch fehlten, mußten gerede die Schwächſten aus der Geſellſchaft noch verweilen. Ein paar vernünftige Männer blieben ihnen zum Schutze zurück, die geduldigen Thiere ſäumten auch nicht lange, aber von dieſer Seite hatten ſie ihre Führer noch nie nach Eger hineingeführt, ſie verfehlten im Walde den Weg und kamen erſt in das Thal hinab, wie ein heftiger Sturm ihnen vom Badeort entgegenbrauſte. Bald brach der beginnende Regen ſeine Kraft; dieſer glich aber einem Wolkenbruch, ſodaß die ſchwerathmende Emma naß, als ſei ſie einem Schiffbruch entronnen, bei ihrer Tante ankam. Ihre Kammerfrau eilte ihr an der Thüre des Hauſes entgegen; über ihrem Anblick, wie ſie bleich und triefend von ihrem Thier in ihre Arme ſank, erſchrocken, rief ſie einen Bedienten herbei und ſuchte ſie unverzüglich in ihr Zimmer zu bringen. Von einem ſchüttelnden Froſte durchdrungen, ließ ſich Emma durch ihrer Tante Vorzimmer führen, hoffend, daß dieſe ſie in ihrem Cabinet beſuchen würde, allein ehe ſie dahin gelangt war, öffnete ſich die Thür der Baronin, und ihre Mutter eilte herbei, ſie in ihre Arme zu ſchließen. Die Freude wirkte hier wohlthätig, ſie fachte die erloſchene Lebenswärme wieder an; aber der zweite Blick, den Emma auf die geliebte Mutter warf, zeigte ihr, daß ihre Ankunft nicht reine Freude verkünde. Bisher hatte die Zeit keine Mittel gefunden, ihre Rechte auf die Gräfin zu üben, jetzt, nahe am vierzigſten Jahre, konnte die Blühendſte ihres Geſchlechtes ſie nicht an Friſche der Haut, an Schmelz der Zähne, an hoher Haltung übertreffen. So hatte Emma ſie vor zwei Monaten bei ihrer Abreiſe verlaſſen, ſo ſchwebte ſie vor ihr in ihrer liebevollen Phantaſie. Zehn Jahre ſchienen indeſſen an ihren Zügen genagt zu haben; Unruhe und Gram lagen auf ihrer Stirn, Sorge dunkelte den Umkreis ihres tief geſunkenen Auges. „Mutter, Sie ſind krank! rief Emma, die Reiſe machte Sie krank, Sie müſſen ſich ſogleich legen.“ — „Laß jetzt dieſe Kindereien, antwortete die Gräfin, ich habe, ehe Graf Herbert zurückkommt, wichtige Dinge mit Dir zu reden.“ — „Du tödteſt ſie, Schweſter, wendete die Baronin ein; ſieh, in welchem Zuſtande ſie iſt, laß ſie ſich auskleiden.“ Emma war durch der Mutter Anblick, ihr Weſen, ihre Worte ſo geſpannt, daß ſie der Tante zu widerſprechen im Begriff war; allein ein Befehl ihrer Mutter bewog ſie, in ihr Cabinet zu eilen, wo ſie in größter Schnelle ſich umkleidete und dann ſogleich zu ihrer Mutter zurückeilte. „Nun, meine Mama, nun darf ich Sie tauſendmal willkommen heißen!“ rief ſie, ihre Arme um ſie ſchlingend, ihr zu. „Willkommen? das wünſche ich, denn in Deiner Hand liegt mein Leben; ſchnell, ehe Herbert ſich zudrängt. Emma, mein Gatte hat mich verſtoßen, er fodert Scheidung von mir, als einer Verſchwenderin, einer Spielerin, ich bin entehrt, ich bin gebrandmarkt vor den Augen der Welt.“ — Sie hatte ſich in ein Sopha geworfen und bedeckte ihr Angeſicht mit ihrem Tuche. Emma’s Arme waren bei dieſem ſchrecklichen Geſtändniß wie erſtorben von der Mutter Schultern herabgeſunken, ſie ſtand unbeweglich, bleich wie eine Bildſäule, als die Thür ſchnell aufgeriſſen ward und Graf Herbert hereineilte. Er wollte auf die Gräfin zueilen, als er Emma erblickte, voll Entſetzen ſich zu ihr wendete und ſie, der eben die Sinne vergingen, in ſeine Arme auffaßte.

Der Sturm war zu heftig, zu vielſeitig geweſen für Emma's ſchon erſchüttertes Weſen. Herbert ſah ſich von dem ſeligen Hafen, in dem er das geliebte Geſchöpf geſichert zu haben glaubte, wieder zurückgeſchleudert auf das Meer der bängſten Sorgen. Von dem unſeligen Abend an, wo die empörten Elemente ihren Körper und ihrer unglücklichen Mutter Ungeſtüm ihre Seele getroffen, hatte die Todesfreudigkeit von ihrem Gemüth Beſitz genommen, und ihre Geſtalt belehrte auch den Kurzſichtigſten davon — belehrte ihn und durchdrang ihn mit Wehmuth! Sie ſah nicht krank, ſie ſah nicht hinfällig aus, nur vergeiſtigt. Man erwartete von ihr kein Leben mehr, empfand aber ihre Gegenwart, ihre Nähe als eine beglückende Erſcheinung, dankte ihr jede Stunde, die ſie der Geſellſchaft ſchenkte; und indeß ſie nur beſchäftigt war, an Andern Theil zu nehmen, ſteigerten ſich alle ihre Umgebungen unvermerkt in ihrer Nähe zu einer moraliſchen Höhe, in der es ihnen wohl war wie in einem beglückenden Traume. Die wenigen Tage, welche Emma mit ihrer Mutter und Tante noch in Eger zubrachte, pflegte Graf Herbert die ſchmerzlich-ſüße Täuſchung, daß ſeine Heirath ſogleich nach der Ankunft in Oberau vor ſich gehen ſollte, von dort hoffte er durch einen ſchnell gefaßten Entſchluß ſeine junge Freundin nach der Provence zu entführen; gelang ihm dieſer Plan, ſo hoffte er zuverſichtlich, ſie dem Leben wiedergeſchenkt zu ſehen. Er wußte nicht, was ſeine arme junge Freundin in dieſen Tagen litt; denn bis jetzt hatte er von den Urſachen zu ihrer jetzigen Unpäßlichkeit nur ihre unvorſichtige Landpartie erfahren, die Gräfin hoffte noch immer ihm einen Theil der Kriſe, welche ihr Schickſal in Berlin erfahren hatte, bis nach ſeiner Verbindung mit ihrer Tochter verbergen zu können, und drang deshalb ohne Aufhören auf die baldige Abreiſe nach Oberau. Emma's Betragen gegen den Grafen nahm im Innern des Familienkreiſes täglich an Befangenheit zu, dieſer ſchrieb es der jungfräulichen Scheu eines kaum den Kinderjahren entwachſenen Mädchens zu, das erſt jetzt die ihr bevorſtehende Verbindung in all ihrem Ernſte zu empfinden begönne, um ſo mehr, da ihr Bemühen, ihm Vertrauen zu zeigen, da ihre Uebereinſtimmung in ſeine Anſichten, ihre freudige Theilnahme an ſeinen Grundſätzen, ihm die Harmonie ihrer beiden Seelen immer mehr darthat. An dem Abende, welcher der Abreiſe vorherging, ſagte ſich Emma von einem kleinen Geſellſchaftszirkel los, und bat in einem Augenblicke, wo ſie der Aufmerkſamkeit ihrer Mutter entging, den Grafen, die Geſellſchaft bald zu verlaſſen und ihr den Abend zu ſchenken. Dieſe Gunſt beglückte ihn unendlich, er eilte, ſobald er die beiden ältern Damen in den Zirkel eingeführt hatte, zu der ihn ängſtlich erwartenden Emma zurück.

Die Gräfin war eines der ſchönſten und gebildetſten Mädchen ihrer Zeit geweſen; ihre Mutter hatte ihre ſorgfältige Erziehung zu einer der Luxusausgaben gemacht, die ſie, bei dem frühen Tode ihres Mannes, als verarmte Witwe zurückließ. Baron Anberg ward, nachdem er ſich vom Kriegsdienſt zurückgezogen, von ihren glänzenden Eigenſchaften bezaubert, er erkannte aber auch ein wohlwollendes Herz in ihr und ehrte die kindliche Zärtlichkeit, mit welcher ſie, indem ſie ihm ihre Hand gab, die Freude ihrer Mutter, ihr einziges Kind ſo wohl verſorgt zu ſehen, ohne Hehl für den mächtigſten Grund, bei der Zuſage ihrer Hand, eingeſtand. Baron Anberg war ſehr reich, eine engliſche Mutter, deren Familie zum Handelsſtande gehörte, hatte in frühern Zeiten ſeinen Anſprüchen vielen Schaden gethan, ſpäter, wie die Begriffe im Fortſchreiten waren, kaufte er durch ihr Vermögen Güter, die von keinem Lehn- und Fideicommiß beläſtigt waren, mit der Freiheit, ſie, wem er wolle, zu hinterlaſſen. Er wendete ſeinen Reichthum edel an, hatte ſeinem alten Namen durch Anſtand in der Hauptſtadt und Gaſtfreiheit auf ſeinen Gütern ſeinen Glanz wiedergegeben, hielt aber feſt darauf, Ordnung mit der Fülle zu verbinden. Das waren aber leider Lebensanſichten, die ſeine junge Gemahlin, bei der ſorgfältigſten Erziehung, nicht gelernt hatte, zu der auch jetzt die Geſellſchaft ihrer Mutter ſie nicht anleitete. Unerachtet des reichen Nadelgeldes, welches er ſeiner Gemahlin ausgeſetzt hatte, unerachtet der zahlreichen Geſchenke, die er ihr außerdem machte, wurden dem Grafen von Zeit zu Zeit ungeheuere Rechnungen für gänzlich werthloſe und noch unnützere Spielwerke des Luxus gebracht.

Der Baron ſprach als Freund mit ſeiner Gattin und legte ihrem Nadelgelde, wie ſie ihm zu verſtehen gab, daß die Bedürfniſſe ihrer Mutter einen Theil der Summen gekoſtet, die ſie zu Bezahlung dieſer Rechnungen beſtimmt hätte, eine anſehnliche Summe zu. Dieſe

Mutter ſtarb; aber ihrer Tochter Ausgaben verminderten ſich nicht. Das Trauerhalbjahr, das in den Winter fiel und die Gräfin von Bällen und öffentlichen Vergnügungen abhielt, gab ihr zuerſt die Karten in die Hand. Es war, als wenn der Geiſt des Irrthums mit dieſem unglücklichen Zeitvertreibe ſich in ihr Herz ſchliche! Das Spiel ward bald ihre Leidenſchaft, und da ihre Sittlichkeit nicht auf den feſten Grund des Vernunftgeſetzes gebaut war, hielt ſie, die ſich wohl hütete, einen ſittlichen Vorwurf auf ſich zu ziehen, das Spiel für die Enſchädigung zärtlicher Leidenſchaft, welche ihre Verbindung mit einem ältern Manne ihr nie vergönnt hatte. Ihr Gemahl verſuchte alle Mittel, die Seelenkunde, Großmuth und die unendliche Milde ſeines Charakters erſinnen, wählen und beharrlich ausführen konnten; allein, da jeder Leidenſchaft geregelte Gefühle ſchaal dünken, Pflicht als Zwang erſcheint, ſo ward Emma's Mutter gleichgültig gegen die Mißbilligung ihres Gatten, kalt für die Mutterfreuden, und ſie ſah ſich endlich für ein Opfer des Leichtſinns ihrer Eltern an, die ſie der Abhängigkeit von einem ſtrengen Moraliſten ſich zu unterwerfen genöthigt hatten.

Anberg hatte viel ernſte, viel ſchmerzliche Seiten des Lebens muthig ertragen; allein die Irrthümer ſeiner Gattin nagten an ſeinem Herzen, um ſo mehr, da er ihren Einfluß auf ſeine Emma fürchtete, deren Holdſeligkeit der einzige lichte, oft aber auch Alles mit Roſenlicht überſtralende Punkt ſeines Lebens war. Er machte nie Jemand mit ſeinem Kummer vertraut, er ſuchte nur ihr ſchützender Engel zu ſein. Aber auch das war ihm nur kurze Zeit vergönnt; die Wunden, welche die Schlachten, und die Wunden, welche ihm das Schickſal geſchlagen hatte, kürzten ſein Leben; ihm blieb nun nichts, als durch jedes Mittel, das Zärtlichkeit und Klugheit ihm einzugeben vermochten, das Wohl ſeiner Tochter zu ſichern. Er entzog ihre Erziehung gänzlich dem Einfluß ihrer Mutter und ſuchte ihr ſpäteres Glück durch eine Verbindung mit ſeinem vielgeliebten Zögling, den er als zarten Jüngling auf das Schlachtfeld eingeführt hatte, vorzubereiten. Gewiß befremdet es, daß ein Mann, deſſen Eheglück wol zuerſt an der Ungleichheit der Jahre geſcheitert war, ſeine Tochter demſelben Unglück auszuſetzen wagte. Es läßt ſich entſchuldigen. An und für ſich iſt der Unterſchied von funfzehn Jahren zwiſchen Gatten und Gattin, wenn er ein männlicher Mann iſt und ein ſittlicher Jüngling war, wenn ſie als ein unverkünſteltes Mädchen, als eine liebende Tochter in ſeine Arme übergeht, nicht Hinderniß des würdigſten Eheglücks; allein Anberg fand gerade in der Urſache zu ſeinem Unglück die Gründe, auf welche er ſeiner Emma Glück zu ſichern verhoffte. Er war überzeugt, daß keines Jünglings Herz ſo aufopfernd und innig lieben könnte wie das Herz des reifen Mannes. Jener ſieht noch ein ganzes Leben mit ſeinen täuſchenden Geſtalten vor ſich; dieſer will keinen Wechſel weiter, hat keine gaukelnde Hoffnung im Hintergrunde, ſondern ſetzt ſein ganzes Leben ein, um ſein ganzes Leben zu gewinnen. Graf Herbert war damals zwanzig Jahre alt, Emma fünf; aber er verſprach in zehn Jahren ein Mann zu ſein, welcher der funfzehnjährigen

Emma gefallen, den ſie nach dreijähriger Bekanntſchaft allen Andern vorziehen könnte. Die Gräfin war über ihres Gemahls teſtamentliche Verfügungen ſo beſtürzt, daß ſie einige Jahre lang ihre unſelige Spielleidenſchaft ſiegreich bekämpfte; Graf Alpeck, der zu Emma's Mitvormund ernannt war, hatte Gelegenheit, die ſchöne Witwe hier und da in den Geſchäften ihrer Tochter zu ſehen; er war nicht reich, aber er hatte Würde, Ehrgeiz, Ordnungsliebe; die Teſtamentsverfügungen des Baron Anberg mußten ihn überzeugen, daß das Gerücht ſeiner ſchönen Witwe nicht ganz Unrecht gethan hatte; allein ihr Gemahl hatte ihr ein außerordentlich ſtarkes Witthum gelaſſen, das ihr auch bei einer zweiten Heirath blieb; er hatte ihr ein artiges Capital als Ausſteuer, im Fall einer zweiten Ehe, vermacht, und ihre Reize beſiegten alle andere Bedenklichkeiten. Die erſten Jahre befolgte die Gräfin rückſichtlich des Spiels die ſich ſelbſt auferlegten Geſetze. Sie hielt ſich an eine Geſellſchaft, welche das hohe Spiel unbedingt verwarf; aber ſie ſchien die Sorgen, welche Befriedigung einer Leidenſchaft mit ſich bringen, zu ihrem Leben nöthig zu haben, denn ſie überließ ſich nun der ausſchweifendſten Putzſucht und jenem geſchmackloſen Geldverſchleudern in Colifichets von jeder Gattung, wie wir ſie bei unſern eleganten Frauen, zur Schmach des wahren Kunſtgeſchmacks, die Tiſche bedecken ſehen. Nürnberger Tand vom koſtbarſten Material, welcher, nach ſechs Wochen zum Ekel geworden, mit Tand in anderer Geſtalt, vermöge zwei Drittel Verluſt, eingetauſcht wird, und wofür am Ende des Jahres Summen ausgegeben ſind, für welche man ein Gemälde, ein Bildwerk hätte kaufen können, das ein ehrenvolles Denkmal des Wohlſtandes wie des Kunſtſinnes der Familie geblieben wäre. Der Graf konnte, ſo lange er nicht zur Bezahlung von Schulden aufgefodert wurde, die Thorheit ſeiner Gemahlin nicht beſchränken; allein ſie kränkte ihn und machte ihn aufmerkſam auf jede Schwäche ihres Betragens. Da ſein Beruf ihn nur wenige Wochen den Beſuch ſeiner Güter erlaubte, hatte er ein artiges Haus in Charlottenburg zum Sommeraufenthalt gekauft und der Gräfin als Wochengeſchenk bei der Geburt Theodors daſelbſt das zierlichſte Gemach einrichten laſſen. Sie war entzückt, ſchmückte es noch auf ihre Hand mit allem Ueberfluß des kleinlichſten Luxus aus und kam endlich auf den Einfall, ſich zu ihrem Gemach in Bijou, wie ſie das Landhaus benamt hatte, in Nachahmung einer ehemals in Warſchau für ihre Thorheit berühmten Frau, einen goldnen Schlüſſel machen zu laſſen, in deſſen Griff ſie die ſchönſten Solitairs ihres Schmuckes faſſen ließ und alſo unter die Spielwerke ihres Raritätenkrams legte. Durch eine Art Verabredung mit dem Juwelier ward die Rechnung für dieſes Kleinod dem Grafen geſchickt. Er war eben ſo ſehr über den Belauf der Summe als die geſchmackloſe Thorheit des Gegenſtandes aufgebracht, hielt ſich aber eben ſo wenig befugt, ſie zu bezahlen, als die Anwendung von der Gräfin Einkommen zu beſtimmen. Er machte ihr Vorſtellungen, welche ſich noch mehr auf die Unwürdigkeit des Gegenſtandes als die Verſchwendung des Geldes bezogen. Die Gräfin, welche kein Mittel gefunden hatte, um dieſe Ausgabe zu beſtreiten, hatte ſich geſchmeichelt, bei dieſer Gelegenheit ihres Gemahls Gefälligkeit zu gewinnen. Sie rechnete auf die Dankbarkeit, welche das Geſchenk eines Erben bei ihrem Gemahl bewirken müßte, auf ihre Reize, die durch die neue Mutterſchaft verjüngt ſchienen; ſie war von der Nothwendigkeit, ſich zu helfen, inſpirirt und erklärte dem Grafen mit angenehmem Scherz, daß der Schlüſſel zu dem Landhauſe gehöre, und er ſich daher nicht weigern könne, ihn, ſo wie das Uebrige, zu bezahlen. Sie hatte des Grafen Charakter ſchlecht berechnet; er ſah hier Liſt, ihm aufgelegten Zwang, um eine verhaßte Verſchwendung möglich zu machen, und erklärte feſt und beſtimmt, nie, weder dieſe noch eine ähnliche Thorheit zu befördern. Die Gräfin ſchwieg gekränkt, verlegen, unſicher, ob ſie ſich ſollte belehrt, ob beleidigt zeigen. Ihr Gemahl erſparte ihr für den Augenblick eine Entſcheidung, indem er ſie ſehr unwillig verließ. Die Geſellſchaftsſtunde drängte, und der Gräfin böſer Engel wollte, daß ſie ſich heute mit Menſchen zuſammenfand, die ſehr hoch zu ſpielen gewohnt waren. Ihre gewöhnliche mäßige Partie fehlte ihr; unruhig, ſorgenvoll, gedemüthigt, ließ ſie ſich von der Auffoderung eines Bekannten verleiten, ihr Glück zu verſuchen, und er lockte ſie in ſein Netz. Sie gewann dieſen Abend, ſie gewann den folgenden; der Graf hörte nicht weiter von der Juwelierrechnung ſprechen; ſie verlor auch wieder, doch blieb ſich Gewinn und Verluſt am Ende eines Zeitraums ziemlich gleich. Der Graf fand eine zufällige Gelegenheit, ſich von dem Rückfall ſeiner Gemahlin in ihre ehemalige Leidenſchaft zu überzeugen; er warnte, er hatte endlich die Großmuth, ſie um eine aufrichtige Darlegung ihrer Geldangelegenheiten zu bitten, und verſprach ihr durch gänzliche Berichtigung derſelben den ſchmählichen Nothbehelf des Spielgewinnſtes ihr zu erſparen. Sie nahm ſeine Großmuth an, aber war nicht muthig genug, weder ihm ein aufrichtiges Geſtändniß abzulegen, noch dem Spiel zu entſagen. — Damals kehrte Emma zu ihr zurück. Der Anblick dieſes holdſeligen Mädchens erweckte alle edlere Gefühle ihres Buſens, ſie nahm ſich feſt vor, nur noch ein paar Abende ihr gegenwärtiges Glück zu benutzen, um drückende Schuldner zu befriedigen und dann dem Spiel auf immer zu entſagen. Doch welcher Entſchluß waffnet gegen Verſuchungen, denen man nicht aus dem Wege geht! Die ſchmähliche Bitte um das Perlenhalsband ihrer Tochter rettete ſie aus einer drückenden Verlegenheit, und von da an ſchien ihr Entſchluß unnöthig, denn das Glück lächelte ihr, und Scham vor der heiligen Unſchuld ihres Kindes hielt ſie von Wagſtücken zurück. Mit Emma's Abreiſe nach Eger ſchien ſie aber dem Unglück geweiht; mehrere große Schuldpoſten drängten ſie, ſie mußte einen Entſchluß faſſen und eröffnete ſich dem Manne, den ſie für ihren künftigen Schwiegerſohn anſah. Hier war der Wendepunkt ihres Schickſals und deſſen der ſchuldloſen Emma. Hätte ſie ſich dem Grafen ohne Rückhalt eröffnet, hätte ſie ihm ihre Finanzen übergeben, ſo würde ihr Gemahl nie einen Verdacht über ſie geſchöpft haben, weil er, in ſeine Präſidialgeſchäfte vertieft, ſo lange keine Foderung an ihn kam, keine Unordnungen geahnet hätte. Aber die dem weiblichen Geſchlecht ſo eigene Schwäche, dem Augenblick ſo viel möglich Bitterkeit zu nehmen, dem Zufall einen Theil der Angelegenheit zu überlaſſen, verführte ſie, Graf Herbert nicht den ganzen Umfang ihrer Verlegenheit zu entdecken, um ſo weniger, da ſie ſein Entzücken, den im Teſtament ihres Gemahls anberaumten Aufſchub abkürzen zu dürfen, von der Lebhaftigkeit ſeiner Neigung für Emma überzeugte, und ſie nicht zweifelte, durch ihrer Tochter unbegrenzte kindliche Liebe ſich nach geſchloſſener Heirath ſchnell aus aller Verlegenheit ziehen zu können.

Die Gräfin bezahlte mit des Grafen Herbert Darlehn ihre dringendſten Spielſchulden, ſie opferte auch den ganzen Schatz koſtbaren Spielwerks auf, um mit deſſen Erlös Handwerker zu befriedigen; ihre nahe Abreiſe auf ihr Gut begründete das Verſchwinden dieſes Tands von ihrem Putztiſche, aber gerade dieſe beiden Umſtände zogen ihr Verderben nach ſich. Einige jener Koſtbarkeiten wurden durch die Unvorſichtigkeit des Kaufmanns von neuen Käufern erkannt; die Nachricht von der Gräfin Abreiſe, von der nahen Heirath ihrer Tochter veranlaßte ein paar Mäkler, denen ſie anſehnliche Summen ſchuldig war, ſich nach den nähern Verhältniſſen ihres Vermögens, die man ſeit des Baron Anberg's Tode vergeſſen hatte, zu erkundigen, und mit der Härte, die jetzt ſo gern von Menſchen der niedern Klaſſe gegen den Adel geübt wird, eilten dieſe, den Grafen um Bezahlung von ſeiner Frau Schulden anzuhalten. Dieſer, von dem Streiche übermannt, ſuchte durch den Vorwurf eines ſeiner Gemahlin geſpielten Betrugs die ſchimpfliche Wahrheit vor ſich ſelbſt zu entkräftigen; die ſchadenfrohen Plebejer, durch ſeine Unvorſichtigkeit empört, erwieſen ihre Foderung nicht nur mit ſeiner Gemahlin Handſchrift, ſondern nannten ihm dieſen alten Oberſten, jene unſterbliche Hofdame, die ſchon durch ein paar Regierungen durch dürr, kalt, unverändert ihre Beute zuſammenſcharrte, ohne daß ihr blutloſes Geſicht bei dem Einſtreichen des Raubes eine Schamröthe, ohne daß ihre langfingrige, bleiche Hand bei der Angſt ihrer Gegner ein Zittern befallen hätte, zu deren Befriedigung die Summen angewendet waren. Des Grafen Zorn kannte keine Grenzen, er verwies dieſe Leute an die Gerichte und gab dadurch allen Gläubigern ſeiner Frau das Lärmzeichen, ihre Schuldſcheine einzureichen. Nach drei Tagen, in denen er verweigert hatte, die Gräfin zu ſehen, ſandte er ihr durch ſeinen Advocaten die Abſchrift ſeiner, auf unleibliche Verſchwendung gegründeten Scheidungsklage und den Befehl, bis zum Ausſpruche des Gerichts ſich auf eines ſeiner Güter zu begeben. Der Gräfin Verzweiflung war grenzenlos, ihre Tochter, Graf Herbert allein konnten den ihr drohenden Schlag abwehren. Sie ſchmeichelte ſich, von ihr hinreichend große Opfer zu erhalten, um ihre Schulden zu bezahlen und ihren Gemahl dadurch zur Rücknahme der Scheidungsklage zu bewegen. Eine herzliche Wiedervereinigung konnte ſie, die ſo lange ſein Herz hatte darben laſſen, nicht hoffen, aber ſie ſchmeichelte ſich dann, vom Anſehn eines allgemein geſchätzten Schwiegerſohns unterſtützt, dem öffentlichen Urtheil zu gebieten, und hoffte in der Nähe ihres Schwiegerſohnes, den ſie zärtlich liebte, zu bleiben. Aber auch jetzt konnte ſich dieſe tadelnswerthe Frau nicht zu einem offenen Betragen gegen Den, welcher ihr Retter ſein ſollte, entſchließen. Scham und Stolz verleiteten ſie, von Emma das tiefſte Geheimniß über ihre Verhältniſſe zu ihrem Gemahle bis nach der beſchleunigten Vollziehung ihrer Heirath zu fodern. Dabei hatte ſie aber Emma's zartes Gefühl nicht berechnet. Die Geſtändniſſe, welche ihre Mutter ihr machte, zerriſſen ihr Herz, ſie war zu jedem Opfer für ihre Rettung bereit, ſie hätte ihr Leben gern dahingegeben, ſie von unſeligen Irrthümern geheilt zu ſehen; aber Graf Herbert, den Mann, den ſie über Alles ehrte und vertraute, zu betrügen, war ein Gedanke, den ſich ihr ganzes Weſen verſagte. Deshalb drang ſie mit der tiefſten Ehrerbietung, aber unerläßlich darauf, dem Grafen ſein Wort zurückzugeben, weil er ſich nicht mit der Tochter einer ſo unglücklichen Mutter verheirathen dürfte; ſie würde dagegen ihren Vormund auf das dringendſte bitten, die während ihrer Minderjährigkeit angehäuften Ueberſchüſſe ihres Einkommens ihrer Verfügung zu überlaſſen. „Dann leben wir, ſagte Emma mit rührender Innigkeit, dann leben wir auf einem Gute, wo meine Mutter Herrin ſein wird wie zu Lebzeiten meines theuern Vaters; ich will Gott alle Tage um die Verlängerung meines Lebens anflehen, mein Bemühen, es gänzlich Ihnen, meine geliebte Mutter, zu widmen, wird mich ſtärken, und in wenigen Jahren iſt Ihre Ehre hergeſtellt. Ich hoffe, Graf Alpeck wird, durch dieſe Maßregel beſänftigt, ſeinen harten Entſchluß zurücknehmen.“ — „O das iſt zu ſpät, die Klage iſt eingegeben, in der Hauptſtadt bin ich als Spielerin und Verſchwenderin gebrandmarkt, unterbrach die Gräfin ungeſtüm Emma's kindliches Flehen; und ich möchte lieber den Tod vor mir ſehen, als um dieſe Bedingungen mich in dem verhaßten Oberau lebendig begraben ſehen.“ — Von dieſem Augenblick mußte die junge Unglückliche das Bitterſte erleiden, was eines Kindes Herz zermalmen kann, ſie mußte ihre Mutter für ſtrafbar erkennen und ihren Bitten, ihren Befehlen, ihren Vorwürfen widerſtehen. Emma fühlte ſich dahinſterben im Widerſtande gegen das Unrecht, aber ſie fühlte es mit Entzücken. Seit ſie in die Welt eingeführt worden war, hatte ſie, wie eine zarte Pflanze in rauhen Boden verſetzt, ihr Leben nur im Schmerz gefühlt. Zur Liebe, wie die glückliche Jugend ſie empfindet, war dieſe früh verletzte Blüte nicht geſchickt; aber mit einer Liebe, wie Engel ſie an Menſchen binden würden, wenn ſie unter uns lebten, hatte ſie ſich an Herbert gefeſſelt. Wie ſie, im Vorgefühl des Todes, in Eger aus ſeinem Munde der Mutter Befehl erfuhr, daß ihr Vater ihr Wohl ſchon in ihrer Kindheit ihm anvertraut hatte, war ſie heftig bewegt bei dem Gedanken, ſtatt des Todtenkranzes die Myrtenkrone in ihr Haar flechten zu ſollen. „Warum aber, fragte ſie ſich dann, warum ſollte mir mein himmliſcher Vater nicht irdiſches Glück beſtimmt haben? Ich war ja ſtets ſein frommes Kind und will es dankend und fromm lebenslang ſein!“ Und da folgten denn die kurzen Tage ihres Glücks, und in ſeiner Sonne umrankte die Liebe ihr ganzes Herz. Jetzt ſollte ſie dem Geliebten entſagen und ſah ſich mit dem Fluch ihrer

Mutter bedroht. Dennoch beharrte Emma darauf, dem Grafen die ganze Lage der Dinge und ihren feſten Entſchluß, ſeine Gattin nicht zu werden, zu entdecken, und das war an jenem Tage der Inhalt ihrer Unterredung mit ihm.

Es war dem Grafen Herbert freilich ein dunkles Gerücht aus der Hauptſtadt zugekommen, daß Graf Alpeck von einigen ſehr anſehnlichen Schuldfoderungen an ſeine Gemahlin unterrichtet worden ſei und in heftigem Unwillen ihre Abreiſe befördert habe; die geſpannte Haltung ſeiner künftigen Schwiegermutter beſtätigte dieſe Nachricht; allein er glaubte, die Sache ſelbſt ſei durch das Kapital, welches er ihr vorgeſchoſſen, beigelegt, und war um ſo ungeduldiger, Emma allem Einfluß dieſer peinlichen Verhältniſſe zu entziehen. Da die Gräfin nichts eifriger wünſchen konnte, war er um ſo befremdeter und mußte es als Zartgefühl, wofür ſie es ausgab, anrechnen, als ſie ihm anlag, Emma's gegenwärtige Unpäßlichkeit vorübergehen zu laſſen, ehe er von Feſtſetzung des Hochzeittages ſpräche. Sie bedurfte jetzt Zeit zu gewinnen, um ihre Tochter zur Einwilligung in ihre Abſichten zu bewegen. Doch Graf Herbert nahm mit jedem Tage deutlicher wahr, daß mehr noch als die Folgen des ſie durchnäſſenden Ungewitters an Emma's Geſundheit nagten; er bemerkte, bei dem Ausdruck der innigſten Herzlichkeit, bei ihr eine Abneigung, ihn allein zu ſprechen, ſowie bei ihrer Mutter eine ſichtbare Bemühung, es zu verhüten; jedem verſteckten Verfahren abgeneigt, beſchloß er, vor der Abreiſe nach Oderau eine Erklärung von Emma zu fodern, und war deshalb um ſo freudiger überraſcht, als er ihre Einladung erhielt. Sie nahm den Ausdruck ſeiner Dankbarkeit für dieſe Gunſt liebevoll auf und bemerkte ganz unverhohlen, daß ſie nur durch unglückliche Verhältniſſe gezwungen geweſen wäre, in dieſen Tagen ſeinen Glauben an ihre treue Wahrhaftigkeit auf die Probe zu ſtellen. Sehr heftig bewegt entdeckte ſie ihm nun die wahrſcheinliche Trennung ihrer Mutter von ihrem Gemahl, deren Veranlaſſung, die daraus erfolgende Nothwendigkeit, ihre Verbindung aufzuheben, und ihren Plan, vermöge der an ihren Einkünften gemachten Erſparniſſe der Mutter Schulden zu bezahlen und damit ihren Stiefvater vielleicht zu einer Verſöhnung zu bewegen; „denn, ſetzte ſie mit überwältigendem Schmerze hinzu — denn meine arme Mutter hat Unrecht; ſie muß die Verzeihung ihres Gatten zu erhalten ſuchen.“ Graf Herbert hörte ſie bis zum Ende, ohne ſie zu unterbrechen, an, theils weil er von dem Umfang des Misgeſchicks, welches die Gräfin auf ſich gezogen, beſtürzt war, theils weil er, von tiefem Schmerz ergriffen, in Emma eine ſo innige Verflechtung naher Todesahnung mit der Ueberzeugung, ihn durch die Annahme ihrer Hand zu entehren, wahrnahm, daß er während ihrer Darlegung eifrig nachſann, welches der ſichere Weg ſein könnte, ihre Anſichten zu verändern und doch ihr Gefühl, zur Schonung ihrer Geſundheit, ſo wenig wie möglich zu ſteigern. Unter Thränen liebevoll lächelnd reichte ſie ihm nach beendigtem Bericht ihre Hand und fragte: „Und — nicht wahr, Sie gehen in meine Abſichten ein und helfen mir redlich ſie ins Werk ſtellen? Sie, unter jedem

Namen mein zärtlichſt geliebter, mein einziger Freund!" — Dieſe Worte boten dem Grafen ſeine Stellung, die er mit Eifer ergriff. „Als Freund, nahm er das Wort, meine Emma, als gingen meine zerſtörten Hoffnungen mich gar nichts an." — — „Noch eins, lieber Graf, muß ich hinzuſetzen . . . (Beſchämung und Wehmuth dämpften hier ihre liebliche Stimme), Sie ſollten als Gläubiger meiner Mutter zuerſt bezahlt werden, aber ich bitte Sie, da ich deren Schulden übernehme, haben Sie bis zuletzt Geduld! Und lebe ich nicht lange genug, um Alles zu berichtigen, ſo . . . . ſo ſehen Sie dieſe Summe als für mich verwendet, als eine Wohlthat an ein armes, junges Geſchöpf an, das Ihnen allein alle Freuden ſeiner flüchtigen Jugend verdankte." — Helle Thränen rollten über ihr aufgehobnes Antlitz, und flehend hob ſie ihre gefalteten Hände auf. Herbert verlor auf einen Augenblick die Faſſung, die er ſich auferlegt hatte; er ſchloß das rührende Geſchöpf mit einem Schmerzensruf in ſeine Arme. Sie ſträubte ſich nicht, ſie gehörte der Erde nicht mehr und tröſtete, ſelbſt in Wehmuth zerfließend, den zurückbleibenden Freund. Dieſer rief ſeine Faſſung zurück, er führte Emma zum Sopha, und wie zum ruhigen Geſpräch ſeinen Stuhl zu ihr rückend ſagte er: „Dieſen letzten Punkt gebe ich unbedingt zu; in dem Falle, Emma, könnten Sie Ihrem Freunde kein heiligeres Vermächtniß laſſen als dieſe ungetilgte Schuld; allein alles Vorhergehende muß ich wie ein unbetheiligter Dritter erörtern." Er zeigte ihr nun, welcher großen Gefahr ſie ihres Stiefvaters Ehre ausſetzte, wenn er die Vormundſchaftsgelder zur Tilgung von ſeiner Gemahlin Schulden herausgäbe, wie er hingegen über deren Verwendung keine Rechenſchaft mehr abzulegen habe, ſobald dieſe Mündel vermählt ſei. So gewiß er jenen Vorſchlag ablehnen müſſe, ſo gern werde er in die Beſchleunigung ihrer Heirath willigen, welche durch den beſtimmten Rath der Aerzte, ſie zu einem Aufenthalt in dem ſüdlichen Frankreich zur gänzlichen Wiederherſtellung ihrer Geſundheit zu bewegen, auf das natürlichſte begründet ſei. „Den Punkt, der die Verletzung meiner Ehre durch die Verbindung mit der Tochter einer geſchiedenen Frau, einer um der vorhandenen Umſtände willen geſchiedenen Frau, anbetrifft, halte ich für ganz nichtig. Einmal hoffe ich der Scheidung noch zuvorzukommen; die Thatſache iſt alſo nicht vorhanden, nur das Gerücht, und dieſes ſoll immer nur die zweite Rückſicht ſein. Die erſte fragt: iſt es recht? Und recht iſt es, wenn ein liebes Mädchen einen biedern Mann beglückt; recht iſt es, wenn ein Mann die Stütze eines ſchutzloſen Mädchens wird, und beneidenswürdig iſt der Mann, der ſeiner Geliebten mit der Frauenwürde die Freiheit gibt, ihre heiligſten Pflichten als Tochter zu erfüllen." — „So denkt die Welt nicht!" rief Emma, den Kopf ſchüttelnd. — „Die Welt denkt gar nicht, theure Emma, ſie ſchwatzt und vergißt und würde ſich der Irrthümer Ihrer guten Mutter nur erinnern, wenn ſie ſich auf Sie fortpflanzten. Ganz offen, meine Freundin! — denn zwiſchen uns darf nichts ſchwankend ſein — es gäbe Verirrungen von Seiten einer Mutter, die der Tochter Bewußtſein ſchmerzlicher ſein müßten; die gegenwärtige verletzt die Tochter am wenigſten; deßhalb kann, darf dieſe auch davon ſprechen, darin handeln, und müßte bei jenen verſtummen.“ — Emma's Wangen glühten vor Scham, ſie fühlte ſich unausſprechlich verarmt, verwaiſt, alſo allein einem Manne gegenüber, auch dem edelſten, ihre Sache zu führen. Des Grafen Gründen wußte ſie nichts entgegenzuſetzen, und doch fühlte ſie ſich in ihrem Innern verletzt, weil durch die Verhältniſſe das Heiligſte, Neigung und Ehe, einem Geldgeſchäft untergeordnet waren. Vielleicht zum erſten Mal in ihrem Leben miſchte ſich verletzter Stolz in ihre Empfindung. „Und wie dann, nahm ſie nach einer Pauſe das Wort, wie dann, wenn der Tod, der mich ſchon ſo nahe umſchwebt, ſich nicht verſcheuchen läßt, ſondern nur eine Zeitlang ein ſieches Geſchöpf Ihre rüſtigen Schritte aufhält?“ — „Dann, Emma, ſuche ich dieſe kleine Zeit Ihr Leben zu erleichtern, zu verſchönern, nehme alle Ihre Obliegenheit über mich, führe alle die ſchönen wohlthätigen Plane aus, die wir in glücklichen Stunden zuſammen entwarfen, und bleibe meiner Liebe treu bis in den Tod.“ . . . Hier brach ſeine Stimme, und aufſpringend, ſein Geſicht mit beiden Händen bedeckend, ſchluchzte der Mann in unbezähmbarem Schmerz. Emma's Ueberzeugung war nicht gewonnen, aber ihr Gefühl widerſtrebte, den Grafen leiden zu ſehen; ſie bedurfte, mit ihm einig zu ſein, ſo ſehr wie mit ihrem Gewiſſen. Sie ſuchte ſeine Hand von ſeinem Geſicht zu ziehen und bat, daß er ſich mäßigen ſolle, aber er riß ſich los und eilte aus dem Zimmer. Nun ſaß das arme Mädchen ſtumm und zitternd von angreifenden Empfindungen. Sonſt ſehnt ſich der

Unglückliche nach dem Tode, dachte ſie, aber das darf ich nicht, dann wäre meiner armen Mutter nicht geholfen. „O du guter, hülfreicher Vater, rief ſie nach langem Nachdenken in frommer Zuverſicht, hilf doch deinem verlaſſenen Kinde!“ — Sie hatte es in ihren ſchmerzlichen Träumen nicht wahrgenommen, daß Graf Herbert wieder zurückgekehrt war; bei ſeinem Eintritt dieſen Ausruf hörend, machte er die Thüre raſcher zu, trat zu ihr, faßte ihre zum Gebet gefalteten Hände und rief innig: „Sein Sie wie ein Kind, wie Sie ſich eben nannten, wie ein Kind, das nur das Gute will und ſich um ſeinetwillen auch dem unvermeidlich Schlimmen unterwirft. Nehmen Sie einen Theil des Wagniſſes über ſich, ich habe zu dem andern Muth, laſſen Sie uns Ihre Mutter mit der Verſicherung empfangen, daß unſere Herzen einig ſind.“ — „O das ſind ſie! unterbrach ihn Emma innig. Meine Einſicht iſt nicht klar. Halten Sie es wirklich der Ehre und Pflicht gemäß —“ — „Emma, Ihr Gatte muß ein Ehrenmann ſein, der Name Herbert ward nie genannt, wo die Ehre fehlte, dieſe Entſcheidung überlaſſe die Jungfrau dem Manne. Darf ich heute Nacht in die Reſidenz zurückreiſen und Ihrer Vormünder Einwilligung einholen?“ — Dieſe Bitte brachte er, ihre Hände an ſein Herz drückend, halb knieend vor. In dieſem Augenblick traten Mutter und Tante, aus der Geſellſchaft zurückkehrend, in das Zimmer. Graf Herbert eilte ihnen mit der Nachricht entgegen, daß er von Emma die Erlaubniß erhalten habe, die Geſchäfte mit den Vormündern abzuſchließen. Emma warf ſich in ihrer Mutter Arme, die ſcheu, fragend und eine heftige Gemüthsbewegung unterdrückend, den Grafen betrachtete und die Tochter liebkoſte; für die Baronin ſchien die Sache, rein geſchäftsmäßig, nun ſie beſchloſſen ſei, gar nichts Anziehendes mehr zu enthalten. Die Gräfin benahm ſich mit einem angenommenen Stolze, der das Peinliche ihrer Lage gegen ihr eigenes Kind und ihren Schwiegerſohn verbergen ſollte; Emma achtete ſein nicht, und Graf Herbert trat noch in eben der Nacht ſeine Reiſe nach Berlin mit der ängſtlichſten Eile an, ſeine Rechte, Emma's Beſchützer zu ſein, ſobald als möglich anerkannt zu ſehen.

Die Abreiſe der Damen erfolgte nach zwei Tagen. Frau v. Steinfeld war von den Verirrungen ihrer Schweſter ſo heftig verletzt, daß ſie, ihrem kalten Weſen gemäß, ſich geſellſchaftlich keine unverbindliche Aeußerung hatte zu Schulden kommen laſſen, aber ihr Schickſal, Emma's Leben oder Tod, als läſtige Gegenſtände gänzlich von ſich abſondernd, faßte ſie, um gar nicht von ihnen ſprechen zu hören, den Entſchluß, von Eger, die ganze Winterszeit über, nach Genf zu gehen. Dorthin nahm ſie in eben der Stunde, wo die Gräfin nach Oberau abreiſte, ihren Weg. Emma nahte ſich mit den lebhafteſten Gefühlen dem Ort, wo ihres Vaters Aſche ruhte, wo noch einige Erinnerungen ihrer Kindheit ihr ſein Bild zurückriefen. Sie ward von den Unterthanen der Herrſchaft mit Segenswünſchen empfangen, denn das Andenken des Vaters war mit tauſend Wohlthaten, die er ihnen erzeigt hatte, verbunden. Die ältern Perſonen erblickten entzückt in ihr die Züge ihres geliebten Herrn; aber mit wehmüthiger Ahnung ſagte mancher gute Alte, manches wohlmeinende Mütterchen zu ihren Kindern: „Sie gleicht ihm auf ein Haar, aber ich fürchte, ſie wird auch bald ein Engel im Himmel werden, wie er." Emma hätte ſich unter dieſen Menſchen, wo ſie ihren Vater, deſſen Name ihre Mutter kaum ausgeſprochen hatte, von allen Seiten ſo liebevoll nennen hörte, in der ſchönen Natur, in dem ernſten, ſtillen Gebäude, in dem ſie überall die Spuren des Ordnungsgeiſtes, das freundliche Walten ſeines letzten Beſitzers erkannte, ſo gern und ſo froh befunden, wenn ihre Mutter ihre Bemühungen, ihr dieſen Aufenthalt angenehm zu machen, gütiger aufgenommen hätte. Dieſe verzogene Frau war aber jeder Art des Genuſſes, außer dem, welchen große Geſellſchaft gibt, jeder Theilnahme, außer der der oberflächlichen Demonſtration, jedem lebhaften Gefühl, außer dem ihrer unſeligen Spielſucht, ſo entfremdet, daß die Ausſicht eines Landaufenthalts in einer Lage, die ihr beſchränkt vorkam, weil ſie ihr keine Verſchwendung geſtattete, ſie mit Schauder erfüllte. Emma hatte Maßregeln genommen, um die Zimmer, welche ihre Mutter während ihres erſten Gatten Lebzeiten bewohnt hatte, ſo freundlich wie möglich zu ihrem Empfange aufputzen zu laſſen. Zu jener Zeit hatten ſie für elegant, für geſchmückt gegolten, jetzt konnte ſie die Dame des Schloſſes noch mit Anſtand bewohnen. Emma wählte ein paar kleine Zimmer, welche den Durchgang zwiſchen dieſem Gemach und dem ihres verewigten Vaters bildeten; denn dieſes ſollte unberührt bleiben — ſie getraute ſich nicht ſeine Beſtimmung zu denken, ſie forſchte nur behutſam, wo ſein letztes Ruhelager geſtanden, und dachte auf Mittel, wie ſie dieſen Raum, der ihr ein Heiligthum ſchien, ſpäter in Beſitz nehmen könnte. Dieſer wehmüthige Wunſch ward ihr bald gewährt. Die Gräfin, welche eigenſinnig abgelehnt hatte, ſich um irgend eine Hauseinrichtung zu bekümmern, betrat die Zimmer, in welche Emma ſie voll Zärtlichkeit wieder als Herrin einführte, mit ausbrechenden Thränen über ihr grauſames Loos, dieſe finſtern Mauern zu bewohnen. Ohne zu fragen, welchen Aufenthalt ihre Tochter gewählt, befahl ſie ihrer Kammerfrau, ihr Bett neben ihr Schlafzimmer in ein kleines, mit Gemälden und Porzellan verziertes Cabinet zu ſetzen, weil ſie ſich fürchtete, in dieſer Einöde allein zu verweilen. Emma fühlte, wie ſich ihr Herz bei dieſer Unfreundlichkeit ſchmerzlich zuſammenzog; ſie wollte ſich anbieten, den Platz der Kammerfrau anzunehmen, allein die Mutter unterbrach ſie bei dem erſten Wort und bat ſie ungeſtüm, ihr Zeit zu laſſen, dieſen erſten Abſcheu zu überſtehen. Da die Gräfin nicht beim Abendeſſen erſcheinen wollte, begab ſich Emma ſehr betrübt in ihr Gemach und von da in die leeren Zimmer ihres Vaters, wo ſie bei der, von der einzelnen Kerze, die ſie hielt, nur ſichtbaren Dunkelheit ſich eines kleinen Schauders nicht erwehren konnte. Sie kniete neben ihres Vaters Sterbelager nieder, betete dieſe knechtiſche Furcht aus ihrem Herzen und überblickte noch ein Mal alle ihre Entſchlüſſe, ihre Pflichten. Mit geſtärktem Muthe ſtand ſie auf und unterſuchte nun furchtlos, aber mit geſteigerter Phantaſie das öde Gemach. Hier ſtand des Verklärten Schreibtiſch, dort ein Lehnſeſſel neben einem

Tiſchchen, deſſen Fächer Journale enthielten, das, mit Bleiſtiften, Tuſchſchalen und befleckten Papieren bedeckt, noch von ſeinen letzten Beſchäftigungen zeugte. Es war augenſcheinlich, daß dieſe Zimmer ſeit des Vaters Sterbetag nie beſucht, nie aufgeräumt waren Immer lebendiger verſetzte ſich Emma in jene Zeit; ihr war es bald, als weheten die himmliſchen Lüfte, die ihres Vaters Geiſt emporgetragen, um ihre Wangen, als lispelten längs den Wänden Engelſtimmen, wie in Pope's hinreißendem Liede: „Schweſterſeele, komm hinweg.“ Wie ſie endlich das Zimmer ſchloß, warf ſie einen Abſchiedsblick auf das bedeutensvolle Lager, und eine Thräne des wehmüthigen Andenkens floß für ihren entfernten aus ihrem Sinne ſcheidenden Freund. In ihrem, an ihrer Mutter Beſuchzimmer anſtoßenden Schlafcabinet angelangt, hörte ſie dieſe in demſelben ſich bewegen und, wie ihr ſchien, einen ängſtlichen Ton ausſtoßen. Erſchrocken und ſchüchtern öffnete Emma leiſe die Tapetenthür, welche die beiden Gemächer trennte, und trat mit der zärtlichen Bitte, ihr noch gute Nacht ſagen zu dürfen, herein. Die Gräfin bedeckte mit einem Schrei des Entſetzens ihr Geſicht mit beiden Händen und drückte den Kopf in den Winkel des Sophas. Emma, die voll Schrecken über dieſe Bewegung vor ſie niederkniete, war ſchmerzlich ergriffen, wie ſich ihre Mutter aufrichtete und heftig rief: „Was machſt Du in jenem Zimmer?“ — „Ich wählte es zu meinem Schlafcabinet, um Ihnen ſo nahe wie möglich zu ſein.“ — „Dieſe Nähe drückt mich, es iſt Raum genug in dieſem troſtloſen Steinhaufen.“ — „Theure Mutter, ich habe dem Arzt, ich habe dem Grafen verſprechen müſſen, auf der Sonnenſeite zu wohnen.“ — „So nimm dieſe Zimmer ein, die mich ohnehin verſpotten, die Nachtſeite iſt ohnehin die rechte für mich.“ — Emma's Stimme erſtickte in Thränen, ſie küßte der Mutter widerſtrebende Hände ohne Unterlaß. „Darf ich denn meines Vaters Zimmer bewohnen?“ fragte ſie zitternd. — „Welche Du willſt, nur dieſe nächſten nicht, und mich nicht ſo geſpenſtig überfallen, wenn ich endlich hoffe allein zu ſein.“ — „Sie ſollen allein ſein, wenn Sie wollen, liebe Mutter, ich ſinne ja nur darauf, Ihre Wünſche zu erfüllen; dulden Sie mich nur dieſe Nacht bei ſich, ich will mich ganz ſtill verhalten, und morgen zeigen Sie mir das Plätzchen, wo Sie mir mein Lager aufzuſchlagen erlauben.“ — „Wann wollte ich Dich beherrſchen, wann Deine Rechte verkürzen? Wann wollte ich Dich kränken? rief die Gräfin aufgebracht; Emma, der Unglückliche iſt leicht zu beſchuldigen — aber geh, Du ſiehſt geiſterbleich aus, geh, ruhe, ſchlafe!“ — Mit dieſen Worten drängte ſie die Tochter zum Fortgehen. Emma gehorchte; ſie wollte ſich durch die Tapetenthür entfernen, aber die Mutter verhinderte es mit ſcheuem Blick, ſchob einen Tiſch mit Blumenvaſen davor, ſetzte Stühle daneben und verbot, ſie je wieder zu öffnen.

Leiſe, wie nach der alten talmudiſchen Sage der Geiſt um ſeines Leibes Grab ſchwebt, legte ſich Emma zur Ruhe, und ſtill floſſen ihre Thränen, wie ſie die Umſtände überſah, unter welchen ſie, noch als Kind aus dem Vaterhauſe entfernt, es als Jungfrau ſo freudelos wieder betrat. Ihre frommen Lehrer hatten ſie gewöhnt, dieſes Gefühl der Freudeloſigkeit vor allen andern abzuwehren. „Wie trübe der Augenblick ſei, war ihre Vorſchrift, nöthige dein Nachſinnen, das Gute, was dir bleibt, aufzuzählen, dann wird es dir leichter werden, das Ueble zu tragen.“ — Emma that das auch jetzt, und da trat ihres entfernten Freundes Bild als ein großes Glücksübermaß vor ihre Phantaſie. Ihr Nachdenken ward Schlummer und verwob ſich mit den Bildern ihres Traums. Dieſer zeigte ihr die hohen Eichen am Eingang des Parks, von Roſenhecken umzogen, die ſie jetzt ſo niedrig fand, da ſie ihr in dem Bild, das ſie aus ihren Kindheitstagen von ihnen behalten, bis an die Eichenäſte zu reichen ſchienen. Und jenſeits der Hecke ſtand ihr Vater, reichte ihr die Hand und rief: „Komm herüber zu mir!“ Aber die Roſen entblätterten ſich alle, ſo wie ihr Fuß die Hecke berührte, und die Dornen verletzten ihren Fuß. „O das ſchmerzt bis im Herzen!“ ſagte ſie weinend, die dargereichte Hand feſter faſſend. „Tritt ſie kräftig nieder! erwiederte der Vater, und zeigte ihr ein reiches Roſengebüſch, das hinter ihm an die Eichen anſtieß; dort ſind ſie ohne Dornen.“ — Jetzt aber faßte Herbert, der plötzlich ihr zur Seite ſtand, ihre andere Hand und rief betheuernd: „Ich bahne Dir den Weg, ich drücke die Dornen alle, die dir drohen, in meine Bruſt!“ — Da blickte ſie, getheilter Sehnſucht voll, nach ihm zurück, ihr Traumbild verſchwand, und die dankbare Erinnerung, wie der Graf von jeher ihren Pfad von Dornen befreit, verband ſich jetzt mit der an den bedeutungsvollen Traum.

Das erſte Zeichen eines edeln Gemüths bei begangenem Unrecht iſt der Wunſch, es zu vergüten, ſobald es ſolches einſah; wenn aber ein guter Menſch erleuchtet würde, alles Unrecht, was er that und nicht einſah, zu überblicken, und zwar dann, wenn keine Vergütung mehr möglich iſt, er würde erliegen unter der Laſt ſeiner Schuld. Das furchtbarſte und am häufigſten verkannte Unrecht iſt häusliches Unrecht, denn es entartet das lebende und das ſich bildende Geſchlecht. Wir ſehen um uns her, reue- und beſſerungslos, Mitglieder derſelben Familie ſich einander das Leben vergiften; ſehen, wie die Gattin verkümmert, bei der geiſtigen Vernachläſſigung des Gatten; wie der Ehemann außer dem Hauſe die Heiterkeit ſucht, welche weibliche Empfindlichkeit und Selbſtſucht ihm zu Hauſe verſagt; wie Geſchwiſter durch Verkehrtheiten das innigſte Band, das Gott und die Natur dem, welches die Gattin mit dem Gatten vereint, zur Beglückung des Lebens ſtiftete, zerreißen. Und wie viele Eltern finden am Ende ihrer Tage, daß ſie, indem ſie für ihre Kinder arbeiteten und ſäeten, Undankbarkeit ernteten; und wie viele Kinder machen nicht ſpät noch, wenn kein Unternehmen ihnen gelang, wenn die Welt ihnen keinen Genuß und das Leben ihnen keine Hoffnung mehr gibt — wie viele machen noch in ſpäten Jahren die Entdeckung, daß die verkehrte Erziehung ihrer Eltern die Mißtöne in ihr werthloſes Daſein legte, das in einem Schrei des Jammers endlich untergeht. Sind denn dieſe Menſchen alle böſe? — O Gott, nein! Viele von ihnen lieben, werden geliebt, verdienen und beſitzen Achtung; Viele nehmen die Ueberzeugung, recht gehandelt zu haben, mit ins Grab; Manche halten ſich für Märtyrer für Anderer Unrecht — und unter dieſe gehörte die unglückliche Gräfin v. Alpeck. Von dem Moment an, wo ſie, ein glänzend ſchönes, jugendliches Mädchen, eingewilligt hatte, um ihrer Mutter willen einem ältlichen, ernſten Manne die Hand zu geben und dennoch ihren Ruf als treue Gattin von keinem Schatten eines Vorwurfs trüben zu laſſen, glaubte ſie gegen das Glück einen ungeheuern Vorſchuß abrechnen zu können; alle ihr Unrecht, welches ihr guter Verſtand bei einem Dritten ſehr richtig zu ſchätzen gewußt hätte, hielt ſie noch für eine Gerechtſame in dem Umfang der durch ihre erſte Heirath gelittenen Unbilde. Wir ſehen in religiöſer und ſittlicher Hinſicht, welche unerſchütterliche Wurzel die Gewohnheit, Etwas für einen Grundſatz, einen Glaubensbegriff anzuſehen — nicht einzuſehen, nicht zu glauben — im Gemüthe faßt. Wir ſehen Völker Jahrhunderte lang für eine Sache leiden, die wenig Einzelnen am Herzen liegt; wir ſehen Geſchlechter Menſchenalter durch für eine Idee verwüſten, morden, die keines Einzelnen Vernunft — wenn man ſie ſich ſelbſt überließe — klar machen könnte. Die Gräfin war in ſo einem Fall. Sie liebte Emma mit aller Liebe, der ihr, von Eitelkeit erfülltes, heftiger Empfindungen bedürftiges Herz fähig war; aber die lange Gewohnheit, ſich als beraubt anzuſehen, ſetzte ſie in eine feindſelige Stellung gegen ihren Gemahl, gegen den Grafen Herbert, und wie lebhaft ihr Muttergefühl dagegen kämpfte, gegen Emma ſelbſt. In dieſer Letztern Thun hätte Triſtram Shandy's „anklagender Engel" keine Handlung gefunden, die in des Himmels Kanzlei zur Anklage werden konnte, und der „einzeichnende Engel,“ zeichnete er ihre Thaten ein, mußte ſein himmliſches Haupt abwenden, damit die Thräne der Bewunderung die Schrift nicht verlöſche. Doch das Mutterherz, von Stolz und Leichtſinn bethört, erkannte dieſe Thaten nicht; und ein Leben, wo die Opfer nie aufhören und nie eine andere Empfindung als Undank und Unwillen erregen, zehrt ſich bald ſelbſt auf. Wie Graf Herbert viel ſpäter, als er gehofft hatte, in Oderau anlangte, bedurfte er alle ſeine Seelenſtärke, um bei dem Anblick der Zerſtörung, den drei Wochen, ſeit ſeiner Abreiſe von Eger, in der holdſeligen Geſtalt ſeiner Geliebten gemacht hatten, nicht im ungezähmten Naturgefühl aufzuſchreien, wie die Löwin, die, mit Nahrung für ihr Junges beladen, bei ihrer Rückkehr ins Lager nur deren entſtellte Gliedmaßen antrifft. Er überwältigte ſeinen Schmerz und ſuchte nur ſchnell den Augenblick zu gewinnen, ihr von dem Erfolg ſeiner Geſchäfte Nachricht zu geben. Zuerſt legte er ihr alle Papiere vor, die ihr beweiſen konnten, daß die Gläubiger ihrer Mutter befriedigt werden könnten. Dann überraſchte er ſie mit der erfreulichen Kunde, daß Graf Alpeck ſeine Eheſcheidungsklage zurücknehme und in der Folge ohne Zweifel geneigt ſein werde, ſeine Gemahlin wieder in ſein Haus aufzunehmen. Noch war er gereizt, der Mann that ſich, ſo wie viele Menſchen, etwas darauf zu gut, die ihm gerade bequemſte Tugend in der größten Vollkommenheit zu üben. Dieſe Tugend war Ordnungsgeiſt; er war nöthig, um bei einem mäßigen Vermögen zu repräſentiren, um einen Sohn, der einen alten Namen fortpflanzen ſollte, in die Welt einzuführen. Bei dieſer Eigenheit ſchien ihm der Gräfin Verirrung unverzeihlich; hätte ſie nicht wirklich ſeine häusliche Lage zerſtört, ſo möchte er es für demüthigend gehalten haben, durch einen Theil des Vermögens ſeiner Stieftochter dieſes Unglück abgewendet zu ſehen; das arme Menſchenherz iſt aber in ſeiner Verzagtheit oft ſo verſchlagen, daß hier dasjenige des Grafen hinreichende Verſtandesgründe gab, um Emma's Großmuth anzunehmen. Nachdem aber dieſe Gründe einmal vom Verſtande anerkannt waren, nahmen ſie vom Gefühl förmlich Beſitz, und er dankte ſeiner Stieftochter für ihre Großmuth in einem Briefe, der dieſer das Bewußtſein gab, Frieden hergeſtellt zu haben. „Und nun, meine geliebte Emma, ſagte Graf Herbert am Schluſſe ſeines Berichts, nun erhalte ich meinen überſchwenglichen Lohn?" — „Mein Geleiter zur Grabesruhe!" rief ſie begeiſtert und legte das matte Haupt auf ſeine Schulter. „O das iſt ein ſchöner Beruf, deſſen Lohn ſich auf Ewigkeiten erſtreckt."

Graf Herbert hatte ſich ſeinen Plan gemacht, Emma's zum Grabe geneigte Phantaſie durchaus nicht durch Widerſpruch ſteigern zu wollen. Der Lebensmuth ſeiner feſten Bruſt leugnete die Herrſchaft des Todes, da wo Alles zum Leben aufrief; und was konnte lauter rufen als Liebe, häuslicher Frieden, Vertrauen? Er hatte ſich alſo gegen dieſe Hoffnungsloſigkeit des Lebens in ſeiner Freundin gewaffnet, er bemeiſterte den tiefen Schmerz, den ihre Worte erregten, und antwortete: „Gut, meine Geliebte, es ſoll mir genug ſein, Dich zu leiten, das Ziel iſt ja immer daſſelbe! Jetzt ſei es der milde Himmel der Provence; denn Du mußt verſprechen, ſogleich, wie ich vom Geſetz zu Deinem Beſchützer ernannt bin, mir nach dem ſüdlichen Frankreich zu folgen.“ — Emma hätte gern gebeten: laß meine Hülle bei der meines Vaters ruhen! ſie fühlte aber, daß ihr oblag, das Aeußerſte für die Erhaltung ihres Lebens zu thun; und dieſes Leben ſchien ihr jetzt ſo ſüß! Doch dieſes Lebens erſter Zweck war die Zufriedenheit ihrer Mutter, und darum ihre nächſte Frage: ob dieſe ihre Reiſegefährtin ſein würde? „Es hängt von ihr ab, antwortete der Graf; machen Sie ihr den Vorſchlag, aber erſt, nachdem ich ihr den Beſtand ihrer Geſchäfte vorgetragen habe.“ Emma unterwarf ſich dieſer Bedingung; überzeugt, daß Alles, was der Graf ihr zu ſagen hatte, ſie glücklich machen mußte, erwartete ſie ungeduldig den Augenblick, wo ſie dieſe theure Mutter verſöhnt wiederſehen würde. Mit Herzklopfen erſpähte ſie den Augenblick, wenn der Graf, der ſie in ihrem Zimmer aufgeſucht hatte, von ihr gehen würde, klopfte dann leiſe an ihre Thür, und mit Zügen voll Liebe, jetzt von Freude glänzend, trat ſie ein, ſchwebte mit offenen Armen auf ſie zu und erwartete offene Arme zu finden. Die Gräfin ſtand ſtolz und kalt, und ihrer Tochter die Wange zum Kuß bietend, ſagte ſie in halbem Vorwurf: „Dieſe heftigen Empfindungen ſcheinen mir weder heilſam noch durch die Umſtände gerechtfertigt. Die Folge für Dich iſt leider zu ſichtbar, und ich ſehe keine Urſache zur Entzückung, wenn die Meinen ihre Pflicht thun Das lohnt ſich ſelbſt, wie die Verheißung ſagt.

Wünſcheſt Du ſonſt etwas, ſo ſprich, denn wie die Sachen ſtehen, muß ich mich freilich als verpflichtet betragen." Die Fehlſchlagung dieſes Moments traf Emma's innerſten Lebenskeim. Sie fühlte ſich vergehen; unfähig zu ſprechen, ſetzte ſie ſich matt nieder und blickte ihre Mutter mit flehendem Auge an. So undurchdringlich die Eisrinde war, welche ſich um das Mutterherz gebildet, konnte ſie dem Blick nicht widerſtehen; ſie faßte Emma's Hand, und ohne ein Wort der Liebe finden zu können, und doch mit dem Wunſch, ſie zu bezeigen, fragte ſie noch ein Mal: „Was wünſcheſt Du noch?" — Mit trockenen Lippen und tonloſer Stimme ſagte Emma, was ihr Gedächtniß allein ihr noch darbot: „Wir bitten, Herbert und ich, Sie möchten uns nach der Provence begleiten." — Hier verließ ſie die Kraft der Sprache, der Bewegung; es war nicht Ohnmacht, ſondern Erlöſchen der Lebensfähigkeit. Graf Herbert, den das Geſchrei der Mutter herbeizog, erkannte es, er ſagte der Gräfin einige Worte, die ſie furchtbar treffen mußten, denn man ſah ſie erblaſſend in ihr Cabinet entfliehen. Herbert trug Emma in ihr Zimmer und wachte über die ihr geleiſtete Hülfe. Der erlöſchende Lebensfunke ward wieder angefacht, und unter ſeiner Vorſorge gewann er neue Kraft. Die Gräfin ſchien von dieſem Tage an ihren Unmuth beſiegt zu haben; ſie willigte mit Freundlichkeit in die Theilnahme an der Reiſe und ging gefällig in des Grafen Abſichten ein. Dieſen zufolge ward ſeine Verbindung mit Emma einzig durch ein Feſt der Landbewohner gefeiert, ihr Andenken durch reiche Geſchenke an die Schule des Dorfs geſichert, und die Ausſtattung zweier Brautpaare, denen nur ein bischen weltliches Gut zum Glück gefehlt hatte, legte den Grund zu dem Glück eines frohen Geſchlechts. Wie Emma, einen Kranz weißer Roſen und Myrten im Haar, am Altar ſtand, ſah ſie freilich mehr wie Herbert's Schutzgeiſt als ſeine Lebensgefährtin aus. Die ländliche Gemeinde ward von einer Ahnung dieſes Gedankens ergriffen, und ihr leiſes Schweigen ward blos von leiſem Weinen unterbrochen, alle Verwunderung und Neugier ſchwand aus ihren Blicken, und ſie zeigten den Ausdruck der Begeiſterung, wie die Erſcheinung eines Seraphs ſie hervorgerufen hätte. Nach wenigen Tagen entfloh Emma an der Hand ihres Gemahls den nahenden Stürmen des deutſchen Herbſtes, und nach einer Reiſe, deren heiterer Genuß die ſanfte Kranke je mehr und mehr ins Leben hineinſchmeichelte, hatte ſie bald eine ländliche Wohnung mitten in den Orangenwäldern der Umgegend von Nizza bezogen. Der Graf hatte eine kleine Wohnung in der Stadt gemiethet, um ſeine Schwiegermutter zu keinem Landaufenthalt zu zwingen, ſeiner Emma aber durch einen alten Bekannten, den er bei einem frühern Aufenthalt in dieſer Gegend erworben, ein Landhaus in einem abgelegenen, von den Fremden gar nicht beunruhigten Thale zurichten laſſen. Es war vor allen Winden, außer dem belebenden Seewind, geſchützt, hatte Laubbäume im Hintergrund, wo die Hügel ſich ſchloſſen, und wo dieſe dem Oel- und Orangenbaume Platz machten, entſprangen drei reiche Quellen in einer Felſengrotte, floſſen ſchäumend über Steinblöcke zuſammen und bewäſſerten, in einen Bach vereint, in jeder Jahreszeit den bis an das Seeufer ſich erſtreckenden, duftenden, mit goldenen Früchten und weißen Blüten prangenden Wald. Hier ſchien Emma allen Stürmen entgangen; der Friede der Seligen umſchwebte ſie, das Bild des Todes ſchien hinter der Zauberwelt, die ſie umgab, zu verſchwinden, und ihres Gemahls freudeſtralendes Auge ſagte ihr täglich, daß ſie alle dieſe Herrlichkeiten ihm verdanke, und er ſie theile mit ihr.

Der Winter ging unbemerkt hin; er hatte mit dem nordiſchen Winter nichts Aehnliches, als die Kürze der Tage. Aber wie warem dieſe Tage ſo mild! die Lüfte ſchienen ſich einander zu ſagen, daß Belle Aigne — ſo hieß das Thal — ihnen dieſes Jahr verſchloſſen ſei. Oft ſaß Emma unter einigen immergrünen Eichen, von Blumen, welche nur bei beſonders kühlen Nächten mit leichten Matten bedeckt wurden, umduftet, und indeß die gänzlichſte Windſtille im Thale herrſchte, rauſchte es über ihr in den Gipfeln entlang, bog die hohen Häupter der Buchen und Eſchen am Hügel hinauf und ſchien wie ein zürnender Geiſtesruf ſich hoch oben im Aether zu ergießen. Und wie waren die langen Abende ſo ſchön! — Die Gräfin hatte ſich ſehr bald gänzlich in der Stadt niedergelaſſen, ſie kam ſelten heraus; dann brachte ſie einige Männer mit, deren Geſellſchaft, das wußte ſie, ihrem Schwiegerſohne lieb war. Sie ſetzte ſich freundlich zu ihrer Tochter, erzählte ihr eine Menge Geſellſchaftsgeträtſch, das Emma mit Theilnahme anhörte, weil ihre Mutter es ſprach, und verſäumte nie mit Zuverſicht die Zeit zu berechnen, wo ſie unfehlbar ſo weit erſtarkt ſein würde, um in Nizza der Geſellſchaft leben zu können. Der Monat März ſollte dieſe Zeit ſein. Die Natur von Belle Aigue war nie zu Grabe gegangen, ſie glich mehr dem Symbol der Ewigkeit, der glänzenden Schlange, die ihre Hülle abſtreift, um in neuer Farbenpracht zu erſcheinen; allein die Arbeit in ihrer geheimen Werkſtätte fand in dieſer milden Zone ſtatt, wie in dem nebligen Deutſchland, und ihre verborgene Sympathie mit dem Menſchen läßt ſich dort ſpüren wie hier. Der Hauch des Frühlings ſtrömt verſtärktes Leben ins Lebendige; was aber die Kraft des Lebens verlor, das übergibt er den unterirdiſchen Mächten. Emma bemerkte nicht, wie ihre Kräfte ſchwanden, für ſie war glücklich ſein Leben, und Leben war Lieben, und zum Lieben nahm in ihrem Herzen die Kraft zu, je matter es ſchlug. — Bei der Sorgfalt, mit der Herbert ihr jede Anſtrengung erſparte, bei der wandelloſen Ruhe in ihren Umgebungen verkannte ſie die Fortſchritte ihres Vergehens über den Fortſchritten des Lebens rund um ſie her. Eines Tages brachte ihr die Gräfin einige freundliche Zeilen von ihren Kindheitspflegern aus Montmirail, ſie verhießen ihr Segen, weil das fromme Kind, die pflichterfüllte Tochter ihres Lohnes als Gattin gewiß ſei; zugleich theilte ihr die Mutter Briefe vom Grafen Alpeck mit, in welchen er ſeinen Dank für ein von ſeiner Gemahlin erhaltenes Schreiben ausdrückte, welches, wie er ſagte, die letzten Hinderniſſe ihrer Wiedervereinigung aus dem Wege räume, und er fügte Grüße an ſeine Tochter und ihren Gatten hinzu, die er mit den Worten ſchloß: „Wenn die Zukunft mir eine Gattin, Theodorn eine Mutter zurückgibt, ſo verdanke ich es Emma's kindlicher Treue und ihres Gemahls edler Denkart und männlichem Zuſpruch." — Emma's freudige Seele ſchien die zarte Hülle faſt durchbrechen zu wollen, ſie zitterte, wie die zarte Pappel, welche Lüfte bewegen, die anderer Bäume kraftvolles Laub gar nicht vernehmen. Die Mutter ließ des Grafen Worte ohne Commentar, aber ihr Abſchied war heute herzlicher, wie er noch nie geweſen. Emma ließ ſich in der Nähe der drei Quellen unter breitblättrigen Feigenbäumen nieder, rund um ſie her dufteten Knospen und Blüten, die Abendſonne ſank vor ihr in das Meer und beſtralte das weiße Gefieder der Seevögel, die, in hohem Fluge gegen das Geſtade eilend, über den weißen Blüten der Akazien ſchwebend ſelbſt wie Blütenbüſchel ausſahen, welche der Hauch der Lüfte in das unendliche Meer trug Vor Emma's Füßen weideten in einiger Entfernung einige Lämmer, ihr kleiner Hirt hatte ſich ein kunſtloſes Kreuz von ein paar grünen Gerten gebildet, es ſpielend unter eine Zypreſſe gepflanzt, und bekränzte es nun mit Anemonen und Primeln. Emma's Blick durchirrte entzückt dieſes paradieſiſche Schauſpiel. Indem fingen, eine nach der andern, die Glocken der umliegenden Dörfer an, den Gruß der heiligen Jungfrau zu läuten; leiſe ſchwebten die Töne mit dem Dufte der Blüten empor. Herbert ſaß neben ihr, wie ſie es ſo gern hatte, mit einem Buche in der Hand; heute nicht leſend, denn der ſelige Ausdruck ihres Geſichtes, das flüchtige Zucken ihrer Hand, die er hielt, zog ihn von jedem andern Gegenſtande ab. Jetzt fiel ihr Blick auf den Knaben unter der Zypreſſe, ſie ſchien den Gegenſtand ſeiner Beſchäftigung nicht gleich zu erkennen; wie er aber zurücktrat und wohlgefällig ſein Werk betrachtete, erglänzte ihr Auge wie das Stralen eines Sternes in der ewigen Ferne des Himmelszeltes — es glänzte und erloſch — denn ihr frommer Geiſt war in dieſem Momente entflohen.

Herbert behielt das Bewußtſein, dieſem Weſen, das der Erde nur ſo flüchtig angehört hatte, ſeine ſchönſten Erdenträume gegeben zu haben. Er ſenkte ihre leichte Hülle unter jene Zypreſſe, die den letzten ihrer irdiſchen Blicke auf ſich zog, bezeichnete die Stätte mit einem einfachen ſchwarzen Marmorkreuz, das noch der Reiſende dort ſieht, und erhielt ihr Andenken durch eine Stiftung, vermöge der ſtets drei hülfloſe Waiſen des Kirchſprengels, wohin Belle Aigne gehört, auferzogen werden und an dem dreißigſten März, der den Engel der Erde entſchweben ſah, an jenem Kreuz im letzten Abendſtral den Gruß der Jungfrau zu beten verbunden ſind. Er befolgte in dem ererbten Gute Oderau Emma's wohlthätige Plane, indem er deſſen Unterthanen ſo glücklich machte, wie ihr liebendes Gemüth es beabſichtigte. Dieſer ſchönen Todtenfeier blieb fortan ſein Leben geweiht.

Die Gräfin v. Alpeck ſchien nicht ohne eine Ahnung von ihrer Tochter nahendem Tode von ihr gegangen zu ſein. Ihre Geſellſchaft fand ſie an dieſem Abende zerſtreut, und wie die Todesbotſchaft ſie am nächſten Morgen erreichte, ſah man ſie nicht erſchrocken, aber bis zu ihrer Rückkehr nach Deutſchland nie wieder froh. Ihre Vereinigung mit ihrem Gatten fand ſtatt; dieſe Ehe konnte keine glückliche werden, denn beider Herzen kannten das heilige Geheimniß nicht, deſſen gegenſeitiges Errathen das innige Band knüpft; aber ſie ward, je länger je mehr, ein treuer Verein zur Beförderung äußern Wohlſtandes und innern Friedens. Theodor war der Bundesengel dieſes Vereins. Anfangs drückte er oft einen ſcharfen Stachel in ſeiner Mutter Herz, wenn er ſie fragte, wohin ſie ſeine ſchöne Schweſter geführt habe? Nun er zum Jüngling heranwächſt, iſt Graf Herbert ſein Führer und Freund, und Emma's Bild, in lächelnder Mädchengeſtalt, wie ſeine Kinderphantaſie ſie auffaßte, umſchwebt noch oft ſeine Träume, und ihr Andenken, durch Herbert's Erzählung genährt, iſt ſeinem tugendhaften Streben ein Sporn.

II.

Die Verkannte.

Es war ein heißer Sommertag, an dem Julius in Lepzov Pferde gewechſelt hatte, um nach Golding, dem Gute des Baron Albov, abzulenken, das von der Heerſtraße abwärts, am Ufer des ** Meers lag. Julius kam aus Prag, um ſeine Verbindung mit Anna, Albov's einziger Tochter, zu vollziehen. Sie war von Seite ihrer Mutter ſein Geſchwiſterkind. Seine Großeltern hatten dieſe als aufblühendes Mädchen bei der Krönung Kaiſer Joſephs mit nach Frankfurt genommen, dort lernte ſie Albov, ein reicher **ſcher Edelmann, kennen, und indem er ihre Hand erhielt, entriß er ſie auf immer ihrem Vaterlande und, was dem jungen Mädchen noch ſchwerer ward, ihrem, vor allen andern Geſchwiſtern geliebten Bruder, welches Julius' Vater war. Ihr eheliches Glück, ja ihr ganzes Schickſal hatte etwas Räthſelhaftes erhalten. Julius' Vater ward in den erſten Jahren durch ſeine Reiſe ins Ausland an einem regelmäßigen Verkehr mit ihr verhindert, kurz nach ſeiner Rückkehr ſtarben ſeine Eltern, die Anordnung und Beſorgung ſeiner bisher vernachläſſigten Güter hielt ihn feſt. Die Gewohnheit, von der Schweſter getrennt zu ſein, ſtumpfte die Kraft, ſich um ihretwillen loszureißen, ab, und er beruhigte ſich mit der Anſicht, die ihm ſeine Eltern noch gegeben hatten: daß ſie durch eine ſtandesmäßige reiche Heirath verſorgt ſei. Die Briefe, die er von Zeit zu Zeit von ihr gehört, drückten freilich eine geheime Wehmuth aus, ohne Klage; ſeit ſie Mutter war, äußerte ſie den Wunſch, ihre Tochter einſt mit ihres geliebten Bruders älteſtem Sohn, Julius, zu verbinden, und dieſen Wunſch hatte ſie in ihrer langen Todeskrankheit ſo angſtvoll und heftig wiederholt, hatte ihn dergeſtalt zur Bedingung ihrer Seelenruhe gemacht, daß ihr Bruder im Namen ſeines damals achtzehnjährigen Sohnes Anna zu ſeiner Gattin zu erwählen verſprach. Reue, ſeine Schweſter nie beſucht zu haben, die Ahnung, daß ſie vielleicht von einem heimlichen Kummer verzehrt ins Grab geſunken ſei, hatte ſich ſeit ihrem Tode ſeiner Einbildungskraft bemeiſtert; er beſchloß nun, ſeine künftige Schwiegertochter ſogleich zu beſuchen und ſie zu ſich zu nehmen, wobei er von Seiten Albov's, der mit ſeiner verſtorbenen Gattin Verfügungen ſehr zufrieden ſchien, keinem Hinderniß entgegenſah. Allein dieſelbe Unentſchloſſenheit, die ihn verhindert hatte, eine ſehr geliebte Schweſter in einer ſo langen Reihe Jahre zu beſuchen, verſchob auch dieſe Reiſe, bis ein ähnliches langſames Uebel, wie jene verzehrt hatte, ihn an der Vollziehung ſeines Vorſatzes verhinderte und endlich jenſeits mit der langentbehrten Schweſter vereinte. Wie er den entſcheidenden Augenblick herannahen fühlte, vereinte er alle ſeine irdiſchen Wünſche in die Ausſicht auf ſeines Sohnes Heirath mit der verwaiſten Nichte, und Julius mußte oft wiederholt ſchwören, gleich nach den nöthigſten Geſchäften, die ſein Tod nach ſich ziehen mußte, nach Golding zu eilen und Anna als ſeine Gattin heimzuführen.

Zwiſchen dem erſten über dieſe Verbindung gethanen Verſprechen und Julius' Abreiſe nach Golding waren vier Jahre verfloſſen, ſodaß dieſer als ein zweiundzwanzigjähriger Jüngling dem ſpannenden Augenblick entgegen ging, der ſein künftiges Schickſal unabänderlich beſtimmen ſollte.

Kaum war er eine Stunde von Lepzow der Seeküſte zugefahren, ſo riß beim Abhange eines ziemlich ſteilen Hügels die Bruſtkette der müden Poſtpferde, der Wagen verletzte ſie im Nachrutſchen, ſie riſſen ihn fort oder wurden von ihm fortgetrieben; genug, Wagen und Pferde ſtürzten um, und die Menſchen darauf und darin hatten ihre unbeſchädigte Erhaltung nur einem Wunder zu verdanken. Im nächſten Dorfe erklärten der Wagner und Schmied, das zerbrochne Fuhrwerk erſt ſpät in der Nacht herſtellen zu können; die verwundeten Pferde mußten durch andere aus Lepzow erſetzt werden; denn in dem elenden Dörfchen waren keine zu haben. — Das Alles brachte Julius zu dem Entſchluß, ſeinen treuen Felix bei dem Wagen zu laſſen und das Schloß ſeines künftigen Schwiegervaters zu Fuß aufzuſuchen. Der Schmied ſagte ihm auf ſeine Erkundigung nach dem Wege: „Sobald Ihr im Wald ſeid, haltet Ihr Euch links, ſonſt kommt Ihr ans Seeufer, wo Euch Klippen, Höhlen und der Satan irreführen. Rechts könnt Ihr das Schloß nicht verfehlen; aber geht flink! ſo wie's Nacht wird, läßt man Euch nicht mehr herein.“ Dieſer Beſcheid wirkte unheimlich auf Julius. Von Lezzow bis hierher war ſchwarzer Moorboden geweſen, von Sandhügeln unterbrochen; man hörte den Hufſchlag der ſchwerfälligen Pferde früher pfatſchen, als man ihre Köpfe hinter den Sanddämmen hervorragen ſah; nun fing ein finſtrer Tannenwald an, der ſich bis zum Seegeſtade erſtreckte, zwiſchen dem nackte Felſen hier und da wie morſche Pfeiler hervorblinkten, und Julius eilte nicht auf ſeinem Wege. Sein Herz ſtritt unruhig zwiſchen einer mit ſeiner Erziehung verwebten Theilnahme an ſeiner Baſe und dem Gefühl beſchränkter Freiheit, welches ſich ſeiner bemächtigt hatte, ſeit er am Sterbebette ſeines Vaters ſeine Treue unwiderruflich verſprach. Er hatte, vielleicht gerade im Gegenſatz mit dem Charakter ſeines Vaters, der bei den herrlichſten Eigenſchaften von Gefühl und Phantaſie beherrſcht ward, ein Streben nach Herrſchaft der Vernunft, nach Bemeiſterung der Phantaſie in ſich entwickelt, er hatte Selbſtbeherrſchung erlangt; aber bis jetzt hatte ſie mehr die Form leidenſchaftlicher Anſtrengung als gemüthlichen Seins. Der Entſchluß, ſeinem Vater zu gehorchen, ſeiner Tante Schatten zu beruhigen, Mitleiden mit dem geheimnißvollen Weh, das ſeiner Baſe Kindesalter drückte, hatte ihn, der in ſeinen frühen Jünglingsjahren der Plattheit von Schülerliebeleien entgangen war, vor Liebe gehütet; er opferte keine Neigung auf, indem er jetzt der Ehe entgegenging, aber es war ihm doch, als wandle er der Knechtſchaft zu, dem Schluſſe des lebendigen Lebens. Er hatte die Welt noch nicht geſehen und war nun am

Eingang der Lebensepoche, wo, ſeinem Pflichtberuf gemäß, der Mann nicht mehr die Welt aufſuchen ſoll. Dieſe Gedanken drängten ſich in der letzten Stunde ſeiner Freiheit noch alle zu ihm heran. Er zog ein paar Briefe aus ſeiner Taſche; die zu dem Gang ſeiner Betrachtungen gehörten, und nahm daraus zufällig wahr, daß man ihn in Golding erſt den dreiundzwanzigſten Juni erwartete, heute aber der zweiundzwanzigſte war. Seine Gewohnheit, das Schwere mit Eile zu vollbringen, hatte ihn ein paar Nächte, die er durchreiſt war, nicht berechnen laſſen. Dieſe Entdeckung wirkte unangenehm auf ihn. Eine Ueberraſchung iſt nur beglückend, wenn man ſich nach der Zuſammenkunft ſehnt; hätte er ſie an der Schmiede, wo man ſeinen Wagen ausbeſſerte, gemacht, ſo wäre er dort geblieben, wäre nach Lepzov zurückgegangen — wäre noch einen Tag frei geblieben. Nun ſchien es gar keiner Eil zu bedürfen mit der Ankunft im Schloß; ja, er ſchritt einige Zeit lang unentſchloſſen, ob er noch heute dahin gehen ſollte, fort, indeß er, mit ſich ſelbſt zürnend, ſeinem Geiſt die Beſtimmtheit wiederzugeben ſtrebte, die er zu ſeinem Frieden bedurfte. Während dieſer Beſchäftigung in ſeinem Innern, kam er auf einen kleinen freien Platz, wo der vor Alters zwiſchen die Uferklippen angehäufte Meeresſand noch immer keiner Pflanze Leben gab, wenngleich über die Tannengipfel der nächſten Höhen Jahrhunderte fortgerollt ſein mochten. Er ſtreckte ſich auf einige Heidepflanzen im Oſten der kleinen Ebene, wo die Sturmwinde das Anhäufen von den dürren Tannennadeln an den Baumſtämmen begünſtigten, und blaue

Heideblüten freundlich dem grauen Sand zu entkeimen begonnen. Bald hörte er ein dröhnendes Geräuſch, das er für Donner gehalten hätte, wenn es nicht von Oſten her gekommen wäre, wo der Himmel glänzend erleuchtet war, indeß ihm gegenüber ſich Wetterwolken thürmten, doch es wiegte ihn nur in tiefere Träume, bis der jeden andern Ton übertäubende Gewitterſturm ihn endlich aufſchreckte, und er, von aufgewirbelten Sandwolken umhüllt, vom Winde faſt niedergeriſſen, ſchnell die Richtung aufſuchte, in der er, trotz der plötzlich überhandnehmenden Finſterniß das Schloß zu finden gewiß war. Solch eine Gewalt des Windes, ſolch eine Erſchütterung der Luft von dem rollenden Donner war der Binnenlandbewohner nicht gewohnt. Wie die erſte Befremdung vorüber war, fühlte er ſich, nach der unkräftigen Träumerei, die ihn beſchäftigt hatte, wohl in dieſem Kampf der Elemente und ſeinem Widerſtand gegen ſie. Der Blitz ſpaltete eine Tanne neben ihm; er dachte an Gott, der den Stral leitete, als ein furchtbares Gepraſſel von der andern Seite ſich erhob, und der neue Wetterſtral ihm zeigte, daß der Sturm einige Stämme entwurzelt hatte, die nun ihre Schweſtern fortgeriſſen, deren Hinſturz im nächſten Moment den einſamen Wanderer zu zerſchmettern drohten. Nach einer Viertelſtunde vergeblichen Suchens nach einem gebahnten Weg ließ der Sturm etwas nach, aber ein anderes dumpfes Getön brachte Julius auf die Vermuthung, ungeachtet des Schmieds Warnung rechts ab gerathen zu ſein und ſich der Brandung des Meeres genähert zu haben. Die Dichte des Waldes vermehrte die Dunkelheit des nun ganz eingebrochenen Abends, die häufigen Blitze, die oft nach großen Gewittern den ganzen Horizont mit zitterndem Licht erfüllten, waren unter den ſchwarzen Tannen nur ſchwach, aber um ſo befremdlicher zu ſpüren; doch das dumpfe Toſen ward ſtoßweis zum Gebrüll. Julius hatte die See noch nie geſehen, ihr Anblick muß ein lebhaftes Gemüth anziehen, und das ſeine war in der Stimmung, wo Ungewöhnliches, Größe, Gefahr uns willkommen ſind, weil ſie uns einen verjüngenden Maßſtab geben für Das, was eben droht uns zu überwältigen. Er ſtand eine Zeitlang ſtille, um mit Beſonnenheit die Richtung des Ufers zu erſpähen, als eine Stimme ganz in ſeiner Nähe rief: „Wohin des Wegs? Ich glaube, Ihr ſeid verirrt?“ Julius hätte ſich von einer rauhen Stimme vielleicht nicht erſchrecken laſſen, aber dieſe ruhige, gleichſam als wenn der Sprechende im Ungewitter ſich die Zeit vertrieb, flößte ihm Schauder ein. Es war, als ſpräche der ſich im Spuk gefallende Geiſt des Waldes. Julius antwortete faſt mit gleichem Ton: halb und halb; doch hoffe er am Meeresufer einen Weg nach dem Schloß zu finden. „Tod und Grab findet ihr dort, antwortete die Stimme eifriger, indem ſie ihm ganz nahe kam; die Brandung läßt keine Spur eines Wegs bei ſo einem wüthenden Sturme; Ihr müßt links die kleine Bucht umgehen, in deren Tiefe das Schloß liegt.“ Beharren wäre hier Thorheit geweſen; Julius folgte dem Jäger — denn dafür hielt er ihn, wie er beim Wetterleuchten ſeinen Flintenlauf glänzen ſah — in einer links abführenden Richtung, auf der ſie nach einer halben Stunde aus dem Wald herauskamen; das

Gewitter war vorüber, es war eine ſchwüle Sommernacht; der Führer ſah oft rückwärts gegen Morgen und bemerkte mit einer Art Misvergnügen, daß der Mond doch wol zum Vorſchein kommen würde. „Stört das Eure Jagd?“ fragte Julius, der bisher kaum ein paar Worte mit ihm gewechſelt hatte; denn er hatte ſehr bald gemerkt, er gehöre nicht nach Golding und kenne deſſen Bewohner nicht. „Die war ſchon vorüber, wie ich Euch antraf,“ antwortete der Menſch und ſchied, Julius das nahe Schloß zeigend, von dannen.

Der Mond hatte ſich nun wirklich aus den Wolken herausgearbeitet und beſtralte die hohen Thurmſpitzen der alten Burg und hinter ihr das unabſehliche Meer, auf welchem ſie ſich wie ein ſchwarzes Todtengerüſt abzeichnete. Sie ſtand im Grund eines kleinen Meerbuſens auf einem hohen Felsufer, das gegen das Land ſchnell abgedacht an Wieſengründe ſtieß. Von der Seite, die Julius jetzt erblickte, verbanden ſich hohe Felszacken mit dem Tannenwald, der ſich in einem ſchmalen Streif bis dahin erſtreckte. Kein Licht war in der Burg zu ſehen, die Thurmuhr ſchlug eben zehn, die Brandung ſchlug in feierlichen Zwiſchenräumen an das Ufer; aber nicht mehr ſo wüthend wie in dem Tannenwald, denn die Landſpitze deckte es vor dem Winde. So wie Julius die Auffahrt hinanſtieg, entſtand ein wildes Hundegebell; ein Lichtchen ſchimmerte plötzlich in einem der Thürme und blinkte durch die Lucken, als eile Jemand die Stiegen herab; dann knarrte ein Laden und noch einer. — Jetzt ſtand Julius an dem Thorweg und hörte deutlich, daß mehrere Stimmen die Hunde beſchwichtigten und an die Ketten legten. Darauf fragte eine rauhe Stimme: wer da? Da er einen Tag zu früh kam, hatte ſich Julius nicht für erwartet gehalten; aber dieſer ungaſtfreie Empfang hätte ihm in der ödeſten Hütte gewidert, denn, ſtatt ihm auf ſeine Erklärung zu öffnen, hörte er, wie man flüſterte, umherlief, ſah Licht durch einige Zimmer des erſten Geſchoſſes gleiten, und endlich rief eine herbeieilende Stimme: Geſchwind! das Thor auf! ihr Tölpel, wie könnt ihr denn da fragen? Licht in die Zimmer, Köchin heraus, — und dieſe Befehle fortſetzend bis er vor ihm ſtand, trat eine Art Kammerdiener aus den weit ſich öffnenden Thorflügeln ihm entgegen, der mit einer Angelegentlichkeit und Behendigkeit, die aus dem Poſſenreißer und Theatervertrauten zuſammengeſetzt ſchien, unendlich bedauerte, daß der Herr Baron mit Fräulein Anna in **ker ſei, um einige zu dem Empfang ihres erſehnten Gaſtes beſtimmte Einkäufe zu machen. „Niemand hatte geahnet, daß der gnädige Herr bei einer ſo langen Reiſe die Zeit zu verkürzen im Stande ſein würde u. ſ. w.“ Unter ſolch einem Schwall von Worten bezeigte der Menſch eine unleidliche Dienſtfertigkeit, verrannte Julius überall den Weg, leitete ihn, ohne daß er links noch rechts ſehen konnte, Treppe auf, durch einige Corridore in ein dem innern Hof zugewendetes Zimmer, mit tauſend Entſchuldigungen, daß das eigentliche für ihn beſtimmte Appartement eben der erwähnten Einkäufe wegen noch nicht fertig ſei, und die Schlüſſel dazu in den Händen der Haushälterin, welche das gnädige Fräulein nach **ker begleitet habe. Julius Gemüth war von Miſtönen zerriſſen; was ſeiner Zukunft eine glückliche Wendung hätte geben können, ſein Eintritt in dieſes Haus, dem er ſo nahe angehören ſollte, hatte die widerwärtigſte Geſtalt, erweckte die abſchreckendſten Folgerungen. Er ließ ſich Thee bringen und befahl dem lächelnden, zuvorkommenden, beweglichen Kammerdiener, ihn allein zu laſſen und erſt zu ihm hereinzukommen, wenn morgen mit dem früheſten ſeine Leute mit ſeinem Reiſewagen einträfen. Unter hundert Bücklingen verließ der Menſch endlich das Zimmer und gab Julius die Freiheit, ſich mit ſeinen unangenehmen Empfindungen auseinanderzuſetzen.

Das Zimmer, in dem er ſich befand, war ziemlich groß, nur ein breites Bogenfenſter gab ihm Tag; das Geräth bewies eine wunderliche Disharmonie zwiſchen altväteriſcher Baufälligkeit und befremdlichem Luxus. Alles Holzwerk war aus dem vorigen Jahrhundert, aber Teppiche, Wandbekleidung, Kronleuchter, Vaſen, Silberzeug und Porzellan, welches alle Tiſche bedeckte, von unverhältnißmäßiger Pracht und geſchmackloſer Zuſammenſtellung. Die Thurmuhr ſchlug jetzt eilf, und es war ſo ſtille im Schloß wie in einem Grabe. Das Bogenfenſter, mit einer ſchweren Draperie von dunkelm Seidenſtoff verhangen, ging in einen viereckigen Hof, der, ſo viel er bei dem wieder umwölkten Himmel vernehmen konnte, mit Gras bewachſen war. Julius ärgerte ſich, ſo nahe dem Meer deſſen erſehnten Anblick zu entbehren, und wie nach und nach der Mond die Wolken zerriß, fiel es ihm ein, daß irgend ein Corridor auf die Seeſeite gehen könnte, und er ſchritt, ſeine

Thüre offen laſſend, aus ſeinem Zimmer, darnach zu ſuchen. Leiſe, um in dem todtſtillen Hauſe Niemand zu wecken, ging er den langen Gang, der von beiden Seiten Thüren hatte, hinab und gelangte auf dieſem Wege an ein Fenſter, das ihn das Meer, wenn gleich nur ſeitwärts, erblicken ließ. Unter ihm war ein langer, von einer hohen Mauer umgebener Zwinger, der unmittelbar an die, vom Schloß bis zum Wald ſich erſtreckenden Felſenzacken ſtieß. Hier ſah er, wie nahe er dem Wald und wie wild das Felſenufer war. Es kam ihm unerklärlich vor, warum er bei der Biegung der Bucht von dem Ufer, in deſſen Nähe er ſeinen Führer an dieſem Abende gefunden, hatte ſo weit landeinwärts gehen müſſen; allein daß er in der Finſterniß bei jedem Verſuch, am Geſtade fortzugehen, verunglückt wäre, ſah er deutlich ein. Der Schatten des Schloſſes bedeckte einen Theil des öden Zwingers und erſtreckte ſich über das unruhige Meer. Lange blieb Julius in dieſen Anblick vertieft; ein Luftzug ſtieß leiſe eine Thüre in ſeiner Nähe auf und ließ ihn ein ſchwach erleuchtetes Zimmer entdecken. Eine ſonderbare Neugier, Unruhe, Mistrauen, Gefühle, die ihm ungewohnt waren, die er nachmals ſich nicht zu erklären wußte, bewogen ihn, ſich ihr zu nähern, ſie leiſe zu öffnen und das Zimmer mit den Augen zu durchlaufen. Wenn er Jemand überraſchte, ſo glaubte er ſich durch die einfache Wahrheit als nächſter Verwandter und künftiger Schwiegerſohn des Hauſes hinlänglich entſchuldigen zu können. Er erblickte im Hintergrund des Zimmers ein Kind, das neben einem, am Boden ſtehenden brennenden Wachsſteck ſpielte, mit Dingen, die, wie er Zeit hatte zu bemerken, gar nicht für Kinderſpiel beſtimmt waren. Das Kind war ſehr artig gekleidet, ſchien aber unruhig auf das nächſte Zimmer hinzuhorchen, an deſſen Thüre es ſaß. Dieſe ward bald geöffnet, ein engelſchönes junges Mädchen trat heraus, ihr folgte ein eben ſo ſchöner Mann, in eine ſehr wunderliche Kleidung gehüllt; ſie war dem Schnitt nach der des gemeinen Polen ähnlich, aber von feinen und koſtbaren Zeuchen, wie ſie nur Frauenzimmer zu tragen pflegen, gemacht. Beide ſprachen ſehr leiſe; das Mädchen herzte das Kind, zog ihm ſeine zierlichen Kleider aus und legte ihm ein ſehr ſchlechtes Bauer-, ja Bettlergewand an, wobei ihre Hände zitterten, und ſie dem Kinde ſchmeichelnd Näſchereien zuſteckte, weil es weinen zu wollen ſchien. Nun griff ſie nach einem ſehr abgetragenen Roquelaure, der neben ihr auf einem Seſſel lag, reichte ihn dem Mann, indem Thränen über ihr emporgehobenes Angeſicht rollten, und winkte gegen das offenſtehende finſtre Nebenzimmer. Der Mann, der des niedrigſtehenden Wachsſtockes wegen ſehr im Schatten ſtand, trat dort hinein, legte ſeinen Kontuſch ab und bekleidete ſich mit dem alten Rock. Jetzt reichte ihm das Mädchen ein kleines Bündel, nahm das Kind auf den Arm, und alle Drei begaben ſich, das Licht zurücklaſſend, durch das offne Zimmer hinweg.

Voll Erſtaunen verweilte Julius eine Weile; wie ſich aber die Thüre, in welcher er ſtand, wahrſcheinlich von ihm angerührt, bewegte, trat er an das offne Fenſter zurück und ſtarrte in den öden Zwinger. Plötzlich hörte er leiſes Flüſtern, er ſtrengte Aug' und Ohr an, der Mond, der jetzt neben dem Gebäude herausgetreten war, erhellte den Zwinger, und er ſah dieſelben drei Geſtalten, welche vor wenigen Augenblicken das Zimmer verließen, an einer kleinen voll Dornenranken faſt bedeckten Pforte ſtehen, die an das Felſengeſtade ſtieß. Der Mann hielt dem Mädchen das Kind hin, welches ſie unter erſticktem Schluchzen herzte, dann beide gegen die halbgeöffnete Pforte ſtieß; hier kniete der Mann aber nieder, hob betheuernd die Hand gen Himmel, und der Mond, der jetzt in ſein Antlitz ſtralte, zeigte Julius ein ſchönes Geſicht mit einem ſtarken Schnurrbart. Das Mädchen that einen leiſen Schrei, wie bei einer Ueberraſchung, und deutete auf ſein Geſicht, wahrſcheinlich auf dieſen Bart; denn der Mann legte ſeine Hand daran. Wie er jetzt aufſtand, beugte, ihn umfaſſend, das Mädchen einen Augenblick ihren Kopf auf ſeine Schulter, trieb ihn dann zur Thür hinaus und hob die Ranken, ſie zu verbergen, wieder vor ihr empor.

Jetzt ward es Julius unmöglich, länger regungslos zu bleiben. Er ging in ſein Zimmer zurück und mit großen Schritten darin auf und ab, vergeblich bemüht, die Räthſel dieſer Nacht zu errathen. Sein eigenes Herz, das Aeußere des Mädchens und ihr freies Walten in dem Innern des Schloſſes überzeugten ihn, dieſes ſei Anna, ſei ſeine beſtimmte Braut. Aber dieſes Kind? dieſer Mann? — Es grauſte ihm, mehr zu muthmaßen; er ſchämte ſich das Alter des Kindes errathen, Jahre zählen zu wollen. Und ſein Oheim? — war er einverſtanden oder betrogen? — Und der verſtorbenen

Mutter Kummer? — ſie konnte ja, halb unterrichtet, die Tochter haben retten wollen, und überhaupt war ja ſein Gefühl in Aufruhr, ſein Kopf fieberhaft geſpannt. Während dieſes innern Kampfes fiel ein Funken der einzigen ganz vernachläſſigten Kerze auf ein Papier, dieſes fing Feuer, Julius legte die Hand darauf, warf aber die Kerze um und ſo ſaß er nun im Finſtern. Es währte nicht lange, ſo knarrte leiſe eine Hofthür, beladene Pferde wurden hereingeführt, ganz behutſam und von wenig Menſchen begleitet. Man lud ſie ab und bis zum erſten Sonnenſtral blieben die Leute in Bewegung. Länger konnte es Julius nicht im Zimmer aushalten; er ging den Weg, den er hereingeführt war, zurück, zum Schloß hinaus, mit der Abſicht, ſeinem Wagen entgegenzugehn, und mit dem Bedürfniß, ſein Gemüth im Bade der Morgenluft von Verdacht und Widerwillen zu waſchen. Aber je weiter er in dem ſcharfen, vom Meer mit der Sonne aufſteigenden Wehen voranſchritt, je lebendiger wurden die Bilder der Nacht, und Alles, was er um ſich her ſah, vermehrte den Eindruck, den er empfangen hatte. Elend angebaute Felder, verfallene Hütten, magere Kühe, von lumpenumhüllten Hirten gehütet, die ſich ſcheu in der Ferne hielten und, aus Froſt in ihre dürren blauen Hände hauchend, dem Fremden finſter nachſchauten. Julius dachte daran, welch ein Mann der Herr ſolcher Unterthanen, der Beſitzer ſolch einer Einöde ſein müßte, und ertappte ſich darauf, laut oder in ſeinem Innern mehrmals zu ſagen: und Den ſollſt du Vater nennen? und indem er an Albov dachte, ſtand Anna's Bild quälend neben ihm, ſo rührend ſchön, wie er dieſe Nacht das Mädchen ſah, und mit dem geliebkoſten Kind, dem geheimnißvollen, entzückten, ſich abgöttiſch betragenden Mann. Seine ſtürmiſchen Empfindungen trieben ſeine Schritte an; er war eine Stunde und länger gegangen, als mitten im Wald ihm ſein Wagen und ſein alter Felix begegnete. „Herr Gott! was iſt Ihnen begegnet, gnädiger Herr? rief dieſer; Sie ſehen wie ein Geiſt aus.“ — „Ich habe nicht geſchlafen. Und Du?“ — Der Alte that geheimnißvoll, und Julius war von Verdacht gepeinigt. Der Poſtillon hatte etwas auszubeſſern, was ihn fortzufahren verhinderte; ſo hatten Herr und Diener Zeit, ſich zu beſprechen. Felix erzählte, daß Alles, was er in dem Dorfe, wo der Wagen ausgebeſſert werden mußte, geſehen und gehört, ihm Abſcheu vor der Herrſchaft des Baron Albov eingeflößt habe. Armuth, Trotz, Mismuth habe aus den Geſichtern, aus den Reden der Bauern geſprochen, die er den Abend vor ihren Thüren aufgeſucht, und mit denen er ſich unterhalten habe. Wie nun die Nacht gekommen, habe ihn der Wirth durchaus in ein Kämmerchen in Hof hinaus legen wollen; er habe ſich das verbeten und ſein Nachtquartier, ſichtbar zum großen Misvergnügen des Mannes, in dem vor dem Hauſe ſtehenden Reiſewagen genommen. Da habe er denn bemerkt, daß ſich gegen Mitternacht der Wirth und ſein Sohn aus dem Hauſe geſchlichen und nach ein paar Stunden mit verſchiedenen ſchwertragenden Leuten zurückgekommen ſei. Nachdem der Wirth allein an den Wagen getreten und behutſam zugeſehen, ob Felix ſchliefe, habe er ſie leiſe in das Haus geführt.

Jetzt rief der Poſtillon, daß er bereit ſei. Julius blickte einige Augenblicke mit innerm Kampf auf den zum Schloß führenden Weg und einen andern, der links ableitete. „Wohin geht dieſe Straße?“ fragte er dann plötzlich. — „Nach Fr. der eigentlichen Station.“ — „Gut! fahre nach Fr.“ — Damit ſprang er in den Wagen und ſagte zu Felix: „Lieber Alter, Du fragſt mich um nichts und ſagſt Andern nichts von Allem, was ſeit geſtern Abend vorfiel. Wir gehen jetzt nicht nach Golding, und meine Verwandtſchaft mit Baron Albov bleibt in dieſer Gegend ein Geheimniß.“ Felix ſchien leichter zu athmen. Julius war ſehr wehmüthig und zerſtreut. Er hatte einen Verdacht, der es ſeiner Denkart nach nothwendig machte, ein Band zu löſen, das ſein ſterbender Vater geſegnet hatte. Er blieb einige Tage in Fr., ſuchte Wechſel auf Königsberg einzutauſchen und ein Schiff, das dahin abſegle. Schwerer als dieſe Geſchäft ward es ihm, mit anſcheinender Unbefangenheit Nachrichten über die Nachbarſchaft dieſes Handelsplatzes einzuziehen. Endlich fand er Mittel, ohne ſeine perſönliche Theilnahme zu verrathen, auch nach Baron Albov zu fragen. Er ward ihm als ein unbarmherziger Bauernquäler geſchildert, deſſen Rohheit ſeiner würdigen Gemahlin das Leben verkürzt habe. Fräulein Anna ſei ein Engel an Schönheit und Güte; aber . . . . das zögernde Aber war ein Dolchſtich in Julius' Herz; doch wollte er mehr wiſſen und drang mit peinlich erkünſteltem Scherz in die Kaufmannsfrau, die ihm erzählte. Endlich erfuhr er, man verdächtige Anna, ſie habe eine Liebſchaft mit einem jungen Menſchen aus Fr. gehabt, dem der Baron nach vielen Bitten ſeiner ſeligen Frau erlaubt hätte, auf das Schloß zu kommen, um ſeine Tochter in der engliſchen Sprache und auf dem Klavier zu unterrichten. Mit dem habe ſie nach der Mutter Tod entfliehen wollen; dann habe ihr der Baron angekündigt, daß ihr Vetter aus Böhmen kommen werde, ſie zu heirathen, da ſei ihr die Luſt zum Entfliehen vergangen. — „Wo iſt der Elende denn jetzt?“ fragte Julius ungeſtüm. — „Erlauben Sie, antwortete die Frau misbilligend, es war ein ſehr rechtſchaffener Menſch, der ein beſſeres Schickſal verdient hätte. Er ſtürzte ſich aus Verzweiflung in das Meer; und wie ſeine armen Eltern ſeine Verlaſſenſchaft durchſuchten, da fanden ſie, was ſo lange an ſeinem Leben genagt hatte, in Briefen von Fräulein Anna.“ Julius that einen Ausruf des Entſetzens. Die Erzählerin legte ihn nach ihrer Art aus und fuhr fort: „das arme Fräulein iſt doch auch zu beklagen; denn gewiß that ſie das Alles mehr, um aus den Händen ihres Vaters zu kommen, den alle Welt haßt, als aus übler Neigung. Man ſagt auch, ſeit des jungen Menſchen Tode habe ſie keine Ruhe mehr. Fiſcher behaupten, ſie nach Mitternacht am Meeresſtrande geſehen zu haben, daß ſie die Hände rang und . . . Billy's Geiſt ſoll zuweilen aus einer Hinterpforte heraus ſchwebend in die Uferklippen verſchwinden. So ſagen die Fiſcher, die in ſtillen Nächten da vorbeirudern.

Nun war Julius' Entſchluß gefaßt. Er ſchrieb Albov von Fr. aus Alles, was er, ohne in unſelige Geheimniſſe einzudringen, Wahres ſagen konnte. Er habe die Nacht auf dem Schloſſe zugebracht, Umſtände, die er nicht näher berühren dürfe, haben Ahnungen in ihm erweckt, die es ihm unmöglich machen, als Schwiegerſohn ſeiner Familie anzugehören; er böte ſich allem Tadel, aller Misbilligung dar, er habe ſie verdient; doch nur als Verlobter; als Vetter, als nächſter Verwandter werde er im Andenken ſeiner verewigten Mutter Anna in jedem Augenblick ſeines Lebens zu dienen bereit ſein und warte auf ihren Wink, dieſe Verſicherung durch die That zu bewähren.

In wenigen Tagen ging er nach Königsberg unter Segel. Planlos, weil er das Mittel noch nicht gefunden, ſeine Vernunft mit ſeinem Herzen zu verſöhnen. Annens Bild wollte eben ſo wenig aus jenem, als das Andenken ihres Leichtſinns aus dieſer verſchwinden. Nach Prag mochte er jetzt nicht zurückkehren. Er trat dort einzeln in ein Haus, das er zum Empfang einer Gemahlin ausgerüſtet hatte; den Aufenthalt in Wien ſcheute er, weil er dort ſeinen vielen Verwandten mußte Gründe für den Bruch einer längſt beſchloſſenen Verbindung geben, und war ihm das gelungen, ſo ſah er ihre Vorſchläge zu einer neuen voraus. Paris, London, Italien, das er ſich ſo geſehnt zu ſehen, war ihm nun, wie Alles, was Freude hieß und Zerſtreuung verſprach, verhaßt. Es fiel ihm endlich ein, daß es recht und gut ſei, Güter, die er in Galizien beſitze, und die ſeit ſeinem Großvater nie des Herrn Auge erblickt hatte, zu beſuchen. Dort wollte er erſt vergeſſen lernen und dann einen Jüngling, mit dem er in Göttingen Freundſchaft geſtiftet, bewegen, mit ihm Griechenland und Italien zu beſuchen. Dieſe Ausſicht war weit genug, um ſein verwundetes Herz aus den Augen zu verlieren — und das wollte er ja zuerſt.

Seine Güter waren eine ſchöne Wildniß, wo nur verfallene Hütten, reiche Felder grünten, neben verwilderten, halb nackten Menſchen das ſchönſte Vieh umherzog. Ein ſolcher Aufenthalt war nicht dazu gemacht, ſeinen Sinn zu erheitern; aber die Wehmuth ſeines Sinnes machte ihn ſehr geneigt, dieſen Aufenthalt zu verbeſſern. Mit Eifer und Beharrlichkeit unterrichtete er ſich von ſeinen Verhältniſſen zu ſeinen Unterthanen, zu ſeinem Fürſten, zu ſeinen Prieſtern; er ſpürte der Lage, dem Umfang ſeiner Ländereien nach und ſann auf die Möglichkeit, zu beſſern, zu helfen. Felix war da in ſeinem Element. Er durchſtreifte die ganze Gegend und erzählte ſeinem Herrn, was ſeine Augen geſehen. Nun rühmte er ihm oftmals die Ländereien eines Edelmanns, der jenſeit des Waldes ihm angrenze. Das ſei ein Paradies gegen Sablonicz, ſo hieß Julius' Beſitzung. Noch hatte Julius es nicht über ſich gewinnen können, ſich um ſeine Nachbarn zu bekümmern; er hoffte wenig von ihnen, war aber geſonnen, inſofern es ſeinen Verbeſſerungsplan begünſtigen könne, ihnen alle hergebrachte Achtung zu bezeigen. Eines Tages beſtellte er ſein Reitpferd, um den Paradieſesnachbar jenſeits des Waldes zu beſuchen. Da kommen Sie heute eben recht, gnädiger Herr, ſagte Felix, Dombinski gibt ſeinen Leibeignen ein großes Feſt, die Rückkehr ſeines Sohnes zu feiern. Der hat auf einer Reiſe nach England Schiffbruch gelitten. Seine Frau kam um; aber er ſelbſt ward mit ſeinem

Kinde wunderbarlich gerettet. Julius hatte faſt Luſt, einen Entſchluß zu ändern; aber Felix bat: Nein! wahrlich es wird Ihnen wohlthun, dieſe frohen Menſchen zu ſehen. Segnet Gott Ihre Abſicht, gnädiger Herr, ſo müſſen ja in einigen Jahren die elenden Menſchen hier herum wohlhabig ſein wie jene.

Das wirkte auf Julius, er ritt fort und ließ ſich unterwegs von ſeinem Caſtellan erzählen: daß Dombinski's Güter vor dreißig Jahren ſo elend ausgeſehen hätten wie die ſeinen; da ſei der Vater Dombinski aus dem Auslande heimgekommen, wo er, weil ein feiner Bauersmann unten an der Niederelbe ihm gar etwas Liebes erzeigt, ein Gelübde ſollte gethan haben, ſeine Bauern ſo glücklich zu machen, daß ſie den Elbbauern glichen. Da habe er denn angefangen zu verbeſſern. Zuerſt habe er Schulen angelegt, da haben die Alten in der Einen lernen müſſen und die Jungen in der Andern, und da habe er lange Jahre durch zum Lohne des Lernens eine Leibeignenpflicht nach der andern erlaſſen, ſo lange Einer brav war, und wieder gefodert, ſobald er liederlich wurde; und ſowie einer ſein Feld beſſer bebaute, gab er ihm Mittel zu noch beſſerm Erwerb. Aber den Anbau habe er ihnen ſelbſt gelehrt und einen Theil der Güter ganz eigenhändig mit ſeinen Knechten gebaut, und das thue er noch. Seine Söhne haben ihm immer helfen müſſen, und ſowie einer vom Auslande, wohin er ſie alle ſchickte, zurückkommt, theilt er ihnen Güter ab, und ſie müſſen heirathen und es mit ihren Bauern halten, grade wie er. Seit ein paar Jahren hat er angefangen, bald dieſen, bald jenen Familienvater, den er noch nie als ſchlechten Haushälter oder liederlichen Menſchen zu ſtrafen brauchte, ganz frei zu geben und ihm Landeigenthum einzuräumen, das auf eine wunderliche Art ſein eigen iſt, und doch der Herrſchaft Zins zahlt. Da war endlich Rurik, der jüngſte der Söhne, der wollte zum Beſten der gemeinſchaftlichen Güter nach England gehen und dort noch mehr Landbau lernen, von dem er in Büchern geleſen; und das war der, deſſen Rückkehr der alte Dombinski heute feierte.

Wie die beiden Reiter den Wald zurückgelegt hatten, kamen ſie über fette Weiden, auf denen große Heerden herumwandelten. Die Hirten hatten bei ihren wohlerhaltenen Schafspelzen Bänder und Sträuße am Ermel, und hie und da eilten Knechte herbei und brachten ihnen Speiſe und Milch. Denn weil ihr Geſchäft ihnen nicht erlaubte, dem Feſt auf dem Edelhofe beizuwohnen, ſo war ihr Herr bedacht, ſie alſo zu entſchädigen. Das Dorf war nach Landesſitte, aber wohl gebaut, jedes Haus hatte einen Garten und einige Obſtbäume; die Thürpfoſten waren mit Schnitzwerk geziert, die Dächer dicht und ſorgſam gedeckt. Bunte Tücher um den Kopf, hochrothe Jacken, gelbe oder grüne Röcke gaben den Weibern das Anſehen wandelnder Tulpen, wie ſie auf dem grünen Plan vor dem Herrnhauſe umherwimmelten. Die Männer, feſtlich in Kontuſch und Kurtka gekleidet, gingen einher, als hätten ſie wol das Schwert, doch nie das Joch der Knechtſchaft getragen. Dombinski, ein ſchöner Greis, kam dem Gaſt mit höflicher Sitte entgegen, begrüßte ihn lateiniſch und führte ihn in den Kreis von fünf Söhnen, ihren Weibern und

Kindern ein. Alle ſaßen in einer von gefällten jungen Tannen, mitten des Wieſenplans, wo das Volk bewirthet ward, aufgerichteten grünen Laube. Am obern Ende ſaß Rurik, der König des Feſtes; zu ihm führte der Vater den neuen Nachbar und Gaſt. Julius erblickte einen Mann, wenig älter als er, ein ſchwärmeriſches, männliches, doch höchſt mildes Geſicht, dem ein, erſt die Oberlippe färbender Schnurrbart, im Vergleich des reichen Bartſchmuckes ſeiner ältern Brüder, ein zartes Anſehen gab. Julius hatte bei der Selbſterziehung, welche er ſich gegeben, die Lehre der Sympathie, als hinreichenden Beweggrund zum Lieben, ausgeſchloſſen; er ward alſo ſogleich geſchäftig, dem ſonderbaren Zug, den er zu Rurik empfand, die aufmerkſamſte Beobachtung zur Aufſeherin zu geben; aber ſie berichtete ſeiner Vorſichtigkeit nur immer: wie Kraft und Milde ſich in ſeltenem Verein in dieſem Manne ausgebildet hatten. Er war, in dieſer Familie durchaus praktiſcher Menſchen das Glied, das ſie mit dem Unſichtbaren verband. Er erhielt in ihnen die ſtete Ahnung des Höhern; mit echtem Hausvaterſinn nach dem Lohne ihrer Mühe ſtrebend, erinnerte er ſie an einen noch höheren Lohn; jede Freude, jeden Genuß befördernd, ſpielte er ihnen oft jeden andern aus der Hand und vereinte ſie zu einer nur geiſtigen Feier. Und wenn ihn Julius dann vor ſich ſah, wie er hier ſein Schwert umgürtete, wenn ſie ſich rüſteten zur Jagd, wie er dort von ſeiner Mutter halb knieend Abſchied nahm beim Antritt einer kleinen Reiſe, dann wieder mit leuchtendem Blick das aufziehende Sternenheer betrachtete, ſo erhob ſich in Julius ein ſehnendes, ſchmerzliches Gefühl, wie es uns ergreift, wenn wir Kindheitsſtätten wiederſehen, und jeder Gegenſtand uns zum Beſinnen, was er uns doch ſonſt geweſen ſei, aufruft.

Mit dieſer Familie verfloß Julius der Ueberreſt des Herbſtes, und der Winter trat ein, ohne daß die Furcht vor leeren Stunden in dieſer Abgeſchiedenheit je die Gleichförmigkeit ſeiner Tage beläſtigt hätte. Dombinski, der nur noch als Rathgeber ſeinem Landhaushalt vorſtand, ging auch Julius als ſolcher zur Hand, und ſeine lange, mit Erfolg gekrönte Erfahrung lehrte ihn, ſich das Erreichbare, dieſem Lande Angemeſſene zum Ziele ſtecken, und die Mittel zu wählen, welche Zeit und Geduld fodern, aber den Fortſchritt erleichtern. Rurik hatte Bücher, und Julius' erſte Sorge ging dahin, ſich auch dergleichen zu verſchaffen; und ſo führte er bei der patriarchaliſchen Verfaſſung einer echt polniſchen Familie, mit den Genüſſen höherer Cultur bereichert, ein kräftiges Leben.

Eines Tages, wie ſich alle Söhne Dombinski's, denen Julius bei ſolchen Gelegenheiten allezeit zugeſellt war, zu einer Wolfsjagd in dem Winterforſte verſammelt hatten, fanden ſie Abends bei ihrer Rückkehr einen fremden Schlitten von geringem Anſehen im Hofe ſtehen. Schon beim Eintritt ins Haus kam die Mutter Rurik entgegen und führte ihn in ein Hinterzimmer, das er erſt nach einer Stunde verließ, ſeinem Freund Julius ſagte, daß ihn ein unerwartetes Geſchäft noch heute Abend zu einer kleinen Reiſe nöthigte, und ſich wieder entfernte. Die Sache ſelbſt hätte Julius nicht befremdet; aber die ſichtliche Beſtürzung auf Ruriks Geſicht, das Stocken ſeiner Rede, ein Blick, der ihm zu ſagen ſchien: mein Herz bedarf deiner — und der ſich doch ſchnell abwendete, um nicht zum Verräther zu werden, machten Julius um ſo nachdenkender, da er wahrnahm, daß auch die Brüder überraſcht aufblickten. Indem er gedankenvoll am Fenſter ſtand, ſah er, daß ein Reiſeſchlitten ſchon angeſpannt ſtand; Rurik trat mit dem Vater, der ſich ſeinen Kindern noch gar nicht gezeigt hatte, aus dem Hauſe und führte eine ganz mit Pelzen verhüllte weibliche Geſtalt in das Fahrzeug, das ſogleich und, was ganz ungebräuchlich iſt, ohne Geläute davoneilte. Der Bruder kann Unglück haben, ſagte Julius, zu der Familie gewendet, er fährt ohne Schellen, es iſt dunkel, die Bauern kommen betrunken vom dobrenicker Markte, und tief im Walde werden dieſe Nacht die Wölfe wüthen, weil unſer Jagdlärm ſie hinein trieb. — Der eintretende Vater hörte das. Haſchka reitet mit Fackeln vor, ſobald ſie im Wald ſind, beſchied er die fragenden Blicke der Seinen. Ihr wißt ja, daß Rurik bei Nacht das Geklimper nicht leiden kann. Das iſt ſo eine deutſche Empfindſamkeit, ſagte er mit einigem Zwange ſcherzend zu Julius gewendet. Dieſem war's unheimlich, er ging nach Hauſe.

Den folgenden Tag kam Rurik mit vollem Herzen. Er erzählte ihm: ein Mädchen, die ihm ſehr theuer ſei, die er aber nicht liebe — denn meine Liebe, ſetzte er gen Himmel blickend hinzu — meine Liebe, das weißt Du, verſchlangen die Wogen — eine Deutſche, ſei, um einer verhaßten Heirath zu entgehen, zu ſeinen Eltern geflüchtet. Um alle Nachforſchungen, alle Zudringlichkeiten abzuſchneiden, beſtehe ſie darauf, den Schleier zu ergreifen. Dieſes Mädchen ſei es geweſen, die geſtern während der Jagd bei Vater Dombinski eingetroffen, und die er, um ihrer peinigenden Sorge, verfolgt werden zu können, ein Ende zu machen, noch am ſelben Abend in das Urſulinerinnenkloſter geführt habe, wo ſeine Tante Aebtiſſin ſei. Rurik verabſcheute den Gedanken einer ewigen Feſſel durch das Kloſtergelübde als Zuflucht gegen ein wandelbares Schickſal; er zitterte, daß ſich des Mädchens ſchwärmender Heldenmuth eine ſchreckliche Zukunft bereite. Rurik, darf ich nicht Alles wiſſen? fragte Julius etwas verletzt, denn er fühlte ſich unangenehm angeregt durch des Freundes halbes Vertrauen. — Bruder, es iſt ja nicht mein Geheimniß! erwiederte dieſer mit rührender Milde, indem er ihm die Hand reichte. Alles wiſſen darfſt Du nicht, aber helfen kannſt Du mir vielleicht, ihren Wahn zu überwältigen. O, es iſt ein edles Geſchöpf! ſie darf ſich der Welt nicht entreißen. Du mußt ſie ſehen. Da ich der Aebtiſſin ſo nahe angehöre, kann das ohne allen Zwang geſchehen. Er ſah, Julius' Hand haltend, ihn noch immer mit leuchtendem Blicke an, und mit einem Zug gutmüthigen Spottes um den Mund ſetzte er hinzu: „und Julius . . . weiß ich denn Alles? Warum Dir Dein deutſcher Name verhaßt iſt? Warum Du mit Deinem Marquisaufzug (Julius trug franzöſiſche Kleider) durchaus nur Herr von Milowsky heißen willſt?“ — Julius erröthete. Er hatte freilich die Geſchichte ſeiner Reiſe nach Golding ſeinem Freunde verſchwiegen; allein in ſeiner Namensveränderung ſuchte Rurik viel mehr, als darin lag. Julius wollte in Lemberg nicht als Graf *** genannt werden, um als galiziſcher Großer läſtigen Standesobliegenheiten zu entgehen. Er antwortete mit herzlichem Händedruck: „Es iſt auch nicht mein, das Geheimniß, das Du mir vorwirfſt, und außerdem beruht meine Ruhe darauf, es ganz zu vergeſſen.“

In den nächſten Tagen ward noch oft von Mathilde, ſo nannte Rurik die Fremde, geſprochen; und ſobald ſie, nicht ohne langes Widerſtreben, eingewilligt hatte, ward Julius bei ihr eingeführt. Die Ueberſpannung in ihrem Entſchluß, den Schleier zu nehmen, misfiel dem nach Kälte ringenden und vom Gefühl ſo leicht ergriffenen Mann. Aber betroffen, glücklich, träumend, begeiſtert ſchied er von ihr. Er fand Züge in ihr, die Nachklänge früherer Harmonien anregten, von denen es ihm aber bald zu ſeiner Ueberraſchung klar ward, daß ſie einem Bildniß ſeiner Mutter glichen, welches ſie einſt als Brautgeſchenk ſeinem Vater überreicht hatte. Bald aber trat dieſe Aehnlichkeit in Schatten, und eine unerklärliche Erinnerung, dieſe Geſtalt ſchon ehemals geſehen zu haben, zerſtreute ihn von der Gegenwart, in der ihn doch alle ſeine Sinne gefeſſelt hielten. Rurik mußte ſeine Stätte ſehr günſtig bereitet haben, denn das holdſelige Mädchen empfing ihn mit Schmeichelworten, welche die züchtigſte Beſcheidenheit noch anziehender machte. Julius hatte ſeine Beredſamkeit aufbieten wollen, um ſie in eine Welt zurückzurufen, aus welcher Verfolgung ſie fliehen hieß, und jetzt zitterte er, ſie dahin zurückkehren zu ſehen, wo jeder Andere ſo viel Recht hatte, ſie zu bewundern, wie er. Ihr Verhältniß zu Rurik trieb mehr als einmal ſein Blut ſtrömend durchs Herz. Sie drückte gegen ihn eine Dankbarkeit aus, als ſei er ihr Retter, und er blickte auf ſie, als ſei ſie ſeine Heilige. Beim Weggehen gab ſie ihm ein kleines Schächtelchen für Katinka, ſeine Tochter, die ihn auf ſeiner unglücksvollen Reiſe begleitet hatte und wundervoll aus den Wellen errettet worden war. Wenn er ſie nicht bald zu ihr brächte, ſagte Mathilde dabei, ſo entſchlüpfe ſie der Tante Aebtiſſin und ſuche ſie ſelbſt auf. Auch Katinka erregte Julius' Unruh, wenigſtens den Wunſch, zu wiſſen, ob ihr Vater das Kind ſchon ins Kloſter geführt; und wie er ihm ſagte, es begleite ihn ſtets, Mathilde habe es vom erſten Augenblick an geliebt, hatte Julius, ſobald er wieder in Rurik's Haus kam, nichts Eiligers, als ſich mit Katinka zu befreunden, die er bisher als ein ſehr ſchönes ſtilles Kind unter dem Haufen von Dombinski's Enkeln nicht ausgezeichnet hatte.

Mathildens Wunſch konnte lange nicht erfüllt werden, das Kind hatte einen heftigen Huſten, und da behielt man ſie in dem ſtrengen Winter zu Hauſe. Julius aber ging mit verwundetem Herzen zum Kloſter hin und wieder hin und ſagte endlich zu ſeinem Freund: „Rurik, Du liebſt Mathilden nicht!" — Nein, Julius. Ich liebe nicht mehr, und Katinka hat ja Mutterpflege zu Haus. — „Und in Mathildens Geheimniß iſt nichts, was man meiner Gattin vorwerfen könnte?" — Wahrlich, Du nicht, und die heiligſte Reinheit, und die ſtrengſte Sitte nicht; aber . . . . . „Um Gottes willen, rede!" rief Julius glühend. — Mathilde muß befragt werden, ſagte Rurik. Ich fürchte, Du haſt ihren Kloſterberuf zerſtört; und wie ſollte ſie in der Welt, die ſie ſo grauſam behandelt hat, leben? — „So frage, beſchwöre ſie! Vertrauen kann ſie mir ja ſchenken, wenn ſie mir auch Glück verſagt.“ —

Nach einigen Tagen kam Rurik, um Julius zu einem Beſuch bei den Urſulinerinnen abzuholen. Die ſtrenge Kälte war vorüber, der Huſten beſſer, Katinka ſollte zum erſten Mal ihr Mütterchen wieder beſuchen; denn ſo beharrte ſie, wie man ihr auch einredete Mathilden zu benennen. Haſt Du mit ihr geſprochen? fragte Julius, den nagende Ungeduld dieſe Tage über verzehrt hatte. — „Bruder, ich durfte nicht. Mathilde war krank, ich glaube liebekrank; denn ſie blieb ſtumm bei allen meinen Bitten. Sprich Du mit ihr, entreiße Du ihr Geheimniß durch Liebe. Was kann denn ihr Unglück auf der Wage der Liebe gelten? Ach könnte ich meine Paulowna wiederfinden, ich höbe ſie aus dem Pfuhle der Hölle an mein Herz.“ — Julius gerieth bei dieſen Worten in heftige Bewegung. Sie ſchienen die Kraft ſeiner Liebe zu beſchuldigen, und er war es ſich bewußt, daß er ihr vergeblich alle Kraft ſeiner Vernunft entgegengeſetzt hatte, und ſah voraus, die Liebe würde ſiegen. Schweigend und gereizt ſetzte er ſich in den Schlitten. Katinka's Schüchternheit war durch des Vaters Nähe und die Freude, ihr Mütterchen wiederzuſehen, beſeitigt. Ihr Geſchwätz verhinderte ein Geſpräch. Kaum erfuhr Mathilde, daß ihr kleiner Liebling angelangt ſei, ſo eilte ſie herbei; ohne auf Julius, der ernſt im Fenſter ſtand, zu ſehen, trat ſie zu Rurik, der ſein

Kind auf den Armen hielt, um ihm die Bilder, mit denen die Wände geziert waren, zu zeigen. Die Kleine ſtreckte ihr die Arme entgegen, das Mädchen ſchloß ſie herzend an ihre Bruſt; wie ein Blitz durchzuckte es Julius bei dieſem Anblick, „Anna Albov!“ rief er, als würde ihm durch höhern Einfluß ein Räthſel gelöſt; denn ſo, wie dieſe drei Geſtalten daſtanden, erblickte er in jener ſchickſalsvollen Nacht in Albov's Schloſſe die geheimnißvolle Gruppe in dem Zwinger. Rurik blickte beſtürzt zu ihr hin; Mathilde fuhr mit einem Schrei empor und wäre zu Boden geſunken, hätte ſie nicht Rurik zu einem Seſſel geleitet.

Julius, Du kennſt ſie? fragte Rurik, dem jetzt eine Ahnung zu dämmern begann. — „Anna Albov! meine Schweſter, meine unglückliche Schweſter!“ — weiter vermochte Julius dem zitternden Mädchen, vor dem er kniete, nichts zu ſagen. Sein Gefühl riß alle Ueberlegung mit ſich fort, und da ihm dieſe doch alle Räthſel, die Anna's Schickſal umſchlangen, mit peinigender Geſchäftigkeit aufdrang, blieb jenem nichts übrig, als mit doppelter Heftigkeit ſich gegen ſie aufzulehnen. Anna, die bis jetzt halb betäubt Julius ihre Hand gelaſſen, machte nun eine Bewegung aufzuſtehen, und gleichſam als wolle ſie andeuten, in weſſen Obhut ſie wäre, entzog ſie ihm dieſe Hand, um ſie Rurik zu geben. Dieſer aber, ihren Sinn errathend, hielt ſie zurück und fragte noch ein Mal: Bruder, Du kennſt ſie? — „Die Nacht in Golding,“ ſtammelte Julius, ängſtlich, Anna an jenen Vorgang zu erinnern, ſelbſt ſchaudernd bei dieſem Andenken; „Du hielteſt Dein Kind, ſie drückte es an ihr Herz . . . ich verkannte den Sinn dieſes Schauſpiels, es trieb mich aus meinem Vaterlande . . . .“ Anna’s bleiche Wangen wurden bei dieſen Worten von einem ſanften, ihre Kräfte neubelebenden Feuer überſtralt. Mit kindlichem Lächeln ſagte ſie zu Rurik: „Nun wird er glauben, daß ich unſchuldig bin. O nun iſt alles Andere erträglich! Auch die Trennung, die unvermeidlich iſt,“ ſetzte ſie zögernd hinzu. Dann ſtand ſie zitternd auf und ſagte nach einigem Kampf gegen ihren Schmerz zu dem ſchuldbewußten Julius: „Meine verklärte Mutter hat mir, ſeit ich denken kann, Sie zu lieben gelehrt; ich habe ſonſt Niemand geliebt. Was Sie von mir trennte, erfuhr ich jetzt . .“ hier fuhr ſie plötzlich erſchrocken zuſammen, denn ſie war in Gefahr, ihres Vaters Geheimniß zu verrathen, dann fuhr ſie ſich ſammelnd fort: „was mich aber von Ihnen trennt, kann ich nie nennen, es muß mit mir ſterben . . .“ Julius ließ ſie nicht ausreden, er flehte, erinnerte an die Hoffnung der ſterbenden Aeltern, an ihres Vaters Einwilligung; Rurik ſprach noch eindringender von falſcher Scham, welche das Vertrauen der Liebe überwinden ſollte; ſie ſtand bleich und ernſt und ſprach mit furchtbarer Spannung des Gemüths: „Er wird ſtrafen die Schuld der Väter in den Kindern bis ins dritte und vierte Glied.“ — Wie eine kalte Todtenhand legte ſich bei dieſen Worten die Erinnerung an Billy’s Selbſtmord, den Anna’s Wankelmuth herbeigezogen haben ſollte, an Julius’ Herz. Er glaubte, hier ſpreche ihr gequältes Gewiſſen, und er ſah ſeine ganze Seligkeit auf dem Spiel, denn es dämmerte die

Möglichkeit in ihm auf,-Anna in ſeiner Achtung ſinken zu ſehen. Seine Liebe erſtickte ſie gewaltſam, aber voll Jammer. Er ſtürzte aufs neue vor dem Mädchen hin, verhüllte ſein Angeſicht in ihren Schoos und rief: „Anna, ich will Billy's Tod mit Dir beweinen. Sein Schatten ſoll verſöhnt werden.“

Wie von einem elektriſchen Schlage getroffen, fuhren Anna und Rurik empor und blickten einander erſtaunt fragend an. Ueber Anna's Stirn verbreitete ſich die Hoheit der Unſchuld. Ich beſchwöre Sie im Namen der Tugend, ſagte ſie zu Julius, erklären Sie ohne Rückhalt dieſe Worte. — Männerrecht und Frauenwürde lehrten jetzt den geängſteten Jüngling, daß es ihm obläge, unumwunden die Wahrheit zu ſagen, wie verletzend ſie auch ſei. Er faßte ſich und erzählte alle Begebenheiten jener ſchickſalsvollen Nacht und ſeines Aufenthalts in dem benachbarten Hafen. Der Seelenkundige wird begreifen, daß bei aller Dunkelheit, die Anna's Verhältniſſe zu Rurik umhüllte, dennoch Billy's Andenken ſeine Leidenſchaftlichkeit am heftigſten empörte. Anna hörte mit großer Spannung zu. Bei Allem, was Julius von Rurik und ihr erzählte, ſchwebte ein verklärtes Lächeln über ihre Züge, ihr thränenglänzendes Auge ruhte freudig auf dieſem Freund, und wie der Erzähler mit erſtickter Stimme den Umſtand erwähnte, daß ſie ihrem Kopf auf des Unbekannten Schulter gelegt, reichte ſie dieſem mit himmliſcher Freundlichkeit die Hand. Doch wie er die Nachrichten von Billy wiederholte, ward ihr Anſtand ernſt und entrüſtet, Unſchuld unt Stolz ſtritten in ihrem Geſicht. Julius hatte nun geendigt, er blickte zornes- und liebevoll in ihr Auge. Sie ſtand lange ſchweigend in heftigem innern Kampf. Gut, ſagte ſie dann, Wahrheit hätte ja das Gebäude unſeres Glücks gründen müſſen — ſie werde nun die Kraft, die uns ſcheidet. Rurik, ich gebe Ihnen Freiheit, dieſem Manne Alles zu ſagen, was Ihnen von meiner Vergangenheit bekannt iſt. Hier hob ſie Katinka, die bisher furchtſam von ihrem Spiele auf die Bewegung der Sprechenden bemerkt hatte, auf ihre Arme und ließ die beiden Freunde allein.

Julius blieb vernichtet zurück. Mochte ihre Schuld oder ſein Verdacht ſein Glück zerſtört haben — ſie hatte von Scheidung geſprochen. Er war ſo heftig ergriffen, daß der beſonnenere Rurik den erſten Sturm ſeiner Leidenſchaft abwarten mußte, um ihn fähig zum Anhören ſeiner Erzählung zu finden.

Albov war durch rohe Anlagen und vernachläſſigte Erziehung ein gewaltthätiger Charakter geworden. Der Geiz ſeines Vaters hatte ſeinen mächtigen Trieb nach Genuß ſtets unbillig beſchränkt und dadurch den Beſitz zu ſeiner herrſchenden Leidenſchaft geſteigert. Wegen Unliebenswürdigkeit vernachläſſigt, wegen Rohheit vermieden, verwilderte ihn Vereinzelung immer mehr. Die Schönheit von Annens Mutter, die er zufällig unter dem Zufluß von Fremden bei der Kaiſerkrönung erblickte, zog ihn ſo heftig an, daß er zum erſten Male die Geſellſchaft geſitteter Frauen ſuchte, um ihr zu begegnen. Anna's Mutter hielt die durchbrechende Heftigkeit ſeines Weſens für leidenſchaftliche Liebe, ſie pries ihrer unerfahrenen Tochter die Vortheile, welche ihr ſolch eine Heirath verſpräche. Anna's Eltern hatten mehrere Töchter, das Vermögen gehörte dem einzigen Sohn und ſollte durch ihn den Glanz der Familie heben — und die unglückliche Ehe fand ſtatt. Albov war unfähig, eine Gattin zu beglücken; wie er aber von Rohheit zum Verbrechen überging, konnte aus Anna's Berichten nicht erhellen. Seine Gattin hatte vor ihrer Heirath gewußt, daß ſie den größten Theil des Jahres auf dem Lande verleben würde, das erſchreckte ſie nicht; ſie meinte an den Ufern des **Meeres einen gaſtfreien Herd zu finden, wie er in dem Schloſſe ihres Vaters, am Geſtade der Moldau, die Fremden empfing. Ihre Erwartung ward getäuſcht. Einſamkeit brütete über dem dunkeln Golding, kein Gaſt fand da Obdach, und bald nahm ſie wahr, daß ſie ſelbſt dort als Fremde behandelt ward. Albov's rohe Herrſchaft verwilderte auch die Umgebungen und die Unterthanen des Gutes; was ſie von ihrem Herrn erlitten, machte ihn verhaßt; was ſie von ihm ahneten, erfüllte ſie mit Furcht, und bald erzählten ſie ſich von dem einſamen Schloſſe Geſpenſterſagen wie von längſt verödeten Trümmern. Strenge Begriffe von ehelicher Pflicht, die Schüchternheit eines weiblichen Weſens, das ohne Welt- und Menſchenkenntniß von allen bekannten Umgebungen abgeſchnitten iſt, verhinderten Albov's Gattin an beſtimmten Klagen gegen ihre Familie. Eigentlich gab ihr auch Albov keine Urſache dazu. Er gab ihr Geld, Geſchenke, Freiheit, in ihrem engumgrenzten häuslichen Kreiſe zu walten; aber ihr Herz fand keinen Anklang, ihr Geiſt keine Nahrung. Ihres Gatten rauhe Gegenwart lag wie eine Gewitterwolke auf ihrer Bruſt;

ſeine häufigen Abweſenheiten in ſtürmiſchen Nächten, in Zeiten, wo der Vorwand der Jagd unzulänglich war, verbitterten durch Sorge ihre einſamen Nächte. Ob ſie die geheimen Gräuel ihres Gemahls ahnete, iſt ungewiß. Faſt ſollte man es aus ihrer Angſt und Annens Schickſal vermuthen und aus der eigenſinnigen Sorgfalt, mit der ſie zu verhindern ſuchte, daß ſie ſich nicht mit den Klippen des Ufers befreunde. Und eben dieſe Klippen waren von jeher der Gegenſtand der Neugier und Sehnſucht des einſamen Kindes. An dem flachen Geſtade, an der entgegengeſetzten Seite des Schloſſes, durfte ſie zu der Ebbezeit Muſcheln aufleſen und fand manches zappelnde Fiſchchen, das zu ſchwach gegen die zurückſchwankenden Wogen gekämpft hatte. Da malte ſich ihr Kinderſinn an dem verbotnen Felſenufer Felſenbecken und Hölen, in denen dieſe Thierchen fröhlich plätſchern ſollten, bis die rückkehrende Flut ſie mitnähme. Dieſe Kindereindrücke kehrten bei der Einſamkeit, in der ihrer Mutter Tod ſie zurückließ, ſo lebhaft wieder, daß ſie bei dem ſehr trocknen Sommer einen Pfad nahe um die Schloßmauer aufſpürte, auf dem ſie an heitern Abenden, nicht ohne Gefahr, in den Graben, der von der Landſeite das Schloß umgab, herabzugleiten, zu den Klippen gelangte. Da ſaß ſie nun manche Stunde auf den zerfreſſenen Felszacken, ſah die Sonnenglut auf den kräuſelnden Fluten erlöſchen und ſang zu ihrer Laute, bis ihre Stimme in Thränen erſtarb wie der Abendhauch in dem getrockneten Meergras. Nicht das Andenken ihrer Mutter allein entlockte ihr Thränen. Dieſe hatte ihr Herz von Kindheit an mit Julius' Bild erfüllt. Alles Gute, alles Schöne ſchilderte ſie als ſeinem Weſen einwohnend; von ihm verhieß ſie ihr Freude zu erwarten, von ihm Schutz in der Zukunft. Julius war für ſie ein geiſtiges Weſen wie die Gottheit; er war nach dieſer das Vollkommenſte, was man ſie kennen lehrte. Was Wunder, daß ſie ihn liebte zunächſt Gott, und an ihn dachte mit dieſem zugleich? Wie die ſterbende Mutter ihr auf dem Todtenbette befahl, ihn als ihren künftigen Gatten zu betrachten, erſchrak ſie. Sie wußte das geiſtige Bild nicht mit der Wirklichkeit zu verbinden, ſie ſehnte ſich nach dem Anſchaun dieſes hochgeehrten Mannes, wie nach dem Guten, aber ſie fürchtete ſich vor ſeiner Nähe wie vor der Unmöglichkeit, es zu erreichen. Die wenigen Briefe, die er ihr ſchrieb, erweckten natürlichere Empfindungen in der jugendlichen Bruſt; aber wenn ſie antworten ſollte, fand ſie keine Sprache, ſie war nur an das Verſtummen gewöhnt. Daher las Julius wol in ihren Briefen, daß ſie nicht glücklich war, aber nicht daß ſie liebte. Wie ſie nun endlich ſeine Ankunft verkündigen hörte, ergriff ſie eine Ahnung von Glück und von Frieden, vor welcher der Nimbus um des geträumten Julius Bild allmälig verfloß, und die ſie dagegen in ein ſüßes Träumen verſetzte, wie der Duft der erſten Frühlingsblume uns nach langen Winterwochen die ganze Herrlichkeit des Sommers vorempfinden läßt.

Das einzige Weſen, dem ſie die Mittel verdankte, ihre Einſamkeit zu verſüßen und zu veredeln, war Billy, der Jüngling aus Fr. Er hatte ſich von früher Jugend an zum Architekten beſtimmt; günſtige Zufälle führten ihn zum Studium ſeiner Kunſt ſehr früh nach Italien, doch ein Fall, den der zu unvorſichtig Wagende in den Trümmern von Seſto that, zerſchmetterte ihm das Oberbein und ſetzte ſeinen wiſſenſchaftlichen Reiſen ein Ziel. Schlechte Aerzte, die ungewohnte Hitze des Klimas, verzögerten ſeine Heilung; Schmerz und Geldmangel trieben den Armen zu einer übereilten Seereiſe nach ſeiner Heimath, und ſein Bein verſchlimmerte ſich ſo, daß er nach einer nothwendig gewordenen Ablöſung des kranken Theils als ein Krüppel nach Fr. zurückkam. Sein hölzernes Bein mochte wol dazu beigetragen haben, daß Albov ſeiner Gemahlin Bitten, Anna von dieſem Jüngling Unterricht geben zu laſſen, nachgab. Er hielt einen Krüppel und einen Künſtler nicht für einen wachſamen Beſuch. Vielleicht fand er es auch gerathener, dem lebhaften Geiſt ſeiner Tochter vielfältigere Gegenſtände der Aufmerkſamkeit zu verſchaffen.

Der an den Folgen ſeiner Verſtümmelung langſam verblühende Jüngling lehrte Anna zuerſt die Annehmlichkeiten eines gebildeten Umgangs kennen. Frühe Liebe zur Kunſt hatte Seelenadel in ihm erweckt, frühe Zerſtörung aller ſeiner Hoffnungen hatte ihn gereift, die Gewißheit eines frühen Todes verklärte ihn mehr und mehr. Er wußte, der Erde nicht gehören zu ſollen, daher waren ſeine Wünſche für ſie allein darauf gerichtet, ſchöne Andenken von ihr mit hinüberzunehmen. Wäre Anna auch frei geweſen, er hätte ſie nicht anders geliebt, als er jetzt ſie liebte; aber da er es wußte, daß ſie Braut ſei, lehrte ſeine Liebe ihn dahin ſtreben, daß ihr ſchwärmeriſches, ſchwankendes Gefühl für Julius beſtimmte bräutliche Zärtlichkeit ward, indem er ſie über ſich ſelbſt verſtändigte und ihr den Wirkungskreis einer geehrten glücklichen Gattin bekannt machte; denn ihre einſame Jugend, ihrer Mutter abhängige Beſchränktheit hatte ſie nie dieſes Bild kennen gelehrt. Albov mochte in ſeiner Verwilderung vergeſſen haben, daß ein gebildeter Geiſt hellſehender macht als ſcheuer Verdacht; daher ahnete er nicht, daß Billy bei ſeinem Aufenthalt auf dem Schloß einen Theil ſeines Unweſens errieth. Allein auf einen ganz falſchen Grund baute der Jüngling ſeine Vermuthungen. Albov's nächtliche Abweſenheiten, das Einbringen fremden Gepäcks, ſein heimlicher Verkehr mit den Schmugglern, welches alles er entdeckte, machte ihn in ſeinen Augen des Contrebandehandels verdächtig. Er verachtete ihn darum und erwartete ungeduldig den Zeitpunkt, wo ſeine Schülerin aus dieſen unreinen Umgebungen entführt werden ſollte. Dann blieb ihm nichts als der freundliche Tod; dem ſah er lächelnd entgegen, denn das höchſte Glück ſeines Lebens hatte er genoſſen: er hatte geliebt und das Leben ſeiner Geliebten verſchönert.

Wie der Frühling fortſchritt, empfand Billy an ſeinen ſinkenden Kräften, daß ſein ſchönerer Frühling ſich nähere, und dieſe Erwartung machte ihn eifrig auf jede Gelegenheit, Anna's Wünſche zu befriedigen. Eines Tages klagte ſie ihm die Hinderniſſe, die in dieſer Jahreszeit der eingeweichte Boden ihrem Pfade, um die Schloßgräben her das Felsufer zu gewinnen, in den Weg legte. Sie zeigte dabei auf die kleine Zwingerpforte unter dem Fenſter ihres Corridors und ſagte: Wenn ich mich nicht vor dem Zwinger fürchtete, ſo verſuchte ich ein Mal durch die Pforte zu ſchlüpfen; die muß zu den Klippen führen, gerade an dem Platz, wo die Brandung das Ufer unzugänglich macht, bis jenſeits vom elmwuther Walde — ſo hieß das Fichtengehölz, in dem ſich Julius an jenem Abend verirrte. Und warum fürchten Sie ſich vor dem Zwinger? fragte Billy. Anna erzählte lachend ein Ammenmärchen, das ſeit Menſchenaltern dieſen Zwinger und den Eckthurm verödet erhielt, weil es dorthin und in die benachbarten Keller die Geiſter alter von Seeräubern ermordeter Vorfahren bannte, und zeigte ihm im hinterſten Zimmer der von ihr bewohnten Gemächer eine Thür, von der eine Treppe durch den Thurm in den Zwinger herab führte. Noch nie hatte Anna ſie öffnen ſehen; es erregte ihr alſo Beſtürzung und Grauen, wie Billy die verroſteten Riegel mühſam zurückzog und ſie ſich öffnete. Was bei dieſer Handlung den jungen Mann antrieb, iſt wol nicht ganz erklärlich. Wahrſcheinlich war es eine ſchnell vorſchwebende Sorge, daß man auf dieſem Wege zu Anna's abgelegenen Zimmern gelangen möchte. Er blickte die dunkle, durch den ſinkenden Abend noch dunklere Treppe hinab und ſtieg mit der Behendigkeit, die jung verſtümmelten Menſchen oft eigen iſt, die Stufen hinunter. Anna rief ihm zu, das Wagſtück zu laſſen, und wie er nicht hörte, ergriff ſie ein Grauen, ſie eilte von der ängſtlichen Stätte hinweg an das Fenſter des Corridors, um in den Zwinger zu ſchauen, wohin die Treppe ihn führte. Sie ſah ihn nicht mehr; aber in der Dämmerung ſchien es ihr, als ſchwankten die Dornenranken an der Pforte, die zum Geſtade führte, gleich als ob ſie eben geſchloſſen worden. Von da an hat ſie Billy nie wiedergeſehen. Die Furcht, ihres Vaters Zorn darüber zu reizen, daß ſie einen Verſuch gemacht hatte, mit freierer Willkür an dieſe Seite des Seeufers zu kommen, die er für ſo gefährlich hielt; die Scheu, Billy, den er immer mit kaum bezwungener übler Laune behandelt, vor ihm zu nennen, nahm ihr den Muth, Nachrichten von dem Verſchwundenen einzuziehen. Zu ihrem Befremden fragte der Vater bei dem Abendeſſen gar nicht nach ihm, obſchon er erſt heute ihn eingeladen hatte, einige Tage auf dem Schloſſe zu verweilen. Aber er war wild und ſcheu, verließ bald den Tiſch und ließ ſich Wein in ſein Zimmer nachtragen. Aengſtlich verfloß für Anna die Nacht, und am folgenden Morgen hatten die Wellen Billy's Leichnam an das weſtliche Ufer geſpült.

Mit dieſer Nachricht ſchien ſich eine undurchdringliche Wolke über ſein Andenken zu legen. Sein Name ward nicht mehr genannt; das Geſinde verſtummte verſchüchtert, wenn es Gegenſtände erwähnte, die mit ſeiner ehemaligen Anweſenheit in Verbindung ſtanden. Anna muthmaßte, der Wunſch, ihr einen angenehmen Platz zum Ruheſitze zu ſuchen, habe ihn durch die verbotene Pforte auf die Klippen geführt, er ſei unvorſichtig vorangeſchritten und bei der unſichern Stütze ſeiner Krücke in die Wellen geſtürzt. Von nun an ſtritt ſich der Wunſch, den Schauplatz ſeines Todes zu ſehen, und das Grauen vor jedem geheimnißvollen Beginnen in ihrem Herzen. Nach einer Nacht, wo ein für die Jahreszeit ganz ungewöhnlicher Sturm die Wellen gepeitſcht und Anna's Schlummer geſtört hatte, trat ſie ſehr früh an das mehrerwähnte Fenſter ihres Corridors, um den öſtlichen Himmel zu erſpähen. Die Sonne hatte ſiegend die Sturmwolken überwältigt und beſtralte jetzt die Felſen und das junge Grün der Gräſer und Büſche, mit dem ſich ihre Ritzen bekleideten, das grüne Geſtein lachte ſie an, ſodaß alle Furcht vor ſeinen Schluchten ſie verließ. Eine plötzliche Regung jugendlichen Muthes folgte dem Gebet, das auf den Stralen der Morgenſonne emporſtieg; der Wunſch, Billy's Andenken am Meeresufer zu feiern, riß ſie hin. Sie ſtieg die unheimliche Treppe hinab, welche jetzt durch einige Mauerlucken erhellt war, eilte durch den Zwinger an die Pforte, bog die wilden Ranken zurück und nahm wahr, daß ihr Schloß, ſchon längſt vom Roſte zerfreſſen, nicht mehr zu ſchließen vermochte. Jenſeits führten Felſenzacken, in labyrinthiſche Gänge verſchlungen, oft durch Höhlen wie Schwibbögen unterbrochen, auf abſchüſſigem Boden rechts und links hinabwärts. Sie wählte die Seeſeite und kam auf eine kleine Bucht, wo jetzt bei der Ebbe große Felsblöcke einen ſandigen Boden bedeckten. Alles war ſtill in dieſer Felſenumgebung, nur die Wogen rollten in dumpfem Getön, wie immer nach beſchwichtigtem Sturme. Anna blickte umher, den Ort zu entdecken, wo Billy ſeinen Tod fand. Plötzlich erblickte ſie unter einem Felſenüberhang einen halbnackten blutigen Mann, der ein ſchlafendes Kind auf den Knien hielt, das er mit dem Ausdruck der Verzweiflung betrachtete. Der Schrecken lähmte Anna's Glieder; allein der Gedanke, daß der Sturm einen Schiffbrüchigen könnte hergeführt haben, gebot ihr Bemeiſterung ihrer Furcht, ſie nahte ſich dem Fremden, der, bei ihrer freundlichen Anrede aus ſeiner Verſunkenheit erwachend, ſie anſtarrte. Dieſer war Rurik mit ſeiner Katinka. Die kurze Erzählung ſeines fürchterlichen Schickſals ſchien Anna ein Traum. Ein unverzeihlicher Leichtſinn hatte Rurik, der eben auf ſeiner Reiſe nach England begriffen war, bewogen, ſich von *eng, wo eben kein Schiff für einen engliſchen Hafen ſegelfertig war, auf einem Küſtenfahrzeug nach Fr. einzuſchiffen, wo, wie man ihm ſagte, engliſche Seefahrer bereit lägen. Der Sturm überfiel ſie in einer Jahreszeit, wo die Schiffer auf ſichere Witterung rechnen. Die Nacht brach ein, ein Leuchtfeuer machte ſie glauben, in der Nähe des kleinen Haſens *eng zu ſein, der Schiffer arbeitete mit Anſtrengung letzter Kräfte dahin, und das Fahrzeug ward auf die Felſen geworfen. Verzweiflung heulte auf dem Schiffe, die Wogen brüllten vom Geſtade. Rurik ließ, auf dem Verdecke wankend, einen Augenblick ſeine Gattin los, um ſein jammerndes Kind feſter in ſeinen Arm zu faſſen, da ſchleuderte ein neuer Wellenſtoß ſeine Gattin in die Fluten. Katinka nahm es wahr, umklammerte ſeinen Hals und rief: O halte mich, daß ich nicht auch falle. Dieſe Worte ſchienen von ſeiner ſinkenden Gattin her aus den Wellen zu ertönen und trieben ihn, ihr nachzuſtürzen in die Flut, als ein Blitzſtral ihm ein paar Nachen zeigte, die, mit Kraft und Kühnheit die Brandung durchſchneidend, zur Rettung herbeieilten. Rurik ſprang in den erſten, der ſich nahte, und bot Geld, wenn er an dem

Platz, wo ſeine Gattin niederſank, verweilen wollte. Er rief verzweifelnd ihren Namen, er glaubte ſie, ihre Arme aus den Wellen geſtreckt, ihn um Hülfe flehen zu ſehen — aber ohne auf ihn zu hören ſteuerten die Ruderer durch die Brandung ans Land. Was nun vorging, hatten ſeine von Jammer betäubten Sinne nicht recht aufgefaßt. Er hörte Mordgeſchrei, ſah ſeine Gefährten um ſich her wie die Opferthiere gefällt und empfing ſelbſt einen Streich über die Stirn, den der Angreifende wiederholen wollte, als ein Anderer ihn fortriß, unter fürchterlichem Fluchen auch getroffen ward, aber tief ſtöhnend ſich aufrecht erhielt und ihn in der dichten Finſterniß, die mit dem Wetterſtral rang, in die Klüfte hineinzog. Katinka hatte anfangs fürchterlich geſchrien, Zuckungen ſenkten ſie nun in die Stille des Todes. Der Unbekannte zog ihn immer tiefer in die Felſenhöhlen, lehnte ſich aber ſchwer athmend immer ſchwerer auf ihn, endlich ließ er ſich hinſinken und ſagte: „Ich ſterbe; aber Ihr könnt Euch retten, wenn Euer Kind ſchweigt, bis die Mörder entfernt ſind. Gegen Mittag, nicht früher, ſucht, immer vom Ufer abwärts, den Weg ins Freie; aber vermeidet Alles, was nicht Bauer und Hirt iſt. Geht um Eures Lebens willen nicht links des Ufers, da wohnt Euer Mörder.

Von dichten Finſterniſſen umhüllt, hielt Rurik ſein Kind im Arm, das nur durch ein leichtes Zucken von Zeit zu Zeit Leben verrieth; vor ihm am Boden lag ſchwer athmend der Sterbende, durch die Klüfte hallte von fern das Mordgeheul und das Rollen der Wogen. Gott bewahrte den ſchreckenumgebenen Mann vor Verwirrung des Geiſtes, durch Gedanken des Gebets. Von Zeit zu Zeit kam der Verwundete zu ſich ſelbſt und wendete alle Kräfte, die der Todeskampf ihm übrig ließ, dazu an, Rurik zur Angabe ſeines Schickſals bei der nächſten Gerichtsbehörde zu vermögen, damit den Gräueln dieſes Strandraubs endlich geſteuert werden möchte. — Und wie der Tag zu grauen begann, verſchied er.

Das Mordgeſchrei war verſtummt; die Wogen zerſchellten mit weniger Getöſe am Geſtade. Rurik tappte dem Tagesſchimmer nach und kam zu dem Uferplatz, wo nachmals Anna ihn fand. Die Angſt um ſein Kind, das jetzt zu winſeln begann, trieb ihn zu dem Einfall, es im Meere zu baden; Gott ſegnete den Verſuch, es kam zu ſich und lächelte ihn an. Und er weinte, wie er ſeine zarten Glieder mit zitternder Unbehülflichkeit abrieb — er hatte nichts es wärmer zu bedecken: ſeine Kleider hatte er gleich in dem Augenblick der erſten Gefahr von ſich geworfen, um als letzte Zuflucht ſeine Lieben durch Schwimmen zu retten. Regenwaſſer, das er mit hohler Hand aus einer Vertiefung des Felſens ſchöpfte, letzte das lechzende vor Kälte zitternde Kind. Er legte es auf ſeine Knie, er ſchlang ſeine Arme um ſeinen Leib, bedeckte es mit ſeinem Körper, hauchte ſeinen Odem auf ſeine kalte Bruſt, und es fiel wunderähnlich in einen ſanften Schlaf. Da ſetzte er ſich in die eben aufgehende Sonne, damit ihr Stral ſeinen Liebling belebe, und er die Zeit abwarte, die der Sterbende ihm zur Flucht anberaumt hatte.

Das Alles vernahm Anna, mit dem Namen ihres Vaters und ihres Schloſſes bezeichnet, den Rurik aus dem Munde ſeines Retters wiederholte. Ein furchtbares Licht erhellte nun plötzlich die unverſtändlichen Schreckniſſe, die ihr junges Leben getrübt, es erklärte ihr die geheimnißvollen Widerſprüche, die ſie in dem Thun ihres Vaters bemerkt hatte. Strandräuberei, mit jeder Grauſamkeit verbunden, machte ihn zum ſchwärzeſten Verbrecher. Auf welchem Wege ihn die Habſucht dahin führte, dieſe ſchrecklichen Gewaltthaten in ein ſo ſicheres Syſtem zu bringen, daß er ſie lange Jahre beging, ohne daß er entdeckt, ja nur in Verdacht gezogen ward, konnte ſeine unglückliche Tochter nicht berichten. Seine Hauptſicherheit mochte in der Theilnahme am Raub von Seiten ſeiner Mitſchuldigen ſein. Anfangs bemächtigte er ſich nur des Eigenthums Derer, die der Sturm an dieſe, mit Felſenzacken beſäte Bucht trieb, welches der Nähe des kleinen Ankerplatzes 'eng wegen, wo in ſtürmiſchen Nächten ein Wachtfeuer brannte, ſehr leicht geſchah, indem die Schiffer die Vorgebirge verwechſelten; bald aber lockte er durch falſche Wachtfeuer die Fahrzeuge in unglückbringenden Irrthum und begrub ſein Verbrechen mit ihren Leichnamen in die Wellen. Anna wäre vor der ſcheußlichen Anſicht, die ſich ihr aufthat, erlegen, wäre nicht ihr Gefühl durch den Anblick eines dringend Hülfsbedürftigen getheilt worden. Doch wie ſollte ſie ihren Vater vor ſchmähliger Entlarvung, wie dieſen Fremdling vor ſicherm Tode zu retten? Mit der Entſchloſſenheit der Verzweiflung ſagte ſie zu dem Fremden: Ich bin Albov's Tochter; ich will Sie retten; mit Gefahr meines Lebens, mit freudigem Hinopfern meines Lebens will ich es; aber Sie müſſen mir ſchwören, nicht gegen meinen Vater zu zeugen. Anna's Ausdruck voll Wahrheit und Schmerz, Katinka's bedrohtes Leben entriſſen Rurik den Schwur. Anna führte ihn nun durch die Zwingerpforte und die vergeſſene Treppe in ihr Zimmer, das ſie nach dem Innern des Schloſſes zu ſorgfältig verſchloß. Einige wohlriechende Waſſer vertraten die Stelle von Arzneien und riefen Katinka ins Leben zurück; ein kleiner Reſt ſüßer Früchte, die Anna in ihrem Zimmer aufbewahrt hielt, mußten jetzt ihrer Erſchöpfung genügen; dann gab ſie der Erſtarrten ihre Bettſtücke und bat Rurik ſich darinnen eingehüllt auf der verborgnen Treppe ſtille zu halten, bis ſie ihn aufſuche. Die thätige Haushälterin, denn das war Anna immer geweſen, hatte die Mittel an der Hand, andere Betten herbeizuſchaffen, ehe das wenige Hofgeſinde erwachte. Ebenſo konnte ſie Wein, Brot und manche Nahrungsmittel aus den Vorrathskammern erlangen und brachte das Alles ihren Gefangnen. Endlich über ihre erſte Verſorgung beruhigt, ſank ſie auf ihre Knie und bat Gott um Kraft und Erkenntniß, die Schreckniſſe und die Verantwortlichkeit ihrer Lage zu überſtehen. Ihr Gebet ward erhört; denn ehe ihre Dienerinnen, über ihr langes Zögern befremdet, an die Thüre klopften, hatte ſie ihren Plan entworfen. Die erſte Bemühung mußte die Wiederherſtellung des Kindes und die Flucht der beiden Unglücklichen betreffen. Sobald Rurik in Sicherheit war, ſollte er, jedoch mit der Vorſicht, jede Spur ſeines Aufenthalts, ſeiner Perſönlichkeit zu verbergen, Albov ſeine Errettung und ſeine genaue Kenntniß ſeiner Verbrechen mittheilen; er ſollte, ihm alſo das Racheſchwert über das Haupt aufhängend, ihn zur Unterlaſſung fernerer Gewaltthat, vielleicht zur Reue zwingen. Anna war von den Schreckniſſen dieſer Nacht ſo angegriffen, daß ihre Bläſſe es ihr leicht machte, ſich für krank auszugeben. Sie bedurfte das, um dem Anblick ihres Vaters zu entgehen, der ſich nie die Mühe gab, ſie auf ihrem Zimmer zu beſuchen. Sie bedurfte Zeit, um Faſſung zu gewinnen bis zu Julius' Ankunft, dem ſie nun, als ihrem Retter, mit verdoppelter Sehnſucht entgegenſah. Es glückte ihr Alles. Sie wendete ihre Einſamkeit an, um ihre entblößten Gefangnen zu kleiden; von ihres Vaters Vorrath durfte ſie nichts entwenden; Mannskleider zu kaufen, hätte Verdacht erwecken können; der Verheimlichung wie der Schleichwege ungewohnt, ſtand ihr kein anderes Mittel zu Gebot, als Rurik aus ihren Winterkleidern einen polniſchen Anzug zu verfertigen; denn den Schnitt der Kurtka und des Kontuſch konnte er ihr ungefähr angeben, da ſie von keinem dergleichen einen Begriff hatte. Nachts, wenn alles im Schloſſe zur Ruhe war, führte ſie die Gefangnen in ihr Zimmer, ſetzte die ſparſam erhellende Kerze an den Boden, damit ſelbſt kein vorüberſchweifender Schatten einer Geſtalt ſie einem Lauſcher verriethe, ſie ſetzten ſich darum her und lernten ſich kennen und lieben. Kaïinka genas ſchnell, ohne eine Folge ihres ſchrecklichen Zuſtandes zu empfinden, ſie ſchlief am Tage auf der geheimen Treppe und ſpielte Nachts ſtill wie ein Geiſtchen in Anna's ſchwach erleuchtetem Zimmer. In dieſen ſchauerlich herzlichen Stunden hatte Anna Seelenſtärke genug, um ſich jeden kleinen Umſtand jener Schreckensnacht des Schiffbruchs erzählen zu laſſen; ſie erfuhr nun auch, wer Ruriks Leben gerettet hatte. Einer von Albov's Helfershelfern hatte ein Weib genommen, das er, trotz ſeiner Theilnahme an ſeines Häuptlings Verbrechen, aufrichtig liebte. Dieſe hatte Verdacht, und bei einer ſchweren Geburt vom Tode übereilt, hatte ſie ihren Mann beſchworen, ſeinen Sündenweg zu meiden. Wie nun Albov das nächſte Mal den Mann zu einem Schlachttag ſolcher armen Geſtrandeten berief, nahm er eine heftige Bewegung bei ihm wahr und trug daher dem Roheſten ſeiner Bande auf, ihn zu bewachen. Der Verdächtige konnte kein Mittel erſinnen, wie er ſchon dieſes Mal ſich dem abſcheulichen Handwerk entzöge; er geſellte ſich alſo den Räubern zu, blieb aber unthätig beim Morde, und wie er Rurik mit dem Kinde auf ſeinen Armen erblickte, riß ihn das Andenken an ſeine Frau hin: er ergriff das einzige Mittel, ihn zu erretten, indem er ihn den verborgenſten Schluchten des Felſengeſtades zuzuflüchten ſuchte. Er wußte, daß die Räuber nach vollzogner That um jeden Preis ſich beeilten, das Geſtade zu verlaſſen, und hoffte in dieſem Zeitpunkt den Geretteten auf einem Fiſchernachen flüchten zu können. Der Verſuch koſtete ihm ſein Leben, indem der ihm geſetzte Späher ſeine Abſicht muthmaßte und ihn niederſchlug, allein, von Raubluſt bethört, ſich nicht Zeit nahm, auch den Geſtrandeten zu ermorden.

Kaum waren die Kräfte der Verborgnen ſo weit hergeſtellt, daß ſie auf ihre Flucht bedacht ſein konnten, ſo kam die Nachricht von Julius' naher Ankunft und nöthigte Anna, nicht länger zu weilen. Die Ausſicht, von jener Ankunft an nicht mehr Herr ihrer Zeit zu ſein, machte es nothwendig ſowie die veränderten Gewohnheiten im Schloſſe und die Aufmerkſamkeit fremder müßiger Bediente. Durch reichlichen Gelderſatz an einen Almoſen fodernden Pilger erlangte Anna einen Ueberrock unter einem Vorwand, um Rurik zur Reiſe zu bekleiden; gefliſſentlich flickte ſie der zarten Katinka ein ärmliches Kleidchen zuſammen; dann ſchrieb ſie ſich ihres Schützlings Namen, ſeine Provinz, ſein Schloß auf das genaueſte auf, um ihm, ſobald ſie Julius' Heirath erreicht haben würde, Nachricht zu geben. Alles, was in dieſer Zeit vorgefallen war, war ihrer Liebe für Julius zu Gute gekommen. — Je mehr ſie ihre Seelenſtärke übte, deſto feſter ſchloß ſie ſich im Geiſt an den Mann an, auf dem fortan das Glück ihres Lebens beruhte. Das Bewußtſein, welch ein ſchreckliches Geheimniß ſie ihm zur Morgengabe brachte, konnte nur durch Liebe erträglich werden und erhob ihr Gefühl bis zur Schwärmerei. Ruriks Flucht glückte in derſelben Nacht, die Julius' Ankunft vorhergehen ſollte; aber er ſelbſt war Zeuge des Vorgangs, und was Anna ſeine zärtlichſte Liebe hätte zuſichern ſollen, veranlaßte den Irrthum, der ſie aller ihrer Hoffnungen beraubte.

Daß Anna nichts von Julius' nächtlicher Ankunft erfuhr, lag in der Hausordnung, die Albov zu ſicherer Verheelung ſeiner nächtlichen Verbrechen eingeführt hatte. Ihr zufolge durfte nach neun Uhr Niemand mehr ſein Zimmer verlaſſen, und in ſeiner Abweſenheit nie ein Fremder zu ſeiner Tochter geführt werden. Sein

Kammerdiener, den die Sünde ihm am feſteſten verband, war in ſeiner Abweſenheit der Befehlshaber des Schloſſes. Was mußten Anna's Empfindungen ſein, als jener Brief, den Julius aus Fr. ſchrieb, ihren Vater benachrichtigte, daß er ſie als ſeine Gattin verwerfe. Dem Tode, als Strafe jene zween Unglücklichen gerettet zu haben, hatte ſie, im Fall einer Entdeckung ihres Schlupfwinkels von Seiten ihres Vaters, ſo lange Ruriks Anweſenheit dauerte, mit Freudigkeit entgegengeſehen; aber die Verachtung des Mannes, der, ſeit ſie denken konnte, einen Altar in ihrem Herzen gehabt hatte, war ihr ſchrecklicher als der Tod.

Indeß Albov mit finſterm Nachſinnen, das zu Anna's Befremdung den Ausbruch ſeines Zorns bezähmte, Julius' Betragen auf einen Verdacht ſeines Verbrechens begründet glaubte, ahnete Anna mit Schüchternheit des zarten Gefühls, daß ihr Rettungswerk an Rurik dieſe Beleidigung herbeigezogen habe. Gegenſeitige — aber wie verſchiedene — Schuld feſſelte die Zunge dieſer beiden ſich ganz unverſtändlichen Menſchen. Albov ward durch ſie zu neuer, tiefer verborgenen Tücke gereizt; aber Anna's Geſundheit erlag unter der Laſt ihres Kummers; eine ſchwere Krankheit führte ſie nahe an das Grab. Sie wünſchte ſehnlich den Ausgang aus einer Welt, in der ſie von Verbrechen umſtrickt war und die Tugend, die ſie übte, ihr eigenes Glück geſtört hatte. Sollte ſie aber leben, ſo gelobte ſie ſich durch Flucht von der Gemeinſchaft des Böſen zu ſcheiden. Ruriks verabredeter Brief an ihren Vater mußte ſie belehren, ob er in ſein Vaterland zurückgekommen ſei; denn bei ihm war ſie entſchloſſen eine Zuflucht zu ſuchen. Sie genas, und mit der Zuverſicht, zu der ein feſter Entſchluß uns fähig macht, die rechten Mittel zu unſerm Zwecke zu wählen, bewachte ſie jetzt ihres Vaters Schritte, um die Veränderung, die jener Brief in ihm hervorbringen ſollte, zu erſpähen. Seit Julius' befremdlicher Erklärung hatte Albov alle Ruhe verloren. Die Jahreszeit der ruhigen See rief ihn zu keiner neuen Gewaltthat an das Geſtade hinab; aber innere Angſt vor Entdeckung trieb ihn nächtlich umher, wo ihm auf jedem Schritt Geiſter ſeiner Sünden begegneten. Eines Tages, wie ein Knecht von ſeinem gewohnten Botengange nach Fr. zurückgekommen war, ſah Anna ihren Vater beim Leſen eines Briefes erbleichen. Er warf einen fürchterlichen Blick auf ſeinen ergrauten Vertrauten, den kriechenden Kammerdiener, und ſchloß ſich mit ihm in ſein Zimmer ein. Mit Todesangſt erwartete nun Anna ſein nächſtes Beginnen. Allein Gott verblendete den böſen Mann, ſodaß die nächſte Veranlaſſung zur Entdeckung ſeiner Schuld durch jenen Mitgeſellen, den er ſelbſt verdächtigt hatte, ihm entging. Von Furcht und Gewiſſensangſt gepeinigt, kam er zuerſt auf den Einfall, dem Weg, welchen Ruriks Brief gekommen war, nachzuſpüren. Unter falſchem Namen machte er ſich unter Anna's Begleitung auf den Weg nach der Stadt, deren Poſtzeichen auf Ruriks Briefe zu leſen war. Mit Freuden folgte ihm Anna dahin; ſie wußte, daß ihr Freund vor ſeiner Rache, und ihr Vater vor Entdeckung geſichert war, und ſah wohl ein, wie viel leichter es ihr ſein würde, von jener Stadt aus zu entweichen, als von dem väterlichen Schloß. Ihr Anſchlag gelang ihr. Mit einem reichen Schmuckkäſtchen und einer anſehnlichen Geldſumme, die ſie als Sparbüchſe zu ſammeln von ihrem Vater war veranlaßt worden, verließ ſie Albov in H. und kam durch harte Winterkälte, durch alle Gefahren des Weges und des fremden unwirthlichen Landes am Tage jener Wolfsjagd in Ruriks Vaterhauſe an.

Albov ſah die Flucht ſeiner Tochter wie den letzten Glockenſchlag an, der ihm vor dem Hochgericht übrig blieb. Zur Feigheit, welche der Hauptzug ſeiner Verbrechen geweſen war, fügte ſich leicht die Heuchelei, welche ihn allein der Strafe entziehen konnte; er floh in das Trappiſtenkloſter zu **, nachdem er in einem frömmelnden Teſtamente ſeine Tochter zur einzigen Erbin ſeiner Güter ernannt und dieſes Aktenſtück der Ritterſchaft von ſeinem Cantone zugeſchickt hatte.

Nur bis zu Anna's Flucht konnten die Nachrichten gehen, welche Julius aus Ruriks Munde von dem Schickſale des edeln Mädchens empfing. Wir ſind aber dem Verbrecher bis zu ſeiner dumpfen Freiſtatt gefolgt, um ſeinen ſchuldbefleckten Namen nicht mehr erwähnen zu müſſen. Was der Verbindung der beiden Liebenden nun noch im Wege ſtand, war Anna's Zartgefühl, die Schmach ihres Vaters auf des Geliebten unbeſcholtenen Stamm fortzupflanzen, verletzter Stolz, ihre reine Unſchuld durch doppelten Verdacht von Seiten des Geliebten verletzt zu ſehen. Doch dieſe Hinderniſſe überwand die Einfalt ihres Sinnes und die Kraft ſeiner Liebe. Aber nicht unbewußt der Folgen gab Julius dem Drange ſeines Herzens Gehör. Er erkannte wohl, daß es ihm auferlegt ſein würde, den Gang der Nemeſis, die von Goldings ſchuldbeladnen Mauern ausgehen mußte, mit unerſchütterlichem Muthe über ſeinem Haupte hinſchreiten zu laſſen; allein feſt entſchloſſen, zu vergüten, zu leiden, Segen zu ernten, wo Fluch einſt geſät war, ſchloß er ſeine Geliebte an ſein Herz, und wie ernſt der Vergelterin Spuren ſein mochten, Tugend und Liebe überdeckten ſie mit Blumen.

III.

Auch eine Hundegeſchichte.

„Iſt das eine Urſache zu einem Streit zwiſchen zwei Brautleuten?" fragte **rath Bihler mürriſch ſeine Nichte Agnes, welche, im heftigen Kampf ihre Empfindungen zu beherrſchen, zitternd ihre Näharbeit fortzuſetzen ſuchte. „Wahrhaftig Albert reitet nach Haus!" fuhr der Oheim fort; „und Du läßt ihn gehen?" — Ich laſſe ihn gehen, theurer Oheim; ich wünſchte, er kehrte nicht wieder. Ich kam zu Ihnen vom Grabe meiner Mutter, ich hoffte bei Ihnen einen Theil ihrer Güte wiederzufinden, und Sie haben mein verwaiſtes Herz misbraucht, indem Sie mich übereilten, einem Mann meine Hand zu geben, den ich nicht hinreichend kannte und deſſen Selbſtſucht mich erſchreckt. — „Was konnte Dich glauben machen, daß ich ſechzigjähriger Junggeſell eine junge Dame mit allen Bedürfniſſen der Modewelt in mein altfränkiſches Haus aufnehmen würde?" — O mein Onkel, ich will alle dieſe Gewohnheiten, denn Bedürfniſſe ſind ſie mir nicht, ablegen, ich will Ihnen Ihre alterſchwache Liſe an Fleiß, Stille, Eifer erſetzen; ja, hätten Sie es um Ihrer Bequemlichkeit willen gefodert, ich würde Tayo entfernt haben. Aber Franzens Hund der ſelbſtſüchtigen Caprice einer phantaſtiſchen Eiferſucht aufgeopfert ſehen! — das iſt mir ſchrecklich; denn ich muß um meines Lebens Frieden willen den Mann achten, der . . . . — „Mädchen, Du bildeſt Dir doch nicht ein, daß Albert Dir den Hund entwenden ließ?“ — Doch, doch, mein Oheim. Den erſten und zweiten Tag habe ich's nicht geglaubt; ich dachte, er würde wiederkommen, wie er es in Freiburg zwei Mal that, da fremde Truppen ihn mitnahmen; aber Alberts Geſicht hat mir's heute verrathen, wohin er gerieth, und ſein Zorn bezeugte es mir. — „Das wär' dumm,“ brummte der Oheim, nachdem er eine Weile am Fenſter getrommelt; „aber was die Liebe ſündigt, ſoll auch die Liebe verzeihen!“ ſetzte er mit ſicherer Stimme hinzu, ganz erfreut, dieſen Spruch gefunden zu haben. Und damit ſchritt er zur Thür hinaus.

Agnes hatte mit ihrer Mutter, einer angeſehenen bürgerlichen Witwe, ſtill und häuslich in Freiburg in Schwaben gelebt, einzig Eine durch die Andere beglückt, bis ein drittes Herz ſich mit den ihrigen verband; Franz, ein junger elſaſſer Feldarzt, der ein paar Mal nach Freyburg ins Quartier zu liegen kam, eröffnete der Mutter die Ausſicht, nach dem nächſten Feldzug ſeinen Abſchied nehmen zu dürfen und dann als praktiſcher Arzt frei und ſorgenlos zu leben, denn ſeine Eltern waren wohlhabende Gutsbeſitzer im Wasgau. Der ſchreckliche ruſſiſche Feldzug raffte Franz mit Tauſenden dahin. So ward es Agneſen bezeugt; und da in eben der Zeit ihre Mutter ſtarb, ſah ſie ſich in dem ſonſt freundlichen Freiburg, das aber nicht ihre Geburtsſtadt war, in der ſchmerzvollſten Verödung. Ihr blieb ein einziger naher Verwandter, ein älterer Bruder ihrer Mutter, der, ſeit kurzem nach Würzburg verſetzt, als reicher Junggeſell dort wohnte. Sie bat ihn, in ſeinem Hauſe leben zu dürfen. Von dem Tod ſeiner einzigen Schweſter erſchüttert, gab es der Vereinzelte zu und konnte ſich ſelbſt das Behagen nicht recht erklären, was er in den erſten Tagen in der Nähe eines liebenswürdigen jungen Mädchens empfand. Agnes war kein Zeuge ihrer Vergangenheit geblieben als ein mächtig großer weißer Pudelhund, den ihr Franz zurückgelaſſen, der mit verſtändiger Treue an ihr hing und für die trauernde Herrin bald menſchliches Mitgefühl zu äußern ſchien, bald die Einſame mit furchtbarem Zorn zu vertheidigen bereit war. Der **rath, welcher nie ein Thier im Zimmer geduldet hatte, war der Erſte, Tayo ſeiner ſeltenen Klugheit wegen zu verzeihen; er nahm wahr, wie der Hund oftmals eine Blume, die Agnes am Stocke berührt hatte, zierlich abbiß und ihr in der Schnauze nachtrug, und ſah ihn mehrmals vor einem Gemälde ſeines verlornen Herrn ſitzen, mit glänzenden Augen, Tönen freundlicher Mittheilung und aller Bewegung eines innigen Hundeherzens.

Lange währte aber des Oheims Zufriedenheit nicht. Den griesgramigen alten Junggeſellen hatte bisher Niemand aufgeſucht; nun aber eine bildſchöne Nichte bei ihm am Fenſter ſtand, fanden ſich Collegen und Clienten bei ihm ein, und wie er ſie abwehren mochte, ſah er ſich doch nach und nach zu Rückſichten gezwungen, und Agnes war ihrer Einſamkeit beraubt. Nach jedem

Beſuch und nach jedem Ausgang machte der Alte die verdrießliche Bemerkung, daß Einem nichts übrig blieb als in den Spiegel zu ſehen, um einen vernünftigen Menſchen zu erblicken. — Agnes war nicht ganz dieſer Meinung, hätte aber gern ausſchließend nur den, übrigens ſehr guten Oheim, und lieber als manchen angenehmern Mann geſehen, deſſen Anſprüche ihr, dem verlorenen Franz ganz geweihtes Herz verabſcheute. Bei dieſer Laune des Oheims war's ihm ein ſehr gelegener Vorſchlag, als Hofrath Albert feierlichſt um ſeiner Nichte Hand ſich bewarb. Albert hatte alle Vorzüge des Standes, des Vermögens, der Geſtalt und eines unbeſcholtenen Rufs. Er hatte nun ſeit einem Jahr Agneſen Aufmerkſamkeit gezeigt und würde ſich ſchon früher gemeldet haben, wenn nicht ihre Aeußerungen einſt einen Zweifel an ihres Bräutigams Tod verrathen hätten. Ein Zufall entdeckte ihm, daß ſchon längſt ſichere Zeugniſſe davon eingetroffen wären, und nun hoffte er, daß es ihm in ſeiner Bewerbung gelingen dürfte. Der Oheim ſtellte Agneſen die Sache vor; von allen vernünftigen Seiten, auch von den pflichtmäßigen, auch von den unfeinen, denn das kann alten Junggeſellen wol zuſtoßen. Er ſtellte ihr als ein gottesfürchtiger alter Junggeſell vor, daß ſie zur Gattin und Mutter geſchaffen ſei, daß ſie als ſolche und eine reiche Frau viel Gutes thun könnte; daß ſie ohne eine Heirath mit ihrem kleinen Erbgut einſt in Abhängigkeit leben würde; denn um ſie in Stand zu ſetzen, mit ihrer Trauer müßige Abgötterei zu treiben, würde er ſein bischen Gut dem Waiſenhauſe nicht entziehen. — Agnes war ſehr unglücklich, denn ſie war keine Romanheldin, und ſie trieb mit Franzens Andenken keine Abgötterei; ſie war nur fromm in ſeinem Namen und hätte gern, gar gern immer nur bleiben wollen, was ſie jetzt war. Aber des Oheims Zureden, Albert's dringende Bitten, ihre Erkenntniß Deſſen, was Recht ſei, und ihre wahre, innige Liebe zu Franz lehrten ſie, daß ſie auch in ihres Verklärten Namen Albert's gute, treue Frau ſein könne — und ſo willigte ſie ein.

Ach, es war ſchwerer, als ſie gemeint hatte! nun war ſich Albert Rechte bewußt und glaubte, er müſſe ihre Trauer um Franz erlauben, wolle auch aus Edelmuth es thun. Da verbarg Agnes ihre Trauer; aber das arme Herz will irgendwo Luft haben, und ſo bekränzte ſie Franzens Bild, oder ſtellte täglich friſch geſchmückte Blumenvaſen vor daſſelbe hin, trug etwa Bänder von den Farben ſeiner Uniform und beging dergleichen liebe und ſinnvolle Thorheiten, wie unter ſolchen Umſtänden der reifere Mann dem zwanzigjährigen Mädchen hätte verzeihen ſollen. Doch vor Allem war Tavo ihr nun noch lieber wie vorher. Zu weiblich geſinnt, um dem Hund die kindiſchen Liebkoſungen zu erzeigen, durch welche junge Frauen das zarte Gefühl verletzen und ältere zum Spott werden, hatte ihr Weſen gegen denſelben etwas Poetiſches. Nie kam er ins Zimmer als zu gewiſſen Stunden, wo es ſeine Herrin vergönnte; dann trat er zu ihr, legte ſeinen Kopf einige Sekunden auf ihre Knie, ſah ſie rührend an, ging zu Franzens Bild, legte ſich vor dieſem eben ſo lange Zeit in ſeiner demüthigen Hundeſtellung nieder und ſchritt dann zur Thür hinaus, vor der er aber ſeinen Poſten nie verließ. Allein draußen war er ſtets um Agnes beſchäftigt, zuweilen nahte er ſich auf ihren Wink, er ſetzte behutſam ſeine Vorderpfoten auf ihre Hüften, ſie legte die Hand auf ſein krauſes Stirnhaar, ſah ihn ſchweigend an und drückte ihn von ſich. Elektriſirt jubelte er dann in weiten Kreiſen um ſie her! — Dieſer ſtille Verkehr gereichte Albert zum Aerger; er ſpottete Anfangs darüber; Agnes erklärte ihm ſanft des Hundes Abkunft und bat um Achtung ihrer Anhänglichkeit für das Thier; darauf ſuchte er Tayo zu necken; lange duldete es der Hund, endlich fing er des Hofraths Arm, geſchickt, ohne ihn zu beißen, und zog mit ungeheurer Kraft den Mann zu Agnes Füßen hin. Albert wollte ihn mishandeln, Agnes befahl dem trotzigen Liebling ſich fern zu halten und bewies Albert, daß er ſeinen Unfall erzwungen habe. Bei dem nächſten Spazirgang rief Agnes beim Weggehen Tayo ins Zimmer, zeigte auf Franzens Bild, dann auf den Fußboden vor demſelben -— Tayo legte ſich dahin, und ſie verließ an Albert's Arm das Zimmer. Der Spazirgang war nicht angenehm, denn ohne es zu äußern, war Albert's Empfindlichkeit unverkennbar. Noch einmal ward Tayo alſo durch das Bild ſeines Herrn um die Gegenwart ſeiner Herrin getröſtet, als er plötzlich verſchwand. Agnes ertrug den Verluſt ohne Klage, aber mit tief gekränktem Gemüth. Albert brachte ihr nach wenigen Tagen ein Windſpiel von ſeltner Schönheit, um Tayo's Platz zu erſetzen; ſie bat ihn höflich, es zurückzunehmen, weil ſie nie Hunde geliebt und Tayo nur als Andenken ihres verewigten Freundes geduldet habe. Dieſe Weigerung zog Vorwürfe herbei; ſie ſagte gefaßt, daß die Feier, welche ſie dem Verſtorbenen weihe, ihrem künftigen Gatten für die Treue bürge, mit der ſie alle Pflichten gegen ihn erfüllen werde; allein unmuthig ging der eiferſüchtige Bräutigam mit ſeinem Hündchen davon.

Das war die Uneinigkeit, die dem **rath mißfiel; und der alte Herr hatte Recht; denn Menſchen, die ſich um einen Hund entzweien können, ſollen ſich nicht heirathen. Er war aber an der Heirath ſchuld, denn Agnes ſtellte ihm oft vor, daß ſie zwar gewiß ſei, als Albert's Gattin ihre Pflichten zu erfüllen, aber auch überzeugt, daß dieſes noch nicht zu einer guten Ehe hinreiche. Der Alte hatte durch Bitten und Vorwürfe dem vereinzelten Mädchen einen gewaltigern Zwang angelegt, als Gewaltthat es vermocht hätte; denn dieſe ruft Widerſtand auf, und ſeine Gründe zu dieſer Heirath waren doch, da er Agnes' Herz nicht verſtand, eitel Härte und Selbſtſucht und der Wunſch, ſie aus ſeinem Hauſe zu entfernen.

Nach jenem Auftritt ſchien es aber wirklich beſſer zu gehen; Albert erwähnte des Hundes nicht mehr und zeigte ſich, wie Menſchen der Art zu thun pflegen, nun er ſeinen Willen durchgeſetzt hatte, mild und gefällig. Agnes verblendete ſich nicht eigenſinnig über ſeinen anderweitigen Werth und ging mit Schauder, aber mit Faſſung dem Hochzeitstage entgegen.

Vorher ſollte man, um Platz zur Zimmeraufputzung in des Hofraths ſtattlichem Hauſe zu gewinnen, auf einige Zeit Brückenau beſuchen. Das Brautpaar und der

Oheim begaben ſich dahin, und die arme Agnes wandelte wie ein abgeſchiedener Geiſt, für ihren Bräutigam ſtets zu einem matten Lächeln ihrer erblaſſenden Lippen bereit, unter dem Badegedränge umher. Nach ein paar Tagen ward ſie auf ein ſehr leiſes Hundegeheul aufmerkſam, welches ihrem Zimmer gegenüber zu ertönen ſchien. Da es nie laut ward und Niemand darüber klagte, auch ſie nicht gern eines Hundes erwähnen hörte, ſchwieg ſie ſtill, blickte aber doch ſpähend alle die ehrlichen wedelnden Geſellen an, die altklug oder ſorglos unter den gedankenleeren Menſchenkindern umherſtrichen. Da ſaß ſie eines Morgens, weil ſie das Waſſer nicht trank, von den Kurgäſten entfernt, im Schatten eines der herrlichen Bäume, als plötzlich Tayo herbeiſtürzte, gewaltſam ſein Freudengeheul unterdrückte und nach alter Sitte ſich ſchweigend an der erſtaunten Agnes aufrichtete. Wahrlich, ſie zitterten Beide; und in des Hundes Blick leuchtete etwas, das Pfand einer fortſchrittsfähigen Seele zu ſein ſchien. Agnes drückte ſtill, ſtill ihre Hand in des verloren geweſenen Lieblings krauſes Stirnhaar, er aber ſprang ſchnell mit wilder Freude hinweg und verlor ſich in dem Gedränge um die Quelle. Agnes ſaß nachſinnend über das Benehmen, was ihr jetzt zur Pflicht werde. Von der Rückkehr des Hundes zu ſchweigen, wäre Affectation geweſen; ihn heimlich zu entfernen, knechtiſch; ihn wieder aufzunehmen, ein muthwilliges Herbeiziehen neuen Zwiſtes. Sie beſchloß endlich, was weiblich Geſinnte gar gern thun, die Sache ein Bischen abzuwarten, weil ihr Herz bei jedem Einſchreiten mit Leiden bedroht war. Warum hatte ſie aber Tayo, da er doch lebte, nicht früher wieder aufgeſucht? Wie konnte er jetzt ſie wieder verlaſſen? Ihm nachgehen wollte ſie nicht, damit konnte ſie Albert's Aufmerkſamkeit erregen, der jeden Augenblick von einem Spazirritt zurückerwartet war.

Während dieſes Kampfes ihrer Gedanken kam Tayo wieder geſtürmt, begann ſein altes ehrerbietiges Spiel, aber ſtatt wieder fortzuſpringen, faßte er Agnes' Kleidung, und ſie bittend anſehend, aus allen Kräften wedelnd und ſanft ſie fortziehend, ſchien er ſie entführen zu wollen. Jetzt fürchtete Agnes die Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft auf ihn zu ziehen, ſie winkte Tayo in ſeine demüthige Stellung, um ihr Gewand aus ſeiner Schnauze zu befreien. Der Hund gehorchte, lag einige Sekunden unbeweglich, dann erhob er ein kurzes durchdringendes Geheul und eilte windſchnell davon. Agnes ſah noch ängſtlich umher, ob ihm auch Niemand etwas in den Weg lege, als Albert im Reitanzug vor ihr ſtand und ſie nach angelegentlichem guten Morgen zu einem Spazirgange einlud. Je voller ihr Herz war, je bereitwilliger erfüllte ſie ſeine Bitte, ſchnell ſich entſchließend, bei Wiedererſcheinung des Hundes den Hergang einfach zu erzählen, aber auch, wenn die bei dieſem Anlaß erfolgende Erklärung nachtheilig für Albert ausfiel, dem Wink des Schickſals zu folgen und lieber einen ſchmerzlichen Entſchluß zu faſſen, als es keck mit einem ſchmerzvollen Leben zu wagen. Sie hatte ſich in dieſem plötzlichen Entſchluß mit ſich ſelbſt verſöhnt und wandelte ruhig, ihres Bräutigams Bericht von ſeinem Spazirritt anhörend, durch die Menge. Schon ward die Allee etwas leerer und von einſamerm Gebüſche begrenzt; da trat ein Mann aus dieſem hervor, einen Arm in der Binde, blaß und wankend, und Tayo hielt den Zipfel ſeines Ueberrocks in ſeiner Schnauze und zog ihn bei Agnes' Anblick heftig mit ſich fort. „Agnes!" „Franz!" ertönten zwei wonnetrunkene Stimmen, und die Liebenden lagen einander am Herzen, Tayo that freudeheulend einige Sätze, allein ſich beſinnend, ſtellte er ſich neben die Zwei, legte den Kopf auf die rechte Seite, dann auf die linke und ſah wedelnd die Glücklichen an.

Der erſte Liebhaber, der erſte Gatte trägt ſogar vor Gericht die Schöne davon. Des Hofraths Schickſal war bald entſchieden, und er trug es mit ſo mehr Zahmheit, da Tayo's Rückkehr ihm viel drohender war als die des Geliebten; denn ſo brav war er doch, lieber ſein Herz, das Agnes wirklich, ſo weit es deſſen fähig ſein mochte, liebte, als ſeine Ehre verwunden zu laſſen; und was er an Tayo verübt, war nicht ſehr ritterlich zu nennen. Er hatte ihn freilich ſtehlen laſſen, den zottigen Liebling, und dem damit beauftragten Knecht ein recht anſehnliches Stück Geld verſprochen, damit er ihn ertränke. Der Knecht geht auf dem Weg zum Fluß vor dem Poſthauſe vorbei, wo ein Jägersmann ſoeben die Diligence nach Sachſen beſteigen will; dieſer ſieht, wie der Hund an der Schnur zerrt und der Knecht ihn fortzugehen ſchmeichelt; der ſchöne Hund gefällt ihm, der Knecht denkt, für des Herrn Hofraths Zweck ſei Pillnitz, wo der Jäger hingehörte, ſo gut wie die Tiefe des Mains, und läßt ſich ein paar große Thaler für ihn geben. Doch der Hund war eine ſchlechte Waare, denn er koſtete, bis der Jäger nach Schleiz kam, drei neue Stricke, ſo ungeſtüm ſuchte er durch Nagen und Zerren ſich zu befreien. Dort hatte er ihn im Poſthaus an ein Ofenbein gebunden, als das Thier ein wüthend Geheul erhob, mit einem Ruck das Ofenbein umriß und in einem Satz durch das Fenſter auf die Straße hinabſprang. Der alte Ofen wackelte, die Kellnerin ſchrie, die Paſſagiere freuten ſich über den Hundemuth — denn Muth rühret überall, auch von Seiten eines Hundes, die Herzen — Alles ſah aus den Fenſtern, das Beginnen des Thiers zu erfahren. Da ſtand es vor einem ſoeben aus einer Chaiſe geſtiegenen Fremden, hatte ſeine Vorderpfoten auf deſſen Säbelgurt gelegt und drückte ſeinen Kopf feſt an deſſen Bruſt, indeß dieſer, todtenbleich und von ſeinem Bedienten unterſtützt, den Treuen mit ſeinem geſunden Arm — denn der rechte hing in der Schlinge — an ſein Herz zog.

Tayo war alſo, Dank des Hofraths Verrath, ſeinem Herrn, der, wie von den Todten erſtanden, ſeine Geliebte aufzuſuchen, aus dem Innern Rußlands herbeieilte, entgegengeführt worden. Wie dieſe Begegnung möglich war, konnte ſich Franz freilich nicht erklären. Der Jäger hatte den Hund in Würzburg gekauft; allein daß Agnes' Oheim nach Würzburg verſetzt worden, daß Agnes' Mutter todt, ſie darauf zu jenem Oheim gereiſt ſei, das hatte der ſchmählich Gefangene an den Ufern der Wolga nicht erfahren, und ſeine Briefe hatten hingegen auch Freiburg nicht erreicht. Nur um ſeine Agnes durch ſeine von Krankheit und Kummer zerrüttete Geſundheit nicht zu betrüben, brachte er das Opfer, ehe er ſeinen Weg nach Freiburg fortſetzte, ſich eine kurze Zeit in den Bädern von Brückenau zu erholen.

Gleich bei ſeiner Ankunft in Deutſchland hatte er von neuem an die Geliebte geſchrieben, aber die Briefe, poste restante nach alter Verabredung bezeichnet, blieben auf der Poſt in Freiburg, wo neue Officianten Agnes' Namen gar nicht kannten, unbeachtet liegen. Bei ſeiner Ankunft in Brückenau mußte der Müde ein paar Tage das Zimmer hüten; aus Furcht, ſeinen Hund aufs neue zu verlieren, ließ er ihn nicht umherlaufen und war ärgerlich über den beharrlichen Mißmuth, in welchem das Thier zwar gehorſam, aber oft leiſe heulend an der Zimmerthür lag. Den dritten Tag ging der Kränkelnde an den Brunnen, und Tayo rannte ausgelaſſen von ſeinem Herrn fort, wieder zu ihm, alle Sitte vergeſſend, bald heulend, bald ihn zerrend. Verdrießlich über deſſen Unart entfernte ſich Franz in ein ſtilles Gebüſch, da faßte ihn der Hund am Rockzipfel und — führte ihn ſeiner Agnes in die Arme.

Daß von Rußland wiedergekehrte Krieger genaſen, erfuhren wir vielfach und weinten um ſo theilnehmender um die vielen Tauſende, die nie wieder zurückkehrten; Franz genas auch und führte, von des brummigen Oheims herzlichem Segen beglückt, ſeine Agnes in das ſchöne Wasgau, wo er zu Tayo's täglicher Freude vergnügt mit ihr lebt.

IV.

Drei Abſchnitte
im Leben eines guten Weibes.

Amtsrichter Reck ward von dem Dorfe, welches er bis jetzt mit ſeiner Familie bewohnt hatte, in eine anſehnliche Provinzialſtadt, dem Sitz eines Landescollegiums, verſetzt. Er hatte mehrere Söhne, aber nur eine Tochter, bei der nach dem frühen Tode ſeiner Frau eine Tante Mutterſtelle erſetzt hatte. Molly — ſo wollte die Mode damals, daß man den Namen Maria verändere — hatte vielleicht bei dieſem traurigen Looſe, Waiſe zu ſein, für ihre Bildung nicht verloren. Das Andenken der nie gekannten Mutter ward ihr Religion. Gott und ſie waren die Zeugen, die Richter, die Lohner ihrer Handlungen, und die Tante hatte alle Eigenſchaften, eine Tochter zu erziehen. Ueberſtandenes Unglück in einer bald durch den Tod getrennten Ehehatte der Tante Meier weiches Herz ſtark gemacht, ſie hatte Geiſt und Bildung, und ihr Alter, das Molly's nur um funfzehn Jahre übertraf, machte ſie fähig, ihrer Pflegetochter Freundin zu ſein. Molly war eben erſt funfzehn Jahre alt, ſie hatte bis jetzt neben den Beſchäftigungen eines früh gebildeten Verſtandes und früh entwickelter Thätigkeit nur die Genüſſe der Kinderjahre gekannt, und die Geſellſchaft ihrer Brüder in einer rüſtigen Kindheit, wie das Landleben ſie bietet, wo der Begriff von Schicklichkeit nicht vor der Zeit dem Mädchen die Puppe und dem Knaben den Kreiſel entreißt, hatte ihren ſchönen Wuchs vortheilhaft entwickelt. Die Veränderung, welche bei der plötzlichen Verpflanzung in ſtädtiſche Verhältniſſe in ihr vorging, war ſehr groß, ſie traf mit der ihres Alters zuſammen, und die ſorgloſe, kindiſche Molly ward in Zeit eines Jahres eine blühende, die Aufmerkſamkeit der Männer anziehende Jungfrau.

Damals — denn wenn Molly noch lebt, iſt ſie eine alternde Matrone — waren die Lebensverhältniſſe anders wie jetzt; man lebte für ſein Haus und in ſeinem Hauſe; die Tochter die erſte Geſchäftsführerin in der Wirthſchaft, der Vater die geſetzgebende, die Mutter die vollſtreckende Gewalt. Molly bemerkte wohl, daß ſie den Männern gefiel, und es war ihr ganz recht; aber ſie verſprach ſich ſelbſt, daß ihr kein Mann gefallen ſollte — in einem gewiſſen Sinne nämlich — bis der Rechte käme. Wer aber der Rechte ſein ſollte, darüber dachte ſie nicht nach; ſie machte ſich nur den Begriff immer klarer, daß oftmals lieben, eine Unwürdigkeit ſei, unglücklich lieben, ein endloſer Kummer, und das Lieben überhaupt eine Knechtſchaft, vor der ihr freier Sinn ſich ſträubte. Wie ſie einſt mit der Tante über ſolche Dinge ſprach, ſagte dieſe: wenn nun aber ein wackerer Mann um Dich wirbt, willſt Du Dich dann erſt daranmachen, ihn zu lieben, oder willſt Du hoffen, daß der Rechte um Dich werbe? — Das Erſte, Tantchen! rief Molly, das Erſte! Ich weiß wohl, daß ich dem Vater, der ſo viel für die Brüder thun muß, die Laſt meiner Verſorgung ſobald als möglich abnehmen muß — hier füllte ſich ihr Auge mit Thränen — und, fuhr ſie nach einer Pauſe heiter fort, muß denn alles Lieben zum Heirathen führen? — Von Seite der jungen Herren, die Dir auf dem Fuße nachgehen, gewiß nicht. — O Tantchen, rief Molly mit niedlichem Zorn, o, neben dieſen wollen wir das Wort Liebe nicht nennen. — Nimm Dich in acht! biſt Du wirklich ſo beſonnen, ſo iſt Dein Herz ſicher, aber darum nicht die Meinung, die man von ihm hat. Der Hauſe verzeiht Liebeleien, aber keine Männerherrſchaft, in der Du Dir zu gefallen ſcheinſt. — Molly ſchwieg ernſthaft. Die Tante hatte ſie errathen, aber verſtanden doch nicht. Molly hatte, ohne zu begreifen, wohin das führt, wirklich ein Betragen gegen die Männer angenommen, was ihr trotz ihrer zarten Jugend, ja durch ſie, Männerherrſchaft, welche die gleichgültigen Zuſchauer wol mit Koketterie verwechſeln, erwarb. Die Männer fanden bei der erſten Bekanntſchaft, daß ſie mit Alltäglichkeit bei dieſem Mädchen nicht auskämen; die Gemeinern zogen ſich deshalb zurück, die Geiſtvollern wollten dieſe befremdliche Erſcheinung kennen lernen, und angezogen durch ihre Neuheit, gaben ſie ſich dem Kinde hin, das mit überlegnem Geiſt Weltton und Modeſprache durch weibliche Würde und Genialität mehr denn erſetzte.

Unter dieſen Letzten war Herr von Rode, ein junger Berner, den eine Rechtsſache nach Altenburg, Molly's Wohnorte, geführt hatte. Er war ſehr liebenswürdig und ſehr gebildet. Molly's Jugendblüte und ſtolze Haltung bei der unbefangenſten Fröhlichkeit hatte ihn angezogen, ihr Geiſt machte ſeine Begierde rege, auch das Herz dieſes ſonderbaren Weſens ins Spiel zu bringen. Er glaubte nach dem Stückchen Lebensweg, den er ſchon zurückgelegt hatte, die Weiber zu kennen, und hielt die Sorgloſigkeit, mit der Molly einige Männer um ſich her beſchäftigte, mit dem Einen tanzte, mit dem Andern ein ſehr ernſtes, Leben und Pflicht betrachtendes Geſpräch führte, dem Dritten verſprach, ſeine Partie beim Reverſi zu machen, für Koketterie. Nach Männerart wollte er nun ihr Herz rühren; da entſchlüpfte ſie ſeiner Nähe, wie ein Vögelchen dem zu täppiſchen Vogelſteller, zog einen andern ihrer ſogenannten Anbeter in das Geſpräch, und wie des Vögelchens leichtherziger Geſang ſchwatzte ſie mit heiterer Ironie, wenn Herr von Rode Spannung und Heftigkeit als Zeichen ſchwer behaupteter Selbſtherrſchaft wahrzunehmen gehofft hatte. Herr von Rode hatte in ſeiner Vaterſtadt, wo der Umgang zwiſchen beiden Geſchlechtern ſehr früh beginnt, indem die Coterien gleicher Zeitgenoſſinnen die Brüder und Verwandten ihres Zirkels von der Zeit an aufnehmen, wo eine Jungfrau aus deſſen Mitte Braut wird (ſo war es wenigſtens vor funfzig Jahren) — Herr von Rode hatte, ſchön, reich und müßig, wie ſeine jungen Landsleute im Allgemeinen, zu guter Zeit ein bischen Lovelace zu ſein verſucht und fand in Molly einen würdigen Gegenſtand des Beſiegens. Allein er war ein Mann von edeln Anlagen, der bald in dem ſechzehnjährigen Mädchen Eigenſchaften wahrnahm, die ſich nicht zur Kokette paſſen. In ihrem Geſpräch, wenn ſie es zwanglos lenkte, herrſchte eine ernſte Lebensanſicht vor, ihre Heiterkeit, wenn ſie deſſen Gegenſtand wählte, war rein wie ihr Auge, und wenn ihre glühende Lebhaftigkeit ſie eben dem Strafblick einer alternden Geſpielin oder vernachläſſigten Dame ausſetzte, zog ein Kind, deſſen bittende Stimme ſie hörte, das Eintreten ihres Vaters, das errathene Bedürfniß eines alten Mütterchens im Winkel des Sophas ihre ganze Aufmerkſamkeit an ſich; ſie ließ ihre Bewunderer ſtehen, flog jenen Gegenſtänden zu und ließ ſich von den eiteln Männern wieder aufſuchen, oder ſie ſchmollen, welches nie lange dauerte, da ihre Eitelkeit ihnen die unfehlbare Ausſicht, Molly werde den nächſten Mann, deſſen Betragen ihn auszeichnete, eben ſo freundlich in ihr Gefolg aufnehmen wie jeden von ihnen, unerträglich machte. Dieſes Verhältniß, das nur im Geſellſchaftszimmer und in Ballſälen ſtattfand, nahm für Herrn von Rode nach und nach eine andere Geſtalt an. Er lernte das reine Weſen in ihren häuslichen Verhältniſſen kennen, da Hofrath Reck's Vorliebe für die Schweiz und ſein Geſchäftsverhältniß zu dem jungen Ausländer dieſem die Auszeichnung verſchafft hatte, ſich zuweilen dem Zirkel zugeſellen zu dürfen, der ſich um Tante Meier verſammelte. Es gehört ein ſehr verderbtes Gemüth dazu, um das Aſyl der Gaſtfreundſchaft und den heiligen Familienverein entweihen zu wollen. Rode's Lovelaceplänchen, die gewiß nie weiter gegangen waren als auf eine damals ſchon der Empfindſamkeit ſich zuneigende Liebelei, wurden aufgegeben, und ohne ſich zu fragen, was er denn Beſſeres wollte, nahm Liebe ſein Herz ein, Liebe, die er gern zur Leidenſchaft hätte anſteigen ſehen; denn alsdann würde er ihrem Gegner, dem ſchauderlichen Gedanken an den uralten Adel ſeines Geſchlechts, und der ihn erwartenden ebenbürtigen Hand eines verkümmerten Zweigleins einer geldreichen ausſterbenden Familie entgangen ſein. In dieſem innern Streit liebte er fort, und das machte Molly ihm leicht, denn mit Niemand tanzte ſie lieber, ſcherzte ſie lieber in naivem Ernſt oder ſprudelnder Fröhlichkeit, gab ihm Fächer aufzuheben, bat ihn um Thee — doch ſobald er ſeiner Unterhaltung eine zärtliche Wendung geben wollte, behandelte ſie ihn mit ſo viel Muthwillen, wie erfahrne Weiber nur thun, wenn ſie ihrer Herrſchaft gewiß ſind; Molly aber that es, weil ſie an den Umfang ihrer Herrſchaft gar nie gedacht hatte.

In der Gegend von Altenburg ſollte in dieſer Zeit eine Hinrichtung ſtattfinden, und die jüngern Männer von Molly's geſellſchaftlichem Kreis verabredeten Luſtpartien nach dieſem furchtbaren Schauſpiel. Vom Tanze abtretend, fragte Molly Roden nachläſſig: Sind Sie auch von einer der gefühlvollen Frühſtücksgeſellſchaften? — „Ja wohl! wir reiten nach Baſterberg, frühſtücken beim Baron, eſſen in der neuen Schenke nach dem Actus zu Mittag und kommen mit Fackeln nach Hauſe.“ — Was zieht Sie denn zu dieſem Schauſpiel? — „Zu dem Schauſpiel? gar nichts.“ — Nun, es iſt doch ein Moment, in dem Schauſpieler und Zuſchauer einem denkenden Weſen Stoff zu Beobachtung geben müſſen. Ich dachte, Sie, als einſtiger Magiſtrat und Blutrichter, wollten mit Hintanſetzung Ihres Gefühls dieſe machen. Freilich iſt die Expoſition beim Frühſtück und die Schlußſcene in der neuen Schenke dem Beobachten nicht ſehr günſtig. — Rode blickte mit Befremden und Beſchämung auf das Mädchen, die mit einem Gemiſch nachläſſigen Spottes und hohen Ernſtes vor ſich hinſprach, indem ſie einen Blumenſtrauß ordnete und die welken Blüten davon oftmals an ihre vom Tanze glühenden Wangen legte. — Sie misbilligen das Beſuchen eines ſolchen Schauſpiels? fragte Rode nach einigem Stillſchweigen. — Das ſagte ich nicht, erwiederte Molly, jetzt den Blick kalt und ſicher auf ihn richtend; meinem Geſchlecht ziemt die gefühlbeſiegende Vernunft nicht. Ich glaube dem Vater, der dieſes Schauſpiel für den Beobachter nützlich hält; mein Gefühl ſagt mir aber, daß es furchtbar leichtſinnig iſt, eine Luſtpartie aus dem Moment zu machen, wo der gewagteſte Menſchenwille einen Sünder der Möglichkeit eines gebeſſerten Lebens entreißt. — Auf dieſe, mit edelm Ernſt von den jugendlichen Lippen geſprochnen Worte folgte ein kurzes Geſpräch, in welchem Rode ſich anheiſchig machte, der Hinrichtung nicht beizuwohnen.

Molly ſagte mit ſchönem Erröthen und kindlicher Freude: Nicht wahr, das iſt anſtändiger? da kommen Sie morgen zur Tante und leſen ihr vor. — Der Zauber, welcher in dieſem Gemiſch jugendlichen Uebermuthes, weiblicher Herrſchluſt, edlem Sinn und ernſter Güte lag, wirkte ſo mächtig auf Rode, daß er ſich mit verjüngtem Herzen den Reſt dieſes Abends ihr hingab. Molly war in ihrer Heiterkeit ſanfter als gewöhnlich und begünſtigte ihn mit den kleinen Vorzügen, zu denen das verfeinerte Leben ſo viel Veranlaſſung gibt, daß es, trotz ſeiner Verkünſtelung, dennoch zur Idylle Stoff bieten kann.

Wie Rode ſich ſelbſt überlaſſen war, ſchämte er ſich ein bischen des unwillkürlichen Gefühls, das ihn bemeiſtert hatte, reihte den kleinen Vorgang des verfloſſenen Abends wieder an ſeine ehemaligen Lebenserfahrungen an und überzeugte ſich, Molly's Herzens nun Herr geworden zu ſein. Dennoch hatte er Edelmuth genug, um das liebliche Mädchen durch keinen Verdacht zu beleidigen, als könne die Liebe, welche er ihr eingeflößt zu haben glaubte, ſie zu einer Schwäche verleiten; er hoffte nur, jetzt ein Geſtändniß herbeiführen und ein Romänchen fortſpielen zu können, das die übrige Zeit ſeines Aufenthalts in Altenburg angenehm beſchäftigen würde. Daß er Molly Kummer machen werde, verbarg er ſich gar nicht; allein da ſie ihm ſehr theuer geworden war, und er vorher ſah, daß er ſie mit ſehr tiefem Schmerz verlaſſen würde, ſo ſchien ihm das eine ganz artige Compenſation, die ihn alles tiefern Nachdenkens über die Moralität ſeiner Handlung überhob.

Den folgenden Abend begab er ſich, wie ein guter Feldherr feſt entſchloſſen, ſeinen geſtern gewonnenen Vortheil gut zu benutzen, zur Tante. Molly ſaß ſchon am Theetiſch, um den man ſich früher als gewöhnlich verſammelt hatte, weil eine Freundin vom Lande noch dieſen Abend abzufahren geſonnen war. Rode grüßte Molly mit einem Weſen, das auf Einverſtändniß deutete, ſie rief luſtig ihrem Vater zu: Väterchen, da iſt Herr von Rode, und ich bekomme den Fächer! — Sie erzählte nun nachläſſig und mit dem Einſchenken beſchäftigt, daß der Vater ihrer Verſicherung: Herr von Rode werde nicht in Baſtenberg frühſtücken, nicht habe glauben wollen, und weil ſie darauf beſtanden, habe er einen Fächer und ſie das nächſte Pickenik gewettet, es ſei alſo. Rode war ſehr empfindlich, eine Sache, die nur, ſo lange Molly ſie als ein Geheimniß zwiſchen ihr und ihm behandelte, einen Werth hatte, als Theetiſchſcherz behandelt zu ſehen; er knüpfte deshalb, ſich dem Theetiſch nicht wieder nahend, ein Geſchäftsgeſpräch mit dem Hofrath an. Während dieſem und dem bald erfolgenden Abſchied des Beſuchs vom Lande fiel Rode in ſeinem Innern darauf, Molly's Benehmen für eine Liſt zu halten, durch welche ſie wollte bei Tante und Vater allem Verdacht eines Einverſtändniſſes vorbauen, oder für einen Beweis kindiſcher Freude über ihren Einfluß auf ſeinen Willen. In beiden Fällen ſchien es ihm, daß er von ſeinen geſtrigen Vortheilen nichts verloren habe. Dieſer Ueberlegung zufolge betrug er ſich, nachdem Molly von der Begleitung ihrer Freundin zurückgekommen war, mit der verſteckten Vertraulichkeit eines begünſtigten Liebhabers. Das Mädchen machte große Augen, wie er ihr zuflüſterte, daß er ſehr glücklich über ihre heutige Einladung ſei. Sie ſagte laut zur Tante gewendet: Dieſe Einladung hat kein beſonderes Verdienſt; meine Tante erlaubt mir, Bekannte unſeres Hauſes an ihrem Theetiſch zu verſammeln. — Aufs neue piquirt fing Herr von Rode ein gleichgültiges Geſpräch an; Molly's lebhafter Geiſt gab ihm ſchnell eine intereſſante Wendung, und ehe man ſich's verſah, war der

Zauber wiederhergeſtellt. Jetzt reichte das junge Mädchen Thee herum, Herr von Rode nahte ſich, ihr ſeine Taſſe zu nehmen, und war linkiſch genug, indem er ſie aus ihrer Hand nahm, einen Händedruck zu wagen. — Nieder klirrte die Taſſe, der heiße Thee floß dem erboßten Rode in die Schuhe, und Molly, ſehr kaltblütig ihr Kleid abreibend, ſagte: Sie faßten die Taſſe ungeſchickt — weiter iſt kein Unglück. — Das war zu viel! Koketterie, kindiſche Laune, kalter Spott — was war in dem Mädchen? Mühſam gewann Rode ſeine Faſſung wieder, während der Diener die Theefluth auftrocknete; aber er hütete ſich weiter an dieſem Abend, auf ſeinen über Molly gewonnenen Einfluß zu bauen.

Wirklich ſchmollte er ein paar Tage und hätte es noch länger gethan, wäre nicht eine Schlittenfahrt dazwiſchen gekommen, bei welcher das Loos ſo gefällig war, ihn Molly zum Führer zu geben. Eine ſolche Schlittenfahrt war damals ein ſehr glänzendes Feſt, ohne ähnlichen Luſtbarkeiten in der öſtreichiſchen Kaiſerſtadt im mindeſten zu gleichen. Man bediente ſich der kleinen Rennſchlitten, wo der Cavalier hinter der Dame ſitzt, die Vorreiter, in deren Zahl und glänzender Livree ſich die Eitelkeit des Cavaliers am vortheilhafteſten zeigen konnte, trugen die Farbe des Pelzes oder der Kleidung der Dame, wenn es ihm möglich geweſen war, ſie zu erforſchen, und eben dieſe Farbe herrſchte in dem Federbuſch des flüchtigen Schlittenpferdes. Rode begab ſich zur Tante, um ſich die Gunſt, Molly's Führer zu ſein, zu erbitten; jubelnd empfing das fröhliche Mädchen der Tante Einwilligung und gab mit komiſcher Wichtigkeit dem beſänftigten Rode ihre Aufträge wegen einiger die Luſtfahrt betreffenden Anſtalten.

Molly, in einem beſcheidenen Amazonenkleidchen von grünem Kamelot mit einer ſchmalen goldenen Litze, ein grün ſammtenes Pelzmützchen ſchief über das hellbraune Haar gedrückt, ſah wie die ſorgloſe Freude aus. Es war einer der ſonnenhellen Februartage, wo in jener Gegend die Oberfläche des Schnees zu ſchmelzen beginnt und im rechten Moment die Schlittenbahn ſpiegelglatt iſt. Das fröhliche Schellengeläut, die bunten Farben der Damenpelze und der Federbüſche der leicht dahinfliegenden Roſſe ſteigerten die Fröhlichkeit in Molly's Köpfchen zu einer poetiſchen Laune; ſie nahm ihrem Führer die Zügel aus den Händen, beharrte eigenſinnig, zu lenken, und nöthigte ihn ſolchergeſtalt den größten Theil des kurzen Wegs zu einer ſo anhaltenden Aufmerkſamkeit auf ſein Schlittenpferd, das bei Molly's unkundiger Führung ſtets die beſte Luſt hatte, nebenauszufahren, daß ihm keine Zeit, ſeine Dame zu unterhalten, gegönnt war. Molly's poetiſche Spannung dauerte fort; denn wie, an Ort und Stelle angekommen, der gute Herr von Rode, hinter ihrem Seſſel poſtirt, während der eleganten Collation ihr die ſchönſten Dinge zu ſagen hoffte, war das Mädchen zu keiner bleibenden Stätte zu bewegen, ſondern indeß der arme Ritter die Tante mit Kuchen bediente, war ſie am Arm eines ſilberhaarigen alten Stallmeiſters, ihres Vaters Hausfreund, aus dem Saal entwiſcht, um auf einer kleinen Anhöhe neben dem Gaſthof die glühende Abendröthe zu betrachten, die, eine kalte Nacht verkündend, den klaren

Wintertag beſchloß. Molly ſah den Kindern der Landleute zu, die mit kleinen Schlitten dieſe Anhöhe herabfuhren, und lachte ihren alten Führer aus, der ſie aufmerkſam machte, daß die Bahn der Kinderſchlitten bis an einen Weg reiche, der zwar kein Heerweg war, auf dem aber jeden Augenblick ein Bauerwagen fahren und die Pygmäenſchlittchen zermalmen konnte. Noch ein Paar Sekunden, und des alten Stallmeiſters Befürchtung ward gerechtfertigt; ein Wagen, nach Landesart mit Stieren beſpannt, kam hinter den Häuſern hervor, der Stallmeiſter ſchrie den Kindern zu; aber da war an kein Halten zu denken; der Knecht hingegen, der die Stiere führte, hielt ſeine Thiere an, und das war vielleicht gut, denn nun ſtanden dieſe unerſchütterlich ſtill, indeß die Schlitten einer nach dem andern an die Wagenräder anfahrend oder unter dem Wagen durchſchießend, ihre kleinen waghalſigen Führer ausſchütteten. Die Kinder erhoben ein Zetergeſchrei; Molly flog die Anhöhe herab, um den Zerſchmetterten zu helfen. Die Stiere ſahen ſorglos vor ſich hin und ſchienen dieſen Unglücksfall ſchon längſt in die Berechnung ihres Schickſals aufgenommen zu haben. Nicht ſo ihr Führer; der bediente ſich des umgekehrten Endes ſeiner Peitſche, um ohne alle Mishandlung, ganz phlegmatiſch fluchend, den Kinderknäuel auseinanderzuwirren; welches dann auch ſehr ſchnell gelang, denn nur ein rothbäckigtes Bübchen von ſieben Jahren hatte das eine Bein gegen die Radſpeichen zerbrochen. Der Stallmeiſter nahm das Unglück ſogleich wahr, faßte den Knaben behutſam auf die Arme und trug ihn, von Molly begleitet, zu ſeinen Eltern. Indem er mit männlicher Ruhe dieſer armen Leute Jammergeſchrei zu ſtillen ſuchte, zog Molly ſehr behende und behutſam dem Bübchen ſeine Kleidung ab und erhielt es auf dem Bette ruhig liegend, indem ſie mit ſüßer Schmeichelſtimme ihm vorſprach und ihm ihre Uhr, ihr Halsband und dergleichen Herrlichkeiten zum Spielen hinreichte. Der Wundarzt kam, Molly half mit wunderſamem Muth bei dem Verbande, aber nicht ohne große Anſtrengung, denn indem ſie fortfuhr dem Kinde mit lächelndem Geſicht zuzuſprechen, rollten ihre Thränen, wie Thautropfen über ein Marmorbild, über ihr erbleichtes Geſicht.

Jetzt war der Wundarzt fertig, der Knochenbruch war ohne Splitter, das Kind geſund, alſo eine nahe, gründliche Heilung zu hoffen; die Roſenfarbe der Freude kehrte auf Molly's Wangen zurück, und im Gefühl, geholfen zu haben, wendete ſie ſich jetzt vom Kinde ab. — Da erblickte ſie die Tante und Herrn von Rode hinter ſich, die ſchon lange Zeugen ihrer Thätigkeit waren. — Der Ruf des ſtattgehabten Unfalls hatte die Tante auf die Abweſenheit der Nichte aufmerkſam gemacht, ſie war ihr mit Herrn von Rode nachgeeilt; der alte Stallmeiſter, den des jungen Mädchens Benehmen in der Seele freute, hatte ſie bei ihrem Eintritt in die Bauernſtube verhindert, ſie darin zu ſtören, und beide ſahen dem Bemühen des hülfreichen Kindes mit Rührung zu. Unbefangen begrüßte ſie die Freunde, bat die Eltern des Knaben, ihr recht oft Nachricht von deſſen Befinden zu geben, verſprach dieſem Spielzeug zu ſchicken und hüpfte an Rode's Arm zu der Geſellſchaft zurück. Rode war wirklich tief gerührt, ſinnlich und überſinnlich ergriffen. Er mochte es auszudrücken verſuchen, da ſtand die Kleine mitten im Schnee ſtill; „a propos, Tantchen, rief ſie, ſagen Sie doch dem Herrn von Rode, ein für alle Mal von der Geſchichte gar nicht mehr, beſonders da oben (auf die jetzt erleuchteten Geſellſchaftszimmer des Gaſthofes deutend) zu ſprechen.“ — Madame Meier bat mit Beſtimmtheit darum, und Herr von Rode ſah viel zu ſehr ſeinen Vortheil dabei ein, Molly's Geheimniß zu beſitzen, um indiscret ſein zu wollen.

Die Geſellſchaft fuhr mit Fackeln zurück, um ſich in der Stadt zu einem Thee dansant zu verſammeln. Die empfundne Gemüthserſchütterung hatte Molly ernſter als gewöhnlich geſtimmt, Rode hatte einen ähnlichen Eindruck empfangen; die Unterhaltung war für die Schellenbegleitung ſehr ſolide, der Schlittenführer hielt ſie aber dennoch für ſehr zweckmäßig. Kurz vor der Stadt entſtand eine Unordnung unter den vordern Schlitten, Herr von Rode mußte den ſeinen lange halten laſſen; da kamen ihm alberne Gedanken bei, und die Nähe von Molly's ſchöner Wange, neben der er ſich, das Leitſeil zu ordnen, hinbog, verleitete ihn, vom Schlittenrecht zu ſprechen. Molly rückte behend zur Seite und ſagte nachläſſig aber entſchieden: Ja, das verſteht ſich, das Recht löſe ich, ſowie Sie mich zu meiner Tante geführt haben. Die Schlitten brachen auf, Rode war ſich gram, wie ein Gimpel zutäppiſch geweſen zu ſein, und zerſtreute ſich mit der Neugier, was für ein Geſicht das Mädchen machen würde, wenn er ſie vor den Augen der Geſellſchaft an das Schlittenrecht erinnerte. Sie machte gar kein Geſicht — ſondern ehe er ſie erinnern konnte, ſobald ſie, noch an ſeinem Arm, die Tante begrüßt hatte, warf ſie die Kappe zurück und bot ihrem Führer mit einer höchſt graziöſen Verbeugung die Wange zum Kuß dar. Ein alter Engländer, der neben der Tante ſtand, rief angeheimelt von dem Tableau: Die niedliche junge Dame könnte unſern ſchönſten Miſſes dieſen echt altengliſchen Gruß lehren, ſo national iſt ihr Anſtand! — und Molly flog ſorglos in ein Nebenzimmer, um ſich von ihrem Pelze zu befreien.

Rode's Herz war nun wirklich befangen, es lief dieſen Abend mit ſeinem Patrizier und ſeinem Menſchenverſtand davon; denn während Molly ein paar Tänze überſchlug, machte er ihr, was man ehemals eine Liebeserklärung nannte. Die Jungfrau hörte ihn ſehr ruhig an, ließ ihn auch ausreden und ſagte erſt nach einigem Zögern: Nun, wenn ich das Alles in dem Sinn aufnehme, wie Sie es ausdrücken, was würde denn da? — Gott! ich wäre der glücklichſte Menſch! rief Rode. — Ich wäre aber nicht glücklich, erwiederte Molly raſch, ſondern ſpielte einen platten Roman, der mit Selbſtverachtung und Misachtung Ihrer endete. — Jener fuhr auf. — Ruhig, mein Herr! Ihre Erklärung hatte ich von Ihrem Verſtande nicht erwartet, aber mein Herz habe ich ſchon länger dagegen verwahrt. Vor einem Roman muß ich es ſchützen — denn es iſt ein weiches Herz; daß ein ſolches Verhältniß zwiſchen dem berner regierenden Herrn und mir nur ein Roman bleiben kann, ſagt mir mein Stolz, ſomit erwarte ich, daß Sie dieſes Geſpräch nie erneuen. — Sobald Rode ſein Befremden über dieſes Benehmen bemeiſtert hatte, ſuchte er ſich in Empfindungen auszubreiten; Molly ließ ihn ſprechen, pflückte Wachs von einer vor ihr ſtehenden Kerze, machte Kügelchen und fragte plötzlich: Wollen wir ſehen, ob Sie die Wahrheit ſagen? Da! wenn die fünf Kugeln ein Kreuz machen, muß ich Ihnen glauben. — Sie rollte ſie auf den Tiſch, und die fünf Punkte bildeten von allen Geſtalten der Welt am wenigſten ein Kreuz. — Da ſehen Sie nun, wie übel ich daran wäre, hätte ich die Sache im Ernſt genommen, rief ſie ſorglos und hüpfte dem Tänzer entgegen, der ſie jetzt zur nächſten Anglaiſe abrief. Rode war tief gekränkt, er ſchmollte den übrigen Abend, indeß Molly mit gleicher Heiterkeit ihren Weg fortging. Wie die Tante ſich entfernen wollte, ſuchte ſie den Unzufriednen auf und bat um ihren Pelz, Kappe und dergleichen, die er ihr abgenommen. Ihre Stimme war ſo mild, ſie legte, um ihm von dem Geſpräch, in dem er zu ſein vorgeben wollte, zu unterbrechen, ihre Hand ſo zutraulich auf ſeinen Arm, daß er irre an ihr wurde. Iſt das recht, ſo mit mir zu ſpielen? fragte er bedeutend, indem er ſie die Treppe herabführte. — Spielen? rief Molly erſchrocken; alſo iſt's Ihnen nicht möglich, mich in meinem unbefangenen Sinn hinleben zu laſſen? — Hier ſtieg ſie in den Wagen, beſchämt über Rode's Irrthum, und Rode war durch den Ausdruck ihrer Stimme aufs neue bewogen, ihr Weſen für Wahrheit zu halten.

Das hat nun wol nie in der Wirklichkeit ſtatt gefunden, daß nach ſo einer Erklärung zwiſchen einem jungen Mann und einem jungen Mädchen ein unbefangenes Verhältniß ſtattgefunden hätte. Molly hätte Geiſtesfreiheit genug dazu gehabt, aber Roden fehlte es an Reinheit der Geſinnung und Charakterkraft; er zerſtreute ſich in Befliſſenheit gegen andere Frauen und verſuchte hie und da bei Molly eine günſtigere Stunde zu einer zärtlichen Rede zu finden. — Obſchon im Innern verwundet, war nun alle Gefahr für ihr Herz verſchwunden; ſie ließ ihrem Muthwillen oder ihrem Verſtand freie Hand, ihre Geſpräche mit Rode zu wenden. Endlich einmal, in einem ſehr ſchlechten Concert, ſagte ihr Rode ſehr ſchöne Dinge, auf die ſie durchaus nicht hörte; beleidigt rief er: Wie kann dieſe Muſik Sie beſchäftigen? Ich glaube Sie zögen die Trommel ſelbſt meinem läſtigen Geſpräch vor! — „Dieſem Geſpräch unfehlbar. Wie gern ich Muſik einem beſſern Geſpräch aufopfere, haben Sie bei dem Ihren mit mir oft erfahren" — und nun horchte ſie wieder geſpannt auf eine unbarmherzige Geige.

Denſelben Abend ſagte Molly's Vater, daß er Herrn von Rode Briefe zugeſchickt habe, die ſeine unverzögerte Abreiſe nach **n erfoderten, was auch keine Schwierigkeit fände, da ſeine Proceßgeſchäfte beendigt wären. Des folgenden Morgens kam er auch wirklich, alle noch nöthige Abrede mit Hofrath Reck zu nehmen, und am zweiten Tage ſtattete er ſeinen Abſchiedsbeſuch ab. Der Mann war lange mit gaſtfreier Güte in dieſer Familie aufgenommen geweſen, er hatte ſich Wohlwollen und Achtung erworben, alle Mitglieder derſelben waren bei ſeiner Abreiſe gerührt. Nachdem Rode den Vater, die Tante umarmt, nahte er ſich Molly, küßte ehrerbietig ihre Hand, hielt ſie, ſein Gefühl zu bemeiſtern bemüht, in der ſeinen und ſagte bewegt: „Sein Sie glücklich, ſo glücklich, wie Ihr ſchönes Gemüth es verdient!“ — Jetzt ließ er ihre Hand, ſeinen Blick feſt auf ihr erröthendes Antlitz geheftet, langſam los und eilte dann ſchweigend hinweg.

Was war denn das für eine wunderliche Standrede, junges Frauenzimmerchen? fragte der Vater, indem er von Rode's Begleitung zurückkehrte. — Hm! das ſind ſchöne Redensarten! antwortete die Kleine humoriſtiſch, weil ihre Thränen hervorquellen wollten. — Die ſchicken ſich aber doch nicht in das gewöhnliche geſellſchaftliche Verhältniß. Was meinſt Du, Schweſter? zu Tante Meier gewendet. — Ja, liebes Papachen, rief Molly, unſers war auch ungewöhnlich. Hätten Sie eine ordentliche, geſcheute Jungfer aus mir gezogen, ſo wäre mir's vielleicht geglückt, alle Barettlestöchter der *ſchen Republik aus Herrn von Rode's Herzen zu verdrängen. — Mir däucht, daß auch der Scherz über ſo einen Gegenſtand unziemlich iſt, ſprach der ſtrenge Hofrath, indem er die Tante fragend anſah; Molly aber unterbrach ihn mit aufloderndem Selbſtgefühl: Erlauben Sie! rief ſie, die Tante, welche Zeuge alles meines Thuns und Vertraute meiner Gedanken iſt, wird bezeugen, daß Herrn von Rode's Worte mir Ehre machen — und in einem höchſt wohlkleidenden Kothurn verließ ſie das Zimmer um — im Ernſte Rode einige Thränen zu weihen.

Molly erfuhr noch in demſelben Jahre, daß Herr von Rode eine reiche Erbin aus einem vornehmen Geſchlecht ſeiner Vaterſtadt geheirathet hatte — die Weichheit, welcher ſie bei ſeiner Abreiſe nachgegeben, war jugendliche Trauer um eine hinſchwindende Freude geweſen, nicht Schwäche des Herzens — vor der hatte ſie ihr weiblicher Stolz gänzlich bewahrt; ſie erfuhr daher Rode's Heirath mit etwas weiblichem Spott, wegen der Barettlestochter, aber ohne alle Betrübniß, und mit eben ſo heiterer Verſtandesanſicht gab ſie noch ein Jahr ſpäter einem wohlhabenden, ſehr ſchätzenswerthen, aber viel ältern Mann ihre Hand. Molly hat kein Herz, ſagte ein Theil ihrer Bekannten; ſie hat mit Koketterie ihre Anbeter feſtgehalten, keinen begünſtigt, niemals geliebt, ſagten Andere; die Eitelkeit leitet ihre Handlungen, ſagte ein Dritter. Sowie bisher ihre Liebenswürdigkeit ihr die erſte Stelle in der Geſellſchaft einräumte, will ſie ſich durch Geld und Rang auch nach ihren Blütentagen die erſte Stelle zuſichern. — Sie heirathet aus Depit, rief ein verblühtes Fräulein von Dreißigen; ſeit der berner Patrizier ſich verabſchiedet, war es offenbar, daß ſie nur eine Verſorgung ſuchte; ſie behandelte ja die jungen Herren mit einer Pedanterei! — Sachte, ſachte, Fräulein Miekchen — nahm eine ſehr betagte Dame das Wort, die bisher, ohne mitzuſprechen, jede Sprechende mit den offnen klaren Augen angeſehen hatte, welche gute Alte ſo auszeichnen — wenn eine ſo gute Tochter, eine ſo ſittſame Jungfrau, wie Molly, die Jugend und Schönheit zum Malſchatze bringt, einen reifen Mann wählt — denn das wiſſen Sie, meine Damen, daß Molly die Wahl hat — ſo iſt's vielleicht ein Beweis, daß ſie das Bedürfniß hat, ihren Gatten ſchätzen zu können, und daß ihre jungen Herren ihr nicht beſondere Werthſchätzung einflößten. — Die Greiſin hatte das junge Herz errathen, weil ihr Herz rein geblieben war wie das Herz der blühenden Jungfrau.

Sehr zartfühlende Gemüther, beſonders wenn ein lebendiger Geiſt ſie vielſeitigen Anregungen von außen ausſetzt, entdecken ſehr bald, daß es kein anderes Mittel für ſie gibt, den Verletzungen durch das Leben zu entgehen, als indem ſie ihre Vernunft ſtets die Runde gehen laſſen, damit ſie jedem Angriff zuvorkomme. Iſt ihr Gefühl einmal angeregt, ſo geräth es mit der Außenwelt in ſo ſchmerzlichen Kampf, daß nur Zeit und Opfer die Ruhe wiederherſtellen. Sie entgehen dem nicht, trachten aber darnach, wie ſie können. Das macht dann Sonderlinge, gutherzige Murrköpfe, und bei dem zartern Geſchlecht verſchloßne Charaktere, die mit ihrem vollen Herzen einſam durch die Welt gehen und, oft verkannt, ſich des Tages freuen, wo die Herzen ſollen offenbar werden. Zu den Letzten hätte vielleicht Molly gerechnet werden können, wenn ſie nicht als Mutter ſo viel geliebt, als Gattin ſo viel Pflichten erfüllt hätte und durch die dankbare Achtung ihres Gatten für ſo Vieles entſchädigt worden wäre, daß ſie mit ſeliger Wehmuth das Gefühl trug: Liebe, eigentliche Liebe, die Liebe der Jungfrau zum Jüngling, dieſe Blüte des irdiſchen Daſeins, nie gekannt zu haben.

⁂

Tante Meier war zur Ruhe eingegangen, Vater Reck lebte im Kreiſe mehrerer Enkel bei ſeinem Schwiegerſohn, der trotz ſeiner ſechzig Jahre ſeine, durch die veränderten Staatsverhältniſſe ihm übertragne anſehnliche Amtswürde mit rühmlicher Thätigkeit verwaltete. Wir erneuen unſere Bekanntſchaft mit Molly, der jetzigen Frau von Frank, neunzehn Jahr nach ihrer Heirath in einer ſächſiſchen Reſidenz, wohin ihr Gemahl verſetzt war. Frau von Frank wollte ihr Haus während der häufigen Durchmärſche, die jetzt ſtattfanden, den Laſten der Einquartirung nicht entziehen; ſie legte den Kriegern, die ſie aufnahm, den ſtarken Zaum der Sitte an, indem ſie dieſelben freundlich als Gäſte behandelte und durch gebildeten Ton Gleichgeſinnte anzog, Rohe entfernte. Maria, ihre achtzehnjährige Tochter, war jetzt ſo blühend, ſo liebenswürdig wie ihre Mutter, da das neidiſche Fräulein ihr ſchuld gab, aus Depit heirathen zu wollen; ſie war vielleicht ſchöner noch als dieſe, aber den feſten klaren Sinn, der Molly fähig machte, ihre Neigung zu Herrn von Rode zu beherrſchen, und der ihr dieſe Neigung beſiegen half, ſobald ihre Achtung für ihn abnahm, den hatte ſie nicht. Die Töchter ſtarker Mütter bilden ſich weichmüthig oder ſtarrköpfig aus — ſo will es die Wechſelwirkung in der geiſtigen Natur. Maria war weich, aber innig wie ihre Mutter und reines Herzens wie ſie. Das junge Mädchen war in dem Innern des Hausweſens, welches den einquartirten Gäſten ſtets unzugänglich blieb, als hülfreiche Tochter beſchäftigt und zeigte ſich bei Tiſch und in den Geſellſchaftsſtunden ſtets an der Seite ihrer Mutter, mit dem Anſtand, der ihr Bewunderung zuzog, aber alle Zudringlichkeit abwehrte. Nach ſehr blutigen

Kriegsvorfällen ward das Cadre eines bairiſchen Regiments nach *tha verlegt, um dort ſeine Ergänzung abzuwarten, ein Lieutenant deſſelben ward auf Herrn von Frank's Haus verlegt, „Herr Lieutenant von Rode," buchſtabirte Robert, Frank's zehnjähriger Sohn, indem er den Quartierzettel hereinbrachte, und ſetzte mit einem Hops hinzu: „'s iſt eine recht ſchmucke Ordonnanz, die ihn bringt." Frau von Frank verwandelte beim Anblick des Quartierzettels die Farbe, ging zu der Ordonnanz hinaus, ſie um die Bedürfniſſe ihres Herrn zu fragen und ſchickte dann Maria, das Abendeſſen zu beſtellen, indeß ſie die Anordnung des Gaſtzimmers betrieb.

Lieutenant Rode führte ſich bei ſeinen Quartierleuten mit der angenehmen Höflichkeit ein, welche auch noch jetzt ſeinen Landsleuten — er war ein Berner — den Zutritt in Familienkreiſe erleichtert. Milde Sitte, Theilnahme an einfachen Freuden, Ehrbarkeit des Wortes und der Geberde ſetzten zwiſchen dem hübſchen Krieger und ſeinem bourgeois beim kleinen Abendeſſen bald einen Ton feſt, der allen Zwang ausſchloß und keine zutäppiſche Vertraulichkeit noch hirnloſe Courmacherei fürchten ließ. Frau von Frank erfuhr auf ihre erſte Frage, daß ſie den Sohn ihres ehemaligen Anbeters, des jetzigen berner Rathsherrn, vor ſich habe. Von jenem Andenken war, wie in ſchönen Seelen von jeder Erinnerung, wie bitter die Gegenwart einſt geweſen iſt, heiteres Wohlwollen übriggeblieben. Der Jüngling ſchien ihr verwandt, ſie fühlte ſich für ihn zu Dienſt und Güte verpflichtet, und indeß ihr Gatte, der ſeinen Vater ebenfalls gekannt hatte, ſich mit ihm über den

Zuſtand ſeines Landes, und den Einfluß beſprach, den die Umwälzung der Begriffe noch vielmehr als die des Beſitzthums und der Oberherren, und viel unauslöſchlicher hervorgebracht hatte, nahm ſie wahr, daß der junge Mann ſeines Vaters rechtgläubige Anſichten nicht theile, und der Wunſch, ſeinen vaterländiſchen Verhältniſſen zu entgehen, ihn zu fremdem Kriegsdienſt vermocht hatte. Lebhaft ſich in Herrn von Rode's Lage verſetzend, den der Zwieſpalt zwiſchen ſeinen Anſichten und denen ſeines Sohnes ſehr quälen mußte, trug ihr Bemühen, in des Jünglings Seele jede perſönliche Unzufriedenheit gegen den Vater zu vertilgen, ſehr viel bei, dieſen ſchnellere Fortſchritte in ihrem Wohlwollen machen zu laſſen, ſowie er auch jedes Mitglied der Familie gewann. Mit dem alten Herrn ſpielte er Schach, dem Knaben machte er eine feſte, ſchwere Armbruſt und übte ihn recht ſyſtematiſch im Schießen, mit Marie lebte er, leider, wie ein freundlicher Verwandter, der ohne Anſprüche alle ſüßen Rechte des Familienmitgliedes hat, und daraus erfolgte, was wol bei bisher freien Herzen nicht zu vermeiden iſt — die jungen Leute waren verliebt, ohne daß eine Spur von Leidenſchaft weder gleichgültige Zeugen noch die Mutter ſelbſt aufmerkſam machen konnte. Frau von Frank hatte Marien bei des jungen Kriegers Eintritt in ihr Haus von ſeinem Vater erzählt; aber ihr das flüchtige Verhältniß bekannt zu machen, das dieſem einſt ein ſo lebhaftes Intereſſe für ſie gab, hielt ſie das Gefühl zarten Anſtandes ab; durch eine läſtige Warnung der Klugheit ward ſie aber bewogen, Rode's Familiendünkel und die Erſtarrung in allen Begriffen, welche einer Klaſſe ſeiner Mitbürger eigen iſt, lebendig darzuſtellen. Was Mariens Herz gegen Gefahr bewaffnen ſollte, ward in dieſem demüthig beſcheidenen reinen Herzen zum Verräther an ihrer Ruhe. Die Natur der Empfindung, welche Albert ihr einflößte, blieb ihr unbekannt, ſie kannte nur die Liebe zu ihrem Vater und zu ihrem jüngern Bruder, deſſen Wärterin ſie ſchon geweſen war. Was ihr Herz, nicht kindlich wie für den Vater, nicht mit Sorgfalt und Aufopferung — alſo mütterlich — wie für den Bruder bewegte, das hielt ſie jetzt für Schweſterliebe und überließ ſich ihm ohne Scheu. Albert hingegen, der von Frau von Frank's Ermahnung, ſich herzlich und unbedingt mit ſeinem Vater zu verſöhnen, innig gerührt worden war, erklärte ihr nach den erſten vierzehn Tagen ſeiner Anweſenheit in ihrem Hauſe, daß er ihm geſchrieben und ſolche Vorſchläge gethan, die ihn gewiß fröhlich in ſein ſchönes Vaterland zurückführen würden. Mit der Ungeduld, eine ſchöne That gelungen zu ſehen, wartete die wohlmeinende Frau auf die Antwort ihres ehemaligen Verehrers, war aber ſehr beſtürzt, als ſie in der Zeit, wo dieſe Antwort eingelaufen ſein konnte, die heitere, milde Stimmung des jungen Mannes ganz verſchwunden, und indeß ſie noch mit ſich zu Rathe ging, ob ſie ihn nicht um die Veranlaſſung dazu befragen ſollte, auch eine beunruhigende Veränderung in ſeinem Verhältniß zu Marien eintreten ſah. Die gute Mutter hatte die Sorgen, die große Kinder machen, noch nicht erfahren. Die kleine uns geben, ſcheinen ſo ſchwer! aber wenn das Aergſte kommt, die Leidensflut über dem Haupte der Mutter zuſammenſchlagen will, kann ſie das kleine Kind rund mit ihren Armen umſchließen, an ihrem Buſen verbergen, auf ihrem Rücken forttragen — das große Kind geht nur neben ihr, ſie ruft es, ſie führt es; aber wie oft ſtrömt die Flut zwiſchen ſie Beide, daß es ihre Stimme nicht mehr hört, und ihrem Recht und ihrer Kraft, es mit Gewalt dem Untergang zu entreißen, iſt es entwachſen. — Wie ſie ängſtlich beobachtete und ſchmerzlich nachſann, ſchlüpfte Marie einſt am ſpäten Abend zu ihr ins Schlafzimmer und bat nach lang vergeblich bekämpften Thränen: O liebe Mutter, mache, daß Albert fortgehe! — Frau von Frank hatte beim erſten Anblick von ihrer Tochter leidenſchaftlichem Schmerz Faſſung, ja Klarheit des Geiſtes gewonnen und wußte, nachdem ſie mühſam die Urſache von dieſem Schmerz erfragt, augenblicklich und mit Beſtimmtheit, was ihr zu thun gebühre. Albert hatte vielmehr in ſeiner ſchnell erwachſenden Liebe zu Marien als in Frau von Frank's Zureden den Beweggrund gefunden, ſeines Vaters Verſöhnung zu ſuchen. Er hatte ſchon drei rühmliche Feldzüge gemacht, der Schluß des gegenwärtigen ließ einen Frieden hoffen; er erbot ſich gegen ſeinen Vater, dann ſogleich ſeinen Abſchied zu nehmen und ſein Vaterland nie mehr zu verlaſſen — die einzige Bedingung, die er ihm ſetzte, war — die Erlaubniß, ihm Marie als Schwiegertochter zuführen zu dürfen. — Er hatte, ungeachtet der Verſchiedenheit der Meinungen, die ihn von ſeinem Vaterlande entfernten, nicht ſein Sohnesverhältniß zerriſſen, ſondern war in fortwährendem freundlichen Verkehr mit den Seinigen geblieben; dem zufolge hatte er ſchon in den erſten Tagen ſeines Aufenthalts bei Frau von Frank ſeinem Vater von ſeinem Glücke geſchrieben, in dem Hauſe ſeiner ehemaligen Bekannten zu wohnen, hatte ihm deren Grüße beſtellt und mit Innigkeit ihre Güte, ihre Liebenswürdigkeit gelobt; ſein Vater hatte alſo Zeit gehabt, ſich mit den Bildern ſeiner Vergangenheit, die ihm die ehemalige reizende Molly darſtellten, wieder bekannt zu machen — aber wie matt erſchienen ſie auf dem falben, übermooſten Gemälde ſeiner Phantaſie! Seufzend geſtand er ſich, daß nie ein Beſtreben ſeines Duodezehrgeizes ſeine Seele ſo gehoben habe, wie damals ein ſchöner Gedanke, aus Molly's Munde gehört, oder in ihren blitzenden Augen geleſen, und dann dünkte er ſich doch ein ganzer Held, daß er damals ſein thörichtes Herz beherrſcht, und rechnete die Gelegenheiten her, wo ihm die Sippſchaft ſeiner kalten, ſtumpfen, leeren Gemahlin Einfluß verſchafft hatte, und wie er durch ſeine Heirath mit einer nichtsbedeutenden Fremden zu einem dunkeln Landjunkerleben verurtheilt geweſen ſein würde. Welchen peinlichen Eindruck mußte deshalb Alberts Brief, ſein Geſtändniß, ſeine Bedingung der Rückkehr ins Vaterland auf ihn machen! Seit drei Jahren zitterte er für das Leben des einzigen Sohnes, ſeit drei Jahren verfolgte ihn ſeine Gemahlin mit kraftloſem Klaggewinſel von Ahnungen und Schrecken, und nun hatte er die Wahl zwiſchen dieſem und einem noch größern Uebel — und endlich noch das peinliche Gefühl, der Frau, deren feſter, reiner Sinn noch in halb kindiſcher Jugend ſeine Liebe verwarf, jetzt, nun ſie ſeinen Sohn mütterlich aufgenommen, wieder ſelbſtſüchtig gegenüber treten zu müſſen. Aber die Gewohnheit, das ihm als recht und heilſam Erſcheinende nur auf dem Wege alt hergebrachten Uebereinkommens zu ſuchen, und die Erfahrung, daß es da gefunden werde, gab ihm die nöthige Entſchloſſenheit, ſeinem Sohn ſeine Einwilligung zu einer Verbindung mit Marien unbedingt abzuſchlagen; er verſprach ihm dagegen jede Freiheit ſeines Willens zu jedem andern Entſchluß, und wenn er ſeinen Abſchied vom Kriegsdienſt nehmen wollte, nach ſeiner Rückkehr ins Vaterland eine gänzlich unabhängige Lage. Frau von Frank erwähnte er dabei mit der ehrerbietigſten Anerkennung, ja, um den Sohn zur Nacheiferung in einer heldenmäßigen Selbſtüberwindung zu bewegen, entdeckte er ihm die Neigung, die er einſt gegen dieſe liebenswürdige Frau bekämpft zu haben ſich rühmte.

Das waren doch Funken genug, um den Kopf eines liebeheißen einundzwanzigjährigen Jünglings in Brand zu ſetzen? — Für ſeinen Vater war alſo ſein Leben ſelbſt nicht ſo wichtig als der Stolz ſeines Namens? Er ließ dieſen ſogar lieber auf dem nächſten Schlachtfelde untergehn, als ihn mit **dem** eines würdigen Bürgers zu verbinden — konnte er **dem** Vater Liebe um Liebe geben, deſſen Liebe alſo in kleinlicher Selbſtſucht erſtickt war? Ja, dieſem Vater fehlte nicht einmal das ſinnliche Bild von dem Liebreiz, der des Sohnes Herz Marien gewonnen hatte, denn er gab ja vor, Mariens Mutter geliebt zu haben, er mußte alſo begreifen, wie liebenswürdig die Tochter jetzt ſei. — Und dieſer Gedanke entſpann eine andere Ideenreihe, die ſein empörtes Gemüth nicht zu beſchwichtigen geſchickt war. Er ward zu einem Vergleich verleitet zwiſchen der Frau, die bei veränderten Umſtänden ſeines Vaters Gattin hätte werden können, und der Frau, die ſeine Mutter geworden war: er ſtellte die ernſte Pflichterfüllung, das geiſtvolle Leben, die anmuthige Thätigkeit, das innige Beiſammenſein von Frank's Familie neben die ſchlaffe Unthätigkeit, die leere Zeittödtung, die weichliche Schmeichelliebe und kalte Theilnahmloſigkeit, die in ſeinem Vaterhauſe geherrſcht hatten; und ſeine Leidenſchaft legte ihm zur Pflicht auf, Gehorſamsbande zu ſprengen. Er verſprach ſich, an Mariens Seite ein kleines Paradies zu bauen, in das er ſeinen Vater ſelbſt einſt einführen wollte; denn an dieſen hatte ihn von jeher das dunkle Gefühl gefeſſelt, daß er beſſer ſei als alle ſeine Umgebungen. Jetzt fand er dieſes Gefühl dadurch gerechtfertigt, daß, ohne darum froher zu ſein, der Vater ſtets ſo bereitwillig geweſen war, ſich mit ihm als Knabe und Jüngling aus dem flachen Zirkel ſeines Salons hinwegzuſchleichen, um in der freien Natur trübe zu träumen. Das alles hatte der aufgeregte Jüngling Marien geſagt; eine große Geſellſchaft, in der er, wie er meinte, unbeobachtet mit ihr ſprechen konnte, verſchaffte ihm Gelegenheit dazu, und er bat ſie, es ihrer Mutter zu wiederholen, und zugleich ſeine Bitte um ihren Segen zu ſeinem feſten Entſchluß: ſobald der Frieden ihm einen ehrenvollen Abſchied erlaube, bei dem Fürſten, dem er jetzt diene, eine Civilanſtellung zu ſuchen, und dann ſie als ſein Weib einzuführen in eine Hütte, die nicht ganz leer ſein würde, denn er beſitze ein kleines, ihm von einer Tante hinterlaſſenes, von ſeinem Vater unabhängiges Erbtheil.

Es war Frau von Frank gelungen, durch die Ruhe ihres Benehmens Mariens weiches Herz zu beſchwichtigen, ſodaß ſie am Ende ihres Berichts mehr jungfräuliche Beſchämung als Schmerz empfand. Was ſagt meine Marie zu Alberts Entſchluß und Vorſchlag? fragte ſie ziemlich lange, nachdem dieſe ihren peinlichen Bericht beendigt hatte. Aber ſie fragte vergeblich, denn ſtatt aller Antwort erfolgte nur ein neuer Ausbruch von Schmerz. Gut, mein Kind, wenn Du zu weich biſt, mir zuerſt Deine Gedanken zu eröffnen, nahm die Mutter von neuem das Wort, ſo will ich Dir ſagen, welches Deines Vaters Anſichten ſein müſſen, denen ich beiſtimme. Wir Beide können nur Herrn von Rode's Abneigung gegen eine Verbindung zwiſchen unſern Kindern beipflichten, und aus ganz gleichen Gründen. Er ſieht eine ſolche Schwiegertochter für ein Hinderniß bei ſeines Sohnes Glück an, und wir verachten die Sippſchaft und die Verhältniſſe, in welchen gleiche Bildung, gleiche Anſprüche an Achtung keine Geltung haben. Du wirſt Albert ſeine Ehrenbahn in ſeinem Vaterlande nicht verkümmern wollen; auch Du wirſt Dich nicht in eine Familie drängen wollen, der Du unſere Verachtung zubrächteſt; alſo kannſt Du Alberts Frau nicht werden. Nun wird Albert ſagen, und Du wirſt fühlen, daß er recht hat, daß ihr jener Sippſchaft und jenen Ehren freudig entſagen wollt; allein dann iſt Albert ein rebelliſcher Sohn, einem ſolchen aber fehlt es an Vertrauen zu ſich ſelbſt und einſt zu ſeinen Kindern; er iſt ein ſchlechter Bürger, denn er warf Pflichten gegen das Ganze um ſeiner Perſönlichkeit willen von ſich; das nimmt ihm die öffentliche Achtung und in der Stunde der Prüfung die Selbſtachtung. Du kannſt alſo nicht ſein Weib werden. — Mariens Thränen ſtockten in ihren überfließenden Augen, ſowie die Seufzer in ihrer beklommenen Bruſt; mit hohler, mühſamer Stimme, indem ſie ihre unnatürlich kalte Hand in ihrer Mutter Hände legte, ſagte ſie jetzt einfallend: Ich darf und will Alberts Gattin nicht werden; wehe aber Denen, die zwei ſchuldloſe Herzen verderben! — Und nun rannen die verhaltenen Thränen einzeln und wie halb erſtarrt über die marmorblaſſe Wange des heftig erſchütterten Mädchens.

Den folgenden Tag, viel früher als dem jungen Krieger die Frauen zu begrüßen vergönnt war, beſchied ihn die Mutter, welche mit ihrem geehrten Gatten die nöthige Abrede genommen hatte, zu ſich. Ihr feſtes Gemüth bedurfte bei ihm mehr Beharrlichkeit und Geduld, einen edeln Entſchluß zu befördern, als bei dem demüthig ſtolzen Herzen der Tochter; denn in dieſem hatte des alten Herrn von Rode's ehemals gegen ihre über Alles hochverehrte Mutter bezeigte Selbſtſucht eine Kraft, ſich ſelbſt zu opfern, entwickelt, deren ſie ſich ſelbſt nicht bewußt war. Alberts endlicher Entſchluß war kein Reſultat einer klaren Einſicht, ſondern Verzweiflung an der Möglichkeit, jetzt ſeinen Zweck zu erlangen, und Rache gegen ſeinen Vater, die er auf Koſten ſeines Lebens in der nächſten Schlacht zu befriedigen gedachte. Albert war einundzwanzig Jahr alt — wir wollen ihm nicht zürnen. Frau von Frank war ſchmerzlich bewegt! —

Allein ſie ſagte ſich, daß der Schmerz der erſten Liebe im Kriegsgetümmel und im liebenden Kreis herzlich erfüllter Pflichten nicht unauslöſchlich iſt, und ſie ertrug des Jünglings Toben und ertrug der Tochter ſtummen Schmerz.

Noch in derſelben Stunde, da Alberts Geſpräch mit Frau von Frank ſtatthatte, ſuchte ihr Gatte ſeine Tochter auf; gewohnt, ihre Gefühle ihren häuslichen Pflichten unterzuordnen, fand er ſie auch jetzt, zwar mit verweinten Augen, aber ſanftem Lächeln um den wehmüthigen Mund, neben ihren beiden jüngſten Geſchwiſtern, ein paar muntern Mädchen, deren Arbeit ſie anordnete. Liebe Marie, rief er ihr zu, laß den Mädchens ihr Nähezeug wegpacken, und rüſtet Euch gleich mit mir nach Bergdorf zu fahren. Ich habe eine Commiſſion auf dem Schloſſe, da könnt Ihr ein paar Tage bei Deinem alten Lehrer, dem Pfarrer, bleiben. — Die kleinen Mädchen jauchzten; Marie verſtand den Sinn von ihres Vaters Entſchluß, der Schmerz lähmte ihre Zunge, ihre Bewegungen; aber die Schweſtern, welche ſie heute ſchon zehn Mal gefragt hatten: Mariechen biſt Du krank? hingen an ihrem Halſe und riefen unter Liebkoſungen: Komm! komm! da wird Dir gewiß beſſer! und zogen ſie zu den Kleiderſchränken fort, damit ſie ihnen ihre Reiſegarderobe übergeben möchte. Nach einer Stunde ſtand der Wagen vor der Thür, Kinder und Mutter waren verſammelt, um von einander Abſchied zu nehmen, nur der Vater hielt ſich noch in ſeinem Cabinet auf. Marie lag weinend in der Mutter Armen, als er, Albert an der Hand führend, ins Zimmer trat.

Kommt Mädchen, rief er, nehmt von unſerm jungen Freund Abſchied, denn er wird bei unſerer Rückkehr kaum mehr bei uns ſein. — Albert ſchloß die ihm weinend entgegeneilenden kleinen Mädchen in die Arme, ſchluchzte laut und blickte zu Marie hin, die heldenmäßig gefaßt, ihm die Hand bot; er warf einen flüchtigen Blick auf den Vater, der die ausgeſtreckte Hand ergriff und ſehr weich und innig ſagte: Marie, der Krieger bedarf der edeln Mädchen Beifall, ehre unſern Albert mit einem ſchweſterlichen Kuß. — Einen Augenblick preßte der Jüngling die Jungfrau an ſeine Bruſt, dann wankte er mit ihr an den Wagen. Wie der Vater jetzt ſeine Gattin zum Abſchied umarmte, hob dieſe ſeine Hand zu ihren Lippen, und dieſe Bewegung und ihr durch Thränen in Dankbarkeit leuchtender Blick verjüngte die Frau ſo ſehr, daß ſie in dieſem Augenblick vielmehr der theilnehmenden Schweſter als der Mutter der betrübten Maria zu gleichen ſchien.

Der Wagen fuhr ab, und nun ſorgten die kleinen Mädchen dafür, daß Marie unbeobachtet weinen konnte, oder noch beſſer, um ſie zu tröſten, ihren Schmerz zu bemeiſtern ſich zwang. Der Gedanke, daß Albert nun dem Krieg gerade entgegengehe, und Kanonen, Bajonette und Flinten dem lieben Freund unmittelbar drohen ſollten, war den Kindern jetzt plötzlich ſo nahe gerückt, daß ſie den Vater mit tauſend Fragen über deſſen Zukunft beſtürmten, weil ſie nach Kinderart Troſt von außen ſuchten, anſtatt ihn bei der Einkehr in ihr Inneres zu finden. Der Vater ging in ihre Befürchtungen ein, ſprach von den Schreckniſſen der Gefahr, der Pflicht des Kriegers und der Freude, die liebende Verwandte genössen, wenn der Krieger mit Ruhm gekrönt heimkehre, ja von dem edeln Stolz, der auch den Schmerz aufwöge, wenn ein ſchöner Tod ihnen den Geliebten entriß. Die Abſicht des weiſen Mannes gelang; indem er die Jüngern zerſtreute, geſellte er Mariens Schmerz eine edle Anſicht allgemeiner Theilnahme bei, die rückwirkend den Geliebten verklärte; und ſo glückte ihm, ohne von ihren innern Empfindungen im geringſten unterrichtet zu ſcheinen, daß er dieſe beſänftigte. Einige Tage, in dem Schoos der Natur, dem Genuß und den Beſchäftigungen des Landlebens, unter den Augen ihres geehrten Jugendlehrers zugebracht, halfen dem lieben Kinde den Sturm in ihrem Herzen zu der ſtillen Feier umzuwandeln, in der unter Hoffnung und Gebet, im Fortſchritt der wohlthätigen Zeit die Liebe zum Einzelnen auf alle Weſen vertheilt wird.

Albert hatte Marie heldenmäßig bis zum Wagen geführt. Von Herr von Frank durch Ueberraſchung zu der gewaltſamſten Selbſtbeherrſchung gezwungen, grollte er dem Mann, der ſo viel Kraft von ihm verlangte, aber unter ſeinen Foderungen bleiben wollte er nicht. Doch wie der Wagen fortrollte, vermochte er eben noch der Mutter eine ordonnanzmäßige Verbeugung zu machen, dann eilte er in ſein Zimmer und trieb es ein paar Tage in allen Ehren recht lieutnantsmäßig mit Lahmreiten ſeines Lieblingspferdes, Umherirren in des Waldes Nacht und ſolchen Paroxiſmen, die dem Jüngling nachgeſehen werden, denen das wahrhaft edle Mädchen aber gar bald männlichen Sieg über die Gewalt des Schmerzes verzieht. Zwiſchen ſeinen Gewaltritten ſtellte er ſich fleißig bei ſeinem Chef ein und verlangte dringend nach Beſchleunigung des Aufbruchs, und wenige Tage nach Herrn von Frank's Rückkehr, die ohne ſeine Töchter ererfolgte, weil der Pfarrer in Bergdorf ſie durchaus nicht hatte verabſchieden wollen, kam der Befehl, mit dem nun geſammelten Regiment zum ſiegreich fortſchreitenden Heere zu ſtoßen. Die ſichere Ausſicht auf Gefahr und Schlachtruf ſchien die Wertherslaune wie einen Morgennebel zu zerſtreuen: die Siegesgöttin, die Göttin des Ruhmes, die ihm von jeher gewinkt, hatte jetzt Mariens Geſtalt; die Todesgöttin, die der Krieger ſo oft ſtatt ihrer umarmt, hatte Mariens Engelzüge — mit Entzücken ſtürzte er in Frau von Frank's Zimmer, das er ſeit dem Tag vor Mariens Abreiſe nie außer den Geſellſchaftsſtunden betreten, ſank ihr zu Füßen und rief, ihr die Marſchordre hinreichend: O, verzeihen Sie dem armen Jüngling, der noch nicht dem Schickſale nachzugeben gelernt hatte! Jetzt verſtehe ich es und gehe meiner Beſtimmung froh entgegen. Aber Ihren Segen bedarf ich — und Mariens Andenken! — ſetzte er leiſer und ſein Antlitz auf Frau von Frank's Schooße bergend hinzu.

Es war eine große Erleichterung für dieſer Frau beſtürmtes Herz, jetzt um die Abreiſe ihres jungen Lieblings weinen zu dürfen. Sie ſchenkte ihr die Thränen, die ſie Mariens Kummer hatte verſagen müſſen. Mit gehaltenem Schmerz hatte ſie ihrer Tochter Schickſal dem ſo vieler ihrer Schweſtern und auch dem ihrem ähnlich werden ſehen, die aus ihrer Jugend meiſt nur die Erinnerung im Entblühen zerſtörter Blumen, in der Knoſpe erſtarrter Blüten in das Matronenalter hinübernehmen.

Wann warſt du glücklich, zarte Liebe?
Wurdeſt oft von Thränen trübe
Und erſtarbſt im Jammer dann. —

Dieſe Worte eines alten Liedes tönten durch ihres Knaben heiteres Geſchwätz, durch das freundliche, vernünftige Geſpräch mit ihrem Gatten hin, wie die Klänge einer Aeolsharfe, der man, wenn ſie zur Gewohnheit geworden ſind, nicht mehr zuhört, indem ſie doch unbemerkt den Geiſt ſtimmen. Die Empfindſamkeit einer Matrone erhält die Schamhaftigkeit der erſten Jugendgefühle zurück; aber aus den entgegengeſetzten Gründen: das aufblühende Mädchen verſchließt ſie in ihrem Buſen, weil ſie in überreicher Hoffnung des Lebens noch nicht deren Gegenſtand ausſchied; die Matrone verſchließt ſie, weil ſie keine Theilnahme mehr erwartet. Sie liebt nur noch mit Mutterliebe, und die Mutter behält alles Weh für ſich und nimmt aller Geliebten Weh noch dazu in ihr Herz auf. Sie ſah das ganze Feld ihres Lebens hinab, und es glich ihr einer Herbſtwieſe, wo Zeitloſen mit ihrer Geiſtergeſtalt das matte Grün erhöhen. Fern an ihrer Grenze ſtanden die Blütenbäume der Jugend, entlaubt, mit zerſchlagenen Blüten! — Wann warſt du glücklich, zarte Liebe? — Doch ihr geregeltes Gemüth führte die Erinnerung ihrer gelungenen Thaten bald gegen dieſe gefühlvollen Träume ins Feld. Ein beglückter Vater, der ſeine Greiſentage heiter im Kreis ſeiner Enkel beſchloſſen, ein edler Gatte, den der häusliche Friede

Jugendthätigkeit und Mannesheiterkeit erhielt, Gedeihen geliebter Kinder — und jetzt zu ihren Füßen der wackere Jüngling, den ſie ſeiner kindlichen Pflicht zurückgeführt, den ſie vor Jugendthorheit behütet, an dem ſie recht gethan hatte. — Sie legte ihre Arme um des Knienden Hals und ſagte ihm mütterlich zärtliche Worte, erhöhte ſeine Entſchloſſenheit und ſtrebte ſein Herz zu ſeinem Vater zu lenken; aber dieſe Wunde war noch zu friſch, er verſprach ſeinen Freunden wie ein Mann, nicht wie ein Verzweifelnder zu fechten, und verließ mit eines Sohnes Empfindung das gaſtfreie Haus.

* * *

Es war abermals eine Zahl Jahre verfloſſen, Marie war die Gattin eines liebenswürdigen, von ihr mit Herzenseinſtimmung gewählten jungen Mannes, von dem nach vierjähriger Ehe noch nicht der Zauber der Liebe gewichen war, denn ſeine junge Gattin hatte allen Reiz jungfräulicher Beſcheidenheit mit der Frauenwürde zu vereinen gewußt. Warnfeld war bürgerlicher Beſitzer eines großen Gutes in der Nähe von **tha, wo Mariens Vater gewohnt hatte; dieſem wackern Manne war noch das Glück geworden, Enkel zu herzen, er hatte die Zuverſicht, in ſeinem Schwiegerſohn ſeiner Gattin eine Stütze, ſeinen jüngern Kindern einen Vormund zu hinterlaſſen, und entſchlief endlich mit heiterer Zuverſicht, obſchon der furchtbare Kriegszug nach Norden damals die Ruhe der Gegend gefährdete. Frau von Frank weinte an dem Grabe Deſſen, den ſie kindlich geliebt hatte, und legte ſich ſelbſt das Gelübde ab, fortzuleben, würdig, als ſei noch ſein Auge ihr Richter. Ihr Sohn war zu wiſſenſchaftlichen Zwecken vom Hauſe entfernt, ſie hatte mit ihren beiden, jetzt zu anmuthigen Jungfrauen erwachſenen jüngern Töchtern einige Wochen bei ihrer Tochter Marie zugebracht und ſich jetzt gewöhnt, Freude ohne die Theilnahme ihres geehrten Gatten zu genießen, Beſchlüſſe ohne ſeine weiſe Entſcheidung zu nehmen. — Da trieb ſie die Anhäufung von Kriegszügen zur Stadt zurück, wo Eigenthum und Haabe ihre Gegenwart erfoderte. Jeder kleinlichen Furcht fremd, begnügte ſie ſich, wie die fliehenden Heerhaufen und die Transporte der Verwundeten ſehr häufig wurden, ihres Gatten alten Diener, der ihr ſeit ſeinem Tod unnütz geworden war, wieder ins Haus zu nehmen, damit ſie mehr Hülfe habe und mit mehr Anſtand vor den bedrängten Kriegern erſcheine. Der alte Kaspar war ſchon ſeit Mariens Geburt im Hauſe geweſen, und wie Albert von Rode ſo traurigen Abſchied nahm, hatte er das Seinige gedacht und ſeinen alten Kopf verdrießlich geſchüttelt, auch ein Mal für ſich gebrummt: Es iſt ein gottloſer Hochmuth, ſolche Herzkinder zu trennen! — Wie er aber Marien wieder heiter emporblicken ſah, und er ſie bei der Erinnerung: „an den werthen Herrn Lieutenant,“ deſſen Namen er in allen Zeitungen zu finden verhoffte, zwar erröthend aber unbefangen ſagen hörte: Gott wird ihn ja ſchützen! — da gab er ſich zufrieden, und wie er ſeine liebe junge Herrſchaft ſpäterhin ihrem Bräutigam ſo heiter und innig das Jawort am Altar geben ſah, da dankte er Gott, der es ſo gelenkt, daß „das liebe Kind im Lande geblieden.“ Der alte Kaspar ſagte ein paar Mal bei den unordentlich durchziehenden Haufen: Ach Gott, das iſt baierſche Uniform! — Mehr wagte er ſelbſt nicht zu ſagen, in heiliger Scheu, die Furcht möge das Unglück herbeiziehen. Eines Abends kam er aber ganz verſtört ins Zimmer, bat ſeine Herrin um ein geheimes Gehör und erzählte ihr, er ſei, wie ſchon alle vergangene Tage — was ſie ihm gewiß verzeihen werde — im Hospital geweſen, um die anlangenden Verwundeten und Kranken abladen zu helfen, oder ſonſt Handreichung zu thun — dann ſetzte er, ſeine dürre Hand auf die Bruſt gelegt, hinzu: „Es will da drinne noch gar nichts davon wiſſen, daß die Leute unſere Feinde ſind, denen wir ſo manches Jahr verſprochen und geſchworen haben — nun! und mögen ſie's ſein, ſo bedürfen ſie Hülfe. Da kommt nun vor einer halben Stunde ein Wägelchen, darauf lag mehr Stroh und weniger Krüppel als auf den übrigen Karren. Ein alter Franzos ruft: man ſolle ihm helfen den todtſchwachen Baiern herablaſſen. Ach Gott! mein Herz ahnete Alles! Ich ſpringe an den Wagen, der alte Franzmann half mir mit kräftigen Armen, ich faßte den Kranken um den Nacken, und muß ihm wol etwas geſagt haben — da ſeufzt er und liegt mir wie Blei auf der Schulter. . . . Nein, nein Ihr Gnaden, er war nicht todt, aber ohnmächtig vor Ueberraſchung — er war ſo ſchwach, daß er den Weg, den man ihn führte, ſeit zwei Tagen nicht erkannt hatte, ſo im Hinbrüten des Fiebers und der Schmerzen. — Ich weiß nicht, ob ihn meine Stimme aufgeſchreckt hatte. Ich trug ihn ins Hospital, ich ſagte zum Aufſeher:

Herr Director, der Offizier muß zur verwitweten Frau Finanzräthin von Frank gebracht werden, er iſt ihr Pflegeſohn. Laſſen Sie mich ihn indeß auf Ihr Sopha legen — und wie ich ihn ſanft hinlege — — Kaspar konnte vor Thränen lange nicht fortfahren, ſeine Herrſchaft ihn vor Thränen nicht antreiben; mit verhülltem Geſicht drückte ſie dem Alten die Hand und rief: „Weiter! — weiter!“ — Wie ich ihn hinlege, zwang ſich Kaspar zu erzählen, ſo ſehe ich, daß ſeine liebe, liebe Rechte, mit der er meine alte Hand beim Abſchied ſo deutſch ſchüttelte, fort iſt! fort! — „O mach ein Ende, lieber Alter!“ rief Frau von Frank mit angſtvoller Ungeduld. Nun! da kommt der alte Franzoſe, der ihn abladen half. — Wo iſt mein Kamerad? rief er, und ſchleppt ſich ans Sopha — ach Gott! und hatte nur ein Bein und iſt noch nicht geheilt, und hatte doch Tag und Nacht für unſern Herrn Lieutenant geſorgt. — „Nun, Kaspar, habt Ihr eine Sänfte beſtellt?“ — „Ja, ja! und nun laufe ich dem Kranken entgegen.“ —

Albert hatte ſeit ſeinem Abſchied von Marien alle Feldzüge mitgemacht, war Hauptmann geworden, war mit Orden geziert; aber auch in den kurzen Friedenszwiſchenräumen betrat er ſein Vaterland nicht wieder; und ob er gleich in fortgeſetztem Verkehr mit ſeiner Familie ſtand, hatte er doch jede ihrer Bemühungen, ihn ſeines Vaters Vorſchlägen geneigt zu machen, von ſich gewieſen. Seine Mutter war geſtorben, von ſeinen Schweſtern lebte die eine mit einem der angeſehenſten Mitglieder der Republik in einer ſehr unglücklichen und, durch des Gatten Nichtswürdigkeit, in einer unwürdigen Ehe; die zweite hatte, dem Vater zu gehorchen, einen würdigen Geliebten aufgegeben, deſſen Stand als Schulmann der Familie nicht genügte, jetzt war ſie des Vaters Troſt und Stütze, lebte aber ein früh von Liebesgram getrübtes, freudeloſes Leben. Mariens Andenken war nie aus Alberts Herz gewichen; aber es behauptete ſeinen Platz ſchon lange nicht mehr als, Ziel ſeines Strebens, als Preis ſeiner Mühen, ſondern war die letzte und ſchönſte ſeiner Jugenderinnerungen geworden; — wie der heilige Chriſt ſelbſt dem reifen Mann das Symbol des Kinderglücks bleibt, ſo war Marie für ihn Symbol ſeines Jünglingsalters. — Albert hatte ſein Leben nie geſchont, wie ſein Kriegsrang und ſeine Ehrenzeichen bewieſen; aber Tod und Wunden waren ihm erſpart worden, bis bei Leipzig ſein Arm zerſchmettert ward, und ſein gänzlicher Verluſt allein ihm Hoffnung machte, ſein Leben zu erhalten. Die Heilung ging langſam in dem Qualm der überfüllten Spitäler, ein tägliches Fieber blieb zurück, es ſtieg bei dem Transport des Halbgeheilten bis zur gefährlichſten Stufe — ohne die Sorgfalt des edeln Krüppels, den uns Kaspar ſchilderte, wäre er vielleicht nicht mehr lebend unter Frau von Rode's mütterliche Pflege gelangt.

Hier finden wir ihn nun wieder, umgeben von der zarteſten Sorgfalt, von ſeiner mütterlichen Freundin bewacht und bedient. In der Gegend von Leipzig hatte Albert oft gedacht, daß er ſich 'tha näherte, hatte nachgefragt, ob Niemand in jener Stadt die Familie Frank kenne; und er hatte vernommen, daß Marie glückliche Gattin und Mutter ſei. Ein ſehr gemiſchtes Gefühl beengte bei dieſer Nachricht ſeine Bruſt. Freudige Theilnahme an des theuern Mädchens Wohl — dunkles Mitleid mit ſich ſelbſt — er kam ſich wie ein am Seelenleben Verkrüppelter vor; den Gedanken an ſeinen Vater entfernte er und ſtürzte ſich kampfdurſtig in die ſchickſalsvolle Schlacht. Wie ſein Arm abgelöſt war, und er, über den höchſten Schmerzengrad hinaus, nun Linderung genießend auf ſeinem Lager ruhte, war's ihm, als ſei auch der Unmuth gegen ſeinen Vater gelöſt; Gram ging nun gegen Gram auf, der Vater drang dem Sohn ein verkümmertes Leben auf, und nun gab das Schickſal dem Vater einen verſtümmelten Sohn. Da ward ſein Gemüth ſanfter, und ſelig fühlte er ſich, wie er bei wiedererwachtem klaren Bewußtſein ſich unter dem Dache fand', unter dem er einſt ſein höchſtes Glück, ſeinen höchſten Schmerz empfunden hatte.

Frau von Frank, jeder kleinlichen Rückſicht abgeneigt, meldete Herrn von Rode unverzüglich, daß ſein Sohn ihrer Pflege anvertraut ſei, legte aber zugleich die Meinung der Aerzte bei, die eine weitere Reiſe in dem bevorſtehenden Winter unmöglich hielten. Lächelnd über ſich ſelbſt, daß ihr Herz noch immer jung ſei, und ſie doch ſo klug ſich betrüge, ſchickte ſie Roſe und Minchen zu ihrer Tochter Warnfeld, der ſie Alberts Zuſtand und Gegenwart ohne Rückhalt mittheilte und ſie bat, die Schweſtern bei ſich zu behalten, weil ſie zwar heute noch wie bei Alberts erſtem Aufenthalt von der Kraft des weiblichen Herzens gegen phantaſtiſche Neigungen überzeugt ſei; aber mit jedem Jahre ſchüchterner würde, irgend eines Weſens Wohl oder Weh willkürlich auf die Probe zu ſetzen. „Behalte unſere lieben Mädchen bei Dir, ſetzte ſie hinzu, ich kann mich unſerm Kranken ungeſtörter widmen und, wenn ihm Gott ſeine Geneſung ſchenkt, ohne Hinderniß ihn Euch zuführen, oder dieſes Wiederſehen vermeiden.“

Frau von Frank erwartete ſeit einigen Tagen die Antwort auf ihren Brief an Alberts Vater, als dieſer bei einem, ſchon mehrere Tage anhaltenden Winterſturm ſelbſt in *tha eintraf. In dem Herzen der edeln Frau, die ihm entgegentrat, regte ſich zuerſt die reine Freude einer Jugenderinnerung, die ihr keine Schamröthe aufdrang; Mitleiden mit dem Vater, der den Sohn, dem er in der Blüte des jungen Lebens das Heimathland verleidete, nun als Schwerkranken, als unerſetzlich Verſtümmelten wiederfand, nahm aber ſchnell ihr ganzes Herz ein; ſie gedachte der verletzenden Stellung, in der ſich Herr von Rode zweimal gegen ſie befunden, einzig um jeder Erinnerung daran durch die offenſte Herzlichkeit zuvorzukommen. Es bedurfte Vorſicht, um den Kranken auf das Wiederſehen des ſo lang entfremdeten Vaters vorzubereiten; aber ſobald Albert deſſen Nähe wußte, freute er ſich deren, denn durch ſein jetziges Leiden allen Anſprüchen an Glücks- und Ehrenbahnen enthoben, fürchtete er ſeines Vaters Ehrgeiz nicht mehr, ſondern ſehnte ſich nach ſeiner Liebe. Bald war ein ſehr genügendes, einfaches Leben zwiſchen Vater, Sohn und deſſen gütiger Pflegerin, hergeſtellt; obſchon Herr von Rode nicht der letzteren Hausgenoß ward, genoß er doch bei ſeinem Sohn ihrer täglichen Geſellſchaft, und wie Albert ſo weit hergeſtellt war, daß er, über die Hausflur ſchleichend, ſeine Abende in Frau von Frank's Zimmer zubringen durfte, entſtand in des jungen Mannes Kopf bei der häuslichen Gegenwart des Vaters und ſeiner mütterlichen Freundin, bei des Erſtern ſichtbarem geiſtigen Wohlſein in dieſem lieben Verhältniß, ein ſehnliches Verlangen, dieſe verehrte Frau durch andere Bande Mutter zu nennen, als die einſt das Glück ſeines Lebens in ſich bedungen hätten. Der Wunſch ward zu einer Art Plan, zu welchem es nöthig war, daß Herr von Rode die ganze Familie ſeiner Wohlthäterin kennen lernte. Er gewann es in dieſer Abſicht über ſich, in ſeines Vaters Gegenwart von Marien und ihrem Gatten zu ſprechen und über die Abweſenheit ihrer jüngern Schweſtern zu klagen. Es gibt Verhältniſſe im Leben, wo die Vorſichtigen, die Erfahrnen, die dem Gefühl Entwöhnten ſelbſt ihre Vernunft vom Herzen entführen laſſen, und ſo ging es jetzt Herrn von Rode und Frau von Frank. Der Erſtere verbarg es ſich nicht, daß er ein anderer Menſch geworden und geblieben wäre, wenn er an der Hand der milden, klaren, durch Reinheit der Seele noch mit Anmuth geſchmückten Frau durchs Leben gewandelt wäre, und wie eingewiegt in dem Wohlſein des Augenblicks, ließ er ſich ſeine Wünſche, die er wohl hätte erkennen und des Sohnes Abſichten, die er wohl hätte durchblicken können, nicht klar werden. Er unterſtützte Alberts Bitten, ihn mit ihren Kindern bekannt zu machen; denn wehmüthig ſuchte er Dem Freude zu geben, den glücklich zu machen nicht mehr in ſeiner Macht ſtand. Frau von Frank verhehlte ſich keinen Augenblick, daß Albert eine Verbindung zwiſchen ihr und ſeinem Vater herbeizuführen bemüht war; ſie konnte ſich nicht verbergen, daß ihr Jugendfreund auf dem Wege war, ſie zu wünſchen; aber ſie war ſich bewußt, daß die Nothwendigkeit, ihre Neigung zu opfern, jetzt wie vor dreißig Jahren obwalte, und dazu war ſie ohne Anſtrengung entſchloſſen. Doch liebevoll und ehrend ſollte ihr Betragen ſein, und gerne wollte ſie jeden Freundſchafts-, jeden Achtungsbeweis geben, indem ſie ſelbſt die Anfoderung um den größten entfernte. Sobald, nach dem früh eingetretenen Thauwetter, die Wege erträglich waren, bat ſie ihren Schwiegerſohn, der ihr Vertrauter und Rathgeber war, mit Roſe und Adele auf einige Tage in die Stadt zu kommen. Albert verſprach ſich unendlich viel Freude, ſeine kleinen Freundinnen wiederzuſehen; er erzählte mit der, den Geneſenden eignen Weichheit ſeinem Vater von ihrer kindlichen Einfalt, ihren Spielen, ihrem herzlichen Abſchied, und keines der beiden Eltern durfte ſeinem Gefühl Einhalt thun, denn es waren ja Erinnerungen, neben denen der Gedanke an ſeine veränderte Geſtalt ſo leicht erweckt werden konnte.

Die jungen Mädchen kamen in die Stadt; Warnfeld begleitete ſie und brachte ſeiner Schwiegermutter ihre älteſte Enkelin, ein liebes geſchwätziges Mädchen von drei Jahren mit. Das Wiederſehen der jungen Leute war ganz anders, als Albert es ſich vorgeſtellt; die Zurückhaltung der Mädchen, zu dem innigſten Mitleid geſellt, gab ihm eine Feierlichkeit, die jeden Augenblick in Thränen überzugehen drohte, indeß Albert von Warnfeld's männlicher Herzlichkeit angezogen, von dem

Anblick von Mariens Kinde überraſcht, ſich herzlich und wohlthuend mit ihm befreundete. Er ſtand nicht an, den Zutrauen einflößenden Mann ſeinen Wunſch rückſichtlich ſeines Vaters und Frau von Franc mitzutheilen, und Warnfeld durchblickte Herrn von Rode um ſo leichter, da er, von Roſe, Minchen und der kleinen Molly umgeben, wie ein lang des Lichtes beraubter Baum, dem eine erwärmende Herbſtſonne ſeine Laubkrone mit friſchem Grün färbt, ſein Gefühl in lebendigen Anregungen äußerte. Roſe und Adele verwendeten an den Vater alle Herzinnigkeit, die ſie dem Sohn ſittſamerweiſe verhehlen mußten, und die kleine Schwägerin Molly rühmte ſich der Entdeckung, einen neuen Großpapa in Herrn von Rode erhalten zu haben; ein Einfall, den ihr der Umſtand, einen andern ältlichen Mann — denn Rode war bei ſeinem ſelbſt verkümmerten Leben nicht jung geblieben — an des Großvaters Stelle bei Tiſch, und in dem Wohnzimmer ſitzen zu ſehen, ſehr nahe legte.

Wenige Tage waren verfloſſen, ſo verlor ſich die kleine Spannung zwiſchen den Jugendbekannten, und obgleich ſehr behutſam, ſprachen die Mädchen, ohne ihre Thränen zu verbergen, von Alberts Unglück, und bewieſen ihm mit heroiſcher Verachtung des Uebels, wie ein Mann, mit Ehrenzeichen und Kriegsruhm geziert, ſo lange noch ein edles weibliches Herz auf Erden ſchlüge, ſeinen Arm nie vermiſſen könnte. Warnfeld nahm wahr, daß ſein junger Freund mit unruhiger Lebhaftigkeit in dem vertraulichen Abendzirkel die ihm ſo lieben Geſichter erſpähen zu wollen ſchien. Beſonders beobachtete er ihn, wie er ſein Auge auf ſeinem Vater ruhen ließ, der, Molly auf den Knien, wie ein freundliches Familienhaupt, der Aelteſte des Kreiſes, vollkommen vergnügt des Augenblicks genoß. Wie ſich Herr von Rode eines Abends beurlaubt hatte, und die Hausgenoſſen wie gewöhnlich auseinandergehen wollten, bat Albert Frau von Frank um eine Unterredung und entdeckte ihr darin ohne Rückhalt ſeinen innigen Wunſch, ſeines Vaters peinigende Zweifel rückſichtlich ihrer Geſinnungen heben zu dürfen. Die Matrone, ihrer weiblichen Würde gewiß, ging ohne Umſchweife in Alberts Anliegen ein, allein nur um ſeine Wünſche gänzlich zu vernichten. Unverhohlen deutete ſie den unzubeſeitigenden Grund in der Denkart an, welche Herr von Rode dadurch geäußert, daß er zweimal eine Standesanſicht dem eignen Herzensglück und dem zwei ihm lieber Menſchen vorgezogen hatte. Jetzt weiß ich, fuhr ſie fort, hat er jene Anſicht aufgegeben; allein das verlöſcht nicht die Vergangenheit. In der Verbindung, die Sie wünſchen, müßte ich Alles, was dahin deutet, vermeiden, und dieſe Künſtlichkeit würde mein Leben verbittern und entheiligen; als Freundin darf ich ihn ſchonen, oder mit ihm rechten; ich bin frei, danke ihm ſein Wohlbehagen bei den Meinen und bezeige ihm meine Achtung für ſeine Güte, ſeinen Geiſt. — Albert ſtritt lange, ſtritt heftig und fragte endlich mit ernſter Bedeutung: bedenken Sie, theure Frau, daß Sie durch dieſe Fehlſchlagung auch meine verarmte Zukunft zerſtören? — Keineswegs, Albert, antwortete Frau von Frank, ſo weit iſt Ihr Vater mit ſich im Klaren und mit uns einig; Sie haben gänzliche Freiheit, Ihre Lebensweiſe einzurichten;

mit Freuden übergibt er Ihnen, welches ſeiner Güter Sie wollen, übergibt ſie Ihnen alle, und wird die Schwiegertochter, die Ihres Herzens Wahl ihm zuführt, voll Liebe aufnehmen. — Die ich Krüppel wähle! ſagte Albert mit Bitterkeit. — Iſt's möglich, ſo von Liebe getragen, ſo von Achtung gefeiert, noch immer das ſtrenge Wort, mit dem Gott Sie zu höherer Tugend aufrief, nicht als ſeine Vaterſtimme zu erkennen? fragte Frau von Frank, indem ihr Auge voll Thränen mit mütterlicher Liebe auf dem jungen Manne ruhte. — Mutter! Mutter! rief dieſer, wiſſen Sie, was Sie ſagen? Wiſſen Sie, wohin Ihre Worte führen können? — Ich weiß es nicht, ich bedarf jetzt nichts zu wiſſen, als daß unſer Albert voll Glaube, Liebe, Hoffnung ſein neues Leben in ſeinem ſchönen Vaterlande beginne, ſein ihm ſo unverhofft wiedergeſchenktes Leben. Wenn Sie mir ſchreiben, daß Ihnen Ihre Fluren, Ihre Berge, Ihre lebendigen Quellen wieder lieb ſind, dann, Albert, dann weiß ich, daß Sie Gottes Wege verſtehen. — Gute Mutter, fromme Mutter, alſo dann? — Albert, keinen doppelten Sinn! Nur was meine Worte meinten! — Werden Sie ein thätiger Landmann, dann verſchmerzen Sie Ihr Unglück und werden, an Geiſt und Leib geneſen, Ihres Herzens Wohl gründen. —

Von dieſem Geſpräch an betrieb Albert ſeine Rückreiſe ins Vaterland. Ob er je Herrn von Rode den Inhalt deſſelben mitgetheilt hat, wiſſen wir nicht. That er es, ſo hatte es ſehr günſtig gewirkt, denn Herrn von Rode's Betragen ward von da an unbefangener, zutrauensvoller gegen ſeines Sohnes edle Pflegerin, noch herzlicher gegen deren Kinder, beſonders war Roſe ſein Liebling, und er zeichnete ſie durch die Theilnahme aus, die er ihr an ſeinen Reiſeanſtalten auftrug, durch die Einzelnheiten, in die er ſie über ſeine häuslichen Verhältniſſe einweihte. Albert ward in dem Grade zurückhaltend gegen das junge Mädchen, als ſein Vater ſie zu ſich zog, und dennoch drückten ſeine Blicke ſeine Freude aus, ſo oft er ſie zuſammen im Geſpräch ſah.

Warnfeld drang nun auch auf ſeine Rückkehr und überraſchte Frau von Frank durch den Vorſchlag, ihre Freunde zu bewegen, ihren Weg in ihr Vaterland über ſein Landgut anzutreten. Sie ſchwieg betreten, aber Roſe ſchmeichelte Herrn von Rode mit ſüßer Stimme, und Albert ſchüttelte Warnfeld's Hand mit Innigkeit und rief: „Das war mein Wunſch; mir geziemte aber nicht ein Glück zu erbitten, das nur Ihre Achtung mir verleihen kann.“ Mit ſtürmiſcher Freude von Alt und Jung ward nun der Reiſeplan gemacht, Warnfeld benachrichtigte ſeine Frau von den zahlreichen Gäſten, die ſie aufnehmen ſollte, und der Frühling ſchien ausdrücklich früher einzutreten, um Alberts Reiſe zu begünſtigen.

Frau von Frank ſah bei dem erſten Alleinſein ihren Schwiegerſohn bedenklich an. Lieber Warnfeld, ſagte ſie, wir ſind wie die Kinder: überlegen, beſchließen und thun dann freiwillig, was wir zu vermeiden geſucht haben. — Nicht doch, gute Mutter; wir erkennen im Fortſchreiten deutlicher, was wir zu erreichen beſtrebt ſein ſollen. — Und wenn der Anblick Deines liebenswürdigen Weibes den guten Albert erinnert, was er einſt hoffte? — Der Anblick meines häuslichen Glücks ſoll

Albert und ſeinem Vater ganz klar machen, wohin unſern jungen Freund ſein eignes Glück winkt. — O nur keine Plane! lieber Warnfeld, keine Plane! rief die Schwiegermutter bittend und hob die gefalteten Hände auf; die dünken dem Alter, wie wenn ein Schiffbrüchiger eine Reiſe um die Welt entwirft. — Plane nicht, aber auch keine zögernde Menſchenfurcht, entgegnete Warnfeld und hatte Recht. Der Anblick von Warnfeld's Haushalt, ſeinem ehelichen Glück, von Mariens anmuthiger Hausfraulichkeit, den Mitteln zur geiſtigen Fortbildung, die in ihren Verhältniſſen, ihren Beſchäftigungen lagen, erfüllte Herrn von Rode mit Bewunderung; Albert ſtand mit brüderlicher Freude ſeiner Jugendliebe gegenüber und machte ihren Mann aufmerkſam, wie Roſe ihr ähnlich ſei, und beobachtete mit einem Gemiſch von Unruhe und Zufriedenheit, wie das junge Mädchen ſeinen Vater mit den Einrichtungen des Landhaushalts bekannt machte.

Nun hatte man Abſchied genommen, ein Jeder war in ſeine Heimath gekehrt, die Kriegsunruhen waren vorüber, jeder blickte in ſeinen ruhiger, auch mitunter leerer gewordenen Umgebungen umher; und wie ſchmerzlich dieſe Leere von Frau von Frank und ihren Kindern empfunden ward, ſo ſtörte ſie nicht ihr Familienglück, denn freundliche Erinnerung, Bewußtſein eigner Würde, in dem Mutterherzen vielleicht leiſe Hoffnung machten den Verluſt der Freunde erträglich. Alberts Briefe waren faſt trocken, ſie enthielten Berichte über ſeine erſten Geſchäfte als Landmann; Warnfeld erhielt lange Anfragen, die ſeine Landbauererfahrung beantworten ſollte.

Sein Vater drückte dagegen ſeine Dankbarkeit für ſeines Sohnes durch Frau von Frank erhaltne Pflege, für ſeine Seelengeneſung, für ſeine jetzige beglückende Stimmung aus. So verſtrich ein Jahr, und das zweite ging zu Ende, der Jahrestag von Alberts Abreiſe nahte zum zweiten Mal. — Da kam ein Brief von Alberts Vater, der um Roſens Hand für ſeinen Sohn als das Gut warb, welches einzig das Glück dieſes Lieblings verbürgen könnte. „Wir erſcheinen nicht nur als Flehende, ſchrieb er, die Alles erbitten, und nichts dagegen bieten können als die Freude, Glückliche gemacht zu haben; wir erſcheinen auch als Reuende, denn meines Sohnes jugendliche Leidenſchaftlichkeit trübte einſt ſowie meine verjährte Thorheit Ihren Frieden. Sie vergalten mit Wohlthun — befragen Sie Ihr Mutterherz, ob Sie die größte Wohlthat, die Sie noch in Ihrer Hand haben, uns ſpenden dürfen.“ —

Roſa's Glück an Alberts Seite erhellt ihrer Mutter Tage wie das milde Abendroth, bei deſſen Herausleuchten der Landmann freudig auf die vollendete Tagesarbeit zurückblickt, weil er hoffen darf, ſeine Saaten von dem Geber alles Guten begünſtigt zu ſehen. Abwechſelnd ſchlägt ſie ihren Wohnſitz am Fuß der Alpen, oder in der Mitte von Warnfeld's gedeihlichen Feldern auf und erwartet im Kreiſe von Kindern und Enkeln die ſanfte Nacht, die ein ſo ſchöner Abend einſt herbeiführen muß.

V.

Sympathie und Geiſterverkehr.

Sympathie und Geiſterverkehr *).

Ich hatte einen Bruder, der zwei Jahr älter war als ich, ein Menſch voll Geiſt und Fähigkeit, der aber durch die Umſtände ſeiner Erziehung an einer zweckmäßigen Entwickelung verhindert ward. Unſere Geburt fiel in die Epoche, wo Rouſſeau's Emil in Deutſchland bekannt ward, unſere Mutter glaubte ihn auf uns anzuwenden, indem ſie uns dem Zufall ſo ziemlich überließ; er führte mich günſtig, weil die Beſchränkung unſeres Geſchlechts mich bei meinen Puppen und Büchern feſthielt, ſpäter bei Büchern und Haushalt, endlich zu Büchern und Eheſtand, Kindern und Zeitenunglück führte, wobei ich nie aus meinem weiblichen Geſchlechtskreis kam, viel liebte, litt und überſtand. Das iſt nöthig zu wiſſen, um das ſpäter Folgende zu begreifen.

---

*) Dieſer Aufſatz iſt zwar eher eine Krankengeſchichte als eine Erzählung; aber wie man ihn auch nehmen will, ſo ſcheint er mir der Aufmerkſamkeit werth zu ſein, da er einen unbefangenen Bericht von Thatſachen enthält, deren Bedeutung und Erklärung auch in neueſter Zeit in ähnlichen Fällen wieder lebhaft angeregt worden iſt.

Der Herausgeber.

Mein Bruder trieb ſich ausſichtslos herum, lernte viel Schlechtes, wenig Schulgerechtes; aber ſeine herrliche Natur und manches Herrliche in unſerm Familienleben, das ich hier nun einmal nicht näher berühren will, entwickelte das Bewußtſein des Rechten und Guten in ihm, von deſſen Uebung Leidenſchaft ihn ablenkte, über deſſen Unterlaſſung Leichtſinn ihn tröſtete, das aber nie in ihm unterging. Er ging in fremden Kriegsdienſt und ſtarb im Anfang der franzöſiſchen Revolution am Hospitalfieber. Bis zu meinem ſiebenzehnten, ſeinem neunzehnten Jahre trennten wir uns nie; ich theilte auf gut Rouſſeauiſch alle ſeine Spiele, er theilte mir ſeine Intereſſen mit, aber nicht das Böſe, was er that oder thun mochte, wie ich fürchten muß; im Gegentheil hütete er mich vor dieſem, wie der Gärtner eine Pflanze vor dem Mehlthau und Nachtfroſt. Er war rauh, ich war mädchenhaft, trotz meinen Knabenſpielen der Zierlichkeit geneigt; wir ſtritten uns, wir waren nie empfindſam, aber wir waren unbeſchreiblich Eins. Es mußte dieſes Einsſein gänzlich auf Naturgeheimniß beruhen, weil es ſich nie als Leidenſchaft, nicht als Gefühlsausdruck, nicht als Vernunftbewußtſein äußerte. Es war. Er für mich, und ich für ihn, wie die Rechte der Linken hilft. In ſeinem neunzehnten Jahr verließ er mich, in ſeinem dreiundzwanzigſten ſah ich ihn ein Mal wieder, dann nie mehr, und zu dem Befremdlichen unſeres Verbundenſeins gehörte es, daß wir die Hinderniſſe, die Länder und Meere unſerm Briefwechſel in den Weg legten, nicht zu überwinden ſuchten. Wir ſchrieben uns nicht, wußten aber unzweifelhaft, daß wir Eins waren.

Jn ſeinem dreißigſten Jahre ſtarb er fern, fern von mir! — Spät erſt erfuhr ich ſeinen Tod, und daß ich ihn nicht empfunden, daß er ſich in den Momenten ſeiner Kriegsgefahren, ſeines endlichen Todes nur durch kein Zeichen hatte kund geben können, beſtätigte meine Verſtandesanſicht, daß den getrennten Lebenden keine geiſtige Berührung, daß den Todten keine Gemeinſchaft mit den Lebenden vergönnt ſei.

Das Schickſal führte mich auf meinem Lebenspfad in den Weſten Europa's, ja über das weſtliche Meer, ich wußte, daß mein Bruder in dem fernen Oſten eine Witwe und ein Paar Kinder gelaſſen, die ihrem Stande gemäß leben konnten. Nach vierundzwanzig Jahren kam ich auf den wunderbarſten Wegen nach *** in Gallizien, und begab mich mit Freude an dieſen Ort, denn ich wußte, daß meines Bruders Witwe daſelbſt lebte und Eudoxia, meine einzige überlebende Nichte, hier verheirathet geweſen war. Jch ſuchte die Erſte ſogleich auf, und fand eine ganz gewöhnliche Edelfrau der Landgegend an ihr, die meinen Bruder gar nicht zu ſchätzen vermögend geweſen war, und die ein Jahr nach ſeinem Tode einen galiziſchen Edelmann geheirathet hatte, und eine gute Mutter und Großmutter nach Landesart zu ſein ſchien. Eudoxia war auf dem Lande, und mein Verlangen, meines Bruders Kind zu ſehen, ward von der Perſönlichkeit ihrer Mutter und dem, was ſie mir von ihr erzählte, nicht ſehr angeregt. Aus ihren ziemlich unzuſammenhängenden Berichten erfuhr ich Folgendes von Eudoxiens Kindheit und Jugendgeſchichte, welches ich aber nicht in der geiſtloſen Zerſtücktheit vorzutragen vermag, wie meine Schwägerin es mir mittheilte; ſondern es nothwendig in den Beziehungen erzählen muß, die mir ſpäter über meine Nichte offenbar wurden.

Mein Bruder hatte unſer Geſchlecht früh durch unziemlichen Umgang misſchätzen lernen, und ſeinen Freunden mehrmals geſagt: „meine Schweſter gehört nicht zu ihrem Geſchlecht.“ — Das beweiſt, wie armſelig ſein gutes Gefühl ſich gegen ſeine ſchlechten Gewohnheiten behelfen mußte. — Nach vielfachen Liebſchaften hatte ihn wahrſcheinlich die Schönheit ſeiner Frau bezaubert, die Heirath ward ſchnell beſchloſſen, und ſeine Witwe erinnerte ſich nicht, daß er ihr vom Vaterland und Vaterhaus etwas anders, als was mich anging, erzählt hatte. Aber auch von mir ſehr wenig, doch als letztes Ziel ſeines Strebens war: „mich wiederſehen.“ — Eudoxia ward mit einer Zwillingsſchweſter im erſten Jahr ſeiner Ehe geboren, mein Bruder ließ den beiden Mädchen meine beiden Namen geben; dasjenige, was aber meinen Nennnamen, Marie, erhielt, ſtarb in der dritten Woche auf eine ſehr wunderliche Weiſe. Mein Bruder war über ſeine Vaterſchaft entzückt, beide Kinder befanden ſich vortrefflich wohl. Seit ihrer Geburt ſchien die Nähe eines des andern die Bedingung ihres Wohlſeins; ſie ſchwiegen nur neben einander, nahmen nur zuſammen die Bruſt derſelben Amme, und ſobald ihre Hände frei waren, ſchlangen ſie die kleinen Arme in einander oder legten ſie einander ins Geſicht, was ihre gewöhnliche Stellung beim Schlafe war. Eines Tages lagen ſie an einem lichten Orte des Zimmers auf einem Tiſche vor dem entzückten Vater, der ſeine kindiſche Freude hatte, ſie auf dem Kiſſen ſich die Händchen faſſen, mit den zweckwidrigſten Bewegungen in einander klammern und ſich einander freudig zujauchzen zu hören. Er bemerkte, wie er immer bei ihrem Anblick that, die außerordentlichſte Aehnlichkeit beider Kinder mit mir, ſeiner fernen Schweſter, freute ſich der Sympathie, welche offenbar die beiden zugleich entſtandenen Weſen an einander zog, und ſagte zu ſeiner im Hintergrunde auf ihrem Bett ruhenden Frau: Die beiden Mädchen zuſammen werden einmal eine ganze Maria ausmachen, ſo ähnlich ſind ſie ihr. In dieſem Augenblick ſtieß die kleine Marie einen durchdringenden Schrei aus und war todt! — Anfangs ſchien es ein Starrkrampf, denn ſie blieb in ihrer Schweſter Armen verſchlungen, aber ſteif, und die lebendige Röthe ihres ganzen Körperchens ging mit Blitzesſchnelle in bläuliches Blaß über; bald ließ aber dieſe Spannung nach, die furchtbare Todeserſchlaffung trat ein, und Eudoxia blieb das einzige Kind.

Mein Bruder vermochte den Eindruck, den dieſer überraſchende Tod in ihm zurückließ, kaum zu ertragen, er vermochte Eudoxie nie ohne ſichtbaren Schauder zu ſehen — und das Mägdlein war doch lieblich zu ſehen, denn ſie ſetzte ihr kleines Liebesleben fort, als habe Maria ihre Seite nicht verlaſſen; was neben ihr lag, ein Kiſſen, ein Umhang, der Amme Halstuch ſchien der Gegenſtand ihrer Liebe und Freude, wie Maria es geweſen war, ſie jauchzte es an, legte die Aermchen darüber her und, wie ihr die Mutter bei fortſchreitender Entwickelung den Kuß als Liebeszeichen gelehrt, heftete ſie jauchzend ihren holden Mund auf die Gegenſtände, denen ſie Liebe ſtatt ihrer Verſtorbenen erweiſen wollte. Mein Bruder zog ins Feld, ehe Eudoxia ein Jahr alt war — und ſah ſie nie wieder.

Eudoxia wuchs ſehr glücklich auf in blühender Geſundheit; aber in ihrem geiſtigen Weſen entwickelte ſich eine Eigenheit, die von den Umgebungen des Kindes wenig beachtet, und bald als Eigenheit, ohne Nachdenken, wie einmal beſtehend, gar nicht mehr geſtört ward. Es ſchienen zwei Seelen in dem Kinde, eine Nacht- und eine Tagſeele und ſpäterhin ſchien die Nachtſeele auch in der Einſamkeit, beim Frühlingswehen, bei Tönen und Melodien der Tonkunſt, vor der Tagſeele hervorzutreten. Sobald Eudoxia auf ihr Lager gebracht ward, ſchien ſie ein wacher Traum zu umfangen, der ihr Marie als Geſpielin ihres verlebten Tages darſtellte. Sie lispelte lange Geſpräche durch, lachte und bewegte ſich unruhig, ſelten anders als höchſt fröhlich, bis ſpät der wirkliche Schlaf ſie ihrem Phantaſieleben entzog. Am Morgen erzählte ſie oft, was ſie mit Marien getrieben, geſprochen — auf Befragen beſchrieb ſie Marien immer wie ſich ſelbſt an Kleidung und an Geberde. Wie es bei ſolchen Kindereinfällen leider immer geht, wurden auch dieſe anfangs bewundert, ſpäter gemisbilligt, und daraus erfolgte natürlich, daß Eudoxia anfangs viel von ihrem Umgang mit Marien ſprach, dann davon ſchwieg und ihn endlich verhehlte. Je älter ſie wurde, je mehr hielt ſie die Mutter für ein ſonderbares Kind; Eudoxia lernte und ſpielte wie andere Kinder, aber beim Eintritt der Dunkelheit, konnte ſie ſich an ein Fenſter ſetzen, und in gänzlicher Abweſenheit des Geiſtes in die Wolken ſchauen. Rief die Mutter ſie beim Namen, ſo fuhr ſie leicht zuſammen, und wendete ihr ein ſanft lächelndes Geſicht zu. Beim Frühlingserwachen konnte das Kind, und ſpäter die Jungfrau, der freien Luft gar nicht ſatt werden; aber am liebſten war ſie allein im Walde, auf den hochgraſigen Wieſen, und dann ſtand oder ſaß ſie begeiſtert, bewegte leiſe ſprechend die Lippen, oder ging, genießend wie Jemand, der im Geſpräch neben einem lieben Freunde ſchreitet, unter den Blüthen und jungem Laube umher. Ebenſo wirkten Töne, ferner Hirtengeſang, Glockenläuten, einfache Muſik — dann legte ſie wol die Hände über die Augen und weinte ſtill, und lächelte freundlich, wenn man ſie anrief. Weil es die Mutter in keiner Einrichtung des Hausweſens ſtörte, Eudoxia alſo ſchwärmen zu ſehen, ſprach ſie gar nicht davon, bis der Hauskaplan ſie um dieſe Eigenheit befragte. Sie erzählte ihm nun, was ſeit Eudoxias Geburt vorgegangen war, worauf der gute Pater dem dreizehnjährigen Mädchen in der Beichte eine Erklärung abdrang, was ihre Selbſtgeſpräche und ihre Thränen bedeuteten; Eudoxia antwortete unbefangen: ich ſpreche mit meinem Schutzengel — und dieſem ſchrieb ſie alles Gute zu, was ſie an ſich hatte, bezeigte dabei ſo viel Demuth, Frommheit und göttlichen Sinn, daß der ehrliche Pater, deſſen Glaubensform die Schutzengel keineswegs ausſchloß, ſein junges Beichtkind für beſonders vom Himmel zur höheren Frömmigkeit ausgerüſtet hielt.

Im dreizehnten Jahr ward Eudoxia in ein Kloſter gethan, und hier fand ſie unerwartet eine Schule höherer Bildung. Eine Rheinländerin war ihrem unglücklichen Gatten, der im Jahr 1793 als jakobiniſcher Kriegsgefangener nach Ungarn geſchleppt wurde, dahin nachgereiſt. Bei ihrer Ankunft war jener ſchon der rohen Mishandlung ſeiner militairiſchen Schutzwache erlegen, ſeine Frau hatte ihre ganze Habe zu Gelde gemacht, um ihrem Gatten Hülfe zu bringen, die Reiſe hatte einen großen Theil davon aufgezehrt, der Schmerz um ihres Gatten Schickſal warf ſie auf das Krankenlager, wo der Reſt ihrer Baarſchaft aufging und ſie endlich im Elend geſtorben wäre, hätte ſich nicht das Hospital eines Nonnenkloſters ihrer erbarmt. Dort genas ſie. Eltern hatte ſie nicht mehr, ihre Familie hing einer andern Meinung, als die ihren Gatten in den Tod geführt hatte, an, ihr war kein anderer Fleck der Erde lieber, als wo ſeine Gebeine ruhten, und deshalb ward ſie lieber Nonne in Galizien, als daß ſie fern von ihres Gatten Grab die Feinde ihres Todten aufgeſucht hätte. Bald entdeckten die guten Kloſterſchweſtern einen Grad Bildung an Schweſter Sophie, die unter ihnen ſelten war. Sie rühmten ſie ihrem Biſchof, und das in jener Gegend ſehr lebhaft gefühlte Bedürfniß einer beſſern Erziehung beförderte Sophie bald in das Kloſter der Provinz, wo die berühmteſte Erziehungsſchule war. Eudoxia wurde in dieſe Schule gethan und genoß Sophiens vorzügliche Sorgfalt. Das befremdliche Weſen der neuen Koſtgängerin fiel der gewiſſenhaften Lehrerin auf; ſie beobachtete ihren unruhigen Schlaf, ihre Momente geheimnißvoller Ueberſpannung; allein bei dem leiſeſten Verſuch, Eudoxien Rede abzugewinnen über dieſe myſterieuſen Stimmungen, zog ſich das junge Mädchen mit einer ängſtlichen Scheu zurück, und ſchien körperlich von der Bemühung zu leiden, ihre Eigenheit vor Aller Augen zu verbergen. Sophie ſchlug alſobald ein anderes Verfahren ein; ſie berührte jenen Gegenſtand nie mehr, ſondern ſuchte durch Unterricht und Beſchäftigung Eudoxiens Geiſt zu bereichern, ihre Phantaſie mit der Wirklichkeit zu beſchäftigen. Eudoxia lernte, arbeitete, entwickelte ſich erfreulich, aber ihr zwiefaches Leben ward keineswegs vereint, ja es ſchien mit aufblühendem Jungfrauenalter in ſchärferem Unterſchied hervorzutreten.

Nach vier Jahren kehrte Eudoxia zu ihren Eltern zurück; von beiden, dem Stiefvater wie der Mutter, nicht verſtanden, ward ſie doch von beiden herzlich geliebt und war der Abgott ihrer jüngern Geſchwiſter, die erſt ſpät in der Ehe erſchienen, noch im erſten Kindesalter, der ſiebenzehnjährigen Eudoxia wie einer Mutter anhingen. Der Kreis der Bekannten, die ganze kleine Stadt ſagte: Eudoxia werde von Engeln beſucht, ſie ſei begeiſtert, ſie habe Stunden des Wahnſinns; aber ſchön, gut und unentbehrlich nützlich in ihrer Familie, wie ſie war, ward dieſe geheimnißvolle Eigenheit bald nicht mehr beachtet.

Da kam der Sohn eines begüterten Edelmanns, der in ** ſeinen Winteraufenthalt zu nehmen pflegte, aus dem Kriege zurück; eine Lähmung ſeines rechten Armes erlaubte ihm einen ehrenvollen Abſchied, er ſah Eudoxia, und ward von ihrer Anmuth beim erſten Anblick bezaubert. Er ſuchte ſie auf, ſie ſchien anfangs wenig auf ihn zu achten, nach und nach ſah ſie ihm freundlich entgegen, endlich ſtralte einige Liebe auf ihrem Antlitz, wenn Gregor ſich ihr nahte. Freunde und Bekannte warnten den jungen Mann: „das Mädchen hat Viſionen, ſagten ſie, das Mädchen geht mit Geiſtern um, tritt mit den Unſichtbaren in ein Bündniß.“ — Er ſchwor, daß dieſes Gerücht von elenden Neidern erſonnen ſei, er beobachtete Eudoxia mit den Augen eiferſüchtiger Liebe; die ſchöne Jahreszeit und die geſellſchaftliche Sitte des Landes vereinigten ſie Tage lang bei Landpartien und kleinen Reiſen, und Eudoxia lebte ſichtlich mit jugendlicher Luſt in dem beglückenden Augenblick, der ſie mit ihrem Geliebten zuſammenführte. Die Mutter, welche nie zum Beobachten geſchickt geweſen war, hatte ſich durch Eudoxiens Geiſterſeherei nie ſtören laſſen, ihr entging es auch jetzt, daß dieſe Momente der Ueberſpannung jetzt allmälig verſchwanden, daß anfangs eine große Zerſtreuung die Entzückungen, in denen ſie mit höheren Weſen zu verkehren ſchien, erſetzte, und dieſer eine wehmüthige Heiterkeit folgte, in der ſie alle ihre Umgebungen, nun erſt, als ihr angehörig, ihr nothwendig zu erkennen ſchien, aber vor allem Gregors Neigung ohne Hehl und mit zunehmender Innigkeit erwiederte. Der Verbindung der beiden Liebenden ſtand gar nichts im Wege, man erwartete nur die Beendigung einiger Einrichtungen auf dem Gute, welches das neue Ehepaar bewohnen ſollte. Um ſo auffallender war es, Eudoxiens blühende Geſundheit abnehmen zu ſehen. Ihre Wangen, die der vollen Roſe an Glut geglichen, entfärbten ſich, wie ihre weiße Schweſter, deren innerſte Blätter nur wie im Rückſtral der Abendröthe ſchimmern; ihre Lippen behielten ihre reine Korallenfarbe, aber ihr Auge bekam einen feuchten Glanz, einen geiſtigen Schimmer, wie der Fromme ihn vom Gebet mitbringt. Die Mutter ward von einer Hausfreundin darauf aufmerkſam gemacht, und die älteſte der jungen Schweſtern, Eudoxiens ſtete Gefährtin, ſagte altklug: „Seht nur! wie Eudoxia noch mit den Engeln ſprach, ſagte ihr die Mutter immer: wenn ſie nicht ordentlich ſchliefe, würde ſie blaſſe Wangen bekommen; jetzt ſchläft ſie ſtill ein, ſowie ſie den Kopf aufs Kiſſen legt, und ihre Wangen werden doch bleich.“ — Eudoxia ward bei dieſen Worten noch bleicher, küßte die kleine Schwätzerin und ſagte: Wenn das Herz fröhlich iſt, mögen die Wangen immer bleichen — oder willſt Du mich nicht mehr lieb haben, wenn ich blaß bin? — Es war etwas Bängliches in dieſem Geſpräch, das dennoch ohne Folgen blieb; die Hochzeit ward vollzogen, und die Ehe wäre höchſt glücklich geweſen, wenn der jungen Gattin Kräfte nicht ſichtbar geſchwunden wären. Doch ſie ward ſchwanger, ward Mutter und erholte ſich ſchnell; ein zweites Kind erfreute ſie, und ſie ſchien ganz einem rüſtigen Leben geeignet und geſichert zu ſein, als nach ſechs Jahren der glücklichſten Ehe beide Kinder bald nach einander ſtarben. Eudoxia verfiel in einen ſehr gereizten Nervenzuſtand, der wahrſcheinlich dem gleichen mochte, den die deutſchen Aerzte jetzt Somnambulismus nennen; in Galizien kannte man den Namen nicht. Gregor pflegte ſeine Gattin mit der innigſten Liebe, er lehnte bald die unſichern Verſuche ab, welche nahe und ferne Heilkünſtler an der wunderbar Kranken machen wollten, und behielt ſich ihre Kur allein vor. Sie ward von Herz zu Herz vollzogen. Der ſchöne junge Mann führte die träumende, bleiche Geſtalt mit ſich auf ſeine Felder, ſchmeichelte ihr Theilnahme an ſeinem ſproſſenden Kornfeld ab, leitete behutſam ihr gehorſames Pferd in die Schatten des Waldes, athmete mit ihr den Duft, den die neuknoſpende Tanne zum Himmel ſendet, er ſprach einfältig fromm mit ihr, wie er mit ſeinen entſchlafenen Kindern gethan hätte: von dem Gott, der aus dem todten Waldmoos die zahlloſen Pulſatillen gerufen, von der Sehnſucht, mit der ſich jede Blume zur Sonne kehrt, und wie dieſe, in *einer* Tageszeit wenigſtens, jeder Blume ins Angeſicht ſchaut, und dann führte er ſie zu dem Kirchhof und betete auf der Kinder Grab, bis ihr ſtarres Auge in Thränen ſchwamm und ſie ſich ſelbſt in unendlichem Schmerz und Ergebung wiederfand. Seine liebevolle Bemühung ward gelohnt; der unnatürliche Zuſtand, deſſen ich erwähnte, verlor ſich ganz, und Eudoxia wäre wieder glücklich geweſen, wenn nicht ihre Liebe zu Gregor einen kranken Charakter angenommen hätte. Sie ſchien nur in ſeiner Gegenwart ruhig zu athmen, ihre Vernunft rang mit dieſer Schwäche, ſie zwang ihn, ſeinen Geſchäften wie ſonſt nachzugehen; aber es war ſichtlich, daß ſie, ſobald er fern war, unter einer unbeſiegbaren Angſt faſt erlag. Sie ſelbſt hoffte, daß dieſe krankhafte Regung ſich abſtumpfen würde, und ſuchte durch die mildeſte Heiterkeit in ihrem Umgange

Gregor für die Zeit zu lohnen, die er oft auf Koſten ſeiner Berufsgeſchäfte ihr weihte.

Eines Tages — die Frühlingslüfte hatten zum zweiten Mal die Gräber der Kleinen mit Blumen bedeckt, Eudoxia ſchien ihrer Aengſtlichkeit ſchon mehr Herr zu werden — mußte Gregor auf ein Vorwerk jenſeits des Fluſſes reiten, wo die hochgehenden Waſſer eine Mühle beſchädigt hatten. Eudoxia konnte dieſes Mal ihre Angſt, ihn ſcheiden zu ſehen, nicht bergen, aber ſeiner Nachgiebigkeit, welche ihm den Ritt aufgeben hieß, gebietend, rufte ſie ſelbſt nach ſeinem Pferd, preßte ihn athemlos, mit begeiſtertem Auge wiederholt in ihre Arme und ſtand dann, wie er fortritt, wie eine tief Träumende am Fenſter, wo die Sonne den Fluß bis weit in das Thal hinein beſtralte. Eine Freundin, die zum Beſuch bei ihr war, und ſie oft in ihren Krankheitsanfällen geſehen hatte, fürchtete dieſe zurückkehren zu ſehen, als ſich Eudoxia gefaßt zu ihr wendete und, mit weiblicher Arbeit beſchäftigt, die Zeit mit ernſtem aber fortdauerndem Geſpräch hinbrachte. Der Tag war kühl, die Frauen begaben ſich gegen Abend in ein Zimmer, welches die Ausſicht auf den Hof, dagegen aber Abendſonne hatte; hier ſaß Eudoxia auf dem Sopha, das Geſicht gegen die mit hellgrauem Papier bekleidete Wand gewendet, die jetzt von einem glühenden Abendhimmel beſtralt, von röthlichem Lichte umfloſſen ſchien. Eudoxiens Freundin nahm wahr, daß dieſe mit immer ängſtlicherm Blick dieſe rothbeſtralte Wand betrachtete; ſie nahm wahr, daß die Arme mit Anſtrengung, ſowol ihre Bewegungen, wie ihr Gemüth zu bemeiſtern ſchien;

plötzlich rief ſie aber, die Arme verzweiflungsvoll ausſtreckend: Ach, die Wellen reißen ihn nieder, der Strom begräbt ihn! — und mit dieſen Worten ſank ſie leblos zuſammen.

Die Freundin rief Hülfe herbei, ein Arzt wurde beſchickt. Die Mutter eilte mit ihm aus der nahen Stadt herbei, aber mit ihnen zugleich ward Gregors Leiche ins Schloß gebracht. — Er hatte, um ſich den Weg zur Brücke zu erſparen, beim Nachhauſereiten mit dem Pferd durch den angeſchwollenen Fluß ſetzen wollen, und ertrank in den gewaltigen Wellen vor den Augen ſeines Reitknechts, deſſen Pferd, durch den Inſtinkt geleitet, mit unbändiger Widerſetzlichkeit ihm zu folgen verhinderte. Es geſchah genau in der Zeit, wo Eudoxia, wie ſie ſpäter äußerte, an der erleuchteten Wand, wie ſchwellende Wellen geſehen hatte, und ohne beſtimmtes Bild ſich bewußt geweſen war: in dieſem Augenblick fände Gregor in ihnen ſein Grab. Die Unglückliche vernahm nichts von der Nähe der geliebten Leiche, nichts von der treuherzigen Klage der herbeigeeilten Mutter, ſie lag in todähnlichem Schlummer, und der Arzt prophezeihte ein ſchreckliches Erwachen oder einen unmerklichen Uebergang in die Pforte des Grabes. Am dritten Tag kehrte der Athem zurück, die Todtenzüge wurden tieftraurig aber mild, aus den geſchloſſenen Augen quollen Thränen, leiſe Worte liſpelten die bleichen Lippen, und ſie legte die Arme mehrmals kreuzweiſe auf die Bruſt, als ob ſie einen geliebten Gegenſtand umfaſſe. Valerie, die junge Schweſter, welche auch ſeit Eudoxiens Ehe ihre Gefährtin geweſen, und jetzt theilnehmenden

Jammers voll aus der Stadt herbeigeeilt war, nahm dieſe Bewegungen wahr und ſagte mit erleichtertem Herzen: „Sie ſpricht wieder mit ihrem Engel — gebt acht, Mutter, nun bleibt ſie leben!“ — und Vater hatte recht. Nach ein paar Stunden erwachte die Kranke, richtete ſich matt auf, blickte alle Umſtehende an und rief dann mit herzzerſchneidendem Jammer: er iſt todt! Von da an war ihr Verſtand völlig hell, aber wie vor ihrer Liebe zu Gregor, traten die Stunden der Begeiſterung wieder ein, ſtellte ſich ihr Nachtleben wieder her, ſo wie ehemals, ohne ihrer Pflichterfüllung Eintrag zu thun. Ihre bewußten Stunden waren der Trauer um Gregor geweiht, aber einer frommen, ergebenen Trauer, welche der Vorſehung ihre Wege nicht vorſchreibt; ſie pries dieſe Vorſehung oft, die ihre Kinder abgerufen, und damit ihr Freiheit geſchenkt habe, ſich nach dem Tode zu ſehnen, der ſie mit all ihren Lieben verbinden würde.

Wie ich nach ** kam, war ſeit dieſer ſchrecklichen Begebenheit über ein Jahr verfloſſen; Eudoxiens Geſundheit verblühte langſam und ſanft, ſie entſchwand mehr dem Leben als ſie dem Tode zuging; denn ihr geiſtiges Sein ſchien im umgekehrten Maße mit dem ſinkenden Körper ſich zu erhöhen. Valerie hatte ſie nie mehr verlaſſen, und dieſe ſchickte mir wenige Tage nach meiner Ankunft einen Boten in die Stadt, der mich aufs Schloß einlud, weil Eudoxia mich mit ängſtlicher Spannung zu erwarten ſchien. Alles Obige war mir fragmentariſch, gemein aufgefaßt und gemein dargeſtellt, von Eudoxiens Mutter erzählt worden, ich erwartete eine nervenkranke Phantaſtin zu ſehen, und kam ſehr kühl auf dem Schloſſe an.

Valerie kam mir entgegen — ein liebes jungfräuliches Geſchöpf mit ſchüchterner Innigkeit, und bei meinem Anblick doch ſichtbar erfreut; ſie führte mich in den Garten, wo uns Eudoxia ſehr ermattet und erhitzt auf dem Wege entgegenkam. Sie ſah mich befremdlich an, ſenkte ſich dann langſam in meine Arme, und hielt mich lange ſtill umfaßt, dann führte ſie mich an der Hand zu einem Sitz, und hielt mir beide Hände, blickte mir forſchend ins Auge, und drückte meine Hände an ihre hochathmende Bruſt. Ich war unfähig zu ſprechen, weil ich mir nie gedacht hatte, wie ein zartes, ſchönes, junges Weib die Züge meines Bruders mit ſolcher Lebendigkeit darſtellen könnte! — Er ſtand vor mir, wie ich ihn nie geſehen, und wie ich ihn doch gar nicht verkennen konnte, wie ich ihn in dieſem zarten Geſicht erkannt hätte, wäre es mir im Gewühl eines Balles, einer Straße, eines Kirchgangs begegnet. Und nun dieſes theure, ſeit vierundzwanzig Jahren meinen Augen entrückte Geſicht mit der Bläſſe des nahen Todes, mit dem Glanzblick der beginnenden Verklärung! — O es war ein unausſprechliches, ein überwältigendes Gefühl! — Von dieſem erſten Empfang an war unſer Verhältniß, wie ein längſt gewohnter, durch Uebereinſtimmung begründeter, zwangloſer Umgang zwiſchen innigen Verwandten in dem vorfindenden Altersverhältniß. Meine Vernunft mußte dieſer Zug der Herzen befremden; er ſtritt mit meinem Charakter, mit meiner Erfahrung; ich hatte die ſogenannte Sympathie nie wollen gelten laſſen, und hier drang ſie ſich mir auf. Eudoxia war, nach dem Zeugniß ihrer Umgebungen, ſeit meiner Ankunft bei ihr, zu einer Leichtigkeit ihres Daſeins gelangt, die man an ihr ſeit Gregors Tod nicht kannte. Es war kein phyſiſches Wohlbefinden, denn ihre Lebenskraft erloſch immer mehr und mehr, es war aber eine Sabbat-Stille — wirklich, bei unerklärlichen Dingen fließen uns bedeutende Worte von den Lippen, aus der Feder, ohne daß wir ſie ſuchen.

Ich fürchtete mich vor dem Augenblick, wo ſie zum erſten Mal in meinem Beiſein würde in ihre Verzückung verfallen. Wir hatten ſie, Valerie und ich, auf ihrem Tragſeſſel in ein kleines Thal bringen laſſen, eine Viertelſtunde vom Schloß; es war ihr Lieblingsplatz. Das Thal ging nach ein paar hundert Schritten in eine Felſenbucht aus, wo in einem runden Keſſel ein kryſtallklares Waſſer ganz geräuſchlos mit ſtets aufſteigenden, ſtets verſchwindenden Blaſen aus unergründlicher Tiefe emporſtieg. Das Becken, vielleicht von zwanzig Fuß im Durchſchnitt, ſpiegelte aus ſeiner leichtbewegten dunkeln Fluth die ſäuſelnden Blätter des hohen Laubdaches zurück, welches rieſengroße Eichen und Ulmen über ihm bildeten; unter Blumen und über zierlich ausgezackte Waſſerpflanzen eilte die Quelle der geheimnißvollen Tiefe dahin, und erzählte, in Sonnenglanz gelangt, geſchwätzig ihren blühenden Ufern die Wunder ihres Urſprungs. Nicht hundert Schritte weit bog ſie um einen Fels und trieb eine Mühle, deren eintöniges, durch den vorſtehenden Felſen gedämpftes Geräuſch das Einladende der tiefen Stille noch mehrte, die auf dem Felſenbecken ruhte.

Ich betrat dieſen Ort mit immer zunehmender Beſtürzung — die Natur hatte hier einen der liebſten Schauplätze meiner Kindheit wiederholt; eine ganz ähnliche Quelle, alſo von Blumen beſchattet, alſo im engen Thale von Felſen zu der Mühle getrieben, entſprang ganz in der Nähe des Städtchens, wo ich und mein Bruder geboren wurden. An dieſem Orte hatten wir die Feſttage unſerer Kindheit genoſſen, hatten oft in abenteuerlichem Spiel hier Robinſons Hütte angebaut, hatten in den Baumſtämmen Hamadryaden geträumt, Heroen-, Welt- und Ritterzeit dahin verſetzt, und ganz ſo ungereimt phantaſirt, wie Kinder bei vielen Anlagen und verkehrter Erziehung zu thun pflegen. Ich konnte mich nicht erwehren, Eudoxien mit der Urſache meiner ſichtbaren Befremdung bekannt zu machen. Sie ſagte ſehr heiter: „Nicht wahr? das habe ich wohl gewußt.“ — Woher? Kannte Dein Vater dieſen Ort? Weißt Du von ihm, daß er meiner Bretmühle ſo gleicht? — Sie ſchüttelte langſam, mit leuchtenden Augen das ſchöne Haupt, und ich blieb betroffen in ihr Anſchauen vertieft, denn ſie ſchien meines Bruders verklärter Geiſt zu ſein, der mir in meinem Kindheitsſchauplatz begegnete. Zugleich bedachte ich, daß Eudoxia nie ihren Vater geſehen, ſeit ihr Bewußtſein erwachte, und ein unwillkürlicher Schauder ergriff mich. In dieſem Augenblick ſank Eudoxia mit geſchloſſenen Augen auf ihren Sitz zurück, ſie lächelte heiter und bewegte die Lippen. Valerie winkte mir zur Ruhe, ich faßte mich, wie aber nach ein paar Minuten Eudoxia die Arme ausſtreckte, trat ich unwillkürlich zu ihr und umfaßte ſie, beſorgt, daß ſie durch dieſe Bewegung von dem ſchmalen Raſenſitz ſinken möchte. Sie ſchlang ihre Arme um mich, lehnte, da ich mich neben ihr niederließ, ihren Kopf an meine Bruſt und fuhr eine Weile zu ſchlummern fort. Valerie ſchien erſtaunt; ſie ſagte mir hernach, daß die Kranke ſtets krampfhaft erſchüttert erwacht ſei, wenn ſie irgend Jemand in dieſem Schlafe berührt hatte. Bald öffnete Eudoria ihre Augen und lächelte mir mit himmliſcher Ruhe zu Wie iſt Dir, Liebe? fragte ich, denn ich war voll Angſt. — „O, nun wird's immer beſſer! recht bald komm' ich zu ihr.“ — Zu wem, Eudoria? — „Zu Marien.“ — Mich durchfuhr, wie ein Wetterleuchten, der Inhalt aller ihrer Träume. Licht war nicht in meinem Kopf, aber ich hatte den Zuſammenhang von meiner geliebten Kranken ganzem innern Schickſal durchblickt. — Alſo Marie war bei Dir? So fragte ich und ſie antwortete von nun an ohne Widerwillen, aber wie Jemand, der die Fragen für überflüſſig hält, und auch wol beim Antworten zerſtreut iſt. Zuweilen war ſie aber gerührt dabei. In der erſten Empfindung, der Zerſtreuung, ſagte ſie, ſich ſelbſt tadelnd: „Ich habe das nie begreifen können, daß Ihr nicht wüßtet, wer bei mir ſei, und mir iſt's nie als möglich vorgekommen, es zu ſagen. Dir ſag' ich's, weil Du freilich zu weit weg warſt.“ — Bei einem andern Punkt ihrer Antworten umfaßte ſie mich und ſagte: „Sieh, Tante, an Dich ſchließt ſich nun mein ganzes irdiſches Weſen; deshalb iſt nun aller Zwieſpalt in mir vorüber. Das Leben ſträubte ſich ſo! das bleibt nun bei Dir und der Geiſt vereint ſich mit Marie, und dann eilen wir dem Vater r H.“ — Hier blickte ſie ganz befremdlich zweifelnd mir ins Geſicht, und ſetzte zögernd hinzu, als ſei ihr das gar nicht ſo klar wie jenes: „Dem Vater und Dir.“ — Ihr Blick behielt lange etwas Nachſinnendes, wobei ſie meine flache Hand auf ihr Herz legte, was ſie oft that, und was ihr wohl zu thun ſchien.

Aus Eudoxiens Antworten ſetzte ich mir folgende Geſchichte ihres Geiſterverkehrs zuſammen, die ich nicht als meine Ueberzeugung gebe, allein unverändert als ihre eigene Schilderung ihres wunderbaren Nacht- und Geiſterlebens. Sie konnte ſich der Zeit, wo ſie ihre Schweſter zuerſt erblickt hatte, gar nicht erinnern. Nach ihrem Bezeigen von Mariens Tod an ſollte man verſucht ſein zu glauben, daß ſie mit dieſer Täuſchung aufgewachſen ſei. Mariens Geſtalt erſchien ihr ſtets ſo, als wie Eudoxiens eigne, auch ebenſo gekleidet, ſie nahm jeden Abend ihren Platz neben ihr auf ihrem Lager, und dann erzählten ſie ſich einander Alles, was ihnen den Tag über begegnet war, ſchwatzten und beteten jede Nacht miteinander. Eudoxia konnte ſich beim Erwachen auf Das, was ſie ſich erzählt hatten, nie beſinnen; ſie wußte aber, am Abend würde ſie Alles im Bettchen wiederfinden. Ueberall, wo Marie zu ihr trat, ward es Eudoxien wohl; wie ſie anfing Unterricht zu empfangen, lehrte ſie Marie immer mehr wie der Lehrer, und von dem Erlernten konnte ſie ſich am Tag auch viel erinnern, ſie wollte es oft ihren Lehrern ſagen, wenn ſie für ihren Selbſtfleiß gelobt wurde, aber ſo oft ſie Marien nennen wollte, „gingen ihr die Gedanken aus,“ wie ſie's nannte. Wie ſie Greger kennen lernte, ward ihr Umgang mit

Marien ſehr ängſtlich; ſie ſchien ihr wie ein Schatten zu verbleichen, es war immer, als wenn ſich eine Luftwand zwiſchen ſie legte, und ein Rieſeln und Rauſchen, wie ein Waſſerquell, machten ſie unfähig ihrer Schweſter Worte zu hören. Nach und nach blieb Marie ganz hinweg, und da war's Eudoxien wieder wohl, ſie entbehrte ſie nicht, denn von Zeit zu Zeit, gerade wenn ſie am innigſten glücklich war durch Gregors Liebe, durchzuckte ſie ein Gefühl wie Lebensende, wie Vergehen — und dann dachte ſie Marien, und wußte, daß ſie nie fern war. — Das war unwillkürlich und wie ein Blitz. Das ward immer minder, wie ſie Mutter ward, und ſie meinte lange Zeit, ſie habe wohl von jeher wunderliche Träume gehabt, und Marie ſei nie bei ihr geweſen. Nach dem Tode ihres erſten Kindes ſchon, kam das durchzuckende Wehe zurück, dieſes Gefühl von Lebensende. Es ward häufiger beim Tod des zweiten Kindes; und ſie beſchrieb ihren damaligen Zuſtand als ſehr troſtlos, weil ſie gewußt hätte, daß nur Gottvertrauen ſie retten könnte, nur die Ergebung, welche auf Ueberzeugung ſeiner Weisheit gebaut iſt; aber ihre Denkkraft wäre immer in Gedankenloſigkeit übergegangen, und das hätte in geſammelten Momenten ihr Herz beängſtigt. Gregors liebende Behandlung hätte ſie damals gerettet, meinte ſie, aber die unvernünftige Heftigkeit ihrer Beſorgniſſe um ihn waren ihr quälend geweſen, ſie hätte die Empfindung gehabt, eine fremde Gewalt wolle ihr die Selbſtherrſchaft ſtreitig machen, und damals hätte ſie oft unausſprechlich gebetet. Endlich habe ſie nun Gregor ertrinken ſehen — denn ſo erzählte ſie ihre Viſion, und auf ihren erſten Schrei ſei Marie zu ihr getreten und habe ihr Alles erklärt, habe ſie auch ſeitdem nie mehr verlaſſen. — — Unbedacht unterbrach ich ſie hier mit der Frage: ſieht Marie Dir noch ähnlich? — Unwillig ſah ſie mich an, dann reichte ſie mir ihre beiden lieben, abgezehrten Hände, deren blaue Adern wie die Zeichnung auf weißen Blumenblättern lieblich und zart ſich hinſchlängelten. — Iſt, fragte ſie, die eine dieſer Hände der andern ähnlich geworden? — Und ſtirbt Marie mit Dir? fragte ich zitternd, denn ich glaubte einen Frevel zu begehen. — Ob ſie hier weggeht? fragte Eudoxia, und blickte auf die Gegenſtände um ſich her. — Ja; dabei umfaßte ſie mich und ſchloß mich ſonderbar an ſich und lispelte, ihr Geſicht an meinem Hals verbergend: zum Vater. — Und ſo blieb ſie lange halb ermattet, halb ſchlummernd an mir ruhen.

Ich mochte einige Wochen bei der lieben Kranken geweſen ſein, da ſammelte ſich am Johannistage Abends ein furchtbares Gewitter. Unter ſolchen Umſtänden war Eudoxia immer in längere Verzuckungen gerathen, dieſes Mal ſchien ſie den Einfluß der Gewitterluft zu ſcheuen, ſie ließ mich nicht von ſich, verſuchte ein paar Mal, im Zimmer umher zu gehen, gleichſam um ihre Bruſt freier zu machen, aber ſie war zu matt. Nun legte ſie oft eine meiner Hände an ihre Stirn, die andere auf ihr Herz, und in dieſer Stellung ſchien ſie erleichtert. Der Donner begann zu rollen, die Luft war von Schwefeldünſten belaſtet, Eudoxia lag ermattet auf dem Sopha und hielt meine Hände, wie ich es ſo eben beſchrieb; ich fühlte mich bis zur Ohnmacht angegriffen, und ſann auf Mittel, meine Stellung zu verändern, als ich wahrnahm, daß Eudoxia in ihre Extaſe verfallen ſei. Leiſe zog ich nun meine Hände zurück. Wir wachten um ſie, das Gewitter tobte graunvoll, Eudoxia lächelte mit ihrem Engel. Der Nachthimmel ward ruhig, die Sterne erbleichten, die Sonne begann ihre Laufbahn, Eudoxia lächelte nicht mehr, ſie athmete leiſe, leiſe, und wie die Sonne wieder ſank, war ihr Geiſt in hellere Räume entflohen.

Ich füge dieſer Erzählung gar nichts hinzu. Ich ſelbſt habe mich nicht überzeugen können, daß Eudoxiens Zuſtand einem vorzüglich denkenden Arzt unerklärlich geweſen ſein würde. An einem ſolchen fehlte es uns. Eudoxiens Hausarzt wollte mit hunderterlei Mitteln kuriren, die Geiſtlichen wollten beten und Wunder wirken — beides hatte die Kranke von jeher von ſich gewieſen. Ich nehme auch zur Erklärung des Gefühls, was mich mit meinem Bruder verband, was auf ſeine Eudoxia ganz vererbt zu ſein ſchien, meine Zuflucht durchaus zu nichts Ueberirdiſchem; aber kein theilnehmender Leſer wird mich eine Schwärmerin nennen, wenn ich geſtehe, daß mir das Leben ſeit Eudoxiens Tod wie ein kurzdauernder Auftrag erſcheint, die Welt wie ein öder Ort, in dem ich ihn wol verrichten muß, dabei aber immer die lieben Geſtalten am Ausgang ſehe, wie ſie mir winkend die Hände reichen.

VI.

Alte Zeit und neue Zeit.

Auch ein Familiengemälde.

Alte Zeit und neue Zeit *).

Ich habe Dir verſprochen, ohne Hehl die Eindrücke zu ſchildern, welche nach einer Abweſenheit von zwanzig Jahren die Menſchen und Gegenſtände in meiner Heimath auf mich machen würden. Dinge, von denen ich Dir ſo oft mit Jugendglut der Erinnerung ſprach! — und nachdem Dir meine erſten beiden Briefe die Freude des Wiederſehens, die Wehmuth, ſo manche Stätte leer, ſo manches Haupt ergraut gefunden zu haben, ſchilderten, will ich Dir auch die Wahrnehmungen nicht verhehlen, zu der ein längerer Aufenthalt in meiner Vaterſtadt mir Anlaß gibt.

Ich verließ ſie in der Fülle jugendlichen Gefühls,

---

*) Wir müſſen hier wiederholen, daß weder die Verfaſſerin dieſer Erzählungen noch der Herausgeber den Beifall des großen Publikums und ſeiner Wortführer ſuchen, und ſo mögen dieſe ſich auch vornehm überdrüſſig von dieſer Schilderung abwenden, die freilich nur zu alltägliche Lebensverhältniſſe darſtellt. — Wer aber das freſſende, tiefe Geſchwür unſerer Zeit: Unhäuslichkeit oder unwürdige Häuslichkeit, erkannt hat, dem wird hier der Stoff zu ernſtem Nachdenken nicht fehlen.

Der Herausgeber.

und kehre, ein Vierziger, zu ihr zurück; ſchwärmte ich damals, wahrlich ſo bin ich nun ruhig; daß ich nicht kalt ward, mein guter Hartmann, danke ich Dir und Deiner lieben Frau, da Ihr mir durch den Zutritt in Euer Haus Vaterland und Familie erſetztet, und endlich, nachdem Ihr den Jüngling reifen ſaht, den Mann durch Eure geliebte Schweſter beglücktet. Möge Gott meine Amalie in dieſer Stunde und in jeder des Lebens erfreuen! — Ich ſchreibe ihr, daß ſie von Dir dieſe Details erhalten wird, über die wir, ſo vertraut mein muthiges Herz, nächſten Winter ſchon wieder um unſern Kamin verſammelt, ſchwatzen werden.

Lieber Hartmann, entweder bin ich anders geworden, oder meine Landsleute, oder beides. Ich erzählte Dir ja wol oft in den erſten Jahren meiner Niederlaſſung in Philadelphia von unſerm geſellſchaftlichen Leben in **, wie die Frauen den ganzen Morgen ihren Geſchäften oblägen, im Haushalt, der Kinderſtube, am Nähtiſch, dann Mittags der Gatte, aus den Hörſälen der Seſſion gekommen, ſich des Wohlſeins ſeiner Lieben freute, die Knaben nach ihren Schulzeugniſſen fragte, die Schreibbücher der Mädchen anſah, oder vor ihrem Nähzeug mit einem freundlichen Scherz zurückfuhr, weil ihre Kunſt ihm unbegreiflich blieb — dann arbeitete wieder ein Jeder in ſeinem Beruf; die Hausfrau mußte wol irgend einen Höflichkeitsbeſuch machen oder nahm deren an, des Abends gingen die Eltern auch wol in Geſellſchaft, dann ward meinen Schweſtern ein froher Zeitvertreib gegeben, oder ein Buch, oder eine junge Freundin beſuchte ſie — aber meiſtens verſammelten ſich die Kinder um die Mutter, der Vater kam, er las ihr vor, wir hörten zu, oder trieben allerlei ſtille und laute Künſte im Nebenzimmer. Dann kamen auch einige Männer und Frauen, die Geſpräch oder Lektüre theilten, und ſo begleitete uns mit wenigen Ausnahmen jeden Abend das Bild häuslichen Beiſammenſeins in die Arme des Traumes. Ich eilte oft mit meinen von Froſt erſtarrten Füßen in vollem Gallop nach Hauſe, wenn ich bei Mondſchein Schlittſchuh gelaufen und es ſieben ſchlug, wo der Vater herunterzukommen pflegte — denn ſein Geſpräch war mir vor Allen lieb, ſowie auch das eines alten Oberſten, der den amerikaniſchen Freiheitskrieg mitgemacht und mir Philadelphia zuerſt bekannt machte. Und ſowie bei uns, war es in den Häuſern aller unſerer Bekannten, und wie ich erwachſener war, brachte ich manchen Abend bei ein und dem andern zu, die mir die ehrenvolle Auszeichnung geſtatteten, mit ihren Söhnen in ihren Familienkreis zu treten. Ich war wahrlich kein verweichlichter Knabe, wie nach meines Vaters Tode, der das ſchöne Leben ſtörte, mein unverzögerter Entſchluß, ſtatt mein Kameralſtudium fortzuſetzen, nach Philadelphia zu gehen, wohl bewies — aber ohne Dein liebes Haus wäre doch die neue Welt mein leibliches Grab aus Gram, oder mein geiſtiges durch trübſinnige Abſtumpfung geworden.

Ich fand meine liebe alte Mutter in ſehr beſchränkter Behaglichkeit und rüſtigem Alter. Das iſt mehr Glück als ein reiches Erbe: ſeiner Mutter ein bequemes Alter geben zu können! — Sie erzieht ihre beiden jüngſten Enkeltöchter von der Schweſter, die vor einigen Jahren ſtarb. Ihr wohlhabender Vater zahlt ihr ein hinreichendes Koſtgeld, aber ſie erzieht ſie nicht wie meine Schweſtern erzogen wurden. Die hatten ein paar Unterrichtsſtunden in Geſchichte und Geographie, mir däucht auch in Naturgeſchichte, in einem alten dialogiſirten Buche, worin der Eſel ſehr vernünftig ſeine Geſchichte erzählte — ich weiß nur, daß die Mädchen Manches wußten, den Vater Vieles fragten, und alle wilde Thiere zu ſehen gingen. Meine Nichtchen wallen in eine öffentliche Anſtalt, wo ich Grund zu hoffen habe, daß ſie nicht die Hälfte Deſſen lernen, was gelehrt wird. Ich erſchrak vor den Namen der Lehrgegenſtände. Die Hälfte davon hätte mich von meiner Amalie verſcheucht. Ich fragte die Mädchen ein und das andere über Geſchichte — ſo mitten aus den Zeitabtheilungen heraus. — Die Kleine wußte kein Wort zu antworten, die Aelteſte, von funfzehn Jahren, plapperte mir eine Menge leeres Geſchwätzes her, von Völkerzügen und Staatenverein, wußte aber mit keinem einzelnen Zug irgend einer Geſchichtsepoche den Geiſt ihrer Zeit zu beſtimmen, ſodaß ich mich mit einer Art Ueberdruß abwendete.

In der Naturgeſchichte betete die Jüngſte Claſſen her, die Aelteſte plapperte Curioſitäten herunter — alles ſo herzlos, als ſpräche ſie von einer Welt, die ein Kartenmacher zuſammengeflickt hätte. Endlich lispelte Pinchen, die Aelteſte, auch etwas von Alexander Humboldt — da lief mir die Galle über — ich ſtellte ſie auf den rechten Standpunkt des — beſonders weiblichen, Schülers, beim Erlernen der Naturgeſchichte: Gott in ſeinen Werken — und breitete mich über den elektriſchen

Aal, den die Jungfer Weisheit bei Gelegenheit Humboldts genannt hatte, etwas aus. Fritze, die Kleine, hörte mir erſt ſchüchtern, dann recht verklärt zu. — Ach, wenn es ihr immer ſo gelehrt würde, meinte ſie, würde ſie gewiß viel lernen! — Pinchen warf das Näschen auf und machte ein tiefes Knixchen, um dem Herrn Onkel zu danken, war aber ſichtbar beleidigt. — Ich bezeigte meiner Mutter meine Verwunderung, daß ſie dieſes funfzehnjährige Mädchen täglich ſechs, acht Stunden aus dem Hauſe ſchickte, um nicht mehr zu lernen als meine Schweſtern auch gewußt hätten. Sie bewies mir, daß alle Welt in die Töchterſchule gehen müſſe, denn dieſe Kinder könnten ja doch nicht zu Hauſe bleiben, Malchens Töchter gingen auch hin u. ſ. w. — das hatte ich vernommen.

Wie ich meiner Mutter Wittwenhaus verließ, war meine älteſte Schweſter ſchon verheirathet; Malchen, ein Jahr jünger wie ich, hatte ſchon ſeit drei Jahren ein Liebesverhältniß mit einem recht lieben, fleißigen Menſchen, der von Univerſitäten aus, hierher Ferienreiſen machte; mir kam das damals ſehr rührend vor, und ich machte aus dem künftigen Schwager meinen Damon, ja, mein erſter kleiner Handelsgewinn ſtattete dieſe Schweſter aus. — Ich eilte, ſie wieder zu ſehen. Sie hat viele Kinder gehabt, wovon die zwei ältern Knaben leben und drei Mädchen, von denen das jüngſte fünf Jahr alt iſt. Das geht Alles in die Töchterſchule. Meine Schweſter war ein hübſches, ſanftes Mädchen — ſie iſt nicht veraltet, aber ihre Züge haben eine Tendenz zum Maulhängen, die ich verabſcheue, und von dem ich lange nicht den Grund finden konnte, denn ſie liebt ihren Mann und er liebt ſie. Dieſer Zug iſt aber leider einer der allgemeinſten in dem Geſicht meiner Landsmänninnen. Was drückt er aus? Murren? Widerſtreben ohne Kraft zum Widerſtand? Bei einigen kräftigen Charakteren hat dieſer untere Theil des Geſichts einen ſpottenden oder trotzigen Ausdruck — nur bei dem kleinſten Theil ſchildert ſich in ihm die Milde und Güte, welche ihm Jugend erſetzen und noch im Alter des Mannes Seele bewegen. Meine gute Mutter hat dieſen Zug von milder Güte in einem vom Alter gänzlich bezeichneten Mund. Er ſieht aus, als hätte er immer nur gebetet und geſegnet — was in der Jungfrau als Beſcheidenheit, im Weibe als Liebe bezaubert, muß ſich in der Matrone als Gebet ausdrücken.

Mein Schwager fand ſich, wohl abgerundet, heiter und behaglich, den erſten Abend meines Hierſeins bei meiner Mutter ein. Ich fand ihn wohl unterrichtet über die Geſchäfte ſeines Berufs, und mit der Zeitgeſchichte ſo fortgeſchritten, daß er mein Bedürfniß, mich über die öffentlichen Angelegenheiten meines Vaterlandes zu unterrichten, vollkommen befriedigte. Es befremdete mich, daß er mich beim Geſpräch immer auf die Seite abführte, in ein Fenſter oder Seitenzimmer, und daß die Frauen, wenn es mir gelungen war, ihn neben den Theetiſch zu pflanzen, ſogleich ſtillſchwiegen; die jungen Mädchen ziſchelten und kickerten hie und da, die Knaben gingen ins Vorhaus, Mutter und Großmutter ſuchten ängſtlich, beſonders wenn der Schwager ſprach, Stille zu erhalten. Ich ward von dieſen Erſcheinungen zerſtreut, bat die Knaben, wieder herein zu kommen, und befragte ſie um ihre Beſchäftigungen. Sie müſſen gute Lehrer haben, aber ſie ſind ſehr mal appris. Sie antworteten mit mehr Verdrießlichkeit, als Schüchternheit. — Ich erzählte ihnen von unſern Schulen, unſerer Jugend — der ſtrengen Zucht in der Schule, der frühen Theilnahme am öffentlichen Dienſt. Was das erſte betrifft, ſo meinten ſie: „das ließ ſich kein deutſcher Gymnaſiaſt gefallen.“ Ich fragte ſie: was ſie denn thäten, wenn das Geſetz ihnen beföhle? — Der älteſte, ein derber Geſell, ſah tückiſch vor ſich hin, die andern antworteten auf meine wiederholte Frage: „Ja, bei uns iſt's eben anders.“ — Da ich mit den Knaben nicht zur Rede kommen konnte, bat ich die Mädchen, etwas Muſik zu machen, da ſie, bis auf das kleine Lorchen herab, alle Unterricht haben. Faſt wäre mir die Geduld vergangen bei den Entſchuldigungen, Weigerungen, Ausflüchten. Endlich ſetzte ſich Pinchen hin und ſang eine Roſſiniſche Arie. Ich verſtand kein Wort, ſtand auf, bog mich auf das Buch, das Mädchen unterbrach ſich und ſagte wichtig: „Von Roſſini, lieber Onkel.“ — „Ja, das erkenn' ich, aber in welcher Sprache begreif' ich nicht.“ — Da entſtand ein kleiner Wortwechſel zwiſchen meinem Nichtchen und mir, wobei ſie einige unverdaute Anſichten über Harmonie und Unterordnung des Wortſinns auskramte. — Mein Schwager ſchien an Pinchens Noth ſeine Freude zu haben, ich ſchnitt alſo das Geſpräch ab, indem ich meine Schweſter an ein paar Liederchen erinnerte, die wir in unſerer Jugend geſungen, beſonders an einige Choräle, welche wir unſerm Vater Sonntags früh, wenn wir nicht in die Kirche gingen, vorſingen mußten. — „Ach, die kenn' ich, Onkel, ſagte Fritze, hocherröthend, Großmutter, das ſind die Choräle, die ich in der Bodenkammer fand.“ . . . Ich bat ſie, mir einen davon zu ſingen, und ſie that es mit einer anfangs zitternden, aber ſo kindlich frommen Stimme, daß ich ſie am Ende recht herzlich in die Arme ſchloß. — Die Knaben ſaßen in einem Winkel des Zimmers, oder lagen vielmehr auf den Stühlen, ſcharrten mit den Füßen, ſchritten wie mit Courirſtiefeln durchs Zimmer, ächzten aus Langerweile. — Mir war der Gedanke peinlich, daß meine Neffen ſollten mehr vernachläſſigt ſein, als ich mir es für möglich gedacht hatte. — — —

Ich hatte Malchen ſehr eifrig nach unſerer Jugendfreundin, Julie, gefragt, einem ſchönen muntern Mädchen, die jüngſte in unſerm kleinen Zirkel, die ein paar Jahr nach meiner Abreiſe einen Mann geheirathet, der ſeitdem einen ſehr ſchönen Weg gemacht hatte, wozu ſein und ſeiner Frau artiges Vermögen auch beigetragen haben mochte. Sie hat keine Kinder gehabt und Malchen geſtand, daß ſie nicht mehr mit ihr umgehe, „weil ſie ihr zu vornehm ſei.“ Dieſer Grund jagte mir eine Röthe über das Geſicht. Wir haben ihn in unſerm Lande verlernt. Sobald es am folgenden Tage möglich war, ging ich zu ihr. Die Frau iſt für ihre achtunddreißig Jahre noch ſehr hübſch. Sie hatte eine große Freude, mich zu ſehen, fragte neugierig nach meinen häuslichen Verhältniſſen, und ſchien nicht übel Luſt zu haben, ein bischen mit mir zu kokettiren. Ich ließ es mir gefallen, denn was ich bisher von dem innern Familienleben meiner Schweſter geſehen, hatte meiner Freude des Wiederſehens die kältende Miſchung des Beobachtens zugeſetzt. Sie verſicherte mich, ſehr glücklich zu ſein; ihr Mann lege ihr gar keinen Zwang auf, er gehe ſeinen Geſellſchaften nach, ſie den ihren. . . . „Was hat er denn vor Geſellſchaften, denen er nachgeht?“ fragte ich, bemüht das Geſpräch ſo ſcherzend wie möglich zu halten. Sie behauptete, daß man es mir wohl anſähe, daß ich aus der neuen Welt komme, ſonſt fragte ich nicht ſo wunderliche Sachen. Wohin denn die Männer bei uns gingen? — Nun, die braven ihrem Beruf nach oder ihren Privatgeſchäften, dann in einen Club, und Abends zu ihren Frauen oder mit ihren Frauen zu Freunden; zuweilen in Geſellſchaft, oder es kämen Männer zu ihnen im Familienkreis. — — „Das iſt ja mächtig altfränkiſch!“ rief die ſchöne Frau mit aufgeworfenem Kopf, und lud mich ein, am Abend zu ihr zurückzukehren, wo ich ſehen könnte, wie ſie ihre Zeit zubrächte. Während meines Beſuchs kam der Schneider und brachte Seidenmuſter; eine Näherin, die im Nebenzimmer arbeitete, unterbrach uns auch ein paar Mal, endlich zogen einige Damen in eleganten Morgenkleidern herbei, die ſich über einigen Verluſt oder Gewinn im Spiel vom geſtrigen Abend unterredeten, einige Kindbetten und Landreiſen erwähnten, Alle ſchienen aber durch meine Gegenwart ſehr verlegen. Ich empfahl mich, nachſinnend, wie das unbefangene, muthige, warme Mädchen, gegen deren Reize ich armer Junge einſtens recht heldenmüthig mein blutjunges Herz vertheidigt hatte, zu ſo einer leeren Kokette hätte werden können? Mein Gang auf das Bureau, um mich ihrem, mir ganz unbekannten, Mann vorzuſtellen, war vergeblich; ich ging alſo meiner Schweſter einen Morgenbeſuch zu machen. Ich fand ſie im Wohnzimmer mit Kuchenmachen beſchäftigt — ſie gedachte mir ein Willkommenfeſt zu. Mir fiel das auf — ſie war nachläſſig gekleidet vielmehr als häuslich. Ich fragte ſorglos: „Machte denn unſere Mutter dieſe Arbeit auch im Wohnſtübchen?“ — „Nein. Weißt Du wol, das geſchah Alles in dem kleinen Geſindeſtübchen, weil's der Vater nicht leiden mochte, wenn Küchenwirthſchaft im Zimmer war.“ — „Kann's denn Dein Mann leiden?“ — „O, dem iſt das einerlei; er kommt auch erſt um ein Uhr vom Bureau.“ — Indem kam die Köchin herein mit einem Korb voll Effecten aller Art, Zwiebeln, Butter ꝛc., die kleine Laura hing ſich an den Korb und wollte mit Allem ſpielen, die Mutter ſchob ſie fort, das Kind ſchrie; geſchwind gab ihr die Mutter einen Apfel aus dem Korb und drohte: „Der Herr Onkel wird böſe! Fi doch!“ — Mich triebs unmuthig aus dieſem Marketenderweſen nach Hauſe. Meine Mutter war nicht in ihrem Zimmer, ich ging ihr nach wie ein alter dummer Junge; da ſtand ſie in ihrem reinlichen Hauskleide, mit einer großen Schürze angethan, in der Küche, und machte einen Teig. — Ich ſchalt ſie, daß ſie in dem feuchten Wetter dieſe Arbeit in der Küche mache: „Ei, ſeht die Hoffart! ich habe kein eigentliches Geſindezimmer, und ſoll doch den Wuſt nicht ins Wohnzimmer tragen? das würde Dir ſchlecht gefallen. Das Fleckchen, wo der Menſch ſeinen Tag zubringt, muß nichts von der Küche wiſſen.“ — —

Bei Tiſche hatte ich ein langes Geſpräch mit ihr, das damit begann, daß ich ſie fragte: Warum Malchen nicht ihrem Beiſpiel folge, ob ihr Mann dagegen gleichgültig ſei? — „Ja freilich! Ich ſelbſt weiß nicht recht, wie ſich das ſo eingeführt hat? Lieber Karl, ich nehme, ſeit Du da biſt, wohl wahr, daß ſich manche Sitte geändert hat. Die Männer ſind nicht mehr wie Dein Vater; damals war das innere Hausweſen die Hauptſache, jetzt iſt's das Beſuchzimmer. Haſt Du Malchens Beſuchzimmer nicht geſehen? Nun, Du wirſt Dich morgen wundern.“

Am Abend ſtellte ich mich bei meiner gefährlichen Freundin ein. Ich fand ein Dutzend Frauen in zierlichem Putz um den Theetiſch verſammelt; ob ſie geſprochen hatten, weiß ich nicht — jetzt ſchwiegen ſie; ein ziemlich junger Mann ſaß neben der Frau vom Hauſe, ſie hieß ihn Vetter und bat ihn, den Kreisrath zu erſuchen, daß er, ehe er ausgehe, einen Augenblick hereinkommen möchte. Der Vetter brachte ihn ſogleich mit ſich zurück, und das dürre, gewandte Männchen mit lebhaften Augen und einer Satyrnaſe begrüßte mich ſehr unbefangen. Wir gefielen uns, glaub' ich, gegenſeitig; der Mann fragte geſcheut, und ich ſuchte durch meine Antworten zu erfahren, ob er aus deutlicher Abſicht oder nur um des Geſprächs willen gefragt habe. Unſer Geſpräch fand, wie das geſtrige mit meinem Schwager, in einer Fenſterecke ſtatt. Nach einer Stunde that Herr v. Gelder einige loſe Fragen an ein paar der jüngern anweſenden Damen, und begab ſich, nachdem er Alles angewendet hatte, mich der Geſellſchaft abwendig zu machen, nach einem Gaſthof, wo ein großes Männerſoupée ſtattfinden ſollte. — Der erſte Seefiſch war angekommen. — Die Damen ſetzten ſich bald zum Spieltiſch, der Vetter ordnete die Partien, und war ſichtbar die rechte Hand der Dame vom Haus; dieſe meine ſchöne Freundin hatte gerechnet, mich zu ihrer Partie zu ziehen — ich hatte mir aber feſt vorgenommen, während meines Aufenthalts nicht zu ſpielen, blieb deshalb ſtandhaft und ſchlich mich, dem Werth der verſammelten Geſellſchaft alle Gerechtigkeit widerfahren laſſend, hinweg.

Darin beſtand alſo Juliens „vornehmes Leben,“ wie es meine Schweſter genannt. — Mit einer Art Herzweh wagte ich's, obgleich es ſchon ſpät am Abend war, meine Schweſter noch einmal zu beſuchen. — Meine Mutter erwartete mich nicht zum Eſſen, ſie meinte, daß man bei Frau v. Golder ſoupiren würde. Ich fand die Treppe und den Vorſaal finſter; **Klärchen**, die älteſte Tochter, kam mir mit dem Licht entgegen, indeß im Zimmer ein lebhaftes Rufen über die Finſterniß in unangenehmen Tönen erſcholl. Klara zündete ein zweites Licht an, die Magd räumte einige Teller hinweg; es roch gar heimlich nach irgend einem nationalen Leckerbiſſen. Die Knaben traten in einen Winkel, wo ſie ſich balgten; Lore lag ſchlafend auf der Mutter Schooß, dieſe ſuchte ſie zu ermuntern, damit die älteſte Schweſter ſie zu Bette bringen könnte, das Kind heulte, und nun legte ſie die Mutter bequemer und behielt ſie auf dem Schoos. Nachdem der Tiſch abgeräumt war, gingen die Töchter in ihr Schlafzimmer, die Mutter befahl den Söhnen zu Bett zu gehen, weil ſie doch nichts Vernünftiges machten. — „Um halb zehn, liebes Malchen!“ rief ich. — „Ach, ich bin ſo froh, wenn ſie zur Ruh ſind! — ehe hab' ich doch keinen guten Augenblick.“ — Die Knaben polterten bereitwillig zum Zimmer hinaus.

„Dein Mann ſpeiſt wol auch im rothen Adler?“ — „Wie kommt Dir das bei? Nein, dazu iſt er ein viel zu guter Hausvater, da eſſen ſie die Portion zu achtzehn Groſchen, den Wein nicht gerechnet. Miller geht in die Harmonie und ißt ſein Stückchen Schinken zu ſeinem Schoppen Wein . . .“ Kurzum ich hörte nun, es ſei Sitte, daß der Hausvater nach gethaner Arbeit in irgend ein öffentliches Haus gehe — hier heißen ſie's Harmonie — oder in einen Gaſthof, oder in beide nacheinander, wo er dann in der Harmonie Zeitungen und Broſchüren lieſt, nachher auch, wie meine Schweſter ſagt: „ſeinen Schoppen trinkt . . . .“ „Und da biſt Du alle Abende allein?“ — „Du haſt ja geſehen, daß es mir nicht an Geſellſchaft fehlt,“ antwortete Malchen ſichtbar aufgeregt. — „Und wann ſieht dann der Vater die Kinder, oder beſchäftigt ſich mit der Söhne wiſſenſchaftlicher Ausbildung?“ — „Er bezahlt ihnen ja Lehrer und einen Repetenten.“ — Mein Blut kochte. — „Da trägt ja ein Hausvater wöchentlich einen beſtimmten Theil ſeines Erwerbs in den Gaſthof, ohne daß ſeine Familie den geringſten Theil an dem Genuß nimmt.“ — „Das ſage Du Deinem Schwager.“ — Ich ging heſtig bewegt im Zimmer umher. Mein furchtbares Unrecht, dieſes arme Weib auf ſeine Entbehrungen aufmerkſam zu machen, entging mir nicht; dennoch ward ich, aus einem Trieb zu helfen, fortgeriſſen mehr zu ſagen. „Alſo die Art Gaſtfreiheit, mit der unſere Eltern Abends ihre Suppe dem hinzugekommenen Freunde anboten.“ . . . . — „Mein Mann nimmt oft Fremde in die Harmonie, oder führt ſie mit ſich in rothen Adler ſpeiſen. — „Und Du?“ — „Das iſt mir ganz recht. Der eine Gaſt koſtet im Wirthshaus nicht ſo viel wie ein Diner koſten würde, was bei zwei Mägden viel Laſt macht.“ — „Aber Deine Töchter müſſen doch in der Küche helfen?“ — „Die ſind ja den ganzen Tag in der Töchterſchule.“ — —

Ich wußte mir gar nicht mehr zu helfen! Ich dachte: da hat Dir und Deinem Hartmann Gott die Gnade verliehen, daß ihr in der neuen Welt auf der jungen Erde, die vor ſechzig Jahren noch keines Menſchen Wohnung trug, der Väter Sitte treu bewahrt habt, und auf dem feſten alten Vaterlandsboden finde ich ein Umkehren der Begriffe, daß ich die Kinder meines Vaters kaum mehr erkenne. Plötzlich fiel mir Göthe's Wilhelm Meiſter ein — erinnerſt Du Dich, daß er Wilhelms Schwager dieſe Wirthshausgaſtirung, das Wirthshausgehen, das Verſchließen ſeines Hauſes vor wirklicher Gaſtfreundſchaft mit breiter Selbſtzufriedenheit anpreiſen läßt? — Göthe hat in prophetiſchem Geiſte geſprochen — hier ſah ich dieſe freudloſe, freundloſe Maxime ausgeübt. — — —

Ich bin nun ſeit mehreren Wochen hier, ich habe alle meine alten Bekannten wieder geſehen, manche neue Bekanntſchaft gemacht. — In einem freien Lande, in einem Lande, wo des Landes Wohl jedes Bürgers perſönliche Angelegenheit iſt, da ſind Männervereine eine nothwendige und heilſame Sache. Jeder Bürger hat etwas zu ſagen, zu hören, zu beurtheilen, in den öffentlichen Angelegenheiten zu berathen. — In ſo einem Lande iſt es nützlich, daß der Mann eine Stunde mit Männern ſei; wo dieſe Urſache hinwegfällt, müſſen dieſe öffentlichen Vereinigungspunkte, ſobald ſie des Mannes tägliche, ja einzige Erholung werden, die Urbanität aufreiben. Die geſellſchaftliche Unabhängigkeit, die da ſelbſt jeder für ſein Geld hat, enthebt ihn in dem äußern Benehmen der Zuvorkommung gegen Andere, ſowie der Beherrſchung ſeiner ſelbſt. Was nicht geſetzlich verboten iſt, erlaubt er ſich, und das führt ihn auf ein ſo weites Feld, daß er ſich dem König Nebukadnezar dort zugeſellen könnte, wenn er nur den andern Gäſten nicht unter die Füße lief.

Ich nehme natürlich die Männer aus, die zum Leſen dieſe Orte beſuchen — Dann haben ſie aber einen andern Nachtheil — wenn unſer Vater ſich ein Buch verſchafft hatte, das außer ſeinem Amtsbezirk lag, ſo ſetzte er ſich Abends damit zu uns in das Wohnzimmer, beſonders wie die Geſchwiſter nicht mehr klein waren; oft las er der Mutter daraus vor. — Ich weiß wohl, wie ich dann von meiner Ausarbeitung hinhorchte. — „Willſt Du recht zuhören, ſo komm her, aber dann mußt Du Dein Penſum ſpäter machen, und es darf kein Deut fehlen!“ erſcholl endlich des Vaters Stimme;

da flog ich hin und hielt meinen Schweſtern Garn oder ſchnitzelte Zwirnbretchen, und wenn ich nach dem Abendeſſen das Penſum vollendet hatte, brachte ich's noch dem Vater in ſein Zimmer. — Gott gebe ihm die ſüßeſte Ruhe! — Ich ſehe ihn noch, wie er mir freundlich zunickte. O mögen meine Söhne ein ſo liebes Bild von mir behalten, wie der liebe Greis mir zurückließ!

Dieſer Vortheil der gemeinſchaftlichen Lektüre, oder doch des gelegentlichen Mittheilens, fällt weg, wenn der Hausvater außer dem Hauſe lieſt. Aber was thut indeß die Frau in dem herrnloſen Hauſe! Sie wird erſte Hausmagd, wie meine Schweſter, oder eine kalte Hausherrin, wie Frau v. Golder. Malchen hat wol gefehlt, wie die meiſten Frauen fehlen mögen — ſie hat die erſten Schritte zu den jetzigen Verhältniſſen nicht ſogleich erkannt, und erſt wie das Uebel ſich feſtgeſetzt hatte, nahm ſie es wahr. — Ein Hauptgrund zu dieſer Ausartung des Familienlebens mochte auch in dem ewigen Länder- und Herrntauſche liegen, der ein Dutzend Jahre in Deutſchland ſtattfand. Dieſer zog eine Veränderung der Beamten nach ſich, ein Voneinanderreißen und Zuſammenſetzen, das den althergebrachten Maßſtab geſellſchaftlichen Aufwandes zerbrach. In unſerm Reſidenzchen, zum Beiſpiel, waren die Bedürfniſſe des Luxus und deren Befriedigung von Alters her claſſifizirt. Die Kaufmannsfrauen hatten ein Ideal von Pracht, die Beamtenfrauen, der Hof ebenfalls. Jeder Stand wetteiferte unter ſich; da konnte es nie ſehr weit gehen; aber hinüberzugreifen in den höhern Stand, hätte man für eine Art „ſich wegwerfen“ gehalten. Jeder Stand hatte ſeinen Stolz. Nun wurden aber plötzlich die Beamten aus der Reſidenz in Landſtädte verſetzt, Adelige in bürgerliche Stellen, Bürgerliche bekamen Adelsrang, Kaufleute bekamen Titel, Landleute wurden in die Städte verſetzt, ihr Standesſinn ward ihnen genommen, und Bürgerſinn können dieſe Leute doch wol nicht in ſich entwickeln *). Nun griff in ſeinem Streben ein Jeder in des Andern Gebiet; Gleichheit entſtand nicht, aber Verwirrung der Anſprüche; Jeder erklärte die Erhebung, zu welcher er auf Koſten des Andern gelangen konnte, für eine gute Priſe — und ſo entſtand ein Luxus, den man nicht über den Stand nennen kann, aber über den Beutel. Deine Eltern haben dir den Charakterzug von uns Deutſchen: die Putzſucht und den Einfluß eines beſſern Rockes, nicht bekannt machen können; in Amerika hatte das zu wenig Intereſſe; ſo lange ich unter meinen Landsleuten lebte, habe ich das auch nicht ſo gewußt, ich kam erſt zu einer Erkenntniß davon, wie ich ein geſchmackloſes, aber hiſtoriſch ſehr merkwürdiges, altes deutſches Gedicht las — das älteſte, was wir haben — wo Du aber um Gotteswillen weder an Oſſians Heroenlieder, noch an des Cids edle Romanzen denken mußt — genug, in dieſem Gedicht, das den rohſten Zuſtand des geſellſchaftlichen Vereins ſchildert, ſpielen die ſchönen Gewande und Juwelen immer eine große Rolle, und von da an fand ich überall bei uns Deutſchen eine entſchiedene Neigung zum Putz. — Doch das führt mich ganz von meinem Gegenſtand ab.

---

*) Das iſt falſch und beſchränkt geurtheilt. Der Deutſche, der eine Conſtitution hat, entwickelt auch Bürgerſinn.

Malchen hatte nicht den Muth, der Zunahme von Luxus, der zu Anfang ihrer Ehe ſtattfand, zu widerſtehen und die Fülle des Nothwendigen dem ſpärlich Ueberflüſſigen vorzuziehen. Die Hauskleidung ward nachläſſiger, weil man ſich außer dem Hauſe putzte; die Ueberraſchung freundlicher Gäſte hörte auf willkommen zu ſein, weil man am täglichen Tiſch das ſeltene Gaſtmahl abſparte. Nun kamen Kinder auf Kinder; die Frau fand eine Erleichterung darin, daß der Mann zuweilen den Abend fortging, wo denn die kleinen Geſellen ungezähmt ſchreien konnten — denn von ſtrenger Zucht weiß ein weiches Mutterherz nichts, wenn kein großes Gefühl die kleinen Sorgen veredelt. — Gern ließ man den fremden Gaſt in den rothen Adler zum Mittageſſen führen; die Hausfrau machte ſich indeß einen Ruhetag, indem ſie faſt nichts kochen ließ, denn dieſes thut man bei ſo viel häuslicher Laſt nur, um den Hausherrn zu befriedigen. Nun war auch keine häusliche Ueberraſchung zu befürchten, denn der Mann brauchte den Fremden der Hausfrau, die nicht für ihn kochen und braten ſollte, gar nicht mehr vorzuſtellen. Waren den nächſten Mittag die Kinder ſtill und der Mann gut gelaunt, ſo erzählte er der Frau ein und das andere von dem Rothen-Adler-Eſſen, und die Gute ſpähte im Kochbuch nach, wie ſie es auch kochen könnte, und war ſehr froh, wenn der Eheherr, gut gelaunt, die Nachahmung lobte. — Nach und nach wuchſen die Kinder heran, die Schulclaſſen folgten mechaniſch, der Vater bekümmerte ſich um das Erlernte wenig, nur um die Feſtſtellung und Bezahlung der Stunden. Alle vier Wochen wird Sonntags einer der Lehrer en famille zum Mittageſſen geladen und um den Sohn befragt. Der wackere Mann antwortet, die Füße unter des Herrn Steuerraths Tiſch, ſeinen Löffel vor dem Munde. — — So ſteh's mit dem Unterricht; die Zucht bleibt der Mutter ohnehin überlaſſen; aber die weibliche Autorität iſt bei Knaben ſehr leicht compromittirt. Schon ihre wiſſenſchaftliche Bildung, in welcher ſie ſich eines, dem Weibe ſo überlegenen, Strebens bewußt ſind, ſchwächt gewiſſermaßen der Mutter Herrſchaftsmittel. Allein noch vielmehr werden dieſe durch das wenige Anſehen geſchwächt, das der Vater der Mutter im Innern des Hauſes einräumt. Beſeitigt nun nicht eine, dem Geſchlecht ſeltene, Feſtigkeit dieſe Hinderniſſe, ſo ahmt der Sohn dem Vater in Vernachläſſigung gegen und Anſprüche an die Mutter nach.

Eine Entſchädigung konnte ſie noch hoffen: die Natur verweiſt die Mutter an die Töchter, um im Fortſchritt der Jahre Gehülfinnen, Vertraute, Gefährtinnen in ihnen zu finden. — Auch dieſen Naturgang haben die neuen Gewohnheiten geſtört. Der Unterricht in öffentlichen Anſtalten trennt die Töchter den größten Theil des Tages von der Mutter, und nimmt ihnen das feſteſte Intereſſe für den Haushalt: das der Gewohnheit; auch entfernt es in den meiſten Fällen die Tochter geiſtig von der Mutter, weil der Kenntnißkram des neuen Unterrichts der Mutter — in der gelehrten Schulform wenigſtens — fremd blieb, der Erwerb des Unterrichts alſo nicht Band der Geiſter und Herzen zwiſchen Mutter und Tochter werden kann.

Glaube nicht, daß mir Malchen dieſe Dinge als

Klage verbrachte, daß ich ſie nur in ihrem Hauſe wahrnahm. — Auf und ab, mehr oder weniger wiederholen ſich dieſe Misverhältniſſe in allen Familien des Mittelſtandes, alſo in dem Heerd der geiſtigen Nationalität. Deshalb konnte ich ſie überall beobachten. Fremde aus mehr wie einer anſehnlichen Stadt unſers Vaterlandes, die ich über dieſen Gegenſtand ſprach, verſicherten mich, daß dieſe Misverhältniſſe ſich überall glichen, wenig Ausnahmen fänden, von manchem hellſehenden Mann bedauert würden, aber mit ſo vielen Erzeugniſſen der Zeit verwachſen wären, daß die Abänderung ihnen unmöglich ſchien.

Mein nächſtes Augenmerk ging nun darauf, zu erforſchen, ob der Unterricht in den Töchterſchulen auf die Ehen, welche mit deren Zöglingen geknüpft worden waren, Wirkung gehabt habe. Als altes Stadtkind kamen mir die treuen Herzen, und als Atlantiden die Neugier meiner guten Landsleute entgegen; man behandelte mich recht freundlich. — Ich hatte nun einen neuen Standpunkt für meine Beobachtungen gefaßt, fand ein Geſchlecht, das von meiner Schweſter Zeitgenoſſen ſehr verſchieden war, aber von unſern Begriffen häuslichen Glücks nicht weniger fern. Ich hatte mich einerſeits vor dem Einfluß des wiſſenſchaftlichen Unterrichts gefürchtet, beſorgte, belletriſtiſche Trödelladen ſtatt Hausſtand zu finden; andererſeits dachte ich mir's auch möglich, daß der junge Ehegatte, in ſeiner Frau ſo manchen wiſſenſchaftlichen Anklang vorfindend, dieſe zur Genoſſin ſeiner erheiternden Geiſtesbeſchäftigung, hie und da zu ſeiner Deotima gemacht hätte. Gottlob! ich fand dieſe letzte Vorſtellung als Ausnahme hie und da gar rührend realiſirt. Ich war Zeuge, wie in den Abendſtunden das liebe Weibchen leiſe aus dem Kinderſtübchen ſchlich, wo ſie ihre Lieblinge zur Ruh gebracht hatte, und der Mann, als ſei nun ſeine Freudenſonne aufgegangen, mir Manches aus ſeinem Schreibtiſch mittheilte, bei dem ich in den Zügen des lieben weiblichen Weſens las, daß ſie ſich ſchon daran gefreut hatte, ja mehrmals, bei Gedanken, die mich beſonders ergriffen, ſagte mir der Gatte mit männlich ſchöner freudiger Scham: „Das verdanke ich einem Geſpräch mit meiner Frau.“ Oder: „Das ward mir erſt durch einen Widerſpruch meiner Frau klar.“ — Dieſe beſcheidene Theilnahme der Frau nahm ich nicht nur an ſchönen Künſten wahr, ſondern an jedem vernünftigen Geſpräch, ſchweigend und mitredend, ſodaß es ſichtbar ward, ein geiſtiges Band vereinte den Bürger mit der Gefährtin ſeines Lebens.

Daß die Aeußerlichkeiten eines neuen Haushalts vom Jahr 1821 verſchieden ſind von einem ſolchen von 1800, das verſteht ſich — nur fand ich, wo ich dieſe glücklichen Ausnahmen antraf, dieſe Aeußerlichkeit am wenigſten verändert, das Geräth am einfachſten, den Nähtiſch der jungen Frau mit großen Haufen Leinwand bedeckt, die Kleidung ſo eingerichtet, daß ſie ihre Knäbchen, ihre Mädchen ohne Leidweſen an ſich hinan konnte klettern laſſen, und trotz der eleganten Nettigkeit des Leibchens ſich recht flink bücken, um ihnen das Näschen zu putzen. Um ſolche herrlich liebe Ausnahme zu erziehen, bedurfte es nun aber keiner großen wiſſenſchaftlichen Bildung, denn mit anderer Aeußerlichkeit war manche unſerer Mütter ſo ausgebildet ohne Formenlehre, Anthropologie und wie der Kram heißt.

Gut — mit Freuden ſchilderte ich Dir die Ausnahmen — ſie treffen Menſchen, die ich vorher nicht kannte, für die ich keine Vorliebe habe, deren Intereſſe, Bildung, Ehrgeiz, Beſtreben von dem meinen ſo verſchieden ſind, daß ich ſie zu meinem vertrauten Umgang nicht nehmen würde. Die Wirkung des verſchiedenen bürgerlichen Treibens auf den geſellſchaftlichen Umgang iſt gar wunderlich! Wir ſehen Beide, dieſe Menſchen und ich, denſelben Gegenſtand, aber Vorderſatz und Folgerung ſind ganz verſchieden, weil wir . . . der Eine von Oſten nach Weſten her ihn anſehen, der Andere von Weſten nach Oſten. — Aber betrachten wir die Maſſe des neuen Geſchlechts, welches die heutige Erziehung bildete, — da wirſt Du mich geradezu für einen Träumer halten, wenn ich Dir ſage, daß ſie von den Zeitgenoſſinnen Julchens und meiner Schweſter gar wenig verſchieden iſt. Nur mit dem Unterſchied, daß der Charakter von Julchens Ehe allgemeiner iſt; Weiber, die wie Malchen ſich zu abgelohnten Haushälterinnen haben herabdrücken laſſen, gibt es unter den ganz jungen Frauen weniger. — Viele Frauen dieſes Charakters haben, ſtatt der trüben Reſignation, welche den troſtloſen Zug des Maulhängens veranlaßt, im fortgeſetzten Leſen heillos fader, oft zuchtloſer, noch öfter halb verrückt myſtiſcher Romane einen Erſatz für die Leere ihres vereinzelten Lebens gefunden. Wenn ich mir das tägliche Leben einer jungen Hausfrau denke, deren kleinliche Detailsgeſchäfte durch keinen geiſtigen Geſichtspunkt, weder religiös, als Sandkorn zum Weltenbau angeſehen, noch bürgerlich, als Beförderung zum Vaterlandswohl, veredelt werden; die den Dank des Gatten höchſtens beim gelungenen Judenkarpfen in ſeinem beſſern Appetit erkennt; die bei der Erziehung keinen Beiſtand und Berather, nach vollendetem Taggeſchäft keinen Aufſchwung zu höhern, allgemeinen Begriffen genießt — wenn ich mir dieſes verarmte Weſen mit ſo einem der tauſend Romane beſchäftigt denke — welch eine Wirkung können ſie hervorbringen? — Keine, mein Freund, als ein Leben im Traum, das nicht einmal Sehnſucht erzeugt; denn die Geſchichten ſind meiſtentheils ſo abenteuerlich, daß ſie nicht, wie unſere ehemaligen Romane, romanesk machen, wie wir's nannten, daß ſie eben ſo wenig, wie tauſend und eine Nacht, verleiten werden, auf Talismane und Genien zu hoffen, ſondern ſie geben dem verſtimmten, ermatteten weiblichen Gemüth einen Opiumzuſtand, wo lebendige bunte Bilder die Hausquengeleien zur Seite ſchieben, bis der Ehemann aus der Harmonie oder dem Gaſthof nach Hauſe kommt, wo dann die junge Frau den Abhub des täglichen Lebens aus ſeiner Hand zu empfangen bereit ſein muß.

Nach meiner Anſicht werden die ſpätern Jahre dieſer Frauen von denen meiner Schweſter wenig verſchieden ſein. Ihre Töchter ſind durch die jetzige Unterrichtsweiſe bis ins funfzehnte, ſechszehnte Jahr von der Theilnahme an häuslichen Geſchäften ausgeſchloſſen; hört der Unterricht auf, ſo tritt das Jüngferchen in die Geſellſchaftswelt, und nun erwachen Gefühle, die, wenn ſie nicht durch häusliche Gewohnheiten gefesselt sind, von ihnen abwenden; das Mädchen denkt sich seine eigene Wirthschaft so nahe, daß es die der Mutter gleichgültig ansieht; sie hat auch so viel Superfeines an schönen Künsten gelernt, das hat Geld gekostet, sie soll's nun üben — Musik, Zeichnen, Sticken. — Nun! bekommt sie bald einen Mann, so geht das Alles unter, in einem Malchens-Charakter, oder es keimt zur Entartung auf, wie in Juliens, und die Frau verkrüppelt als geduldige Matrone, oder lebt, wie Julie, in herzlosem Scheinleben, bis das Alter die Ecken abschlägt, womit der kühnere Charakter scharf an eine Wirklichkeit anstieß, die er nicht richtig aufzufassen verstand.

Ich kann nicht leugnen, daß mich der tägliche Umgang mit meinen alten Bekannten schmerzlich anregte. Mit meiner Mutter allein sprach ich über den falschen Gang der Bildung, den meine Freunde genommen hatten und die ich das junge Geschlecht nehmen sehe. Die liebe Frau gab mir in Allem Recht, sie hat dafür einen Beruhigungsgrund gefunden, der aber nur ihr mildes Gemüth beweist. Sie meint, ihre Großmutter hätte das Mitgeschlecht eben so ausgeartet gefunden, wie mir das mitlebende vorkommt, „und da ich nun, macht sie ihren Schluß, so gut und glücklich mit Deinem Vater lebte und so gute Kinder erzog, so denke ich, daß der jetzige Weg wieder zu einem guten Ziele führen soll." — „Aber, liebe Mutter, haben Sie denn sich hingesetzt und haben feine Sächelchen gepestelt, indeß die gedungene Näherin die Hauswäsche nähte? Habe ich denn dürfen aus dem Gymnasium nach Hause kommen, Thüre zuwerfen, neben Ihrem Tiſch vorbeiſtampfen, daß Ihr Geſpräch lauter werden mußte, um hörbar zu ſein, dann mich ſchief auf den Stuhl ſtrecken, den Hund zerren, mitten im Geſpräch das Vesperbrot fordern, habe ich das gedurft? — So ſah ich's bei Malchen, und bei —, und bei —." Ich rechnete ihr nun die Häuſer her, wo ich meine ärgerlichen Beobachtungen gemacht hatte, und deren Liſte ich noch hätte ſehr verlängern können. — Sie ward ſtill, ſagte dann aber weichmüthig: „Soll ich's denn dem armen Malchen erſt recht fühlbar machen, wie in ihrer Ehe und den meiſten des heutigen Tages der Geiſt Deines Vaters nicht athmet? Ach, ſie hat's tief genug gefühlt! Sie hat manchmal da geſeſſen und geweint: „Bin ich denn zu nichts gut, als die erſte Magd im Hauſe zu ſein? rief ſie mit Thränen; ſind mir nur alle Sorgen beſchieden? Hat Miller nicht verſprochen, mein Gefährte zu ſein in Freud und Leid? — Sie ſagte wol ärgere Sachen: die Bruthenne hätte es beſſer, der helfe der Hahn Körner leſen; und: ſie möchte lieber Haushälterin ſein, wie Frau; wenn jene ſich des Tags über gequält hätte, ſo würfe ſie Abends mit der geſchloſſenen Rechnung die Bekümmerniß von ſich, aber ſo gut hätte ſie's nicht." — „Nun, und jetzt iſt Malchen zufriedener?" — „Was ſoll ſie denn thun? Miller iſt ein ſehr rechtlicher, angeſehener Mann, er ſchenkt ihr, was ihre Augen wünſchen, ſie könnte das ganze Jahr ins Theater gehen."

Ich konnte das nicht länger ertragen, und brach das Geſpräch ab: Mir blieb noch ein altes Freundespaar wiederzuſehen, Laland, ein Univerſitätsbekannter, der noch zu meiner Zeit ein recht hübſches Mädchen mit einigem Vermögen geheirathet hatte. Meine Bekannten ſagten mir, er habe ein Landgut gekauft, das er ſelbſt anbaue, ein Paar Söhne habe er in Schnepfenthal, die Mädchen erziehe er mit der Mutter ohne andere Lehrer, der Mann lege in Alles was Beſonderes; er habe ſich bei den Landſtänden gar unnütz gemacht, bald für die Oppoſition, bald für die Miniſter geſtimmt, und werde wol bankerott machen, denn er baue ſeine Felder neumodig und verführe ſeine ganze Gegend zu neuen Methoden. Das machte mich ſchüchtern, aber — Frau v. Golder drohte mir mit einem Chriſtfeſt, dem ein gewaltiges Souper folgen ſollte, Schwager Miller ſprach davon, daß ich am erſten Feiertag nothwendig des Fürſten Geburtstag mit einem Männerſchmaus im rothen Adler feiern müßte. — Ich ſagte zu allen: Ja! ſetzte mich am Chriſtabend zu Pferd und trabte nach Eichenhall, Lalands Landgut.

Es war ein milder Wintertag, wo der Rauch ſo gerade aus den Dorfſchornſteinen emporſteigt, die Krähen auf dem Schnee ſpaziren, und der Reif ſo leiſe von den kandirten Bäumen ſinkt. Eichenhall war in der alten Ordnung der Dinge eine Domäne, ich hatte als Knabe den damals dort ſtationirten Oberamtmann öfters beſucht, er erlaubte mir auf den Dohnſtrich zu gehen und Sperlinge zu ſchießen. Ich kannte deshalb das ganze Lokal. In fünf Stunden war ich da — es war ſchon ganz dunkel, kein Knecht war im Hofe zu ſehen und zu hören, der Hund bellte und knurrte, lag aber noch an der Kette. Doch im Familienzimmer hörte ich's jauchzen und jubeln. — Mir ward ganz wunderlich zu Muthe unter dieſer meiner Jugendumgebung, von keinen veränderten Menſchengeſichtern entfremdet. Studentenmäßig band ich mein Roß an das Treppengeländer und ſtieg hinauf — kein Licht im Vorplatz, die Küchenthür geſchloſſen, des Amtmanns Zimmer eben ſo — ich entſchließe mich kurz, klopfe ans Familienzimmer, leiſe, lauter — da öffnet ſich die Thür von innen, ein Knecht mit einem ächten fränkiſchen Birnenkopf guckt heraus, und von mir ab ins Zimmer, indem er mir gleichſam Platz macht. — Welch ein buntes Gewimmel traf ich da an! — Mitten in dem großen Zimmer ſtand ein Tiſch mit einem ungeheuern Weihnachtsbaum, rund umher lagen in vier Abtheilungen die Geſchenke der vier ältern Kinder, rechts ſtand ein Kindertiſch mit einer ganzen Schreinerwerkſtätte, für Kinderhände faſt zu derbes Kaliber, daneben ſaß ein ſechsjähriger Knabe auf einem Schaukelpferd, eine ſchöne neue Pudelmütze über den lebendigen Augen, einen halben Maaskrug mit zinnernem Deckel in der einen Hand, eine Art Wurſt, wie der Pagat im Tarok, in der andern, und ein kleines Brot unter dem Arm — mit dieſen Beſitzthümern hatte ſich der Burſche in eine ſolche Seligkeit eingewiegt, daß er nichts mehr wahrnahm, was um ihn herum vorging. — Ich hatte dieſe unnachahmliche Geſtalt kaum ins Auge gefaßt, ſo rief Laland: „Wilhelm Kempe! — Wilhelm! — Sara, das iſt Wilhelm Kempe aus Philadelphia!“ — Und herbei flog eine nettes Frauchen von ſechsunddreißig Jahren, die betroffen, erfreut, nachdem ich mich aus des Freundes Armen losgewunden hatte, mir die Hand herzlich drückte. Nun beſah ich mir die Gegenſtände umher. Die Söhne waren in der Vacanz bei den Eltern und ſtanden, zwei blühende Knaben, neben den niedlichen Schweſtern, den Uebermeermann freundlich betrachtend; zwei Mägde und zwei Knechte hielten ſich, freudeglänzend, zu zwei und zwei an einem Tiſch auf, und zeigten ſich einander ihre Geſchenke, Alles ſprach Friede und Freude. — Endlich rief Laland: „Wie kamſt Du aber herein?“ — „Ach, das weiß mein Pferd am beſten, das ſteht draußen und harrt aufs Chriſtkindle.“ — Die beiden Knaben ließen Alles im Stich und flogen zu dem herrlichen Geſchäft, mein Pferd zu beſorgen, Laland gab einem der Birnenköpfe ſeine Befehle, ſie nahmen ihren Kram auf den Arm, gingen zu Madame Laland, kratzfüßten, kratzten ſich ſchmunzelnd hinter den Ohren und trabten fort. — Bei den Worten, Pferd und Chriſtkindle war der wonnetrunkne Reiter aufmerkſam geworden, er hielt ein, ſah mich an und fragte mit drolligem Ernſt: „Du warteſt aufs Chriſtkindle?“ — „Ach, ich bekomme wol leider keins, antwortete ich, zu ihm tretend, die Mutter hat mir keins bereitet.“ — „Aber der Vater? Der gab mir das Pferd, und die Geſchwiſter die Wurſt und Kanne und das Brot.“ — „Lieber Knabe, die mir Chriſtkindle geben könnten, ſind alle weit weg!“ — Ward ich alter Geck doch ganz weich bei dieſen Worten. — „Oh! rief der kleine Reiter bedenklich, ſtieg von ſeinem Pferde, legte das Brot auf den Sattel und ging zur älteſten Schweſter, mit der er etwas abhandelte. Nach einigen Worten ſchien er ſehr froh; ich ſah, daß von jedem Beſcheerungsplatz etwas Zuckerwerk auf einen Teller gelegt wurde, dann fügte Stephan, ſo hieß der Reiter, auch einige Stücke ſeines Backwerks dazu und brachte mir's mit einem allerliebſten Ernſt: „Da, lieber Mann. Nun haſt Du auch ein Chriſtkindle!“ — Ich dankte, ohne ihn zu loben, ſehr lebhaft, hielt den Teller auf den Knien und that, als äß ich eifrig; dazwiſchen ſagte ich: „Ja, das iſt ein Chriſtkindle!“ — Stephan ſah mir freudeglänzend zu; plötzlich aber blickte er auf ſeine Wurſt, die er immer wie einen Commandoſtab hielt, dann wieder auf meine luſtig geſchäftigen Kinnladen — ehe ich mich's verſah, nahm er ſeine Knackwurſt, brach ſie über dem Knie in zwei Stücke, legte das eine auf meinen Teller, und rief mit höchſt drolliger Emphaſe: „Aber nun iſt's erſt eine Pracht!“ —

Das erzähle ich für mein gutes Weib in Philadelphia — wirklich, nur ein Vater, der ſeinem Weibe erzählt, kann ſolche Kleinigkeiten beſchreiben — dieſe ſind aber innig lieb!

Nun! der Chriſtabend war vorüber und die Feiertage, und noch immer konnte ich von Eichenhall nicht fortkommen. Da hatte ich endlich wieder häusliche Sitte, gebildeten Mittelſtand gefunden. Laland iſt wohlhabend, aber er ſpart für ſeine Kinder, und gibt für ſie aus. Die Söhne hält er in einer guten öffentlichen Anſtalt für beſſer verſorgt, wie zu Hauſe, weil ſie Kameraden, ſtrenge Ordnung, vielſeitigen Unterricht und ſtete männliche Aufſicht haben; dabei glaubt er, daß die Kindes- und Geſchwiſterliebe nur religiöſer, reiner, idealiſcher werde. — Iſt die Milde, die innige Liebe, der Freimuth, das wiſſenſchaftliche Streben der Knaben (von ſechszehn und vierzehn Jahren) Folge dieſer Grundſätze, ſo möge ſie doch Jeder befolgen! Die Mädchen hingegen kommen nie, des Unterrichts wegen, aus dem Hauſe. Bisher unterrichtete ſie der Cantor im Schreiben und Rechnen, die Mutter in Geſchichte und dergleichen — ganz unſyſtematiſch, durch Leſen, Erzählen und ſtetes Hindeuten auf das praktiſche Leben. Die Mädchen wiſſen erſtaunlich Vieles und haben's mit ihrem Denken und mit ihren Anſichten vereint; Laland will ihnen nun den nächſten Winter einen ſyſtematiſchen Unterricht geben, in dem ſie ſelbſt ſich Tabellen machen ſollen u. dergl. Die Mutter geſtand mir, ſie habe erſt mit den Kindern gelernt; nun wiſſe ſie freilich mehr wie ſie. Die Mädchen haben zu Allem Zeit; denn ich ſehe ſie an jeder Hausarbeit Hand anlegen; ſie ſingen wie die Lerchen, mit freudigem Herzen und feſter Tonleiter, die ihnen der Cantor gelehrt. Klimpern thun ſie auch, aber nur zum Geſang. Zeichnen lehrte ſie ein junger Maler, der hier in der Gegend viel Studien machte; die Aelteſte hat Anlage, ſie zeichnet die zierlichſten Blumen nach der Natur — und ſo treiben dieſe Mädchen als Sonntagsbeſchäftigung und Erholung, was meinen Nichtchen Lebensziel iſt. Nichts fröhlicher wie die Abende nach den Feiertagen, wo man die Nachbarn mit einem einfachen, fröhlichen Mahl bewirthete, das der Hausfrau wenig Störung, dem Hausherrn wenig Koſten gemacht hat — nichts fröhlicher nach dieſen, wie die Abende im Familienkreiſe dieſer Menſchen! Die Knaben jagten und ſtudirten den größten Theil des Tages, dann brachen ſie Welſchkorn auf, machten Pappdeckel-Kunſtwerke, ſtrickten Netze; die Mädchen arbeiteten, da es Feierabend war, an zierlichen Spielereien, und wir Aeltern ſchwatzten, oder beantworteten die Fragen der Knaben, die oft von den neugierigen Schweſtern angeregt wurden, weil ſie ſelbſt, aus lieblicher Schüchternheit, nicht ſie vorzutragen das Herz hatten. Eine Stunde lang ſetzte ſich auch die Mutter an den Flügel, und die Brüder hatten die Gefälligkeit, mit den Schweſtern zu walzen — denn das war eigentlich nicht ihre Sache — dagegen ſangen die Mädchen Körners Kriegslieder mit ihnen, oder andere ſolche Gedichte, in denen meine Landsleute den Mund ungeheuer voll nehmen. Der immer zunehmende Glanz in den redlichen braunen Augen der Knaben, wenn ich ihnen von der Geſetzgebung unſers Landes und der Gleichheit unſerer Rechte erzähle, iſt erfreulich anzuſehen, und verſpricht ihrem Fürſten einſt ein paar tüchtige, ſeine guten Abſichten fördernde, Staatsdiener — denn die Knaben wollen beide ſtudiren.

Indem ich Laland meine Freude an ſeinem Hausſtand ausdrückte, ſagte ich ihm, daß ich glaube, er habe ſein Glück nur auf dem Lande zu gründen vermocht, in der Stadt wäre das unmöglich geweſen. Er beſtritt dieſes, und führte mir aus verſchiedenen Standesklaſſen einzelne Familien an, die ſich vom großen Haufen fern hielten, wie er, und ihren Erſatz da fänden, wo ihn das Schickſal auch ihm zugetheilt habe. Natürlicherweiſe theilte ich dem lieben Ehepaar die widrigen Eindrücke mit, welche mir die allgemeine Verkehrtheit des Strebens, durch Mittel und Zweck, bei meinen Landsleuten gemacht hatten. Sie ſtimmten mir in meinem Urtheil und meinen Anſichten bei, allein die Urſache des Uebels ſuchten beide Eheleute in ganz entgegengeſetzten Urſachen. Laland beſchuldigte die Weiber, an allem Uebel Schuld zu ſein. „Du weißt ja, ſagte er, wir waren gute Jungens, aber das Geſchlecht hatten wir nicht ſtudirt und über die Ehe nicht nachgedacht. Hätte mir meine Frau nicht mein Haus zum liebſten Aufenthalt gemacht, hätte ſie nicht alle Vorzüge, welche ihr mein Herz gewannen, ſelbſt geehrt und gepflegt, hätte ſie nicht in der holden Scham, die mich als Liebhaber anzog, als Bräutigam entzückte, mich als Gatte in ihr ſtets die Geliebte wiederfinden laſſen, indeß ſie ihre Vernunft bekräftigte, ihren Geiſt anſtrengte, ihre Geduld übte, um mir theilnehmende Gefährtin, berathende Freundin zu ſein — ein ſittenloſer Menſch wäre ich nie geworden, denn ich ehrte Gottes Ebenbild in mir, aber ich hätte mir eine Art Lebensglück geſucht, wie's die Umſtände geſtatteten, wäre wie Dein Schwager geworden, wenn Sara wie Dein armes Malchen eingegangen wäre. . . . Frau Laland hatte während des Anfangs ſeiner Rede mit glühendem Geſicht und heißen Thränen ihres Mannes Hand an die Lippen gedrückt, gegen das Ende wollte ſie ihn unterbrechen, er wehrte es ihr eine Weile, endlich ſchnitt ſie ihm das Wort ab: — „Eingegangen! rief ſie, und die Thränen ſtockten in ihrem freundlichen Auge; eingegangen? O mein Gott, Heinrich, Du biſt grauſam! wenn der Gärtner ein Bäumchen aus dem Mutterboden in ein mageres Erdreich ſetzt, und ihm das Waſſer kümmerlich zumißt, und es verbaut gegen Sonnenſchein und Thau, dann ſeine bleichen Blüten, ſeine kraftloſen Früchte verachtet, und hingeht, andere Früchte, andern Schatten zu ſuchen, willſt Du das Bäumchen ſchmähen, weil es einging? Lieber Heinrich, ich habe mit mancher Frau, der es wie Malchen erging, geſprochen; — es koſtete ihnen unzählige Thränen, ehe ſie ſich darein ergaben, ſo gar nichts zu ſein! Anfangs empört ſich das ganze Gemüth, ihr Mismuth macht ſie unbillig, endlich ergeben ſie ſich, die Mutterliebe macht ihnen den Vater lieb, und aus innigem Bedürfniß nach Liebe, lieben ſie ihren Verderber, verblenden ihren Verſtand, lullen ihre Einſicht in Schlaf, und ſpinnen ſich in ihr geiſtiges Grabtuch. Mattigkeit, Unterwerfung, Arbeit und Ausruhen, augenblickliches Wohlbehagen — o Gott! ein armes, armes Leben, in dem die Pflichterfüllung das Triebwerk iſt, wird ihr Loos." — „Und Weiber wie Julie iſt?" — fragte Laland erſchüttert, aber begierig, die Apologie fortſetzen zu hören. „Bei Weibern, wie Julie, antwortete Sara, geht noch mehr zu Grund, wie bei jenen ergebenen Dulderinnen. In ihnen iſt Widerſtandskraft; weil ſie unterſcheiden können, verachten ſie den Mann, der ihnen Haupt und Stütze ſein ſollte, und zu beiden keine Fähigkeit hat; aber die Natur rächt ſich an ihrer ausgearteten Kraft; Verachtung befriedigt kein weibliches Herz; deshalb wird das ihrige ſchlechten Menſchen zu Theil, denn fiel es einem edeln Manne zu, ſo leitete er die Unglückliche zu ihrer Pflicht zurück. . . ." — „O

Schwärmerin! rief Laland, und zog die Begeiſterte an ſich; ſiehſt Du denn nicht ein, daß Du ein Betragen rechtfertigſt, deſſen Du nie fähig geweſen wäreſt?" — „Ich, Heinrich? wie kannſt Du deſſen ſo ſicher ſein? wenn Du das Familienleben für ein Entbundenſein jeder zarten Sitte gehalten hätteſt, wenn Du mich mit dem Betragen beehrt hätteſt, das Goethe von ſeinem Mephiſtopheles als Ausdruck rechten Wohlſeins der luſtigen Geſellen bezeichnet, glaubſt Du, daß ich unermüdet in geſunden und kranken Tagen das Glück: Mistress of the man I love zu ſein, durch jedes Opfer erkauft hätte? Nein, mein Freund, eingegangen wäre ich nicht, aber — von dem Manne, den ich nicht mehr geachtet hätte, würde ſich mein Herz abgewendet haben; hätte er ſich beherrſchen laſſen, ſo hätte ich ihn zu ſeinem Beſten beherrſcht; hätte er mich tyranniſiren wollen ...." — „Nun? dann?" fragte mein Freund, gerührt in ihre Augen ſehend — „dann hätte ich gehorcht, und — aber pfuy! welche furchtbare Unnatürlichkeiten ſetze ich voraus!" — „Aber, liebes Weib, Du vergißt ja eine Möglichkeit ganz und gar." — Sie blickte ihn fragend an. „Hätteſt Du nicht verſucht, mich zu beſſern?" — Der Ausdruck ſeines Geſichts gab der Frage die nöthige Bedeutung, noch mehr die Innigkeit, mit der Sara ſich an ſeine Bruſt warf. — O, hätte mein gutes Weib dieſen Auftritt geſehen! Ich ſetzte das Geſpräch nicht fort, aber mein Schweigen ſegnete das edle Paar, und meine Sehnſucht nach meinen Lieben jenſeits des Meeres war ſo heftig angeregt, daß ich die Einſamkeit ſuchte, um meine Empfindungen zu bemeiſtern.

VII.

Theorrytes,

Geſchichte eines Prieſters.

Vorwort.

Ich hörte die gebildeten Menſchen der höhern Claſſe oft von dem Kirchenthum, wie es noch heute durch Geſetz und Sitte beſteht, wie von einem Hinderniß der Volksveredlung ſprechen. Das bewog mich ſchon mehrmals, dieſer Claſſe Darſtellungen vor die Augen zu bringen, von der Einwirkung, welche das Kirchenthum, wie es jetzt noch beſteht, auf das Volk hat. Die Begebenheiten, die ich erzähle, ſind ſo trivial, daß ſie ſich täglich in jedem Dorfe wiederholen können; die Sitten ſo treu gezeichnet, daß leider wol auf zehn Edelhöfen die Beſitzer einer den andern mit dem Finger deuten mögen, als hätte ich ſie gemalt. Ich malte keinen Einzelnen; ich wollte damit den aufgeklärten Menſchen unſer Volksthum in religiöſer Rückſicht bekannt und ihnen begreiflich machen, daß es nicht darauf ankomme, ſeinen Kirchenglauben zu ändern, ſondern ſeine Prieſter zu erziehen; daß es gar nicht darauf ankomme, daß das Volk ſich weniger von ihnen leiten laſſe, ſondern daß ſie es beſſer zu leiten verſtehen. Meine Darſtellung ſoll zeigen, wie der veredeltere Menſch auch der edlere Prieſter wird, und eben ſo auch das gläubigere Kind der Kirche der beſſere Menſch ſein muß. Der Graf in Acha hatte das eingeſehen, und deshalb ſein Benehmen gegen Theorrytes und ſeine Gemeine. Wenn der Leſer aber Theorrytes heute am Altar ſeiner Kirche erblickte, läſe er gewiß in der hohen Zuverſicht ſeiner Stirn, daß die letzte, höchſte Weihe, die den Edeln zum Prieſter der Gottheit, nicht nur der Kirche erhebt, die Weihe eines würdig zurückgelegten Lebens, ihm über die Verwaltung der ihm anvertrauten Geheimniſſe beruhigende Aufſchlüſſe gab. Dieſe Weihe kann auch keinem von uns entſtehen, wenn wir unſer Leben ſo ordnen, daß es ſie zu verſtehen gebildet wird.

Bemerkung des Herausgebers. Manche Züge in dieſer Erzählung könnten manchen Leſern, z. B. gebildeten Norddeutſchen, ſo idylliſch vorkommen, daß die Erzählung ſelbſt ihr weſentliches Intereſſe und Verdienſt: das der Wahrheit, zu verlieren Gefahr ließe. Wer jedoch ſo glücklich war, auch die ſchönen Seiten des katholiſchen Volkslebens im ſüdlichen Deutſchland zu beobachten und zu verſtehen, dem wird die Treue der Schilderungen auch das Verſtändniß der tiefern Bedeutung dieſer Erzählung erleichtern. —

In einem ſchönen fruchtbaren Landſtrich des ſüdlichen Deutſchlands lebte vor mehreren Jahren der Rentbeamte eines Reichsgrafen, ein Mann, wie ſo viele, die auf dem ebnen Lebenswege gern das Gute thun, aber im Augenblick der Verſuchung durch ſinnliche Triebe erhitzt, das Rechte nicht mehr unterſcheiden können. Waldner, ſo hieß dieſer Mann, heirathete die Nichte eines benachbarten Prälaten; ſie ward in dem engliſchen Kloſter zu Augsburg fromm und pflichtehrend gebildet, und liebte ihren Mann ſehr. Der Prälat hatte ihr eine Ausſteuer gegeben, und ihr bei jedem Kinde hundert Dukaten Pathengeſchenk verſprochen; aber ein Erbthum nicht. Er ſagte, ſie ſolle ſich freuen, Mutter zu werden, und ſich ſeines langen Lebens freuen, nicht, daß ſie ihn bald zu beerben wünſchen möge. Sie war kaum verheirathet, ſo ſtarb Waldner's Graf; ſein einziger Sohn und Erbe war ein kalter, ernſthafter Mann; er hatte als öſterreichiſcher Offizier den ſiebenjährigen Krieg mitgemacht, hatte mit einem ſteifen Arm, als Folge einer Wunde, gleich nach dem Frieden ſeinen Abſchied genommen und darauf einige Jahre in mehreren Hauptſtädten von Norddeutſchland gelebt. Zuletzt hielt er ſich einige Zeit bei einem Freunde in der reichſten Gegend des proteſtantiſchen Schleſiens auf, wo ihn der Landbau vorzüglich beſchäftigte. Ebenſo beobachtete er den unermüdlichen Fleiß der Sachſen im angrenzenden Gebirge, und bildete ſich die Art von Abſichten für Menſchenwohl, welche ohne viel Rückſicht auf der Einzelnen Glückſeligkeit zu Verbeſſerungen führt, ſobald uns die Mittel in die Hand kommen. Wie ſein Vater ſtarb, ward er durch ſeine Armwunde, deren ſchlechte Heilung eine nochmalige Operation erfoderte, von der Abreiſe nach ſeinen angeerbten Herrſchaften abgehalten; er ſchickte einen Bevollmächtigten, die Geſchäfte bis zu ſeiner Ankunft zu übernehmen, doch mit dem ausdrücklichen Befehl, den bisherigen Wirkungskreis keines Beamten zu unterbrechen.

Von dem Augenblick, da der alte Graf ſtarb, ward Waldner ſo beſtürzt, daß Monika, ſo hieß ſeine Frau, bald wahrnahm, die Betrübniß um ſeinen Tod, ſo ein guter Herr er ihm geweſen, ſei nicht allein daran Schuld. Er hatte ihn auch gar wenig gekannt; denn er lebte immer in Wien, und kam er einmal auf ſeine Güter, ſo war, außer der feierlichen Begrüßung der hohen Herrſchaften, kein Verkehr zwiſchen ihnen. Waldner war aber nicht zu beruhigen; er zog ſich aus allen Geſellſchaften, die er bis dahin in der Nachbarſchaft fleißig beſucht hatte, zurück, verkaufte ſeine Kutſchpferde, bot dem Prälaten ſeine neue Kaleſche zum Verkauf an, und antwortete auf ſeine ärgerliche Bemerkung: er hätte weiſer gethan, ſolche thörichte Ausgabe vorher zu berechnen, als nachher zu bereuen, mit ſo wilden Reden, daß

Monika ihren Oheim fußfällig bat, ihm doch zu verzeihen. Nun ward Waldner noch finſterer. Sie beſann ſich auf alle ſeine Schritte, und fand nirgends Unrecht in ihnen, es fiel ihr wol ein, daß er viel mehr Aufwand mache, als ſie vor ihrer Ehe ſich bei ſeiner Einnahme hätte verſprechen können; ſie hatte ihm aber auch eine namhafte Summe zum Brautſchatz mitgebracht, und erbot ſich freudig, ihr Hausweſen zu beſchränken. Waldner wies ihre Bemühungen, ſeinen Gram zu theilen oder zu zerſtreuen, bald mit Ungeduld, bald mit Kälte zurück, und benahm ihr dadurch den Muth, ihm jetzt, in dieſem Augenblick, eine Entdeckung anzuvertrauen, die für ſie von der größten Wichtigkeit ſchien. So lange er ſo finſter umherging, konnte ſie ihm nicht mittheilen, was ſie für die größte Freude des Lebens hielt. Oft dachte ſie freilich, die Nachricht, Vater zu werden, ſollte ihn heilen; wenn ſie ſich aber vorſtellte, er könnte ſo gleichgültig dagegen bleiben, wie gegen ihre Bitten und Liebkoſungen, glaubte ſie den Schmerz darüber nicht ertragen zu können, und behielt ihr liebes Geheimniß für ſich. Dieſe Angſt hatte ſchon einige Wochen gedauert, da blieb Waldner eines Abends ſo lange aus, daß es Nacht wurde und er noch nicht da war. Monika wartete ängſtlich, als ein Jägerburſche hereinkam und ihr ſagte: ihr Herr ginge unten in der Wieſe an der Ache ſpaziren, und ſei ſo vertieft, daß er ihm auf ſeinen Gruß gar nicht gedankt habe. Monika eilte ſchnell durch den Garten dem ſtillen tief fließenden Waſſer zu. Die Ufer waren mit Gebüſch bewachſen, das Waldner gepflegt und ſchlängelnde Wege hindurch geführt hatte. Es war ſchon recht dunkel, als Monika ihren Mann erblickte, der am Ufer mit gefalteten Händen ſtand wie Einer, der betet. Sie rief ihm von dunkler Ahnung erſchreckt. Der Unglückliche that einen Schrei und ſprang vor ſich hinein in den Fluß. Monika flog, ihrer Sinne kaum mächtig, herbei. Um Deines Kindes willen, rief ſie, um des Kindes willen, das ich in dem Schoos trage, rette Dich! — Sie konnte das hinzuſetzen, denn Waldner war, da Monika's Zuruf ſeinen verzweifelten Entſchluß übereilte, über den Ort, wo er ſtand, irre geworden, und an einem Platz ins Waſſer geſprungen, wo er wol nie, aber bei dem jetzigen niedern Waſſerſtand gewiß nicht ertrinken konnte. Wie er ſeinen Irrthum wahrnahm, wollte er den Fluß durchwaten bis an die entgegengeſetzte Seite, die er tiefer zu ſein wußte; aber mochte Monika's Zuruf ſeine Kräfte lähmen, oder das ſtarkſtrömende Waſſer ihn zum Straucheln bringen — er kam nicht ſchnell genug hinüber, ſondern erblickte noch ſein Weib, die unter den angſtvoll wiederholten Worten: Dein Kind! Dein Kind! durch die Büſche geeilt war, und jetzt im Begriff ſtand, ihm nach ins Waſſer zu ſtürzen. Sie mochte es wol gethan haben; denn wie er ſie auf ſeinen Armen nach Hauſe brachte, waren ſie Beide gleich durchnäßt. Aber Beide waren nicht mehr finſter und angſtvoll, ſondern Monika weinte und lächelte, und zitterte voll Freude, und erzählte, wie Waldner, um vom jenſeitigen Ufer ſchnell zu ihr zu kommen, durch's ſeichte Waſſer gewaten ſei, und ſie ihm in der Angſt nachgeſprungen, weil er in eine Untiefe gerathen. Waldner war ſanft und freundlich; er bediente ſeine Frau, die er ſogleich zu Bette gebracht hatte, mit der ſorgfältigſten Liebe, und ging immer wieder abwärts ans Fenſter und betete heimlich. Die Wahrheit war aber, daß Waldner wie ein thörichter Jüngling auf der hohen Schule gethan, und anſtatt nach erlangtem Amt erſt ſeine Schulden zu zahlen, und dann ſeinen Haushalt ſeinen Mitteln gemäß anzufangen, dem alten Sprüchwort zufolge: das Licht an beiden Enden angezündet hatte. Er richtete ſein Haus über ſeinen Stand ein; die Gläubiger, die ſeine Verſorgung erfuhren, drängten ſich zu ihm, das Sparen war durch den verkehrten Zuſchnitt ſeiner Lebensweiſe unmöglich geworden, und er zahlte ſeine Univerſitätsſchulden aus ſeines Herrn Kaſſe — mit dem feſten Vorſatz, den Verluſt zu erſetzen, mit der Zuverſicht, es ungefährdet thun zu können, da der alte Graf ſtets viele Jahre hingehen ließ, ohne von ſeinen Verwaltern Rechnung zu fodern. Aber der alte Graf ſtarb, er ſah den ſchrecklichen Augenblick der Entdeckung voraus, und endlich erhielt er den Befehl, mit dem nächſten Monat ſeine Kaſſe zu ſtürzen. Waldner ſah keine Rettung, als die ihm des Prälaten Güte verſprach. Sein Vorſatz war redlich; er fing damit an, ſeinen Aufwand zu beſchränken; er wollte dem Prälaten einen überzeugenden Beweis ſeiner Sinnesänderung geben, und bot ihm ſeine Kaleſche zum Verkauf an, um hiermit ſeinem Geſtändniß den Weg zu eröffnen — aber der alte Mann kränkte durch ſeine ſtrenge Bemerkung ſeine ärmliche Eitelkeit, er verſcheuchte ſein Vertrauen, und auf dem Abweg von Reue zur Verzweiflung wäre er in den

Abgrund des Todes geſtürzt, wenn ihn nicht die Stimme der Natur zu ſeinem Weibe und künftigen Kinde zurückgerufen hätte. Er entdeckte jetzt Monika ſeine ganze Lage und ſeine Unfähigkeit, Schande zu ertragen; eine Unfähigkeit, die er ſelbſt jetzt, da ihn das Bewußtſein eines beabſichtigten Selbſtmordes drückte, nicht zu überwinden vermochte. Monika kannte ihres Oheims Frömmigkeit und die Strenge ihrer Kirche gegen den Selbſtmord, aber ſie berechnete nur den Werth einer geretteten Seele, und verließ ſich darauf, ihren Gatten auf immer von ſeinen Thorheiten geheilt zu ſehen. Mit Zittern und Zuverſicht ging ſie zu ihrem Oheim. Wie innig die gute Seele vor ihm betete, bat und gelobte! — endlich das Höchſte gelobte, was ſie ſich an Glückſeligkeit verſprach — ihr Kind, wenn es ein Sohn ſei, dem Prieſterſtande zu weihn; Gott zu danken, wenn er jetzt ſeinen Vater errettete. Der Prälat blieb unerbittlich gegen Fehler, vor denen ſeine ſtrenge Regel und finſtrer Sinn ihn immer gehütet hatten; Alles, was er zugeſtand, war die Vorausbezahlung der hundert Dukaten, die er ihr bei ſeiner bevorſtehenden Gevatterſchaft verſprochen. Dieſe Summe und der Verkauf manches Ueberfluſſes deckte den Kaſſendefekt noch nicht; aber mit der Anſtrengung, recht zu thun, wuchs in Monika's Seele der Muth, Alles dem Rechtthun zu opfern; ſie legte es ihrem Mann zur Pflicht auf, ſeinem Gutsherrn ſein Vergehen zu geſtehen und ſeine Güte gegen Frau und Kind in Anſpruch zu nehmen. Die Gewohnheit, Rettung als möglich zu denken, hatte Waldners Unfähigkeit, Schande zu ertragen, geſchwächt; das

Bewußtſein, zur Wiedererſtattung das Mögliche gethan zu haben, hatte die Schärfe ſeiner Reue abgeſtumpft; er ließ ſich von ſeiner Frau zu dem ſchrecklichen Geſtändniß bereden. Der neue Gutsherr kam an. Waldner erbat ſich an dem Tage, da er ſeine Rechnung ablegen ſollte, ein geheimes Gehör und geſtand ſein Vergehen. Dieſe Anſtrengung überſtieg ſeine Kräfte. Noch ehe ihn der Graf ganz verſtanden hatte, ſank der arme Mann ohnmächtig vor ihm hin. Der Graf ſtand ihm ſchonend bei und entriß ihm durch ſeine Milde die ganze Geſchichte vom verſuchten Selbſtmord und Monika's Liebesmuth und Gelübde, und wie ſie ihr künftiges Kind verarmt hatte, um durch ſeinen Pathenpfennig ſeine Schuld zu vermindern. Die Darſtellung von ſeines Weibes Tugend gab ihm jetzt Muth. Er flehte: ihn um Monika's willen nicht zu entehren, nicht zu verſtoßen; ihm regelmäßig die Rechnung abnehmen und in monatlichen Zahlungen ſeine Schuld tilgen zu laſſen. Der Graf war ſehr erſchüttert. Er ſuchte Waldner Faſſung zu geben, verſprach ihm Verſchweigung des Vorgefallenen und baldigen Entſchluß über ſeine Zukunft. Noch an demſelben Tage kam er, wie zufällig, in Monika's Wohnung. Er fand ſie in Haushaltsgeſchäften, reinlich, thätig, beſcheiden; nicht ängſtlich, den Grafen zu gewinnen, aber bemüht, ihren Mann bei ihm ins vortheilhafteſte Licht zu ſtellen. So fand er ſie bei wiederholten Beſuchen. Dann ſagte er zu Waldner: daß die Vergangenheit vergeſſen ſein ſollte. Um ſo einer Gattin willen müſſe ein Mann jeder böſen Neigung entſagen können, darum wolle er ihm trauen, aber ſtreng über ihn wachen. Der Graf that das, und Walpner erleichterte ihm die Mühe durch die ſtrengſte Redlichkeit in ſeinem Beruf. Doch ein Gemüth, das je der Sünde Sklave ward, behält die Narbe der Feſſel. Es iſt kein freigebornes Weſen mehr. Das erfuhr auch Waldner. Eitelkeit und Sinnenluſt waren ausgerottet aus ſeiner Seele; Frömmelei und Kaſteiungen traten an ihre Stelle. Darum ward ſeine Redlichkeit ängſtlich, und ſeine Liebe für Weib und Kind blieb freudenlos. Monika gebar ihm einen Sohn, den ſie Theorrptes nannte, weil er ſchon im mütterlichen Schooße zum Prieſter geweiht war. Nach einigen Jahren gebar ſie auch eine Tochter; Roſa lebte aber kaum ein Jahr, ſo ſtarb Waldner an einer zehrenden Krankheit, deren erſter Keim von jenem Tage an in ihn gelegt war, da Monika's Liebe ihn dem Selbſtmorde entriß.

Monika ward eine ſehr arme Witwe. Ihr Oheim, der Prälat, war von ſchmeichelnden Verwandten umgeben, vor Roſens Geburt geſtorben, ohne ſie, auf die er ſeinen Unwillen gegen Waldner ausgedehnt hatte, mit einem Legat zu bedenken. Der Graf hatte eine große Heirath geſchloſſen, die ſeinen Vorſatz, auf ſeinen Gütern zu leben, geſtört und ihn auf viele Jahre durch einen Staatsdienſt in die Hauptſtadt gefeſſelt hatte. Er theilte ihr einen Witwengehalt zu; aber die Unterſtützung, welche ſeine Gegenwart den Bedrängten ſeiner Herrſchaft gebracht hätte, fehlte der ſchüchternen Witwe. Alle Bedürfniſſe, die ihr kleiner Witwengehalt nicht befriedigte, mußte ſie für ihre beiden Kinder und eine alte blinde Mutter — das einzige Erbgut, was ihr Waldners Vater kurze Zeit vor ihres Gatten Tod zurückließ, durch ihrer Hände Arbeit herbeiſchaffen. Sie erzog ihre Kinder in ſtillem Vertrauen auf Gott. Oft entzog ſie ſich das Nöthige, um ihnen einen Genuß zu verſchaffen; dann legte ſie ihnen aber auch Entbehrungen auf, wofür ſie ihrer blinden Großmutter eine Freude machen durften. So lernte Theorrytes ſchon in ſeinen Kinderjahren, was einſt vor vielen ſeiner Brüder ſeine Aufgabe ſein ſollte: entſagen und wohlthun. Sobald er ſich ſeiner ſelbſt bewußt ward, ſagte ihm ſeine Mutter, was ſie von ihm gelobt hatte. Man kann nicht ſagen, daß ſie ihn je geheißen hätte, Prieſter zu werden; ſondern Theorrytes wuchs in dem Bewußtſein auf: er werde es einſt ſein! Monika hielt ihre Kinder gern von der Dorfjugend getrennt, und obſchon ihre Armuth ſie hinderte, ſie durch etwas anders, als durch ſorgfältige Reinlichkeit von ihnen zu unterſcheiden, zeichneten ſie ſich doch durch Beſcheidenheit und ſanfte Sitten aus. Theorrytes ſpielte mit Roſa an dem Bach, wo er aus der Felsſchlucht hervorſtrömt; er kletterte mit ihr auf die Hügel; ſie bauten in der Kluft eines verwitterten Kalkfelſens eine kleine Kapelle, die Roſa täglich mit friſchen Kränzen verzierte, und in die Theorrytes ein altes Marienbild aufſtellte, das ehemals die blinde Großmutter in's Haus gebracht hatte. Dieſes Plätzchen blieb der beiden Kinder Geheimniß. Sie verbauten ſeinen Zugang durch Steine und Strauchwerk, und wachten ſo ſorgfältig über ſeine Sicherheit, daß der Knabe mit Liſt dem kleinen Ziegenhirten Winkelchen des Felsabhanges anzeigte, wo vorzüglich gute Kräuter wachſen ſollten, nur um ihn von ſeiner Kapelle zu entfernen. Hatten ſie dort in der Gegend geſpielt, ſo ermangelten ſie nicht, vor Heimgehen ihr Bild zu verehren, und wunderbar lieblich klangen die Stimmen der einſamen Kinder, wenn ſie Abends den Hügel hinabſtiegen und mit mangelhaftem Gedächtniß den alten Lobgeſang anſtimmten, der ſich ſo anhebt:

Wunderſchön prächtige,
Heilige, mächtige
Liebreich holdſelige, reine Jungfrau!
Welcher auf ewiglich,
Stündlich verbinde mich,
Ja mich mit Leib und Seel gänzlich vertrau.
Billig mein Leben
Will ich dir geben.
Alles, ja Alles, was immer ich bin,
Geb ich, Maria, mit Freuden dir hin. —

Die guten Seelen wußten nicht, was ſie verſprachen; aber ſie hielten es für das Mittel, das Beſte zu leiſten.

Obgleich nun Theorrytes nicht mit den Dorfknaben ſpielen durfte, ward er doch ſtark und gelenkig, zum Theil, weil er ſehr früh die Angelegenheiten von ſeiner Mutter kleinem Haushalt im nahen Städtchen beſorgte, zum Theil weil er ſich ſelbſt harte Uebungen auflegte. Die einzigen Bücher, die ihm zu Geſichte kamen, waren heilige Geſchichten, wie ſie der Landmann auf den Jahrmärkten kauft. Da hatte er die frommen Botſchafter am liebſten, die zu wilden Völkern gegangen und unter Gefahren und Entſagungen das Evangelium gelehrt hatten. Nächſt ihnen waren ihm die Einſiedler der Wüſte ſehr lieb. Beide aber bedurften Hunger und Ermüdung zu ertragen. Dieſe legte er ſich freiwillig, oft heimlich, oft unter mancherlei Vorwand auf, und dabei ward er ein ſchöner gewandter Knabe, der im zwölften Jahre von dem Prälaten der Abtei zu Berlach die Erlaubniß erhielt, als Schüler und Koſtkind das Kloſter zu beziehen.

Der Sinn, in dem Monika ihr Gelübde gethan hatte, der Sinn, in dem ihr Sohn es löſte, durfte wol nicht Aberglaube heißen. Es war Glaube, was in ihr wirkte, Glaube, daß die feſte Entſchließung, etwas Gutes zu thun, des Guts, warum wir eben beten, uns würdiger mache. Er beruht auf dem andern Glauben: daß Gott in unſern Herzen und in der Zukunft lieſ't. Sie bot mit dieſem Gelübde nicht einen Lohn für ſeine Hülfe; ſondern ſie deutete den Werth des Gebotenen an, und ſchätzte dieſen Werth nach der Würde, für die ſie ihren Sohn beſtimmte. Aberglaube wird dieſe Denkweiſe wol nur in ungläubigen Herzen. Monika hatte nie bedacht, wie ſchwer es iſt, Prieſter zu ſein, ſondern nur: wie herrlich es iſt. Eben ſolche Geſinnungen wirkten in Theorrytes Herzen. Wenn Racine dieſen Knaben, wie er im ſchönen Chor zu Berlach den Meßprieſter bedienend, das Rauchfaß ſchwenkte, gefragt hätte: was ſeiner Kindheit Freude gewährte? würde er ihm ſeines Joa's Worte erwiedert haben. Wie konnte der Knabe, der nur eigne Vorſätze, nicht fremde Sünden, nur heiteres Entbehren, nicht hartes Entſagen kannte, wie konnte der den Prieſterſtand beurtheilen? Löſegeld für ſeines Vaters ewiges Heil — das fühlte er ſich, indem er durch ſeine Mutter zur Weihe beſtimmt ward, zu ſein; und das war die lebendige Quelle ſeiner Liebe für den Todten und für die Mutter. Mit ſolchen Geſinnungen führte ihn Monika und Roſa an einem Frühlingsmorgen nach Berlach ins Kloſter. Die Wälder waren kaum von einem grünen Schimmer umhaucht; im Schutze der hohen Felſen hoben Anemonen ihre farbigen Köpfchen aus kurzem Raſen empor; hie und da hatte ſich eine Hainbuche mit früherem Laube geſchmückt und lockte der Vögel fröhliche Schaar unter ihre flüſternden Zweige. Die jungen Blätter der Birken blinkten im Morgenſtrahl wie ſmaragdne Tropfen, und die Quellen rieſelten geſchwätzig zu dem Bache ins Thal herab, als wollten ſie's ihm ſchnell verkünden, daß auf den Bergen das Leben erwacht ſei. Die drei Wanderer beteten, weinten und freuten ſich. Monika flehte, daß Gott in ihrem Sohn für und für Leben wirken möchte, wie in ſeiner herrlichen Welt; Roſa weinte, daß ſie den Bruder miſſen ſollte; der Knabe freute ſich, daß er nun den Weg antreten ſolle, auf dem er Heil geben und erringen ſollte. Nahe vor Berlach waren die Obſtbäume noch kahl, denn der Oſtwind beſtrich dort das Thal; von dem Städtchen an wendete ſich aber dieſes, und die ſüdliche Sonne hatte alle Knospen geöffnet. Durch einen Blütenwald traten ſie von der Gartenſeite in den Kloſterhof, und von da, viele Stufen herab, auf beſondere Erlaubniß, in die Klauſur. Der Prior nahm die ſchüchternen Fremdlinge gütig auf; er ließ den Pater, der die Schule in Theorrytes Dorfe inſpectirte, herbeirufen, hörte ſein günſtiges

Zeugniß mit Wohlgefallen an und verſprach, für den Knaben zu ſorgen. Er erlaubte darauf der Mutter, ſelbſt die Orte zu ſehen, wo ihr Sohn würde ſchlafen, lernen, eſſen und in dem Chor der Kloſterherren beten. Die großen Lehrſäle kamen Monika in ihrer Stille und Dunkelheit der Andacht würdig vor, die ſie in ihrem einfältigen Sinn für den Hauptzweck des Lernens hielt. Das Refektorium ſtellte ihr ihren Knaben als Student, als angehenden Geiſtlichen vor, denn mit dieſer Würde hatte ſie immer das Bild ſo eines Ortes verbunden. Bei dem Schlafſaale aber ſprach das Mutterherz allein. Da ſollte Der ohne ſie zur Ruhe gehen, der nie ohne ihren Segen entſchlafen war; da ſollte Der allein ſchlafen, über den ſie von ſeiner Geburt an gewacht hatte. Das Bette eines Kindes iſt einer Mutter eine theure Stätte; das ſchlafende Kind iſt der Mutter noch ganz anders theuer, wie das Kind im wachenden Leben. In dem kleinen Bette, in dem hülfloſen Schlafszuſtand iſt es ſo ganz ihr und Gott übergeben; und Wünſche und Gebet, die des Tages Arbeit ſo oft unterbrochen, die des Kindes lärmiges Weſen ſo oft geſtört, brechen neben dem ſtillen Schläfer aus dem vollen Herzen, ſtrömen aufwärts zu Gott und bedecken das Kind mit Liebesblicken und Thränen. Und der Anblick des ſchlafenden Kindes iſt immer wie eine erneute Bürgſchaft, daß es gut ſei und glücklich ſein werde. Es ſieht ſo allverſöhnend gut aus! ſo unberührt ſchuldlos! ſo vertrauensvoll ruhig. Am Tage wünſcht ihm die Mutter einen Schutzengel; wenn es ſchläft, ſieht ſie den Engel ſelbſt in ſeinen Zügen. —

Und nun ſollte Monika all dieſe Freuden nicht mehr genießen! all dieſen Troſt! — Sie fragte furchtſam: welche Lagerſtätte ihrem Sohne beſtimmt würde? Als man ihr die ledige Bettſtelle zeigte, ſah ſie den Pater bittend an und kniete neben die leere Schlafſtätte hin. Der Mann verſtand ſie und ließ ſie beten an dem niedern Bette und es einſegnen mit unausſprechlichem Segen. Dann ging ſie in das Chor, und man zeigte ihr den ſchönen Altar. Schon das vorderſte Blatt erhob ſie zur kirchlichen Andacht; wie aber die Flügel geöffnet wurden, nahm ſie Theorrytes Geſicht wahr, auf dem die ſchüchterne Unruhe von flammender Begeiſterung verdrängt ward. Er zog ihre Aufmerkſamkeit auf das Schnitzwerk zur Rechten, wo die Hirten das Kindlein in der Krippe anzubeten kommen. Herzlich und wahr dachte ſich der Künſtler, was er ſteif in der rohen Materie darſtellte. Die Hirten getrauen ſich nicht in den Stall hinein, ſondern drängen ſich an die Thüre, und ſuchen mit geſtrecktem Halſe das Wunderknäblein zu ſehen, indeß neben der jungfräulichen Mutter Ochs und Eſelein treuherzig drein ſchauen. Bei der Mutter Anblick, die den Sohn auf ihrem Schooße wiegt, dachte Monika, wie er nachmals ihrem Herzen entriſſen und ſie verwaiſt geblieben ſei im freundloſen Leben. Aber dann fiel ihr Auge auf das nebenanſtehende Blatt, wo die Könige kommen in goldnem Gewand, den Herrn zu verehren. Ehrerbietig ſteht der Mohr und der Kupferfarbne ſeitwärts; der Weiße aber in langem farbigen Talar und wallendem Greiſesbarte iſt der Mutter zu Füßen gefallen und drückt recht innig ſein Haupt an das freundliche Kindlein. Dieſes Bild erregte in Monika tröſtliche Gefühle, Ahnungen kirchlicher Würde, günſtiger Zukunft, Würde des Prieſterthums. Ihr Herz ergriff dieſen Halt, der ihr den Abſchied erleichterte, und ſie konnte beim Heimwege die troſtloſe Roſa beruhigen.

Nun war Fleiß und Wachen und Beten dem Kloſterſchüler geweiht. Ihn beſſer zu kleiden, ward jede Erſparniß leicht, jede Entſagung eine Freude; ſelbſt die blinde Großmutter richtete ihre dunkeln Augen ununterbrochen auf das Strickzeug, um des Enkels Putz am nächſten Schulfeſt zu verherrlichen. Sonnabends Abends, wenn Roſa ihre Gebete für den Schluß der Woche hergeſagt hatte, ging ſie dem Bruder bis an die Bergſchlucht entgegen; die Mutter eilte, mit ihrem Fegen und Putzen fertig zu ſein, ſetzte ſich dann mit der Kunkel ans Fenſter, und ſah die Straße entlang, bis ſie die Kommenden erblickte: Theorrytes den Hut in der Hand, um unter ſeinen dunkeln Haaren die ernſte Kinderſtirne zu kühlen: Roſa auf ihn, nicht auf den Weg ſehend, und in ihren vereinten Händen einen Blumenſtrauß haltend, den ihr der Bruder aus dem Kloſtergarten erbeten hatte.

Theorrytes reifte zum Jüngling, und ſeine Seele ward froher und froher, denn er kannte noch keinen Kampf gegen das Böſe, und ſeine Einſichten im Guten nahmen zu. Das Kloſter hatte damals einen wackern Prälaten und würdige Brüder. Ein Theil widmete ſich mit Liebe dem Unterricht zahlreicher Schüler, und es gelang ihnen, durch Thätigkeit den Fehlern ihres Standes zu begegnen, dagegen wieder Anerkennung ihres Werthes außer dem Kloſter, ihren Eifer lebendig erhielt. Diejenigen, welche weniger Wiſſenſchaft und rohere Anlagen hatten, wußte der Prälat mit den häuslichen Geſchäften des Kloſters und der dazu gehörigen großen Güter ſo zweckmäßig zu beſchäftigen, daß ihre Fehler weniger Spielraum fanden, oder die Kloſterzucht mit ihnen in keinen zu grellen Gegenſatz gerieth. Theorrytes wiſſenſchaftlicher Unterricht war freilich nicht nach den Anſichten unſerer Zeit geordnet; indem er ſich vielmehr auf Autoritäten als auf Selbſtforſchen begründete, machte er es dem Unthätigen leichter zu ſchlummern, dem Thätigen zu widerſtreben, dem Empfänglichen zu ſchwärmen. Theorrytes ſchwärmte, aber für das praktiſch Gute. Er machte ſich ein idylliſches Bild ſeines Lebens als Landprieſter — denn dahin erſtreckte ſich das Ziel ſeiner kühnſten Wünſche. — Wie er dort wolle der Mutter ihr Alter verſüßen, wie er von ſeiner Schweſter unterſtützt ein Paradies wolle anbauen. Alles, was er Nachtheiliges von den Pfarrern der Gegend wußte, alles Schlechte, was ſeine Lehrer an ſeinen Mitſchülern ſtraften, alle Sünden, die ihn ſeine Bußbücher lehrten, würde er als Pfarrer vermieden, vertilgt, verbeſſert haben. Endlich waren ſeine Schuljahre vollendet, und der achtzehnjährige Jüngling bezog in Innsbruck die Univerſität. Der Prälat von Berlach hatte ihm ein Stipendium verſchafft, das Fehlende erſetzten Wohlthaten, die in der Denkart jener Gegend und jener Zeit den Empfänger nicht ſo niederbeugten, wie es jetzt ſcheint, wo veränderte Verhältniſſe ſie drückend gemacht haben. Wie die Wohlthat noch dem treuen Glauben, noch um Gottes willen aus der Hand des Gebers ausfloß, war ſie ein Band zwiſchen dem Bedürftigen und dem Wohlhabenden. Der Arme half dem Reichen den Himmel gewinnen, und fühlte darum die Gabe nicht wie Handgeld zur Dienſtbarkeit. Der Reiche zahlte ſich nicht mit ihr von den Bruderpflichten los, ſondern verband ſich den Empfänger in der Barmherzigkeit Namen. Seit der Geber ſo oft nur ſtandesmäßig gibt, denkt er beim Geben, und der Arme beim Empfangen nicht mehr an ihrer Beider Vater, der Gott iſt. Darum macht jetzt die Gabe den Spalt, welchen die Verhältniſſe zwiſchen ihnen geriſſen haben, nur größer.

Nun ward aber die Zeit ungetrübter Harmonie in Theorrytes Wünſchen und Hoffen geſtört. Er ſah die Welt in vielſeitigerer Beziehung, und ſein Gemüth ward von verſchiedenern Seiten berührt als bisher. Sein angenehmes Aeußere und ſittliches Betragen verſchaffte ihm allgemeines Wohlwollen; ſeine muſikaliſchen Fertigkeiten vermochten einige Vornehme, ihn bei Conzerten in ihr Haus zu berufen. In allen Klöſtern ward mehr oder weniger Muſik getrieben; Berlach zeichnete ſich damals durch ſeine Kirchenmuſik aus; der Prälat, früher ein Weltgeiſtlicher, hatte mit der öſterreichiſchen Geſandtſchaft zu Auguſt des Zweiten Zeiten in Dresden, damals dem Sitz der Tonkunſt in Deutſchland, verweilt; und mehrere Mönche waren durch Zufall aus Böhmen, wo Muſik von jeher Volksneigung war, gebürtig. Durch dieſes Talent kam Theorrytes in ſeinem groben Röckchen, mit den leinenen Strümpfen, die ſeine blinde Großmutter ihm ſtrickte, und einem breiten Bruſtſtrief, den die gute Roſe mit großen Blumen geſtickt hatte, unter Menſchen, unter denen er Sorgen und Freuden kennen lernte, von denen er bis dahin nichts geahnet hatte. Sein Kopf ward ihm voll, ſein Herz ward ihm ſchwer. Das Böſe ſah in der Wirklichkeit nicht ſo abſchreckend aus, als er es vermeint hatte, und das Gute nicht ſo deutlich, wie er es ſich vorgeſtellt. Er glaubte als Prieſter Richter über das Eine und das Andre werden zu müſſen, und die Verkettung der Umſtände machten es ihm ſo ſchwer zu verurtheilen und zu verſöhnen, daß er je länger, je ſchüchterner an den furchtbaren Zeitpunkt dachte, wo es ihm gegeben werden ſollte, zu binden und zu löſen. Doch über dieſes gefährliche Vorrecht fand er endlich in dem Geheimniß ſeiner Prieſterweihe eine Beruhigung. Schwerer ward es ihm, die Nothwendigkeit zu einigen, von den innigſten Natur- und Herzensverhältniſſen in der bürgerlichen Geſellſchaft die genaue Kenntniß zu erlangen, die der Beichtvater, der Seelſorger beſitzen ſoll, da ſie ihm ſelbſt zu erfahren, zu empfinden verſagt waren. Er hatte keine Wünſche zu bekämpfen; aber er fühlte eine ängſtliche Scheue, mit der er ſeine Augen und Gedanken von Gatten- und Vaterglück abkehrte, welches er doch, dazu zu ermahnen, kennen lernen mußte.

In dieſer Stimmung kam ein Buch in ſeine Hände, das wol nicht zunächſt darauf abzweckte, ſeine Ruhe zu ſtören, deſſen lebendige Schilderung aber ſeine ſchwankenden Gefühle in einem Wahrheit ſprühenden Bilde zuſammenfaßte. Ein junger tiroler Edelmann hatte — damals eine ſeltne Erſcheinung in jener Gegend — in

Göttingen ſtudirt, und brachte Götz von Berlichingen als ein neues Kunſtwerk zurück. Theorrytes erhielt deſſen Mittheilung, und bei ſeiner damaligen Stimmung konnte die Begeiſterung, die das Ganze ihm einflößte, nur behülflich ſein, die Epiſode vom Bruder Martin für ihn noch eindringlicher zu machen. In ihm ſah er in Flammenzügen das ganze Elend, das ſein Stand bereiten konnte — nicht ſich, denn ihn hatte ja das Leben noch nie gelockt, nicht der Heldenruhm, nicht die Liebe; er war vor ſeiner Geburt ſchon Gott geweiht, er glaubte den Menſchen überhaupt zu beweinen mit unausſprechlichen Thränen — den verkrüppelten entſtellten Menſchen, dem er nie gleichen zu wollen, mit zerfließendem Herzen gelobte. Aber ob der Prieſter, wie er einer ſein wollte, der beſſere Menſch, der höhere Prieſter ſei? — dieſer Zweifel quälte ſein Gemüth. Ob die göttlichen Gaben, nach denen er rang, die irdiſchen Mühen und Pflichten, denen er entſagte, aufwögen? — Das blieb ihm unverſtändlich. Da ſeinem Gemüthe dieſer Kampf zu ſchwer ward, hoffte er endlich mit kindlicher Zuverſicht auf eine Erleuchtung ſeines Innern, und meinte zu dieſer durch reinen Wandel auf ſeiner vorgeſchriebenen Bahn am ſicherſten zu gelangen.

Bald kamen die Vakanzen, und er ging zum erſten Mal zu ſeiner Mutter auf Beſuch. Wie er als Knabe mit den Dorfkindern nicht ſpielen durfte, mochten ihn die Bauern nicht leiden; ſie ſahen dieſe Abſonderung eines Kindes, das ärmer war als die ihrigen, als einen Hochmuth an; da ſie hörten, daß er in dem Kloſter zu Berlach „auf den geiſtlichen Herrn" ſtudiren wollte, erwiederten ſie, wenn er Samſtag ſeine Mutter zu beſuchen kam, ſeinen Gruß mit zunehmender Freundlichkeit; wie er aber jetzt nach längerer Abweſenheit mit den kleinen Weihen geziert von Innsbruck in die Vakanz kam, traten ſie beim Eingang des Dorfs aus ihren Häuſern und ſahen ſelbſtgefällig auf das neue Kirchenlicht, das aus ihrer Mitte ausgehen ſollte. Bei ſeiner Mutter war die erſte Stunde nur der ſeligſten Freude geweiht. Die blinde Großmutter war ans Fenſter getappt, um den Kommenden früher zu hören; Monika hielt ſeine Hand, und faltete die ihrigen darum, und dankte Gott. Roſa lachte und erröthete, und ſtellte ſich dem Bruder bald näher, bald ferner, um ihn beſſer zu ſehen. Beim Abendbrot nahm Theorryt erſt ſpät wahr, daß die Mutter ihm einen blankgeſcheuerten zinnernen Teller gegeben, indeß ſie mit Roſa ihre Suppe auf irdenem Geſchirr aß. Er war in Zweifel, ob das Zufall oder Abſicht veranlaßte, und ließ es mit Verlegenheit hingehn. Den folgenden Tag, einen Sonntag, war es eben ſo, er reichte ihn der Mutter, die ihn gebietend verweigerte, worauf er unſicher nachgab. Aber am nächſten Mittag ſah er vor ſeinem Platze ein Stückchen Fleiſch ſtehen, indeß für ſeine Lieben nur Suppe und Gemüſe beſtimmt war. Das durchſchnitt ſein Herz! er bat mit Thränen: ihm nicht ſeine Gottesgabe zu verbittern und malte mit lebendigen Farben, wie es ihm zukäme, ſeiner Mutter, ſeiner Ahnfrau das Beſte zu geben, und wie er in ſeiner Pfarre ihnen einſt täglich den Tiſch mit ihren liebſten Biſſen beſetzen würde. Die Frauen weinten vor Freude, Monika aber erklärte: das ſei die Sitte, den geiſtlichen Sohn zu ehren; die Nachbarſchaft würde es ihr verdenken, wenn ſie es anders erlaubte. Theorryt bat vergebens, er zog endlich verſchämt ein Beutelchen aus dem Buſen und reichte der Mutter einige Gulden, die er mit Muſikmachen verdient hatte; er hätte, ſagte er, ihr und Roſa ein ſchönes Fürtuch dafür in Berlach kaufen wollen, und bat ſie flehentlich, ſie ſollte nun dafür den Fleiſcher bezahlen, damit die Nachbarn nicht Urſache hätten zum Tadel; aber für ſie und die Ahnfrau ſollte ſie die Speiſe bereiten, „nicht," ſetzte er ernſthaft hinzu, „nicht, Mutter, für den angehenden Prieſter, dem Enthaltſamkeit Pflicht iſt." Roſa erröthete; Monika aber faltete die Hände, von dem Grunde überwältigt. Das häusliche Mahl bot nun keine Fleiſchſpeiſe mehr als an feſtlichen Tagen, und Monika mit ihrer Tochter putzten ſich am nächſten Sonntag mit dem Fürtuch, das ſie ſich von ihres Sohnes Geſchenke gekauft hatten.

Theorrytes hielt es für Pflicht, ſeinen Wohlthäter den Prälaten in Berlach, dem er ſeine geiſtigen Bedürfniſſe anzuvertrauen gewohnt war, mit ſeinen erlittenen Anfechtungen bekannt zu machen. Vielleicht war es Menſchenkunde, vielleicht nur Furcht, in den Zwieſpalt dieſes jungen Gemüths hineingezogen zu werden, warum der Prälat das Einzelne ſeiner Zweifel nicht berührte, ſondern ihm nur rieth, durch Fleiß ſich zu zerſtreuen, durch Mäßigkeit und Strenge Herr ſeiner Seelen- und Körperkräfte zu werden. Theorryt fand ſich weder erleichtert noch befriedigt; aber er befolgte den Theil des Rathes, den er begriff, und benutzte das nächſte in

Innsbruck verlebte Jahr mit unermüdlichem Fleiße. Wie er Acha wiederſah, war bei ſeiner Mutter nichts verändert, nur die Liebe für ihn und die Freude an ihm ſchien geſteigert. Er brachte der Mutter reichliche Erſparniſſe mit, zu denen ihn der Unterricht, den er vornehmen Kindern zu geben im Stande war, verholfen hatte. Wenn er die Freude ſeiner Lieben ſah, und wie die Nachbarn ſeinen feinern Rock, ſeine weißere Wäſche achtungsvoller betrachteten, ſo ſchien der Stand, dem er gewidmet war, der nothwendigſte zu ſeinem Glück. Aber Roſa war verändert; ſie war während des letzten Schuljahres eine blühende Jungfrau geworden, und warum ſie ſo ſchüchtern gegen ihn war, und ſo innig zugleich, wie ein Kind, das der lieben Mutter ein Vergehen beichten möchte, das begriff er erſt, wie ihm Monika im Vertrauen erzählte: Rentbeamtens Joſeph habe ſie lieb, und glaube, daß, wenn der Graf Theorryt zum Pfarrvikar in Acha ernennte, würde ſein Vater ſeine Heirath nicht wehren. Der Graf war aber nun nach vierzehn Jahren wieder auf ſeine Güter gekommen, und wollte ſie wirklich auf immer bewohnen. Seine Gemahlin, erzählte Monika weiter, ſei bei ihm, und eine Tochter von ſieben Jahren, ſchön wie ein Engel, aber auch wol beſtimmt, bald einer zu werden; denn ſie ſei krank, ohne geneſen zu können. Da erfuhr Theorryt plötzlich zwei Nachrichten, die ſeine Zukunft näher rückten; der unwiderrufliche Augenblick ſeiner höhern Weihen mußte beſchleunigt werden und Roſa, deren Gegenwart dem Bilde ſeiner Zukunft als Pfarrer die mildeſten Farben geliehen hatte, wollte mit einem Manne hinwegziehn.

Ein ſchmerzlicher Mismuth wollte in ihm Platz nehmen, und während er mit ihm kämpfte, ward er ſich zum erſten Mal bewußt, daß Roſa nicht nur ſeine Schweſter, ſondern auch daß ſie ein Weib ſei. Seine Mutter zerſtreute ihn durch die Vorſtellung: wie es nöthig ſei, ſich ſeinem Gutsherrn, von dem ſein und ſeiner Schweſter Glück abhänge, ſogleich zu empfehlen. Die Urſachen, die ſie dazu angab, führten ſie in die Vergangenheit zurück; ſie erzählte ihm — heute vielleicht zum erſten Mal, im Zuſammenhang — ihre Eheſtandsgeſchichte und des Grafen billiges Verfahren bei dem Vergehen ihres Gatten. Sie erzählte mit ſtillen Thränen. Der ergebene Dulder klagt nicht über vergangenes Weh; aber indem er es betrachtet, erſcheint es ihm im hiſtoriſchen Lichte, und er beklagt die leidende Menſchheit, nicht ſich. Theorryt ward von dem Charakter und dem Vergehen ſeines Vaters tief erſchüttert. Er ſchlich ſich nach dem Abendbrot aus dem Hauſe und ſuchte ſein Grab. Der Gottesacker erſtreckte ſich hinter der Kirche in eine kleine Bucht, von felſigen Höhen umgeben, auf welchen kleine Wieſengründe den Duft des Emmethaus herabgoſſen. Der Abendſtern über den Hügeln ſank in die letzten Schimmer eines glühenden Abendroths hinab. Es war ſo ſtill umher, als wolle kein Lüftchen, kein Vogel die Ruhenden ſtören, die nach langem oder kurzem Tagwerk ermüdet entſchliefen. Theorrytes hatte Mühe, die Grabſtätte ſeines Vaters zu finden. Sie war faſt verſunken, und die Trümmer des Kreuzes, mit dem ſeine Ueberlebenden ſie bezeichnet, waren ſchon längſt zerfallen, von Monika als Andenken zu

Hauſe verwahrt. Endlich erkannte er es an den Blumen, die Roſa jedes Jahr auf ihm zu ziehen pflegte. Hier verweilte er lange in ernſte Betrachtungen verſunken. Kam es ihm zu, den Glauben ſeiner Mutter, in dem ſie ihr Gelübde that, zu richten? War ſein Widerwille, es zu erfüllen, Furcht vor ſeiner Schwäche? War es Unſicherheit über die Zweckmäßigkeit ſeines Berufs? — wenn es nun auch eine ſchwere Bürde war, die er ſich auflegte — trug er ſie mit Liebe und Treue, ſo war Gott da, ihm zu helfen. — Und endlich! — Alle, die da ſchliefen um ihn her, und der todte Vater mitten unter ihnen, hatten ſie denn nicht Alle auch Laſten getragen, und Alle ſie hier abgelegt, wo auch er einſt die ſeinigen niederlegen ſollte? — Worauf kam es denn an? auf ein Opfer, auf ein tägliches Opfer zum Beſten ſeiner Geliebten, zum Beſten aller ſeiner Brüder. Konnte das den Geweihten laſten, dem es zu wagen vergönnt iſt, täglich das größte der Opfer ſinnbildlich ſeinem Volke zu verkünden? Schwärmend über die Erhabenheit ſeiner Beſtimmung ging er nach Hauſe, und hielt ſich für ruhig.

Das Schloß betrat er um ſo ſchüchterner, weil er über ſeine Empfindung gegen den Grafen nicht einig werden konnte. Gegen ſeinen Vater war er ſo gütig geweſen, und ſeine Mutter hatte er vergeſſen. Er war unter ſeine Unterthanen gekommen, mit dem Entſchluß, bei ihnen zu leben, und war nach wenigen Jahren von ihnen hinweggezogen, ohne eine ſeiner Unternehmungen zu ihrem Beſten auszuführen. Der Jüngling wußte nicht, daß die Theilnahme der Großen, auch die gefühlteſte, von ſinnlichen Eindrücken abhängt; weil ihre Phantaſie ihnen Menſchenſchickſale malt, nicht ihre Erfahrung. Der Hof, der Staat, Bücher lehren dem Labyrinth des menſchlichen Herzens nachſpüren; im Kreiſe der Familien, in den Hütten der Armuth allein lernen wir, wie viel der Menſch ertragen, wie viel er zu erringen vermag. Dort kämpft er allein mit der Zeit und dem Schickſal; auf dem Theater der großen Welt gleicht er Homers Helden, die von den Schilden günſtiger Götter beſchirmt ſind. Doch des Grafen Empfang beſtimmte bald ſeine Meinung von ihm. Er war ſehr kalt; aber milde und weiſe; darum ertrug er und belehrte ſeine Umgebungen. Der Gräfin hatte man ſchuld gegeben, durch ihren Ehrgeiz ihren Gemahl zum Staatsdienſt verleitet zu haben. War dem alſo, ſo hatte ſie wenigſtens mit ihm die vorzüglichere Wirkſamkeit des Gutsherrn eingeſehen, denn ſie arbeitete mit heiterer Thätigkeit, dieſe Herrſchaft zu ihrem beſtändigen Aufenthalt einzurichten. Mit vorzüglichen Geiſtesfähigkeiten verband ſie das regſte Gefühl; beides war ihrem Gemahl und ihren Kindern geweiht. Ihr Sohn ward in Wien erzogen, und auf ihn gründete ſie den Stolz ihres Hauſes; Sidonia war nie von ihrer Seite gekommen, und ſie liebte ſie mit der Heftigkeit, die wir unter ihrem Stande bei Müttern oft wahrnehmen. Die Mutterliebe wird bei ihnen leicht zur Leidenſchaft, weil ſie der einzige Punkt iſt, auf dem die Natur nicht vertilgt oder verzerrt ward. Die Fürſtin muß mit Schmerzen gebären, wie die Bettlerin, die am Thore ihres Palaſtes verſchmachtet; darum iſt ihre Mutterliebe gleich.

Aber nur durch das Geboren werden; denn der Tod konnte ſich den Einfluß der Größe nicht entziehn. Manche vornehme Mutter läßt ſich von ihrem ſterbenden Kinde hinwegführen, und ſein gebrochenes Auge begegnet fremden Geſichtern. Theorryt ward durch den neuen Umgang nicht ruhiger; aber neue Verhältniſſe milderten die Gewalt ſeiner ſtreitenden Gefühle. In Innsbruck war er in den Häuſern der Großen mit der einfachen Güte behandelt, die wahrhaft hohem Adel gegen Untergeordnete eigen iſt. Er bedarf keiner beſondern Wachſamkeit, Vorzüge zu bezeichnen, die in ſeinem Lande Jahrhunderte durch anerkannt waren, und an welche ſeine Geſchichte erinnert. Ein geiſtvolles Familienleben gab es aber unter ihnen nicht; oder der arme Student war nicht zu deſſen Anblick gelaſſen worden. Hier, bei ſeinem Gutsherrn, ward er als Hausgenoſſe freundlich und als angehender Prieſter mit Achtung empfangen. Die Behandlung der Gräfin weckte ein Gefühl in ihm, das von Dank und Bewunderung gemiſcht, der Sohneszärtlichkeit ähnlich geweſen wäre, hätte es nicht ihre Schönheit und Würde ſo peinlich als hinreißend gemacht. Aber nicht ſie allein beſchäftigte ſein ganzes Gefühl. Das Kind Sidonia ſchien vielmehr ſein vorzüglichſter Gegenſtand zu ſein, und für ſie ſchien es die Gräfin zu genehmigen, zu fodern. Wenn jetzt eine Sidonia lebte, würde ſie vielleicht an Mignon erinnern. Das war ſie aber gar nicht. Mignon erlag im Kampf um das irdiſche Leben. Sidonia floß ſanft hinüber zu den Engeln, ehe eine irdiſche Sehnſucht ſie erfaßte. Mignon ſchmachtete nach einer heißern Sonne, um ihre Blüte zu entfalten; Sidonia harrte ſtill der Grabesnacht, um in Eden zu entblühn. Und was war ſie denn? — Ein Kind, in deſſen Lebensknoſpe das ganze Menſchſein gedrängt war. Eine ſolche Knoſpe kann ſich nicht vollenden, blaß öffnet ſich ihr zarter Kelch, ein großer Thautropfen glänzt in ſeiner Tiefe mit himmliſchen Farben; aber er iſt zu ſchwer für den zarten Stengel, der ſie trägt, er knickt ihn und ſie welkt! — O wollt nicht verſtehen, was das arme Leben nicht zu erklären beſtimmt iſt! —

Theorrpt forſchte nicht, was in ihm verging; es ſchien ihm gut und erhob ihn über ſeinen Kummer, daher folgte er dem Zauber, der ihn anzog Er ging nicht allein von der Gräfin aus, nicht von Sidonia allein — es war der Zauber weiblicher Herrſchaft, des weiblichen Liebreizes. Theorrpt war von jeder Täuſchung der Phantaſie entfernt, auferzogen; war in einem Stande auferzogen, in dem die weiblichen Reize früh verblühen, und kaum in der Blüthe durch die entſtellende Kleidung hindurchſchimmern. Eben ſo wenig wie den Liebreiz der Kleidung hatte er den der Stimme, der Rede, kennen gelernt, der eben ſo viele Seelenblößen der gebildeten Welt umhüllt, wie wohl erſonnener Putz die Nachtheile der Geſtalt. Er konnte daher nicht Annehmlichkeit von Jugend, nicht Bildung von Seele, nicht Leidenſchaftlichkeit von Innigkeit unterſcheiden; und betete, ſo liebenswürdig die Gräfin war, dennoch in ihr eine Traumgeſtalt an. Sonderbarerweiſe mußte für ſie der arme Schüler, der angehende Prieſter, Gegenſtand einer Art von Theilnahme werden, die ihr bis dahin fremd geblieben war. Wir lächeln über die Märchen, die Prinzeſſinnen, um drohenden Orakeln zu entgehen, in unzugänglichen Thürmen erziehen laſſen; wir zucken die Achſeln über die theoretiſchen Erzieher, die ſich in ihren Büchern erſt eine Art von Welt erfinden, um dann ihre Zöglinge darin zu bilden; — doch die Erziehung einer vornehmen Tochter in einer Hauptſtadt ſcheidet ſie nicht weniger wie jene von der Wirklichkeit ab. Der Unterſchied iſt nur, daß der königliche Herr Vater im Märchen, und der wohlmeinende Pädagog in der Welt ſeines Traums, den beſten Willen haben, das Böſe alles von ihrem Zögling zu entfernen, indeß die vornehmen Eltern ihr Kind nur von der Menſchheit auszuſchließen trachten. Aber dieſe bleibt im Menſchen unzerſtörbar, und drängt ihn unaufhörlich zum Rechten und Guten zurück. Daher iſt liebende Unbefangenheit eine Eigenſchaft, die den ergrauteſten Weltmann rührt und vornehme Frauen auch in der ſchlechteſten Nachäffung feſſelt. Der Menſchenkenner verſteht ſich ſchlecht auf das Herz, wenn er die widrigen Erſcheinungen nur verurtheilt, die ihm ältere Frauen in ſcheinbarem Einverſtändniß mit jüngern Männern zeigen. Er könnte darin oft das unzerſtörbare Bedürfniß nach Wahrheit des Gefühls erkennen, das der Weltfrau den Ausdruck jugendlicher Neigung ſo werth macht. Dieſes Bedürfniß nach Wahrheit des Gefühls, welches in der Gräfin nebſt vielen andern Tugenden lebendig geblieben war, hatte ihr den jungen Mann zum Gegenſtand eines ganz neuen Intereſſes gemacht. Die Innigkeit, mit der er ſich Sidonien widmete, gab ihrer Vorliebe für ihn eine

Haltung, die alle Bedenklichkeiten hob. Dieſes Verhältniß beſtimmte die Geſchichte von Theorryts Aufenthalt auf dem Schloſſe. Seine Vormittage waren vom erſten Tagesſtrahl an ſeinen Studien gewidmet. Da ſaß er in einem kleinen Kämmerchen neben dem Familienzimmer ſeiner Mutter, und ſtrebte redlich in den Wiſſenſchaften fort, die zu ſeiner Zeit nicht ſo mangelhaft, wie man es in der Ferne ſich dachte, auf ſeiner hohen Schule gelehrt wurden. Das ſpärliche Mittagsmahl ſeiner Mutter ließ er ſich nicht nehmen, ſo oft die Gräfin ihm einen Platz an ihrer Tafel auch anbot. Während dieſe im Schloſſe Statt fand, begab er ſich zu Sidonien, die ihrer großen Reizbarkeit wegen von ihr ausgeſchloſſen blieb, theilte ihre phantaſiereichen Spiele, oder leitete ſie unter den Schatten der nahen Bäume und erzählte ihr heilige Geſchichten, denen er, von den verklärten Blicken des Kindes begeiſtert, einen poetiſchen Schwung gab. Den übrigen Tag gehörte er der Gräfin; — denn ſeine Herrin war ſie. Er ſchrieb in ihren Geſchäften, machte Muſik und las ihr vor. Rinaldo in den Gärten der Armida iſt ein ſehr unwürdiges Bild von dem Zauber, der Theorrytes während dieſer Vakanz von den Zweifeln über ſeinen Stand zerſtreute. Nur Roſens beſchiednes Liebesglück theilte ſein Herz mit den Bewohnern des Schloſſes. Der Rentbeamte, der, ſowie die ganze Herrſchaft, Theorrytes für den Liebling des Gutsherrn anſah, hatte Monika unverhohlen erklärt, daß er Roſa zur Schwiegertochter annehmen wolle, ſobald ihr Bruder des Grafen Verſprechen über die Anwartſchaft zur Ortspfarre erhalten haben würde. Theorrytes fürchtete ſich nicht zu bitten, aber er zitterte, eines ſolchen Amtes, eines ſolchen Glückes nicht würdig zu ſein. Von ſeiner Mutter gedrängt, von ſeinen Zweifeln gefeſſelt, las man auf ſeiner Stirne die Unruhe ſeines Gemüthes. Die Gräfin hatte ſich zu oft gefallen, den Ausdruck einer Seele zu beobachten, in der ihr Wink Sturm oder Klarheit hervorrief, um dieſe von ihr unabhängige Wolke nicht zu bemerken; ſie erfragte ſchnell ſeine Sorgen und befahl ihm, ſie ſo unverhohlen, wie ſeine Stirn ſie ausgeſprochen, dem Grafen zu eröffnen. Dieſer Befehl verſprach mehr wie Hoffnung. Die Empfindung, die, da er ihn empfing, auf des ſchweigenden Jünglings Angeſicht ſtralte, hatte die Gräfin in den wortreichen Betheuerungen nie erblickt, die ſie von Männern ihres Standes gehört hatte. Sie erröthete freudig, überraſcht von der Verklärung, die ein inniges Gefühl über des Menſchen Antlitz ergießt. Der Graf, den ſein kalter, beobachtender Charakter von dem täglichen Einmiſchen in das Intereſſe ſeiner Hausgenoſſen getrennt hielt, war dennoch nie darin fremd, wenn ſie ſeine Theilnahme dazu aufruften. Er hörte den Jüngling gütig an, bewies die Klarheit ſeiner Anſichten durch die Güte und Entſchiedenheit, die er ihm ausdrückte, verſprach ihm die Anwartſchaft auf die Pfarre in der ſichern Form, welche Roſa's Heirath ſicherte, und richtete die Vollendung ſeiner Studien und fernern Ausbildung, ſowie er es für einen Mann geſchickt hielt, den ſein Beruf und die Umſtände fortan an ſeine Nähe anſchlöſſen. Roſa's

Hochzeit und Theorrytes Prämiz *) ward nun auf den nächſten Herbſt feſtgeſetzt, bis wohin der Jüngling in dem Prieſterſeminario zu *** ſeine Studien vollenden und die höhern Weihen empfangen ſollte. Dieſe Zeitbeſtimmung von Roſa's und ſeinem Schickſal, die ſeine ganze Vergangenheit abſchloß, die alle Träume ſeiner Kindheit erfüllte, war kein ausſchließender Schmerz, keine ausſchließende Freude. Eine ſehnſuchtsvolle, ſchwankende Unruhe hob ſeine Bruſt. Er ſcheute ſich vor ihr, er wendete den Blick von ſich ſelbſt ab und heftete ihn nicht feſt auf etwas anders; denn wo er hinſah, fürchtete er ſich, ſein Inneres zu erblicken, und dort drohten ihm Schreckensgeſtalten. Dieſes Mal fragte die Gräfin nicht nach den Wolken auf ſeiner Stirne. Sie errieth die Geſtalten, die dem Jüngling drohten; aber ihre Theilnahme an ihm war mehr durch die Huldigung, als durch ihre Sorge für ſein Wohl aufgeregt; ihr unbewachtes Gefühl bewog ſie alſo, mehr ihn zu erfreuen, als ihn zu erleuchten, und deshalb begegnete ſie ſeinem finſter funkelnden Auge mit mildem, faſt mitleidendem Blick. Aufgeſcheucht von der Wirkung dieſes Ausdrucks floh Theorryt aus der Gräfin Gegenwart zu den Füßen der Altäre ſeines Kloſters in Berlach. Dort hatte ihn ſo oft in ſeiner Knabenzeit die ſeligſte Vorempfindung künftiger Heiligkeit entzückt. Wie das Salve Regina die Kirche zu ſchließen verkündete, eilte er auf den Gottesacker, der in der Mitte der Kreuzgänge die Todten täglich von dem ſtillen Umherkreiſen ihrer lebenden Brüder umgab. Hohe Stockroſen, bunter Ritterſporn und die duftende Blume der ſpaniſchen Kreſſe bekleideten die ſchwarzen Steingeſimſe, und zauberten Leben über die Stätten des Todes. Gegen die Abendſeite ragte ein hohes Kreuz unter zarten Zweigen der Akazien hervor, und unter ihrem Laube ſtanden die Geſtalten der beiden Geliebten des Gekreuzigten, denen er den menſchlichſten Troſt gab. Gräber und Blumen und Denkmale der Liebe für ein ſo gequältes Herz, wie Theorrytes auf dieſe Stätte brachte, führten ihn in den nächtlichen Stunden durch alle Stufen des Schmerzes zur Sehnſucht nach dem Grabe, wo aller Kampf endet und jede Sehnſucht geſtillt iſt. Wie der Tag wiederkehrte, tönten die einſamen Schritte des alten Pförtners durch den Kreuzgang. Er begab ſich zuerſt zu dem Bilde des Gottmenſchen, deſſen hohes Kreuz vom erſten Sonnenſtral glänzte, um dort in ruhiger Einfalt zu beten. Bei Theorrytes Anblick, der ſein Geſicht auf ſeine Hände gelegt, vor dem Kreuze kniete, konnte ihm ſeine Erfahrung keinen andern Begriff darbieten, als den von Heiligkeit oder Buße. Denn was anders als den Himmel zu gewinnen, oder der Hölle zu entgehen, konnte einen Menſchen bewegen, die abgemeſſenen Stunden zu verkehren, und den Schlaf, der einen ſichern Theil des Lebens hinnahm, zu verſäumen? Der Greis war mit einfältigem Herzen zum Beten gekommen, Andere der Sünde zu verdächtigen, war ihm alſo fern. Deshalb erregte der Anblick des Jünglings, der ſich mit ängſtlicher Eile aus betender Stellung aufraffte, ſeinen Beifall; er grüßte ihn mit dem Lobe des Herrn, und ſetzte hin: Das iſt eine gottſelige Kaſteiung, und eine Ertödtung, die das Leben gebiert. Hütet Euch aber, junger Streiter in dem Herrn, Euern Eifer zu übertreiben; nun legte er ſeinen Stab hin, und beugte ſeine zitternden Knie, um Gott für ſein armes, leeres Leben zu danken.

---

*) Die erſte Meſſe.

Doch ſein Gruß erweckte in Theorrytes Buſen das Bewußtſein der Schuld. Die dunkeln Gefühle der durchſchwärmten Nacht waren nicht die eines Streiters des Herrn geweſen — der Beifall des frommen Greiſes machte ihn zum Heuchler. Was für Geſtalten hatten das Bild des Gekreuzigten, hatten die Getröſteten zu ſeinen Füßen umſchwebt? Und wenn er ſeine Beſinnung erweckte, und zwiſchen den Grabhügeln umherirrend der Erde und ſich ſelbſt zu entfliehen verſuchte, wiegte ſich auf den Mond umglänzten Blumen, auf den ſtillſchwimmenden Wolken wieder Sidoniens Geſtalt. Mit nagender Reue und doch ohne Erkenntniß von Schuld brachte der Jüngling die übrigen Tage zu, die bis zu ſeiner Abreiſe in das Seminarium noch verſtrichen. In ſeinen Verhältniſſen änderte er nichts; das zu thun, hätte er ſich ſelbſt beſſer erkennen müſſen; in untergeordneten Lagen iſt es auch nicht vergönnt, ſeine Verhältniſſe zu ändern. Die Kraft wird da einzig aus dem Gemüthe, nicht von den Umſtänden entwickelt. Für die Gräfin war der Zuſtand des Jünglings kein Räthſel, aber ſeine Wichtigkeit wußte ſie nicht zu ermeſſen. Nicht Sorge, aber weibliche Zartheit bewog ſie, ſeine Beſchäftigung unter ihren Augen zu verhindern. Sie gab Abhaltungen vor und trug ihm auf, die Pflege Sidoniens zu übernehmen. Das Unſchuldigſte war gewiß dieſer Ausweg, aber das Zweckmäßigſte nicht. Sidonie nöthigte ihn, die ſinnigen Spiele mit Blumen, Farben und Tönen — denn Kränze binden, die Regenbogenfarben eines Thautropfens oder eines Diamants zu betrachten, das Rauſchen eines Springbrunnens zu hören, waren ihre häufigſten Spiele — mit Geſprächen abzuwechſeln, bei denen ſie ſtets zwiſchen kindiſchen Bildern und hohen Ahnungen ſchwankte. Ihre überſpannten Nerven ſtellten ihr alle ihre Träume als Erſcheinungen dar, und als ſtets beſchränkte Kranke ſelbſt von der Wirklichkeit der Kinderwelt geſchieden, verhinderte ſie ihre völlige Unkunde im Leben, dieſe Erſcheinungen von den wirklichen Begebenheiten zu trennen. Sie erzählte daher ihrem „frommen Freunde,“ wie ſie Theorrytes mit geheimnißvollem Ausdruck nannte, jeden Tag Geſpräche, die ſie mit phantaſtiſchen Geſtalten gehalten, Botſchaften, die ſie bekommen haben wollte. In den Tagen, die Theorrytes Abreiſe nach dem Seminarium zuvorgingen, fand er ſie eines Tages, wie ſie einen Kranz von weißen Roſen wand, über den ſie ihm, ſehr beſchäftigt, doch gleichgültig auf ſeine Frage die Antwort gab: daß er für ſie als ſeine Braut beſtimmt ſei. Scham und Schrecken machten den Jüngling verſtummen. Er konnte ſich nicht denken, daß Sidoniens Kindlichkeit je mit einem rohen Scherz, der ſie zu ſolchen Vorſtellungen hätte führen können, entweiht worden wäre. Er ſchwieg, bis ihr Geſchäft vollendet war, dann nahm er den Kranz und nahte ſich einem großen Gemälde, das Maria als Kind darſtellte, auf des alten Zacharias Knie gelehnt. Sie ſtreckt mit entzückten Blikken ihre Hände nach einem Lilienſtengel aus, den der Greis in der Hand hält und bei ihrer Bewegung mit einem Ausdruck des Erſtaunens und der Ahnung ſie betrachtet. „Hier, der kindlichen Jungfrau wollen wir den Kranz weihen,“ ſagte Theorrytes, im Begriff, ihn über dem Bilde zu befeſtigen. Nein, dieſen nicht! rief die Kranke, kommen Sie! den legen wir auf mein Grab. Mit dieſen Worten ergriff ſie ſeine Hand und zog ihn durch den Garten an einen Platz, wo man auf ihre Bitte das Gebüſch zu einer Laube hatte biegen müſſen; dort hatte ſie, ein Fußpolſter unter Blumen und Laub verbergend, die Erhöhung eines kleinen Grabhügels nachgeahmt. Darauf, ſagte ſie, legen Sie den Kranz; er gebührt der geiſtlichen Braut. Nun führte ſie ihn unbefangen weiter, und erzählte ihm, wie der verſtorbene Pater Hyazinth ſie beſucht und angerathen habe, „im nächſten Frühjahr am Gottesfeſte alle Knospen der weißen Roſen abzubrechen, dann würden ſie am Tage von Theorrytes Premize Blüten genug treiben.“ Obgleich der Jüngling nun den Sinn von des Kindes Reden verſtand, war er doch zu heftig ergriffen, um ihren Phantaſien Einhalt zu thun. Er folgte ihrer kindlichen Darſtellung von Leben, Tod und wieder erwachendem Daſein. Sie drängte das ganze Geheimniß der Verwandlung in das Bild eines Roſenſtocks, und glaubte Alles erklärt, wenn ſie nach dem tiefen Winterſchlaf das Anſchwellen der Knospen bewieſen hatte. Indem ſie ſprach, blieb ſie bei einem Roſenſtock ſtehen, und brach eine der blühendſten Knospen — ſehen Sie, mein frommer Freund, ſagte ſie im Ton der Ueberzeugung, ſo werde ich einſt wieder blühen, und ſo, ſetzte ſie leiſe hinzu, indem ſie die Blätter herabriß und auf den Raſen umherſtreute, ſo wird bald der Sturm mich verwehen. Solche Geſpräche wiederholten ſich oft. Wenn die Gräfin auf eine Viertelſtunde zu ihnen kam, ward die zärtliche Trauer in des Jünglings Herzen nicht geſtört. Sie war neben dem der Erde entſchwebenden Kinde nur zärtliche Mutter, und unter dieſer Geſtalt beſchwichtigte ſie den Sturm in des Jünglings Gemüth.

Den Abend vor ſeiner Abreiſe, wie er mit der mühſeligſten Faſſung Abſchied zu nehmen ins Schloß kam, hatte die Gräfin ſo eben einen Pack Bücher erhalten, den ſie, um für dieſen Auftritt Zerſtreuung zu finden, ihm zu öffnen befahl. Sie lief ſie flüchtig durch, bis ſie auf Werthers Leiden kam, die damals als eine ganz neue Erſcheinung dieſer Grenze von Deutſchland nur durch Anzeigen bekannt waren. Schon lange erwartete ſie das Buch; Theorryt hatte ſich ſchon lange das Glück verſprochen, es ihr vorleſen zu dürfen, und drückte nun ſeine Fehlſchlagung, dieſen Genuß entbehren zu müſſen, aus. Von dem Wunſch, dem Jüngling beim Scheiden Freude zu machen, ergriffen, reichte ſie ihm das Buch: „da! ich habe noch in acht Tagen nicht Zeit, es zu leſen. Nehmen Sie's mit, und ſchreiben Sie mir beim Zurückſenden Ihre Anſicht davon.“ Und mit dieſem Buch in der Hand verließ Theorryt am andern Tage ſeine Heimath, um ſie erſt als geweihter Prieſter wieder zu betreten.

Göthe's Bruder Martin hatte den Wolken, die über Theorryts Kinderparadies aufſtiegen, eine beſtimmte Geſtalt gegeben; es war aber auch ſeiner Zaubermacht aufbewahrt, den Sturm, den Natur und Beſtimmung in ſeinem Jünglingsbuſen erregt hatten, zu beſchwören. Die matte Ergebung des Bruder Martin hatte ihm gezeigt, was der Menſch würde, der Menſchenglück und Männerrechten entſagte, und ſo ihn gelehrt, Glück und Rechte zu erwägen. Seitdem war Göthe's Name dem Jüngling nicht wieder zu Ohren gekommen; wie er ihn von neuem erblickte, ſchien er ihm ein gefährliches Zeichen, und mit der Furcht, noch einmal elend zu werden, nahm er den Werther in die Hand. Die Außenwelt, in der Werther ſich bewegte, war ihm neu; aber ſeine innere war auch die Welt ſeines Herzens. Aengſtlich wirkte auf ihn Werthers gewaltiges Streben in eine unbeſtimmte Ferne, ſein Unwille über Formen und Begrenzungen, die er immer ſo tief, daß ſie ihn nicht einmal beengt hatten, verehrte. Abſchreckend auf ſein ſtrenges Pflichtgefühl wirkte ſein beſtimmtes Begehren, ſein muthloſes Verzweifeln. Aber Werther liebte wie er, und zweifelte wie er, deshalb verlor er ſich ganz in Liebe und Mitleid für den Unglücklichen, der ihm für tauſend bisher unverſtändliche Gefühle den Namen genannt hatte, mit dem ſeine Seele tauſendmal im Einklang geweſen war, ehe er ihn gekannt hatte. Tage und Wochen brachte er zu in ängſtlicher Spannung, als lebte er neben Werther und ſähe ſein Schickſal vor ſich reifen, und müſſe ein Mittel finden, ihn vom Verderben zu retten. Oft drängte es ihn ihm zuzurufen, wie er tauſend Mal ſich zurief: Bete, arbeite und kämpfe mit der Hoffnung zu ſiegen. Ach, daß Werther das nicht that, ſchien dem beſchränkten, ins proſaiſche Leben gebannten Jüngling ein Vorwurf, den jeder fromme Menſch ihm machen würde, wenn er ſeinen Tod erführe. Unmöglich hätte er deshalb mit irgend Jemand von dem Buche ſprechen können, aus Furcht, ein hartes Urtheil zu hören, einen Tadel über den Unglücklichen, den er ſo innig beweinte. Nicht ſeine Geſchichte las er in Werthers anmaßlichem Leben; dafür hütete ihn ſeine kindliche Demuth. Er glaubte nie für eine Welt, die ihn nicht verſtehe, zu gut zu ſein; nein, er fürchtete der Zukunft, die ihn erwartete, nicht zu genügen. Theorryt war auf der feſtbezeichneten Bahn täglicher Pflichterfüllung mit der unfehlbaren Ausſicht auf täglich wohlthätige Wirkſamkeit fortgeſchritten, erhoben durch das ſtete Hinblicken aufs Ziel. Dann kam die Zeit, wo die menſchliche Bedürftigkeit mit ſeinem Streben in Streit trat; da ſeine Phantaſie rein und ſeine Sinne zu keiner Herrſchaft gewöhnt waren, konnte er ſich zwar der Macht der Gefühle nicht entziehn, aber die Geſchichte ihrer Willkür, die Werther ihm darſtellte, rief alle ſeine geiſtigen Kräfte auf, ihnen keinen Sieg zu geſtatten. Er geſtand ſich nun kühn, daß er liebte, wie Werther geliebt hatte; aber glücklicher wie jener, nicht herriſcher Begehrlichkeit ausgeſetzt ſei, ſondern aufgefordert, das höchſte Opfer um den höchſten Preis zu erfüllen. Was er bitter und unmuthsvoll an jenem Abend an ſeines Vaters Grabhügel empfunden hatte: das müde Schleppen der täglichen Laſt, bis der Abend allvergeſſenden Schlaf brächte, fühlte er nun mit emporſtrebendem Muthe als Ausſicht auf täglichen Sieg, bis die Palme erkämpft ſei. Alſo dieſer Liebe entſagen, die er nun deutlich erkannte, in einer Geſtalt, vor der ſeine ſchüchterne Roſe mit ihrer Schweſterliebe verſchwand, um die das vergeiſterte Kind Sidonie, wie ein Genius ſchwebte, — dieſer Liebe entſagen, und aller Seligkeit, die er nur erſchrocken geahnet hatte, Allem, von dem er ſich bewußt war: das habe Werther zerſtört, — alle Dem entſagen und täglich freudig erfüllen, was der ahnende Menſch ergrübelt hatte, um im dunkeln Symbol den Unbekannten, Erhabenen zu verkünden, zu deſſen Prieſter er beſtimmt war, das ward ſein Siegesruf und ſeine Begeiſterung im Streit. Wie mit dieſem Entſchluß ſeine Liebe für Werther begründet ward, wie er jedem profanen Auge ſein Schickſal entzog, und wie er in den Momenten ſeiner frömmſten Entzückung um Werther, wie einſt der gekrönte Sänger um Jonathan ſeinen Bruder weinte, das begreift nur, wer die Allgewalt eines mächtigen Gefühls, eines außerordentlichen Eindrucks bei Menſchen beobachtete, in deren einfachem Leben jede Begebenheit einen ſo großen Raum einzunehmen findet, daß ſie ihr Schickſal auf Jahre lang beſtimmt.

Theorryt fühlte ſich nicht im Stande, der Gräfin eine beſtimmte Rechenſchaft von ſeiner Anſicht über Göthe's Buch zu geben. Er ſchrieb ihr erſt ſpät, meldete ihr mit Begeiſterung den Empfang der höheren Weihen, und ſetzte zum Schluſſe hinzu: „Werther iſt gewiß kein Roman; ich ſehne mich, als Prieſter für dieſen Unglücklichen zu beten."

Nun las ihn die Gräfin auch, und da die Gegenwart des Jünglings ihre weibliche Selbſtſucht nicht beſchäftigte, ihr lebhaftes Gefühl nicht verleitete, ſah ſie mit Beſtürzung, wie traurig dieſes Buch hätte auf ihn wirken können. Dieſe Einſicht bewog ſie, ihm bald, aber mit Ernſt und Herzlichkeit zu ſchreiben. Geiſt- und gefühlvoll, wie ſie war, mußte ein ſolcher Briefwechſel, wie ſich nun zwiſchen ihr und dem Jüngling entſpann, geeignet ſein, dieſes letztern Gefühle ganz zu verklären. Sidoniens zunehmende Gefahr machte ihn der Gräfin bald zum Bedürfniß. Der Schmerz des Mutterherzens iſt ein veredelnder Schmerz; er führt zur Sehnſucht nach höheren, ernſteren Dingen, und hier zeigte ſich Theorryts Gemüth in ſeinen Briefen mit einer Kraft und Innigkeit, welche die Gräfin für den leeren Troſt läſtiger Beſuche und die ſtoiſche Ruhe ihres Gemahls entſchädigte.

Monika arbeitete indeß emſig an der kleinen Ausſteuer der Tochter. Die Gräfin hatte ſie mit einem reichen Geſchenk an Leinwand und Geld vermehrt, und ſich dadurch in den Herzen von Theorryts einfachen Verwandten einen ſo feſten Tempel gebaut, daß ſie die Sorgen, die bei ſeinem letzten Aufenthalt manchmal in ihnen aufgeſtiegen waren, gänzlich vergaßen. Theorryts häufigere, theilnehmende Briefe vermehrten der frommen Mutter Zufriedenheit, und ließen ſie der Feier von Roſa's Hochzeit und ihres Sohnes Premiz mit den Worten des glückſeligen hohen Prieſters gedenken, der das höchſte Menſchenglück genoſſen zu haben glaubte.

Theorryt hatte nun ſeinen Aufenthalt im Seminarium vollendet, und trat mit dem Muth der Begeiſterung ſeinen Weg nach Acha an, um in der Kirche, wo ſeiner Eltern Ehe eingeſegnet war, wo er die Taufe empfangen, wo die Gemeine für die Seele ſeines Vaters gebetet, die erſte Meſſe zu leſen. Mit zitternder Freude empfing die Mutter den Geſalbten des Herrn; ſie wußte nun, was es ſei, wenn der Menſch wähnet, Gott zu ſchauen. Roſa ſtand mit ihrem Bräutigam demüthig von ferne. Ihr hatte es immer gedünkt, als habe ſie durch die Liebe, die ſie dem Geliebten geſchenkt, den Bruder beraubt; darum wäre ſie gern doppelt zärtlich gegen ihn geweſen, denn es trieb ſie unbewußt ihm zu zeigen, daß an Liebe wie an Licht der Gebende nie verarme. Bei ſeinem vorigen Aufenthalt war er bei dem innern Sturm ſeines Gemüths wenig geſchickt, dieſes liebende Verlangen zu erkennen; er nahm es ſtürmend auf, oder wies es ſcheu zurück. Mit froher Ueberraſchung nahm ſie deshalb den innigen Ausdruck wahr, mit welchem der Ankommende aus der Mutter Armen nach ihr hinüberblickte; wie er aber den mütterlichen Armen ſich entwindend auf ſeine Knie ſank, und Monika's ſegnende Hände zurückhielt, und nach ihr ſich wendend, ſie und ihren Geliebten herbeiwinkte, neben ihn zu knien, und dieſe höchſte Weihe der Menſchheit zu theilen, — da lobte ſie den Geber der Freuden mit heißen Thränen und Dank.

Der Graf, dem er gleich nach ſeiner Ankunft aufwartete, empfing ihn mit der Achtungsbezeigung, durch welche Vornehme den Platz Geringerer für ihre Hausgenoſſen bezeichnen. Er wollte dem Menſchen wohl, deſſen Glückes Schöpfer er war, und den Prieſter wollte er geehrt wiſſen. Eine Schrift, die er ihm zuſtellte, ernannte ihn zu ſeinem Hauscaplan und zum Nachfolger des Gemeindepfarrers, der alt war. Die Aeußerung eines männlichen Beifalls über den Gebrauch ſeiner Zeit im Seminar, worüber der Graf genaue Nachricht eingezogen hatte, einige ſehr ſtrenge Ermahnungen über ſeine künftige Laufbahn, verſetzten Theorryt in eine ſchmerzhafte Zerſtreuung. Er hatte nach Ruhe und Stille des Gemüths gerungen, um leidenſchaftlos vor der Gräfin zu erſcheinen. Hätte in des Grafen Betragen irgend Etwas gelegen, das ihm erlaubt hätte, ſein Gefühl für ihn, für ſeine Güte überfließen zu laſſen, ſo wäre ihm das gelungen; allein der Graf drückte jeden Gefühlsausbruch nieder durch die klare Winterhelle ſeiner Vernunft. Des jungen Mannes Dank ſelbſt prallte von ihr wie eine Welle vom Felſen zurück, und ſo wird auch der ſtille Waſſerſpiegel zur Brandung. Wenig gefaßt trat er zur Gräfin ein. Dort fand er aber einen mächtigen Ehrfurchtgebieter, der alle Wellen und Wogen des menſchlichen Buſens beſchwichtigt. Er trug die lieblichſte Geſtalt in Sidoniens verklärten Zügen. Sie ſaß neben der Gräfin und rief ihm lebhaft entgegen: O daß Sie endlich da ſind! meine Roſen wollten nicht länger mehr blühen, und ich ward ſo müde, ſo müde, daß ich oft dachte, es würde Abend, ehe Sie kämen. Nun kann ich den Kranz binden; denn das Grab iſt bereit. — Sidonie! rief die Gräfin, und brach in Thränen aus, der Kranz iſt für die geiſtliche Braut, nicht für das Grab. — Für die geiſtliche Braut, wiederholte das Kind beſtätigend, und blickte Theorrytes an, wie jemanden, der ihr Geheimniß wohl wüßte, mit glänzenden Augen winkend; für die geiſtliche Braut, mein frommer Freund, und dann wiſſen Sie wohl, wo er hinkömmt, ſetzte ſie noch einmal bedeutend hinzu. Theorryt riß ſich gewaltſam aus der niederwerfenden Wehmuth, die ihn bei den drohenden Phantaſien dieſes, dem Sterben geweihten Kindes ergriff. Um ſie wieder zur Wirklichkeit zurückzuführen und ihrem Umherſchweifen das Angewöhnte entgegenzuſetzen, verwies er ſie auf ſeinen Vorſchlag vom vorigen Jahre und ſagte: Gewiß weiß ich, wo er hinkömmt dieſer Kranz. Nachdem Sie ihn auf dem Altare geopfert, weihen Sie ihn der kindlichen Jungfrau, die Sie ſchon voriges Jahr ſo ſchön ſchmückten. — Die hat meinen Kranz von weißen Roſen voriges Jahr nicht erhalten, das wiſſen Sie wohl, nahm Sidonie unwillig das Wort; der Jungfrau gebührt eine weiße Lilie zum Schmuck. Ihr ſeid wunderliche Leute, ſetzte ſie, das Bild anblickend, hinzu; warum wollt ihr den Kindern ihre Blumen nicht laſſen? Der Alte da weigert die Lilie, welche Maria begehrt, und Sie beſtreiten mir meinen Kranz, der Ueberwinderin Zierde. —

Theorryt erfuhr nun, daß ſich die Kleine die Freude, als geiſtliche Braut ſeiner Premize beizuwohnen, ſich nicht hätte nehmen laſſen. Man fürchtete die Ueberſpannung des Augenblicks, die Menſchenmenge in der Kirche; aber Sidonie hatte ſo vielfältig davon geſprochen, daß das ganze Dorf darauf hoffte, und alle Leute die Rückkehr alter Frömmigkeit vorausſahen, weil ihre Herrſchaft das Prieſterthum ſo hoch zu ehren gedachte;

in der Gräfin wurden fromme Eindrücke ihrer Erziehung wieder lebendig; ihre Phantaſie reihte dunkle Gefühle von dem Unrecht daran, deſſen Sie ſich gegen Theorrytes bewußt war, und das ſie durch die poetiſche Feier ſeines geiſtlichen Feſtes für verſöhnt hielt. Bei dem Grafen war es Grundſatz, den Prieſter vor dem Volke zu ehren, und ſelbſt den Gefühlseindrücken nicht unterworfen, maß er ihnen wenig Wichtigkeit bei; Sidoniens Wunſch ward alſo gewährt, ſo ſichtbar er ihre befremdlichen Träume beförderte.

In Erwartung des feierlichen Tages wallfahrtete Theorrytes mit tiefer Andacht von einer Stätte der Erinnerung zur andern, und brachte an einer jeden die Sehnſucht ſeiner Vergangenheit den Entſchlüſſen für ſeine Zukunft zum Opfer. Die verfallene Steinkluft, wo er als Knabe eine Kapelle ausgeſchmückt; das Grab ſeines Vaters, wo ſich ſeine quälenden Zweifel in müde Ergebung auflöſten; der Gottesacker im Kloſter, wo er die Schaam, als Heuchler zu erſcheinen, empfunden — dort überall betete er um den kindlichen Geiſt, der den Bitten entſagt und im Danken ſein Glück findet.

Der feierliche Tag brach an; das ganze Dorf ſtrömte herbei, den Knaben, den es ſo lange nicht geachtet hatte, als Prieſter zu verehren. Siegend legte die beſſere Menſchheit einen freundlichen Zug auf eines Jeden, auch des Roheſten Geſicht, wie er Monika auf dem Kirchgange begegnete. Sie ging demüthig und jauchzend in ihrem Herzen — denn ihre Demuth vereinte ſich mit ihrem Stolz, einen Prieſter des Herrn geboren zu haben —

zwiſchen Roſa und ihrem Eidam einher. Am Grabe ihres Gatten kniete ſie nieder; ſie hatte ihr Gelübde gelöſt, und wenn noch etwas im Reiche der Seligen ihm abging, ſo mußte es in dem Augenblick ihm zuſtrömen, wo der Erlöſer auf das Gebet ſeines Sohnes verſichtbart herabſtieg. Der Prälat von Berlach, der die Predigt übernommen hatte, ſprach mit Begeiſterung von der Würde des Prieſters, mit Strenge von den Pflichten ſeines Berufs, mit väterlicher Freude von dem Zögling ſeines Hauſes, der Tugenden genug habe, ſie alle zu erfüllen. Demuth, Dank und Andacht erhoben Theorrytes Herz. Sein Blick überſah, der Wirklichkeit entſchwungen und von ihr überwältigt, die ganze Verſammlung. Seinen geehrten Lehrer, die erhabene Frau, die jetzt mit keiner phantaſtiſchen Nebenidee beſchäftigt, voll Hoheit und Milde auf ihn — ſeinen Ehrentag, als ihr Werk genießend — herabſah; ſeine Mutter, deren Blick von Seligkeit ſtrömend, in dem Altar, vor dem er ſtand, den ganzen Himmel erblickte — — und unter allen dieſen Gegenſtänden irdiſcher Wonne trat Sidonie wie eine Botin höherer Welten hervor. Sie ſtand nahe am Altar, den Augenblick ihrer Theilnahme an der Feierlichkeit erwartend. Weiß gekleidet, den Kranz weißer Roſen im Haar, hatte ſie ſich einen hohen Lilienſtengel gebrochen, den ſie, ungeachtet der Ermahnung ihrer Begleiter, in der Hand hielt. Ihr Haar floß in großen goldenen Locken auf ihre Schultern; die Kindergeſtalt ſchien kaum verkörpert; ihre Farbe glich dem Schimmer des Abendrothes, wenn es auf nie berührten Schnee fällt; ihr Auge allein ſprach Leben aus, und deutete doch weit über dieſes Leben hinaus. — Endlich winkte der Akolith der Wärterin des Kindes; die Worte der Einſegnung waren geſprochen; Sidonie, der man die Ceremonie erklärt hatte, nahm mit holdſeliger Andacht den Kranz von ihrem Haupt, und legte ihn auf den Altar — indem ſah ihre Begleiterin ſie wanken, und hob ſie auf ihre Arme. Das Kind blickte entzückt zur Mutter empor, indem ſie ihren Lilienſtengel gegen ſie neigte, ſie machte noch einmal dieſe Bewegung, als ſollte ſie an den Vermählten der Kirche vor dem Altare gerichtet ſein — aber wie ermattet ſank ihre Hand und ihr Haupt auf der Begleiterin Schulter, die dem erhaltenen Befehle gemäß: ſie, ſobald ihre Theilnahme an der Feierlichkeit ſtattgefunden hätte, zu entfernen, augenblicklich die Kirche verließ.

Nach alt hergebrachtem Brauche waren Monika und Roſa, als nächſte Verwandte, im Fortgang der heiligen Feier die erſten in der Reihe der Gläubigen, die dem Altare ſich nahten. Schon der Augenblick der Verwandlung hatte Theorryts Seele aus der Sinnenwelt entrückt; wie er aber jetzt der Mutter das Pfand einer Seligkeit zutheilte, deren Begriff keines Menſchen Vernunft zu faſſen im Stande iſt, wie er es mit Prieſterhand der Mutter darbot, die für ihn ſich in Liebe geopfert ſein Lebelang, da ſtritt in ihm die Dankbarkeit, die ihn auf ſeine Knie zog, und die Hoheit ſeines Berufs, daß er dem Kampfe faſt unterlag.

Das Abendmahl war gereicht und der neue Prieſter hatte jetzt Zeit, ſich im Gebete zu ſammeln, da bemerkte er eine unruhige Bewegung in einem Theile der Kirche; er nahm wahr, wie die Gräfin ängſtlich dahin blickte und endlich ihr Chor vor dem Segensſpruche verließ. Eine unausſprechliche Angſt trieb ihn, das Ende der Handlung zu beſchleunigen; er eilte in die Sakriſtei, ſich der prieſterlichen Kleidung zu entledigen und dort empfing ihn die Nachricht, Sidonie ſei ſchlummernd aus der Kirche getragen und ihr Schlummer ſchiene Tod. — Theorrytes eilte unverzüglich aufs Schloß. Sidoniens leichte Hülle lag, den Lilienſtengel feſt in der Hand haltend, im ewigen Schlaf. Ihre Begleiterin hatte, ſie ins Schloß tragend, verſpürt, daß ſie ſchwerer ward, und länger von ihren Armen herunter reichte; auf ihr ängſtliches Fragen nach ihrem Befinden fühlte ſie, wie das Mädchen ſeinen Kopf freundlich an ihren Hals zu drücken bemüht war; in das Zimmer getreten, legte ſie es ängſtlich auf das Ruhebette, aber ſie wußte nicht, ob ſie damals noch gelebt. — Sie lag, als hätte ſie ſich willkürlich gelegt, eine Hand auf dem Herzen, die linke, die den Lilienſtengel hielt, neben ſich geſtreckt. Der Graf, den Unpäßlichkeit aus der Kirche zurückgehalten hatte, eilte auf der Wärterin Rufen herbei; ſeine erſte Sorge ging dahin, die Nachricht ſeiner Gemahlin nicht in der Kirche zukommen zu laſſen; er ſchloß alle Anweſende in Sidoniens Zimmer ein, ſchickte zum Arzt, und verſuchte indeß alle Mittel, welche bei Nervenohnmachten des Kindes ſchon ehemals angewandt worden. Dennoch drang das Gerücht in die Kirche. Die Gräſin nahm Unruhe unter der Gemeine wahr und eilte, von Ahnung getrieben, nach Hauſe. Jetzt fand ſie Theorrytes vor der Hülle der Verklärten in erſtarrtem Schmerz. Der Graf kam dem jungen Prieſter mit Anſtand entgegen; aber Thränen rannen aus den ruhigen Augen über die ruhigen Züge, wie das lebendige Waſſer des Felsquells über die Eisdecke der ihn empfangenden Flur. Verrichten Sie Ihr erſtes Amt in meinem Hauſe, ſagte er feſt, und deutete mit dennoch zitternder Hand auf die Todte. Theorrytes kniete vor das Ruhebette, der Graf faßte ſeiner Gemahlin Hände und zog die ſtarre Trauergeſtalt zum Gebet nieder, alles Schloßgeſinde, das ſich im Zimmer geſammelt hatte, ſank zu Boden, und der Anblick der feſtlich gekleideten Beter glich einer Blumenflur von Gottes Wettern geſchlagen, in deren Mitte Sidonie dalag, wie ein ſchlafendes Kind. Nach einer Weile tiefer Stille erhob Theorrytes ſein Haupt, und betete laut mit der Begeiſterung des Glaubens und des Schmerzes. Der Mutter Thränen floſſen; der Graf winkte, und das Zimmer ward leer. Nun bat der Graf den Prieſter, die Gräfin auch zu entfernen. Jetzt ward Theorrytes von ſeinen Gefühlen überwältigt; er hob die gefalteten Hände gen Himmel und rief: mit dir ſinkt mein letzter Erdengedanken ins Grab! — Der Graf ſah ihn durchdringend, aber nicht vorwurfsvoll an, reichte ihm ſeiner Gattin Hand, als wolle er ſie ihm zu leiten übergeben, und ſagte: Nun ruhe die Todte. Ihnen liegt es ob, die Lebende zu unterſtützen.

Und Theorrytes that es. Wenn er bis zu ſeiner erſten Amtsverwaltung, wenn er neben Sidoniens Leiche noch leidenſchaftliche Spannung verrieth, ſo war er nun durch die Folge geiſtiger Kraftentwickelung zur Herrſchaft über ſie gelangt. Wie viel überirdiſche Einwirkung dabei Statt fand, gebührt uns nicht zu entſcheiden. Von dieſer ganz abgeſehn, muß ſich der denkende Menſch Augenblicke ſeines Lebens erinnern, die er als die reinſten, höchſten, für Stufen ſeiner Veredlung erkennt. Von da an weiß er, was er fähig iſt, nachzuſtreben, zu erringen, und die Sinnenwelt überwältigt ihn nicht mehr.

VIII.

Fragmente

über einen Theil von Polen.

Aus Briefen einer Engländerin,

im Jahr 1789 geſchrieben.

Fragmente über einen Theil von Polen *).

Von Grodno aus reiſten wir in einem Walde, den nur von Zeit zu Zeit freie Plätze unterbrachen, wo zwiſchen ärmlichen Kornfeldern einzelne kleine Dörfer lagen, deren Nähe uns immer durch ein durchdringendes Pfeifen unſerer Poſtillions angekündigt wurde. Anfangs wußte ich nicht, was dieſe Begrüßung bedeutete; bald ſah ich aber auf das Pfeifen einen Trupp Pferde von den Weiden am Wege zuſammeneilen, die dann von

---

*) Dieſe Briefe gehören zwar nicht eigentlich hierher, doch dürften ſie in Bezug auf die Erzählung: Kloſterberuf (im erſten Theile), nicht ganz unpaſſend ſein. Ueberdies — Polen kämpft in dieſem Augenblick ſeinen Todeskampf, und wenn dieſe Blätter dem Leſer in die Hände kommen, wird er in ihnen vielleicht Nachrichten von einem untergegangenen Volk finden, deſſen Art und Sitten, auch da es noch exiſtirte, weniger bekannt waren als ſein Unglück und die namenloſen, unerhörten und unzählbaren Schändlichkeiten, Treuloſigkeiten und Gewaltthaten, deren Opfer es ſeit einem Jahrhundert war und jetzt iſt.

Der Herausgeber im März 1831.

dem Trott unſeres Geſpanns und den Ermahnungen ihrer Hüter getrieben vor uns her ins Dorf liefen. Hier führte man ihrer zwölf bis achtzehn herbei, kleine magere, großköpfige Geſchöpfe, die wie verkommene Fohlen ausſahen; die Juden oder Chriſten, wer nun eben die Poſtcommiſſion in dem Orte hatte, ſchleppten einen Pack Strickwerk herbei; man knüpfte die beſten Stücke zuſammen, ſuchte die ſtandhafteſten Pferdchen unter der Menge heraus, ſpannte ſie mit dieſem ſtattlichen Zeug vor, und dann ging es wie ein Sturmwind wieder in den Wald hinein, über Knüppelbrücken und Tannenwurzeln, oft ſo ſchnell, daß ich mir nicht zu reden getraute, aus Furcht, mir die Zunge bei den kleinen aber heftigen Stößen des Wagens abzubeißen. Freilich gab man uns immer acht, neun und ein Mal gar dreizehn Pferde, ſtatt der ſechſe, für die wir bezahlten; aber den letzten Theil des Weges, von Troki bis Wilna ausgenommen, wo es durch dünne ebene Wälder, bei Teichen und Sümpfen vorbei, bis auf die Tiefung geht, in welcher Wilna liegt, reiſten wir auch ſo ſchnell, wie ich ſelbſt in England nie gereiſt bin. Die Wege ſind hökerig, aber ſelten tief; an moraſtigen Orten wird Buſchwerk geworfen, bis die Tiefe ausgefüllt iſt, und dann werden ſie mit dünnen Baumſtämmen, einer neben den andern zugelegt. Dieſe Art von Chauſſee, welche ich auch in einigen deutſchen Wäldern bemerkt habe, nannte man mir dort Knüppelbrücken, und es muß kein wirkſameres Mittel gegen die Hypochondrie geben, als darauf hin und her zu fahren. — Aber dieſe Anſtalt dauert nicht lange; das Holz, durch den Druck der Fuhrwerke durcheinandergerüttelt, fault ſehr leicht, der ſumpfige Boden weicht von beiden Seiten aus, und man fängt die Bauerei von neuem an. Wir ſind einmal dieſſeits des Bog, von Warſchau aus an eine Stelle gekommen, wo eine ſolche Knüppelbrücke verdorben und die Paſſage unmöglich war; es war elf Uhr in der Nacht, wie wir von Szlabowir, der erſten Station dieſſeits des Bog, abfuhren; man gab uns Bauern mit, die anſtatt Fackeln große Bündel Kienholz trugen, und uns den Weg durch das Holz zeigten, welche wir, um dem Sumpf auszuweichen, nehmen mußten. Ich geſtehe, daß dieſe Nacht etwas Schreckliches für mich hatte. Wir geriethen dermaßen in die Baumſtämme, daß wir ausſteigen und den Wagen ein paar Mal zwiſchen den Stämmen durchdrängen mußten. Die rothe Flamme des brennenden Kienholzes, die wilden, bei der feuchten Novembernacht in ihre Pelzmützen verhüllten Geſichter, das Schnaufen der armen durch Prügel getriebenen Pferde, Alles machte mir Angſt und flößte mir die, gerade hier ſehr unſtatthafte Furcht vor Straßenräubern, Wölfen und Bären ein. Wir gelangten aber ohne allen Zufall an den Ort, wo der Weg wieder gangbar war, und ſchickten unſere Feuerländer wieder zurück; denn die Armuth, die ſtumpfſinnige Trägheit und die elende Geſtalt dieſer Waldbauern erinnerten mich immer an die Beſchreibung jenes Volks. Doch dieſer Augenblick war nicht der einzige, wo ich mich vor Räubern, Bären und Wölfen fürchtete. In einigen ſehr einſamen Strecken des Waldes klatſchten die Poſtillons ohne Aufhören mit der Peitſche, und auf mein Befragen erhielt ich die wenig beruhigende Erklärung, daß dieſes geſchehe, um die Wölfe abzuhalten, welche in dieſer Jahreszeit ſchon anfingen, ſich den Fahrſtraßen zu nähern. Eine andere höchſt ſpannende Auffoderung meines Muthes erhielt ich in Szlabowir, vor unſerer Ueberfahrt über den Bog. Dort waren die vorige Woche dreiundzwanzig Räuber eingebracht worden, und die Hälfte der Bande war, wie man mir ſagte, über den Fluß entkommen. Der Himmel weiß, wie oft mir das Herz ſchlug, wenn ich Menſchenſtimmen im Walde zu hören glaubte, und wie manchen Baumſtamm ich für einen Mörder hielt. Beſonders quälten mich durchdringende einzelne Pfiffe, die ich von beiden Seiten aus dem Innern des Waldes ſchallen hörte. Sie rührten wahrſcheinlich von Kohlenbrennern her, oder von andern Menſchen, die im Walde zu thun hatten; mir ſchien es aber immer das Sammelgeſchrei der Räuberbande zu ſein. Seitdem bin ich entſchloſſener geworden; ich habe, ſo oft ich reiſe, Piſtolen neben mir, und würde dem erſten dem beſten, der mich angriffe, die Naſe verbrennen, nicht etwa aus Muth, denn ich erſticke faſt vor Angſt, aber aus Verdruß über die Schurken, die ſonſt beſtändig morden, wenn ſie Reiſende anfallen. Allein die Fälle ſind ſelten, und man hat mir verſichert, in einigen Jahren von keinem Angriff auf Poſtwagen gehört zu haben.

Dieſe ungeheueren Wälder ſind, ſo weit man ſie vom Wege ab überſieht, viel mehr öde und wüſt, als undurchdringlich. Unterhalten und gepflegt, wie die Gehölze in dem angebauteren Deutſchland ſind ſie gar nicht;

man verwüſtet und verbraucht ſie mit der albernſten Sorgloſigkeit, denn die Landleute erſchweren ſich die Herbeiſchaffung des Brenn- und Bauholzes, ohne an urbarem Boden oder reiner Luft zu gewinnen. Braucht ein Bauer einen Baumſtamm, ſo ſucht er ihn aus, ſo nahe er ihn finden mag, und legt unten an der Wurzel Feuer an, um den Stamm, ſo weit es geht, durchzubrennen, weil dieſe Methode weniger Aufwand von Kräften erfodert als das Beil. Oft brennt der Stamm zu weit hinauf, und wird dadurch untüchtig zu dem vorgehabten Gebrauche; dann läßt man ihn liegen; manchmal zündet er wohl andere Stämme an, und man hat einige Beiſpiele von fürchterlichen Bränden, die dadurch entſtanden ſind. Wenn aber der Baum auf dieſe Weiſe gefällt iſt, hackt man die Zweige, ſo weit es nöthig iſt, ab, fährt ihn fort und läßt jene nebſt der Krone am Boden liegen. So ſah ich ganze Strecken, wo viele Klaftern Knüppelholz hätten aufgeleſen werden können, und zählte oft in einer Stunde vierzig, funfzig große, ſchöne, halbverbrannte, halbverrottete Baumſtämme, die an der Erde lagen. Bei dieſem Misbrauch des Ueberfluſſes an Wäldern klingt es faſt lächerlich, daß der Bauer Mangel an Holz leidet. Kein Winter geht vorbei, ohne daß nicht ein Theil der Einzäunungen und Gehege um die Dörfer her auf dem Heerde verbrannt wird, ja, um Wilna klagten ſich dieſes Frühjahr die Bauern einander an, ſich die Stallthore und Dachſtühle geſtohlen zu haben, um den langen Winter durchzubringen. Dieſer in einem Lande, deſſen Winter ſo hart und dauernd iſt, wirklich troſtloſe Mangel entſteht aus dem gedrückten, ſtumpfen Sinn dieſer Menſchen, der mit einem Grade von kindiſcher Sorgloſigkeit verbunden iſt. Ihr unſicheres Eigenthum gibt ihnen keinen Muth einzuſammeln und bringt ein dumpfes Hinleben im Elend hervor; haben ſie den Winter überſtanden, ſo iſt er auch vergeſſen, bis die Eiszapfen ſich wieder an ihre ſchmuzigen Bärte hängen.

Ihr Vieh hat es nicht beſſer als ſie ſelbſt. Der Vorrath von Heu geht ihnen oft ſo weit aus, daß ſie das Stroh von ihren Dächern zu Futter hacken müſſen; und ich ſah dieſes Jahr Pferde, die wie wandelnde Gerippe ausſahen und in der Mitte Aprils die dünne Eisrinde mit der Naſe durchſtießen, um das hervorſtehende Gras und die Mooshöckerchen abzuweiden.

Wenn Bäume um die Dörfer herſtänden, ſo könnten dieſe, die Menſchen abgerechnet, in ſchönem Sonnenwetter recht gut ausſehen, denn die Häuſer der wohlhabenden Dorfbewohner, Wirthe, Poſthalter u. dgl. haben mit den Schweizerhütten in Bergländern einige Aehnlichkeit. Sie ſind ganz von behauenen Balken zuſammengelegt, die Ritzen mit Moos ausgeſtopft und das Dach mit Schindeln gedeckt. An ſo einer Wohnung iſt nichts als die Feuereſſe von Stein, daher fährt man oft durch manches Dorf, wo man fünf, ſechs und weit mehr Feuereſſen, aus ſchwarzen Aſchenhaufen wie verſengte Tannenſtämme emporſteigen ſieht; denn bei den häufigen Feuersbrünſten brennt Alles nieder und nur dieſer Theil des Hauſes — jede Wohnung aber hat nur Einen Heerd — bleibt ſtehen. Wegen der innern Beſchaffenheit der Hütten könnte ich Sie allein auf meinen Landsmann Coxe verweiſen, der den treueſten Bericht davon abgeſtattet hat. So wie er, eine Nacht in einer derſelben zuzubringen, hatte mir das milde Schickſal nicht aufbewahrt, aber ich bin bei meinen Spazierritten um Wilna an manche ſolche Höhle gerathen, die Coxens Beſchreibung völlig entſprach. Das Dach war nicht viel weiter von der Erde erhaben als meine Höhe, der nebenanſtoßende Stall war noch niedriger. An der Thüre kam mir ein dicker Rauch entgegen, dann nahm ich das Feuer an einem Ende der Hütte wahr: Hier ſaßen die Weiber um den Heerd herum, ein Kind ſaß auf dem Heerde auf den warmen Steinen. Arm wie dieſe Hütten am Ufer der Wilia habe ich aber auch in Litthauen keine gefunden; dieſe hatten nicht einmal einen Ofen, und keine andere Abtheilung, als Abſchnitte wie in Pferdeſtällen, wo niedrige Pritſchen mit Strohſäcken ſtanden.

Wenn man, ſowie ich, mit Bedienten und Poſt reiſt, ſo thut man weit beſſer, nicht in die Wirthshäuſer, ſondern bei den Poſtmeiſtern einzukehren, hier brachte ich bei einer meiner Reiſen zweimal die Nacht ſehr erträglich zu. Betten hat man immer auf dem Wagen und dann findet man eine Bettſtelle, Ruhebett, Chaise longue, oder deß Etwas, womit man ſich behilft. Eßwaaren führt man auch bei ſich, ſonſt iſt der Kaffee das Einzige, was man, ſelbſt auf den Judenpoſten, gut und mit gutem Rahm bekömmt; aber zur Butter rathe ich Niemanden auf den Judenſtationen, ich verſuchte es zweimal, und mußte Kuh- und Menſchenhaare aus der Butter herausſuchen. Von den Wirthshäuſern in Städten, wie Bialyſtok, Grodno und andern kann ich nicht urtheilen, weil ich dort bei Privatleuten einkehrte: von deren Sitten hernach.

Eine halbe Stunde von Wilna liegt Helanka, ein einzelnes, wohlgebautes hölzernes Wirthshaus, das dem Fürſtbiſchof von Wilna gehört, der es mit allerlei Anlagen zu verſchönern ſucht. Hier zeigt ſich Wilna am Fuß einiger Sandhügel mit ſeinen zahlreichen Thürmen, Kuppeln und ſeinem verwüſteten alten Schloſſe ſehr ſtattlich. Wirklich iſt der Anblick von außen täuſchend. Die Stadt ſcheint weit größer, wie Berlin, wenn man von Potsdam hereinkömmt. Sie hat eine Menge Kirchen und Klöſter und Ruinen, und ſoll ehemals eine ungeheure Menge Einwohner gehabt haben. Jetzt beſtehen ſie noch in dreißigtauſend Menſchen, von denen über ein Drittheil Juden ſind. Die Stadt iſt ſchlecht gebaut, ſchlecht gepflaſtert und hat kein einziges ſchönes Gebäude, das jetzt noch bewohnt wäre; verſchiedene große Häuſer ſtehen halb verfallen, verkündigen aber ehemalige Regelmäßigkeit und Pracht. In manchen wächſt auf den Dächern Gras und an den Ausgängen der Stadt ſind große Plätze mit Ruinen bedeckt. Dicht am Fluſſe erhebt ſich ein Hügel, worauf die Ueberreſte des alten Schloſſes der Jagellonen noch zu ſehen ſind. Einige alte Gemäuer und Thürme, deren Bauart den alten deutſchen Ritterſchlöſſern gleicht, geben einen wilden romantiſchen Anblick und die ſandigen Abhänge und dürren Dornbüſche am Ufer der Wilia laſſen nicht vermuthen, daß man am Eingange einer Stadt iſt, die im Anfang dieſes Jahrhunderts noch gegen hunderttauſend Menſchen gehabt haben ſoll. Unter dieſem Gemäuer iſt noch ein Thurm, von welchem eine Sage geht, als ſähe man Nachts bei Mondſchein einen Ritter und ein Fräulein vertraulich Hand in Hand in ſeiner Nähe wandeln. Ein ſtolzer Herzog hielt ſeine ſchöne Tochter dort verſchloſſen, um ſie gegen die Bemühungen eines Rittersmannes zu ſichern, der ihre Hand forderte und dem Vater nicht anſtand. Nach langem vergeblichen Werben ſagte er endlich dem Ritter ſeine Tochter zu, wenn er in voller Rüſtung auf ſeinem Streitroß dreimal in vollem Galopp den Hügel vom Thurm herab in die Tiefe und wieder hinaufjagte. Das Fräulein ſah oben von der Zinne des Thurmes zitternd einem Wageſtücke zu, deſſen Ausgang über ihr ganzes Schickſal entſchied. Zweimal erreichte der Ritter ohne Beſchwerde das Ziel, und war nun auch zum dritten Mal, wenngleich mit ſeinem Roſſe von Müdigkeit ſchnaubend, oben wieder angelangt, als der Herzog, ergrimmt, ſeine grauſame Abſicht getäuſcht zu ſehen, zu dem Sieger ſagte: du biſt glücklich, daß ich nicht den vierten Gang ausbedungen, ſonſt möchteſt du wol das Ausruhen lieber gehabt haben wie das reiche Fräulein; der arme Ritter wollte voll edelmüthigen Stolzes den gallſüchtigen Vater beſchämen, erſtieg noch einmal den Hügel, wiſchte den Schweiß mit freundlichen Worten von der Stirn ſeines treuen Pferdes, warf einen Blick nach der Zinne des Thurmes und jagte davon, aber das Pferd ſtrauchelte, ſtürzte, und man zog den armen Ritter mit zerbrochenem Genick unter dem gelähmten Thiere hervor. Bei dieſem Anblick ſtürzte ſich das verzweifelnde Fräulein vom Thurme herab und wandelt nun nächtlich in Geiſtergeſtalt neben dem Trauten, den ihr des Vaters Härte im Leben verſagte.

Ich würde Ihnen wahrlich ſo ein trauriges Märchen nicht erzählen, wenn es mich nicht ſehr intereſſirt hätte, im Innern Litthauens, von einer polniſchen Hausmagd — denn dieſes iſt meine Quelle — eine Tradition zu vernehmen, die den Geiſt der Ritterzeit in Ihrem Vaterlande athmet. Dieſer Thurm, den ich aus meinem Fenſter ſehe, hat mir ſeitdem etwas Heimliches, indem er verwandte, aus andern Ländern mitgebrachte Ideen in mir erweckt. Am Fuße dieſes Hügels, gegen die Stadt zu, liegt ein zweites neueres zerſtörtes Schloß von ungeheuerem Umfange, welches Merkmale wahrer gothiſcher Pracht trägt. Seine ungeheuern Mauern, ſeine vielen und ſehr verzierten Geſimſe, Fenſterbogen, Thorgewölbe und verfallene Hallen erinnerten mich ſogar an die ehrwürdigen Trümmer des heidelberger Schloſſes. Dieſes war ganz von Backſteinen gebaut (ob das viel ältere oben auf dem Hügel aus eben dieſen Materialien beſtand, weiß ich nicht) und ward von den Schweden zerſtört: ein Verdienſt, das ſie meiſt um alle hieſige ſchöne Gebäude haben. Kein Theil dieſes Schloſſes iſt mehr bewohnt, zwiſchen den Mauern haben ſich nur an zwei Orten Juden angebaut, haben eine alte Feuereſſe benutzt, eine Wand vorgeſchlagen, und das ganze Haus hat nur ein Fenſter, welches zugleich zur Thüre dient, denn ſie ſteigen da hinein und heraus und es gibt einen ſeltſamen Anblick, wenn unter dieſen drohenden

Trümmern Menſchen herumkriechen und kleine Rauchwölkchen aus den hohen verfallenen Schornſteinen ſteigen.

In der Nähe dieſer Ruinen ſteht die Kathedralkirche, eine finſtere, geſchmackloſe, verfallende Steinmaſſe, aus welcher der Fürſtbiſchof, ich weiß nicht aus welcher ſonderbaren Finanzſpeculation, etwas Prächtiges machen will. Die Kirche hatte ihm große Summen geliehen, und anſtatt zurückzuzahlen, hat er die Reparatur und den Ausbau derſelben übernommen. Nun läßt er eine große Colonnade von dünnen backſteinenen Säulen darum her bauen, und hat einen eigenen Maler in ſeinem Palais, welcher Altargemälde aus der polniſchen Heiligenlegende malt, die einzig für dieſe Kirche beſtimmt ſind.

Zu den anſehnlichen Ruinen gehört ein altes Oginskyſches Schloß vor einem Ende der Stadt, an der Wilia: die Lage iſt ſchön und das Gebäude muß ſehr groß geweſen ſein; jetzt liegt es völlig wüſt und wird wol nie mehr hergeſtellt werden. Die vielen zerſtörten Wohnhäuſer großer Familien, einige Kirchen, von denen nur noch einige Mauern ſtehen, die ehemalige Münze, deren Gewölbe jetzt ſchon bis oben hinan mit Schutt beworfen ſind, beſchreibe ich nicht einzeln, denn Sie müſſen ſchon einen Begriff haben, wie öde eine Stadt ausſehen muß, die ſo viele Schutthaufen zählt. Wenn ich mir denke, welches Bild des Unglücks ich immer mit verfallenen Häuſern in bewohnten Städten verbunden habe, ſo wird es mir hier ganz bange.

Die Stadt zählt jetzt ſehr wenig große Familien unter ihren Einwohnern; nach den Namen der zerſtörten Paläſte zu urtheilen, müſſen deren ehemals mehrere hier gewohnt haben. Jetzt begnügen ſie ſich in den Wintermonaten Wohnungen zu miethen, weil ſie alsdann durch das Tribunal, ein Gericht, welches nach dem Reichstag in Polen das meiſte Anſehen hat und alle Winter in Wilna gehalten wird, in die Stadt gerufen werden. Eine deutſche oder franzöſiſche Dame würde ſehr erſtaunen, wenn man ihr verſchlüge, ſechs Monate des Jahres in einer Wohnung zuzubringen, wie diejenigen ſind, in welchen ich die Fürſtinnen Sapieha, Radziwil und manche andere eingerichtet ſah. Große untapezirte Zimmer, Fenſter ohne Gardinen, ein halbes Dutzend Stühle, eben ſo viele Taburets mit blaugewürfeltem Gingang überzogen, ein großer Tiſch mit einer bunten wollenen Decke, wie im ſüdlichen Deutſchland die Tyroler ſie verkaufen, und zur Vollendung dieſes zierlichen Geräthes, einige Koffers, welche ſtatt Chiffoniere und Wäſchſchrank dienen. Etwas beſſer, etwas ſchlechter, ſehen dieſe Ameublements einander alle ähnlich und nichts iſt anſtändig als das Bett der Dame, denn das führt ſie mit ſich; es hat einen ſchönen Umhang, der nur mit Haken an die Wand befeſtigt wird, und davor bedeckt meiſtens ein ſchönes, wol gar weißes Bärenfell den Boden. Die wenigen Großen, die gewöhnlich in der Stadt wohnen, ſind beſſer eingerichtet, wenigſtens ſo weit ein Fremder von den innern häuslichen Bequemlichkeiten urtheilen kann.

Nachdem ich ihnen ſo viel von lebloſen Gegenſtänden vorgeſchwatzt habe, werden Sie mich wol endlich auch nach den Menſchen fragen; und ſo ſehr mich Alles, was ich darüber ſagen kann, in Verlegenheit ſetzt, drängt mich doch mein volles Herz, Ihnen zu antworten. Lieber Freund! ich habe nun ein ganzes Jahr geſchwiegen, ehe ich mich getraut habe, meine Bemerkungen mitzutheilen, aber nachdem ich, durch meine Beſchäftigung veranlaßt, dieſe Gegend ſo fleißig durchreiſt, die Menſchen von allen Seiten betrachtet und hier ſogar ſeit einigen Monaten hausgehalten habe, darf ich wol endlich meine Empfindungen über dieſe Nation laut werden laſſen. Ich kann mir das Zeugniß geben, ohne Vorurtheil irgend einer Art in dieſes Land gekommen zu ſein; meine Lage iſt auch zu unabhängig, um ſeitdem welche angenommen zu haben, und Alles, was mich umgibt, ſcheint mir zu unglücklich, um eine Strenge im Urtheil zu geben. Das Volk, lieber Freund, das Volk, vom Bauer bis zum Edelmann, iſt ein Mittelding zwiſchen Sklaven und Vieh. Der Herr ſieht den Unterthan nicht für ſeinen Sklaven an, weil er ein Chriſt iſt wie er, und wenigſtens eine Handlung des Lebens iſt, wo ſie — Dank der Religion — als Weſen einer Gattung beiſammenſtehen; ſtünde er aber nicht an Gottes Tiſch neben ihm, ſo würde ich mich gar nicht wundern, wenn er nicht an ſeine Menſchenqualität glaubte. Für ſein Vieh ſieht er ihn auch nicht an, weil es ein unmittelbarerer Schaden in ſeiner Wirthſchaft iſt, wenn ein Ochſe oder ein Pferd fällt, als wenn ein Unterthan verunglückt. Welche Reihen von Veränderungen dieſe Menſchen durchgehen müſſen, um zu der Würde eines ſchwäbiſchen Bauern zu gelangen, kann ich nicht berechnen, noch weniger die Mittel. In der jetzigen Lage ſind die lithauiſchen Bauern, Handwerker und Städter ein be-

[illegible] Geſchlecht) das bei allem Druck der Sklaverei auch alle Laſter des Sklavenſinnes hat. Trübſinnig, ausgelaſſen, faul, der Völlerei ergeben, eigenſinnig bis zur Starrköpfigkeit, diebiſch und zänkiſch, das ſind nach Allem, was ich habe beobachten und abnehmen können, die Charakterzüge dieſer Menſchen; nach dieſen bilden ſich ihre Sitten, und die Sitten tragen wieder zur Erhaltung ihrer Fehler bei. Wie zu allen dieſen Seelengebrechen nicht mehr heftige Leidenſchaften, Tücke, Haß, Rache hinzukommen, begreife ich nicht, und doch ſcheint es die Seltenheit gewaltthätiger Handlungen zu beweiſen. Daß ich von einigen Mordthaten aus Raubſucht und Eigennutz hörte, daß auch einige Menſchen gehangen, geköpft und die Viertheile an den Stadtthoren aufgeſteckt worden ſind, ſcheint mir mit den zahlloſen Veranlaſſungen zu Verbrechen, unter einem Haufen, den keine moraliſche Bande verknüpfen noch feſſeln, in gar keinem Verhältniſſe zu ſtehen. Eine Unthat, die traurigſte, weil ſie unſer Geſchlecht begeht, dem jede Tugend ſo viel unentbehrlicher iſt, da uns die Natur mit ſo vielen nähern Banden an die Menſchheit knüpfte, eine Unthat iſt hier ſehr gewöhnlich, der Kindermord nämlich. Da er an einem ſehr ſittenloſen Orte nicht aus Begriffen von Scham entſtehen kann, ſo muß man leider fürchten, daß die Abweſenheit ſo vieler Verbrechen und das häufige Wiederholen des eben erwähnten, beides ſeinen Grund in einer großen Abſtumpfung alles Gefühls hat, die aus der Erniedrigung entſtehen muß, in welcher die Menſchen hier leben. Man kann mir hier das Beiſpiel der Negerſklaven nicht einwenden, welche dieſe heftigern Leidenſchaften in einem hohen Grade haben; erſtlich werden dieſe nicht als Sklaven geboren, ſondern aus ihrem Vaterland in die Sklaverei geſchleppt, und die große Bitterkeit ihres Gefühls muß in dieſer Erinnerung liegen; zweitens müſſen die Kinder der brennenden Zone ganz anders fühlen und ſündigen als eine Nation, die ihre Erhaltung weit mehr dem Feuer des Herdes als den Sonnenſtralen verdankt. Die Strafe der Geſetze für uneheliche Kinder iſt hier ganz null, die der Kirche macht ſehr wenig Eindruck, die der Meinung fehlt unter den niedern Claſſen ganz, denn eine Dirne, die von einem Herrn ein Kind hat, ſchämt ſich deſſen ſo wenig, als ſie ſich ſchämen würde, auf jede andere Art ein Stück Geld verdient zu haben; der Ammendienſt iſt auch hier zu gebräuchlich, als daß verführte Mädchen für ihre Perſon ohne Zuflucht ſein könnten. Aber die Laſt, Kinder zu erziehen, der allgemeine Mangel an Ermunterung, Menſch zu ſein, erhält die natürlichſten Empfindungen in einer gewiſſen Erſtarrung; man hat mir verſichert, daß kein Jahr hingehe, in welchem an den Mühlwehren der Wilia nicht acht bis zehn neugeborene Kinder gefunden würden. Oft ſoll man in den zahlloſen Miſthaufen vor den Thoren Leichen von kleinen Kindern finden, und einzelne ſchreckliche Beiſpiele unter der vornehmen Claſſe muß ich hier übergehen.

Die Trägheit der Menſchen ſcheint wirklich aus einem Grade körperlicher Schwäche und Ungeſchicklichkeit zu entſtehen; denn ich würde mich jeden Augenblick anheiſchig machen, mit einer heſſiſchen Magd mehr auszurichten, als mit zwei polniſchen Knechten. Ihre Art zu tragen iſt ſo ſchlecht berechnet, daß ſie eine Laſt in drei Gängen tragen, die Ihre deutſchen Mägde ſingend auf einmal davonſchleppten. Sie laden bei den Haus- und Gartenarbeiten faſt nichts auf den Rücken, ſondern tragen unter dem Arm; dafür habe ich aber zwei Kerls ein Kutſchrad keuchend ſchleppen ſehen, ſodaß ich, da der eine mein Kutſcher war, hinzuging und ihnen zeigte, wie ſie es fortrollen könnten; eine Entdeckung, die ihnen zur großen Herzenserleichterung gereichte. Mit dieſer Linkheit und Trägheit ſcheint eine andere Eigenſchaft an ihnen faſt in Widerſpruch zu ſtehen; ſie ahmen nämlich, ſobald ſie Muſter haben, verſchiedene Arbeiten, als Korbmachen, Schnitzwerk, Bürſtenbinden mit den elendeſten Werkzeugen in der größten Vollkommenheit nach. Ohne ein anderes Werkzeug als ein ſtumpfes Meſſer, arbeiten ſie aus dem härteſten Wurzelholz mit der mühſeligſten Geduld Löffel, Stößel, Doſen, Wäſchhaken, immer nach den vorliegenden Muſtern.

Die Leibeigenſchaft, der Nachhall alter Sitten und dieſe langſame Trägheit, Alles erhält die Nothwendigkeit, eine läſtige Anzahl Bedienten beiderlei Geſchlechtes zu haben. In einem großen Hauſe ſind meiſtens zwölf bis funfzehn männliche Bediente, oft ſteigt die Zahl weit höher, beſonders bei Perſonen, deren Aemter viel Prunk erfodern, wie die Tribunalsmarſchälle, oder die erſten Deputirten beim Tribunal und am Reichstage, und dergleichen, und die Zahl der weiblichen Bedienten iſt verhältnißmäßig eben ſo groß. Hausbediente des hieſigen Fürſtbiſchofes haben mir verſichert, daß unter ſeinen Leuten acht Mägde blos zum Mäſten des Federviehes gebraucht würden. Sind ſie dazu angenommen, ſo ſtehe ich auch dafür, daß ſie nichts Anderes thäten, wenn ſie auch nur einziges Huhn zu füttern hätten; ſieben würden vor den Ställen her liegen und ſchlafen, indeß die achte dem Huhn Heidegrütze gebe, und kein Haushofmeiſter könnte ſie zu einer andern Arbeit vermögen. Dieſe ſtrenge Abtheilung des Departements in Hausgeſchäften macht die Menge der Bedienten ſelbſt in kleinen Wirthſchaften nöthig. Das Haupt des Geſindes iſt in dieſer eine Ausgeberin, die oft zugleich Kammerfrau iſt, je nachdem der Rang der Herrſchaft mehr oder weniger geſtattet. Dieſe wird nie Hand an irgend ein andres Geſchäft legen, als Schlüſſel zu verwahren und die Garderobe der Frau zu beſorgen. Die Kinderwärterinnen werden nie ein Zimmer kehren, einen Geſchäftsgang thun; das erſte liegt der Hausmagd ob, welche auch Gemüſe putzt und Waſchen hilft. Dann kommt die Köchin, die nie außer der Küche einen Finger rührt. Der Kutſcher kommt aus dem Stall auf den Bock und ſonſt nirgends hin; die Bedienten ſtehen auf dem Wagen, folgen, wenn die Herrſchaft das Zimmer verläßt, auf die Gaſſe, in die Kirche, auf den Spazirgang, zwei, drei, viere an der Zahl, Schritt vor Schritt nach, ſtehen bei Tiſch hinter den Stühlen, und ſitzen die übrige Zeit im Vorzimmer, wo ſie ſchlafen oder ſpielen. Nächſt allem dieſem Geſinde gibt es noch ein Geſchöpf im Hauſe, welches auf der letzten Sproſſe der Leiter ſteht und von einem abgerichteten Bären erſetzt werden könnte, weil es ſtatt der Vernunft völlig durch Stockprügel regiert wird: dieſes iſt der Hausknecht oder die Hausknechte, nachdem die Einrichtung des Hauſes deren mehr oder weniger erheiſcht. Dieſer trägt Waſſer, heizt den Ofen, hackt Holz, kehrt Treppe und Gänge, putzt Meſſer und Gabel, dreht mitunter den Braten, legt das Feuer zurecht, trägt das Eingekaufte vom Markte nach Hauſe; kurz, er iſt ein unentbehrliches, aber völlig paſſives Geſchöpf. Dieſe Leute ſind alle ſchlecht bezahlt und nach unſern Begriffen ſchlecht, aber faſt ganz auf Koſten des Herrn gekleidet; denn die männlichen Bedienten bekommen, außer Koſt, Lohn und Liveree, noch Strümpfe, Hemd und Halstuch, die Mägde Strümpfe, Hemd, Halstuch und Schürze zur Kleidung. Liveree, in dem Sinne, wie wir es nennen, bekommt der Hausknecht nicht, er erhält die Tracht des gemeinen Polen: einen Schafspelz, der außen mit grobem Drell überzogen iſt und in Form einer Pikeſche bis an die Füße hinabfällt; drellne Beinkleider und eine Pudelmütze von Schaffell, nebſt Stiefeln mit hölzernen Sohlen, in welchen viele Nägel ſind. Der Landmann trägt ſtatt dieſer Schuhe von Baſt geflochten, und an Markttagen ſollte man manchmal glauben, ganze Dorfſchaften hätten ſich das Wort gegeben, die ihrigen nicht wieder mit nach Hauſe zu nehmen, denn ſie bedecken paarweiſe ganze Strecken Weges. Die übrige Behandlung ſteht mit dem Artikel der Kleidung in genauem Verhältniß. Kutſcher, Hausknecht und Hausmagd erhalten nichts als einen Strohſack und eine wollene Decke, wie die, mit welcher man in ſeinen Städten die Treppen belegt; mit dieſem ambuliren die beiden letzten — denn der Kutſcher wird von ſeinen Kameraden, den Pferden, im Stall zurückgehalten — im ganzen Hauſe umher. Iſt es ſehr kalt, ſo legen ſie ſich dicht an den glühend heißen Ofen, der ſechs bis acht Schuhe im Quadrat hat, zu andern Zeiten aufs kühle Pflaſter in der Hausflur; ja, ich hörte einſt meinen Hausknecht zu meiner größten Verwunderung in einer kleinen Galerie neben meinem Zimmer ſchnarchen, wohin er ſich dies Mal gebettet hatte. Es iſt eine niederdrückende Betrachtung, wie nahe der Menſch an das Thier grenzen kann, ohne daß ihn ein offenbarer Zwang oder offenbare Abweſenheit moraliſcher Kräfte ſo weit erniedrigt. Auf der einen Seite des Hauſes, in welchem ich vier Wintermonate lang wohnte, hatte ein Apotheker ſein Laboratorium, in welchem weit mehr Branntwein und Liqueurs gebrannt als Arzneien bereitet wurden; der Menſch, welcher die Oefen dieſer Werkſtatt heizte, ein eisgrauer Mann, der über ſechzig ſein mußte, hatte keinen andern Wohnplatz, als ein vielleicht zwölf Schuh langes und viel ſchmäleres Loch, zu welchem man neun Stufen hinabſtieg, um das Feuer in einem großen Ofen anzuzünden, der vom Boden auf heizte; dort ſchlief er und wärmte ſich, den Tag über heizte er, ſtörte die Flamme nach und beſchäftigte ſich damit, in einem ausgehöhlten Klotz mit einem hölzernen Stößel Taback zu reiben, welchen er alsdann als Schnupftaback ſeinen Kameraden verkaufte. Wenn man die Exiſtenz dieſes Menſchen mit der eines Marſchalls von Richelieu und ſeinen Geiſt mit dem eines Voltaire vergleicht, ſo kann man es dieſen letzten beiden wol ſchwerlich übelnehmen, wenn ſie an der Himmelspforte die Seele dieſes Franzuſchek einſtens über die Achſel anſehen.

Die Nahrung dieſer Menſchen iſt höchſt einförmig und nach unſern Begriffen ſehr unangenehm. Es iſt ſonderbar, daß der Gebrauch in den Sitten des ungebildeten Volkes ohne alles Raiſonnement oft Dinge einführt, die zu ſeiner Erhaltung ſehr unentbehrlich ſind. Ein Volk, das im Schmutze lebt, das den größten Theil des Jahres in der verpeſteten Luft ſeiner Hütten zubringt, das durch die vielen Faſttage ſeiner Religion zu dem häufigen Genuß elender Heringe und anderer geſalzener Fiſche gezwungen iſt, müßte eigentlich vom Scharbock verzehrt werden. Krankheiten dieſer Art ſind auch allgemein, aber ein Theil der Nahrung wirkt ihnen kräftig entgegen. Der Lithauer hat eine entſchiedene Liebe für ſaure Speiſen und gegohrne Gemüſe, Sauerkraut iſt ihm ein Leckerbiſſen, und ſeine Hauptnahrung beſteht in der Bodwina, welches ein Gemiſch von gegohrnen Kräutern, hauptſächlich weißen und rothen Rüben, nebſt Peterſilie, Knoblauch, Zwiebeln und Meerrettig iſt. Dieſe Rüben, beſonders die rothen, werden geſchält, ſchichtweis in ein Faß gelegt, Knoblauch dazwiſchen geſtreut, alsdann füllt man das Faß mit Waſſer an und läßt es durch eine mäßige Wärme in Gährung gerathen. Beim Gebrauch werden die Rüben in Streifen geſchnitten und als Gemüs, oder in Fleiſchbrühe als Suppe genoſſen. Dieſe Bodwina iſt täglich ohne Ausnahme auf allen Tiſchen der vornehmſten wie der geringſten Polen; und als Suppe, mit ſüßem Rahm, Krebsſchwänzen und Fleiſchklöſen, mit einer Brühe, die aus Rindfleiſch, Schweinepfoten, altem Huhn und Kalbsnieren gezogen wär, behauptete ſie auf der leckern Tafel des Biſchofs von Wilna einen ſehr ehrenvollen Platz. Das Volk kocht ſie mit Fleiſch, und an Faſttagen mit Rüböl geſchmelzt und einer Zuthat von fingerslangen getrockneten Fiſchen, die ſo dürr wie Stroh ſind, ganz golden ausſehen, und in unendlicher Menge verzehrt werden. Die zweite Schüſſel macht geſchrotene Heidegrütze, mit Fleiſch oder Oel, und im letzten Falle macht man einen harten Teig von Roggenmehl, dem man die Form einer Wurſt gibt, und ſchneidet ihn ſtückweis in dieſen Brei.

Außer dem Gebrauch der gegohrenen Säuren, welche ſo wohlthätig auf ſie wirken, reicht ihnen die Natur, ſo ärmlich ſie auf dieſem ſandigen Boden, unter dieſem kalten Himmel für ihre Kinder ſorgen kann, einen reichen Vorrath wilder Beeren, die eine wunderſame blutreinigende Kraft haben. Ich kenne deren vier Sorten, die mit vielem Zucker gekocht ſehr wohlſchmeckend ſind, hier aber von Jung und Alt, ungeachtet ihrer Herbheit, roh gegeſſen werden. Eine Gattung ſpeiſt man in Thüringen unter dem Namen Preiſelbeeren; eine andere iſt die unter dem Namen Berberisbeere bekannte Frucht; eine dritte wächſt ſehr niedrig an der Erde und hat die Form von der Frucht des Weißdorns; die vierte wächſt wie die Heidelbeere, hat viel Saft, aber eine Säure, welche an Schärfe der Zitronenſäure gleichkommt, daß ich ſie als Limonade ſehr köſtlich finde; die zwei letzten Gattungen werden am Anfang des Frühjahres reif, zur Zeit unſerer Erdbeeren (die übrigens hier, ſowie die

Himbeeren, auch ziemlich häufig ſind); und dann hat der gemeine Mann, beſonders Kinder und junge Leute, alle Taſchen voll davon. Wilden Sauerampf gibt es an allen Bächen, in allen Thälern; und ſo wenig ich von der Sache verſtehe, wollte ich doch behaupten, man könnte hier recht gute Kirſchen, Aepfel, Birnen ziehen, da alle feinen Gemüſe ſo gut fortkommen. Kürbiſſe und Gurken werden in einer ungeheuern Menge geſpeiſt; beſonders muß man die Beete der letztern wohl hüten, denn das polniſche Geſinde bricht ſie vom Stiel und beißt hinein, wie wir in eine Pergamottbirne.

Bei Gelegenheit der hieſigen Küche für dieſe Claſſe muß ich die Garküche nicht übergehen, in welcher Tagelöhner, Fremde, die nur auf einige Zeit hier leben, Junggeſellen, die keine eigene Wirthſchaft haben, und eine Menge andere Leute, ihre Mahlzeiten halten; auf dem Marktplatz, der höchſt unſauber und lärmend iſt, ja viel eher einem Zigeunerlager ähnlich ſieht, als einem Markt — nach den Begriffen, die wir in andern, auch deutſchen Städten davon bekommen, wo das Auge oft durch den Aufputz der Waare verführet wird, ehe man deren Güte beurtheilen kann — auf dieſem Markte ſind hölzerne Buden aufgeſchlagen, worin einige bereitete Speiſen verkauft werden; dort ſtehen große hölzerne Tröge, zum Schneiden dick gekochter, mit goldnem Rüböl begoſſener Heidegrütze, abgeſottene Kartoffeln und Saubohnen in Waſſer geſotten daneben; und für leckere Gaumen vertheilt ein altes Weib, das neben einem großen Keſſel ſitzt, eine Art Fleiſchklöſe, ſo groß wie eine anſehnliche Rübe. Dort ſtrömt Alles hin, und der ſchmuzige Maurergeſelle im Schafspelz ſteht neben einem zierlich gekleideten Edelmanne und läßt ſich Saubohnen in die Taſche meſſen, die er, ein Stück Brot in der Hand, an einem ſelbſtgewählten Plätzchen zu verzehren geht, oder er naht ſich der Klöſeverkäuferin, welche auf ſein Begehren mit einem eiſernen Löffel in ihren Keſſel fährt, der polniſche Herr ſtreicht ſeine knappen Ermel etwas zurück und faßt den Kloß mit behender Fauſt, ſowie er über der Brühe erſcheint. Des Abends beim Nachhauſefahren haben mir dieſe polniſchen Reſtaurationsſäle, die zu dieſer Zeit mit großen Kienhölzern erleuchtet ſind, oft den drolligſten Anblick gewährt. Oben ſchwebte eine dichte blaue Wolke, vom Dampfe der Kohlenbecken, des Kienholzes und der Speiſen, unter dieſer wirrte die bunte Gruppe der Hungrigen und Eſſenden, von der rothen Flamme des Kienfeuers erleuchtet. Bei dem Anblick iſt freilich Manches, was auf eine lange Zeit das Eſſen verleiden könnte.

Nach dieſer Volksclaſſe folgen alle kleinen Landedelleute und Stadtadeligen, bis zu Denen, die ſich ganz oder zum Theil franzöſirt haben, und von dieſer Claſſe ſpreche ich denn freilich lieber; denn ich glaube, daß hier eine Maſſe iſt, die das Schickſal einſt noch glücklich bearbeiten kann, aber freilich möchte ſie wol harte Proben beſtehen müſſen. Rauhheit, Unwiſſenheit, Rohheit theilen ſie mit den Leibeignen, allein ſtatt der durchgängigen Trägheit dieſer Leute leben ſie in der natürlichen Abwechslung zwiſchen Ermüdung und Feiern, welche unſere alten Ritter ſo wohl kannten. Ohne Mühſeligkeit zu ſcheuen, bringen ſie mehrere Tage auf den Jagden zu, bei denen manchmal wirklicher Muth nothwendig iſt; ſie reiten ſehr viel und reiten häufig von einem Orte zum andern, weil ihre Regierungsform viele Verabredungen, die freilich oft nur der Vorwand zu Gelagen ſind, erfodert. Die meiſten dieſer kleinen Edelleute bauen ihr Feld mit Hülfe ihrer Leibeignen mit eigner Hand; ja manche, wie ich zum größten Nachtheil meiner Wirthſchaft erfahren habe, dienen ſogar als Hausknechte, weil ihr Schickſal ihnen keine andere Auskunft läßt. Allein hier erſcheint der Unterſchied zwiſchen Sitten zwei entfernter Länder ſehr deutlich. Wie Yorik's Marquis gezwungen war, das Gewerbe zu ergreifen, welches die größte Unabhängigkeit hervorbringen muß, legte er ſeinen Degen bei den bretagner Ständen nieder, und ſeine wehmüthigen Thränen ätzten ihr Denkmal in dieſes Symbol ſeiner Vorrechte. Mein Hausknecht, und jeder Andere in ſeinem Fall, hat ſeinen Säbel neben meiner Sauerkrautstonne ſtehen und lehnt ihn Sonntags beim Kirchengehen immer an die Schulter; und ſo viele Stockſchläge auch ſein Rücken im Dienſt empfangen mag, die Authenticität ſeines Adels bleibt geſichert. Die Kleidung des kleinen Landadels iſt ſehr widrig. Sie beſteht erſtlich in der Kurtka, einer langen Jacke, die vorn zugeknöpft wird, unter derſelben haben ſie eine Weſte, an welcher ein weiter Weiberrock befeſtiget iſt, der bis auf die Knie geht und Kontuſch heißt; Stiefeln und eine Pudelmütze, oder ein runder Hut im Sommer, vollenden die Kleidung. Sie hat etwas Weibiſches, beſonders, wenn ſie zu Pferde ſind, und das viele faltige Zeug, das ihnen um die Knie hängt, macht ihre Bewegungen ſchwerfällig. Wenn ſie zu Fuß jagen, ſchürzen ſie den Kontuſch auch wol auf, aber das Ganze bleibt doch häßlich. Eine Stufe höher als dieſe, trägt der Adelige nur Das, was wir eigentlich unter polniſcher Tracht verſtehen, und mögen Sie es nun als Zeitvertreib, oder als Beitrag zur Völkerkunde, in äſthetiſcher oder merkantiliſcher Rückſicht leſen, genug, einer genauen Beſchreibung dieſer Nationaltracht ſollen Sie nicht entgehen. Ich laſſe alſo einen wahren Polaken, das heißt, einen fünf Fuß und zehen Zoll hohen, breitſchultrigen, wohlbeleibten Mann vor Ihnen auftreten. Das männliche Geſchlecht hat noch Nationalphyſiognomie behalten: ein ſcharfgezeichnetes Profil, eine hohe, durch die abgeſchornen Haare noch freier gehaltne Stirn, wenig gebogene Augenbrauen, einen ſcharfen, kalten Blick, und etwas Hartes, Gefühlloſes im Munde, nichts Feines im ganzen Ausdruck, aber mehr Härte als Unfeinheit; dieſe Geſtalt iſt mit einer, wir wollen annehmen, weiß atlaſſenen Weſte bekleidet, die am Halſe einen kleinen zwei Finger breiten Kragen und lange ſehr knappe Ermel hat und vorn mit kleinen Knöpfen beſetzt iſt. Das Oberkleid, vom feinſten Scharlach, iſt von der Hüfte bis auf die halbe Wade allenthalben zu und wird wie ein Hemd über den Kopf geworfen; von der Bruſt an zieht es ſich an die Schulter zurück, iſt mit kleinen Knöpfen beſetzt und läßt die weiße Atlasweſte durchſchimmern. Das Oberkleid hat Aermel, ſie ſind aber an der innern Naht aufgeſchnitten und hängen hinten über die Schulter herab, dagegen kommt der atlaſſene Aermel der Weſte zum Vorſchein. Dieſe leeren Aermel ſind den polniſchen Herrn, was unſern Stutzern Tabatiere, Badine, dummdreiſtes Lachen oder nichtsſagende Propos ſind, Ausfüllſel des Geſprächs und Contenance. Sie legen ſie hinterwärts kreuzweis über die Schultern, machen ſich ſo einen künſtlichen Buckel, oder ſtecken einen Augenblick die Hände hinein, indem ſie einen Knopf am Ende des Ermels zuheften; dieſes geſchieht auch gegen die Kälte; gewöhnlich aber iſt ſo ein Aermelmanöver das erſte Rettungsmittel, wenn man dem Herrn des Hauſes ſein Compliment gemacht hat und nun nicht recht weiß, was man ſagen ſoll: man ſtreicht den Schnurrbart, zieht den Weſtenkragen mit gerunzelter Stirn, rangirt ſich gegen die Mauer und zieht die Aermel zu Rathe. Eben ſo gebrauchen die Geiſtlichen die langen fliegenden Aermel ihrer Röcke, die ganz den Flügelkleidern unſerer Kinder ähnlich ſind. Ich glaube, ſie haben allen Kinderſinn, welcher ihnen das Paradies öffnen ſoll, in dieſe langen Jacken gelegt, deren Flügel ſie unten am Rücken in zierliche Knoten ſchlagen oder über den Arm hängen. Die Fußbekleidung des Polen beſteht in gelb oder anders gefärbten Halbſtiefeln, die oft geſtickt, ja wol mit Edelſteinen beſetzt ſind, und ein Hauptſtück des Putzes iſt der Gürtel, welchen er um den Leib legt, doch ſo, daß er vorn herabgerückt iſt und alſo bei einer Corpulenz den Bauch ſehr komiſch bezeichnet. Dieſer Gürtel iſt in Geſtalt eines Halstuches von reichem türkiſchen Zeuch, oder von Seide mit Gold geſtickt, und wird wie eine Binde zuſammengelegt. Auf dem geſchornen Kopfe ruht eine kleine Mütze, die immer auf einem Ohre ſitzt und mit koſtbarem Pelze, jedoch keinem Zobel, verbrämt iſt, denn dieſen tragen nur die reichen Juden. Die ganze Tracht, wenn ſie rein und neu iſt, hat etwas Reiches, Theatraliſches, beſonders, wenn demantne Knöpfe, Stern und Orden dazukommen, was man noch zuweilen, wenn gleich ſehr ſelten ſieht; denn Polen, die an einem Hofe waren, dem ruſſiſchen oder ihrem eigenen, und ſolche Ehrenzeichen tragen, haben ihre Nationalkleidung meiſtens ſchon abgelegt. Jede Provinz hat ihre Uniform (die lithauiſche z. B. iſt dunkelblau und kirſchroth), daher ſieht man denſelben Menſchen oft in vier bis fünf verſchiedenen Uniformen, nachdem er in mehreren Provinzen Güter hat. Ueberhaupt putzen ſie ſich gern und lieben, ſobald ſie nicht Uniform tragen, grelle Farben, wie gelb und violet, grün und hellroth, blau und dunkelbraun; wenn bei Lichte einige ſo gekleidete Menſchen beiſammenſtehen, iſt mir immer, als ſei ich im Redoutenſaale. Allein weiter als bis zu den Farben und Oberkleidern geht bei Männern und Weibern die Sorgfalt auf Kleidung nicht, recht ſtattliche Herren ſtecken gegen die Kälte Stroh in die Stiefeln, weil ihre Füße der Strümpfe ungewohnt ſind; und manche Dame mit atlaſſenem Rocke hat Hemden, an denen die Fetzen zuſammengeknüpft ſind, um nicht weiter zu reißen, oder wo die erträgliche Leinwand nur bis an die Taille geht, und von den Hüften an grobes Tuch angeſetzt iſt, wie ich auf dem Bleichplatze vor meinem Fenſter an der Wäſche meiner eleganten Nachbarin täglich erſehe. Solche Damen tragen auch nichts als ſeidene Strümpfe; um aber des Ausbeſſerns überhoben zu ſein, ziehen ſie die beſchädigten

Stellen in den Schuh herunter, bis endlich der Strumpf für das Knieband zu kurz wird.

Das Frauenzimmer von Stande iſt im ganzen genommen ſehr hübſch, allein ihre Blüte entfaltet ſich früh und dauert ſehr kurze Zeit. Das gemeinere und die unterſte Claſſe ſind häßlich, braungelb von Schmutz, Rauch und harter Lebensweiſe. Der Gebrauch des Branntweins iſt unter den Weibern ſo allgemein wie bei den Männern, und dieſes geht ſo weit, daß es eine hergebrachte Sitte iſt, ihre Wöchnerinnen trinken zu laſſen, was ſie denn benebſt der Wehmutter ſo herzhaft thun, daß das Kind oft auf die Welt kommt, ohne daß eine der beiden recht daraus klug wird, wie es zuging. Es herrſcht ein alter Glaube unter ihnen, daß die Wöchnerin ſogleich nach der Niederkunft ſo ſchwer eſſen muß, wie das Kind wiegt. Hoffentlich und wahrſcheinlich gilt dieſes nicht buchſtäblich, es iſt aber doch hinlänglich, um einen Begriff von der raſenden Behandlungsart dieſer armen Geſchöpfe zu geben. Wenn man dabei die Art der Speiſen, die ſie genießen, bedenkt, ſo iſt es faſt unglaublich, wie ſo ein Weib davonkommt, und wie ſo Manche von uns die Weichlichkeit wieder ſo ſchimpflich weit treiben kann, als es in der feinen Welt geſchieht. Hier die Lithauerin, die mit einem halben Dutzend Kinder, einigen großen Perſonen und, iſt's im harten Winter, wol gar mit ein paar jungen Schweinen in einem Behältniß auf dem Stroh liegt, und in den erſten vierundzwanzig Stunden eine Schüſſel Sauerkraut, oder Saubohnen mit Rüböl und dürren Fiſchen oder Rindfleiſch ſpeiſt — und dort ein Geſchöpf gleicher Gattung im innern Zimmer des Hauſes, unter ſeidenen Hüllen, bei geſchloſſenen Vorhängen und einer Stille, welche die Bewegung eines Mäuschens ausſchließt; an den Seiten der Straße ſind Ketten gezogen, damit kein Wagen vorbeifahre, oder wenigſtens iſt Stroh vor das Haus gelegt, um die Erſchütterung zu vermeiden; drei Tage faſtet die Wöchnerin, dann bedarf es einiger Wochen, um das blos vegetirende Geſchöpf mit lauter Kraftſüppchen und den zarteſten Speiſen zu nähren. — O, wenn die Natur, wenn die Gottheit dieſe beiden Weiber als ihre Kinder ſchuf, wenn ſie alſo Schweſtern waren, ſo hat die Ordnung der Geſellſchaft ihre Abſicht bis zum abſcheulichſten Misverhältniſſe zerſtört!

Das weibliche Geſchlecht putzt ſich eben ſo gern wie die Männer, und die gemeinen Lithauerinnen lieben den Flitterſtaat wie die Wilden. Sie haben, wie die Vornehmen, keine Nationaltracht mehr, ein und das andere Stück ausgenommen, beſonders den auch bei uns beliebten polniſchen Pelz, welchen die Damen von Atlas mit einer langer Schleppe, die gemeinere Claſſe von Kamelott und etwas kürzer als den Rock tragen. Die Bäuerinnen haben im Winter Schafspelze wie die Männer, und Land- und Stadtweiber tragen mehr oder weniger hübſche Tücher um den Kopf gebunden. Selbſt die vornehmen Damen tragen dieſen Kopfputz als Negligée und wiſſen ihm eine Zierlichkeit zu geben, die ich ihnen noch nicht habe ablernen können; das vornehme Frauenzimmer kleidet ſich ſehr ſchön, im Winter ausſchließend in Atlas und außerdem in ſchöne oft türkiſche Zeuche; Edelſteine tragen ſie jetzt gar nicht, weil es nicht Mode iſt; man beſetzt Souvenirs, Portefeuilles und andere dergleichen Dinge damit, oder ſchließt ſie ein. — Eine Dame aus einer der erſten Familie hatte auf einem ihrer Landſitze viel gebaut, viele Anlagen gemacht und es Monbijou genannt; darauf fiel ihr ein, ſich einen goldenen Schlüſſel machen zu laſſen, den ſie mit den ſchönſten Demanten ihres Schmuckes à jour beſetzen ließ, dieſer hieß der Schlüſſel zu Monbijou, und man ſprach einen Monat lang von dieſem allerliebſten Gedanken. Die kleinern Demanten that ſie ohne Faſſung in ein geſchliffenes Glas, denen ähnlich, die man auf den Jahrmärkten den Kindern ſchenkt, worin ſich bunte Samenkörner befinden, die ſich durch die Brechung der Lichtſtralen auf den Fazetten vielfältig und glänzend zeigen; die Brillanten machten in dem geſchliffenen Kryſtall allerdings eine ſehr ſchöne Wirkung.

Die meiſten von den erſten Familien haben franzöſiſche Köche auf ihren Landſitzen oder an den Orten ihrer gewöhnlichen Reſidenz, und die Natur läßt es auch dieſer Gegend nicht an Leckerbiſſen gebrechen. Fiſche, Krebſe, Wild gibt es im höchſten Ueberfluß; in London würde man glauben, ich machte mir meinen Vortheil, in fremden Landen geweſen zu ſein, zunutze und wolle den Leuten etwas weismachen, wenn ich die polniſchen Preiſe der beſten Lebensmittel in mittelmäßig guten Jahren anführte. Das wilde Federvieh iſt beſonders lecker; Auerhähne, Schnepfen, Rebhühner, Birkhühner hat man zu ſehr mäßigen Preiſen. Ein dieſem Lande eigenes Wildpret iſt das Elenthier, ein Geſchöpf das mir ein Mittelding zwiſchen Hirſch und Pferd ſcheint, aber an Größe dem letzten nahe kommt. Sein Fell verkauft man roh um vier bis acht Dukaten, ſein Huf wird von den Lithauern für ein untrügliches Amulet gegen fallende Sucht gehalten, und ich erkläre ſein Fleiſch für ein köſtliches Gericht als Roſtbeef bereitet, oder als Ragout, oder die Keulen geſalzen und geräuchert und in Wein gekocht. Mit Wildſchweinskeulen nimmt man zur Freude jedes lüſternen Gaumes dieſelbe Procedur vor. Auch hält man die Biberſchwänze geſalzen und geräuchert für große Leckerbiſſen. Allein ich habe mich nicht dazu gewöhnen können, ſie haben für mich einen ekelhaften Thrangeſchmack. Pilze und Morcheln jeder Art ſind auch in einem ſo großen Ueberfluſſe, daß die ärmſten Wirthſchaften ſich damit aushelfen. Was dieſen Menſchen fehlt, aber auch unerſetzlich iſt, iſt Obſt. Es wachſen weder Kirſchen, Aepfel noch Pflaumen in dem ganzen Bezirke der Stadt auf mehrere Meilen; denn einige Bäume in den Kloſtergärten, oder auf benachbarten Gütern, die im Winter alle ſorgfältig mit Stroh umwunden werden müſſen, ſind doch nicht zu rechnen. Und bei dieſem Mangel wählte ich dieſes Land nun und ewig nicht zu meinem Wohnorte, nicht blos weil ich meiner Lieblingsnahrung entſagen müßte, ſondern wegen des traurigen Bildes eines Frühlings ohne Blüten, einer Landſchaft ohne Obſtbäume, eines Herbſtes ohne Obſternte, einer Sonne, deren Stralen nicht Kraft genug haben, um die Traube zu röthen, noch den goldnen Apfel zu färben. Woher dieſer Mangel entſteht, haben mir die Gelehrten aus Wind und See und Sand beweiſen wollen; aber ich hätte ihnen gern geantwortet:

ihr Herren macht es alſo, daß jeder Anbauer des Ertrags ſeiner Mühe ſich erfreuen könne, und eure Landleute werden auch Obſt ziehen. Alle Gemüſe gedeihen ja hier, Melonen gibt es die Menge, weil die große Menge von Pferden, welche man zu halten gezwungen iſt, den Dünger ohne allen Werth läßt; er wird zu hundert und mehreren Fuhren vor dem Thore abgeladen, wo er die Luft verpeſtet und ungenutzt verwittert. Wendete man ihn gehörig an, man könnte alle die Strecken von dürrem Moos um die Stadt her zu fetten Wieſen umſchaffen; aber die Zahl der Menſchen iſt zu klein, und der kalte Hauch der Leibeigenſchaft erſtarrt ihren ſchwachen Arm. Ich habe ihnen nun lange genug die einzelnen Perſonen der Lebenskomödie geſchildert, in welcher ich jetzt eine ziemlich luſtige Rolle ſpiele; denn Neugierde, Bedauern, Unwillen, Spott, kindiſches Lachen wechſeln auf meinem Geſichte wie in meiner Seele bei den verſchiedenen Scenen ab. — Wahrlich, wenn auch unſere Verfaſſung nicht viel vollkommener wäre als manche Univerſalmedicin (von welcher gute Chemiker ſchon längſt entdeckt haben, daß ihre Beſtandtheile im offenbarſten Widerſpruche ſtehen), und die dennoch ihr altes Anſehen behauptet, ſo iſt doch dagegen die polniſche, was ein Kaliban gegen einen antiken Fechter iſt, in ihrer Zuſammenſetzung, wie mir Männer verſichern, und in ihrer Wirkung, wie mich meine Erfahrung täglich überzeugt. Was kann ich von einer Volksclaſſe, der zahlreichſten hier zu Lande, denken, deren Hauptantrieb Prügel ſind? Wie kann ich ſie mit heiterm Herzen für meines Gleichen, meine Brüder erkennen? Und dennoch iſt es ſo. Man hatte mir in Wien und auf meiner ganzen Herreiſe vorhergeſagt, wenn ich auf eine Zeitlang häuslich mich hier niederließe, würde ich die Prügel für unentbehrlich zur wohlthätigen Ordnung meines Hausweſens erkennen; ich widerſprach mit dem ſchönſten Raiſonnement über Menſchenwürde und Seelenadel, und nach vier Monaten ließ ich nach reiflicher Ueberlegung meinem Bedienten die erſten Stockſchläge geben, worauf er niederfiel, mir die Füße küßte und ſich bedankte. Der Auftritt war ſo empörend für mich, daß ich mich noch am nämlichen Abend darüber gegen Jemand beklagte. Der Mann erwiederte lachend, ich hätte ſehr unrecht, mir das zu Herzen gehen zu laſſen; würde es uns aber läſtig, die Gerechtigkeit ſelbſt zu handhaben, ſo ſolle ich einen Soldaten von der Wache holen laſſen, der theile für vier Kopeken funfzig Prügel aus, ohne daß ich es gewahr würde. Ich ſchauderte über den Rathgeber, den Rath und das Militair, das ſich zum Henkersdienſt brauchen ließ. Bei einem Vergehen, das ich meiner Köchin vorwarf, legte ſich dieſe Frau, welche hochſchwanger war, auf die Erde, um mich, indem ſie mir die Schuhe küßte, um Verzeihung zu bitten. Es geſchah mir das erſte Mal, und ich ward krank vor Bewegung und Abſcheu. Ein Weib wie ich, und ein ſchwangeres Weib, eine Lage, in der jedes Weib Schonung und Ehrfurcht verdiente, denn in ihr leiden zwei Glieder der Geſellſchaft, und über ihrem Haupte ſchwebt der Engel des Todes — und dieſes Geſchöpf krümmte ſich vor mir und erniedrigte ſich wie ein Hund, ein Thier, das ich gerade deswegen nicht leiden kann. Nachher lernte ich es ertragen, aber es hat nicht aufgehört mich zu betrüben; und nie möchte ich meine Kinder in einem Lande erziehen, wo die Menſchheit ſo mit Füßen getreten erſcheint. Ein Lehensherr darf ſeinen Leibeigenen prügeln laſſen bis zum Tode; wenn er nur nicht auf der Stelle ſtirbt, ſo hat er nichts zu befürchten; ſtirbt er, ſo gibt es Geldſtrafen, Witwen und Waiſen zu verſorgen und dergleichen. Noch eine ſehr zahlreiche Menſchenclaſſe, die mir, ob ſie gleich hier mehr Vorrechte als in andern Ländern beſitzt, doch eben ſo herabgewürdigt vorkommt wie anderwärts, ſind die Juden, die, wie man ſagt, den dritten Theil der Einwohner von Wilna ausmachen. Sie dürfen Handwerke und Gewerbe treiben, auch findet man wenig andere Handwerker, und die meiſten Wirthshäuſer und Branntweinſchenken werden von ihnen gehalten. Es gibt einige ſehr wohlhabende Kaufleute unter ihnen; aber die Mishandlungen, die ſie erfahren, die bittere Verachtung, die auf ihnen ruht, und die Abgaben, durch welche man ſie regelmäßig plündert, haben ihnen alle ihre ſchlechten Eigenſchaften erhalten. Sie ſind betrügeriſch, ſchmutzig und niederträchtig duldend wie überall. Die Männer tragen ſich alle wie die Rabbinen in Deutſchland, die Weiber haben Pelzhauben und überhaupt etwas Morgenländiſches in ihrer Staatskleidung, wegen der langen pelzverbrämten Jacken, der großen Halsgeſchmeide von Goldſtücken, feinen Perlen, Rubinen, Smaragden und andern altväteriſch gefaßten Steinen. Die gemeinen Judenweiber ziehen mit ihrem kleinen Kram täglich in den Straßen und Häuſern umher, und ihre Dummheit, ihre knechtiſche Duldung jedes Schimpfes, ihre Unreinlichkeit, ja ſelbſt ihre Sprache, die eine Art Zigeunerdeutſch iſt (die Juden ſprechen dieſe Sprache unter ſich, und nicht polniſch oder lithauiſch), machen ſie mir zu einem Gegenſtande des Abſcheues. Sie haben ein weiſes Laken über ſich geworfen, deſſen oberer Zipfel ihnen den Kopf umhüllt, den untern ſchleppen ſie oft bis im Koth nach, und die beiden zur Seite befeſtigen ſie unter der Bruſt. Wie weit die Unreinlichkeit dieſer Menſchen geht, würde ich mich zu erzählen ſcheuen, wenn es Ihnen nicht einen deutlichern Begriff ihres traurigen Zuſtandes gäbe. Es iſt mir ſelbſt geſchehen, daß ein ſolches Weib, während ich in meinem Vorzimmer ihren Kram beſah, ſich das Ungezlefer hinter dem Ohr wegnahm und auf dem Tiſch tödtete. Mein Bedienter gab ihr einen Stoß, mit dem er ſie vom Tiſche wegſchleuderte, und trat mit dem Fuße nach ihr — dieſes Gemälde muß Sie erſchrecken, denn in welchem Grad von Verwilderung befindet ſich der Menſch, der das thut, und der das leidet? Sie begreifen, daß man mit ſolchen Geſchöpfen die ihnen verſtändliche Sprache reden muß und zu einer Härte in Ton und Wort gezwungen wird, die mich bekümmert und auch unnatürlich in meinem Weſen iſt. Ich ſaß einmal am Ende meines Zimmers und arbeitete, als ein Jude mit Herrn ... zu ſprechen verlangte, welcher ein Geldwechſelgeſchäft mit ihm hatte. Mir ſchien der Mann, den ich gar nicht einmal recht in Augenſchein nahm, betrügen zu wollen, und weil Herr ... nach eben dem Verdacht, doch ohne weitere Beſchuldigung, lange auf Polniſch mit ihm rechtete, mengte ich mich aus Ungeduld hinein und ſagte etwas ſehr Hartes, was aber nur eine gegen Juden ſehr gewöhnliche Redensart war. Der Mann ſchwieg, kam auf mich zu, legte die Hand auf die Bruſt und ſagte: Junge Dame, ich bin ein Jude, wie Sie ſagen, aber meiner Väter Gott verzeihe Ihnen, daß Sie mich ſo ſchmähen. — Es war ein großer Mann mit grauem Bart, einem Saracenengeſicht. — Mein Herz ſprang mir auf die Zunge, ich gab ihm weinend die Hand und ſagte: Alter Vater, verzeihe, wenn Du ehrlich biſt! Deine Glaubensgenoſſen ſind daran Schuld, daß man Dir nicht traut. Der Jude begnügte ſich, ein Knie auf dem Boden, mir den Rock zu küſſen, und ich hatte eine Lection auf mein Lebtag, lieber tauſend Mal betrogen zu werden, wie ein Mal weh zu thun. — Einſt geſchah es einem jüdiſchen Handwerksmann, einem Menſchen, der ſehr arm und, wie es ſchien, ſehr ehrlich war, ein ſchmutziges Papierchen mit vier Dukaten, die er eben irgendwo für eine Rechnung erhalten, aus Verſehen bei uns liegen zu laſſen. Wir fanden ſie nach ſeinem Weggehen und waren eben im Begriff, den armen Mann aus ſeiner Unruhe über den Verluſt zu ziehen, als er in der größten Angſt zurückkehrte und mit einer Verlegenheit, die etwas Mitleidenswürdiges hatte, die Verſicherung voranſchickte, es wäre gewiß ſein rechtmäßiges Eigenthum, er habe es redlich verdient. Man bedenke, wie ſehr der Ehre ungewohnt ein Menſch ſein muß, der den Verdacht des Diebſtahls ohne Beſchuldigung mit der tiefſten Demuth von ſich ablehnt. Wir gaben dem armen Kerl ſein

Geld zurück, und nun küßte er Allen, die im Zimmer waren, die Reihe herum die Füße und dankte mit abenteuerlicher Lobpreiſung unſerer Großmuth.

Im Sommer gibt es hier gar keine Geſellſchaft, die ganze Stadt iſt leer, weil, wie ich ſchon erwähnt habe, nur ſehr wenige vornehme Familien hier Wohnhäuſer haben. In einem Zeitpunkt, der immer in die Sommermonate fällt, iſt die Stadt ſehr lebhaft, ohne deswegen an Annehmlichkeit zuzunehmen; dieſes iſt während der Verſammlung des Landadels, der ſich hier einſtellt, um Abgeordnete an den Landtag zu wählen. Die Wahl dieſer Abgeordneten fällt immer auf vornehmere und reichere Adelige, weil mit ihrem Amt Aufwand verbunden iſt. Ein oder der andere Mann von Stande, der ſeinen Vortheil bei dieſer Stelle findet, ſucht durch alle Mittel die Wahl auf ſich zu lenken, und macht Cabalen bei einem Jeden insbeſondere, ſo gut er kann; ſobald aber nun die ſechs- bis ſiebenhundert ehrliche wüſte Schnurrbärte in der Stadt verſammelt ſind, wetteifern gewöhnlich zwei, drei und oft mehrere Candidaten öffentlich mit einander, um die mehrſten Stimmen zu erhalten. Manches dabei erinnert mich freilich an Alt-England, obgleich mit dem großen Unterſchied in den Localitäten und dem Nationalcharakter. Ein jeder der Candidaten macht ſeiner Partei in dem Wirthshauſe freie Zehrung, wo Schinken, Bodwina und Branntwein in ganzen Hekatomben geopfert werden. Welche Wirkung dieſe Art, Herzen zu lenken, auf einen rohen Haufen, roher, in dieſem Augenblick durch das Gefühl ihrer Wichtigkeit exaltirter Menſchen haben muß, können Sie ſich vorſtellen. Sie ziehen verſchiedene Male des Tages truppweiſe, ein jeder ſeinen Candidaten an der Spitze, durch die Straßen, Jeder mit ſeinem Säbel, Viele mit Karabinern oder Jagdflinten bewaffnet, und da kommt es oft zu blutigen Auftritten, die noch vor wenigen Jahren täglich unvermeidlich waren; jetzt iſt mehr Milde unter ihnen. Während meines Hierſeins ward ein armes Mädchen, das ſich vor einer unbeſcheidenen Liebkoſung einiger dieſer Herren in ein Haus flüchtete, durch einen Flintenſchuß getödtet, den man ihr in der Wuth nachſchickte; viele arme Juden, die dem Zuge im Wege waren, wurden braun und blau geprügelt, und vor dem Hauſe einer Dame, die ich einige Tage nachher ſah, geriethen in einer Mondnacht zwei ſolche Haufen an einander, und am folgenden Morgen fand man auf dem Kampfplatz einen abgehauenen Arm, deſſen ehemaliger Eigenthümer den Abend vorher hinweggebracht worden war. Immer ſind die Kraftäußerungen dieſer freien Lithauer nicht ſo blutig, ſondern haben auch manchmal etwas Launiges. Zwei Damen mußten bei der letzten Dietine über die Straße (denn in drei Tagen, ſo lange dieſe Verſammlung dauert, hütet ſich ſonſt ein Jeder, ohne Noth auszugehen, und beſonders bleiben Ausländer zu Hauſe, die unter der Rubrik von Deutſchen herzlich gehaßt und vorzüglich beſchimpft werden), unglücklicherweiſe trafen ſie auf einen Haufen dieſer Edelleute, die ſogleich ihren Wagen anhielten und, vom tollſten Muthwillen angetrieben, von dieſen Damen ein Vivat für ihren Candidaten foderten; ſobald ſie ihnen gewillfahrt, erhob ſich ein Jubelgeſchrei zum Danke, der ganze Trupp ſalutirte mit ſeinen blanken Säbeln und ließ den Wagen durchfahren. Ich habe aus einem Hinterfenſter in eines der Wirthshäuſer hineingeſehen, wo ſie ihre freie Zeche hatten; einen burleskeren Anblick kann es nicht geben. Die Schnurrbärte ſtanden an ganzen Trögen voll Branntwein und Meth, aus denen ſie ohne weiteres mit dem Munde tranken; ein Theil lag und ſchlief, ein anderer ſang auf die lärmendſte Art, ein dritter ſtritt ſich mit einer Heftigkeit, die mich die Lunge dieſer Leute bewundern machte. Aber unglücklicherweiſe bemerkten ſie, daß einige Frauenzimmerköpfe ihnen zuſahen und brannten unter ſchallendem Gelächter ein paar Flinten, mit bloßem Pulver geladen, auf das Fenſter ab, welches dann ohne allen andern Schaden zerbrach. Sobald die Wahl beendigt iſt, verſchwindet die Feindſchaft, und ein Jeder geht nach Hauſe. Ueberhaupt ſcheint mir der Haß keine eingewurzelte Leidenſchaft in dieſen Menſchen, wenigſtens bricht er nicht in blutige Auftritte aus, ſo ſehr auch die Verfaſſung Parteien und Spaltungen begünſtigt.

Bei dieſer Gelegenheit gedenke ich einer andern Sitte, die hier mit einem Wort bezeichnet wird, das ich Einreiten überſetzen würde, oder Einzug zu Pferde. Wenn nämlich ein Erbſchafts- oder anderer Prozeß über liegende Gründe entſchieden iſt, reicht das Urtheil noch nicht zu, um den gewinnenden Theil in Beſitz zu ſetzen; er muß ſich noch gewiſſermaßen mit gewaffneter Hand dazu verhelfen. Er verſammelt eine Anzahl ſeiner Freunde und reitet auf das beſagte Gut, oder nach dem beſagten Hauſe, vor welchem ihn der bisherige Beſitzer, ſeinerſeits auch mit Begleitung verſehen, erwartet; und nun ſucht er dieſen letztern zu verdrängen; gelingt es, ſo ſchließt ſich der Tag mit einem Gelage, wo nicht, ſo reitet der Herr zurück und verſucht es einen andern Tag. Ich hörte einen Staroſten verſichern, daß es ihm erſt bei dem dritten Verſuch gelungen ſei, den Gegner zu verdrängen und ſein Eigenthum in Beſitz zu nehmen. Feuergewehr gilt hier ſo wenig, wie blankes Eiſen, ſondern nur die Geſchicklichkeit der Pferde und ein vorſichtiger Gebrauch der Säbelſcheide.

Im Winter, wenn das Tribunal verſammelt iſt, wird die Stadt oft ſehr glänzend, je nachdem der Tribunalsmarſchall Aufwand machen will oder kann. Ich brachte hier einige Wintermonate während eines ſehr glänzenden Tribunals zu. Der Marſchall gab täglich Diners, die oft hundert Perſonen ſtark waren, alle Abend Spielgeſellſchaft und alle Sonntage Ball. Der Ton, welcher hier herrſcht, iſt — eigentlich gar kein Ton; denn man kennt keine eigene Converſation. Stellen Sie ſich ein, oft nach der oben gegebenen Beſchreibung meublirtes Zimmer vor; die Dame vom Hauſe ſitzt auf dem Kanapee, einige ihrer Geſellſchafterinnen um ſie herum. Wenn Frauenzimmer zuſammenkommen, begrüßen ſie ſich durch eine Umarmung, bei welcher ſie ſich nicht die Wangen, ſondern die Bruſt küſſen; allein Weiber von Stande haben dieſe Sitte wegen der Unbequemlichkeit, die ſie für Kopfputz und Schminke hat, dahin verändert, daß man ſich die Schultern zu küſſen ſcheint. Wenn Männer hereintreten, beugen ſie ſich mit einem Knie bis nahe an den Boden und berühren tief gebückt den Fuß der Dame, indem ſie ſagen: „Ich küſſe Dir die Füße,“ wobei oft die Anrede: „meine Wohlthäterin,“ hinzugefügt wird. Männer, die ſich für gleichen Standes halten, beugen ſich nur ſehr tief; ſobald aber einige Subordination zwiſchen ihnen ſtattfindet, ſo grüßt der Niedrigere mit demſelben Anerbieten, die Füße zu küſſen, welches aber Niemand von Andern, als von eignen Bedienten annimmt. Männliche Verwandte küſſen das Frauenzimmer auch auf die Bruſt, und ich weiß nicht, durch welchen Familientractat die geiſtlichen Herren in eine ſo allgemeine Verwandtſchaft getreten ſind; dieſe begrüßen ihre genauern weiblichen Bekanntſchaften ſehr häufig auf dieſe Weiſe, indem ihnen dieſe dagegen die Hand küſſen.

Bei der Tafel ſetzt ſich die Dame vom Hauſe zuerſt, und dann alle Frauenzimmer in der Geſellſchaft auf beiden Seiten neben ſie, und die Männer alle neben einander gegenüber, ſodaß es alſo bei großen Geſellſchaften gar keine Gemeinſchaft zwiſchen den beiden Parteien gilt. Man ſpricht bei Tiſche faſt gar nicht, nur dann und wann ziſchelt ein Nachbar mit dem andern, oder der Herr vom Hauſe richtet die Rede an einen der Gäſte, welcher den Schnurrbart ſtreichelnd ſehr devot antwortet. Uebrigens würde jede Unterhaltung durch den Lärm der Bedienten unmöglich. Jeder Gaſt bringt den ſeinigen mit und hat ihn hinter dem Stuhle ſtehen; außerdem geht noch ein Heer von Hausbedienten aus und ein; alle dieſe Menſchen haben eiſerne Nägel in den Stiefeln und bringen jedes Mal einen Haufen Unrath von den Straßen mit herein; man kann ſich alſo einen Begriff von dem Lärm und dem Zuſtand des Fußbodens und der Treppen machen. Dieſe Unreinlichkeit iſt eine der größten Unannehmlichkeiten der hieſigen Sitten. Außer dem Haufen Bedienten, die mit ihren Stiefeln das Zimmer beſudeln, macht ſich kein Pole etwas daraus, auszuſpucken, ja mancher ehrliche altväteriſche Edelmann braucht ſtatt Schnupftuch ſeine Finger, um ſeinen Schnurrbart nicht in Unordnung zu bringen. Nach der Mittagstafel verſammelt man ſich ſogleich zum Pharao, das hier von früh bis Abend, und in dieſen Häuſern nur mit Rubeln und mit Gold geſpielt wird. Oft ſind vierzig bis funfzig Menſchen an einem Spieltiſch, die mit gierigem Blick die Geldhaufen und die Karten verfolgen. Laut ſah ich es nie werden, der Verluſt mochte noch ſo groß ſein; aber in Redoutennächten blickte ich wol gegen den Morgen in das Spielzimmer und ſah, bei den dunkeln Lichtern, langgezogene, bleiche Geſichter, die mit hohlen Augen die Karten hielten, mitunter ein lautes Schlagen auf den Tiſch, und Einer oder der Andere ſchlich leiſe und finſter aus der Thüre, als trüge er einen Raub fort; dieſer Anblick iſt ſchon traurig genug, aber Frauenzimmer an einem ſolchen Spieltiſch zu finden, thut wirklich wehe, und leider gibt es welche in dieſem Lande, die ihre Familien durch Spiel zu Grunde gerichtet haben. Ich bin zu Leuten gekommen, die nach der Art des Einkommens und des Amtes, welches der Hausvater bekleidete, bei uns zu guten Bürgerfamilien gehören würden, und hier ſpielte man in Erwartung des Mittagstiſches Pharao und ſetzte wenigſtens einen Rubel auf die Karte

Indeſſen ein Theil der Herren ſpielt, ein anderer gruppenweiſe zuſammenſteht und ſehr laut ſpricht (welches ein allgemeiner Fehler iſt und mit ihrer Sprache verbunden ſcheint, die, ſo viel ich aus Dem, was man mir überſetzt hat, ſchließen kann, ſehr zur Declamation gemacht iſt), ſitzen die Frauenzimmer in einem Kreiſe zuſammen und unterhalten ſich ziemlich ſchläfrig von Familiengeſchichten, die in einem Lande, wo Alles von Familieneinfluß abhängt, ſehr intereſſant ſind, von Mode, die bei Weibern, deren einzige Beſchäftigung in Putz, Spiel und Geſchwätz beſteht, unentbehrlich iſt, und vom Theater. Zwiſchen dem Mittagstiſch und dem Souper macht man gewöhnlich Beſuche, wo man eine halbe Stunde oder eine Stunde bleibt; allein einen geſellſchaftlichen Zirkel trifft man nirgends an, höchſtens hat ein oder der andere alte Herr oder eine alte Dame einen Quadrille- oder Triſettiſch bei ſich verſammelt. So wie ich es in Deutſchland in den größten Städten unter Weibern, ſelbſt von ſehr angeſehenem, Range ſah, mit einer weiblichen Arbeit beiſammen zu ſein und im kleinen Kreiſe genauer Bekannten einen Abend ſtill zu verleben, iſt ein hier unbekanntes Vergnügen, hauptſächlich wegen der gänzlichen Ungewohntheit des Frauenzimmers, ſich mit Handarbeit zu beſchäftigen. Man erblickt nie, weder Strickzeug, Nähterei, noch eine andere Arbeit bei dieſen Weibern. Sie ſitzen in ihren Zimmern mit übereinander geſchlagenen Armen, ſehen die Wagen vorbeifahren, ſprechen mit irgend einem Pfäffchen (denn dieſe ziehen von früh bis Abend in den Häuſern umher), putzen ſich, gehen in die Kirche, machen Beſuche und bringen oft einen Theil des Abends im Schauſpiel zu. Lecture iſt ſehr ſelten und nur auf einige franzöſiſche Schriftſteller und die wenigen neuen polniſchen Romane eingeſchränkt. Ihr Theater hatte noch vor kurzem gar kein Originalſchauſpiel; die wenigen, welche es jetzt beſitzt, werden gerühmt, und da der freie Theil der Nation wirklich noch Energie beſitzt, da die entnervende Verderbniß nur den Zirkel des Hofes und der Hauptſtadt verheert, ſo ſollte ich denken, daß ſie dieſen Ruhm verdienen können. Figaro iſt ſehr bald in das Polniſche überſetzt und hier ſchon ſehr vielfältig mit großem Beifall geſpielt worden. Wenn Sie ſich dieſes charakteriſtiſche Gemälde der verderbteſten Sitten, dieſen tauſendfarbigen ſprudelnden Witz, dieſe äußerſte Feinheit im Sprachgebrauch, dieſes zarte Streifen der Leichtfertigkeit an ſittenloſe Unanſtändigkeit in eine Sprache übergetragen denken, die, wie man ſagt, ſehr reich iſt, die aber doch unmöglich eigentliche Ausdrücke für völlig fremde Gedanken, Bilder, Sitten haben kann, und dieſes nun von einer Truppe dargeſtellt, welche ganz nach Hogarth's launigem Bilde herumziehender Schauſpieler artet, ſo müſſen Sie ſich ein Bild dieſer komiſchen Komödie machen. Sehr viele Polen beiderlei Geſchlechts ſprechen franzöſiſch, und Alle haben eine große Fertigkeit in Erlernung fremder Sprachen; aber ſie haben hier keineswegs die lächerliche Sitte, die unter dem deutſchen Adel iſt, ihre Sprache zu vergeſſen, um eine fremde ſehr verſtümmelt zu reden; unter ſich ſprechen ſie weit mehr polniſch als franzöſiſch und ſind ſtolz auf den Reichthum und den Ausdruck ihrer Sprache. Es iſt wirklich der ſes Lob verdient, kann ich nicht beurtheilen; ich finde ſie für meine Zunge unausſprechlich und im Munde der braven alten Polen, die ſo reden, wie ihnen der Schnabel gewachſen iſt, ziemlich rauh. Die jungen glattbärtigen Herren, in franzöſiſchen Röcken, einen Fuß kleiner als ihre Väter, hüpfend und ſtolpernd, kurz, das treue Ebenbild eines franzöſiſchen Marquis auf einem deutſchen Theater, ſprechen viel von dem Wohllaut des Polniſchen und lispeln es auch weit feiner und abgeſchliffener; aber ſo lange ſie ſieben Conſonanten nebeneinanderſchreiben, muß ich ſie im Verdacht haben, daß es ihr individuelles Verdienſt iſt. Dieſe Claſſe franzöſirter Polen ſcheint mir dem Aufkommen dieſes Landes am meiſten im Wege zu ſtehen. Es iſt Verderbniß ohne Bildung, Entnervtheit ohne Verfeinerung, alle Fühlloſigkeit der Barbarei mit allen Laſtern der Entartung. Rohheit, Härte, grobe Ausſchweifung wundern mich bei dieſem Volke nicht und hindern gewiß weder die künftige Entwickelung ſeines Glückes noch ſeiner Verfaſſung. In dem Schoos dieſer rauhen Sitten, bei dieſer ärmlichen Einſchränkung des Geiſtes, erhält ſich gewiß manche Kraft, bleibt gewiß der Charakter manchem künftigen Eindrucke offen; aber wie die jüngere Generation der Vornehmen und des Adels der Hauptſtadt je etwas unternehmen können, wozu Entſagung, Beharrlichkeit, Güte und Achtung für Menſchenrechte nöthig ſind — das iſt mir unbegreiflich. Die Tanzgeſellſchaften geben wegen der buntfarbigen ſchönen Kleidung, wegen der ſtarken Schminke der Damen einen [illegible] Anblick. Engliſch wird wenig und ſchlecht getanzt; man hat ſo wenig Sinn dafür, daß ich vor kurzem einen Tanz von drei Touren nach einer Muſik, welche deren vier enthielt, tanzen ſah. Keiner der Tänzer hatte Erfindungskraft genug, um noch eine Figur hinzuzuſetzen, und ſo ſtand alſo das tanzende Paar immer vier Takte hindurch wie verrathen und verkauft. Die Polonaiſe muß, mit Anſtand getanzt, etwas feierliches haben; wie man ſie hier tanzt, hat ſie weder Grazie noch Majeſtät. Die Muſik hat Dreiachteltakt, und das Pas beſteht in einem blos einfachen Schritt. Eine willkürliche Zahl von Paaren machen hinter einander hergehend einige Mal einen Zirkel, dann ſtehen ſie in einem Rund, und das anführende Paar geht mit Verbeugung von oben bis herunter, wobei ſie einige leichte Allemandentouren machen; die andern Paare folgen, und zuletzt ſtehen ſie wieder hinter einander auf dem alten Platze. Da der Tänzer die Hand ſeiner Dame nie fahren läßt, und mit den Mittänzerinnen gar nichts zu thun hat, ſo kann die Polonaiſe als Tete a Tete betrachtet, ſehr intereſſant ſein; allein dieſer Vortheil hat für die Zuſchauer wenig Werth, und mir ſchien es nur komiſch, die Menſchen hinter einander hertraben, ſich in Haufen ſtellen und dann ohne die geringſte Veränderung im Schritt und Bewegung wieder auseinanderzugehen zu ſehen. Man ſagt, die Polen liebten Muſik, und von den großen Herren hätten manche ihre eigenen Kapellen. Es kann Einen oder den Andern geben, der ſich dieſem Geſchmack überläßt; allein Das, was ſie hier Kapellen nennen, und was ſich im Hausſtaat ſehr vieler wohlhabenden Lithauer befindet, verdient weder den Namen von

Muſik noch von Kapellen. Es iſt ein halbes Dutzend junger Bauernburſche, die zu Bedienten angezogen wurden, und leider etwas Muſik erlernen, beſonders blaſende Inſtrumente, auf welchen ſie, Dank ihren geſunden Lungen, einen anſehnlichen Lärm machen. Muſiziret wird alſo wol genug, was dann ganz gut und vielleicht dem Zweck der Muſik angemeſſener, wie das ernſthafte Studium dieſer Kunſt iſt, allein Geſchmack und Kenntniſſe ſind in dieſem Fach ſehr ſelten. Die Ruſſen, deren hier viele als Taglöhner, Fuhrleute und dergleichen ſich aufhalten, haben, wie es ſcheint, muſikaliſches Talent, wenigſtens hat ihr Geſang (und ſie ſingen ſehr viel) etwas äußerſt Sanftes, Melodiſches. Ich gehe, um ihn zu hören, oft in einer Gegend ſpazieren, an welche ein Wirthshaus ſtößt, das faſt nur von Ruſſen beſucht wird.

Der Geſchmack für Malerei wird hier ebenſo ſonderbar getrieben; man malt nicht, aber man hat die gemalten Bilder ſehr gern, denn ich kann dieſe Kunſtprodukte billigerweiſe nicht Gemälde nennen; es iſt Meßwaare, welche die Kaufleute in Leipzig aufkaufen, und um ungeheure Preiſe den lithauiſchen und den angrenzenden ruſſiſchen Herrſchaften überlaſſen, die ihre liebſte Augenweide daraus machen. Ich ſah in dem Schloſſe eines polniſch ruſſiſchen Herrn eine Reihe Gemälde, deren Gegenſtände aus dem Telemach genommen waren, auf welchen der Maler recht ausdrücklich die ſtämmigſten Bauernkerle ausgeſucht zu haben ſchien, um ſie in die Kleidung franzöſiſcher Theaterhelden verhüllt zum Telemach und ſeinen Genoſſen ſitzen zu laſſen;

Mentor hatte dabei einen Ausdruck von Pfiffigkeit, als wenn er den weiſen Ulyſſes und alle die ehrſamen Helden heimlich auslachte, daß ſie ſich durch die Verkappung ſo hinter das Licht führen ließen.

Ich muß nicht vergeſſen, eine ſehr wohlthätige Folge der hieſigen Verfaſſung zu erwähnen. Da der Einfluß jeder Familie ganz von ihrer Anzahl und ihrem Anhang abhängt, ſo unterſtützen die reichern Zweige eines Hauſes ihre ärmern Verwandten auf die großmüthigſte Weiſe. Eine jede Dame hat immer eine oder mehrere arme Verwandtinnen bei ſich, die ſie anfangs in einem Kloſter erziehen läßt, wie es hier allgemein bei jungen Mädchen gehalten wird; nachher nimmt ſie dieſe jungen Frauenzimmer zu ſich, verheirathet ſie an Edelleute, die von dem Einfluß ihres Mannes abhängen, oder ernährt ſie als ihre Geſellſchafterinnen.

Nach ihrem Anzug und der Begegnung zu urtheilen, welche ſie in Geſellſchaft von ihren Wohlthäterinnen erfahren, iſt ihre Lage angenehm, und nicht ſo drückend, wie die Lage armer Verwandten in unſern polizirteren Gegenden, wo wir uns ſo viel auf unſer Gefühl und unſere Großmuth einbilden. Für männliche Verwandte wird ebenſowol geſorgt, anfangs auf Schulen oder in der warſchauer Militairakademie, nachmals verſchafft man ihnen eine Stelle unter den ſtehenden Truppen, oder überträgt ihnen irgend eine Verwaltung auf den Gütern oder in dem Haushalt, zu deſſen zahlreichem Perſonale immer Edelleute genommen werden. Sie dienen als Stallmeiſter, Intendanten, Geſchäftsmänner (welches ſie hier Plenipotentiaire nennen), als Marſchälle.

welches ſo viel wie Hofmeiſter iſt und ſo ernährt ein polniſcher Großer immer eine große Zahl Menſchen. Dieſer Luxus hat etwas Edles und die Art Abhängigkeit, in welcher durch ſolche Mittel der arme Adel vom reichen ſteht, ſcheint mir bei der Landesverfaſſung vielmehr etwas Wohlthätiges als Entehrendes zu haben. Wenigſtens iſt der arme Edelmann, welcher von dem reichen Woywoden das Gnadenbrot empfängt, ſich aber durch die Geſetze eben des Anſpruches wie er auf die erſten Würden im Staate bewußt iſt, ein ſehr freier Mann, in Vergleich eines verdienten, allgemein verehrten deutſchen Gelehrten, oder Geſchäftsmannes, der im Vorzimmer eines Miniſters wartet und es für eine Gnade halten muß, wenn er an die hohe Tafel gezogen wird. Der vornehme Vetter gibt Kleidung und Brot, und der Arme gibt ſeine Stimme und im Nothfall ſeinen Arm; ſo ſind ſie quitt und können ſich obendrein lieb haben. Die unverfeinerten Polen haben auch wirklich nichts Serviles in ihrem Weſen, ſo hoch auch alle Misbräuche bei ihnen geſtiegen ſind. — —

IX.

Die
luſtigen Leute von Knöringen.

Die luſtigen Leute von Knöringen *).

Es war ein herrlicher Junius, die Roſen blühten und die Kirſchen reiſten und Alles lebte in der üppigſten Pflanzenfülle und Sonnenwärme. Dieſe Herrlichkeit bot auch den Bewohnern von Reiſersburg am Donauſtrom den frohſten Genuß. Dort hauſte ein ehemaliger Ordenscomthur, der eine verwitwete Schweſter mit ihren zwei Töchtern zu ſich genommen und für ſie ſo geſorgt hatte, daß er neben der ſtrengſten Beobachtung ſeines Gelübdes Vaterfreude durch die kindlichſte Dankbarkeit ſeiner Nichten genoß. Nanny, die jüngſte Nichte, war Braut eines jungen Gutsnachbars, der aus dem gewöhnlichen Bildungsgange ſeines Standes doch einen gewiſſen Zweifel übrig behalten hatte: ob rückſichtlich dieſes Standes „Alles, was da iſt, recht ſei.“ Seit er verliebt war, grübelte er aber darüber nicht viel mehr

---

*) Knöringen iſt ein Dorf an der Heerſtraße von Ulm nach Augsburg, aus dem viele Einwohner als Fiedler im Lande umherziehen. In der Gegend nennt man ſie wirklich die luſtigen Leute von Knöringen, weil man dort immer geigen hört, wie mancher Reiſende wahrgenommen haben kann.

nach, ſondern genoß das Glück, Bräutigam eines ſchönen Mädchens und nur eine Stunde von ihrem Wohnort entfernt zu ſein. Dieſe Nähe machte den Brautſtand zu einer wahren Idylle! Es war Oswald erlaubt, jeden Abend nach Reiſersburg hinüber zu reiten und den freundlichen Kreis um den heitern Oheim zu vermehren.

Nanny und ihre Schweſter waren bisher nach Fräuleinart recht erträglich erzogen worden; früherhin durch eine gutmüthige Neufchatellerin auf dem Landgut ihres Vaters einfach und fleißig, ſpäter in einer münchner Penſion ein einziges Jahr, um Anſtand und ſchöne Künſte zu lernen; ſeitdem bemühte ſich der Oheim Comthur, ihnen etwas Kenntniſſe und klaren Sinn beizubringen, lehrte ſie deshalb die Geſchichten der Menſchen, die Natur der Erde und ihres eigenen Herzens. Jetzt hielt er nun das Loos ſeiner Nanny für geſichert, die aus den Armen der Mutter in die eines redlichen Mannes übergehen ſollte, unter deſſen Schutz ſie in die große Welt eingeführt, neben häuslichen und wahrſcheinlich Mutterpflichten, nicht mehr ſich in ihr zu verlieren Gefahr lief.

Oswald ſäete aber, ohne ſich deſſen bewußt zu ſein, etwas Unkraut in ſeinen Waizen. — Fouqué's Geſchichten und was da hinein ſchlägt, waren eben der Gegenſtand der Bewunderung von jungen und betagten Phantaſten, und Oswald hatte ſeiner Nanny und ihrer Schweſter bald ein unbegrenztes Entzücken über dieſe Gattung von Dichtkunſt eingeflößt. Des Oheims Plutarch verlor alles Intereſſe, ſeine Vorträge über den unendlichen Himmel und das unergründliche Menſchenherz machten Langeweile. — Abende lang las man ſich die romantiſchen Herrlichkeiten vor, ſah auf den Donauwellen die Undine ſchweben, fand zwiſchen dem Kaplan und Kleinmeiſter die größte Aehnlichkeit, putzte ſich mit Helmbüſchen, Feldbinden und dergleichen heraus, band einem Haushahn Füße und Flügel zuſammen, damit er geduldig einen Falken agirte und ſtellte Tableaus aus dem Zauberring vor. Der Comthur hörte die erſte und zweite Lektüre dieſer Gattung mit Vergnügen, den dritten und vierten Roman derſelben nannte er das neue Lied vom alten Pfannenſchmied, beim fünften ſuchte er dem jungen Mann die Vernunftwidrigkeit einer ſolchen Nachahmerei — nicht einer hiſtoriſchen Zeit, ſondern einer geſchraubten Poeterei über eine ſehr unpoetiſche Zeit, darzuthun, empfahl ihm den Amadis de Gaules und Tiran le Blanc als den Grundtext aller dieſer eingeſchnürten Helden und graziöſen Damen und begab ſich, wie auch das nicht helfen wollte, ſobald die Ritterromane auf den Tiſch gelegt wurden, in ſein Zimmer. — Die Mutter, Frau von Helm, ließ die jungen Leute dem Anſchein nach treiben, was ſie wollten, warf aber hier und da eine beißende Bemerkung in ihre poetiſche Freude, bei der es Oswald unheimlich ward, die Mädchen aber, da ſie der Mutter liebevolles Herz ſo gut kannten wie ihre ſcharfe Zunge, ließen ſich davon gar nicht ſtören.

Das gewöhnliche Verſammlungsplätzchen der jungen Leute war eine kleine Bucht, unten am Donauufer gelegen. Der Comthur hatte hier Sitze und Lauben bereitet, das hohe Lehmufer ſah, von der Sonnenhitze geſprengt, wie Felſenmaſſen aus, die Wellen plätſcherten über bemooſte Steine. Oswald und Nanny ſahen ſich einander in die Augen, Schweſter Wallis ſah in die Himmelsbläue und dachte an vielerlei, weil ſie Niemand in die Augen zu ſehen hatte; da rief ſie die Mutter eines Tages aus dem hohen Schloßfenſter in des Oheims Zimmer herauf. Wallis folgte dem Ruf und fand Oheim und Mutter, welche eben erſt erbrochene Briefe in der Hand hatten. Wallis, fing der Comthur an, erinnerſt Du Dich noch des kleinen Hochwalds, der in München ſo viel bei uns war? — Vetter Irwin? O gewiß! der war ja immer ſo trotzig wie ein Catalonier. — Ja, das war er, ein tüchtiger Junge, und iſt ein wackerer Jüngling geworden, wie man ſagt. Nun ſieh, Deine Mutter und ich haben Familienurſachen, warum wir ſehr wünſchten, Du würdeſt ſeine Frau; wir halten's aber für unedel, auch das Geringſte über Dich zu beſchließen, ohne Dein Wiſſen. Du biſt gar nicht gebunden; da Du aber durch Deiner Schweſter nahe Hochzeit anfängſt ſehr viel mehr Menſchen zu ſehen, haben wir Dir unſere Wünſche mittheilen wollen, weil ſie beitragen können, Dein Herz vor unbewachten Eindrücken zu hüten. Wenn Irwin zu Nanny's Hochzeit kommt, wird es ſich zeigen, ob Ihr Euch gefällt. — Was ſonſt noch Vernünftiges und Erläuterndes über dieſen Plan geſprochen ward, gehört nicht hierher. Wallis war ſehr betroffen über eine Nachricht, die ihr Köpfchen ganz anfüllte, ohne ihr eigentlich zu denken zu geben. Aus des Oheims Reden ſetzte ſie ſich von Jrwin das Bild eines hohen ſtrengen Ritters zuſammen. Bald ward er zu einem Jako und nun ſpielte ſie alle Mädchenrollen von Fouqué's reicher Einbildungskraft mit ihm durch.

Die jungen Leute laſen jetzt eben „Sängerliebe.“ In ihrem Gehirn ſpukte es von Afrikanern, Provenzalen, Troubadours und Minneſängern. Sie kamen Abends nicht von den Schloßthürmen fort und Oswalds Reitknecht verſicherte ſeinem Herrn, daß Alis Vorderbeine nicht wieder grade und Barkas Hinterfüße bald ſteif würden, weil die Thiere jeden Abend ſtundenweis im Nachtthau ihres Herrn Abſchied erwarten mußten. Eines Abends weilte der Oheim in dem Familienkreiſe, er ſcherzte ſo heiter, daß Wallis, in deren Ridicül die Sängerliebe ſtak, nicht das Herz hatte, durch ihre Erſcheinung den Oheim zu verjagen. Man ſaß am Fuß einer alten Warte, die an der Morgenſeite des Schloſſes der älteſte Ueberreſt des Raubneſtes war, von wo aus in dem herrlichen Mittelalter die Herrn von Reiſensburg die augsburger Kaufleute niedergeworfen, oder die bubesheimer Ritter abgewehrt hatten. Plötzlich hörten ſie Harfenton und Stimmenklang und die Geſellſchaft erblickte unten im Dorf unter einem großen Birnbaum einen alten Mann mit einem jungen Mädchen, das zu ſeiner Harfe ſang. Die Bauern ſammelten ſich um ſie her, der Wirth der nahen Schenke brachte ihnen einen Krug Bier, ein paar Bäuerinnen reichten ihnen Speiſe und die Kinder tanzten zu dem fröhlichen Lied. Oswald und die Mädchen waren entzückt! Das war ein Gemälde aus der herrlichen Zeit deutſcher Einfalt und Kraft. Der Comthur ſagte ſpottend: „Ei, ſo mache es doch lieber zu einem Auftritt deutſcher Gaſtfreiheit; ſende ein weißes Rößlein hinab und laß den ſaubern Troubadour heraufreiten, damit die Schloßfräulein ihn bewundern und loben.“

Schon war Oswald auf dem Wege und in wenig Minuten ſaß der Alte am Fuß der Warte, Nanny reichte ihm einen Becher Wein und die wandernde Sängerin ſang die ſchöne Griſelda. Der Comthur fand den Auftritt ſelbſt artig, außerdem fing er an einzuſehen, daß er mit ſeinem Spott wenig fruchtete; jetzt ließ er ſich die jungen Leute um den Barden bemühen, und nach ſeinem Abſchied hörte er ſie mit einem ſonderbaren Ausdruck von Nachdenken und Spott auf ſeinem Geſicht über die ſelige Lebensweiſe ſo eines Sängers mancherlei überſpanntes Zeug ſchwatzen. „Mich wunderts, ſprach er endlich, daß Ihr nicht Luſt habt, ſelbſt einmal Eure Standesfeſſeln abzulegen, um als eine Geſellſchaft Spielleute dieſe freie Lebensweiſe auf einer praktiſchen Kunſtreiſe zu genießen. Das müßte allerliebſt ſein!“ — Die jungen Leute blickten einander ſchüchtern und verſchämt an. Endlich ſagte Nanny: ach, Oheim, wir haben ſchon oft zuſammen davon geſprochen! und wie reich an Lebenserfahrungen müßten acht Tage ſolches freien Bewegens unter dem Volke nicht ſein! Freude bringend, Gefühle erregend, zu Ahnungen erhebend. — Ach, Oheim, wie muß ſo ein Abend dieſen alten Mann freuen! nahm Wallis das Wort, ſo ein ganzes Dorf um ſich verſammeln und hier oben Ihre Güte, unſre Freundlichkeit — ach, wie muß es ſo wohlthun, das Alles einmal einzig ſich ſelbſt zu danken zu haben, nicht immer den Verhältniſſen, dem Range. — Oswald ſchien von dieſen Aeußerungen entzückt, er hielt die Hände der beiden Mädchen in jeder von den ſeinen und drückte ſie eine um die andere an ſeinen Mund. Theurer Oheim, fing er dann an, wir haben uns ſchon manchmal ſo eine abenteuerliche Fahrt ausgedacht, aber nie hätten wir gewagt . . . . Herr von Oswald, Sie faſeln mit ſolchen abgeſchmackten Ideen, unterbrach ihn die Mutter ſehr misbilligend; doch der Comthur winkte ihr und ſagte vorwerfend: „ſo laß ihn doch ſprechen! da iſt ja weiter nichts zu wagen. Natürlich müßte man ſo beſtimmte Beweiſe ſeines Standes bei ſich haben, daß man ſich jeden Augenblick aus aller Verlegenheit ziehen könnte; aber zugleich die Rollen ſo ſicher ſpielen, daß man ſie nie zu gebrauchen bedürfte.“ — Die Mutter ſchüttelte unzufrieden den Kopf, die jungen Leute hefteten erſtaunte Blicke auf den Comthur, der mit dem ungezwungenſten Ernſte zu ſprechen ſchien. — Oheim, fing endlich Nanny wieder an, indeß der Comthur mit einem ſpottenden Zug um Mund und Augenwinkel nachſann, wie meinen Sie's aber nun? in welchem Coſtüm? — Aber in dem des Mittelalters, rief Oswald. — „Lieber Neffe„, bemerkte jener ſehr ernſthaft, da kämen uns ja die Gensd'armes über'n Hals und wir würden als Narren nach Burghauſen ſpedirt.“ — Oswald erröthete zornig, die Mädchen blickten vor ſich hin. Frau von Helm rief ſpöttiſch: „wie die luſtigen Leute von Andeingen geputzt! warum denn etwas Unnatürliches, wenn das Natürliche ſo nahe iſt? Jeder mit einem

Schnapſack, der Comthur von Hochwald mit einem kleinen Eſel, der die Bagage trägt." — „Nein, einen Eſel mag ich nicht führen, aber ſonſt iſt das das Beſte. Ich ſtreiche meine Geige noch gut genug. Ich ſchreibe Wernherr nach Röthelbach in der Gegend von Iſny, bei dem bewerkſtelligen wir unſere Verwandlung, von da aus ziehen wir über'n Arlberg bis Feldkirch, legen dort auf irgend eine Art unſere Kleidung ab und kehren hieher zurück. Unſern Wagen ſchicken wir von Röthelbach unmittelbar nach Feldkirch — kein Menſch kann uns auf die Spur kommen."

Die jungen Leute glaubten zu träumen. Wallis beſonders blickte den Oheim ängſtlich an, als fürchtete ſie, daß ſo ein langer Spaß Uebles bedeute. Aber der Oheim betrieb das Ding trocken und luſtig wie ein anderes Geſchäft. Er ritt Sonntags nach Lauingen, wo eben Markt war, ins Wirthshaus, wo eine ganze Bande Knöringer geigte, betrachtete ſich die Geſichter alle und ließ dann einen heitern alten Mann, der eine heilloſe Baßgeige ſtrich, zu ſich auf ein beſonderes Zimmer kommen. Man ſah den Alten nach einer Viertelſtunde ſeine Baßgeige wieder ergreifen und unausſprechlich auf ihr arbeiten, wobei er ganz ſiegreich durch die Fenſterſcheiben in den Himmel ſah. Den Tag nach dem Markte kam derſelbe Alte, wie es ſchon finſter war, unter die Lehmfelſen, wohin der Comthur ſeine jungen Leute zu ihrer Verwunderung beſtellt hatte. Er trug ein großes Bündel und ein paar abſcheuliche Geigen, die er ſchwer und auf den Tiſch legte. „Und die Papiere?" fragte der Comthur. Der Alte zog eine verſchmitzte rothe

Brieftaſche aus dem Rocke, die fettig zuſammenklebte und ſchmuzige Papiere aus ihr, die Oswald ſogleich für Landgerichts-Päſſe erkannte. Hier! ſagte der Alte geheimnißvoll: Michel Schnurrer mit zwei Töchtern und Balzar Obenaus. — Der Comthur reichte ihm ein Päckchen Geld, und der Alte ging. „Nun ſchnell, ſagte der Oheim — packt einen Koffer mit den nöthigen Sachen, um von hier bis Röthelbach, dann von Feldkirch über die tyroler Berge zurückzureiſen. Dieſe luſtigen Leutskleider, alte Notenbücher und herrliche Inſtrumente tragt heimlich ins Schloß und packt einen zweiten Koffer damit, den wir bei Wernherr öffnen. Morgen früh gehts fort."

Es geſchah, wie der Oheim befahl. Die Mutter ſah ſie — Spott, Lachen und Unwillen ſtritten auf ihrem Geſicht und in ihrem Weſen — ohne den geringſten Widerſpruch abreiſen; der Oheim ward mit jeder Meile luſtiger und nöthigte die Mädchen, Alles, was ſie von Volksliedern und Naturdichtereien wußten, zu ſingen. Wernherr, ein ehemaliger Hochwaldiſcher Verwalter, der jetzt ein Gütchen in Röthelbach hatte, empfing ſeinen lieben alten Herrn voll Freude und Ehrerbietung; der Kutſcher ward mit Pferden und Wagen nach Feldkirch geſchickt, mit dem Befehl, dort zu warten, bis man ihn abrufe, und den folgenden Abend führte Wernherr Michel Schnurrer mit ſeinen Töchtern Fronie und Traut, nebſt der letztern Bräutigam, Balzer Obenaus, durch eine Hinterthür ſeines Gartens auf den Weg nach Gürtenbach, einem großen Bergdorf, in dem eben ein Viehmarkt gehalten ward. Die Sonne ſank hinter die tannengekrönten Hügel, die Wieſen an ihren Abhängen dufteten in der Erwartung erquickenden Thaus, die Schmutter, entlang welcher der Weg führte, ſchäumte und rauſchte den ſchnellen Abhang herunter, der Mond glänzte wie ein Wachtfeuer durch die öſtlichen Föhrengipfel und wie die Spielleute den erſten Hügel erſtiegen hatten, glänzte er ihnen mit goldnem Antlitz entgegen. Nanny hing ſchweigend an Oswalds einem Arm, der, ſeine Geige unter dem andern, ſich in ſeine Rolle zu finden begann und die Bauern grüßte, welche, ein erhandeltes oder nicht angebrachtes Vieh am Strick führend, von dem unverhofft früher beendigten Markte zurückkehrten. Jetzt lag Göttenbach vor ihnen in einem grünen Thälchen, wagrecht von einem Bächlein ruhig durchfloſſen, welches ſtürmiſch oben vom Fels geſtürzt, ſich jetzt von allen Hälmchen in der Abendluft küſſen ließ und ſich am Abhange endlich bei jedem Stein ſchäumend ſträubte, um nicht aus dem Friedensthälchen in die wilde Schmutter zu ſtürzen. „Jetzt von einander! Baltzer, Traut! — Die Leute lachen Euch aus, wenn Ihr ſo zärtlich ſeid. Fronle, trag mir meine Geige, damit ich mir meine Pfeife ſtopfe,“ rief der Oheim, wie jetzt mehrere Bauern bei einem Scheideweg, der nach Iſny ging, auf ſie zukamen. „Gelobt ſei Jeſus Chriſt!“ wendete er ſich ſtillſtehend zu einem Alten und nahte, ſeine friſch geſtopfte, vom Kutſcher geborgte Pfeife an des Alten brennender anzuzünden. „In Ewigkeit!“ rief dieſer und hielt ſtill hin. Wie Michel baffte, zog er ſeinen Rauchſtumpfen aus dem Mund und ſagte: Seid Ihr noch nicht in der Gegend geweſen! — „Behüt! Verſuchens zum Erſten mal!“ — Aus Sankt Martin? — „Nein, Knöringen“ — Knöringen? — „An der Donau“ — Der Bauer kreuzte ſich. Daher kam noch kein Menſch! — „Glaubs wohl! die gehn alle über die Donau, bis Nürnberg, bis Schweinſurth.“ — Jeſus, Maria! mög Euch Gott geleiten! — und damit ging er ſeinem ungeduldigen Rind nach.

Sie kamen ins Wirthshaus, wo es ausſah, als wenn alle böſe Geiſter gehauſt hätten. Verſchüttet Bier, zerbrochne Krüge — vor der Thür, unter ein paar alten Obſtbäumen, ſaßen noch einige Alte. He! von St. Martin? rief einer den Spielleuten entgegen, warum kommt Ihr nicht früher? Hätten ſie tanzen können, ſo hätt's nicht ſolche Teufelshändel gegeben. — Die Spielleute ſetzten ſich und zitternd begann Nanny: Laßt uns, ihr Brüder, Weisheit erhöhn u. ſ. w. Der Comthur geigte wüthend darauf los, Oswald pfiff's in den Ohren: Piano, Ohm, piano, Trauts Stimme wird ganz bedeckt — „Fortiſſimo! ſchrie ihr der Comthur zu. Herzhaft! uns ſcheinet vor Morgen ein ſchöneres — Allons!“ — Eben trat ein junger Mann herein, eine Guitarre überm Rücken, wie ein Fußreiſender gekleidet. Er blickte erſtaunt auf Traut und deklamirte: ein ſchönerer Stern! ,wahrlich ja! Guten Abend, Alter, ſetzte er, den Comthur fixirend, indem er ihm die Hand ſchüttelte, hinzu, kommt! ich begleite die Mädchen. — Der Anblick eines ſich ſeiner ankündigenden Fremden hatte Nanny und Wallis erleichtert; ſie ſangen das Lied noch einmal mit Begleitung der Guitarre, ſtatt des Ohms toller Geige. — Die Bauern horchten entzückt, ein paar

Alte nahmen die Kappe ab, weil's ihnen wie in der Kirche zu Muthe ward. Wie ſie ſchwiegen, trat ein geiſtlicher Herr hinzu und ſetzte ſich zu einem Glaſe Bier. „Das war ein artig Lied; ſingt noch mehr, lieben Leute!" rief er freundlich Sie ſangen das Duett der beiden Liebenden aus Felix, für das unſere ſchöne Welt kein Herz mehr hat. „Das junge Volk tummelt ſich, um her kommen zu können, ſagten ein paar Bauern zu einander, horch, wie ſie die Stallthüren werfen!" — Gleich darauf kamen die jungen Leute, welche das Vieh hatten beſorgen müſſen, eins nach dem andern geſchlichen. Oswald meinte ſeine Sachen herrlich zu machen und ſtimmte das Schillerſche Reiterlied an, der Fremde ſpielte nicht mit, aber das junge Volk des Dorfs ſtimmte brummend, ſumſend oder mit geradebrechten Worten — denn Alle kannten das Lied — immer lauter mit ein, ſodaß Oswald etwas beſorgt auf die glühenden Geſichter der jungen Burſchen ſah, die kampfluſtig und herausfodernd in Ton und Geberden ſich die Ellenbogen frei machten, die Mädchen ſich aber ängſtlich zuſammendrängten. Warum machtet Ihr nicht mit, junger Herr? fragte der Geiſtliche den nachſinnenden Fremden, der zunächſt bei ihm ſaß. Ich mag das Lied nicht zum Spaß ſingen, und zum Ernſt möge uns Gott behüten! Da wär's ein bedeutendes Lied! — Das iſt eine brave Geſinnung. He! Ihr Mannsnamen — Ihr habt Euch heut ſchlecht erwieſen. Ihr wußtet doch, daß ich am Sterbebette ſitzen mußte — 's iſt mir ſchon fatal, wenn das im Jahrmarkt fällt — hat mir doch, weiß Gott, die Hand gezittert, daß ich der alten Käthe den Chriſam faſt auf die Naſe ſtrich, wie ich merkte, daß Ihr hier balgtet. Pfui! heißt das Handel und Wandel? heißt das Freude? — Indeß das junge Volk beſchämt, die Daumen in die Bruſtlätze ſteckend, niederſah, ſagte der Wirth begütigend: Hochwürden! Ihr war't fern und keine Spielleute hatten wir, da gerieth das junge Volk auf politiſche Geſpräche. — — Und die Baiern haben eine ſo meſchante Luſtigkeit, ſagte ein junger Bauer. — Was, Baiern, unterbrach der Geiſtliche, ſind Schwaben wie ihr. Hat einer Schaden genommen? — Jeſus, nein! wir johlten und pufften uns ohne alle Bosheit. — Jetzt hatten ſich die Spielleute unter einander beſprochen und ſangen die ſicilianiſche Hymne an die Mutter Gottes, welche Herder uns bekannt gemacht hat, mit der einfachſten Innigkeit. Die Dorfgeſellſchaft rief ſich leiſe winkend Beifall, Alles ward nach der zweimaligen Wiederholung, welche der Pfarrer verlangt hatte, ſtill, wie der duftende Abend um ſie her. Das war ſchön! rief dieſer. Nun geht nach Hauſe, Kinderchen! Das war ein Abendgebet. — Der Geiſtliche trank ſeinen Krug aus, legte das Geld auf den Tiſch, langte nach ſeinem Stabe und ertheilte im Abgehen den Segen. Alles drängte ſich liebevoll auf ſeinen Weg — ein paar junge Leute gingen, mit ihm ſprechend, neben ihm auf ſein Haus zu.

Jetzt ſaßen die Spielleute zuſammen und aßen ein ſpärliches Abendbrot. Der Fremde, welcher Fronie nicht aus den Augen ließ, ſah ſeit der „Mater santissima,“ die ganze Geſellſchaft ſehr forſchend an. Der Wirth, der ſeine Leute zu unterſcheiden wußte, fragte ihn, die

Kappe unterm Arm, was er ſpeiſen wolle? und bald brachte er auf deſſen Antwort einen ganzen geſottenen Schinken, den Reſt des Jahrmarktſchmauſes und einige Flaſchen Wein. Ihr ſeid Spielleute, ſagte der Fremde, und ich bin ein Maler, das kommt faſt auf Eins heraus; kommt, ſeid meine Gäſte. — Oswald machte ein krauſes Geſicht, Michel zog den durchlöcherten Filz und nahm die Ehre an. Nach einer halben Stunde war die Komödie im ſchönſten Gange. Der Maler kam aus Italien und pilgerte geniemäßig nach Sachſen. Der Comthur erzählte ſchwatzhaft: daß er auch in Italien geweſen, als Bedienter eines Maltheſerritters, lebe nun nicht fern von deſſen Schloß, in Knöringen, wo er ein Gütchen habe. — „Verſchuldet, daß Gott erbarm! ſetzte er hinzu, der Spielmann muß den Bauer nähren.“ — Die Fräulein glühten vor Scham und Angſt. Und der wackere Jüngling? fragte der Maler, auf Oswald deutend — Wird mein Schwiegerſohn. — Der Maler verfärbte ſich und blickte auf Fronle, aber Trau reichte eben zur Beglaubigung von Michels Worten, dem Liebhaber ihre ſchöne Hand und der Maler ſchenkte kräftig ein. Nach einer Weile leitete der Fremde ein Geſpräch ein, in welchem er Michel und Oswald zu bereden ſuchte, daß ſie die Mädchen nicht alſo mit ſich herumführen möchten; er entwarf ein rührendes Gemälde von den Gefahren, denen ſie ausgeſetzt wären, von dem Schaden, den dieſe Lebensweiſe, auch wenn ſie dieſem Lärm entgingen, ihnen drohte. Die Mädchen konnten vor Scham nicht aufſehen; Oswald wäre gern empfindlich geworden, aber der Comthur nahm das Geſprach mit einer komiſchen Suade ein, offenbarte eine ſo rein romantiſche Exaltation von Kammerdiener-Höflichkeit und romantiſchen Phraſen zuſammengeflickt, in denen er das glückliche Leben der Spielleute, die Tugend ſeiner Töchter und die Gewalt der Muſik herausſtrich, daß Oswald nicht zu Wort kommen konnte. Im Geſpräch hatte der Fremde oft den Weg hinab geſehen; jetzt kam ein Träger mit einem zweiten Fremden heran; der Maler rief dieſem Letzten entgegen: Haſt Du den Stein gefunden? — Da iſt er! antwortete jener und legte einen ſchönen Marmor auf den Tiſch. Gut! beſorg meine Sachen und laß Dir zu eſſen geben. Wo geht's morgen hin? fragte er nun die Spielleute. Nach Barka an der Iller, da ſoll eine Hochzeit ſein, antwortete Michel, der ſehr neugierig und ſpöttiſch ausſah. Nun! da treff ich Abends auch ein. Ich ſteige über'n Gättenberg, um Felſen zu zeichnen und Steine zu ſuchen, und Abends finden wir uns wieder. — Hierauf ſchüttelte er den Männern die Hand und ging ins Haus, und da der Wirth den Spielleuten vorſchlug, ſie möchten ein Gleiches thun, ſo ward der Platz ſchnell leer.

Oswald und der Comthur lagerten ſich auf dem Heuboden; der junge Mann hätte Luſt gehabt, ſich über den Maltheſer zu erboſen, daß er ſeine Rolle ſo herrlich ſpielte, aber neben ſeinem Zorn war den ganzen Abend Bewunderung hergeſchritten, über die Gewandtheit und den unabhängigen Geiſt des Alten, der in ſeine Verkappung eine perſönliche Haltung zu legen wußte, in der Oswald, der Mädchen wegen, eine Art Sicherheit gefühlt hatte. Jetzt ſtrich der gewöhnlich von Bedienten Umgebene ſeine grauen Haare luſtig unter ein braunes Schnupftuch und ſang eintönig das Todtengräberlied aus Hamlet:

> Dieſer Kopf mit Haaren
> War vor wenig Jahren ſchön wie Engel . . . .

Aber theurer Oheim, wollen Sie denn dieſe Farce ausſpielen? — Schön wie Engel ſind — ſang der Comthur fort und ſchnallte die meſſingnen Schuhſchnallen auf — Baltzer, Du mußt morgen früh wahrhaftig die Schuh abwaſchen, ſonſt ſehen wir wie die Lumpen aus; — Herr Comthur! — Oh mein Baltzerle! wer A ſagt, muß B ſagen! rief Michel ihn lächelnd auf die Schulter klopfend, warf ſich ins Heu, daß die Halmen über ihn aufflogen und ſchlief ein, wie Oswald noch knirſchte.

Mädchen ſind beobachtend und fein. Nanny und Wallis fingen an, des Oheims Abſicht, ſie für ihre romantiſche Luſt büßen zu laſſen, zu errathen, und das gab ihnen einen wetthaltenden Muthwillen, der ihre Angſt — die vorigen Abend nicht gering geweſen war — aufwog. Nanny fand in der Nähe ihres Oswalds überhaupt die Sache nicht gefährlich, nun die Gefahr vorbei war, und konnte ſich nicht abläugnen, daß die Wirkung ihrer Stimme auf den ganzen Haufen von ſtaunenden Bauern ihr ſehr geſchmeichelt hatte. „Wallis, ſagte ſie zu ihrer Schweſter, das war wie Schiller ſang:

> Und gerührt zu der Herrſcherin Füßen
> Stürzte der Menge freudig Gewühl,
> Und die rohen Seelen zerfließen
> In der Menſchlichkeit erſtem Gefühl.“

Ja, gewiſſermaßen, erwiederte dieſe, aber die Bewunderung der Tölpel drohte denn doch jeden Augenblick zudringlich zu werden und ohne die Dazwiſchenkunft des Fremden — „Aha! ſchöne Fronle! Sie verlieren ſich ganz in Ihrer Rolle. Alſo des reiſenden Malers galante Moral ſchien Ihnen nicht drohend? Hör! Oswald machte dem Menſchen ein paar Mal ſo ein krauſes Geſicht, daß ich ganz bange ward.“ — Und der Oheim dem Oswald.... „Nun, nahm Nanny abwehrend das Wort, ſo wie wir den Oheim kennen, müſſen wir ſchon noch ein paar Tage aushalten. Laß uns ihm nicht den Triumph gönnen, unſere erſehnte Seligkeit ſo bald müde geworden zu ſeyn.“ — „O was das betrifft, Nanny, ſagte Wallis erröthend und mit ſonderbarem Ernſt, was das betrifft, ſo iſts nicht recht der Fall. Des Spielmanns Leben ſcheint mir freilich nicht ſo romantiſch, wie wirs uns dachten, aber das Menſchenleben in dieſen Hütten mit dieſem Pfarrer, hat doch eine Innigkeit, die wir auf unſerm Schloß nie kannten.“

Wie am frühen Morgen der Comthur unter den Fenſtern zum Frühſtück rief, traten die Mädchen friſch wie die Roſen unter die Bäume, wo eine tüchtige Suppe ihrer wartete. Der Maler ließ ſich nicht ſehen. Man war zum Abmarſch bereit, Wallis blickte an alle Fenſter des Gaſthofs hinauf, ohne ihren Onkel wahrzunehmen, der ihr einen kleinen Reiſebündel hinhielt. „Nicht wahr, Fronle, die Schwalbenneſter freuen Dich?“ ſagte er jetzt etwas rauh und ſehr ſpöttiſch. Fronle fuhr zuſammen; da kam die Wirthin mit einer großen Schüſſel voll duftender Schmalzküchle und einer Flaſche Wein zu Michel getreten: Da, Spielmann, das hat der fremde Maler Euch, eh er fortging, beſtellt; mit einem ſchönen Gruß. Die Küchle wären für die Mädeln, der Wein für Euch. — Einmal hatten die zarten Spielleute die braune Mehlſuppe etwas zu derb gefunden, zum Andern ſtörte jetzt auch kein fremder Zeuge den Eindruck der ſchönen ſtillen Morgenumgebung, daher wirkte dieſes Intermezzo ganz natürlich. Oswald hatte einen Arm um Nanny geſchlagen und langte lachend nach dem appetitlichen Gebäck. Der Oheim blieb in ſeiner humoriſtiſchen Rolle, Wallis war ſich auch ohne einen halbſpöttiſchen Blick ihrer Schweſter bewußt, daß die Küchle eigentlich für ſie beſtellt waren, und biß fröhlich hinein. Eben wie ſie wandern wollten, kam der Pfarrer aus der Frühmetten, ging einige Schritte aus ſeinem Weg und grüßte freundlich. „Wohlehrwürden, ſagte Michel, es iſt uns hier ſo gut gegangen, dürften wir Ihnen nicht aus Dankbarkeit ein Morgenlied zum Abſchied ſingen?" Der Pfarrer ſah ſich zweifelnd um, alte Leute kamen aus der Mette, junges Volk trieb Vieh vorbei an die Tränke, oder ging mit der Sichel in Klee. Alles ſah, ſich aufhaltend, nach den Spielleuten um. Nun! wenns kurz und fromm iſt, antwortete der Seelenhirt. Die Spielleute ſangen die herrliche Anfangsſtrophe aus Abraham auf Moria:

Lobt den Herrn, die Morgenſonne —

Alles Volk umher faltete die Hände; die ihr Vieh hielten, nahmen den Hut ab. Die Lerche wirbelte in der blauen Luft über den Häuptern der Beter, der Haushahn hielt dieſe ungewohnten Wohllaute für etwas Anderes, als Menſchentreiben; er kam ſtolz bis mitten in den Kreis der Zuhörer und ließ ſeinen bedeutungsvollen Ruf gellend erſchallen. — Da verklang der letzte Ton der Worte:

Und vor allen meine Seele,
Töne Seinen Lobgeſang.

Die beiden Mädchen hatten Thränen im Auge, der Pfarrer kreuzte ſich, Alles ſchwieg ſo ſtill, daß man die Bienen im nächſten Stande ſummen hören konnte, Michel packte ſeine Geige auf und ging, indem der Pfarrer ihm die Hand ſchüttelnd leiſe ſagte: kommt wieder in mein Dorf.

Alle wanderten ſchweigend fort, der Oheim ſah ſonderbar heiter und gerührt aus. Nach einer Stunde kamen ſie in einen weitläufigen Eichenforſt, in dem hochſtämmige herrliche Bäume auf kurzem weichem Raſen einzeln ſtehend, lauter kleinere und größere freie Plätze umgaben, die mit natürlich gewachſenen Hecken von Weißdorn und Haſelſtauden, Säle und Cabinete zu bilden ſchienen. — Ein zauberiſcher Aufenthalt! durch den Schatten der majeſtätiſchen Eichen, welche die Morgenſonne auf das thauende Gras warf, magiſch ſchattirt, von den tauſend beperlten blitzenden Grasblumen durchduftet. Die Vermummung ward vergeſſen, ein Geſpräch über Menſchenleben begann und über die Vertheilung der Glückſeligkeitsquellen, die in keinem Stande verſiegt ſind, und über die Mittel zur Herzenserhebung überall, wo das Herz von der rohen Materie zur Erhebung nicht zu gefeſſelt iſt. — O der Oheim hat recht! rief Wallis, ſah doch das ärmlichſt gekleidete Mütterchen bei unſerm Geſang wirklich verklärt in die Wolken. — Ach, ich fürchte, fügte Nanny hinzu, dieſe Menſchen blicken vertrauter dort hinauf wie wir, weil ihr Wohl und Weh ihnen unmittelbarer von daher kommt. Wie ich geſtern Abend die Mutter um ihr krankes Kind befragte, das ſo bleich auf ihren Armen hing, ſagte ſie ſo wehmüthig: ich thue ihm, was ich kann, und Gott wird helfen! — Wir, Oheim, wir hätten geantwortet: wir haben ſchon ſechs Doktoren zu Rathe gezogen. — Liebe Nanny, ſagte Oswald innig und drückte ihre Hand an ſein Herz, und der muntere Burſche, der das braune Mädchen an der Hand hielt — ich fragte ihn: ob wir zu ſeiner Hochzeit ſpielen ſollten? da ſchmunzelte er und ſagte: Ja, da hochzeitet ſichs auch! in zwei Jahren frag' wieder, dann haben wir die Ausſteuer erſpart — nicht wahr, Marthe? und dabei ſah er dem verſchämten Mädchen ſo froh ins Geſicht. Ach, Nanny, mir war in dieſem Augenblick, als ſei der Burſche glücklicher als ich, weil er arbeiten mußte, um ſein Glück zu erlangen. — Unter ſolchem Geſpräch waren ſie auf den vielfältigen Fußſteigen unter den Eichgewölben von Salon zu Salon geirrt und nahmen wahr, daß ſie den Weg nach Barka weit zur Rechten hatten liegen laſſen. Nach langem Umherirren kamen ſie auf eine kleine Ebene, wo mitten in Kornfeldern ein artiges Gebäude lag, neben einer Kapelle, die ſolches als ehemals einer Abtei angehörig bezeichnete. Allons! rief der Oheim ſchnell, ſich in ſein Michelskoſtüm werfend, Spielleute raus! Ein Mißton fuhr durch die jungen, jetzt von einem beſſern als dem romantiſchen Enthuſiasmus begeiſterten Herzen.

Sie gingen auf den Hof zu und fanden vor der Thür eines artigen Wohnhauſes eine ſehr junge Frau, wie ihre Geſtalt verrieth, und ein paar junge Mädchen mit häuslicher Näharbeit beſchäftigt. Sie und Alles um ſie her trug das Gepräge des Friedens und des einfachen Fleißes. Michel präludirte; die kleine Frau winkte abwehrend: Ihr ſollt ſogleich etwas haben, bemüht Euch nicht! — Fronle und Traut ſahen gedemüthigt vor ſich hin, der Comthur ſelbſt ſchien dieſen Caſus noch nicht gehabt zu haben. Indeß war ein kleiner Knabe über den Hof ins Haus gelaufen, ganz begeiſtert rufend: Spielleute, Spielleute! — und nun erſchien eine ältliche Frau am Fenſter, gleich hinter der Bank, wo die Frauenzimmer ſaßen und rief Michel zu: Nun, Alter, etwas recht Schönes! — Aber, liebe Mama, ſagte die junge Frau auf Franzöſiſch, das iſt ja ein Gedudle! Sei doch nicht ſo vornehm, erwiederte dieſe in eben der Sprache, und laß dem Knaben die Freude. — Dieſer war indeſſen zu Michel geſprungen und zog ihn in den Hof, ſeine Hand, in welche die Mutter ein paar Sechſer geſteckt hatte, feſt an die Bruſt haltend. Einen Marſch, einen Marſch, rief er ohne Unterlaß. Der Comthur fing aus Muthwillen ſchon im Gehen an, den marſeiller Marſch zu ſpielen, Oswald fiel aus Ingrimm über den unſchmeichelhaften Empfang mit Lebhaftigkeit ein und der Knabe deklamirte nach der Melodie mit heiterer Begeiſterung:

> Nous entrerons dans la carrière,
> Quand nos aînés n'y seront plus;
> Nous y trouverons leur poussière
> Et l'exemple. . . . . l'exemple . .

Hier ſtockte der Knabe, weil ihm ſein Gedächtniß fehlte — Mama! l'exemple? er fragte ein elf- oder zwölfjähriges Mädchen, die eben auf die Haustreppe getreten war; zwei junge Akazien bildeten einen Bogen über ihrem lockigen Haupte; mit großen begeiſterten Augen blickte ſie zum Bruder herab und half ein: et l'exemple de leur vertu —

Die Spielleute wären bald aus ihrer Rolle gekommen, denn waren ſie idealiſche Spielleute, ſo ſchienen dieſes auch idealiſche Landleute zu ſein. Alles bezeigte Einfachheit, Beſchränkung, und Alles verrieth Sitte, Bildung. Nun ſangen die Mädchen, nun begleiteten die Männer. Die jungen Frauenzimmer ſchienen über den Vortrag verwundert, blieben aber zurückhaltend; die Mutter brachte Brot und Wein aus dem Hauſe, ſprach mit dem Alten, mit den Mädchen, gab ihnen ernſte Tugendlehren, und ſtellte dem Alten vor, wie viel beſſer ein Stück Brot am Spinnrocken ſei, als Wohlleben — das Euch unſer armes Frühſtück nicht gibt, ſetzte ſie, auf den Wein deutend, hinzu — bei dieſer Lebensart ſchmecken muß. Michel empfand, daß er hier mit der Wohlredenheit, die er geſtern dem reiſenden Maler entgegengeſetzt hatte, nicht auskäme; die Frau in dem unanſehnlichen Anzug ſprach wie Jemand, der angehört zu werden gewohnt iſt. Ohne eine Rolle zu ſpielen antwortete er wenig und entſchuldigend. Plötzlich rief das ſchöne Kind von der Treppe: Lothar kommt! und ein junger Mann ritt raſch in den Hof herein, warf ſich vom Pferd und die Kleine hüpfte ihm zuerſt an den Hals, wo er ſie liebkoſend im Arm emporhielt. Alle kam um ihn her, die junge Frau begrüßte den Gatten, Alma ſanft ſchmälend, daß ſie ihn zuerſt hinnähme, Lothar aber wendete ſich vor Allen zur Mutter, die er innig umarmte, der Knabe nahm ſchnell den Zügel des Pferdes und bat den Reitknecht daſſelbe in den Stall reiten zu dürfen. — Das Ganze war ein Bild häuslichen Glücks von außen beſchränkt, von innerem Reichthum grenzenlos ausgedehnt. Die Spielleute gaben ſich nicht das Wort, aber von Einem Gefühl ergriffen, gingen ſie ſtillſchweigend und unbemerkt vom Hof, weil in dieſem Zirkel ihr Poſſenſpiel zu treiben ihnen nicht zuſagte. Stillſchweigend ſetzten ſie ſich in kleiner Entfernung von da im Buchenſchatten, Jeder malte ſich das liebliche Bild der wunderlichen Landleute aus; da kam das ſchöne Mädchen mit dem kleinen Knaben Hand in Hand, nach ihnen ſpähend, herangeſchritten, Alma trug die angebrochene Weinflaſche, der Knabe einen großen Blumenſtrauß in der Hand. Alma zögerte, erröthete und reichte die Flaſche hin. Da, lieber Mann, die Mutter bittet Euch auszutrinken. — Michel nahm die Gabe wirklich gerührt an. Nun, Edmund, ſo gib doch Deine Blumen der Jungfer! ſagte das ſchöne Kind zu dem Bruder, der verſchämt ſich hinter ſie geſtellt hatte, jetzt auf Balzer ſchielte, auf Nanny zeigte und glühend vor Scham den Strauß ihm in die Hand gab: Da! gib Du ſie Der. — Damit deutete er auf Nanny, nahm Alma bei der Hand und Beide liefen wie junge Rehe auf den Hof zu.

„Nun, das wäre wirklich ein Abenteuer! rief der Comthur. Dieſe Leute muß ich kennen lernen, und wenn wir uns darum in Türken verkleiden müßten. Da iſt ja ein Gemälde aus Eldorado an Lieblichkeit und Einfalt! Kommt! im nächſten Dorfe machen wir Mittag und erfahren's.“

Aber verirrt waren ſie, und da ſie im Hof nicht gefragt hatten, verirrten ſie ſich beim Eintritt in den Wald aufs Neue. Sie kamen endlich höchſt müde und hungrig in einer kleinen Mühle an, wo ſie Milch und Brot, aber keine Nachricht von der Familie im Waldhofe erhielten. Wie ſie, die Abendkühle erwartend, beim Geräuſch des ſpärlich getriebenen Mühlrads unter einigen Hollunderbüſchen ſaßen, hörten ſie plötzlich einen luſtigen, ziemlich rohen Geſang. Es war ein Körnerſches Kriegslied, welche an der Donau nicht ſehr allgemein geſungen, dem patriotiſchen Oswald aber ſehr verehrlich bekannt waren. Das ſind gewiß wieder Bettelſtudenten von der Ketzerſchule, ſagte die Müllerin verdrießlich und ſah den Kommenden entgegen. Es waren zwei junge Männer in altdeutſcher Tracht mit großen Stöcken bewaffnet, die links und rechts die Aehren niederhauend von Weglaufen ſchrien, von den Feinden oder von den Freunden, das verſtand man ſie nicht. Fröhlichen Muths traten ſie an den Tiſch, wo die Spielleute ſaßen, brachen in einen unfein freudigen Ausruf aus über die ſchönen Mädchen und foderten Wein. Den hatte die Müllerin nicht. Nun ward geflucht, Milch gefodert, mit wunderlichen Ausdrücken vieler Spaß gemacht und Gläſer und Milchtopf unter wüthendem Geſchrei gegen das Mühlrad geſchleudert. Die Müllerin ſtand innerlich glühend vor Zorn, aber da ihre Mannsleute abweſend waten, offenbar furchtſam vor der Tapferkeit der Herren und ſah dieſen Heldenthaten zu. Der Eine, ein ſchöner, aber roh ausſehender Jüngling, ſah ſie zufällig ſtehen. Mütterchen, ſiehſt ja aus, als fehlte das Mühlwaſſer! Meinſt Du, wir zahlten Dir nicht? Behüt Gott! da! da kannſt Du zehn Töpfe kaufen und zwanzig Gläſer. — Die Alte nahm nur einige Batzen von dem Gelde und ſagte bitter: Heb Er das Andere für den nächſten Rappel auf, indem ſie in's Haus ging. Die Jünglinge lachten ungeheuer über die Lection. Nun ſpiel uns auf, alter Geſell! hieß es jetzt. Hier galts Faſſung, die beiden Männer ſpielten, die Mädchen drängten ſich immer näher zum Oheim, ihm ängſtlich ins Ohr ſprechend, und wie die Studenten Geſang von ihnen foderten, ſagte Michel höflich: Meine Herren, meine Töchter ſollen heut Abend in Barka auf einer Hochzeit ſingen; im Wald verirrt haben wir einen ungeheuern Marſch gemacht; erlaubt, daß ſie ihre Stimmen zu Rath halten. Juchhei, die hübſchen Mädel gehen nach Barka? Dahin gehen wir auch! Die Braut iſt meine Baſe, rief der zweite Student, ein gemein ausſehender Menſch; da gehen wir zuſammen. Nanny faßte Oswalds Arm, Wallis glühte vor Angſt, der Comthur ſtand entſchloſſen auf und ſagte, ſich höflich verbeugend: So wollen wir, indeß die Herren ſich ausruhen, vorangehen. — Aber das gelang nicht, die jungen Leute gingen mit ihnen und die Spielleute fühlten dieſe Stunde als die höchſte Verwicklung ihres Romans.

Völker und Guntram, ſo nannten ſich die beiden neuen Germanen, offenbar um ihren alterthümlichen

Charakter zu unterſtützen, ſchienen nicht übel Luſt zu haben, von der Geſellſchaft der beiden ſchönen Mädchen ihren Vortheil zu ziehn. Allein Michel und Oswald hatten ſie in die Mitte genommen und wußten ſich durch Ernſt und Höflichkeit ein ſolches Anſehen zu geben, daß der lange Weg nach Barka ihnen gar keinen Genuß gewährte, als vor ziemlich untheilnehmenden Zuhörern ihre Heldenthaten im erſten franzöſiſchen Feldzug zu erzählen. Er war ehrenvoll geweſen; der Comthur und Oswald hörten mit Ekel, wie dieſe Jünglinge dieſes Ehrenvolle verkannten und ſich roher Bedrückungen, gehäſſiger Verläumdungen der Unterjochten rühmten. Oswald hatte dieſen Feldzug auch mitgemacht, er haßte den Feind auch, weil er zu ſeiner Vaterlandsliebe, wie viele redliche Leute, des Haſſes bedurfte; aber er ſetzte ſeinen Stolz darein, menſchlich geblieben zu ſein gegen den gehaßten Feind. Nanny ſah, wie ſeine Hand vor Zorn zuckte. Mit einem Engelblick bat ſie um Behutſamkeit, indeß der Comthur mit überlegner Geſchicklichkeit die Jünglinge in den nöthigen Grenzen zu halten beſtrebt war.

Jetzt waren ſie an dem Eingang des Dorfs, als — der reiſende Maler aus einem Nebenwege auf ſie zueilte. Die Spielleute fühlten ſich bei ſeinem Anblick alle erleichtert. Der Maler bot dem Alten freundlich die Hand, und verſicherte ihn: die ganze Hochzeit warte auf ſeine Muſik! — Völker und Guntram machten ein wunderliches Geſicht und flüſterten einander ins Ohr, und der Maler heftete bei ihrem Anblick ſeine fragenden Augen unruhig auf die beiden jungen Mädchen, die kaum ihre

Freude, ihn wiederzuſehen, verbergen konnten. Beim Eintritt ins Wirthshaus wurden die Spielleute mit Jubel empfangen, die Studenten aber, von dem Bräutigam ſchon aus dem Fenſter begrüßt, verließen dieſe — denn der Landesſitte gemäß fand das Hochzeitfeſt in dem Gaſthofe ſtatt. So lange die Tafel dauerte, erlaubten die Umſtände der romantiſchen Geſellſchaft ohne vielen Anſtoß ihre Rolle zu ſpielen. Die jungen Herren der Geſellſchaft machten ſich freilich ein bischen bei den hübſchen Sängerinnen zu thun; allein die Gegenwart einiger ehrenfeſten Männer wehrte jede Indiscretion ab, und der reiſende Maler, welcher mit vielen Zuſchauern in der offnen Thür ſtand und ſeinen Blick nicht von den Spielleuten verwendete, gab den Mädchen Zuverſicht, die ihnen durchhalf. Nach der Mahlzeit wurden die Spielleute eingeladen, Erfriſchungen zu nehmen. Ein herangezogenes Gewitter nöthigte ſie, dieſes in der Wirthsſtube zu thun. Kaum hatten ſie ſich niedergelaſſen, ſo ſetzte der Maler ſich neben ſie und erzählte mit einfacher Freundlichkeit von ſeinem heutigen Wege, fragte nach ihren Schickſalen und der ganze kleine Kreis erheiterte ſich in halb leiſem theilnehmendem Geſpräch. Doch nicht lange, ſo drängten ſich die beiden Studenten, durch deutſchen Durſt und Trunk in ihrem Muthe geſteigert, in die Thür und an den Tiſch der luſtigen Leute von Knöringen, denen nun gar nicht luſtig mehr zu Muthe war. Der Wirth brachte auf ihr Geheiß große Kannen mit Wein, und die beiden Herren tranken den Spielleuten mit einer Zuverſicht zu, als wär ein Mislingen ihres Plans unmöglich. Balzer gab die

Kanne trotzig zurück und ſagte, daß er nicht mehr tränke; der Maler ſchien eine Hand breit größer durch ſeine ſtolze Haltung und ging um die Bank, um ſich hinter Fronle zu poſtiren. Michel ſuchte durch gleichgültiges Geſpräch mit einigen Bauern ſeine Spannung zu verhehlen. Plötzlich ſah er die beiden Studenten ihre Sitze verlaſſen, hörte ſeine Nichten ſchreien, aber auch in gleichem Moment erblickte er Baltzer und den Maler, jeder einen der Studenten an Schultern und Knien wie ein Wickelkind umfaſſen und zum Fenſter hinauswerfen oder ſetzen, denn hoch war es nicht, und vor ihm lag, wohlberechnet, ein Düngerhaufen. Die Bauern lachten unmäßig und ſperrten ſorgfältig die Fenſterflügel auf, um die Luftfahrt zu erleichtern; die Studenten ſchrien unbändig; die Mädchen hingen zitternd an des Oheims Halſe, die beiden Kämpen hatten ſich einander mechaniſch die Hände gegeben und buhſteten (blieſen, ſchnauften) von der anſtrengenden That. Der Comthur ſah einen Augenblick erſtaunt um ſich her, dann ſehr ernſt auf Oswald, zu dem er, ihm die Hand auf die Schulter legend, ſehr nachdrücklich ſagte: „Jetzt gilt es Ruhe.“ Indem flog die Thür auf, einige Beamte traten herein; dieſen folgten die beiden Teutonen, etwas abgekühlt und etwas triefend, aber ſchnaubend vor Zorn. Ein ältlicher Herr, der Herr Landrichter, wie es ſich auswies, ſagte etwas herriſch zu Michel: Spielmann, auf ſolche Händel ſteht bei uns der Thurm. — Jetzt nahte Baltzer — ſein Auftreten war keine Rolle mehr, ſondern eine bedungene Form ſeiner wahren Empfindung. Männlich und frei ſetzte er den Fall aus einander und foderte alle Bauern zu Zeugen auf, daß die beiden Herren ſich zu ihnen gedrängt, daß der Vater mit ſichtbarem Beſtreben ſie zur Ordnung angehalten, ſie endlich aber mit Gewalt den beiden Mädchen Liebkoſungen haben entreißen wollen. „Und das leidet kein braver Kerl für ſeine Braut und ſeine Schweſter, und der wackere Geſell hat mir geholfen und den naſſen Herren iſt ihr Recht geſchehen.“ — Ja ſo war's — So iſt's — das bezeugen wir — wir hätten ihm Alle geholfen — die Mädchen ſind ſittſam geweſen wie die Nonnen. — Das alles ſchallte von allen Seiten der Trinkſtube und zwang den Landrichter zum gütlichen Entſcheid. Herr Baron von Hochwald, ſagte er zu Völker, Sie ſehen ſelbſt, daß wir Oberſchwaben keinen Spaß verſtehen; ich dächte Sie verziehen dieſer wackern Burſchen rechtlichen Zorn, wenn er auch ein bischen befremdlich zu Werke ging.... Nicht ſo gar befremdlich, ſagte der Maler bedeutend, indem er Hochwald ſcharf anblickte. Ich denke, der Herr Baron kennt nun den ſchwäbiſchen Volksſinn hinlänglich. — Herr! rief Hochwald ausbrechend und ſtellte ſich drohend vor den Maler, der ihm eine Karte reichte und ruhig ſagte: „Herr von Hochwald, Sie ſagten in Lindau, Sie träfen den Johannistag in Reiſersburg bei dem Comthur ein, auch mein Weg führt dahin, es iſt deshalb unnöthig, den Frohſinn der Hochzeiter zu trüben.“ — Der Landrichter ſchien den Auftritt zu endigen gedrängt, denn das ganze Dorf ſammelte ſich vor dem Wirthshauſe, um „die fremden Junker“ zu ſehen; er führte die Naſſen fort, um ſich umzukleiden; die Mädchen aber baten den Oheim um Gotteswillen, ſie von hier wegzubringen, und obſchon die Sterne am Himmel aufgingen, beſchloß die Geſellſchaft ſogleich Barka zu verlaſſen. Der Maler ging mit, ohne ſich anzubieten oder ſich einladen zu laſſen und Michel und Balzer ſchritten, ihm die Führung der Mädchen über die feuchte Wieſe überlaſſend, in eifrigem Geſpräche voran. Nanny und Wallis weinten über die peinlichen Vorgänge dieſer Stunde, und in des Malers Seele fing ein Mistrauen über die Rolle aller dieſer Menſchen an zu entſtehen. Jetzt blieben die beiden Männer unter einer großen Ulme ſtehen, unter welcher eine heilige Jungfrauenkapelle halb in den Zweigen verſteckt war, und erwarteten die langſamer Gehenden. Wie ſie herantraten, ſagte Michel unvorbereitet mit dem Ton und mit der Stellung ſeines Standes zu dem Maler: Mein Herr, mein junger Freund und ich, wir finden's unwürdig einen Ehrenmann zu hintergehen, dem wir mehr Dank ſchuldig ſind, als er vermuthet. Nun erklärte er ihm einfach, welch ein romantiſches Unternehmen ſie in dieſe unangenehme Misverhältniſſe gebracht hatte — nämlich, daß der zudringliche Räuber unſeliger Gunſtbezeigungen kein anderer als Vetter Hochwald [illegible] vorgeſchlagene Bräutigam der holden Walpurga. Dieſen letzten Umſtand erwähnte er zwar nicht, allein Wallis hatte ihn nicht vergeſſen und rief mit Schauder: Wie? dieſer rohe Menſch..... Doch ein Blick auf den reiſenden Maler machte ſie verſtummen — und ſie that auch wirklich jetzt beſſer, zu hören wie zu ſchwatzen, denn — o wunderbare Fügung! dieſer reiſende Maler wechſelte Entdeckung gegen Entdeckung. — Meine Abſicht war es nicht, meine Verhältniſſe zu verſchweigen, nahm er das Wort, der Zufall, der mich Ihnen bei unſerm geſtrigen Begegnen als wandernder Maler näher zu ſtellen ſchien, war mir zu anziehend (hier hätte man den Redner erröthen ſehen, wenn es die Dunkelheit erlaubt hätte; daß ſeine Stimme merklich bebte, entging keinem der Zuhörer), zu anziehend, um ſie ohne Auffoderung auszukramen; der Empfang meines Bedienten bewies Ihnen, daß ich ſie nicht verbarg. Ich bringe Ihnen Briefe aus München, die Sie bitten, den jungen Dannburg gütig aufzunehmen. Mein Vater hat ein paar artige Herrſchaften im Elſaß, und mein Onkel iſt der gute alte Domherr von Würzburg, der Sie oft auf Ihren fränkiſchen Gütern beſuchte.

Eine drolligere Art Bekanntſchaft zu machen, mußte es kaum geben! Mitten im Kornfelde bei den heftigſten Blitzen — denn das Gewitter, welches abzuziehen geſchienen hatte, brach plötzlich los — bei einem mit jedem Augenblick zunehmenden Regen, ſtanden dieſe Menſchen, welche Vorübergehende, nach der nächtlichen Promenade durch die lehmigen Feldwege, halb unter Buſchwerk verſteckt, leicht für Vagabonden hätten halten können, und die von den letzten Churfürſten als Großohm, und der Tante Oberhofmeiſterin und dem Vetter als Marſchall des franzöſiſchen Heeres ſprachen. Endlich trieb der Comthur zur Fortſetzung des Wegs — nun war kein Hinderniß mehr, Herrn von Dannburg den Arm zu geben, und aufs zierlichſte geführt, traten die eingeweichten Spielleute in das Wirthshaus zu Clauſenek. Die beiden jungen Männer, die ſchon ein innige[illegible] Freundſchaftsband umſchlang, waren Sinnes geweſen, die vermaledeiten Geigen vor dem Dorfe an einem Baumſtamm zu zerſchlagen; der Comthur verbat ſich's ſehr entſchieden. „Unſere Rolle müſſen wir ausſpielen, meine jungen Herrſchaften, ſagte er, einmal, weil wir für unſere Thorheit Strafe verdienen, anderſeits, weil wir nur ſo die Entdeckung derſelben verhüten. Deshalb werden Sie, mein junger Freund, morgen aufs ungeſäumteſte nach Barka zurückwandeln. — Ach Gott! Oheim, da iſt ja der junge Irwin und . . . Dannburg küßte ihr die Hand für dieſe Sorge, ohne ſie jedoch prahleriſch zu beruhigen, und vernahm mit Vergnügen, daß der Oheim zwar darauf beſtand ſeine Wanderung bis Feldkirch fortzuſetzen, allein ohne von den Spielmannstalenten Gebrauch zu machen, ſodaß ſie am zweiten folgenden Abend in Sörnfeld, eine halbe Stunde von Feldkirch, eintreffen, und aus ihrem Wagen die Mittel zu ihrer Metamorphoſe herbeiholen könnten.

In Clausneck, wohin ſie jetzt unter Donner und Blitz gelangt waren, hätte das heftige Gewitter alle Gäſte aus dem Wirthshauſe getrieben. Das war eine große Erleichterung für unſere Freunde! Der Maler that dick bei der Wirthin, die Geſellſchaft bewirthen zu wollen, was bei ſeiner, trotz des Durchnäßtſeins noch ſauber ausſehenden Kleidung nicht auffiel, und ein paar große Thaler, die er ihr als Vorausbezahlung auf den Herd legte, hoben alle Hinderniſſe auf. Die Spielleute bekamen ein eignes Zimmer, die Reiſebündelchen gaben nothdürftig eine trockne Kleidung. — Dannburg allein, der nichts mit ſich trug, weil ſein Bedienter in

Barka ſeinen Mantelſack hütete und ſein nächtliches Außenbleiben kopfſchüttelnd bekrittelte, Dannburg mußte einige Kleidungsſtücke vom Wirth borgen, um ſeinen Frack am Herdfeuer trocknen zu laſſen.

Da ſaßen nun dieſe edelſten Geſchlechter Deutſchlands im ſchrecklichſten Coſtum, in einem abgelegnen Dorfe an der Algauer Grenze, in ſo zweideutigem Anſehen, daß nur Vorausbezahlung ihnen eine freundliche Aufnahme geſichert hatte. Und in dieſem Aufzug verlebten ſie den geiſtvollſten, philophiſchſten, folgereichſten Abend ihres Lebens. Mit der heiterſten Lebensweisheit zergliederte der Oheim ſeine Gründe, dieſe thörichte Reiſe begonnen zu haben — „wahrlich ich war der Phantaſterei müde, ſagte er, welche Eure Lekture in Euch nährte; ſie durch zweckmäßigen Unterricht zu vernichten war't Ihr alle drei ſchon zu alt, und in unſern Standesverhältniſſen iſt das Menſchenthum ſo verkrüppelt, daß es freilich warmen, geſunden Herzen nicht mehr genügen kann. Sie, lieber Oswald, gaben meiner Sorge eine Miſchung von Poſſenſpielerei, weil mir das Faſeln bei meinem Geſchlecht natürlicher Weiſe noch widriger iſt, wie bei den guten Kindern, die wir immer uns ähnlich machen, mögen wir würdig oder unwürdig ſein. Ich dachte: tauche Du die junge Sippſchaft einmal recht in die Wirklichkeit ein. Wo ich unter dem Volk lebte — wahrlich, ohne Mittelalter und Minneſängerzeit, von Großohms Churfürſten Jagdpartien bis zu meinen Caravanen gegen Tunis und Tripoli, fand ich unter allen Lebensweiſen mehr reines Menſchenthum, als unter unſern gebildeten Zirkeln — das ſolltet Ihr erfahren, und ſo machte ſich der Genieſtreich, über dem Sie, lieber Dannburg, uns ertappten. Eure Mutter hat nur meiner Autorität nachgegeben, um drein zu willigen, und heut Abend dachte ich mit Schrecken an ihren billigen Zorn, wenn die Farce eine üble Wendung genommen hätte. Nun — er ſtrich ſich komiſch mit der flachen Hand übers Geſicht, als wollte er die Vergangenheit hinwegwiſchen — nun! ich glaube mein Zweck iſt erreicht, und wenn die Angſt vorüber iſt, hoffe ich faſt, wir werden finden, daß die Irrfahrt nicht umſonſt war. Hier ſah er humoriſtiſch Eines nach dem Andern an und hob ſein Glas fröhlich zum Munde.

Des folgenden Morgens wanderten die Spielleute weiter, um Sörfeld zu erreichen, wohin ſie ihren Wagen aus Feldkirch kommen zu laſſen gedachten. Vergeblich bat Dannburg ſie begleiten zu dürfen; auch ſeinen treuen Diener wollte der Comthur nicht annehmen, ſondern beſtand auf gänzliche Ausführung ihres Plans, um die ſichre Verheimlichung ihrer Reiſe zu erlangen. Doch in Feldkirch verweigerte er eine Zuſammenkunft mit dem neuen Freund, deſſen Reiſeziel das Donauufer geweſen war, nicht.

Mit leichterm Herzen pilgerten die jungen Leute dieſen letzten, langen Weg. — Der Oheim hatte recht gehabt, ein jedes von ihnen hatte an Kenntniß der Wirklichkeit gewonnen. Wallis vor allen wußte ſehr wohl, daß der wirkliche Dannburg ſehr viel liebenswürdiger ſei als der idealiſche Vetter. Sie vermieden die Dörfer und raſteten in den einzelnen Hütten der waldumgrenzten Gebirgsthäler, wo ihr freiwilliger Geſang die

Kinder erfreute, und ihnen von den Alten die freundlichſte Aufnahme erwarb. Mehr wie Einmal ſtanden die beiden Mädchen auf den hohen Bergtriften, weilten unter den weidenden Schafheerden und vergnügten ſich, bei den hellen Tönen ihrer Stimme, die ſchläfrigen Thierchen ſich wie beſinnend aufrichten zu ſehen, und erſtaunt das Maul voll Thymian und Steinklee, das Kauen vergeſſend, an ſie hinauf ſchauen, indeß der ſchwarze Hirtenhund orpheiſch bezähmt aber doch unruhig, in weiten Kreiſen um ſie her ſtrich.

Endlich am zweiten Tage trafen ſie in Sörfeld ein, von wo aus Oswalden der letzte Akt des Schauſpiels allein übertragen war. Er mußte von dem harrenden Kutſcher ein bezeichnetes Päckchen abholen, das die Kleider enthielt, welche unſere Reiſegeſellſchaft, dem Sprichworte gemäß, wieder zu Leuten machen ſollte. Wenn das Zartgefühl der Damen nicht auf dem Spiele ſtand, hatte Oswald Heiterkeit und Muth, den Spielmann zu agiren. Seine Geige unter den Arm, miſchte er ſich muthwillig unter die fröhlichen Haufen, die ein Feſttag gerade heute in die zahlreichen Schenken vor der Stadt verſammelt hatte, und der hübſche Spielmann mit lockigem Haar elektriſirte manches Pärchen aus dem Stegreif ein Walzerfragmentchen zu drehen. Wie er das leichte Leben wahrnahm, was ihn ſeine Vermummung in dieſen Stunden ungeſucht finden ließ, wie die ſchmucken Bauerdirnen ihn anlachten und die Burſche ihm gaſtfreundlich zutranken, die Alten mit untergeſchlagenen Armen und geſpreizten Beinen, die Pfeife im Munde vor ihn traten und ſo ehrbar und geſcheut nach den fernen Landen fragten, woher er kam — denn er ergötzte ſich daran viel, doch keineswegeſ Abgeſchmacktes zu erzählen, wie die Frauen ihre kleinen Kinder auf den Arm nahmen und ihnen ihre Nuſter zum Spielen hinreichten, um, zur Seite ſtehend, neugierig zu horchen, da war ihm erſt ſeine eigene Sehnſucht nach dem Sängerleben und auch ihre Befriedigung erklärt. Ohne ſeine ungeduldig harrenden Reiſegefährten hätte er auf dieſe Weiſe gern noch eine Zeit lang ſein Spielmannsleben fortgeſetzt — nicht um des zweckloſen Wanderns, ſondern um des zweckmäßigen Studirens willen, das ſich ihm hier darbot. Aber er mußte nach Feldkirch hinein, den Kutſcher erfragen. Er fand ihn, übergab ihm des Comthurs ſchriftlichen Befehl und erhielt, ohne von ihm erkannt zu werden, das bezeichnete Packet, mit dem er ſich ſchon bei Sternenſchein auf den Rückweg machte. Er ging auf eben dem Wege zurück, wo er die vollen Schenken gefunden; Stille deckte jetzt die Hütten, Dunkel ruhte auf der friedlichen Landſchaft, es war dem jungen Manne recht ahnungsvoll und recht froh zu Muthe. Er fühlte ſich in einer Welt von Brüdern; zum erſten Mal hatte er in dieſen Tagen das Volk und ſein tägliches Treiben kennen, es mit Theilnahme betrachten, ehren lernen. Sein geſunder Verſtand und des Oheims Andeutungen hatten ihn gelehrt, wie ſein Stand nicht im Gegenſatz ſtehe mit dieſer ehrwürdigen Maſſe, ſondern ein ergänzender Theil ſei. Die Liebe that das Uebrige, um den feſten Entſchluß in ihm zu begründen, wie er der beſſere Baron ſein wolle, um dem beſſern Landmann zu gleichen. Mit Jubel empfingen ihn die Zurückgebliebenen. Den folgenden Morgen fand die Wirthin in der Mädchen verſchloſſenem Zimmer ein blankes Geldſtück auf dem Tiſch, das ſie reichlich für die Zehrung bezählte, aber die Spielleute waren verſchwunden. Wie aber die Feldkircher in die Eilf-Uhr-Meß gingen, kamen zwei nett gekleidete Fräulein von einem alten und einem jungen Herrn begleitet in den Gaſthof zum Trauben, und fragten nach des Baron Hochwalds Equipage und ſeinen Leuten, die ſich auch bald einfanden, höchſt vergnügt, die Herrſchaft geſund eintreffen zu ſehen.

Daß Dannburg nicht viel ſpäter in Feldkirch ankam, wie die verwandelten Spielleute, bedarf wol keiner Verſicherung, eben ſo wenig, daß eine nun folgende Reiſe durch die große, ernſte, ſtrenge Natur von Tyrol, bei welcher er die Reiſersburger Familie begleitete, ein köſtlicher Gegenſatz zu dem Spielmannsleben war, von einer gewiſſen Seite aber doch auf dieſes gebaut, dieſes die fruchtbringende Bereitung eines ſchönen Bodens für goldne Ernten. Denn hätte wol der Salon die Herzen ſo feſt verkettet wie die Verlegenheit, die Gefahr, der Naturgenuß, die Spielmannsabenteuer? Wäre im Salon das Weib ſo reizend in ſeiner hülfloſen Schüchternheit, der Mann ſo ſchützend in ſeiner hülfreichen Kraft erſchienen? — Und nur von dem richtigen Standpunkt der beiden Geſchlechter aus, bildet ſich ihr heiliger, beglückender Verein.

Nach einer höchſt ergötzlichen Reiſe kam die Geſellſchaft in Reiſersburg an, verlegen von allen Seiten, denn alle hatten Frau von Helm etwas zu beichten.

Der Oheim, daß er einen Genieſtreich mit dieſer Reiſe begangen, Oswald, daß er die Plattheit ſeiner Verwirklichung der Romantik einſähe, Wallis? — nun, das haben wir lange geahnet — daß Fronle und der fremde Maler, Walpurga und Herrn von Dannburg aufgetragen hätten, ihr Romänchen auszuſpielen. Herzlich und beſcheiden führten ſich unſere Ankommenden ein, etwas ſpöttiſch und ſcharfzüngig wurden ſie empfangen, doch neutraliſirte Dannburgs Liebenswürdigkeit und eine gewiſſe bedeutende Nachdrücklichkeit, mit welcher der Oheim ihn ihr vorſtellte, dieſe Herbe. Sobald die beiden jungen Männer ſich entfernt hatten, rief der Comthur: Nun, Schweſter, wie iſt Dir Deine Einſamkeit bekommen? Mit unſern Abenteuern ging es vortrefflich! — „Um ſo beſſer! — ich habe indeß ſaubere Geſchäfte gemacht! Bruder, es iſt etwas vorgefallen, ich habe mir etwas herausgenommen.“ — Nun, um Gottes willen! was iſt es denn? — „Bruder, ich habe dem Vetter Irwin Hut und Weide aufgekündigt und aus der Heirath wird nichts! — Wallis athmete hoch auf, Nanny ſah lächelnd vor ſich nieder, der Comthur lachte unmäßig und rief: gethane Arbeit! Bravo, Frau Schweſter! da iſt ja der größte Stein aus dem Wege. So erzähle doch!

Da fand ſich denn, daß der Herr Baron von Hochwald nach jenem Hochzeitabend in Barka und wohldurchſchwärmter Nacht ſich nebſt ſeinem Jonathan am frühen Morgen weiter gemacht habe; jeden Mittag in irgend einer Hütte, deren männliche Bewohner im Feld waren, Weiber und Kinder erſchreckend, jeden Abend in einer Dorfſchenke durch abenteuerliche Märchen, Taſchenſpielerkünſte, Kartenſchlagen, den Bauern den Kopf verdrehend, oder durch ſehr kavaliermäßige Zudringlichkeit bei den jungen Mädchen Zank ſtiftend, kamen ſie nach Reiſersburg, wo ſich Irwin vorgeſetzt hatte, durch einen Knalleffekt ſeinen Eintritt zu verherrlichen. Zu ſeinem Verdruß hörte er unten im Dorf, daß die Fräulein und der Comthur auf einer Luſtreiſe im Tyrol begriffen wären; die Frau Tante aber im Schloß. Er machte ſich hinauf, fragte nach der Baronin und ward in den ehemaligen Zwinger des Schloſſes gewieſen, wo die ehrbare Dame mit ein paar Beſuchen aus dem nahen Städtchen und dem Pfarrer der herrlichen Ausſicht über die weite Donau-Ebene genoß. „Ein paar vagirende Studioſen aus Ingolſtadt bitten um die Erlaubniß zu ſingen;" war die Ankündigung. — Auf dem Schloß war man weniger kührig wie im Forſthaus zwiſchen Göttenbach und Barka, wo Amphion Michel und ſeine Töchter mit Proteſt zurückgeſchickt werden ſollten. Die Bettelſtudenten durften anfangen. — Irwin ſang einen Gaſſenhauer, ſein Gefährte ſpielte das Brummeiſen (Maultrommel). Der Text mißfiel der ehrbaren Dame, ſie reichte den jungen Leuten ein Glas Wein und ſagte trocken: „nun iſt's genug." — Irwin kredenzte das Glas, trat der Gnädigen keck näher und reichte es ihr mit den Worten hin: Proſit, Frau Tante! — Die ganze Geſellſchaft, den vagirenden Muſenſohn für närriſch haltend, ſprang erſchrocken auf, ja der rüſtige Kaplan nahm ihn beim Arm und ſagte: Geſell, nur gemach! — — Gnädige Tante, rief nun Irwin nothgedrungen, um der Dazwiſchenkunft der Bedienten zu entgehen, ich bin ja Vetter Hochwald! verſtehen Sie doch ein kleines Späßchen! — Herr Neffe, das iſt ein großer und ein grober Spaß. — So weit war der Eintritt des genialiſchen Neffen verdorben und ſein Bleiben verbeſſerte ihn nicht. Der junge Mann war gar nicht ſehr geneigt, die Wünſche ſeiner Familie, eine Verbindung mit Wallis, zu befördern, hatte es aber doch darauf ankommen laſſen, ob ſie ihm gefiel und ihre Verwandte ſein Verdienſt zu ſchätzen wüßten. In Landshut und Erlangen hatte er ſich von dieſem ſehr beſtimmte Begriffe gemacht, ſein Feldzug vom Jahr 1815, in welchem er durch eine wunderliche Schickung nie über Freiburg im Breisgau hinausgekommen war, hatte ihm viel Zeit gegeben, ſeine Einbildungskraft über dieſen Gegenſtand zu erhitzen, ſodaß er mit einer wahren Zuverſicht, in Allem ſeiner Willkür folgen zu können, auf dem Schloſſe erſchien. Frau von Helm zählte die Stunden, die er ſie mit Erzählung ſeiner Heldenthaten unterhielt, oder nebſt ſeinem Jonathan mit Fechtübungen über ihrem Haupte zubrachte. Von Müßiggang getrieben ſchlenderten die beiden Jünglinge endlich auch hinunter ins Dorf und ſtellten mit den Bauerburſchen Turnübungen an; dieſe mochten aber dieſe Künſte inſtinktartig ebenſo zweckmäßig getrieben haben, wie dieſe kunſtgerechten Lehrlinge, denn Irwin kam mit einer geſchwollenen Naſe und ſein Buſenfreund mit einem hinkenden Bein auf das Schloß zurück. Wo war der Teufelskerl her, der mich mit dem Springſtock auf die Naſe ſchlug, David? fragte er den Bedienten beim Abendeſſen. —

Es iſt der Schulmeiſtersſohn aus Knöringen — Knöringen! Guntram, ſo hieß ja der Ort, wo die charmanten Mädchen her waren, rief Völker; jener gab ihm einen bedeutenden Blick, der ihm Schweigen anrieth, aber ſo wie am folgenden Tage die Hitze etwas vorbei war, ſetzten ſich die beiden Helden auf ihre, ihnen indeß nachgekommenen Pferde, und ritten ins Dorf der luſtigen Leute herab. Vergeblich fragten ſie nach einem Michel und ſeinen Töchtern. Niemand wollte im Wirthshaus dergleichen kennen; endlich trat ein Alter mit ſeiner Geige herein und ſagte: Ach, das iſt der Seppele; der hat ſonſt Michel geheißen, eh er herzog; hat ſich aber Seppele genannt, weil ſchon ein Michel hier herumzieht! Jetzt gings ſchleunig zu dem jetzigen Seppel, einem gewöhnlichen Alten mit ein Paar häßlichen Töchtern; die beiden jungen Herren, in ihrer Hoffnung betrogen, wurden übermüthig, Seppel brauchte ſein Hausrecht und ein fataler Hund, der Völkers kurzen Schooß zu erhaſchen verſtand, verwandelte den deutſchen Rock gewiſſermaßen in einen engliſchen Spencer, ſodaß die kecken Geſellen ſehr verſtimmt ins Schloß zurückkehrten. Ehe man ſich zur Abendtafel ſetzte, ward Frau von Helm dieſer ärgerliche Auftritt ſchon hinterbracht, ſie ſetzte ſich jedoch vor, ihn zu ignoriren, um nicht vor ihres Bruders Ankunft zu einer Erklärung gezwungen zu ſein. Wie es aber thätigen Geiſtern geht, welche die Umſtände zu einem leidenden Verhalten nöthigen; ihre Einbildungskraft arbeitet um ſo lebendiger; — ſo ging es auch Irwin von Hochwald. Er fing an mit ſeinem Gefährten in Anſpielungen von ſeinem Liebesabenteuer in Barka zu ſprechen, ſuchte die Tante neugierig zu machen, erzählte ungebeten, trug die Farbe ſtärker auf, wie Frau von Helm nicht ſehr aufmerkſam ward, und hörte endlich damit auf, mit dem geckenhafteſten Weſen zu verſichern: Fräulein Wallis, die er nicht die Ehre habe zu kennen, in allen Ehren, würde er ſich für den glücklichſten Sterblichen halten, wenn ſie nur die Hälfte der Reize beſäße, welche er an Fronie von Knöringen bewundert habe.

Man denke ſich die Faſſung der guten Freifrau von Helm! bei dem erſten Worte vom „alten Spielmann und ſeinem krausköpfigen Geſellen," hatte ſie ſchon ihre Vermummten erkannt und ebenſowol aus Angſt, was ſie erfahren möchte, als aus Zorn gegen den Comthur, der das Alles angezettelt hatte und Unwillen gegen den Erzähler, der ſo offenbar prahlte und Wind machte, ſchwieg ſie zu ſeiner Erzählung. — Doch bei dieſem unverſchämten Vergleich zwiſchen Fräulein Walpurga und Fronie von Knöringen, brauſte ſie auf: Herr von Hochwald, ſagte ſie ſtolz und beſtimmt, Sie können Ihr Glück mit dem Ganzen von Fronies Reizen verſuchen; die Hälfte, welche Wallis beſitzen mag, kann mit Ihnen nie in die fernſte Beziehung kommen. Ja, Sie werden mich verbinden, wenn Sie dem Comthur die Verlegenheit erſparen, einen Vetter zu bewillkommnen, den die Wachthunde aus der luſtigen Leute Häuſern bekomplimentirt haben. — Der unweiſe Jüngling ſprang wüthend auf; indeß er für ſeinen Zorn Worte zu finden ſuchte, rief Frau von Helm mit dem Tone, der die Sicherheit der Hausfrau ausdrückt: Lichter! und ging, David mit zwei Kerzen vor ihr her, vor dem aufgebrachten Irwin vorbei, mit höflicher Verbeugung aus dem Speiſeſaal.

„Schweſter, Du haſt ein Meiſterſtück gemacht!“ rief der Comthur entzückt. — Du aber nicht. Wie konnteſt Du Dich ſo rückſichtslos mit dem Malerburſchen fanfiliren! — „Ach, den bin ich noch nicht wieder los! ſagte der muntre Alte mit kläglichem Ton, beſte Schweſter, hier — denn eben ging die Thür auf und Dannburg trat mit Oswald herein, hier iſt der unleidliche Menſch und bittet, von mir unterſtützt, um Fronles von Knöringen Schwanenhand werben zu dürfen.“

Die neue Romantik hat ſeitdem in Reiſersburg viel von ihrem Anſehn verloren; aber die alte gute Zeit iſt hier und auf Dannburgs ſchönen Gütern am Fuße der Vogeſen wiedergekehrt, indem die beiden lieben Paare: Oswald und Nanny, Dannburg und Wallis, alle ihre Tugenden, welche die Tugenden jedes Zeitalters ſind, daſelbſt ins Leben zurückgerufen haben.

Erzählungen

von

Therese Huber.

Geſammelt und herausgegeben

von

V. A. H.

In ſechs Theilen.

Fünfter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1833.

Erzählungen

von

Thereſe Huber.

V.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

I.

Familienzwiſt.

An einem ſchönen Sommerabend war Frank bis Hayn, einem Dorfe auf dem Wege nach N. gekommen, als ſeine Chaiſe in den tiefen Gleiſen brach und er zu ſeinem großen Verdruß vernahm, daß er erſt am folgengen Morgen weiter kommen könnte. Es wäre ein Leichtes geweſen, eine Poſtchaiſe aus M. kommen zu laſſen, ja der rüſtige Sechziger hätte den Reſt des Wegs zu Fuß fortſetzen können; aber das reinliche Dorfwirthshaus gefiel ihm, oder er hatte überhaupt nicht zu eilen, genug, er befahl ſeinem Diener, ihm ein Schlafzimmer zu beſtellen, und machte ſich zu einer Wanderung in der Umgegend des Dorfs auf dem Weg. Der Mann war vor mehr als dreißig Jahren nach Amerika ausgewandert, hatte alle Verhältniſſe mit ſeinem Vaterlande abgebrochen und kam nun in die Nähe ſeiner Geburtsſtadt, in welcher zwar keiner der Seinigen mehr lebte, wo aber doch tauſend Andenken ihn bewegten. Er war in einem holländiſchen Hafen ans Land geſtiegen, in den Niederlanden ſuchte er keine Ähnlichkeit mit Franken auf, von der deutſchen Grenze an war er im ſchlechteſter Wetter Tag und Nacht gereiſt, nun war er faſt am Ziel, und der ſchönſte Abend wollte ihm die väterlichen Fluren recht vortheilhaft zeigen. Er erinnerte ſich wohl, in ſeiner Jugend dieſes Dorf beſucht zu haben, aber Alles war ihm jetzt fremd. Die Menſchen, die Wohnungen, der Anbau des Landes, die Natur ſelbſt ſchien ihm den Charakter von Beengung und Nothbehelf zu tragen. Der gewaltige Strom ſeines neuen Vaterlandes, die reifen Bäume, zwiſchen denen man den duftenden Stauden Raum ließ, ihre breiten Blätter zu entwickeln, die Weideplätze zwiſchen den üppig wachſenden Mais-, Taback- und Indigofeldern, die weit um die bequemen Wohnungen verbreitet lagen, aus denen feſtgerollte Wege, mit Bäumen bepflanzt, zu den Nachbargütern führten, hatten ſein Auge an einen Maßſtab gewöhnt, bei dem das Gemälde, das dieſe Hügel einſchloß, zur Miniatur wurde. Das Dorf mit ſeinen kleinen Häuſerchen, nach Landesverordnung unlängſt mit Ziegeldächern verſehen, mit ſeinen kleinen Gärtchen, lag wie eine Chriſtbeſcherung vor ihm, und der alte Mann fand, daß ſein Vaterland ihm ſo fremd geworden war, wie die Freude jenes Kinderfeſtes ſeinem trüben Sinne. Grübelnd ſchritt er längs eines Waldſaums hin, der in der halben Höhe einer Hügelreihe die Saatfelder begrenzte; jetzt bog er um eine tief ins Thal reichende Ecke des Waldes, von der nicht weit entfernt er den Gottesacker erblickte, und zugleich in dem Schatten der äußerſten Bäume einige Kinder, die mit Kränzeflechten beſchäftigt waren. Es war die Jahrszeit der Wieſenblumen; zwei kleine Mädchen verbrauchten einen vor ihnen liegenden Haufen derſelben zu ihrem kindlichen Spiel, ein ſchöner neunjähriger Knabe kletterte eben von einem Baume, wo er kleine Eichenbüſche gepflückt, aus welchen das älteſte Mädchen mit beſonderer Sorgfalt, einzig Vergißmeinnicht dazwiſchenmiſchend, einen Kranz wand. Frank blieb, durch Gebüſch ihren Augen entzogen, ſie zu beobachten, ſtehen. Frank hatte ſeit langen Jahren ſeine Mutterſprache nicht von Kindern gehört. „Der iſt für Großvater,“ rief das Mädchen fröhlich, als ſie fertig war, und hielt den Kranz in die Höhe. — „Und der für Großmutter, der für Tante Claire, der für Oheim Karl, und ich habe den für Vater und Mutter, und Ihr müßt die übrigen Blumen in Eure Schürzen faſſen, um den Boden zu beſtreuen,“ rief der Knabe, zwei Kränze vom Boden aufnehmend, und alle Drei gingen Hand in Hand auf den Kirchhof zu. Frank war ſehr angenehm von dem Anblick überraſcht; er vermuthete ein Familienfeſt und ſchritt den Kindern nach. Bald waren ſie ihm in dem längs des Kirchhofs herführenden Hohlweg aus den Augen. Jetzt ſah er unten ein Monument über die Mauer ragen und ſtieg den Hohlweg hinauf, um dieſes zu betrachten. Er mußte einige Steine zuſammentragen, um über die Mauer ſehen zu können, und auch dann konnte er die Namen der Todten nicht leſen, er ſtand auf der ihm entgegengeſetzten Seite, und auch die Inſchrift ward ihm durch die zarten Zweige von ein paar Thränenweiden unleſerlich gemacht. Doch wie wunderte er ſich, als er die drei Kinder innerhalb des Kirchhofs daherkommen ſah; ſie naheten ſich ernſt und ſchweigend dem Monument, das älteſte Mädchen legte ihren Eichenkranz, wie Frank aus der Handlung der Übrigen verſtand, an der Vorderſeite der Pyramide nieder, denn dieſe ordneten die ihren rings um dieſelbe auf die Raſenſtufe, die ſie umgab. Nun gaben ſich die Kinder die Hände und ſangen ſehr leiſe, aber mit zunehmendem Gefühl das ewig ſchöne Lied:

Wie ſie ſo ſanft ruhen, alle die Seligen u. ſ. w.

Doch ſie brachten ihren Geſang nicht bis zum letzten Vers, ſondern wendeten ſich ſchluchzend von einander ab, der Knabe beſonders ging eine Strecke fort und ſuchte ſeine Weichheit durch Leſen von Leichenſteininſchriften zu zerſtreuen, die Mädchen ſetzten ſich nach einer Weile neben einander auf das nächſte Grab, und die Älteſte ſagte noch weinend: Daß Großvater hier liegt, macht mich nicht ſo weinen; das thut er ja ſchon ſo lange, daß ich mich gar nicht recht erinnere, wann wir zum erſten Mal ſein Grab bekränzt; aber daß Onkel und Tante nicht gekommen ſind, und die Mutter ſo krank iſt — und daß ſie heute ſagte — ich legte an der offen ſtehenden Thür Wäſche zuſammen —: wenn ſie ſich vor meinem Tod noch mit dir verſöhnten! — Hier weinte das Kind ſo heftig, daß der Knabe herbeikam und recht gebietend rief: Nicht doch, Marie, wie kannſt Du ſo laut weinen, wo der Großvater ſchläft? Kommt nach Hauſe! — und die Mädchen folgten ihm.

Frank ging ſchnell um den Kirchhof herum, um ſie beim Ausgang zu empfangen, denn der vorgefallene Auftritt hatte ihn tief erſchüttert. Die guten Kleinen kamen getröſtet aus der Pforte und lenkten zum Dorf hin. Guten Abend, Kinderchen, rief er ihnen zu; Ihr habt ja einen betrübten Spaziergang gemacht. — Sie grüßten freundlich, antworteten aber nicht. — Ihr habt wol noch keinen nahen Verwandten auf dem Kirchhof, ſonſt würdet Ihr nicht ſo fröhlich dahin ſpazieren, fing Frank wieder an. — Wir haben einen lieben Großvater dort ſchlafen, antwortete der Knabe faſt trotzig und zog die Schweſtern ſchneller fort. — Nun, nur nicht ſo raſch, Du lieber Trotzkopf, ſagte der Fremde, indem er ihm faſt den Weg vertrat; ich weiß das aus Euern Kränzen und Euerm frommen Geſang und wollte Euch nur anreden, um Euch meine Freude darüber zu bezeigen. Gott wird Euch ſegnen für Euern frommen Sinn. — Dieſe Worte ſprechend, legte er ſeine Hand auf Emils lockigen Scheitel, der nun beſchämt die Augen niederſchlug und ehrerbietig des Greiſes Hand küßte. Nun ging Frank neben den Kindern her und hörte, daß heute des Großvaters Todestag ſei, den ſie jedes Jahr alſo feierten, aber mit Vater und Mutter; heute ſei die Mutter unpäßlich, der Vater aber bei ihr geblieben, weil alles Geſinde einer nothwendigen Feldarbeit wegen vom Hauſe entfernt ſei. Der Vater war Gutsbeſitzer, zugleich aber auch Gerichtsobrigkeit in dem anſehnlichen Dorfe. Jetzt war die kleine Karavane an eine Gartenanlage gekommen, durch deren leichte Umzäunung durchblickend, Marie freudig rief: O da iſt Mutter im Garten und der Vater auch! Und nun eilten die Mädchen fort, ohne weiter auf den Fremden zu achten, nur Emil regelte ſeinen Schritt nach dem ſeinigen, ſodaß ſie zuſammen an einer Seitenpforte anlangten, in welche die Schweſtern hineingeſchlüpft waren. In demſelben Augenblick trat der Vater heraus, begrüßte Frank höflich und bat ihn, lieber in ſeinem Garten als in dem einſamen Gaſthof die Nacht zu erwarten. Frank ſah ſich unvermerkt aus ſeiner Perſönlichkeit, in die er ſich die lange Seefahrt über und während der einſamen Reiſe über das Feſtland noch mehr eingewiegt hatte, wie es Greiſen ohnehin eigen iſt, durch ſein kleines Abenteuer herausgehoben. Er hatte nur an ſich und ſein Schickſal gedacht: dieſem aus dem Weg zu gehen, war er vor vierzig Jahren über den Ocean geflohen; jetzt trieb es ihn wieder zurück, ohne daß er beſtimmt einen Zweck kannte — er wollte ihn in der alten Heimath finden, und wie ſein Wagen ihn hier zu verweilen nöthigte, hatte er dieſe Stunden als beſtimmt dafür gehalten, um einen Plan für ſein nächſtes Leben zu entwerfen.

Sein Spaziergang hatte ihn dazu nicht kommen laſſen, und nun ſah er ſich plötzlich in einen Kreis verſetzt, in dem er gar kein Fremder, kein lange Verbannter, kein Vereinzelter mehr ſchien. Vorzüglich zog ihn Willmer's Gattin an, die liebe, eingebildete Kranke. Denn wie Frank, den ſeine frühern Studien zum Arzt gebildet hatten, der Worte wohl eingedenk, die aus der Mutter Mund Marien ſo betrübt hatten, ſich von ihrem Geſundheitszuſtand unterrichtete, überzeugte er ſich, daß ſie ihr Uebel ganz irrig für Bruſtſchwächung hielt, da es allgemeine und durch Ruhe und Zeit unfehlbar zu heilende Ermattung war. Frank begriff ſelbſt nicht die Hinneigung, welche ihn an dieſe Frau zog, und wie er nachſinnend immer wieder in der Vergangenheit ein Bild ſuchte, an das ihn ihre Züge erinnerten. Er fand keines; aber immer zahlreicher ſtiegen bei ihrem Anſchauen, bei dem heitern Treiben der Kinder, dem milden, herzlichen Ernſt des Vaters, Erinnerungen an den Freund in ihm auf, den er allein wiederzufinden gewünſcht hätte, deſſen Aufenthalt aber, wenn er noch leben ſollte, noch von hier fern war. Die Kinder wurden nach einem früh genoſſenen, einfachen Abendbrot zu Bett geſchickt, und von ihrem Abſchied, der fromme Liebe und kindlichen Gehorſam ſo deutlich ausſprach, von neuem ergriffen, brach Frank in die Worte aus: „O erhalten Sie dieſen Geiſt des Gehorſams und der Liebe! Es iſt der einzige, welcher die Segensverheißung der Schrift an den Kindern in Erfüllung bringt.“ Frau Willmer ſah ihren Gatten mit ausdrucksvollem Lächeln an, reichte ihm ihre Hand und ſagte: So haben wir's erfahren und hoffen auf unſere Kinder die Frucht dieſer Erfahrung fortzupflanzen. Jetzt fiel Frank die Äußerung der Frau Willmer ein, welche auf einen Zwiſt mit Verwandten gedeutet hatte; beſorgt, ihre durch die Wendung des Geſprächs veranlaßte Rührung möchte ſie zu ſehr angreifen, und durch die Gedanken, die ſeine Seele füllten, dennoch hingeriſſen, ſah ſich der fremde Greis gar bald in der Erzählung ſeiner Geſchichte begriffen. Frank war der Sohn eines angeſehenen Mannes aus M., in deſſen Nähe er ſich jetzt befand. Seines Vaters Beruf erlaubte ihm nur eine allgemeine Ueberſicht bei ſeiner Erziehung, eine Vorſchrift ſeiner Studien, ohne Aufſicht und Prüfung. Seine Mutter verzog den einzigen talentvollen, wohlgebildeten Sohn. In dem Alter, wo ein Jüngling ſich irgend einer Wiſſenſchaft beſtimmt widmen ſoll, und ſein Vater ſeinem Zuſchnitt nach erwartete, daß ſich ſein Sohn dem adminiſtrativen Fache widmen ſolle, zeigte ſich, daß Heinrich ein entſchiednes Misfallen an dieſen Studien empfand, und Sprachen, Dichtkunſt und Geſchichte zu ſeiner Lieblingsbeſchäftigung gemacht hatte. Sehr entrüſtet bewies ihm der Vater, daß ſein Vermögen nicht ausreiche, um ihm eine poetiſche Muße zu verſchaffen, ſondern daß ihm das Studium der ſchönen Wiſſenſchaften nur dann erlaubt ſein könnte, wenn er ſich einem Lehrſtuhl in dieſem Fache zu widmen gedächte. Heinrich verſprach dieſes; als aber die Hälfte ſeiner Univerſitätsjahre verfloſſen war, bat er den Vater, ihn ſeines Verſprechens zu entlaſſen, indem er ſich mit Unrecht eine hinlängliche Beharrlichkeit im Sprachſtudium zugetraut habe, er glaube, ſeine ganze Anlage berufe ihn zur Naturgeſchichte und vielleicht auch zur praktiſchen Arzneikunde.

Heinrichs Vater war jetzt alt, er hatte einſt ein ſchönes poetiſches Talent der Pflicht, einer betagten Mutter Unterſtützung zu verſchaffen, aufgeopfert, hatte früh als Advocat gearbeitet, der Mutter zu Liebe ſpät geheirathet, und noch jetzt bei grauem Haar erwärmte ſich ſein Herz bei dem Geſange der Muſen. Darum hatte er Heinrichs Wünſchen nachgegeben: er wußte, wie weh das Opfer einer Geiſtesneigung thut; doch jetzt entbrannte ſein Unwille, er machte ſeinem Sohne die Bedingung, innerhalb drei Jahren ſich als Arzt den Doctorhut zu erwerben, im entgegengeſetzten Falle würde er ihm nach deren Verfluß ſeine finanzielle Unterſtützung entziehen. Die Mutter weinte und ſammelte heimlich

Mittel, um den Sohn in dieſem traurigen Falle zu unterſtützen; der alte Vater ſammelte Muth, um ſeinem von der Vernunft vorgeſchriebenen Entſchluß getreu zu bleiben. Heinrich hatte einen Univerſitätsfreund, Konrad Erb, er hatte ſich, armer Ältern Sohn, einzig durch eignen Fleiß zu einem vortrefflichen Schüler gebildet, war aber dadurch verſpätet und drei Jahre älter als Heinrich, wie er mit dieſem zugleich nach der Doctorwürde ſtrebte. Konrad fand bei angeſtrengtem Fleiß Nebenſtunden, wo er ſich an den claſſiſchen Dichtern mehrerer Völker und Zeitalter erquickte, und ſeine Phantaſie, weich wie ſein Herz, veredelte ſeine, oft an die Herabwürdigung der Menſchen erinnernde Wiſſenſchaft; denn Konrads Lage nöthigte ihn, vor Allem nach Praxis zu ſtreben. Geſchmack an Dichtkunſt und gleiches Brotſtudium brachte die beiden Jünglinge zuſammen, das Beſte eines Jeden verband ihn mit dem Andern, aber Heinrich empfing, Konrad gab mehr in dieſem Bunde, Beiſpiel, Rath, die herzlichſte Bemühung, Heinrich zu ernſtlichen Anſtrengungen in dem ſelbſt gewählten Fache zu vermögen. Es war umſonſt. Heinrich lernte vielerlei, aber nie das Zweckmäßige, im Gegentheil ekelte dieſes ihn als ſolches an, wenn er es vielleicht ein Jahr vorher als Zeitvertreib geübt hatte. Auf dieſem Wege kam er dahin, nach drei Jahren ſeinem Vater redlich zu geſtehen, daß er zu einem Examen, wie ſein Ehrgeiz es verlange, unfähig ſei; daß er wohl eingeſtehe, ſeinen Zorn zu verdienen, daher er auch freiwillig auf ſeine fernere Unterſtützung verzichte. Er theilte Konrad ſeinen Entſchluß zu dieſem Geſtändniß mit. Alles, was gewiſſenhafte Einſicht der Pflicht, was Mitleid mit dem Gram eines Vaterherzens eingeben kann, wendete Konrad an, ſeinen Freund zu einer neuen Anſtrengung zu vermögen. — Umſonſt! Heinrich beharrte ſtarrſinnig, ſich nun als einen verlorenen Sohn zu betrachten. Nur um Aufſchub bat jetzt der treue Freund; und um ihn von den ihn verfolgenden Gedanken zu zerſtreuen, führte er ihn in einen Garten, wo ſie eine engliſche Familie trafen, die auf einer Reiſe auf dem Feſtland begriffen war. Die jüngſte ihrer Töchter war im Gaſthofe plötzlich von convulſiviſchen Zufällen überraſcht worden; Konrad befand ſich eben daſelbſt am Mittagstiſch, man rief ihn zu Hülfe, und ſein Betragen als Arzt und Menſch hatte ihm das Vertrauen und die Achtung der ganzen Familie erworben. Heinrich, der glänzende Eigenſchaften hatte und durch ſeine jetzige Lage ernſter als gewöhnlich geſtimmt war, gefiel den britiſchen Leuten, die außerdem ſelten Menſchen finden, die ſich der Mühſeligkeit, ihre Sprache zu welſchen, ausſetzen mögen, ſodaß der Beſuch lang und angenehm ward. Den folgenden Abend kam Konrad mit ängſtlicher Haſt und dennoch durchſchimmernder Freude zu Heinrich, der den ſchickſalsvollen Brief an ſeinen armen Vater eben beendigt hatte und kaum über ſich vermochte, denſelben, ſeinem Konrad gethanen Verſprechen gemäß, erſt morgen abgehen zu laſſen. Frank, fing der eintretende Freund an, ich biete Dir ein Mittel an, Deinen Entſchluß auszuführen und den Kummer deines Vaters weniger drückend zu machen. Burtons (ſo hieß die engliſche Familie) fühlen das Hinderniß, ohne Kenntniß der Sprache in irgend einem der Länder, in denen ſie reiſen wollen, ihren Weg fortzuſetzen; der kleinen Liddy Zuſtand fordert ärztliche Aufſicht; Mr. Ned merkt, daß er mit einem unterrichteten Geſellſchafter ſehr viel nützlicher reiſen wird — kurzum, ſie bitten Dich, ſie zu begleiten, und erbieten ſich, Dir auf drei Jahre einen Gehalt feſtzuſetzen, ſelbſt wenn Du nach ſechs Monaten Dich bewogen fändeſt, ſie zu verlaſſen. Heinrich ſprang freudig auf! — Nur hüte Dich, daß Deine poetiſche Laune ſich mit Miß Jenny nicht aus der Wirklichkeit verſteigt. Darüber würde Mr. Burton keinen Spaß verſtehen — Und es wäre eine Niederträchtigkeit, rief Heinrich, alſo bin ich davor ſicher. — Der Brief an den Vater ward nun umgeſchrieben; aber des Sohnes Trotzkopf blieb darin ſichtbar, indem er ſeine Unfähigkeit, ein ſtrenges Examen zu beſtehen, ſowie ſeine Abneigung, praktiſcher Arzt zu werden, erklärte, zugleich aber den glücklichen Zufall pries, der es ihm leicht machte, des Vaters Unterſtützung zu entbehren; endlich ſchloß er ziemlich leichtſinnig mit der Hoffnung, daß ſeine Ältern ſeine Freude über ſeine angenehme Zukunft theilen würden. Der Vater antwortete: „Gott macht Dir Deine Beſſerung ſchwer, indem er Dir Trübſal erſpart. Erlebe ich die Zeit nicht, wo Du Deinen unwürdigen Leichtſinn einſehen wirſt, ſo gedenke dann, daß ich ohne Groll gegen Dich die Welt verlaſſen habe.“ — Heinrich fand ſich durch dieſe Zeilen beleidigt und beruhigt zugleich.

Nach ſeiner Anſicht miskannte ihn ſein Vater, und war gar nicht fähig, ihn zu beurtheilen. Er leiſtete der Familie alle Dienſte, die ſie von ihm gehofft hatte, ja als Arzt der kleinen Liddy erwarb er ſich Anſprüche an ihre Dankbarkeit, auch bildete Mr. Ned ſeine guten Anlagen zuſehends aus. Konrads Ermahnung rückſichtlich Jennys war nicht nothwendig, da der Widerſpruchsgeiſt ſeines Charakters ihn gegen eine kindiſche Neigung, welche das junge Mädchen gegen ihn gefaßt hatte, ſchützte. Das Herz, das ſich ihm anbot, hatte keinen Reiz für ihn; er ward ihr Mentor, und ſie zog bald einen jungen Irländer vor, der mit echt engliſchen Bedenklichkeiten neben ihr ritt, mit ihr tanzte und ihr die Herrſchaft ſeiner uralten Burgveſte in der Grafſchaft Kilkenny anbot. Burtons waren nun bereit, nachdem ſie das ganze ſüdliche Europa durchwandert hatten, nach ihrer Inſel zurückzukehren; die bezeichneten drei Jahre waren noch nicht verfloſſen, und die ganze Familie bat Heinrich, ſie nach England zu begleiten. Nichts konnte ihm, der um ſeine Zukunft ſtets unbeſorgt war, erwünſchter ſein; denn die Kenntniß Englands vermehrte noch ſeine Mittel, dieſelbe zu ſichern. Burtons begaben ſich gleich bei ihrer Ankunft in ihr Vaterland zu einer Verwandtin, der ſie ihre zweite Tochter von Kindheit an als Pflegkind und einſtige Erbin überlaſſen hatten; Julia erhielt Erlaubniß, die langentbehrten Ältern auf einige Wochen zu beſuchen und Heinrich vergaß neben ihr, daß ſein Ausſpruch: „das wäre eine Niederträchtigkeit,“ ſich ſowol auf ſie als Jenny anwenden ließ. Sein heftiges Erfaſſen und ſein wandelbarer Wille hatten bisher noch nie Liebe zum Gegenſtand gehabt, jetzt beſtätigte er die oft gemachte Bemerkung, daß dieſe Leidenſchaft, wenn ſie zum erſten Mal in dem Alter ein

Gemüth erfaßt, wo die Natur auf Reiſe, die Verhältniſſe auf Stetigkeit hinweiſen, eine viel unwiderſtehlichere Herrſchaft äußert als in der erſten Jugend. Nur dem Augenblick lebend und durch ſeine bisherige Lage vom Augenblick geſchmeichelt, hatte Frank nie für die Zukunft geſorgt; um Julias Hand zu erhalten hätte ſie glänzend ſein müſſen: Jenny und Liddy konnten vom Vater Burton nur mäßig ausgeſteuert werden; Julia erhielt von ihrer Pflegmutter einen reichen Brautſchatz.

Heinrich hatte nicht ſeinen Muth am beharrlichen Streben geübt; er beſaß ihn zu kühnen Wagniſſen und benutzte des Mädchens Einwilligung, ſie auf gut engliſch nach Greatna Green zu führen, mit ſo gutem Erfolg als jeder andere Abenteurer; denn die entehrte Tochter beſchimpfte die Burton'ſche Familie viel unleidlicher als die, welche die Frau eines namen- und heimathloſen Fremdlings geworden war. Namen und Heimath hätte ihm die reiche Tante wol verſchaffen können; allein kein Mitglied der Familie konnte den Mann mehr achten, den ſie drei Jahre als Sohn, als Bruder behandelt hatte, und der nun wie ein feiger Dieb, den Schatz ihres Herzens beraubend, davonging. Julia erhielt ein anſtändiges Jahrgehalt unter der Bedingung, mit ihrem Gatten die alte Welt zu verlaſſen. — Heinrich ſehnte ſich danach. Seines Vaters Gram, ſeiner Mutter Thränen hatten ſeinen Sinn nie gebeugt; jetzt ſah er ſich verachtet, und da erwachte Gefühl des Unrechts in ihm. — Die Jahreszeit hielt ſeine Einſchiffung nach Kanada auf, ſodaß er Zeit bekam, noch eine Antwort von Hauſe abzuwarten, wohin er mit ſchonenden Gründen ſeine Abſicht, Europa zu verlaſſen, geſchrieben hatte. Er wußte nicht, daß Vater Burton, in dem ſcharfen Gefühl erlittenen Unrechts, welches uns gleichſam die Pflicht aufdringt, den Unthäter zu entlarven, ſeinem Vater den eigentlichen Vorgang der Sache geſchrieben hatte. Leider war, ſeit Heinrichs wiederholtem Wankelmuth, nicht Achtung, ſondern Mitleid der Charakter von des alten Frank Vaterliebe; bei Mitleid, bloßem Mitleid in der Liebe erkrankt aber das Herz, und das Auge ſenkt ſich bei dem Namen des Bemitleideten trübe zu Boden. Zwiſchen dieſem Mitleid zur Verachtung liegt für den Liebenden noch ein Abgrund. — Burton's Brief theilte dem alten Frank die ſeinige mit für den Selbſtſüchtigen, der nie andere Wünſche als die ſeinigen gekannt hatte — und das Vaterherz brach. — Hülflos wimmerte ihm die ſchwache Mutter nach, und ohne fremde Hülfe wäre ſie eine Laſt öffentlicher Mildthätigkeit geworden.

Es war nicht mehr der Welttheil, in dem er je wieder ruhig und glücklich ſein konnte, den Heinrich bei ſeinem Abſchied aus Europa verließ. Ein düſterer Schleier umhüllte das Land, wo ſeines Vaters Grab gegen ihn zeugte. Er faßte Vorſätze, er wollte als Gatte, Vater, Bürger ſich in ſeinen eignen Augen wieder zu Ehren bringen; aber zuerſt mußte er vergeſſen — ſein ganzes verfloſſenes Leben vergeſſen. Er brach allen Verkehr mit Konrad ab, dem er bisher fortwährend ſeine Schickſale mitgetheilt hatte; er bemühte ſich, in Quebeck angelangt, eifrig, die Kenntniſſe eines Bürgers der vereinigten Staaten zu erlangen, alte Handelsverbindungen von Julias Vater waren ihm behülflich, ſeine engliſche Gattin erleichterte es ihm, einheimiſch zu werden, ſeine Kenntniſſe und Talente erwarben ihm Freunde, Ehre und ein ſtets wachſendes Vermögen. Allein die Nemeſis folgte ſeiner Ferſe. Er fühlte, wie viel ſeine Gattin ihm geopfert, und ſpürte bald, daß er ihr doch das Gut, welches allein jene Opfer lohnen konnte, nicht zu geben im Stande war — jene edlere Liebe, welche das Heiligthum der Ehe gewährt. Sie war eine eitle Frau mit warmer Phantaſie und leerem Kopf. Heinrichs Vorzüge erfreuten ſie nur, wenn Andere ſie lobten. — Heinrich ertrug ihre Schwächen mit ſchweigender Selbſtüberwindung; er hatte, indem er ſie zum Ungehorſam gegen ihre Ältern verführte, das Herrſchaftsrecht über ſie verloren. — Nach einigen Jahren einer freudeloſen Ehe, beſchloß Julia ein farbloſes Daſein, und doch ließ ihr Andenken einen ſcharfen Stachel in Heinrichs Herzen zurück. Sie hatte ihm nie Kinder gegeben, und Heinrich hatte nie danach verlangt, — der Begriff: Vater, machte ihn heimlich erbeben. Aber es ſtumpft ſich ja jedes Uebel endlich ab, ſogar das Misfallen an uns ſelbſt, beſonders wenn Bewußtſein wirklichen Verdienſtes und äußere Achtung uns immer Beweiſe unſers eignen Werthes geben, noch mehr, wenn uns die Verſagung der liebſten Wünſche eine hinreichende Büßung für begangene Irrthümer ſcheint. Das Alles traf bei Heinrich zuſammen, und im Verlauf der Zeit fühlte er viel deutlicher die Entbehrung der Vaterfreuden, als er ſich erinnerte, wie beharrlich, wie zwiefach er einſt dieſe Freuden zerſtört hatte.

Heinrich war ein wohlerhaltener Vierundvierziger, als er zu einem reichen Kaufmann gerufen ward. Sein Ruf als Arzt war jetzt ſo begründet, daß man ihm, wohin er trat, als Retter empfing, weshalb ihn Antonie, des Kranken einzige Tochter, auch ſo aufnahm. Heinrich geſtand, daß nur eine gewagte Operation ihren Vater retten könne; dieſer, ſich gleich einem Sterbenden betrachtend, entſchloß ſich dazu, und Heinrich war Zeuge eines rührenden Abſchieds zwiſchen Vater und Tochter, durch welchen der Arzt erfuhr, wie vor einigen Jahren Antonie einer jugendlichen Leidenſchaft entſagte, um ungetheilt ſich des Vaters Pflege widmen, zu können. Heinrich heftete mit Bewunderung ſeine Blicke auf die in reifer Schönheit prangende Geſtalt der pflichterfüllten Tochter, — ihr Gebet ſegnete die Hand, die Operation gab dem Kranken das Leben zurück, und Heinrichs geſchickte Behandlung ſicherte ihm Geſundheit zu. Antonie verehrte ihn wie einen Schutzgeiſt, und bald wagte Heinrich nochmals auf Glück des Herzens auszugeben, — er ward Antoniens Gemahl.

Seit Frank Europa verließ, waren nun zwanzig Jahre vergangen, ſeine Erfahrungen waren ihm — wie es thätig im Leben fortſchreitenden Menſchen nothwendig gehen muß, bis eine ihnen analoge Gegenwart ſie wieder, als ſelbſt erlebt, ihnen ins Gedächtniß ruft — zu hiſtoriſchen Thatſachen geworden, und er wollte ſie zu Grundſätzen benutzen. Wankelmuth und Leichtſinn hatten ihn zu Fehltritten verleitet, heftige Leidenſchaften hatten ihn zu Irrthümern verführt, er wollte deshalb der Vernunft die Herrſchaft nie mehr entziehen laſſen. Antonie war eines der weiblichen Weſen, die jede gute Regung zur Pflicht ſtempeln, und ſich damit aller freien Bewegung im Reiche des ſittlich Schönen berauben. Das Rechtthun behandeln ſie wie eine Tagesarbeit, und ihr Bewußtſein richtet ihre guten Thaten immer als Trophäe auf. Sie ſehen deshalb auch das ganze Leben für eine Geſetzeserfüllung an, und fühlen jedes ihnen gethane, wirkliche oder eingebildete Unrecht wie ein Märtyrerthum, für das ſie unbedenklich eine himmliſche Krone in Anſpruch nehmen würden, wenn die Demuth nicht wieder eine Pflicht wäre. Solche Geſchöpfe kommen nie zu Athem, ſtets überzeugt, ſich für andre und der Pflicht gemäß abzumühen, und im Grund nur der Selbſtſucht nachgehend, weil ſie die Tugend zur Selbſtſucht gemacht haben, erſtirbt noch die letzte weiche Faſer ihres Herzens in dem Anblick des Erſtaunens, das ihre eiſige Nähe verbreitet, und von ihnen als Undankbarkeit gefühlt wird. Ein Mann von Heinrichs Phantaſie und Reizbarkeit, ließ ihn nie zum Menſchenkenner werden, ihm erſchien Antonie lange eine in Hingebung lebende Gattin, welches ſie ihm auch war, und er hatte nicht Zeit, über die Entdeckung, daß ſie keine geiſtreiche Freundin war, nachzugrübeln, da in den erſten Jahren ſeiner Ehe ſein Schwiegervater, deſſen Haus die pflichterfüllte Tochter nicht hatte verlaſſen wollen, ſeine häusliche Geſellſchaft theilte, und nach deſſen Tode Dina, die einzige Frucht ſeiner Ehe, eben ins zehnte Jahr getreten, deren Geiſtesbildung er nun allein übernommen hatte, ihn während der wenigen Stunden, die ihm ſein Beruf zum Familienleben übrig ließ, Beſchäftigung genug gab. Er war, wie er in dieſem Alter des Mädchens Bildung übernahm, erſtaunt, ſchon einen ſo beſtimmten Charakter bei ihr zu finden. Ältern fallen ſehr gewöhnlich in den Irrthum, zu glauben, das Kind warte, bis ſie ihre Erziehung, beginnen. Heinrich hatte überſehen, was der Mutter praktiſches Leben und des Vaters Geſpräche auf das kluge Kind, das als einziges ſich früh an das gefährliche Zuhören bei den Geſprächen Älterer gewöhnte, hervorgebracht haben mußte. Der Mutter ſtete Hinweiſung auf die dürre Pflicht lehrte ihr Eigenſinn, des Vaters Geſpräche Freiheit in jeder Anſicht des Lebens — ſo fand der Vater, daß Dina im zehnten Jahre ſchon ſehr beſtimmt wollte, und oft ſehr wunderliche Dinge. Dieſe Entdeckung freute ihn. Er hatte ſich überzeugt, daß ihn dieſe Denkart eben ſo gut gerettet als ins Verderben geſtürzt hatte; um aber Vortheile von ihr zu ziehen, mußte er Dinas Verſtand aufklären, ihr früh eine richtige Anſicht des praktiſchen Lebens geben. Dina bildete ſich ſehr günſtig aus, ſie ward des Vaters Geſellſchafterin, ja ſeine Freundin; ſtatt kindlicher Unterwürfigkeit bildete ſich eine exaltirte Verehrung für ihren Vater in ihr aus, die ihre Ergebenheit zum Erzeugniß ihrer Erkenntniß und freien Willkür machte. Ihrer Mutter kam das unheimlich vor. Sie wußte ihres Mannes kräftigem Einfluß auf Dina kein Gegengewicht zu geben als ihr Beiſpiel, und ſo übertrieb ſie ihren Pflichteifer und ihre Pflichtäußerung und ſuchte jedes Mal, wenn der Vater das junge Mädchen durch einen großen Gedanken in das All fortrückte, ſie durch eine kleine Pflicht an den Augenblick zu binden. Dina gehorchte ohne Widerrede, aber ihr Gehorſam ward, ohne daß ſie darüber gegrübelt hätte, bald eine reine Verſtandesſache. Sie überſah die Mutter und befriedigte ſie, weil die Ordnung im Hauſe das zum Gerathenſten machte. Ohne Erklärung und Abrede hatte Heinrich für ſeine Frau denſelben Geſichtspunkt gefaßt; dieſe glaubte ſich ungeſtört in ihrem Einfluß, und tadelte in ihrem Herzen die Willkür des Gedankens, die ihr Gatte ſeiner Dina geſtattete, fühlte ſich aber doch geſchmeichelt, ſo eine geiſtvolle Tochter zu beſitzen. Dina war ſechszehn Jahr alt, als ihre Mutter ſtarb. Mit Zuverſicht konnte Heinrich ihr die Wirthſchaft übergeben, aber unausſprechlich wehmüthig blickte er in das Grab ſeines Weibes. Während ihrer Krankheit — es war ein ſchnell überhandnehmendes Bruſtübel — ſchienen ſich die ſtarren Anſichten des Lebens wie Fruchthülſen von ihrem Herzen zu löſen, was ſie Pflichtmäßiges gethan, ſchien ihr immer geringer und freute ſie doch immer mehr, und was ihr nicht gelungen, bat ſie ſo liebevoll den Ihrigen ab! Die nahende Sonne der Ewigkeit reifte den Kern ihres Herzens ſo wohlthätig, daß Sterben und rückſichtlos, rein und beglückend Lieben für ſie Eins ward. Heinrich hätte gewünſcht, Dina wäre durch der Mutter Tod mehr erſchüttert worden. Daran mahnen wollte er ſie nicht, aber es vermochte ihn, mehr von der Verewigten zu ſprechen, als er, wäre Dina betrübter geweſen, gethan hätte. Dina widerlegte ſeine zärtlichen Klagen mit Vernunftgründen, und der Vater erklärte ſich dieſe Erſcheinung durch die Sprödigkeit, welche ſtarken Charakteren vor der Erfahrungsreife eigen iſt. Dina führte den Haushalt im Sinn der Mutter fort, mit Ordnung und Thätigkeit, aber als ganz untergeordnetes Intereſſe, dem man ſich wie einer Naturnothwendigkeit beugt, ohne es zu achten.

Heinrich hatte nie einen Willen geäußert, weil Antonie jedem ſeiner Wünſche zuvorgekommen war. Dina ſchritt fort, ohne ihres Vaters kleine Gewohnheiten je zu Rath zu ziehen. Der Vater wollte ihren Gang nicht gleich beim Anfange ſtören, er erkannte ſeine Wünſche für geringfügig, fand ſich männlich aufgefordert, an Küche, Wäſche, Zimmerordnung keinen Einfluß zu üben; aber er beobachtete Dina beſorgt, denn in ihrem Regiment war keine kindliche Weichheit, keine weibliche Vorſorge zu ſpüren. Bald war der herrſchensgewohnte Mann in ſeinem Hauſe zum leidenden Hausgenoſſen geworden. Er bemerkte es, äußerte einen Willen, ſetzte ihn auch durch. Da ſah er Dina ihre Anſicht aufgeben, wie ein Vernünftiger auch Thoren nachgibt, oder Kranken, aber den Begriff, fortan den Wunſch des Vaters als Regel zu befolgen, äußerte ſie nie. Heinrich war nun ein alter Mann, er war ſo alt, wie ſein Vater geweſen war, da er ſeine Hoffnungen alle durch ſeinen thörichten Wankelmuth, durch ſeine willkürlichen Entſchlüſſe zerſtört hatte. So oft Dinas hochfahrendes Weſen ihn kränkte, trat ſeines Vaters Bild vor ſeine Seele, und er dankte Gott, daß er ihm keinen Sohn gegeben; den zu behandeln wär' er ſich keiner Mittel bewußt geweſen. Das weibliche Herz, dachte er, das ſich ſtets im Kreis natürlicher Pflichten bewegte, müßte ſich aus der kleinen Verirrung der Anſichten herausfinden. Dina war achtzehn Jahr alt, als ein ſehr liebenswürdiger junger Eingewanderter ihre Neigung gewann. Es war ein Franzoſe, er hatte Talente, Ehrgeiz, Kenntniſſe, aber gar kein Vermögen. Das Mädchen, welches alle Verhältniſſe des Lebens mit ſeltner Klarheit überſchaute, faßte für die, worein ſie jetzt die Liebe verſetzte, einen ganz leidenſchaftlichen Geſichtspunkt. Sie träumte ſich ein Paradies, in dem Stand und Vermögen aus den Augen verſchwanden; nicht weil ſie keinen Werth hatten, ſondern weil ihr Werth in Vergleich des Glücks zweier Liebenden nicht gezählt werden konnte. Der Vater überſah die Folgen der Leidenſchaftlichkeit in ſeinem Kinde; er wußte, daß ſie den Mann bald ſelbſt verachten würde, der berufslos ſich auf den Reichthum ſeiner Frau verließ; er wußte, daß der Liebe, welche in der Ehe verraucht, nur dann ein noch herrlicheres Gefühl folgt, wenn Achtung und Seelengemeinſchaft im Grunde des Herzens zurückbleibt, und fand ſich berufen, hier mit Beſtimmtheit zu ſprechen. Der junge Mann ſchöpfte Kraft in ſeinem Ehrgeiz; er nahm Heinrichs Vorſchlag an, in Baltimore in einem großen Handelshauſe zu arbeiten, wobei ein Kapital, das ſein künftiger Schwiegervater ihm vorſchoß, ihm Raum zu eigenen Spekulationen gewähren ſollte, und erſt wenn er ſich in einem feſten Geſchäfts- und Gewinnesgang ſähe, ſolle er Dina als ſeine Gattin abholen. Dina widerſprach ihrem Vater nicht, ſie gehorchte ihm wie der perſonificirten Nothwendigkeit, verbarg ihre Thränen bei dem Abſchied ihres Geliebten, und erwähnte ſeiner nie wieder, obgleich ſie ihren Briefwechſel mit ihm als berechtigt betrieb. Heinrich ward beſtürzt. Sein Kind war ſein einziger. Reichthum, ſein Halt im Leben. Er hatte ſich ihrem liebſten Wunſch widerſetzt, ſie verdiente Nachſicht. Dieſe gewährte er ihr. Ungetrübt von ihrem finſtern Schweigen, zeigte er ihr nur Heiterkeit, bot ihr Freude an, bequemte ſich ſo freudig in ihren Willen, daß ſie ſeine Opfer nie wahrnahm. Geiſtesübereinſtimmung war zwiſchen Vater und Tochter geblieben, Herzenseinigkeit hatte Dinas ſtarrer Sinn zerſtört. Heinrich gedachte ſeines mit Schmerz über ihn in die Grube gegangenen Vaters und ſchwieg, und trug Alles bei, was Leroux's Geſchäften in Baltimore bald eine glückliche Geſtalt geben konnte. Wenn ihr Herz befriedigt iſt, dachte er, wird es wieder zum natürlichen Gefühle zurückkehren. Da kam die Nachricht, daß Leroux am gelben Fieber geſtorben ſei. Mit unſäglichem Schmerz theilte ſie Heinrich ſeiner Tochter mit. Sein Geiſt rang danach, ſich durch das Bewußtſein, das Beſte gewollt zu haben, zu tröſten. Dina empfing den Schickſalsſtreich wie ein gewidmetes Opfer. Ob ſie insgeheim verzweifelte, wußte Niemand, von außen blieb ſie gefaßt; ſie war gegen alle Fremden, in allen Verhältniſſen die Güte, die Anmuth ſelbſt, ein Bild leidender Milde, aber gegen ihren Vater ſchloß ihr Herz ſich zu. Sie liebte ihn, ſie verehrte ihn, aber ſie ſtand gegen ihn, wie gegen einen Bundesbruder, der das gemeinſchaftlichen Heiligthum zerſtört hatte, — ſie mußte ihn feindſelig behandeln. Heinrich zählte ſeine Jahre und, daß das Menſchenleben, wenn's hoch iſt, auf ſechszig Jahre ſteigt; er gedachte ſeines Vaters, und daß er das Kind, dem er kein Glück zu geben im Stande ſei, mit jeder kleinen Freude entſchädigen müßte. So ward der Mann, der ſeinen Willen gegen Vater und Geſetze durchgeführt hatte, der nachſichtige beherrſchte Vater ſeines unglücklichen Kindes.

Dinas Geſundheit war dem Gram, noch mehr der innern Heftigkeit erlegen, ſie verſchwieg ihre Leiden, und verweigerte ärztliche Hülfe; der Vater wußte, daß noch kein Mittel entdeckt ward, den Wurm im Herzen zu tödten, und überließ ſie der Natur.

So verfloſſen einige trübe Jahre, in denen Heinrich mehr als einmal ſeiner Tochter Vernunft beizukommen ſuchte, denn über ihr Herz wollte er ſich nie einem Zweifel erlauben; allein die dürre Heftigkeit, mit der ſie ihm bewies, wie ſie alle ihre Pflichten erfülle, überzeugten ihn, daß die Zeit noch nicht da ſei, wo ihr geholfen werden könnte. Da führten zufällige Umſtände einen reichen Ländereibeſitzer aus Penſilvanien in Heinrichs Haus. Er war über die Jugendjahre hinaus, hatte ſchöne Plane für die Verbeſſerung, nicht ſeiner Güter allein, ſondern ſeiner ganzen Provinz entworfen und zum Theil ſchon ausgeführt; Dinas reifer Verſtand und lebendiger Geiſt zog ihn an, er war ſich bewußt, wie nothwendig ein geiſtiger Umgang Dem iſt, der eine rohe Maſſe zur Kultur erheben will, und dieſer fehlte ihm in ſeinem Wohnort, — er trug ihr ein Loos an, das Ehrgeiz oder die edelſte Menſchenliebe wünſchenswerth machte. Dina überlegte und willigte ein. Ihr Vater blickte dankend gen Himmel, wie ihm Dina verſicherte, daß alle ihre Wünſche erfüllt wären, und glaubte wirklich ſeinem neuen Schwiegerſohn nur Tugenden von ſeiner Tochter rühmen zu können; er hatte ſie immer nur unglücklich, nie ſtrafbar genannt, und dabei gedacht, wenn der Irrthum eines unglücklichen Kindes das Vaterherz alſo verwundete, wie zerriſſen dann ſeines Vaters Herz über den Undank eines ſtrafbaren Sohnes hatte ſein müſſen. Dina und ihr Gatte luden ihn dringend ein, ſeinen Wohnſitz in der Nähe ihrer Güter aufzuſchlagen; „ich komme zu Euch meine Kinder,“ ſagte er beſtimmt verneinend, „und jetzt und alsdann begleitet und umgibt Euch mein innigſter Segen.“ — Dina war in den letzten Tagen von einer ſtummen Angſt getrieben, dem Vater ſtets feſt und forſchend ins Auge ſehend, als wolle ſie durch das Auge hindringen in ſeine geheimſte Seele. Einſt, als er dieſen Blick wieder wahrnahm, ergriff er ihre Hand und ſagte ſehr weich: Dringe nur immer mit dieſem Blick in mein Herz, meine Dina, heute und dann, wenn wir alle einander in den Herzen leſen, findeſt Du nichts wie Liebe darin. Die Tochter ſank laut weinend an ſeine Bruſt, aber Beide deckten die Tiefe ihrer Wunde nicht auf.

Nach Dinas Abreiſe ergriff Erinnerung an ſeinen Vater Heinrichen mit unwiderſtehlicher Gewalt. Er hatte nun ſeit faſt vierzig Jahren keine Nachricht aus ſeinem Geburtsort gehabt. Regiment und Geſetze hatten ſich daſelbſt umgewälzt, es mochten Geſchlechter ausgeſtorben ſein, alles Mögliche ſtellte er ſich vor — aber die Erde, die ihn deckt, muß ja noch da ſein, noch die Hügel, auf denen ſein treues Auge ruhte, noch der Himmel, zu dem er aufſchaute, wenn er ſie betend für den ungerathenen Sohn emporhub. Und Konrad konnte leben, obſchon er älter war als Heinrich, und Kinder und Enkel mußten von ihm da ſein; denn Gott hat verſprochen, den Samen des Gerechten zu ſegnen. — Heinrich nahm an ſeinem fünfundſechzigſten Geburtstag Abſchied von dem Grabe ſeiner Gattin und ſchiffte ſich ein nach Europa.

Wir haben erzählt, wie ſchnell er ſeine Reiſe zurückgelegt hatte, wie er ſich nur unmittelbar in die Mauern ſeiner Geburtsſtadt zu verſetzen begehrte, und wie ein Zufall ihn eine halbe Stunde davon aufhielt, er ſich erſt den Plan ſeines fernern Thuns überlegen wollte.

Jetzt war er nun, in ſonderbarem Zauber befangen, in Willmer's Familienkreis verſetzt; er fand hier, was er ſich als das Ideal des Lebens gedacht, und ſeine Thorheit als Sohn und als Vater zerſtört hatte. Das Alter iſt mittheilend, ſobald das Gemüth erweicht wird; zum Fragen hatte Frank nicht den Muth, wie konnte auch das junge Geſchlecht ſeinen ſo lange verſtorbenen Vater gekannt haben; wie konnten dieſe einfachen Landleute ſeinen Jugendgeſpielen Konrad kennen, der ſchwerlich ſeit ſeinem Austritt aus dem väterlichen Haus wieder in M. geweſen war. Das Alles wußte er, aber er war zu weich, um es durch Willmer's Antworten beſtätigen hören zu wollen. Um ſo leichter ließ er ſich hinreißen von ſich ſelbſt zu erzählen. Die altväterliche Ordnung unter den Kindern ſeines Gaſtfreundes, der ſtille Gehorſam, in dem ſie vor ihren Ältern ſtanden, die herzliche Freimüthigkeit, die ſie belebte, riß ihn hin, Vieles von Dem, was wir hier von ſeinen Schickſalen erzählt haben, nach ihrer Entfernung ihren Ältern mitzutheilen. Er klagte nur ſich an, gegen Vater, Gattinnen, Tochter, aber nicht wie Einer, der Büßung zu fürchten hat, ſondern ſicher, verſöhnt zu ſein durch den Schmerz ſeines Lebens, und freudig in das Land der Allvereinigung blickend. Willmer und Marie hörten ihm in tiefer, ſtiller Wehmuth zu. Bei manchen von Frank's frühern Begebenheiten hatte ſie ihren Gatten fragend angeſehen, als fodere ſie ihn auf, in ihre ſtummen Gedanken einzuſtimmen; im Fortgang des Erzählens heftete ſie ihre naſſen Augen dankbar auf ihn, weil ſie das Glück ihres Hausſtandes neben Frank's ödes Leben geſtellt ſah. Jetzt ſchwieg Frank eine Weile. — Werther Herr, ſprach Willmer mit Zuverſicht und faßte des Fremden Hand, Ihrer Tochter Liebe iſt Ihnen gewiß. Ihr Verſtand war verdreht durch eine dem weiblichen Herzen unangemeſſene Bildung; als Gattin, als Hausfrau und, Ihrer Hoffnung gemäß, nun als Mutter, findet ſie ſich ſelbſt wieder in der wahrhaften Beſtimmung des Weibes. — Ja, ja, das weiß ich, antwortete Frank; aber der jahrelang zugefügte, der jahrelang ertragene Schmerz hat die Gewohnheit des Zutrauens in uns getödtet; wir werden bei jedem Wort fürchten, uns weh zu thun, und das iſt eben Zutrauen, daß man überzeugt iſt, ſich gar nicht weh thun zu können. — Aber Ihr Konrad, lieber Vater, unterbrach ihn hier Marie, der kann noch leben wie Sie, er lebt vielleicht in unſerer Nähe — Konrad Erb? Nein! Der ward Stadtphyſikus in Wi . . . — Gott, mein Vater? rief Marie aufſpringend. O mein Vater! Deſſen Grab war es, das meine Kinder heute bekränzten. —

Was jetzt zwiſchen dieſen guten Menſchen vorging, läßt ſich ja ohnehin nicht beſchreiben; wer unternähme es, die Empfindung des vereinzelten, lange Verbannten zu ſchildern, der ſtatt Jugendfreunden nur ihre Gräber, ſtatt Entfremdung aber ſich in ihrer Kinder Liebesarmen fand? Wir wollen das Schickſal von Konrads Familie erforſchen, von der wir ſchon Liebes und Sorge Erregendes vernommen haben.

Die Umſtände, unter denen Heinrich die alte Welt verließ, machten auf ſeinen treuen Konrad den ſchmerzlichſten Eindruck. Nach ſeiner Denkart mußte die rächende Nemeſis unabänderlich der Schuld nachſchreiten, und das Beſſere, was der Strauchelnde mit edler Kraft aus ſeinem Fehltritt ſelbſt gewinnen konnte, trägt nie den freudigen Charakter des angeſtammten Guten. Und wie er ſeinen Heinrich kannte, raſch, eigenſinnig und nur beharrlich zu widerſtreben, mußte er fürchten, daß die Vergelterin ſtreng würde rechnen mit ihm. So ſehr ihn ſein Beruf als ausübender Arzt drängte, ſo ſchwer ihm in ökonomiſcher Rückſicht eine Reiſe ward, machte er ſich doch ſogleich auf den Weg, um bei dem alten Vater ſeines Freundes Milderung ſeines Kummers wie ſeines Zornes zu bewirken. Er fand den alten Frank auf dem Krankenlager, auf das ihn Burton's mitleidsloſe Nachricht geſtreckt hatte. Der Greis ſtreckte ihm die Hand entgegen und rief ſchmerzvoll: Kommen Sie! Sagen Sie mir, wie mein Gebet den Unglücklichen einſt retten kann vor den Furien ſeines Bewußtſeins! — Heinrichs Mutter war bei Konrads Anblick ſchon heulend aufgefahren, jetzt trat ſie mit bibliſchen Sprüchen und Ermahnungen hinzu, die den Vater der Härte beſchuldigten. Konrad ſah, wie dieſer Auftritt den Kranken peinigte; er bat ein junges Mädchen, die Handreichung that, die Mutter hinwegzuführen, weil der Kranke Ruhe bedürfe. Die junge Perſon bezeigte ihm leiſe und mit auffallender Anmuth ihre angelegentliche Theilnahme, wie ſehnlich ſie ſchon lange dem Mann dieſe Erleichterung gewünſcht hätte. „Seit dem Moment, wo die ſchreckliche Nachricht kam, wandelt der Greis der Gruft zu, und dieſe unglückliche Frau ſcheucht den Frieden des Grabes mit Vorwürfen von ihm.“ Konrad blieb nun allein bei dem Alten. Er bedurfte keiner Verſöhnung, keines Troſtes; klar überſah ſein Geiſt Urſach und Wirkung des Unglücks, das ſein Herz brach, und ſann nur über die Wege nach, auf welchen der ſtrafbare Sohn in einem andern Daſein entſühnt wieder zu ihm zurückkehren könnte. „Daß mein altes müdes Herz bei ſeiner Schuld brach,“ ſagte er, „das vermehrt ſie nicht, und das kommt mir zu gute, denn es bricht in Liebe. Ich erzog ihn ſchlecht; er verzeihe mir die Reue, die ihn treffen wird! das Unheil, das er auf ſeine Kinder fortpflanzen wird! Aber — hier blickte er durch das nahe Fenſter zu dem beſternten Nachthimmel auf — dort ſind Wege genug, von denen irgend einer uns beide zu dem Lichtquell emporführt.“

Unter Konrads frommem Gebete ſchlief er ein. Konrad drückte ſeine hellen Greiſenaugen zu, und die unendliche Wehmuth ſeiner Seele faßte ſich in die Worte des Dichters: teach me at once and learn of me to die. Die alte Frau war ganz unfähig, dem Begräbniß vorzuſtehen, ſie war ganz der Pflege Beatens, jenes jungen Mädchens, überlaſſen, welches Konrad bei ſeiner Ankunft im Krankenzimmer gefunden hatte. Beate war die Tochter eines ſehr angeſehenen bürgerlichen Beamten, dem das Haus gehörte, von dem der alte Frank einige Hinterzimmer innehatte. Eine der ſchönſten Naturen hatte in ihrem Weſen eine ſeltene Harmonie des Willens und der Kräfte hergeſtellt; denn ihre Umgebungen waren gemein. Ihre Kirche — ihr Vater war ein katholiſcher Ausländer — gab ihr eine freiere Handelsweiſe, wenn es auf gute Werke ankam, als die proteſtantiſche Sitte in jenem Theil von Deutſchland damals geſtattete; ſie hatte ſich deshalb, ſobald ſie hörte, daß dieſes alte Ehepaar einſam und bekümmert ſei, bei des alten Franks Krankenbette eingeſtellt. Sie wollte nur Theilnahme bezeigen, ſie fand aber die Auffoderung, jede Art von Hülfe zu leiſten. Frank's jährliche Erſparniſſe hatte Heinrich jährlich aufgezehrt, ein kleines Kapital, das der Greis von ſeinem Vater geerbt und ſeiner Witwe zu hinterlaſſen gedachte, war vor Kurzem durch den Bankerot eines Schuldners verloren gegangen, ſein Alter und ſein Kummer hatten ihn an gelehrten Nebenverdienſten gehindert, Muthloſigkeit hatte ſeine alte Gattin von ſorgfältigem Haushalt abgelenkt. Beate ward helfender Engel in jedem Sinne, und als der liebe Greis zur Ruhe war, bemühte ſie ſich, ſeiner Hinterbliebenen ſchwaches Gemüth aufzurichten, und ſann darauf, wie ſie, die auf ihrer Ältern Mithülfe wenig rechnen durfte, den Lebensreſt der alten Frau würdig erleichtern könnte. Konrad beobachtete ſie mit Bewunderung, und verließ ſie nach des Alten Begräbniß mit inniger Liebe. Dem Seelenforſcher könnte zuweilen bedünken, da erſcheine die Liebe am herrlichſten, wenn ein ſittlich und geiſtig gereifter Menſch ſie in ſeiner Seele aufnimmt, wie die heilige Tiefe der unbewegten Flut des Mondes leuchtendes Bild. Von Oſten nach Weſten vollendet dieſer ſeinen Lauf; indeß Myriaden von Welten über ihm ſich drehen, ſtralt die ſtille Flut ihn unverfälſcht, rein zurück. So leuchtete von da an Beatens Bild aus Konrads Herzen zurück, und ſo ſtill wandelte das Mädchen, den Blick ihrer Seele nur auf ihn geheftet, durch das Leben. Konrad ſagte ihr, daß er noch einige Jahre würde arbeiten müſſen, ehe er ihrem Vater ein annehmlicher Schwiegerſohn ſein könne; ſie bliebe daher frei, allein er ſei für immer gebunden. Sie bekannte ihm, daß ihr ſtolzer Vater ſtrenge Bedingungen machen würde, um ſeine Einwilligung zu geben; daß ſie mit kindlichem Gehorſam ſich jeder unterwerfe, aber keines ſeiner Gebote ihr je einen andern Gatten aufdringen ſolle. Die Hoffahrt des Vaters ſetzte ſie auf eine ſchwere Probe. Beate, die Konrad ihr Herz in ihrem zwanzigſten Jahr geſchenkt hatte, ſah ihre Jugendblüte bleichen, ehe die elende Bedingung: daß Konrad wirklicher Leibmedicus ſein müſſe, um ſein Schwiegerſohn zu werden, erfüllt wurde.

Konrads Ruf als Arzt ward ſo glänzend, daß er, der aus niederm und armem Stande entſproſſen, keine Protection genoß, als der Würdigſte zum Leibarzt des Fürſten erwählt, nach Beatens Wohnſitz, Heinrichs Geburtsſtadt, berufen ward. Erſt nach ſechs Jahren Treue und Harrens vereinte die Ehe ein Paar Herzen, die im ewigen Jugendgefühl von dem Lauf der Jahre keine Spur trugen. Ihr Eheglück war nicht eine ſchöne Herbſtblume, es war der ſpät grünenden deutſchen Eiche gleich, die herrlich und mächtig dem Lauf der Jahreszeiten nachſchreitet. Konrad brachte mancherlei Sorgen als Erretter und Linderer körperlichen Leidens mit in die Ehe. Beate war ſchon allein um des Guten willen reich, was ſie jahrelang an Heinrichs verlaſſener Mutter gethan hatte. Da ſie Hülfe bedürftig war, hätte ſie in jedem Fall für ſie geſorgt; als ſie aber durch ihren Geliebten die nähern Umſtände ihres Schickſals erfuhr, empörte ſich ihr Herz, daß die Mutter von Konrads Freund der Gemeinde überlaſſen bleiben ſollte. Sie vermochte ihren Vater, ihr die kleine Wohnung im Hinterhaus um geringe Miethe zu laſſen, ſie wirkte durch eignes Zureden und Mithülfe eines wackern Geiſtlichen ſo wohlthätig auf ſie, daß der leichte Sinn, der früher ihres Sohnes Verderben herbeiführte, ihr nun das Leben tragen half. Beate beredete ſie, zu einer kleinen Nähſchule den Namen herzugeben, welche ſie ſelbſt in der That dirigirte; aber der Ertrag half der Greiſin fort, und die Beſchäftigung erhielt ſie heiter, ein durch Beate wach erhaltenes religiöſes Gefühl machte ſie eifrig, die kleinen Mädchen recht gutmeinend zu behandeln, und alſo mit gemildertem Schmerz und feſtem Vertrauen, ihren Heinrich entſühnt wiederzuſehen, rief ſie nach einigen Jahren der Tod mitten aus dem Kreis der freundlichen Kinder ab.

Dieſer Segen wirkte aber auch mächtig auf Konrads Leben. Sechs ſchöne geſunde Kinder wuchſen um ihn auf; er und ſeine Beate wollten nur Eines — rechtſchaffne Menſchen aus ihnen ziehen — und das gelang ihnen auf dem einfachen Wege des Gehorſams und des Fleißes; allein auf ihre Charakterbildung und ihren Weg in der Welt wirkte außer ihren Lehrern auch das Fortſchreiten der Zeit. Marie, das erſte Pfand ihres Eheglücks, ward ſehr einfach erzogen, im letzten Nachhall der altväterlichen Sitte, die Konrad aus ſeiner beſchränkten Lage, Beate aus ihrem ſtrengen Vaterhauſe herübernahm. Der junge Willmer hatte den Landbau wiſſenſchaftlich ſtudirt, er hatte die Geſetze ſeines Landes erlernt, um ſeine eignen und die Rechte der Armen zu vertheidigen, und ſchuf in dem Dorf, wo ſein Vater als Amtmann reich geworden war, ein Bauerngut durch Ankauf und Anbau zu einem herrlichen Landgute um. Er ſah und liebte Marie, mit Freuden legte Konrad ſeines Lieblings Hand in die ſeinige, fröhlich brachten in den erſten Jahren ſeine jüngern Kinder die Feiertage bei dem freundlichen Schwager zu, und Konrad ſegnete Willmer's Loos, der im Wohlſtand bei den nützlichſten Beſchäftigungen noch Muße behielt, ſeinen Geiſt anzubauen und ſeine Gattin liebend mit zu gleicher Bildung fortzuführen. Allein die Jahre brachten Änderungen hervor.

Sophie, Mariens zweite Schweſter, ein glänzendes Mädchen durch Geiſt und Geſtalt, heirathete einen Mann mit vornehmem Titel; neuere Verhältniſſe ſchufen neue Sitten im väterlichen Haus, die Brüder wurden von dem angeſehenen Schwager empfohlen; der alte Fürſt, dem ſein Leben lieber wurde, je ſchwächer es glimmte, wollte ſeines Leibarztes Verdienſte in ſeinem Sohne belohnen und ernannte Mariens älteſten Bruder zum Juſtizrath, wie er kaum der Doctorwürde gewohnt worden war; ein jüngerer war Soldat geworden und hatte gerade Zeit, vor dem Frieden ſchnell bis zum Hauptmann zu ſteigen; ebenſo glücklich wurden ihre übrigen Geſchwiſter verſorgt, ſodaß Konrad im Kreiſe ſeiner Kinder das ſeltne Beiſpiel ungetrübten Glückes und reicher Ehre als Gatte, Vater und Bürger aufſtellte. Daß in den letzten Jahren ſeines Lebens ſeine nächſten Umgebungen nicht mehr waren wie ehemals, bemerkte er wohl; er geſtand ſich auch ein, daß ſie ihm nicht ſo wie das Ehemalige behagten, allein er bedeutete ſich, daß die neue Welt nicht mehr ſo ſein könnte wie die alte, und indeß ſeine Beate die Abende den Geſellſchaftszirkel ihres Schwiegerſohn Staatsraths beſuchte, oder Geſellſchaft bei ſich verſammelte, wo ihre Kinder Leben und Glanz verbreiteten, fuhr er nach Willmer's ſtillem Landgute, wo ihn ſeine Enkel umkreiſten; denn ihn zum Großvater gemacht zu haben, war, obſchon drei andere ſeiner Kinder verheirathet wurden, Mariens beglückender Vorzug. Hier bei Willmers war der Zweck der Zierlichkeit in jeder Einrichtung: Bequemlichkeit und Genuß; die hauptſächlichſten Mittel: Reinlichkeit und Dauer; der Luxus: Blumen, Bäume, Stauden, Ertrag eigner Betriebſamkeit, Gelingen kluger Benutzung der Mittel. Auch Willmer und ſeine Gattin zogen je mehr und mehr vor, den Vater bei ſich zu ſehen. Freilich hatte ſich Willmer durch ſeine Individualität beſtimmen laſſen, dieſe Lebensweiſe zu wählen. Die Begriffe über Menſchenwohl und Menſchenwerth, welche während ſeiner Jugendbildung zum Gemeingut geſtempelt wurden, hatten ihn vom Fürſtendienſt entfernt, aber zum Staatsbürger gemacht. Der Maßſtab, den ſeine Schwäger je mehr und mehr an ihn legen wollten, ſtand ihm demnach nicht an; ohne Zwieſpalt wurden ſich die Geſchwiſter fremder, und Beate, welcher Maria zuerſt viel geweſen war, die ihre verdienſtliche Thätigkeit, ihr feſt gegründetes Glück mit Beruhigung und Dank zu Gott anſah, war doch ſchwach genug, die Innigkeit zwiſchen den Geſchwiſtern dadurch herſtellen zu wollen, daß ſie Willmer zu bewegen ſuchte, um die Oberamtmannsſtelle, welche ſein Vater beſeſſen hatte, einzukommen; dann hätte er einen Rang gehabt, einen Einfluß. Willmer küßte ihr lachend die Hände, ſie bat, weinte; Marie weinte auch, allein nicht um ihres Mannes Entſchluß zu lenken, ſondern über den Bruch, der nun zwiſchen ihm und ſeinen Schwägern entſtehen mußte, nun jenes Denkart ſich ſo ſcharf in ſeiner Weigerung ausſprach. Allein Willmer blieb feſt, er lachte mit ſeinem ehrwürdigen alten Schwiegervater bei deſſen nächſtem Beſuch über den „Welttand“ und führte ihn durch ſeine Saatfelder, wo die blühende Frucht die Luft mit balſamiſchen Düften erfüllte. Der liebe Alte blieb mitten in dem Halmenmeer neben einigen mit Blüten übergoſſenen Hollunderbüſchen ſtehen und ſagte wankend: Wahrlich der alte Menſch iſt zu ſchwach für die Weihrauchwolken des großen Altars um uns her — er ſprach undeutlich, aber ſein Auge lächelte, und ſo verſchied er und ging aus dem duftenden Tempel in das Allerheiligſte ein; das war die Veranlaſſung, warum er hier auf dem Dorfkirchhof ruhte, und Marie ſegnete den Zufall, der ihr die Hut ſeines heiligen Grabes verliehen hatte.

Bald nach ſeinem Tod trat die denkwürdige Gegenwirkung gegen das Übergewicht unſerer weſtlichen Nachbarn ein. Willmer hatte nie gewürdigt die Anſpielungen zu rügen, welche ſeine Schwäger über ſeine politiſche Denkart zu machen befliſſen waren. Wie in dieſer Zeit ein verirrter Haufen der beſiegten Heere des großen Eroberers, Unglück und Treubruch an Unſchuldigen rächend, Willmer's Gegend Verderben drohte, berief er Männer und Jünglinge der umliegenden Dörfer zuſammen, traf die geſchickteſten Anſtalten und brachte den ganzen Haufen als Kriegsgefangene in die Reſidenz ein. Eine Säbelwunde über die Schulter, ein Bajonetſtich im Schenkel bewieſen, daß der wackere Häuptling nicht von weitem gefochten. Der alte Fürſt ſchüttelte ihm die Hand, rühmte ſeines Schwiegervaters Andenken und fragte, womit er ihm lohnen könnte. Willmer erſuchte ihn, einſt, wenn er für ſeine Söhne zu bitten hätte, an dieſe Stunde erinnern zu dürfen, und eilte in ſein Dorf zurück. Allein bei dieſem Anlaß hatte er wol gegen ſeine Schwäger Unrecht auf ſich geladen. Dieſe nie wiederkehrende Gelegenheit, Gnaden vom Fürſten zu erlangen, war für dieſe, in der Welt Eitelkeit befangene Menſchen zu groß, um in ihrem Beſtreben Maß halten zu können. Sie eilten ſchon bei dem Einmarſch der wackern Landleute, die den Gefangenen zum Geleit dienten, Willmer entgegen; ihrer Freude über den Tapfern konnte es nicht an ſchönerm Zuſatz fehlen, und das anerkennend, nahm er ihre Bewillkommung mit Herzlichkeit auf; wie ſie aber nach ſeinem Zutritt beim Fürſten in Schmeichelei ausartete, und, nachdem ſie ſeine Weigerung, Gnaden zu erbitten, erfahren hatten, eine wahre Wuth ſie ergriff, brach ſein Unwille los; ein paar Worte, die ſeinen ganzen Ekel an dem Patriotismus ausdrückten, der Haß zur Triebfeder und Selbſtſucht zum Ziel habe, machten einen Riß in dem Verhältniß der Geſchwiſter, welchen ſeitdem nicht die Zeit und nicht Mutter Beatens herzliche Bemühung zu heilen vermocht hatte.

Das war der Kummer, welcher Marie bei dem durch ihre leidende Geſundheit geſchärften Gefühl ſo drückte. Zwei Mal hatte ſich, des Vaters Todestag an ſeiner Ruheſtätte zu feiern, die Familie jährlich bei Marie verſammelt, und das Andenken des Verklärten hatte in dieſen wenigen Stunden alle Mißtöne entfernt. Man hatte ſein Grab mit Blumen beſtreut und das Lied geſungen, unter deſſen lebenverheißenden Tönen es einſt aufgehäuft worden war; dann hatte man in ſeiner Lieblingslaube einen ſtillen Abend verlebt, und beim Abſchied meinten alle dieſe Menſchen, von denen keiner Böſes im Sinn hatte, daß ſie ſich mit ihrer Unzufriedenheit Einer über den Andern doch Unrecht thäten. Dieſes Jahr war nun, nach dem Auftritt bei Willmer's Einzug mit den gefangenen Franzoſen, eine ſolche Vereinigung unmöglich, ein Jedes fühlte ſich unwürdig, mit Zorn im Herzen an des Vaters Grabe zu ſtehen, und eben in den Tagen dieſer Todtenfeier ſollten Konrads Kinder alle in der Hauptſtadt vereint werden; denn der Hauptmann, der ſeit ſeinen Dienſtjahren nur auf Moments in ſeine Vaterſtadt zurückgekehrt war, hatte nun ſeinen Abſchied genommen und wollte eine bürgerliche Beſchäftigung ergreifen. Seine Ankunft ſollte in dieſen Tagen erfolgen, und Marie hatte vernommen, daß die Mutter ſie durch ein glänzendes Feſt zu feiern gedachte. Dieſe Verhältniſſe waren es, welche dieſe zarte, treue Seele mit einer Wehmuth, deren Lebhaftigkeit Willmer ein wenig zu tadeln ſchien, Frank jetzt mittheilte, als die erſte Überraſchung, die Kinder ſeines geliebteſten Freundes zu erkennen, vorüber war. Frank nahm an Mariens Bekümmerniß den lebhafteſten Antheil, und ſann alle Möglichkeiten durch, die Herzen dieſer Menſchen einander zu nähern. Willmer ſagte zu ihm: Die Herzen bedürfen hier keiner Annäherung, mein verehrter Freund; die Köpfe ſind getrennt, und die werden durch keine rührende Auftritte, die werden nur durch verbeſſerte Einſicht genähert. Und ſelbſt alsdann iſt damit keine Innigkeit erlangt; das alte Sprichwort ſagt es: Vergeben will ich, aber vergeſſen kann ich nicht. Der edlere Menſch iſt durch die Sorge, die Narben zu verbergen, die ein verſöhnter Gegner ihm ſchlug, ſeiner Unbefangenheit beraubt, und der Gegner bei dem Anblick dieſer Narben unausbleiblich gedemüthigt. — Marie weinte ſanft, Frank verließ mit den Worten: Sie ſprechen eine furchtbare Wahrheit aus! ſeinen Platz und ſtellte ſich im finſtern Schweigen ans Fenſter. Nach einer langen Pauſe fragte Marie: Und ſoll dieſer ſchreckliche Zwieſpalt ein ganzes Leben durch fortdauern? Und wenn dort der Vater mich frägt — Willmer unterbrach ſie raſch, ehe ſie das quälende Bild ausmalen konnte. Nicht doch! rief er, die Zeit mildert Vieles, ändert Vieles! Wir haben ein Leben vor uns, meine Marie, in dem wir durch Rechtſchaffenheit und Milde alle Herzen, die unſern und die ihren, endlich ſo umſpinnen wollen, daß keine Narbe mehr ſichtbar iſt. — Frank ſchritt ſchnell zu den Beiden, legte ſeine Hände auf eines Jeden Haupt und rief wie mit einem Schrei der Verzweiflung: O ihr Glücklichen, die ihr noch ein Leben vor Euch habt, Euch mit Lebenden zu verſöhnen! — und ſeine Stirn mit der Hand bedeckend, eilte er aus dem Zimmer.

Willmers ſahen ihn den Abend nicht wieder und hörten den andern Morgen, daß er nach der Stadt gefahren ſei; zugleich erhielten ſie auch ein paar herzliche, wehmüthige Zeilen von Mariens Mutter, die ihnen ſchrieb: der Hauptmann ſei angekommen und habe mit lebhafter Achtung von ſeinem Schwager Willmer geſprochen. Dieſe arme Mutter nahm erſt, ſeit ein anderer als ihres Gatten weiſer Wille ſie leitete, wahr, daß ſie nicht Kraft hatte, ihre beſſeren Anſichten durchzuſetzen; ſie fand ſich noch gequälter, wenn der zahlreiche Kreis der in der Stadt um ſie verſammelten Kinder ſie tadelte, Willmer's Anſichten durch ihren Beifall zu begünſtigen, als ſie es durch die Entſagung war, Marie öfters zu ſehen, und deshalb erſchloß ſich ihr Herz in der Hoffnung, ihren jetzt angekommenen Sohn ſeinem Schwager Willmer Gerechtigkeit widerfahren laſſen zu ſehen.

Heinrich war wirklich nach der Stadt gefahren, und die Ankunft des Hauptmanns war die erſte Nachricht, die der Lohnbediente ihm auf dem Wege zu ſeines Konrads Witwe mittheilte. Er ließ ſeinen Namen nicht anſagen, ſein Anſtand und Aufzug verhinderten den Bedienten, eine andere Meldung für ſeine Herrin zu fodern als: daß ein Fremder ſie zu ſprechen verlange. Frank zwang ſich zu einer Faſſung, die ſeinem Herzen fremd war — das ſchwamm in Wehmuth —; denn der Greis wie das Kind hat für ſeine Rührung nur Thränen. Er brauchte keinen Eingang, keine Umſchweife, ſondern fragte die würdige Alte, die mit behutſamer Höflichkeit zu ihm trat: ob ſie ſich erinnere, daß ihr Gatte einen Freund, Heinrich Frank mit Namen, gehabt habe? — Die Witwe bejahte es freudig und ſetzte hinzu: Bringen Sie Nachricht von ihm, ſo muß ich ſchmerzlich beklagen, daß er ſie nicht noch vernahm. Nur wenige Tage vor ſeinem Tode ſagte er mit der Innigkeit, die das Alter ihm nicht genommen, von einem ſeiner Schwiegerſöhne: Willmer erinnert mich doch oft an meinen Heinrich! — Dieſe Worte überwältigten Frank, ſeine Stimme zu beherrſchen, und er ergriff der Matrone Hände und ſprach mit gebrochenen Tönen: Dieſer Heinrich bin ich; hier iſt ſein letzter Brief, den ich erhielt, ehe ich vor ſiebenunddreißig Jahren Europa verließ, er bezeuge Ihnen meine Rechte, ſeine Witwe zu begrüßen.

Die Matrone blickte flüchtig in das Blatt, drückte es an ihre Bruſt und empfing den alten bekannten, doch nie geſehenen Freund mit herzlicher Liebe. Frank verſchwieg, daß er in Kirchdorf ihre Tochter Willmer geſehen, er konnte mit Recht ſagen, erſt ſoeben in die Stadt angelangt zu ſein, und keines von Mariens Familie ahnete, daß er ſchon von den Verhältniſſen des Hauſes unterrichtet ſei. Mariens Mutter foderte Frank beim Schluß ihrer erſten Unterredung auf, ein Zimmer in ihrem Hauſe zu beziehen; er nahm es mit einfacher Dankbarkeit an, denn er glaubte durch dieſes nähere Verhältniß die Gemüther, auf die er planmäßig zu wirken gedachte, beſſer kennen zu lernen. Der gute Frank erinnerte ſich jetzt ſo wenig als bei jeder wichtigen Begebenheit ſeines Lebens, daß er immer geglaubt hatte, ſeinem Verſtande zu folgen, wenn er that, was ſein Herz ihm zum Bedürfniß machte. Nach ein paar Stunden, in denen er Straße auf und ab die Erinnerungen ſeiner Kindheit wieder aufgeſucht hatte, erinnerten ihn ſchwere Gewitterwolken, ſeine gaſtfreie Wohnung wieder aufzuſuchen, und unter fernem Donner kam er nach Hauſe.

Frank war ſich, ſo unbekannt und unerkannt durch die ihm fremd gewordenen Straßen ſtreifend, wo ihm ſonſt Hunderte als Bekannte oder Geſpielen begrüßt, wie ein wandelndes Geſpenſt vorgekommen und ſtand, verſunken in ſchmerzliche Gefühle, den fernen, trotz des Mittagslichtes auf finſterm Himmel zitternden Blitz als ſeinen einzigen alten Bekannten in dieſer Fremde begrüßend, am Fenſter ſeines Zimmers, als ihn der Ruf zum Mittagstiſch ſeiner Wirthin aus ſeinen Träumen erweckte. Er fand, Willmers ausgeſchloſſen, alle Kinder ſeines Freundes verſammelt; zu Aller Erſtaunen und der Mutter Mismuth, fehlte der Hauptmann, der ziemlich früh ganz allein weggeritten war, allein der Mismuth ging in Wehmuth über, als ſich Frank neben ſie niederließ. Hätte mein Mann ſeinen Heinrich unter ſeinen Kindern geſehen! rief ſie innig. — Er ſieht mich hier unter ihnen, erwiederte Frank gerührt; fühl' ich mich doch zum erſten Mal wieder unter den Meinen. — Aber Sie haben eine Tochter, Sie bekommen Enkel, ſagten Sie mir? — Ich lebe in Feindſchaft mit meiner Tochter, mein Haus iſt einſam, antwortete er ſchneidend und blickte in den Kreis der Jüngern umher. — Unter dieſen fühlten einige ein Grauſen, wie ſie mit ſo dürren Worten ſagen hörten, was ſeit einiger Zeit nur zu einheimiſch in ihren Herzen geworden war. — Junge Leute, nahm Frank nach einer Pauſe wieder das Wort, wenn meine Tochter einſt ihre Kinder um ſich verſammelt, darf ſie meinen Schatten nicht zu ſich beſchwören, denn ſie muß fürchten, daß er mit Vorwurf unter ihnen aufträte. O hütet Euch vor dem Moment Eures Lebens, wo der Anblick Eures Vaters — würde Sterblichen der Anblick Verklärter vergönnt — Euch an Schuld mahnte! — Die Gewitterwolken hatten ſich tiefer geſenkt, durch die rothen Vorhangsdraperien fiel nur ſpärliches Licht auf die von den Fenſtern entfernte Gruppe der erbleichenden jungen Leute. Alles ſchwieg. „Doch hier fehlen ja außer dem Hauptmanne noch Kinder,“ fing Frank jetzt wieder an, nachdem er abermals nachſinnend mit ernſtem Auge den Kreis überblickt hatte. „Mariens Kinder müſſen ja ſchon erwachſen ſein, und welches iſt ſie und ihr Gatte?“ — Die Matrone zögerte, die Kinder ſchlugen alle den Blick zur Erde. — Mariens Familie fehlt freilich unter uns, ſagte endlich bang und ſchmerzvoll die Mutter. — Wie, heute? Bei der Rückkehrfeier des Bruders? Iſt denn Kirchdorf zu weit? Iſt Marie denn krank? Verdient denn Willmer nicht unter Konrads Kindern des Bruders Rückkehr zu feiern? — Der Mutter brach das Herz bei dieſer Steigerung von Bedeutung in des alten Freundes Fragen, die er bei der bangen Stille aller Gegenwärtigen mit zunehmender Heftigkeit und angeſtrengter Bemühung, gefaßt zu bleiben, ausſprach. — Willmer nicht werth, unter Euch zu ſein? rief ſie endlich, von ihren Gefühlen begeiſtert, den aufgeſchreckten Kindern zu. Wenn Eures Vaters milder Geiſt ſich uns ſichtbar zeigte und uns fragte: wo iſt meine Marie mit dem würdigen Gatten? — Hier ſind ſie, meine Mutter, hier ſind wir! riefen ein paar Stimmen, und Marie und Willmer ſchloſſen die Mutter in ihre Arme. Die Geſchwiſter waren einen Augenblick, weil zu gleicher Zeit ein mächtiger Donner, von einem blendenden Blitz begleitet, herabrollte, von ſo einer mächtigen Empfindung ergriffen, daß die Frauen, in den Armen ihrer

Männer ihr Antlitz an deren Buſen verbergend, Schutz ſuchten und den Hauptmann gar nicht gewahr wurden, der, Mariens jüngſtes Mädchen auf dem Arm, die beiden älteſten zur Seite, nach Willmers ins Zimmer getreten war und nun die Zeit abwartete, der Mutter Liebkoſungen zu theilen. Sie verweilte nicht, die Mutter ahnete die liebe Gegenwart der Enkel, ſie begriff des Hauptmanns Antheil an der Sache, ſie ſprach auch Frank nicht frei davon und blickte, von ihren Kindern umfangen, ſchon nach den Enkeln hin. Indeß dieſe nun an ihr hingen, ging der Hauptmann auf Frank zu, ſchüttelte ihm kräftig die Hand und ſagte humoriſtiſch oder begeiſtert: Meines Vaters Zwillingsbruder, kommen Sie hierher, helfen Sie und unſers Verklärten Geiſt, der gewiß hier auf uns ſchaut, wie er mich auf dem Schlachtfelde umſchwebte; helft Ihr Zwillingsbrüder, wie Euere Sterne den irrenden Schiffer, dieſe Männer auf rechten Weg bringen. Brüder, Schwäger, rief er nun und führete Willmer einen Schritt auf die zögernd Nahenden zu, ich würde ohne den herzlichſten Umgang mit dieſem meinen Waffenbruder nicht froh unter Euch leben, deshalb habe ich ihn vermocht, das Feſt meiner Rückkehr mit uns zu feiern, und wahrlich, ich leſe in Euern Augen, daß es nun erſt ein Feſt für uns Alle zu ſein beginnt.

Seit des Hauptmanns Ankunft hatten die Geſchwiſter ſich das Misbehagen, das ihnen ihre Entzweiung mit Marie und ihrem Gatten erregte, nicht länger verſchwiegen. Dieſer durch den Krieg zur Selbſtändigkeit und durch die in ihm ſo mannichfach herbeigeführten Anſichten des Lebens zur Klarheit gebildete junge Mann hatte bei ſeiner Rückkehr ins Vaterhaus mit Unwillen den Zwieſpalt unter ſeinen Geſchwiſtern erfahren. Mit Erröthen nahm er wahr, daß ſeine eignen unreifen Anſichten, die er vor mehren Jahren bei ſeiner letzten Anweſenheit geäußert, dazu beigetragen hatten, Willmer ſeinen Geſchwiſtern in einem falſchen Geſichtspunkte zu zeigen. Die ſchöne Waffenthat, wodurch dieſer ſeine Umgegend vor Mißhandlung des flüchtigen Feindes geſchützt, brachte ihn dieſem Schwager vorzugsweiſe näher, er beſchloß ihn zu verſöhnen, und dem Entſchluß folgte die That. Gleich den Tag nach ſeiner Ankunft, während Frank in die Stadt fuhr, ritt er nach Kirchdorf hinaus; die Freude war gegenſeitig, war unausſprechlich. Sie begeiſterte Willmer's Verſtandesanſicht, ſo daß er die Überzeugung gewann, im Bunde mit dieſem geraden, herzlichen Menſchen ſeiner Marie Geſchwiſter zuerſt die Hand bieten zu dürfen und fortan alle ihre Schwächen zu verzeihen. Nach einigen beſeitigten Hinderniſſen gelang es dem Hauptmann, die ganze Familie trotz des heranziehenden Gewitters in die Stadt zu entführen. Dort hatte ihm indeß das Mutterherz in die Hand gearbeitet. Beate hatte den Kindern während Frank's Morgenwanderung die nie gegen ſie erwähnte Geſchichte von deſſen Jugend erzählt; ſie hatte mit Wehmuth von dem Jammer geſprochen, deſſen Zeugin ſie an des alten Frank's Sterbebette geweſen war, und nicht ohne Bedeutung hatte ſie geſagt: O meine Kinder, aller Jammer der Erde iſt nichtig, gegen die Thränen, die Ältern über das Unrecht ihrer Kinder vergießen — und mit gedämpfter Stimme ſetzte ſie hinzu: und kein Unrecht muß ſo nagende Reue nach ſich ziehen als das Unrecht, was Kinder an ihren Ältern thun, weil das Altersverhältniß ſie ſo oft am Erſatze verhindert. Es gleicht ja faſt dem Selbſtmord, dem einzigen Verbrechen, bei dem der Menſch zum Bereuen keine Zeit hat. —

Durch dieſe Erzählung vorbereitet, hatten Frank's Reden die Gemüther noch mehr erſchüttert. Wenn das Gefühl einem Irrthum widerſtrebt, ſo gelingt es dem lebhaften Misfallen Anderer am leichteſten, die Vernunft von ihm zu überzeugen. Wie Frank die Frage that: „Verdient denn Willmer nicht unter Konrads Kindern des Bruders Rückkehr zu feiern?“ war mehr oder minder lebhaft in eines Jeden Herzen ein bitterer Vorwurf über ihre Ungerechtigkeit laut geworden, ſodaß die Schweſtern, von Reue ergriffen, bei Mariens Erſcheinung, in dem Augenblick, wo ihre Mutter in dem Namen ihrer Verklärten fragte: wo iſt meine Marie mit dem würdigen Gatten? — das Natürliche nicht mehr von der Erſcheinung zu unterſcheiden vermochten.

Unter dieſen Umſtänden konnte ſich der Hauptmann nicht irren, als er in der Seinigen Augen die Bereitwilligkeit zu leſen glaubte, jeden Zwieſpalt in Vergeſſenheit zu begraben. Die Männer bekannten ſich mit rechtlicher Offenherzigkeit das Bedürfniß ihrer Ehre und ihres Herzens: ihre Familienbande durch Einigkeit zu zu ihrem bürgerlichen Wohl, durch Liebe zu ihrem Lebensglück zu befeſtigen; die Weiber umhalsten ſich, weinten, gelobten, waren unausſprechlich glücklich und fanden die Sprache zu arm für ihr Gefühl. Frank, der wenig, aber kraftvoll und wirkſam mit des Hauptmanns Brüdern und Schwägern geſprochen hatte, warf ſein Auge plötzlich auf die Kinder, die, ängſtlich, erhitzt, weinend, ohne recht zu begreifen, was alle dieſe Bewegung veranlaßte, aus den Armen der Großmutter in die der thränenreichen Tanten gezogen wurden — er ſchritt ſchnell auf ſie zu, ſammelte ſie und führte ſie an der Hand in ein Nebengemach. Erſtaunt ſahen die Frauen ihm nach, beſonnen folgte ihnen Willmer und fragte beſorgt, was ihnen fehle. — Den Kindern fehlt nichts, ſagte der Alte, die Jüngſte auf ſeine Knie ſetzend, die beiden Älteſten, wie ſie vor ihm ſtanden, leicht umfaſſend; den Kindern fehlt nichts, aber Ihr konntet ſie krank machen. Meine Lieben, wißt Ihr, warum Eure Mutter, Eure verehrte Großmutter, Alle ſo weinen, ſich ſo freuen? — Freuen ſie ſich wirklich? fragte der Knabe in ſehr beſtimmtem Ton. — Gewiß freuen ſie ſich, denn ſie haben liebe Kinder um ſich. Eure Oheime und Tanten hatten einen Streit gehabt, heute verſöhnten ſie ſich; begreift, wie furchtbar Zwietracht unter Geſchwiſtern iſt, wenn ſo fromme, wackere Menſchen, wie Euere Verwandten, ſie ſo bitter bereuen, wenn ihre Verſöhnung ſie ſo unendlich entzückt. Allein ihr bleibt hier, bis ſie ſich beruhigt haben. Es geziemt der Ehrerbietung, die ihr Euren Ältern ſchuldig ſeid, nicht müßige Zuſchauer ihrer Thränen zu ſein. — Bei dieſen Worten ergriff er Willmer's Arm und lehnte die Thür des Gemachs zu, in dem er die Kinder zurückließ. Mein väterlicher Freund, ſagte Willmer, indem ſie in das

Geſellſchaftszimmer zurückgingen, wie weiſe haben Sie mich und meine Kinder belehrt! — O mein Sohn, rief Frank ſtillſtehend und ſein Auge ſchmerzvoll zum Himmel hebend, ich bin der verarmte Goldmacher. Mein Gut liegt alles in der Aſche, jetzt bin ich wohl im Stande meinem Bruder Adepten zu ſagen: das Rezept betrügt dich.

Es war nicht ganz wie er's vermeinte. Der Friede, die Freude, die in ſeines verklärten Freundes Familie von da an heimiſch ward, weil keines der verſchieden denkenden Geſchwiſter ſeine Verſchiedenheit mehr als Trophäe dem andern vor Augen ſtellte, gaben dem Greis Glauben an die Möglichkeit, ſeine Tochter wiederfinden zu können; die Liebe war nie geſchwächt geweſen, und ſo führte ihn die Hoffnung nach einem Jahre wieder dem neuen Welttheile zu. Er ſtieg in Neuyork ans Land, nicht die heiße Sonne der Jahreszeit, nicht die Ermattung der langen Seereiſe hielt ihn ab, er eilte auf ſeines Schwiegerſohns Güter. Guter Gott, habe Dank, daß du ihm ſeine Tochter lebend finden ließeſt! daß ſeine Tochter den Vater lebend wiederſah! — Davaux, Dinas Gatte, war ein ernſter Mann, mit allen Eigenſchaften eines weiſen Herrſchers, ſichern Freundes, eines erfreulichen Geſellſchafters ausgerüſtet. An ſeiner Seite war Dina nicht ohne manchen Widerſtand, den Davaux nicht beachtete, nicht ohne manchen bittern Selbſtvorwurf wegen ihres Betragens gegen ihren Vater, über welche er ſie männlich tröſtete, in die Schranken der Weiblichkeit zurückgetreten; an die Stelle des Unmuths gegen ihres Gatten Oberherrſchaft war nach und nach Zerknirſchung gegen ihren Vater getreten. Die Geburt ihres erſten Kindes gab ihr zuerſt ein Gleichgewicht wieder; ſie ward ſich wahrer Würde bewußt, ſie ſah in ihrem Sohn das Mittel, die Nemeſis zu entwaffnen, welche Übel aus Übeln folgen zu laſſen bedroht. Er ſollte der beſte Sohn werden, und unvermerkt ward ihr der Vater theuer, dem ſie wollte dieſen Sohn erziehen. Wie Frank in der neu geſchaffenen Wohnſtätte fleißiger, genießender Menſchen anlangte, welche ſie, welche Davaur ihre Wohlthäter nannten, ſpielten zwei Kinder um ſie her, und ſie hatte das Glück, ihres Vaters Dankgebet für wiedergefundenen Frieden, erſt mehrere Jahre darauf, von ſeinen ſterbenden Lippen zu küſſen.

II.

Die Geſchwiſter.

An einem ſchwülen Frühlingstage kam ein ausländiſcher Wandersmann nach Berneck in Franken. Seine blühende Jugend, ſein ſchönes dunkles Auge bei einer fremdartigen, jedoch angenehmen Ausſprache, zeichnete ihn ſo ſehr aus, daß ſelbſt die Wirthin aufmerkſam ward und den jungen Fremden eigends anſah, freundlich nachfragend, ob der Frankenwein ſchmecke, und ſich erkundigte, woher er käme. — „Von Perekop; gar weit weg, am ſchwarzen Meere.“ — „Das ſchwarze Meer? Das iſt wol noch hinter Amerika?“ — Eine der gemeinen Wirthshausgeſtalten, ein verdorbener Schreiber oder dergleichen, lachte ſpöttiſch auf: „Hoho, Frau Wirthin, hinter Amerika!“ — „Nein, liebe Dame,“ ſchnitt der Fremde ſeinen Spott ab, „es iſt gerade auf der andern Seite. Hättet ihr einen Sohn in Amerika, ſo ſehntet Ihr Euch der Abendſonne nach zu ihm, und wenn ich meines Vaters gedenke, ſchau' ich dahin, wo die Sonne aufgeht.“ — Die Wirthin, die gar nicht gefühlvoller als andere Wirthinnen ausſah, rief gerührt: „Ach Gott, da denke ich wirklich an meinen Sohn, wenn die Sonne ſinkt, denn er iſt in Baltimore verheirathet —

und Euer Vater?“ — „Den deckt vielleicht in Perekop das Grab.“ Bei dieſen Worten hatte er ſeine Reiſeranzen wieder umgehangen und reichte der Wirthin zum Abſchiede ſchweigend die Hand; auch dieſe ſchwieg. Beide hatten Thränen in den Augen, die ſonſt muntere Frau ſah ihm über'n Platz nach, bis er links zu dem Thore bog, das nach Schorgaſt führt; dann ſagte ſie theilnehmend: „Er muß am Thore nach dem Wege gefragt haben, wenn er nur nicht irre geht!“ und ohne auf des alten Schreibers Witzreden zu hören, ging ſie in ihre Küche.

Der junge Wandersmann verfehlte aber den Weg. Statt bis ans Stadtthor zu gehen, gerieth er rechts durch ein Gäßchen an das Ufer der Oelſenitz und ging langſam und ſinnend ihrem Bette nach. Die Sonne begann zu ſinken, ſchwarze Wolken lagerten ſich ſeitwärts an das Ziel ihrer Bahn, dem ſie in einem leichten dünſtigen Schleier zurollte, indeß der obere Himmel noch im glänzenden Blau prangte. Der Wanderer, Feodor Prosko, befand ſich am Eingange eines engen Thales, das kaum mehr Platz hatte, als das Bett der Oelſenitz einnimmt, die weiß ſchäumend auf ſchwarzem Schiefer dahinſchießt. Bald rechts, bald links liegen wol kleine Wieſenplätzchen, die eben jetzt im farbigſten Blumenſchmucke prangten, oder das Ufer geht in einem ſanftern Abhange zu den Felſen empor; meiſtens iſt dieſes aber immer von einer oder der andern Seite ſteil und oft ſenkrecht von bemooſten Felſen gebildet und vergönnt dem Fluſſe nur eben zwiſchen dem Geſträuche oder den Wurzeln der alten, zum Himmel ſtrebenden

Tannen ſeinen Platz zu finden. Über die höchſten Bäume blickten Felſenzacken, und auf ihnen wurzelte Geſträuch und wiegten ſich Blumen, und hinter ihnen ſtiegen neue Stämme in Rieſengröße zum Himmel auf. Kein Ton menſchlichen Treibens miſchte ſich hier in die Sprache der Natur. Bald war es der Waldſtrom allein, der, in zornigem Wirbel um die Felsſtücken treibend, jeden andern Ton in ſeinem Brauſen verſchlang, bald glitt er ſo leiſe über ſein ſchwarzes Bett, daß ſein kryſtallhelles Waſſer vor dem Auge verſchwand, und nur hie und da, wo es die vom Ufer herabhängenden Roſenzweige ſpielend fortzog, oder ſie ſich neigend über ihn wiegten, verrieth leiſes Liſpeln ſein Daſein. Dann vernahm man den heitern Geſang des Rothkehlchens, das Zirpen der Grille; der Roßkäfer ſchnurrte mit ſchnarrendem Fluge von der Baumwurzel zum Johanniskraute, und die leichte Libelle ſchwebte im leiſe ſummenden Fluge über dem Waſſer. In all dieſes Leben der Töne und Farben blickte oben von den Felſenzacken hie und da ein weidendes Reh, und unter dem blauen Gewölk, das über dem Thale ſich wölbte, ſchaute ein Geier oder ein Habicht auf breiten Fittigen in das ruheathmende Thal. Feodor ward bald gewahr, daß er den rechten Weg verfehlt, glaubte aber aus der Richtung des Waſſers eine richtige Folgerung zu ziehen und klimmte raſch über Geſtrüppe und Baumwurzeln, hüpfte über die Felsſtücke im Waldſtrome und blickte dabei zuweilen nach Weſten in das Thal hinab, wo Gewitterwolken ſich thürmten.

Sein raſcher Gang kam ihnen nicht zuvor, die

Sonne umhüllte ſich gänzlich, die Schwüle lagerte ſich ins Thal, der Raubvogel ſank ſchweren Fluges in den Gipfel eines mächtigen Baumes, das Rothkehlchen ſchwieg, der Käfer kroch ſchüchtern unter die Wurzeln der Haſelſtaude, und langſam ſchlich das Reh in das Dickicht zurück. Feodor war noch ſchneller vorwärts geeilt, aber jetzt hielt er inne und blickte umher: bei der drückenden Schwüle zitterten in einzelnem Schauder die äußerſten Zweige, als rieſelte er aus ihnen heraus; denn keine Luft bewegte das Laub. Der Teppich der Wieſen ward gefurcht, als ſchleiſe man ein luftig Gewand über die Häupter ſeiner Blumen hin, und plötzlich kam ein Sturm, beugte die maſthohen Bäume, heulte in rollendem Donner durch die Gipfel, gelbe Blitze züngelten in die Zacken der Felſen nieder und erhellten blendend ihr gelbgrünes Moos. Feodor ſchmiegte ſich in eine tiefe breite Felſenritze, die ihn völlig ſicherte und barg. Der Regen ſtrömte ſo brauſend von der Steile des Berges herab, daß er den Donner überſtimmte, bis ein furchtbares Krachen ſein Ohr traf, ein zweites erſchütterte das Gewölbe ſeines Schlupfwinkels, und belehrte ihn, daß der Blitzſtral einen Baum getroffen, der, vor ſeiner Höhle herabfallend, vielleicht brennend, ihm den Eingang verſperren, im Rauch vielleicht ihn erſticken konnte. Der mächtige Baum ſchlug aber über die Höhle hinaus, hinaus über den Fluß, wo er eine künſtliche Brücke bildete, welche nun die beiden Felſenufer verband. Mit dem mächtigen Wort dieſes Donners hatte der Himmel ſeinen Spruch geſprochen; die Wolken entflohen, und nach wenigen Minuten ſetzte

Feodor ſeinen Weg im Schimmer der koſenden Abendſonne fort, die, den Gipfel der Berge vergoldend, tröſtend Thiere und Gewürm noch einmal aus ihren Schutzorten herbeirief. Jetzt bog die angeſchwollene Delſenitz um einen Felſenvorſprung; hinter ihr breitete ſich das Ufer, an dem der Wanderer hinklimmte, zu einer kleinen Wieſe aus, in deren Hintergrund hart am Berg eine Hütte ſtand, deren kleine Welt ſie zu bilden ſchien; denn rundum ſtarrten Felſen, und hoch ſtieg gegenüber das Ufer zum dichten Wald empor.

Auf Gaſtrecht zählend, eilte Feodor auf dem nun ſichtbaren Pfade zu der Hütte, die im Abendſonnenglanze, der die kleine Bucht umfloß, wie eine Wohnung des Friedens ihn einlud. Eine Stimme tönte ihm entgegen und ward ihm mit jedem Schritte deutlicher: von Thränen unterbrochner betender Geſang. Ehrerbietig wollte er deſſen Schluß abwarten und ſetzte ſich, mitbetend, auf eine Bank unter dem offnen Fenſter. Jetzt vernahm er deutlich eine ſüße weibliche Stimme, die von Wehmuth gedämpft, folgende Worte ſang:

Was vor mir heimgegangen,
Wird treulich mich empfangen —
Nimm mich zu dir, mein Gott!
Laß mich, der nichts geblieben,
Zu Denen, die mich lieben,
Nimm mich zu dir, mein Gott!

Jetzt erſtarb der Geſang in Thränen. „Hätte ich gewußt, daß es Sie ſo betrüben würde, ſo hätten Sie das Lied nicht ſingen dürfen!“ ſagte eine gebrochene Stimme, die aus einer andern Seite des Zimmers hertönte, und Feodor wagte durch das niedere Fenſter zu ſehen. Auf einem armen, aber reinlichen Bette lag eine Greiſin, der freilich nichts mehr übrig zu ſein ſchien als das Wiederſehen jenſeits — ſo ſchwach, ſo zum Tode müde ſah ſie aus. Ein, dem Anſchein nach noch junges Mädchen ging in einen Winkel des Stübchens, wo ein paar geweihte Kerzen vor einer Schmerzensmutter während des Gewitters gebrannt hatten. Sie löſchte ſie aus, trat dann an das Bett, faßte der Kranken Hand und drückte ſie, leiſe ſprechend, an ihre Bruſt. Jene ſprach mühſam, aber mit ſtarkem Ton, wie Hochbetagte zu ſprechen pflegen, fort: „Ihre Sternlein, Marie, werden noch glänzen, aber mich — mich will kein Herz mehr finden; denn das Herz meines Sohnes hat ſich ja von mir gewandt! Mich will kein Herz mehr finden, nimm mich zu Dir, mein Gott!“ Das Mädchen erblickte jetzt den Fremden, trat aus der Hütte und fragte um ſein Begehren. Sie war vielleicht einige zwanzig Jahre alt, eine edle Geſtalt, ſchöne, ernſte Augen, und von Blattern gezeichnet, ohne daß die Friſche ihrer Wangen, der Schmelz ihrer Zähne davon gelitten hätten. „Ich hatte den falſchen Weg nach Schorgaſt eingeſchlagen,“ antwortete Feodor, „worüber ich gehen wollte, um noch heute Abend Dorneck zu erreichen.“ — „Dazu wäre es in jedem Falle zu ſpät geweſen.“ — „Aber bis Schorgaſt können Sie mir vielleicht den Weg beſchreiben.“ — „Schorgaſt liegt noch vier Stunden von hier. Sie können es erſt tief in der Nacht erreichen; ſehen Sie, die Sonne iſt hinter den Berg geſunken und die Dunkelheit in der engen Felsſchlucht neben der Oelſenitz gefährlich." Wirklich war während des kurzen Vorgangs die Sonne hinter die Felſen getreten, das ernſte Mädchen ſtand ſchon im Schatten, nur noch hoch über ihr glühten die äußerſten Gipfel in ihrem ſcheidenden Lichte. „Sie haben eine kranke Mutter," ſagte Feodor zögernd, „ſonſt würde ich auf einer Bank in Ihrer Küche ſtille den Morgen erwarten. Lieber hier, als in einem Gaſthofe in Schorgaſt." — „Die liebe Alte iſt nicht krank," antwortete das Mädchen, indem ihre Augen ſich mit Thränen füllten," ſie iſt nur alt und — ſagen Sie ihr einen guten Abend, das wird ſie erfreuen."

Feodor trat an ihr Bett und ſagte ihr, wie ihn der Sturm in der Bergſchlucht überfallen, „und Euer Kind will mir erlauben, daß ich den Morgen in Eurer Hütte erwarte, weil die Oelſenitz je mehr und mehr anſchwillt." — Die Alte reichte ihm die Hand, und fragte, woher er gekommen, und fragte immer mehr, und Emma, ſo hieß die Jungfrau, welche Hausgeſchäften nachging, blieb etwa im Durchgehen ſtehen, hörte zu, fragte, wenn ſie aus dem Zuſammenhange war, und ſagte, wie ſie Milch und ein Gemüſe zur Abendkoſt auf den reinen Tannentiſch geſetzt und die kleine Lampe angezündet hatte: „Feodor heißt Ihr? Da war Euer Vater doch ein Ruſſe?" — „Fräulein, ich weiß nicht, woher er war; aber ein Ruſſe war er nicht; denn die Ruſſen im Bürgerſtande ſind unwiſſend, und Vornehme ſind nicht edel und beſcheiden wie er." — „Und Eure Mutter?" — „Die kannte ich nicht, habe nur eine dunkle Erinnerung von ihr, und ob ſie auf Wahrheit ſich gründete, habe ich meinen Vater nie fragen dürfen. Sein Schmerz blieb zu neu, bis er ihr nachfolgte ins Grab." — „Ins Grab!" ſagte die Alte, welche beſonders auf die Worte Achtung gab, die mit ihren Gedanken verwandt waren. — „Und hoffen Sie, ſo fern von Ihres Vaters Grabe Verwandte zu finden?" fuhr Emma fort. — „Mich will kein Herz mehr finden, ich rufe Dich, mein Gott!" ſeufzte die Alte, deren Gedächtniß, von den Worten angeregt, die wiedertönte, die es zuletzt beſchäftigt hatten. Feodor ſchwieg, ſichtlich ergriffen. Emma's Thränen brachen aber aus, ſie rief leiſe: „Guter Vater im Himmel, wenn Du keinen Frieden auf Erden mehr für ſie haſt, ſo nimm ſie doch zu Dir!" Sie weinte ſtill, indeß Feodor ſich dem Bette genaht, und nachdem er, die Lampe etwas näher rückend, die alte Mutter betrachtet hatte, fragte er: „Fräulein, ſind Sie denn ganz allein mit der Kranken?" — „Die Magd iſt in Berneck und kehrt erſt morgen zurück." — Jetzt richtete ſich die Alte auf und fragte: „Fräulein Emma, warum haben Sie die geweihten Kerzen wieder angezündet, der Sturm iſt ja vorüber?" — „Gute Mutter, ſagte Feodor, das iſt kein irdiſches Licht, was Du ſiehſt!" — Sie horchte auf. „Das war Albrechts Stimme, rief ſie; o, des Lebens Sterne funkeln! Zu ihm, zu ihm!" Dieſes rief ſie mit Siegerton, als habe neues Leben das Alter verjüngt, ſtreckte ihre Arme aus und ſank entſeelt auf ihr Lager.

Emma kniete neben der Todten in ſtillem Gebet, das Feodor ehrerbietig abwartete. Jetzt richtete ſie ſich auf, drückte der Siegerin die müden Augen zu und ſagte, indem ſie ein leichtes Tuch über ihr Antlitz deckte: „Gott ſendete Sie her. Es wäre mir doch unendlich ängſtlich geweſen, in dieſer Nacht ganz allein zu ſein.“ — „Die fromme Todte war nicht Ihre nahe Verwandte?“ wagte jetzt Feodor zu fragen. — „Nein, ich bin eine Waiſe, wie Sie; mögen Sie nicht ſo verlaſſen ſein, wie ich!“ — „Das iſt der Mann nie,“ erwiederte Feodor; „möchte ich ſo glücklich ſein, in dieſer Lage etwas für Sie thun zu können!“ — „Bleiben Sie bei mir, bis der Tag anbricht, damit ich nicht durch irgend einen Fremden erſchreckt werde; dann rufe ich unſere nächſten Nachbarn herbei und ſorge vor Allem, daß meine geliebte alte Wohlthäterin der Erde übergeben werde, und ſobald meine kleinen Geſchäfte geordnet ſind, wandere ich nach der Himmelsgegend zu, woher Sie gekommen.“ — Feodor rief erſtaunt: „Nach Perekop!“ — „Nicht nach Perekop, aber nach Cherſon, wo ich eine Bekannte im Kloſter der barmherzigen Schweſtern habe, und dort laſſe ich mich einkleiden.“ — Beide ſchwiegen lange, Emma, in ſtummer Betrachtung ihrer Lage, Feodor von widerſtreitenden Empfindungen zerriſſen. Ihm war, als gebot ihm eine innere Stimme, ſich Emma zu widmen, darum erſchrak er vor dem Gedanken, daß er in dieſem Zeitpunkt jene Gegend vielleicht auf immer verlaſſen hatte, wo er ihr Schutz hätte werden können. Sie dankte für Das, was ihr der junge Fremde mit unverkennbarer Innigkeit über dieſen Gegenſtand ſagte; „aber,“ ſetzte ſie hinzu, „Gott, der Sie mir heute ſo wunderbar zu meinem Troſt herſendete, wird mir andere Schutzengel bereiten." — Feodor fand, daß ihm in eines andern Mädchens Mund dieſe Worte nicht genügt hätten; aber von ihr thaten ſie ſeiner Eigenliebe nicht weh. Er ſchwieg, nachſinnend über die Urſachen, die dieſes Geſchöpf in dieſe Hütte gebannt hatten, da ihr Anſtand und Bildung, ja auch ihre Kleidung deutlich bewies, daß ſie in günſtigern Verhältniſſen gelebt hatte. Emma nahm nach einer Weile von Neuem das Wort: „Allein Sie ſelbſt, wohin geht Ihr Weg? Haben Sie Freunde, hoffen Sie Freunde in dieſem fremden Lande zu finden?" — „Wahrlich, ich hoffte Beides, als ich meine Reiſe antrat, aber mein Gemüth hatte keine Freudigkeit dabei. Und ſo deutlich mich die Einrichtungen, das Ausſehen Ihrer Länder überzeugte, daß ich aus einer Wildniß käme, graute mir dennoch vor dem Gedanken, hier eine Heimath zu ſuchen. Dieſe letzte Stunde, dieſe wunderbare Fügung —" Feodor erröthete und ſuchte vergeblich einen ſchicklichen Ausdruck; „hier an dieſem Sterbebette," ſagte er endlich, „ahnete ich, meines Vaters Grab ſei nicht das einzige Fleckchen Erde, das ich ungern verlaſſen, nach dem ich ſehnend zurückkehren würde." Er ſah dabei offen in Emma's Geſicht. — „Gut, Feodor, bei einem Sterbebette fallen kleinliche Convenienzrückſichten hinweg. Sie ſtanden wie ein Bruder mir bei, ich will als Ihre ältere Freundin mich anſehen." — Das konnte Emma; denn trotz des krauſen Haars über des Jünglings Lippe durfte ſich die dreiundzwanzigjährige Emma auf den erſten Blick für die Ältere halten. — „Wohin gedenken Sie, was für Freunde ſuchen Sie auf?“ — „Die Familie eines Baron Heilſtein, deren Haupt ich ein Packet Schriften von meinem Vater bringen ſoll.“ — „Heilſtein? fragte Emma erſtaunt, auf Dorneck?“ — „Auf Dorneck.“ — „Ihr Vater war alſo ein Deutſcher? Er kannte dieſe Familie?“ — „Emma, ich weiß es nicht. Mein Schickſal iſt darum ſo wunderlich, weil ich gar nichts von mir zu ſagen weiß. Seit meinem vierten Jahre lebte ich mit meinem Vater in Perekop; anfangs hatten wir nur ein ganz kleines Feld, mein Vater baute Gartengewächs, wie hier in der Gegend gebaut wird, was dort Niemand verſtand und ihm theuer bezahlt ward, dabei ſprach er das Ruſſiſche wie ſeine Landesſprache, ich dachte nicht daran, welches ſeine Mutterſprache ſei, denn Deutſch und Franzöſiſch lehrte er mich erſt im ſiebenten Jahre, wie ich ſchreiben und leſen lernte, und da nahm ich wahr, daß er kein ruſſiſches Buch beſaß, aber viele deutſche und franzöſiſche, die er aber ſorgfältig vor den Leuten verbarg. Nein, verbergen kann ich's eigentlich nicht nennen; er hatte nur eine Art, zu verhindern, daß Andere nicht mehr, als er wollte, von ihm erfuhren, ohne etwas zu verbergen. . .“ — „Feodor, die lernten Sie von ihm; denn Sie erzählen auch nur, was Sie wollen. Von Ihrer Mutter.“ — „O meine Schweſter,“ unterbrach ſie jetzt der Jüngling, „hätte ich's gelernt, ſo übte ich es nie gegen Sie. Von meiner Mutter weiß ich gar nichts, als daß ſie mir wie eine ſchöne traurige Frau vorkam. Wir haben damals gegen die polniſche Grenze zu gewohnt, mich dünkt auf dem Landgütern eines ruſſiſchen Großen, — ich erinnere mich nur, daß wir nach Landesart in Wohlſtand waren. Wie wir dort fortkamen, weiß ich nicht. Weiter erinnere ich mich, daß wir in einem Walde waren, mit zwei Kibitken, wie wir unſere kleinen Wagen nennen. Auf der einen lag die Mutter auf Betten, die führte der Vater; die andere, auf der Gepäck war, führte ein ruſſiſcher Knecht. In dieſem Walde wurde angehalten, der Mutter auf dem Mooſe ein Lager gebettet, und ich freute mich, dem Knecht Fichtenäpfel zum Feuer zutragen zu dürfen. Da befahl der Vater Dominik, mit mir tiefer in den Wald zu gehen. Ich ſehe noch ſein todtenbleiches, ſchmerzvolles Geſicht! — ich glaubte, er zürne mir, und bat ihn, mir zu verzeihen, weil ich eben mein Kleidchen an dem Feuer verſengt hatte; er hob mich empor und rief ein fremdes Wort, das ich nicht verſtand, aber nie vergaß; erſt ſpäter erfuhr ich, es heiße Waiſe — er rief: Waiſe! Waiſe! und hob mich, den Blick ſchrecklich zum Himmel gerichtet, empor. Dominik führte mich abwärts und betete ſeinen Roſenkranz und kreuzte ſich; ich fand aber Käfer und Blumen und dachte bald nichts Trauriges mehr, nur das Wort wiederholte ich kindiſch und riß dabei die großen blauen Glockenblumen ab, die ich noch jetzt nie ſehe, ohne an das Wort zu denken. Wie lange wir fort waren, weiß ich nicht; wie wir aber wiederkamen, lag meine Mutter todt auf dem Lager unter den Fichten, und der Vater grub ihr ein Grab. Ich habe das Übrige vergeſſen, glaube aber, wir lebten eine ganze Weile in dem Walde in einer Hütte, nahe bei einer Einſiedelei. Der Eremit gab mir trockne Früchte und lehrte mich lateiniſche Gebete. Dominik ſtarb hier, und ich glaube, er ward auf demſelben Raſenplan, wo meine Mutter liegt, begraben. Mir dünkt, ich hätte zwei Grabhügel geſehen. Dann mußten wir nach Perekop gezogen ſein. Dort hatten wir Anfangs nur einen kleinen Garten oder Feld; aber der Vater ging einmal mit mir nach Odeſſa, wo er Geld holte. Mit dieſem kauften wir mehr Land, und kauften einige Knechte, und der Ertrag einer großen Zahl Kühe, welche der Vater zu Butter oder Käſe benutzte, muß ihm viel eingebracht haben. Von Zeit zu Zeit reiſte der Vater nach Odeſſa, wo er von dem Gouverneur, Grafen von Richelieu, ſehr achtungsvoll aufgenommen ward. Er vergrößerte ſeine Güter noch mehr, legte Bier- und Brantweinbrennereien an, dabei unterrichtete er mich ſehr ſorgfältig, und ich habe die Führung ſeiner Geſchäfte vollkommen erlernt. Ich glaube, ich bin in Perekop ſo reich, als einer Ihrer hieſigen Barone; aber ich heiße nur Feodor Prosko, und bin ein tauriſcher Bauer."

Emma ſchien ganz in Gedanken verloren, und Feodor war nicht bedürftig, ſie in ihrem Nachſinnen zu ſtören. Er ſtand auf, zog leiſe die Leinwand von dem Antlitz der Todten, und ſah ſie ernſt und nachſinnend an. Nach einem langen Stillſchweigen ſchien Emma erſt wahrzunehmen, was er that, ſie rief mit einigem Schauder: „Laſſen Sie die Todte ruhen!" — „O ich ſtöre ſie nicht!" antwortete Feodor ſanft, und zog die Decke wieder über den Leichnam, „ich bedurfte den Anblick dieſes Bildes endlicher Ruhe. Nicht wahr, Emma, Ihr neuer Bruder iſt ein vereinzeltes Geſchöpf!" — „Er iſt ein Mann, er iſt ein frommer Menſch, er wird ſtark werden im Kampfe gegen ſein Schickſal. Dieſes iſt ſeltſam, denn, Feodor, von den Menſchen, die Sie ſuchen, iſt wol keiner mehr am Leben." — „Von der Familie Heilſtein?" — „Von ihr. Eine Tochter ging vor vielen, vielen Jahren zu Grunde; ſie hat wahrſcheinlich, vom Schmerz hoffnungsloſer Liebe gepeinigt, im Waſſer ihren Tod gefunden. Zwei Söhne ſtarben vor drei Jahren ſchnell nach einander, Beide verheirathet, aber unglücklich, kinderlos, der Eine von ſeiner Gattin entehrt. Ihre Ältern ſanken einſam, kummervoll — ach, ſie ſanken troſtlos ins Grab!" Dies hatte Emma mit ſichtbarer Gemüthsbewegung geſagt und die letzten Worte in Thränen erſtickt. — „Sie kannten ſie, Emma? Sie liebten ſie?" — „Lieben? O hätten Sie Liebe brauchen können! Sie erzogen mich; ich bin ein Fremdling, oder vielmehr ein von ſeinen Ältern verlaſſenes Kind. Aber ſehen Sie, der Tag bricht an, der kleine Hirt ruft die Heerde zuſammen. Ich muß dem nächſten Nachbar den Tod meiner alten Wohlthäterin anzeigen, damit ihre liebe Hülle mit Ehren begraben werde. Wollen Sie nach Dorneck, ſich bei dem fremden Erben zu melden, und ſpäter bei mir einkehren, dann erzähle ich Ihnen von den Verſtorbenen." — „O nicht ſo ſchnell!" rief Feodor, und hielt ſie zurück. „Wäre dies nicht der letzte Wille meines Vaters, hätte er mir nicht befohlen, durch die Übergabe dieſer Papiere Licht über ſeine Vergangenheit und meinen Urſprung zu ſuchen, ich ließ ſie unbenutzt; ich bäte Sie, meine Begleitung nach Cherſon anzunehmen, und kehrte an meines Vaters Grabhügel zurück.“ — „Nicht doch, das bleibt Ihnen ja immer. Gehen Sie jetzt nach Dorneck, geben Sie Ihr Packet durchaus nur in ſichere Hände, ſonſt behalten Sie es, kehren Sie dann zu mir zurück; dieſe Hütte iſt mein Eigenthum. Sie finden mich hier.“ Emma hatte bei dieſer Rede einen Strohhut aufgeſetzt, ſorgfältig Fenſter und Läden verſchloſſen und ſtand jetzt mit Feodor in der Hausthür. Er faßte ihre Hand, ſah ſie mit thränenvollem Blick an und ſagte: „Ich war bisher gefaßt, ich ging meinen Weg mit klarer Einſicht oder heiterm Gehorſam — er war ſo einfach, dieſer Weg! Jetzt iſt mir's, als ſolle er hier enden, hier in dieſer Hütte, hier an Ihrer Seite.“ — „Feodor, das kommt daher, weil wir uns an heiliger Stätte fanden; weil ich wahrſcheinlich die erſte Gebildete meines Geſchlechts bin, mit der Sie verkehrten; weil ich Sie, als Ältere von uns Beiden, ſo offen und ſchweſterlich behandeln kann. Gott mit Ihnen, mein Bruder! Kehren Sie bald zurück; kehren Sie unfehlbar zurück! Bewahren Sie Ihre Schriften, beſchließen Sie nichts, ehe ich Ihnen von dieſen Heilſteins erzählt habe.“ — Während des Sprechens waren ſie über eine kleine Wieſe gegangen um einen Haufen hoher Tannen, und hinter ihm lag eine zweite Hütte, deren Bewohner ſoeben ihre Hausthür öffneten. Emma winkte Feodor, dem Fußſteig entlang zu gehen, und trat in die Hütte.

Feodors einfache, unerfahrne Seele war in höchſter Bewegung. Er war halb Europa, von Oſten nach

Weſten, durchwandert, hatte ſich in einigen großen Städten aufgehalten, wohin er von Handelshäuſern in Odeſſa, mit denen ſein Vater in Verbindung geſtanden, Empfehlungen mitgebracht, und hatte nie die geringſte Unruhe über ſeine Zukunft empfunden. In München machte er die Bekanntſchaft von ein paar jungen ſtudirenden Norddeutſchen, die ſich anſchickten, das Fichtelgebirg zu durchſtreifen. Sie beredeten ihn, ſie zu begleiten, und dieſe erſte Fußreiſe, in der ſorgloſen, genialiſchen Geſellſchaft der beiden Jünglinge, hatte ſeine Lebensanſichten bereichert, mehr als die Zirkel der Städte. Als er ſich in Baireuth von ihnen trennte, war er ungeduldig, in Dorneck die ihm von ſeinem Vater verheißenen Aufſchlüſſe über ſeine Familienangelegenheiten zu erhalten, und gedachte dann, ſeine jungen Freunde in Berlin aufſuchend, ſeinen Aufenthalt in Deutſchland zu verlängern. Allein ſeit er Emma geſehen hatte, waren ihm ſeine Ausſichten ängſtlich: er fürchtete, daß ſie ihn trennen möchten von ihr; jener Reiſeplan war ihm gleichgültig, es ſchien ſein Beruf, in Emma's Nähe zu ſein, wenn es nöthig ſei, in jener Hütte zu bleiben. Und warum? Liebe ich Emma? ſo fragte er ſich im Fortſchreiten nach Schorgaſt, wohin ihm Emma den Weg bezeichnet hatte. Seine jungen Reiſegefährten hatten von Liebſchaften geſprochen, er hatte in ſeines Vaters Büchern hie und da auch von Liebe geleſen; verglich er ſeine Sorge um Emma mit den Geſprächen jener Jünglinge, ſo zürnte er über den Vergleich; verglich er ſeine Theilname mit Romeo's Sehnſucht, mit Rinaldo's Taumel, ſo war ſie keine Liebe. So im

Streit mit ſich und mit Widerwillen gegen ſein vorhabendes Geſchäft, kam er vor die Thore von Schorgaſt.

Während Feodor im Gaſthofe zu Schorgaſt frühſtückte, fragte er nach dem Wege nach Dorneck, und ob der Beſitzer dort zugegen ſey. Man bejahte es und war neugierig, ob er bei ihm etwas zu ſuchen habe. „Wie es kommt,“ antwortete Feodor ſorglos. „Eigentlich lauten meine Empfehlungen an den verſtorbenen Baron.“ — „Das wäre ungefähr einerlei geweſen,“ bemerkte der Wirthsſohn. „Dieſe Äpfel fallen alle nicht weit vom Stamme; der vorige war alt und hochmüthig, und dieſer iſt alt, hochmüthig und geizig.“ — „Waren denn die Söhne nicht beſſer?“ — „Schlimmer. Die verputzten in der Reſidenz, was die Unterthanen hier mit Frohnden und Zehnt und Mahlgeld und Schildgerechtigkeit einbrachten, und je mehr ſie verthaten, je härter trieb man das Geld ein. Das iſt ein ſchlimmes Geſchlecht, und was von ihm kommt, dem fehlt Gottes Segen.“ — „Mit nichten,“ rief ein alter Mann, des Wirthes Vater, der am Fenſter ſich von der Sonne beſcheinen ließ; „mit nichten hat Allen aus dieſem Geſchlecht Gottes Segen gefehlt; der vorige alte Baron hatte eine Tochter, auf der lag der Segen hundertfach; an Schönheit und Güte ein wahres Tugendbild.“ — „Nun ja, Vater,“ unterbrach ihn der Sohn, „darum haben ſie ſie ja auch todt geplagt, wie Ihr ſelbſt glaubt.“ — „Wie das?“ fragte Feodor mit Theilnahme, weil er ſich eines Wortes von Emma erinnerte, das dieſer Tochter Schickſal erwähnte. — „Hm! man ſollte die Todten alle ruhen laſſen,“ meinte der Alte. Der Sohn ſagte aber halb laut zu dem Gaſt: „Sie hatte eine Liebſchaft mit ihrem Muſiklehrer, und wie das entdeckt ward, ſprang ſie in den Teich.“ — „Nicht doch,“ rief der Alte ärgerlich, klopfte ſeine kurze Pfeife aus und ſtand auf; „nicht wie es entdeckt ward, ſondern nachdem der brave junge Herr drei Jahre lang ſie redlich geliebt und dann vier Jahre um ſie geworben hatte, ja, ja, ſieben Jahre waren ſie ſich treu; er war Profeſſor in Erlangen geworden, von einem Gypſersſohn, das er war; aber der Hochmuth wollte das Bürgerverdienſt nicht anerkennen; ſie jagten ihn ſchimpflich vom Schloß, den Mann, bei dem ihre Söhne ſtudirten — da verſchwand er und auch ſie. Er las immer in einem lateiniſchen Buche, wenn man ihm auf dem Felde begegnete, das und ſein kleines ſpaniſches Rohr ſah ich zuerſt auf dem Waſſer ſchwimmen, ich fragte nach ihm und ſo kam's heraus. Der ſchönen Fräulein Strohhütchen, ihr Strickkörbchen, ihr Halstuch trieb der See nach und nach herauf, aber die Leichname mußten in die Tiefe geſunken und dort unter dem Geſtein und den Baumwurzeln verzehrt ſein.“ Betrübt von dem neuangeregten Andenken, verließ der Alte, als möge er nichts weiter hören, die Stube. Feodor, in dem dieſe Nachrichten den Widerwillen, dieſe Familie aufzuſuchen, vermehrt hatten, griff ſchweigend nach ſeinem Reiſeranzen. Der Wirthsſohn ſagte, denſelben ihm reichend: „Der Vater kann die Geſchichte nicht vergeſſen; ſie liegt ihm ſo am Herzen, daß kein Jahr hingeht, wo er nicht den Teich beſucht, und er iſt der Erſte, einer Sage zu glauben, als wenn

Fräulein Agnes in der Zeit, wo die Waſſerlilien blühen, gerade jetzt, an warmen Abenden, an dem Ufer, wo ſie hineinſprang, ſpazieren gehe — ja mit einem neugebornen Kind auf dem Arme." Dieſes ſetzte er leiſe hinzu, nicht ſpottend, ſondern als wenn er ſelbſt den Spott von ſeiner Erzählung abwenden wollte.

Feodor ſchritt nun raſch vorwärts; da die Hitze aber groß war, verließ er nach zwei Stunden den Weg, um einen Fußpfad in dem Walde zu finden, an deſſen Saume er hinging. Hier verirrte er ſich in den vielen geraden Pfaden unter den Tannenſtämmen, daß die Sonne im höchſten Mittag ſtand, als er wieder auf gebahnte Wege gerieth, Ruhebänke und kleine Wieſenplätze mit Buſchwerk und Laubbäumen erblickte, und von hohen Erlen umgeben einen großen klaren Teich, der ihn ſogleich vermuthen ließ, er habe von einer dem Heerweg entlegenen Seite den Park von Dorneck betreten, und dieſes ſei der ſchickſalsvolle Teich, das Grab des liebenden Paares. Es war ein drückend heißer Maitag, nahe und fern regte ſich kein lebendes Weſen. Die Vögel erwarteten im dichten Schatten die Kühle des Abends, die Blumen der Wieſe ſenkten regungslos das Haupt, die Fiſche ſprangen einzeln aus dem Waſſer auf, das in der ſenkrecht ſtralenden Sonne wie ein ſchwarzer Abgrund anzuſehen war, und erſchreckten den einſamen Wanderer, deſſen Ohr in dieſer bangen glühenden Stille von keinem andern Ton getroffen ward. Feodor nahm einen vorſpringenden Theil des entgegengeſetzten Ufers wahr, mit einem dichten Erlengebüſch beſchattet; die ganze Waſſermaſſe ſchien dahin zu drücken, und er erkannte große Kreiſe in der ſtillen Flut, wie ſie um die Erdzunge herumtrieb. Dort mußte der kleine See ſehr tief ſein, und dort war es ſicherlich, wo er die Leichen der beiden Liebenden dem Blicke kaltherziger Verwandten entzog. Mit einer Wehmuth, die ihn ſelbſt befremdete, umſchritt Feodor den Teich, trat nahe an das Ufer und blickte in den Abgrund. Das Waſſer war kryſtallhell und ließ in ſchwindelnder Tiefe farbiges Moos und Waſſerpflanzen ſehen, zwiſchen denen man durch einzelne Öffnungen in einen bodenloſen dunkeln Raum hinabblickte. Lange Halme wurden von einer leiſen Strömung langſam am Boden gewiegt, und kleine Fiſche ſchlüpften pfeilſchnell durch den ängſtlich-trugvollen Raum. Feodor war zu wenig an müßiges Träumen gewöhnt, um hier lange zu weilen, und während er ſich ſeinem Gefühle überlaſſen, hatte ſich in ſeinem Kopf die Anſicht gebildet, wie und mit welcher Faſſung er ſich den Baronen von Heilſtein darzuſtellen habe. —

Feodor wanderte nun zu dem Gaſthofe des Dorfes Derneck, wo er ſeinen ruſſiſchen Bedienten mit ſeiner Chaiſe, die er von Anſpach auf dem geraden Wege dahin geſchickt hatte, ſchon ſeit dem vorigen Abend auf ihn wartend fand, kleidete ſich um und ließ ſich nach dem Mittagstiſch bei dem Gutsherrn melden. Iwan blieb lange aus, und machte bei ſeiner Rückkehr die widrigſte Schilderung von dem dort gefundenen Empfang. Ein paar verdrießliche Bedienten trugen ſoeben ein paar kleine, rein abgeleerte Schüſſeln die Treppe herab; in der Küche ſtand eine ſchmuzige Köchin an dem herabgebrannten Herdfeuer, und hier ließen ihn die Schloßherren fragen, ob der Herr, welcher ſie zu beſuchen verlange, ein adeliger, und was ſein Anſuchen ſei. Iwan, der von ſeinem Herrn eine ſtattliche Vorſtellung hatte, die bisher auf ſeiner Reiſe mehr erhöht als vermindert worden war, lachte dem verdrießlichen Kauz ins Geſicht und ſagte: darum habe er ſich nie bekümmert, ob ſein Herr ein Baron ſei; und was er hier wolle, begreife er ſelbſt nicht — „aber gewiß Euch nichts bringen, ſonſt wäre er ein Narr, ſo weit deshalb hergereiſt zu ſein; und etwas zu holen gibt's in dieſem Hauſe wol ſchwerlich!“ ſetzte er ſpottend hinzu, indem er in der ziemlich leeren Küche umherſah. Der Bediente kehrte zu ſeiner Herrſchaft zurück, welche Iwan von der Küche aus zanken hörte; ob wegen ſeiner Vorlautigkeit, ob wegen des Beſuchs, wußte er nicht. Das endliche Reſultat war aber: daß man ſeines Herrn Beſuch anzunehmen geruhte. Feodor fand die beiden Erben, die Gemahlin des Einen und drei garſtige, verblühte Fräulein Töchter, alle mager wie der Mangel und gelb wie der Neid, die beiden Herren in verſchabten Hofuniformen, die ſie hier auf dem Lande vollends abtrugen, die Damen in dunkelfarbigen Zeuchen, die ſich ohne irgend eine Spur weißer Zierde an die langen Hälſe ſchloſſen. Der ungebildete Taurier hätte bei dem Anblick dieſer Gruppe, troß dem, daß er ſich in einigen großen Städten ſehr zu ſeinem Vortheil in der guten Geſellſchaft gezeigt, beinahe die Oberhand behalten. Er blieb einige Sekunden mitten im Saale ſtehen und beſah ſich das Tableau mit ziemlich muthwilligem Blick. „In welchem dieſer Herren habe ich den Hausherrn zu begrüßen?“ fragte er dann ziemlich ſtolz. Der Längſte, Hagerſte und Gelbſte trat näher und fragte, was er zu beſtellen habe. Sein Ton war ſo wenig verbindlich, daß er Feodors Selbſtgefühl aufregte. „Zu beſtellen habe ich nichts; denn ich komme in meinen eignen Geſchäften. Mein Vater, der vorigen Herbſt in Taurien ſtarb, befahl mir, ein Packet Schriften an Baron Hans Chriſtoph von Heilſtein, oder ſeinen Söhnen Hans Erich und Hans Otto zu überbringen. Ich höre, daß dieſe Herren alle zu ihren Vätern verſammelt ſind, halte es aber für meine Schuldigkeit, meiner Inſtruction gemäß, bei Ihnen, mein Herr Baron, anzufragen, ob Ihre verewigten Vettern Ihnen irgend etwas hinterlaſſen haben, wodurch ihnen Albrecht Müller bekannt geworden? Mein Auftrag geht dahin, den Brief oder das Päckchen nur in die Hände der genannten drei Perſonen zu geben, oder desjenigen Ihrer Erben, der mit dem Mann, der dieſen Namen trug, genau bekannt iſt. Wenn Ihnen daher von den Verſtorbenen kein Auftrag gelaſſen iſt über Albrecht Müller, ſo nehme ich dieſes Packet wieder mit mir.“ — Der andere Baron war auch herangekommen, hatte zugehört, und Beide ſahen ſich nun ſehr zweifelhaft an. Die alte Dame wiederholte den Namen: „Albrecht Müller? Albrecht Müller? Das iſt vielleicht ein Domeſtike geweſen?“ bemerkte ſie in widrignachläſſigem Tone. — „Vielleicht,“ nahm Feodor das Wort und verbeugte ſich lächelnd, „iſt ihm der Herr Vetter die Gage ſchuldig geblieben, welche dieſe Schriften einfodern." Die Damen wurden alle drei hochroth; die beiden Barone ſpannen an des kecken Fremden Antwort eine Idee aus, welche ihrer Neugier, den Inhalt des Packets zu wiſſen, ſehr im Wege ſtand. Sie ſuchten ſich durch mehre zudringliche Fragen von Feodor's Lage zu unterrichten; dieſer ſagte aber bald ſehr beſtimmt: „Meine Herren, hier" — indem er ein mit Siegeln verſehenes Papier aus der Schreibtafel nahm — „hier iſt meine Inſtruction, wie ſie mir, von dem Gouverneur von Perekop unterſchrieben, mein Vater gab: Du bringſt das Dir ſoeben eingehändigte verſiegelte Packet nach Dorneck, einem Schloß der adeligen Familie Heilſtein in Franken. Da es zwanzig Jahre ſind, daß ich nichts von ihr hörte, ſo könnte der Beſitzer dieſe Herrſchaft verlaſſen haben; damit das Dir anvertraute Packet in die rechten Hände komme, frage den jetzigen Beſitzer, wer er auch ſei, den Du in Dorneck findeſt, ob er Albrecht Müller kenne. Weiß er Dir von ihm auf die erſte Frage nichts zu ſagen, ſo iſt das Packet Dein Eigenthum, aber früher nicht. Sehen Sie, Herr Baron, meine Beglaubigung in dieſem Wappen und der Unterſchrift des Gouverneurs. Ich erlaube mir noch einmal die Frage: Hat Ihnen Ihr verewigter Vetter den Namen Albrecht Müller genannt?" — — „Hm," ſtotterte der Erbherr endlich, „dieſe Art einer Nachfrage iſt ſo wenig in der Form, in der man ſich an uns zu wenden hat" — „Verzeihen Sie, Herr Baron, wenn dieſe Form einem General Seiner ruſſiſch-kaiſerlichen Majeſtät unbekannt iſt; Sie ſehen, daß ich unter ſeiner Autorität handle." — „Wenn wir nur den alten Joſeph nicht fortgeſchickt hätten," bemerkte der jüngere Baron, ein ganz vertrockneter Sechziger, mit einem Johanniterkreuz; „der kannte die ganze Familie ſeit vierzig Jahren." — „Erlauben Sie, das würde Sie nicht weiter führen, denn die Inſtruction lautet auf eine unmittelbare Antwort des Gefragten, auf kein Erkundigungseinziehen." — Die alte Dame rief mit beißender Stimme: „Sie werden doch nicht verlangen, daß der Herr Baron ſein Gedächtniß mit gemeinen Namen chargiren ſoll?" — „Gar nicht, meine Gnädige, ich wollte es ja gegentheils davon dechargiren, indem er ſagen ſollte, was er von dieſem Unbekannten wiſſe; da er dieſes aber nicht kann, nehme ich mein Packet wieder mit mir und bitte nur noch um die Güte, mich in einem zweiten Geſchäft, das Sie als Gutsherr angeht, zu expediren. Ich ſoll für eine Söldnerswitwe, Albertine Müller, dieſen Wechſel von 8000 Gulden, auf Frege in Leipzig zahlbar, gegen gerichtlichgültigen Empfangſchein, in Ihre Hände niederlegen; ſollte aber dieſe Witwe, eine Unterthanin Ihrer Herrſchaft, ohne Erben geſtorben ſein, ſo ſollen die Zinſen des Kapitals auf ewige Zeiten den beiden bedürftigſten Witwen der Gemeinde Dorneck von den Gemeindevorſtehern ausgezahlt werden." — „Dieſes Geſchenk kommt von Ihrem Papa?" fragte beſtürzt die Baronin und wiſchte die Brille ab, um den Überbringer deſſelben klarer zu ſehen. — „Ich glaube, das iſt dem Empfänger gleichgültig, gnädige Frau! Ich erſuche Sie, Herr Baron, dieſes Geſchäft durch Berufung der nöthigen Gerichtsperſonen zu beenden, da ich meine Reiſe fortzuſetzen in Eile bin." — Die alten Herren hatten indeß leiſe einige Worte gewechſelt und der jüngere begann, zu Feodor gewendet: „Dieſe Albertine Müller ſcheint mit jenem Albrecht Müller doch wol in einigem Zuſammenhange zu ſtehen." — „Herr Baron, das ziemt mir nicht zu unterſuchen; ich handle nach der Inſtruction meines Vaters, die mein Gouvernement gerichtlich beglaubigt hat. Die beiden Aufträge wegen Albrecht Müller und Albertine Müller ſtehen in gar keiner Verbindung." Die beiden Herren ſtanden verlegen, Feodor ſah ſie fragend an; wie es eine Weile gedauert, begann er von Neuem: „Halten wichtige Geſchäfte Sie ab, Herr Baron, ſo will ich mich zu Ihrem Gerichtshalter begeben und die Sache, bis auf Ihre Unterſchrift, ausfertigen laſſen." — „Nein, nein; ich werde meinen Leuten ſogleich meine Befehle zukommen laſſen. Belieben Sie indeß niederzuſitzen." — „Ich danke; ich zieh' es vor, in Ihrem Garten zu ſpazieren; in einer halben Stunde werde ich nachfragen, ob Ihre Leute beiſammen ſind." Damit verneigte er ſich gegen den verlegenen Bauernfürſten, nicht ohne ein bischen Spott, gegen die Damen aber wie ein Mann, der gute Geſellſchaft gewohnt iſt, und verließ das Zimmer.

Es iſt ziemlich gleichgültig, was dieſe Familie untereinander vermuthete, verdächtigte, verurtheilte. Sie kannte die letzten Beſitzer von Dorneck gar nicht; einem andern Zweig der Heilſteins angehörend, hatte ſie der ſchnell aufeinanderfolgende Tod der letzten Beſitzer von Dorneck ganz unverhofft zu Erben dieſer Güter gemacht;

da aber die Verſtorbenen Schulden auf dieſelben gehäuft hatten, wurden ſie durch dieſes Erbtheil aus hungrigen Hofleuten hungrige Landjunker, gewannen aber die, ihnen unſchätzbare Herrlichkeit, jetzt Amtleute, Pfarrer und Bauern vor ſich kriechen zu ſehen, wie ſie vor ihrem Fürſten gekrochen hatten. Feodor ſuchte den Garten auf, der zwiſchen dem ehemaligen Park und dem Schloß lag. Die Blumenbeete waren mit Unkraut, Kohl und Lattich bepflanzt, die Lauben verwildert; hie und da ſtreckte ein Mercur von mit Öl übermaltem Sandſtein ſein beflügeltes Bein, oder ein Dianenkopf ſeine Mondshörner aus Brombeerbüſchen heraus; in dem bemoosten Becken eines ehemaligen Springbrunnens lag die ſehr kenntliche Kehrſeite einer Venus Anadyomene im Schlamm, und auf ihrem noch auf dem Poſtament ruhenden Delphin hatte man einige grobe Wäſche zum Ablaufen gehängt. Unter dem Wuſt von Unkraut und Küchengewächs hatte ſich keine Blume erhalten, als mager aufgeſchoſſene Büſche von Ritterſporn, ſtinkender Hochmuth (calendula, in Norddeutſchland hie und da Todtenblume genannt) und Feuerlilien. Feodor mußte über dieſe allegoriſche Verödung in tiefe Betrachtungen verſunken ſein, denn er hatte die halbe Stunde verſäumt, und einer der verdrießlichen Bedienten, in einer zu Grund gebürſteten Livree, die einſt, wie ihre Weite zeigte, ein beſſer genährter Leib getragen, rief ihn ins Schloß ab. Er fand die nöthigen Perſonen in einem leeren Saale um einen großen Tiſch verſammelt, und der Baron befahl dem Amtmann, einem alten Mann mit einem widrig-demüthigen und doch auch lauernden Weſen, dem fremden Herrn die, den ihm bekannten Albrecht Müller angehenden Umſtände zu erzählen. Feodor's Geſicht drückte Zorn und Verachtung aus, indem er den Mann, der ſich zum Reden anſchickte, am Sprechen verhinderte. „Albrecht Müller iſt gar nicht die Veranlaſſung dieſer Verſammlung. Kann mir der Herr von dieſem, mir ganz unbekannten Mann Nachricht geben, ſo bitte ich ihn, heute Abend zu mir in den Gaſthof zu kommen, um ſie mir dort mitzutheilen. Unſer Geſchäft geht einer Söldnerswitwe, Albertine Müller, aus Dorneck, an;“ und nun verlas er ſeine, dem Baron ſchon mitgetheilte Inſtruction. Der Amtmann warf ſeitwärts verlegene Blicke auf den Baron; dieſer ſaß in einem alten Armſeſſel geradauf, die Beine im rechten Winkel geſtellt, die Hände auf beiden Seitenlehnen. Der Amtmann räusperte ſich endlich und ließ ſich vernehmen: „Beſagte Albertine Müller, Söldnerin in Dorneck, hat vor mehren Jahren dieſen Herrſchaftsort verlaſſen, um ein kleines Wieſengut an der Ölſenitz, zwiſchen Berneck und Amſtein — man weiß nicht, durch welche Mittel — zu kaufen; es wird daher nothwendig ſein, ſich vördersamſt nach dem Leben und Sterben beſagter Söldnerin zu erkundigen, bevor gerichtlich beſtimmt werden kann, wem das hochanſehnliche Legat, von welchem gegenwärtiger Herr der Überbringer iſt, angehören ſoll.“ Feodor war bei dieſen Worten ſehr beſtürzt geworden. Den Umſtänden nach konnte er faſt nicht zweifeln, daß die Greiſin, an deren Sterbebette er vorigen Abend geſtanden, und die Unbekannte, welcher ſein Vater ein ſo anſehnliches Geſchenk beſtimmt hatte, eine und dieſelbe Perſon ſei. Das Räthſelhafte dieſes Zuſammentreffens beſchäftigte ihn ſehr; allein die Leute, unter denen er ſich befand, hatten ihm ſo viel Mistrauen eingeflößt, daß er ſich jede Frage verſagte, die Geldanweiſung mit aller nöthigen Vorſicht deponirte und am dritten Tage, während welcher Zeit der heilſtein'ſche Beamte ſeine Nachfrage wegen des Lebens und Sterbens der Albertine Müller zu machen Zeit habe, wieder nach Dorneck zu kommen verſprach. Er brannte vor Ungeduld, in die kleine Hütte an der Ölſenitz zurückzukehren; dort hoffte er von Emma Aufſchlüſſe über ihre verblichene Freundin zu erhalten; ja, er war ſo ſicher, von ihr allein, bei ihr allein, Aufſchlüſſe über ſeine ſonderbare Sendung an die Heilſteins zu erhalten, daß er ſich ſelbſt mit Strenge an die Vernunft zurückwies, die hier auch nicht die geringſte Wahrſcheinlichkeit eines Zuſammenhangs zwiſchen Perekop und Dorneck, zwiſchen ihm, des längſt Ausgewanderten Sohn, und einer fränkiſchen Waiſe finden konnte. Es koſtete ihm große Selbſtüberwindung, nicht ſchon an demſelben Abend ſeine Rückreiſe anzutreten; allein er fürchtete, Emma läſtig zu ſein, ſo lange die traurige Pflicht, für ihrer Freundin Begräbniß zu ſorgen, ſie mit Fremden in Verkehr erhielt. Er beſchloß daher, dieſe Nacht in Dorneck zu verweilen, dann den folgenden Tag in einem weiten Halbkreis die Gegend gegen Oſten zu durchſtreifen und den Abend in Emmas Hütte einzutreffen. Eine innere Unruhe trieb ihn dann zu dem Amtmann, um die ihm verſprochenen Nachrichten von

Albrecht Müller einzuſammeln. Der ſchlaue Geſell glaubte ſeines Herrn Auftrag, den Inhalt des Schriftpäckchens zu erfahren, durch Anreizung von Feodors Neugierde erfüllen zu können; ſtatt ihm ſeine Frage nach jenem Manne einfach zu beantworten, ſuchte er ihn durch ein langes Geſchwätz über die Zweifelhaftigkeit ſeiner Anſprüche an die erwähnten Schriften zu beunruhigen; allein Feodor ſagte ſehr beſtimmt: „Lieber Herr, ſollte man mir die geringſte Ungelegenheit machen, ſo wende ich mich an den ruſſiſchen Geſandten in München, der meine Angelegenheit kennt; Ihre Mittheilung kann ich entbehren, da die in meinen Händen befindlichen Schriften, wenn jener Müller mich etwas angeht, mir ohne Zweifel jede Aufklärung geben werden; was ich von Ihnen begehre, iſt eine Befriedigung meiner Neugierde und verdient meinen Dank, den ich nicht verſäumen werde.“ — Der Beamte witterte etwas von Rubeln, Zobeln oder Fuchspelzen, und entdeckte endlich ſeinem kecken Gaſte ſehr geheimnißvoll: dieſer Albrecht ſei ohne Zweifel jener Albertine Müller Sohn. Ein geiſtlicher Herr, ſein Oheim, in Bamberg, habe den armen Söldnersſohn erzogen, ſtudiren laſſen, und dann als Hofmeiſter der jungen Barone nach Dorneck gebracht. Geſcheit wäre der junge Menſch geweſen, und ein guter Muſikus, und ſeine Mutter eine ſehr anſtändige, wenngleich ſehr arme Frau. Ihr Mann ſei daher gezogen als Zimmermaler, habe bei den umliegenden Herrſchaften viel Arbeit gehabt, ſei aber früh geſtorben und, als katholiſch, von den freiherrlichen Unterthanen nie gern geſehen worden. Der Sohn nun habe die Frechheit gehabt, ſich in die einzige Tochter des Herrn Baron zu verlieben, weshalb er einen ſchimpflichen Abſchied erhalten, nach einigen Jahren aber, wie er es bis zum Profeſſor der Rechte mit Hofrathstitel in Würzburg gebracht, ſei er unverſchämterweiſe mit einem Heirathsantrage auf das Schloß zurückgekehrt, die gnädigſte Herrſchaft habe ihn mit gebührendem Hohne abgewieſen, er aber habe mit Liebeszauber und Satanskünſten, wie die Katholiken ſie von ihren Mönchen erkauften, das Fräulein dergeſtalt verblendet, daß ſie endlich — Gott allein wiſſe warum? — ihren Tod in dem Erlenſee geſucht. Um der freiherrlichen Ehre willen habe man dieſe Sache zu vertuſchen geſucht, und nun ſei ſie längſt vergeſſen. Die Mutter des Selbſtmörders habe aber keinen Frieden mehr in Dorneck gefunden, ſondern habe ſich, wie er ſchon im Gericht ausgeſagt, ins Ölſenitzthal zurückgezogen, wo ſie wie eine Büßende, welches ihr wohl zugeſtanden, gelebt. — Feodor hatte mit mühſam verhehltem Unwillen zugehört. Er fand ein ſo rohes Urtheil über ein Paar rettungslos Unglückliche in dieſer Erzählung, daß ihm die Gewißheit, daß ſie vereint untergingen, zur milden Beruhigung diente. Flüchtig dankte er dem Erzähler, legte einige Thaler als Sporteln auf den Tiſch und eilte in den Park, wo er, die Schriften zu unterſuchen, die Abendſtunde zu benutzen gedachte — denn nachdem er alle Obliegenheit rückſichtlich ihrer erfüllt hatte, hielt er ſich hinlänglich berechtigt, ihren Inhalt zu erforſchen.

Nicht ohne eine feierliche Empfindung brach Feodor das Siegel. Auf den in der größten Einfachheit und zweckmäßiger Thätigkeit, zwiſchen Landarbeit und Handelsgeſchäften erzogenen Jüngling hatten die dunkeln Verhältniſſe, in die er ſich verſetzt ſah, die Ahnungen, welche ſie in ihm erregten, der Gegenſatz von freiwilligem Tode der Liebenden, deren Schatten ihn an dieſer Stätte vielleicht umſchwebten, und das Bild eines verkrüppelten, verächtlichen Lebens, welches er in der Familie des Schloßherrn erblickt hatte, ſo mächtig gewirkt, daß er ſich, dieſen Brief in der Hand, vorkam, als ſtehe er am Scheidewege — — des Lebens? des Glücks? — er wußte es nicht! — aber ihm war's, als würde fortan Alles anders ſein; und doch war ihm jede Zukunft undenkbar. Nur Emmas Bild ſtand klar und tröſtend vor ihm, und ihm bedünkte, ſie würde dieſe geſtaltloſe Zukunft beſtimmen.

Jetzt war der Umſchlag gelöſt, und er erkannte ſeines Vaters Hand. Ehrerbietig hielt er die Blätter, ohne zu leſen, und prüfte noch ein Mal, ob er ihr Geheimniß — denn ein ſolches enthielten ſie — zu durchdringen befugt ſei? Da hörte er reges Leben auf der bisher ſo ſtillen Flut und erblickte ein paar Schwäne, die aus der bezeichneten Bucht herausruderten; ihre Flügel waren von einer Kette der goldgelben Frühlingsblumen umſchlungen, ſie mühten ſich, die leichten Feſſeln zu zerreißen, es gelang ihnen, die Blumenkette ſank in die Flut, und die Schwäne, ſich in die Luft erhebend, ſchwebten über die Erlengipfel der andern Seite der Halbinſel zu, indeß ein paar blühende Kinder aus dem Gebüſch traten und mit heiterm Gelächter ihren, ſchalkhaft den ſchönen Schwänen umgeſchlungenen, Kranz von den Wellen getragen ſahen.

Für Feodor hatte der Teich in dieſem Augenblicke alle Todesahnung verloren, und mit ihr wich auch die ihm ungewohnte Unſicherheit aus ſeinem Gemüthe. Er entfaltete das Schreiben und las:

„Einer von den vier Menſchen, denen ich zunächſt, denen ich vielleicht allein Unrecht abbitten, aber auch Verſöhnung anbieten kann, wird doch noch leben, wenn mein Sohn und Eurer Agnes Sohn dieſes Blatt Euch überbringt; und hat die Zeit auf ihn gewirkt wie auf mich, ſo wird er darum glücklicher ſein, meine Bitte zu gewähren, meine Verzeihung zu erhalten. — In mir hat die Zeit meine Bitterkeit vertilgt und mein Unrecht mir klar gemacht — Ihr aber hattet mich in eine Lage verſetzt, wo ich ohne dieſe, meine Kraft aufrechthaltende Bitterkeit nicht vermocht hätte, das Leben zu ertragen.

„Den Ihr mit Agnes in der Untiefe Eures Teiches begraben wähntet, lebt, und die Ihr — hätte ich ſie nicht gerettet — durch herzloſen Hochmuth in die Fluten getrieben hättet, ſtarb . . . . hülflos und elend, denn ihr Engelherz war der Bitterkeit, die mich ſtählte, nicht fähig. Meine gute Mutter ſah mit Entzücken die Bildung, welche mein Oheim mir gegeben, mich zu einem Poſten fähig machen, der ihr einer der erhabenſten ſchien — denn dieſe fromme Seele glaubte, der Eure Kinder erzöge, müſſe auch geehrt ſein von Euch. Gott iſt mein Zeuge, daß Das, was ich für Eure Söhne that, mir Eure Achtung verdient hätte, allein Ihr hattet ſie in Sünden geboren und in Sünden erzogen, ſo blieb meine Mühe um ſie ohne Segen. Unter welchem Sterne Agnes geboren war, um Euch ſo wenig zu gleichen, weiß ich nicht! Hätte ein göttlicher Funken in Euerm Buſen geglimmt, ſo hätte ſie ihn aufs Neue mit dem Hauche ihrer Liebe belebt. Aber alles Leben war ausgebrannt in Euch durch Hochmuth und Selbſtſucht, und ſo ward der Engel Euch zum Fluch — denn athmet nicht auf und glaubt nicht, Ihr ſeid verſöhnt, weil die Nachricht, daß ich lebe, daß Agnes erſt mehre Jahre nach ihrem Verſchwinden unter Euch geſtorben iſt — glaubt nicht, daß dieſe Nachricht die Schuld ihres Todes, meines Unglücks, von Euch nimmt; hört an, wie ſchrecklich der Engel gelitten, und dankt Gott, der Euch erlaubt, ihrem Sohne, den ich Euch ſende, die Liebe zu ſchenken, die Reue zu bezeigen, die allein Euch vor Gott reinigen kann.

„Zwanzig Jahre ſind verfloſſen, ich habe mich tauſend und aber tauſend Mal bitter getadelt um den ſchonungsloſen Eigennutz, der Agnes verdarb. Ach, meine Leidenſchaft ſah ihn damals für Liebe an, für Naturrecht! O daß dieſe künſtlichen Verhältniſſe Eurer Welt, welche die Vernunft, die Religion verwirft, die Natur nicht anerkennt — daß ſie jede Übertretung rächen, wie die Geſetze der Natur!

„Die Geſchichte unſerer Liebe haben ſchon andere edle Herzen erlebt, ſchon erhabene Geiſter beſungen. Im Bewußtſein einer Würde wie Abälard, lebte ich in Euerm Hauſe, wie Abälard liebte ich, wie Abälard erlag ich der menſchlichen Schwäche. Es war der Taumel eines Augenblicks, den Agnes Unſchuld, den meine klöſterliche Unerfahrenheit herbeizog, kein unreiner Gedanke befleckte uns. — Mein geiſtlicher Oheim ward mein Vertrauter, der Himmel wollte Agnes damals vor Eurer Wuth ſchützen, er ließ unſere Maßregeln alle glücken; das Kind meiner Agnes ward nach Bamberg gebracht, keine Ahnung unſerer Schuld iſt jemals in Euch aufgeſtiegen. Edelmüthig ſtand mein Oheim mir bei, meine Laufbahn als Rechtsgelehrter zu beſchleunigen. Ich verließ Euer Haus, ich arbeitete redlich, ich ſtrebte unermüdet; ein Werk, das ich damals ſchrieb, verſchaffte mir ein Zutrauen in der Gelehrtenwelt, das meine Jahre, das meine Verdienſte überſtieg. — Ich erhielt eine Profeſſur, ich that, was ich in jedem andern Falle verachtet und verlacht hätte: ich kaufte mir einen Titel, und nun glaubte ich, der Adelſtolz würde der Vaterliebe, dem Menſchenrechte, dem Ehrgefühle weichen; ich kam zu Euch nach Dorneck und bat um Eurer Agnes Hand.

„Gedenkt Ihr noch des Tages, wie ich knieend vor Euch lag, Euer Herz zu erweichen, weil Vaterliebe, Ehre, Menſchlichkeit nichts über Euch vermocht hatten? Wie Agnes ohnmächtig auf dem Sopha lehnte, von der Erniedrigung ihres Geliebten zernichtet? Gedenkt Ihr, wie ich rief: Nun, ſo wißt, ſie iſt ſchon mein Weib, ſie iſt ſchon Mutter meines Kindes! — und Hans Erich — o noch nach zwanzig Jahren brauſt mein Blut in tobenden Wellen bei der Erinnerung! — wie der Knabe, den ich verſucht hatte, ſeine eigene Menſchenwürde zu erkennen, mich mit ſeiner Gerte — und ich ihn niederwarf und aus dem Schloß ſprang, um Euch nicht zu erwürgen, und Ihr, alter Vater,, Ihr, die Hunde im Hofe mir nachhetztet — —.

„Ich verbarg mich im Grabgewölbe der Kirche.

Nachts umlauſchte ich Euer Haus; ich ſah Licht in Agnes Zimmer; mit Lebensgefahr erkletterte ich die Höhe, ſtieg durch das offene Fenſter ihres Vorſaals und trat zu der Verzweifelten ein. Liebe, Verzweiflung und Rache beherrſchten dieſe Stunde. Anfangs füllten raſende, verbrecheriſche Plane mein entzündetes Gehirn. Euer ganzes Geſchlecht wollt' ich vertilgen, auf den rauchenden Trümmern Eures Schloſſes Agnes für mein Weib erklären und mit ihr vereint ſterben. Der milde Engel wußte meine Wuth zu beſchwören. Wie ich ihr darthat, daß der von Knabenhänden mit Ruthenſtreichen Mishandelte, mit Hunden Gehetzte nicht länger in dieſem Welttheile leben könnte, war ſie es, die den Gedanken der Flucht in mir anregte, die ſich erbot, mit mir in einen entfernten Welttheil zu ziehen. Nicht in dieſer erſten Nacht ward der Plan verabredet; aber er kam zu Stande. Die Umſtände begünſtigten ihn. Ihr Armſeligen wurdet beſorgt um Euer Wohlbehagen, wie Ihr nach und nach bedachtet, daß Ihr einen fürſtlichen Diener mishandelt hattet, Ihr verlort noch mehr den Muth, da von Würzburg aus angeſehene Männer nach mir fragten, auch in Eurer Härte gegen Agnes ließet Ihr nach und dranget wegen des Geheimniſſes ihrer unglücklichen Mutterſchaft nicht weiter in ſie. Andererſeits war mein guter Oheim in den Tagen meiner unſeligen Reiſe nach Dorneck geſtorben, wodurch ich ein Capital in die Hände erhielt, das unſerer Flucht zu Hülfe kam — dieſer Tod erſparte mir auch die abſcheuliche Schuld, meine alte Mutter ohne Unterſtützung zu laſſen. — Gott! Gott! Ihr Unmenſchen, Ihr trieb mich von Der, der mein Fleiß ſeit Jahren müheloſe Tage verſchaffte, ihr ein ſorgenloſes Alter bereitet hatte. — Ein kleines Einkommen, das mein Oheim ihr ließ, erſetzte ihr des Sohnes Unterſtützung, aber des Sohnes vermeinter Selbſtmord brach ihr ohne Zweifel das Herz.

„Das ſchrecklichſte Opfer, was die Nothwendigkeit heiſchte, war das Zurücklaſſen unſeres Kindes. Dies mit uns zu nehmen, war unmöglich, denn um uns eine ruhige Zukunft zu bilden, mußte unſere Spur in dieſem Lande vertilgt werden, und wie wäre das möglich geweſen, hätte ein Kind uns begleitet? Ich that alles Mögliche, um unſerer Emma Schickſal zu ſichern. Für drei Jahre hinterlegte ich ihr Koſtgeld, ich machte ihre Pflegemutter, eine gutmüthige Frau, aufmerkſam auf einige ſchwarze Flecken, die ſie in Form eines Dreiecks unter der linken Bruſt hatte, und einer Narbe am linken Oberarme, von einer tiefen Schnittwunde, welche ein Meſſer, das von einem Schranke herabfiel, ihr im zweiten Lebensjahre gelaſſen hatte. Möge Euch der Tod, möge Euch das Erwachen nach dem Tode nicht ſolche Qualen bereiten, wie ich litt, als ich mein Kind verließ, wie Agnes erlitt, da ſie erfuhr, daß ſie ihr Kind zurücklaſſen müſſe. Ich legte ihr den heiligſten Eid ab, daß ich Mittel finden würde, Emma noch vor dem Ablaufe der drei Jahre uns nachfolgen zu laſſen. Wehe Dem, der auf heimlichen Pfaden geht, denn er hat das böſe Gewiſſen und die Furcht und die Muthloſigkeit mit dem Laſterhaften gemein, wenn auch fremde Ungerechtigkeit ihn forttreibt und Tugend ſein Zweck iſt!

„Mein ehrloſer Zuſtand legte mir die Nothwendigkeit auf, mich vor aller Menſchen Augen zu verbergen; deßhalb ſah mich Niemand, als die wenigen Menſchen, deren ich bedurfte, mein kleines Capital in Wechſel zu verwandeln; mein Bewußtſein, durch Schande den bürgerlichen Tod erlitten zu haben, brachte mich darauf, unſere Flucht durch den Verdacht des Selbſtmordes von Agnes und mir zu decken. Ihr wißt, ob es mir gelang. — Der Anblick des Teiches war Euch ſeitdem ein Schrecken, in dem Säuſeln ſeiner Erlen hörtet Ihr unſer Todesgeſtöhn. Wir aber erreichten Deutſchlands Grenze und die von Polen, und langten auf den Landgütern eines Polen an, mit dem ich ſtudirt, den ich mir durch Aufopferungen der innigſten Freundſchaft verbunden hatte, und deſſen guter Aufnahme ich ſicher war. Euch verfolgte das Geſpenſt der vermeinten Selbſtmörder, mich verfolgte das Ungeheuer: Schande. — Schande! muthberaubendes, entnervendes Bewußtſein der Entehrung. Und von des Entehrten Athem erkrankt, was ihm naht. Auch Agnes erkrankte — zwar loderte noch einmal die Glut der Lebensfreude für uns auf, als ſie mir — die nun durch prieſterlichen Segen mein Weib war — den Sohn gebar, der, indem Ihr dieſes leſet, ſeinen reinen Blick auf Euch Sündern wird ruhen laſſen. Er weiß nicht, was Ihr an mir ſündigtet, und ſo lange Ihr lebt, ſoll er's nicht erfahren. Ihr könnt ihn für Euern Enkel, Euern Neffen erkennen und ihm ſagen, daß Ihr ſeinem Vater, ſeiner Mutter verzeiht; wenn mein Geiſt Euch umſchwebt, will ich nicht dazwiſchenrufen: Ihr lügt! — Laßt meinen edeln

Feodor Verwandte finden, denn es iſt ſchrecklich, ganz freundlos zu ſein! —

„Der Freund empfing uns, wie ich gehofft hatte. Seine Güter foderten eine Aufſicht, ich ward ihm ſo nützlich, daß ich, ohne mein Capital anzugreifen, mit Ehren den Unterhalt in ſeinem Hauſe abzuverdienen im Stande war. Das dritte Jahr unſerer Verbannung begann. Agnes Sehnſucht nach ihrer Emma nahm bis zur Troſtloſigkeit zu, die Pflege, die ſie ihrem Sohne gab, belehrte ſie, was ihre Tochter entbehrt hatte. Ein Entſchluß ward gefaßt: ich reiſte nach Schleſien, wo ich nie die fernſten Verhältniſſe gehabt hatte, und ſandte von da einen treuen Diener nach Bamberg, mit der nöthigen Vollmacht, Emma aus den Händen ihrer Pflegemutter zu empfangen. Die untrüglichen Zeichen der drei Flecken, der Narbe wurden ihm anvertraut. Der Bote eilte nach Bamberg und brachte mir Emmas Todtenſchein zurück. — Sagt, wandelt unſers Engels holdſelige Geſtalt nicht neben den bleichen Geſpenſtern in naſſen, ſchlammgetränkten Gewändern, die Euern Teich umkreiſen? Ihr habt ſie getödtet, indem Ihr die Mutter zu der unnatürlichen That zwangt, ihr Kind zu verlaſſen. O des Schrecklichen, daß die Übertretungen willkürlicher Satzungen geſtraft werden, wie der Frevel gegen die Natur! —

„Ich brachte meinem Weibe das Todeszeugniß ihres Kindes, und ihr Schmerz war ſo herzzerreißend, daß ich lange nicht wahrnahm, daß er nicht allein an ihr nagte. Ich hatte auf ihn gerechnet, allein zugleich auf den Troſt meiner Liebe. Sie wies meinen Troſt zurück, ihr Schmerz war ihr lieber als meine Liebe, lieber als ihres Knaben freudige Kindheit — ſie ſtieß ihn mit finſterm Entſetzen zurück, lieber als ihr Leben, das ſie, alle Hülfe verſchmähend, dahinſchwinden ſah. Sie verweigerte meine Bitten, die einfachen Heilmittel, welche unſere abgeſchiedene Lage anbot, zu gebrauchen. Eure Unbarmherzigkeit hatte mein Selbſtgefühl zerſtört, ich mußte Agnes Veränderung dem Erlöſchen ihrer Liebe zurechnen und geſtand mit Verzweiflung im Herzen mir ein: das edle Weib könne keinem Entehrten treu bleiben.

„Ich war im Herbſte zurückgekehrt; ein finſterer, grambedrückter Winter folgte ihm, ich ſah, weil ich ihr Übel erkannt hatte, dem Erlöſchen von Agnes Leben mit dem erwachenden Frühlinge entgegen. Mit ſeinen erſten warmen Lüften ſchien meines armen Weibes ſtilles Hinſterben in ſtachelnde Unruhe überzugehen. Sie eilte mit matten Schritten von dem Zimmer in den Laubgang, von da auf die Wieſe, dann zurück in das Haus; ſie trat in mein Zimmer, ſtand matt an die Thür gelehnt und ſah mich mit ſchmerzlicher Zärtlichkeit an, und wenn ich ihr meine Arme entgegenſtreckte, floh ſie wankend den Gang hinab und begann ihre Wanderung von Neuem. In dieſen Tagen erhielt ich einen Boten von dem Manne, in deſſen Hauſe ich Gaſtfreundſchaft gefunden, für den ich redlich gearbeitet, dem ich mich mit meinem Liebſten ohne Rückhalt anvertraut hatte. Er brachte zwei Drittel des Jahres in der Hauptſtadt oder im Auslande zu, nur einen kleinen Theil des Jahres auf dieſen Gütern. Mit Befremden erſah ich aus ſeinem Schreiben, daß er dieſes Jahr ſchon in wenigen Tagen einzutreffen gedachte. Mehr als dieſe Nachricht befremdete mich ein herriſcher Ton in ſeinem Briefe, der mir mein Verhältniß zu ihm unerträglich machen mußte, und deshalb koſtete es mir große Selbſtherrſchaft, meiner Agnes die Nachricht ſeiner Ankunft ohne Bitterkeit zu geben. — Agnes hörte ſie kaum, ſo ſchlug ſie die Hände verzweiflungsvoll zuſammen, richtete ihren Blick mit dem Ausdrucke der hülfloſeſten Angſt zum Himmel und rief: „O Vater, Vater, ſo habe ich vergebens gefleht!“ — und ehe ich zu ihr eilen konnte, dieſe ſtarr aufgehobenen Hände zu faſſen, hatten ſie Convulſionen ergriffen. Um Mitternacht kam ſie wieder zu ſich; ihre Schwäche täuſchte ſie mit der Hoffnung, der erflehte Tod ſei ihr nahe, ſie zu befreien. Sie glaubte, nun mir nichts mehr verhehlen zu dürfen, und entdeckte mir, daß der Mann, der uns an ſeinem Herde aufgenommen, bei dem wir des heiligen Gaſtrechts genoſſen, der mein ganzes unüberſehbares Unglück kannte, ſie während meiner Abweſenheit mit einer unſinnigen Leidenſchaft verfolgt, und wie ſie ihn mit Ernſt und Hoheit zurückgewieſen, hatte er, weil er ihr, als dem Weibe eines Entehrten, keine Schonung ſchuldig zu ſein glaubte, einen Augenblick abgewartet, wo ſie einſam, von Hülfe entfernt war, und mißhandelte ſie. Verzweiflung warf ſie aufs Krankenbett, der Schändliche floh vor dem Anblick ihres nahenden Todes und aus Furcht vor meiner Rache. Sie ſtarb damals nicht, aber ihr Herz war gebrochen, und ſie hoffte eine baldige Befreiung. Die Nachricht von Emmas Tode war eine Wohlthat für ſie; zum Schmerz über ihres Kindes Verluſt berechtigt, hoffte ſie ſchnell die wenigen Tage ihres vergifteten Lebens zu durchweinen, und ehe ihr Verderber in unſern Wohnſitz zurückkehrte, ſeinem Wiederſehen entzogen zu ſein. In ihrer letzten Stunde, die ſie jetzt eingetreten glaubte, wollte ſie mir die Urſache ihres Todes entdecken und mich bitten, mit unſerm Sohne den mächtigen, ſchändlichen Verräther zu fliehen. — Seht hier, ihr ſtolzen Thoren! Euer Kind wie eine Dirne mishandelt, weil die innigſte Liebe ſie in meine Arme geleitet, und ihre Schmach war Eure Schuld — aber nicht nur ihre Schmach, auch ihr Tod laſtet auf Euch!

„Agnes Todesſchwäche zähmte in mir den Rachedurſt des beleidigten Gatten. Noch in dieſer Nacht ward unſere Flucht beſchloſſen. Ich hatte ſeit meiner Rückkehr den Plan gemacht, in der Nähe unſeres jetzigen Wohnortes ein Eigenthum von der Krone zu kaufen, und deshalb mein ganzes kleines, in den letzten drei Jahren durch Sparſamkeit vermehrtes Capital in Wechſeln und baarem Gelde in Händen. Ich kündigte meinen Untergebenen meine Abreiſe an, berichtigte meine Rechnungen, die ich an den Gutsbeſitzer einſiegelte, mit ein Paar Zeilen, die ihm in dieſer Welt Furcht vor meiner Rache, im Tode Schrecken vor dem Gerichte zu Gefährten geben mußten, und dann zogen wir, unſere nothwendigſten Habſeligkeiten mitnehmend, mit unſerm nur Freude athmenden, keinen Gram ahnenden Feodor und einem treuen Koſaken dem Dnieper zu. Ich hatte bei den Geſchäften der Güterverwaltung Handelshäuſer in Taurien und die Gewerbsart jener Gegend kennen gelernt und wollte mich dort anbauen. Seit Agnes mir das ſchreckliche Geſtändniß gemacht, war ſie erleichtert; ſie hatte ihren Vertrauten ihren Freund, ihre Stütze, ihren Verpfleger wiedergefunden, ſie genoß, wie ſie ſagte, das ungetrübte Glück, an meinem Herzen zu ſterben. Ich ſchmeichelte mir thörichterweiſe, ihre neugeſchenkte Ruhe ſei Vorbote der Geneſung. Langſam zog ich mit meiner kleinen Karavane, zur Seite der gewöhnlichen Militairſtraße, durch Wälder und über Weiden dem Bug entlang; aber bald waren Agnes letzte Kräfte verzehrt — Ältern, Euer Kind ſtarb im Dickicht eines Waldes der Tatarei, auf einem Bette trockenen Mooſes, das meine Hand ihr bereitete, ihr letzter Hauch ſegnete liebend den Mann, auf den Ihr Eure Hunde gehetzt, und meine Hände gruben ihr Grab! —

„Ich ſtand und ſchnitzte ein Kreuz, um ihren Grabhügel zu bezeichnen, meine Thränen waren längſt verſiegt, ich fürchtete mich aber vor der Nähe ihres Geiſtes, um zu läſtern, ich gedachte ihres Sohnes, der Hände voll Blumen auf ihren Hügel ſtreute, um nicht ihr zu folgen. Da trat ein alter Waldbruder zu mir. Er hatte noch tiefer im Gehölze ſeine Klauſe. Er ſah meine Arbeit, hörte meine Erzählung und bot mir an, ihr Grab durch den Segen der Kirche zu weihen. Heiliger, heiliger Gott! der du erhabene Ahnungen deinem beſchränkten Geſchöpfe ſchenkteſt, wo das furchtbar Wirkliche ihn erdrückt! — Der Mann war von den Menſchen mishandelt worden wie ich; Muthes beraubt war er in die Wälder geflohen, entſchloſſen, in feindſeliger Abſonderung Keinem unſeres Geſchlechtes mehr zu begegnen; die rohen Nomaden hatten ihn dennoch entdeckt, hatten ihn für einen Gottesmann gehalten und verehrt, und er vermochte nicht, ſie zurückzuſtoßen aus ihrem Vertrauen. Der Umgang mit der Natur hatte ihn beruhigt, er hatte beten gelernt, wohlthun gelernt und verzeihen. Und ich verzeihe auch Euch, er hat es mich gelehrt. Ich wollte bei ihm bleiben und meinen Sohn zum Leben eines Tataren erziehen; der Eremit verwies mir den thörichten Plan. Er zeigte mir, wie die Umſtände ihm Mittel gegeben, in der Kutte wohlthätige Wirkſamkeit zu üben, und wie kein anderes Mittel dazu in ſeinem Bereich ſei; wie ich aber etwas Beſſeres thun könnte, als der Tataren Kühe und Pferde unter dem Vorwande von Zauberformeln zu heilen, den Gebrauch ihrer Wolle zu verbeſſern, ihre Kinder beten zu lehren; belehrte mich, daß Feodor etwas Beſſeres werden könnte als ein Sklave des Czaren. Langſam ermuthigte ſich mein Herz. Der Herbſt rückte heran, Feodor kam froſterſtarrt von ſeinem Spielen im Walde zurück, und in der kleinen Siedelei rief er in den längeren Abenden ungeduldig nach Raum und Licht. Ich machte mich nach Perekop-auf den Weg. Des Waldbruders Vergangenheit iſt mir dunkel geblieben, er mußte einſt gekannt, er mußte geſchätzt geweſen ſein; er war, ſeiner Ausſprache nach, ein Franzoſe. Von ihm erhielt ich ein Schreiben an den Gouverneur von Taurien, den edeldenkenden Richelieu, welcher mich in meinem Unternehmen, einige Meilen rückwärts von der Feſtung einen Meierhof anzulegen, unterſtützte.

Fleiß und Sparſamkeit haben mich zum wohlhabenden Manne gemacht, ernſter Wille, Thätigkeit und Gebet haben mich Agnes Schickſal, meine Schuld, Eure Grauſamkeit in ſtets milder und milderem Lichte betrachten gelehrt — und Gottes Segen hat über meinem Feodor gewaltet, daß er ein kräftiger, reiner Menſch ward. Aber die Kraft meines Lebens iſt ſeit jenem Tage, jenem Tage, den Ihr kennt, gebrochen; mein Auge ſchaute ſeitdem nie mehr trotzig in eines Mannes Geſicht; ich bedurfte es, unter einem Volke zu leben, das, zwiſchen Barbarei und Geſetzlichkeit ſchwankend, den Verluſt der Ehre noch nicht genugſam kennt. Mit keinem Europäer habe ich mehr genaue Verhältniſſe gehabt, kein Gefühl von Vertrauen, von Freundſchaft habe ich genährt — als ſei mein Herz von Stein, ging ich dem Grabe zu, denn ſelbſt meinen Sohn hielt ich mir fern durch das Geheimnißvolle, das mich umhüllte. Je mehr ich mich dem Grabe näherte, je rüſtiger Feodor im Leben fortſchritt, je lebhafter erwachte in mir der Wunſch, ihn mit ſeiner Mutter, ſeinen Verwandten zu verſöhnen. Ihr hattet Standesvorzüge und waret arm, er iſt, nach Euern Begriffen, reich, hat aber nur den Rang ſeines Vaters; will er in ſeiner Mutter Vaterlande bleiben, ſo unterſtützt ihn mit Dem, was Ihr habt, er ſoll Euch helfen mit Dem, was er beſitzt, und die Überzeugung, daß Ihr damals keine Mörder waret, und die Freude, aus Euerm kränkelnden, dürren Stamme ein ſo kraftvoll prangendes Reis emporwachſen zu ſehen, wie meinen Sohn, verſüße Euer Leben.

„Für meine Mutter, für meine arme, verlaſſene

Mutter hat Feodor, ohne es zu wiſſen, einen beſonderen Auftrag. Sie ſang in ihren trüben Stunden ein ſchmerzvolles Lied, aus dem ſie, im Andenken an alle ihre früh verſtorbenen Lieben, die Worte wiederholte: Die einſt mir Liebe gaben, hab' ich ſchon längſt begraben! Ich machte ihr Vorwürfe, daß ſie alſo ſang, da ich ihr geblieben ſei, und ließ ſie dann mich als Selbſtmörder beweinen! — Dieſe Erinnerung drängt Thränen in mein lang, lang vertrocknetes Auge, und mit dieſen Thränen will ich enden — ſie waſchen den letzten Erdengroll hinweg, und jenſeits biete ich und Agnes, Agnes! — mit mir, Euch verſöhnt die Hand."

Feodor nahm nicht wahr, daß die Sonne geſunken war und daß die Stralen des Vollmondes die Blätter in ſeiner Hand beleuchteten. Er hatte Licht und Dunkelheit bei den Thränen, die ſeine Augen füllten, bei dem ungeſtümen Schlage ſeines Herzens nicht unterſchieden. Bei dem Namen Emma, den ſeiner unglücklichen Mutter erſtes Kind geführt, war er aufgeſprungen, hatte ſeine Papiere zuſammengerafft, wollte nun fort zu der Emma im Ölſenitz-Thale, zu der Emma am Sterbebette der Greiſin, ſie mußte ſeine Schweſter ſein; aber dann ſchämte er ſich ſeiner Eile, gebot ſich weiter zu leſen — und Emma's Todtenſchein zerſtörte ſeine Hoffnung. Von dem Schmerze, der keinen Troſt kennt, dem Schmerze, die verborgenen, verkannten Leiden geliebter Verſtorbenen kennen zu lernen, niedergeworfen — er kennt keinen Troſt, weil wir ſie zu tröſten verſäumt haben — ging er ſpät in der Nacht nach Hauſe und erwartete ungeduldig den nächſten Abend, wo er die andere Emma aufſuchen und mit ihr ſeine Mutter beweinen könnte. Oft unterbrach aber eine immer klarer werdende Empfindung den Sturm ſeines Innern: Dank zu Gott, daß die Menſchen, die ſeinen Vater ſo unbarmherzig behandelten, die ſeine Mutter ins Elend trieben, alle das Grab deckte. Er ſchauderte vor dem Gedanken, ſie lebend haben antreffen zu können, und brannte vor Begierde, Gründe dieſes dunkeln Grauens von Emma zu erfahren. Mit dem erſten Morgenſtral verließ er Dorneck; er ſchweifte durch die Vorderhügel des Fichtelgebirges, ohne den Zauber der Landſchaft, die Erhabenheit des fernen Gebirgszuges, die freudige Thätigkeit des mit der Heumad beſchäftigten Landmanns zu empfinden. Er hatte Haſt, den Abend zu erreichen; das war Alles, denn ſelbſt ſeine Gedanken wies er von ſich, als wolle er erſt in Emma's Gegenwart ſeine ganze Seele ihnen hingeben. Endlich ſank die Sonne, und, ſeinem Verſprechen gemäß, ſtand er mit ihren letzten Stralen wieder vor der Hütte am Ufer der Ölſenitz. Die Hüttenthüre war verſchloſſen, ja die Läden waren zu. Ein Schauder durchzuckte ihn bei dem Gedanken, Emma nicht mehr zu finden. Er klopfte heftig, ihre Stimme rief, und ſie öffnete die Thüre. Unfähig zu ſprechen, faßte er heftig ihre Hand, und erſt auf ihre ängſtliche Frage rief er mit beklommener Stimme: „Ich dachte, Sie wären verſchwunden. Emma, das hätte ich nicht zu ertragen gewußt!" — „Das ſoll der Menſch nicht ſagen, lieber Feodor, nicht der Mann. Sie hätten's ertragen, aber ich hätte es nie gethan. Ein nichtsbedeutendes altes Liedchen ſagt einmal: Deux victimes infortunées se doivent des tendres secours. Halb und halb können wir das auf uns anwenden.“ Während dieſer Worte hatte ſie ihren Gaſt in ein hinteres Zimmerchen geführt, das, am Felſen angelehnt, kein Licht hatte, als was eine Lampe ihm gab. Sie hatte hier, wie es die umherliegenden Kleider und Wäſche bewieſen, die Habſeligkeiten der verſtorbenen Greiſin geordnet, wieß jetzt Feodor einen Schemel an und fuhr, ſelbſt auf eine alte Truhe ſich niederlaſſend, zu ſprechen fort: „Sagen Sie, mein Bruder, was iſt das für eine Geſchichte, die ein Amtsbote von Dorneck mir vor einer Stunde erzählte, ein Fremder habe für meine verſtorbene Wohlthäterin eine ungeheuere Menge Geld aus der Türkei gebracht?“ — „Ihre Wohlthäterin? Hieß ſie Albertine Müller?“ fragte der Jüngling, athemlos vor Erwartung. — „So hieß ſie. Iſt denn von der Sage —“ — Aber Feodor unterbrach ſie mit einem lebhaften Ausruf, indem er ſeine Hände ausſtreckte nach der Seite, wo er durch die offene Thüre das leere Lager der Verklärten erblickte: „Alſo war es dein Sterbebett, an dem ich ſtand! Alte, gute Mutter, du haſt deinen Enkel erkannt, du ſtarbſt im Gefühle ſeiner Nähe! Vater, Vater, ich that mehr, als du hoffteſt, ich brachte ihr nicht allein dein armes Geld, ich verſüßte ihr auch den Tod!“ — „Feodor, was iſt Ihnen? Was haben Sie erfahren?“ fragte Emma erſchrocken, ſeine Hände ergreifend und ihn von der Thüre abziehend; allein es bedurfte einer Weile, ehe er Faſſung gewonnen und in dem vordern Stübchen, bei geöffneten Läden, durch welche man jetzt den hellſtralenden Mond über die Felſen wandeln ſah, neben der wohlgenährten Lampe ſeiner ſanften, ermahnenden Freundin ſeinen Empfang im Schloſſe erzählen konnte und dann den Aufſatz ſeines Vaters ihr vorzuleſen begann. Emma hörte Anfangs mit mehr Sorge um Feodor, als Theilnahme an dem Gehörten zu; denn ſie fühlte, wie fuchtbar eines Sohnes Herz bei einem ſolchen Zeugniſſe des Irrthumes, des Unglückes ſeiner Ältern leiden müſſe; als Feodors Vater aber Bamberg als den Ort nannte, wo er Agnes heimlich geborenes Töchterchen verborgen hatte, wie er es Emma nannte, ward ſie betroffen, ſie hörte geſpannter und immer geſpannter zu, bis ſie bei der Beſchreibung der Merkmale, welche Albert zur Wiedererkennung ſeiner armen kleinen Verlaſſenen angibt, überwältigt ausrief: „Feodor, mein Bruder!" und ihre Hand, die der Jüngling voll Entzücken und Erſtaunen gefaßt hatte, gewaltſam hinwegriß und, ihren Ärmel aufſtreifend, ihm die Narbe zeigte und hinzufügte: „Und die im Dreieck ſtehenden Flecken hat Deine Großmutter oft bemerkt und in ihrem frommen Sinne oft geſagt: Das iſt ein heiliges Zeichen, das Bild des dreieinigen Gottes über dem Herzen!" —

Es war ein ſchöner Auftritt in dieſer kleinen Hütte, der nur Engel zu Zeugen hatte, denn von ihren Brüdern, den Menſchen, waren die beiden Einſamen verlaſſen, wie dieſe Geſchwiſter ſich erkannten, wie ſie ihrer Ältern Unglück beweinten und dann ſich aufs Neue einander ans Herz ſchloſſen und ſich bewieſen, wie ſie beim erſten Anblicke ſich erkannt und, wie die ewige

Wahrheit, ſich die Überzeugung wiederholten: daß nun nichts mehr ſie trennen ſollte, daß ſie, Eins für das Andere lebend, Niemandes mehr bedürften.

Es dauerte lange, ehe die Neuheit ihrer Lage, der Schmerz und die Freude, mit der ihr entdecktes Geheimniß ihre Seelen füllte, ſich ſo gemäßigt hatten, um Emma zu einer zuſammenhängenden Erzählung ihres kleinen Schickſales kommen zu laſſen. Ach, es war das trübe Schickſal eines freudeloſen Jugendlebens geweſen! Die Bürgerswitwe, welche Albrecht Müller zur Pflegerin ſeines Kindes erwählt hatte, war eine wackere, gewiſſenhafte Frau. Albrecht hatte als Schüler bei ihr gewohnt, und ſie war nicht nur eine ſorgfältige Pflegerin, ſondern wachte auch über der Koſtgänger ſittliches Verhalten, mahnte ſie und machte ihre Feiertagsfreuden zum Lohne ihres Fleißes. Albrecht war vor Allen ihr Liebling geweſen, weil er vor Allen der Fleißigſte, Geſchickteſte war. Wie er ihr, nach mehrjähriger Trennung Emma brachte, traute ſie deshalb auch ſeiner ihr über deren Geburt gemachten Erzählung ſo feſt, daß ſie ihn nie in Verdacht der Vaterſchaft hatte: ſie erzog das älternloſe Kind mit redlicher Vorſorge; aber dieſe Frau war alt geworden, ihre Koſtanſtalt hatte ſie aufgegeben, Kinder und Enkel hatte ſie nicht, und ſo war Emma's Jugend einſam und einförmig. Sie hatte aber eine Freundin, eine Geſpielin, die in ewig wechſelnder Geſtalt ihr alles Andere erſetzte — die ſtets erneuende Natur; die ſie bei dem Gartenbau ihrer Pflegemutter, in der reichen Gegend des ſchönen Bambergs in aller Fülle genoß. Dieſe gab ihr Kinderfreuden und Jugendmuth.

trotz dem Ernſte der Pflegemutter, der Dunkelheit ihres kleinen Stübchens, der Grauſigkeit der Legenden, die ſie ihr vorleſen, der Langweiligkeit der Roſenkränze, die ſie beten mußte. Emma erinnerte ſich des Tags, wo ihr Vater ſie zum letzten Male beſucht hatte. Ein ſchöner trauriger Mann, war er bei ihrer Pflegemutter geweſen, er hatte ihr Papiere gegeben und Geld und hatte mit ihr lange im Nebenzimmer geſprochen; dann hatte ſie ihr Kittelchen und Mieder ablegen ſollen, aber es verweigert, erſt bittend, dann mit Gewalt bemüht, den Händen ihrer Pflegemutter zu entſchlüpfen. Aber der Fremde bat und ſtreichelte ihre Wange und hatte endlich ihren Arm und ihre Herzgrube entblößt. Ohne ſie zu berühren, zeigte der Fremde auf das Dreieck der ſchwarzen Male und die Bürgerfrau auf die Narbe am Arme. Weiter erinnerte ſich Emma nichts von dieſem Fremden. Noch in eben dieſem Sommer kam ein anderer Mann, von widrigem Anſehen, in einer Uniform, und ein Jäger blieb während ſeines Beſuches vor der Thüre ſtehen. Emma, froh, das Strickzeug hinlegen zu dürfen, lief ins kleine Hausgärtchen, bis die Pflegemutter ſie rief und ihr befahl, ihre Schulbücher und Arbeiten zuſammenzutragen, weil ſie Nachmittag mit einer ſchönen Frau auf ein ſchönes Schloß fahren ſollte. Aber die gute Alte hatte dabei Thränen im Auge, und ihre naſſen Wangen zeigten, daß ſie ſchon länger geweint. Emma erinnerte ſich, daß ſie mit Heftigkeit verweigert hatte, ihre Pflegemutter zu verlaſſen, daß, wie der Jäger des fremden Herrn gekommen, ſie ſich an den Kleiderſchrank, an das Treppengeländer gehalten, um nicht fortgeführt zu werden, und nur dann ruhig geworden ſei, wie die gute Alte, ſie vor ſich auf die Knie niederdrückend, den Segen über ſie geſprochen und ihr zum Andenken ein Amulet um den Hals gehangen, welche Handlung ſie ſo betroffen gemacht, daß ſie nicht mehr gewaltthätigen Widerſtand zu leiſten ſich erkühnt hätte. Das geſchah aber erſt, nachdem der Jäger ſie mit Gewalt in den Gaſthof getragen. Die ſchöne Frau war aber Agnes' Mutter, die Baronin von Heilſtein.

Die ſoeben erzählte Begebenheit bleibt in Dunkel gehüllt. Wie hatte die Familie Heilſtein Emma's Daſein erfahren? Denn weder Albrecht noch Agnes hatten ihr mehr entdeckt, als daß ein unglückliches Weſen vorhanden ſei, welches ſie Beide unverbrüchlich verbinde. Und wer entdeckte ihnen des Kindes Aufenthalt? Was für eine Hinterliſt wendeten ſie an, die redliche Witwe zu deſſen Herausgabe zu bewegen? Die einzige Möglichkeit — da Agnes und Albrechts einzige Vertraute, Albrechts Oheim, ſowie ſeine alte Haushälterin, die Zeugin bei Emma's Geburt, vor Albrechts Flucht aus Deutſchland geſtorben war — die einzige Möglichkeit muß man in irgend einem. in der Angſt der bewerkſtelligten Flucht verlornen ſchriftlichen Zeugniſſe ſuchen — vielleicht einem Briefe von Feodors Vater, den Agnes zu verbrennen vernachläſſigt, der ſich unter ihre zurückgelaſſenen Arbeiten in ihre Schubfächer verborgen. Wahrſcheinlich trieb das innere Bewußtſein, durch ihre Härte ihres Kindes und eines, außer ſeinem Verhältniſſe mit Agnes ganz tadelloſen Mannes Selbſtmord veranlaßt zu haben, nach dieſer Entdeckung die Großältern an, ſich des verlaſſenen Kindes zu erbarmen, und bewogen die Pflegemutter deſſelben, durch ein halbes Geſtändniß ihnen ihr anvertrautes Pfand auszuliefern. Emma ward zwar ins Schloß als ein Findelkind eingeführt, das man, da ſeine unbekannten Ältern aufgehört, ſeine Koſt zu bezahlen, aus Barmherzigkeit dem Mangel entriſſen habe; allein ſie erinnerte ſich, den Jäger, der ſie ihrem Kindheitsſchutzorte entführte, in der erſten Zeit ihres neuen Aufenthalts einige Worte haben ſagen hören, die darauf deuteten, Emma gehöre durch einen der Söhne des Hauſes der Familie an. Wahrſcheinlich hatte der alte Baron durch dieſes Vorgeben die Pflegemutter in Bamberg berückt, und, um jede Spur von ihres Pflegekindes Daſein zu vertilgen, ſie durch Mittheilung eines falſchen Todtenſcheines, den die ehrliche Frau Albrechts Abgeſchickten zuſtellte, von Emma's Hinſcheiden überzeugt. Jener Wink war dem Kinde damals aufgefallen, aber unverſtändlich geblieben, weil ſie ſich zuverſichtlich für eine Waiſe gehalten. Später aber erinnerte ſie ſich deſſen, als die beiden Söhne des alten Barons ſie oft mit beſonderer Geringſchätzung behandelten. Ihr Herz ſagte ihr, daß von dieſen rohen, liebloſen Menſchen keiner ihr Vater ſein könnte.

Emma's Lage auf dem Schloſſe war die gewöhnliche ſolcher armen Geſchöpfe, welche eine vornehme Frau unter dem Vorwande der Barmherzigkeit aufnimmt und ſie dann, weil ſie nicht aus dem Lohne laufen können, vorzugsweiſe zum Ableiter aller böſen Launen benutzt. Emma hatte von der Natur ein ſo herrliches Gleichgewicht der Kräfte erhalten, daß ihre ſchwierige Lage nichts an ihr verdarb. Da ſie ſich für eine hülfloſe Waiſe anſah, ſollte ſie der Baronin und ihrem Gemahle jede Pflicht der Dankbarkeit und des Gehorſams, ja ſie hätte gewünſcht, ſie lieben zu dürfen; allein wenn ihre ſogenannten Wohlthäter gleich im Grade der Milde und Härte in ihrem Betragen abwechſelten, ſo ſtießen ſie jede Äußerung von Liebe, die ſie ihnen ſo gern dargebracht hätte, mit übermüthigem Stolze, oft mit Verachtung zurück. Nur in einem Punkte behielten ſie einen gleichen Gang in ihrem Betragen gegen ſie — alle Mittel, die ihre Lage anbot, wendeten ſie zu ihrem Unterrichte an. Der Geiſtliche des Dorfes war ein guter Tonkünſtler, und mußte ihr Talent zum Geſange, zum Flügel entwickeln, der Pfarrer eines nahen proteſtantiſchen Ortes gab ihr einigen Unterricht in Wiſſenſchaft, und von dem ernſten Beſtreben des jungen Mädchens gerührt, gab er ihrem Geiſte die glückliche Ausbildung, die das Weib zu ſeinem und des gebildeten Mannes Glück bedarf. Auch für weibliche Arbeit und feines Betragen fand ſie Unterricht in der Geſellſchaft der ſeitdem verſtorbenen Gemahlin des einen der Heilſtein'ſchen Söhne. Es war eine liebenswürdige Frau, welche Emma's Lage während ihrer Beſuche zu erleichtern wußte. Wenngleich der harte Stand der Dienſtbarkeit das verwaiſte Mädchen drückte, ſo hatte er ihren Geiſt nicht entnervt; ſie hatte bald mit ſeltener Klarheit ihre Lage überſehen und ſich gewöhnt, den Befehl, den man ihr gab, zur Form ihres Willens zu machen, und die Unbilde, die ſie trug, als eine Zufälligkeit anzuſehen, die ihr eigentliches Weſen ſo wenig beſudelte als die unreine Flut das Gefieder des königlichen Schwanes. Dieſe Denkart waffnete ſie vor dem zunehmenden Mismuthe in dem freiherrlichen Schloſſe. Der älteſte Sohn behandelte ſeine liebenswürdige Gattin ſo, daß der Kummer ihr Herz brach. Der jüngere hatte eine reiche, häßliche Erbin genommen, die durch ihr Geld glaubte auch ihres Mannes Ehre bezahlen zu können — ein Scheidungsproceß machte die Welt mit der Schmach des Ehegatten bekannt, und beide Männer bewieſen in dem nun wiedereintretenden eheloſen Leben, daß ſie nicht dazu gemacht geweſen waren, die Würde des Hausſtandes aufrecht zu erhalten. Ihre Verſchwendung machte bald ihren Aufenthalt auf dem Schloſſe ihres Vaters zu einer Zuflucht gegen das Andringen ihrer Gläubiger; ſie brachten aber einen Theil ihrer Laſter mit dahin, und Emma empfand nun zum erſten Male, daß die Dankbarkeit, die ſie an das Haus ihrer Wohlthäter feſſelte, eine ſehr ſchwere Pflicht ſei.

In dieſer Zeit machte ſie die nähere Bekanntſchaft von Albertine Müller, ihrer unbekannten Großmutter. Dieſer Frau ganzes Leben war eine ſtete Übung der Ergebung geweſen. Sie war die Tochter eines angeſehenen Fabrikanten in einem ſächſiſchen Städtchen; ihre Ältern verarmten, und ſie widmete ihre erſte Jugend, zur Erleichterung ihrer Bedürfniſſe, verſchiedenen Arbeiten. Bald enthob ſie der Tod dieſer Pflichterfüllung, als Albrecht Müller, ein Porzellanmaler von großer Geſchicklichkeit, eines Streites mit ſeinen Vorgeſetzten wegen die Meißniſche Porzellanfabrik verlaſſen mußte und bei ſeiner genialiſch=ſorgloſen Wanderung Albertine in ihrer Vaterſtadt kennen lernte. In der kecken Zuverſicht, nie an Verſorgung Mangel leiden zu können, beredete er die liebende unerfahrene Marie, ſich mit ihm zu verbinden. Er ſuchte in allen Porzellanfabriken des öſtlichen Deutſchlands Anſtellung, fand ſie ſchwer und behielt ſie nicht lange, bis ihn die Noth endlich vermochte, ſein Talent zum Ausmalen der Zimmer anzuwenden. Da ging ihm ein Glücksſtern auf; der zahlreiche Landadel, die Bürger der wohlhabenden ſächſiſchen Städtchen machten es zur Mode, gemalte Wände zu beſitzen; Albertinens Mann ſetzte ſich deshalb mit ſechs Kindern, von denen Albrecht Müller das jüngſte war, in dem bequem gelegenen Dorfe Dorneck feſt und zog von Schloß zu Schloß, von Städtchen zu Städtchen beſtellter Arbeit nach. Doch kaum war er recht im Gange, ſo ſtarb er, und nach einander folgten ihm ſeine Kinder, und die Krankenbetten und Todtenbahren verarmten die Witwe gänzlich. Albrecht allein blieb ihr; ihres Mannes Bruder ſorgte für ſeine Erziehung, und er ward ihr Troſt und ihre Freude. Er ſtrebte um ihretwillen nach der edeln Unabhängigkeit, die eigner Erwerb gibt, widmete aber von den Knabenjahren an, wo er jüngern Koſtſchülern als Repetent diente, ſein kleines Verdienſt der geliebten Mutter. Fern von ihr erzogen und nur durch ſeine Beweiſe kindlicher Aufopferung ſich ihr kundthuend, verlor das Verhältniß zwiſchen Sohn und Mutter ſeinen gewöhnlichen Charakter. Albertine Müller machte aus ihrem Sohne ihren Abgott, Albrecht ward durch ſeine Abweſenheit der Mutter perſönlich entfremdet, und die poetiſche Wendung ſeines Geiſtes, der Ehrgeiz, der ihn heftig nach Auszeichnung ſtreben hieß, führte ihn natürlich dazu, ſeine Kindesliebe um ſo mehr zu idealiſiren, da der guten Mutter Ausbildung ſie, bei ſehr lebhafter Phantaſie und tiefem Gefühle, wenig über ihren Stand erhob. Mit ſchmerzlicher Ungeduld entſchloß er ſich, auf ſeines Oheims Befehl, die Hofmeiſterſtelle in Dorneck, in der Zwiſchenzeit der Univerſität und einer Anſtellung, zu bekleiden; bald aber bannte ihn eine unſelige Liebe für Agnes länger in ihre Nähe, als ſein Ehrgeiz es gutheißen konnte. Die Folge haben wir geſehen. Seine Mutter hatte nie eine Ahnung ſeiner Schuld, ſeines Unglückes. Wie er als ernannter und angeſehener Lehrer einer Landesuniverſität in ihre Hütte zurückkehrte, um Agnes als Gattin zu erwerben, blieb der Zweck ſeiner Rückkehr ihr verborgen; ſie war über ſeine bürgerlichen Ehren, über die Anerkennung ſeiner Verdienſte ſo entzückt, daß ihr Freudentaumel ſie blind machte über ihres Sohnes Verſtimmung, es gelang ihm, den Sturm ſeines Innern ihr zu verbergen. Um ſo ängſtlicher war ihr ſein Verſchwinden; ſie wartete ein, zwei und mehre Tage, ſie verbarg den Nachbarn ihre Angſt, denn ſie hätte ihrem Sohne einen Vorwurf zuziehen können — da erreichte ſie plötzlich die Kunde, daß er und Fräulein Agnes im Teiche umgekommen wären. Warum man das erſt heute entdeckt, warum man im Schloſſe erſt heute eingeſtand, daß Fräulein Agnes vermißt würde, daß ſie nicht, wie die Ältern dem Geſinde geſagt, einen Beſuch in der Nachbarſchaft mache, warum der Kahn, auf dem ſie verunglückt ſein ſollten, nie vom Ufer losgeſchloſſen erblickt worden war, unterſuchte die arme Verzweifelnde nicht. Der damalige Schenkwirth von Dorneck brachte ihr das kleine Spazierrohr ihres Sohnes und einen Homer, in dem ſie ihn ſeit ſeinen Studentenjahren hatte leſen ſehen, und man hatte Fräulein Agnes Arbeitskörbchen und ihren Shawl auf dem Wirbel des Teiches ſchwimmend gefunden — das bewies ihren Tod. Der Gedanke des Selbſtmordes, der das Gewiſſen der Heilſteins erſchreckte, nahm in ihrer zerriſſenen Seele nie Platz; aber ſie lebte fortan wie eine Abgeſchiedene, einzig dem Andenken an ihre Verſtorbenen; an Feſttagen ergötzte ſie ſich, die Habſeligkeiten ihres Sohnes, die ihr von Würzburg ausgehändigt wurden, mit ſtets neuem Schmerze zu ordnen. Sie faltete ſeine Wäſche, ſie ſtäubte ſeine Kleider ab und ließ lange ihre Hand auf dem fühlloſen Gewande liegen, indem ſie bei dem Gedanken weilte: hier habe ſein Herz geklopft. Stunden lang wendete ſie die Blätter des kleinen Homers um, damit ihr Blick auf dasjenige treffen möchte, das ihres Sohnes Auge zum letzten Male erblickt. Die Maßregeln, die Albrecht vor ſeiner Flucht genommen, ſicherten ihr einen mäßigen Unterhalt zu, den ſie der Güte ihres verſtorbenen Schwagers, des Geiſtlichen, ſchuldig zu ſein glaubte, ihr religiöſer Sinn bewog ſie auch zu fortgeſetztem Fleiße ihrer Hände, aber ihr Geiſt drängte ſie zu den Pforten jener Welt, die ſie von ihren Geliebten entfernt hielten, und die ſich ſo viele, viele Jahre ihrer Sehnſucht zu öffnen verſagten.

Eine heftige Krankheit, in welche Albertine verfiel, brachte Emma in nähere Verhältniſſe mit ihr. Emma war von jeher der Troſt der Betrübten, die Pflegerin der Kranken im Dorfe geweſen; Albertine Müller hatte ihre Hülfe nie bedurft, und da Emma die Todesart des Fräuleins, obſchon der traurigen Geſchichte nicht mehr gedacht wurde, bekannt war, begriff ſie, daß die weichliche Selbſtſucht die arme Alte als eine Schmerzensgeſellin verhaßt machen könnte. Jene Krankheit knüpfte ein ſonderbares, aus unerklärlichen Empfindungen geſponnenes Band um dieſe Beiden. Emma empfand es wie verletzte Pflicht, wenn ſie einen Tag hingehen ließ, ohne die alte Mutter zu beſuchen. In Albertine erneute ſich aller Schmerz der Vergangenheit, wenn Emma ihr keinen Gruß gegeben hatte. Unerwartet griff aber die Greiſin ſehr wohlthätig in Emma's Schickſal ein. Die beiden Söhne ihrer Pflegeältern ſtarben in kurzem Zwiſchenraum; ihre Gläubiger beſtürmten den alten Baron; gekränkt, ſorgenvoll, kinder- und freundlos folgte er und ſeine Gattin ſeinen Söhnen nach, und innerhalb achtzehn Monaten ward das Schloß, wo Alt und Jung gehauſt hatte, zur Einöde. Der Baron ging zuletzt unter; Emma pflegte ihn mit der Sorgfalt einer Tochter; er ſowol als ſeine Gemahlin mochten ſeit langer Zeit Emma nicht mehr in Verbindung mit ihrer unglücklichen Mutter gedacht haben. Die beharrliche Lüge hat das Eigene, daß der Lügner endlich ſie ſelbſt geglaubt; ſo hatten dieſe ſelbſtſüchtigen Menſchen nach und nach ihrer gemordeten Tochter verlaſſenes Kind wie eine aus Barmherzigkeit von ihnen aufgenommene

Waiſe anzuſehen ſich gewöhnt. Emma's unermüdete Pflege bei einem langen Krankenlager rief die Schuld der Vergangenheit in des Barons Seele zurück, er wünſchte das Verſäumte gutzumachen; allein die Mittel fehlten ihm, ſein Vermögen war zerrüttet, es kannte ſeine Erben nicht einmal, er haßte ſie, weil ſie in der Reihe der Heilſteine — welches er für ſehr wichtig anſah — ſein Geſchlecht ſollten verdrängen. Eine Verſorgung ihr zu geben, hätte er jetzt ſehnlich gewünſcht, allein er konnte es nicht; ſeinen großväterlichen Segen hätte er ihr geben können, allein dazu konnte ſein ſtarrköpfiges Herz ſich nicht entſchließen, und darum ward ihm der Tod ſchwer. Emma verſtand, nun ihr trauriger Urſprung ihr bekannt war, ſeine abgeriſſenen Reden, ſein Ächzen, ſein Krümmen unter Angſt und Zweifel; ſie verſtand, warum er ſie ſo oft zu ſich rief und dann fortwinkte und endlich im Sterben ſie flehend anſah und ſtämmelnd noch rief: „Vergebung, Vergebung!" —

Die neuen Beſitzer der Herrſchaft kamen an, Emma händigte ihnen die Gegenſtände ein, die ſie in Gewahrſam gehabt hatte und verließ das Schloß mit keinen andern Hülfsmitteln, als die Talente und Fleiß ihr gewährten. Die geizigen, hungrigen Erben boten ihr keinen Unterhalt, keine Unterſtützung an, obſchon ihnen die Herrſchaftsbeamten geſagt hatten, daß dieſes junge Mädchen durch ſeinen treuen Fleiß den gänzlichen Verfall des Hausweſens gehindert, und die Vermuthung hinzufügten, daß ſie wahrſcheinlich zu der Familie gehörte. Die alte Baronin verwarf eine ſo liebreizende Haushälterin, ihre verblühten Töchter bedankten ſich für die Nähe eines ſo ſchönen Kammermädchens. — Ohne einen ſolchen Vorſchlag zu erwarten, begab ſich Emma zu Albertine Müller, entſchloſſen, von hier aus Maßregeln für ihren künftigen Unterhalt zu ergreifen. Die ſchwermüthige Alte war zu glücklich, ihre junge Wohlthäterin beherbergen zu können. Aber einmal in die geiſtermäßige Abgeſchiedenheit dieſer ſchwärmeriſchen Alten aufgenommen, ſtand es nicht mehr in ihrer Macht, ſie zu verlaſſen. Die Greiſin entdeckte ihr den ängſtlichen Widerwillen, den ihr Aufenthalt in Dorneck ihr einflößte, ſeit ſeine alten Beſitzer geſtorben wären; wie es ſie ohne Aufhören mahnte, einen andern Wohnplatz zu ſuchen. Emma bemühte ſich, ihr das gewagte Unternehmen, bei ihrem hohen Alter, auszureden, allein ſie hatte ein leidendes Gemüth und eine geſpannte Phantaſie zu bekämpfen. Albertine ſprach mit Zuverſicht von Träumen und Stimmen, beſchrieb einen Waldſtrom, der über Schieferfelſen floß, eine kleine Wieſe, hohe Tannen und ſah einen Wandersmann daherkommen, der brachte ihr einen Brief von ihrem Sohne, und wie er an ihr Haus kam, zog ihm ein Leichengefolge entgegen. Emma hörte auf, ihr Vorſtellungen zu machen; ſie hoffte die Beendigung ihrer jetzigen Verlegenheit von der Zeit. Wie die verewigte Baronin ihren damals erſt verheiratheten älteſten Sohn in Dresden beſuchte, hatte Emma ſie begleitet und dort die Bekanntſchaft einer jungen Ruſſin gemacht, die ſo eben im Begriff war, nach Akierman in Beſſarabien abzureiſen, wo ſie, eines Gelübdes ihrer Mutter wegen, in den Orden der barmherzigen Schweſtern treten ſollte.

Das ſchwärmeriſche junge Mädchen hatte ſich ſehr lebhaft für Emma intereſſirt und ihr beim Abſchied Nachweiſung gelaſſen, um ihr in jenem abgelegenen Winkel der Erde Kunde von ſich zu geben. Seitdem waren mehre Jahre vergangen, aber Emma vertraute ihrer damals bewieſenen Freundſchaft, und ließ ſich von dem Gefühl ihrer gänzlichen Vereinzelung auf Erden zu dem Entſchluß verleiten, Krankenpflegerin in dem Ordenshauſe von Alierman zu werden. Sie ſchrieb der ruſſiſchen Nonne, und widmete ſich indeß freundlich den Wünſchen ihrer alten Freundin.

Eines Tages beſuchte dieſe ihr alter Bekannte, der ehemalige Schenkwirth in Dorneck, jetziger Gaſtgeber zu Schorgaſt. Albertine gerieth mit ihm in die Erinnerung der Vergangenheit, und aufgeregt dadurch, vertraute ſie ihm auch ihre Träume und beſchrieb ihm die Hütte, die Wieſe, den Waldbach, den ſie im Traume ſah. Der alte Mann ſah ſie erſtaunt an und rief: „Frau Müller, das hat Ihnen geträumt?" — „Ach, nicht ein Mal, hundert Mal; und in dieſer Hütte ſollte ich wohnen, hier liegen mir die Mauern auf der Bruſt." — „Aber das iſt ja nicht möglich," nahm Jener wieder mit Lebhaftigkeit das Wort; „dieſe Hütte ſteht ja, wie Sie Zug vor Zug ſie beſchreiben, an der Ölſenitz, drei Stunden von Schorgaſt, ſeit drei Wochen gehört ſie mein durch einen Schuldbrief, und ich ſuche eben einen Käufer dazu oder einen Beſtänder." Emma hörte mit Bangigkeit zu, ihr ward unheimlich bei dem Geſpräch der beiden Alten; allein ſie konnte nichts dagegen haben, daß Frau Müller, ihrem alten Freunde völlig vertrauend, einen Handel mit ihm abſchloß. Der Gaſtwirth verſprach, die Hütte völlig herzuſtellen, ſagte ihr für eine ehrliche, freundliche Nachbarſchaft gut, indem der nächſte Nachbar ihrer neuen Beſitzung, ein alter Knecht ſeines Hauſes, dort ein kleines Gütchen habe und dabei das Holzfällen beſorge. Emma konnte der Antwort aus Alierman, da ihr Brief einen großen Umweg machen mußte, erſt in ein paar Monaten entgegenſehen, ſie ſtörte die Greiſin deshalb nicht in ihrer Überzeugung, daß ſie ihre Hütte mit ihr bewohnen würde. Sie zogen, von einer alten Magd begleitet, welche Albertine noch in ihren beſſern Tagen gekannt hatte, in jene Hütte, wo Feodor ſie fand. Die Antwort aus Alierman kam und brachte Emma die Verſicherung der freundlichſten Aufnahme, ſelbſt ein kleines Handbriefchen der Domina, welches ihr in ihrem und ihrer Schweſterſchaft Namen Schutz und Beiſtand verſprach, wenn immer ſie eintreffen würde. Des verlaſſenen Mädchens Schickſal ſchien nun beſtimmt, und ſie folgte willig dem ihr unbegreiflichen Zug, ihre alte Freundin in der herannahenden Nacht ihres Lebens nicht zu verlaſſen. Faſt zwei Jahre hatte dieſe nun in dieſer Abgeſchiedenheit gelebt, und ihr flackerndes Lebenslämpchen widerſtand noch immer dem kalten Hauche des Todes. In mancher Stunde ſchien ihr Geiſt die morſche Hülle zu durchbrechen, und Emma hörte mit Erſtaunen und Bewunderung die erhabene Phantaſie, mit der ſie das Unſichtbare ahnete, die klare Einſicht, mit der ſie das Wirkliche beurtheilte. Da erloſch die matte Flamme an jenem Abend, wo die Hand des himmliſchen Vaters die beiden älternloſen Geſchwiſter ſo wunderbar einander zuführte und ihre Vereinzelung plötzlich in unzertrennliche Liebe verband.

Es bedurfte Tage und Wochen, ehe ſich Emma und Feodor in das unbegreifliche Glück zu finden vermochten, nun Niemand mehr fragen zu können, wenn Einer etwas beſchloß, nun Niemand mehr ſeine Unruhe, ſeine Freude mittheilen zu können. Albertine Müller hatte durch ein Teſtament Emma zur Erbin all ihrer Habe gemacht. Aus der Hinterlaſſenſchaft ihres Sohnes ſuchte Feodor mit tiefer Rührung Manches heraus, was er als Andenken des geliebten, gequälten, wie er nun mit ſchmerzlicher Wehmuth einſah, nie geheilten Vaters mit ſich zu nehmen gedachte; denn daß Emma ihren Bruder nach Taurien begleiten ſollte, wurde gleich Anfangs beſchloſſen. Die Hütte an der Ölſenitz ward das Vermächtniß der treuen alten Magd, welche Feodors Großmutter ſo lange gedient hatte, und wie der Herbſt die kleine Wieſe, die ſie umgab, mit Zeitloſen zu bedecken begann, wie das gelbe Johanniskraut auf den Felskanten zu dunkeln anfing, verließen die Geſchwiſter das Thal, wo Keiner ihr Schickſal gekannt hatte, Keiner ihre Liebe verſtand.

Wenn ein geliebtes Kind ſein väterliches Haus verläßt, wenn ein rüſtiger Jüngling die Grenzen ſeines Vaterlandes überſchreitet, wenn ein wagender Mann die Küſten ſeines Feſtlandes von ſeinem ſchnellſegelnden Schiff aus verſchwinden ſieht, ergreift unendliche Wehmuth ihr Herz, und die erwünſchteſte Ferne wird ihrem thränenſchweren Auge auf eine Zeit lang verſinſtert. Emma und Feodor aber waren in den erſten Tagen ihrer Reiſe in Wehmuth verſenkt, weil kein Vaterhaus, keine Heimath, kein Vaterland ihr Andenken in Anſpruch nahm. Ihr Herz hing nur durch Gräber mit der Erde zuſammen; eines, mit dem nur trübe Andenken verbunden waren, ließen ſie in Franken zurück, ein theures Grab war in einer ihnen unbekannten Wüſte verborgen, und neben dem dritten waren ſie auf dem Wege, ihre Heimath zu gründen. Feodor hatte zu viel Jugendmuth, Emma zu viel Stärke des Gemüths, um dieſer Wehmuth lange Herrſchaft zu erlauben. Zwar blieb ihre Reiſe durch die weite Strecke der Länder einſam und von Menſchen geſchieden, als führe nicht ein leichter Wagen ſie durch Städte und bebaute Gefilde; Emma hatte von ihrem Bruder erlangt, ſich nirgends aufzuhalten, ihre gedrückte Jugend hatte ihr nie die Freuden der Geſellſchaft geboten, und nun, entſchloſſen, ein ländliches Leben in einem halb barbariſchen Lande zu führen, empfand ſie Widerwillen gegen die eiteln Bedingungen ihrer anſtändigen Erſcheinung in der zierlichen Welt. Allein über Akierman zu reiſen und dort das Kloſter zu beſuchen, in dem ſie, einſam und von Niemand gekannt, ſich dem Dienſte fremder Leidenden weihen wollte, hatte ihr Bruder ihr verſprochen. Sie betrat dieſen ihr ſo befremdlichen Aufenthalt mit klopfendem Herzen. So lange Zeit hatte ſie ſich hierher geſehnt, weil ſie die abgeſchloſſenen Mauern über das ſchmerzliche Bewußtſein, in der weiten Welt keinen Halt zu haben, täuſchen ſollten; jetzt, an Feodors Seite, flößten ſie ihr Schauder ein, wie der Anblick des Gefängniſſes dem kaum Befreiten einflößen kann. Die Schweſter, welche Emma ihren Platz ſchon bereitet hatte, gönnte, mit Thränen, die nur halb der theilnehmenden Freude gehörten, ihrer Freundin ihren neuen Beruf; die Domina, eine Frau, welche den biegſamen Geiſt ihres Standes in hohem Grade beſaß, verbarg ihren Unmuth, eine ſo gebildete Novizin verlieren zu müſſen, und ward ſehr zuvorkommend, als Feodor die kleine Ausſteuer, welche ſeine Schweſter dem Kloſter eingebracht hätte, ihm zum Beſten der Armenpflege überließ. Der Genuß, an dieſem abgelegenen Orte Fremde zu ſehen, und die gewohnte Gaſtfreundſchaft jenes Landes bewog die Domina und die nach Neuigkeiten begierigen Nonnen, die Abreiſe der Fremden auf alle Weiſe zu verhindern, und Emma nahm bald wahr, daß Feodor, der die Erlaubniß, die Domina in ihrem Zimmer zu beſuchen, erhalten hatte, ſeinen Aufenthalt mit Wohlgefallen verlängerte. Das Kloſter gab in dieſem Augenblick der Tochter eines ſehr verfolgten Mannes unſeres Volkes, der dieſes ſein einziges Kind, bis ihm ein ungeſtörter Aufenthalt geſichert wäre, in dieſen Winkel geflüchtet, eine Zuflucht. Emma's Freundin hatte Pauline, das war der Name des jungen Mädchens, in Moskau, wo ihr Vater damals in einer günſtigen Lage lebte, gekannt, ſie war in Akierman ihre Beſchützerin, und Paulinens Liebenswürdigkeit war es, die Feodor an das Kloſter feſſelte. Pauline war in Deutſchland geboren und, wenngleich ſchon ſeit mehren Jahren von dort entfernt, im Umgang ihres Vaters in deutſcher Art weiblicher Bildung fortgeſchritten. Feodor machte ſich die Täuſchung, in ihr eine zweite Emma gefunden zu haben, die ältere Schweſter ſah aber mit innigem Danke zu Gott ihre größte Sorge gehoben: — ihr Bruder ſollte nicht der Würde des Hausvaters entbehren, ſein freier Sinn, ſeine wohlthätige Betriebſamkeit ſollte, durch Gattin und Kinder verzweigt, bürgerliches Wohl um ihn her ſchaffen, und wenn ſie einſt von ihm ſchied, ſollte ſie ihn in dem Schatten der von ihm gepflanzten Bäume, in den Armen der ſeine Tugenden erbenden Kinder, in der Achtung der von ihm belehrten Mitbürger zurücklaſſen. Feodors Neigung zu Pauline ward zu keinem Roman. Der zwanzigjährige Jüngling warb, mit Zutrauen in ſeine gute Sache, um die Geliebte — denn lange hatte ſeine Täuſchung, daß Pauline eine jüngere Schweſter für ihn ſei, nicht gedauert — und der ſpäte Herbſt ſah das Paar in dem tauriſchen Meierhof in deutſch eingerichtetem Hauſe, bei deutſchem Fleiß als glückliche Gatten verbunden. Seitdem kehrten ſchon mehre Herbſte zurück, Emma ſah die Zahl der geliebten Häupter um ſich heranwachſen, ſah ernſte Freudigkeit und heitern Muth den innern Frieden des Hauſes ſichern, die äußern Stürme überſtehen, und all' dieſes Glück dem Andenken ihrer unglücklichen Ältern zum Sühnopfer bringend, ſah ſie all ihre Wünſche erfüllt.

III.

Die Frau von vierzig Jahren.

„Nun wäre es doch Zeit,“ ſagte der Major von Helm zur Präſidentin von Helm; „nun wäre es doch Zeit, gute Mutter, daß Sie etwas Ruhe genöſſen. Sie haben ſich auf mehr als eine Art angegriffen, ungewohnt angegriffen; Tochter und Enkel ſchlummern, beide in ihrer neuen Exiſtenz; ſchlummern Sie auch einen Augenblick.“

„Nein, lieber Sohn,“ erwiederte die Präſidentin, „daraus wird nichts. Sie wollen mich mit der Wartefrau und der Bademutter wegſchicken, weil ich ihre Gehülfin geweſen bin, ſo lange es Noth that; meinen Sie denn aber, wenn ich mich in dieſen peinlichen Stunden wirklich abmattete, daß ich mich nicht hier am beſten erholen werde?“

„Unſere liebe Mutter mag Recht haben,“ fiel Feldberg ein, „und ich glaube, ſie weiß, welche Seelendiät ihr zuſchlägt.“

Das Trio ward alſo nun einig, an dem duftenden Sommermorgen bei aufgehender Sonne in der lieblichen Gartenlaube beiſammenzubleiben, um ein Frühſtück oder Abendeſſen zu genießen: zum Frühſtück machte es die Tageszeit; aber keines aus der kleinen Geſellſchaft hatte ſich in der vergangenen Nacht zur Ruhe begeben, weil während derſelben eines von den Geſchöpfen, welche ſo unmerklich langſam emporkeimen, um dann in einem Augenblick plötzlich wieder zu verſchwinden, dieſes räthſelhafte Daſein zum erſten Mal ſchreiend begrüßt hatte. Der neue Weltbürger war Sohn des Majors von Helm, ehemals Offiziers in franzöſiſchen Dienſten, und Stiefgroßſohn der Präſidentin. Feldberg, ein Freund vom Hauſe, hatte jene Stunden des Schmerzes, der Hoffnung und Furcht mit ſeinen Lieben theilen wollen. „Sie weiß," ſagte er, „welche Seelendiät ihr zuſchlägt. Von Ermüdungen dieſer Art — verſteht ſich, ſo oft Ihr Weibchen, lieber Helm, ſie ihr verurſachen kann — fürchte ich nichts für das warme Herz, für die unruhige Thätigkeit meiner Freundin. Was Ihrer erſten Jugend fehlte, um ſie zu beglücken," ſetzte er mit einem bedeutenden Blick hinzu und küßte der Frau von Helm achtungsvoll die Hand, „fanden Sie ſpäterhin, um eine zweite, ſchönere Jugend zu beleben."

Frau von Helm ſah gerührt ihren Freund an: „Ja, ich holte meine verfehlte Beſtimmung noch ein." Jetzt erröthete ſie, unterbrach ſich, zog ihre Hand zurück und ging eine Weile am Eingang der Laube auf und ab, indeß der junge Helm den Thee bereitete und ſie gefliſſentlich ſich ſelbſt überließ, zugleich aber durch einige Blicke, die er auf Feldberg warf, welcher ſinnend die Flamme unter dem Keſſel betrachtete, ſeine innige Theilnahme bezeigte.

Sie trat nun wieder zu ihnen. „Halten Sie mich, hier, um Sie, neben Ihnen, für glücklich, mein guter Sohn?" — „Ja," erwiderte der junge Mann lebhaft und legte die Hand betheuernd auf die Bruſt, „ich halte Sie dafür, weil Sie uns glücklich machen, weil wir Ihnen Vieles, Alles verdanken."

„Lieber Karl," ſagte ſie lächelnd, „Sie führen die wahre Urſache nicht an. Feldberg da wird aufrichtiger ſein; nicht wahr?"

„Nun wohl," ſagte Feldberg; „Sie ſind auch darum glücklich, weil Sie nichtigen Täuſchungen entſagt haben, weil Sie die ſchlichte Wirklichkeit lieben lernten, weil Sie Ihre Phantaſie nur noch die Lücken des täglichen Lebens ausfüllen, nicht deſſen unabänderliche Bedingungen mit falſchen Farben malen laſſen."

„Halten Sie, halten Sie! Was Sie auch ſagen mögen, ſo hat es doch eine ungalante Seite, und ſo drücken Sie es immer lieber geradezu aus: weil ich ſonſt ein eitles, ſelbſtiſches Weib war und nun Pflichten erfülle und an Andern Theil nehme. Und das danke ich Ihnen, Karl, Ihrem guten Weibe, dem ſüßen Kinde, das ich eben in meine Arme empfing; nicht Ihren weiſen Lehren, Herr Philoſoph, denen ich übrigens doch alle Gerechtigkeit widerfahren laſſe. O lieben Freunde, die Kenntniß, was zum wahren Glücke gehörte, hatte ich ſchon lange, aber die Mittel dazu fehlten mir. Es rühme ſich doch kein frecher Weiſer, unabhängig von Dem, was ihn drückte, trotz Dem, was ihm fehlte, glücklich geweſen zu ſein; Selbſtverleugnung, Unempfindlichkeit iſt Alles, was er errungen haben kann: glücklich macht nur Befriedigung.

nicht aller, aber doch eines oder des andern unſrer Wünſche."

Feldberg lächelte gerührt: „Da würden Sie alſo den armen Epiktet ohne Umſtände Lügen ſtrafen?"

„Von dem ſpreche ich nicht; nicht von Euch grob fühlenden, heftig verlangenden, im Genuß einſchlafenden, durch Herrſchen verdorbenen Geſchöpfen; ich ſpreche von uns Weibern, denen die Natur Gefühle gab, die kein Menſchenleben erſchöpft, die wir unſerm Geſchlecht nicht mittheilen mögen und die das Eure nicht zu faſſen vermag."

Helm ſagte ſanft: „Die Bruſt eines Sohnes vermag es doch, und das Herz einer Tochter und der Kinderſinn, der ſich nun unter Ihren Augen in dem Neugebornen entwickeln ſoll" —

Sie umfaßte ihren Sohn und hob ihr Geſicht von ſeiner Schulter zu Feldberg auf, der zweideutig ausſah: „Ihr ſarkaſtiſches Lächeln verſtehe ich ſchon; ſagen Sie nur immer: ſei ruhig, Großmütterchen; denn Sie meinen doch, ich ſchwärme. Davor fürchte ich mich aber nicht mehr; ich habe ja ſo lange geſchwärmt, habe ſo lange geſucht, nicht zu ſchwärmen, daß ich mich endlich beurtheilen kann."

„That ich Ihnen weh?" fragte Feldberg; „nein, dieſe Schwärmerei, von der ich einſt ſo viel litt, macht jetzt unſer Aller Glück und erhält Sie in ewigblühender Jugend." — Er ſah ſie mit ernſten, aber lebhaften Blicken lange an: „Sagen Sie ſelbſt, lieber Helm, ſieht ſie ſich noch ähnlich? Sie erinnern ſich doch, wie ehemals ihre kalte Schönheit uns niederſchlug, und jetzt

— o wie verſchönert innerer Frieden auch das ſchöne Weib!“

„Kalt? — Ja, das war ich, ich war ſehr unglücklich, ſehr verſtimmt! Ein langer Mißton war mein ganzes Daſein geweſen, ſeit — ſeit einem Zeitpunkt“ — Sie ſchwieg, mit einem flüchtigen Blick auf Feldberg. Nun ſammelte ſie ſich zu ihrer gewöhnlichen Freimüthigkeit und fuhr fort: „Es war ein Zeitpunkt, der die Kriſe meines Jugendglücks machte, ſowie ich nun die meiner ſpätern Jahre überſtanden zu haben glaube. Ich weiß aber nicht recht, lieber Sohn, wie wir gerade zu dieſem wunderlichen Geſpräch kommen. Im Grunde geht es dem Menſchen doch immer ſo: in der erſten Hälfte ſeines Lebens ſtrebt ſeine Einbildungskraft gern in die Zukunft hinaus, in der andern blickt er mit ſeiner Erinnerung in die Vergangenheit zurück. Und es iſt ja auch ganz natürlich: wenn Erfahrung die Schwingen unſerer Hoffnung gelähmt hat, wollen wir uns doch noch an etwas halten und geben Dem, was nicht mehr iſt, ungefähr den nämlichen Werth, wie vorher Dem, was noch nicht war.“

„Wie ſchwarz iſt dieſes, meine gute Mutter!“ ſagte Helm. „Wirklich, wenn Sie mich jetzt wieder fragten, ob ich Sie für glücklich halte: ich wüßte nicht mehr, was ich antworten ſollte.“

„Doch, doch, mein Freund!“ antwortete ſie mit naſſen Augen; „dies war nur ein Gefühl von alten Zeiten her, die vorüber ſind. Gewiß, wenn ich die Spuren der Vergangenheit aufſuche, ſo iſt es nur, um mich an der Vergleichung zu erfreuen.“

Schweigend ſaßen jetzt die Drei eine Weile beiſammen. „Karl,“ fing endlich die Frau Helm wieder an, „in unſerm Verhältniß iſt etwas, das Ihnen nicht angenehm ſein kann.“

„Was könnte das wol ſein?“

„Wie Sie nach Ihrer vieljährigen Entfernung von Ihres Vaters Hauſe dahin zurückkamen, fanden Sie mich unglücklich; ich ſpreche oft mit Schmerz von meiner Vergangenheit, von meiner Ehe, und Ihr Vater war mein Gemahl.“

Helm küßte ihr ehrerbietig die Hand: „Meines Vaters Briefe lehrten mich Sie ehren, ehe ich in Ihrer Nähe war; ſo oft Sie ſeinen Namen nennen, ehrt ihn die Art, wie Sie es thun. Vermochte er nicht, meine gute Mutter zu beglücken, ſo war er gewiß unglücklich, ſo oft er es empfand.“ —

„Gute, wahre Seele!“ ſagte die Mutter und ſtreichelte nachdenkend ſeine offne Stirn; — „lieben Kinder, ich beſitze Eure ganze Liebe, ich verdiene ſie auch; es liegt aber ein Theil Glauben in ihr. Ihr ſollt mich ganz beurtheilen lernen, auf die Gefahr hin, mich zu misbilligen. Wir werden jetzt manche ruhige Stunden haben, ſo lange das Weibchen durch ihre Ammenpflicht zu einem eingezogenen Leben berechtigt iſt. Ich möchte mir gern jedes Recht auf Euer Vertrauen erwerben; wenn wir nächſtens einmal um Gertrudens Bett verſammelt ſind, erzähle ich Euch meine Geſchichte.“

Helm küßte ihr dankbar die Hand: „Nicht um unſer Vertrauen und unſre Liebe mehr zu erwerben, ſondern weil Sie uns damit Ihrem Herzen näher anſchlieſen, hat dieſes Verſprechen den größten Werth für mich. Oft, wenn wir Ihre Güte gegen uns am lebhafteſten empfanden, fragte meine Gertrude: warum war aber die theure Frau nicht immer ſo herzlich gegen Dich? — Verzeihen Sie, meine Mutter.“

„Nein, lieber Karl, das braucht es nicht: gegen Sie und Ihre Schweſter habe ich mir nur Unterlaſſungsfehler vorzuwerfen; nur thun mir Ihrer Gertrude Worte jetzt weh.“

Der junge Mann war betreten, ſie leitete das Geſpräch wieder in einen heitern Ton; man trennte ſich. Gertrude war voll Freude über das Verſprechen der Mutter, ſie wollte ſchon den nächſten Tag zu deſſen Erfüllung feſtſetzen, was aber geradezu abgeſchlagen wurde, indem man Gertruden zur ſtrengen Beobachtung aller Vorſichtsregeln anhielt, über welche eine junge Mutter im ſeligen Gefühl ihrer Kraft, das geſunde Kind im Arm, ſo gern ſpottet. Sie bat, ſchmollte; mehre Tage war Alles umſonſt. Endlich ſagte Frau von Helm: „Wohl denn: morgen, wenn der Junge recht brav und Mütterchen hübſch fromm war, komme ich zum Thee herunter; dann ſchließen wir die Thüre vor allen Vettern und Baſen, und Großmutter nimmt das Wort.“

Den andern Tag um fünf Uhr Abends war der Kleine beſchwichtigt, das Theewaſſer kochte, der Bediente war aus dem Zimmer geſchickt, als Feldberg hereintrat und ſich neben dem Bett der Wöchnerin niederließ. Helm ſah lächelnd ſeine Frau an, die gute Luſt hatte, den armen Feldberg ohne Umſtände fortzuſchicken.

Indem erſchien Amalie. „Holla, mein guter Freund,“ ſagte ſie, als ſie Feldberg erblickte; „ſo war es mit nichten gemeint, daß Sie unter meinen Zuhörern ſein ſollten; daraus wird nichts, Sie begreifen es, wiſſen es — und müſſen die Güte haben, ſich zu empfehlen.“

„Wie? meine Freundin, ſind Sie jetzt freimüthig? ſind Sie billig? ſind Sie vergeltend? ſind Sie großmüthig?“ —

„Ah — h!“ rief Frau von Helm, als ſchöpfte ſie tief Athem; „bald ſind Sie auf der rechten Höhe! Nun wohl, ob es billig, vergeltend, großmüthig iſt, davon iſt allerweile nicht die Frage; ob es in der Natur der Sache iſt, ob ich in Ihrer Gegenwart meinen Kindern Alles ſagen werde, was ich hinter Ihrem Rücken ſagen würde, ob ich — o fort, fort mit Ihnen! Wäre es denn nicht lächerlich, vor Ihnen von Ihnen zu ſchwatzen?“ — Frau von Helm erröthete, die liebe Wöchnerin und ihr Mann ſchauten neugierig auf, betroffen und ſcherzhaft zürnend rief die Mutter: „Nun da haben wir's! Meinen ganzen Plan verderben Sie mir, und nun iſt den Kindern ſchon verrathen, was das Salz meiner Geſchichte ausmachen ſollte. Adieu, adieu!“ — Sie drängte Feldberg gegen die Thüre, indeß er ihre Hand hielt und an den Mund führte und ſie dadurch glauben machte, er wolle ſich ihrem Willen fügen.

„Nein, Amalie,“ ſagte er, wie er zum Worte kommen konnte, „Ihrer Geſchichte wird an Intereſſe nichts abgehen, wenn Sie mir erlauben, Ihren Kindern zu ſagen, daß Sie meine innigſte, feurigſte Liebe waren, daß eben das Gefühl, welches mich in meiner Jugend aus meinem Vaterlande vertrieb, mich vereinzelte, und langem, ſcheuem Unglück hingab, jetzt meine ſtille Zufriedenheit, meinen Genuß, mein Band an die beſten, liebſten Menſchen ausmacht" — Amaliens ſchöne Züge wurden jetzt von einer Röthe überſtralt, die den Reiz der Jugend zurückzauberte. Feldberg ſah Thränen in ihren Augen zittern; indem er ihre Hand losließ, ſprach er mit ehrerbietiger Zärtlichkeit: „o meine Freundin, jetzt könnte ich wirklich fortgehen — in dieſer Thräne, in dieſem Blick auf Ihre Kinder, in dem liebevollen Ausdrucke dieſer beiden glücklichen Menſchen, läge Entſchädigung — läge Belohnung wenigſtens für das Entſagen, zu welchem Sie mich damals zwangen — ſoll ich alſo gehen, meine Freundin?"

„Wirklich, wie Sie wollen," erwiderte Frau von Helm; „etwas mehr oder weniger armſündermäßig, wenn man einmal beichtet, kommt im Grunde doch auf Eins heraus —"

„Ich werde Ihnen aber heute zum erſten Male ſagen, wie unbillig Sie waren —"

„Zu ſeiner Zeit, wenn ich es erlaube, auch das! — Jetzt bitte ich mir Stille aus."

Sie ſetzte ſich, meiſt gegen Gertrudens Bett, und durch Zufall gegen Feldberg, der ſeitwärts ſaß, mehr mit dem Rücken gekehrt; Karl ſtand gelehnt am Kopfe des Bettes.

„Sie werden es bezeugen, Feldberg: wie Sie in * * ſtudirten — ich war damals acht Jahre alt — galt ich für ein ſehr hübſches und geſcheites Mädchen, und um ſo mehr, als meines Vaters Geſchäfte ungemein zu glücken anfingen. Sie erinnern ſich vielleicht noch, wie er während der vier Jahre Ihres Aufenthaltes ſeine Ausgaben vermehrte, den Bau ſeines ſchönen Hauſes unternahm, mit immer größerem Aufwande zahlreiche Gäſte bewirthete. Mein Vater hatte viel Handelsgeiſt; er hatte ſich durch viele Anſtrengungen und große Mühſeligkeiten bis zum Wohlſtande, und zuletzt bis zum Überfluſſe durchgearbeitet — wenn er jetzt Andere eben das leiden ſah, was ihn gedrückt hatte, überließ er es ohne ſonderliche Theilnahme ihrem Schickſale, ob es ſie endlich ſo gut oder ſchlechter bedenken würde, als ihn das ſeinige bedacht hatte. Er war nichts weniger als geizig, ſetzte aber einen ſo hohen Werth auf das Geld, daß es nichts gab, was er nicht damit erkaufen zu können glaubte. Er kaufte ſich alſo auch den Adel — das muß wol nach Ihrer Abreiſe geſchehen ſein — ſein Fabrikweſen übergab er den Brüdern meiner Mutter und ſchaffte ſich ein ſehr ſchönes Landhaus an, wo er die Sommermonate zubrachte.

„Meine Mutter kannten Sie, lieber Feldberg — ich habe nicht vergeſſen, daß Ihre erſten Worte, als Sie mich nach achtjähriger Abweſenheit wiederſahen, ihr Andenken feierten. Sie war eine ſanfte, edle Frau; ſie hatte einen hellen Verſtand, dem keiner von den falſchen Schritten meines Vaters entging. Allein zu weich, um ſeine Handlungen zu leiten, ließ ſie es nur ihr tägliches Geſchäft ſein, jede üble Folge, die ſie hatten, beſtmöglich zu mildern. Am meiſten trieb ſie dies Geſchäft in Anſehung meiner und meines nachmals verſtorbenen Bruders. Ich habe erſt ſpät begreifen gelernt, wie ſehr ſie leiden mußte, in meiner Erziehung den Keim der Verkehrtheiten entſtehen und pflegen zu ſehen, aus denen in der Folge mein — mein Nichtglück erwuchs. Mit welcher Sorgfalt liebkoſte ſie dem wenigen Guten in mir, was das Schickſal erſt nach ſo vieler Mühe von ſeinen Schlacken gereinigt hat! Unterdeſſen ſparte mein Vater keinen Aufwand, um jedes glänzende Talent bei mir ausbilden zu laſſen, und ehe ich es noch in irgend einem zu einiger Fertigkeit gebracht hatte, wurde ich ſchon durch ſein ſchmeichelndes, von der Geſellſchaft, in der wir lebten, gefällig nachgeſprochenes Lob überredet, daß ich den höchſten Grad der Vollkommenheit erreicht hätte.

„Dieſe verderblichen Eindrücke waren mächtiger, als das ſanfte Gegenſtreben meiner guten Mutter. Ich fühlte zwar oft, daß ſie Recht hatte; wenn ich aber in den Augenblicken, wo mir Alles lächelte, auf ihren Ernſt und Tadel ſtieß, konnte ich, ſo mild beide waren, doch nicht umhin, ſie als freudeſtörend zu empfinden.

„Freilich gab es wol auch Augenblicke, wo die Wahrheit ſiegte. Ich erinnere mich, daß meine Mutter mich zuweilen von meinen glänzenden Beſchäftigungen unmerklich und ſpielend an ihren Arbeitstiſch herüberlockte. Sie machte Hemdchen, Häubchen, einen ganzen Kram für arme Kinder, wie denn überhaupt thätige Frömmigkeit ein Zug dieſer ſchönen Seele war. Wenn ich dann einen Nachmittag lang mit ihr gearbeitet, ja wol gar irgend eine Geſellſchaft, zu der ich berufen war, freiwillig darüber verſäumt hatte, ſo leitete es ihre liebende, fromme Abſicht dahin ein, mich fühlen zu laſſen, wie viel lohnender es wäre, in der Freude der armen Mutter, die ihr Kind gekleidet ſähe, in der Behaglichkeit des kleinen Geſchöpfchens, das nicht mehr von der Blöße litte, ein bleibendes Denkmal dieſes Abends geſtiftet zu haben, als wenn ich ihn in meinem gewöhnlichen Cirkel von Zerſtreuungen hätte verhallen laſſen.

„Ich war bei ſolchen Gelegenheiten nicht ohne tiefe Rührung — aber wie wenig gelang es dennoch der einfachen, himmliſchen Seele, mich dadurch zu ſich emporzuheben! Einmal an Außenſeite gewöhnt, miſchte meine Einbildungskraft fremdartiges Gepränge hinzu; ich ſpielte in meinen eignen Augen die Rolle einer ſchönen Wohlthätigen; meiner Eitelkeit waren die Flügel nicht beſchnitten, und meine Vernunft gewann nichts.

„Ich war ungefähr in meinem vierzehnten Jahre, als mein Vater den Adel kaufte. Ich konnte bemerken, daß meine gute Mutter ſich vielfältig dagegen ſträubte, und ich höre noch, wie ſanft ſie unter Thränen mir zuſprach, mich zu der ſchweren Rolle tüchtig zu machen, die mir zuwachſen würde, wenn mein Vater ſeinen Entſchluß ausführte.

„An einem von jenen ſüßen, zu ſpät mir unvergeßlich gewordenen vernünftigen Abenden, trat mein Vater, halb beſchämt, weil er meiner Mutter Geſinnungen kannte, halb entzückt, mit ſeinem Diplom in der Hand, in unſer Zimmer. Eine Frau, deren Mann in unſern Gärten arbeitete, war im Kindbette; meine Mutter, die mir ein Recht verſchaffen wollte, dieſen äußerſt armen Leuten zu helfen, hatte mich zur Pathin vorgeſchlagen und ließ mich ein artiges Taufzeug nähen: bei dieſer Arbeit ſchwatzte ſie freundlich mit mir — das iſt, ſagte ſie, eine traurige Barmherzigkeit von reichen Leuten, die den Armen immer nur vom Stehlen oder Verhungern rettet. Die Vorſehung gab den Menſchen Genuß als Sporn zum Guten, und wie oft ſehen wir ihn ſogar als Zweck unſers Thuns an! Um aber Gottes Ebenbild auf Erden zu ſein, meine Amalie, wollen wir dem Armen, ſo wir es vermögen, nicht blos geben, daß er ſich im Schweiße ſeines Angeſichtes Brot verdiene, ſondern wir wollen ihn zuweilen auch durch einen frohen Tag uns näher bringen, ihm ein beſſeres Bewußtſein, als das eines bloßen Laſtthieres, verſchaffen. So wird ſchon das Tauffeſt, und noch mehr der jedesmalige Anblick dieſes Wämschens, dieſes Häubchens, die armen Richters ergötzen, und jedesmal wird die angenehme Erinnerung einen ſüßen Tropfen in den Kelch ihrer Mühſeligkeiten miſchen, und das hilft die Menſchen gut machen — ach, ſetzte ſie hinzu und faltete wie betend die Hände, könnte man nur Jedem, der im Begriffe ſteht, eine tadelnswürdige Handlung zu begehen, ſogleich eine reine Freude in den Weg werfen, es würde viel weniger Böſes geſchehen.

„Dies Geſpräch unterbrach mein Vater durch ſeinen Eintritt und begrüßte mich als Fräulein Amalie. Meine Mutter ſenkte ihre Blicke auf ihre Näharbeit und ſchwieg. Er kündigte eine Menge koſtbarer Veränderungen an, wie neue Equipage, Ameublements und dergleichen; mir gab er eine Börſe mit zwanzig Louisdors, um bei dieſer Gelegenheit meine Garderobe zu vermehren.

„Dadurch war freilich die ſanfte mütterliche Weisheit bei mir verdrängt, und leider miſchte ſich dadurch auch dem milden Charakter der trefflichen Frau ein wenig Bitterkeit bei, ſodaß ſie weniger im Stande war, durch überlegte Theilnahme der Eitelkeit, die jetzt in meinem Gemüthe die Oberhand gewann, ihren Spielraum zu beſchränken.

„Sie litt viel, die gute Mutter, und meine erſte Freude war auch nicht von langer Dauer. Man ließ es meinen Vater gern empfinden, daß man den Urſprung ſeines Adels nicht aus den Augen verlöre; er hingegen vergaß ihn nur zu oft und ſetzte ſich mancher Verlegenheit aus, die auch auf mich zurückfiel.

„Doch jung und ſchön wie ich war, beſaß ich bei Männern einen vollgültigen Adelsbrief, und die Weiber vollends hätten mir darum faſt einen himmliſchen Urſprung beigelegt; denn ſie waren zuweilen verſucht, mir nicht nur Ahnen, ſondern gar Vater und Mutter abzuſprechen.

„Dieſe Stimmung bei meinem Geſchlechte mußte mich natürlicherweiſe von ſeinem Umgange entfernen, und ebenſo natürlich mußte ich an der Geſellſchaft von Männern Vergnügen finden — daraus entſtand in meinem Betragen etwas, das man nicht ſäumte, für Koketterie zu nehmen, ungeachtet es das damals noch nicht war: gern hätte ich die allgemeine Bewunderung für ein Weſen, das mich geliebt hätte, hingegeben; ein ſolches Weſen ſuchte ich unter der Menge meiner ſogenannten Anbeter, und wenn ich, lebhaft fühlend, verzogen, zart, romantiſch, es nicht fand, ſo war mein Gutes daran ebenſo ſehr ſchuld wie meine Fehler. Indeſſen war es doch immer ein Zug mehr, der wie Koketterie ausſah, der zur Gewohnheit wurde und zuletzt wirklich mit einigem Rechte Koketterie heißen konnte. Mein Herz, das ſich nach Liebe geſehnt und theils keine gefunden, theils nicht verſtanden hatte, ſie zu finden, hielt ſich endlich an kleine Senſationen, die nothdürftig ein tiefes Gefühl beſchwichtigten; von dieſen nährte es ſich kümmerlich von einem Tage zum andern, indeß ſich meiner überſatten Eitelkeit immer neue Speiſen aufdrängten, und meine widerſtrebende Vernunft ein ſophiſtiſches Syſtem von Jugendgenuß zuſammenſetzte, zu welchem ſie auf keinen Fall ſtark noch reif genug war.

„Mein einziger Schutzgeiſt ward mir auch entriſſen. Meine Mutter ſtarb — ich war ſiebzehn Jahre alt, als ich mich nun ganz mir ſelbſt überlaſſen fand. Ein Gefühl meiner Lage gährte verworren in mir, als eine neue Bekanntſchaft meinem Weſen neue Empfindungen beimiſchte — —“

Amalie hielt hier inne; ſie ſah, halb muthwillig, halb gerührt, auf ihre Kinder, die ſie ſtillſchweigend liebkoſten, gleichſam zum Danke für ihre Erzählung und zur Bitte um die Fortſetzung. Feldberg hatte mit tiefer Aufmerkſamkeit zugehört; jetzt war ſein geiſtvolles Geſicht von einer brennenden Röthe überflogen — Wie Amalie immer noch ſchwieg, ſtand er auf, unentſchloſſen, ob er ſich nicht entfernen wollte; nun fing ſie aber ihre Erzählung wieder an, und er ging leiſe im Zimmer auf und ab.

„Zum erſten Male nach dem Tode meiner Mutter erſchien ich in einer zahlreichen Geſellſchaft. Wie meine Toilette vollendet war, konnte ich mir nicht verhehlen, daß ſie mir ſehr geglückt wäre. Die Veranlaſſung, wegen deren ich dieſes ſchwarze Gewand trug, regte zugleich mein Gefühl auf eine andere Weiſe auf. Die Neuheit des Wirrwarrs nach einigen in der Einſamkeit verlebten Wochen, die ſchmeichelhafte Bewegung, die bei meinem Eintritt entſtand, der Gedanke, zum erſten Mal als Waiſe das Getümmel der Welt wieder vor mir zu haben — Alles trug dazu bei, mich in eine ſolche Rührung, in einen ſolchen Aufruhr der Empfindungen und Gedanken zu verſetzen, daß ich die Anreden, mit denen man ſich zu mir drängte, kaum beantworten konnte.

„Unter Andern ſtand aber ein Fremder vor mir und ſagte: wie freue ich mich, in dem Ausdrucke dieſer ſchönen Züge zu leſen, daß unter dem ſchwarzen Gewande ein Herz ſchlägt, welches die beſte Mutter betrauert! — Ich ſtutzte, denn des jungen Mannes Geſicht war mir ganz unbekannt. Er nahm beſcheiden wieder das Wort: „Ich heiße Feldberg — verzeihen Sie, daß die Lebhaftigkeit, mit der ich mich erinnerte, vor einigen Jahren Ihrer Frau Mutter prophezeit zu haben, was Sie jetzt ſo ſchön wahr machen, mich vergeſſen ließ, daß Ihnen der Weiſſager längſt aus dem Sinne gekommen ſein mußte.“

„Feldberg war — nicht ſo liebenswürdig als er jetzt iſt; er war mit der Welt unzufrieden, weil er mehr taugte als die Welt, und doch war er nicht gut genug, um die Böſen zu bedauern und es dem Beſſern nachzuſehen, daß es nicht das Beſte iſt. Von unſerm Geſchlechte hatte er ſich ein Ideal ausgedacht, das er in ſeiner Geliebten realiſiren wollte. Das Ideal war aller Ehren werth, aber der Bildner war — wenigſtens ein Pedant."

Feldberg hielt im Gehen Amalien gegenüber inne und machte ihr ſtillſchweigend eine tiefe Verbeugung.

„Ein Pedant" — wiederholte ſie, ohne ihren Ton zu verändern und gleichſam nur um den Faden ihrer Rede wieder anzuknüpfen: „noch an demſelben Abend ward ich hinlänglich inne, daß ſich mein Gefolge um ihn vermehrt hatte — ſo ſtolz war ich noch nie auf eine Eroberung geweſen; ein Mann, deſſen Jünglingsalter von acht Jahren her ein allgemein geſchätztes Andenken zurückgelaſſen hatte, der jetzt auf die ehrenvollſten Bedingungen, als ein noch ſehr junger Mann, in ein Landescollegium berufen war, das wenige Fremde unter ſeinen Mitgliedern zählte, der ſich als Gelehrter durch den feinſten Ton, als Weltmann durch die gründlichſten Kenntniſſe auszeichnet. — "

„Aber, liebe Freundin, bedenken Sie doch nur einen Augenblick, wie des alten Feldbergs Beſcheidenheit gefoltert wird, wenn er ſeiner Jugend ſolche Verdienſte . . . . ."

„Still, mein Herr! die Rede iſt nicht von Ihnen. Ich war mehr als geſchmeichelt; ich war mit furchtſamer Freude beſorgt, die Achtung des Mannes zu feſſeln, dem ich *gefallen* hatte. Ich ließ ihn in mein ungebildetes, vielleicht verkehrtes aber warmes Herz blicken. Der Mann verſtand aber nicht, mich zu behandeln; voll ſehnlichen Verlangens nach einem Hafen für das unſtete Treiben meiner Empfindungen, ging ich unachtſam einen raſchen Schritt; er, neben einem warmen Herzen im Beſitz eines kalten Sinnes, folgte gemeſſen einer ſteifen Methode. Feldberg erkannte die Gewalt, die er über mich gewann; er ward mein Mentor, tadelte mich, gab mir Rath — ich folgte ihm gern; ich ergrimmte über ſeine Vernunft und ehrte ſie, verſagte mir Zerſtreuungen, erwarb mir Kenntniſſe, bekämpfte Launen, brachte ihm tauſend kleine Opfer und hoffte jedes Mal, *nun* — *nun* ihn liebend, anbetend zu meinen Füßen zu ſehen, um ihn wieder zu lieben, um endlich . . . . .“

„O Amalie!“ rief jetzt Feldberg, der mit der lebhafteſten Bewegung bisher zugehört hatte, und faßte ihre Hände. Sie ſah ihn mit naſſem Auge und angenommener Kälte an. „Mein Herr,“ ſagte ſie, „verwechſeln Sie hier nicht Geſchichte und Gedicht. Meinten Sie, meiner Erzählung eine dramatiſche Form zu geben, ſo hätten wir andere Abreden nehmen müſſen. Sogleich ex tempore eine Rolle zu ſpielen, die doch nicht zu den leichteſten gehören würde, könnte nur einer — ſehr ſchlechten Schauſpielerin zugemuthet werden.“

„Ja, ja! Nach zwanzig Jahren — und noch dieſer peinigende Wechſel von Gefühl und Muthwillen!“

„Nach zwanzig Jahren? — Das war grob! Jetzt, Kinder, bittet einmal den Herrn, daß er ſchweigt, oder wenn er's nicht laſſen kann, hinübergeht und dem Bambino vordeclamirt; dort findet er ein geneigtes Publicum, bei welchem ſeine artigen Complimente nichts auf ſich haben."

Feldberg legte, demüthig ſich bückend, den Finger auf den Mund, und Frau von Helm fuhr fort.

„Und conſequent zu ſein, vermochte der arme Pygmaleon doch nicht; wenn er ſein Werk betrachtete, vergaß er oft, daß es nur erſt rohe Materie war, und ſtand davor, in Entzücken verloren. Da vermaß ſich dann die Statue wol auch, ſolche Augenblicke ein klein wenig zu merken, und ein ziemlich unartiges Mädchen zu ſein und ſich rächen zu wollen an ſeiner ſyſtematiſchen Kälte, an ſeiner pedantiſchen Gewalt über ſein Herz —"

„Darf ich reden?" unterbrach jetzt Feldberg noch einmal.

„Um mir zu widerſprechen? — Nein, noch nicht; vielleicht nachher — — Mein Bruder ſtarb, und ich war nun die einzige Erbin von meines Vaters ſehr anſehnlichem Vermögen. Ich hatte meinen Bruder geliebt und beweinte ihn, noch mehr aber beweinte ich ihn, als mir mein Vater erklärte, jetzt könnte er auf einen Schwiegerſohn Anſpruch machen, der mir an Rang und Ehre Alles gäbe, was er mir mit Geld allein nicht verſchaffen könnte.

„In der Zeit, wo ſich mein Vater mit dieſen Gedanken trug, lernte ich Ihren Vater kennen, lieber Karl.

„Sie wiſſen, daß ich ſein Andenken ehre, daß ich ſeine Tugenden immer zu ſchätzen wußte. Ich darf glauben, daß ich ihm nicht in den Weg zu einem höhern Glücke getreten bin. Sie ſind aber ein Mann und rechnen es nicht zu den kindlichen Pflichten, auf die Unfehlbarkeit ſeiner Ältern zu ſchwören. Ihr Vater beſaß bei vielen Kenntniſſen ein gutes, ja oft ſehr edles Herz; aber als letzter Zweig einer alten Familie, die auf ihren Namen um ſo mehr hielt, als ſein Glanz nicht durch Glücksgüter erhöht wurde, war er von Jugend auf verzogen worden. Seine wirklich ausgezeichneten Fähigkeiten wurden frühzeitig bewundert; aber ſeine Ältern bildeten ſie gerade nur ſtandesmäßig aus: alles Solidere, was er beſaß, verdankte er einer glücklichen Zuſammenſtimmung von Umſtänden, die den Ehrgeiz in ihm erregt hatten, ſich durch eignes Verdienſt hervorzuthun. Er war noch jung, als er ſchon anfing, dem Staat in anſehnlichen Ämtern zu dienen; er ſtellte den erlöſchenden Glanz ſeiner Ahnen wieder her. Aber dieſe Selbſtbildung unter alltäglich verkehrten Leuten hatte auch ihr Schädliches gehabt. Es war etwas Weichliches in ihn gekommen, und da Andere ihn vollkommen fanden, und er ſich wahrer Tugenden bewußt war, lernte er ſich zu vortheilhaft beurtheilen.

„Er war gereiſt, hatte gelebt, hatte ziemlich ſpät zum erſten Mal geheirathet; durch unglückliche Zufälle war Ihre würdige Mutter um ihr anſehnliches Erbe gekommen: ſie hatte ihn im vierzigſten Jahre als Witwer und ohne Vermögen zurückgelaſſen. Ihm that das wenig; da er Alles, was ihn anging, ſich auf einem erhöhten Gerüſte gleichſam hiſtoriſch vorzuſtellen pflegte, ſah er die Zukunft ſeiner Kinder unter dieſen Umſtänden nur in einem intereſſanten Lichte. Junge Leute, die bei der edelſten Geburt durch ihres Vaters und ihre Verdienſte allein zu glänzen haben werden! ſo dachte er, und fing ſchon an, Weltbürger aus ihnen zu bilden. Die Familie dachte aber anders; ſie ſeufzte, daß die letzten Zweige eines ſolchen Stammes vielleicht als Krippenreiter und Geſellſchaftsfräulein würden verderben müſſen. Da war beſonders eine alte Tante — Sie haben ſie nie gekannt — dieſe hatte eine edle betagte Wittib mit ungeheuerm Vermögen in Bereitſchaft, welche durch eine Heirath mit Ihrem Vater das Öl in die erlöſchende Adelslampe liefern ſollte —"

Feldberg ſah ernſthaft aus; Amalie erröthete und fuhr fort.

„Sie waren damals vier Jahre alt, und Ihre Schweſter ſechs. Ich traf Sie eines Tages in dem **ſchen Garten. Ihre Lebhaftigkeit freute mich. Sie ſchleuderten Steine in den Teich; bei einem ungeſchickten Wurf mit einem zu ſchweren Steine verloren Sie das Gleichgewicht, Sie fielen auf den groben Kies am Ufer und bluteten ſtark an der Stirne. Ich eilte auf Sie zu; indeß Sie und Ihre Schweſter gewaltig ſchrien und ihre franzöſiſche Mamſell wie eine Gans ſchnatterte, wuſch ich Ihre Stirne, legte etwas Balſam darauf, den ich bei mir hatte, und ſo mit dem artigen Knaben beſchäftigt, war ich leider nicht ganz ohne ein gewiſſes Bewußtſein, daß ein ſchönes junges Mädchen, die ſich eines blutenden Kindes ſo thätig annähme, ein hübſches Tableau geben müßte. Auf einmal hörte ich Ma Bonne eine Octave tiefer ſchnattern:

ſie war mit einem feinen Manne im Geſpräch, der auf mich zuging, den Knaben bei der Hand nahm, und mir einige verbindliche Worte ſagte, aus denen ich erſt klug wurde, als ich das Junkerchen weinerlich rufen hörte: Papa, ma bonne a bien vu que ce n'était pas ma faute.

„Auf dieſe Art alſo lernte mich Herr von Helm kennen. Der Auftritt beſtimmte wahrſcheinlich mein ganzes Schickſal. Ich gefiel Ihrem Vater, und es ward ihm leicht, mir alle Tugenden beizulegen, die ſeine Gattin, die ſeiner Kinder Mutter haben ſollte. Als ſeine Abſichten merklich wurden, frohlockte mein Vater und ich — brachte bald Feldberg auf durch gefliſſentlichen Leichtſinn, bald verwirrte ich ihn durch die natürliche Ergießung meines Gefühls, oder befremdete ihn durch Kälte: kurz, ich that Alles, um ein Geſtändniß von ihm zu erhalten, das mich in den Stand geſetzt hätte, einen Willen zu haben. Um eine Heirath mit dem Präſidenten zu fürchten, war ich zu eitel, zu gewohnt, Rang und Titel als etwas Vorzügliches zu ſchätzen. Überdem war Ihr Vater ein Mann, deſſen Aufmerkſamkeit in manchem andern Betracht ſchmeicheln mußte, und da ich mich mit allem Unangenehmen wenig abzugeben pflegte, drang ich in die Urſachen einer Abneigung, die ich im Hintergrunde meines Herzens ſpürte, eben nicht ein.

„Für Feldberg war mein Gefühl zu wenig einfach, um Leidenſchaft zu ſein. Es ſetzte ſich zuſammen, erſtlich auch aus Eitelkeit, dann aus Eigenſinn, dieſen Menſchen unterjochen zu wollen, aus Achtung — und ſo wäre es dann wol Liebe geworden, wenn — wenn es alſo hätte ſein ſollen.

„Ihre obbemeldete Tante, lieber Karl, hatte ihres Bruders häufige Beſuche in unſerm Hauſe erfahren und von den Vermuthungen der Stadt über ſeine Abſichten Wind bekommen. Sie ſchauderte vor dem Gedanken einer ſolchen Misheirath, die ihr überdem auch aus perſönlichen Gründen verhaßt war, weil ihr Mann mit meinem Vater in Geſchäftsverhältniſſen geſtanden hatte, bei denen Ihre Frau Tante — leider, wenigſtens nicht gewann.

„Ich kannte die Stimmung der Frau von Z. gegen mich, und war alſo unangenehm betroffen, als ich ſie eines Abends ganz unerwartet in einer großen Geſellſchaft fand, die ihr Bruder, wie ich wußte, dieſen Tag nicht beſuchen konnte. In dem, für die kindliche Achtung peinigenden, Falle, mit Menſchen zuſammenzukommen, die in Geſchäften mit meinem Vater den Kürzern gezogen zu haben meinten, hatte ich mich ſchon öfters befunden, und es war mir meiſtens ſchwer geworden, in meine Höflichkeit gegen ſie nicht ein gewiſſes wehmüthiges Gefühl zu legen, das ſie leicht misdeuten konnten.

„Frau von Z. drängte ſich zu mir, überhäufte mich mit Schmeicheleien aller Art, zog mich in einen Zirkel von Verwandten und — fing nun an, mich auf die unbarmherzigſte Weiſe zu perſifliren. Ich war Anfangs bei dieſer Frau blos mit meiner eignen Empfindung, die ihr zu günſtig war, um ſich eines ſolchen Angriffs zu verſehen, beſchäftigt. Zudem war ich zu jung und hatte zu wenig eigentliche Erfahrung von der Welt, um ſogleich einzuſehen, was man mit mir vorhatte. Ich fühlte mich lange unbehaglich, ehe ich die Bedeutung des Geſprächs verſtand, und kam erſt dahinter, als Feldberg, der zu uns getreten war, über das Betragen der Frau von Z. höchſt unwillig, mich mit eben den Waffen vertheidigte, mit denen ich angegriffen wurde, und ſo wenigſtens ihre Aufmerkſamkeit von mir abzuziehen ſuchte. Das war aber nicht ſo leicht. Sie hatte dieſe Geſellſchaft, in welche ſie ſonſt nicht kam, abſichtlich beſucht, um das Geſchöpfchen da anzutreffen, welches ſo viel Unheil in ihrer Familie anſtiften wollte, und da ſie es wirklich etwas gefährlich fand, ſollte es nun einen Begriff erhalten, welche Aufnahme es in derſelben zu erwarten hätte.

„Während ſie, weil ihre Abſicht durch Feldbergs Dazwiſchenkunft zum Theil vereitelt war, noch boshafter wurde, verlor ich, ſobald ich dieſe Abſicht verſtand, alle Faſſung. Doch ſchlug ſie Feldberg, der ohne Leidenſchaft ſpottete, endlich aus dem Felde. Er half mir den Zirkel verlaſſen, und ich eilte ſobald als möglich, von ihm begleitet, nach Haus.

„Kaum hatte ich den Geſellſchaftsſaal verlaſſen, ſo brach ich in Thränen aus. Ich fühlte die unverdiente Demüthigung ſehr bitter, ſah in Feldberg meinen Schutzengel — da ergoß ſich vor ihm ein ganzes eitles, gekränktes, gutes Herz, ein Herz, das gern geliebt hätte, und das der kalte Menſch um ſeines ſelbſtiſchen Plans willen — wie denn? — zappeln ließ —“

„Nein, nicht ein Wort weiter“ — unterbrach Feldberg haſtig; „ich muß mich rechtfertigen!“

„Jetzt nicht,“ erwiderte Amalie ruhig, „und rechtfertigen nie; daß ich meinen Freund Feldberg anhören laſſe, wie ich einſt meinen Liebhaber Feldberg beurtheilte, iſt der ſicherſte Beweis, daß dieſer nur eine hiſtoriſche Rolle ſpielt, wie Seneca, oder Marc Aurel, oder welchen großen Stoiker des Alterthums Sie ſonſt wollen. Bleiben Sie ruhig, Feldberg; die Reihe wird endlich ſchon an Sie kommen, Ihre Memoiren herauszugeben.

„Einen peinlichern Abend, eine kummervollere Nacht, hatte ich noch nie zugebracht; ja kaum ſeitdem eine. Ich war ohne Leidenſchaft, und doch in allen Winkeln meines Herzens zerquetſcht. Eitelkeit, Stolz, Gutherzigkeit, Vertrauen und das bischen Liebe in mir waren gleich gekränkt. Der Morgen kam, und ehe es Mittag war, hatte mich mein Vater rufen laſſen, um mir anzukündigen, daß der Präſident ſoeben um meine Hand angehalten hätte und dieſen Abend mein Jawort holen würde.

„Bedenkt meine Jugend, und daß Alles, was mich umgab, mich immer von der Kenntniß und der Bildung meines Herzens abgehalten hatte; bedenkt, meine Kinder, daß ich meinen Leichtſinn durch ein verfehltes Leben gebüßt habe. Ich dachte mir nur meinen Triumph über die boshafte Tante, nur meine Rache an Feldberg: ich antwortete meinem Vater, ich würde gehorchen.

„Ihr Vater, mein guter Karl, erwähnte des geſtrigen Auftritts, bat mich, ihm zu erlauben, daß er mich an eine Stelle ſetzte, wo ſeine Schweſter Gelegenheit haben würde, ihre Unart wieder gut zu machen. Ich fühlte einen Stich ins Herz — und ward Braut.

„Meine Verbindung wurde drei Tage darauf in einer großen Geſellſchaft, die mein Vater gab, bekanntgemacht. Der Triumph über den Augenblick, wo Feldberg ſie erfahren würde, war mir in den drei Tagen vergangen. Er kam in dieſe Geſellſchaft, und ich glühte vor Scham, als mir der ſtrenge Mann Glück wünſchte, zu einer Verbindung Glück wünſchte, die nur Eitelkeit und Leichtſinn geknüpft hatten —“

„O jener Abend!“ rief Feldberg, und Amalie ſchwieg — „darf ich nun reden? Jener Abend, der das Grab meiner Wünſche ward! Darf ich endlich Ihnen ſagen, wie groß Ihr Unrecht war, und wie richtig Sie mich dennoch beurtheilten? Ich hatte keinen Adel, aber ein Amt, das mich in der Geſellſchaft dem Adel gleichſtellte; mein Ruf, ich durfte es mir eingeſtehen, gab mir vor dem Publicum ein Recht, die Hand des ſchönſten Mädchens zu ſuchen, und mein Vermögen erlaubte mir, auf ein reiches Mädchen Anſpruch zu machen. Als ich Sie aber kennen lernte, meine Freundin, traten dieſe Betrachtungen in den Schatten andrer, die meinem Herzen und meiner Vernunft näher waren. Ich fand ein weibliches Geſchöpf, mit allen Anlagen geſchmückt, das durch Umſtände in Gefahr war, weder glücklich zu werden noch glücklich zu machen. Ich war kein Knabe mehr; ich hatte geliebt und war betrogen worden: jetzt ſtrebte ich danach, den Gegenſtand meiner Liebe ewig zu verehren, ihm meinen ganzen ſittlichen und bürgerlichen Werth in die

Hände zu legen. War es mir zu verdenken, wenn ich zögerte, unterſuchte, deſto ſtrenger unterſuchte, je lebhafter ich fühlte, daß ich als erklärter Liebhaber dieſe Gewalt über meine Liebe nimmer würde behaupten können?

„Ich war glücklich in dieſem Kampfe,“ fuhr Feldberg fort, „glücklicher als Pygmalion; denn ich flehte von keiner Göttin Leben in das todte Gebilde: bei der leiſeſten geiſtigen Berührung ſprühte ja himmliſches Feuer aus dem ſchönſten Stoff; wie oft, wenn ich Sie im Geſpräch mit mir, ſich ſelbſt unbewußt, von Ihrem reizenden Leichtſinn zu der Äußerung des feinſten Gefühls, des reinſten Sinnes für das Gute führte, verbarg ich den Drang, Ihnen meine Liebe zu geſtehen, hinter eine Mentorsmiene! Wie oft mußte ich das ABC meiner Weisheit hervorſuchen, um in andern Augenblicken die Kälte, mit welcher Sie mich, die mädchenhafte Gefälligkeit, mit der Sie Andere aufnahmen, zu ertragen!

„An jenem Abend, wo Frau von Z. jedes weibliche Gefühl und jedes Geſetz der geſellſchaftlichen Höflichkeit mit ihrem giftigen Aufziehen eines jungen, unerfahrnen, ſchutzloſen Mädchens verletzte: o meine Freundin, Sie mußten von Ihren eignen Gefühlen ſo hingeriſſen, ſo überwallend voll ſein, um meinen Kampf bei dem lieben Ausbruch Ihres Schmerzes nicht zu bemerken! Wie offen, wie achtungswerth, wie edel erſchienen Sie mir in dieſem Augenblicke, der ein gemeines Weſen Ihres Geſchlechts ſo blosgeſtellt hätte!

„Nun glaubte, nun hoffte ich, Sie glücklicher machen zu können, als es eine glänzendere Ausſicht, die ein Anderer Ihnen etwa böte, vermögen würde. An jenem Tage aber war ich zu ſtolz, mein Schickſal und das Ihrige waren mir zu heilig, als daß ich Sie in einer Aufwallung gekränkter Eitelkeit hätte überraſchen wollen. Deswegen ſchwieg ich, belohnt für die Gewalt, die ich mir anthat, durch den Vorſatz, die nächſte Gelegenheit zu benutzen, um — Ihnen die Unſträflichkeit Ihres lieben Leichtſinns und mir das Recht, Sie vor deſſen Folgen zu ſchützen, zuzuſichern.“

„Ich wollte, Sie ſcherzten nicht,“ unterbrach hier die junge Wöchnerin, indem ihre bisher von Rührung glänzenden Augen etwas Unwillen ausdrückten; „auf dieſem Wege mußte uns das Schickſal die geliebteſte Mutter zuführen; aber Ihr Männer, o Ihr Männer!“

„Nicht ſcherzen?“ erwiderte Feldberg. „Auch nicht, wenn ich ſcherze, um — um meinem jungen Freunde hier ein Beiſpiel zu geben — das er nie nachzuahmen haben möge —, wie man unwiederbringlich verlornen Glücks gedenken ſoll?“

„Genug,“ fiel Amalie ein, „genug, Feldberg! Jenſeits des Styx erzählt man ſich nur; man leidet, empfindet, handelt nicht mehr.“

„Aber vor Minos' Thron darf auch der ſchuldigſte Schatten ſich vertheidigen.“

„Sie verkennen den Unbeſtechlichen — fahren Sie fort.“

Feldberg beugte ſich vor dem komiſchen Richterernſt auf der Stirn ſeiner Freundin und gehorchte. „Mit Träumen von der ſchönſten Zukunft war ich beſchäftigt, als mich ein Freund, der einige Meilen von der Stadt gefährlich krank lag, dringend zu ſich berief. Zwei Tage mußte ich bei ihm zubringen. Es war faſt Abend, als ich zurückkam. Ich fand eine Einladungskarte von Ihrem Vater; ich hatte nur die Zeit mich anzukleiden und eilte nach Ihrem Hauſe. Eine zahlreiche Geſellſchaft iſt ſchon dort verſammelt; auf den erſten Blick unterſcheide ich Amalien im ausgeſuchteſten Putz; neben ihr der Präſident: eine Ahnung ſteigt in mir auf; einer von den Anweſenden, der mich unentſchloſſen ſtehen ſieht, fragt mich, ob ich dem Brautpaare ſchon Glück gewünſcht habe?

„O Amalie, ich ſah Sie erblaſſen, in dem Augenblick, wo ich zu Ihnen trat; hörte ihre Stimme, ſanfter als ſonſt, ſanfter als je, zu mir ſagen: ich weiß, daß Ihnen mein Glück werth iſt! — Was ich ſprach, was ſonſt verging, davon iſt mir keine Erinnerung geblieben. Ich zwang mich, der Geſellſchaft anzugehören. Auf Ihrer Stirne ſchwebte eine Wolke, Helm ſchien in ſeiner Glückſeligkeit verſchmolzen. Ich ſchützte die Müdigkeit von meiner kleinen Reiſe vor, um mich nach einer Stunde zu entfernen.

„Drei lange Wochen kämpfte ich. Umſonſt! Ich konnte nicht länger ausdauern an dem Orte, wo Amalie, berauſcht vom Taumel der Geſellſchaft, ſich ſelbſt entriſſen durch die Bewunderung, die ſie umgab, vergeſſen hatte — ihre weibliche Würde und das liebende Herz eines Mannes vergeſſen hatte! — Mein älterer

Bruder, der unſer Vermögen verwaltet hatte, ſtarb in dieſer Zeit: jetzt hatte ich einen Vorwand; ich nahm meinen Abſchied und verließ Deutſchland, wie ich glaubte, auf immer."

„Wahrlich, Feldberg," ſagte Frau von Helm, „das ahnete ich nicht. Ich hielt Sie für einen gefühlvollen Pedanten und glaubte endlich gar, das Gefühl ſtünde bei Ihnen der Pedanterie ſo ſehr nach, daß Sie mein Herz Ihrer Menſchenkunde aufopferten; aber unſer Weibchen hier möchte ruhen, und der dicke Bube möchte eſſen; wir wollen alſo unſere Erinnerungen ein wenig beiſeite ſetzen und dieſer ſehr reellen Gegenwart ihr Recht laſſen."

Man fand ſich einen andern Abend wieder zuſammen. Da ſaß die junge Frau mit ihrem Knaben am Buſen im freundlichen Zirkel. Feldberg ſtand am Kamin und las Zeitungen. Amalie machte ein Häubchen für den Kleinen, dem man es faſt zum moraliſchen Verdienſt anrechnete, ſchon in den erſten acht Tagen ſeines Lebens aus dem ihm vor Anbeginn ſeines irdiſchen Daſeins beſtimmten Mützchen herausgewachſen zu ſein. — „Da, liebe Mama," ſagte Gertrude, nachdem ſie ſich heimlich mit ihrem Mann beſprochen hatte, „da," ſagte ſie leiſe und entzog ſachte dem Knaben die Bruſt; „der Kleine ſchläft, ich brauche keine Ruhe, und unſer liebes Mütterchen merkt wohl, wie ſehr mich zu wiſſen verlangt, warum ſie ſo gut, ſo gut, und doch nicht glücklich war.“

„Liebe Seele!“ erwiderte Amalie; „ſo gut und doch nicht glücklich? Weil wir zum Theil unſers Schickſals Werkmeiſter ſind; und um es ſehr gebrechlich und verkehrt aufzubauen, braucht es nicht einmal Bosheit — o die reinſte Güte könnte an der Strafe ihrer Fehler verſchmachten! Und das war mein Fall nicht; ich hatte nicht aus Güte gehandelt: aus Leichtſinn, Unerfahrenheit, Eitelkeit hatte ich über das Loos meines Lebens entſchieden —

„Doch was entſcheidet denn gewöhnlich unſer Loos in der Ehe? — Unſrer Ältern Weisheit? Die kann unſer Herz nicht bedenken. Vernunft? Welcher traurige Wahlmann, wo es darauf ankommt, zwei Menſchen zu einem Verhältniſſe zu vereinen, welches ſo ſchwer, ſo ernſt, ſo dauernd iſt, daß nur Liebe, die Alles trägt, es ertragen kann! Alſo Leidenſchaft? Und wenn die Flamme verlöſcht, wie ſie verlöſchen muß, weil ſie aus irdiſchem Stoffe entbrannte? — Was ſoll uns aber ſchützen, retten, uns, die wir in dieſem Verhältniß nicht unſer Glück allein, ſondern unſern ganzen Werth niederlegen mußten? Der unglückliche Gatte, ja der ſchuldige Gatte kann noch Freund, noch Bürger, — ſogar Vater könnte er noch ſein. Wir ſind nichts, wenn wir nicht glückliche Weiber ſind; Selbſtachtung, Muth, Duldung, Alles verſchwindet, und wir verſinken in Erniedrigung, oder kämpfen den zerſtörenden Kampf zwiſchen Gewiſſen und Herz.

„Was ſoll uns alſo retten? — Nur Eines, meine

Kinder: nur deutliche Anſicht unſrer Pflichten als Gattinnen und Mütter in ihrem ganzen Umfang. Ein Mädchen, das ſich frühzeitig gewöhnt hat, dieſe Pflichten in allen ihren Theilen, ohne falſche Scham, mit allem Ernſt, den der Gegenſtand gebietet, zu überlegen, frage ſich alsdann: wirſt Du auch Muth haben, dieſe Pflichten alle durch deine Verbindung mit dieſem Manne zu übernehmen? Aber nicht blos einmal, und dann ein ander Mal nicht, nicht ſtückweiſe und in Augenblicken leidenſchaftlicher Spannung, ſondern zuſammenhängend, mit gleicher Aufmerkſamkeit auf alle Schritte des Lebensganges, auch nicht jene heroiſchen, tragiſchen Pflichten allein, ſondern alle die kleinen Obliegenheiten des häuslichen Beiſammenſeins; ich könnte einen Mann Monate lang in der beſchwerlichſten Krankheit pflegen, ihn mit heldenmüthiger Selbſtverleugnnng, mit unausgeſetzt zärtlicher Theilnahme behandeln, während es mir unmöglich wäre, ohne Widerwillen mit ihm zu frühſtücken, während er mir die Galle erhitzte, ſo oft ich ihn ſeine Nachthaube aufſetzen ſähe. An die Misgeſtalt eines Mannes kann ſich eine Frau gewöhnen; aber ein ſchöner Mann kann ihrer Achtung den erſten Stoß geben, wenn er mit Pantoffeln, Schlafrock und Nachtmütze im Hauſe umherſchlendert.

„Ihr findet wol, ich misbrauche mein Privilegium als Großmutter. Genug des Geſchwätzes, und will's Gott, meine Geliebten, des überflüſſigen Geſchwätzes! Vergeßt es aber nicht, haltet es werth und heilig, dies ewige Jugendmittel der Liebe: ſorgſame Feinheit im häuslichen Umgange. Der kleine Zwang macht es allein möglich, die Ehe vor Ausartung in erniedrigende Gemeinheit zu verwahren; gute Eheleute ſchützt er vor Vergröberung ihres Glücks, zwiſchen unglücklichen erhält er Anſtand und äußere Achtung, die nicht Heuchelei iſt und alſo einen Grad von innerer vorausſetzt; dies letzte habe ich oft erfahren.

„Ich war alſo Braut. Für ein gutes, unſchuldiges, leidenſchaftliches Mädchen iſt die Seligkeit dieſes Zuſtandes ziemlich zweideutig. Wäre die Eitelkeit nicht geweſen, ſo hätte ich ihn nur traurig empfinden können, oder mein Schickſal würde eine ganz andere Wendung genommen haben. Alles, was mich umgab, wirkte auf mich wie ein Traum. Ich fand den Traum wol ergötzend, aber er hatte doch Augenblicke, die an Erwachen grenzten. Ihr vermuthet ſchwerlich, welches dieſe Augenblicke waren: ganz beſonders die einfältigen, frommen Glückwünſche einiger Hausbekannten von der niedrigern Claſſe, wie Handwerker, Näherinnen und dergleichen. Eine ſagte mir mit einem andächtigen Blicke gen Himmel: ach, daß die gnädige Frau Mama die Freude nicht erlebten. Ein gutes altes Mütterchen ſeufzte: nun, Gott gebe Ihnen Freude an Ihren Kindern, wie Ihre wohlgebornen Ältern an Ihnen hatten. Lacht nur nicht! Die albernen Worte gaben mir einen ernſten Fingerzeig auf meine Zukunft, während alles Übrige um mich her nichts als Schaum und Tand war: der Aufwand, den mein Vater machte, die Schmeicheleien meines Bräutigams, die feinern oder gröbern Zweideutigkeiten in den Glückwünſchen unſerer männlichen Bekannten. Doch auch die letztern regten mich auf eine andere Weiſe in meinem Traume an. Sie ſtellten mir die Verbindung, die ich eingehen ſollte, in ein von mir noch unbedachtes Licht. Ich ſchauderte und ſcheute den Mann, dem ich auf eine mir unbekannte Art angehören ſollte.

„Mein Gefühl rettete ſich hinter eine dunkele Ideenverbindung. Ich fing an, Herrn von Helm viel über ſeine Kinder zu befragen, die in dieſer Zeit auf dem Lande waren. Mein Wunſch, ſie bald zu ſehen, machte ihn verlegen; ich brachte heraus, daß er ſie dem Adelſtolze ſeiner Verwandten geopfert hatte. Julie war der Frau von Z. übergeben, und Sie ſollten nach Kolmar geſchickt werden. Ihr Vater wendete alle Feinheit an, um das Demüthigende dieſer Abfindung mit ſeiner Schweſter vor mir zu verbergen; ich empfand es aber ſehr bitter.

„Hätte ich weiſen Rath gehabt, ſo hätte mein mit Recht gereiztes Gefühl auf einen guten Weg geleitet werden können; allein wie ich war, verfehlte ich ihn.

„Von dem wehmüthigen Gedanken: ich würde die Kinder geliebt haben, ging ich zum herzlichen Haſſe gegen die Familie des Herrn von Helm über; ſie dieſen empfinden zu laſſen, wußte ich nichts Beſſeres, als meinen Mann ganz zu feſſeln und allgemeine Bewunderung zu erwerben. Nach der Hochzeit machte ich der Frau von Z. meinen Beſuch, ſuchte ſie durch meinen glänzenden Anzug zu ärgern und Juliens Herz, ſo geſchickt als es mir in der kurzen Zeit möglich war, zu gewinnen. Die Kleine fand die junge, lebhafte Mama, die ihr eine Menge Bonbons und eine Puppe mitbrachte, die ſo ſchön und geſchmackvoll angezogen war, als die Mama ſelbſt, viel liebenswürdiger als die grämliche Tante. Als ich Abſchied nahm, wollte ſie mit mir gehn; ich ließ gegen die theuere gnädige Schwägerin ein beißend empfindſames Schwärmerchen fliegen und ſtieg mit kindiſchem Triumphe in den Wagen.

„Mit Ihnen, Karl, ging es anders. Sie waren ein ſchöner, trotziger Knabe, verzogen, aber nicht verzärtelt, abgehärtet, ohne roh zu ſein. Sie erkannten das hübſche Fräulein, das Ihnen Balſam auf die Stirn geſtrichen hatte. Sehen Sie, es iſt geheilt! ſagten Sie und wieſen mir Ihre glatte Stirn. Ich liebkoſte Ihnen faſt wehmüthig, denn Ihre Tante war nicht da, und dieſer Augenblick machte mir Ihren Vater lieber, als er mir noch je geweſen war. „Nimm dich aber in Acht, daß Du nicht wieder fällſt.“ — „Haben Sie noch von dem Balſam?“ — „Gewiß.“ — „Nun ſo ſollen Sie mich auch wieder heilen.“ — Und dabei ſchlangen Sie Ihre Arme um mich.

„Sie reiſten ab, und für Alles blieb mir nur Eitelkeit zum Erſatz. So lebte ich einige Jahre in nichtsbedeutenden Zerſtreuungen. Herr von Helm genoß meiner Triumphe, genoß des allgemeinen Geſtändniſſes, ſein Haus wäre das artigſte, ſeine Frau die ſchönſte in der ganzen Stadt.

„Nach vier Jahren ſollte ich Mutter werden. Meines Mannes Freude war ſehr groß. Ich war zu verirrt, mein Gefühl war zu unausgebildet, zu tief eingeſchlafen, als daß ich mich eigentlich gefreut hätte. Gute Gertrude! Dies iſt der einzige Zeitpunkt meines

Lebens, an deſſen Erinnerung ſich wirkliche Reue geknüpft hat. Das Andenken von Irrthümern, die aus Leidenſchaft, aus Schwäche begangen wurden, wird von der Zeit wohlthätig gemildert; aber Vergeſſen der Natur! — O meine Tochter, liebe Deinen holden Knaben, freue Dich ſeiner. Ich ſah ſeitdem manche Mutter an der Leiche ihres Kindes verzweifeln und beneidete ihre Thränen, ihr Geſchrei.

„Es war beſchloſſen worden, daß ich meinen Knaben nicht ſelbſt ſtillen ſollte. Der Gebrauch war damals allgemein; Anſtand, Sittſamkeit, Philoſophie, Empfindſamkeit, Alles ſchien ihn in Schutz zu nehmen, alle Welt betete nach, und überall hatte man Ammen. Auch mein Knabe hatte eine. Er bekam Zahnfieber, ließ ſie nicht ſchlafen; ſie gab ihm aus Ungeduld eine große Doſis Opium — das Kind ſtarb."

Frau von Helm ſchwieg; ſie hatte die letzten Worte kaum mit zitternden Lippen ausſprechen können. Gertrude weinte und drückte ihren Knaben, der auf ihrem Schooſe ſchlief, an ihr Herz.

Nach langer Stille fing Amalie gefaßter wieder an: „Wie verworren iſt der Menſchen Urtheil und Sinn. Ein unbeſonnenes Weib kann durch Vernachläſſigung mehre Kinder kränklich zur Welt bringen, kann die zarte Pflanze verdorren oder ausarten laſſen: der Gatte iſt darum nicht beſchimpft, das Weib nicht entehrt; keine ſittliche Übereinkunft rächt, ſtatt des Geſetzes, dieſe fürchterliche Unnatur, dieſen ſchaudervollſten Mord. Und jenes arme, verirrte Weib, die treu über ihre Kinder wachte, die von ihnen allein Freude empfing, begegnet einem Manne, der ihr alles Das ſein kann, was derjenige nicht iſt, der die Güte hatte, ſie bei der Geburt jedes dieſer Kinder, von den Geſetzen autoriſirt, dem Tode auszuſetzen — und ihre Ehre, ihre Ruhe, ihr Bewußtſein ſind auf immer dahin, ſind mit Recht verwirkt! Sagt mir aber, Ihr Weiſen und Menſchenkenner, ob es nie möglich ſein wird, die Erziehung und die Geſetze, die Sitten und die Sittlichkeit mit einander in Übereinſtimmung zu bringen?"

Frau von Helm glaubte ſich damit wieder gleichgültig raiſonnirt zu haben und fuhr in ihrer Erzählung fort.

„Um mich zu zerſtreuen, machte ich eine Reiſe. Kurz vor * * brach unſer Wagen und mußte in einem Dorfe ausgebeſſert werden. Die Langeweile trieb mich umher, ich ſah einen Haufen Kinder ſpielen, unter dieſen ein ſehr zerlumptes und ausnehmend ſchönes Mädchen von etwa acht Jahren. Ich rief ſie zu mir; die große Freimüthigkeit, mit der ſie mir antwortete, entzückte mich. Sie ſagte mir, ſie wäre die Tochter des Herrn von K., ihre Mutter wäre bald nach ihrer Entbindung geſtorben, und nun lebte ſie bei dem Großvater. — Ich fragte, ob der Vater denn Koſtgeld für ſie zahlte? — „Bewahre!" antwortete ſie, „der T . . . bezahlt Koſtgeld! Großvater ſagt, er hätte wie ein Heide an mir gehandelt."

„Wenn ich etwas Menſchenkenntniß und ein gebildetes Gefühl gehabt hätte, ſo würde ich hier nicht Schamloſigkeit und Härte mit Naivetät und intereſſantem

Trotze verwechſelt haben. Das Kind bezauberte mich. Ich dachte mir es als eine höchſt angenehme Beſchäftigung, als etwas Rührendes, Schönes, die Bildung dieſes unglücklichen Geſchöpfes über mich zu nehmen; ein dunkles Gefühl von Wehmuth in der Erinnerung an mein Kind kam hinzu; ich bat Herrn von Helm, mir die Kleine von ihren Verwandten zu verſchaffen. Er bot mir mit ſeiner gewöhnlichen Gefälligkeit bei meinem Projecte die Hand. Die Unterhandlung ging ſehr leicht von Statten: die Großältern der armen Verlaſſenen ſchienen jedes Gefühl von Menſchlichkeit in ihrer Mutter Grab verſcharrt zu haben, und die rohen gräßlichen Flüche, die ſie gegen des Kindes Vater ausſprachen, waren die einzige Anerkennung ihrer Verwandtſchaft mit der Tochter.

„Ich nahm die kleine Chriſtine mit nach M., wo wir uns einige Zeit aufhalten wollten. Ich kleidete ſie, putzte ſie, ſetzte ſie in alle Rechte eines Schooshündchens oder Eichhörnchens ein. Wozu ich ſie beſtimmte, das war meine geringſte Sorge; fürs erſte freute ich mich nur, daß ſie ſo ſchön war: ich ließ zehnerlei neue Kleidungsſtücke für ſie zurechtmachen, und ſo oft ich ihr etwas anprobirte, erzählte ich ihr, wie elend ihr voriger Zuſtand geweſen wäre, und wie lieb ſie mich haben müßte.

„Wir kehrten nach Hauſe zurück. Ich fing an, ihr Unterricht zu geben. Sie hatte noch weniger Kopf zum Lernen als ich zum Lehren; aber zur Muſik zeigte ſie Anlage. Dieſe allein bildete ich aus, weil es mir leicht wurde, weil es mir den Genuß verſchaffte, Chriſtinchen bewundern zu hören, und ich erſchuf mir den Grundſatz, zum Leſen, Schreiben, Nähen, Stricken wäre das Kind noch zu jung. Sie wurde bald unleidlich eitel, und in dem Maße, wie Andere ſie bewunderten, nachläſſig gegen mich. Ich legte mich nun darauf, ihr über Undankbarkeit vorzupredigen, ihr die Ausſicht vorzuhalten, daß ſie ohne meine Wohlthaten verhungern müßte. Das Mädchen fühlte mich ungroßmüthig, tyranniſch und ſann auf Unabhängigkeit.

Man hält Kinder für zu unerfahren, für zu beſchränkt, um einige Conſequenz zu haben; vornehmlich um es ſich ſelbſt bequem zu machen, überläßt man ſich gern dieſer Meinung. Aber man kennt die Kinder nicht; man weiß nicht, aus wie vielen Abſtractionen einerſeits ein Kind ſein Ideengebäude zuſammenſetzt, und wie ſehr es auf der andern Seite Alles um ſich her nur aus Einem Geſichtspunkte betrachtet, ſobald es dieſen Einen gefaßt hat. Chriſtine hatte ſich einmal überzeugt, ich thäte ihr Unrecht, weil ich den Neigungen zum Putze, zur Weichlichkeit, zur Trägheit, zur Koketterie, die ich ſelbſt in ihr erweckt hatte, widerſtreben wollte. Nun mochte ich thun, was ich wollte, ſo ſtimmte ſie Alles zur Undankbarkeit und führte ſie zum Verderbniß.

„Bewunderte man ihren Geſang, ihr Spiel auf der Zither, ſo ſtimmte ich bald ſelbſt mit ein; oft riß mich ihre wirklich reizende Geſtalt hin, oft ſchmeichelte ich ihr um der Andern willen. Dagegen ſpielte ſie ihrerſeits auch, zuweilen durch eine angenehme Empfindung beſtochen, zuweilen aus Liſt, um noch mehr Lob zu erwten, die Komödie der Zärtlichkeit gegen mich. So kam Falſchheit zu ihren Fehlern hinzu, und Verdacht, daß ich falſch gegen ſie wäre, und Geringſchätzung und Nichtachten meines Raths, und Nichtachten des Guten und Rechten.

„Doch lernt im Ganzen ein Kind das Böſe immer erſt, nachdem es Böſes gethan hat; Anfangs hat es nur Nachahmung, oder Inſtinct, zu verſuchen. Könnte man ihm verbergen, daß es gelogen hat, ſo wüßte es nicht, was Lügen iſt und wozu es nützt. Im Syſtem der Strafen müßte es gegründet werden, daß ein Kind in dem Lügen nicht den Nutzen, unangenehme Empfindungen zu vermeiden, erkannte, bis die reifende Vernunft es lehrte, die Lüge zu verachten.

„Ich aber ſäumte nicht, Chriſtinen der Heuchelei zu beſchuldigen. Nun wußte ſie, wie das hieß, worauf ſie ohne Vorſatz verfallen war; ſie lernte, was damit ausgerichtet würde; ſie wußte, es wäre etwas Böſes für Die, gegen welche man es gebrauchte, für ſie, wenn man es gegen ſie gebrauchte, aber etwas, das ſie zu einem angenehmen Zweck führte, wenn ſie es zur rechten Zeit und klug und glücklich gebrauchte.

„Welcher ſchöne Stoff, über die menſchliche Verderbniß zu wehklagen, was ziemlich darauf hinausläuft, daß man ſich um dieſe keine grauen Haare wachſen läßt, oder über einen ſataniſchen Charakter Wunder auszurufen, was ſo manchen Schauſpieldichtern und Romanenſchreibern gewonnene Sache macht.

„Das Mädchen war zwölf Jahre alt geworden. Ihre Luſt an den Opern, die bei uns gegeben wurden, ging bis zur ausſchweifendſten Leidenſchaft: meiner Verkehrtheit getreu, beſtimmte ich ihr das Beſuchen der Oper zur Belohnung, das Zuhauſebleiben zur Strafe.

„Ihr muſikaliſches Talent gab Anlaß, daß Sänger von der Oper in unſer Haus kamen. Ich bemerkte, daß ſich Empfindungen in ihr entwickelten, zu denen es noch ſehr früh war. Dieſe Entdeckung ſtieß ſo unſanft gegen die Reinheit meiner Sitten und meiner Begriffe, daß ſie mein innerſtes Gefühl traf und mir endlich die Augen öffnete. Ich ſah, daß ich das Mädchen völlig falſch erzog; aber wie wenig erkannte ich, was ich an ihr verſchuldet hatte! Ich, die ich nie deutlich an ihre Beſtimmung gedacht hatte, nahm mir plötzlich vor, ſie auf dem Lande zur künftigen Frau eines braven Schulmeiſters oder Verwalters bilden zu laſſen. Aus Trägheit, Weichlichkeit, Blindheit fuhr ich fort, mit ausgeſuchter Unvernunft zu handeln. Ich hielt dem Mädchen eine äußerſt überdachte Rede, die ich mir einbildete, aus dem Grunde meines Herzens geſchöpft zu haben. Ich ſtellte ihr — ſie war gegen vierzehn Jahre alt — ihr Unrecht, ihre Falſchheit, ihre Laſterhaftigkeit vor, und verkündigte ihr die Nothwendigkeit einer gänzlichen Umänderung ihrer Lebensart; ich ſetzte ihr auseinander, wie es künftig auf dem Lande, wo man ſie zu allen Hausarbeiten anleiten würde, mit ihrer Kleidung gehalten werden ſollte; im Gefühl, wie beſonders kitzlich dieſer Punkt war, führte ich gleichſam als Entſchuldigungsgrund an, ſie ſei kein Kind mehr, und die ſchönen Kleider, die Flöre, Bänder, Blumen ſeien in ihrem Alter nicht mehr ſchicklich.

„Das Mädchen hörte mich ſtöckiſch an, veränderte keinen Zug und ſah doch mit jedem Augenblick widerwärtiger aus. Als ſie ging, weinte ich; denn ich liebte ſie, ſofern man unvernünftig lieben kann; ſie machte bei meinen Thränen ein Geſicht. Ich fühlte mich von ihr verachtet und ſchauderte — und wie ich nach ſechs Wochen erfuhr, daß ſie mit einem Opernſänger entlaufen war, wunderte ich mich nicht, und wie mir nach vier Jahren zu Ohren kam, ſie wäre in B. als Operiſtin an einer gewaltſamen Fauſſecouche geſtorben, ahnete ich nicht, daß ich ein Hauptglied in der Kette dieſes abſcheulichſten Schickſals geweſen war.

„Ich habe jetzt Alles zuſammengefaßt, was Chriſtinen betraf. Ich kehrte zurück. Während ich meine leichtſinnige, leere Rolle in der Welt fortſpielte, hatte ich im Innern meines Hauſes zuweilen trübere Stunden. Der Verluſt unſeres Sohnes hatte meinen Gemahl ernſter gerührt als mich, oder vielmehr, er hatte die Rührung nicht, wie ich, zurückgewieſen. Er fing an, ſich nach ſeiner Tochter zu ſehnen: ſie war mit ihrer Tante dem Herrn von Z. nach ** gefolgt, wo er einen Geſandtſchaftspoſten bekleidete; er ſprach oft von ihr, und ich war unbillig genug, mich dadurch für beeinträchtigt zu halten. Unbefriedigt durch meine glänzende Lebensart, überredete ich mich, daß ich ſie nur um ſeinetwillen, um ihm zu gefallen und ihm Ehre zu machen, gewählt hätte: mit aller Kleinlichkeit eines verzogenen Weibes meinte ich hintangeſetzt zu ſein, weil ein Vater, ein einſamer Vater nach ſeinen Kindern verlangte.

„Herr von Helm reiſte endlich nach Kolmar, um ſeinen Sohn dort abzuholen und ihn auf einer Univerſität ſeine Erziehung vollenden zu laſſen. Es war gerade in der Zeit, da Chriſtine aus unſerm Hauſe entfernt wurde. Mit eigennützigem Vergnügen — ſo verkehrt und verdorret war mein Herz — erfuhr ich, daß Sie durch ein ſonderbares Ungefähr, in dem nämlichen Augenblick, wo Ihr Vater die gelehrte Laufbahn für Sie erwählte, die vortheilhafteſte und ehrenvollſte Gelegenheit gefunden hatten, in den Kriegsdienſt des Königs von Frankreich zu treten. Herr von Helm kam äußerſt erfreut, obſchon durch jene unerwartete Wendung Ihres Schickſals auf die unbeſtimmteſte Zeit von Ihnen getrennt, wieder zurück. Chriſtinens Entweichung war während ſeiner Abweſenheit vorgefallen, und gab den Anlaß zu einer ganz neuen, ſehr ſtürmiſchen Epoche meines Lebens.

„An dem Tage, wo ich dieſe Nachricht erhalten hatte, beſuchte ich eine Geſellſchaft. Ich erſchien ſehr betroffen von dem widrigen Vorfall; er wurde mit aller verkehrten Weichlichkeit, aller leeren Ziererei des Gefühls, womit ein Zirkel artiger Damen ſo etwas behandelt, zum Gegenſtande des Geſprächs. Es waren mehre Fremde zugegen, unter Andern ein Officier, den man mir vorgeſtellt hatte; aber ich hatte nur auf den Titel und nicht auf den Namen gemerkt. Man ſprach natürlicherweiſe von meiner ſchönen Handlungsweiſe an dieſer Schlange, die ich in meinem Buſen genährt hätte. Ein paar liebe Freundinnen, die im Grunde ihres Herzens ſpotten mochten, daß meine Phantaſterei mit dieſem Mädchen ſo zu Schanden geworden war, ſtrichen meinen Edelmuth heraus, und veranlaßten mich endlich, die Art, wie ich Chriſtinen gefunden hatte, ſelbſt zu erzählen. Die Umſtände, unter denen ich mich heute jenes Vorfalls erinnern mußte, rührten mich wirklich, und ich gerieth bei meiner Erzählung in ein ſehr gefühltes Pathos. Natürlich verſchwieg ich den Namen, unter dem man mir des Mädchens Vater angegeben hatte; indem ich aber bemerkte, daß der fremde Officier mir mit einer auffallenden Spannung zuhörte und jener Name mir während des Erzählens durch das Gedächtniß ging, war ich plötzlich verſichert, daß es der nämliche war, unter dem man mir den Mann vorgeſtellt hatte.

„Das war nun wirklich einmal etwas wirklich Pikantes! Ich betrachtete den Officier mit vieler Aufmerkſamkeit; er nahte ſich mir und ſuchte, ob er gleich durch einen fremden Gegenſtand zerſtreut ſchien, den ganzen übrigen Abend mich zu unterhalten.

„Er war ein ſchöner Mann, etwas über dreißig; er hatte in der Welt, die ihn erzogen hatte, alles Gift eingeſogen, was frühe Erfahrung, männlicher Muth, eine eiſenfeſte Geſundheit und ein kaltes Herz ihn nur aufnehmen ließen. Der Augenblick unſerer Bekanntſchaft war ſonderbar und ſpannend. So lange hatte ich das Kind dieſes Mannes um mich gehabt, er war mir ſo lange als Verbrecher bekannt geweſen, und in dieſem Augenblick ſpielte ich den anklagenden Engel gegen ihn, rief die Geiſter ſeiner Sünden auf — Alles kam zuſammen, um mir den Mann intereſſant zu machen.

„Indem wir zuſammen ſprachen, trat ein Bedienter herein, der etwas an ihn auszurichten hatte und ihn bei ſeinem Namen nannte. Ich hatte mich nicht geirrt. Es war der Name von Chriſtinens Vater, und ſein Betragen dazu gerechnet, wurde meine Vermuthung zur Gewißheit. Ich fühlte mein Geſicht glühen; ſein Auge traf eben auf das meinige: er bat mich mit einiger Verwirrung um die Erlaubniß, ſich in meinem Hauſe aufführen zu laſſen und ging.“ —

Amalie hielt hier inne. Sie hatte heute mit weit mehr Ernſt und trüben Erinnerungen geſprochen, als den erſten Tag. Auch die Zuhörer waren in einer Stimmung, die es ihnen nicht nahe legte, auf die Fortſetzung zu dringen. Feldberg beſonders ſah finſter vor ſich hin.

Nach einigem Stillſchweigen, während deſſen Frau von Helm ſich mit ihrer Handarbeit beſchäftigt hatte, richtete ſie ihre Augen, die von einer trüben Wolke überſchattet waren, auf Gertruden: „Laß mich heute, liebe Tochter,“ ſagte ſie; „morgen komme ich wieder zu Euch.“ Sie küßte Gertruden und ging aus dem Zimmer.

Sie ließ ihre Freunde in einer unbehaglichen Stille zurück. Feldberg entfernte ſich. Gertrude beſchäftigte ſich mit ihrem Knaben; ihr Mann betrachtete ſie beide ſchweigend: ſtille, kindlich ehrerbietige Furcht, das Unrecht einer geliebten Mutter zu erfahren, ſprach aus dem Schweigen des edeln Paars.

Gertrude war ſehr betroffen, den ganzen folgenden Tag ihre Mutter nicht zu ſehen. Am Abend ſchickte ſie zu Amalien und ließ zärtlich nach ihrem Befinden fragen. Sie erhielt ein Zettelchen voll Liebe zur Antwort. Amalie ſchrieb, daß ſie heute durch nothwendige Briefe abgehalten würde.

Am zweiten Tag ſchickte ſie, anſtatt ſelbſt zu kommen, ein Packet Papiere, deren Inhalt wir hier mittheilen.

„Es wird mir unmöglich, Euch heute mündlich zu erzählen, und doch quält es mich, daß ich Euch nicht vor Augen haben werde, indem Ihr dieſes leſet.

„Lieben Kinder, guter Feldberg — denn Sie werden ja dieſe Blätter auch leſen — meine Eitelkeit leidet nicht darunter, daß meine Verirrungen Euch bekannt werden. Was that ich anders, als einen Menſchen für gut halten, der es nicht war? Ich ward betrogen, weil ich redlich war. Ein zweites Mal betrog ich mich ſelbſt.

„Ich habe hier einige Blätter für Euch aufgeſucht, einige geſchrieben. Als ich Euch neulich zu erzählen anfing, fühlte ich das Ziel, an welchem ich mich befinde, lebhafter als die Erinnerung des Weges, der mich dahin geführt hat. Nachher aber empfand ich vieles heftiger, als mein ruhig ſchlagendes Herz es jetzt gewohnt iſt — darum iſt mir Schreiben nun lieber. Auch mußte ich ein paar Mal Ihres Vaters, mein guter Karl, erwähnen. Ich darf hoffen, daß er neben mir keines größeren Glücks entbehrte; ich bin mir bewußt, keinen seiner Wünſche vereitelt zu haben — aber bei dem Gedanken, meine Gertrude werde dieſes leſen, erröthen zu müſſen, iſt für mein weiches, ſtolzes Herz eine hinreichende Strafe, wenn ich auf eine Glückſeligkeit Anſpruch machte, zu der mich die Natur beſtimmt hatte, der zu entſagen aber mir Klugheit und Sitte geboten.

„Am Morgen nach jener Geſellſchaft empfing ich dieſen Brief:

„Sie könnten den Schritt, den ich wage, auf das härteſte auslegen: Sie würden mir durch eine ſolche Auslegung das bitterſte Unrecht thun.

„Ich ſtelle mich freiwillig als Schuldigen vor den Richterſtuhl, vor welchem rein zu erſcheinen ich am ſehnlichſten wünſchte; ich bitte da um Schonung, um Nachſicht, wo ich gern mit allen Vorzügen des Verdienſtes begünſtigt erſchienen wäre.

„Gnädige Frau — ich bin Chriſtinens Vater!

„Eher kann ich aus dem reizenden Munde, der geſtern dieſes unglücklichen Mädchens Schickſal beklagte, den ſtrengſten Urtheilsſpruch vernehmen, als meinem Herzen, das Sie ſo neue, ſo ſchmerzlich ſchöne Empfindungen lehrten, Stillſchweigen auferlegen. Zu meiner Entſchuldigung weiß ich nichts — gar nichts zu ſagen. Und die wunderbarſte Verzauberung treibt mich, meine Schuld noch durch das Bekenntniß zu erſchweren, daß ich bis geſtern Abend den ganzen Vorfall nicht für wichtig anſah, daß noch jetzt mein lebhafteſtes Gefühl Dank gegen Sie iſt, die Sie einen Theil meines Unrechts gut machten und mir das Mittel verſchafften, weiter gut zu machen.

Dieſer Gedanke gibt mir den Muth, dieſe Zeilen zu ſchreiben; denn noch bin ich ungewiß, ob ich recht urtheilte, wie es mir geſtern ſchien, daß Sie in mir Chriſtinens Vater erkannt hätten. Ich ſah Ihr Auge, beſtürzt, dann forſchend auf mir ruhen, dann ſich ernſt abwenden und nicht wieder dem meinen begegnen.

„Aber nicht das allein beobachtete ich; ich erkannte auch die ſanfte Güte, mit welcher Sie gegen einige der Anweſenden die ſchmerzliche Reue mit in Anſchlag brachten, die der Verführer von Chriſtinens Mutter empfinden müßte, wenn er ſein Kind auf der Bahn herzloſer Thorheit, ſo nannten Sie es, fände.

„So menſchlich fühlten Sie meine Beſchämung und ſuchten die Seite des Verbrechens hervor, welche am erſten Mitleiden verdienen konnte —

„Edle Seele! Sie wurden nicht verſtanden; man ſchalt fort: der Leichtſinnige, deſſen Gegenwart außer Ihnen Niemand geahnet hatte, ward unbarmherzig verurtheilt, und Sie ſtanden in Ihrer reinen Milde allein.

„Chriſtine hat ſich Ihrem Schutz entriſſen, und Sie können nichts mehr für ſie thun. Mich aber binden Geſchlecht und Sitte nicht; ich kann noch auf ihr Schickſal wirken. Herr von ***, bei dem ich geſtern das Glück hatte, Sie zu ſehen, bot mir an, mich bei Ihnen einzuführen; ich konnte mich nicht entſchließen, in zweideutiger Ungewißheit vor Ihnen zu erſcheinen. Sollte Ihre ſtrenge Tugend mich zurückweiſen wollen, ſo ſpreche wenigſtens der Wunſch, Gutes zu befördern, in Ihrem Herzen für mich. — Alexander von K.“

„Der Brief überraſchte, befremdete, ärgerte mich. Um ihn ganz zu beurtheilen, hatte ich zu wenig Erfahrung und Menſchenkenntniß; doch fand ihn mein Gefühl ſchwankend, grundſatzlos, ſüßlich. Ich war einen Augenblick verſucht, den Beſuch abzuwehren; nur beſorgte ich, K. möchte mich für einen Tugenddrachen halten, und zudem ſchien es mir Gewiſſensſache, Chriſtinen eine Stütze zu verſchaffen und ſie dadurch vielleicht auf einen beſſern Weg zu bringen. Ich ließ Herrn von K. ſagen, ſein Beſuch würde mir angenehm ſein.

„Sein Betragen war voll der feinſten Aufmerkſamkeit; ſeine Äußerungen verriethen Leichtſinn und Verderbniß, aber gegen die gewöhnliche Politik oder vielmehr den gemeinen Schlendrian der Männer ſeiner Art, ſchien er von einer exaltirten Meinung von dem Werth unſers Geſchlechts durchdrungen, und hatte, wie ſoll ich ſagen? wiſſenſchaftlich, ein ſehr feines Gefühl für alles weibliche Schöne.

„Zufällig und ohne Arg erwähnte Herr von ***, der ihn bei mir einführte, bei dieſem erſten Beſuch der Lebensart, in welche Chriſtine ſich geworfen hatte. Das Geſpräch ſpann ſich aus; es befremdete mich ſehr, daß K. dieſe Laufbahn für ebenſo gut als eine andere erklärte. Nach ſeiner Meinung hatte Chriſtine, um ihren Schritt zu rechtfertigen, keine andere Bedingung auf ſich, als es in ihrer Kunſt zu wirklicher Vollkommenheit zu bringen. Er ſprach natürlicherweiſe als unbefangener Dritter — ich müßte, ſagte er, wofern ich mich des Mädchens noch annehmen möchte, ſie nur von dieſer umherziehenden Truppe zu trennen ſuchen, und ſie in Hände geben, welche ihr Talent gehörig ausbilden könnten.

„Ich erklärte lebhaft, daß ich mich nie mit meinem Gewiſſen dahin abfinden würde, eine Perſon meines Geſchlechts freiwillig einer Lebensweiſe zu übergeben, die ſie ſo weit von aller weiblichen Beſtimmung abführte. Alles, was er darüber gegen mich vorbrachte, war geiſtreich und ſchmeichelhaft; auf vieles hatte ich nichts zu erwidern, aber es hatte einen lügenhaften Glanz, den ich um ſo lieber in ſeiner Blöße aufgedeckt hätte, als ich ſelten über ſolche Gegenſtände mit Jemandem geſtritten hatte, der ſo viel über unſre Lage in der Geſellſchaft nachgedacht zu haben ſchien.

„Ich müßte Euch nun meine innere Stimmung in jenem Zeitpunkt ſchildern können. Es war, als wenn alle meine Gefühle langſam einer heftigen Gährung entgegengereiſt wären. Der tägliche Wirbel von Vergnügungen war mir nachgerade ſo ſchaal geworden, daß ich hatte verſuchen wollen, mehr zu Haus zu ſein. Ich las: bei meiner Art zu ſein, fiel ich zu meiner Zerſtreuung beſonders auf Romane. Der Zufall machte mich jetzt zum erſten Mal mit einigen Meiſterwerken in dieſem Fache bekannt. Die Schilderung von Saint-Preux Leidenſchaft für Julien, das ſchöne, abſcheuliche Schickſal der Manon Leſcaut und ihres Geliebten, ein paar andere Gemälde von gleichem Werth, lehrten mich einſehen, was es wäre, geliebt zu werden:

ich empfand, daß dies die Blüte des Lebens, der Punkt ſei, wo unſer Glück zur höchſten Entwickelung gedeiht, und dann berechnete ich, daß die Jahre meiner Jugend ohne dieſes Gefühl entſchwunden waren: ich verblühte, ohne geblüht zu haben. Weich, ſchwermüthig brauchte ich Empfindung, und Befriedigung dieſes Bedürfniſſes konnte ich bei meinem Gemahl nicht hoffen. Ich las alſo mehr, und immer mehr, und nie mochte es einen vom Romanenleſen verdrehteren Kopf gegeben haben, als der meinige damals war.

„An Romanenſchickſale glaubte ich nicht, ich rechnete nicht auf ſolche, ich liebte ſie nicht: Romane, die viel Geſchichte enthielten, feſſelten mich nicht einmal; mich zog nur Ausdruck der Liebe, Ausdruck feiner, inniger Gefühle an, wie in den Briefen der Babet, in den Briefen der Miß Fanny Butler, in den Liebesbriefen einer portugieſiſchen Nonne. So las ich in den Tagen, wo K's Beſuche anfingen, eine engliche Sammlung von Briefen, unter dem Titel Love and madness, die ich immer für mehr als erfunden hielt, beſonders da der Handlung des kleinen Romans eine bekannte wirkliche Geſchichte zum Grunde liegt — und indem ich mit der Theilnahme eines achtzehnjährigen Mädchens bei dieſem Büchern weinte, miſchten ſich unter meine Thränen auch bittrere, über das Lächerliche, im vierunddreißigſten Jahre zum erſtenmal über fremde Liebesqualen zu weinen!

„Ich erinnerte mich dann wol an jenen Augenblick meiner erſten Jugend, wo Leichtſinn und Eitelkeit mich zur Undankbarkeit gegen Feldberg verleiteten; er ſchien mir jetzt der einzige beneidenswerthe meines ganzen Lebens, der einzige, der eine Geltung gehabt hatte.

„K.'s Bekanntſchaft hatte etwas Romanhaftes in ihrem Urſprung. Seine erſten einſameren Unterredungen mit mir bewieſen, daß er das zu benutzen wußte. Wir geriethen in weitläuftige Streitigkeiten über die Strafbarkeit des Umgangs, dem Chriſtine das Leben zu verdanken gehabt hatte; er wollte ihn in allen Stücken rechtfertigen, und bekannte ſich nur wegen der Vernachläſſigung ſeines Kindes für ſchuldig. Meine Grundſätze waren ſtreng, aber erlernt, alſo auf Treue und Glauben angenommen; mein Thun war von meinem Sein immer getrennt geweſen, und die Alltäglichkeit meines Schickſals hatte bisher keine Zwietracht unter beiden entſtehen laſſen; meine Sitten aber waren rein, und ſie ſträubten ſich gegen K.'s Syſtem von freier Liebe und Rechten der Natur; aber es fehlte ihnen die einzige ſichere Grundlage der Religion.

„Doch die gefährlichſte Seite dieſer Moral für ein unverdorbenes weibliches Herz habe ich in ſo Manchem, was dagegen geſagt worden iſt, nur umgangen gefunden — es iſt die Abhängigkeit von dem Gegenſtande unſerer Liebe, das Gefühl, ihm ganz geweiht zu ſein, das uns ſo werth iſt. Der Mann erſcheint uns ſtärker durch unſere Schwäche, und wir fühlen uns reich an Allem, was wir ihm geben.

„So ſehr dieſe Idee in jedem Syſteme der Verderbniß und der Sinnlichkeit entartet, ſo ſehr ſie in einem ſolchen nur durch entheiligenden, frechen Misbrauch ihren Platz finden kann, ſo wußte doch K., der ſie aufgefaßt hatte, ſie mit Lebhaftigkeit und Feuer zu behandeln. Hatte er mir den Eindruck, den ſie auf mich machte, abgemerkt, oder war ſie ihm ohnehin eine Marotte, die er ſich zuſammengeſetzt hatte, genug, er kam nach mancher Erörterung ſo weit, mich zu dem Geſtändniſſe zu bringen, daß, wenn die Menſchen einfach und gut wären, Liebe allein hinreichend ſein würde, um Treue zu erzeugen, und ich mußte ihm mit einem inneren Seufzer zugeben, daß die Kette der Geſetze überflüſſig ſein würde, um Verbindungen zuſammenzuhalten, die von der Natur nie zwiſchen ungleichartigen Weſen geſtiftet werden könnten.

„Bei uns Weibern bleiben ſolche Verirrungen unſers Verſtandes nie ohne einen Zuſammenhang mit dieſer oder jener Faſer unſers Herzens, der ſie ebenſo gefährlich als unſchuldig, und oft je edler, deſto verderblicher macht. K.'s Reden erhielten nach und nach Beziehung. Der Gedanke, daß ich meine Beſtimmung durch meine Heirath verfehlt hätte, ſchimmerte zwiſchen uns anfangs nur aus der Theilnahme hervor, die er in trüben Stunden — und dieſe wurden mir nun häufiger zugezählt — gegen mich äußerte. Dieſe Theilnahme zerſtreute und tröſtete mich nicht; aber ſie bildete in mir das beſtimmte Gefühl, eine ſolche Empfindung bei einem liebenswürdigen Manne zu erregen, ſei ein ſchönes Glück — und ſei mir verboten.

„Die feſte Überzeugung, daß ich für die Liebe todt wäre, ohne jemals für ſie gelebt zu haben, verführete mich zu der gemeinen Chimäre, mich mit Freundſchaft zu begnügen. Nun folgte ein langer Zeitraum verworrener Gefühle, wo von meiner Seite Glück und Schmerz, Reue und Zufriedenheit unabläſſig zuſammen abwechſelten. Bei aller Unruhe dieſes Zuſtandes, war er doch dem eiteln Treiben und der unbeſtimmten Sehnſucht, die mich ſeit meiner Heirath beſchäftigt hatten, weit vorzuziehen. Die Gewalt, die ich anwandte, um gegen K.'s Liebe zu kämpfen, überzeugte mich von der Stärke und Wahrheit ſeiner Empfindung; die Entſagungen, auf welchen ich beharrte, waren mir leicht: ich ſuchte nicht, mich über meine Gefühle zu täuſchen, ich wollte meinem Herzen etwas einräumen, aber mich mit Zucht und Tugend abzufinden, fiel mir nicht ein.

„K. mochte bemerken, daß ein Weib, welches Liebe geſtand, indem es Erhörung verſagte, welches mit Freudenthränen ſich jeder Liebkoſung entzog, — daß ein ſolches Weib zur Verführung noch nicht reif wäre. Er ließ mir alſo zu, zwiſchen Liebe und Pflicht einen Vertrag zu ſtiften, bei dem ich hoffte — zwar nicht glücklich zu ſein, aber doch den mir einzig übrig gebliebenen Genuß, unglücklich zu lieben, mit meinem Gewiſſen vereinigen zu dürfen. Dem erſten Freundſchaftstraume entwachſen, beſchloß ich doch, wenigſtens nur Freundſchaft zu äußern und nur von Freundſchaft zu hören. K. ſetzte zwar Anfangs allen Widerſtand entgegen, der mich feſter von ſeiner Liebe überzeugen und mir die Nothwendigkeit meines Entſchluſſes fühlbarer machen konnte; aber er ſah mich gern in dem redlichen Wahne, meiner Pflicht Genüge geleiſtet zu haben, weil die leidenſchaftlichen Scenen aufhörten, in denen wir lange zuſammen fortgeſtürmt hatten.

„Meine und meines Mannes Ehre ſchien mir jetzt vor dem Publicum ſichergeſtellt, weil die launiſchen Anfälle von Luſtigkeit, Eiferſucht, Schmerz, Vertraulichkeit, Entfernung wegfielen, an denen man in der Geſellſchaft die geheime Geſchichte eines Liebeshandels ſo leicht zu errathen pflegt. Ich bedachte nicht, daß man nunmehr die gleiche Freundlichkeit, die vertrauliche Theilnahme in meinem Verhältniſſe mit K. für einen Beweis anſehen mußte, daß wenigſtens Präliminarartikel zwiſchen uns richtig wären.

„Beſſer als ich bedachte K. das Alles; denn es gehörte weſentlich zu ſeiner Abſicht, daß ich meinen Ruf befleckte. Es iſt, als foderte es von dem Verführer ſein Gefühl, daß er öffentliche Nichtachtung auf die Unglückliche lade, die er dahin zu bringen ſucht, wo auch er ſie nicht mehr achten wird.

„Ich war inzwiſchen ruhig. K. hatte viel Kenntniſſe, wir laſen und ſtritten viel zuſammen: Er bildete meinen Geiſt und brauchte wenig Mühe dazu, denn es kam faſt nur darauf an, eine Menge Ideen, die ich aufgefaßt hatte, eine Menge Anſchauungen, die in mir lagen, zu ordnen. Unſere Streitigkeiten betrafen meiſtens ſeine Grundſätze; ich bemühte mich mit innigem Eifer, ihn tugendhaft zu machen — ich ſpiegelte mir nicht etwa vor, daß es mir gelänge; aber die Schwärmerei, mit welcher er meine Tugend anzubeten vorgab, ſchien mir, von Leidenſchaft und Eitelkeit verblendet, wie ich war, ihn der Tugend ſchon zu nähern.

„Nachdem dieſe gefährliche, künſtliche Verbindung einige Monate gedauert hatte, machte es mich ſtutzig, daß unter den Büchern, die er mir gab, mehre ſehr verführeriſche, ja ſogar ſittenloſe waren. Ich ging ſein Betragen ſorgfältig durch, und fand ſonſt nichts, was mein bitteres Gefühl, daß er es an Achtung gegen mich fehlen ließe, gerechtfertigt hätte. Einige Tage war ich tiefſinnig; er verdoppelte ſeine zärtliche Theilnahme, ohne je den Ausdruck der ehrerbietigſten Freundſchaft zu überſchreiten. Nach vielen dringenden Bitten von ſeiner Seite, geſtand ich ihm freimüthig, was mich beleidigt, beſchämt, erſchreckt hatte. Er gab ſich viele Mühe, mir einen Geſichtspunkt aufzuſtellen, aus welchem man ſolche Bücher betrachten müßte; er zog eine Scheidungslinie zwiſchen dem Schönen und dem Belehrenden oder Schädlichen. Das Wahre von Dem, was er ſagte, litt aber durch die innere Verlegenheit, die er empfand, mir eine Blöße gegeben zu haben, und ob ich ihn gleich nicht durchſchaute, ſo machten doch ſeine Sophiſtereien keinen andern Eindruck auf mich, als daß ich mich beſchied, ſie nicht zu verſtehen, mithin zu ſtreiten aufhörte, und es bei der ſchlichten, freundlichen Bitte bewenden ließ, er möchte die Bücher zurücknehmen.

„Dies war ſeit langer Zeit wieder der erſte Streit zwiſchen uns. Er ſtörte unſer Verhältniß: K. ſchien beleidigt, ich war unbefriedigt und fühlte es doch als eine unerträgliche Laſt, ihm den geringſten Anlaß zum Unwillen zu geben. Wir ſchieden mit einiger Heftigkeit von einander; den folgenden Tag ſahen wir uns erſt in großer Geſellſchaft wieder.

„Es war Ihrer Schweſter Hochzeittag, lieber Karl.

Julie hatte ihren Bräutigam an dem Hofe kennen gelernt, wo ihr Onkel Geſandter war; er war jüngerer Sohn einer Familie, welche lauter Lehngüter beſaß, und hatte es nur mit der äußerſten Mühe erlangt, daß er ſtatt des geiſtlichen Standes, zu dem ihn ſein Vater beſtimmte, Kriegsdienſte nehmen durfte. In einer von Seiten des Vermögens ſo ungünſtigen Lage liebte er unſere Julie ohne Hoffnung, und doch unter tauſend jugendlichen Entwürfen, als der Tod von zwei älteren Brüdern, die bei einer Luſtfahrt im Waſſer umkamen, ihn plötzlich reich und unabhängig machte. Die Hochzeit wurde in unſerm Hauſe gefeiert. Julie war erſt ſeit wenigen Tagen bei mir; aber ich hatte ſie genug geſehen, um bitter zu bereuen, daß ich mir das Glück, mit dieſem ſanften, liebevollen Geſchöpfe zu leben, entzogen hatte. Ich erſtaunte über meine Verkehrtheit, ein fremdes Kind auferzogen und meines Mannes Tochter Fremden überlaſſen zu haben. Ich erröthete vor Scham, daß es der verhaßten Frau von Z. gelungen war, Julien ſo auszubilden, indeß ich aus Chriſtlinen — Mit dem Mismuthe über mich ſelbſt, den ich bei dieſen Vergleichungen empfand, verband ſich ein wehmüthiges Gefühl bei dem Anblicke des Glückes der beiden Liebenden: ſie hatten gelitten, gehofft, ertragen; nun waren ſie vereint, ſie durften lieben, ſie konnten noch lange glücklich ſein — ſie waren jung.

„In dieſer Stimmung hatte ich Julien an ihrem Hochzeittage geſchmückt. Mit zärtlichen, ja reuigen Thränen ſagte ich ihr, daß ich kein Recht als Mutter hätte, ihr Lehren zu geben für ihr künftiges Glück, denn ich wäre nie Mutter geweſen; daß ich kein Recht hätte, als Gattin — Meine Empfindung hatte mich überraſcht; denn ich kannte das Glück der Liebe nie, wollte ich ſagen, aber Julie ſchlug erröthend ihre Arme um mich und ſagte etwas mir damals Unverſtändliches, äußerſt Zartes und Liebreiches, worüber ich erſt ſpäterhin Licht erhielt, wie ich erfuhr, daß man mich als Gattin des Herrn von Helm viel härter beurtheilt hatte, als ich es verdiente.

„Für Julien und ihren Geliebten, die nichts als glücklich waren, ging das Ernſte der heutigen Feierlichkeit verloren; mich erinnerte ſie an jene, die vor ſo vielen Jahren meine Anſprüche auf ein Glück, das ich jetzt erſt kennen lernte, durchſtrichen hatte. K. bemerkte meine Rührung, meine Weichheit; er benutzte die Betäubung vom geſellſchaftlichen Geräuſch, die Spannung von dem Zwang, den die Nothwendigkeit, ſich zu beobachten, auflegt, den Ausdruck, der ſo leicht in halb verſtändliche, vor Zeugen geſprochene Worte kommt, das Anziehende einzelner, unbeobachteter Augenblicke: mein Herz gerieth in den ſchmerzlichſten Aufruhr; daß ich ihn in das tiefe Gefühl meiner verfehlten Beſtimmung blicken ließ, galt für ihn dem Geſtändniß der zärtlichſten Gegenliebe gleich. Ich konnte nicht länger unter Menſchen ſein und floh in mein Zimmer. Der Ball war nach der Abendmahlzeit wiedereröffnet worden; ich glaubte mich allein, ging in der heftigſten Bewegung auf und ab, als K. unangemeldet hereintrat.

„Du biſt ein ſittſames, weichfühlendes Weib, Gertrude; du denkſt und empfindeſt männlich, mein Sohn, und Ihr ſchaudert vor der Infamie, ein vertrauendes Weib betrügen zu wollen. Denkt Euch mein Entſetzen, als K. meine Bitte, mich jetzt zu verlaſſen, mir mit Muth beizuſtehen, damit kein Rauſch der Leidenſchaft jedes Band zwiſchen uns zerriſſe, mit einem Ungeſtüm beantwortete, der mir mit Blitzesſchnelle entdeckte, aus welchem ſchimpflichen Geſichtspunkt er mein ganzes Betragen beurtheilte, welche Abſicht das ſeinige leitete.

„Meine erſte Bewegung war Verzweiflung, betrogen und beſchimpft zu ſein; ſogleich aber hob ſich mein Stolz — ich befahl ihm, mich zu laſſen, und ſtrebte mit meinem Arm, den er hielt, nach der Schelle über dem Kamin. Er ſah meine Bewegungen halb mit Erſtaunen, halb mit Spott und ließ mich betroffen los, da ich die Schelle wirklich ergriff und heftig klingelte. Meine Kammerfrau ſtürzte erſchrocken herein; ich ſagte ihr trocken, Herr von K. befinde ſich nicht wohl und wünſche eine Sänfte, um ſich nach Hauſe zu begeben; ich machte ihm eine Verbeugung und taumelte — denn mein Herz brach — aus dem Zimmer.

„Ich ſah ihn nie wieder; aber jeder Tag belehrte mich durch Erinnerung mehr und mehr, wie ſehr mich Leidenſchaft verblendet hatte — Leidenſchaft! Mich, das verblühende Weib, die Gattin eines Greiſes! An dem Tage, wo ich ſeine Tochter zum Altar führte, hatte ich durch meine Schuld in ſolcher Gefahr geſtanden!

„Mit jedem Tage durchbohrte mich die Erkenntniß neuer Fäden des Gewebes, in welches er mich verſtrickt hatte: freie Grundſätze, verführeriſche Lecture, künſtliche Zurückhaltung — nur ein Wunder hatte mich vor dem

Elend verwahrt, durch meinen Fall Dem unterthan zu werden, den ich, früher oder ſpäter, immer verachtet hätte.

„Ein Wunder dünkte es mich damals, zu meiner gerechten Strafe. Jetzt darf ich es ohne Unbeſcheidenheit denken, der Augenblick mußte immer erſcheinen, wo wir Beide erfuhren, daß wir uns geirrt hatten.

„Mein Wohnort war mir unerträglich, meine Geſundheit litt durch die Stürme in mir; ich nahm des Arztes Rath, nach dem * * er Bade zu reiſen, willig an. Ich konnte es in dem Geräuſch, das mich hier umgab, nicht aushalten und zog mich nach den erſten acht Tagen von allen geſellſchaftlichen Zirkeln zurück, um allein auf meinem Zimmer zu bleiben.

„Einſt wurde ich des Nachts durch einen ungewöhnlichen Lärm in einer anſtoßenden Wohnung aufgeweckt. Ich erkundigte mich, was es gäbe; ich hörte, eine franzöſiſche Dame, die erſt den vorigen Abend ſpät angekommen wäre, hätte einen heftigen Blutſturz bekommen und ränge mit dem Tode. Ich vernahm deutlich in den ſtillern Augenblicken das Schluchzen und die ſchmerzlichen Ausrufungen einer, wie mir ſchien, weiblichen Stimme. Das Mitleiden trieb mich aus dem Bette; es fiel mir ein, daß die Leute, von lauter Deutſchen umgeben, Mühe haben könnten, ſich verſtändlich zu machen, und ich entſchloß mich, zu meiner unglücklichen Nachbarin hinüberzugehen.

„Ich fand eine ältliche Frau in der traurigſten Erſchöpfung auf ihrem Bette; ihre Bedienten waren wirklich in der größten Verlegenheit, mit den Hausleuten fertig zu werden. Ich trat leiſe an das Bett und ſagte zu der Kranken in ihrer Mutterſprache, ich ſei ihre Nachbarin und wünſche ihr dienen zu können. Sie ſchlug ein paar ſchöne, nun erloſchene Augen auf und bewegte lebhaft ihre vorher matt hingeſtreckten Arme gegen ihren Sohn. Dieſer war es, deſſen Stimme ich für eine weibliche gehalten hatte; er richtete ſich bei meinen Worten raſch auf und rief mir mit dem Ausdruck der Verzweiflung zu: O Gott, retten Sie meine Mutter! — Der junge Menſch wäre mir von dieſem erſten Anblick unvergeßlich geworden: ein feines, ſchwarzes Haar, das eine blendend weiße Stirn bedeckte, ein ovales Geſicht, worin Schwärmerei und Muthwille ſtritten, eine Geſtalt, die für ſiebzehn Jahre zu zart und doch kein Alter bezeichnete. Ich ſagte ihm einige tröſtende Worte. Eine bejahrte Kammerfrau und ein noch älterer Bedienter wußten ihre dankbare Freude, ſich Jemanden verſtändlich machen zu können, nicht genug auszudrücken; ich ging ihnen in Wartung der Kranken zur Hand; allein unſre Sorgfalt war vergeblich, gegen den Morgen kam ein neuer Anfall, und die Kranke erſtickte in meinen Armen.

„Den Augenblick vorher hatte ſie in convulſiviſcher Angſt mit einer Hand eine der meinigen an ſich geriſſen und mit der andern ihren Sohn gefaßt. Ich war unendlich erſchüttert. Der Schmerz des jungen Menſchen hatte die ganze Heftigkeit bisher glücklicher Jugend, die überzeugt iſt, ſchrecklicher könne kein Schickſal ſein als das ihre; zugleich kämpfte er gegen ſeinen Schmerz mit einer Anſtrengung des Willens, die weit über ſeine Jahre ging.

„Die Bedienten ſagten mir, ihre Herrſchaft ſei aus Lothringen geweſen, ſie habe einen berühmten deutſchen Arzt über ihre Geſundheit zu Rathe gezogen und auf ſeine Weiſung dieſes Bad beſucht, wo der Vater des jungen Chevaliers in wenigen Tagen auch eintreffen werde, um ihn von da nach *** zu bringen; der Vater liebe Deutſchland und ſei darum Willens, ſeinen Sohn auf einer deutſchen Univerſität ſeine Studien vollenden zu laſſen.

„Es wurde beſchloſſen, den Marquis, der unterwegs ſein mußte, hier zu erwarten. Unterdeſſen verließ mich der Chevalier keinen Augenblick; die Sonderbarkeit unſrer erſten Zuſammenkunft hatte uns des Bekanntſchaftmachens überhoben. Als Zeugin des Todes ſeiner Mutter war ich gleichſam in einen Theil ihrer Rechte getreten: nur ich hatte ſie geſehen, nur mit mir konnte er von ihr reden. Er hatte ſie unendlich geliebt; ſie war durch fortwährende Kränklichkeit in den Stand geſetzt worden, ihrem Hang zum häuslichen Leben zu folgen, und erfreute ſich ihrer ununterbrochenen Sorgfalt für die Erziehung ihres Sohnes um ſo mehr, als ſie einen Gehülfen gefunden hatte, der allen ihren Wünſchen entſprach. Dieſer war vor wenigen Monaten geſtorben; ſein Tod hatte den Entſchluß der Ältern beſtimmt, den Chevalier bis zu ſeinem Eintritt in die Welt in Deutſchland leben zu laſſen.

„Der Anſtand erlaubte dem Chevalier nicht, Geſellſchaft zu ſehen; meine Stimmung verleitete ſie mir, und nichts konnte mich auf eine angenehmere, ſchmeichelhaftere Weiſe beſchäftigen, als die Anhänglichkeit dieſes ſonderbaren kindlichen Jünglings.

„Ich weiß nicht, wie ſeine Führer die unſchuldige Naivetät neben der Heftigkeit von Gefühl, in einem Alter, wo die Sinne ungeſtüm erwachten, hatten leiten wollen. In der Folge unſers Umgangs erkannte ich mit Erſtaunen, welche richtige Begriffe von Recht, die er ſich ſelbſt immer nur als Geſetze der Ehre vorſtellte, ihn in ſeiner raſchen Handlungsweiſe ſtets begleiteten.

„Sein Vater kam endlich an, ein Weltmann, der über den Tod ſeiner Gemahlin nicht ſehr betroffen war, dafür aber meine Theilnahme für ſeinen Sohn mit etwas zweideutiger Befliſſenheit erkannte und durch ein feines Lächeln mein Herz ſchmerzhaft ſchlagen machte, als der Chevalier, mit dem Ausdruck der ſüßeſten Schmeichelei gegen mich und mit wirklicher Heftigkeit gegen ſeinen Vater, deſſen galante Dankbarkeit ihn entrüſtete, zu ihm ſagte, er nähme es auf ſich, ſeiner ſchönen Mutter — ſo nannte er mich — ſelbſt abzutragen, was ſie um ihn verdient hätte.

„Der Marquis ergötzte ſich ſehr an dem lebhaften Jüngling; er beſprach ſich mit mir über ſeines Sohnes Aufenthalt in Deutſchland, und da ihm nur daran lag, ihn an einen Ort zu bringen, wo er ihn Bekannten empfehlen könnte, ſo willigte er gern in die Bitten ſeines Sohnes, der, anſtatt nach *** zu gehen, mich nach unſrer Reſidenz zu begleiten wünſchte. Ich meinerſeits konnte ihm verſprechen, daß mein Gemahl väterlich für den jungen Menſchen ſorgen würde. Der Chevalier war außer ſich vor Freude; er küßte meine

Hände, rief tauſend Mal, nun ſei er wieder unter den Augen ſeiner Mutter — Wollen Sie aber auch ganz meine Mutter ſein? fragte er; werde ich Ihnen Alles ſagen, Alles von Ihnen bitten dürfen? — Ich ſtreichelte lächelnd dem kindiſchen Schwätzer die Stirn; er hielt meine Hand an ſeinen Mund, und von ſeinen Augen fiel eine Thräne auf ſie herab.

„Mein Zögling kam wenige Tage nach mir in der Reſidenz an. Er fand ſich durch die Bemühungen des Herrn von Helm, der meiner Theilnahme an dem jungen Menſchen auf das gütigſte zur Hand gegangen war, gleich völlig eingerichtet. Er entzückte jede Geſellſchaft durch ſeine Schönheit, ſeine Alles vor ſich hinreißende Lebhaftigkeit; er intereſſirte alle Männer durch ſeine Lernbegierde; mir ſchuf er eine neue Welt in meinem Herzen durch ſeine ſchwärmeriſche, kindiſche, herrſchſüchtige Anhänglichkeit.

„Beſchriebe ich ſein Betragen, ſo würde Niemand begreifen, wie es nicht hätte befremden müſſen, und Niemanden, der es ſah, fiel der Gedanke ein, warum man dieſes Kind — denn ihn ein Kind zu nennen war die Aushülfe aller Derer, die nicht Muth hatten, ſich über ſeine Unarten zu ärgern — dieſes Kind ſo duldete.

„Er ſchwatzte mit mir das thörichtſte Zeug, plagte mich, machte mich ungeduldig, bis ich ernſthaft ſagte: Chevalier, Sie mißbrauchen meine Nachſicht; dann wandte er ſich gegen Herrn von Helm: O mein Herr, rief er, Ihnen dürfte ſie das nicht ſagen! Nie durfte ſie es Ihnen ſagen, und Sie machten ſie noch nie ungeduldig — ich möchte ſo vernünftig ſein als Sie, ſo alt als Sie, damit ich nur meiner ſchönen Mutter Zorn nie mehr zu fürchten hätte. Herr von Helm lachte zu gutherzig; ich erröthete vielleicht mehr, als ich um des Chevaliers willen hätte thun ſollen, denn in ſeinem Geſchwätz war mehr Inſtinct als Schelmerei.

„Ich fühlte indeſſen bald, daß in des jungen Menſchen Betragen eine Leidenſchaftlichkeit kam, die mich in Verlegenheit ſetzte. Ich ſah mich — und hier war nicht Verführung, nicht Falſchheit — ich ſah mich geliebt über Alles, mit allen Kräften einer Feuerſeele geliebt, die nichts hoffte und nichts fürchtete, keinen Zweck, keine Abſicht hatte, unwillkürlich brannte, und für mich brannte.

„Nur in einem Bilde kann ich meine Stimmung beſchreiben. Es war die Wirkung der unverhofft belebenden Sonne in Oktobertagen; ſie vergoldet das ſterbende Laub, lockt junge Blumen hervor, die ſich, freundlich verwundert über ihr unerwartetes Daſein, dem Lichte öffnen; aber ehe ihr Kelch den warmen Stral aufnimmt, tödtet ſie der kalte Nachtreif.

„Der Chevalier wurde plötzlich tiefſinnig, ernſt, weich. Dieſe Erſcheinung war mir unbegreiflich: ich zitterte für ſeine Geſundheit, für ſeine Sittlichkeit. Anfangs ſuchte ich ihn aufzuheitern; er erkannte es mit der lebhafteſten Zärtlichkeit, ging auf Augenblicke in ausgelaſſenen Muthwillen über, verließ mich dann plötzlich, um ſogleich zurückzukehren und wieder in die vorige Laune zu fallen.

„In meiner Unruhe äußerte ich gegen Herrn von

Helm den Wunſch, über ſeine Gänge und Geſellſchaften nähere Auskunft zu haben. Wir erfuhren, daß der Chevalier vor einiger Zeit einen Abend unter ſehr übel berufenen Menſchen zugebracht hatte, ſeitdem aber nicht wieder mit ihnen geſehen wurde, ſondern allein blieb, oder auf dem Lande umherſchwärmte. Dieſe Nachrichten hatten für mich etwas unausſprechlich Schmerzliches und Empörendes. Ich fühlte als Mutter meinen Sohn dem Laſter hingegeben, als Weib ein Weſen, das mir ſo ganz angehörte, mir ſo ſchändlich entriſſen; ich fühlte — mit Schamröthe, mit demüthigendem Schmerz fühlte das alternde Weib Eiferſucht, Neid — Meine Vernunft zürnte über meine Phantaſie, und ich zitterte vor des Jünglings Anblick.

„Doch ſiegte nach langem Kampfe mein beſſerer Geiſt. Unſere Verhältniſſe, des jungen Menſchen Lage, wie er gefehlt habe, was er fühlen mochte: das Alles ſtand hell vor mir, und meine Schwäche ſelbſt zeigte mir den einzigen Weg, den ich hier zu gehen hatte. Bei ſeinem nächſten Beſuch war der Chevalier launiſcher, heftiger als je. Ich redete ihm freundlich zu; ich bat ihn, in keinem Falle ſein Vertrauen zu mir ſchwächen zu laſſen, nie, auf welche Abwege er auch gerathen ſein möchte, zu fürchten, daß mir irgend ein Geſtändniß weher thun könnte als die unerklärte Veränderung in ſeinem Charakter.

„Er ſetzte ſich in unruhiger Zerſtreuung neben mich. Wie er aber anfing ruhiger zu werden, ſagte ich liebreich zu ihm: bin ich nicht ihre Mutter? muß ich nicht an meinem Sohne Theil nehmen, wie er ſich mir auch zeige? — Er ließ mich kaum ausreden und rief, heftig aufſpringend: Nein, nein! Nicht dieſen Namen, dieſen theuern Namen, den ich nicht haſſen möchte —

„Ich ſah ihn voll Entſetzen an. Ich fühlte nur das undankbar Harte ſeiner Worte; wirklich ich fühlte jetzt nur mütterlich. — Louis! rief ich durchdrungen, mit einem Strom von Thränen, als er vor mir niederſtürzte, unter Schluchzen, mit Zittern, mit der Furchtſamkeit und der Glut erſter Jugend mir ein Geſtändniß that, vor dem ich zitterte, das ich erwartete, und zu deſſen Empfang ich darum nicht gefaßter war.

„Ich ſuchte den Geſichtspunkt, aus welchem ich den Vorfall betrachten, nehmen ſollte; aber ich konnte die beiden Bilder: dieſen Jüngling in der Geſellſchaft, die er vor einigen Tagen beſucht hatte, und nun liebend zu meinen Füßen, nicht neben einander ertragen; mein Gefühl empörte ſich immer heftiger. Sie haben Recht, Chevalier, ſagte ich endlich, indem ich kalt vor ihm hintrat: nicht mehr Mutter! Der unglückliche Jüngling, der das Gefühl der Schande ſo verlor, den Hauptmann von D. auf ſeinen Gelagen zu begleiten, der die Freundin ſo beleidigte, die ihm ſeine Mutter auf dem Todtenbette gegeben hatte, kann und ſoll mir dieſen Namen nicht mehr geben.

„Er erhob ſich und ſagte ruhig: Gefühl der Schande verloren? — Er ſchien nachzudenken. Ich war mit dem Hauptmann, meine Mutter, ſagte er; ich ging aus Thorheit mit ihm, ich kam rein von ſeinem Gelage zurück, rein wie ein Kind — wie ein Gimpel, meine gütige, ungerechte Mutter! ſetzte der junge Thor hinzu; mich ekelte jene Geſellſchaft an, denn ich liebe Sie, ich bete Sie an —

„Ich war nun gefaßt; ich erinnerte mich, wie ich alle die Kindereien vor dieſem Auftritt angeſehen hatte, und ich fing ein freundliches Geſpräch an, worin ich ihn ſelbſt zu bereden ſuchte, der jetzige Vorfall ſei eine Verirrung ſeiner Einbildungskraft, die er leicht wieder auf den rechten Weg lenken würde.

„Meine Bemühungen gelangen nur halb; es folgte noch mancher Augenblick, wo mir das Gefühl, daß nur Vernunft, die kälteſte Vernunft mich leiten dürfte, daß ich über Louis' Leidenſchaft nur lächeln dürfte, ſchwer und bitter ankam. Nach mehren Monaten — denn über dieſe Vorfälle war der Chevalier nahe an ein Jahr bei uns — ward ſein Betragen ruhiger; er war nicht mehr ſtürmiſch und ungleich, er nannte mich wieder ſeine Mutter, aber nicht mehr ſeine ſchöne Mutter; er war weniger muthwillig, gegen mich ehrerbietiger, achtſamer gegen Herrn von Helm; ich genoß ſeufzend die Freude, den tändelnden Knaben zum Mann werden zu ſehen.

„Während der Winterluſtbarkeiten begleitete mich der Chevalier, ſo oft ich ausging, und ſo oft er allein in einer Geſellſchaft geweſen war, erzählte er mir am andern Morgen mit all' ſeinem Leben und Leichtſinn die Geſchichte des verfloſſenen Abends. Ein hartnäckiges Schnupfenfieber hatte mich aber eine Zeitlang zu Hauſe gehalten; anfangs wollte der Chevalier darum auch aus unſern gewöhnlichen Zirkeln wegbleiben, ich beredete ihn aber, ſie nach wie vor zu beſuchen, und an einem

Morgen kam er glühend, freudetrunken, bezaubert von der Anmuth und den Reizen der Fräulein von B., die den Abend vorher zum erſten Mal auf dem Ball erſchienen war, zu mir.

„Ich erſchrak über mich ſelbſt, als mir die Entdeckung, daß der Chevalier nun wirklich lieben würde, wie ein Dolch durch das Herz fuhr. Doch faßte ich mich, ließ ihn reden, ließ ihn in den folgenden Tagen alle Wechſel von Glück und Unglück, die einen jungen Liebhaber treffen können, vor meinen Augen durchgehen; ich wurde es gewohnt, ſeine Vertraute zu ſein, und ich fing an, meinem Sohne zu rathen, ihn zu belächeln oder zu bedauern, wenn er mit der Sitte haderte, die ihn zwang, trotz ſeiner franzöſiſchen Zuverſicht etwas deutſche Behutſamkeit in ſeine Leidenſchaft zu bringen.

„Seit ich ſeine Liebe kannte, hatte ich mich nicht überwinden können, unſere Geſellſchaften wieder zu beſuchen. Jetzt fühlte ich, daß ich dieſe Schwachheit mit unerbittlicher Strenge aus meinem Herzen reißen müßte. Ich überzeugte mich bald, daß Auguſte von B. der ernſtlichen Huldigung des Chevaliers nicht werth war. Es ſchmerzte mich, und ich lächelte darüber. Die arme an Mutterſtatt Angenommene kämpfte unter den Menſchen mit bitterer Laune und weinte insgeheim Thränen ſo heiß als im achtzehnten Jahre —

„Damals wüthete der amerikaniſche Krieg. Es ging die Rede, der König von Frankreich würde den Inſurgenten mit Truppen beiſtehen. Der Chevalier ſagte, wenn das geſchähe, ſo müßte die Sache der Rebellen die gerechte ſein, denn ſeine Landsleute würden ihr unfehlbar den Sieg verſchaffen. Man zog ihn auf, fragte ihn, ob er ſich mit einſchiffen wollte; er beantwortete den Scherz mit der phantaſtiſchen Bravour, die im Munde ſeiner Landsleute außerhalb des Schlachtfeldes oft zweideutig klingen kann.

„Eines Abends trat er zu einer ungewöhnlichen Zeit in mein Zimmer. Er hatte Papiere in der Hand, ſeine Augen funkelten. Meine zärtliche, meine gütige Freundin, rief er, lieben Sie Ihren Louis! Vergeſſen Sie ihn nie — in zwei Tagen reiſe ich nach Breſt ab, mein Vater hat mir eine Stelle unter den Truppen verſchafft, die ſich dort einſchiffen.

„Ach, jetzt ſah ich nur meinen Sohn in ihm! Vor mir ſtand die blaſſe, ſchon lebloſe Geſtalt ſeiner Mutter, wie ſie den weinenden Jüngling auf mich anwies. Schnell drängten ſich die zwei ſeitdem verfloſſenen Jahre in meiner Vorſtellung zuſammen. Nun ſchied er von mir, ſo ganz verändert, ſo viel liebenswürdiger, ſo viel reifer zu tauſendfacher Gefahr. Ich ließ meinen Thränen freien Lauf. Ihn hatte ſeine jugendliche Phantaſie ſchon ganz zum Helden umgeſchaffen. Und Auguſte? fragte ich endlich, lächelnd unter meinem Schmerze, um ſein heroiſches Geſchwätz zu unterbrechen. — Auguſte! rief er, hielt inne; Thränen drangen aus ſeinen Augen, er beugte ſich über meine Hand: O meine Mutter, indem ich freudig meine Laufbahn antrete, fühle ich nur den Schmerz, Sie zu verlaſſen; gegen dieſen iſt alles Andere Thorheit, Poſſe! Meine Lorbern lege ich einſt meiner Mutter zu Füßen, oder — falle ich in dem

Kampfe, ſo werden dieſe gütigen Augen allein um mich weinen.

„Und ſo war es auch!

„Der liebenswürdige Thor eilte nach Breſt. Ehe der Krieg beendigt war, erhielt ich dieſen Brief in franzöſiſcher Sprache von einer unbekannten Hand:

„Am 17. Auguſt 1782 früh um acht Uhr rückten unſere Truppen aus. Der Kampf war hitzig, der Sieg blieb unſer; unter vielen tapfern Männern fiel der Chevalier de * * *, der acht Tage vorher von unſerm braven General auf dem Schlachtfelde zum Capitain ernannt worden war. Er ſtarb zwei Stunden nach dem Gefechte. Vor ſeinem Tode befahl er mir, den obigen Zeilen, die er mit ſchon ſtarrer Hand geſchrieben hatte, dieſe Nachricht hinzuzuſetzen. — Labourdais, Feldchirurgus.″

„Oben ſtand von des Chevaliers Hand, faſt unleſerlich:

„Adieu, meine geliebteſte Mutter. Ihr Louis.

„Er hatte mehr ſchreiben wollen — ſtirbt, vermuthlich, wie ein noch angefangener Buchſtabe zeigte.

„Ihr werdet nun begreifen, warum ich nicht mehr mündlich erzählen wollte. Nach dem dreißigſten Jahre ſind die Leidenſchaften nicht mehr Spiel, nicht mehr Sommergewitter, nach welchem der Himmel ſchöner lacht. Sie ſind Orkane im Spätjahre, ſchütteln gewaltig die letzten Blätter von den Zweigen, zerſchlagen die letzten Blumen, und die gebleichte Sonne kämpft fortan vergebens, der erſtarrenden Natur aufzuhelfen.

„Wie Sie zurückkamen, mein guter Karl, beweinte ich meine Jugend, mein unnütz verfloſſenes Leben, meinen Gatten, dem ich vielleicht Alles war, was er verlangte, bedurfte, ohne daß ich es fühlte, ohne daß es mich befriedigte, der mich ſo wenig verſtanden hatte, mir ſo wenig ſein wollte oder konnte; nur die ſterbende Hand jenes guten, heroiſchen Schwärmers hatte mir das einzige Zeugniß hinterlaſſen, daß mein Daſein nicht ganz ohne Werth für Andere geweſen war.

„War es Plan bei Ihnen, mich nach und nach in das thätige Leben zu ziehen? Verdankte ich die theilnehmende Güte, mit der Sie mich aufzuheitern ſuchten, die beſcheidene Achtung, mit welcher Sie meinen Rath und Beiſtand verlangten, nur dem Mitleiden, das Ihnen meine gehaltloſe Exiſtenz einflößte?

„Mit Sehnſucht hatte ich in Ihnen einem Weſen entgegengeſehen, an dem ich meine Schuld gegen Natur und Gefühl, die beide mein leeres, egoiſtiſches Leben verdammten, abtragen könnte, ohne mein ewig ſeiner Jahre vergeſſendes Herz von Neuem in Gefahr zu bringen. Aber auch mit reuiger Scham hatte ich Sie empfangen: ich fühlte, Karl, daß ich es war, die Sie in zarter Jugend in die Welt hinausgetrieben, daß um meinetwillen nicht väterliche Sorgfalt, nicht mütterliche Liebe Sie erzogen hatten, ſondern „die Zeit und das ewige Schickſal.“

„Wie Sie nun kamen! Wie ich, da Sie mich zum erſten Male als Mutter begrüßten, zum erſten Male ohne ſchwankende Bitterkeit daran dachte, daß die Jahre der Jugend dahinwären; wie Jeder, der Sie ſah, mir zu ſolch einem Sohne Glück wünſchte; wie ich bald mich zu jung fühlte, weil ich, Ihre wahre Mutter zu ſein, nicht alt genug war, und Sie mir jedes nähere Band des Herzens theuer machten; wie Sie Ihre Gertrude liebten und ich Ihre Vertraute ward —

„Mein Sohn, da lernte ich meine Beſtimmung erkennen. Das gefährliche Spiel des Gefühls, als der arme, ſchwärmende Chevalier mich Mutter nannte, und das ſanfte Bewußtſein, womit ich von Ihnen dieſe liebe Benennung empfing — oft ſtellte ich dieſe beiden Empfindungen zuſammen; Schamröthe und Dank gegen Sie wechſelten bei mir ab: aber je mehr ich Sie ſah, je mehr ich erkannte, daß ich Ihnen werth, nützlich war, deſto heiterer blickte ich in die Zukunft, und die Wolken meiner Vergangenheit klärten ſich mir auf. Noch mehr ward ihr finſterer Eindruck verwiſcht, als Feldberg zurückkam; ſeine Empfindung für mich ſchien in der langen Reihe von Jahren nur entwickelt, gereift worden zu ſein, ſeine Freundſchaft knüpfte den Zeitpunkt meiner ſorgloſen Jugend an meine jetzige, nun nicht mehr verlorne Exiſtenz — —“

Karl las noch, als Frau von Helm plötzlich neben ihm ſtand; ſie hielt ihren Enkel auf dem Arme, haſchte ihrem Sohne die Blätter aus der Hand und rief mit heiterer Rührung: „Genug, und ſchon mehr als genug! Ich wollte Eures und meines Gefühles ſchonen, indem ich Euch meine Leiden und Irrthümer in dieſen Blättern erzählte; mein Glück, nützlich zu ſein, wo ich es darf und muß, leſet Ihr in meinen Augen, hört es von meinem Munde — —"

Karl war aufgeſprungen und hielt ſeiner Mutter Hand in der ſeinen; Gertrude umfaßte ſie mit inniger Zärtlichkeit — Feldberg, auf deſſen Geſicht während des Leſens Ernſt, Rührung, Nachdenken abgewechſelt hatten, unterbrach jetzt Amalien — „Amalie," rief er „knüpfte ich die Tage Ihrer erſten Jugend an den gegenwärtigen Zeitpunkt — o ſo laſſen Sie uns den Irrthum des Schickſals, das in dem trüben Zwiſchenraume uns trennte, wieder gut machen! Einſt, Amalie, hoffte ich, Ihnen das Glück meiner früheren Jahre verdanken zu dürfen — ſchenken Sie meinem Alter die Seligkeit, die mir ein Leben noch wünſchenswerth machen kann, das noch nie durch Gegenliebe verſchönt wurde —"

Er hatte bittend ihre Hand ergriffen. „Feldberg," ſagte ſie, — „wollen Sie mich wieder aus dem Hafen treiben, wo dies Herz allein Ruhe findet? Kommen Sie in dieſen Kreis" — ſie zog ihn zu ſich, vereinigte ihres Sohnes Hand mit der ſeinen, drückte Beide an ihre Bruſt, ſchlang ihren einen Arm um Gertruden und ihr Kind, und unter Thränen der freudigſten Rührung fuhr ſie fort — „So — Freund, Bruder, Sohn! — ſo in Eurer Mitte, kann dies weiche, liebende, unweiſe Herz ohne Furcht das Alter herannahen laſſen — die Jahre werden mein Haar bleichen, aber Eure Liebe gibt mir eine beſſere, eine ewige Jugend zurück

IV.

Heidenbekehrung.

Kaiſer Julianus war im Perſerkriege gefallen; das römiſche Heer zog ſich nach ſchimpflichen Verträgen nach Kleinaſien zurück, Jovian gebrauchte das Scepter, um das Kreuz zu erhöhen, und die Römer betrauerten nicht nur die Schmach ihres Kriegsruhmes, ſondern auch den Sturz ihrer Altäre. Mutius Sextilius, aus einer der edelſten Familien in Ravenna, hatte unter dem Kaiſer Julian in Gallien gedient, er hatte ſeine Liebe, er hatte ſein Vertrauen beſeſſen; in ihm hatte ein langes Leben die traurige Überzeugung entwickelt, daß der Einſturz des Alten herbeiſchreite. Aber es ſtand noch ſo erhaben da in ſeinem Ruin, daß nicht die Feinde Roms ihn beſorgt machten, ſondern die Ausartung der Römer. Selbſt an des großen Konſtantin's Hofe hatte er nie glauben können, daß die Prieſter der finſtern Lehre aus Syrien es wären, die das Schickſal berufen hätte, den heitern Dienſt der olympiſchen Götter zu vertilgen. Auch auf dem Zuge nach dem Orient blieb Mutius an des Kaiſers Seite, und indeß dieſer in Antiochien weilte, begab er ſich auf ein kleines Gut, das Julius Sextilius, ſein Sohn, in den Thaltern des tauriſchen Gebirges bewohnte. Julius hatte ſchon als zarter Jüngling unter Conſtantius in Kleinaſien gefochten; eine ſchwere Wunde hielt ihn zufällig in dieſer Gegend zurück. Der Gutsherr, der ihn zur Pflege aufgenommen hatte, gab ihm ſeine einzige Tochter zum Weibe, und durch ſeinen Tod zum Beſitze ſeiner Güter gelangt, lebte er ſeit einigen Jahren als friedlicher Landmann. Mutius rief ihn auf, ſeinem Kaiſer zu folgen; von römiſchem Geiſte belebt, ſah ſein Weib ihn dahinziehen und wiederholte ihren Söhnen ſeine Abſchiedsworte: werdet des Römernamens werth. Mit finſterer Ahnung im Buſen folgte Mutius dem Kaiſer in die Ebenen von Kteſiphon nach. Oft wenn die Sonne die hohen Adler mit ihrem letzten Strale vergoldete, und die Cohorten, müde vom Tageswege, in gebrochenen Reihen ſtillſchweigend daherzogen, däuchte ihm, als wandle ein unermeßliches Todtengepränge dem dunkelnden Orient zu. Und ſeine Ahnung traf ein. Furchtbar hallten am Tage der Schlacht die Worte der großen Huldigung, mit denen der Kaiſer dahinſank, in ſein Ohr. Den Nazaräer kannte Mutius nicht, aber mit einem großen Theile des römiſchen Heeres gab er ſeinen Anhängern die That ſchuld. Wie nun aber auch Julius, ſein Sohn, den blutenden Kaiſer aus der Schlacht tragend, von einem Pfeile erreicht ward, fühlte er zum Fechten keine Kraft mehr, nur zum Haſſen, und eilte von Julian's Grabmal, bis wohin er ſeinen Heerhaufen begleitet, dem einſamen Landgute ſeiner Sohnestochter zu. Dein Gatte iſt als ein Römer gefallen, war Alles, was er der Hinterlaſſenen ſagte; euer

Vater iſt als ein Römer gefallen, wiederholte er ſeinen Enkeln — und dieſe Worte mußten Kraft haben, denn die Witwe gebot ihren Thränen, und die Knaben erſtickten ihr Jammergeſchrei, ihre lockigen Häupter in feſter Umarmung Einer an des Andern Buſen verbergend.

Jovian ſtarb unwürdig, wie er gelebt; ſein Nachfolger hielt Roms Verderben nicht auf, und Mutius ward vergeſſen in den Stürmen der Zeit. Abadea, das Landgut, das er mit ſeinen Enkeln bewohnte, lag in einem entlegenen Theile des tauriſchen Gebirges. Von einem klaren Strome durchfloſſen, gegen Norden von Bergen geſchützt, von öſtlichen Lüften gekühlt, ſchenkte es alle Bedürfniſſe des Lebens im Schooſe der ſchönſten Natur, und deſſen Üppigkeit zu entfernen war Mutius ernſtlich bemüht. In allen Zeiten waren Gebirge die Zuflucht des Alten, und in der Entfernung vom Herrſcherſitze verfließen die Wogen der Willkür in unmerklichen Wellen. So kam es denn, daß die kleine Römerpflanzſtadt von Abadea der Nachbarſchaft wenig bedurfte, und bald mußte ſie ganz derſelben entbehren, denn von den Ufern des Kalykadnus bis zu denen des Cydnus wütheten Verfolgung und Greuel. Nicht Feinde, nicht Barbaren brachten ſie dahin, ſondern die Chriſten, ſo ſich nach Arrianus nannten, die Kaiſer Valens zur Herrſchaft erhob, drangen den andern Chriſten, die ſich die Älteren nannten, ihre Wahrheiten mit dem Schwerte auf. Abadea entging in ſeinem Felſenthale der Bekehrung, aber Mutius ſagte zu ſeinen Enkeln mit grimmiger Kälte: das ſind Rachopfer für die Manen eures

Vaters. Eines Tages durften Primus und Proſperus mit ihrem Großvater auf die Jagd gehen; der Alte führte ſie durch verſchlungene Felspfade zu ſanftern Hügeln des Vorgebirges, wo ſie im lichtern Gehölze Gelegenheit fanden, ihre leichten Bogen am kleinen Wilde zu üben. Ein treuer Sklave blieb ihr Gefährte, indeß Mutius, auf einer vorragenden Klippe ruhend, das Haupt auf den Jagdſpeer geſtützt, trüben Blickes hinabſah in die verwüſtete Ebene. Er gedachte der Zukunft ſeiner Enkel, für die das Thal von Abadea zu klein war, und für die er in der ganzen römiſchen Welt keinen Fleck mehr kannte, in dem nicht Verderbniß ohne Größe und Grauſamkeit ohne Muth die Oberhand hielt. Da drang eine Stimme zu ihm, die ängſtlich rief: Anna! Theodorus! gen Weſten! gen Weſten! und plötzlich trat ein Greis um den Felſenvorſprung, der bei ſeinem Anblicke erſchrocken zurückfuhr, dann aber, gefaßter herantretend, ſeine Knie vor ihm beugte und ſprach: Herr! ich und meine Kinder ſind in Deiner Hand; ich bin eins der entflohenen Opfer von den Ufern des Kalykadnus. Schon vierzig Tage lang verberge ich mich mit meinen Enkeln in den Wäldern des Taurus, Hungertod droht uns, bei Dir finden wir vielleicht Schutz, wenn Du ein menſchliches Herz haſt. Mutius ſprach: meine Laren werden Dich ſchützen, wenn Du Dich in Frieden ihnen nahſt. Wo ſind Deine Enkel? — Ach, ſie gingen Beeren und Wurzeln zu ſuchen; die Angſt um ſie, die nicht wiederkehrten, trieb mich aus dem Dickicht, und meine Stimme iſt zum Rufen zu ſchwach. — Kinder, gen Weſten! rief

Mutius mit ehernem Tone, und bald hörte er Primus Stimme, die, gen Weſten! zurückrief. Und bald ſah er ſeine Enkel, die einige zur Bahre verſchlungene Äſte tragen halfen, ſie Beide zu Füßen, der Sklave, ihr Begleiter, zum Haupte, und darauf lag ein Mägdlein in Kinderjahren, eine Engelgeſtalt, vom Elend verklärt, und ein fremder Knabe, älter als Primus, aber blaß und abgezehrt, ging, der Schweſter Hand haltend, neben der Bahre einher. Jetzt erblickte er den Greis und leitete ihr erloſchnes Auge auf den tröſtenden Anblick, wie eben Mutius dem Alten einen Becher mit Wein bot. Unendliche Wehmuth ſprach aus dem Antlitze des Greiſes; er ergriff haſtig den Becher und eilte den nahenden Kindern entgegen. O, gib dieſem Engel den Labetrunk, damit mir ihn Gott noch laſſe hienieden! Der Wein rief das Mägdlein auch ins Leben zurück, und bald ſaß es mit dem Knaben auf dem Grasboden beim Mahle, und die beiden Alten ihnen gegenüber in ihrem Anſchauen vertieft. Mutius' Blick folgte finſter glühend den Bewegungen der Kinder, der Greis aber faltete ſeine Hände; ſein Auge, das bald auf ihnen ruhte, bald emporſchweifte zum Himmelsgezelt, lehrte, daß er ſein Liebſtes auf Erden mit etwas über den Wolken verbände. Anna ſaß matt an einen Baum gelehnt, und der zehnjährige Prosperus brachte ihr Speiſe und Blumen, bot ihr ſeinen Becher und wölbte die Zweige des Oleanders an ihrer Seite, um ſie vor der Sonne zu ſchützen. Primus blickte wehmüthig in Theodorus' blaſſes Geſicht, hielt ſeine Hand, vergaß zu eſſen und reichte nur, ſowie der neugefundene Gefährte eine

Bewegung machte, ihm Alles, was ſeine Wünſche befriedigen konnte, dar. Ahnherr, rief er plötzlich und hob Theodorus' Rechte mit ſeinen beiden Händen wie zu einem Bundesſchwur empor, ich habe noch nie einen Freund gehabt — dann fehlten ihm die Worte, und wie der fremde Knabe jetzt an ſeine Bruſt ſank, ſprang er erſchrocken auf, zog ihn mit empor und blieb, ihn feſt umſchlingend, ſtehen. Jetzt, nun der Fremde der Speiſe genoſſen und ſich mit Trank erquickt hatte, erhob Mutius die Stimme und fragte: Wo fandet ihr die Kinder unſers Gaſtfreundes? Ahnherr, antwortete Primus und trat, Arm in Arm geſchlungen, mit dem fremden Knaben vor die Alten; Ahnherr, wir hatten ungeſchickt auf die flüchtigen Rehe geſchoſſen, und weit abgelockt von dieſen Klippen, ergriff uns der Durſt. Da hörten wir eine Quelle im Gebüſche rauſchen, ſchlichen ihr nach, und wie wir auf den kleinen Plan kamen, den ſie benetzte, fanden wir dieſen Knaben neben ſeiner Schweſter, die unter Hunger und Schwäche erlag. Primus' Stimme ward lauter, weil ſein Herz von Mitleiden brach; Theodorus aber zog den Arm von ſeines Freundes Nacken zurück, bedeckte mit beiden Händen ſein Geſicht, und ein leiſes Ächzen bewies ſeinen Schmerz. Annens Angeſicht ward noch bläſſer bei der Erzählung ihres Elends, ſodaß Prosperus mit bittenden Worten ihre Wange ſtreichelte und ängſtlich ſich umſah, ob der Bruder nicht ſchwiege. Der aber hielt ſeine Wehmuth zurück und ſprach weiter: des Mägdleins Haupt lag in dem hohen Graſe wie ein zertrümmertes Götterbild, und der Arme beugte ſich über die Quelle und wollte Waſſer ſchöpfen, der Verſchmachtenden Lippen zu netzen, aber das Waſſer lief durch die magern Finger ſeiner zitternden Hand, und ſie brachte keine Labung ihr zu. — Hier verſtummte er, von ſeiner eignen Erzählung überwältigt. Der fremde Greis, der ſtill zugehört hatte, kaum athmend, damit er vor Jammer nicht aufſchrie, und mit niedergeſenkten Augen, deren Thränen der graue Bart eintrank, rief nun aus der Tiefe ſeines Herzens: Und da ſendete der Allmächtige ſeinen Engel, um ſeine Kinder zu retten. Gebenedeit ſei ſein Name und unſer Herz ihm geweiht. — Fort jetzt zur Heimath! rief Mutius mit zornigem Antlitz. Der Greis aber betete ſtill, und die Kinder ſahen ſich liebend an, wie die Engel, die ſie zu einander geführt hatten.

Die Sklaven mußten die Äſte der Tragbahre, auf welche Anna gelegt ward, auf das bequemſte verbinden, und Proſperus ging den ganzen Heimweg ihr voraus, zeigte den Trägern jede Stelle, die ſie vermeiden ſollten, und wenn ein Hinderniß eintrat, faßte er Annens Hand und blickte ſie kühn und lächelnd an, um ihre Furcht zu zerſtreuen.

Joſephus war ein Landmann von den Ufern des Kalykadnus, da wo er, die nördlichen Gebirge verlaſſend, der Ebene zuſtrömt. Die rauhe Gegend dort, von Hirten und Fiſchern bewohnt, hatte von dem Pomp der heidniſchen Tempel wenig gewußt; fromm ahneten ſie bei den Erſtlingsopfern ihrer Herden, bei den Reinigungen in den Wellen ihres Fluſſes ein höheres Weſen, das die Erde, die ſie nährte, und ihr Herz, das ihm dankte, erſchaffen hätte. Und wenn der Jahreswechſel, ſtets wiederkehrend, Leben aus Tod ſchuf, und das Saatkorn, das ſie hülflos dem Boden anvertrauten, immer wieder ihre Hoffnungen erfüllte, verſtanden ſie die dunkeln Bilder ihrer einfältigen Prieſter aus dem Beiſpiel der Natur. Da ward in dem erſten Menſchenalter nach dem Tode des Gottmenſchen ein Lehrer der ſyriſchen Chriſten, der von Tarſus nach Tyana zu wandern auf dem Wege war, an den Ufern des Fluſſes von Räubern gemishandelt; eines Hirten Hund ſpürte ſeinem Blute nach; der Hirt, der ihn aufſuchte, fand ihn und verband ſeine Wunden. Der Lehrer genas und lehrte lieber den Hirten am Kalykadnus, als den Bürgern von Tyana. Seine Lehre aber war einfach, wie Chriſtus ſelbſt ſie gelehrt, und da kein Anderer nach ihm das entlegene Thal beſuchte, wußte auch nach dreihundert Jahren ſeine einſame Herde nichts von der Spaltung der Kirche. Wie nun Valens' Kriegsknechte aus der in Trümmern rauchenden Ebene zu ihnen herandrangen und ihnen die Natur der heiligen Drei durch den Brand ihrer Hütten, durch den Mord ihrer Brüder verkündigen wollten, meinten ſie, die Heiden hätten im tollen Irrwahn ihren Gott des Verderbens mit dem Namen des Boten des Friedens benannt. Joſephus ſah ſeine Söhne bluten und ſeine Töchter, der Luſt des Kriegers zu entgehen, ſich in die Wellen des Stroms begraben und entfloh mit ſeinen Enkeln ins Gebirge. Nach vierzig Tagen des Elendes fand ihn Mutius, führte ihn nach Abadea und ward ſein Wohlthäter. Eine Hütte gab er ihm und ein Feld, das er durch ſeine Sklaven ihm bebauen half. Theodorus fand bald wieder Kräfte und Geſundheit, und trotz ſeiner jungen Jahre legte er Hand an die Arbeit, mit einem Muthe und einer Ausdauer, die Mutius mit Befremden erfüllte, denn er hatte den ſtillen Knaben für weibiſch gehalten. Aber ſeinen Enkeln war des Fremden Fleiß nicht zum Vorwurf, ſondern zum Sporn. Er und Primus wandelten immer beiſammen, wie das Zwillingsgeſtirn; nur ſchien der Letztere feuriger zu blitzen, wie im Dunſte der Erdnähe, indeß jener ſtill ſtralte wie am wolkenloſen Zenith. Nicht ſo wohlthätig war Mutius' gaſtfreie Aufnahme für Anna, das Mägdelein. Ihre zarte Blüte war vom Elende der Flucht zerknickt; wohl freute ſie ſich der Sonne, der Blumen, der Liebe von Allen, die ſie umgab; wenn aber Theodorus und Primus Abends vom Felde kamen und erzählten, wie die Saat ihren Auen entkeimte, blickte ſie ſehnſuchtsvoll empor, und dem Sternenheer, wie es dem Himmel entſproßte, ſchien ſie näher als jeder irdiſchen Saat. Prosperus ging nicht mit den Gefährten aufs Feld; er entſchlüpfte dem Sklaven, der ihn beſchäftigen ſollte, um bei Anna zu ſein. Dann half er Joſephus bei den leichtern Arbeiten des Gartens. Anna ſaß daneben im Schatten der Bäume, und er brachte ihr jedes bunte Steinchen, das ſein Grabſcheit hervorwühlte, jede zierliche Pflanze, die er fand. Und wenn ſie zu matt zum Spiel und zum Danke ihm ihre heißen Hände ließ, die er fragend gefaßt hatte, ſtieg Angſt und Unruhe in ſeinem Geſicht auf, er ließ ihre Hände fahren, eilte in das Gebüſch, auf die Felder und drang wol in kindiſcher Heftigkeit verwüſtend durchs Saatfeld. Wenn dann

Mutius ihn bei ſeiner Heimkehr mit harter Strafe empfing, ſchien er aus einem Traume zu erwachen und umfing weinend die Knie des Ahnherrn. Nur früh beim Erwachen war er ſanft, dann ging er vor den andern Genoſſen des Hauſes, um Weihrauch zu ſtreuen, an den Altar der guten Göttin, der zunächſt ſtand an der Pforte. Da ſah ihn oft Mutius verſtohlen knien und nahm daran wahr, daß der Chriſt ſeinem Knaben ſeine Götter nicht aufdrang. Mächtig mußten ſie ſein, dieſe Götter, denn ſie hatten ſeinen Muth erhalten bei dem Morde ſeiner Kinder und hielten ihn aufrecht bei dem Dahinwelken des Mägdleins, bei deſſen Verſchmachten ſein eignes Herz brach. Eines Abends ſah er Prosperus von Joſephus' Hütte herſchleichen, große Blumengewinde im Arm und in die breiten Blätter der Althäa gewickelt eine Scheibe des reinſten Honigs. Er nahte ſich der guten Göttin Altar, ſchmückte ihn mit den Kränzen, legte die Gabe darauf, ſprengte ſie mit dem lautern Waſſer des Quells drei Mal gegen Aufgang und ein Mal gegen Niedergang und betete nach der Vorſchrift des Bittopfers. Da trat Mutius zu ihm und fragte: Wem gilt dieſes Gebet? — Anna, die ich bat mir die Kränze zu flechten. — Was erwartet ſie von den Göttern, die ihr Vater verwirft? — Ihr Vater lächelte mit Thränen, als er ſie ſah dieſe Kränze flechten, und er ſagte: bete nur, Prosperus, für Anna's Leben; der Allmächtige, der es in ſeiner Hand hält, hört Dich, auch an der guten Göttin Altar. — Da war es, als wenn Mutius' ſtarker Bruſt ein Seufzer entſtiege. Und wie die Nachtgleiche des Herbſtes herankam, glühten jeden Abend Anna's Wangen mit dem Himmel der ſinkenden Sonne und jeden Morgen lag ſie erſtarrt in Schwäche wie die ſchlummernde Flur. Wie nun Mutius ſie eines Tages nicht mehr ſah im Schatten der Feigenbäume, ging er zu der Hütte, die er dem Fremdlinge erbaut hatte. Da lag ſie tief athmend vor Schwäche auf dem reinlichen Lager; ihr Antlitz, weiß wie die Lilie der Bäche, ward von der glühenden Abendſonne gefärbt, und ihr Auge, das ſich für die Erde ſchon verdunkelte, blickte ohne Zucken in den blendenden Stral. Prosperus kniete neben ihr und weinte unendlich. Joſephus ſtand ihr zu Füßen mit feſtgefalteten Händen und bewachte das Kind. Da ſpielte ein leichtes Lächeln um ihre Lippen, ſie reichte Prosperus eine Hand hin, ihre Augen glänzten wie die ſcheidende Sonne, und dann ſanken ſie zu. Sie ſchläft, ſagte der Knabe getröſtet und nahm ſeine Stellung behutſam, die Hand nicht zu erſchüttern. Sie ging zu Gott, ſprach Joſephus und hob ſein Antlitz gen Himmel.

Die nächſte Nacht gab Mutius' bewegter Seele keine Ruhe. Er verließ vor Tage ſein Lager, und wie er an einem kleinen Geklüft, von Cypreſſen umſchattet, vorbeiging, fand er Joſephus, der für Anna ein Grab grub. Mann, was ſtählte ſo furchtbar Dein Herz? fragte der römiſche Feldherr. — Daß ſie dort meiner wartet, wo nichts mehr uns ſcheidet, ſie und die Erſchlagnen an den Ufern des Kalykadnus. — Haſt Du denn einen Lehrer gehabt, weiſer als der göttliche Plato, daß Du überzeugt biſt von Dem, was unſrer Weiſen höchſtes Wiſſen nur ahnt? — Beſcheiden blickte der Greis zu ihm auf: Uns iſt keine Weisheit gelehrt; wir glauben von Kindheit an, daß dieſer Zeit Leiden zur Herrlichkeit führen, und die genießt Anna nun vor dem Throne des Höchſten. — Nur die Leiden, ſklaviſch geſinnter Greis? nicht Vaterlandsliebe und Muth? — Joſephus beſann ſich: Auch die Vaterlandsliebe und der Muth und alle Tugend, die wir üben. — Und warum übteſt Du ſie nicht, um Deine Kinder zu rächen? — Die Rache iſt mein, ſpricht der Herr, und ich will vergelten, und die Strafe gehört dem Geſetz. Dann ſchwieg er, hob langſam eine Schaufel voll Erde, und wie Mutius, ſeinen wunderbaren Worten nachſinnend, ſah, wie die Thränen ſeiner alten Augen den trocknen Boden befeuchteten, ging er mit Selbſtvorwurf hinweg.

Bei Prosperus aber ſchien es, als habe die Herbſtſonne, die Anna's Lebensbaum abſtreifte, ſein Gemüth gereift. Er trauerte nicht nach Knabenart heftig und kurz, er ward thätig und ſchaffte verſtändig, gleich als ſei ſeines ganzen Tages Geſchäft ein Auftrag, den ſeine Geſpielin ihm hinterlaſſen. Er ging mit den beiden andern Knaben an die Arbeit, und wenn auch der Schwächſte, war er nicht der Unfleißigſte von ihnen. Den Altar der guten Göttin kränzte er nicht mehr, wohl aber die Cypreſſen, die Anna's Grabhügel beſchatteten. Wie einſt rauhe Bergwinde den Alten im Hauſe hielten, und die Knaben, durchnäßt von der Jagd kehrend, am Herde ſich wärmten, ward er, der daneben in einem großen Pergamente die Geſchichten der Vergangenheit las, durch die Stille der jungen Leute geſtört; denn aus ihrem lauten Geſchwätz war ein leiſes einzelnes Reden geworden. Er ſah über ſein Buch hinweg, wie Primus und Theodorus Arm in Arm an dem Feuer ſtanden, Prosperus aber, auf dem Herd ſitzend, in die Flamme der hellauflodernden Weinreben wirft. Sieh, wie die Flamme vom Irdiſchen aufſteigt! hörte er Theodorus, ſeinem Deuten folgend, ausrufen. — So ſtieg Anna's Geiſt in den Äther, ſagte Prosperus und blickte zuverſichtlich empor. — Wo ſieheſt Du nicht Anna's Geiſt! rief ſein Bruder. In den ſchwellenden Knospen des Cytiſus, in den Saatkeimen des Feldes, in dem aufſteigenden Hesperus ſiehſt Du Anna's neues Leben verbürgt. — Und Du nicht des großen Kaiſers, für den der Vater gefallen? und nicht des Vaters, der uns befahl Römer zu ſein? — Beim Jupiter, ja das thu' ich! rief Primus, auf Theodorus blickend, als habe er eine große Entdeckung gemacht. Nicht wahr, Gefährte, in Deines Lehrers Elyſium wandeln dieſe auch? — Guter Primus, erwiderte dieſer, das fragſt Du ſo oft. Des Einigen Gottes Arm umfängt uns ja Alle, hier und dort. — Prosperus war aufgeſtanden vom Herd, hatte dieſe Beiden jetzt mit ſeinen Armen umfaßt und rief wie das Echo der ſtillen Abendluft: — Alle! und ſie ſchwiegen in innerm Anſchaun, und die Flamme des Herdes ſtieg hoch in die Lüfte empor.

So gingen die Jahre hin, und wie die Jünglinge ſtark wurden, erwachte in ihnen der Wunſch, ihre Kräfte an Gefährlicherm zu üben als den Thieren des Waldes und den Schollen der Erde. Mutius ſprach zu ihnen: Ihr ſeid Römer, dieſer Name fodert Euch auf, für ſeine Verherrlichung zu kämpfen, und wärt Ihr die Letzten, vor denen die Barbaren entflöhen. Zieht nach Antiochien; dort lebt noch Einer meiner Kampfgenoſſen, der wird es Euch ſagen, wo das Heer ſich verſammelt, das Theodoſius, der jetzige Kaiſer, die Gothen zu bekriegen, zuſammenzieht. Ehrt die Götter und ſchont die Menſchen. Da ſprang Theodorus lebhaft empor und rief zu dem alten Joſephus: Vater, laß mich mitziehen! Meiner Gefährten Feinde ſind auch die meinen, und Ihr Herd, den die Barbaren bedrohen, war unſere Zuflucht. Gehe mit Gott, glaube an Gott und Unſterblichkeit und erbarme Dich Deiner Brüder! ſagte der Greis und legte ihm ſegnend die Hand auf. Das befremdete Mutius ſehr. Er hatte gemeint, der Chriſt verwerfe den Krieg. Alſo zogen ſie Dreie zuſammen und ſuchten den Feind.

Ehe die Jünglinge aber wiederkehrten, vollendete das Jahr drei Mal ſeine Laufbahn, und dieſe drei Jahre, in denen ſie im Kriegsgetümmel zu Männern erſtarkten, häuften den Reif des Alters auf den Häuptern ihrer Ahnherren. Ihr Lebenspfad ging abwärts, und da dunkelt die Erde, wie auch der Abendhimmel erglüht. Da ſie aber Beide durch gleiches Opfer verarmt waren, trugen ſie ihre Einſamkeit zuſammen und warteten vereint ihrer Kinder. Doch anders zählte Mutius die vielen einſamen Tage, und anders der chriſtliche Greis. Jener brachte täglich Opfer am Altare ſeiner Götter; da er aber nicht befahl, daß ſeine Sklaven ihm folgten, ſtand er allein an dem verlaſſenen Stein. Dieſer pflanzte ſeinen Garten, pflegte ſeine Bienen und dazwiſchen richtete er ſein Antlitz voll betender Wehmuth oft nach der

Gegend des Himmels, wo die Jünglinge die Ufer des Iſters gegen das Andringen der Barbaren vertheidigten. Einſt war Mutius von einem den Kriegern Unglück weiſſagenden Traume erſchreckt, er verdoppelte ſeine Opfer und kam wieder mit ungeſtärktem Herzen von den Altären zurück; da fand er ſeinen alten Gefährten an der Thür ſeiner Hütte mit ſtiller Andacht im betenden Antlitz, und mit ſeinen freudig ausgebreiteten Händen ſah er aus, als empfing' er ſchon im Geiſte die Erhörung. O thörichter Greis, rief Mutius ihm zu, indeß Du da beteſt, zerſtampft ihn ein Gothenroß in der Schlacht. — Der aller Sternen Heeren gebietet und die Haare auf unſerm Haupte gezählt, wird unſere Söhne erhalten, antwortete Joſephus. — Das Wort traf des Alten Herz; er blickte in ſeine Augen, es war ihm als habe er auch gebetet, und er ſagte: Erzähle mir von dem Gotte, der auch meine Knaben bewacht. — Herr, was ſoll ich erzählen von Dem, den ich nicht zu denken verſtehe. Wie er unter uns lebte und uns liebte, will ich Dich leſen laſſen in einer alten Schrift, die unſere Lehrer uns gaben. Wie der Feind meine Hütte zerſtörte, war ſie der einzige Schatz, den ich in meinem Buſen verbarg. Du wirſt ſie aber nicht achten; denn es ſteht nichts darin von großen Menſchen, wie Deine Römer ſie loben. — Mutius hörte nicht auf ihn, ſondern folgte ihm ungeduldig in die Hütte, wo aus einem kleinen Schrein, von Rinden geflochten, der Greis eine Schriftrolle hervorzog. Es war die Botſchaft des heiligen Johannes, wie die Lehrer die erſten Kirche ſie geſchrieben. Mutius griff eifrig danach; denn ihm war's wie einem Kranken, der wahrnimmt, daß ſein Arzt ihn nicht zu heilen vermöge, und der nun haſtig ſeine Hand ausſtreckt nach dem Mittel, das einem Andern, wär' es auch dem Ärmſten, ſein Leben gerettet. Darauf nahm er die Schrift mit in ſein Haus, und ſie lag neben ſeinem Plato und den römiſchen Geſchichten; jedes Mal wenn er in ihr geleſen, trat er heiter zu ſeinem Hausgenoſſen, wie ein Sieger am Abend des Streites; wenn er aber von der Größe Roms geleſen, ſaß er ſtill und ſtumm, wie an dem Aſchenkrug eines Todten. Nun fragte er den Greis nicht mehr nach der Natur ſeines Gottes; aber er ſorgte freundlicher für ihn als ſonſt, freute ſich des Gedeihens ſeines Gartens, und wenn er von ihm ſchied, ſagte er zu ihm: bete zu dem Vater unſer Aller, daß er unſere Kinder erhalte.

Und er erhielt ſie. Theodoſius bändigte die nordiſchen Barbaren, und die Jünglinge kamen in ihre Heimath zurück. Gram hatte Joſephus ertragen, und Sorge hatte er bekämpft; denn vor dieſen Feinden flüchtete er in das ewige Sein; für die Freude aber war er zu ſchwach, denn ſie band ihn an die Erde. Darum ſank ſeine Kraft von dem Tage an, da die Freude über die Wiederkehr der jungen Krieger in Abadea erſcholl. Aber ſein Dahinſterben war ſüß durch der Jünglinge Liebe und Mutius' freundlichen Zuſpruch. Wie endlich ſein Auge zu dunkeln begann, rief er ſeinen Enkel an und ſagte: „Sohn, Du haſt im Angeſicht des Todes die Hoffnung des ewigen Lebens empfunden, Du haſt dem beſiegten Feinde Barmherzigkeit erzeigt, alſo biſt Du ein Chriſt. Werde nun noch nach unſerer Väter Sitte der Weihe theilhaft, die Dich abzeichnet als Genoſſen des großen himmliſchen Reichs. Darauf befahl er ihm, reine Gewande zu bereiten, um beim Anbruch des nächſten Morgens an den Ufern des Waldſtroms die heiligen Gebräuche zu begehen. Wie die Sonne emporſtieg, bot Theodorus, in weiße Gewande gekleidet, dem Greis den ſtützenden Arm und leitete ihn in den Hain, den der Waldbach durchſtrömte. Doch wie nach ſtillen Gebeten der Täufling den Fuß in die reinen Fluten zu ſetzen gedachte, trat Mutius mit ſeinen Enkeln aus dem Schatten des Waldes hervor; die Jünglinge eilten mit freudeſtralendem Geſicht an die Seite ihres Gefährten; der Alte ſchritt ernſt heran, legte ſeine Hand auf die zum Gebet ausgebreitete Rechte des Greiſes und ſprach wie Einer, der das Schweigen wol vorzöge: „Dieſe Beiden glaubten auch im Angeſichte des Todes an ein Leben im Lichte, ſie ſchonten auch des überwundenen Barbaren, und ich habe ihnen befohlen, den Unſinnigen zu verzeihen, deren Pfeile Kaiſer und Vater ihnen mordeten. Schenke ihnen auch die Weihe, die Dir Frieden ins Herz gab.“ Da wurden Joſephus' Augen klar in himmliſcher Freude; er fragte nicht nach dem Wiſſen der Knaben, denn ihnen leuchtete Liebe und Glauben auf dem Angeſichte. Drei Mal netzte die reine Flut die Scheitel der Jünglinge in des drei Mal Heiligen Namen, und dann bat ſie der Greis, reines Herzens zu ſein bis an das Ende.

Jetzt war Joſephus' Geſchäft auf Erden vollendet. Bei ſeiner Heimkehr reichte er Mutius die Hand und ſagte, zuverſichtlich wie beim Abendgruße der ſcheidende

Hausfreund: Wir ſehen uns wieder, und ehe der Morgen anbrach, war er hinübergeſchlummert zum ewigen Tage.

Es war als hätte die Welle, die der Jünglinge Scheitel benetzte, aus Mutius' Buſen allen Unmuth geſpült. Ernſt, aber heiter lebte er unter der neuen Chriſtengemeinde, die in Abadea entſtand. Die Jünglinge hatten ſich unter den Bewohnern der nächſten Thäler chriſtliche Mädchen zu Gattinnen geſucht, und die Sklaven des Hauſes beteten mit ihnen den lebendigen Gott an. Wie die letzte Stunde des alten Römers herankam, ſaß er, die nahenden Schritte des Todes ruhig erwartend, unter ſeinen klagenden Kindern. Klaget nicht! rief er, plötzlich ſeine Stimme erhebend; denn jetzt öffnen ſich mir die Pforten des Lichts — und ſein Geiſt ſtieg empor zur Erkenntniß der Wahrheit.

Lange Menſchenalter lebten die Seinen auf dem väterlichen Boden in Einfalt und Liebe, und überall, wo der Geiſt ihrer Lehre unverfälſcht blieb, erkannte der weiſere Heide, daß ſie dem Menſchenherzen zuſicherte, was des Menſchen Scharfſinn vergebens zu erweiſen ſich bemüht.

V.

Der Wille beſtimmt die Bedeutung der That.

Im Anfange der ſiebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts kam in einer kleinen deutſchen Fürſtenſtadt ein Fremder an. Nach ſeiner Ausſprache zu urtheilen, war er ein Liefländer, ſagte aber nie mehr von ſeinem eignen Schickſale, als daß ihm frühe Unglücksfälle ſein Vaterland verleidet und ihn zu langen Reiſen in die mehrſten Länder Europas, ja ſogar in die Levante geführt hätten. Seine Päſſe waren von dem ruſſiſchen Geſandten in Wien ausgefertigt und nannten ihn Herr von Frobig; außerdem verzehrte er im Gaſthofe ſo vieles Geld, als nöthig war, ihn bei den Gäſten und bei dem Wirth an ſeine rechte Stelle zu ſetzen. Dem Anſehen nach war er kaum dreißig Jahre alt, ein ſchöner geſunder, ernſter Mann; denn ſelbſt wenn er in ſcherzhaften Ton gerieth, bildete ſich ein ſchmerzhafter Zug um ſeinen Mund, und ſein Blick hatte eine ſonderbare milde Trauer, wenn er ihn auf ein lachendes Angeſicht heftete. Dennoch war er gern unter fröhlichen Menſchen, und inniges Lachen liebte er ſo ſehr, daß man ihn oft ſeine Schritte beſchleunigen ſah, um einen Kinderhauſen zu erreichen, deſſen fröhliches Gelächter von

Weitem ertönte. Nach einigen Wochen, in denen er ſeinen täglichen Tiſchgeſellſchaftern ſehr werth geworden war, durchreiſende Fremde aber, die der Zufall an den Tiſch führte, abſichtlich mied, bezog er eine artige Wohnung, die er ſich von einem wackern alten Finanzrathe, ſeinem Tiſchgenoſſen, wählen ließ, einem ehrenfeſten Junggeſellen, der ſchon mehr als zwanzig Jahre in dieſem Gaſthofe ſpeiſte. Frobig nahm einen Invaliden als Bedienten an, der ſeinem Herrn vom ſiebenjährigen Kriege, der ganzen Stadt aber von ſeines Herrn Güte, Fleiß und Rechtlichkeit erzählte.

Der alte Finanzrath Müller, welcher viel ſolide Kenntniſſe in des Fremden Geſpräche kennen gelernt hatte, führte ihn bei eintretendem Frühlinge in einen Garten ein, der einer geſchloſſenen, nur aus reifen Männern beſtehenden Geſellſchaft gehörte, wo literariſche Gegenſtände und allgemeine Angelegenheiten den Inhalt des Geſpräches bildeten. Herr von Frobig aus Wien war der Name, unter dem Müller ihn vorſtellte; weſſen Neugierde genauere Fragen an ihn that, dem erzählte er ſo viele intereſſante Dinge, daß er meiſtens die Befriedigung ſeiner Neugier vergaß. Die Menge gab Anfangs wohl auf den Fremdling Acht, beurtheilte die Wahrſcheinlichkeit ſeiner, nie von ihm ſelbſt erzählten Geſchichte, erzählte ſie aber auf zehnerlei Weiſe an ſeiner Stelle. Endlich kam ſie überein, ihn für einen heimlichen Jeſuiten zu halten, oder für einen entflohenen Ordensmann, oder für einen geſtürzten Günſtling; doch das Alles wurde, wie es immer mit Stadtgeſchwätzen geht, nach ein paar Jahren über dem tadelloſen

Wandel des wackern Fremden dergeſtalt vergeſſen, daß man ihn unbemerkt wie einen Mitbürger behandelte. Und das mit einigem Recht, denn er unterſtützte jedes nützliche Unternehmen, trug zu jeder wohlthätigen Anſtalt bei, ſo reichlich und ſo beſcheiden, daß ihm das Gemeinweſen Dank wußte, ohne daß die Eitelkeit des Einzelnen davon gekränkt ward.

Einſtens, als er durch ſein perſönliches Verdienſt alſo faſt eingebürgert war, erzählte ihm ſein Freund Müller, daß der jüngſte Finanzrath, ein Mann von erwieſenem Verdienſte, vom langſamen Zehrfieber aufgerieben, dem Tode nahe ſei. Nach einigen Umſchweifen entdeckte er alsdann ſeinen Wunſch, Frobig möchte ſich zu dieſer Stelle melden, da ſie eines geſchickten Mannes bedürften, der Präſident ihn von einer vortheilhaften Seite kenne, und der Fürſt mehre Urſachen habe, einen Ausländer zu wählen. Frobig gerieth bei dieſem Vorſchlage in eine merkliche Beſtürzung, ſuchte ſich aber männlich zu faſſen und ſtellte dem eifrigen Alten ſeine jetzige glückliche Unabhängigkeit und Willkür der Beſchäftigungsweiſe vor. Müller, dem es wie allen ergrauten Geſchäftsmännern ging, die jeden Bach, der nicht in dem Mühlgraben gefangen die Räder treibt, für wildes Waſſer, und jedes Talent, deſſen Übung nicht eines Beamtentitels Firma führt, für Contrebande halten, bewies dem jungen Manne bis zum Zornigwerden, daß er ſeine Gaben und Kenntniſſe der Geſellſchaft ſchuldig ſei und zunächſt dem Staate. — Müller hatte nicht bemerkt, daß Frobig gar nicht zugehört, ſondern während ſeiner langen Rede, die er dramatiſirend in Frag' und Antwort getheilt hatte, mit dem Ausdrucke heftiger Seelenunruhe vor ihm ſtehen geblieben war. Müller unterbrach ſich jetzt ſelbſt und wiederholte: Dem Staate, das will ſagen, dem Lande, wohin ihn die Vorſehung leitete; denn, mein werther Herr von Frobig, ich nehme es für wohlbegründet an, daß Sie Ihrem eigentlichen Vaterlande Ihre ſchönen Gaben nicht widmen. — Bei dem Namen: Vaterland, erwachte Frobig's Aufmerkſamkeit, er faßte Müller's Rechte und blickte ihn feſt, aber mit Augen an, die zu des Alten Überraſchung von Thränen voll waren. Guter, ehrwürdiger Freund! rief er, Sie haben in Allem, was Sie mir ſagen, aus meinem Herzen geſprochen; meine perſönliche Lage fodert aber noch andere Rückſichten. Laſſen Sie mir vierundzwanzig Stunden Zeit zur Überlegung! — Müller war ein weicher Menſch, den das männliche Auge voll Thränen bei dieſer Anerkennung ſeiner Grundſätze tief gerührt hatte; er räumte die verlangte Friſt freundlich ein und überließ Frobig ſeinen Betrachtungen.

Den folgenden Morgen begegnete der alte Andres, Frobig's dienſthabender Invalide, Müller's Berend, einer ebenſo treuen alten Seele, an der Straßenecke. Kamerad, ſagte Andres, indem er das Knie auf einen Eckſtein ſtützte und einen ſchweren Geldſack, den er ſoeben für ſeinen Herrn von der Poſt geholt hatte, darauf ruhen ließ; Kamerad, der Herr Finanzrath ſollte meinem Herrn heute früh einen freundſchaftlichen Beſuch machen. Ich fürchte, daß er krank wird; denn Sorgen drücken ihn nicht, wie Figura zeigt — dabei legte er die Hand auf den Geldſack. — Er hat geſtern den ganzen Abend ſowie die ganze Nacht in einer Unruhe zugebracht, die ein heftiges Fieber anzeigt und vorbedeutet. Gott behüte ihn und mich armen Krüppel vor Unglück! — Mit dieſen Worten huckte er den Mammon wieder auf und ſetzte ſeinen Weg fort.

Berend berichtete ſeinem Herrn, der mit theilnehmendem Brummen mehrmals wiederholte: Wird ſich ſchon zeigen, wohin die Unruhe deutet. — Aber gegen ſeine zwanzigjährige Gewohnheit ging er heute eine Viertelſtunde früher ins Speiſehaus, von der Ungeduld, Frobig's Entſchluß zu vernehmen, geſpannt. Der Erwartete kam ein wenig ſpät und ward um des Wartens willen etwas grämlich empfangen; aber das währte nur, bis er ihm in ſein offenes ernſtes Geſicht ſah, auf dem die Spuren einer durchwachten Nacht und wol auch eines bekämpften Schmerzes ſichtbar waren.

Nach Tiſche, auf einem einſamen Spaziergange ſagte ihm Frobig ohne weitläufige Erörterung, daß er den ihm angedeuteten Weg mit voller Zuſtimmung ſeiner Vernunft einſchlagen wolle; da er aber keine Protection habe und Alles von ſeinem eignen Werthe erwarte, müſſe er auf eine genaue und ſtrenge Prüfung ſeiner Kenntniſſe beſtehen. Müller verſprach das mit freundlichem Lächeln, behandelte es auch gar nicht als einen Scherz, ſondern ſetzte, nach ſehr ernſthafter Vorbereitung, nebſt den dazu ernannten Examinatoren, ſeinem jungen Freunde ſo ernſthaft zu, daß vielleicht manches angeſehene Mitglied manches mächtigen Collegiums ſehr zerzauſt aus einer ſolchen Prüfung herausgekommen wäre; Frobig beſtand ſie aber ſo ſiegreich, daß ihn Müller endlich mit weit ausgebreiteten Armen ſehr behutſam umarmte und als ſeinen würdigen Herrn Collegen begrüßte. Der Plan zu ſeiner Anſtellung ward nun befolgt und gelang ſo vollkommen, daß Frobig nach kurzer Zeit, unbeneidet von ſeinen Collegen und ausgezeichnet von ſeinem Präſidenten, als jüngſter Finanzrath arbeitete.

Bei dem nähern collegialiſchen Verhältniſſe erſtaunte Frobig über den ſtillen Werth und den Umfang wohlthätiger Wirkſamkeit des alten Müller. Die unabläſſige Beharrlichkeit, mit der er in einer vierzigjährigen Amtsführung unter allem Dunkel veralteter und allem Schutt verfallener Geſetze, unter allen Hinderniſſen, welche Perſönlichkeit und Gunſt ihm in den Weg legten, dennoch, ſo weit es an ihm hing, Recht und Gerechtigkeit verherrlicht hatte, durchdrang ihn mit Verehrung. Der Alte ſchien dagegen einen Sohn in ihm gefunden zu haben, ſo offen theilte er ihm ſeine Erfahrungen mit, ſo eifrig war er behülflich, ihm ſeinen Anfang zu erleichtern. Frobig's geſellſchaftliche Verhältniſſe blieben ſich gleich; er beſuchte keine öffentlichen Verſammlungen, gab ſich aber in Familienkreiſen und bekannten Geſellſchaften ſeiner geiſtreichen Heiterkeit hin.

Der Präſident des Collegiums, in welchem Frobig ſaß, hatte eine einzige Tochter, die er, da ſeine Frau bei ihrer Geburt ſtarb, bei ſeinem ehemaligen Hofmeiſter, einem Pfarrer im Waadtlande, erziehen ließ. Sie kam nun als erwachſenes Mädchen zurück, um dem

Vater, der nicht wieder geheirathet hatte, das Hausweſen zu führen. Frobig hatte bisher jedes nähere Verhältniß mit dem andern Geſchlechte gefliſſentlich gemieden. Anna ſchien ſeine Gleichgültigkeit oder Klugheit zu beſiegen, und Müller erfuhr durch das dienſtfertige Stadtgeſpräch, der junge Finanzrath ſchiene endlich doch auch der Macht weiblicher Liebenswürdigkeit zu huldigen. Eines Abends kam Frobig zu ihm und bat ihn ſehr dringend, Alles anzuwenden, damit er als zweiter Commiſſarius zu der nach **berg beſtimmten Unterſuchung ernannt werden möchte. Müller machte große Augen. „Aber, Herr College,“ ſagte er endlich zögernd, „da kann Ihnen ja indeſſen hier Jemand den Weg vertreten.“ — Ich muß mir ihn durch verdoppelten Berufseifer bei meiner Rückkehr wieder zu eröffnen ſuchen, antwortete Frobig. — „Aber, Herr College, das Mädchen, das Frauenzimmer, das Fräulein, welches Sie zu erkieſen weislich geſchienen haben —“ Beſter Freund, daran iſt gar nicht zu denken! unterbrach ihn Frobig mit hochglühendem Geſichte. — „Hm! thut mir leid, ſehr leid!“ wiederholte der Alte. „Sehe es auch bei meinem hohen Alter mit einiger Sorge, daß der Herr College auf eine ſo lange Zeit von mir ſcheiden will.“ — Das überwältigte Frobig; er beugte ſich über Müller's Hände, der in der ungewohnten Äußerung ſeines weichen Gefühls dieſe Sohnesliebkoſung mit Scharrfüßen deprecirte und mit einer Thräne in ſeinen grauen Wimpern erwiderte. Doch Frobig ſetzte ſeine Abſicht durch; er bekam die Commiſſion, die ihn über achtzehn Monate in **berg aufhielt.

Bei ſeiner Rückkehr war der Tod ſeines Präſidenten, der wenige Tage vorher unerwartet ſtattgefunden hatte, der erſte Gegenſtand ſeines Geſpräches mit ſeinem alten Freunde. Dieſer ließ ſich mit vieler Lebhaftigkeit über ſeinen Nachfolger aus, deſſen Charakter ſeiner Hoffnung fürs allgemeine Beſte günſtig ſchien. Zu ſeiner Befremdung unterbrach ihn Frobig zu wiederholten Malen mit Fragen nach der Familie des Verſtorbenen und der Lage, in der er ſeine Tochter hinterließ. Unter ſteter Rückkehr auf die Geſchäftsanſicht beſtätigte ihm Müller, was das Publicum ungefähr auch geſagt hatte: daß der Präſident ein Schleſier geweſen ſei, daß er hier zu Lande gar keine Verwandten gehabt, daß er ſeine Gemahlin zum größten Misfallen der heirathsfähigen Fräulein der Reſidenz aus dem Auslande geholt und den Eigenſinn beſeſſen habe, nie ein Grundſtück zu kaufen, ſondern ſeine ſehr mäßigen Erſparniſſe jährlich bei der Landſchaft zu verzinſen, glaubend, daß alſo das Publicum am beſten zum Aufſeher über ſeine Redlichkeit geſetzt ſei. Auf die Frage nach ſeiner hinterlaſſenen Tochter berichtete er: ſie habe den Fürſten gebeten, da ihr von väterlicher und mütterlicher Seite alle nahe Verwandten fehlten, zu ihrem Erzieher ins Waadtland zurückkehren zu dürfen, was ihr aber bis jetzt noch nicht gewährt ſei. Frobig hörte dieſen Bericht mit der größten Theilnahme und überraſchte Müller'n nicht wenig, als er ihn nach einigen Gängen durchs Zimmer um ſeinen väterlichen Segen bei der Abſicht bat, um dieſes Frauenzimmer zu werben. „Aber, Herr College,“ beantwortete er dieſe Eröffnung, „warum haben Sie denn dieſen löblichen Entſchluß nicht vor zwei Jahren, da ich demſelben mit einigen Alluſionen zuvorkam“ — Theurer Freund, unterbrach ihn Frobig, damals hatte ich Gründe. — „Hätten aber einen Herrn Schwiegerpapa erworben, der ſeinen Stolz darein geſetzt hätte“ — Er wäre nun auch todt! — „Wer weiß! wer weiß! ein frohes Jahr ſpinnt ein zweites, und einer Tochter frohe Ehe“ — Erfreut den guten Vater auch im Himmel. — „Amen,“ ſagte Müller und zog ſein ſammetnes Käppchen ab; „freilich iſt die Hand eines Ehrenmannes einer Waiſe eine von Gott geſchenkte Stütze.“ — Nun verabredete er dieſen neuen Plan zu Frobig's Wohl und dem Beſten ſeines Fürſten, dem er in dieſem fähigen und gewiſſenhaften Staatsdiener die beſte Erbſchaft zu hinterlaſſen vermeinte. Anna hatte keine Familie, die ſich ihrer annahm; der Fürſt hatte ihr Vormünder ernannt, und an ihn verwieſen dieſe Frobig's Geſuch um ihre Hand. Er war theilnehmend genug, um Annens Neigung zu befragen; ſie antwortete ihm mit edler Offenherzigkeit, daß ſie Frobig ſchon lange gewogen ſei und ſeit ſeiner Rückkehr nach der Reſidenz in dem zärtlichſten Einverſtändniß mit ihm ſtehe. Nun gab der Fürſt ohne Bedenken ſeine Einwilligung zu dieſer Ehe und ehrte das Andenken ſeines treuen Dieners durch ein glänzendes Hochzeitsgeſchenk.

Die Heirath ward alſo und ſo proſaiſch geſchloſſen, daß kein Thee=, Kaffee= noch Punſchtiſch etwas daran auszuſetzen wußte. Die Poetik dieſer Ehe und alſo ihr inneres Heiligthum blieb jenen Gerichtshöfen immer glücklich verborgen. Man ſah Frobig und ſeine Frau nur, wenn es der Anſtand erfoderte, in den größern Zirkeln ſeines Standes, und dort war er ſichtbar bemüht, ſich aus dem Gedränge hinweg ſo bald als möglich an die alle Individualität aufhebende Freiſtatt des Spieltiſches zu retten. Sobald er aber dieſen Anfoderungen des Anſtandes entgehen konnte, zierten die Genüſſe gebildeter Menſchen, Kunſt und Wiſſenſchaft ſeinen engen häuslichen Zirkel, in den er neue Mitglieder nur nach langer Prüfung aufzunehmen für gut fand.

Müller hatte, ſeit er vor mehren funfzig Jahren aus der ſtreng bürgerlichen Zucht ſeines Vaterhauſes nach Schulpforta gekommen war, nie mehr Familienleben gekannt; ſein ungeübtes Gemüth ſchien bei den vielen neuen Eindrücken, die in Frobig's Hauſe auf ihn zudrangen, Anfangs wie unter einer Art Geſpenſterſcheu zu leiden; aber ſein gefühlvolles Herz machte ihn bald mit den neuen Erſcheinungen befreundet, dergeſtalt, daß es wieder als heiterer Spiegel die Bilder des Lebens zurückſtralte. Wie nun erſt ein paar liebe Kinder um Frobig und ſeine Frau herumſpielten, verſicherte er oft mit der Förmlichkeit, zu der er jederzeit ſeine Zuflucht nahm, wenn er nicht mehr Herr ſeiner Rührung zu ſein Gefahr lief: Gott habe ihm durch Frobig's glückliche Ehe ſeinen treu beobachteten Junggeſellenſtand mit wahren Großvaterfreuden belohnt.

Das reine häusliche Glück mußte doch irdiſchem Wechſel unterliegen. Der Tod von Anna's Sohn war die erſte Wolke, die es umdunkelte. Müller hatte Frobig bis jetzt nur glücklich geſehen. Ein Zug in ſeinem Weſen, der, wie erheiternd das geſellſchaftliche

Leben mit ihm war, dennoch auf einen ſehr ernſten Hintergrund in ſeiner Seele muthmaßen ließ, hatte den alten Freund oft beſorgt gemacht, daß Unglück ihn ſehr ſchädlich erſchüttern möchte. Den Abend, wie er des kleinen Heinrichs Tod erfuhr, eilte er daher, obſchon eine kleine Unpäßlichkeit ihn ſeit einigen Tagen auf ſein Zimmer bannte, zu dem gebeugten Älternpaar und hatte ſich ängſtlich auf die Standhaftigkeit gerüſtet, die er ihrem Schmerz entgegenſetzen wollte. Er ward ſonderbar überraſcht, wie ihm Frobig gefaßt entgegentrat und nur, gegen ſeine Gewohnheit, ſtatt ſeine Hand zu ſchütteln, ihn feſt ans Herz drückte. „Kommen Sie, lieber Vater," ſagte er „dann, ſprechen Sie mit meiner Anna von dem Engel, der uns vom Himmel herab zuſieht." Annens Thränen floſſen ſanft bei des Alten Eintritt; aber ſie ging ſchnell vom Tode des Kindes zu ſeinem Leben jenſeits über und klagte nicht. Dieſes Benehmen ergriff Müller's weiches Herz ſo lebhaft, daß auch ſeine Phantaſie ihre Flügel entfaltete, und er, lebendiger als ſeine Freunde je von ihm gehört hatten, ſeine frohen Hoffnungen für die Zukunft ausſprach. Seine Rede ward endlich ein Lobgeſang am nahen Ziel, und gerührt ſahen ihn die beiden Gatten an, wie er, jedem eine Hand reichend, beim Abſchied ſagte: Ja! ſo freudig, meine Freunde, reiche ich Ihnen auch einſt zum letzten Abſchiede die Hand, denn morgen ſehen wir uns wieder! Anna verhüllte ihr weinendes Geſicht; Frobig nahm dem Diener das Licht aus der Hand, um den Freund ſelbſt bis an die Thür zu begleiten, als dieſer ſich mit glänzenden, aber irren Augen nach ihm umſah. — Frobig ſah ihn wanken, faßte ihn in ſeine Arme, und der Redliche ſank, ſanft ins höhere Leben abgerufen, an ſeine Bruſt.

Müller's Tod war der größte Verluſt, den man hatte Frobig ertragen ſehen. Er verhehlte nicht, wie tief er gebeugt ſei, und Anna geſtand, daß ſie jetzt erſt den Werth erkenne, den ihr Gatte ihr beilegte, da er bei ihr Troſt ſuchte für den Verluſt des beſten, weiſeſten Freundes. Müller hatte Frobig zu ſeinem Teſtamentsverweſer ernannt und ihm beſonders empfohlen, der Vormund ſeines alten Berend zu ſein, dem er, da keiner ſeiner natürlichen Erben in der Reſidenz anſäßig war, ſein kleines Häuschen vermacht hatte. Es war eine reinliche helle Wohnnng, deren beſte Zimmer in einen großen Garten gingen, deſſen Anſaat und Pflege Müller's jährlich verjüngende Lebensfreude war. Frobig ſchrieb es zu Berend's Vortheil zur Miethe aus, und es wurde von einer jungen Witwe bezogen, die, aus der Fremde hergekommen, während des letzten Sommers mit ihrem zehnjährigen Sohn ein einſames Gartenhaus bewohnt hatte. Frau von Ahlen hatte ſeit ihres Mannes Tode in einer kleinen Stadt am Genferſee gelebt. Vielleicht hätte Frobig dieſen Umſtand nie erfahren und bei ſeiner Abneigung, Fremde kennen zu lernen, nie einige Verhältniſſe mit ihr angeknüpft, wenn ihn nicht der Zufall in dem Augenblick in dieſes Haus geführt hätte, wo ſeine neue Bewohnerin vom Lande her darin ankam. Seine Urbanität erlaubte ihm nicht, ſie ohne einen wohlwollenden Gruß eintreten zu laſſen. Indem er ihr ſeine Theilnahme an dem Miethsgeſchäft erklärte, war ihr Knabe ans Fenſter geeilt und rief jetzt, mit glänzenden Augen zur Mutter gewendet: „O ſieh, ſieh! die Berge dort ſehen aus wie der Jura.“ Eine ſanfte Röthe verbreitete ſich über die ſchönen ſchwermüthigen Züge der Fremden; ſie drückte den Knaben, doch ohne ihn zu küſſen, an die Bruſt und ſagte leiſe, aber mit ſichtbarer Rührung: Nun, ſo wird es uns hier wieder ſo gut gehen als da, wo wir ihn immer erblickten. Der Knabe richtete den Kopf von der Mutter Buſen auf, ſah ſie mit großen thränenſchweren Augen an und ging kopfſchüttelnd, ſchweigend zum Fenſter zurück. Frobig bemerkte theilnehmend, daß dieſes weiche Gefühl für einen Knaben, der beſtimmt ſei, als Mann zu ertragen und zu wirken, ein ſchönes, aber gefährliches Geſchenk ſei. Frau von Ahlen geſtand das ein und ſetzte hinzu, daß dieſe Weichheit wol ſtets die Folge blos mütterlicher Erziehung ſein müßte. „Ich fühlte deren Gefahr,“ fuhr ſie fort, „und da ich meinen Sohn in Rolle nicht ohne große Nachtheile für ſeinen Unterricht Männern anvertrauen konnte, verließ ich dieſen geliebten Aufenthalt, um ihn hier der gründlichen deutſchen Schule zu übergeben.

Dieſer Anfang zog Frobig von der Befolgung ſeines Grundſatzes ab, keine neue Bekanntſchaft zu ſuchen. Er beſuchte die Fremde noch ein paar Mal, dann führte er ſie bei ſeiner Frau ein, und bald war ſie die Theilnehmerin jeder frohen wie jeder trüben Stunde in ſeinem häuslichen Kreiſe. Frau von Ahlen, die von ihren Freunden bei ihrem Taufnamen Juliane genannt wurde, war für die Mutter eines zehnjährigen Knaben noch ſehr jung, aber ernſt und entſchieden in ihrem Betragen. Ihr ſehr lebhaftes Gefühl wußte ſie nach ſehr ſtrengen Grundſätzen zu regeln, und beide ſtrebte ſie durch Geiſtesbildung zu läutern. Ihrem Sohn zu Liebe hatte ſie ſeit ſeinen erſten Jahren Geſchichte und claſſiſche Literatur zu ihrer Beſchäftigung gemacht und dabei ihr Hausweſen in der größten Einzelnheit ſelbſt beſorgt. „Ich konnte," ſagte ſie ſchon im Anfange ihrer Verbindung mit Frobig's Familie, „der falſchen Anſicht, die mein Sohn von meinem Geſchlechte faſſen mußte, indem ein Weib ihm Männertugend und Heldengröße lehrte, nur dadurch zuvorkommen, daß ich mich ihm täglich in ſeiner eigenthümlichſten Wirkſamkeit darſtellte. In dem lieben Lande, worin ich ihn bisher auferzog, bot mir Sitteneinfalt und evangeliſche Wohlthätigkeit neben der größten geſellſchaftlichen Liebenswürdigkeit die Hand dazu." Dieſe eigenthümliche Bildung ſah man auch dem Sohne an. Es war ein ſchöner Knabe, deſſen Geſicht aber keine Spur der Ähnlichkeit mit ſeiner Mutter hatte. Er war zwar auch braungelockt wie ſie; aber ſtatt des faſt griechiſchen Ebenmaßes ihrer Züge glaubte man eine der lebhaften, ſtark ausgedrückten römiſchen Phyſiognomien zu ſehen. Seine Stimme allein hatte er von ſeiner Mutter geerbt. Sie war ein ſo viel beſaitetes Inſtrument, daß Frobig oft dachte: wie wird man ihr widerſtehen, wenn das Erz der Manneskraft in ſie hineintönt? Der Knabe träumte nur von Bürgertugend und Vaterland; aber es war weſenloſer Traum, der ihn in die Vorzeit verſetzte, denn nie knüpfte er dieſe erhabenen Gedanken an Fäden des Lebensgewebes an. Seine Wirklichkeit war einzig von der Liebe zu ſeiner Mutter angefüllt, und ohne einen zergliederten Begriff damit zu verbinden, war die Abſicht, einſt ihre Stütze zu werden, ſein Ziel. Daher kannte er auch weder Sehnſucht noch Schranken; nur tägliches Streben nach dem täglichen Endzweck und heiteres Hingeben an die tägliche Freude, ihn zu erlangen. Als ſechsjähriges Kind hatte er, ſeinen Dorfkameraden nacheifernd, ſeiner Mutter Tannenzapfen zum Feueranzünden in den Wäldern geſucht; nun ſie ihm in ſeinem zehnten Jahre ſagte, er müſſe von jetzt an alle ſeine Zeit dem Latein- und Griechiſchlernen opfern, um einſt als Mann von Kenntniſſen ihr Ehre zu machen, ſtieg er auf die höchſte Staffel ſeiner Bücherleiter, um ſeinen deutſchen Plutarch und Xenophon vor ſich ſelbſt zu verſtecken, damit er in ſeinem Eifer, ſie in der Urſprache zu leſen, nicht erkalte.

Frobig hatte ſeine Abneigung, ſich mit Fremden zu verbinden, von Juliane beſiegen laſſen; bald ward auch ſeine ausſchließliche Beſchäftigung mit Amtsarbeit und Büchern von Alphons unterbrochen. Der Knabe hatte bei der feurigſten Zärtlichkeit für ſeine Mutter eine entſchiedene Abneigung, mit Weſen weiblichen Geſchlechts, am mehrſten mit kleinen Mädchen zu verkehren, da er gegen ſein eignes Geſchlecht mit zutraulicher Offenheit handelte, die ein feines Gefühl fürs Schickliche ſchattirte. Gegen die altväteriſchen Lehrer ſeines Gymnaſiums zeigte er eine ehrerbietige Bündigkeit, gegen ſeine Kameraden heitere, etwas vornehme Spielluſt; gegen Frobig aber eine durch kindliche Beſcheidenheit gezügelte Innigkeit, die ſeiner Mutter Eiferſucht je zuweilen zu reizen im

Begriff ſtand, bis ſie bald mit ihrer Vernunft einig ward: daß die Natur für die Entwickelung des männlichen Gemüths den Zeitpunkt feſtgeſetzt habe, wo es ſeinem Geſchlechte ſich anſchließen müſſe. Dieſes Anerkennen entgeht oft der Mutter, der Gattin und gibt ihren Anfoderungen an den Sohn, den geliebten, die Unbilligkeit, welche die zärtlichſten Bande durch Weigerung zerreißt oder durch Nachgiebigkeit entwürdigt. Der Punkt, wo das Weib ſich eingeſteht, den Knaben, auch den, deſſen ſchöneres Selbſt ihrer Liebe Schöpfung war, nicht mehr zu verſtehen, ihm nicht mehr zu genügen, deutet ſchmerzvoll auf die Trennung der beiden Hälften und winkt ſehnſuchtſtillend in jene Welt, wo es keine Trennung mehr gibt. Julianens klarer Verſtand hatte dieſe Naturnothwendigkeit anerkannt; ſie ordnete alſo bald ihre Gefühle und empfand nur eine für den Zeugen nicht ganz zu erklärende Wehmuth: den Mann Vatergüte gegen ihren Sohn bezeigen zu ſehen, den ihr das Schickſal erſt ſeit ſo Kurzem zum verſtändigen Freund zugeführt hatte.

Indeß Juliane und Anna ſich mit dieſem letzten einzig übriggebliebenen Kinde, der fünfjährigen Emma, beſchäftigten, ſchenkte Frobig alle ſeine ſeltenen Feierſtunden Alphons, um ihn, ſeinem Schulgang nachhelfend, ſchnell wieder zu dem Genuß ſeiner verwieſenen Freunde auf dem obern Büchernbrete zu verhelfen. Hatte Frobig aber auch nicht Zeit, ihn zu unterrichten, ſo fand Alphons ſeine Glückſeligkeit darin, an einem ihm eingeräumten Tiſch in ſeinem Studirzimmer ſeine Ausarbeitungen zu machen. Nebſt den Geſchichten der Vorzeit zogen ihn die Beſchreibungen fremder Länder am meiſten an, und in der Folgezeit hatte er es ſich als das liebſte Glück gedacht, mit Frobig's Familie und ſeiner Mutter eine Colonie in Virginien zu ſtiften.

Die Auswanderungen waren damals aus den vom ſiebenjährigen Kriege noch immer zerrütteten Ländern nichts Ungewöhnliches; ſogar einige junge Männer aus der umliegenden Gegend von Bildung und Vermögen hatten ſich dorthin gewendet und waren mit ihrem Looſe zufrieden. Alphonſens Phantaſie war ſo fortwährend mit dieſem Plane beſchäftigt, daß er in allen, zu einer ſolchen Niederlaſſung nöthigen Kenntniſſen nach einer Art von Fertigkeit ſtrebte. Die Flora der Ufer des Fluſſes war ihm völlig bekannt; die Handelsartikel, Erzeugniſſe und Bevölkerung am Roanoc waren der Gegenſtand ſeiner Neugier; er ſuchte in allen engliſchen Zeitungen zuerſt Nachrichten aus jener Provinz. Auch die beſondern Erfoderniſſe einer Niederlaſſung wurden bedacht; er machte in ſeinem vierzehnten Jahre das Modell eines Landhauſes nach dortiger Sitte, entwarf den Plan eines Parks und die Eintheilung von Feldern und erwarb ſo viel Kenntniſſe des Ackerbaues, als ſeine ſtrengen Schulſtudien nur immer erlaubten. Frobig, deſſen Grundſätze über den Gang des bürgerlichen Lebens eine ſehr ſtrenge Einfachheit hatten, die allen träumeriſchen Planen, allen befremdlichen Mitteln, allen weitabſchweifenden Wegen zu dem naheliegenden, in die Augen fallenden Zweck, ein nützlicher Bürger zu werden, abgeneigt war, beförderte dieſe Träume nie, in welche die dichteriſche Phantaſie der beiden Mütter mit mehr Gefähigkeit einſtimmte; als aber Alphons im funfzehnten Jahre war, fing er an, ſie durch einiges ſanfte Hinweiſen auf ſeinen nächſten Zweck zu beſchränken. „Du mußt,“ ſagte er einſt zu ihm, da er ihn wieder mit einer Zeichnung von der Anſicht von Richmond am Fluvana beſchäftigt fand; „Du mußt Deine Phantaſie nicht zu muthwillig von dem Punkt entfernen, auf den Dich das Schickſal zunächſt angewieſen hat. Du mußt einſt mein Mitarbeiter zu dem Beſten dieſes guten Ländchens werden, das mir eine Heimath gab. Überlaß Du Virginien ſich ſelbſt, und faſſe Du im Vaterlande Wurzel.“ Vaterland! wiederholte der Knabe und heftete ſeinen leuchtenden Blick auf Frobig, mir iſt dieſes Ländchen nicht mehr Vaterland, als Virginien es iſt. — „Über den Begriff Vaterland,“ nahm Frobig wieder das Wort, „brauchen wir nicht zu ſtreiten; aber ſo, wie die Sachen ſtehen, Du lieber Schwärmer, arbeiteſt Du für das Stückchen deutſchen Bodens zuerſt, das Deinen Kräften ein angemeſſenes Feld darbietet. Das werden ich und Dein Verdienſt Dir einſt hoffentlich hier in ** verſchaffen.“

Der Knabe hatte ſich abgewendet und klopfte, ohne zu antworten, mit merklicher Unruhe auf das Geſimſe des Fenſters, an dem er ſtand. Als Frobig, den dieſes Betragen befremdete, ſich nach ihm umſah, nahm er wahr, daß er mit Anſtrengung die heftigſte Wehmuth bekämpfte. „Alphons, iſt das die Wirkung unſers Geſprächs, oder mußt Du mir ein Unglück verſchweigen?“ fragte er ihn betroffen und ſuchte ihn zu ſich zu ziehen. Alphons widerſtrebte Anfangs, dann fiel er ihm aber mit Ungeſtüm um den Hals und weinte mit einer Heftigkeit, welcher der beſonnene Mann nichts entgegenſetzen mochte als die Ermahnung, ſeinen Schmerz ungeſcheut vor ihm zu ergießen. Der Knabe ſuchte ſeiner Herr zu werden und im Kampfe drückten ſeine Bewegungen ſeinen Dank gegen ſeinen väterlichen Freund aus. Endlich hatte er wieder Kraft zur Rede erlangt und ſchien ſie mit rechter Faſſung gebrauchen zu wollen. Seit ich heranwachſe, ſprach er, werde ich immer fremder in dieſem Lande, in dem mir Alles von Ältern und Urahnen her eine Beſtändigkeit von Formen, eine Berechnung des Vergangenen und Zukünftigen aufdringt, die mir mein „Fremder ſein“ wie ein Zeichen eingräbt; deshalb höre ich den Namen Vaterland mit Schmerz, denn er erinnert mich an den Namen, mit dem ich nie einen Sterblichen anſprechen konnte. Ich möchte nach Virginien, weil die Menſchen ſich dort nicht wundern würden, daß ich keinen Menſchen Vater nennen kann!

Hier mußte er ſchweigen, um nicht wieder zu ſchluchzen; auch Frobig konnte nicht ſogleich antworten, er mußte ſeiner Stimme auch erſt wieder Feſtigkeit geben. „Alphons,“ ſagte er endlich, „in Deiner Jugend war ich ganz in derſelben Vereinzelung, die Dein Gemüth jetzt niederdrückt.“ — Sie hatten auch keinen Vater? rief Alphons lebhaft. — Frobig ward heftig bewegt; er legte, unfähig zu ſprechen, ſeine Hand unter des Knaben Kinn und ſah ihm lange in das erwartungsvolle Geſicht. „Doch, Alphons, ich hatte einen Vater,“ ſagte er dann mit ſanftem Schmerz; „aber ich wäre glücklicher geweſen, hätnen zu haben, denn ich mußte mich ſeiner ſchämen. Sei getroſt, mein wackerer Knabe, Du wirſt nicht verſinken, ſowie ich auch nicht verſank. Aber höre mich!“ fuhr er gefaßter fort; „mir iſt die Geſchichte Deiner Mutter unbekannt; es ſcheint, ſie iſt Dir's auch. Ich will Dich jetzt wie einen Mann behandeln, damit Du Muth haſt, einer zu werden. Ich fodere alſo von Dir, daß Du dieſe Geſchichte nie in Beziehung mit Deinem Lebensgang bringſt. Wie ſie auch ſein möge, ſie bringt Deiner Mutter Ehre; denn nur aus einer würdigen Vergangenheit kann die würdige Gegenwart entſtanden ſein. Dagegen verſpreche ich Dir, ehe Du nach der hohen Schule abgehſt, Dich zum Vertrauten meiner Schickſale zu machen, damit Du das volle Bewußtſein mit hinwegnimmſt, nicht nur die beſte Mutter zu beſitzen, ſondern auch von mir als Sohn behandelt worden zu ſein. Nun richte Dich aber auch auf,“ fuhr er fort, indem er den Jüngling aufmunterte, „waffne Dich gegen phantaſtiſche Träume und ſchicke Dich an, durch beſtimmtere Selbſtherrſchaft jeden Tag Deines Lebens zur Stufe moraliſcher Freiheit zu machen.“

Der genialiſche Seckendorf erzählte uns in dem von Wieland herausgegebenen Dſchiniſtan ein Märchen, wie durch eine Geiſtererſcheinung ein Mädchen in den Kinderjahren in einer Nacht zu einer wunderſam ernſten Jungfrau ſei herangezaubert worden. Faſt ſo wirkte das Geſpräch auf den ſchwärmeriſchen Knaben. Umſtände, die er ſelbſt nicht anzugeben fähig geweſen wäre, eine Entwickelung ſeiner Begriffe, der er ſelbſt ſich nicht recht bewußt war, hatte das

Gefühl von Verwaiſtſein, vielleicht von Verſtoßenſein, in ihm hervorgebracht. Weich und ſtolz, hatte er es in ſeiner Bruſt verſchloſſen; es geſellte ſich aber zu allen Vorſtellungen von ſeiner Zukunft; von dem Augenblicke an, da Frobig ihm eine Sprache gab, war es aufgelöſt, und die wenigen Worte, die ihm Frobig von ſeinem Schickſale anvertraut hatte, ergriffen ihn durch die Überzeugung, daß es für einen Sohn ein noch weit traurigeres Schickſal geben könnte, als keinen Vater zu beſitzen, und Frobig, der unter dieſem Schickſal zum Mann geworden war, hob ſeinen Muth zu dem feſten Entſchluß, auch das ſeine zu beſiegen.

Juliane nahm wol dieſe Veränderung in dem Jünglinge wahr; ſie erhielt auf ihre Fragen von Frobig nur den heitern Beſcheid, daß ſie ſich allmälig daran gewöhnen müßte, in dem entkeimenden Manne auf Geheimniſſe zu ſtoßen. Hatte ſie ſich nun gleich dieſe Wahrheit ſchon ſelbſt abſtrahirt, ſo war ſie doch nach weiblicher Art über dieſe Antwort ein bischen beunruhigt; doch wie ſie wahrnahm, daß ihr Sohn in dieſer neuen Stimmung viel heiterer fortſchritt, viel zuverſichtlicher in das Leben hineinblickte, ſo dankte ſie nur für ſein Glück, ohne ihre Wünſche mehr zu berechnen. Auch Anna genoß bei dieſer Veränderung. Alphonſens Ergebenheit für Frobig hatte auf eine ihr ſelbſt nicht erklärliche Weiſe ihr häusliches Glück vermehrt. Es ſchien, als fühle ihr Gatte den Werth ſeiner ausgeübten Tugenden mit heiterm Bewußtſein, ſeit er ſie ſeinem Zögling als Lehren ans Herz legte. Er war im geſellſchaftlichen Leben mittheilender, wärmer; ohne Freundſchaften zu ſchließen, ging er in fremde Verhältniſſe ein und gewann jetzt die Herzlichkeit der Menſchen, die ſchon ſeit ſo vielen Jahren ihm ihre Achtung gezollt hatten.

Bei dieſen glücklichen Verhältniſſen ſtieg doch eine Erſcheinung auf, die weniger klaren, vernunftgemäßen Menſchen gefährlich hätte werden können. Der Altersunterſchied zwiſchen Alphons und Emma betrug vier Jahre, ſodaß der zehnjährige Knabe und das ſechsjährige Mädchen, bei dem Verhältniſſe der Entwickelung der beiden Geſchlechter, beim Anfange ihrer Bekanntſchaft ſehr füglich hätten Geſpielen ſein können. Die Denkart der beiden Mütter begegnete ſich aber auch hier; denn beide hielten es für ihr Kind beſſer, das Kind andern Geſchlechts ihm nicht zum Geſpielen zu geben. Alphons ſchien auch nicht das geringſte Verlangen darnach zu haben, ſondern wies die zufälligen Annäherungen des muthwilligen Mädchens mit verlegener Kälte zurück.

Als beide heranwuchſen, wurden ſie bei manchen Spaziergängen und kleinen Landreiſen nothwendig vergeſellſchaftet, und da zeigte ſich immer deutlicher eine gegenſeitige Neigung, ſich zu tadeln, die oft die Harmonie des Ganzen ſtörte. Bisher hatte Frobig über die Bemerkung der Frauen gelacht und der Kinder Neigung weder für noch gegen einander gelenkt. Bei dem auffahrenden Weſen, was ſich Alphons gegen Emma erlaubte, und bei einem ſchadenfrohen Spott, den Emma gegen den Jüngling übte, ward er aufmerkſam und ſuchte die Gelegenheit zum Anſtoß zu entfernen. Er nahm in ſeinen Geſprächen mit Alphons jetzt manchen Gegenſtand auf, zu dem ihn ſeine kräftige Entwickelung geſchickt machte, und lehrte ihn vom funfzehnten bis ins achtzehnte Jahr ſein eignes Herz beſſer kennen, als ohne eine weiſe Anleitung oft lange und theuer erkaufte Erfahrung thut.

Unter den Begriffen, die ſie oft in ihren Geſprächen entwickelten, waren die über Ehre und Liebe unter den wichtigſten. Alphons hatte durch ſeine Schulverhältniſſe mit Knaben ſeines Standes den conventionnellen Begriff von Ehre ſehr ſcharf aufgefaßt, und in der damaligen tief friedlichen Zeit, jeder Laufbahn der Gefahr und Tapferkeit entfremdet, gefiel ſich ſein junger Knabenmuth in dem Spiegelgefecht von Tod und Sieg, das eine Ehrenſache etwa darſtellen kann. Wenn man um die vierzig Jahre zurückgeht bis zu dem Zeitpunkt, wo dieſe Menſchen lebten, wird man ſich nicht wundern, wenn Frobig ſeine Anſichten über dieſen Gegenſtand auf die Epiſode in Richardſon's „Grandiſon“ gründete, die ihn ſo großherzig erörtert. Unſere Tageshelden werden dieſe altväteriſchen Begriffe vielleicht belächeln, noch wahrſcheinlicher aber die Wenigſten wiſſen, wovon die Rede iſt; denn jenem Zeitalter beſonnener Empfindung, pflichtgehorchender Leidenſchaft, die Richardſon darſtellt, ſind wir entwachſen. Alphons, in ſeiner verjährten Beſchränkung, glühte von dem edeln Entſchluß, alle die Anfoderungen an ſeine Kräfte zu machen, die ſein Vorbild ihm gebot; er ſtand ſinnend vor dem Bild des milden Britten; doch plötzlich ſchien er eine neue Seite des Gegenſtandes zu faſſen und rief heftig: Doch einen Fall hat Ihr Britte vergeſſen, und in dem gilt ſeine Seelengröße nicht. Jedem Angriff auf mich kann ich durch meinen anerkannten Charakter entkräften; wenn es Anderer Ehre betrifft, wenn es Einer wagte, Sie, meine Mutter zu verletzen — dann kann ich nur eine Pflicht auf mir haben, und der falle mein Leben und meine Seelenruhe zum Opfer.

Frobig gerieth bei dieſen Worten in eine ſo heftige Gemüthsbewegung, daß er, unfähig zu ſprechen, den glühenden Jüngling in ſeinen Armen empfing; denn mit ſeinen letzten Worten hatte er ſich um ſeinen Hals geſchlungen, als wollte er ſeinen ſelbſt hervorgerufenen Schreckbildern entgehn. Doch ſuchte er ſich zu faſſen und ſagte erheitert: „Glaube mir, Jüngling, auch der rohſte Menſch hätte ſich gehütet, der Ältern Grandiſon's in ſeiner Gegenwart in Unehren zu gedenken. Das iſt die Natur des Vortrefflichen, daß es nicht allein in ſich alſo iſt, ſondern ſich rund umher die ihm angemeſſene Bahn reinigt. Gott wird Dein kindliches Herz vor ſo ſchrecklicher Prüfung behüten.“

Wie hätte ein mit ſolchen Seelenbanden gefeſſelter Schüler die Lehren eines ſolchen Freundes ſich nicht zu eigen machen ſollen? — Wenn ihm Frobig die Verhältniſſe zu dem andern Geſchlecht von einer Seite darſtellte, die dem Ton der damaligen Zeit ebenſo wenig entſprachen als Grandiſon's Begriffe vom Zweikampf dem der unſrigen, ſo fand er in Alphons einen ebenſo aufmerkſamen Zuhörer. Die deutſche Jugend ging damals von dem ehrbaren Kuß der arkadiſchen Amaryllis und der unzerſtörbaren Liebestreue der Seladone zu dem Lieben und Liebeln über, das, nachdem es die äußerſten Grenzen des Sturms und Drangs erreicht und ſich im Mondſcheine und auf Kirchhöfen ausgetobt hatte, nach und nach zur Abweſenheit alles Zartgefühls oder philoſophiſch ſittlicher Unnatur herabſank, nun aber endlich auf den Zwiefalterflügeln des Myſticismus zur ſehr natürlichen Natur ſich verirrt, oder unter der Mummerei des deutſchen Mittelalters Scham und Zucht durch Künſtlerfloskeln verdrängt. Frobig ließ die Geckerei aller Zeiten dahingeſtellt ſein und ſuchte den Jüngling dahin zu ſtimmen, die Liebe als unzertrennlich von der Abſicht zur Ehe anzuſehen die Ehe aber in ein ſo ernſtes, heiliges Licht zu ſtellen, daß der Knabe nur Hohn verdiente, der, Namens, Standes und Verdienſtes baar, ſeine Wünſche bis zu dieſer höchſten Stufe männlicher Würde erhöbe. Er ſagte ihm die harten Worte: „Der Jüngling, der ſeiner Sinne nicht Herr bleibt, erniedrigt ſich zum Thiere; denn auf dem Punkte intellectueller Bildung, auf dem Menſchen wie wir ſtehen, muß die Gattenwürde erſt die Liebe zum geiſtigen Genuß erheben. Der Jüngling aber, welcher ſeiner Leidenſchaft nicht Herr bleibt und eines Mädchens Freiheit feſſelt, ehe er ihr die Würde ſeiner Frau zuſichern kann, iſt ein kraftloſer Wagehals. Er ſtreift den Blütenſtaub von dem Kranze ihrer Jugend, und das Beſte, was ihm endlich gelingen kann, iſt, daß er aus ſeinen entfärbten Blumen ihren Hochzeitkranz zuſammenlieſt."

Alphons hörte erröthend zu und ſagte aus tiefathmender Bruſt, was ungetrübte Wahrheit war, daß die wenigen Winke, die ihm ſeine Mutter über dieſen Gegenſtand gegeben, völlig mit ſeiner Anſicht übereinſtimmten, daß er ſich aber viel zu jung und ungeſchickt glaube, um das Gehörte zu prüfen. Bis jetzt, ſetzte er hinzu, kann ich mir's gar nicht denken, daß ich ein weibliches Weſen anders, oder mehr als meine Mutter lieben kann, und würde dasjenige haſſen, was ihren Platz wollte einnehmen. „Das iſt auch jetzt das Rechte," ſagte Frobig beſchließend, „das Übrige erwarte von der Zeit und beſchließe durch Deinen Willen."

Auch Anna lehrte ebenſo ernſt ihre Tochter ihre künftige Beſtimmung anſehen. Damals waren die Erzieher mehr darauf bedacht, jedem Lebensalter beſtimmte Grenzen zu geben, und vernünftigen Ältern fiel es nicht ein, von dem neunten bis ins funfzehnte Jahr Genüſſe anzubieten, welche vom funfzehnten bis ins zwanzigſte die Jugend zu erfreuen beſtimmt ſind.

Zu der Zeit war Emma noch in dem glückſeligen Alter, wo jeder Trieb in dem Streben nach dem Ziele ſeinen Genuß findet und am Ziele mehr auf neues Streben bedacht iſt als auf Genuß. Theilnahme an dem Intereſſe ihres väterlichen Hauſes, die Freude, in ihrer Puppenwelt die beſchränkte Welt ihrer Erfahrungen darzuſtellen, das war die Beſchäftigung ihres ſorgloſen Gemüths, und nur wenn ſie zum Hausgeſchäfte noch zu ſchwach war, wenn ihre Puppen ſich in ihre Lebensſcenen nicht ſchicken wollten, erwachte eine ungeduldige Sehnſucht nach Geſpielen, beſonders nach Geſchwiſtern in ihr. Bei einem ſolchen Wunſche verſprach ihr endlich die Mutter, ihr, wenn ſie thätig und geſchickt wäre, in ihrem funfzehnten Jahre ein kleines Mädchen zu geben, für das ſie dann ganz allein ſorgen ſollte, daß ſie ſich zur Geſellſchafterin und Freundin erziehen dürfe, ſowie ſie es ihrer Mutter ſein würde. Von da an brachte Emma alle ihre Beſchäftigungen mit jenem Zeitpunkte in Verbindung. Juliane gab ihnen eine beſtimmte, ſehr wohlthätige Richtung. Bei zunehmend vertraulichem Umgange konnte ſie der Freundin nicht verbergen, daß die groben Arbeiten, die ſie oft auf ihrem Nähtiſche fand, für Armenkleidung beſtimmt ſeien. Sie ſetzte ihr mit einer Beredſamkeit, die durch fromme Scham, ſich im Wohlthun entdeckt zu ſehen, erhöht ward, den weitumfaſſenden Einfluß auseinander, den ein reinliches, rechtliches Kleidungsſtück auf den Zuſtand eines Armen habe. Anna erkannte in dieſer Beſchäftigung die edeln Sitten des freundlichen Schweizerlandes, in dem ſie ihre Jugend verlebt hatte. Sie erröthete, zwiſchen den Scheidewänden der kleinen Reſidenz dieſes thätigen Einwirkens zu fremdem Wohle nie gedacht zu haben, und führte von der Zeit Emma an, ihren Fleiß darauf zu verwenden.

Dieſe Betriebſamkeit blieb ein liebes Geheimniß zwiſchen den drei guten weiblichen Seelen, und indem es ſie feſter verband, durchglühte es des jungen Mädchens Gemüth mit dem Bewußtſein von Selbſtthätigkeit und ungerühmter, alſo wirklicher Tugend.

Emmas Betragen gegen Alphons ward von Anna aber nicht ſo ſanft, nicht ſo im Allgemeinen behandelt, wie Frobig des jungen Menſchen wunderliche Laune gegen Emma behandelt hatte. Sie ſtellte es als einen Mangel an weiblicher Liebenswürdigkeit in Abſicht auf ſie ſelbſt, und an edlerer Menſchenliebe in Abſicht auf den Jüngling dar. „Spott," ſagte ſie, „kann nur das Kind liebevollen Muthwillens oder liebloſer Gehäſſigkeit ſein; aus gleichgültigem Gemüthe hervorgehend, iſt er ein Beweis kalter Selbſtſucht. Das Erſte, Emma, iſt Dein Spott gegen Alphons keinesweges; denn da Verwandtſchaftsbande Euch fremd ſind, und eines Knaben Beſtimmung ihn nothwendig zu ſeinem Geſchlechte ziehen muß, ſeid Ihr Euch immer fremd geblieben. Von Gehäſſigkeit kann doch wol gar nicht die Rede ſein. Was iſt alſo Dein Spötteln gegen den Jugendgenoſſen? Iſt Dir denn wohl, wenn Du ihm ſein Flötenſpiel verleideſt? wenn Du die Blumen, die er für ſeine Mutter pflegt, herabſetzeſt?" — Nein, wahrlich nicht wohl, unterbrach Emma und ihre Wangen flammten; aber auch nicht, wenn er mit ſeinem pedantiſchen Hochmuthe bei meiner Freude an den Blumen von „einem höhern Zwecke der Natur als meine Kränze auszuſtaffiren" ſpricht und von den Tänzen, die ich ihn zu ſpielen bitte, behauptet, daß ſie üble Pfiffe enthielten. Das iſt wol keine Selbſtſucht und keine Freudenſtörerei? — „Mir däucht, Emma," nahm die Mutter ernſthaft wieder das Wort, „ich hätte Alphons weder angeklagt noch entſchuldigt, ſondern Dir nur gerathen, um Deiner ſelbſt willen liebenswürdiger zu ſein und um Deines Gewiſſens willen milder. So lange Du neben Alphons aufwächſeſt, haſt Du noch keines der evangeliſchen Hauptliebeswerke an ihm thun können, und wenn es darauf ankäme, Einer den Andern aus dem Waſſer, dem Gefängniſſe, vom Tode zu retten, möchte Alphons der zum Helfen Fähigſte ſein. Ich rathe

Dir daher, in Erwartung jener Extreme dem Sohne unſerer Freundin und Deinem Nächſten die einzige Wohlthat zu erzeigen, die vielleicht auf immer in Deiner Hand ſteht — ihn mild und ungehäſſig zu behandeln.

So ſtreng war Emma noch nie von ihrer Mutter getadelt worden. Sie fühlte ihr Unrecht; aber der Gegenſtand, der ſie dazu verleitet hatte, konnte ihr nicht lieber werden. Sie vermied Alphons, wo ſie konnte, und war im unvermeidlichen Falle ängſtlich höflich gegen ihn. Alphons kam ihr in dieſem Betragen entgegen; aber in demſelben unvermeidlichen Falle behandelte er ſie wie ein unbequemes Kind, deſſen Willen man ſchnell befriedigt, damit man es los wird. Ganz anders entwickelte ſich ſein Gefühl gegen Emmas Mutter. Seit Frobig ihm durch ſeine vertrauliche Behandlung Zuverſicht eingeflößt hatte, drückte er gegen dieſe ein angelegentliches Verlangen aus, ihr Ehrerbietung zu beweiſen, Liebe abzugewinnen; er betrug ſich wie ein pflichtbefliſſener Sohn. Seine Mutter allein ſchien für ihn eines andern Geſchlechts, ſchien für ihn ein Weib zu ſein; er drückte faſt Leidenſchaft für ſie aus. Sorge, Unruhe, Vorbereitung zu überraſchenden Freuden, Abwenden des geringſten Wehes beſchäftigten ihn für ſie. Nie drückte er Anna mehr Herzlichkeit aus, als wenn er ſie bei ſeiner Mutter fand; wenn er wahrnahm, daß ihre Geſellſchaft deren oft ſchwermüthigen Sinn zerſtreut hatte. Er konnte in ſolchen Augenblicken mit überſtrömender Dankbarkeit in ſeinen Blicken ihre Hände küſſen, und die wenigen Minuten, die ihm ſeine Studien erlaubten, in ihrer Geſellſchaft zubringen, mit einer Leichtigkeit, einer gefälligen Heiterkeit an ihren Geſprächen theilnehmen, die ſonſt Jünglingen dieſes Alters ganz fremd ſind.

Dieſes Misverhältniß der beiden Kinder gegen einander brachte anfänglich einige Mistöne zwiſchen den beiden Frauen hervor. Jede glaubte ihr Kind von der andern zu ſtreng beurtheilt und war über ſeine Ungebühr doch ſelbſt am tiefſten gekränkt. Bei irgend einer Veranlaſſung kam es endlich zu einer Erörterung. Juliane ſagte zu Frobig: ich fürchte doch, daß der junge Menſch durch ſeine ſchwärmeriſchen Begriffe von Männerernſt und Männerwürde überſpannt wird. Sie geben ihm eine pedantiſche Strenge, die zu ſeinem Alter gar nicht paßt, und die Emma wirklich zu unweiblichem Übermuthe ziehe.

Anna erröthete vor doppeltem Unwillen; ſie war ſich ihrer Tochter Unrecht bewußt und ſah Julianens Bemerkung über Alphons als einen Tadel von Frobig's Pädagogik an. Liebe Juliane, nahm ſie das Wort, ich würde ebenſo gut fürchten, daß wir Emma zu lange haben Kind ſein laſſen und nun den Muthwillen in ihren Äußerungen, dem wir ſonſt unter dem Namen von Unbefangenheit Beifall gaben, vorlaut und rauh nennen. „Dann wär' ich allein ſchuldig, meine Freundin,“ erwiderte Frau von Ahlen; „denn ich habe auf dieſe lange Kindheit gedrungen. Vielleicht hatte ich Unrecht; allein was jetzt vorfällt, kann mich unmöglich davon überzeugen.“ Beide ſchwiegen nun mit unangenehm bewegtem Gemüthe.

Frobig, der bisher ſtillſchweigend zugehört hatte, ſagte nun mit ſchmeichelndem Tone: Meines Erachtens, meine Lieben, beweiſt die jetzige Verſtimmung der beiden Kinder mehr als Alles die Naturgemäßheit unſrer bisherigen Erziehung. Ein paar Gärtner könnten ſich ebenſo gut beklagen, wenn die Zeit käme, wo der Roſenſtock des Einen anfängt, ſich mit Dornen zu beſetzen, und der Mandelbaum des Andern, eine harte Rinde zu bekommen. Wie wollt Ihr's denn anders haben, gute Mütter? Er ſah beide an und ſchwieg lange genug, um ihnen Zeit zur Antwort zu laſſen; nahm aber, da ſie ſich nur verlegen, aber beſänftigt anſahen, wieder das Wort: Möchten Sie denn, liebe Juliane, daß Emma, nun ſie nicht mehr mit Alphons toben und lärmen kann, ſich wie ein zierliches Fräulein betrüge, vom Mondſchein und Saitenſpiel mit ihm ſpräche? Da möchte Ihnen doch wol für ihre Natürlichkeit ſehr bang werden. Oder Du, liebe Anna, möchteſt Du, daß der Krauskopf mit Deiner Emma einen Roman aus der Unſchuldswelt ſpielte und die Herzenskraft, die in ſechs, acht Jahren ſeine Leidenſchaften bezwingen ſoll, jetzt im Zwitterkitzel zwiſchen frühreifer Sinnlichkeit und dunkeln Empfindungen vergeudete?

Beide Frauen blickten erröthend auf ihr Nähzeug. Mir däucht, fuhr Frobig nach einer Pauſe wieder fort, beide Kinder ſtehen an ihrem rechten Platze. Die Erkenntniß entkeimt in ihrer Bruſt; da ſie aber nur dahin gediehen iſt, wo ſie den Unterſchied der beiden Geſchlechter ahnt, ohne ſich nach einer Vereinigung irgend einer Art zu ſehnen, ſtößt ſie ab; Jeder ſtrebt unabhängig von dem Andern zu bleiben und wird ihm feindlich. Laßt die Erkenntniß reifen, dann werden ſie ſich Gerechtigkeit widerfahren laſſen, deren Art wir geduldig abwarten müſſen. Eine ſolche Periode wie die jetzige muß in der Entwickelungsgeſchichte des jungen Menſchen ihren Platz finden; ſie erſcheint nur greller in unſern geſellſchaftlichen Verhältniſſen, weil ſie gegen die Natur, die in den Kindern ihren Gang fortgeht, ſtreiten.

Die guten Frauen wußten nichts Erhebliches gegen Frobig's Erklärung einzuwenden; Juliane dankte ihm mit glänzendem Auge, in dem aber doch ein Ausdruck von Fehlſchlagung lag. Anna ſagte neckend: „Biſt Du nach dieſer gelehrten Deduction nicht etwa überzeugt, wir beiden Frauen müßten uns wegen der naturgemäßen Unverträglichkeit unſerer Kinder nur um ſo mehr lieben? Und ſie wäre nur eine Wohlthat mehr? Das ſähe doch Deinem Optimismus ſehr ähnlich.“ Frobig war nach ſeiner Rede ſinnend auf- und abgegangen, jetzt blieb er vor Anna ſtehen, hob ihre Hand an ſeinen Mund und ſagte mit einer Rührung, die ihre Worte ſchwerlich hervorgebracht haben konnten: Du hältſt mich alſo für einen Optimiſten, mein gutes Weib? O, möchteſt Du mir das alle Tage meines Lebens ſagen können! Das bewährte die vollendetſte Entwickelung Deines Freundes.

Dieſes Geſpräch hatte alle Mistöne über die Verkehrtheit der beiden Kinder aufgelöſt. Vertrauensvoll überließen die beiden Frauen Alphons der Führung ihres Freundes und blieben mit Emmas Ausbildung gemeinſchaftlich beſchäftigt. Die Jahre eilten ohne beſondere Vorfälle vorüber, ſodaß Alphonſens Abreiſe zur Univerſität herankam, ohne daß der Erzähler etwas Anderes von ihnen ſagen kann.

Alphons ſah ſeiner Abreiſe mit ſehr gemiſchter Empfindung entgegen. Die Trennung von ſeiner Mutter konnte er nur durch eine ſtoiſche Unterwerfung unter die Nothwendigkeit ertragen; aber die Ausſicht der wichtigen Jahre, die ſeine ganze Zukunft beſtimmen ſollten, überwältigte ihn durch die zahlloſen Bilder, die ſeine Phantaſie in ſie hineindrängte. Wiſſenſchaft, Umgang mit Menſchen, Ausbildung ſeiner Kräfte zur Unabhängigkeit vom Schickſale — er wußte, daß dieſes, ſeit er denken konnte, ſeine Aufgabe geweſen war; aber bisher hatte Alles, was ihn umgab, ihm liebend ſtreben und gut ſein helfen; forthin, fern von allen ſeinen Lieben, führte er allein die Waffen, drang er allein zum Ziele. Er ſah dann auch wieder ſeine Abreiſe wie den Eintritt in einen geheimen Orden an; oft war es ihm, als würde ihn ſein Genius ſchon leiten, oft wartete er auch auf die Erfüllung von Frobig's Verſprechen, als enthielte ſie die Weihe dieſes Ordens.

Die Zeit nahte nun heran, in der Frobig verſprochen hatte, ihm die Geſchichte ſeines Lebens zu erzählen. Seine Einbildungskraft beſchäftigte ſich ſeit drei Jahren mit dieſer Erwartung, und ſeit er wußte, daß ein Geheimniß in Frobig's Schickſal war, hatte er es bei hundert Gelegenheiten in ernſtern und vertraulichen Äußerungen ſeines Lehrers zu ahnen geglaubt. Schmerzvoll mußte es ſein; denn die Weichheit in Frobig's

Charakter, die er von gleichgültigen Menſchen wol Weichlichkeit nennen hörte, die Vorſicht im Umgange, die wie Wunderlichkeit ausſah, zeigten ſich nie in ihm, ohne daß ſie eine ſichtbare Unruhe aufregten, in die ſeine Seele verſank, nach kurzem Kampfe aber heiterer und Freude um ſich zu verbreiten noch bemühter herauskam.

Nur noch wenige Tage blieben bis zum Abſchied übrig, als Frobig ſeinen Schüler einlud, einen einſamen Spaziergang mit ihm zu machen, um einer lieben, oft beſuchten Gegend Lebewohl zu ſagen. Hier mochte er wol ſein Verſprechen erfüllt haben.

Etwas Wichtiges mußte mit Alphons vorgegangen ſein, denn er kam in einer Faſſung zurück, der er, ungeachtet der Mühe, die er anwendete, keine Ruhe zu geben vermochte; Frobig ſelbſt ſchien erſchüttert und um den Jüngling beſorgt. Dieſer drückte in Allem, was er gegen Frobig, gegen deſſen Frau, gegen Emma that, eine zärtliche, ſchüchterne Unterwürfigkeit aus, als habe er Unrecht gut zu machen, Unglück zu verhehlen, Verluſt zu erſetzen. Er betrug ſich wie ein zärtlicher Sohn, der nach langer Abweſenheit in die Heimath zurückkehrt und die lange aufgeſparte Liebe verſchwenderiſch und durch die lange Entwöhnung dennoch ſchüchtern vertheilt. Selbſt Emma erſtaunte über die Bemühung, jedem ihrer Wünſche zu begegnen, und meinte, wenn er immer ſo geweſen wäre, würde ihr ſeine Abreiſe ſehr weh thun. Frobig ſuchte ihn die nächſten Tage zu zerſtreuen; er war aber ſelbſt verändert, es war ein tieferer Ernſt in ſein Weſen gekommen, es ſchien, als wenn auch er ſeit jenem Spaziergange mit Alphons die Eitelkeit menſchlicher Weisheit, die Flüchtigkeit menſchlichen Glückes von Neuem ins Auge gefaßt hätte und darüber erſchrocken ſei. Juliane ängſtigte ſich um die Stimmung ihres Sohnes, ſie ſagte ſchonend zu ihm: Es ſcheint, Dein väterlicher Freund läßt Dir keine ſchmeichelhafte Täuſchung für die Zukunft übrig; Du gehſt ihr ernſt entgegen, mein Sohn. Vielleicht zu ernſt für ein Herz, das Glaube und Hoffnung belebt. — Glaube und Hoffnung und Liebe ſind unerſchüttert in mir, Herzensmutter, antwortete der Jüngling; und wenn die Lehren meines Freundes Täuſchung zerſtreuen, ſo entzünden ſie dagegen ein Licht in meinem Innern, das die Täuſchung erſetzt. Was in mir arbeitet, iſt der Durſt nach Tugend neben der immer heller werdenden Überzeugung, daß Tugend heutzutage nur in einem Kampfe beſteht, der die ſchönſten Kräfte verzehrt. So jung, wie ich bin, iſt es bitter, der Erlangung des höchſten Erdenglücks zu entſagen. — Juliane ſagte mit ſtillem Weinen: Wenn wir ehedem von Cato laſen und Phocion und Brutus, da glühteſt Du und verſicherteſt mir, alſo für das Gute zu ſterben, ſei ſeliger als das genußvollſte Leben. — Alphons lächelte ſchwermüthig: So zu ſterben! Ich war ein glücklicher Knabe, meine Mutter; Sie hatten mich zu einem glücklichen Knaben erzogen, da ich das damals ſo lebhaft empfand; und weil das Gefühl noch ſo lebendig in mir iſt wie damals, bin ich ſo ernſt. Ich lerne immer mehr, daß es nicht mehr um einen großen Tod gilt, ſondern nur um ein verkümmertes Leben. Wie ſagt doch Shakſpeare von ihm?

> to bear the whips and scorns of time,
> th' oppressors wrong, the proud man's contumely
> — — the spurns that patient merit of the unworthy
> takes — —

Das iſt es! — und freilich, dazu haben mich Frobig's Geſpräche beſſer vorbereitet, als ſchädliche Erfahrungen es gekonnt hätten. — Aber der Glaube, mein Alphons, ſchließt auch Glauben an die Menſchen mit ein, und Du weißt, daß nach der alten Sage der Altvater um zehn Redlicher willen eine ganze Stadt gerettet haben wollte.

Wie der Jüngling nun endlich abgereiſt war, ſchien die Lücke, die er in Frobig's Hauſe gelaſſen hatte, viel merklicher als die Leere, die ſeine Mutter empfand. Julianens ganzes Leben war viel mehr einer verſchwiegenen Vergangenheit und einer bang erwarteten Zukunft, als dem gegenwärtigen Augenblicke gewidmet. Der erſten gehörte ihre ſelten unterbrochene Einſamkeit; der andern, die ſie einzig auf das Wohl ihres Sohnes gründete, brachte ſie jedes Opfer, das ihre helle Vernunft für nöthig erkannt hatte. Anna war eine feinfühlende, geiſtvolle Frau; bei dieſer iſt Neugier keine waltende Schwäche und bei Frobig hätte auch eine Neugierige das Fragen verlernt, indem er über ſich und ſeine Schickſale nie Neugierde erregte noch befriedigte. Dennoch hatte ihr Julianens gänzliche Vereinzelung die Bemühung eingeflößt, zu errathen, zu folgern; aber ihr Verhältniß nahm bald den Charakter wahrer Freundſchaft an, die reiner Liebe auch darin ähnelt, daß ſie auf Glauben gebaut iſt und ſich in Erkenntniß entwickelt. Anna hörte auf, neugierig zu ſein, je mehr ſie erkannte, daß Juliane ein reines Herz erhalten habe. Auf welchen Wegen ſie das Schickſal geführt hatte, that ihr zu wiſſen nicht mehr noth. Dornig mußten ſie geweſen ſein, das nahm ſie an den ſchmerzlichen Erinnerungen wahr, die ſie oft bekämpfte, und an der Heftigkeit, mit der ſie gewiſſe ſittliche Begriffe wie eine davongetragne Beute vertheidigte. Oft ſah ſie dieſelbe bei dem Schickſale der Wittwen im tiefſten Schmerze verſinken und wunderte ſich nicht, da ſie gewiß war, daß ſie ihres Gatten Tod beweint hatte; allein der Schmerz galt nicht ſeinem Tode. Hingeriſſen ſagte ſie einſt bei einem ſolchen Schickſale: Heil dem Weibe, das ſeinen Gatten beweinen darf! und warf dadurch bei Anna einen Verdacht auf das Andenken des ihren. Anna bemerkte von dem erſten Jahre ihrer Bekanntſchaft, daß ſie an einem beſtimmten Tage des Jahres nicht ausging, jeden Beſuch verbat und den ganzen Zeitpunkt über ſehr bewegt ſchien. Einſt ging Anna den auf ihre geheime Feier folgenden Tag zu ihr und fand ſie, ſichtbar angegriffen, mit einer Menge Papiere beſchäftigt, die ſie, wie immer wenn man ſie am Schreibtiſche fand, ſorgfältig verbarg. Anna machte ihr liebevolle Vorwürfe über die Spannung, die der geſtrige Tag ihr gekoſtet zu haben ſchien. Juliane verſicherte mit Heiterkeit, er ſei ſanft verfloſſen. Ich will, ſetzte ſie erröthend hinzu, Ihnen einen Beweis davon geben. Er deute Ihnen zugleich die Feier des geſtrigen Tages an, von dem ich Ihnen nie mehr als dieſes ſagen kann. Wer ſeine Worte in ein Sylbenmaß bringen kann, wie fehlerhaft es auch ſei, der hat die Gewalt des Schmerzes bezwungen. Dabei zog ſie ein flüchtig geſchriebenes Papier aus dem Schreibtiſche; Anna las Folgendes:

Pſyche's müder Fittig ſinket
In dem Kampfe mit dem ſchweren Leben.
Ganz gefeſſelt, beugte ſie den Nacken freudig,
Denn die Schweſterpſyche ihr zur Seite
Lächelte ihr Liebe zu.

Ach, des Vaterlandes waren ſie vergeſſend
Und vergeſſend ihrer Knechtſchaft;
Schöne Träume, hohe, ihres Urſprungs würdig,
Trogen dreimal ſelig die Getäuſchten;
Und wenn das unfaßliche Entzücken
Sie an ihre Bande mahnte,
Schwebten ſie zum Äther aufwärts in noch ſchönern Träumen.

Da kam ſtill der Knabe mit geſenkter Fackel,
Löſete der einen Pſyche Bande,
Ohne auf der Schweſter Fittige zu achten.
Der Befreiten Flügel ſpielte ſieben Farben,
Und entfaltet hob er ſie zum Äther.

O du mit dem leiſen Finger,
Der ſo ſchnell die Bande löſet,
Ach, du ſahſt ſie nicht verſchlungen
Mit den Fittigen der Schweſter!
Um die Eine zu befreien, haſt die Andre du gelähmt.

Schmerzvoll flattert nun die Arme,
Wunden Fittigs ſchlägt ſie ihres Kerkers Wände,
Strebt umſonſt der Schweſter nach.

Sag mir, ſende einen Boten,
Ob die Freie ſich nicht ſehnet nach der Knechtin?
Ob aus Lethe's Flut ſie wollte trinken,
Oder irrt am ſtygiſchen Geſtade?

O du ſchwerer Bande Löſer,
Sei mir Bote, mir Befreier!
Brich des Fittigs ſchwere Feſſel,
Den du grauſam mir gelähmt.

Nach dem Leſen dieſer Zeilen mußte alle Neugier verſchwinden. Sie war in dieſem Augenblicke in Wehmuth und für die ganze Zukunft in behutſame Schonung verwandelt.

Unter den zuweilen gewagten Grundſätzen, welche Juliane vertheidigte, war einer, den Frobig ebenfalls mit einer Art Härte und Leidenſchaft behauptete, die ihm ſonſt fremd war. Er betraf die Zudringlichkeit des innern Bewußtſeins, um ſich über das Urtheil der Welt und die Folge der Handlungen zu beruhigen. Aus ihrem Geſichtspunkte war Reue ein dem edeln Menſchen unanſtändiges Gefühl, das nach Frobig's Ausdruck den Sünder ſtempelte. Der edle Menſch kenne nur Erkenntniß des Irrthums und Entſchluß zur Beſſerung. Anna fand dieſe Anſicht ſehr gefährlich und ließ ſich nur halb und halb durch den gleich neben ſie hingeſtellten Grundſatz von Streben nach Selbſterkenntniß und Selbſtbeherrſchung beruhigen. Zu Julianen ſagte ſie halb vorwerfend: „Ich begreife nicht, wie Sie Ihre zarte Weiblichkeit, Ihre faſt ängſtliche Sorge, auch jeden Schein zu vermeiden, bei dieſen Grundſätzen haben bewahren können." — Liebe Freundin, erwiderte dieſe, weil das Bewußtſein auch der Reinheit bedarf, die in Vermeidung des äußern Scheines beſteht; es ſei denn, daß eine höhere Pflicht ihn aufzuopfern gebietet. — „Aber eben dieſe Unterſcheidung, Juliane? Wie kann ein von Leidenſchaft ſo leicht bewegtes Weſen als der Menſch, wie kann er ſich ſtets die nöthige Klarheit des Verſtandes zutrauen zu dieſer wichtigen Unterſcheidung." — Julianens Geſicht ward bei dieſer Frage mit Blut übergoſſen, ſodaß Frobig dem Geſpräche ſchnell eine andere Wendung zu geben bemüht war.

Dieſe Juliane, wehmüthig und doch feſt, gefaßt und doch ſo leicht ergriffen, ertrug Alphonſens Abweſenheit leichter als Frobig. Sie klagte nicht; denn ihr Sohn war auf dem Wege, den ſein Wohl ihm vorſchrieb; aber ſie ſah aus wie eine ſtandhafte Kranke, die in langen Winternächten die Rückkehr des Tages erwartet.

Frobig klagte, daß er ſich alt werden fühlte, ſeit Alphons' junger Geiſt den ſeinen nicht mehr an ſeine eigne Jugend erinnere, und ſuchte Zerſtreuung. Emma bot ſich ihm dar, und mehr weil ſein Schüler ihm fehlte, als weil er ein Mädchen deſſen bedürftig hielt, fing er an, ſie zu unterrichten. Er benutzte die in jener Zeit auflebende Bemühung unſerer Landsleute, die Schätze der Alten in unſre Sprache zu übertragen.

Bei dem oberflächlichen Unterrichte nach franzöſiſchen

Leſebüchern, den Emma bis jetzt von ihrer Mutter erhalten hatte, trat ſie an ihres Vaters Hand in eine neue Welt, wie er ihr die griechiſche Mythe und die Geſchichte der großen Männer des Alterthums kennen lehrte. Lange Zeit konnte ſie nicht glauben, daß der Orpheus, von dem ihr Vater ihr erzählte, daß die Göttermutter und die Feier ihrer Feſte eben die Weſen ſeien, von denen Lady Spirituelle der Mademoiſelle Bonne ihre Lectionen aufſagte. Noch befremdeter ward ſie, da ſie Frobig Stücke aus dem Herodot leſen ließ und ſie nun die hohen Geſtalten alle in ihrer natürlichen Einfachheit ſah.

Sonderbarer Weiſe ſtellte ſich von nun an neben jeden Helden des Alterthums das Bild des misfälligen Alphons.

Frobig hatte dem Alphons häufig, beſonders in frühern Jahren ſeine Lehrſtunden in Annens Cabinet gegeben und ſpäter war, zu beider Mütter großer Zufriedenheit, die Theezeit unterrichtendem Geſpräche und der Durchſicht mancher Ausarbeitung des Jünglings gewidmet geweſen. Emma hatte daneben mit ihrer Puppe geſpielt, ſpäter auch, oft ſchmollend über die ernſthafte Unterhaltung, an ihrem Reißbret geſeſſen. Jetzt war's, als hätten alle die alten Namen in einem Winkel ihres Kopfes geſchlafen, und träten nun, durch des Vaters Unterricht erweckt, in ihr Bewußtſein hervor. Aber ſie kamen nicht allein, ſondern zu ihrer großen Beſchämung ſtand Alphonſens Name neben einem Jeden und erinnerte ſie, wie ſie um manch eines willen ihn verſpottet oder erzürnt hatte. Oft zerſtreute ſie eine ſolche Erinnerung ſo mächtig, daß es der Vater bemerkte und ſie befremdet anſah, wie ſie erröthend antwortete: Alphons habe dieſe Geſchichte auch gelernt.

In Emmas Alter — ſie mochte damals ſechzehn Jahre alt ſein — kennt das Gefühl in Leid und Freude weder Raum noch Zeit. Gern wäre ſie bis nach Göttingen gepilgert, um ihre Schuld zu büßen; da das nun aber nicht thunlich war, verſöhnte ſie Alphons durch ſtete Erinnerung an jeden ähnlichen Vorfall, an Alles, was ſie ihm Leids gethan, an Alles, was ihm Freude gewährt hatte, machte das Letzte alles zu Gegenſtänden ihres Wohlgefallens und vertilgte die Neigung, die ſie zu dem Andern verleitet hatte.

Die Ältern erſtaunten über die Veränderung in dem ſonſt ſo kindiſchen, oft den Anſchein nach untheilnehmenden, ja ſelbſtſüchtigen Mädchen. Anna hatte oft für ſie gefürchtet, weil ſie ſelbſt ihre Wohlthätigkeit mehr aus Liebe zur Wirkſamkeit als aus Wohlwollen zu üben ſchien. Jetzt ward eine herzliche Weichheit ihre gewöhnliche Stimmung, und neben dem Unterricht ihres Vaters ſuchte ſie nur tragiſche, ernſte Dichtkunſt zu ihrer Lecture auf. Die beiden Mütter lebten ihre Jugend noch einmal durch in ſolchen Erſcheinungen dieſes lieben, ſich ſelbſt noch ſo räthſelhaften Gemüths. Jede ſchien die Entwickelung dieſes Räthſels zu errathen, zu wünſchen; aber wie durch ein höheres Geſetz geleitet ſprachen ſie ſie nie aus; im Gegentheil beſchloſſen ſie, wie durch Einverſtändniß bewogen, der ſchwankenden Empfindung des jungen Mädchens einen wirklichen Gegenſtand zu geben.

Emma hatte einer Wöchnerin Kleidung für ihren Säugling gemacht. Die alte Magd, welche ihre Almoſen vertheilte, ſprach mit Bewunderung von der Schönheit des Kindes und mit Unwillen von der Gewißheit, daß es aus Mangel an Sorgfalt dennoch zu ſterben beſtimmt ſei. Emma legte der Alten die ſchönſten Ermahnungen in den Mund, die ſie der Mutter, ſo oft ſie ihr Suppe brächte, wiederholen ſollte, und beſtand auf der Unmöglichkeit, daß eine Mutter ihr Kind möchte ſterben ſehen, wie mühſelig ſeine Pflege ihr auch würde. Nach vierzehn Tagen begegnete ſie auf dem Vorhaus einem Weibe, das ein blühend ſchönes Kind auf den Armen trug, das, ärmlich, aber ſehr reinlich gekleidet, durch ſeine zarte Haut und edeln Ausdruck ihr auffiel. Die Frau redete Emma mit der Nachricht an: daß Gott die Gnade gehabt hätte, ihr Kind wieder zu ſich zu nehmen, und ſie nun komme, für die empfangenen Wohlthaten zu danken.

Emma nahm daraus ab, daß ihre alte Almoſenpflegerin der Wahrheit gemäß prophezeit hatte. Mit empörtem Gemüthe wendete ſie ſich ab und ermahnte ſie trocken, das überlebende Kind nicht auch ſterben zu laſſen. Die Frau drückte es lebhaft an ſich und rief: Das verhüte der Herr Gott! Wenn es gleich nicht mein Kind iſt, möcht' ich's um des Lebens willen nicht entbehren. — Dieſe Worte bewogen Emma zu einigen Fragen, durch die ſie erfuhr, daß dieſes ſchöne Kind die Nichte der Frau, eine vater- und mutterloſe Waiſe ſei, die ſie einzig mit ihrer Hände Arbeit ernähre. Dieſe Entdeckung beſchämte Emma, die ihr im Herzen ſchon alles Menſchengefühl abgeſprochen hatte; ſie verwirrte aber auch alle ihre Anſichten von der Moralität dieſer Frau. Emma wußte noch nicht, welche Widerſprüche Bedürfniß und natürliche Güte, Leidenſchaft und Erkenntniß im Menſchen hervorbringen; wie die ungebildete Claſſe durch die erſten roh, wie die gebildete durch die zweiten ſelbſtſüchtig wird.

Das ſchöne Kind hatte auf den Boden verlangt und ſpielte an dem Treppengeländer, indeß ſeine Pflegemutter Annen, die dazugekommen war, ihre drückende Lage erzählte. Hört mich an, ſagte dieſe nach einigem Nachdenken, ich weiß, daß der Vater Eures verſtorbenen Kindes Euch heirathen würde, könntet Ihr durch ein kleines Kapital Euerm Anweſen aufhelfen. Überlaßt mir das Kind; ich will es erziehen und verſorgen; dagegen gebe ich Euch hundert Thaler als Geſchenk und leihe Euch andere hundert Thaler auf Eures Bräutigams Grundſtück, das mir, wie ich weiß, Sicherheit gibt. Das Kind geht Euch dann aber nichts mehr an; Ihr dürft es auch nicht mehr beſuchen; es hat aber auch keine Anſprüche auf Euer Vermögen, wenn es je Euer Erbe werden könnte. Emma hatte hochaufgehorcht und glühte vor Erwartung. Die Frau bat um Erlaubniß, ſich mit ihrem Bräutigam zu berathen, und mußte Anna verſprechen, die Meinung ihres Beichtvaters einzuholen. Nach acht Tagen war Alles in Ordnung, und Emma hatte zum erſten Mal Friedchens Bettchen neben ihrem Lager ſtehen. Gewiß war dieſe Beſchäftigung eine ſehr heilſame Miſchung zu den erwachenden Gefühlen in ihrer Bruſt. Schwächer ward ihre Bewunderung für ihre Alterthumshelden oder ihre ſpäte Reue gegen Alphons nicht; die Liebe für Friedchen kam nur noch hinzu; aber dieſe beſtand in lauter Wirklichkeit, diente alſo jenen Träumen zu einem ſehr heilſamen Gegengewicht. Anfangs ward es Anna ſchwer, ihrer Tochter den Geſichtspunkt zu beſtimmen, aus dem ſie ihre für Friedchen übernommene Verbindlichkeit anſehen ſollte. Das junge Mädchen hätte das Kind gern behandelt, wie phantaſtiſche Mütter ihre Kinder zu behandeln pflegen. Sie hätte es gern zu ihrer Puppe gemacht, ſo lange es ihr Idol geweſen wäre, um es nachher der Mühe Anderer zu überlaſſen. Emma ſträubte ſich, ihren Pflegling zu einem Dienſtboten beſſerer Art, höchſtens zu einer Geſellſchafterin zu erziehen, und wie Friedchens Liebenswürdigkeit und herrliche Anlagen nach einigen Jahren ſie ganz an die Stelle einer Verwandtin geſetzt hatten, deren Mangel an Vermögen man durch eine doppelt reiche Ausſteuer an Geſchicklichkeit und Tugend erſetzen will, ſchien Emmas Ausdruck gegen ſie noch oft zu ſagen: Verzeih der Nothwendigkeit!

Indeß ſich in Frobig's Familie unter anſcheinender Gleichförmigkeit ſo manche Erſcheinung des Lebens entwickelte, gingen deren nicht weniger an Alphonſens Seele vorüber. Frobig's Einfluß auf ſeine Erziehung war höchſt günſtiger Weiſe für ihn gerade in dem Augenblicke eingetreten, wo die ungetheilte Führung ſeiner Mutter ihn weichlich und überſpannt gemacht hätte. Eine Folge, welche, wie Juliane ſelbſt ja früher ſchon bemerkte, die ernſteſte Mutter nicht vermeiden kann;

denn die männlichen Geſinnungen, welche ſie ihm lehrt, werden in ihrem Munde poetiſch und überſpannt. Sie kommen bei ihr aus der Phantaſie; bei dem Manne treten ſie aus dem Leben. Eben dieſe Farbe nimmt auch der Unterricht an: ſie knüpft ihn überall an das Gefühl; der Mann ſoll ihn an die Vernunft knüpfen. Einzeln und abgeſchieden ſoll weder der eine noch der andere Einfluß herrſchen. Glücklich der Jüngling, der ſeiner Mutter Liebe genießt, indeß Männer ihn leiten. Dieſes Glück hatte Alphons ſeit acht Jahren genoſſen, und der leichte Anſtrich von Poeſie, der ihm von ſeiner Mutter anhing, gab ſeinem leidenſchaftlichen Weſen grade die Eigenſchaft, die es vor jedem gemeinen Ausbruch ſchützte. Im Fortgange der Zeit war es vielleicht dieſe Eigenſchaft, die es ihm erleichterte, ſeine beſondern Verhältniſſe mit Leichtigkeit und angemeſſener Entſchloſſenheit zu überſehen.

Alphonſens Briefe, die ſehr häufig ankamen waren immer ein Feſt für die Familie. Oft ein wehmüthiges, denn eine ſchwermüthige Stimmung war in ihnen nicht zu verkennen; aber mit ihr nahm auch der Ausdruck ſeiner Liebe für die Entfernten zu. Juliane ſah dieſe Stimmung als ein Erbtheil an, dem er nicht entgehen könnte; Anna blickte ſorglich fragend auf ihren Mann. Dieſer bemerkte mit Ruhe, daß ein tief und lebhaft fühlender Jüngling unſerer Zeit dieſen Zeitpunkt durchleben müſſe. „Wie die Verhältniſſe noch einfacher waren,“ ſagte er, „ging der Jüngling in dieſem Alter der Gefahr entgegen, auf der Jagd, zur See, gegen den Feind. Die Seele, ſtarker Gefühle bedürftig und die Sinnenherrſchaft verachtend, ſucht den Kampf auf dem Felde der Phantaſie, da ihr ein anderer Tummelplatz gebricht. Gott behüte unſern Alphons vor Herzensunglück, bis er einen beſtimmten Wirkungskreis für ſeine Thätigkeit hat, ſo wird er einſt ein kräftiger, ſelbſtſtändiger Mann.“ Emma konnte der Ältern Sorge und Troſt nicht begreifen, ſondern äußerte ſogar mit Worten, daß ſie Alphons gar nicht ſo zarter Gefühle fähig gehalten hätte, als jetzt ſeine Briefe bewieſen. Nun wurden ſeit einiger Zeit dieſe Briefe ſeltener und kürzer; dann entdeckte er ſeiner Mutter, verſchämt und doch mit freudigem Stolz, daß er einen Freund gefunden habe, daß ſeine Schüchternheit, ob ſeine Neigung auch ſeiner Vernunft würde gerechtfertigt werden, ihn bisher zum Stillſchweigen vermocht habe, daß er die Zeit habe wollen bewähren laſſen: ob die Sympathie, die ſie Beide angezogen, mehr als Geſelligkeit ihres Alters ſei. „Nach mehren Monaten,“ fuhr er fort, „darf ich glauben, daß meine Wahl von meiner Vernunft gerechtfertigt iſt; habe ich einſt die Freude, Ihnen meinen Norberg zuzuführen“ — Norberg? rief Frobig auffahrend, indem er die Hand über den Brief, den ihm Juliane vorlas, ausbreitete, um zur Berichtigung Zeit zu erzwingen. Die Frauen ſahen ihn verwundert an, Juliane wiederholte aber fortleſend: „Norberg zuzuführen, werden Sie Den, den ich als Bruder liebe, auch als Sohn aufnehmen. Ich danke dieſe Vollendung meines Daſeins — denn nun erſt ſcheint mir mein Lebensglück ohne Lücke — Frobig, dem ich ſo Vieles verdanke [illegible] verdanke ich die Grundſätze, deren Übereinſtimmung mit den ſeinen uns endlich verband. Ehe ich mit Norberg perſönlich bekannt war, hörte ich, daß er Jena eines Zweikampfes wegen habe verlaſſen müſſen, indem er mit ungemeinem Muth einen ſehr geſchickten Gegner überwunden und treuloſe Secundanten beſtraft hatte. Er lebte hier ſehr einſam; die wenigen Profeſſoren, welche Studirende in ihren Häuſern aufnehmen, hatten des Vorgangs in Jena wegen ein Vorurtheil gegen ihn. Ich fand ihn von meiner Ankunft an auf der Bibliothek, wo ich in öffentlichen Stunden zu leſen pflege, und nahm wahr, daß er wie ich das hiſtoriſche Fach benutzte. Sein edles Geſicht und ſeine gebildete Höflichkeit ſtimmten mit dem Rufe eines Raufers ſo ſchlecht zuſammen, daß ich ihn in meinem Herzen von aller Schuld freiſprach. Es erfreute mich ſehr, wie ich ihn zu Anfang dieſes halben Jahres unter meinen Mitſchülern zur Archäologie erblickte. Bald nahm ich wahr, daß der würdige Heyne ihn nicht mit Gleichgültigkeit behandelte. Es war Aufmerken und Aufmuntern in ſeiner Seele, die, ganz Wahrheit und Lebendigkeit, ſich in ſeinem Benehmen ſo leicht verrieth. Ich bemerkte, daß Norberg ihm näher zu treten ſuchte; er benahm ſich dabei beſcheiden, aber mit anſtändigem Selbſtgefühl. Die Wiſſenſchaft, die Heyne uns vorträgt, hat das Eigne, die Individualität des Zuhörers unmittelbar zu Äußerungen zu veranlaſſen. Norberg hat viel mehr Kenntniſſe als ich, er hat viel mehr geſehen, wirklich am mehrſten unter den jetzt um Heynen verſammelten Jünglingen. Er ſah manches Kunſtwerk, das Heyne nur aus Beſchreibungen kennt, und ſagte mir ſchon bei mehren Gelegenheiten, daß das reiche Gemüth dieſes Mannes allein ſeiner Wiſſenſchaft, die größtentheils in Anſchauung beſtände, das Leben gegeben habe, welches ihn fähig mache, die Schönheiten eines Kunſtwerks ſo zu durchdringen; daß ſeine Bemerkungen erſt die Empfindung des Beſchauens durch die Beiſtimmung ſeines Verſtandes erhöhen. Seine Äußerungen gegen Heyne zogen mich an durch ihren poetiſchen Schwung und ein einfaches, gegen den geehrten Lehrer beſcheiden ausgedrücktes Gefühl. Hier auf dieſer heiligen Stätte fanden wir uns. Vor den Augen eines edeln Mannes, bei dem Studien der Schönen. Lange blieb Wiſſenſchaft allein der Gegenſtand unſers Geſprächs bei zufälligem Zuſammentreffen und Zuſammengehen, bis wir uns auf dem Lande in einem Gaſthofe fanden, wo ein Gewitterregen uns mit einigen andern jungen Leuten eine Stunde lang einſchloß. Eine gemeine Klatſcherei führte auf die Erörterung der Frage, wie weit die Meinung Anderer unſere Handlungen beſtimmen dürfte. Außer Norberg und mir hielten alle die Meinung im gemeinſten Studentenſinn für die Richterin unſerer Handlungen und beteten mit Paradoxen oder alltäglichen Sätzen alle die Urſachen dafür herunter.“

„Norberg ſuchte mit heiterer Überlegenheit den Satz begreiflich zu machen, daß unſer Gewiſſen der vornehmſte Richter unſers Beginnens ſein müſſe, der aber ſtets Sitte und Meinung als Beiſitzer anhören ſolle. Ein höchſt widriger Menſch, der auch in Jena ſtudirt [illegible], behauptete ſeine Meinung am lärmendſten [illegible] [illegible] endlich zu Norberg: er ſei doch nicht immer ſo gleichgültig wie heute gegen die Meinung geweſen, wie ſeine Begebenheit in Jena gezeigt habe. Ich ſah, wie Norberg das Feuer ins Geſicht ſtieg. Er richtete ſich auf und ſagte mit feſtem Tone: daß ich die Sitte ehre, bewies ich damals und habe es ſo nachdrücklich bewieſen, daß man meine Achtung für ſie nie mehr bezweifeln kann. Die ganze Geſellſchaft, welche von Norberg's Weſen gewonnen war, ſuchte durch ablenkende Reden des Unbeſcheidenen Verlegenheit zu Hülfe zu kommen; mir aber war ſo unheimlich unter dem Haufen, daß ich, noch ehe die Wetterwolke ganz zerſtreut war, davonritt. Ich ſah an dem Zuge der Wolken, daß der Abend ſchön werden wollte; die Luft, die Lichter auf den Hügeln mahnten mich an Frobig's Garten, von dem man auch ſo die fliehenden Schatten auf den Saaten, das dunkle Grün der Höhen ſieht. Mir war mein Pferd läſtig, weil es mich hinderte, einen mir bekannten Fußpfad über Thal und Hügel zu nehmen, als ich den kleinen Mann neben mir vorbeireiten ſah, der mir meine Hausdienſte verrichtet. Lachend fragte ich ihn, ſeit wann er ein Reiter geworden. — Das ſei er noch nicht, antwortete er, ſondern er habe bei einem Geſchäft in Großenlängen Herrn von Norberg angetroffen, der lieber zu Fuße gehen gewollt und ihm ſein Pferd nach Hauſe zu reiten gegeben hätte. Unverzüglich ſaß auch ich ab, vertraute mein Pferd dem Alten und eilte meinem Fußpfade zu. Norberg hatte mich die ganze Zeit durch beſchäftigt. Seine Schlägerei hatte mich nie gegen ihn eingenommen; aber die Art, wie er jetzt ſich über ſie geäußert, hatte etwas

Achtunggebietendes. Das zufällige Zuſammentreffen unſerer Neigungen, da wir Beide, um die Natur zu genießen, das Zufußgehen vorzogen, erwärmte meine Sehnſucht, den Jüngling zu lieben — und dann, ohne dem Zuſammenhange nachfolgen zu können, befand ich mich zu Vater Frobig verſetzt und vernahm, wie er mich einen Schwärmer nannte; mir war aber, als dürfte ich dieſem Vorwurf nur Norberg's edeln Ausdruck, als er von ſeinem Zweikampf ſprach, entgegenſetzen, um ihn zu entkräften. Dieſe Phantaſien, die Luft, die mich umgab, das feuchtduftende Thal unter mir, der wahrhafte Hauch des Waldes, an deſſen Rande ich wandelte, erregten eine unausſprechliche Wehmuth in meiner Bruſt. In dem Augenblick machte ſich Jemand den Hügel herab durch das dichte Gebüſch Bahn, und plötzlich ſprang Norberg vor mir auf den Weg herab. Sein Auge ſuchte die Sonne, die faſt am Eingange des Thales zwiſchen waldigen Hügeln aus dunkeln Wolken her ihre letzten Stralen verſandte. Er erblickte mich, und eine ſo liebe Freude glänzte neben dem Ernſte, der es füllte, daß ich ihm unwillkürlich die Hand reichte, und ſo blieben wir ſtehen und ſahen die Sonne verſchwinden. Nach einer langen Weile ließ er mit einem ſanften Druck meine Hand los, faßte meinen Arm und ſetzte langſam den Weg mit mir fort. Da bekam unſer Wohlgefallen Sprache, und unſre Geiſter ſchloſſen einen Bund; ohne Verſprechungen, ohne Betheurungen, ohne Überſpannung, ich war nur immer wünſchend, daß meine Worte ſo klingen möchten. Und wie er mir gütig wie ein weiſerer Bruder ſagte, daß meine Anſichten mung zu ſeinen Anſichten bei dem Geſpräch im Wirthshauſe ihm gefallen hätte, erröthete ich wie ehemals, wenn ich das Glück hatte, Vater Frobig zu gefallen. Wie iſt's doch ſo ſonderbar, meine liebe Mutter, daß Liebe ſo kindlich macht und ſo ſtolz zugleich? — Norberg ging in ſeinem Geſpräch aber ſchnell darüber hinweg zu andern Gegenſtänden, daß ich mich überraſcht fühlte, als ich wahrnahm, daß ich von Ihnen ſprach und von Frobig mit dem Fremden, da ich noch Keinen in der Fremde gefunden hatte, gegen den ich dieſe theuern Namen aus vollem Herzen hätte nennen mögen. Er hörte mit einer Theilnahme zu, wie nur der reifere Menſch ſie bezeigt. Das iſt er auch, liebe Mutter, er iſt drei Jahre älter als ich und ſonderbar beſtimmt und beſonnen. Seitdem ſehen wir uns täglich, aber nur nach vollendeten Geſchäften. Er hat etwas Strenges in ſeiner Selbſtbehandlung, dem ich nachzuſtreben ſuche. Die jungen Leute nennen ihn deshalb einen Stoiker und ſind ſchlaff genug, um damit einen Spott verbinden zu wollen. Seit dieſem Tage war mir ſtets das Herz voll von ihm; aber weil ich mir bewußt war, daß das Glück mich berauſchte, wollte ich Euch nicht davon ſchreiben, nicht Ihnen, nicht Vater Frobig. Meine Briefe plagten mich, denn ich verſchwieg darin, was ich am mehrſten dachte. Nun fühle ich mich aber kühl und wiederhole Ihnen: ich habe einen Freund gefunden, und ich bin reich in ihm, in ſo einer Mutter, in einem väterlichen Führer, wie Frobig mir iſt.“

Frobig war, nachdem er Julianen ſo heftig unterbrochen, ſichtbar zerſtreut geblieben; nur allmälig ſchien er wieder auf das Leſen zu hören, und auch noch nachher blieb er in ſich verſunken. Juliane fragte ihn beſorgt, ob er Alphonſens neue Verbindung tadle? — Aber darüber beruhigte er ſie mit Zuverſicht und verſicherte ſie vielmehr ſeiner Zufriedenheit, daß der Jüngling einen Gefährten gefunden; er meinte, was ſein Verhältniß zu ihm, der ihm ſtets mehr Freund als Lehrer geweſen ſei, könne es erklären, daß ein ſo empfängliches Gemüth noch keinen Freundſchaftsbund geſchloſſen habe.

So beſtimmt er nun über Alphonſens neue Verbindung ſprach, ſo ſichtbar blieb es, daß ſein Brief einen dauernden, den beiden Freundinnen unerklärlichen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Sein Widerwille gegen alle neue Berührungspunkte mit den Menſchen ſchien wieder erwacht, ſo daß er ſogar die Bitte ſeines Fürſten, dem nun erwachſenen Erbprinzen Unterricht über die diplomatiſchen Verhältniſſe Europa's zu geben — ein Fach, das Frobig zu ſeinem Lieblingsſtudien gemacht hatte —, eigenſinnig verweigerte. Anna betrübte ſich darüber, da in des jungen Prinzen Charakter ein Zug war, der wol lange aufbewahrtes Misfallen an ſo einer Ungefälligkeit drohte. Auf ſein häusliches Betragen und den kleinen Zirkel ſeiner alten Freunde hatte dieſe Stimmung gar keinen Einfluß, er drückte im Gegentheil ein noch weicheres, herzlicheres Verlangen aus, ſie alle zu befriedigen.

Juliane ward durch jeden nachfolgenden Brief ihres Sohnes noch mehr überzeugt, daß Frobig ihn richtig beurtheilt hatte. Er ſchien ſeine [illegible] an ſeinem

Freundes Hand erſt recht zu genießen; ſeine Briefe bezeugten, daß fortſchreitende Geiſtesentwickelung der Grund ſeines heitern Sinnes war. Nur der Zweikampf, von dem Juliane durchaus Sittenrohheit und Leichtſinn nicht ſcheiden konnte, lag der ſorgſamen Mutter im Kopf. Sie mußte wol ihrem Sohne dieſe Bedenklichkeit geäußert haben, denn in einem ſeiner Briefe ſchrieb er alſo.

„Über Norberg's Zweikampf hätte ich Sie ſchon längſt beruhigen können, wenn ich geglaubt hätte, Ihnen bliebe noch ein Zweifel an ſeiner Rechtfertigung übrig. Norberg's Schickſal ward allein durch die Schlechtigkeit ſeines Vaters beſtimmt; denn wie vorſichtig er auch jedes harte Wort vermeidet, nehme ich doch aus Allem wahr, daß er ihn verabſcheuen muß. Einer ſeiner Landsleute beging in Jena die Ungebühr, dieſes Mannes gegen ſeinen Sohn geringſchätzend zu erwähnen; dafür züchtigte ihn mein Freund. Und wahrlich, meine Mutter, der Sohn, der das ertragen hätte, wäre mein Freund nicht geworden. Den Schmerz, den Norberg bei dem Namen ſeines Vaters empfindet, kann ich nie erfahren; wehe aber, wenn es je Einer wagte in meiner Gegenwart Sie, oder Frobig, oder wen ich ehre wie Euch, mit einem Schatten von Tadel zu nennen! u. ſ. w."

Juliane las dieſen Brief wie gewöhnlich ihren Freunden vor, das geſchah faſt nie ohne lebhafte Rührung; aber dieſes Mal ſchien ſie doch ſo lebhaft ergriffen, daß Anna im Begriff war, ihr eine weibliche Sorglichkeit über die Sicherheit ihres Sohnes ſchuld zu geben, als ſie ihren Mann ebenſo heftig bewegt ſah, und plötzlich der Gedanke in ihr aufſtieg, daß Norberg's Schickſal eine beſondere Beziehung auf ihm haben müſſe. In dieſer Meinung ward ſie noch beſtärkt, wie er Julianen dringend auftrug, ihrem Sohn ans Herz legen, daß die Schonung gegen ſeinen Freund ihn auffodere, der traurigen Verhältniſſe mit ſeinem Vater nie zu erwähnen, weil ein ſolcher Kummer, ausgeſprochen und mitgetheilt, das Herz mit unleidlicher Schärfe zernage. Später ſchrieb er ihm ſelbſt: wie er ſeine ehemaligen Lehren ihm nochmals wiederhole und ihn bitte, zwiſchen ſich und ſeinem Freunde die gemeine Schwachheit der Jugend nicht einzuführen, die ſich darin gefiele, ſich über ihre Empfindungen zu unterhalten; es ſei eine weit männlichere Behandlung ſeiner ſelbſt, wenn man ſeine Empfindungen, beträfen ſie Freude oder Schmerz, erkenne und ordne, um die ſchmerzlichen zu beſiegen, die beglückenden zu mäßigen; das geſchehe aber beſſer im ſtillen Verkehr mit dem Genius in unſerer eignen Bruſt; das laute Wort, der theilnehmende Blick des Freundes, nähme uns dabei oft die Ruhe, die der Sterbliche bedürfe da, wo er dem Schickſal ſtill halten müſſe.

Die zu Alphonſens Univerſitätsſtudien beſtimmten Jahre waren nun verfloſſen; Juliane erlaubte ihm, noch Berlin und Dresden zu beſuchen, ehe er nach ** zurückkehrte, und dieſes Vierteljahr vielfaches Auffaſſen von Menſchen und Gegenſtänden jeder Art nach der Entwickelung des Gemüths durch Einförmigkeit und Regel, bei dem Genuß einiger Freundſchaft, welche er in Göttingen erlangte, hatte auf das vortheilhafteſte auf den Jüngling gewirkt. Geſund an Körper und Geiſt erſchien er vor ſeinen Freunden. Juliane ſchien von ſeinem Anblick überwältigt; aber die Erinnerung mußte mehr Theil haben an ihrer Rührung als die Gegenwart; denn wenn die Freude gleich ihre Thränen hat, ſo löſen ſie ſich doch in Heiterkeit auf; Julianens Thränen aber beim Wiederſehen ihres Sohnes verſiegten in ſtaunendem Schmerz. Frobig's Freude dagegen war das Entzücken des Künſtlers, der ſeinen Guß, von der Form befreit, als vollendetes Werk zum erſten Mal ins Auge faßt. Sie ſiegte ſogar über ſeine Menſchenſcheu, und er gerieth, um ſeinen Pflegeſohn bei ſeinem Fürſten und mehren angeſehenen Männern einzuführen, in einen Geſellſchaftskreis, dem er ſeit ſeiner Heirath vermieden hatte. Man ehrte Frobig als einen vortrefflichen Geſchäftsmann; da er aber ſeit vielen Jahren aus der geſellſchaftsluſtigen Welt entfernt war, erſtaunte dieſe, in dem ſtörriſchen Eremiten, wofür ſie ihn gehalten hatte, einen Mann zu finden, der zwar der Späßchen, Epigrämmchen und Stichwörtchen des Tages nicht kundig war, aber ſich unter den eleganteſten Leutchen ausnahm wie eine antike Urne unter modernen Vaſen: die Schauluſtigen drängen ſich zu ihr und ſuchen dem neuen Stoff durch ihre edlern Formen erſt Anmuth zu geben. Gewann ihm ſein perſönliches Verdienſt einen angenehmen Platz in der Geſellſchaft, ſo verſchaffte ihm die Liebenswürdigkeit ſeines blühenden Pflegeſohnes bei Müttern und Töchtern nicht minder große Gunſt. Plötzlich war die Lebensgeſchichte ſeiner, ſeit zehn Jahren von der ſchönen Welt vergeſſenen Mutter der Gegenſtand des Geſprächs. Man wußte, daß Frau von Ahlen lange in Italien gelebt hatte, daß ſie alle ihre Gelder von einem venetianiſchen Hauſe beziehe, und ſetzte liſtig winkend hinzu, daß ihr Sohn ein echt römiſches Geſicht habe. Nun erinnerte ſich jeder der ergrauten Höflinge, die vor dreißig Jahren ihren Fürſten nach Italien begleiteten, daß er irgend einem Principe oder gar einem Kardinal ähnlich ſähe, und die alte Oberhofmeiſterin, die Minon des Hofes, verſicherte mit Künſtlerzuverſicht, in Rom nur ſähe man dieſes kühne Profil, dieſe glühenden Augen, dieſes kräftige Kinn. Tauſend Mal ſah ich ſie hier, ſetzte ſie hinzu, an den ſeligmüßigen Burſchen, welche die Springbrunnen umlagern oder im Schatten der Pinien tanzen. Dieſem jungen Mann fehlt nur die kräftige Muskulatur, durch welche jene Menſchen zu wahren Heroengeſtalten geprägt werden.

Indeß der Müßiggang auf der einen, die Planmacherei auf der andern Seite ſich mit Alphons, ſeiner Abſtammung und ſeinen günſtigen Ausſichten beſchäftigten, verlebte Frobig's Familie, in der wir Juliane und ihren Sohn immer miteinbegreifen, glückliche Tage. Nach kurzer Zeit hatte Alphons die erſten Schritte zu ſeiner bürgerlichen Verſorgung gethan und durfte hoffen, durch ſeine Kenntniſſe unter Frobig's Anleitung einen rühmlichen Weg zurückzulegen. Die äußern Verhältniſſe waren demnach alle geebnet; nicht alſo ſtand es mit den Verhältniſſen ſeines Herzens. Sehnſucht iſt das Loos der Jugend; ihre unbeſchäftigte Kraft bedarf

Widerſtand, ſich daran zu üben; fehlt er ihr durch wirkliche Fehlſchlagung und Unglück, ſo ſucht ſie ihn in dem geordnetſten Entwickelungsgange ihres Schickſals, um nur Nahrung für ihr Bedürfniß nach lebhaften Empfindungen zu finden. Wie ſonderbar nach Alphonſens Abreiſe Emmas Misfallen an ihm ſich in Reue verwandelt, haben wir erzählt. Sie hatte ſich nach dem Augenblick geſehnt, in dem ſie ihr begangenes Unrecht gegen ihren Jugendgefährten wieder gutmachen könnte. Alphons hatte von dem Tage an, da wir vermuthen, daß ihn Frobig zum Vertrauten ſeiner Lebensgeſchichte machte, faſt eine ähnliche Empfindung über ſeine Knabenunarten gehabt; er erneuerte vor ſich ſelbſt das Gelübde, das mit ihm gleichſam aufgewachſen war, ſtets ihr Bruder und Beſchützer zu ſein.

Bei der [illegible] in welcher die beiden jungen Leute gegen einander gelebt hatten, war's natürlich, daß er ſich Emma, wenn es die Gelegenheit mit ſich brachte, während der Jahre ſeiner Abweſenheit auch nicht anders dachte, als in der Geſtalt, in der ſie ihm bei ſeiner Abreiſe erſchienen war. Bei der Ausſicht auf ihr Wiederſehn nahm er ſich feſt vor, ihren anmaßenden Launen, wie ſehr ſie auch durch die Anſprüche des Mädchenalters wären vermehrt worden, mit brüderlicher Nachſicht zu begegnen. Beide empfanden bei ihrem erſten Anblick, daß ſie ſich in ihrem Vorſatze betrogen. Der Alphons, den Emma um Verzeihung bitten wollte, war nicht der milde, ſchwärmeriſch blickende Mann, der ſie erröthend und mit einer Stimme anſprach, die eine ganze Welt von Empfindung verkündigte. Und dieſe

Jungfrau mit tiefathmender Bruſt, mit reiner, ſtolzer Stirn, war auch nicht die Emma, deren Spott ihn ehemals verwundete; dieſe Augen unter langen Wimpern, aus welchen große Tropfen rollten, waren jene nicht, die ihn ſo oft mit kalten Blicken mißfielen. Ihre Thränen beſiegten Erſtaunen und Schüchternheit; er rief: Emma, erlauben Sie mir Ihr Bruder zu ſeyn, da ich hier ſo ganz Vatergüte genieße! Indem er hier ſeine Hand Frobig und Anna darbot, hatte er das Mädchen umſchlungen und drückte ſie ehrerbietig an ſeine Bruſt, ohne mit ſeinem Mund ihre glühenden Wangen zu berühren. Keiner in dem kleinen Kreiſe hatte dieſen Auftritt erwartet; Jeder war beſtürzt über die Freiheit, die er haben ſollte, und Alle verlegen, wie ſie gar keine daraus hervorgehen ſahen. Emma hatte gehofft, recht unbefangen und ſchweſterlich mit Alphons zu leben, und ſie empfand eine Schüchternheit, die ihr gegen jeden andern Mann fremd war. Alphons fühlte bei ihrem erſten Anblick die Macht einer Empfindung, die er bisher nur bei flüchtigen Eindrücken zu bekämpfen gehabt hatte; aber vom Augenblick dieſer Entdeckung an nahm er ſich vor, ſein Herz nie laut werden zu laſſen, bis ſeine bürgerliche Lage ihn berechtigte, Hausvater zu werden. Wenn der Erzieher einen Zögling vor ſich hat, der des Einfluſſes ſeiner Perſönlichkeit ſehr empfänglich iſt, wenn dieſer Lehrer zugleich der Gegenſtand ſeiner lebhaften Theilnahme iſt, und alſo ſeine Lehren durch ihren Sinn und ſeinen Einfluß das junge Gemüth durchdringen, ſo entſteht eine Entäußerung ſeiner ſelbſt, die in ihrer rührenden Stärke den Erzieher und Bildnern der Jugend oft entgeht oder nicht von ihnen anerkannt wird. Dieſe Entäußerung ſeiner ſelbſt wirkte jetzt in Frobig's Schüler; er gedachte der Worte, die er einſt zu ihm geſagt hatte: „Wer das Herz eines Mädchens feſſelt, eh er weiß, ob er ſie als Weib ernähren kann, iſt ein Weichling“ — und ſie machten ihn fähig, eine Herrſchaft über ſich zu üben, die Jahre lang ein Gefühl verſchwieg, das bald zur Leidenſchaft anwuchs.

Die Zeit tiefeinſchneidender und meiſtens ſo eitler Qualen begann nun für das jugendliche Paar. Die Ältern ſahen es wohl, aber ſchwiegen Eines dem Andern nachahmend, ohne Verabredung und Beſchluß. Beide wußten ſich darüber einig, daß die Sorgen unbekannter Liebe ein mächtiger Sporn ſind, des geliebten Gegenſtandes würdig zu werden. Mißverſtand, Eiferſucht, Erklärung und Verſöhnung, alle Stürme aus jener Blütezeit des Lebens fanden in dieſem Zeitraume zwiſchen den beiden Liebenden ſtatt, aber unter den unerklärten Symbolen, die das Geheimniß vor ihnen ſelbſt verbarg. Ihr Verhältniß glich dem Beiſammenſein von Brüdern eines Ordens, die ſich in allen Zeichen erkennen, aber durch ein ſtrenges Verbot ihrer Obern in die Unmöglichkeit verſetzt ſind, ſich über ihren Bund zu verſtehen.

In der Geſellſchaft war Alphonſens Lage unleidlich; denn da er keine Rechte anſprechen durfte, mußte er jedem Gecken ſo viel bei Emma einräumen, als die Sitte geſtattete, und da gewann es Jeder über ihn, denn Jeder drängte ſich hinzu, indeß er, im Bewußtſein ſeiner Liebesſchuld, ob ſie ihm ihren Blick beim

Eintritt in den Saal, ihre Hand beim Tanze, ihre Bedienung beim Theetiſch vergönnte, bald trotzig bald verzagt ihrer Huld überließ. Zu Hauſe war er glücklicher, aber gequälter als zuvor. Emma in der Verſammlung der ſchönen Welt war reizend, aber Emma in Ausübung häuslicher Pflichten überwältigte ſein Herz; dort durfte er nur beſcheidener Geſellſchafter ſein; hier berechtigte ihn Alles zum brüderlichen Verkehr, und der wird ſo gern zur Mummerei der zärtlichſten Liebe. Bald fanden aber Beide einen Zwiſchenträger, Deuter und Hehler ihrer Empfindungen. Friedchen, die nun heranwuchs und bei den günſtigſten Geiſtesanlagen Unterricht bedurfte, ward ihnen Allen unbewußt ihre Vertraute.

Anfangs ſuchte Emma ihr liebes Lehramt bei der Kleinen vor Alphons zu verbergen; die vielfältigen Scenen des häuslichen Lebens, denen er beiwohnte, machten das aber auf die Länge unmöglich, und nun beantwortete ſie die Fragen der Kleinen mit der Unbefangenheit, die alle ihre Handlungen bezeichnete.

Bei einer ſolchen Gelegenheit, wo herzliche Fröhlichkeit Emma unbedachtſam machte, ſagte ſie ihm: Wären Sie gegen die kleine Emma ſo artig wie Sie gegen Friedchen geweſen! — Schnell nahm ſie ihre Übereilung wahr; aber ſchon hatte ſie genug geſagt, um Alphons zu einer größern zu verleiten. Er unterbrach ſie mit blitzenden Augen: O, ich war ein Unſinniger! rief er; könnte ich die Jahre zurückrufen; aber jetzt, Emma, — verſuchen Sie Ihre Herrſchaft noch ein Mal —

Er ſprach ſchüchtern und leiſe, denn er fühlte, daß es ihm nicht gebühre, ſo viel zu ſagen; aber Emma nöthigte ihn zum Schweigen. Mädchen haben eine eigne Gabe, ihrer Schwäche durch Grazie Waffen zu verleihen; ſo durchdrungen ſie war, nahm ſie ſchnell einen muthwilligen Herrſcherton an und befahl ihm, demzufolge der ungeduldigen Kleinen eine hohe Grasnelke am andern Ende der Wieſe zu holen. Alphons ging träumend hin, er brachte träumend die Blume; als ihm aber das Kind dankte, riß ihm ſein Gefühl hin, er nahm es ſo heftig in ſeine Arme, daß es ihn erſchrocken mit ſeinen Händchen abwehrte.

Dieſer Auftritt beſchämte den Jüngling, und fortan wachte er über ſein Betragen; denn über ſeine Empfindung zu wachen, hielt er nicht für Pflicht. Emma's Beſitz war das Ziel ſeines Beſtrebens, und er hoffte mit Zuverſicht von ſeiner Mutter und ihren Ältern kein Hinderniß zu erfahren. Freilich war von nun an ſeine ganze Lebensanſicht verändert. Aus Pflicht gegen ſeine Mutter, die ſeine Anſtellung im Staatsdienſt bei ihrer Vereinzelung zur Stütze bedurfte, hatte er immer die Abſicht gehabt, ſich gleich nach ſeiner Rückkehr von der Univerſität um ein Amt zu bewerben. Bisher war dieſer Entſchluß ein Opfer geweſen; denn ſein Durſt nach Wiſſen und ſein jugendliches Misfallen an Dem, was er von der Welt kannte, trieb ihn hinaus in ferne Zonen, wo der Jüngling ſo gern im Unbekannten das Beſſere hofft. Seit aber das Heil ſeiner Liebe mit ſeiner Mutter Wünſchen zuſammentraf, war Norden und Süden ihm gleichgültig; und wenn er ſich aus dem Lande, dem er ſeine Kräfte widmen ſollte, hinwegſehnte, ſo war es nur, um Emma aus einem Kreiſe zu entführen, wo noch ein Jeder ſie ihm entreißen konnte, der kühner war oder glücklicher als er.

Zwei Mal im Laufe dieſes Zeitabſchnittes ward ſeine Faſſung auf grauſame Proben geſetzt. Er nahm einſt wahr, daß ein Mann von Verdienſt und Anſehen, deſſen Verhältniſſe bei Frobig's Geſchäftskreis ſehr vortheilhaft geweſen wären, Emma mit beſonderm Wohlgefallen betrachtete; bald erfuhr er, daß dieſer Mann, der bisher in keinen geſellſchaftlichen Verhältniſſen mit ihren Ältern geweſen war, einen Beſuch bei Frobig gemacht hatte. Er ſah darauf Emma einige Tage lang unruhig und bewegt, er bemerkte in ihrer Ältern Benehmen eine ungewöhnliche Weichheit gegen ſie. Sein Unglück ſchien ihm beſchloſſen, und bald hätte Frobig die letzte Kraft ſeiner Selbſtbeherrſchung ſelbſt zerſtört, indem er ihn, wahrſcheinlich durch ſein leidenſchaftliches Weſen gerührt, mit ganz beſonderer Güte behandelte und mit Aufträgen beſchäftigte, die ihm bewieſen, daß er ſeinem Gemüth durch Beſchäftigung zu Hülfe kommen wollte. Doch nach wenigen Tagen war Emma's Heiterkeit wiederhergeſtellt, ihre Ältern ſchienen ihre gewöhnliche Stimmung wieder zu haben; er glaubte ſchon von einem Schreckbilde ſeiner Phantaſie gequält worden zu ſein, als er beobachtete, daß Emma jenen Mann zwar nicht aufſuchte, nicht vorzog, aber, wo der Zufall ihn in ihre Nähe brachte, ihm mit einer achtungsvollen Aufmerkſamkeit begegnete wie einem würdigen Verwandten. Die Zeit gewöhnte ihn an dieſe Erſcheinung, ohne ſie ihm zu erklären; denn er begriff nicht, daß ein ſittlich gebildetes Mädchen gegen einen würdigen Mann, den ſie als Gattin ausſchlägt, Dankbarkeit empfindet und bezeigt, weil ſie die Würde zu ſchätzen weiß, die ſie aus ſeiner Hand nicht zu empfangen Urſache hatte. Einige Zeit darauf machte ein Fremder, der Wohlgeſtalt, Reichthum und Stand beſaß, ihre Bekanntſchaft. Ihre Liebenswürdigkeit feſſelte den Niebeſiegten, der er ſich zu ſein rühmte, und er ließ es ſich nicht einfallen, daß Herzensleere, vergeudete und auf ſich geladene Schuld in Betracht kommen könnten, wenn Graf Auran ſich herabließ, ſich als Freier zu melden. Rath Holm's Bewerbung hatte Alphons als Liebenden um ſein ganzes Glück bedroht; wär' er aber Emma's Bruder geweſen, ſo hätte er ihm Beifall geben müſſen; Graf Auran's Anſprüche hingegen empörten in ihm nicht nur den Liebenden, ſondern auch den fühlenden Mann, der berufen iſt, das ſchwächere Geſchlecht zu beſchützen. Er war überzeugt, daß dieſer in dem Fall, wo ein Wüſtling die Unſchuld bedroht, ſei es mit Verführung oder mit Ehe, das Übel von ihr zu wenden befugt ſei.

Vor Rath Holm hatte er ſich verzweifelnd zurückgezogen; neben Graf Auran fühlte er ſich berufen, den Platz eines Verwandten zu behaupten. Er gewann wenig damit; ſein zuverſichtlicher Nebenbuhler behandelte ſein Verhältniß zu der Tochter ſeines Pflegevaters wie ein anerkanntes Recht und ſchien nicht ungeneigt, ihn als unſchädlichen Vertrauten ſeiner Liebe anſehen zu wollen. Alphons bedurfte aller Gründe, die ihm Achtung für Frobig, für Emma's Zartgefühl, für ſeiner Mutter Ruhe aufdrangen, um ſo einen Fehlgriff nicht blutig zu beſtrafen. Daß Emma den Grafen mit kalter Höflichkeit behandelte, erhielt ſeiner Vernunft die Herrſchaft. Wenn er mit männlichem Willen ſich zur Arbeit geſammelt und eine Reihe Stunden, ſeinem Berufe gewidmet, ſeine Phantaſie beruhigt hatten, wurde es ihm deutlich, daß Emma durch ihre innere Würde vor dieſem Menſchen geſchützt ſei. Wie er einſt nach ſolchen Stunden aus ſeinem Archiv zurückkam, fand er ſeine Mutter in einer großen Bewegung des Gemüths. Sie ſuchte ihm auszuweichen; aber ſie war ergriffen, um ſeiner Lebhaftigkeit zu widerſtehen, und entdeckte ihm, daß Graf Aurau ſich Emma zum Gemahl angetragen habe; Anna wolle den Wüſtling mit Verachtung verwerfen, Frobig aber habe mit unbegreiflicher Geiſtesunruhe um Bedenkzeit gebeten, wobei er ſich ausbedungen, daß Emma über den Antrag vor der Hand noch in Unwiſſenheit bleibe. Der ſtumme Schmerz, mit dem Alphons dieſe Nachricht empfing, hätte Juliane faſt verleitet, ihm das Geſtändniß ſeiner Liebe zu entreißen, da ſie bisher jede Veranlaſſung dazu mit unverbrüchlicher Beharrlichkeit abgewieſen hatte. Erſchüttert bei ſeinem Schweigen, das ihr den Aufruhr ſeines Innern bewies, rief ſie endlich: Hat denn der finſtere Zauber, der Frobig's Junge bindet, auch Dich ergriffen? — Ich fürchte, er hat, antwortete er hinwegblickend, und Emma wird deſſen Opfer.

Nach mancher Stunde, die er mit ſich ſelbſt kämpfend verfließen ließ, ſchien er einen guten Entſchluß gefaßt zu haben; denn er trat mit ernſtem aber offenem

Blick in Frobig's Haus. Sonſt war ſein erſter Gang zu Anna's Zimmer, heute ging er haſtig in Frobig's Cabinet, wie Einer, der ſchnell das Schwerſte vollenden will. Nach einer Stunde kamen ſie Hand in Hand zu Anna, heiter wie nach einer gelungenen That, aber weich wie nach einem gebrachten Opfer. Frobig drückte Anna's Hände an ſeine Bruſt und ſagte: „Deine Emma bleibt bei uns.“ Die gute Mutter, die ihn mit ſchmerzlicher Spannung hatte hereintreten ſehen, fiel ihm, Gott dankend, um den Hals. In dieſem Augenblick kam Emma, Friedchen an der Hand, in das Zimmer und rief bei dem Anblick ihrer Ältern mit unbefangenem Scherz: Wir müſſen auch ein bischen liebgehabt ſein! raffte das Kind auf und drängte ſich an die in Thränen lächelnde Mutter. Friedchen erblickte Alphons, der ſchweigend dem Schauſpiele zuſah, und rief, ihre Arme nach ihm ausſtreckend: Komm, Du mußt auch liebgehabt ſein! Indem er ſanft das Kind an ſeine Bruſt zog, ward Emma's Aufmerkſamkeit auf ihn gerichtet; ſie ward von dem Ausdruck ſeines Geſichts betroffen und auch jetzt erſt auf die Rührung ihrer Ältern aufmerkſam. Frobig, Friedchens freundlichen Zuruf hörend, reichte dem Jüngling die Hand und ſagte mit Herzlichkeit: Friedchen ſpricht die Wahrheit. Meine Anna, Alphons muß auch liebgehabt ſein. Die Lebhaftigkeit, mit der dieſe würdige Frau Alphons an ihren Buſen drückte, bewies, daß ſie Frobig's Worten einen beſtimmten Sinn gab; aber ſie verrieth ihn nicht, und Keiner aus dem gerührten kleinen Häufchen verrieth ihn, obgleich ſie daſtanden, als hätten ſie Alle eine ſchöne Erſcheinung geſehen. So traf ſie Juliane, die eben ins Zimmer trat und ſich ſtill als Theilhaberin des Geheimniſſes zur Seligkeit dieſes Abends geſellte.

Emma, die wegen einer kleinen Unpäßlichkeit ihrer Mutter einige Zeit nicht in der Geſellſchaft erſchien, ſah Graf Aurau nicht wieder, denn er verließ bald die Reſidenz, ohne daß ſein Schickſal uns weiter intereſſirt. Frobig's Familie mußte bald eine Schickung erleiden, die aus ſehr entfernten Urſachen die gänzliche Veränderung ihres Lebenswegs herbeizog.

Wir haben geſehen, wie der Fürſt vor mehren Jahren Frobig vergeblich auffoderte, ſeinem Erbprinzen Unterricht zu ertheilen; jetzt wählte er den jungen, als Archivar angeſtellten Ahlen, um ihn bei einer Reiſe zu begleiten, die er zur Vollendung ſeiner Bildung unternehmen ſollte. Der Oberſte Krome, ein würdiger Alter, der unter Friedrich's Heeren gedient hatte, war zu ſeinem Führer ernannt, und dieſer hatte ſich Alphonſens Geſellſchaft für ſeinen Zögling ausbedungen. Dieſer Vorſchlag erfüllte unerwartet Alphonſens frühen Wunſch, Welt und Menſchen zu ſehen; er verſprach ihm auch durch eine nähere Verbindung mit dem Erbprinzen Vortheile, die nach ſeiner Rückkehr den Wünſchen ſeiner Liebe Gelingen zuſicherten. Allein der Charakter des Erbprinzen gab wenig fröhliche Ausſichten. Ein leichtſinniger Kopf und ein leidenſchaftliches Herz machten ihn zum Werkzeug ſeiner Umgebungen, und die Mehrzahl dieſer zieht jedes Fürſtenkind lieber zur Schlechtigkeit hin. Krome wußte dies Alles, hoffte auch nicht auf eine Wiedergeburt unter ſeinen Händen, aber er kannte den Werth auch des geringſten Guten, das Fürſten angebildet wird, und fand es wol der Mühe werth, dieſem geringſten ſeine Kräfte zu widmen.

Alphons hatte von Krome's Vorſchlag nicht die geringſte Ahnung gehabt. Der Oberſt hatte ihn auf das ſorgfältigſte verſchwiegen, um alle Mitwerber zu entfernen, ſodaß auch Frobigs, zu denen er, da er ſeine Mutter dort wußte, ſogleich hineilte, aufs äußerſte überraſcht wurden. Mit ſichtbarem Ernſt hörten ſie die Nachricht, die ihnen mit heftiger Gemüthsbewegung überbracht wurde. Emma hatte ſie kaum vernommen, als ſie Friedchen bei der Hand nahm und zum Zimmer hinauseilte; doch nicht ſo ſchnell, daß nicht Alphons hätte wahrnehmen ſollen, daß Thränen ihren Augen entſtürzten. Nach langem Schweigen ſagte Anna, zu Frobig gewendet: Wir ſind ſo glücklich; wollen wir Gott verſuchen und es ändern? — Juliane aber rief in Thränen ausbrechend: O, mein ahnendes Herz ſehnte ſich nach einem kleinen Schmerz, der das Schickſal für unſere frohen Tage verſöhne. Nun iſt er ja da, Vorbote vielleicht unendlichen Wehes. — Alphons fühlte ſich zwiſchen Emmas beglückenden Thränen und ſeiner Mutter hoffnungsloſem Schmerz ſo zerriſſen, daß die Noth ihn hart machte. Er ſagte zu Frobig: Nicht meiner Mutter unſelige Ahnung, nicht — Sein Blick ſuchte Emma's Bild auf dem Fleck, wo er ſie weinen geſehen hatte; er legte ſchnell ſeine Hand aufs Herz, als wollte er dort die Erinnerung verſchließen, und wiederholte: Nicht meine gepreßte Bruſt ſoll entſcheiden; Sie allein, mein Lehrer, Sie im Namen der Vernunft. Soll ich jetzt den Weg zu meinem Glück verlaſſen, um ſpäter, aber begünſtigter darauf fortzuſchreiten? Frobig ſchien heftig in ſeinem Innern bewegt; reichte aber nach einigem Nachdenken dem jungen Manne ſeine Hand — ſich oder ihn damit aufzurichten, weiß ich nicht — und ſagte entſchloſſen: Befolgen Sie den Ruf; wirken Sie ſo viel Gutes als möglich, und nach Ihrer Rückkehr — trennen wir uns nicht mehr.

Bei dieſen letzten Worten ſah Frobig Anna an, als bedürften ſie ihrer Beſtätigung. Julianens Blicke begegneten ihnen, und ein Freudenſtral brach durch die düſtere Ergebung, die ſie ausdrückten. Bei ſo einfacher Sicherheit der Herzen gewinnt der Geiſt bald auch der Klarheit; daher begann auch im nächſten Momente ein Geſpräch über den Plan zu des Erbprinzen Reiſen.

Alphons bemerkte mit Entzücken, daß er Norberg in ſeinem Vaterland aufſuchen werde. Frobig war dem Reiſewege mit zunehmender Unruhe gefolgt; bei dem Namen von Norberg's Vaterland fuhr er zuſammen, ſo daß Alphons beſorgt auf ihn zutrat. Er legte ihm die Hand auf die Schulter und ſagte bewegt: Möchtet Ihr Euch wiederfinden, wie Ihr Euch verließt! Doch, ſetzte er zögernd hinzu, vermeide jedes Verhältniß mit ſeinem Vater. So wie er ihn ſchildert, kann er Euch nimmermehr verſtehen.

Emma mußte nicht mit in dem Geheimniß ſein, deſſen Andenken unter ihre Geliebten ſo ſchnell halbe Entſchloſſenheit und Faſſung verbreitet. Alle nachfolgende Zeit bis zu des Erbprinzen Abreiſe blieb ihr Auge trübe und mochte oft mehr als trübe ſein; denn wie

Friedchen ſie einſt bat, ihr etwas an ihrer Arbeit zu zeigen, ſah ſie ihr wehmüthig in die Augen, legte dann ihr Händchen darauf und ſagte: Aber thu' es nicht, wenn Deine armen Augen ſchmerzen. Emma glühte wie die Morgenröthe; die Mutter warf einen ſorgenvollen Blick auf ſie und dann auf Alphons, und dieſer Blick bannte den Sturm von Empfindung, den dieſer neue Beweis, geliebt zu ſein, in ihm aufregte, in Demuth und Ehrfurcht in ſein Inneres.

Alphons reiſte ab. Seine Lieben gewöhnten ſich, wie es dem armen Sterblichen vergönnt iſt, ein Jeder ſeine Art Schmerz über ſeine Abweſenheit durch die Hoffnung ſeiner frohen Rückkehr zu erleichtern. Frobig allein ſchien mit dem Fortſchritte der Reiſe mehr Unruhe zu empfinden und verbarg es nur ſchlecht unter der Zufriedenheit, die er gegen die beiden Freundinnen über die Reiſe und den Reichthum des Geiſtes ausdrückte, die ihres Lieblings Briefe bezeugten. Endlich kam ſein erſter Brief aus M. — Alphons ſchrieb voll Freude, daß er in Norberg ganz den Alten gefunden, und wie die gegenſeitige Wahrnehmung Beider, die Zeit ihrer Trennung für Geiſt und Herz nicht vergeblich gelebt zu haben, ſie beglücke. Er erzählte, daß ſein Freund, ganz von ſeinem Vater getrennt, ohne Staats- und Hofdienſt, ſich allein mit der Verwaltung ſeiner großen, von ſeiner Mutter geerbten, Güter beſchäftige, und ihm zu gefallen, ſeit ſeiner Rückkehr von Göttingen zum erſten Mal in die Reſidenz zurückgekehrt ſei. Oberſt Krome gab dem Freundſchaftsbunde der beiden jungen Männer ſeinen ſo herzlichen Beifall, daß er Alphons oft von der Obliegenheit, ſeinen Prinzen an den Hof zu begleiten, befreite, um ihn die Geſellſchaft ſeines Freundes genießen zu laſſen. „Demnoch,“ ſetzte Alphons hinzu, „habe ich dem Verkehr mit Nordberg's Vetter nicht entgehen können. Er lebt hier am Hofe und beſchränkt auf ihn ſein ganzes werthloſes Wirken. Seine Nähe ſtößt mir eine dunkle Unbehaglichkeit ein, wie man der Sage nach an dem Orte empfinden ſoll, wohin ein böſer Geiſt iſt gebannt worden. Er lebt in einer kalten, durchbohrenden Spaßmacherei, die darauf ausgeht, jedes ſeelenvolle Gefühl als ſinnlichen Kitzel zu verketzern. Er kommt mir vor wie ein Anatom, der mit dem Scalpell in der Hand an einem ekeln Leichnam das Gehirnnervchen nachweiſt, demzufolge, nach ſeiner Anſicht, die griechiſchen Jünglinge ſich ins Joch ſpannten, um ihre Mutter zum Tempel der Göttermutter zu fahren, oder durch den Arria ausrufen konnte: „Es ſchmerzt nicht!“ Leider gefällt dieſe Art von Verſtand unſerm Prinzen und um ihres Geſchlechts willen noch viel mehr; leider ſcheint ſie auch der Prinzeſſin Agathe, der älteſten Tochter des Herzogs, zu gefallen. Wenn ich an einem Geſpräche dieſer Art Antheil nehmen muß, fühl' ich meinen Beruf als eine unwürdige Sklaverei, und Krome, der mich wie einen Freund und Gefährten behandelt, hat mir doch aufgetragen, beſonders um dieſes unwürdigen Misbrauchs der Vernunft willen den häufigen Witzesübungen dieſer Art beyzuwohnen, die gewöhnlich während des Spiels zwiſchen dem engern Zirkel der Prinzeſſin am Theetiſche ſtattfinden. Er glaubt mich dadurch mit unſerm Prinzen auf den Fuß von Vertraulichkeit zu ſetzen, der mir Mittel gebe, in günſtigen Momenten auf ihn zu wirken.

So weit hatte die liebende Verſammlung des Abweſenden Erzählung geleſen, als ein Diener die Nachricht brachte, ein Gerücht verkündige den Tod des alten Fürſten, der bei der Heimkehr von der Jagd vom Pferde geſunken und vom Schlage getroffen ſei. Ehe der folgende Tag anbrach, beweinte das Land einen guten Fürſten, ſahen treue Diener mit Furcht das Regiment eines unerfahrnen Nachfolgers beginnen. Eilboten rieſen den abweſenden Thronerben zurück und brachten mit ihrer Antwort das Stadtgerücht aus M. zurück, daß er die Prinzeſſin Agathe als Gemahlin nach Hauſe zu bringen geſonnen ſei. Der Hof und die Stadt hielten es für unmöglich. Man kannte die Abſichten des verſtorbenen Fürſten wegen einer Verbindung ſeines Sohnes, der treue Staatsmann kannte das Bedürfniß ſeines Landes; er hatte die weite Reiſe nach Norden ſchon gemisbilligt; Krome hatte aber bei ſeinem Reiſeplan die Abſicht gehabt, ſeinem fürſtlichen Zögling, ſo weit es innerhalb der Grenzen des deutſchen Vaterlandes geſchehen könnte, Verſchiedenheit von Volk und Regierung kennen zu lehren. Vor dieſem an ſich guten Plane mußten die altväteriſchen Begriffe der guten alten Staatsdiener ſchweigen. Statt die Rückreiſe nach ſeinem angeerbten Staat unverzüglich anzutreten, meldete der Prinz die Nothwendigkeit, ſie zu verſchieben, Geld herbeizuſchaffen, Maßregeln zur Einrichtung eines Hofſtaates für die Fürſtin zu treffen, indem er die älteſte Tochter des Herzogs von *** als Landesmutter zurückzubringen gedächte. Die alten Miniſter wagten Vorſtellungen und erhielten Befehle; ſie ſeufzten und gehorchten, und der Hofmarſchall ordnete Triumphbogen und Volksfreuden zum Empfange des fürſtlichen Paares.

Mit der Nachricht von dieſer ungewünſchten Verbindung ſchien ſich eine Wolke über das heitere **, aber am dunkelſten über Frobig's Haupt gelagert zu haben. Seit Alphonſens Brief, den die Nachricht von des alten Fürſten plötzlichem Tod unterbrochen, ſtörte eine unerklärliche Unruhe ſeinen gefaßten Sinn. Jedermann wußte, daß er ſeinen Herrn herzlich geliebt hatte; aber um ſeine Stimmung zu erklären, fürchtete man, daß er beſondere Urſachen habe, von ſeines Nachfolgers Charakter drohende Dinge zu erwarten. Die Fragen ſeiner Amtsgenoſſen, die Beſorgniß ſeiner Familie legten ihm bald die Nothwendigkeit auf, ſich Zwang zu gebieten; aber es blieb nur Zwang, und die Nachricht von der Wahl des jungen Fürſten ſchien die befremdliche Veränderung in ſeinem Innern zu vollenden. Der bis dahin ſo geſetzte, heitere Mann war nicht klagend, nicht muthlos geworden; aber er ſchien zu ſeiner Faſſung eine völlige Trennung von allen äußern Berührungen zu bedürfen. Er vermied ſogar ſeine Frau und das ganze Kleeblatt liebender weiblicher Seelen.

Anna wartete mit Muth auf die Löſung dieſes Räthſels. Ihr Vertrauen in ihres Mannes Redlichkeit war felſenfeſt; ſomit glaubte ſie jedes Schickſal ertragen zu können. Juliane ſagte faſt mit den Worten, in welchen Thekla zu unſerer Zeit ihre Ahnungen ausdrückte: Ein drohender Dämon ſchwebt über unſerm Haupt. Dem

Lande gilt dieſe prophetiſche Angſt nicht. Uns gilt ſie, uns! O, es kann nicht Strafe ſein, Vater der Menſchen! ſetzte ſie hinzu, indem ſie, ihre Arme auf der Bruſt gekreuzt, wie eine gläubige Büßerin aufblickte. — Hier Thränen und überall Angſt zur Zeit, wenn wir Alphons wiederſehen ſollen? ſagte Emma und dachte nur an dieſe einzige Ausſicht.

Das fürſtliche Ehepaar, das Aufwand hatte vermeiden wollen, traf unerwartet in ** ein. Alphons flog in die Arme ſeiner Mutter, die er ſo glücklich war da aufſuchen zu müſſen, wohin er ſo ſehnſuchtsvoll zu eilen begehrte. Die Freude des Wiederſehens ward ſehr getrübt, denn er fand Frobig an Leib und Seele ſichtbar erkrankt. Aber beglückender ward ſie doch durch dieſen Schmerz; denn Emma ſtimmte in ſeine Vergeſſenheit ein, zu der ihn der Anblick ſeiner Heimath und ihrer geliebten Bewohner hinriß, und warf ſich mit dem Ausruf in ſeine Arme: O wie ſehnlich hoffen wir auf Sie! Sie werden den Vater wieder froh machen.

Wirklich ſchien Frobig beim Wiederſehen ſeines jungen Freundes ſeinen Trübſinn zu vergeſſen, bis dieſer ihm mit Eifer erzählte, daß ihm ſeine liebſte Erwartung doch fehlgeſchlagen ſei. Mein Norberg, ſagte er, wollte ſich an das Gefolge der Fürſtin anſchließen, um mich mit hierher zu begleiten; ſein Geſuch ward mit ſichtbarer Zufriedenheit bewilligt, als wenige Tage vor unſrer Abreiſe ſein widerwärtiger Vater zum Reiſemarſchall ernannt ward, worauf mein Freund ſeinen Plan ſogleich aufgab. Alphons konnte ſeine Rede kaum vollenden; denn er nahm wahr, daß Frobig mit einem unbeſchreiblich ſchnellen Übergange zum finſterſten Ernſt aufſtand und mit verſchlungenen Armen im Zimmer umherſchritt. Emma winkte Alphons, der beſorgt zu ihm eilen wollte, ihn nicht zu ſtören; leiſe und mit Thränen ſagte ſie zu ihm: Ach, ſo iſt er oft, oft! Die guten Seelen wollten ſich das Anſehen geben, ungeſtört fortzuſchwatzen; aber das war das erſte Mal, daß Alphons ſie etwas wollen ſah, was ihrem Herzen fremd war. Das Geſpräch ſtockte, oder die Stimmen, die erſonnene Reden führten, ſprachen nicht im gewohnten Tone.

Plötzlich trat Frobig unter ſie, faßte Antons Hand und ſprach: „Nun wir hier beiſammenſind, wie ich gewünſcht hatte, mein Lebelang uns beiſammen zu ſehen, trage ich Dir einen Entſchluß vor, den die Umſtände erzwungen haben, den ich aber nur mit Deinem Wohlgefallen als geſegnet anſehen kann. Ich will meinen Dienſt niederlegen und ein kleines Gut in der ſüdlichen Schweiz oder noch weiter gegen Süden kaufen, wo wir unabhängig leben können. Die neue Form unſers Hofes gefällt mir nicht!

Der Eindruck, den Frobig's unerwartete Rede machte, iſt nicht zu beſchreiben. Es war, als wenn ſich jeder der Zuhörer plötzlich bewußt ſei, ein furchtbares Geheimniß zu wiſſen, das durch jede Erörterung kund werden könnte, wegen deſſen es beſſer ſei, nun überhaupt nicht mehr zu ſprechen, damit auch kein Wort zum Verrath werde. Anna blickte gefaßt zu ihrem Manne auf und ſchien ein lang erwartetes Unglück ſtandhaft zu ertragen. Juliane ſchauderte, ſchlug ihre Hände bittend zuſammen und blickte auf ihren Sohn, als blickte ſie auf ſein Grab. Alphons war bei Frobig's Rede heftig aufgeſtanden, wie Einer, der plötzlich etwas Ungeheueres erkennt, aber, ſeinem Schrecken gebietend, deſſen ganze Geſtalt betrachten will, eh' er ſich zur Wehr ſetzt.

Emma's junge Seele allein ſchien von dem drohenden Unglücke keinen Begriff zu haben; ſie wartete lange, ob die grauenvolle Stille nicht aufhören wollte, dann beugte ſie ihr Geſicht auf die Hände ihrer Ältern, die ſich noch gefaßt hielten, und ſagte mit bebender Stimme: Wenn der Vater wieder froh iſt, ſo iſt's ja eins, wo wir leben. Ja, ſo iſt's, ſprach Anna matt und ergeben; thue, was Dir gut däucht. Und die Stille, die von Neuem herrſchte, war nur durch den ungleichen Schritt, mit dem Frobig wieder umherging, und durch Emma's leiſes Schluchzen unterbrochen. Das Feſt des Wiederſehens war dahin, eine kalte Geiſterhand hatte die Zungen gebunden, jagte undeutliche Schreckbilder durch den Sinn; nur Alphons glaubte deutliche Geſtalten zu ſehen, aber ihm war es am ſtrengſten geboten, ſeine Einſicht zu verſchweigen.

Schon am folgenden Tage reichte Frobig ſein Geſuch um Dienſtentlaſſung ein. Der Augenblick war dem ſchnellen Geſchäftsgang nicht günſtig, es blieb einige Tage liegen, während welcher er ſchon Anſtalten zur Abreiſe traf. Die Hoffeierlichkeiten wegen der Rückkehr des fürſtlichen Paares nöthigten Alphons, ſeine bisherigen Verhältniſſe gegen den Fürſten noch beizubehalten, und ließen ihm wenig Zeit, ſeiner Freunde Haus zu beſuchen. Und da gingen die ſonſt ſo glücklichen

Bewohner wie arme Verbrecher umher, die ſich einander ſcheuen und doch nur vereint ihr Bewußtſein ertragen, ohne Raſt ſich fliehen und, ſowie Einer fehlt, ihn doch ängſtlich wieder aufſuchen.

Anna, Juliane, Emma ſaßen ſtumm und weinend bei ihrer gewöhnlichen Arbeit, oder beſorgten die Zubereitung zum Einpacken und Verkauf ihres Hausrathes, auch wieder weinend und ſtumm. Nach einigen Tagen ließ der Fürſt Frobig zu ſich kommen. Er ging, ſichtbar geſpannt, und ſagte zu ſeiner Frau, daß er zu gleicher Zeit Abſchied von ihm zu nehmen gedenke. Als Emma ihm nachſah, ſagte ſie fröhlich zu dem in finſteres Nachſinnen verſunkenen Alphons: Ach, vielleicht läßt er ihn nicht fort und wir bleiben beiſammen. Alphons ergriff in beglückender Überraſchung ihre Hand; aber plötzlich ſchien eine Erſcheinung zwiſchen den Beiden aufzuſteigen; er ließ die geliebte Hand los und verbarg ſein Geſicht.

Nach einer halben Stunde kam Frobig zurück. Seine Spannung war vorüber; er ſah jetzt wie ein Schiffbrüchiger aus, der matt vom Kampfe gegen die Wellen ſich in ſein morſches Boot ſtreckt und ergeben es den Wogen überläßt. Er ſagte, daß er ſeinen Abſchied morgen erhalten werde, aber, wie er fürchten müſſe, von des Fürſten Unwillen begleitet. Er habe müſſen undankbar ausſehen; aber es gibt nur dieſen Weg, Euern Frieden zu retten, ſetzte er matt hinzu und ging auf ſein Zimmer.

Frobig erwartete am andern Morgen mit Sehnſucht ſein Abſchiedsdecret. Es kam nicht. Der Tag ward peinlich lang, und länger durch gleichgültige Beſuche von Herren und Damen, die mit Erſtaunen, ſüßlichem Bedauern und politiſch geſtellten Fragen den geängſtigten Menſchen kaltes Stillſchweigen zur Pflicht machten. Gegen Abend trat Alphons mit zerſtörtem Antlitz in das Zimmer, wo er Frobig bei den Frauen zu finden gewohnt war. Emma, von ſeiner heftigen Frage nach ihrem Vater aufgeſchreckt, ging ihm raſch entgegen, als er ſie in ſeine Arme ſchloß und außer-ſich rief: Das Schickſal ruft! Ich ſoll Dein Rächer ſein! — und ſie loslaſſend eilte er nach Frobig's Zimmer.

Die Frauen blickten fragend Eine auf die Andre; Keiner ſchien das Ungereimteſte befrembend, das Schrecklichſte unerwartet zu ſein, und in dieſem Augenblicke ſchien ſogar in Alphonſens gewagter Handlung ein Ausdruck zu liegen, der ihre Dumpfheit verminderte, denn Emma ſank in Julianens Arme und rief, einen Schimmer von Hoffnung im Auge: Wenn er uns rächen will, ſo ſind wir ja ſein! —

Noch war Alphons in Frobig's Cabinet, als ein Hofwagen vor dem Hauſe hielt und der befragte Diener berichtete, daß der Oberſte Krome zu Frobig gegangen ſei. Alphons hatte ihnen für dieſen Mann ſo viel Achtung und Vertrauen eingeflößt, daß ſie ſich von ſeiner Gegenwart nur Gutes verſprachen. Es dauerte nicht lange, ſo führte ihn Frobig herein und bat Alphons, der ihn begleitete, ſeinen würdigen Freund ihnen vorzuſtellen. Frobig ſchien tief bewegt, aber entſchloſſen; Krome zitterte, da er Annens Hand, nicht der Sitte gemäß, ſondern als Ausdruck der ihn beſeelenden Achtung an ſeinen Mund führte. Emma ſuchte er zu fixiren, als er aber fühlte, daß ſich Thränen in ſeinen Augen ſammelten, ſchlug er ſie nieder, und Jeder nahm ſtumm ſeinen Platz. Nach einigen Secunden ſtand Frobig auf, trat vor ſeine Frau und ſagte mit einer Stimme, die Anfangs von innerem Kampfe bebte, nachmals aber feſt ward: Mein edles Weib, Du biſt in Dem, was ich jetzt erzählen werde, die erſte Beleidigte. Ich dachte mir in den vielen Jahren unſerer Ehe dieſen ſchrecklichen Augenblick immer als möglich und rechnete immer feſt auf Deine Verzeihung; nun er da iſt, ſchien ich mir ſelbſt ihrer unwürdig. Laß es Dich nicht befremden, wenn ich ein Geheimniß, das ich Dir nie entdeckte, jetzt vor dieſem Manne vortrage, den Du zum erſten Male ſiehſt. Er iſt hier im Namen unſers Fürſten, und er ſoll unterrichtet werden, wie ich Dich unterrichte, Dich und Euch, meine einzig Geliebten — er blickte auf Emma und Juliane, die in ängſtlicher Erwartung zuhörten —; denn Alphons, fuhr er fort, trug ſchon ſeit Jahren die Bürde meines Geheimniſſes; ich wollte ihn durch dieſes Vertrauen früh zur Männlichkeit aufrufen und erwarte von ihm, daß er meine Handelsweiſe rechtfertigen wird. — Nun ſetzte er ſich an Annens Seite und fuhr fort:

Ich bin Norberg's Landsmann; mein Vater war General in *** Dienſten. Das Schickſal hatte mir den Schmerz auferlegt, ihn nie achten zu können. Seine ſchöne Geſtalt hatte ſein Glück gemacht; ſeine

Dreiſtigkeit erhielt ihn in einem Anſehen, das kein wirkliches Verdienſt rechtfertigte; ſie verſchaffte ihm auch die Hand meiner vortrefflichen Mutter, die, durch ihrer Ältern Überredung faſt noch als Kind in den Eheſtand getreten, in mir ihr einziges Lebensglück fand und der ich alle meine moraliſchen Anlagen verdanke. Meine Denkart mußte der meines Vaters widerſtreben, und deshalb, und um meiner Mutter die Stütze zu rauben, die ſie in mir gefunden hatte, ſchickte er mich ſchon in meinem ſechszehnten Jahre nach **, um unter dem *** Heere die fünf letzten Feldzüge des ſiebenjährigen Krieges zu machen. Bei einem zufälligen Aufenthalte in Wien traf ich mit Norberg zuſammen. Sein kalter, ſelbſtſüchtiger Charakter hatte uns ſchon auf der Ritterakademie entzweit, obſchon er als viel älterer Schüler keine andere Berührung als die der Landsmannſchaft mit mir hatte. Als ich ihn in Wien wiederfand, wendete er ſeine Muße auf die Befolgung eines ſyſtematiſchen Planes, der die Verführung einer ſehr jungen, unerfahrnen Frau zum Endzwecke hatte. Ich ward an ihm zum Don Quixote und kann es noch nicht bereuen. Ich entfernte ſie von Norberg, gab ihrem Manne einige Winke und hatte das Glück, viele Jahre nachher einen würdigen Sohn dieſer, ſeitdem vollkommen glücklichen Ehe kennen zu lernen. Norberg befand ſich durch ſeine Schuld in dem Falle, ſich nicht mit mir ſchlagen zu können, und mein Ruf als Menſch und Soldat war begründet genug, um mich des Schlagens zu überheben; ich verlor Norberg aus den Augen, er bewahrte mein Andenken mit Feindſchaft und Furcht.

Der Frieden ward geſchloſſen; ich ging nach M. zurück und traf dort mit meinem Vater und Norberg zuſammen. Norberg hatte einen viel ältern Bruder, der in dem Verpflegungsweſen deſſelben Heeres, unter dem mein Vater diente, einen ſehr wichtigen Poſten bekleidete. Er fand Mittel, dieſen Bruder, einen rohen, heftigen Mann, mit meinem Vater zu entzweien und dann zu vermögen, aus Feindſchaft Dinge gegen meinen Vater zu bezeugen, die er bis dahin als Mitſchuldiger verſchwiegen hatte. Die Anklagepunkte waren ins Reine gebracht, die Beweiſe geſammelt, die Schrift zur Übergabe bereit, als die Ausſicht auf nahe Rache ihren Urheber zur Unvorſichtigkeit verleitete, ſich im Geſpräche gegen mich, in Gegenwart meiner Mutter, an einem öffentlichen Orte, eine beleidigende Bemerkung über meinen Vater zu erlauben. Ich foderte ihn und ward ſein Mörder.

Ein Schrei des Schreckens wollte aus Anna's und Emma's Munde dringen; ſie beherrſchten ihn, daß er in einem bangen Seufzer verhallte. Juliane ſaß mit gefalteten, vor ſich hin auf den Schoos ausgeſtreckten Händen, nicht wie Eine, die unerwartetes Unglück hört, ſondern mit nachdenkendem, feſtem Blicke auf den Erzähler horchend, als wolle ſie achtgeben, ob es auch das Erſchreckliche ſei, das ſie vermuthe. Alphons ſchien nur auf das Leiden der beiden Frauen zu achten; bei dem Ächzen, das jetzt Emma's Bruſt entſtieg, war er nicht mehr fähig, auf ſeiner Stelle zu bleiben, ſondern ſtellte ſich, als würde er ſie beſſer ſchützen können, neben ihren Stuhl.

Ich ward Norberg's Mörder, fing Frobig wieder an; aber ich hatte nicht aus Übereilung gehandelt. Ich wußte nichts von den Beweiſen von meines Vaters Schuld, nichts von dem ſchon vollendeten Plane, ihn zu verderben. So, wie ich ſeine Lage beurtheilte, war ich überzeugt, ſeine bürgerliche Ehre retten zu können, wenn ich ſie kühn vertheidigte. Ich wollte meinen Gegner ſchonen, wollte ihn entwaffnen, — ich durfte mich damals zu ſo einer Abſicht für geſchickt genug halten —; ja, ich wollte mich endlich hinopfern, weil ich meinem Gefühle nach den Verluſt von meines Vaters Ehre nicht überleben konnte; ſie war ja das einzige Band, das mich an ihn hielt.

Meines Gegners Kopfloſigkeit machte alle meine Berechnungen zu Schanden; er fiel, und ich floh, um meine Mutter vor Verzweiflung zu bewahren. Meines Vaters Sache ward noch viel ſchlimmer. Sein Angeber hätte ihn um ſein ſelbſt willen geſchont; Norberg, ſein Bruder, trat an ſeine Stelle und bezahlte mir nun durch mein und meines Vaters Verderben die Kühnheit, mit der ich ihm in Wien bei einem Bubenſtück in den Weg trat. Zu dem Beweiſe von Veruntreuung in Angelegenheiten des Regimentes rief man noch Beweiſe von Verletzung militairiſcher Ehre auf. O mein armes Weib! kannſt Du nun begreifen, warum der Tod unſers Sohnes mich weniger ſchmerzte als Deiner Töchter Hinſcheiden? Ich mußte ihm den Namen verſchweigen, den ſein Vater einſt führte. Der meine ward caſſirt, eingeſperrt; ich ward als Mörder verurtheilt, mein Bildniß an den Galgen geſchlagen

— Frobig's Worte erſtickten im Kampfe mit ſeinem Schmerze. Emma war aufgeſprungen, unfähig weiter zu hören; ſie hatte ſich ihrer Mutter zu Füßen geworfen, umfaßte ſie heftig und weinte in ihrem Schooſe. Frobig ſprach weiter, langſam, gepreßt und ſich im Reden von den Seinen entfernend, als habe das Erzählte ſie von ihm geſchieden.

In der Schweiz, unter meinem angenommenen jetzigen Namen erfuhr ich die Vollziehung der Urtheile, erfuhr auch, daß die Menſchen meiner Vaterſtadt gütig von mir dächten und mir um meines unbeſcholtenen Lebens willen verziehen; daß der Herzog ſelbſt, mich nachſichtiger behandelt hätte, wenn Norberg nicht durch alle Ränke die Strenge des Geſetzes gegen mich aufgereizt hätte. Dieſe Stimmung verſchaffte auch meiner guten Mutter Mittel, ihr reiches Heirathsgut, das bei der Einziehung von meines Vaters Gütern ihr zurückgegeben wurde, in Geld umzuſetzen und mir zu übermachen. Kaum hatte ſie mir ſo den letzten Beweis ihrer Liebe gegeben, ſo ſank ſie ins Grab. Mein unglücklicher Vater ſtarb bald auf der Feſtung; der alte Herzog überlebte ihn nicht lange; das Geheimniß meines Lebens blieb verwahrt, und ich ſelbſt ward bald vergeſſen. Norberg machte Anfangs einige Verſuche, mich zu entdecken, ward aber durch einen Zufall von meinem Tode überzeugt und vergaß mich vielleicht auch; denn geſtern, als er mich bei der Fürſtin erkannte, ſchien die Freude, ſein Opfer in ſeinen Händen zu ſehen, vor dem Erſtaunen bei meinem Anblick zu verſchwinden.

Den Fluch der Gewiſſensangſt rief mir mein blutiger Gegner nicht zu; denn ich hatte nach Pflichtbegriffen gehandelt, die, wenn ſie ſtrafwürdig ſind, ſo feſt mit den zarteſten Fäden unſrer Moralität verwebt ſind, daß der Geſetzgeber noch gefunden werden muß, der ſie nicht beide zuſammen zerſtört. Aber eine tiefe Herzenswunde nahm ich mit mir fort, die keine Zeit, keine Tugend, die nicht einmal Eure Liebe geheilt hat. Nicht daß ein Mord auf mir laſtete — dafür war ja mein ganzes Schickſal die Strafe mit allen Folgen der That; — aber die Unnatur, die in meine Verhältniſſe getreten war, die zu Allem, was ich that, eine ſchüchterne Berechnung erfoderte, die lähmte meinen angebornen Frohſinn. Ich zwang mich zu einer Lebensart, die allein meine Zukunft ſicherte; ſie ward durch die nie vernichtete Möglichkeit, entdeckt und als doppelt bürgerlich Entehrter erkannt zu werden, geregelt. Ich beſchied mich, dem Glück eines eignen Herdes, dem Glück der Liebe, der Ehe zu entſagen. Mein allmälig wiederkehrender froher Sinn, mein redliches Bemühen, durch gute Thaten mein Unglück zu verſöhnen, meine Freude an den Wiſſenſchaften erleichterten mir meinen Zuſtand. Mein Geheimniß ward mir erträglicher, je mehr ich es allein trug; nach dem Tode der wenigen Menſchen, die mein Daſein wußten, gewöhnte ich mich an eine gewiſſe Sicherheit. Ich fand überall ſo viele gute Menſchen, ich hätte ſo leicht Freunde an mich feſſeln können, und das koſtete mir die ſchwerſte Überwindung, in ſo vieler theilnehmender Menſchen Augen als ein vereinzelter Selbſtſüchtler zu erſcheinen, wenn ich nie eine Verbindung die Innigkeit gewinnen ließ, die dem Freunde Anſprüche an unſere Vergangenheit zugeſteht. So hatte ich zehn Jahre gelebt, als der Zufall mich hierherführte. Die Gewohnheit hatte mich nach und nach vor der Gefahr, erkannt zu werden, eingeſchläfert; die Zeit oder die Altersreiſe hatte eine religiöſe Anſicht meines Schickſals in mir entwickelt, die mir Ruhe, Kraft und doch auch Aberglauben gab. Ich ſah meinen Zweikampf nicht mehr ſo billigend an wie vor zehn Jahren, allein mein Gewiſſen blieb eben ſo ruhig dabei wie damals. Ich fühlte die Opfer, die er mir gekoſtet hatte, bitterer als damals; denn das Alter, wo der Menſch der Ernte ſeiner Mühen entgegenſieht, rückte herbei. Ich hatte zehn Jahre lang für meine That gebüßt, meine Vernunft konnte ſich eine Folgereihe dieſer That bis über das Grab hinaus denken; aber keine Anſicht, weder meiner noch der Gottheit, die ich verehrte, machte es nothwendig, darum am Glück zu verzweifeln, mich dem Glücke zu verſchließen. Dieſe beiden Anſichten meines Schickſals brachten ein Schwanken in meinem Weſen hervor, das eher Wankelmuth, nicht Schwäche zu heißen verdient. Ich horchte auf das Schickſal, oder wie ich es lieber nenne, auf die Winke der Vorſehung, um ihnen zu folgen; daß mich bei ihrem Verſtehen mein Herz mehr leitete als mein Verſtand, iſt wohl wahr; aber nicht weil der Verſtand vom Herzen beſeitigt ward, ſondern weil der Menſch Gottes Wege leichter empfindet als einſieht. Hier, in dieſer guten Stadt ward mein Gemüth befremdlich angeregt. Ich hatte mich zehn Jahre lang in großen Städten herumgetrieben, wo die Bilder erreichbaren häuslichen Glücks dem beſcheidenen Fremden ſelten geſtattet werden; ich hatte Länder durchirrt, in denen die Cultur ſo weit unter meinen geiſtigen Bedürfniſſen ſtand, daß mich ihre Einwohner nur hier und da idylliſch, meiſtens barbariſch, ſelten heroiſch, nie zu einem bleibenden Aufenthalte einluden. Hier erwartete mich der Anblick bürgerlicher Häuslichkeit, glücklicher Beſchränktheit, dauerhaften Wohls. Mein guter Müller umſpann mich mit einer Menge localen Intereſſes, und ſo, müde und bei dem Anblicke der Ruhe um mich her nach und nach glaubend, mir wäre auch Ruhe beſchieden, überraſchte mich Müller mit ſeinem Vorſchlage, hier Dienſte zu ſuchen. Ich dachte noch ein Mal meine Lage durch. Das Ärgſte, was mich treffen konnte, traf mich ja alsdann — und ich ſuchte das Amt. Ich war wirkſam, ich that Gutes; wenn nach einem Jahre, wenn nach zehn das Schandmal auf meiner, durch kein böſes Gewiſſen beſudelten Stirn entdeckt ward, nun, ſo war ich wieder bürgerlich todt, und der Weg im Leben und aus dem Leben ſtand mir wieder offen wie heut. Dabei hätte ich ſtehen bleiben ſollen; aber ich lernte mein Weib kennen — mit dieſen Worten wendete er ſich zu dem Oberſten, als wenn erſt jetzt die Anklagepunkte begännen —; ſie weiß, daß ich meiner Neigung mit Ernſt widerſtand, daß ich mit Entfernung und Zeit meiner Vernunft zu Hülfe kam; aber ihr Vater ſtarb; die Umſtände ſchienen meine Wünſche zu begünſtigen; es trat der Fall ein, daß ſie Fingerzeige der Vorſehung ſchienen; ich fing an, zu überlegen, und nun ſiegte mein Herz. Ich beging die zweite That in meinem Leben, die ein Verbrechen war, die ich ſo wenig wie die erſte zu bereuen vermochte, die ich aber für viel ſtrafbarer halte. — Hier ſprang Anna auf, machte ſich von Emma, die erſchrocken ihre Knie umſchlang, los und ſchloß ihren Gatten an ihr Herz. „War es ein Verbrechen,“ rief ſie, „o ſo haſt Du es gebüßt, indem das Geheimniß dem reinen würdigen Glücke unſre Ehe für Dich eine Bitterkeit beimiſchte, die mir niemals entging. Oft quälte deſſen Ahnung auch mich; aber Deine Tugend ließ keinen Zweifel in mir aufkommen. Durch dieſes Geſtändniß biſt Du ja nun entſühnt. Gatte! Vater! was haſt Du von Geſetz und Menſchen zu fürchten? Weib und Kind theilen Dein Schickſal, und wir wollen durch unſer Leben beweiſen, daß Dein Bild am Schandpfahl eine Bürgerkrone verdient.“

Dieſe Rede ſchien alle Herzen des Schmerzes entbunden zu haben; Alphons ſelbſt ſchien ſein Glück für begründet zu halten, er kam entzückt des wackern Oberſten Bewegung entgegen, der, die Rührung der drei vereinigten Menſchen mit Stille ehrend, von Theilnahme übermannt ſeine Hand ſchüttelte, gleichſam um als Menſch dem Menſchen Glück zu wünſchen über die Würde ſeines Geſchlechts. Nur Juliane blieb unbeweglich in ihrer vorigen Stellung und ſchien bei den Veränderungen des Gemäldes, das ſie betrachtete, nur ängſtlich zu ſchaudern

„Vom Geſetze hat ihr Gatte nichts zu fürchten, edle verehrte Frau! nahm jetzt Krome das Wort, weil [illegible], ſich von Annens Umarmung aufrichtend, ihn durch ſeinen Blick zum Reden aufzufodern ſchien. Der Fürſt hat alle Maßregeln befohlen, um die Folgen dieſer traurigen Entdeckung zu vernichten. Sein Abſchied, den ich ihm jetzt überbrachte, iſt ſo weit zurückdatiert, ſo ehrenvoll abgefaßt, daß das ganze Collegium das Aufſehen, was Norberg durch die unwürdige Bekanntmachung von Frobig's frühern Schickſalen zu verurſachen vermeinte, nicht in Verbindung mit ſeiner Amtsentſagung bringen kann. Aber — ſo vereinten Herzen wie den Ihrigen iſt es ja einerlei, unter welchem Himmelsſtriche ſie ſchlagen. Mein würdiger Freund, ich fürchte, die junge Fürſtin nimmt Theil an der bittern Demüthigung, die ſich Norberg durch ſeine Rache an Ihnen von unſerm Herrn zugezogen hat. Vermeiden Sie ihr Vorurtheil und ſeine Bosheit. — Der redliche Mann ſchien mit Unruhe auf Alphons zu merken, der ſich ungeſtüm von Frobig's Hand, der die ſeine gefaßt hatte, loszuwinden ſuchte und mit erſtickten Worten ſeinen Zorn über Norberg ausdrückte. Frobig hielt Alphons feſter, gleichſam um ſein Gemüth durch das Übergewicht ſeiner phyſiſchen Kraft zu bemeiſtern; er unterbrach Krome's zögernde Rede und ſagte: Ich gehe mit Weib und Kind nach Virginien, wo ich ſchon lange Güter beſitze, die ich für den ſchrecklichen Fall, der nun eingetreten iſt, deſſen Möglichkeit ich immer vorausſetzte, zu meiner Freiſtätte beſtimmte.

Hier ſchien plötzlich ein Lichtſtral über Julianens Züge zu leuchten, ſie ſtand auf und hörte mit Hoffnung im Blicke zu, wie Alphons, ſich von Frobig losreißend, beide Hände zuſammenſchlug und in überraſchendem Entzücken ausrief: O der ſelige Traum meiner Kindheit! — Eine Bewegung, die er dabei auf Emma's Seite machte, deutete Frodig an, daß er im Begriffe ſtand, der Entſcheidung, die er auszuſprechen Willens war, vorzugreifen. Er trat abwehrend zwiſchen Emma und ihn und ſprach zum Oberſten gerichtet: Meine Angelegenheiten hier werden ſchnell beendigt ſein. Die Liebe zu meinem Fürſten und ſeinem Lande begleitet mich in die neue Welt und wird mich bis zu meiner letzten Stunde beſchäftigen. Dieſe Liebe läßt Ihnen ein reiches, ſchönes Vermächtniß, das ich Ihnen, Herr Oberſt, als Freund und für die nächſte Zeit als väterlichen Führer übergebe. Mein Pflegeſohn übernimmt die Pflichten meiner Dankbarkeit gegen meinen Herrn, ſein reines junges Leben muß mit mir nichts mehr gemein haben; aber ſein Verdienſt werde mein Denkmal in dieſem Lande.

Frodig's Stimme zitterte unter der Anſtrengung, um ſo deutlicher zu ſein, da Alphons zu ſprechen bemüht war. Emma verhüllte ihr Geſicht; Anna blickte troſtſuchend von ihrem Kinde zu dem Jünglinge, in dem ſie jetzt einen Sohn zu verlieren bedroht war. Und in dieſem Kampfe ſchmerzlicher Gefühle wurden Julianens Züge von einer ſchönen Begeiſterung umſtrahlt, mit der Zuverſicht der Weiſſagung, [illegible] ſie eine ihrer Hände, Stillſchweigen gebietend, auf Alphonſens Mund und ſprach feierlich: Entſcheidet Nichts; zerreißt keine Herzen; ſeid nicht weiſer als Gottes Schickung. Frodig, gebieten Sie dieſem Jünglinge, Ihren Feind ſeinem ſtrafenden Gewiſſen zu überlaſſen. Er begreife, daß das Schickſal Sie auf eine Höhe geſtellt habe, vor der der Ehrbegriff des dumpfen Geſellſchaftslebens verſchwindet. Bei unſrer Kinder Wohl beſchwöre ich Sie, die kleine Zeit, bis ich wiederkomme, nichts zu beſchließen.

Sie eilte mit eben dem ſichern Weſen, das ihre Rede ausgedrückt hatte, aus dem Zimmer und ließ einen ſo zauberiſchen Eindruck zurück, daß Jeder der Zurückgebliebenen einverſtanden war, ihren Willen zu befolgen. Der Oberſt, ohne den ganzen Umfang von Julianens Einfluß zu kennen, ſah die Nothwendigkeit ein, ſich auf einige Stunden ſeines jungen Freundes ganz zu bemächtigen. Er that das auf eine Art, die des jungen Mannes aufgeregte Leidenſchaft zum Nachgeben zwang, und führte ihn mit dem Verſprechen mit ſich fort, ihn nicht von der Seite zu laſſen und ihn am Abend ſelbſt ſeinen beſorgten Freunden wiederzuzuführen.

Wer könnte die nun folgende Stunde beſchreiben, die erſte, in der Frobig ganz wahr und enthüllt vor ſeiner Gattin und ſeiner Tochter erſchien! Das Gefühl von Schuld und Tugend, von Unglück und Liebe beſtürmte ihre Herzen; aber die Liebe ſiegte, denn ſie war auf die Achtung gegründet, die ein vereint verfloſſenes Leben rechtfertigte. Kaum waren ſie zu einer hinlänglich ruhigen Stimmung gelangt, um Frobig Zeit zu Ausfüllung mancher Lücke in ſeiner heutigen Erzählung zu laſſen, als Juliane zurückkam. Ihre begeiſterte Zuverſicht war in eine haſtige Spannung verwandelt; mit zitternder Hand reichte ſie Frobig ein geſchriebenes Heft und ſagte: Hier iſt die Geſchichte meiner

Vergangenheit, ſie entſcheidet meines Sohnes Schickſal. Leſen Sie mit Anna allein. Ich bleibe indeß bei Emma, ich muß nahe ſein, um ſchnell mein Urtheil zu erfahren.

So befremdend dieſes Zumuthen ſchien, ſo war Julianens Wohl doch zu innig mit dem der beiden Gatten verbunden, um ihre Geſchichte jetzt als etwas Unzeitiges zu betrachten. Sie begaben ſich in Frobig's Zimmer und laſen folgende Zeilen.

„Meine Freunde, was Sie jetzt leſen werden, muß, wie mir däucht, meinem Sohn bei meinen Lebzeiten verborgen werden. Ich ſah mein Schickſal ſtets ohne Aberglauben an und ward nicht zum Gegentheil veranlaßt, denn alles Gute, was einem zerſtörten Leben geſchenkt werden kann, ward mir von der gütigen Gottheit verliehen: Kraft, um einem unheilbaren Schmerz nicht zu erliegen; Vernunft, um nie mein Unglück mit einem beſchmutzten Bewußtſein zu verwechſeln; Emma's Freundſchaft und Alphonſens Werth. Allein das furchtbare Verhängniß, was mich traf, iſt mehr dazu gemacht von meinem Sohn an meinem Grabe beweint zu werden, als ihm zum Verſtändniß der Thränen zu verhelfen, die er, ſo weit ſeine Erinnerung reicht, mich vergießen ſah.“

„Bis jetzt ſchwieg ich gegen Sie, bald mit ſtiller Wehmuth mich des Augenblicks jenſeits freuend, wo Aller Herzen ſollen offenbar werden; bald mit ſchüchternem Zweifel, ob Sie, die Glücklichen, die Schuld des Unglücks verzeihen könnten? Alphons ward neben Emma erzogen. Sie wiſſen, was ich that, um beide unſere

Behandlung jeder kindiſchen Gewohnheit vorzubauen, die früh die Empfindung hätte erwecken und beſchäftigen können. Meine Redlichkeit lehrte mich, daß ich die Liebe Ihrer Tochter für den Erben des Unglücks nicht aufregen durfte. Sie boten allen meinen Bemühungen die Hand, ſo willfährig, daß ich mich oft von Ihnen errathen glaubte, bis eine Ahnung in mir aufſtieg, auch in Frobig's Bruſt liege eine furchtbare Vergangenheit begraben."

„Die unbedingte Strenge, mit der er in meinen Grundſatz über die Unabhängigkeit unſers Werthes von dem Urtheile der Welt einſtimmte, kam mir wie ein heimliches Einverſtändniß mit meinem Schickſale vor; und mochte er ſchuldig ſein oder meine Schuld nur errathen, ſo glaubte ich, daß er es verweigern würde, unſrer Kinder Schickſal zu verbinden. Alphons verließ uns. Emma's Liebe wandte ſich ihm zu, und ich ſah mit Schrecken, daß die Geſchichte ihres Herzens ſich in dem meines Sohnes wiederſpiegeln müſſe, ſobald er ſie erblickte. Sie ſahen, was ich wahrnahm, und blieben ruhig. Alphons kam zurück; die Neigung der beiden Kinder ward unverkennbar, und Sie thaten Alles, was mich überzeugen mußte, Sie haben Alphons zum Sohne erwählt."

„Jetzt war die ſtille Ergebung dahin, mit der ich bisher, meinen Begriffen getreu, meinen Wünſchen entſagte. Durfte ich Sie länger durch Verſchwiegenheit betrügen? Durfte ich meinem Sohne ein Glück entreißen, das ich nicht herbeigeführt, nicht herbeigebetet hatte; denn ich verbot meinem Herzen zu beten, ſo oft ſich Emma's Name in mein Gebet für meinen Sohn eindrängen wollte. Ich habe bitter gelitten, faſt über die Kräfte meines durch lange Verſchloſſenheit abgematteten Geiſtes."

„Wenn all mein Sinnen, dieſe Widerſprüche zu einen, vergeblich war, genoß ich wol oft langer Zwiſchenräume, wo ich hoffte, Gott werde den Knäuel meiner Schickſale entwirren. Er hat es gethan. Sie waren heute im Begriff, Alphonſens Herz mit der Erklärung zu durchbohren, daß die Tochter eines geächteten Vaters ſeine Gatten nicht ſein dürfe; und ich, Fredig, ich werbe um Emma für den Sohn einer Unglücklichen, die zwar keinem Geſetzesausſpruch unterlag, aber an Sitten und Geſetz zur Verbrecherin geworden, von Ihnen verworfen werden muß, wenn Sie nicht das Unglück eine höhere Moral lehrte als die des bürgerlichen Vereins, und keinen feſtern Glauben in des Menſchen reinen Willen als an das finſtere Verhängniß, das, Böſes aus Böſem entſpinnend, vom Irthum zum Verbrechen dahinreißt."

Das Folgende ſchien ſchon vor längerer Zeit geſchrieben und war mit einem eignen Umſchlag an [illegible] verſehen.

„Mein Vater war Kanzleidirector des Fürſten von *ing. Er war früher ſein Begleiter* auf Reiſen geweſen und hatte ſich lange mit ihm in Italien verweilt, von woher er auch ſeine Gattin mit ſich zurückbrachte. Sie war eine ſchöne, edel ausſehende Frau, deren [illegible] Schwermuth man einem gebrochenen Kloſtergelübde beimaß. Deutſchland blieb ihr immer fremd, und ſie ergab ſich nach wenigen Jahren einer ſchwärmeriſchen Frömmigkeit, durch die ſie für ihr Hausweſen und die Welt ganz untüchtig ward. Erſt ſpät erfuhr ich, daß die traurige Anerkennung, zur Erfüllung ihrer Mutterpflichten unfähig zu ſein, der Bewegungsgrund war, warum ſie mich von früher Kindheit in einem elſaſſer Kloſter erziehen ließ. In meinem ſechszehnten Jahre holte mich mein Vater zurück in ſein Haus. Kaum hatte ich Zeit, meine erſte Scheu gegen ihn zu bemeiſtern, ſo folgte er dem Fürſten, deſſen Liebling er war, nach den Hièren, deren milde Luft die Ärzte für das einzige Mittel hielten, ſeine erſchöpfte Lebenskraft zu ergänzen.

„Meine Mutter empfing mich mit inniger Liebe; ſie wollte ſich um meinetwillen der Welt wiedergeben; mit rührender Aufopferung verließ ſie ihre Heiligenbilder und ihre Einſamkeit, um mir die Freuden der Jugend zu ſchenken; aber ihr freudeloſer Geiſt ſo wenig als ihr geſchwächter Körper geſtattete ihr dieſe Bemühung. Ein verſtärkter Widerwille ergriff ſie in dem bunten Geräuſch; mit kränkerer Seele eilte ſie in ihre Vereinzelung zurück und vertraute die Aufſicht über mein Betragen einer Schweſter meines Vaters, einer Frau, deren überſpannte Einbildungskraft und charakterloſe Beweglichkeit des Geiſtes ſie ohne Bosheit zur Scheinheiligen machte. Unter ihrem Schutze erſchien ich in der Geſellſchaft.“

„Unſer Erbprinz ſah und liebte mich. Er war von einem vortrefflichen Manne erzogen, der aber einen Fehlgriff gethan hatte; um ihn vor der Zügelloſigkeit ſeines Standes zu hüten, hatte er eine ſchwärmeriſche Sehnſucht nach häuslichem Glück in ihm erweckt, und um ihn gegen die Widerſetzlichkeit ſeines eignen Herzens zu ſchützen, hatte er ihm den Grundſatz beigebracht, daß eine Fürſtenehe eine Maßregel der Klugheit und Pflicht gegen das Volk ſei, bei der keine Neigung zu Rathe gezogen würde. Seit er mich liebte, entſtand Ekel gegen ſeinen Beruf aus ſeinem Irrthum. Eben damals ſtarb ſein Erzieher. Er hätte vielleicht unſer Unglück verhütet, er kannte vielleicht ſeinen ſchrecklichen Umfang, denn er ſuchte des Prinzen Annäherung zu mir vom erſten Augenblick an zu verhindern und mühte ſich ihm auf ſeinem plötzlichen Todtenbett mit ſchon gelähmter Zunge etwas zu ſagen, das dieſer für eine Warnung hielt, nicht um ſeiner Liebe willen ſeine Beſtimmung zu vergeſſen.“

„Wir waren ſchon viel inniger verbunden, als der würdige Mann es vermeinte. Der Prinz verſprach ihm dieſe Bitte mit aufrichtiger Geſinnung und weigerte ſich nicht, die ihm gleich darauf angetragene Verbindung mit der Prinzeſſin von * * la, die ſein Vater von Hofes aus betrieb, zu beſchließen. Er glaubte der Pflicht zu genügen, wenn er ſich den Geſetzen ſeines Standes nicht entzöge, wenn er ſeiner Gemahlin gäbe, was ſeine Fürſtenpflicht heiſchte, und bei der Geliebten ſeines Herzens die Glückſeligkeit ſuchte, nach der die beſſern Gefühle ſich ſehnen.

„Wir hielten den Zwang, mit dem wir unſer Leben beluden, das Geheimniß, unter dem wir ſeufzten, für eine hinreichende Buße für das Unrecht unſres Werhältniſſes. Nicht Verachtung von Zucht und Geſetz, ſo urtheilten wir, die rauhe Nothwendigkeit drang es uns auf. Der Prinz verführte mich nicht; ich vergaß mich nicht; wir hatten uns eine Welt von Irrthum geſchaffen, innerhalb welcher wir tadellos lebten. In ihr waren wir glücklich, und ſie machte uns täglich beſſer; denn die innere Stimme, welche uns unſer Unrecht vorwarf, wies uns an jede Tugend, um es zu verſöhnen.“

„Meine Tante war unſere einzige Vertraute, aber nicht unſere Mitgenoſſin. Ihr verſchrobener Sinn machte ſie unſerer Seligkeit fremd. Alphons war kaum geboren, als der alte Fürſt wiederkam und mein Vater mit ihm. Meine arme Mutter hatte in ihrem trüben Sinn mich mit keiner Frage, keinem Blicke beunruhigt. Sie war der Außenwelt ſo abgeſtorben, daß ich ihr keine Lüge zu ſagen bedurft hatte. Kaum aber war mein Vater ein paar Tage zurück, als ſein hämiſch lächelnder, dreiſt forſchender Blick mich entſetzte. Es war mir, als entgöttere er meine Liebe, indem er ihre Unſchuld mit Erkenntniß bedrohte.“

„Ich entdeckte dem Prinzen meine Unruhe. Er geſtand mir, daß auch ihn meines Vaters Gegenwart drücke. In dieſem Zeitpunkte ging meiner Mutter langes Leiden in ſchnelle Auflöſung über. Ihr Ringen nach Annäherung zu Gott, ihr Verzweifeln, Beten und Beichten ſchreckten mich im Gefühl meines gequälten Gewiſſens; ich verglich es mit meiner Empfindung bei meines Vaters forſchenden Blicken, und meine Unruhe ſtieg bis zur Angſt. Endlich — ihr Ende ſchien nahe — beichtete meine Mutter noch ein Mal. Wie der würdige Prieſter, der ihre Geſtändniſſe empfangen hatte, ihr Zimmer verließ, eilte ich zu ihr; er hielt mich aber auf und ſagte freudig und gerührt: Jetzt iſt Ihre gute Mutter beruhigt. Helfen Sie ihr nun mit Muth die wenigen Schritte ans Ziel vollenden; und bedürfen Sie eines Freundes, der alle Ihre Leiden kennt, ſo kommen Sie zu mir."

„Ich war zu befangen, um auf dieſe Rede zu achten; nur mit dem nahen Ende meiner Mutter beſchäftigt, eilte ich an ihr Bett. Ihr Auge glänzte, ihre Züge waren von himmliſcher Ruhe umfloſſen; ſie ſtreckte mir ihre matten Arme entgegen und ſagte: Hätte ich früher Gottes Güte kindlich vertraut, ſo hätte ich ein gequältes Leben vermieden. Gott wird aber die thränenloſe Buße, die ich mir in meinem Unverſtande auflegte, auch nicht verſchmähen. Noch ein Geſtändniß legt mir mein tröſtender Führer auf. Die Reue einer ſterbenden Mutter, ſagt er, heilige das Leben ihrer Tochter."

„Doch genug. Sie entdeckte mir, daß ich die Tochter des Fürſten ſei. Ich begriff, daß die Natur das Band zwiſchen mir und dem Prinzen zerriß; daß unſere Liebe, die ſchon die Geſetze beleidigte, auch vor der Natur ein Gräuel ſei. Nein, ich begriff das nicht. Mein Verſtand war ganz unthätig, meine Überzeugung allein rief mir mit Donnerſtimme zu: du mußt deiner Liebe entſagen! — und ich ſank leblos neben dem Lager meiner Mutter zu Boden. Ich weiß nicht, was mit mir, was mit ihr nun geſchah; ich mag es nicht wiſſen."

„Als ich erwachte, hielt eine Kammerfrau mein Haupt, und jenſeits im Zimmer ſah ich alle andere Geſtalten auf den Knien; ich ſah das Bild des Gekreuzigten emporhalten; ich hörte leiſes Gebet und leiſes Stöhnen, ich ſprang auf und beugte meine Knie, als eben der ſich aufrichtende Prieſter feierlich ſagte: Betet für die Gläubige, die in dem Herrn iſt entſchlafen.“

„Dieſer Prieſter ward mein rettender Engel. Er führte mich zu der Erkenntniß des einzigen Weges, auf dem mein Leben nach ſo furchtbarem Irrthum veredelt werden konnte; auf dem ich, auf Selbſtachtung geſtützt, meine Vergangenheit mit der Zukunft in Verbindung zu bringen im Stande war. Ich weiß nicht, wie Vieles er wußte, wie Vieles ich ihm vertraute; das bin ich mir bewußt, daß ich ihn auffoderte, meinem Bruder unſere Trennung zu verkündigen. Ich ſah ihn nie wieder; er vermochte nicht den Schmerz zu überleben; und ich lebte doch [illegible] denn ehe ich alle Gründe erkannt hatte, dem Tode zu entſagen, widerſtand ich meiner heißen Sehnſucht nach ihm, um ſein Elend nicht zu erſchweren. Ich errang auch das. Mein geiſtlicher Vater belehrte mich, daß Glauben, Reue und Tugend auch dieſe Schuld zu büßen im Stande ſeien. Der Mann, den die Welt für meinen Vater gehalten, der mir nie Liebe bezeigt, der nie meine Achtung erworben hatte, wäre mir ganz fremd geworden, hätte ihn nicht das Unglück heimgeſucht, das ihm, der nur ſinnliche Befriedigung erkannte, am unerträglichſten fallen mußte. Er ward einer Treuloſigkeit in politiſchen Unterhandlungen beſchuldigt und bei der ſtrengſten Behandlung zu lebenslänglicher Feſtungsſtrafe verurtheilt. Es zeigte ſich, daß der Aufwand ſeines Hauſes allein aus dem Vermögen meiner Mutter beſtritten ward. Der Fürſt ließ es mir ungeſchmälert überantworten; aber weiter that er auch keinen Schritt, der die Stimme der Natur gegen mich ausſprach.“

„Auf meinen Zweifel, ob ich ein Vermögen annehmen ſollte, das meine unglückliche Mutter mit ihrer Schande erkauft hatte, bewies mir mein geiſtlicher Freund, daß der Vater ſeinem Kinde, wenn ihm auch die Geſetze ſein Erbe nicht zuſprächen, eine Verſorgung ſchuldig ſei, deren Umfang von ſeinen Verhältniſſen abgemeſſen würde. Eben ſo machte er es mir zur Pflicht, eine Summe anzunehmen, die der Prinz vor ſeinem Tode meinem Sohn zugeſichert hatte. Sie war die völlige Erſparniß ſeines jährlichen Einkommens; denn ſeine Beharrlichkeit, in unſerm Verhältniß ganz als bürgerlicher Hausvater zu leben, hatte ihm verboten, zum Beſten ſeines Kindes Schulden zu machen. Dieſe Umſtände ſetzten mich in den Stand, dem Gatten meiner Mutter ſeine Gefangenſchaft zu erleichtern. Ich that es mit Freuden; denn die Gewohnheit, ihn als Vater zu betrachten, machte meine Verachtung gegen ihn zu einem peinlichen Gefühl.“

„Sobald meine Vermögensangelegenheiten in Ordnung waren, verließ ich meinen bisherigen Wohnort. Mein geiſtlicher Vater hatte mich mit der Güte eines Heiligen, mit dem Geiſt eines Weiſen behandelt. Meine Seele, die wol länger, als ich es mir bewußt bin, zwiſchen Überſpannung und Dumpfheit umhergeriſſen ward, befand ſich endlich wieder in einer ſo ruhigen Faſſung, daß er mich für fähig hielt, einen Plan auszuführen, an dem, wie er wohl einſah, die Ruhe meiner Zukunft geknüpft war. Bis jetzt hatte ich meinen Sohn nur verſtohlen geſehen. Ich weiß nicht, ob der groſe Hauſe mein Unglück erfuhr. Ich ſorgte nicht für das Kleine, da das Groſe zu tragen meine Kräfte kaum reichten.“

„Jetzt reiſte ich mit meinem Sohne und einer ältlichen Begleiterin nach der Provence. Meine Geſundheit foderte dieſen freundlichen Himmelsſtrich. Von dort ſchickte ich die Begleiterin zurück und ging unter dem Namen, den ich noch führe, nach Paris, wo ich einige Jahre in der tiefſten Abgeſchiedenheit zubrachte. Ich lebte in dem Hauſe eines alten Privatmannes, deſſen Frau ich in Marſeille, ihrer Vaterſtadt, kennen gelernt hatte. Ohne ſie in meine Verhältniſſe einzuweihen, vertraute ich ihnen mein Bedürfniß, von der Welt vergeſſen zu werden. Sie und ihr Mann waren mir dazu behülflich, ohne ſich um mein Geheimniß zu bekümmern. Die Achtung, die ſie mir bezeigten, bewies mir, daß ſie es nach meinem Lebenswandel, deſſen Würde und Unſchuld ihnen vor Augen lag, beurtheilten. Von ihnen lernte ich viel: häusliche Beſchränkung, die ich noch nicht gekannt hatte, und ihre Ausſchmückung durch Wiſſenſchaft, Zierlichkeit, begnügſamen Genuß. Ich lernte von dem vielgeprüften Manne, der Soldat war, dann königlicher Beamter in den Colonien und nun von einer kleinen Rente, der Frucht ſeiner Mühen, lebte, ruhige Zergliederung der menſchlichen Schickſale und den Muth, ein jedes nach ſeinem Werthe zu ſchätzen. Ihm half dabei der Verſtand; ſeiner Frau half ein frommes Gemüth. Sie hatte fünf Kinder und zwei geliebte Schwiegerſöhne theils in den

Wellen, theils bei einem Aufſtand der Neger umkommen ſehen, und ſie hatte ſie überlebt. — Von da ging ich an den Genferſee. Dort beſuchte mich mein geiſtlicher Vater. Er hatte, ſobald ich mündig geworden war, mein ganzes Vermögen ins Ausland übertragen, Niemand in meinem ehemaligen Wohnort hatte mehr mit meinen Geſchäften zu thun, und ſo ward ich bald vergeſſen. Jetzt würde es ſchwer ſein, eine Spur zu entdecken, die von dort zu mir leitete; denn mein geiſtlicher Vater ging auch ſchon zum beſſern Daſein hinüber."

Hier endete der Aufſatz und Juliane ſchrieb fort:

„Dieſe Zeilen ſchrieb ich kurz nach meiner Bekanntſchaft mit Ihnen. Mein Entſchluß, ihn meinem Sohn nach meinem Tode zu hinterlaſſen, war nie ganz entſchieden. Ich fürchtete mich vor der Wirkung, die der Begriff der Nemeſis herbeiführen könnte. Der edle Menſch fürchtet nie ihre Rache, aber er erkennt die Nothwendigkeit ihres unaufhaltſamen Gangs, und in Augenblicken der Schwäche, denen kein Menſch entgehen kann, glaubt er als Frucht früher Thaten zu leiden, was vielleicht dienen ſollte, Keim künftigen Glücks zu ſein. Verließ ich beim Hintritt aus dieſem Leben Alphons als einen glücklichen Menſchen, ſo konnte ſein froher Muth von der Kenntniß meines Schickſals erkranken; ſah ich ihn von Leiden gedrückt neben meinem Sterbebette ſtehen, ſo konnte es ihm den Muth, ſeines Leidens Herr zu werden, benehmen. Aber mein Stillſchweigen über ſein Vaterland, ſeinen Urſprung, hatte denn das nicht auf ſeine Bildung gewirkt? Hatte mein Herz nicht tauſend Mal geblutet, wenn der ſinnende Knabe, wenn der zartfühlende Jüngling, jedes Mal wenn ſeine Vorſtellungen dieſe Begriffe berührten, mit einer bangen Scheu zurückwich und in verdoppelter Zärtlichkeit von mir Verarmter für das unbekannte Gut einen Erſatz zu finden meinte? War das weniger Walten der ewig nahen Vergeltung? Seit ich mit Ihnen verbunden bin, beſchäftigte mich oft der Entſchluß, Ihnen dieſe Schrift zu hinterlaſſen; zum Theil, um wahr zu ſein gegen Sie, zum Theil, um ihren Gebrauch für Alphons von Ihnen abhängig zu machen. Was heute vorging, warf mich anbetend nieder vor den Thron meines Gottes. Indem Sie erzählten, ſchien ſich das Chaos von Schuld und Unglück vor mir zu entwirren; ich ward mir bewußt, daß wir — frei wie wir einſt waren, Sie, Ihren Unwillen gegen Norberg zu bezähmen, ich, meine Liebe zu fliehen — nun frei ſind unſere Kinder zu beglücken. Nicht Schuld gattet ſich hier mit Schuld, ſondern die Tugenden unſerer Kinder ſind das Pfand unſerer geretteten moraliſchen Würde, und ihr Glück, das Gott in unſere Hände gelegt, iſt das Pfand ſeiner Güte."

Frobig und Anna fühlten die ganze Wichtigkeit des Entſchluſſes, zu dem Juliane ſie aufrief. Ein Meer von Zweifeln drohte ſie zu verſchlingen, ſobald ſie einer andern Empfindung Raum gaben als dem Glauben an die Kraft ihres Willens, der es allein vermochte die Folgen ihrer Thaten zum Segen zu wenden. Frobig war von dem Unglück, das er über die Seinen gebracht hatte, zu tief erſchüttert, um ſeiner Gattin in dieſem

Augenblick das Beiſpiel dieſes Glaubens geben zu dürfen. Er ſchwieg mit einem Ausdruck, der ihre Entſcheidung aufzufodern ſchien. Annens reine Züge ſprachen tiefe Wehmuth aus. Noch nie hatte ſie Beſchämung und Zweifel in dem Manne geſehen, in dem ſie ſeit zwanzig Jahren ihr Vorbild, ihre Stütze verehrt hatte. Doch bald ging dieſe Wehmuth in ſiegende Heiterkeit über. „Sind wir denn nicht frei,“ ſagte ſie, „dieſes Unglück zum Segen zu wenden, wie Juliane es ſagt? Hier oder an den Ufern des Ilwana heiligt die Tugend unſer Leben, und wir wollen im Vertrauen auf ſie den Bund unſerer Kinder beſchließen.“

Frobig war im Herbſte der Jahre; wenn er jetzt in die Umarmung ſeiner Gattin ſank, war es nicht das Entzücken des Verliebten, es war die Bewunderung der vollendeten weiblichen Güte, die dieſe Huldigung gebot.

Schnell eilten ſie nun zu ihren Lieben zurück, in eben dem Momente, als der Oberſt mit Alphons zu ihnen eintrat. Auf Julianens Geſicht war jeder andere Ausdruck in reine Ergebung verſchmolzen. Sie hatte Emma zu tröſten geſucht; die Gründe, welche dieſe welterfahrene, an Unglück gewöhnte Frau hervorſuchen mußte, um das kindliche Herz dieſes Mädchens zu ſtärken, die das Glück ihres jungen Lebens auf dem Spiele ſah, hatte ihr die Nichtigkeit jedes andern Troſtes als den freudiger Ergebung gelehrt. Sie hatte beweiſen wollen und hatte gebetet. Für dieſen Troſt hatte auch Emma’s Herz ſich geöffnet, doch Alphonſens Anblick entriß ihrer Frömmigkeit den ſchwer erkämpften Sieg.

Sie verhüllte ihr Geſicht und nahm nicht wahr, wie ihr Vater, ohne eine andere Erklärung, als die in ſeinen erheiterten Blicken lag, ſeinen Pflegeſohn ihr zuführete; nur als ſie ſeine Hand in der ihrigen fühlte, hob ſie in ängſtlich ſüßem Schrecken ihr Haupt auf und hörte die Worte: Alphons, Deine Mutter berechtigte mich, Dich Sohn zu nennen. Willſt Du eines ſo unglücklichen Vaters Tochter als Weib ehren?

Die weitern Schickſale dieſer Menſchen in dem fernen Lande, das ſie nun ſchon viele Jahre als Bürger bewohnen, wird uns vielleicht einer der Landsleute erzählen, die dort eine Heimath zu ſuchen im Begriffe ſind. Wir ſchließen dieſe Darſtellung mit der vorläufigen Nachricht, daß in den Fluren von Virginien ihr Wohl, auf Wahrheit und Liebe gegründet, keinen Wandel erführe.

Der Vorwurfsfreie vermeide ihre Schuld; der Schuldige beſiege ihre Folgen, ſowie ſie ſie beſiegten.

VI.

Alte Liebe roſtet nicht.

Ich habe doch recht, liebe gute Tante, ſagte Julchen ſchmeichelnd zu ihrer Erzieherin, Agnes Montjoi, der ſie ſeit ihrer Kindheit den Schmeichelnamen Tante beilegte; ich habe doch Recht, daß Sie tiefſinnig und unruhig ſind, ſeit meines Eduards letzte Briefe unſere Vereinigung außer Zweifel geſetzt haben. Das thut mir weh! Ich kann ein Glück nicht rein genießen, das meiner Agnes keine Theilnahme einflößt. — Wenn der Grad meiner Theilnahme Dein Glück beſtimmen ſoll, erwiderte Agnes, meine Julie, ſo muß es unbedingt, unermeßlich ſein. Laß mir dieſen Ausdruck, meine Liebe! Du haſt mich in der Freude wol ſchon oft ſtill geſehen. — Still? ja, Agnes, weil Sie in ihr verloren waren; aber bei meiner Freude ſind Sie zerſtreut. Lachen Sie Ihr unerfahrnes Kind nicht aus, aber ich empfinde Ihre Stimmung als eine Vorbedeutung für mein Schickſal. Ich denke, Sie ahnen die Flüchtigkeit meines Glücks. — Nicht doch, liebe Schwärmerin! Was mich neben meiner Freude über Dich beſchäftigt, iſt eine geringfügige Selbſtheit. Die Ankündigung, daß Eduards Onkel uns beſuchen ſollte, weckte ſchmerzliche Erinnerungen in mir auf, die ich freilich muthiger beſeitigen ſollte. — Der Beſuch dieſes Onkels? dieſes beſten, gutmüthigſten der Menſchen? — Nicht um ſeiner Individualität willen, liebe Julie, ſondern aus zufälligen Urſachen. Ich erinnerte mich an Zeiten, die er längſt vergeſſen haben wird. Ich glaube dieſen Onkel in meiner Ältern Hauſe gekannt zu haben. — Julchen horchte hoch auf; ſo innig ſie mit Agnes vertraut war (denn ihre Mutter ſtarb in ihrer früheſten Kindheit, und Agnes hatte ſeitdem ihre Stelle vertreten), ſo wenig wußte ſie von ihrer Jugendgeſchichte. Ohne geheimnißvoll zu ſein, wußte ſich Agnes das Recht, unbekannt zu bleiben, zu verſchaffen, und Julchens Vater, der ſeit mehren Jahren ſeiner Gattin nachgefolgt war, hatte ihr nur ſo viel geſagt, daß herbe Unglücksfälle ſie genöthigt hätten, außer ihrem Vaterlande eine Verſorgung zu ſuchen. Julchen ging es alſo mit ihrer Freundin Schickſal, wie es mit manchen Dingen im Leben geht; wir ſind ſo frühzeitig gewohnt, ſie nicht zu begreifen, daß wir nicht eher über ſie nachdenken, als bis Begriffe in uns wach werden, in denen wir Analogie mit dem Unbegriffnen ahnen. Als Agnes ihrer frühern Bekanntſchaft mit dem Onkel ihres Geliebten erwähnte, fiel es Julchen plötzlich auf, daß ihr jene ſo viele Menſchenſchickſale erzählt, aber das ihrige nie im Zuſammenhange entdeckt hatte. Agnes war ein Weſen, deſſen ſtille Klarheit Denen, die ſie liebten, immer das Gefühl gab, bis tief in ihre Seele zu blicken, wie in die Tiefe eines kryſtallhellen Waſſerbeckens; ob man aber in dieſer Tiefe den

Grund ſieht, vergißt man in der Freude an dem ſtillen reinen Spiegel, in dem alle Gegenſtände ſchöner zurückſtralen.

Agnes, Sie müſſen mir das Räthſel erklären! Seit wann haben Sie entdeckt, daß Sie den Onkel kennen? Wie wiſſen Sie, daß er Sie nicht kennt?

Räthſel ſind hier nicht im Spiel, liebe Seele. Eine lange Gewohnheit, von mir ſelbſt zu ſchweigen, hat mir das Sprechen ſehr ſchwer gemacht. Was ich Dir verſchwieg, Anfangs, weil Du ein Kind warſt, ſpäter, weil es ſich durch die Zeit tief in meine Seele verſchloſſen hatte, iſt auch ſehr geringfügig und hat gar keinen Werth mehr. In zwölf Jahren wächſt über Vieles Gras! über Gräber und wunde Herzen! —

Julchen umarmte gerührt die ſanfte ernſte Freundin, die mit dem Ausdrucke lange und ſtumm ertragener Leiden geſprochen hatte.

Daß der Onkel mich bis jetzt aus Eduards Erwähnung nicht erkannt hat, begann Agnes von Neuem, liegt in der zufälligen Veränderung meines Namens. Ich heiße Frohberg. Deine gute Mutter wollte durchaus eine Franzöſin zur Erzieherin ihres Kindes haben. In Nancy erzogen, mit der Sprache und Literatur dieſes Landes ganz ſo wie mit der Deutſchen bekannt, durfte ich mich für ebenſo geſchickt halten, ihren Wünſchen zu entſprechen, als eine geborne Franzöſin; ich überſetzte meinen Namen, wie es meines Vaters franzöſiſche Correſpondenten oft gethan hatten, und ward als Fräulein Montjoi Deine Erzieherin, ohne daß

Deiner Mutter meine niederländiſche Geburtsſtadt weiter auffiel.

Und der Onkel, liebe Tante?

Agnes lächelte ſchmerzlich. Kleine Fragerin, ich werde Dir endlich eine ordentliche Lebensbeſchreibung machen müſſen, wie in den alten Ritterromanen. Da, da kommt der Thee; ſetze den Tiſch an's Kamin, der Vormund kommt erſt nach dem Schauſpiele nach Hauſe; wir wollen uns einbilden, wir ſäßen, ſtatt neben dem Theekeſſel, an einer rauſchenden Quelle, und der Kaminſchirm kann ein Roſengebüſch vorſtellen, welches uns vor den Stralen der Sonne ſchützt. Ich bin alſo ein bedrängtes Fräulein, welches auf Deiner Burg eine Freiſtätte fand, und beginne meine Geſchichte.

Julchen erwartete Wunderdinge und hing an den Lippen ihrer Freundin, ohne auf den ſpöttiſchen Zug, der um ihre Wangen ſpielte, zu achten.

Daß mein Vater ein Niederländer war, weißt Du. Er war Beſitzer einer der großen Tuchfabriken in * * *. Der gute Kaiſer Joſeph gab ihm den Adel, und ſeine Induſtrie verſchaffte ihm Reichthum. Ich ward bis ins zehnte Jahr in meines Vaters Hauſe erzogen, oder nicht erzogen, wie man's nennen will, und dann nach Nancy in ein Kloſter geſchickt, wo viele und nur reiche und vornehme Koſtgängerinnen waren. Die Erziehung war wirklich gut, ihre Beſchränkung war Klarheit, in ihrer Andächtigkeit Herzlichkeit, in dem Unterrichte von Kunſtfertigkeiten Geſchmack. Ich war kindlich froh bei meinen lieben Nonnen; aber mehr als ſie trug die Verbindung mit ein paar jungen Deutſchen bei, die mit uns erzogen wurden. Beide waren um zwei Jahre älter als ich, die Eine Tochter eines ſchwäbiſchen Reichsgrafen, die Andere, vom Bürgerſtande, wie ſie mir ſagte, die Tochter eines verſtorbenen Freundes vom Grafen, der ſie mit ſeinem Kinde und ganz wie ſeine Schweſter erziehen ließ. Die größte Ähnlichkeit ihrer Züge mit dem Grafen und die gleiche, herzliche Liebe, die er beiden erwies, als er einmal zum Beſuche da war, machte glauben, daß Nina ſeine natürliche Tochter war. Doch das iſt jetzt gleichgültig, und damals dachte ich nicht daran. Genug, daß dieſe beiden Mädchen mir meine froheſten Tage verſchönerten. Ein gutes Schickſal hatte ihre Seelen vor jedem nachtheiligen Einfluſſe bewahrt, ſie waren ganz Güte, ganz dem Bedürfniſſe hingegeben, ihr Glück zu begründen. Unſere Kindheit floh auf leichtem Fittige vorüber, und Arm in Arm verſchlungen, traten wir in das Jugendleben, als ich in meinem funfzehnten Jahre durch meinen erſten Schmerz, und den heftigſten, der mich treffen konnte, zu einer erſten Entwickelung meines Gemüths vorbereitet werden ſollte.

Eine gefährliche Maſernſeuche ſuchte die ganze Gegend heim; meine Walburga ward davon angeſteckt. Da ich die Krankheit überſtanden hatte, gab man ihren und meinen dringenden Bitten nach: ich durfte den größten Theil des Tages in ihrem Krankenzimmer zubringen, und Nina, über welche die Äbtiſſin ebenfalls die Verſicherung erhalten hatte, daß ſie keiner Anſteckung mehr unterworfen ſei, verließ ihre geliebte Schweſter nicht. Walburgens Zuſtand ward gefährlich. Noch iſt mir das Entzücken gegenwärtig, in welches Glauben und Schmerz zuſammenfloſſen, wenn ich am Fuße der Altäre lag; noch empfinde ich das Kindesvertrauen, welches mich erhob, meine Schritte beflügelte, die Luft, die ich athmete, leicht machte wie Frühlingswehen, wenn ich eine Meſſe für die theuere Kranke beſtellt hatte. Wie ſie zuſehends ſchlechter ward, ſtellte ich mich mehre Tage Mittags vor die Pforte des Kloſters, übernahm die Austheilung der Suppe an die Armen, und indem ich jeder Portion ein Almoſen hinzufügte, mit der Bitte, für Walburga zu beten, fühlte ich eine Demuth des Herzens und Geiſtes, welche dieſe geringfügige Handlung zum Gottesdienſte machte. Aber Walburga erlag dem Übel. Nina und ich fanden in dem Kinderglauben, in welchem wir gebetet hatten, auch Troſt darüber, daß wir nicht erhört waren. Mein junges Herz ſollte aber noch geübter werden im Bitten und Glauben. Die Perſonen, welche Ninas Sicherheit vor Anſteckung bezeugt hatten, mußten ſich geirrt haben; wenige Tage nach Walburgens Tode brach dieſelbe Krankheit bei ihr aus; ihr durch Kummer über unſerer Freundin Tod angegriffener Körper widerſtand ihr nicht lange, und ich beweinte die liebſten, einzigen vertrauten Freundinnen meiner Jugend. Damals lernte ich die Wolluſt meines Schmerzes rein kennen. Ich glaube, daß ich Momente an ihrem Grabe zugebracht habe, wo mein Geiſt einen Grad von Lebendigkeit empfand, die unabhängig von den Kräften meines Körpers war. Wenn ich wieder aus dieſer Vernichtung in Gebet und Weinen zurückkam, war ich mir bewußt, vergeſſen zu haben, was ich, während ſie dauerte, empfand; aber die Sehnſucht, die mich erfüllte, ſie zu erneuern, überzeugt mich, daß mir unausſprechlich wohl war. Mein Körper erlag aber dieſer Spannung, ich brachte ein Jahr ſehr kränkelnd zu, während dem ich die Rückreiſe nach dem väterlichen Hauſe nicht unternehmen durfte, und verließ am Schluſſe meines ſechszehnten Jahres mein geliebtes Kloſter und die Gräber meiner holden Geſpielinnen.

Zu derſelben Zeit, als ich aus der Penſion zurückkehrte, hatte mein einziger Bruder, der um ſechs Jahre älter war als ich, ſeine Studien vollendet. Er war zum Handel beſtimmt; ein unverheiratheter Bruder meines Vaters, der als Gelehrter einen bedeutenden Namen hatte, machte es aber zur Bedingung ſeiner Erbſchaft, daß ſein Neffe eine wiſſenſchaftliche Ausbildung erhalten ſolle; auf dieſe Weiſe beſuchte er ſogar eine norddeutſche Univerſität, machte eine Reiſe durch Deutſchland und Italien und, Dank ſeinem Führer, kam als ein liebenswürdiger, ſehr gebildeter Jüngling zurück. Dieſer Hofmeiſter iſt Eduards Oheim.

Obſchon mein guter Vater alle Wiſſenſchaften nur in ſofern ſchätzte, als ſie zum Flore des Handels und Fabrikweſens beitrugen, ließ er doch Herrn Schönfeld alle Gerechtigkeit widerfahren. Der Mann hatte eine Menge Commercialkenntniſſe und war ein vortrefflicher Chemiker. Beides konnte mein Vater benutzen; mit großer Bereitwilligkeit ging er alſo meines Bruders Vorſchlag ein, ihn als Mitglied der Familie aufzunehmen.

Agnes hielt hier zerſtreut inne. Julchen wartete lange und fragte dann mit dringender Theilnahme: Nun? und war der Onkel damals ſchon ſo lieb? Wie lange blieb er? denn Eduard mußte doch damals ſchon ein großer Junge ſein, und er hat ihn früh unter die Hände genommen.

Agnes ſah ihr, wie es ſchien, mit ihren Ideen ſehr beſchäftigt, in die hellen, fragenden Augen und fuhr dann, wie eine Perſon, welche ihren Bericht gern ſchnell beendigen will, fort: Die Bildung, welche mein Bruder ihm zu danken hatte, ſpricht ſchon zu ſeinem Vortheile; ihn richtig zu beurtheilen, war ich zu jung. Bald brachen auch die unruhigen Zeiten der Revolution aus; Herr Schönfeld ging nach Deutſchland zurück; unſer Handelshaus ward geſtürzt; meinem Vater erſparte der Tod den Schmerz, das traurige Schickſal ſeiner Kinder zu beweinen, mein Bruder fiel in der fränkiſchen Armee; eine Freundin meiner Mutter, die mir kurz nach meiner Rückkehr der Tod raubte, gab mir, als ich, ohne Schutz und Obdach, vergeblich durch meiner Hände Arbeit mein Brot zu gewinnen ſuchte, in Düſſeldorf eine Zuflucht; von dort ward ich Deiner Mutter empfohlen. — Du ſiehſt, mein Julchen, wie wenig dieſe Geſchichte Deine Neugier lohnen konnte.

Julchen ſah verlegen aus. Liebe Agnes, was Sie mir erzählt haben, iſt freilich weniger, als ich erwartete; nicht weil es Ihnen an Begebenheiten fehlte, aber weil ich noch nicht begreife, wie Sie ſo wenig von ſich zu ſagen haben, da der Reichthum Ihres Herzens ſo deutlich beweiſt, wie viel Sie empfunden und beobachtet haben.

Von mir zu erzählen? Liebes Kind, iſt eine ganze Vergangenheit, welche das Grab verſchlang, eine kahle Erzählung? Kann ein Geiſt über Todtenhügeln und Trümmern nicht reiſen? Verwandte, Vaterland, Wohlſtand, bis zu dem Namen meiner Familie —

O meine Agnes, ich bin ein leichtſinniges, unbeſonnenes Geſchöpf! Aus Theilnahme an Ihren Leiden reiße ich Ihre Wunden auf. So rief Julie und weinte an ihrer Freundin Halſe, die ſie aber bald wieder in ein heiteres Geſpräch gezogen hatte.

Julchen erwartete ihren Geliebten und ſeinen Onkel erſt in ein paar Monaten, und dieſe Zeit füllte die mütterliche Freundin nach althergebrachtem Gebrauche mit Verfertigung der Ausſteuer aus. Julchens Vormund, in deſſen Hauſe ſie lebte, ein alter Witwer, war ſehr froh, das Rechnungsweſen ausgenommen, alle weltlichen Angelegenheiten ſeiner Mündel in die Hände der ſorgſamen Agnes zu legen. Indeß dieſe Leinwand zerſchnitt, Bett- und Tiſchzeug nähen ließ, beſorgte Julchen mit frohem Muthe Brautſtaat und Hauskleider, und bei dem Einen und dem Andern beſeelte ſie der Gedanke, daß ſie durch dieſen Anzug ihrem Eduard gefallen ſollte.

Mitten in dieſen feſtlichen Zubereitungen kam ein großes Pack an, welches, wie ein Brief von Eduard verkündet hatte, ſeine und des Onkels Brautgeſchenke enthielt. Mit tumultuariſcher Neugier packte Julchen die Schätze aus. Stücke des feinſten Linon, Levantinen, niederländiſche Spitzen, verbotene engliſche Zeuche von der ausgeſuchteſten Gattung. Noch blieb eine kleine

Schachtel zu unterſuchen übrig. Ach, das iſt vom Onkel, rief Julchen, zog einen Brief unter dem Bindfaden hervor und band ihn auf. Eine Uhr! Sie iſt ſchön, aber recht altmodiſch; ſehen Sie, eine Stahlkette! Berlocken! Email! — und hier ein Medaillon! — O, wie es meine Mutter an ihrer Hochzeit trug — aber ein ſchönes Basrelief! Amor und Pſyche! Der gute, wunderliche Onkel! — Ha, da kommt das Beſte! Herrliche Perlen, eins, zwei, zwölf Schnüre! Das iſt für Hals und Arme und Haar! Aber der Brief —

Agnes war bei dem Anblicke der Uhr blaß geworden und heftete ihren Blick auf ſie und das Medaillon, welches ihr Beides Julchen nachläſſig in die Hände gegeben hatte, und während Julchen ſchwatzte, rollten helle, ſtille Thränen aus ihrem Auge. Julie beobachtete ſie nicht, ſondern las ihr des Onkels Brief vor:

„Meine theure Tochter!“

„Nur der höchſte Begriff von ehelichem Glück hat mich ſo lange zaudern gemacht, eh' ich Eduards Wünſchen meine Zuſtimmung gab. Euer Wohl muß die Sonne meiner ſpäten Tage ſein, denn Euer Unglück würde mich in das Grab führen. Bald ſehe ich das liebe Geſicht mit eignen Augen, welches alle die Kindlichkeit, den Eifer für's Edle und Schöne ausdrücken ſoll, die ich auch in Ihren Briefen leſe. Bis dahin, meine Tochter, ſei Ihnen beiliegendes Geſchenk ein Beweis, daß ich Ihrer Freude Alles, auch mein Liebſtes hingebe. Dieſe Uhr, dieſes Medaillon mit dem ſinnvollen Bilde war einſt Pfand meines Erdenglückes. Es ward zerſtört dieſes Glück, aber ſein Andenken blieb in mir und ward ein Pfand jener ſeligen Ewigkeit, wo ich mit Der würde vereint ſein, welcher dieſes Pfand beſtimmt war. In dieſem Sinne hob ich es auf und wollte es aufheben bis an meinen Tod. Nun widme ich es Eduards Braut. Amor und Pſyche ſei das Symbol Eurer Verbindung, und die Ehrfurcht, mit der ich dieſe Dinge aufbewahrte, und die Wehmuth, mit der ich ſie in Ihre Hände gebe, meine junge Tochter, ſei Vorbild Eurer Treue. Neben dieſen Schätzen darf ich der Perlenſchnüre nicht erwähnen."

Julchens Stimme zitterte, Thränen entfielen ihr, ehe ſie geendigt hatte, und die Perlen hinwerfend griff ſie nach der Uhr, die ſie an ihren Mund drückte, und nach dem Medaillon, das ſie ſogleich an ihrem Buſen verbarg. Ein tiefer Seufzer, der aus Agnes' Bruſt ſtieg, als ſie haſtig nach dem Medaillon griff, machte ſie aufmerkſam; ſie heftete einen forſchenden Blick auf ihre Freundin, die angefangene Rede ſtockte in ihrem Mund. Agnes, Sie haben mir nicht Alles von Ihrer Geſchichte erzählt! rief ſie wie von prophetiſchem Geiſte ergriffen und ſchlang ihren Arm um Agnes' Hand.

Nein, ich verſchwieg Dir, was ich vertilgt glaubte durch den Lauf der Jahre, und was in meinem Herzen noch zu lebendig ſtand, um wie das Übrige, Vergangene erzählt zu werden. Dieſe Uhr, dieſe Pſyche — ich erhielt ſie von ihm — ich war ſeine Braut.

Nicht ſogleich fand Agnes Ruhe genug zum Erzählen, noch Julchen zum Anhören. Wir wollen ihre Geſchichte hier geben, wie ſie uns bekannt wurde.

Bis zu der Aufnahme des Herrn Schönfeld in des Herrn von Frohberg's Hauſe hatte Agnes Jener ihre Begebenheiten erzählt; allein weder Julie noch wir hatten weder ſie noch ihre Familie daraus kennen gelernt. Es iſt nothwendig, dieſe Lücken zu ergänzen.

In jenen Gegenden hatte ſich bis zu dieſer Zeit in den alten echt deutſchen Familien ſelbſt neben einem anſehnlichen Reichthume ein auffallender Grad von deutſcher Zucht und Sitte erhalten. Der tägliche Gang des Lebens war mäßig und arbeitſam die Feſttage des Calenders waren auch Feſttage für die Hausgenoſſen; die Vormittage feierte alsdann die Predigt, die Mittage eine ſtattliche Mahlzeit und die Abende eine zierliche Kaffegeſellſchaft für die Hausfrau und ein ehrbarer Weinhausbeſuch von Seiten des Eheherrn und der andern männlichen Bewohner des Hauſes nach Stand und Würden. Die Mädchen blieben in der Kinderſtube, bis ſie in die Kloſterkoſt kamen, und, wann ſie zurückkehrten, an der Seite der Mutter, bis man ſie einem Gatten zu überantworten Gelegenheit fand. Reiſen machten nur die Männer, und wenn Fremde kamen, erzeigte man ihnen zwar eine ſplendide Gaſtfreundſchaft, die Hausfrau blieb aber in ihrem gewöhnlichen Kreiſe, die vermehrten Geſchäfte abgerechnet, welche ihr der Beſuchende gab. Die Gaſtzimmer mußten gelüftet werden, das himmelhohe damaſtne Vorhangbett mit feinem Leinzeug belegt, ein damascirtes, fünf Ellen langes Handtuch, welches in einen Zirkel gebunden war, an eine Rolle neben dem Waſchtiſch aufgehangen, und von den funfzigerlei Porzellanfiguren, die auf der Spiegelcommode ſtanden, ſorgfältig der Staub geputzt werden. Gäſte, die man ſo empfängt, werden nie Gaſtfreunde, ſie laſſen keine Spur zurück und nehmen keine mit ſich fort, und für Menſchen, welche Gaſtfreundſchaft ſo behandeln, iſt die Zeitung dann das einzige Band, das ſie mit der Mitwelt verknüpft.

Von Ältern, die ihre Tage ſo ruhig abſpannen, ward Agnes geboren. Das Ungefähr, das aus ihres Vaters Bruder einen Gelehrten werden ließ, wirkte nicht nur auf ihren Bruder, den es zum Studiren vermochte, ſondern mittelbarer auch auf ſie. Der gelehrte Onkel war auch ein reicher Onkel, und dieſes gab ſeinem gelehrten Rufe bei dem Herrn von Frohberg ein ſo anſehnliches Gewicht, daß ſein ganzes Hausweſen bei aller hergebrachten Ordnung um ein Merkliches aus dem alltäglichen Kreiſe kam. Mehr als einmal hatte ihm der gelehrte Bruder von Löwen, wo er lebte, gelehrte Reiſende empfohlen. Das obenerwähnte hohe Himmelsbett empfing ſie in ſeiner zartflächſenen Hülle, und der redliche Herr von Frohberg fühlte ſich geſchmeichelt, als ihm ſein Bruder ein paar Mal in gedruckten Büchern die Stelle bezeichnete, in welchen berühmte deutſche Gelehrte, oder doch wißbegierige Jünglinge dieſer Nation ſeiner Tuchfabrik das höchſte Lob ertheilten und mit dem ernſten gründlichen Geiſte, der dieſer Nation eigen iſt, alles Eigenthümliche ſeiner Anſtalten, bis auf das damaſcirte Handtuch, im endloſen Kreiſe aufgeknüpft, erwähnten. Das Adelsdiplom des guten Kaiſers kam noch hinzu, und Agnes ward nun nicht nach Tongern, St. Tron oder Tirlemont geſchickt, wie es die Kaufmannsfamilien jener Gegend gewohnt waren, ſondern in das Viſitandinenkloſter in Nancy, wo nur eine ſehr anſehnliche Penſion Eingang verſchaffte. Aus dem liebenden Zirkel der zahlreichen Geſpielen, aus dem lebhaften Umgange der ganz franzöſiſchen Nancyer, aus dem gebildeten Tone der ſehr wohlgezogenen Nonnen, welche durch dieſen ihre Koſtſchule in Anſehen erhalten mußten, kehrte Agnes nach mehren Jahren nun wieder in das väterliche Haus zurück. Sie war in dem Alter, wo jedes erwachende Gefühl ein Lichtſtral für unſere Vernunft wird, und die Eindrücke, welche Freundſchaft und Schmerz ihr in dem Kloſter gaben, hatten ihre Seele noch bedürftiger und empfänglicher gemacht. Ihr junges Herz hatte ſich von dem Wiederſehen ihrer Ältern, ihrer Kindheitsumgebungen unendlich viel Freude verſprochen; ſie fand ſolche in der erſten Umarmung des Vaters, in dem Empfange der Mutter; aber mit jedem Tage mehr fühlte ſie eine lange Leere, für die ſie keine Urſache wußte. In ihrer Kindheit war ja Alles ſo, und ſie war glücklich; um ſie war alſo nichts verändert, in ihr mußte es anders geworden ſein. Dieſe Veränderung konnte nur Eine Urſache haben, und dieſe lag in Waldburgens, in Ninas Grabe. Nun hatte ſie einen Namen für ihren Gram. Der Vater ward nichts von der Stimmung ſeiner Tochter gewahr; ſo lange Niemand beim Eſſen oder im Kirchſtuhl fehlte, hielt er ſeine Heerde für wohlbewacht; die Mutter, welche ſehr fromm war, hielt Agnes' Schwermuth für einen Hang zum Kloſterleben, und hätte gern eine Heilige in ihrer Familie gehabt; allein der Schwager in Löwen hatte dieſen Gedanken von jeher nicht in ſeines Bruders Hauſe aufkommen laſſen. Die Rückkehr des Sohnes von ſeinem akademiſchen Aufenthalte, von Wehſen und Schönfelds Anweſenheit brachten allmälig eine Veränderung in Agnes' Stimmung hervor. Schönfeld war von guter bürgerlicher Familie aus Norddeutſchland, ſein Vater war ein Geiſtlicher, er ſollte ſich dem Predigerſtande beſtimmen; ein unwiderſtehliches Bedürfniß, den Menſchen und die Erde kennen zu lernen, trieb ihn, Alterthümer und Naturgeſchichte mit inniger Liebe zu ſtudiren. Sein weiches Herz, ſein ruhiger, [illegible] Geiſt, lehrte ihn bei der Beſchränktheit ſeiner Mittel eine Genügſamkeit, bei der ihm der Beſitz des Nothwendigen Genuß, und jeder kleiner Überfluß ein Feſt ward, das nur durch Theilnahme aller ihn Umgebenden gefeiert werden konnte. Wie er auf Univerſitäten war, ſchickte ihm ſeine Mutter von der nicht ſehr entfernten Pfarre nie einen Leckerbiſſen oder einen nöthigen Hausrath, ohne daß ſein Stubenkamerad an dem erſten und ein paar Hausarme an dem letzten Theil nehmen mußten; wenn er bei ſeinen botaniſchen Wanderungen neue Schätze nach Hauſe brachte, hatte er gewiß zugleich einen Straus wohlriechender Blumen gepflückt, mit welchem er ſein Zimmer verzierte, wofür der Stubenkamerad, welchem der Wohlgeruch lieb war, dann wieder die Geduld hatte, ſeine kindliche Freude über die wunderſchöne Bildung eines Gräschens anzuhören. Die beſte Geſellſchaft zog ihn an ſich; er glänzte nicht in ihr, aber er war ein mildes Licht, das alle Die anzog, welche Helle des Kopfs und Wärme des Herzens in ihrer Unterhaltung bedurften. Er wartete ſchon ein paar Jahre, welche er mit pädagogiſchen Arbeiten ausfüllte, auf einen kleinen Kirchendienſt, als eine Anfrage an einen der Profeſſoren der Univerſität ihm den Beruf verſchaffte, den jungen Frohberg während ſeiner Studien und nachher auf Reiſen als Mentor zu begleiten. Und wirklich erfüllte er ſeinen Beruf ſo heilig, als beſeele auch ihn Minervens Geiſt. Zögling und Führer waren gleich glücklich dabei. Frohberg ſollte ſich, ſeiner Lage angemeſſen, gerade mit den Wiſſenſchaften beſchäftigen, für welche Schönfeld bis jetzt die Zeit mit Aufopferung ſeiner nächtlichen Ruhe entwandt hatte. Chemie und Handelsgeſchichte waren dem Fabrikanten, Kunſtgeſchichte und Literaturkenntniß beſonders dem Manne von Vermögen nothwendig. Mit Schönfeld's Kinderherzen hatte noch kein Menſch in Zwietracht leben können; der junge Frohberg, ein lebensluſtiger Jüngling, deſſen niederländiſche Derbheit mit einem Bischen franzöſiſcher Regbarkeit vermiſcht war, ſchloß ſich ihm herzlich an. Noch ehe er ſeinen Mentor in ſein väterliches Haus einführte, hatte er ſchon den feſten Entſchluß gefaßt, den bewährten Freund nie von ſich zu laſſen, ſodaß er mit frohem Muthwillen lachte, als ihm der bedächtige Vater ſeiner chemiſchen Kenntniſſe wegen eine Stelle in ſeinem Hauſe vergönnte. Dieſe Stelle füllte er keineswegs müßig aus. Seine Verſuche wurden für die Bereitung der Farben und die Behandlung der Wolle ſehr wichtig, und der alte Frohberg bot ihm nach einem Jahre freiwillig einen anſehnlichen Gehalt an. Schönfeld's Wirkungskreis beſchränkte ſich aber nicht auf die Farbenſtoffe allein; Agnes war ihm von ihrem Bruder als Schülerin anvertraut, und er fand ſie in einem Alter, in einer Stimmung, wo ein junges Mädchen, wenn ſie gern lernt, ſehr ſchnelle Fortſchritte macht. Ein ſechzehnjähriges Gemüth, das bis dahin alle ſeine Nahrung vor den heiligen Altären und im Arme der Kindheitsgeſpielinnen fand, muß hoch aufflammen, wenn ihm die Schätze der Kunſt und der Natur gezeigt werden. Schönfeld's zarter Sinn, der ſelbſt frei von der Natur gebildet ward, lehrte ſie dieſen Schmuck des menſchlichen Lebens und ſein [illegible] zugleich auf eine Art kennen, welche ihrer Einfachheit, ihrer mädchenhaften Stille nichts benahm. Ihr Gefühl, das ſonſt mit unbeſtimmter Sehnſucht umherſchweifte, heftete ſich nun an das Schöne und Große, und mit der Offenbarung der Wahrheit in ihrem Innern, die in dem reinen weiblichen Buſen in ſo leicht leſerlichen Buchſtaben eingegraben iſt, fügte ſich ihr häuslicher Beruf mit dem Genuſſe ihres Geiſtes zu einem gefälligen Ganzen.

Konnte aber das zartfühlende Mädchen für den Mann gleichgültig bleiben, welcher ihrer ſchmerzenvollen Sehnſucht ein ſo ſchönes Ziel gezeigt hatte? — Agnes hing kindlich — denn das reine Weib liebt ſtets kindlich, wenn es Glück empfängt, und mütterlich, wenn es Glück ertheilt — an dem geehrten Lehrer, und der Lehrer hatte in ihr das Weib gefunden, das erſte und letzte, welches ihr ganzes Geſchlecht ihm darſtellte und allein ihm dieſes Geſchlecht verſinnlichen konnte. Aber dieſe Geſinnungen hätten die Lage der beiden Liebenden gegen einander nie verändert. Agnes ſuchte keine andere Gründe für ihre Gefühle als den Genuß, den ihr ihres Freundes Unterricht gab, und Schönfeld beſchied ſich vom erſten Augenblicke, wo er ſeine Neigung für die junge, reiche Agnes empfand, zur heitern Entſagung. Dieſer großmüthige Plan ward aber von Agnes' Bruder vereitelt. Joſeph, dem ein mannigfaltiger Lebensgenuß ein bischen Menſchenkunde und ſeine warme Freundſchaft für ſeinen Schönfeld Aufmerkſamkeit gab, nahm die Neigung der beiden ſich unbewußt Liebenden bald wahr und dachte darüber ſehr verſchieden von ſeinem Freunde. Die Hinderniſſe, die Stand und Vermögen ihrer Vereinigung entgegenſetzten, fühlte er ſich ſehr geneigt aus dem Wege zu räumen. Dankbarkeit und hohe Achtung für Schönfeld foderte ihn dazu auf, und er fand eine noch mächtigere Triebfeder dazu in ſeiner Denkungsart. Der Geiſt der Zeit, der jene ungeheuern Veränderungen herbeiführete, von deren Folgen Europa nun ſo viele Jahre erſchüttert wird, hatte ſich dem jungen Manne mitgetheilt und machte Schönfeld's Glück zur Sache ſeiner Partie, die ſich damals in den Niederlanden ſo laut ausſprach, wie nachmals bei ſeinen Nachbarn. Durch ſeine Verdienſte und Frohberg's Handelsgeſchäfte erhielt aber Schönfeld um dieſe Zeit ein Gewicht, das kaum noch anderer Gründe bedurfte, um ihn zu einem ſehr erwünſchten Brautwerber für die liebenswürdige Agnes zu machen. Der Fabrik hatte es noch immer an einem Handgriffe bei der Miſchung der ſcharlachrothen Farbe gefehlt, um ihr Tuch mit dem engliſchen meſſen zu können. Schönfeld, welcher die ganze Wichtigkeit dieſes Umſtandes kannte, bot ſich an, einige Zeit in einer engliſchen Fabrik zuzubringen, um das Geheimniß zu errathen, wenn es eins ſei, oder den Vortheil abzulernen, wenn es nur Aufmerkſamkeit bedürfe. Die letztere, mit beſtändig fortgeſetzten chemiſchen Verſuchen, ſetzte ihn in Stand, die Tücher der Frohberg'ſchen Fabrik um ein Drittel im Werth und Preis zu erhöhen. Ohne an die Wichtigkeit zu denken, die er dadurch für den alten Frohberg erhielt, trieb ihn ſeine Beſcheidenheit an, bis zu öfterer Bewährung ſeine Methode noch geheimhalten zu wollen; Joſeph, der eben mit dem Glücke ſeines Freundes beſchäftigt war, wußte dieſen Umſtand beſſer zu benutzen. Er übernahm es nach einigem Kampfe mit dem einfachen Manne, der die Früchte ſeines Bemühens durchaus als ein Gemeingut angeſehen wiſſen wollte, ſeinen Vater dahin zu vermögen, daß Schönfeld gegen ſeine Entdeckung als Theilhaber an der Fabrik angeſehen würde und Agnes' Hand erhalten ſolle. Schönfeld litt bei dieſem Vorſchlage, weil er ihn ſtatt der ſtillen Entſagung, die jeden Genuß des Augenblicks kindlich annimmt, zu der Ungewißheit verurtheilte, ob ihm dieſer Augenblick bliebe; denn wenn ſich ihm der alte Frohberg nicht fügte, wenn er lieber dem Vortheile ſeines Handels entſagte als dem armen Gelehrten ſeine Tochter gäbe —, ſo konnte keines der gegenwärtigen Verhältniſſe bleiben, und er war auf ewig von Agnes getrennt.

Er hatte Joſeph gebeten, bis zur Entſcheidung, und wenn dieſe ungünſtig ausfiele, niemals Agnes von ſeiner Liebe etwas zu entdecken. Es ward eben Frühling; Agnes hatte ſich mit ihrem Lehrer ſchon das vorige Jahr mit der Pflanzenlehre beſchäftigt; oft hatte ſie während dem Laufe des Winters ſich auf die Zeit gefreut, wo ſie wieder Pflanzen ſammeln, wo ſie ihre Kenntniſſe in der neubelebten Natur erweitern könnte. Nun ſchweifte ſie oft allein, oft an ihres Lehrers Arm durch Feld und Gehölze, um jedes Frühlingskind zu erſpähen; aber bei allen Blumen, die ſie fand, bei allen Kräutern, die ſie ſuchte, vergaß ſie einer Blume nicht, nach der ſie ſchon mehre Jahre vergeblich geforſcht hatte. Der heiligen Jungfrau Kerze hieß man ſie in dem Kloſter von Nancy; oft hatte ſie dieſe Blume der erſten Frühlingsſonne mit ihrer Walburg, ihrer Nina gepflückt und, wie Nina im Sarge lag, dieſe Blume in den Kranz geflochten, den ſie mit Thränen benetzt auf ihren Sarg legte. Hundert Mal ſchon hatte ſie dieſe Blume ihrem Freunde beſchrieben; er konnte nicht beſtimmt errathen, was für eine Blume ſie meinte, half ihr aber ſchon den dritten Frühling im Suchen, denn Nina war zur Zeit der Maiblumen ins Grab gelegt, Maiblumen und Jungfraukerzen hatte Agnes in den Kranz geflochten, der auf ihrem Sarge lag. In jeder Lage iſt es wol eine ſehr gefährliche Unternehmung für einen Mann, mit einem jungen, ſchönen Mädchen in der Fülle des Frühlings Blumen zu ſuchen und die Liebes- und Lebensfeier der Pflanzenwelt zu ſtudiren. Schönfeld aber, mit dem einfachen männlichen Geiſte, der Entſchluß und That aufeinanderfolgen ließ, mit dem unerſchlafften, reinen, innigen Gefühle, das im reifen Mannesalter die allmächtigſte Empfindung des Jünglings zum erſten Mal hegt — wie ſchwer ward es Schönfeld, ſich allein an ſeinen Linné zu halten, um zu erklären, allein an den Schöpfer aller der Herrlichkeiten um ſich her, um anzubeten. Die Kerze der heiligen Jungfrau fanden die beiden Liebenden nicht; aber ſich ſelbſt fanden ſie in der ganzen blühenden Natur: Agnes überall froher Genuß im Vereine mit einer belebenden Kraft; Schönfeld überall Vollendung in der Vermählung der Kraft mit der anſchmiegenden Anmuth. Der edle Menſch hätte deſſenungeachtet den Sieg über ſein Herz davongetragen, aber dieſes Mal war das Schickſal mit [illegible] Prüfung zufrieden. Joſeph hatte ſeinen Vater gewonnen, ſei es durch Berechnen der Vortheile, welche Schönfeld's Vervollkommnung der Scharlachfarbe der Fabrik brachte, ſei es durch weniger eigennützige Gründe; genug, daß er ſeinem Freunde die Nachricht brachte, welche den Brauttag der Erde auch zu dem ſeinigen machen ſollte. Agnes hörte mit frohem Erröthen, was ſie nie bezweifelt hatte, daß Schönfeld ſie liebe, und entdeckte es ſich mit Entzücken, was ſie vorher noch nie [illegible] hatte, daß ſie ihn ſchon längſt liebte. Nun der Bund geſchloſſen war, herrſchte ein noch höherer Friede in Schönfeld's friedlichem Herzen. Das klare Element ſeines Gemüths hatte das mit ſeinem Geſchwiſterelemente, dem Waſſer, auch außer der Klarheit gemein, daß es, ſobald es ſich ſelbſt überlaſſen war, ein völliges Gleichgewicht wieder annahm. Er ging nun ſeiner ſchönen Zukunft mit ruhigem, leichtem Schritte entgegen; [illegible] ſeinem Verhältniſſe zu Agnes änderte ſich faſt nichts, und ſeine Innigkeit gegen ſie drückte ſich mehr in dem eindringenden Rathe, den er ihr gab, in dem Eifer aus, mit welchem er an ihrer Bildung arbeitete, als durch liebkoſendes Schmeicheln. Ehe ſeine erwünſchte Verbindung ſtatthatte und ihn auf immer in *** feſſelte, wollte er ſein Vaterland nochmals beſuchen und ſich mit ſeinem Bruder — Vater und Mutter waren indeß geſtorben — über ſeine kleine Erbſchaft abfinden. Hätte der gute Schönfeld dieſe althergebrachte Ordnungsliebe doch verſäumt! Zwei kurze Monate, die er abweſend war, zerſtörten ſein Glück. Frohberg's Einwilligung in Agnes' Verbindung mit Schönfeld war die Wirkung des Eigennutzes geweſen, nicht der Wunſch, wichtige Dienſte zu lohnen. Der Fremde, der arme Gelehrte, der Ketzer war ihm ſtets ein Gegenſtand der Abneigung geblieben, und je mehr und mehr miſchte ſich dieſem Widerwillen der Geiſt unſeliger politiſcher Meinungen bei. Joſeph hatte ſeinem Vater ſchon längſt durch ſeine Befreiung von Vorurtheilen — denn ſo nannte es die brauſende Jugend — mißfallen, im Herzen hatte er ſtets Schönfeld angeklagt, ihm falſche Grundſätze eingeflößt zu haben; nun die Parteien lauter wurden, ward es auch ſeine Klage. Das Alles hätte den Mann, der auf Ehre zu halten gewohnt war, wol noch nicht verführt; aber zufällige Umſtände machten es ihm noch ſchwerer, das Rechte zu behaupten. Öffentliche Vorgänge hatten dem Abſatze der Fabrik eben Eintrag gethan, ein befreundetes Haus hatte durch ſeinen Sturz einen beträchtlichen Verluſt für Frohberg nach ſich gezogen, und gerade in dieſem Zuſammentreffen von Umſtänden kündigte ſich ihm ein reicher Brabanter an, welcher ihm anbot, ein ſehr großes Capital in ſeinen Handel zu legen, und zur Vereinigung ihrer beiden Vortheile um Agnes' Hand bat. Der Fremde wußte nichts von Agnes' Verhältniſſen zu Schönfeld, das ſchöne Mädchen hatte ihn gefeſſelt, und er verband, nach alltäglicher Berechnung im alltäglichen Lebensgange, ſeine Liebe mit ſeinen Handelsſpeculationen. Frohberg ſah den ganzen Vortheil dieſer Heirath ein, Schönfeld's freundliche Gegenwart beſchwor nicht den Geiſt ſchnöder Gewinnſucht, wie ſie es oft gethan hatte, und er gab dem Brabanter ſo viel Hoffnung, als nöthig war, um ihn ſo lange hinzuhalten, bis ſich ein Weg fände, mit Schönfeld zu brechen.

Der Argwohnloſe hatte indeß ſeine Geſchäfte vollendet. Nach dem Rathe ſeines Bruders, der durch eine reiche Frau und ſeine Kenntniſſe ein wohlhabender Handelsmann Norddeutſchlands geworden war, wandte er einen großen Theil ſeiner kleinen Erbſchaft auf den Ankauf eines Brautgeſchenks, welches dem Wohlſtande ſeiner Braut angemeſſen ſei. In der Wahl der Geſchenke ließ er ſich gewiſſenhaft von der damaligen Landesſitte leiten, nur ihre Bedeutung behielt er ſich vor; ſo erhielt die Uhr den bunten Schmetterling auf blauem Grunde, und der Halsſchmuck die Geſtalten von Amor und Pſyche. Es waren dieſelben Kleinode, die Agnes bei Julchen wiedererkannte. Wie ein froher Schiffer in den wirthbaren Hafen der Heimath, eilte er nun mit ſtiller Heiterkeit zu ſeiner Braut zurück. Mit der Freude, am Ziele zu ſtehen, reichte er ihr ſeine ſinnvollen Geſchenke, mit banger Ahnung nahm ſie Agnes an und zeigte ſie dem Vater, deſſen zweideutiges Betragen der Armen ſchon lange Unheil zu drohen ſchien. Wie wäre es möglich, die Wege zu ſchildern, auf welchen ein ſelbſtiſcher Weltmenſch, vom Eigennutze geleitet, den argloſen Charakter eines Mannes überliſtete, der mehr in der Vorzeit gelebt hatte als unter ſeinen Zeitgenoſſen, der unter ſeinen Zeitgenoſſen mit einem Herzen gelebt hatte, das die Tugenden der Vorzeit bildeten und in ewiger Jugend erhielten, indeß die Jagd nach Reichthum, die Gier nach Genuß die Herzen um ihn verſchrumpfte? Zuerſt ſchob man Schönfeld's Verbindung unter wichtigen Vorwänden auf; dann ſuchte man ſeine politiſche Denkart zu reizen; man warf ihm einige Unvorſichtigkeiten vor, deren ſich Joſeph ſchuldig machte; man vergrößerte die unangenehme Lage, in welcher ſich die Handlung für einen Augenblick befunden hatte; man theilte ihm das Anerbieten des Brabanters mit; endlich ſprach man mit Geringſchätzung von Glücksjägern, die reiche Mädchen erhaſchten. Schönfeld's Herz ſchwoll auf voll edeln Stolzes. Gern hätte er ſeinen Freund und Bruder, ſeinen Joſeph, zum Zeugen aufgerufen, daß er nie nach Agnes' Hand geſtrebt habe. Aber Joſeph war auf lange Zeit abweſend, und Agnes konnte in dieſer Zartheit ſeiner Liebe einen Mangel an ihrer Kraft wähnen. Nein, lieber wollte er ihr ganz unbedingt entſagen, als ſie von dem empörenden Verdacht umlagert beſitzen, daß Geldſucht der Unterhändler ſeiner Liebe geweſen ſei. Lieber wollte er ſein Herz zerreißen, als es in die Sklavenfeſſeln des Verhältniſſes zwingen, in welchem er mit ſeinem Schwiegervater geſtanden hätte. Wie ein Mann — aber mit der Entſchloſſenheit, mit welcher ein Mann in den Tod geht, wenn das Leben die Arme ſoeben brünſtig nach ihm ausſtreckt — kündigte Schönfeld ſeiner Geliebten die Gründe ſeiner Entſagung an. Agnes war ſeine Schülerin, ſie fühlte die Unmöglichkeit, daß Liebe, wahre Liebe in dem Herzen eines Mannes neben dem Gefühle fortwährend verletzter Ehre beſtehen könnte; ſie hoffte von der Zukunft und von ihres Vaters Herzen. Ach, dieſes Herz hatte ſich in ſeinem eignen Unrechte verhärtet. Dieſen Ausgang hatte Frohberg nicht erwartet; er hatte einen Zwiſt herbeiführen wollen und ſah ſich nun durch des Mannes ſtolzen Zurücktritt als ein Ungerechter, Undankbarer gezeichnet. Nur neue Unbilligkeit konnte die alte rechtfertigen; Agnes' Thränen wurden mit Härte zurückgewieſen; Briefe, Geſchenke, für die Liebenden einſt Symbole ihrer Zärtlichkeit, mußten auf den Befehl ihres erbitterten Vaters als Zeugniſſe von genommener Verbindlichkeit zurückgegeben werden, und Agnes ward von ihrem Freunde geſchieden.

Der weitere Verfolg ihrer Geſchichte würde Zeitumſtände zurückrufen, mit deren ſchreckenvollem Dunkel wir unſere kleine Erzählung nicht trüben wollen. Vor der Heirath mit dem Brabanter ward die traurige Agnes durch dieſe Zeitgeſchichte ſelbſt geſchützt; das Übrige theilte ſie ihrer Julie im Anfange dieſer Erzählung in wenigen Worten mit. Schönfeld's Lebensgang war nicht ſo ſtürmiſch. Das Schickſal, das ſeine Liebe traf, entſchied über ſein Beſtreben nach Glückſeligkeit auf Erden. Durch Erziehung und Landesſitte an Formen gewöhnt, hatte dieſer Mann ſein weiches liebendes Herz gelehrt, Bedeutung und Heiligkeit in ſie zu legen. Und ſo glühte unter der ſtillen Außenſeite ein tiefer bleibender Schmerz. Die Kraft der Seele, welche er bedurfte, um von Agnes zu ſcheiden, weil es ſein Männerſtolz befahl, hätte ein Andrer aufgewendet, um Agnes zu erlangen. Die Beſtändigkeit, mit welcher er fortwährend ihr Andenken ehrte, hätte eines andern Mannes Leben verzehrt. Sein treues Herz kannte keine zweite Liebe, ſelbſt dann nicht, als ihm falſche Gerüchte verſicherten, Agnes ſei nach ihres Vaters Tode einem Gatten nach Frankreich gefolgt. Er trauerte um ſie, um ihr und der Ihren Schickſal, und ſein Lebensgenuß entblühte ihm nur aus der Freude, die ihm aus Anderer Blicken entgegenſtralte. Aber dieſe nahm ſeine reine Seele auch auf, wie ein ſtiller See den Stral des Tages.

Schönfeld hatte nach ſeiner Überzeugung gehandelt, er hatte Frohberg unzuberechnende Vortheile verſchafft, und, jede Entſchädigung abweiſend, ging er arm, wie er gekommen war, in ſein Vaterland zurück. Sein Aufenthalt in den Niederlanden hatte ihn Geſchmack an Fabrikunternehmungen finden laſſen; er ſchlug ſeinem Bruder, dem Kaufmanne, die Errichtung einer Manufactur vor; die Umſtände begünſtigten ſie, die Regierung that ihnen Vorſchub, und indem er ſeinen Bruder zum reichen Manne machte, verſchaffte er ſich die Mittel, ſeinen Lieblingsbeſchäftigungen zu folgen. Die Bildung der Jugend war ſeine erſte Beſtimmung geweſen, und mit reifern Kenntniſſen nahm er dieſes Geſchäft jetzt wieder vor. Von fröhlichen Jünglingen umſchwärmt, ſtand er ernſt und ſinnend und heiter unter ihnen wie ihr guter Schutzgeiſt, und die jungen Leute ſchienen ſich der Luſt ſorgloſer hinzugeben, wiſſend, daß ſeine Gegenwart ſie heilige. Seinem Vaterſinne hatte auch ſein einziger Neffe, Julchens Eduard, ſeine Bildung zu danken, und die innigſte Liebe verband den jungen Mann mit ſeinem ehrwürdigen Verwandten, der nach ſeines Vaters Tode auch ſein Vormund geworden war. Daß Schönfeld bei dem Ideale, welches er in ſeinem Herzen aufbewahrte, von weiblichem Liebreiz und männlicher Treue, bei ſeines Neffen Verbindung mit Vorſicht zu Werke ging, iſt leicht zu erklären. Er wollte der leidenſchaftlichen Beſchreibung des jungen Menſchen nicht trauen, er wollte die Zeit über ſeine Liebe urtheilen laſſen. Eduard beſtand aber die Probe und ſah ſich am Ziele ſeiner Wünſche.

Zwiſchen Agnes und Julchen war nun die große Frage, ob man den Onkel Schönfeld vorbereiten ſollte, welche Entdeckung ihm bevorſtand, oder ob man den Zufall wollte walten laſſen. Agnes' einfache, ſtarke Seele entſchied für das Letzte. Aber er liebt Sie noch, rief Julie widerſtrebend. — Er hat mein Andenken bewahrt, das heißt nicht, er liebt nach 18 Jahren noch dieſelbe Agnes, die ehemals ſeine Braut war. Laßt zwei gute Menſchen ihrem Herzen folgen! Sind die Ausſichten denn nicht ehrend und einfach? Der allgemein geſchätzte Oheim Deines Eduard lernt die gebildete Erzieherin ſeiner Nichte kennen. Du, Du biſt meine

Bürgerkarte für die Welt der Geiſter, Du, meine Julie, zeugſt mir, daß ich mich verdient gemacht habe um die Menſchheit.

Die Stunde der Ankunft erſchien. Das junge Brautpaar genoß ihren ſeligen Rauſch, der gütige Oheim theilte ihn, in dem Anſchauen der liebenswürdigen Nichte verloren. Doch nun kam der entſcheidende Augenblick. Meine Agnes, rief Julchen, entwand ſich Eduards Armen und führte ihre Freundin dem Oheim zu; meine Agnes Montjoi! — Sonſt Frohberg, ſagte Agnes mit gezwungener Faſſung. Frohberg! Frohberg aus ***? fragte der Onkel beſtürzt. — Agnes Frohberg, Ihre ehemalige Schülerin, die ſich freut, ihren geſchätzten Lehrer wiederzuſehen. Sie ſehen, daß mir ſeit unſerer Trennung ein ſchönes Werk gelungen iſt, ich vertrat Mutterſtelle bei dieſer Lieben. — Agnes drückte hier Julchen mit einem Arme an ſich und berührte ihre Stirn mit ihren Lippen. Dem guten Schönfeld fehlte die Leichtigkeit, ſeine Betroffenheit zu verbergen und ſeinem Gefühle einen Gegenſtand unterzuſchieben, aber Agnes half ihm. Eduard war nicht in dem Geheimniſſe — denn ſo hatte Agnes es gewollt —; alſo erſchwerte er es nicht, und ſo ward bald die Freude wiederhergeſtellt, die dem Augenblicke gebührte.

Julchen hatte den Auftrag, dem Oheim die Schickſale ihrer Freundin ſeit ihrer Trennung zu erzählen; ſie waren von der Art, daß die gewöhnliche Schonung gebot, ihrer gegen die lange vom Schickſal Verfolgte nicht zu erwähnen. Aber die Haltung des kindlichen Oheims und der tiefſühlenden Agnes war in den folgenden Tagen ſehr verfänglich. Sie ſahen eigentlich Beide aus, als wenn ſie Räthſel erriethen, ſo beſchäftigt und ſo gedankenleer, ſo zerſtreut und ſo geſammelt. Für Agnes war die Lage viel günſtiger, aber auch verrätheriſcher zugleich; ſie hatte, da ſie Mutterſtelle bei Julchen vertrat, in ihrer Thätigkeit einen Beruf. Allein bei hundert Veranlaſſungen war es bemerklich, wie ihr ganzes Weſen eine Schöpfung von Schönfeld's Sorgfalt war; ſie liebte, was er liebte, ſie kannte, was er kannte, ihre Bildung war ſein Ideal. Schönfeld ſchien je länger je mehr ſein Räthſel zu errathen, es war ungehofftes Glück, das er annahm, wie ein lang in Kerker Geſperrter die neue Lebensluft in der freien Natur; ſie iſt nicht die Freiheit, nicht das Glück, aber ſie iſt die Bedingung der leichten Exiſtenz, iſt Leben.

Nach wenigen Tagen begab man ſich aufs Land, wo Julchens Verbindung gefeiert werden ſollte. Es war Frühling, die ganze Natur war ein Blütenkleid. Schönfeld ging mit glänzenden Blicken neben dem glücklichen Brautpaar. Agnes ſah mit Wehmuth die neugeſchmückte Erde in ewiger Jugend erglühen. Man irrte aus dem Garten auf eine kleine Wieſe, die vom Walde umkränzt war; das Brautpaar ſetzte ſich auf eine Bank unter einen blühenden ſpaniſchen Flieder, Agnes wandelte mit zur Erde geſenktem Blicke an dem Saume des Gehölzes. Schönfeld hatte ſich, wie es ſchien im eifrigen Suchen nach Pflanzen, auf eine kleine Weite entfernt. Plötzlich bückte ſich Agnes nahe bei Julchen, pflückte eine Blume und hob ſie mit einem unwillkürlichen Ausruf der Freude hoch empor; mit pfeilſchnellen Schritten eilte Schönfeld herbei. Die Kerze der heiligen Jungfrau! rief er und faßte Agnes' Hände mit ſeinen beiden Händen, indem er die, welche die Blume hielt, emporhob. Nun ruhten ihre Augen auf einander, und indem über Agnes' Wangen ſtille Thränen rannen, funkelte des redlichen Schönfeld's klarer Blick, als habe er jetzt das Räthſel gelöſt. Länger konnte Julchen und Eduard ſich nicht halten. Eduard ergriff die vereinigten Hände der beiden treuen Liebenden. Mein Oheim! mein Vater! rief er bewegt; ſchenken Sie uns ein unverbrüchliches Recht, dieſe Theure Mutter zu nennen. — Agnes, meine Agnes, beglücke den Mann, der Deiner allein würdig iſt! ſtammelte Julchen mit ſtrömenden Augen, und Agnes legte ihren Kopf an Schönfeld's Buſen, der, ſie an ſich drückend, mit dankendem Blicke gen Himmel ſah wie ein Vater in den Armen ſeiner wiedergefundenen Tochter.

Die Blume, welche das Kind Agnes auf das Grab ihres Kinderglücks legte, war die Loſung geworden zu dem Glücke ihrer reifern Tage. Schönfeld und Agnes bewieſen, daß wahre Liebe, ſiegreich über Jahre und Zeit in der ewigen Jugend des Herzens beſtehend, der Schmuck und der Preis jedes Lebensalters bleibt.

VII.

Die Häſsliche.

Alphons ſtudirte in G., ausgezeichnet als fleißiger Schüler und liebenswürdiger Menſch. Bei mehren Gelegenheiten warfen ihm ſeine fröhlichen Gefährten den Weiberhaß vor, der in ihm um ſo wunderlicher ſchien, da er bei öffentlichen Gelegenheiten den Verkehr mit artigen Frauen aufſuchte, ſich dann ſehr ritterlich gegen ſie betrug, aber nie zu Beſuchen in häuslichem Zirkel zu bewegen war. Asmund, ſein vertrauteſter Geſellſchafter, der Sohn eines ... ſchen Edelmannes, drang eines Tages aufs Neue in ihn, die Einladung auf ein benachbartes Schloß anzunehmen, deſſen Beſitzerinnen ſie bei einem Balle hatten kennen lernen. Ungeduldig über Alphonſens nichtsbedeutende Ausflüchte, äußerte der Freund endlich ein ernſthaftes Mißfallen an dieſem Widerwillen gegen häuslichen Umgang. Alphons ſuchte das Geſpräch abzubrechen; als er aber den Ernſt ſeines Freundes wahrnahm, gab er ihm folgende Erklärung.

Mein Vater heirathete gegen meines Großvaters Willen die Tochter eines dieſem verhaßten Mannes ohne Vermögen. Ich erinnere mich nur ein Mal dieſen Großvater geſehen zu haben. Ich mochte fünf oder ſechs Jahre alt ſein, als meine Mutter einen Verſuch machen wollte, ihn zu verſöhnen; ſie war, wie alle Mütter, von meiner Liebenswürdigkeit überzeugt und trug mir auf, in einem zierlichen Matroſenkleidchen meinem Großvater einen Kranz zu ſeinem Geburtstag zu überreichen. Gefühlvolle Verſe, die ich zu declamiren hatte, ſollten den Eindruck vollenden. Der alte Mann war ſchaudervoll häßlich! Ich habe nie vollkommnere Todtenkopfzüge geſehen! Dabei hatte er eine abſcheuliche Gewohnheit, mit den Zähnen zu klappen, wie die nordiſche Phantaſie den Senſenmann thun läßt. Ich konnte vor Angſt bei ſeinem Anblick meine Verſe nicht ſagen, ich wendete mich ab, wie er mitleidig mich an ſich ziehen wollte, kurzum, der Anſchlag mislang. Meine Mutter ließ ſich, wie ich fürchte, einigen Mangel an Gefälligkeit [illegible] [illegible], und mein Großvater, um ſich zu rächen, heirathete ein ganz junges, ſehr armes Mädchen, gab ſeine ſehr glänzenden Geſchäfte auf und zog ſich auf ein ſchönes Gut im Rheingau zurück. Nach einem Jahre gab ihm ſeine junge Frau eine Tochter; dieſer zu Gunſten machte er ein Teſtament, welches meinen Vater gänzlich enterbte, und ſtarb bald darauf. Der Mann hatte ſein Vermögen durch ſeine glücklichen Speculationen erworben, er konnte damit machen was er wollte; mein Vater mußte ſich mit dem Pflichttheile begnügen; doch auch dieſes war damals eine Wohlthat für ihn, denn erſt viel ſpäter erhielt er in Manheim einen Dienſt, mit deſſen mäßiger Beſoldung er mich aufzog.

Viele Jahre lang hörten wir nichts von der Stiefmutter. Ihr Andenken war meinen Ältern zu ſchmerzhaft, um kaltblütig, ſie waren zu fromm, um haſſend nach ihr zu fragen. Plötzlich erhielt mein Vater, wie ich von hier aus die Ferien bei ihm zubrachte, einen Brief von ihr, in dem ſie ihm den Vorſchlag that, durch ihrer Tochter Heirath mit mir das Vermögen meines Großvaters nach Billigkeit zu theilen. Sie habe ſich, ſagte ſie, in Rückſicht dieſer Erbſchaft keinen Vorwurf zu machen, allein ſie fühle, wie tief mein Vater gekränkt ſein müſſe. Bei dem langen Leiden eines zehrenden Übels beſchäftige ſie dieſer Gedanke unaufhörlich, und ſie ſei überzeugt, ihrem Gatten jenſeits eine frohe Nachricht hinüberzubringen, wenn ſie durch die Vereinigung ſeiner beiden Kinder ſeine Strenge wieder gut mache. Eine Menge enthuſiaſtiſche Lobeserhebungen ihrer Tochter bewieſen, daß ſie nicht meinte, Geld allein ſolle mir ihren Vorſchlag annehmlich machen. Mein Vater zog meine Neigung gar nicht zu Rath; lange Beſchränkung nach der Gewohnheit des Überfluſſes, in dem ſeine Jugend aufwuchs, hatte Wohlſtand zu dem höchſten Ziel ſeines Verlangens gemacht. Er ſagte mir nur, daß ich fortan den doppelten Betrag meiner Wechſel auf der Univerſität beziehen würde, da er, in ſeines Vaters Erbe wieder eingeſetzt, ſich nicht ferner mit mit Sparen zu plagen brauche. Aufrichtig geſagt, dachte ich darüber auch nicht nach. Ich ſchämte mich vor dem dummen Gedanken, zu heirathen; aber das lag fern, die größern Wechſel nah, ſo ließ ich meinen Vater den Kauf mit der Stiefmutter abſchließen. Nach ſechs Monaten war das Verlangen in mir entſtanden, meine

Verlobte zu ſehen; um ſo mehr, da ihre Mutter kurze Zeit nach dieſer Verabredung geſtorben und Alwina zu meinen Ältern gezogen war. Dieſe ſchrieben mir das Rühmlichſte von ihrem Geiſte, ihrem Herzen; zu meinem großen Verdruß befahl mir aber mein Vater eine Reiſe nach Hamburg, in den nächſten Ferien eine Reiſe nach Berlin, und ſo bin ich nun zwei Jahre lang Bräutigam, ohne meine Verlobte zu kennen. Ihre Briefe ſind ſo geiſtvoll wie möglich, aber ſelten, denn ich erhielt deren erſt drei. Dieſes Verhältniß iſt ſchuld, daß ich nähere Beziehungen zu den Frauenzimmern meide. Im Salon, beim Ball ſind ſie mir nicht gefährlich; aber bei der albernen Gewohnheit, mich ſchon als nächſtangehenden Hausvater zu denken, könnte das häusliche Beiſammenſein mit irgend einem lieben Mädchen mir [illegible] werden. Ob ich glücklich ſein werde, weiß ich nicht; gewiſſenhaft ſein will ich aber mit feſtem Sinn.

Der Freund war nun befriedigt und beklagte Alphonſens unnatürliche Lage. „Das iſt ein Bleigewicht auf der Laufbahn eines jungen Mannes,“ ſagte er, „ſo eine Speculationsbraut. Und auch das arme Mädchen! ſie muß ja wiſſen, daß ſie Dich gekauft hat, und wäre ſie eine Hebe und eine Minerva. Soll ſie denn hübſch ſein?“ — Frag' mich nun lieber nicht weiter, erwiderte Alphons und wechſelte die Farbe; wie ſie iſt, will ſie mich zum gediegenen Manne machen, und ſie kann nicht ſo häßlich ſein, daß ſie nicht der Geiſt, der in ihren Briefen athmet, angenehm mache.

Dieſes Geſpräch fiel gegen Weihnachten vor, und noch vor Neujahr erhielt Alphons einen Eilboten, der ihn plötzlich nach Hauſe rief, um ſeine Mutter, bei welcher ſich eine zerſtörende Bruſtkrankheit entwickelt hatte, noch einmal zu ſehen. Alphons eilte nach Manheim; er kam an einem ſtürmiſchen Decemberabend in ſeines Vaters Hauſe an und fand ſeine Mutter ohne Hoffnung der Geneſung, aber voll Freude, ihn noch ein Mal zu ſehen. Kaum hatte er ſich an ihrem Bette niedergelaſſen, ſo winkte ſie eine ſchlanke Geſtalt herbei, die im Dunkel des Krankenzimmers, halb vom Bettvorhang verſteckt, unbeweglich geſtanden hatte. „Marie!“ ſagte die Kranke, die Hand ausſtreckend, „ſieh hier Deinen Bräutigam! Du wirſt mir die Beruhigung gönnen, ihn noch vor meinem Ende feierlich als Verlobten anzuerkennen.“ Alphons ſprang auf und ſtrebte die Züge der Geſtalt zu unterſcheiden. Bei der Dunkelheit des Krankenzimmers war es unmöglich; er nahm wahr, daß die breite Spitze einer weißen Haube ſie ganz verhülle. Jetzt ſchloß er ſie in ſeine Arme, er erlaubte ſich einen Kuß, den ſie, heftig zitternd, nicht erwiderte, ihm aber mit leiſer Stimme bat: „Übereilen Sie nichts! Ich hoffe, unſere Mutter behält Zeit, uns noch oft zu ſegnen.“ Die Kranke vernahm es und klagte weinend über den Eigenſinn der Jugend, die freilich in ihrer Lebensfülle noch an keinen Tod glaube. Alwine hörte ſanft ſchluchzend, aber bewegungslos zu, bis ein heftiger Huſten die Kranke ergriff. Plötzlich ſchien die ſtarre Geſtalt ſich ätheriſch zu bewegen. Sie leiſtete der Leidenden jeden Dienſt mit anmuthiger und zweckmäßiger Geſchicklichkeit, und ſobald die Kranke wieder zu athmen vermochte, bat ſie zärtlich, ihr den Widerſpruch zu verzeihen. Die Ruhe ſtellte ſich her, die Kranke bat, noch an ihrem Bette zu verweilen, und Alphons fragte jetzt mit Neugier, warum man ſeine Braut nicht mehr bei ihrem gewohnten Namen Alwine nenne? — Der Vater bedeutete ihn, daß es ein Eigenſinn des jungen Frauenzimmers ſei, das ſich gegen dieſen phantaſtiſchen Namen erklärt und den einfachen, ihr ebenfalls in der Taufe zugelegten ihrer Großmutter vorgezogen habe. Alphons ſagte ihr etwas Schmeichelhaftes, worauf ſie ſchnell und kalt erwiderte: „Man ſollte ſorgfältig vermeiden, die Anſprüche der Kinder mit ihren Mitteln in Gegenſatz zu bringen, wär's auch nur durch den Namen, den man ihnen gibt; ich habe das früh gefühlt und einen Namen abgelegt, der, wenn man ihn kennt, an poetiſche Ideale erinnert.“ Dieſer pädagogiſche Satz führte zu einem Geſpräch, in welchem Alphons den Geiſt ſeiner Verlobten bewunderte; ihr feines Gefühl zog ihn an, allein eine gemeſſene Kälte in ihrem ganzen Weſen ſtieß ihn zurück; ihre überaus ſchlanken Glieder waren dabei in einer auffallenden Abwechſelung ſtatuenmäßiger Ruhe oder geiſtermäßig leichter, ſchneller Beweglichkeit, die beide nichts Unbefangenes, ſondern abgemeſſen Bedachtes ausdrückten. Die Familie begab ſich zum Abendeſſen von der Kranken hinweg, Alwina verließ ſie aber nicht. Alphons hatte ſich ausgebeten, dieſe Nacht bei ſeiner Mutter wachen zu dürfen, und fand, wie alle Andere zur Ruhe gegangen waren, Alwina bereit, dieſes Geſchäft mit ihm zu theilen. „Seit vier Wochen verläßt ſie mich keine

Nacht,“ ſagte die Mutter dankbar, wie Leidende danken; „wenige Tagesſtunden reichen ihr zur Erquickung hin. Ach! ohne ſie würden dieſe langen Schmerzensnächte mich zur Verzweiflung gebracht haben!“ — Alphons bezeigte Alwinen ſeinen innigſten Dank. Und die Art, wie dieſe die Kranke bediente, hatte noch mehr Werth, als der Dienſt ſelbſt. Eine ſchwankende Unruhe ſchien dieſe noch mehr als die Schmerzen zu quälen, und in dieſen Augenblicken war es, als ob nur das ſinnliche Gefühl, ihrer beiden Kinder Hände vereint zu faſſen, ihr Linderung gab. Mitten in der unbegrenzten Hingabe der Krankenwärterin bemerkte Alphons, wie dieſe von unbefangener Ruhe ſo fern ſei. So oft der Mutter größere Leiden ihre Hülfe erfoderten, ſchien Milde, Grazie und Herzlichkeit ihre Stimme und jede ihrer Bewegung zu beleben; ſobald dieſer Anlaß vorüber war, trat ſie wieder in ihr kaltes, ſchneidendes Weſen zurück. Doch als die lange Winternacht, am Bette der Kranken durchwacht, vorüber war, hoffte er, daß ihm das Befremdliche ihres Verhältniſſes dieſe Gegenſätze hervorriefe, denn in Momenten vereinten Bemühens um die Mutter hatte ſie mit züchtiger Vertraulichkeit in Stimme und Betragen ſeine Nähe geduldet. Seine Ungeduld, ſie endlich von Angeſicht zu ſehen, ſtieg mit jedem Augenblick; allein ehe der Morgen graute, ward ſie von neuem betrogen, denn die Mutter befahl ihr mit mehr Strenge als Zärtlichkeit, ſich zur Ruhe zu begeben. Alphons ſelbſt bedurfte Erholung. Zwei Nächte in der Poſtchaiſe, eine an dem Krankenbette durchwacht, bewogen ihn, ſein Lager zu ſuchen, und unbegreiflicherweiſe mußte es ſich alſo fügen, daß er, vermöge der verkehrten Schlaf- und Wachensſtunden in der finſterſten Jahreszeit, ſeine Verlobte die beiden folgenden Tage nur in dem dunkeln Schein des Krankenzimmers ſah. Die beiden letzten Nächte brachte er wie die erſte nach ſeiner Ankunft mit Alwinen bei der Kranken zu, die Umſtände waren dazu gemacht, ſeine Werthſchätzung ihrer zu ſteigern; denn je näher der Tod ſchritt, je mehr Vortrefflichkeit entwickelte ſie. Mit unbeſchreiblicher Sanftheit ertrug ſie die Ungeduld der Leidenden, mit holdſeliger Leichtigkeit gab ſie ihrer Angſt oft durch einen wehmüthigen Scherz eine heitere Wendung, mit frommer Innigkeit betete ſie ihr Troſt und endlich Zuverſicht in das brechende Herz, mit feſter Unerſchrockenheit ließ ſie die Sterbende in dem langen, gewaltſamen Todeskampf nicht aus ihren Armen. In einem der letzten hellen Augenblicke faßte die Ringende die Hände der beiden jungen Leute, legte ſie mühſam in einander und ſprach mit einer Anſtrengung in ihrer Stimme, die ihr einen furchtbaren Ton gab, zu ihrem Sohne: „Achte nicht auf Schönheit, und Du empfängſt Deinen größten Segen in ihr.“ Furchtbar zog ſich ihre Hand um die jener beiden zuſammen, Todesſchweiß netzte ſie. Alphons, von unnennbarem Schrecken ergriffen, ſah in bläulicher Helle auf der Sterbenden Geſicht ein Streben, noch etwas ſprechen zu wollen; er blickte zu Marien auf, um ihre Aufmerkſamkeit zu Hülfe zu rufen, da erhellte daſſelbe bläuliche Licht auch ſie, und er erkannte mit unendlichem Schauder Züge, die ihn ſchon ſonſt wo erſchreckt; aber in einem Nu war die Helle verſchwunden, die Sterbende ſank an Mariens Buſen und verſchied.

Die Hülle der Nacht mußte nun von dem Umgang dieſes Brautpaars verſchwinden, und mit ihr wich der Frieden aus Alphonſens Gemüth. In Alwinens Seele war er ſchon lange erſtorben. Durch ein geheimes Wirken der Natur hatten ihre Züge von dem Eindruck gelitten, welchen ihres Vaters ungemeine Häßlichkeit auf ihre Mutter gemacht haben mochten. Jung, arm, unerfahren, hatte dieſe die Heirath mit Alphonſens Großvater als eine Verſorgung angeſehen, und die kurze Dauer ihrer Ehe ließ ihr nicht Zeit, deren ganzes Mißverhältniß zu empfinden. Alwina war ſeit ſeinem Tode der Mittelpunkt ihres ganzen Daſeins. Herrin auf ihrem anſehnlichen Gute, das ſie einſam bewohnte, widerſprach Niemand ihrer Überzeugung von der Schönheit ihres Kindes, und wo ſie außer ihrer Herrſchaft erſchien, verſchaffte ihr Geld Schmeichler, oder kalte Höflichkeit ließ ihre Täuſchung beſtehen. Bei einem Wuchs, der ſich jedes Jahr günſtiger entwickelte, bei den ſchönſten Anlagen des Geiſtes und des Herzens, hatte Alwina eine unſelige und mit jedem Jahre zunehmende Ähnlichkeit mit ihrem Vater, ſodaß es, wie ihre Geſtalt in die Fülle der Jugend überzugehen begann, einen furchtbaren Eindruck machte, auf einem ſchönen Körper einen Todtenkopf zu ſehen. Die Mutter ſchien keine Ahnung dieſer grauſamen Naturtreue zu haben. Wenn ihr Gatte einen Jupiterskopf gehabt, hätte ſie nicht zufriedner mit der Ähnlichkeit ihrer Tochter ſein können. Mit redlicher Treue ſuchte ſie ihre Erziehung zu leiten. Am Unterrichte ſparte ſie nichts, und ihr Beiſpiel lehrte ſie Fleiß, Güte und Frömmigkeit. Sorglos wuchs Alwina heran, einfach in ländlicher Umgebung, oder einzig mit ihren Lectionen beſchäftigt in Coblenz, wo die Mutter um ihres Unterrichts willen den Winter, ſeit Alwina die erſte Kindheit zurückgelegt hatte, zubrachte. Sehr früh entwickelte ſich in ihr ein großes Talent für Landſchaftszeichnung, und eine wunderliche Schickung gab ihr einen eigenſinnigen, alten Lehrer, der dieſen Zweig der Kunſt mit Verachtung jedes andern betrieb. Durch ſolche zuſammentreffende Umſtände war es möglich, Alwina in gänzlicher Unwiſſenheit über ihre nachtheilige Geſichtsbildung zu erhalten. Ihre täglichen Umgebungen waren durch Gewohnheit unempfindlicher dagegen geworden, oder durch ihr liebes Weſen gewonnen, fremdere Bekannte waren höflich und hofften auch, die Jugendblüte ſollte ihre Häßlichkeit mindern; ihre Jugend entblühte, aber nur um ſie zu vermehren. Sie mochte funfzehn Jahre alt ſein, als ein reicher Müller der Gegend ein anſehnliches Legat zur Verſchönerung der Kirche ſeines Dorfes hinterließ. Man berief einen Maler aus Frankfurt, ein paar Heiligenbilder darin aufzufriſchen, und die Nachbarſchaft wallfahrtete, die neue Herrlichkeit entſtehen zu ſehen. Der Künſtler gehörte zu der damals ſchon verlautenden Schule der neuen Altdeutſchen, hatte Sternbald geleſen und verſchwieg ſeine Bekanntſchaft mit dem wahrheitsdürſtenden Kloſterbruder, um ſeine Gedanken und Redensarten um ſo unbemerkter zu benutzen. Da man ihm Alwinens Mutter als eine reiche Gutsbeſitzerin ankündigte, bemühte er ſich, ihr mit vielem Wortſchwall ſeine Verbeſſerungen bemerklich zu machen, und wie Alwina einige Fragen an ihn that, die von Kunſtliebe und Gefühl zeugten, beſeitigte er den Eindruck, den ihre Häßlichkeit machte, und erklärte ihr, „das liebliche Oval“ und „die reine jungfräuliche Stirn, die Wellenlinie des Mundes und die Harmonie des Ganzen,“ durch welches Alles er in dem jungen Mädchen plötzlich einen beſtimmten Begriff von den Erfoderniſſen zur Schönheit und den Mängeln ihrer eignen Geſtalt erweckte. Nachdenkend ging ſie nach Hauſe; ihre erſte Bewegung führte ſie zum Spiegel, allein eine geheime Macht hielt ſie zurück, ihr eignes Bild mit den Regeln, welche ihr der Künſtler aufgeſtellt hatte, zu vergleichen. Sie ſchloß ſich in ihr Zimmer und erinnerte ſich aller Geſichter, welche des Künſtlers Madonnen irgend gleichen konnten, und vermißte ziemlich jeden Zug, der einem der ihren glich, ja ſie ward ſich immer mehrer Momente bewußt, wo Andere das bemerkt, gefühlt, geäußert hatten, ohne daß ſie es bisher verſtand. Dieſe Entdeckung machte ſie unendlich betrübt; aber wunderlich knüpfte ſich der Schmerz immer an das Bild der Madonna, von der er ausging, und die Gewohnheit, mit dieſem Bild Gebet zu verknüpfen, gab dieſem Schmerz eine religiöſe Ergebung. Nur nennen konnte ſie ihn nie. Weil nun Mutter und Freunde die Traurige noch liebevoller behandelten, ward ſie nicht bitter, ſondern ſanfter und gewinnender durch ihn.

Seit der ſchmerzvollen Entdeckung ihrer Häßlichkeit hatte Alwina eine leidenſchaftliche Liebe zum Zeichnen der menſchlichen Geſtalt bekommen. Sie bewog ihre

Mutter, ihr bei ihrem nächſten Aufenthalte in Coblenz Unterricht darin geben zu laſſen, und ſtudirte den Begriff von Schönheit in jedem Geſicht, in jedem Gegenſtand. Schönheit war für ſie Predigt und Lehre, der ſie mit wehmüthiger Freudigkeit horchte, mochte ſie ſich ihr in einem Blumenſtrauß oder in einem Menſchenantlitz offenbaren. Doch dieſe Empfindung verbarg ſie in ihrem Innern; ihre Außenſeite nahm gerade einen widerſprechenden Ausdruck an. Bei der Beraubung aller Mittel, ihre Empfindung ſchön auszudrücken, nahm ſie eine Kälte, einen Ernſt, eine Strenge an, die ſtets mit der Wärme dieſer Empfindung zunahm. Aus Furcht, irgend etwas zu thun, wie ein hübſches Mädchen es thut, war eine ſtete Spannung in ihrem Weſen ſichtbar, und ihr unbewußt gewann ihr Geiſt den grübelnden, ſondernden, oft [illegible] Charakter, der mit der Jugend im offenen Widerſpruch ſteht. Der Vorſchlag ihrer Mutter, durch die Heirath mit ihrem Stiefneffen ihres Vaters unbilliges Teſtament wiedergutzumachen, erregte nicht den Kampf in ihr, den wir uns etwa vorſtellen möchten. Alwina lebte ganz in ihrer Ideenwelt, ihre Häßlichkeit war gleichſam ihr Geheimniß, geliebt zu werden ihre Gewohnheit und einziges Bedürfniß. Die Mutter ſtellte ihr den Vetter als arm vor, bevortheilt, in ſeiner Laufbahn beſchränkt; ſie ſah ſich im Beſitz der Mittel, ihn reich zu machen, ihm Unrecht zu vergüten, ſie liebte im Voraus das Weſen, deſſen Glück ſie machen ſollte, und es entging ihr ganz, daß eine ungeheuere Kluft zwiſchen Dank und Liebe iſt; es entging ihr ganz, daß ſelbſt die Liebe, welche Dankbarkeit zur Zugabe hat, von Seiten des Mannes ein zweifelhaftes Eheglück gewährt. Sie beantwortete den auf Befehl der Ältern geſchriebenen Brief des Vetter Bräutigam mit ſo viel Geiſt, Innigkeit und Anſtand, daß Alphons wol etwas Befremdliches darin wahrnahm, dieſes aber dem Zartgefühl zuſchrieb, zum erſten Male mit dem enterbten Verwandten unter den vorliegenden Verhältniſſen zu verkehren.

Bald darauf ſtarb ihre Mutter; Alphonſens Ältern nahmen ſie auf, und das Ende der wohlthätigen Täuſchung eilte herbei. In Manheim nahm Niemand Theil an ihr; dort war ſie nicht Gutsfräulein, die Verwandte eines gleichgültigen bürgerlichen Hauſes nöthigte Niemand zur Schmeichelei, nicht einmal zum Entgegenkommen. Sie ſah ſich ſchonungslos angegafft, ſie hörte Winke, welche der Unbarmherzigkeit gleichgültiger Menſchen entſchlüpften. Alphonſens Mutter, die durch mühſelige Beſchränktheit den Werth des Reichthums hatte überſchätzen lernen, hätte um des Reichthums willen eine noch häßlichere Schwiegertochter gewählt; allein dieſer wußte ſie deſſen keinen Dank, ſie ſah ihm nur als einen rechtlichen Erſatz, nicht als eine Gabe an. Alwina ſah ſich nun zum erſten Male an Liebe und Güte verkümmert. Nun war ſie unglücklich. Der Mutter Teſtament ließ ihr kein Mittel, Alphons an ihrem Vermögen Theil nehmen zu laſſen, als dieſe Heirath; ſonſt hätte ſie gern ihre Freiheit mit der Hälfte ihres Vermögens erkauft. Sie nahm bald wahr, daß ihre künftigen Schwiegerältern ihren Verlobten abſichtlich hinderten, ſie perſönlich kennen zu lernen, und nun erſchien ihr der Zeitpunkt, wo dieſes nicht mehr zu vermelden ſein würde, wie der Augenblick ihres Verderbens. Aber auch dieſe lange, ſchmerzvolle Zeit verging nicht als baares Unglück. Ihre Vortrefflichkeit beſiegte ihrer künftigen Schwiegerältern Vorurtheil, gewann ihre Liebe, erweckte Gutes in ihnen, das im langen, beſchränkten Hausſtande eingedorrt war; und wenn Alphonſens Mutter ihren Sohn bei den erſten Ferien aus bloßer Politik entfernt hielt, ſo geſchah es fortan immer mehr aus herzlicher Sorge, er möchte aus Augenluſt einen Schatz von ſich weiſen, deſſen Werth ſie mehr fühlte als begriff, der ihr aber nun faſt ſo herrlich vorkam als das Geld. Alwinens Herzensſieg brachte viel Linderung in ihren Kummer, und er nahm zu, als langes Körperleiden die Mutter ergriff. Hier erſchien Alwina ganz als wohlthätiger Engel; die Mutter vergaß die Vergangenheit und ſehnte ſich nach dem Augenblicke, der ihre gleich lieben Kinder verbinden ſollte. So trat endlich jener Zeitpunkt ein, da die Mutter ihren Sohn an ihr Sterbelager beſchied. Alwina hatte ſich indeſſen einen Plan entworfen, vermöge deſſen ſie ihrer Mutter Teſtament zu umgehen gedachte. Sie wollte ihrem Verlobten gleich nach ſeiner Ankunft erklären, daß ſie die Kirchenceremonie zu vollziehen geneigt ſei, allein ſobald dieſe ihm die Theilnahme an ihrem Vermögen geſichert, ſeine Freiheit wie die ihre, ſo weit Ehre und Gewiſſen es zuließ, unbeſchränkt bleiben ſollte. Sie hoffte auf ihrem Gute im Rheingau leben zu können. Die Kranke vernichtete dieſen Plan. Sobald ſie der Ankunft ihres Sohnes entgegenſehen konnte, bat ſie Alwina mit unendlicher Eindringlichkeit, ſie Alles ſo einrichten zu laſſen, daß ihr Sohn einige Stunden Zeit gewönne, ſie kennen zu lernen, ehe ihn ihr Anblick überraſche; dann müſſe er ſie ſchon zu herzlich lieben, als daß ihr Geſicht ihm befremden könne. Dieſer Anſchlag mußte die Frucht langen Nachſinnens während ihrer Leidensnächte ſein; denn ſie hatte ſich Alles ausgedacht, Alles aus Wahrheit und Trug wunderlich geſponnen. Alwina wachte jede Nacht bei ihr; der Sohn ſollte ſie nur bei Lampenſchein, nur mit verhülltem Geſichte ſehen. Alwina konnte einer ſterbenden Mutter nicht widerſprechen, ſie konnte auch in dem Augenblicke ihre tiefgekränkte Eigenliebe nicht von ihrem Wahrheitstrotze unterſcheiden, ſie glaubte die Sache dennoch in ihrer Hand zu behalten und gab den dringenden Bitten Gehör. Nun kam Alphons an. Der Mutter Plan gelang nur unvollkommen, aber der Alwinens ſcheiterte ganz. — Ach! ſie hatte nicht bedacht, ob ſie denn immer freien Herzens über die Umſtände walten könnte. Alphons erregte Leidenſchaft in ihrem Buſen, und nun waren ihrer Vernunft die Zügel ihres Schickſals entriſſen. —

Der letzte Athem war nun entflohen; Alwina legte ſanft das Haupt der Todten auf das Kiſſen; eine lange Stille erfolgte; dann umfaßte Alphons ſeinen Vater und führte ihn aus dem Zimmer. Man öffnete die Fenſter dem Tageslichte, das mit hellem Wintermorgenſtral hereinbrach; man räumte die Unordnung hinweg, welche die Hülfsleiſtung einer Kranken hervorbringt; Marie ſchuf Ordnung und Reinlichkeit um die Tiefſchlafende her. Eben war ſie beſchäftigt, ſie ſorgfältiger mit warmen Decken zu umhüllen, als Alphons hereintrat, nach der Todten zu ſehen. Nun war das Dunkel gehoben. Hätte nicht jene Lichterſcheinung bei dem krampfhaften Händedrucke der Sterbenden ihm Mariens armes Geſicht gezeigt, ſo würde er vielleicht jetzt nicht ſo davon überwältigt worden ſein; er hatte aber jenes Hellſehen für eine Wirkung ſeiner überſpannten Nerven gehalten: wie er nun aber zu ihr trat und unter der umhüllenden Haube, bei der hellen Winterſonne, die auf ſie ſtralte, wirklich jene gräßlichen Todtenkopfszüge erblickte, welche ihn ſchon als Kind von ſeinem Großvater zurückſcheuchten, entriß ihm die Überraſchung einen Ausruf, den die Unglückliche nur zu deutlich vernahm. Plötzlich in ihre ſteife Kälte übergehend, ſagte ſie mit anſcheinender Ruhe: „Dieſe Stätte, Vetter, iſt zu heilig für unſere ſündlichen Sorgen. Sobald meine Pflicht gegen dieſe Schlafende es erlaubt, wollen wir von unſerm Lebenstraume reden.“ Zugleich machte ſie eine Bewegung, die ans Fortgehen mahnte, und der zu gehorchen ſich Alphons genöthigt ſah.

Das Furchtbarſte, was Alwina zugemuthet werden konnte, war, die verſprochene Erklärung ihrem Verlobten mündlich zu thun. Aber einem ſtarken, doch zerriſſenen Herzen wird das Gewaltſamſte am leichteſten. Nach einigen Stunden ſuchte ſie ihren Vetter auf und eröffnete ihm, ohne eine Urſache anzugeben, ihren Plan. Sie nannte der Ältern Verabredung einen unerlaubten Handel, der Mutter Teſtament einen Beweis unſerer fehlerhaften Geſetze und foderte die Einwilligung in ihren Vorſchlag als ein Recht ihrer perſönlichen

Freiheit. Nun war Alphons irregemacht. Hätte Alwinens Bildung nur nichts Schreckliches gehabt, ſo würde er ſie haben lieben müſſen; ja, es ſchwebte ihm eine Möglichkeit vor, ſie dennoch lieben zu können, denn er hatte ſie ja erwartet, gekannt und ſie doch zu Momenten vergeſſen. Daß ſie ihm entſagen wollte, kränkte ſeine Eitelkeit, kränkte ſein Herz; bewilligte er ihren Vorſchlag, ſo beleidigte er ein Mädchen, deren moraliſcher Werth ihn mit Achtung erfüllt hatte; beharrte er auf ihrer Verbindung, ſo erſchien er geldſüchtig und legte ſich Feſſeln an, gegen deren Druck er ſeiner dauernden Kraft ſich nicht klar bewußt war. Bei dem Ende ihres Vortrags war er um ſo weniger fähig, dieſe zu ſchätzen, da Edelmuth und Gefühl Alwina aus ihrer künſtlichen Steifheit fortgeriſſen und dadurch einen Zauber über ſie verbreitet hatten, dem der junge Mann nicht unzugänglich geblieben war. Willig überließ er ſich ihm, er ſteigerte deſſen Wirkung durch den Widerſpruch ſelbſt, den ſeine Vernunft dagegen erhob, und wies Alwinens Vorſchläge mit Beharrlichkeit von ſich. „Entſagen müſſe er, wenn ſie es gebäte, aber einen Vergleich einzugehen, wär' ſie ihm zu werth, und wär' er zu ſtolz.“ Alwinens Herz ward von dieſem Gaukelſpiele der Liebe ergriffen; doch noch einmal ſiegte die Vernunft, ſie brach eine Unterhandlung ab, deren Erfolge ſie mistraute.

Ein vertrauter Freund des Hauſes nöthigte Alphonſens Vater, den Begräbnißtag bei ihm zuzubringen, um allzu ſchmerzlichen Eindrücken zu entgehen. Bei Alphons und Alwina, welche dem Grabgepräng', als

Kinder der Verſtorbenen verſtanden, ging jedes diſsharmoniſche Gefühl bei der Feierlichkeit der Handlung unter. Als Alwina, in einen langen Schleier gehüllt, am Grabe ſtand und bei den Worten des frommen Geſanges: „Und nicht mehr weinen, dort wo der Kummer ſchweigt,“ in überwältigender Wehmuth ſchwankte, faßte ſie Alphons in ſeine Arme auf und empfand mit beglückender Innigkeit, daß er ſeine künftige Gattin unterſtütze. Nach der Rückkehr vom Begräbniſſe begaben ſie ſich ebenfalls zu dem Hausfreunde; die wohlmeinenden Glückwünſche einiger dort verſammelten Bekannten an das Brautpaar, der abgelegte Schleier überfiel Alphonſens Empfindung, und er ſetzte ſich in peinlicher Zerſtreuung zu den Männern. Alwina nahm es wahr, errieth ihn, und mißtönend ſtürmte es in ihrem Gemüthe. Ein zufälliges Geſpräch über die Gefahr des Lebendigbegrabenwerdens, verleitete ſie zu paradoxen Äußerungen. Mit ihrer Todtenkälte behauptete ſie, daß uns mancher Traum im Leben ein ſchrecklicheres Erwachen bereite als das Erwachen im Sarge. Alphons ſchauderte; ihm war's, als ſpräch' ein Geſpenſt dieſe troſtloſen Worte, und als ſolle ſein junges Leben, an dieſes Geſpenſt geſchmiedet, vergehen müſſen. Späterhin, als er ſie mit den Frauen beſchäftigt glaubte, ging er über das Vorhaus und hörte die Kinder des Hauſes im anſtoßenden Zimmer ihr Gelächter treiben. Er öffnete die Thür und erblickte, ohne bemerkt zu werden, eine Gruppe von mehren Kindern, unter denen Alwina auf einem kleinen Seſſel ſaß und ihnen Märchen erzählte. Zwei kleine Waiſen, Kinder einer verſtorbenen Stieftochter des Hausherrn, die er vor Kurzem erſt zu ſich genommen, hielt ſie in ihren Armen; er nahm wahr, wie dieſe mit beſonderer Innigkeit an ihr hingen, vorzüglich ein Knabe, der ihr eine Hand an ſeine Bruſt drückte und mit unbeſchreiblichem Vertrauen in ihr Auge blickte. Dieſes unmündige Kind ſchien durch dieſe entſtellte Hülle hindurch die ſchöne Seele zu erkennen, die vergeblich nach Freiheit flatterte in ihrem grauſamen Kerker. Alwina erzählte mit lieblicher Stimme und im kindlichſten Sinne ein kleines Märchen, in welchem ſie durch die heiterſten Bilder zu der rührendſten Moral überging, ſodaß die Kleinen nach oft widerholtem, fröhlichem Gelächter endlich am Schluß mehr oder weniger gerührt die Erzählerin umdrängten und liebkoſend ihr dankten. Sehr bewegt verließ Alphons, ohne ſich zu zeigen, ſeinen Platz und bot Alwinen, als die Geſellſchaft nach wenig Minuten aufbrach, mit aufs Neue geſtärkter Empfindung ſeinen Arm. Eine Ahnung des Zuſammenhanges zwiſchen den doppelten Weſen, die er in ſeiner Verlobten ſtreiten ſah, war in ihm aufgeſtiegen, er hatte die Wahrſcheinlichkeit erblickt, daß die Überzeugung, geliebt zu ſein, eine Harmonie über ſie verbreiten könnte, die ihn bald mit ihrer Bildung verſöhnen würde. Der Winterabend war beſonders milde und heiter. Die Jüngern aus der Geſellſchaft ſchlugen einen Umweg durch den Schloßgarten vor, um die Sterne ſich im Rheine ſpiegeln zu ſehen, und Alwina willigte in Alphonſens Bitte, ſie zu begleiten. Sie war jetzt ruhig und zwanglos; die Kinder hatten ſie geliebt, ſie hatte ſie ſo glücklich gemacht; jetzt, im Dunkel der Nacht, in ihren Schleier gehüllt, fühlte ſie ſich freier, und Alphons kam ihr mit beſonderer Herzlichkeit entgegen; er bat ſie jetzt wieder von dem Vorſchlage ſprechen zu dürfen, den ſie ihm am Sterbemorgen ſeiner Mutter gemacht hatte. — Beide betrogen einander und ſich ſelbſt, denn als ſie das Haus erreichten, hatte Alwina verſprochen, die Wünſche der Verſtorbenen unbedingt zu erfüllen. Dieſes war der einzig glückliche Abend in Alwinens Leben; ja, er war der glücklichſte für ihren Freund. Als ſich die Familie beim Nachhauſekommen trennte, glaubten ſich Kinder und Vater auf dem Wege des häuslichen Glücks.

Wenn irgend ein treuer, überlegener Menſch Alwinen begreiflich gemacht hätte, es ſei nicht ihre Häßlichkeit, ſondern ihre [illegible], welche Alphons immer von Neuem zurückſtieß, ſo hätte die beglückende Innigkeit dieſes Abends das Vorbild ihrer Zukunft ſein können. An Häßlichkeit gewöhnt ſich das Auge, denn ſie iſt ſtets dieſelbe; aber Unnatürlichkeit, welche ſich ſtets wandelbar äußert, verletzt immer von Neuem. Aber dieſer überlegene Menſch, der es wagt, durch eine bittere Stunde ein Leben vor Gram zu retten, fehlte Alwinen, und ihre Verkehrtheit ſteigerte ſich durch die Wirkung, die ſie hervorbrachte.

Alphons mußte nach wenigen Tagen Manheim verlaſſen. Er ſollte in Göttingen die Doctorwürde annehmen und dann im nächſten Sommer, einem vom Landesherrn erhaltenen Verſprechen gemäß, ſeines Vaters Amt übernehmen. Dieſer wollte ſich auf eines der Güter zurückziehen, welches Alwina der Familie zurückgab. Der Briefwechſel der beiden Verlobten war nicht wohlthätiger als ihr Beiſammenſein, und band ihre Herzen doch feſter aneinander. Sobald Alphons Alwinens Seelenkrankheit erkannt hatte, wollte er auf ſie wirken, überſah aber, daß die Ermahnungen Deſſen, der von unſern Fehlern leidet, ſtets wie Vorwürfe anzuſehen. Vorwürfe aber ſchwächen den Eindruck der Liebe, und anſtatt Alwina vom Joch ihres „an ſich ſelbſt Verzweifelns“ zu befreien, beſtärkten ſie ſie in der Überzeugung, nie Wohlgefallen erregen zu können. So oft Alphonſens Briefe dieſe Seite nicht berührten, vereinigten ſich ihre Herzen immer mehr in gleichen Anſichten, in Mittheilung und Belehrung von Seiten des Freundes, in klarem Abſpiegeln des Aufgefaßten und richtiger Anwendung deſſelben aufs wirkliche Leben von Seiten des Mädchens.

Der Zeitpunkt kam, wo ein unauflösliches Band zwei nie zuſammenſtimmende Menſchen verbinden ſollte. Der Vater hatte Alphons in den Rheingau beſchieden, die Hochzeit auf dem Gute, wo Alwina erzogen worden war, zu feiern. Dieſe bezeigte eine ungefällige Gleichgültigkeit bei den Einrichtungen, welche eine alte Verwandte, vom Vater beauftragt, zu dem künftigen Haushalte machen mußte. In ihrem Innern wogten Gefühle, welche dieſer Gleichgültigkeit ſehr widerſprachen. Sie hatte in der Nachbarſchaft des Gutes eine Jugendfreundin wiedergefunden, die ſchon vor ihrer Verpflanzung nach Manheim in eine Erziehungsanſtalt gekommen war. Sie hatten ſich als Kinder verlaſſen, ſie trafen ſich als ausgebildete Jungfrauen wieder an. Sara war eine der reizendſten Blondinen; auch ſie war Braut und erwartete ihren Geliebten zur gleichen Zeit, wo Alphonſens Ankunft feſtgeſetzt war. Alwina, deren edles Herz keines Neides fähig war, huldigte mit künſtleriſchem Wohlgefallen Sara's Schönheit; ſie zeichnete ſie als Hebe, ſie ſchmückte ſie mit weißen Roſen als Iphigenia, ſie drappirte ſie als Madonna, ſetzte ihr ein Officierscasket auf und rief alle Hausgenoſſen herbei, um ſie als Johanne d'Arc zu bewundern. Endlich kam Alphons an. Konnte es anders ſein, als daß die alte Verkehrtheit Alwinen in Sara's Gegenwart verdoppelt überfiel? Ihr ſtetes Bemühen ging dahin, nichts zu thun, wodurch nur der Gedanke entſtehen könnte, daß ſie dieſem reizenden Mädchen zu gleichen verſuchte. Alphons wollte ſie durch [illegible], daß ſie ihm völlig genüge, ihres Zwanges entheben; aber dadurch verirrte er ſich ſelbſt von der Natur; er zwang ſich zu einer Befliſſenheit, zu einem Ausdruck von Zärtlichkeit, der in dieſen Umſtänden nicht paſſend war; Alwina errieth ihn, und er fühlte ſich durch die Kälte, die ſie ihm entgegenſetzte, lächerlich gemacht. Sara, weit entfernt die feindſeligen Gefühle, die in ihrer Freunde Buſen nagten, begreifen zu können, überließ ſich ihrem holdſeligen Leichtſinn, um ſie zu zerſtreuen und die Zeit zu beflügeln. Eines Abends, wo Alwina mit ſelbſtquälender Aufmerkſamkeit jeden ſchönen Zug in Sara's Geſtalt betrachtet hatte, wie ſie lachte, carikirte, Attituden machte und Alphons in ihren Schwindel mit fortzog, ergriff — nicht Eiferſucht — aber Verzweifhung an Glück der Armen Gemüth, ſodaß ſie eilig den Salon verließ und in die entlegenſte Gartenlaube floh. Alphons war nicht ſo bethört geweſen, daß ihm der Kampf entgangen wäre; über ihren beſſern Genius trauernd, hoffte er, ſeine Unbefangenheit ſollte ihr ſiegen helfen. Betroffen und reuig ſuchte er ſie nach kurzer Zeit auf. Er war, während Sara ihre kleinen Künſte übte, ſich lebhaft bewußt geweſen, wie viel mehr ſicheres Lebensglück ihm Alwinens gebildeter Geiſt als dieſer flüchtige Zauber verſpräche. Mit dieſem Gedanken, zu dem ſich Sorge geſellte, beſchäftigt, fand er ſeine Freundin im Dunkel des Abendhimmels und des dichten Laubgewölbes, wie ſie, vor einer Raſenbank knieend, ſchluchzend zu beten ſchien. Alphons ward von Mitleid hingeriſſen, ihr Unglück und auch das ſeine ergriff ihn, er faßte ſie heftig in ſeine Arme, er wollte ſie tröſten, überzeugen, ſie ging von dem Schmerze der Verzweiflung zu dem Glauben, geliebt zu ſein, über, Beide glaubten in dem Taumel, der aus dieſen Gegenſätzen entſtehen mußte, ein Pfand ihrer Errettung zu halten, und ihr Bündniß war nun vor ihren eignen Augen unauflöslich geknüpft.

Bebend, aber glücklich kehrten ſie Arm in Arm zurück. Kaum im Gartenſaale eingetreten, hatten ſie Sara gegrüßt, als die Thüre aufging, und ein ſchöner junger Mann in Uniform hereintrat. Sara flog aufrufend ihrem Eduard entgegen. Nach der erſten ſtürmiſchen Bewillkommnung führte ſie ihren Geliebten ihrer Freundin zu, und es war nicht möglich, ein ſchöneres Paar zu erblicken. Sie waren, einander mit einem Arme umſchlingend, ihre Hände ineinandergelegt, das Bild der Jugend und der Freude. Alphons, ſeinen einen Arm um Alwinens Mieder gelegt, ſtand ihnen gegenüber. Alwina war liebevoll in dem Anblick jener Beiden verſunken, als ihr Blick, durch unſichtbare Macht geleitet, einen ihr zur Seite hängenden großen Spiegel berührte; Alphonſens Auge folgte dem ihren, und dort ſtand ihre unſelige Geſtalt neben dem blühenden Paare. Alphons ſchauderte innerlich zuſammen, ſie fühlte es an dem Zucken ſeines Armes — und ihr Entſchluß war gefaßt. Gleichgültig wie der Blödſinn ließ ſie die nächſten beiden Tage, die letzten vor der Hochzeit, vorübergehen. Alphons getraute ſich nicht, ſie anzuregen, er fürchtete ſelbſt dieſe ſchwüle Stille zu unterbrechen. Die Hausgenoſſen nahmen wahr, daß der Beſuch des Geiſtlichen, welcher den Abend vor der Hochzeit bei der jungen Gutsherrſchaft einſprach, ſie ungewöhnlich erſchütterte; ſie bat Alphons, der einen Troſt darin fand, ſie aufzuſuchen, um ſie zu ſein, ſie dieſen Abend der Einſamkeit, die ihr Gemüth bedürfe, zu überlaſſen; ihre Kammerfrau ſah ſie ſchreiben, Papiere verſiegeln und bemerkte, daß ihr der alte Verwalter viel baares Geld brachte. Die Trauung ging den folgenden Tag ohne Ceremonie, nur im Beiſein weniger Freunde vor ſich. Sara war Brautführerin und hatte ſich wie eine Roſengöttin geſchmückt; Alwina war von Kopf bis zu Füßen verſchleiert. Das zarte Gewebe verhüllte ſie vor den neugierigen Blicken der Zuſchauer in der Dorfkirche, aber es wehrte ihr nicht, Alphonſens Todtenbläſſe zu ſehen und ſeine Hand zittern zu fühlen, als er das entſcheidende Ja ſprach. Sie war ungezwungen, ſehr weich und unverhohlen einzig mit ihrem Freunde beſchäftigt. Die Geſellſchaft trennte ſich früh, ohne treuherzigen Scherz, nach der Väter Sitte, ohne geiſtreiche Bemühung um Zeitvertreib, nach neuer Welt gebildet. Alwina ſagte ihrem Gatten unerwartet gute Nacht, indem ſie, ſich plötzlich in ihre ſchreckliche Todtenhülle verhüllend, verſicherte, daß ihre Geſundheit der Ruhe bedürfe. Den folgenden Morgen erwartete man geraume Zeit ihr Erwachen, eine unheimliche Stille lagerte ſich um die verſammelten Hausgenoſſen, Jeder dachte das Schrecklichſte; Alphons verbot es ſeinem ermatteten Geiſte und ging zu einer ſpäten Stunde, ihr Zimmer zu eröffnen. Dieſes war leer, ſo auch ihr Bett; aber auf deſſen Hauptkiſſen lag folgender Brief, an „ihren Gatten" überſchrieben:

„Nun iſt das Opfer von beiden Seiten großmüthig gebracht. Sie haben mit feſtem Sinne unternommen, mir ihr Leben zu weihen; ich habe den Muth, Ihnen das meine zu widmen. Doch nicht, indem ich, ein Gegenſtand ihres Mitleids, gegen die Verſuchung ankämpfe, mit der Vorſehung zu rechten, die mich mit dieſer drückenden Gabe abſpeiſte, indeß ſie unendlichen Durſt nach freier, edler, huldigender Liebe in meine Seele pflanzte. Der Wille meiner Mutter iſt erfüllt; Sie ſind Herr meines Vermögens, von dem mir ſo viel zu geben, als meine mäßigen Bedürfniſſe erfodern, ich Sie heute bitte und von Zeit zu Zeit bitten werde. Ich gehe nun dahin, wo ich weinen und beten kann, ohne Ihrem Frieden zu ſtören. Wie Du mich auch ſucheſt, Du findeſt mich nicht. Die Zeit, wo die Geſetze Dich von einer böslich entwichenen Gattin trennen mögen, iſt nicht fern; Du wirſt Deine Freiheit früher als die Heilung Deines Herzens erlangen, denn ich weiß, daß dieſes tief verwundet ſein wird — und Du haſt Recht dazu; denn der Schmerz, Dich zu verlaſſen, kann nur der, um Dich zu leben, übertreffen, und das empfindeſt Du auch."

Dieſer Brief war als Frau unterſchrieben.

Alphons ſammelte alle Wahrſcheinlichkeiten, alle Möglichkeiten, um den Weg aufzuſpüren, den ſie genommen hatte; eine entſchiedene Vorliebe für den ſüdlichen Himmel, mehre Äußerungen, die ſie bei dem Leſen einer Reiſebeſchreibung nach Languedoc und Bayonne gemacht, ihre Fertigkeit in der franzöſiſchen Sprache flößten ihm die Überzeugung ein, daß ſie ihren Weg nach Frankreich genommen habe. Er eilte nach Koblenz. Da ſie keine Wechſel gehabt, ſondern ſich mit baarem Geld hatte beladen müſſen, vermuthete er, daß ſie hier bei irgend einem Bankier angeſprochen habe, um dergleichen zu kaufen. Wirklich fand er auch ein anſehnliches jüdiſches Haus, das ihm in ſeinen Büchern zeigte, wie vor 24 Stunden eine junge verſchleierte Dame, die ſich Beſitzerin von Ellerbach bei Elfeld im Rheingau unterſchrieben, ſehr große Wechſel, für Lyon zahlbar, eingehandelt habe. Alphons lächelte wehmüthig über die Unvorſichtigkeit ſeiner armen Freundin und eilte ihr nach Lyon nach. Obſchon ſie nur 24 Stunden Vorſprung hatte, fand er nirgend von ihr eine Spur; auch der Lyoner Bankier hatte nichts von den bezeichneten

Wechſeln geſehen. Alphons ſuchte ſie auf dem ganzen Wege jener Reiſebeſchreibung, die er zum Leitfaden ihrer Flucht annahm; er ſchweifte bis Bayonne, aber keine flüchtige Anzeige ließ ihre Gegenwart ahnen. Es war ſchon ſpäter Herbſt, als er zurückkehrte. Sein Herz blutete für das unglückliche Mädchen, die er hatte des Friedens beraubt, die er hatte aus der Heimath vertrieben. Sein Gefühl empörte ſich über die ruhige Umſicht, mit welcher ſein Vater zwar Nachforſchungen angeſtellt hatte, aber am befliſſenſten war, ihm ſeine Rechte über ihr Vermögen zu ſichern. Der Landesherr mußte in dieſem entſcheidenden Jahre, wie alle deutſche Fürſten, ſeine Kinder den Napoleoniſchen Heeren nach, gen Norden ſenden. Unmuth und Schmerz erregten in Alphonſens Gemüth die Sehnſucht nach etwas Größerm als ſein perſönliches Schickſal; er ſchloß ſich an die ausziehenden Krieger an. Er theilte das Schickſal der Tauſende, die ſiegten und unterlagen; er kämpfte in jenen Wogen des menſchlichen Elends und ergriff mit einem kleinen Haufen der Seinen ein Brett, auf dem er dem Ufer zuzutreiben ſtrebte. Ein Zufall führte ihn und ſeine Gefährten nach vielen Tagen der allgemeinen ſchrecklichen Flucht, von der Richtung der ganzen Maſſe ab, mehr nordwärts. Sie ſchweiften in den lithauiſchen Marſchländern umher und näherten ſich, von Angſt und Gefahr getrieben, ohne ihre Vereinzelung vom großen Haufen zu begreifen, ohne Nachricht einziehen zu können, der kurländiſchen Grenze. In einer Nacht, wo die Furcht vor ruſſiſchen Streifcorps ſie abhielt, wie ſie in dieſem [illegible] Lande oft gewagt hatten, in der Nähe von Menſchen Unterkommen zu ſuchen, war Alphons der eifrigſte, Schnee aufzuthürmen, um einen ſeiner unglücklichen Gefährten, den der Fieberfroſt ſchüttelte, vor dem andringenden Nordoſtwind zu ſchützen, der feuchte Nebel herantrieb. Er ſelbſt war erſchöpft. Vom Schweiße der Anſtrengung bei der Arbeit durchnäßt, legte er ſich dicht neben den Fieberkranken nieder, ſein Haupt auf deſſen bebende Bruſt, um ihn nothdürftig zu wärmen. Der Kranke entſchlief den Qualen des Lebens, denn dieſer Froſt war ſein letztes Weh. Alphons erwachte bei dem Geräuſch ſeiner Gefährten, die der Anbruch des Tages wie geſcheuchtes Wild zur Flucht trieb; ſchmerzvoll hob er ſein ſchweres Haupt von der ſtarren Bruſt des Todten und ermahnte die Seinen, doch in dieſem durchſchnittenen Lande den Weg nicht im Dunkel der Nacht zu beginnen. Seine Leidensbrüder deuteten nach Oſten, wo eine glühende Morgenröthe durch die bläulichen Nebel drang. — Ach! Alphons ſah keine Morgenröthe mehr. Die Kälte der Nacht und des Todten, auf dem er geruht, hatte ſeine Augen geſchlagen, ſie ſahen kein Licht mehr. Er wollte bleiben und ſterben; denn um ein Leben des Elends, wie nun vor ihm lag, zu bangen, ſchien ihm Flucht ein zu theurer Preis; allein eben der Anblick ſeines Unglücks belebte die Kraft ſeiner Gefährten; ſie überwältigten den ſich zur Wehr ſetzenden Blinden, ſie führten ihn fort, ſie pflegten ihn, und er erwarb ihnen Barmherzigkeit, wo ſie ſich Menſchen zu nahen wagten, und ſo ſchleppten ſie ihr troſtloſes Daſein bis nach Mitau. Dieſer Ort hat zu viel von der Willkür der Gewalt gelitten, als daß er mit blinder Wuth den Triumph hätte theilen mögen, den die Elemente über das feindliche Heer davongetragen hatten. Von jeher war Gaſtfreiheit eine der Hausgöttinnen dieſer Stadt. Die Einwohner hatten die ſparſam bis zu ihnen abirrenden Flüchtlinge mitleidig verpflegt; auch Alphons ward einem wohlhabenden Hauſe zur Verſorgung übergeben. Zwei ſeiner Gefährten führten ihn dahin. Er fühlte an dem Fußboden des Zimmers, wohin er trat, an der Helle, für die ſeine Augen noch einige Empfänglichkeit hatten, daß er ſich in einem ſehr anſehnlichen Hauſe befand; er hörte Frauenſtimmen und ſah nach der Seite zu, wo ſie flüſterten, farbigen Schimmer in dem Dunkel, das ihn umhüllte. Seine beiden Gefährten begannen dem fragenden Hausherrn ſein Unglück zu erzählen; denn ſeit jener Nacht, die ſeine Augen erblindete, war auch ſeine Fähigkeit zu ſprechen zu undeutlichen Tönen erſtarrt. Da hörte er einen Schrei von der Seite der Frauen, und ſeine Gefährten ſagten ihm, die eine der Damen ſei ohnmächtig geworden. Alphons begriff, daß der Anblick halbnackter Unglücklicher, daß ſein Anblick, der des Ebenbildes Gottes in ſeinem entſtellten Antlitz beraubt war, Schauder erregen mußte. Mit Freuden ließ er ſich in das ihm bereitete einfache Zimmer führen. Hier empfing ihn ein Bett, hier ſank er, ſeit vielen Wochen zum erſten Mal, ohne Todesgefahr in die Arme des Schlummers, hier erwachte er zum erſten Mal, ohne dem Verderben entfliehen zu müſſen. Die thieriſche Natur behauptete jetzt auf eine wohlthätige Art die Herrſchaft: ſie wies auf einige Tage die Vernunft zur Ruhe, und Erinnerung und Phantaſie mußten ſchweigen. Alphons ſchlief und aß und freute ſich ſeiner reinen Wäſche, und tappte nach der Hand, die ihn mit einigen Tropfen wohlriechenden Waſſers beſprengte, ergriff ſie, liebkoſte ſie wie ein unmündiges Kind und lallte ihr Dank und beſann ſich vergeblich auf den Zuſammenhang, wie ſie die Perſon, die er hielt, laut ſchluchzend zurückzog. Beſtürzt fragte er, ob er gefehlt. Furcht vor Unrecht war die einzige Spur moraliſchen Gefühls, die in dieſen Tagen in ihm wach blieb; ſie erhielt aber den Stempel des gebildeten Menſchen in ihm unverſehrt; er that nichts, wovor der beſſere Menſch erröthet wäre, er that aber Alles ſo, daß ſein Anblick das Herz zerriß. Die erſten Mittel, welche ſein Arzt anwendete, um ſeine gelähmten Geſichtsmuskeln zu heilen, waren Umſchläge, die ihm jeden Verſuch zu ſprechen verwehrten. Sobald die genoſſene Ruhe ſeinen Gedanken mehr Klarheit gab, benutzte er die Zeit eines Verbandes, um ſeine gütige Wärterin, die man ihm Friedlief zu nennen geſagt, um das Schreiben eines Briefes zu bitten, in welchem er ſeinem Vater ſein Schickſal und auch ſein Glück ſchrieb, unter der Pflege der wohlthätigſten Menſchen zu ſein. Friedlief übernahm es ſelbſt und las ihm bald darauf einen Brief, in welchem ſie einfach und rührend ſeine Abſicht erreicht hatte. Alphons ſchien einige Minuten mit ſich ſelbſt zu kämpfen, dann löſte er die Bande ſeines Geſichts und ſprach: Friedlief ſetzen Sie noch hinzu: Wüßte man irgend etwas von Alwinen, ſo würde es mein Elend erleichtern, und mein Leben bekäme vielleicht wieder einen

Werth. Friedlef ſchrieb dies ſchweigend in den Brief. Alphons fürchtete, die Mühe ſei ihr läſtig, er ſuchte ihre ſchreibende Hand, faltete ſeine beiden um ſie her und wandte ſein armes verhülltes Geſicht in die Stellung eines Flehenden zu ihr hin. Plötzlich hörte er ſie zu ſeinen Füßen ſtürzen, ſie drückte ſeine Hand an ihre Lippen, an ihre Bruſt, und ihr Weinen trotzte dem Bemühen, es zu verhehlen. Alphons war beſtürzt, daß eine Fremde ſo lebhaft für ſein Leiden empfand. Doch meinte er, daß ein ſo energiſcher Ausdruck des Gefühls den Kurländern vielleicht von ihren Nachbarn, den Polen, überkommen ſei, deren dramatiſcher Ausdruck den Fremden oft auffällt. Dankbar für ihre Theilnahme, und jedes andern Mittels, ſich auszudrücken, beraubt, ſtreichelte er ihre Wange, und ohne ſich deſſen bewußt zu ſein, erweckte ſein Taſtſinn in ihm die Überzeugung, Friedlef ſei auch leidend und krank, denn er hatte ſeine Hand an eingefallene Wangen gelegt. Wunderbar machte er ſich nun von Friedlef ein Bild, das Alwinens Zügen glich, und die Unfähigkeit, durch Worte ſeine Ideen mitzutheilen und dadurch zu zerſtreuen, zugleich mit der Schwäche ſeines Kopfes, ließ dieſe dunkle Vorſtellung ſo feſte Wurzel ſchlagen, daß ſie ſich bei ſeiner Geneſung in ihm vorfand und nicht mehr verloſch. Friedlef hatte alle Eigenſchaften, ſie zu nähren. Wie ein Schutzgeiſt umgab ſie ihn, erſparte ihm das Gefühl ſeiner Hülfloſigkeit durch das ſinnreichſte Zuvorkommen ſeiner Wünſche, hob durch heitre Geſpräche, durch ſeelenerhebende Vorſtellungen ſeinen ermatteten Geiſt, und ſobald er einiger Anſtrengung fähig war, ſtärkte ſie ihn durch das Vorleſen ſolcher Schriften, welche den Menſchen veredeln, indem ſie ihn an ſeinen Zuſammenhang mit dem Weltall erinnern. Er war ſehr früh von dem Irrthum, eine gemeine Dienerin vor ſich zu haben, zurückgekommen; ſobald ihm aber ſein Zuſtand Theilnahme am Geſpräch geſtattete, erfuhr er von ſeiner gütigen Wirthin, daß Friedlef eine Freundin ſei, die ein frommer Sinn vermöchte, ſich der Krankenpflege zu weihen. Wohl, mit Gelübdestreue erfüllte ſie an Alphons dieſen frommen Beruf, doch nur ſpärlich ward ihre Mühe belohnt. Seine Augen waren unwiederbringlich erblindet, und über den Ausdruck ſeiner Geſichtszüge erhielt die Seele keine Gewalt mehr. Auch ſeine Sprachfertigkeit kehrte zurück, [illegible] ſeine Stimme Kraft und [illegible] gekannt hatten, blickten wehmüthig in ſein entſtelltes Geſicht; denen dieſe wüſten Augenſterne einſt Wohlwollen, dieſe ſtarren Wangen Freude lächelten, die hätten wol in Schmerz vergehen mögen bei dieſem Anblick.

Auf die Briefe, welche Friedlef an Alphonſens Väter hatte ſchreiben müſſen, kam Antwort, doch von Alwinen brachten ſie keine Kunde. Traurig und ſchweigend hörte der arme Geneſende zu, wie Friedlef ſie ihm vorlas. Er war noch ſo ſchwach, daß er den Eindruck der Fehlſchlagung nicht zu beſiegen vermochte. Seine ſtarren Wangen fühlten die Thränen nicht, die ſeinen Augen entquollen, aber brennend fielen ſie auf Friedlef's Herz — denn Friedlef war ja die Alwina, um die ſie floſſen.

Nach allen Seelenſtürmen, welche ihren Brautſtand erſchüttert hatten, war ihr in jenem unſeligen Moment, wo ſie ihre Geſtalt neben der Gruppe von Sara und ihrem Geliebten im Spiegel erblickte, die Unmöglichkeit, in ihrer Lage zu verharren, unwiderleglich vor Augen getreten. Mit einer Heftigkeit, bei der ſie ihre Vernunft nicht mehr zu Rathe ziehen wollte, ergriff ſie die Mittel zur Flucht und führte ſie mit dem günſtigſten Glück aus. Ein armer Handelsjude, dem ſie [illegible] Wohlthaten erzeugt hatte, kam, wie ſie über ihrem Anſchlag nachſann, ihr Waaren zu bieten. Schnell war ihr Entſchluß gefaßt. Sie befahl ihm, ſie den Abend nach der Trauung beim Ausgange eines Luſthölzchens zu erwarten. Die Gaffer und Müßiggänger waren um das Wirthshaus verſammelt, wo Alwina wohl bedacht allen Dorfbewohnern, zu Ehren ihrer Hochzeit, Speiſe und Tanzmuſik hatte bereiten laſſen. Sie gab dem Juden einen Pack mit Kleidungsſtücken zu tragen, den ſie abſichtlich groß gemacht hatte, um das darin verpackte Geld zu verbergen. Sie ſelbſt trug ein kleineres mit ihrem Schmuck. Bis Geiſenheim ging ſie zu Fuß, dort nahm ſie einen Kahn und befahl dem Juden, dem Schiffer zu ſagen, er eile mit ſeiner Schweſter, ſeine ſterbende Mutter in Coblenz zu ſehen, und werde ihm vieles Geld geben, wenn er ihn früh genug hinunterbrächte, um ſie noch zu einem Teſtament zu bereden. Der Schiffer kannte den Handelsjuden, ſeine Eile und das Verſprechen einer großen Belohnung war natürlich, auch Alwinens Verhüllung befremdete ihn nicht. Er hatte oft gehört, daß die Jüdinnen bei großer Trauer ihr Antlitz bedeckten. Er ſtach mit ſeinem leichten Kahn in das Fahrwaſſer, der Strom ging ſtark, und auf dieſe Weiſe kam Alwina nach Coblenz, ehe man ihre Entfernung von dem Gute nur wahrnahm. Die Abſicht, ihre Familie über ihren Weg irre zu führen, gelang; ſie ging mit ihren auf Lyon ausgeſtellten Wechſeln über den Rhein und gab ſich, ihre deutſche Abkunft verleugnend, für eine franzöſiſche Officiersfrau aus, die ihrem Manne nachzureiſen gedächte. So half ſie ſich ſehr gewandt bis Marburg, wo ſie in dem Gaſthofe die Frau eines franzöſiſchen Majors fand. Dieſe lag gefährlich krank, und die rohen Wirthsleute äußerten ihren Entſchluß, eine von allen Hülfsmitteln entblößte Fremde nicht länger zu beherbergen. Alwina faßte gleich den Vortheil, den ſie hier finden konnte. Sie ging zu dieſer Frau, beſchenkte ſie reichlich und bot ihr eine anſehnliche Summe an, wenn ſie ihr wollte ihre Päſſe verkaufen. Die Franzöſin ging den Vorſchlag freudig ein. Um in ihre Heimath zurückzukehren, hatte ſie kein Hinderniß zu ſcheuen, und die Reiſe nach Rußland machte ihre Geſundheit für dieſen Herbſt unmöglich. So ſah ſich Alwina im Beſitz der gültigſten Papiere, um ſich bei allen fremden Behörden bis nach dem äußerſten Norden zu legitimiren. Sie hatte in den vergangenen Jahren in Wiesbaden eine Familie aus Mitau kennen lernen, mit deren einer Tochter ſie ſich freundſchaftlich verbunden. Nach neuern Nachrichten war ſie auf das glücklichſte mit einem wohlhabenden Manne verheirathet und äußerte in jedem Briefe den Wunſch, Alwina zur Zeugin ihres Glückes zu haben. Zu dieſer Freundin ihre Zuflucht zu nehmen, war ihr Plan bei ihrer Entweichung geweſen, und die Erlangung der franzöſiſchen Päſſe erleichterte ihr deſſen Ausführung. Sie hatte in Kaſſel einen verſtümmelten franzöſiſchen Soldaten zum Bedienten angenommen, der in den vielfältigen franzöſiſchen Feldzügen die Sprache hinlänglich gelernt hatte, um ihr allen Verkehr auf der Reiſe zu erleichtern; und ungeachtet ihm nur ein Arm zum Gebrauche geblieben war, verſah er ſeinen Dienſt mit Eifer und Geſchick. Oft mußte Alwina, die ihre Rolle als Franzöſin, um jeder Entdeckung zuvorzukommen, beharrlich fortſetzte, wehmüthig lächeln, wenn Florentin den rohen Spott ſtumpfer Poſthalter oder Wirthe über die „häßliche Franzöſin" mit dem ritterthümlichen Weſen ſeiner Nation, dem Stolze des alten Kriegers und dem Zorne ſeines rechtlichen Gemüths zurückwies. Oft that Alwina, als wenn ſie die Beziehung ſeines Streites nicht verſtände; als ſie aber endlich einmal fragte, warum er ſich in Händel einließ, ſagte er mit heftigem Unwillen: Gnädige Frau, das ſind Barbaren, die weder Sinn für Ehre noch Achtung für Unglück haben. — Aber wenn ſie Euch mishandelten, könnte ich ja verlaſſen zurückbleiben. Bei Gott, gnädige Frau, ich denke, ſie würden Ihnen Ehrerbietung erzeigen, wenn ſie ſähen, daß ich mein Blut für ſie vergoſſen hätte. — Alwina lächelte und ſetzte mit ihrem verſtümmelten Begleiter ihren Weg fort.

Jn Mitau fand ſie ihre Freundin ganz ſo liebenswürdig, wie ſie ſich in frühern Zeiten geäußert, ganz ſo glücklich, wie ſie ſich ſelbſt geſchildert hatte. Sie fand in ihrem Gatten einen Mann von edelm, feſtem Charakter ihnen vertraute ſie ſich an, und ſie halfen ihr die Rolle einer franzöſiſchen Officiersfrau ſo glücklich ausführen, daß ihr Mann in einem der nächſten Gefechte fiel, und ſie als Witwe in Mitau zurückblieb. Nur ein kleiner Umſtand ward gleich bei ihrer Ankunft geändert: ſie ward wieder eine Deutſche, die aber einen franzöſiſchen Krieger geheirathet hatte, und Florentin, den einzigen Zeugen ihres Franzoſenthums, ſendete man vor dieſer Verwandlung reich beſchenkt auf den Weg nach ſeinem Vaterlande zurück.

Alwina hatte ſich in Brand's Hauſe — ſo hieß der Gatte ihrer Freundin — bald einen Kreis hülfreicher Thätigkeit geſchaffen. Das bald nach ihrer Ankunft erfolgende Kindbett der jungen Gattin gab ihr die günſtigſte Gelegenheit dazu, und in den vertraulichen Geſprächen, welche in [illegible] Einſamkeit für junge Gatten mit der Freundin gepflogen wurden, bildete ſie den Plan aus, ihrem künftigen Leben durch ein Erziehungsgeſchäft Werth und Zweck zu geben. Mit Bangigkeit dachte Alwina, daß ſie auch hier das Vorurtheil zu bekämpfen haben würde, das ihre Geſichtsbildung ihr allenthalben erregte, allein ſie war jetzt von falſchen Anſprüchen geheilt und hoffte zuverſichtlich, dieſes Vorurtheil allein zu überwinden. Ihr Glaube betrog ſie nicht. Sie hatte wenige Monate bei ihrer Freundin gelebt, als der Kreis ihrer Familie und Bekannten ihr zugethan war, und was ſie behutſam einzuleiten wünſchte, ward ihr dringend vorgeſchlagen — manche wackere Mutter bat ſie, ihre Talente zum Unterrichte ihrer Töchter zu verwenden. Alwina wäre nun mit ihrem Schickſals verſöhnt geweſen, denn wer zu entſagen weiß, der findet auch zu genießen; nur die gänzliche Ungewißheit, in der ſie über Alphons lebte, drückte ſie nieder. Mit der Ruhe in ihrem Herzen nahm ihre Liebe für ihn an Innigkeit zu. Sie hatte für Alles, was ihr das Schickſal verſagte, für Alles, was ſie ſelbſt ihm geopfert hatte, ſich nichts vorbehalten als dieſe Liebe, und mit vollem Rechte gab ſie ihr neben ihrem Gott ihren Platz. Der Kriegsſturm vereitelte alle Mittel, die ſie ausgeſonnen hatte, unentdeckt Nachricht von ihm zu erhalten, und ſie, die für das Größte Muth gehabt hatte, erlag faſt der Unruhe, von Dem, welchen ſie auf immer vermiſſen wollte, kein Lebenszeichen zu hören.

Das Glück wich in dieſer Zeit von Napoleons Heeren; der Strom, welcher ſie auf ihrem Rückzuge mit fortriß, berührte Mitau nur mit ſeinen äußerſten Wogen, aber ſchon was dieſe herbeitrieben, war genug, um ein edles Gemüth von jedem Brüten über eignes Unglück abzuziehen. Brand widmete ſeinen Einfluß, ſeine Thätigkeit, ſeine Mittel der Erleichterung der unglücklichen Flüchtlinge; ſeine Gattin und Alwina waren wie die frommen Frauen des erſten Chriſtenthums vor den Thoren des Hauſes, die elenden Fremdlinge zu empfangen. An einem Tage, wo die erſte Kälte die Frauen ins Zimmer gebannt hatte, ward Alphons mit ſeinen Gefährten ihnen von der Behörde zugeſchickt. Auf Brand's Fragen an die Halbverhungerten nach ihrer Heimath antwortete einer von ihnen, daß ſie Baiern ſeien, und nannte Alphons als ihren Offizier. Bei dem Namen des deutſchen Landes, das ihr ſo werth war, blickte Alwina dem gräßlichen Fremden ins Geſicht und erkannte trotz der erblindeten Augen und der erſtarrten Züge ihren unglücklichen Freund.

Der erſte Eindruck dieſes herzzerreißenden Anblicks traf nur ihre Sinne — ſie fiel in Ohnmacht. Wollte in ſo einem Augenblicke der Gedanke herrſchen, ſo entſtände Verrücktheit, daher ſchenkte uns die Natur die Wohlthat der Ohnmacht oder gewaltſamer Klagen. Während der langſamen Rückkehr des Bewußtſeins bildete ſich ſchon in Alwinens frommem Geiſte eine dunkle Ahnung von Gottes wunderbarer Schickung, und nach ſchwerem, aber entſchiedenem Kampfe mit ihrem armen Herzen, das mehr, als ſie es verſtand, an Alphonſens ſeelenvollen Zügen gehangen hatte, dankte ſie Gott, der ihn jetzt mit ihr [illegible], [illegible]; Sie ſann nicht darüber nach, ob und wie lange ſie von ihm unerkannt bleiben wollte; nur ihn pflegen wollte ſie, ihn heilen, und daher keine Überraſchung, keine Entdeckung, keine Erſchütterung ſeines leidenvollen Gemüths. Als ſie wahrnahm, daß er ſie gar nicht erkannte, und dennoch ihr Andenken in ihm lebte, ward es ihr ſchwer, einen Übergang zur Entdeckung zu finden. Die Sicherheit, von ihm aufgeſucht worden zu ſein, jetzt von ihm beweint zu werden, war ihr ſo ſüß, machte ſie aber auch ſo beſorgt, den jetzigen Zuſtand zu ſtören, zu verändern. Ihre Freunde, die des Kranken gefährliche Lage überſahen, baten ſie, die Wiedererkennung den Umſtänden zu überlaſſen, da ihr das Schickſal die Mittel, ſich dem geliebten Manne unentbehrlich zu machen, ſo wunderbar in die Hand gegeben hatte. So verging die Zeit während Alphonſens Heilung, und jeder Tag machte die Entdeckung ſchwerer. Alphons vertraute ſeiner liebevollen Pflegerin im Verfolg ihres langen Beiſammenſeins die Geſchichte ſeiner unglücklichen Heirath und hielt ſich mit der heitern Einſicht, welche ein langes Siechthum einem ſtarken Gemüthe giebt, bei der Betrachtung auf, daß ihm das Schickſal nun aufgetragen habe, Alwinens ſchmerzliche Gefühle vervielfältigt zu leiden. Denn, ſagte er, in den Momenten, wo ihr ſchönes Gemüth frei waltete über ihre Züge, vergaß man ihre Häßlichkeit, da hingegen mein erſtorbenes Antlitz keine Regung meiner Seele mehr ausſpricht. Alwinens heftige Wehmuth bei ſolchen Geſprächen befremdete ihn nicht, er fühlte ſein eignes Weh noch zu ſcharf, um den wahrſcheinlichen Grad fremder Theilnahme zu ermeſſen. Bald entſtand auch eine Art Unredlichkeit in ſeinem Herzen; Friedlef ward ihm Alles, was unter dieſen Umſtänden Alwina ihm hätte ſeyn können; die Furcht, über dieſe Untreue klar zu ſehen, entfernte ihn von jeder ſcharfen Unterſuchung ihrer und ſeiner Empfindung. Alwina las bald in ſeinem Herzen; ſie lächelte über das Schickſal, welches ſie beſtimmt hatte, die Liebe ihres Gatten durch ſeine Untreue zu erlangen, aber der Moment, ihm ſeinen Irrthum zu benehmen, war nun entflohen; die Entdeckung konnte ihn jetzt nur demüthigen und ihr eine Großmuth überlaſſen, die ſein Zartgefühl verletzen mußte. Doch dieſe Verwickelung ängſtigte ſie; denn was ihr die Zukunft auch aufbewahren mochte, ihre Pflicht, den hülfsbedürftigen nie mehr zu verlaſſen, war ihr klar; ſich ihm immer wohlthätiger und unentbehrlicher zu machen, war der Stolz und der Zweck ihres Bemühens.

Die Nachricht des Arztes, daß der Geneſene nun ſeine Rückreiſe anzutreten im Stande ſei, war für beide Gatten eine Schreckensbotſchaft, ſo ſicher beide Theile ihr entgegengeſehen und beide ſie gewünſcht hatten. Alwina zitterte, daß Alphons ſich entſchließen würde, Friedlef zu verlaſſen, und fürchtete eben ſo ſehr, daß eine Erklärung von ſeiner Seite ſie nöthigen würde, ſich ihm zu erkennen zu geben. Schweigend und ſinnend ſaßen die beiden wunderlichen Freunde nach des Arztes Fortgehen beiſammen, als Brand zu ihnen eintrat und ihnen lebhaft zurief: Der Arzt iſt ein wunderlicher Kauz, der begreift nicht, wie Sie die ſaubere Nachricht von Ihrem [illegible] nicht mit tauſend Freuden [illegible] möchte ſie ein Gallenfieber, wenn ich an Das dächte, was wir dabei verlieren. Ich habe aber lange nur an Sie, lieben Freunde, gedacht und die Sache berichtigt. Sie, liebe Friedlef, dürfen unſer kaltes Klima nicht noch einen Winter bewohnen; Ihre Verwandte erwarten Sie; nun vollenden Sie Ihr Liebeswerk an unſerm Freund und ſorgen für ſeine ſichere Rückkehr in die Heimath. — Alwina glühte vor Freude über den Ausweg, den Brand gefunden, ihre Reiſe mit Alphons herbeizuführen, ohne eine vorhergehende Erklärung nöthig zu machen. Dieſer ſuchte ſeiner Freundin Hände, und ſie an ſeine Bruſt drückend bat er ſchüchtern, daß ſie ſich den Himmel ganz möchte verdienen, daß ſie ihn dahin möchte leiten, wo er nie ihre Geſellſchaft, ihre Pflege würde erſetzt finden; „aber,“ ſetzt' er ſchmerzvoll hinzu, „doch Menſchen, die mit Dank und Ehrfurcht zuhören werden, wenn ich von Ihnen erzähle.“

So war nun dieſer Punkt auch gewonnen. Alwina blieb des Armen ſchützender Engel bis an die Ufer des Rheins. Hatte nun die Stille des Krankenzimmers und der kleine Kreis von Brand's Hausfreunden [illegible] beiden Menſchen Gelegenheit gegeben, ſich innig zu verbinden, ſo war die lange Reiſe noch geſchickter dazu. Alle Dienſte, die treuſte Liebe leiſten konnte, wurden durch die ſchüchterne Zartheit, mit welcher ſie Friedrich dem Freunde erwies, nur noch anziehender für Den, der ſie empfing, wie für Die, welche ſie leiſtete. Alwina ſah nun ſchon dem Ende ihrer Reiſe entgegen, und da ihre ſchüchterne Zärtlichkeit ſo wenig zwiſchen der Oſtſee und dem Main als in Brand's gaſtfreiem Hauſe Mittel gefunden hatte, Alphonſens Verblendung über ihre Rechte und Pflichten zu vernichten, ſo nahm ſie, wie es der Schüchternheit ſo oft geſchieht, den muthigen Entſchluß, in dem letzten Nachtlager vor Manheim ihre peinliche Lage durch eine offene Erklärung zu beenden. Ängſtlich vor dem Ausgang dieſer Entdeckung legte ſie den Weg gegen Würzburg zurück. Alphons war als lebensfroher Jüngling in dieſer ſchönen Gegend geweſen, er fühlte ſich deshalb gedrückter als gewöhnlich von ſeinem jetzigen Zuſtande und ſaß, ſich das Haupt ſtützend, in dem Hintergrunde eines Zimmers, deſſen Fenſter auf den lebendig ſtrömenden Main gingen. Alwina ſah aus ihnen die ſinkende Sonne die [illegible] vergolden, den raſchen Strom mit glänzenden

Flammen überſahen. Ein froher Ausruf verrieth, wie dieſer Anblick ihre Sorgen verdrängt hatte. Alphons ward dadurch aus ſeinem Tiefſinn geweckt, er ſtand auf und Alwina eilte, ihn zu leiten. Er fragte nach dem Gegenſtand ihrer Freude und hörte wehmüthig und theilnehmend der einfachen, innigen Schilderung zu, die ſie ihm von der Abendlandſchaft entwarf. Wie ſie nun, in unbedachter Freude, dem Geburtslande wieder nahe zu ſein, hinzuſetzte: O wie iſt dieſes Ufer ſo ſchön, und wie viel ſchöner wird noch der Rhein ſein! — legte Alphons ſeine Hand auf die ihre, die ihn führte, und ſagte: „Und nicht hier und nicht dort werden ſie meine Augen mehr ſehen! — und Friedlef, was mir den Anblick des Lichts und der Erde erſetzte, ſoll ich [illegible] entſprechen zu [illegible] ſeiner [illegible] entſagte, ſo war ihr Verhältniß auf immer getrübt, und ſie trug die Schuld erſt ihrer Empfindlichkeit und jetzt ihrer zögernden Schwäche. Zitternd ſchwieg ſie, indem er zögernd fortfuhr: Friedlef, mein Kopf war lange ſo krank, daß ich ein träumendes Leben geführt. Verzeihen Sie mir darum eine Schwäche, die nicht in meinem Charakter lag, bevor dieſes Elend mich traf. In dieſem Traumzuſtande glaubte ich oft in Ihnen meine Alwina zu ſehen, und ſelbſt wo ich meiner bewußt war, beglückte mich die Ähnlichkeit, welche Ihr Geiſt und Ihre Güte mit ihr hatten. Ich hätte gewünſcht, ihr, deren grauſames Schickſal mich noch ſchwerer drückt als die Nacht meiner Augen, ihr alle die tauſendfachen Wohlthaten zu danken, die ich von Ihnen empfing, und indem ich Ihnen dankte, liebte ich Alwina, und indem ich Alwina liebte — o Friedlef! verzeihen Sie, liebte ich auch Sie! Meine Hoffnung, mein armes Weib wiederzufinden, iſt nun dahin — Hier entzog Alwina ihren Arm der Hand ihres Freundes, und nöthigte ihn dadurch, ſich auf das nahe Fenſter zu ſtützen. Sie fürchtete jetzt das Entſcheidende zu hören und ſtand mit gefalteten Händen, als bete ſie um Schonung. — Alphons fuhr fort: Aber nie kann meine Hand einer Andern gehören, auch wenn ich kein hülfloſer Krüppel wäre — die Liebe, deren jetzt mein Herz noch fähig iſt, kann keiner Gattin genügen; doch Ihre Freundſchaft, Friedlef, Ihr Umgang ſchenken mir die Stärkung, welche mich vor den Schrecknissen des geiſtigen Abſterbens behüten kann, als das einzige noch mögliche Wohl, was mir das Schickſal vergönnte. Sie ſcheinen einſam, Friedlef; ich bin verlaſſen. Hier vergaß Alwina Vorſicht und Schonung, ſie ſchloß Alphons mit beiden Armen an ihre Bruſt und rief in Thränen erſtickt: Alphons, das warſt Du nie — nie! Alwina war bei Dir! — Sie hatte ihres armen Freundes Zuſtand vergeſſen; ſolch eine Ueberraſchung ertrugen ſeine Kräfte nicht; ohne ihre Umarmung zu erwidern, lag er leblos an ihrer Bruſt. Der herbeigerufene Arzt ſchien beſtürzt, er fragte dringend nach den Umſtänden, welche dieſen Zufall veranlaßten, und bat mit ernſter Theilnahme, ihm anzuvertrauen, ob dem Kranken bei ſeinem Erwachen Kummer bevorſtehe. — Ach! Alwina war zu ſchüchtern, zu zartfühlend, um dieſes mit Beſtimmtheit zu verneinen. Sie ſaß in der fürchterlichſten Angſt neben dem, fortwährend in Erſtarrung liegenden Geliebten, denn der Arzt hatte ihr die furchtbaren Folgen, welche dieſe Gemüthsbewegung auf ſeinen durch die Vorgänge des Feldzugs ſo grauſam gereizten Kopf haben konnte, geſtanden. Nach vielen furchtbar langen Stunden rief Alphons den Namen Alwina. Seine Freundin, überzeugt, aus ſeinem Munde nun über ihres Lebens Wohl und Weh abſprechen zu hören, beugte ſich über ihn und bat in der Angſt ihres Herzens: Verzeihe ihr den Betrug! — Die freudige Innigkeit, mit welcher er ſie in ſeine Arme ſchloß, das Dankgebet, welches ſeinen Lippen entſtrömte, waren das Pfand ihres Glücks. Die Natur hatte im heiligen Geheimniß des todtähnlichen Zuſtandes, in welchen Alphons verfallen war, ſeine Kräfte geſtärkt und [illegible] erhalten, die Vorgänge [illegible] umfing er jetzt die Gattin, mit welcher der Ältern Eigennutz ihn verbunden und von der ſelbſtſüchtige Reizbarkeit ihn getrennt hatte. Die Art ihres Wiederfindens blieb das Geheimniß ihres Herzens. Sie kamen nach wenigen Tagen im Rheingau an und erzählten dem Vater Alphonſens nur, wo, aber nicht wie ſie das Schickſal zuſammengeführt. Die Freuden der Jugendliebe waren dieſem Ehepaar auf immer verſagt, aber die ewigen Blüten der Geiſterliebe wurden ihr Antheil. Alwinens klarer Verſtand erſetzte Alphonſen das Licht ſeiner Augen, und ſie fand in der Fähigkeit, ſein Schickſal zu erleichtern, Erſatz für alles Weh, was ihre Jugend erlitt. Ein blühendes Kind leitet jetzt den blinden Vater durch die Obſtgänge ſeines Gartens im fruchtbaren Rheingau, und wenn er es auf ſeinen Knien ſchaukelt, liſpelt ihm Alwina ins Ohr: Alphons, das ſieht dem Manne ähnlich, dem ich ſo troſtlos entfloh.

Erzählungen

von

Therese Huber.

Geſammelt und herausgegeben

von

V. A. H.

In ſechs Theilen.

Sechster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1833.

Erzählungen

von

Thereſe Huber.

VI.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

Inhalt.

Seite
I. Die früh Verlobten 1
II. Die Geächteten 93
III. Der Traum des Lebens 131
IV. Die Büßenden im Jurathale 171
V. Der verlorene Sohn 249
VI. Eheſtandsleben vom Landmann 365

I.

Die früh Verlobten.

Madame Salmon, die Witwe eines reichen Kaufmanns in —rth, war eine pflichterfüllte, aber beſchränkte Frau. Ihr Gatte, ein lebensluſtiger beſtimmter Mann, fand in ihr, was er bedurfte: Liebestreue und ſteten Beifall ſeiner Handelsweiſe, die nur von der Gattin zum Gatten dem Vorwurfe der Schmeichelei und Unterwürfigkeit entgehen können. Madame Salmon, welche ihres Mannes Willen ſtets für den beſten und den ihren ganz mit ihm übereinſtimmend gehalten hatte, gerieth endlich auf den Wahn, daß ihr Wille auch ebenſo vernünftig und zweckmäßig ſei, wie der ſeine, und nach Salmon's Tode waren ihre nächſten Umgebungen ganz erſtaunt, wie dieſe Frau, welche nie einen Willen gehabt, nun plötzlich ohne Rückſicht befahl. In ihren Handelsgeſchäften hatte das keinen Einfluß, denn der alte Buchhalter Groſcheck, welchem Herr Salmon ſelbſt nachgegeben, behielt da die erſte Stimme, allein auf ihre beiden Töchter hatte die Beharrlichkeit ihrer Beſchlüſſe einen ſchädlichen Einfluß.

Sophie und Urſule — denn als das Kind getauft ward, dachte man nichts Böſes dabei, einen Namen franzöſiſch auszuſprechen, weil er deshalb beſſer klang, als in der Mutterſprache — waren ihr — die jüngſten von mehren Kindern — allein übrig geblieben, und Salmon hatte ſie den Söhnen ſeines Freundes Ottur zu verheirathen gewünſcht; ihr Alter paßte ſich; die Jünglinge waren jeder vier Jahre älter als ihre beſtimmten Bräute, und durch Vermächtniſſe eigenſinniger Verwandten Marcus reicher als Sophie, ſein Bruder Ariſt aber reicher als Urſule. Die Vermögensvortheile glichen ſich demnach aus. Der Jünglinge Vater war den Plan ſehr zufrieden, und obgleich er das Schickſal ſeiner Söhne noch erlebte, war er ſo ausſchließend nur Kaufmann, daß wir ihn kaum zu nennen bedürften.

Als Salmon ſtarb, hielt ſich Marcus und Ariſt im Auslande auf; der Erſte im Süden, der Andere im Norden; ſpäterhin wechſelten ſie den Ort ihres Aufenthalts, doch ohne ihre Vaterſtadt wiederzuſehen, denn Salmon hatte ſich in ſeiner Weisheit überzeugt, daß die Liebe der beiden Brautpaare Beider Wiederſehen höher entflammen müßte, wenn ſie das Bild des geliebten Gegenſtandes in kindlichem Liebreiz unverändert im Herzen trügen, bis ſie ſich einander in vollblühender Jugend entgegenträten.

Bis zu der Jünglinge Abreiſe ſchien die Neigung der jungen Leute Salmon's Wünſchen zu entſprechen; ja, das, was er für Neigung anſah, hatte ihn ebenſowol als äußere Convenienzen zu dem Plane dieſer doppelten Heirath verleitet. Ottur war in frühern Jahren mehrmals Salmon's Reiſegefährte geweſen, ſie hatten zuſammen ſpeculirt, waren zuſammen wohlhabend geworden; denn Beide vereint, Salmon's Handelskenntniß und ſchneller Blick, Ottur's Behutſamkeit und unermüdeter Fleiß — ſtellten das höchſt zweckmäßige Ganze eines vollkommnen Kaufmannes dar. Späterhin kauften ſie benachbarte Landgüter und bauten ſich nebeneinander artige Stadthäuſer. — Was ein recht ſeltener Fall iſt — die beiden Frauen ſtörten dieſes gute Verhältniß nicht, doch ohne es zu theilen. Frau Ottur war eine Marſeillerin von deutſchen Ältern, und mit andern Waaren Herrn Ottur durch einen Handelscontract übermacht worden. Sie konnte das Land der Liebe und des Geſanges nie vergeſſen und ſehnte ſich dahin zurück, bis ſie ſtarb; allein ihre Sehnſucht ergoß ſich mehr in Epigrammen als in Thränen, und da Salmon, um eines guten Einfalls willen, es mit der Vaterlandsliebe nicht ſo genau nahm, erhielt Frau Ottur, trotz ihres Misfallens an Deutſchland, das geſellſchaftliche Leben der beiden Familien aufrecht. Von ihr kam zuerſt der Einfall, die beiden Salmon'ſchen Töchter die Herrinnen (les maitresses) der Ottur'ſchen Söhne zu nennen. Sie ſah daraus, daß Monsieur Marc offrait son bras à Mademoiselle Sophie, und Mademoiselle Ursule acceptait un bouquet de Monsieur Ariste, daß die vier Leutchen Liebespaare werden müßten. Zum Glück wurde der Scherz alt, ſchadete demnach der Sittlichkeit der Kinder wenig, aber ihre verſchiedenen Charaktere entwickelte er frühzeitiger und deshalb beſtimmter, wenn gleich nicht vollendeter, als es ohne dieſen Umſtand geſchehen wäre; Sophie und Marcus, das ältere Paar, neigten ſich Beide zu Dem, was wir, nachdem wir uns an dem Worte Empfindſamkeit überſättigt haben, lieber gemüthsvoll nennen. Dieſe Hinneigung gab ihnen wahrſcheinlich auch den Inſtinkt des Franzoſenhaſſes, der in den Jahren, wo dieſe jungen Leute gefliſſentlich in geſellſchaftliche Nähe zuſammengebracht wurden, ſo ein nothwendiges Element der Deutſchheit war, daß er auch Kinder und Knaben ergriff. Sophie konnte ihre ſchönen blauen Augen ganz ſchmachtend auf Marcus heften, wenn er zuverſichtlich von den vorgeblichen Niederlagen unſers übermüthigen Siegers ſprach, und verhieß ihm eine Schärpe zu ſticken, ſobald es einmal gälte, das Vaterland zu rächen. Ariſt empfand den Einfluß der galliſchen Luft, welcher in ſeiner Mutter Geburtsland wehte: er war ein lebhafter Bewunderer der Größe des verderblichen Heros, wies mit Ernſt des Bruders müßige Schimpfreden zurück und ſagte einſt recht gefährlich: Ich hätte Brutus werden mögen, aber dann wär' ich der Erſte, bei Cäſar's Leiche zu trauern. — Das iſt abſcheulich! lispelte Sophie; mit blitzenden Augen reichte Urſule dem Schwärmer die Hand, und Marcus ſuchte — wie es von je der Inſtinkt ſeiner Meinungsgenoſſen mit ſich brachte, wenn ihnen ein kühner Gedanke in den Weg geworfen wird — ſtolz auf den Bruder herabzuſehen. Die jungen Leute waren zu gut geartet, als daß dieſes kindiſche Parteinehmen ihr Verhältniß als Geſchwiſter geſtört hätte, Urſule ward Madame Ottur um ſo lieber, weil ſie für ihr ſchönes Geburtsland eine beſondere Vorliebe zeigte, Marcus gewann dagegen den Vorzug bei Sophiens Mutter, die den Inſtinkt der Legitimität hatte, wie er gehorſamlichen Weibern geziemt.

Es war im Herbſt des Jahres 1811, als Ariſt nach Marſeille und Marcus nach Kopenhagen geſchickt ward. Die beiderſeitigen Ältern der jungen Leute hatten dort noch Familienverbindungen, Ottur im Norden, aus dem er ſtammte, ſeine Frau in Marſeille ihre dort eingebürgerte Vetterſchaft. Sophie und Marcus ſprachen viel von ihrer Trennung, weinten oft, ſchlichen ſich, ſo wenig ihnen das Beiſammenſein verboten war, doch in den letzten Wochen manch liebes Mal auf gegebene Zeichen bei hehrem Mondenſcheine in den Hausgarten, ſchenkten ſich die vielfältigſten Andenken und verabredeten ſich, jeden Abend vor Schlafengehen den kleinen Bären am Himmel aufzuſuchen und Einer des Andern zu gedenken. Da einſt von der weiten Ferne, die ſie trennen ſollte, die Rede war, ſagte Urſule zu Ariſt: „So oft Sie einen verkrüppelten Krieger ſehen, ſuchen Sie ihm Almoſen zu geben und denken an mich — und überhaupt, wenn Ihnen etwas Großes und Tüchtiges vorkommt — ich will indeß Ihre liebe Mutter pflegen und ihr von Ihnen vorſchwatzen.“ — Madame Ottur entließ ihre Söhne mit ſehr tiefer Wehmuth, denn ſie fühlte, daß ihr ſinkendes Leben ihre Rückkehr nicht abwarten werde. Urſule hielt das ihrem Freunde gegebene Verſprechen, ſie widmete ſich ganz der Pflege ſeiner Mutter und zwei Jahre nach der jungen Leute Abreiſe ſchloß ſie ihr mit kindlich frommer Sorgfalt die Augen.

Sophie war jetzt ſechszehn, Urſule funfzehn Jahr alt, aber die Ausbildung dieſer jüngſten Schweſter hatte in jeder Rückſicht vorzügliche Fortſchritte gemacht. Der nähere Umgang mit Madame Ottur hatte ihren Anſichten die der franzöſiſchen Nationalität eigene Klarheit, ihren Entſchlüſſen Beſtimmtheit gegeben; die Geſundheit der verehrten Mutter war ſtets der wichtigſte Gegenſtand ihrer Briefe an Ariſt, und als ihr Geheimſchreiber hatte ſie auch manches Familienintereſſe abzuhandeln, das aus ihren Briefen das müßige Nachhängen nach Empfindung verdrängte. Da der Zuſtand der Kranken ſie keineswegs im Bette hielt und ihr humanes Weſen die Hausfreunde anzog, ſammelte ſich um ihren Sopha bis in die letzte Zeit ihres Lebens eine kleine Zahl vernünftiger Männer, deren gehaltvolleres Geſpräch in einzelnen Abendſtunden Urſule's Geiſt mehr entwickelte, als ſyſtematiſcher Unterricht Weiberköpfe zu entwickeln vermag. Madame Ottur behandelte Urſule ganz mütterlich, allein über ihr Verhältniß zu ihrem Sohne ſcheint ſie ſich nie ſehr ausgelaſſen zu haben, auch erwähnte ſie desjenigen, welches Sophie mit Marc verband, nur ſehr ſelten. An dieſem Stillſchweigen kann ihre Abneigung gegen das vorherrſchend Gemüthliche in Sophiens Schuld geweſen ſein; vielleicht hatte ſie aber durch die Muße, welche ihre Kränklichkeit ihr vergönnte, zu Nachdenken gereiſt, das Gefährliche eingeſehen, eine ſo ernſte Verbindung, wie die Ehe, auf die nichtsbedeutende Neigung unverſtändiger Kinder zu gründen.

Nach Madame Ottur's Tode würde ſich Urſule in ihrer ältern Hauſe etwas fremd gefunden haben, hätte ſie ſich nicht ihrem Vater angeſchloſſen. Dieſer hatte, wie es vielen Vätern geht, ſein Kind wenig gekannt; da er aber die Gattin ſeines alten Freundes und Handelsgenoſſen während ihrer langen Unpäßlichkeit fleißig beſuchte, flößte ihm Urſule's verſtändiges Benehmen und ihre große Faſſung bei ihrer Freundin Tode, mit der Herzlichkeit ihrer Trauer verbunden, Achtung ein, und er ſchenkte ihr von da an ſein beſonderes Vertrauen — beinahe ſo wie er einen Sohn in ſeine Nähe gezogen hätte, und ſo ward ihr Verhältniß zu ihrem Vater, von dem ihrer Schweſter zu ihm, gänzlich verſchieden. Sophie wurde allgemein für ſchöner als Urſule gehalten, ihr hoher voller Wuchs, blondes, gelocktes Haar, weiche, ſanfte Bewegungen zogen die Männer ungemein an, und die romantiſche Emphaſe, mit der ſie das öffentliche Geheimniß ihrer Liebestreue gegen Marcus Ottur behandelte, gefiel dem gemüthvollen, damals (es war gerade der Wendepunkt der neuern Geſchichte) gerade ein bischen in Gährung gerathnen Jünglinge gar wohl. Der patriotiſche Enthuſiasmus ließ ihr gar artig, obgleich boshafte Leute bemerken wollten, daß ſie nicht unwillig geweſen wäre, ihren Marcus durch ſeinen damaligen Aufenthalt in England von aller Theilnahme am Freiheitskampfe losgeſprochen zu ſehen. Ariſt befand ſich in den beiden letzten Kriegsjahren in Kopenhagen, er fragte in einem Briefe ſeinen Vater und Salmon ſehr beſtimmt, ob es ihre Verhältniſſe als Ehrenpunkt heiſchten, daß er ſich an die deutſchen Freiwilligen anſchlöſſe? in dieſem Falle würde er es unverzüglich thun, weil Befreiung von fremdem Einfluſſe auch ſein Wunſch ſei; da aber Frankreichs

Unglück nicht zu dieſem Wunſche gehöre, könne er nur durch den Ruf der Ehre, nicht des Gefühls, bewogen werden, den Rhein zu überſchreiten. Die beiden alten Herrn verbaten ſich ſeinen Ehrenpunkt, und nun begnügte ſich Ariſt, den ganzen Jahrgehalt, den er von ſeinem Vater bezog, der Verpflegung deutſcher Krieger zu überlaſſen und ſich als Handelsdiener des —ken Hauſes von ſeiner Beſoldung zu erhalten.

Dieſe kleinen Züge reichen hin, um die Verſchiedenheit der Denkart und der Verhältniſſe dieſer beiden Geſchwiſterpaare zu bezeichnen. Wir treffen ſie nun bei der Rückkehr der beiden Jünglinge im Spätherbſte des Jahres 1815 an, wo die Politik aufhörte, gewaltſam in die Familienbegebenheiten einzugreifen. Hier that es aber das Schickſal, denn wenig Tage vorher, ehe ſie eintrafen, ward der Vater Salmon von einem Schlagfluſſe hingerafft, ſodaß die Jünglinge ihre jungen Freundinnen in der tiefſten Trauer fanden. Sophie war in Schmerz aufgelöſt und fand eine unbeſchreibliche Süßigkeit in dem Troſte, den ihr Marcus' Theilnahme und Aufmerkſamkeit gewährte. Dieſer widmete ſich ganz der Bemühung um ſie und ihre Mutter, die ihrem großen Verluſt mit der ihrem Geſchlechte natürlichen Hingabe nachhing. Groſcheck, der alte Buchhalter, war gleich nach dem unerwarteten Todesfalle mit Urſule, deren ernſtes Verhältniß zu ihrem Vater er wol gekannt hatte, zu Rathe gegangen, und nach einer erſten Überſicht der Angelegenheiten, fanden ſie es ſehr wünſchenswerth, daß Herr Ottur zum Vormund der beiden Waiſen ernannt werden, und daß Marcus vermöge einer Emancipation mündig erklärt, am Schluſſe der Trauerzeit ſich mit Sophien verbinden möchte. „Ich würde es lieber ſehen, daß Herr Ariſt mündig erklärt werden könnte, und Sie, geehrte Jungfer, zuſammenträten,“ ſagte der gute alte Groſcheck, dem Urſule's fähiger Kopf viel Achtung einflößte, allein ſie unterbrach ihn ſchnell und ſagte ſehr beſtimmt: „davon ſoll nie die Rede ſein, und meine Heirath überhaupt nie in unſern Geſchäftskreis gezogen werden.“ Die Ernennung des alten Ottur zum Vormund fand an dem Tage ſtatt, wo ſeine Söhne eintrafen; Urſule empfing Ariſt mit einem tiefen ſtillen Schmerze, der ihr blühendes, lebenvolles, wenngleich nicht regelmäßiges Geſicht ſehr wunderbar verſchönte. — „Zwei theure Todte fodern uns auf, Freunde zu ſein,“ ſagte ſie, ihm ihre Hand reichend, „und zwei theure Lebende fodern unſre Sorgfalt, unſre Liebe. Helfen Sie mir ſchwere, meinem Alter, meinem Geſchlechte unangemeſſene Obliegenheiten erfüllen.“ Dieſer Empfang konnte einem Liebhaber wenig genügen, aber Ariſt war das auch nicht. Ariſt hatte eine ſehr lebhafte Phantaſie, die in Urſule's ernſten Briefen keine Nahrung gefunden, weshalb er im Süden und Norden Neigungen für liebenswürdige Frauen gehegt, ſich aber weder gebunden, noch Andere getäuſcht hatte. Er ſah ſich auch durch Salmon's und ſeines Vaters Verabredung nicht für gebunden an, fand ſich aber auch nicht bewogen, ihren Abſichten zu widerſtreben, wenn nicht ſeines Herzens Glück dabei gefährdet werden müßte. Urſule's Benehmen überraſchte ihn, es zog ihn an; aber es verhinderte ihn von dem Augenblicke ſeiner Heimkehr an, mit ihr, ſowie ſein Bruder mit Sophien that, in das Verhältniß des Liebhabers zu treten, um ſo mehr, da ihr Beiſammenſein einen ganz eignen Charakter annahm. Der alte Ottur war mit den Jahren ſehr bequem geworden; einige ziemlich ernſte Geſchäftsverwickelungen, die durch Erbe und Ankauf liegender Gründe entſtanden waren, mit dem ſich Salmon in ſeinen letzten Lebensjahren befaßt, lagen ganz außerhalb ſeinem Geſichtskreiſe, er beauftragte deshalb ſeinen Sohn Ariſt, der um ſeines Handelsgeſchäfts willen die Rechte erlernt hatte, mit Herrn Groſcheck zu arbeiten, und Herr Groſcheck brauchte den Beiſtand des Fräulein Urſule, die von Herrn Salmon's Familienangelegenheiten viel beſſer als des Verblichnen Wittwe ſelbſt unterrichtet war. Da ſaßen nun die beiden jungen Leute Vormittage lang, um Kaufbriefe, Akten, Quittungen zu durchlaufen, zu collationiren u. dgl. Durch einen Rabuliſtenkniff des Verkäufers waren Salmon's Rechte ſehr gefährdet und der Antritt der Vormundſchaft erſchwert. Durch dieſe gemeinſchaftliche Beſchäftigung ſtellte ſich zwiſchen Ariſt und Urſule ein Freundſchaftsverhältniß feſt, das die Liebe nicht aufkommen ließ, ja das ſie in den beiden ſehr reizbaren Gemüthern ſogar als etwas Untergeordnetes zurückdrängte, ihnen eine Art Furcht oder Abneigung gegen ſie einflößte. Eine Abneigung, die durch den Anblick der beſtändigen Extaſe, in der Marcus mit Sophie lebte, genährt ward.

Marcus und Sophie genoſſen, nach der gemeinen Anſicht, das ganze Glück einer erſten Liebe. Sophie hatte ſich von Kindheit an auf dem vorgeſchriebenen Bildungsgange wohlhabender Töchter guter Bürgerhäuſer fortbewegt, und der ſorgfältigſte Unterricht hatte ihr Wiſſenſchaft und Künſte zur Ausſchmückung des geſellſchaftlichen Lebens gelehrt. Marcus hatte eben dieſe Talente entwickelt. Er begleitete Sophiens Geſang auf dem Klaviere, oder ihren Flügel mit ſeiner Geige, er zeichnete mit ihr, er drappirte die Damen bei der Darſtellung von Tableaux — er war ein Mann, wie die Weiber ſich ihn wünſchen, und dabei unterrichtet genug, um in gründlichen Männern die Hoffnung zu erhalten, daß er ſeine Stutzerjahre wol wieder einbringen könnte. Madame Salmon's Betrübniß über ihres Gatten Tod war gerade von der Art, welche Zerſtreuung ſucht, ohne ſich dadurch tröſten zu laſſen. So lange der kleine Kreis ihrer Kinder und Bekannten um ſie verſammelt war, ließ ſie ſich aufheitern, mit der Einſamkeit kehrte ihr Leid zurück, um der Geſellſchaft wieder Platz zu machen. Ariſt's Bemühungen in ihren Familiengeſchäften erkannte ſie gern, Anfangs meinte ſie auch, Marcus ſolle daran Theil nehmen; dieſer entſchlüpfte aber den Geſchäftsgeſprächen wie ein Aal, und Madame Salmon gewöhnte ſich, Ariſt als einen Sachwalter zu betrachten, der in der Ausſicht, den Erfolg ſeiner Arbeit vermöge Urſule's Beſitz zu theilen, eigentlich ſeine eigne Sache betriebe. In geſellſchaftlichen Vereinen war Ariſt und Urſule demnach die Seele des Zeitvertreibs, oft ohne deſſen Theilnehmer zu ſein, beſonders wenn es muſikaliſche Übungen galt, zu der Beide kein Geſchick hatten. Aber Ariſt ſetzte ſie in Gang, er ſchlug die Lectüre vor, und Urſule hatte ein ausgezeichnetes Talent, die kleinen mimiſchen Spiele zu ordnen, in welchen Sophiens ſchöne Geſtalt ſehr zu ihrem Vortheil auftrat. War dann das Spiel eingerichtet, ſo konnte Urſule mit Ariſt im Hintergrunde ſitzen und durch daſſelbe veranlaßt ſehr lebhafte Geſpräche führen. Der Jüngling erſtaunte über die Eigenthümlichkeit von Anſichten, die ſich ſeine junge Freundin über Lebensverhältniſſe gebildet, über die ihr Geſchlecht ſelten nachdenkt, und fand, daß ſie auf den wenigen Reiſen, die ſie mit ihrem Vater gemacht, ſo ſcharf beobachtet und richtig geurtheilt hatte, daß ihr Geſpräch ſelten des Erzählens von fremden Orten bedurfte, um unterhaltend zu ſein, ſondern ſich mehr mit Reſultaten, in denen die beiden jungen Köpfe ſich freilich auf gefährliche Höhen verſtiegen, beſchäftigte.

Auf dieſe Weiſe waren die erſten ſechs Monate der Trauer verfloſſen; Marcus hatte ſeinen Wünſchen gemäß die Zuſicherung eines Staatsdienſtes im Handelsdepartement, zu dem er ſich durch ſeine Studien fähig gemacht hatte, erhalten; Ariſt, der die Vermögensangelegenheiten des verſtorbenen Salmon's aufs Vortheilhafteſte geordnet, war von ſeinem Vater mit der gänzlichen Geſchäftsführung ſeines Handels beauftragt worden. Da Sophiens Verbindung nun weiter nichts mehr im Wege ſtand, wartete man, um ſie zu vollziehen, nur die Ankunft einer alten Freundin des verſtorbenen Salmon's ab, die durch Familienverhältniſſe ſpät zur Unabhängigkeit gelangt, jetzt in ſpäten Jahren ihrem Verlangen, die Welt zu ſehen, nachgeben wollte. Madame

Salmon fragte indeß Urſule ſehr dringend, wie ihr Verhältniß zu Ariſt beſchaffen ſei, und äußerte ihre Empfindlichkeit, daß dieſer nicht ihre Einwilligung, ſich zu gleicher Zeit wie ſein Bruder zu verbinden, nachgeſucht habe. Urſule bat ihre Mutter mit ſichtbarer Gemüthsbewegung, dieſen Umſtand nicht zu berühren, ſondern die Zeit darüber walten zu laſſen. „Ich würde mich,“ ſagte ſie, „nicht Ihren Befehlen widerſetzen, allein nach meiner Denkart könnte ich bei den Anſichten, die ich jetzt von der Ehe habe, kein Glück in ihr finden.“ Madame Salmon konnte ſich in Urſule's Denkweiſe nicht finden, ſie tadelte ſie deshalb unbedingt, allein ihre Abneigung, zu heirathen, war ihr jetzt eben nicht läſtig. Marcus bedurfte einen Theil von ſeiner Braut Ausſteuer zu ſeiner häuslichen Einrichtung; dieſe wurde demnach dem Handel entzogen, und der alte Groſcheck, ſo lieb ihm Urſule war, hatte doch Madame Salmon angedeutet, daß es vortheilhafter ſei, jetzt kein Kapital weiter aus dem Handel zu ziehen, welches Herr Ariſt, bei den großen Unternehmungen, die er im Sinne habe, doch wünſchen und alſo Fräulein Urſule's Mitgabe baar fodern würde.

Frau von Halten, Herrn Salmon's Jugendfreundin, kam an, von einem jungen Gelehrten aus Kopenhagen, Doktor Jarl, begleitet; die ſehr gebildete, geiſtreiche Frau hatte den jungen Mann, der dem Alter nach faſt ihr Sohn ſein konnte, in Hamburg kennen lernen und ſich, da er nach Italien zu reiſen gedachte, gern auf dieſen Theil des Weges mit ihm vergeſellſchaftet. Jarl war von der Natur mit Eigenſchaften begabt, die ihn ſeiner nordiſchen Nationalität zu entfremden ſchienen; er beſaß eine ungemeine Leichtigkeit des Umgangs, Redegabe, Gewandtheit des Körpers, viel Phantaſie, viel Geſchmacksbildung. Auf frühen Reiſen nach England und Frankreich hatte er die Welt geſehen, und Dank ſeiner Lebensklugheit, die er warmen Herzens wol nicht in ſo jungen Jahren erworben hätte, nicht über das Maß genoſſen. Jarl war noch nicht dreißig, konnte aber ſo ziemlich darauf zählen, Thorheiten zu vermeiden; ob er Glück im edlern Sinne zu erwarten berechtigt war, hätte einem Seelenforſcher zweifelhaft ſcheinen können. Frau von Halten kannte von der Familie Salmon Niemanden, als Urſule; dieſe ſah ſie vor zwei Jahren in Spaa, wohin ſie ihr Vater bei einer Handelsreiſe nach Aachen geführt hatte. Die geſcheite Frau hatte ſich über Urſule's Geiſtesbildung und unabhängige Denkart ſehr gefreut, aber entzückt, ihren Jugendbekannten wiederzuſehen, in den wenigen Stunden ihres Beiſammenſeins ſich mehr mit dieſem beſchäftigt. Salmon's Tod hatte ihr das Andenken dieſer Tochter um ſo werther gemacht, ſodaß ſie bei ihrer Ankunft im Salmon'ſchen Hauſe mit der Zuverſicht einer alten Bekannten auf ſie zutrat und Beide in der Erinnerung des Verewigten Thränen vergoſſen. Indeß die Frauen ſich bewillkommten, fand zwiſchen Ariſt und dem Dänen eine Erkennungsſcene ſtatt; Ariſt war in Kopenhagen durch ſeine perſönlichen Vorzüge, ſowie durch ſeine Eigenſchaft als Ausländer in angenehmere geſellſchaftliche Verhältniſſe getreten, als dem Handel gewidmeten Jünglingen ſonſt zu Theil werden. Bei einer ſehr gebildeten, Deutſchland angehörenden Frau, welche in Kopenhagen lebt, hatte er Jarl kennen lernen, und von der Lebhaftigkeit ſeines Verſtandes und der Übereinſtimmung in politiſchen Anſichten gewonnen, ſeine Geſellſchaft ſehr geſchätzt. Weiter als zur Discuſſion an Frau * Theetiſch ging aber ihre Bekanntſchaft nicht, weshalb ihnen gegenſeitig ihre Verhältniſſe fremd blieben und ſie jetzt ſehr angenehm überraſcht waren, ſich einander wiederzufinden. Jarl, der nur die Höflichkeit beabſichtigt hatte, ſeine Reiſegefährtin in die Arme ihrer Freunde zu führen, und dann ſich entfernen wollte, ward der Familie nun als Ariſt's alter Bekannter vorgeſtellt und aufs Verbindlichſte eingeladen, die Damen zu beſuchen. Er ermangelte nicht, dieſem Rufe zu folgen, und Madame Salmon's kleiner Salon ſah jetzt wirklich einen Cirkel, den Geiſt und Talente auszeichneten, verſammelt.

Frau von Halten war bei einer ſehr lebhaften Phantaſie und regbarem Herzen von jeher im alltäglichſten Lebensgang eingeengt geweſen. Salmon war auf ſeinem Wege nach England, als Jüngling, in ihres Vaters Haus gekommen, ſie hatten ſich geliebt, aber ſeine Lage bot ihm damals keine Ausſicht — er durfte weder hoffen noch bitten, und damit war der romantiſche Lebenslauf dieſer beiden Menſchen beſchloſſen. Wie kurz die Dauer dieſer Liebe geweſen ſein mochte, ſo war ſie doch die Sonnenhöhe in Beider Leben geweſen, und da das Weib ſo gern die Blüte für den ſchönſten Moment ihres Daſeins hält, weil deſſen Frucht ſo oft unter ihrem trüben Lebenshimmel nur kümmerlich reift, gedachte, Frau von Halten ihrer während deſſen leeren übrigen Raum, wie der an ſeine Werkſtatt gefeſſelte Handwerker des höchſten Feſtes im Jahr. Salmon hatte das Bedürfniß zu lieben in ſeinen Handelsſpeculationen und Geldmäkeleien, an der Seite ſeiner pflichtergebenen Frau, beim Aufwachſen ſeiner beiden Töchter ſchon längſt vergeſſen. Frau von Halten, der die Wirklichkeit gar keinen Gegenſtand der zweckmäßigen Thätigkeit bot, hatte ſich für den Zwang, den ihr die Gegenwart eines ihr aufgedrungenen Gatten auflegte, für die Leere eines durch Geiz beſchränkten Haushalts durch Romanenleſen entſchädigt. Ganz ohne Erfahrung, bei warmem Herzen und lebhafter Phantaſie, hatte ſie ſich ein ſehr gewagtes Syſtem der Moral ausgebildet, und nach und nach als feſte Anſicht angenommen, daß ein Leben ohne Liebe ſehr bedauernswerth und einer edeln Seele unwürdig ſei. Ihre Lage hütete ſie vor Verſuchungen, die ihr ſittliches Gefühl hoffentlich abgewehrt haben würde, allein dieſes ſittliche Gefühl ſelbſt gab ihr ein ſo keckes Vertrauen in die Kraft der Tugend, daß ihre romantiſche Phantaſie mit der Gefahr als eine würdige Gelegenheit, Kräfte zu üben, lieber ſpielte, als ſie floh. Seit Hr. v. Halten's Tod ihr Freiheit gegeben hatte, Geſellſchaft zu beſuchen, hatte ſie in fremden Schickſalen die Empfindungen, die Leidenſchaften mit erlebt, aus denen ihre Romanendichter ihre Stoffe gewoben. Sie nahm an allen Verhältniſſen zwiſchen Liebes- und Eheleuten, zwiſchen Ältern und Kindern den eifrigſten Antheil; ihre Phantaſie ſteigerte die Empfindungen der Betheiligten; wenn man ſie von Menſchen ſprechen hörte, ſo waren es die pathetiſchen Liebes- und Leidensgeſchichten, wenn in der Wirklichkeit ein Liebespärchen wegen Ausſteuer oder Amtsverſorgung ein Jährchen hatte warten müſſen, oder wenn grauſame Ältern eine Tochter verhindert hatten, mit einem Lieutnant auf halben Sold zu entfliehen. Die Verhältniſſe, die ſie in Madame Salmon's Familie vorfand, ſetzten ihre Phantaſie in Bewegung. Sophiens Hingabe in Liebe gegen ihren künftigen Lebensgefährten — Marcus Liebescultus gegen ſeine ſchöne Braut, ſchien ihr das Ideal eines glücklichen Liebespaares zu verwirklichen; Urſule's ruhige Einigkeit mit Ariſt blieb ihr längere Zeit unverſtändlich. Dieſes Paar in der erſten Blüte der Jugend zu dem zärtlichſten Bande beſtimmt, lebte in unbefangener Heiterkeit, geiſtigem Austauſch und geſellſchaftlicher Fremdheit wie Freunde oder Geſchwiſter. Sie ſahen ſich ohne Rührung, ſie trennten ſich ohne Betrübniß, ſie ſtritten ſich ohne Leidenſchaft, ſie beharrten auf ihrer Meinung ohne Schmollen; Urſule rechnete auf Ariſt's Dienſte, auf ſeine Thätigkeit und Aufopferung wie eine Herrin; Ariſt belehrte, tadelte, ja verweigerte Urſulen, wie einer Untergeordneten. — Welches unnatürliche Verhältniß zwiſchen Mädchen und Jüngling, wenn Alles zu zärtlicher Neigung ſie einlädt! Neugier und Theilnahme bewog ſie, zu forſchen — Madame Salmon, welche nur mit Sophiens Glück beſchäftigt war und nur ihres Gatten Willen vor Augen hatte, verſicherte ſie, daß Urſule und Ariſt ein Paar werden würden. Sophie erzählte ihr auf ihre vertraulichen Fragen manches Beiſpiel von Ariſt's ſtrengen Anſichten des Lebens, von Urſule's früher Gewohnheit, ſich erſt in die Launen der kränkelnden Mad. Ottur, dann ihres Vaters, endlich ihres Bräutigams zu fügen, weshalb ihr Gefühl nie erwacht, ſondern ſie eine eigentliche Verſtandesperſon geworden ſei, die jetzt der Liebe ſpotten zu können glaube. Aus dieſen Umſtänden ſetzte ſich Frau von Halten, vermöge ihrer romantiſchen Denkart, nach und nach die Überzeugung zuſammen, daß Urſule einem ſehr unglücklichen Looſe entgegengehe. Früh oder ſpät mußte ſie Liebe bedürfen, und dann war ſie an der Seite eines kaltherzigen Mannes in einen Pflichtenkreis gebannt, der ihrem liebebedürftigen Herzen nirgend Nahrung gab. Sie gelobte ſich nun, die beiden Leute genau zu beobachten, und ihre Verbindung, wenn ſie ſich nicht über die Natur ihrer Charaktere geirrt habe, da es noch Zeit ſei, zu trennen.

Jarl war ein ſehr gern geſehenes Mitglied in dem Salmonſchen Familienkreiſe geworden. Er behandelte Sophie mit der anſpruchsloſen Huldigung eines Mannes, der nichts zu hoffen hat, daher ſeine Empfindungen weder verſchweigt, noch ihnen widerſtrebt, noch ſie nährt. Es iſt dieſes ein ſehr liſtiges Spiel grundſatzloſer Männer. Das argloſe Weib, auf das ſie's münzen, wird dadurch ſicher, jedes andere behandelt ihn als ſchon in ſeiner Wahl beſtimmt, und unter dem trügenden Schein der Unſchädlichkeit geſtehen ſie ihm alle aus vorgeblichem Mitleid kleine Begünſtigungen zu, und leiden Zudringlichkeiten, zu denen er als bewerbender und begünſtigter Liebhaber einer Einzigen nie gelangen würde. Ariſt unterhielt ſich viel mit ihm, ſein Verſtand hatte während ihrer Trennung noch an Gewandtheit gewonnen, Urſule hörte ihnen gerne zu, ſie nahm je mehr und mehr Theil an ihren Geſprächen, und ſo kam es, daß dieſe drei jungen Leute als geſellſchaftlichen Zeitvertreib ſehr viele Sätze der Moral und des praktiſchen Lebens mit übermüthiger Verſtandesfreiheit abhandelten. Bei Jarl war die gemüthloſeſte Sophiſterei nicht zu verkennen, aber von der Vernunftansicht bürgerlicher Verhältniſſe ausgehend, ſchien er der Tugend und dem Recht, als ihren feſten Stützen, zu huldigen. Urſule, von ihrer Geiſtesthätigkeit hingeriſſen, durch Reinheit der Sitten und Unerfahrenheit unfähig, die Folgerungen mancher Vorderſätze zu überſehen, fand ihr Vergnügen an ſpitzfindigen Erörterungen und überſpannten Anſichten des Lebens, bei der ſie die ſonderbarſte Sinnenruhe zu Tage legte, die wahrer Weiblichkeit eigen iſt, weil die Phantaſie bei weitem das Übergewicht in den Elementen ihrer Zuſammenſetzung hat.

Ariſt war von früher Jugend zum Handel beſtimmt geweſen, ſein Unterricht hatte daher nicht bezweckt, ihn zum Denker zu machen, gute Gewohnheiten und glücklicher Einklang der Kräfte hatten ihn mehr als Grundſätze vor Unrecht geſchützt, und erſt im Laufe des Lebens hatte er klare Einſicht für das Gute und feſte Grundſätze über das Böſe entwickelt. Bei mehr Anlagen als Bildung des Verſtandes ſchätzte er den Verſtand faſt zu hoch, er ſuchte den Umgang mit geiſtreichen Menſchen, er las, um ſich fortzuhelfen, ſehr viel, oft nicht das Zweckmäßigſte. Dieſe Vorliebe für Verſtand hatte ihn für Urſule eingenommen, von der Zeit an, da ſie ſtatt ſeiner Mutter mit ihm Briefe gewechſelt; bei ihrem Wiederſehen hatte ihre vereinigte Arbeit in der väterlichen Verlaſſenſchaft ſeine Meinung von Urſule's Verſtand noch erhöht; weil dieſer doch aber nicht das natürlichſte Bindungsmittel zwiſchen Jüngling und Mädchen iſt, war ihre Verbindung wirklich ausgeartet und glich mehr der Freundſchaft zwiſchen Männern. Beide gefielen ſich in dieſem freien Verhältniß, ſeine Seltſamkeit mochte auch ihrer Eitelkeit ſchmeicheln. Der ſtarre Willen, mit dem Madame Salmon Urſule's Verbindung mit Ariſt als einen geſchloſſenen Handel betrachtete, reizte ſowol den ſeinen als Urſule's Unabhängigkeitstrieb auf, und ſo kam es, daß ſich zwiſchen Beiden eine ſtillſchweigende Übereinkunft entſpann, keine Liebende zu ſein und ſich nicht heirathen zu wollen. Für Ariſt mußte Jarl ein ſehr anziehender Geſellſchafter ſein; er übte ſeinen Verſtand und blendete ihn dergeſtalt, daß er unbeſorgt, ja mit Wohlgefallen ſeine Sophismen anhörte und Urſule's brillanten, bald kühnen, bald weiblich flüchtigen Vernünfteleien ſeinen Beifall gab.

Jarl gefiel ſich ſehr in dieſem ſonderbaren Kleeblatt. Frau von Halten beobachtete es immer mit neugierigem Blick. Sophiens Hochzeitfeier veranlaßte manche Familienfeſte und glänzende Geſellſchaften, bei deren Zubereitungen Jarl's artiſtiſche Fertigkeiten in ſehr günſtigem Lichte erſchienen. Solche Verabredungen ſind Veranlaſſungen zu endloſen Unterredungen, Verheimlichungen, Befragungen, Annäherungen, welche den Augenblick zum Zweck haben, aber ehe man ſich's verſieht, zu Gewohnheiten werden. — Urſule kam mit Jarl in vielfältige Berührung; ſie führte den Haushalt, alſo mußte er mit ihr alle Einrichtungen zu einer dramatiſchen Darſtellung, zu Balldekorationen, zu der Erleuchtung des Gartens verabreden. Ariſt taugte dazu nicht, er war Reiter, Jäger, Zimmermann, Maler, ward alſo überall Handlanger, wo Jener dirigirte; aber mit ungetrübter Heiterkeit, denn wenn Jarl Alles mit Urſule abgeredet, wendete dieſe ſich zu ihm und fragte zutraulich: Ariſt, iſt das Ihnen recht? Oder: Mein Freund, berechnen Sie, ob wir's beſtreiten können. — Bei dieſer häuslichen Vertragſamkeit flog wol eine leichte Röthe über Jarl's meiſt bleiches Geſicht, und das Zucken ſeiner Unterlippe, wenn Ariſt ruhig wie ein theilnehmender Bruder die Frage bejahte oder verneinte, hätte Urſule warnen ſollen. Urſule verſtand aber dieſes Lächeln nicht und bemerkte nicht, wie Jarl Veranlaſſungen herbeiführte, die Ariſt in die Nothwendigkeit verſetzten, ſeinen Beifall zu verſagen und die Ausführung eines Planes zu ſtören. In ſo einem Falle trat Jarl dann ſchnell hinzu, bewies deutlich, daß Ariſt im Irrthum ſei, ſich von einer Laune regieren laſſe, legte aber, ehe dieſe Bemerkung nur Zeit hatte, zu verletzen, einen neuen Plan vor, der Urſule entſchädigte, den Ariſt nicht ohne Unbilligkeit verwerfen konnte, aber mit Empfindlichkeit guthieß. Ehe Urſule es ſelbſt ahnete, hatte ſie mit Jarl Verabredungen, die Ariſt vorenthalten blieben; ſeine Überraſchung bei deren Erfolg wurde mit leichtem Scherz beantwortet, von dem nun Verſtimmten aber nicht ſcherzend aufgenommen; und ſo kam es, daß, als die Hochzeitfeſte vorüber waren und das ſtille Familienleben wieder Platz nahm, die Verhältniſſe des Kleeblatts von Tage zu Tage mehr verändert erſchienen.

Indeß Marcus mit ſeiner jungen Gattin in der Seligkeit der Honigmonate ſchwelgte, fing ein Geiſt des Misverſtändniſſes an, zwiſchen den drei Freunden bemerkbar zu werden. Jarl und Urſule ſahen wie verbündet gegen Ariſt aus, der je mehr und mehr ihren Meinungen widerſprach, ihre Anſichten tadelte und mit einer gewiſſen Störrigkeit, die Jarl altväteriſche Moral nannte, gegen die freien Lebensanſichten des Weltweiſen und ſeiner gewandten Freundin zu Felde zog. Madame Salmon zog ſich immer mehr in ihr Zimmer zu ihrem Gebetbuche zurück; Frau von Halten fand ihre Rolle bei dem neu vermählten Turteltaubenpaar etwas linkiſch und ihre Anſicht, Urſule von Ariſt loszureißen und mit dem geiſtvollen Dänen, den ſie offenbar mit Leidenſchaft liebte, zu verbinden, reifte, ſobald ſie die entkeimende Uneinigkeit wahrnahm, zu einem beſtimmten Plane.

Da dieſe Menſchen in geſellſchaftlichen und Geſchäftsverhältniſſen lebten, die ihnen nicht erlaubten, ſich ungehindert mit ſich ſelbſt zu beſchäftigen, ſo entwickelten ſich die Gefühle in ihnen nur allmälig und geſtalteten ſich nicht plötzlich in ſcharfen Formen. Doch der oberflächlichſte Beobachter mußte bemerken, daß Ariſt aus dem ruhigen Freunde ein verdrießlicher Mentor geworden war, daß Urſule's Unbefangenheit in leidenſchaftliches Schwanken gewandelt ſei, — nur Jarl trat feſt und ungeſcheut als Urſule's Anbeter auf. Die geiſtreichen Discuſſionen hörten auf, Ariſt brach ſie mit Gründen einer fromm bürgerlichen Denkart ab, die ſehr beglückend und rühmlich da iſt, wo einfache Verhältniſſe nie dem Kampfe der Leidenſchaften ausſetzen, oder wo ſie der Erwerb reicher Lebenserfahrungen iſt; die aber den gährenden Leidenſchaften als Feſſel, dem unruhigen Geiſte als Schranke aufgedrängt, eng und gehäſſig erſcheint und ihren Verkünder leicht des Deſpotismus verdächtig machen kann.

Wäre Frau von Halten ſo weiſe als theilnehmend geweſen, ſo hätte ſie das innere Leben dieſer drei Menſchen erkannt. Urſule war durch Umſtände verleitet worden, in ihrer Verbindung mit Ariſt von den natürlichen weiblichen Verhältniſſen gegen den Mann abzuweichen; ſich ſelbſt überlaſſen, hätten dieſe Beide den rechten Weg wahrſcheinlich wiedergefunden; jetzt trat aber Jarl zwiſchen Beide und ließ vor Urſule die Erſcheinungen der Liebe in der Geſtalt vorübergehen, wie in unſerm geſellſchaftlich gebildeten Leben dieſes den Menſchen auf jeder Stufe der Sittigung zu ſeiner Entwicklung verliehene Gefühl ſich darſtellt. Darum iſt der Liebe göttlicher Urſprung erwieſen, weil ſie gleich der Religion in jeder Form für das wahrhaft nach ihr bedürftige Herz Glückſeligkeit gibt, weshalb ſie vielleicht eben ſo, wie ihre göttliche Schweſter, oft von Böſen verſtellt und gemisbraucht wird.

Jarl hatte mit ſeinem Wohlgefallen an Sophien nie eine andere Abſicht verbunden, als dadurch, wie wir früher erwähnten, in dem Cirkel der Frauen, in den er gerathen war, als unſchädlich zu erſcheinen Urſule's unabhängig kühner Geiſt erregte gar bald ſeine

Aufmerkſamkeit, es ſchien ihm anziehend, dieſen zu unterjochen und Schmerz und Wonne an die Stelle des Vertrauens und der Ruhe, die bisher in ihrem Buſen geherrſcht hatten, zu erwecken. Es gelang ihm nur zu gut, und Ariſt, der es wol in ſeiner Hand gehabt hätte, des Dänen Ränke zu entkräften, that ihm durch Irrthum Vorſchub. Er hatte Jarl's Verſtand bewundert und mit einer Eitelkeit, die bald eines Bruders, bald eines Verlobten Charakter trug, Urſule's Geiſt vor ihm bewundern hören, ohne je darüber nachzudenken, ob die zwiſchen ihnen aufgeſtellten Anſichten über Leben, Liebe, Ehe und Freundſchaft die Elemente eines würdigen Lebens, eines feſten Muthes in Freude und Leid enthielten. Bei der erſten Spur von Vorzug, den Jarl in Urſule's Herzen zu gewinnen ſchien, entdeckte er, daß er ſeine Rechte auf ihre Hand nie behauptet hatte, weil er ſich in denen auf ihr Herz ohne Nebenbuhler glaubte, Eiferſucht machte ihn zum Moraliſten, er erkannte Jarl's glänzende Sophismen für Verführungsmittel, er hielt Urſule's geiſtreiche Faſelei für Sympathie mit demſelben, und aus dieſer Anſicht entſtand der Unmuth, mit dem er Urſule's Vertrauen erwiderte und als Gegenpart in den ſonſt freundſchaftlichen Erörterungen auftrat. Es gab manchen Augenblick, in dem Ariſt Urſule's Stimmung mit Entſagung ſeiner Perſönlichkeit anſah und dann fühlte er Unruhe und Kummer über die wirkliche Gefahr, in der ſie ſchwebte, Grundſätze, über deren Unwerth Eiferſucht ihn hellſehend gemacht hatte, auf das wirkliche Leben anzuwenden. Jarl hatte aus mehr als einer Urſache ſein Vertrauen verloren;

er konnte ihn nicht für fähig halten, ſeiner Freundin Führer und Berather zu ſein. Würde nun dieſes theure Mädchen an der Seite eines ſolchen Mannes in einem fernen Lande bei ihren Ideen von Weltbürgerſinn, Liebe ohne Ehe, Ehe ohne Liebe und Unabhängigkeit von äußern Umſtänden glücklich ſein können? Faſt zweifelte er, ob ſein Bruder, der einen Kinderroman bis zu einer nichtsbedeutenden, auf flache Zärtlichkeit gegründeten Ehe fortgeſponnen, nicht einen beſſern Weg genommen hätte, als er in dem Bedürfniß freier Entwickelung ſeiner Gefühle. — Doch der Anblick von Jarl's Bemühung um die ihm nun verlorne Braut, Urſule's Thränen, die nicht ihm floſſen, ihr ſeelenvolles Lächeln, das nicht er erregte, riefen wieder die Betrachtung ſeines perſönlichen Verluſtes in ihm auf und er haßte je mehr und mehr den Störer ſeiner Ruhe.

Alle dieſe innern Herzensvorgänge entſchlüpften Frau von Halten's befangenem Blick. Sie ließ ſich einzig von ihrer Lebenstheorie leiten, der zufolge „Liebe die Blüte des Lebens" war, der jede kleinliche Rückſicht weichen ſolle. Jarl's leidenſchaftliches Betragen gegen Urſule, das er vor ihr allein, da er ihre Schwäche wohl kannte, nicht verbarg, bedünkte ihr Ariſt's ernſten, jetzt oft ſcharfen Ton ſeinem ehedem brüderlich ruhigen Umgang mit Urſule weit vorzuziehen, und mit unverzeihlicher Unvorſichtigkeit begünſtigte ſie Urſule's Verirrung zu Jarl's Gunſten, indem ſie das arme Kind damit vor einer kalten Convenienzehe zu ſchützen vermeinte.

Um dieſe Zeit erfüllte Sophiens Geſellſchaft ihres jungen Gatten Tageszeit etwas weniger als in den erſten Monaten ihrer Ehe. In dem Momente, wo Überdruß die Stelle der ſchwelgenden Zärtlichkeit einzunehmen drohte, wurde ihm von einem benachbarten Fürſten ein Geſchäft mit ſeinem Stadtmagiſtrat aufgetragen; es fehlte ihm dazu weder an Kenntniſſen noch Geſchick, das Behagen, einmal ein anderes Intereſſe zu erfaſſen, als ihm die Anbetung ſeiner Frau gewähren konnte, machte ihm die Arbeit lieb, das Lob, welches er erntete, erregte ſeinen Ehrgeiz, und er verfolgte die betretne Geſchäftsbahn um ſo eifriger, da Sophie durch Mangel an Theilnahme ihn kränkte und durch Anſprüche und Klagen ihn zu ſeinen alten Gewohnheiten zurückführen wollte. Als der von Weichlichkeit gepflegte Sinnenzauber vorüber war, blieb in Marcus' Herzen kein Fürſprecher für Sophie, er hatte ihren Geiſt, ihre Bildung nie in Anſpruch genommen. Urſule's Geſellſchaft bot ihm, was er nach ernſter Tagesarbeit bedurfte: heitere Unterhaltung oder geiſtreiche Beſchäftigung, und Sophie — blieb allein. Ariſt bemerkte die Veränderung in den Verhältniſſen von ſeines Bruders Ehe, er klagte den Bruder darum an, der den Mann aufſuchte, den er zu haſſen begann, und brachte hier und da eine Abendſtunde, während die Geſellſchaft bei Frau von Halten der Kunſt und den Wiſſenſchaften huldigte, mit Sophie bei Madame Salmon zu, wo es ihm vergönnt war, in eintönigem Trübſinn ſeine Zeit zu vertreiben, indeß Sophie in der Blüte der Jugend ſchon die traurige Entſchädigung zur Hand nahm, auf welche die Frauen ſo leicht verfallen, wenn es ihnen nicht glückt, Aufmerkſamkeit zu erregen — ſie machte ſich's zur Beſchäftigung, nervenſchwach zu ſcheinen, und gab Marcus gern zu verſtehen, daß ſeine Vernachläſſigung ſie krank mache.

Bei ſo geſpannten Verhältniſſen bedurfte es nur eines gelegentlichen Anſtoßes, um ſie zu zerreißen. Marcus ward von dem vorerwähnten Fürſten mit einem Auftrage beehrt, der ihn auf längere Zeit nach der Reſidenz deſſelben berief. Er ſah ſich jetzt in die Laufbahn eingeführt, nach der er ſeit einiger Zeit ſtrebte. Seine Jünglingseitelkeit war Ehrgeiz, ſeine Zärtlichkeit Genuſſesluſt geworden. Ehrenſtufen und die abwechſelnde Annehmlichkeit, welche eine Hauptſtadt bot, verſprachen ihm ein wünſchenswerthes Loos. Die Troſtloſigkeit ſeiner Schwiegermutter war ihm leid, aber er urtheilte ſehr richtig, daß die Gattin ihrem Gatten zu folgen beſtimmt ſei, und betrieb ſeine Angelegenheiten ſo geſchickt, daß er nach kurzer Zeit als Finanzrath in fürſtliche Dienſte trat. Sophie ward durch die Neuheit der Ausſicht zerſtreut, durch die Vorbereitung zur Abreiſe beſchäftigt; ſie klagte weniger über ihre körperlichen Beſchwerden, und ohne die Honigwochen zu erneuern, ſtellte ſich ein beſſeres Einverſtändniß zwiſchen den beiden Eheleuten her, und bei dem Abſchiede konnte man eine Ehe, wie wohlhabende, anſtändige Leute ſie ſo leicht führen können, für ſie hoffen. Ariſt liebte ſeinen Bruder mit der feſten Treue, die allen ſeinen Empfindungen eigen war, ſeine Schwägerin hatte ihm in der letzten Zeit viele Theilnahme eingeflößt, die Trennung von Beiden ward ihm ſchwer. Es war ein Aufheben vorhandener Gewohnheiten, es war eine Ahnung in ihm, das Gebäude frühen Familienlebens möchte, einmal angeregt, gänzlich zuſammenfallen.

Die Unſicherheit von Marcus' Eheglück, die er ſo lange ohne beſondere Unruhe wahrgenommen, fiel ihm nun, da er es nicht mehr ſollte täglich beobachten können, ſchwer aufs Herz. Seine Stimmung ward bei der Annäherung des Abſchieds weicher als gewöhnlich; der Gedanke, daß eine offene Erklärung mit Urſule vielleicht ihre Anſicht von Jarl berichtigen, daß ſie vielleicht in ihrem Herzen die Entdeckung machen würde, die er ſich nicht mehr ableugnen konnte, daß ihr Verhältniß der Liebe nie fremd geweſen war, fing an, ihn zu beſchäftigen und ward nach und nach zur feſten Überzeugung. Die Familie verabredete ſich, die Abreiſenden bis zur erſten Station, einem bekannten Luſtorte, zu begleiten. Ariſt hoffte, Urſule allein nach Hauſe fahren und ihr dann ſein Herz ausſchütten zu können.

Bald nach Ariſt's Rückkehr in die Vaterſtadt hatte er Madame Salmon bewogen, Urſule's großem Wunſch, ein Reitpferd beſteigen zu dürfen, nachzugeben. Unter ſeiner Begleitung hatte ſie ihr Klepperchen recht geſchickt regiert, ihre Eigenthümlichkeit machte ihr die Wagniſſe lieb, ſie hatte ſich oft mit ihrem Begleiter entzweit, weil er ihr auf manchen ſchattigen Fußſteig, auf manche luſtige Höhe zu reiten abſchlug, indem der eine Moorboden, die andere Geklipp habe; ſeit Jarl ſich zuweilen an ihre Spazierritte anſchloß, war ſeine Vorſicht oft überſtimmt, und der Däne, weil er nur ihre kühne Laune befriedigte, ihr vorgezogner Begleiter geworden. Urſule miskannte Ariſt's Beweggründe nicht, er fürchtete für ſie — denn ſie hatte ihn mit Jarl Reitkünſte machen ſehen, bei denen dieſer auf den Sand kam, indeß jener ſicher zum Ziele flog, aber ſeit ſie ihren armen Freund in Allem misverſtand, empfand ſie ſeine Behutſamkeit als Herrſchſüchtelei. Bei der Begleitung der Abreiſenden hatte ſich's Urſule vorbehalten, reiten zu dürfen, Ariſt freute ſich deſſen, ſagte aber, ſeiner oben erwähnten Hoffnung eingedenk, ſogleich, daß er ſeine Chaiſe nachkommen laſſen würde, damit ſie den Rückweg in der ſcharfen Herbſtluft bei Abend nicht zu Pferde mache. Urſule lehnte das ab, wollte aber nicht ausdrücklich widerſprechen, weil ſie hoffte, durch die Umſtände über ſeinen Eigenſinn zu ſiegen. Jarl ſchloß ſich ihnen an. Man ſpeiſte zuſammen, die Geſchwiſter ſchieden bald, um noch ein paar Stationen vor der Nachtherberge zurückzulegen, der Abend war wirklich mild, und Urſule erklärte, nach Hauſe reiten zu wollen. Ariſt, der die Entſcheidung ſeines Schickſals nun einmal von der nächſten Stunde erwarten zu müſſen glaubte, ſuchte ſeine Freundin zu bereden, vielleicht zu dringend — ach, wer erſt zu misfallen anfängt, hat die Zauberformel verloren und beſchwört die Dämonen mit eben den Worten, mit denen er ſonſt gute Geiſter herbeirief. — Indeß die jungen Leute noch ſtritten, fuhr die Berline ab, in welcher Madame Salmon mit dem ältern Theil der Geſellſchaft ſich befand. Ariſt ließ ſeine Chaiſe vorfahren, Jarl erwartete, ſchon auf ſein Pferd geſtiegen, die Abfahrt der Freunde, als Urſule luſtig rief: „Ariſt, nun ſind die Hofmeiſter aus dem Wege, und wir reiten zur Stadt.“ Überraſcht konnte Ariſt ſeiner inneren Bewegung nicht gleich Herr werden, Urſule's Hand ergreifend, zog er ſie zur Chaiſe, ſie machte ſich frei, ſchwang ſich vogelleicht auf ihr Pferd, das der Reitknecht, welcher das Ariſt's ſchon beſtiegen hatte, am Zaume hielt, und indem ſie lachend: mir nach! Ariſt zurief, flog ſie in leichtem Trabe den Wieſenweg hinab. Jarl's erſte Bewegung mußte es ſein, der Unvorſichtigen zu folgen, und gewiß dachte er dabei nur an ihre mögliche Gefahr, gar nicht an Ariſt's unangenehme Verlegenheit. Seine Begleitung kam auch Urſule nicht ganz ungelegen, denn durch ihr muthwilliges Antreiben gereizt, von dem zufälligen Bellen einiger Dorfhunde erhitzt, war ihr Pferdchen aus dem Trab in Gallopp gerathen und führte ſie ſehr ungeſtüm dem Walde zu. Sie ſah auf dem Wieſenſtege keine Gefahr, allein Jarl fürchtete für ſie, da weiterhin Gräben die Fläche durchſchnitten, er gab ſeinem Roſſe die Sporen, flog rechts ab, machte einen halben Bogen und kam Urſule entgegen, als ſie ſich in der Nähe eines ziemlich breiten Grabens vergeblich bemühte, das unruhige Thier zum Stehen zu bringen. Er fiel ihm in die Zügel, Urſule athmete hoch auf und fragte rückwärts blickend: „Wo bleibt denn Ariſt?" — „Der wird in der Chaiſe den Fahrweg genommen haben," antwortete Jarl nicht ohne Bosheit. „Unmöglich!" rief die Amazone, „da hätte ich ja den albernſten Streich von der Welt gemacht. Kommen Sie, laſſen Sie uns längs dieſes Grabens fortreiten, ſo müſſen wir jenſeits des Birkenholzes auf die Chauſſee kommen." — Das iſt nicht möglich! Die Wieſe iſt Moorgrund, der Rain zu ſchmal und zwiſchen uns und der Chauſſee ein Dutzend Gräben. — „Nun, ſo reiten wir ins Poſthaus zurück“. — Da finden wir ihn in keinem Fall mehr. Laſſen Sie uns langſam nach Hauſe reiten. Sie ſind ängſtigend erhitzt, und iſt Ariſt zu Pferde geſtiegen, ſo holt er uns ein. Urſule mußte das für das Beſte anerkennen, ſie ritt fort, anfangs immer rückwärts horchend, rückwärts blickend, wo der Herbſtabend Nebel niederſenkte, indeß vor ihnen die ſinkende Sonne alle Gegenſtände mit glühendem Licht übergoß. Sie ritten längs einem Eichenwäldchen hin, deſſen Laub vielfarbig glühte, die blaue Eichorie nickte in der reinen Luft, die Zeitloſen, in kleinen Trüppchen auf der jugendgrünen Wieſe zerſtreut, ſchienen wie ſpätgeborene Kinder den alternden Ältern zur Sonne zu lächeln. Urſule's Herz ward ſehr ſchwer. Sie fühlte Unrecht und ahnete Übles. Jarl ſuchte durch Witz und Schmeichelrede ſie zu zerſtreuen; er beläſtigte ſie damit. Sie bat ihn, auf einem ſchmalen Fußpfad vorauszureiten, da nahm ſie wahr, wie ſich eine zahlloſe Menge Sommerfäden, die, vom warmen Herbſttag geboren, in der Luft umherſchwammen, an ſeinen Kopf, um ſeine Schultern gehangen, ſodaß er einen geiſtergrauen Nebel lang nach ſich zu ziehen ſchien. Dieſer zufällige Umſtand kam ihr ganz ſchaurig vor, ſie blickte rückwärts, um zu entdecken, ob ſie auch ſo einen ſonderbaren Schleier aufgefaßt habe, da erblickte ſie einen höchſt häßlichen Alten mit einem Bündel Reißig auf dem Rücken, der ihr zunickte und grinſend auf ihren Begleiter hinzeigte.

Die Stadt ward erreicht, ohne daß Ariſt ſie eingeholt hatte. Urſule's Unmuth gegen ſich und ihn ſtieg mit jedem Augenblick; Jarl las in ihrer Seele und war klug genug, ſein Betragen ſo einzurichten, daß er in ihren Augen nicht verlieren konnte. Er ſuchte gegen das Ende des Wegs nicht mehr ihren Trübſinn zu zerſtreuen, ſondern nahm ſelbſt das Anſehen zunehmender Schwermuth an, gab einige Winke über ſein feindſeliges Schickſal, das ihm eine Stunde vergällte, die ſein guter Genius ihm habe zuwenden wollen, und von dem blinden Glücke, das Dem lächle, der ſeine Gaben mit ungeſchickten Handen nicht zu ergreifen wiſſe. Urſule antwortete nicht, oder auf eine Weiſe, welche die Bedeutung ſeiner Reden zurückwies. Sobald ſie an das Haus gelangten, fragte ſie eilig, ob Ariſt bei ihrer Mutter ſei; man verneinte es. Jarl hob ſie vom Pferd, bat den Reitknecht, das ſeine nach Haus zu führen, und ſagte zu ſeiner Begleiterin, daß er Ariſt aufzuſuchen eile. Urſule fuhr erſchrocken auf, ſchien aber von einem zweiten Gedanken zurückgehalten, dankte Jarl für ſeine Aufmerkſamkeit und ging in das Haus.

Frau von Halten kam Urſule im Vorzimmer entgegen, ſah ihr eindringlich ins Geſicht, drückte ſie tragiſch an ſich und ſagte: „Erholen Sie ſich nur, mein Kind, es kann noch Alles gut gehen". Urſule ſah ſie befremdet an, hatte aber nicht Luſt, eine Erklärung zu ſodern, ſondern eilte zu ihrer Mutter. Sie fand ſie weinend, troſtlos; der Abſchied von Sophien, die Angſt um Urſule's unvorſichtigen Ritt, um ihr unbegreifliches Ausbleiben, hatte ihre Nerven abgeſpannt. Wo iſt Ariſt? war ihre erſte Frage, und, wo bleibſt du ſo lange? ſetzte ſie, ohne eine Antwort abzuwarten, hinzu. „Ich weiß nicht, wo Ariſt iſt, und habe nicht gewußt, daß es ſo ſpät iſt", antwortete die Tochter und blickte auf die Pendeluhr, die wirklich auf ſieben Uhr deutete. Urſule erſchrak und beſann ſich, wie ſie ſo lange unterwegs habe ſein können. Jarl hatte ihr geſagt, daß ſie ihr erſter Vorſprung, wie ſie vom Poſthauſe ſo thörichterweiſe forttrottirte, viel zu weit links geführt; daß er ſie abſichtlich, um den Weg zu verlängern, noch weiter abgeleitet, ahnete ſie nicht, noch hatte ſie bemerkt, wie viel Zeit ſie anfangs mit Warten auf Ariſt, mit Horchen und Unentſchloſſenheit zugebracht hatte. Der Gedanke, daß Ariſt ihr zu Pferde gefolgt, ſie geſucht, geſtürzt ſein könnte, erſchreckte ſie; ſie zog die Schelle an und befahl dem eintretenden Diener, ſogleich bei dem alten Ottur nach Ariſt zu fragen. „Er ritt ſoeben vorbei auf des alten Herrn Haus zu", berichtete dieſer. Er hatte alſo keinen Unfall gehabt und konnte heute Abend nicht mehr mit Jarl zuſammentreffen. So weit beruhigt erwartete nun Urſule jeden Augenblick Ariſt's Beſuch und ſuchte indeß ihre Mutter durch ablenkende Gründe zu beruhigen.

Ariſt befand ſich nicht in der Faſſung, ſeine Freundin dieſen Abend zu beſuchen. Wie er ſie vor dem Poſthauſe verſchwinden und Jarl ihr nacheilen ſah, vergingen einige Minuten, ehe er zu der Fähigkeit eines Entſchluſſes kam. Der gebildete Menſch (im ſittlichen, nicht conventionellen Sinne) kann und darf ſeine Leidenſchaften nicht zernichten, er muß ſie beherrſchen lernen, und in dem Moment des ſchrecklichſten Streites gegen ſie iſt Alles, was er als rationelles Weſen vermag, daß er ſich zu handeln verbiete, bis ihr Toben geſchwächt iſt. Ariſt hatte Kraft zu dieſem Gebot. Er verſagte ſich, dem Verräther, wofür er Jarl hielt, nachzujagen und ihn Angeſichts ſeiner verführten Freundin zur Rechenſchaft zu ziehen. Noch ein paar Sekunden, und ſein Edelmuth ſprach Urſule von allem Planmachen frei, aber zu der Unziemlichkeit, die ſie beging, war ein Grad Leidenſchaft nöthig, die ihm gebot, ſein Herz von ihr loszureißen. Bei dem erſten Satz hatte er ſein bisher heftiges Umherſchreiten unterbrochen, bei dieſer Folgerung ſtand er ſtill und ging auf ſein Pferd zu. „Ihnen iſt nicht wohl, Herr Ottur", ſagte ſein alter Diener, „ſteigen Sie lieber in die Chaiſe". Ich reite Fräulein Urſule nach, antwortete er, indem hohe Röthe ſeiner Todtenbläſſe folgte, ſetze Du Dich zum Kutſcher. Mit dieſen Worten nahm er den Zügel mit zitternder Hand, ſchwang ſich in den Sattel und ritt langſam auf eben die Seite, nach welcher Urſule ihren Weg nahm, gegen den Wald zu. Da er kein Unrecht auf ſich geladen hatte, kämpfte er ſeine Heftigkeit bald nieder, aber in dem Maße, wie ſie ſchwand, wuchs ſein Gram. Er ward ſich immer klarer bewußt, wie ſehr er Urſule geliebt hatte, aber zugleich auch, daß der feſte Grund des Liebens, ſowie der Schlußſtein des Eheglücks, Achtung und Vertrauen, in ſo einem Grade in ihm erſchüttert ſei, daß er ihr entſagen müſſe. In ſolchen Momenten unausſprechlicher Herzensqual ſind die Gegenſätze leichter zu finden als der Mittelpunkt. Ariſt hatte, ehe er zu Haus anlangte, bei ſich beſchloſſen, ſeinen ganzen Einfluß anzuwenden, um Urſule's Verbindung mit Jarl zu bewirken. Er ſah den Widerſtand voraus, den er von Seite der Mutter finden würde, und entſchloſſen, alle Schuld des Bruches auf ſich zu nehmen, ſtrebte er, ſeinen Haß gegen Jarl zu bekämpfen und in ihm die Eigenſchaften zu entdecken, von welchen Urſule's Glück fortan abhinge. Vergebens war ſein Bemühen! Er rief ſich die Zeit zurück, wo er Jarl's Verſtand bewundert hatte, und erröthete, daß er damals den vernünftelnden Geiſt alſo vom moraliſchen Leben habe trennen können. Er blickte auf jene ſo jüngſt verfloſſene Zeit zurück wie auf Knabenſpiele und geſtand ſich, daß jener Aufwand von Spitzfindigkeit, Beleſenheit, Vernünftelei und Pathos keinen einzigen Bürgen verlieh für Jarl's Fähigkeit, ein guter Gatte und ein hülfreicher Menſch zu ſein. Da griff er in ſeinen eigenen Buſen und ſein Haß gegen Jarl erſtarb. Hatte er nicht Jarl's Geſchwätz bewundert, hatte er nicht Urſule aufgemuntert, gegen die Sitte ihres Geſchlechts ſich mit männlicher Kühnheit in Männergeſpräche zu miſchen? Hatte er nicht die Freiheit der Wahl angeprieſen, welche ein Kind berechtigte, dem Willen der Ältern nicht blind zu gehorchen, welche einer reinen Liebe das Recht gäbe, ſich über Verhältniſſe zu erheben? Wenn er Urſule's weiſer Freund im Umgange geweſen wäre, wie er bei ſeiner Rückkehr in das Vaterland in Geſchäften es ward, ſo hätte er die günſtigen Verhältniſſe, in denen er ſich befand, unverkünſtelnd benutzt, er hätte ſie vor der Gefahr geſchützt, die ihr jetzt an der Hand eines unwerthen Gatten drohte, und hätte das Glück ſeines Lebens gewonnen.

Mit ſo trübem Nachdenken beſchäftigt, aber nicht immer ſo ſtreng gegen ſich, ſo mild gegen Urſule — denn oft ſtieß ſeines Herzens Schmerz neu ausbrechend ſeine Gedanken zurück, wie ein neuer Blutſtrom den Verband einer Wunde — kam Ariſt ſpäter wie Urſule in der Stadt an. Heute Abend ſie noch zu ſehen, hatte er noch nicht Faſſung genug, er wollte ſeine Perſönlichkeit, er wollte alle Rückſicht auf ſich erſt niedergekämpft haben, ehe er mit ihr ſprach, er wollte ſeiner Faſſung ſicher genug ſein, um bei dem bevorſtehenden Geſpräch aller Ungewißheit in Urſule's künftigen Verhältniſſen ein Ende zu machen. Zuweilen glaubte er zuerſt mit Jarl ſprechen zu ſollen, beſonders wie er bei ſeiner Heimkehr hörte, daß dieſer ihn aufgeſucht hatte. Sein Zartgefühl ſagte ihm aber, daß er nur als Urſule's Vertrauter in dieſem Augenblick Herr ſeiner nächſten Unterredung mit Jarl ſein könnte, er erwartete alſo mit Spannung den über ſo Vieles entſcheidenden folgenden Tag.

Urſule hatte nicht den Vortheil, dieſen Abend unangeregt von außen mit ihren Gedanken ſich beſchäftigen zu können. Sie konnte ihrer Mutter den Vorgang bei der Poſtſtation nicht verhehlen, da die Rückkehr der leeren Chaiſe ihr denſelben ſchon zum Theil verrathen hatte; Sophiens Abſchied hatte in Madame Salmon den Wunſch, daß Urſule nun ihres Vaters Willen vollziehen und ihr durch ihre Heirath mit Ariſt den abgereiſten Schwiegerſohn erſetzen möchte, aufs Neue lebendig gemacht. Sie tadelte ſchon lange Urſule's Zögern; ſeit Kurzem ahnte ſie Jarl's Einfluß auf die Tochter, und bei dieſer Gelegenheit ergoß ſie Klagen und Vorwürfe auf eine ſehr unſchonende Art. Frau von Halten ſuchte ihr Einhalt zu thun, indem ſie Ariſt's Verhältniß zu Urſule einen Charakter beilegte, welchen die gute Madame Salmon weder verſtanden noch unverſtanden gut heißen konnte; denn es ſah keiner Brautſchaft ähnlich. Urſule wußte das der alten Dame Dank; zum Theil, weil es ihrer Eitelkeit ſchmeichelte, daß ihr Betragen gegen Ariſt, im Urſprung ſo edel, von Frau von Halten anerkannt worden ſei. Um ihre Mutter zu beruhigen, behauptete ſie, was ſie bis dieſen Augenblick ſelbſt zu glauben ſuchte, daß Ariſt und ſie einverſtanden wären. Jetzt ſchien Frau von Halten den rechten Augenblick getroffen zu haben, um Urſule ihr eignes Herz verſtehen zu lehren. Nachdem ſie Madame Salmon, die, von der Gemüthsbewegung des Tags ermüdet, ſich früh zurückzog, gute Nacht gewünſcht hatte, begleitete ſie deren Tochter uneingeladen in ihr Cabinet und fragte, nachdem ſie ſehr geſchäftig die Thür verſchloſſen, die Lampe auf einen Trumeaux geſetzt und ſich fern von ihr in den Winkel eines Divans gedrückt: Liebe Urſule, was hat's gegeben, das alle dieſe Bewegung hervorbringt? Urſule war zartfühlend und ſtolz; dieſe Frage verletzte ſie, außerdem hatte ſie jetzt auf Einſamkeit gehofft, und die Fehlſchlagung war ihr drückend. „Bewegung, meine gnädige Frau? erwiederte ſie mit angenommenem Befremden; ich weiß von keiner Bewegung. Meine gute Mutter hatte ſehr recht, über meine kindiſche Amazonenfahrt ungehalten zu ſein". O mein liebenswürdiges Starrköpfchen, kennte ich Ihr ſchönes Gemüth nicht beſſer, ſo könnte ich Ihren Selbſtbetrug für Koketterie halten. „Das iſt ein rauhes, wenn kein verletzendes Wort.

Wie komme ich dazu, Sie zu dieſem Wort zu verleiten?" Durch Ihre angenommene Ruhe, indeß Ihr Inneres ſtürmt. Es iſt Freundſchaftspflicht, zu warnen, ſelbſt auf die Gefahr, verkannt zu werden. Urſule, bedenken Sie wohl, daß Sie ſo, wie Sie empfinden, Ariſt nicht glücklich machen können, Jarl aber höchſt unglücklich machen müſſen. — Urſule glühte vor Zorn, ſich zur Rede geſtellt, vor Scham, ſich errathen zu ſehen, wo ſie ſelbſt ſich nicht zu verſtehen vorgenommen hatte. Bei ſehr gutem Gewiſſen würde ſie jetzt, wie ſchon mehrmals geſchehen war, einer Erörterung ausgewichen ſein, denn ſo ſehr ſie Frau von Halten's Geiſt ſchätzte und in ihr die Freundin ihres verewigten Vaters liebte, hatte ſie ſich doch, der Unabhängigkeit ihres Charakters gemäß, immer vor Herzensergießungen gehütet. Statt zu entſchlüpfen, wollte ſie aber, gereizt, wie ſie heute war, Recht behalten, und ſo gab ſie der geſchäftigen Freundin Gelegenheit, ihre Ab- und Anſichten alle auseinander zu ſetzen. Urſule war aufs höchſte betroffen, ſich einer Leidenſchaft für Jarl anklagen zu hören; ſie gerieth in höchſten Unwillen, daß Ariſt's Betragen gegen ſie Frau von Halten den Verdacht einflößen konnte, als ſei ſie von ihm verblendet, ja wol gar von ihm abhängig geweſen. Daß Ariſt ſie in ſo ein falſches Licht ſetzen konnte, beleidigte ihren Stolz ſo ſehr, wie die Anſchuldigung, Jarl zu lieben, ſie empörte. Jetzt ſah ſie die ganze letzte Vergangenheit in einem neuen, höchſt widerlichen Lichte. Sie glaubte das Spiel der zwei jungen Männer geweſen zu ſein, wenigſtens Andern als ſolches zu erſcheinen, und konnte ſich nicht leugnen, daß ſie nicht weniger und viel gefährlicher das Spiel ihres eignen Leichtſinns geworden war. Frau von Halten ward ganz irre an dem Herzen dieſes Mädchens. Je ſchmerzvoller dieſe die Verkehrtheit ihres Betragens, die gewaltſame Auflöſung ihrer bisherigen Verhältniſſe empfand, je beharrlicher und kälter verſicherte ſie ihre romantiſche Freundin, daß ſie ſich in allen ihren Vermuthungen irre, daß ihre Verbindung mit Ariſt ſtets freundſchaftlich geweſen ſei und bleiben werde, daß ſie aber, da ihre unvorſichtige Lebhaftigkeit Jarl's Benehmen einen zweideutigen Charakter anzunehmen verleitet habe, es ihrer weiblichen Würde gemäß halte, ſeine Beſuche nach und nach zu verhindern. Frau von Halten legte die ſeltenſte Seelenkunde dar; ſie bewies ihr aus den ſcharfſinnigſten Beobachtungen, daß ſie ihr eignes Herz misverſtehe, daß es Jarl liebe, daß es Liebe bedürfe, aber nie in dem grübelnden, abgemeſſenen, für die Welthändel glühenden, ſeine Liebe aber nur durch Herrſchſinn bezeichnenden Ariſt den Wiederhall ſeiner Gefühle finden würde.

Weder Ariſtens noch Urſule's Augen ſchloß der Schlaf. Beide arbeiteten an der Ausführung eines Entſchluſſes, der ihr Herz zerriß, der auf Irrthümer gegründet, aber in dieſem Augenblick ſo nöthig war, ins Werk geſetzt zu werden, als hätte ihn die klarſte Einſicht vorgeſchrieben. Von dem Punkte aus, wie ſie jetzt ſtanden, konnten ſie nicht als Gatten vereint durch das Leben gehen. Ihre Gefühle waren zu aufgereizt, ihre Köpfe zu vernünftelnd, um ſie in der ſtillen Lebensluft einer würdigen Ehe behaglich athmen zu laſſen. Sie mußten ſich trennen, um gegen einander in einen ſo entfernten Geſichtspunkt zu treten, wie es nöthig war, um ſich einander richtig zu beurtheilen.

Sobald es die Stunde erlaubte, ſuchte Ariſt ſeine Freundin auf. Man hätte bei ihrer gegenſeitigen Begrüßung nicht geahnt, daß ſie Treue und Bund aufzuſagen zu einander kämen. Urſule war ſehr mild, denn ſie wollte es wagen, Ariſt weh zu thun, Ariſt war ſehr mild, denn er hoffte mit Aufopferung ſeines ganzen Glückes glücklich zu machen. Das Mädchen reichte ihm die Hand zum Gruß, wie ſie gewohnt war, aber ſie zitterte und fühlte das Zittern der ſeinen; dennoch führte ſie ihn zu einem Sitz, wo ſie unzählige Mal, ein kleines Tiſchchen zwiſchen ſich, geſeſſen hatten. „Das iſt gütig, meine Freundin“, fing Ariſt mit wankender Stimme an, „daß Sie mir durch den freundlichen guten Morgen mein Beginnen erleichtern. Ich wage, nach redlicher Prüfung meiner ſelbſt, zu thun, wozu ich die Kraft errungen. Ich gebe das mir von Ihrem Vater hinterlaſſene Recht auf, um Ihre Liebe zu werben, und bitte Sie nur um eine Entſchädigung, als Sühne des Ungehorſams gegen Ihres Vaters Willen. Überlaſſen Sie es mir, alle Hinderniſſe, die Ihrer Verbindung mit Jarl entgegenſtehen, aus dem Wege zu räumen“. Wie von einer Todtenhand fühlte Urſule ihr Herz ergriffen, bei der unerwarteten, unerhörten Demüthigung, welche dieſe Worte für ſie enthielten. Nicht genug, daß ihr leichtſinniges Wohlgefallen an Jarl's ſcheinbaren Vorzügen vor Aller Augen offenbar geworden war, mußte es ja, da ſie jeden Gedanken an eine Verbindung mit dem

Dänen mit Abſcheu zurückwies, in Ariſt's Augen ſogar wie Verbuhltheit erſcheinen. Faſt hätte dieſe Empfindung von todter Kälte an ihrem Herzen ſie der Beſinnung beraubt, wenn nicht eine glühende Röthe ihr Geſicht bedeckt, eine brennende Hitze ihre Glieder durchlaufen hätte. Auf Koſten des phyſiſchen Lebens hielt ihr Stolz ſie aufrecht. Mit äußerſter Anſtrengung ſagte ſie: „Der erſte Theil Ihrer Rede, Ariſt, kommt der Bitte zuvor, die ich heute an Sie wagen wollte. Unſere Ältern hatten nicht das Recht, unſere Hand zu verſprechen, wir wollen das Schickſal nicht anreizen, ihre Unvorſichtigkeit durch eine Verbindung, der unſere Weſen widerſtreben, zu ſtrafen, ſondern, zufrieden, Freunde geworden zu ſein, unſern Entſchluß, in kein näheres Verhältniß treten zu wollen, beſtimmt erklären. Erfreuen Sie Ihren Vater durch eine würdigere Tochter. Aber in dem zweiten Theile Ihrer Rede liegt ein unerträglicher, mich tödtlich verletzender Irrthum. Ebenſo klar, wie ich mir bewußt bin, nicht für Sie als Gattin zu paſſen, bin ich es, Jarl als Gemahl zu verabſcheuen, ſeiner nie in dieſer Verbindung gedacht zu haben. Und wenn Sie mir einen Beweis der Freundſchaft geben wollen, die zwiſchen uns aufrechtzuerhalten mein höchſter Wunſch iſt, ſo beſchwöre ich Sie, finden Sie Mittel, dieſen Menſchen von mir, von hier zu entfernen, ich bitte, ich fodere es.“ Urſule's Heftigkeit nahm mit jedem Worte zu, das ſie ſprach, ſowie Ariſt's Betroffenheit und peinigende Zweifel. „Urſule“, rief er endlich mit gedämpfter Stimme, „betrügen Sie ſich oder mich?“ — Keines von beidem, jetzt keines. Ich habe mich betrogen, ich habe aus Unkunde meines Herzens gefrevelt, es wird mir noch klar werden, jetzt verſteh ich's nicht, nur das Reſultat iſt mir klar. Ich verabſcheue Jarl, und ich bleibe unverehlicht. (Urſule verbarg, von Schamröthe übergoſſen, ihr Geſicht.) Sie haſſen Jarl und faſſen dieſen unnatürlichen Entſchluß? Urſule, das ſetzt Liebe voraus. Geſtern, geſtern haßte ich auch, denn ich liebte, und heute wollte ich entſagen, denn ich liebte. „Nein, bei Gott“, nahm das Mädchen, ihr Geſicht enthüllend und einen großen offenen Blick in Ariſt's banges Auge gerichtet, das Wort, „ich liebte Jarl nie, ich haſſe ihn jetzt, weil er mir den Verdacht einer unleidlichen Thorheit zuzog, weil er uns veranlaßt, nicht wie freie Weſen, ſondern wie gemeine Thoren einander gegenüber zu ſtehen.“ Ariſt konnte ſeine ruhige Stellung nicht mehr aushalten; er ſchien von dem Sturm in ſeinem Innern getrieben, ſtand auf und ſchritt bald heftig, bald ſinnend im Zimmer umher, indeß Urſule, dem Anſchein nach geſammelt, nach einer Näharbeit griff.

Nach einer Weile trat er vor ſie und fing mit ſehr mühſamer Faſſung an: „Sollte es uns nicht möglich ſein, wie freie Menſchen zu handeln?“ — Jetzt nicht, Ariſt, die Kettenmale ſind zu neu; wir müſſen erſt ausheilen. Was wir thun können, iſt, vereint an unſerer Trennung zu arbeiten; dann thut die Zeit das Übrige. — „Nein, Urſule, dieſe Male zu heilen vermag nur die Wahrheit, und wir ſind nicht in ihr“. — Ich bins. — „Aber ich nicht, Urſule, ich habe Sie betrogen, ich habe Sie geliebt, ſeitdem ich in die Heimat zurückkehrte; Eigennutz, weil mich unſer befremdliches Verhältniß beglückte, Widerſpruchsgeiſt, weil meines Bruders Bräutigamsſchaft mir anſtößig war, Eitelkeit, dem liebenswürdigſten Mädchen nur Freund ſcheinen zu wollen.“ — Genug, Ariſt, ich ließ mich hintergehen, ich hinterging mich ſelbſt, wir geriethen auf Abwege, Sie verſäumten, mich zur rechten Zeit zu warnen, ich verſäumte, in Ihnen zur rechten Zeit den Freund um Rath zu fragen; wir müſſen weiſer werden, laſſen Sie uns beginnen. — „So entſchloſſen, zerſtören Sie meine wie Jarl's Hoffnungen?“ — Hoffnungen? was wagte er zu hoffen? mit glühender Zornesröthe ſprach ſie das; heil'ger Gott, iſt es dahin gekommen? habe ich mich beſchimpft? O, mein Vater, warum mußte ich dich verlieren? Ariſt, bin ich ein Spott — „Meine Freundin, wo gerathen Sie hin?“ ſagte Ariſt, ihre Hände ergreifend und mit ſchnell wiederkehrender Faſſung ihre Heftigkeit beſchwichtigend. „Hätte Jarl ſich gegen Sie vergangen, ſo würde ich Sie gerächt, nicht ſein Glück von Ihnen erbeten haben. Ich fürchte, er verdient das Glück nicht, das ich Raſender mir nicht zu ſichern wußte, aber nie hat er Sie beleidigt“. — Gewiß nicht? Ariſt, Sie können nie, nie mein Gatte werden, ich muß Sie verabſcheuen, wenn Sie daran denken; aber mein Bruder, mein Wohlthäter ſollen Sie ſein, wenn Sie mir die Qual erſparen, dieſen Menſchen je wieder zu ſehen. — Ariſt betrachtete das ſtürmiſche Mädchen zweifelnd und ſinnend, je länger, je bewegter ſchien ſein Gemüth. Endlich ſagte er: „Jetzt, unmittelbar, weiß ich kein Mittel, aber ich verſpreche die Sache heilig und feſt. Jetzt bedarf ich Erholung. Sie ſcheinen mich nicht zu verſtehen, und das ſpricht mein Urtheil mehr wie Ihr Entſchluß. Überzeugt, daß ich Jarl von Ihnen entfernen werde, empfangen Sie ihn mit Faſſung, wenn er kommt; machen Sie ſich die Überzeugung zu eigen, daß Ihr Betragen ihn zu Hoffnungen verleitete, aber ihm keine Rechte gewann". Urſule legte mit heftiger Geberde ihre gefalteten Hände über ihre Augen, gewaltſam ſich das Reden verſagend, und Ariſt ließ ſie allein.

Jarl kam zur allgemeinen Geſellſchaftsſtunde, und machte es Urſule ſehr leicht, ihm neben der Beſorgung des Theetiſches mit allgemeiner Höflichkeit zu begegnen. Er ſetzte ſich an Madame Salmon's Ruhebett, ließ ſich von ihrer gefliſſentlichen Kälte nicht abſchrecken, fragte nach ihrer Geſundheit, bezeigte ihr die größte Theilnahme, ſchlug ihr Mittelchen vor, ließ ſie ihre Conſultationen mit Wedekind und Knapp erzählen, und ehe der Abend verging, hatte er ſie ſo zerſtreut, daß ſie ihre liegende Stellung verließ und bei ſeinem Abſchied es ihr erſt wieder einfiel, warum ſie ihm gram geweſen war. Ariſt ſtellte ſich den ganzen Abend über nicht ein, auch der folgende Morgen führte ihn nicht her. Nach Tiſch kam der alte Ottur und erzählte halb ärgerlich, halb ſchläfrig, daß er Ariſt bei ihr erwarten wolle, um mit dem alten Buchhalter zu Rathe zu gehen wegen einer Speculation, die er bisher von ſich gewieſen, die aber ſeinem Sohn ſo ſolide ſchien, daß er davon ſpreche, ſelbſt den Rhein herunterzugehen, um ſie an Ort und Stelle einzuleiten. Urſule las in ihrer Mutter Geſicht einen ſonderbaren Streit zwiſchen Fehlſchlagung und Neugier. Ohne Handelskenntniſſe intereſſirte ſie der Gewinn, und die Hoffnung, daß ihre Fonds in Ariſt's Händen wuchern konnten, feſſelte ihre Ungeduld jetzt, wo ſie der Vollziehung der lange beſchloſſenen Heirath näher zu ſein glaubte, ein neues Hinderniß eintreten zu ſehen. Ehe ſie den alten Herrn ausfragen konnte, ließ der Buchhalter ihn abrufen, aber am andern Mittag benachrichtigte ſie Groſcheck, daß Ariſt nach Elberfeld zu reiſen im Begriff ſei, und wenn ſich die Sache dort ſo fände, wie die Umſtände ſich anließen, ſo würde es ſehr gerathen ſein, bei dem Unternehmen Aktien zu nehmen. Urſule, die geſtern bei Hrn. Ottur's Äußerung ſehr betroffen war, zeigte jetzt keine Theilnahme. Sie war ernſt und ſchweigend, wie man ſelten ſie ſah, und Groſcheck wunderte ſich, daß ſie, die gewöhnlich mit Einſicht und Übung über Handelsgeſchäfte ſprach, jetzt ſo gleichgültig blieb. Ariſt's Abreiſe war ihr nichts Neues, ſie hatte den vorigen Morgen von ihm folgenden Brief erhalten.

„Sie haben recht, meine Freundin, wir ſind nicht fähig, wie freie Menſchen zu einander zu treten, ich nicht, weil ich an mir das Wunderbarſte erfahre: Nachdenken, welches ſonſt Leidenſchaften beſänftigt, facht die meine an. Ich werde mir mit jedem Augenblick deutlicher bewußt, daß Alles, was ich für Sie empfand, Liebe war; daß aber eine unbegreifliche Verſtandesverkünſtelung mich verhinderte, Sie aus dem Geſichtspunkte des Liebenden anzuſehen. Unſerer Ältern Thorheit war daran ſchuld. Sie ſtreiften den Duft von der Blüte meines Lebens, indem ſie mir erſparten, zu werben, zu fürchten, zu hoffen, indem die rohe Sicherheit des Erlangens meine Phantaſie unbelebt ließ, und ſo fand ſie eine erkünſtelte Nahrung in dem Verſtandesſpiel, mit dem wir — mit dem ich thöricht die Stunden meines Glückes anfüllte. Meines Bruders Individualität führte ihn einen andern Weg, ſeine Sinne ſtellten den Misbrauch väterlicher Weisheit wieder her. Ich — ward Ihr Geiſtesgenoſſe und — O, Urſule, ich bin zu hart geſtraft für einen Irrthum, dem Tugend zum Grunde lag".

„Geſtern, wie ich zu Ihnen kam, glaubte ich Ihr Glück befördern zu können; nach der mir noch immer unbegreiflichen Abneigung, die Sie gegen einen Mann bezeigen, den ich für vorgezogen hielt, ſah ich Sie unglücklich, wie ich es bin, und glaubte, es würde mir vergönnt ſein, neben Ihnen, wir Beide dem Glück entſagend, zu leben. Schon in Ihrer Gegenwart ahnte ich die Thorheit dieſes Anſchlags und eilte darum früher hinweg. Bald ward mir's klar, daß ich nicht in Ihrer Nähe leben konnte, ich liebe Sie jetzt mit allen Wünſchen, die Natur und Geiſt in des Mannes Bruſt legten, es wäre mir eine Pein, hier zu bleiben, es würde mir eine Herabwürdigung Ihrer ſcheinen, die ich über Alles ehre, täglich von meinen Wünſchen beläſtigt, von meinen Blicken verzehrt zu ſein; eine Herabwürdigung für mich, um Sie zu ſeufzen. Ich reiſe ab, nicht wie ein müßiger Geck, der ſeiner Verzweiflung pflegen will; ich habe einen ſchönen Plan, deſſen Ausführung zu erſtreben meine Seele heben, der, gelungen, ein Andenken dieſes furchtbarſten Schmerzes meines Lebens ſein ſoll, und durch den Segen, den er vielleicht Tauſenden bringt, Ihr Unrecht: ein des Glückes höchſt empfängliches Weſen zerſtört zu haben, ſoll verſöhnen. Ja, Ihr Unrecht — Sie hätten uns dieſes Weh erſparen können durch ernſtere Prüfung ihrer Empfindung. Wäre denn nicht Jarl, wenn er ein Herz hätte, jetzt ebenſo unglücklich wie ich? Er hat keines; aber Ehre hat er im gewöhnlichſten Sinne; und ſo ward mir's ſehr leicht, ihm zu beweiſen, daß er ...rth verlaſſen ſollte. Eine Spannung mit Ihrem Hauſe ſetzte ihn ohnehin mit dem geiſtreichſten Zirkel in Misverhältniſſe — er reiſt ab, um ſo lieber, da ihm eine unerwartete Erbſchaft ſoeben ganz frei ſtellte, den Ort ſeines Aufenthalts zu wählen."

„Dieſen Wunſch habe ich Ihnen alſo gewährt; aber nun bitte ich Sie, um Ihrer Ruhe willen, ſeien Sie fortan behutſam im Beſitz Ihrer Anmuth, ein Redlicherer als Jarl könnte durch Sie unglücklich werden. Ich danke Ihnen meinen Schmerz. Sie ſchenkten mir doch die ſüßeſten Momente meines Lebens, und ohne Anſprüche, die ſind immer Raſerei, ohne Hoffnung höre ich nicht auf, Sie zu lieben."

Ariſt reiſte ab. Es trat eine ſehr trübe Zeit für Urſule ein. Madame Salmon's Geſundheit, ohne ernſte Beſorgniß zu erregen, wirkte doch ſehr nachtheilig auf ihre Laune, und hier ward Frau von Halten's Nähe zu einer wahren Wohlthat. Sie leiſtete jeden Tag der Kränkelnden treue Geſellſchaft, obſchon der jugendliche Kreis, der ſie ſonſt umgab, nun zerſtreut war; ja, ſie entſagte manchem Abendzirkel von Dichtern und Weiſen, die ſie gern verſammelte, und die bei ihr mehr Sprachraum und Zuhörer fanden als in unhöflichen Muſeen, wo ein Jeder ſein Geld zahlt, um alle Urbanität bei Seite ſetzen zu dürfen. Urſule ſah die Trennung von Ariſt als Folge ihrer Thorheit an, ertrug ſie ſtill und brachte den Abweſenden, ohne ſich deſſen ganz bewußt zu ſein, ihr ganzes Herz zur Sühne. Daß ſie nur Irrthum gegen Irrthum ausgetauſcht habe, ſah ſie nicht ein. Sie hatte das Band, was ſie mit Ariſt vereinte, nicht für Liebe erkannt und dadurch es zerriſſen; jetzt geſtand ſie ſich ein, ihn zu lieben, machte ſich aber glauben, daß dieſe Liebe nie ein Band zwiſchen ihr und Ariſt knüpfen könne.

Doch die Trennung von Ariſt und die ſie begleitenden Umſtände ſelbſt waren es nicht allein, die Urſule drückten. Die Nachrichten, welche ſie aus der Reſidenz von Sophiens häuslicher Lage erhielt, regten die ernſteſten Beſorgniſſe in ihr auf. Marcus kannte kein anderes Ziel ſeines Strebens mehr als die Zunahme an Rang und Einfluß. Zu den Mitteln gehörte auch der Beifall, welchen ſeine Gattin durch ihre Annehmlichkeit und Talente in der Geſellſchaft erwarb. Seine vortheilhafte Glückslage erlaubte ihm mehr Aufwand als den meiſten ſeiner Collegen; ohne eigentlich ein Haus zu bilden, verſammelte Sophie ſehr bald die Auswahl der Geſellſchaft um ſich her, und die Vornehmſten zogen ſie in manche ihrer Zirkel, wo ſie bei dramatiſchen Spielen und artiſtiſchen Darſtellungen durch ihr Talent unerſetzbar war. Leider hatten die Umſtände nun dieſe beiden Menſchen auf den Weg geführt, auf denen ihrer Beider Hang, das Glück außer ſich ſelbſt zu ſuchen, ſie fortriß. Sophie war kein halbes Jahr in der Reſidenz, ſo klagte der alte Ottur, daß ſein Sohn beträchtliche Summen aus ſeinem Handel ziehe, und Sophie, die in den erſten Wochen, wo häusliche Einrichtung doch ihre Zeit beſchränkte, kaum einen Poſttag vorbeigehen ließ, ohne der Mutter zu ſchreiben, ließ lange vergeblich auf Briefe warten, und dann meldeten dieſe nur, wie dieſer Ball, jene Aſſemblee, die Veranſtaltung eines lebenden Gemäldes, das Lernen einer Rolle ſie abhielt zu ſchreiben. Madame Salmon, die von der misverſtandenen Eitelkeit des deutſchen Handelsſtandes nicht frei war, der noch immer meint, der Adel könne ſeiner Länge eine Elle zuſetzen, fühlte ſich durch den Umgang ihres Schwiegerſohnes mit Geſandten und Miniſtern geſchmeichelt, Urſule aber empfand tief, daß Ariſt's Herz um keinen Pulsſchlag leichter klopfen würde, wenn ein Orden es deckte, und das Andenken an ſie auch im Abglanz des Hofes nicht vertilgt werden könnte. Bange gedachte ſie des lockern Bodens, auf dem Sophie ihr Wohl gründete; bald ward ſie aber viel beſorgter, als Sophie in einem jetzt ungewöhnlich langen Brief erzählte, daß Jarl angelangt, Marcus beſucht habe und ſehr artig von ihm aufgenommen ſei. Er habe ſich noch günſtiger ausgebildet, und von ihr in einige Geſellſchaften eingeführt, werde er überall eingeladen und ſcheine überall unentbehrlich. Er politiſire mit den Männern, ſpiele hoch mit alten Podagriſten, leſe den geiſtreichen Damen vor und gebe den Fräuleins Charaden auf. Er habe Empfehlungen an die Gräfin Balbi mitgebracht, eine Dame, um welche der Fürſt ſich ſehr bemühe, und ſoll dieſen ſelbſt bei ihr geſprochen haben.

Urſule erſchrak. Sie überſah alles Üble, was Jarl bei Sophien ſtiften konnte, und hatte kein Recht, ihr abzurathen, denn ſie hatte ihr zu ihrer eignen Klugheit kein Vertrauen einflößen können. Nach einigen Wochen meldete Sophie, daß Jarl fürſtlicher Leibarzt geworden ſei. Man erzähle eine abenteuerliche Geſchichte, wie des Fürſten verlaſſene Geliebte der Gräfin Balbi Kammerdiener beſtochen, ihr beim Frühſtück ein vergiftetes Glas Wein zu reichen. Der Fürſt überraſchte ſie, von einem Spazierritt kommend; Jarl war gegenwärtig; die Farbe des Weins hatte ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen; wie der Fürſt, durſtig vom Ritt, mit einer zärtlichen Schmeichelei das für die Gräfin beſtimmte Glas ergriff, fühlte ſich Jarl von ſolch einem Schreck überfallen, daß er plötzlich des Fürſten Arm ergriff und ihm, das Glas wegnehmend, ſeinen Verdacht, daß es vergiftet ſein möchte, ausſprach. Es ward unterſucht; der Beweis war unwiderlegbar, der Kammerdiener geſtand, wer es angeſtiftet. Dieſer Elende verſchwand, und da er ein Fremder war, den die Gräfin mit ſich gebracht hatte, glaubte man leicht, er ſei in ſeine Heimat zurückgekehrt; die verlaſſene Geliebte reiſte nach der Schweiz und fand den Leman ſo anmuthig, daß ſie ſich an ſeinen Ufern niederließ, und Jarl ward zweiter Leibarzt, eigentlich aber einziger, da der ältere aus Achtung für ſeine langen Dienſte der Aufwartung beim regierenden Fürſten ganz überhoben ward. Sophie erzählte dieſe Umſtände ſorglos und ohne alle Kritik, weil das letzte Reſultat, Jarl's Beförderung, ſie allein intereſſirte. „Witzige Leute ſagten," ſchrieb ſie, „die ganze Geſchichte beweiſe vielmehr, daß er ſich gut aufs Giftmiſchen verſtehe, als daß er ein guter Arzt ſei, die Geſellſchaft freue ſich aber, daß ihr ein ſo angenehmes Mitglied zugeſichert ſei. Nach ſeiner Decretirung habe er ein artiges Feſt gegeben; unter dem Vorwand eines bloßen Thees das niedlichſte Impromptu, mit welchem einige ältliche Damen nicht ganz zufrieden geweſen waren, weil er Sophie zu ſichtlich zur Königin deſſelben gemacht habe. Aber das ſchade ihm nichts, denn ſobald er wolle, ſchwatze er die Malcontenten zu ſeinen Beſchützern um." Urſule erkannte in dem allen den Mann, der ihre Ruhe geſtört, und hätte ſich gern der Demüthigung unterworfen, Sophien zu ſagen: „Schweſter, mit dieſen Künſten verleitete mich dieſer Menſch zu Thorheiten, die meinen Frieden untergruben". Aber ſie hatte erfahren, daß ſie Ariſt's Warnungen für Wirkungen der Eiferſucht gehalten, und fürchtete Sophiens Heftigkeit, die ſie an Jarl verrathen und ſeine Rache reizen könnte. Sie glaubte deshalb ſich auf allgemeine Ermahnungen einſchränken zu müſſen, und gerade dieſe brachten Sophie auf.

Jarl war zu geſättigt mit der Weltluſt, als daß es ihm bei ſeinen Planen auf Sophie einzig um den Genuß einer ſchönen Frau zu thun geweſen wäre. Er machte gern Experimente mit fremder Seelenſeligkeit, deshalb beſchäftigte es ihn gar angenehm, Sophiens Gunſt durch die Macht der Eitelkeit ihr ſelbſt zu verdanken zu haben. Daß er ſich geſchmeichelt hatte, Urſule durch Sophismen zu verführen, und der Augenblick hatte kommen müſſen, wo ihr geſundes Gefühl ihn zurückſtieß, hatte ſeine Eitelkeit gewaltig gekränkt; es iſt auch zu fürchten, daß er durch eine wohlmeinende Unvorſichtigkeit der gefühlvollen Frau von Halten mehr wie nöthig war, von Urſule's gegen ihn entſtandenen Abſcheu und ihrer Mutter Misbilligung ſeiner Bemühungen um ihre Tochter erfahren hatte, denn bei ſeinem Betragen gegen Sophie ſchien Rache gegen ſie und ihre Familie im Spiele zu ſein. Er begann damit, ihr die überſpannteſten Begriffe von ihren Reizen, ihrem Verſtande, ihren Anſprüchen an allgemeine Bewunderung zu geben; dann ſuchte er ſie in nähern Umgang mit der Gräfin Balbi zu bringen, welche trotz ihrer Gunſt beim Fürſten der Adel vermied, weshalb ſie ſich einen genialen Zirkel von Künſtlern und Schriftſtellern bildete, deſſen Ton ſo fein und anſtändig war, daß Sophie ohne alle Gefahr für ihre Sittlichkeit ſich anſchließen konnte. Die Gräfin nährte und belebte ihren Geiſt unter dieſen Menſchen; was Wunder, wenn er Hülfsquellen beſaß, den Fürſten zu unterhalten, die den ſittenſtrengſten und ſtandesmäßigſten Damen des Hofes nicht zu Dienſt ſtanden. Denn der ſorgfältige Unterricht thut's nicht, nicht leſen und empfinden, die Phantaſie entwickelt ſich nur in der ernſten Betrachtung, oder in den mannichfachſten Verhältniſſen des Lebens, in welche die Gräfin ſich verſetzte, indem ſie theilnehmend in die freimüthigen Geſpräche ihres bunten Geſellſchaftskreiſes einging. Sophie verlieh dieſem Kreis wirklich einen neuen Reiz. Das Leben in dem beſſern Bürgerſtand, ſo viel der Luxus auch ſchon an ihm in ...rth wie allenthalben verdorben hat, gibt dem Gemüth durch eine praktiſchere Kenntniß des Volks noch tauſend Bildungsmittel, die ſelbſt dem verarmten Adel verſchloſſen ſind. Wirkt dieſen auch die Noth unter die häuslichen Verhältniſſe einer bürgerlichen Raths-, Profeſſors-, Kaufmannsfamilie, ſo lebt er doch kein Volksleben; er ſteht auf keinem angeborenen Grund, er wird für eine Beläſtigung der Geſellſchaft, einen Eingedrängten angeſehen, und da ſein Standpunkt verſchoben iſt, faßt er die Gegenſtände auch in keinen reinen Umriſſen auf. Deshalb hat das unbefangene Geſpräch vernünftiger Bürgerlicher jedes Berufs meiſtens ſo viel Anziehendes für große Herren, es zeigt ihnen den wahren Menſchen, der auf ihren Standpunkt bei ihrem ſchweren Beruf, unter ihren gewöhnlichen Umgebungen ein märchenhaftes Intereſſe gewinnt und von ihrem edlern Innern doch immer geahnt wird.

Marcus hatte ſeine Frau zu den erſten Geſellſchaftstriumphen ſelbſt angeführt, es gab ihm eine gewiſſe Zuverſicht in ſeinen Amtsverhältniſſen, die Männer in ſeiner Frau Salon als erfreute Gäſte zu ſehen, die im Collegium höher als er ſaßen; aber er hatte nie die Abſicht, durch Hintanſetzung der Ehre ſeinen Ehrgeiz zu befriedigen. Allein wenn wir einer Leidenſchaft Herrſchaft eingeräumt haben, ſo wird es ſchwer, ihr die Mittel zu ihrer Befriedigung zuzumeſſen; und ſo kam es, daß Marcus über manchen Punkt, der nach ſeiner Väter Begriff nicht zuläſſig war, begütigend hinwegſah. Jarl's Bekanntſchaft war ihm ſehr lieb, es ſchmeichelte ihm, daß er, den man überall gern ſah, ſeinen Salon jedem andern vorzog. Wie er anfing, Morgenbeſuche bei Sophien zu machen, ſann er nach, ob ſeine Mutter deren je angenommen habe. Das hatte ſie nicht, aber ihre Beſchäftigung war von Sophiens ihrer verſchieden geweſen, ihre Tagesſtunden waren es; er ſah in den Häuſern, mit denen es ihm am vortheilhafteſten war Umgang zu pflegen, die Hausfrau mit Morgenbeſuchen umlagert: warum ſollte Sophie dieſe Sitte nicht mitmachen? Sowie dieſe eine Nachſicht gegen den Gang der Welt übte er deren mehre; auf die Länge hatte er ſich die Mittel, ſeine Nachſicht zu beſchränken, genommen, und grade dann kam es ihm ein, Strenge zu zeigen. Sophiens häufige Beſuche bei der Gräfin Balbi fielen ihm zuerſt als über dem Maß der erlaubten Verletzung ſtrenger Sitte auf. Er war dieſer Dame vorgeſtellt, er beſuchte die geladenen Geſellſchaften in ihrem Hauſe; aber der Ehrgeiz des Geſchäftsmanns hatte die kleinen Dilletantentalente ſchon ſo in ihm erſtickt, daß er den geiſtreichen Privatzirkeln der Dame, in welchen ſeine Frau glänzte, nicht beiwohnte. Er bat ſie, ſich dieſer zu enthalten, aber ſie bewies ihm ziemlich ſiegend, daß es unbillig von ihm ſei, ihr einen ihrem Geiſte ſo angemeſſenen Genuß zu verkümmern. Nun ſah er der Sache wieder eine Weile zu, bis er zufällig wahrnahm, daß Jarl ſie jedesmal von der Gräfin nach Hauſe begleitete. Ihm fiel plötzlich bei, daß keine Rückſicht ſeine Frau zu dieſem tête à tête nöthige, und er erinnerte ſich, daß es unter Umſtänden nicht gleichgültig ſein könnte. Eine abſchlägige Antwort ſeines Vaters, den er um abermaligen Vorſchuß gebeten, weil ein neuer Stadtwagen, neue Pferde angeſchafft werden mußten, hatte ihn gereizt; er verbot Sophien, dem fürſtlichen Leibarzt ihren Wagen zum Nachhauſefahren anzubieten, und wie er einmal im Athem war, den Herrn zu ſpielen, bat er von Neuem und in einem ſehr befehlenden Tone, ihre Beſuche bei der Gräfin ſeltener zu machen. Sophie war über das Gebot ſo betroffen, daß ſie ihre Faſſung nur durch bittere Empfindlichkeit über die Bitte wiedergewinnen konnte. Sie warf ihrem Manne Inconſequenz vor, welche immer erfolgen müſſe, wenn man Halbheiten beginge, und auf ſeine zornige Frage, worin dieſe beſtehen, antwortete ſie: „Du haſt Dich aus dem Reichsſtädter herausgearbeitet, aber wo es Deine Bequemlichkeit ſtört, haſt Du noch immer eine Pfahlbürgerreminiſcenz im Rückhalt, um nicht eigentlicher Mann von Welt ſein zu dürfen." Solche Reden vergiften die Ehe, wenn auch, wie hier der Fall war, die Frau noch klug genug iſt, nicht das letzte Wort behalten zu wollen.

Sophie blieb nun öfterer zu Hauſe, aber Jarl ſtellte ſich bei ihr ein, und wenn Marcus von ſeinem Arbeitszimmer kam, fand er ſie in irgend einer Lecture begriffen, nach der ſeiner Frauen Auge voll Thränen ſtand, und Jarl, ſtatt eines Geſprächs zu pflegen, ſich am Flügel in wilden Phantaſien verlor. „Warum haſt Du keine Geſellſchaft eingeladen?" fragte er, wie er das einige Mal erlebt hatte. „Alles, was Geiſt und Sinn hat zu einem kleinen Zirkel, iſt bei Gräfin Balbi, und zu einer größern Geſellſchaft bin ich nicht geſtimmt," antwortete Sophie in ſo mild melancholiſchem Ton, ihr Auge war ſo ſchön, ihre nachläſſige Stellung ſo reizend, daß ſein Unmuth wich. Er mußte ihr in der Sache ſelbſt Recht geben, die Gräfin verſammelte die geiſtreichſten Männer um ſich, und da Jarl in dieſem Augenblick Abſchied nahm, um ſich gegen ſeine Gewohnheit ohne Sophie dorthin zu begeben, ließ er ihn in einer ſehr freundlichen Stimmung zurück. Sophie muß ſie ſehr gut benutzt haben, denn von dieſem Tage an nahm ſie wieder häufig an der Gräfin kleinem Abendzirkel Theil.

Eines Abends, wo ſie ſich auch dort befand, ging Marcus in eine Männergeſellſchaft. Man ſprach von Politik, Geſchäften, bis ein heftiger Streit im fernen Winkel des Zimmers ihn aufmerkſam machte. Der ältere der beiden Eiferer war ſein College, der jüngere erſt vor Kurzem deſſen Schwiegerſohn. Die beiden Männer hatten leiſe geſtritten, bis den Alten der Zorn übermannte, und er einmal über das andere rief: „Ich bedanke mich für eine ſolche Vorſprache, die ſchändet einen ehrlichen Mann.“ Marcus, dem es bekannt war, daß der College bei einem einzigen Glas Wein die Faſſung leicht verlor, ging zu ihm, um ihn zu beruhigen, ward aber nicht wenig beſtürzt, als der alte Finanzrath ihn perſönlich angriff, indem er ſeiner Bemühung, Frieden zu ſtiften, mit den Worten begegnete: „Nein, Herr College, ich gedenke mich nicht zu beruhigen, ſondern werfe Ihnen vor, an dem Übel ſchuld zu ſein. Ihre Frau hat meiner Tochter das böſe Beiſpiel gegeben, warum leiden Sie, daß Sie zu dieſer vornehmen —“ „Vater, Sie machen ſich unglücklich!“ rief der Schwiegerſohn und trat in höchſter Bewegung in das die Gruppe umgebende Gedränge zurück. Die Geſellſchaft war nicht ſtill genug, um des zornigen Finanzraths unvorſichtige Rede allgemein zu verſtehen, die Nächſtſtehenden zogen ihn in ein Nebenzimmer, Marcus ging aber nach wenigen Minuten in der größten Erbitterung nach Hauſe. Er hatte den beleidigendſten Beweis gehört, daß die Verbindung ſeiner Frau mit Gräfin Balbi von der entehrendſten Seite angeſehen wurde, und verfluchte ſeine Schwäche, die ihn ein ſo unziemliches Verhältniß hatte geſtatten laſſen. In heftiger Bewegung durchſchritt er die Straßen; ſein Weg führte ihn vor Jarl's Wohnung vorbei, er ſah dort einen Wagen halten, ein Frauenzimmer trat an des Leibarztes Arm aus dem Hauſe und ſtieg mit ihm ein — es war ſeine Frau.

Marcus fühlte, daß er in dieſem Augenblick eine Zuſammenkunft mit ſeiner Frau und Jarl vermeiden mußte. Ob er bei kaltem Blute nicht den Tod wählen würde, wußte er nicht; aber im tollen Muth wollte er ihn nicht geben, nicht empfangen, alſo mußte ſich das Toben in ſeinem Buſen erſt legen. Sophie war vor mehren Zeugen in den Wagen geſtiegen, eine Schildwache, die einem im gleichen Hauſe wohnenden Oberſten gehörte, ſah ihr zu, eine weibliche Bediente hielt eine Kerze, aber ſie ſchienen Alle, bis auf den Bedienten, der den Wagentritt leiſe herabließ, bedacht, kein Aufſehen zu machen, und Sophie hatte ſich nicht geſcheut, faſt getragen von Jarl's unterſtützendem Arm, vor dieſen Leuten zu erſcheinen. Sie waren alſo Vertraute, ſie waren gewohnt, ſie zu ſehen. Statt ſein Blut abzukühlen, ſprudelte es bei längerm Nachdenken heißer auf; aber wenn anfangs Rache ſein einziges Gefühl geweſen war, geſellte die Zergliederung von Sophiens Betragen Verachtung hinzu, und Verachtung erkältet, ja ertödtet das Herz; er kam deshalb, nachdem er mehre Straßen durchirrt hatte, mit einem beſtimmten Entſchluß nach Hauſe.

Sophiens Kammermädchen ſagte ihm, ihre Frau ſei Unpäßlichkeit halber früh zu Bette gegangen, überhob ihn alſo der Nothwendigkeit, ſie heute zu vermeiden. Er ſchrieb ſeinem Präſidenten ein Billet, in welchem er hinreichende Auskunft gab, warum er eine kleine Amtsreiſe, die erſt in einigen Tagen ſtattfinden ſollte, ſchon morgen unternähme, und vor Tages Grauen fuhr er mit Poſtpferden aus der Reſidenz ab. Sophie war den vergangenen Abend zu Gräfin Balbi in einen kleinen Zirkel geladen; weil aber ihre eignen Pferde den Abend nicht brauchbar waren, nahm ſie das Anerbieten der Gräfin, ſich ihres Wagens zu bedienen, an. Man trennte ſich ſpät; Jarl, der auch gegenwärtig war, hatte eines ſehr rauhen Halſes wegen der Geſellſchaft Gelegenheit zu Scherzen und den Damen zu der Art befliſſener Vorſorge gegeben, mit der ſie begünſtigte Männer ſo gern auszeichnen. Beim Weggehen legte es die Gräfin Sophien zur Pflicht auf, mit Jarl, der zu Fuß gekommen war, nach Hauſe zu fahren, und da dieſe ſich der Gräfin Wagen bediente, konnte ſie es nicht ablehnen. Ganz nahe an Jarl's Wohnung brach beim ſchnellen Fahren die vordere Wagenfeder, der Kaſten ſtürzte mit einem ſo heftigen Stoß vorne über, daß Sophie, auf den Vorderſitz geſchleudert, ſich am Kopf verwundete und, tödtlich erſchrocken, des Leibarztes Vorſchlag, in ſeine Wohnung zu treten und ſeinen Wagen zu ihrem Nachhauſeweg anſpannen zu laſſen, dankbar annehmen mußte. Daß eine ſolche Gelegenheit einen Mann wie Jarl ſehr begünſtigen kann, vermögen wir nicht zu leugnen; daß er ſie benutzte, müſſen wir fürchten; doch nach den Anſichten der Geſetze macht ein verirrtes Herz noch kein gefallenes Weib, und inſofern war Marcus' Ehre nicht beleidigt. Sophie bat um Beſchleunigung des Anſpannens und kehrte faſt zur gewöhnlichen Zeit in ihres Gatten Wohnung zurück. Sie war ſehr erſchüttert, die Ruhe war ihr ein Bedürfniß, und ſie fand ſie, ohne den nächſten Morgen zu ſcheuen. Ihre Überraſchung war daher unſäglich, als ſie ihres Gatten Abreiſe erfuhr und ihr ein von ihm zurückgelaſſener Brief befahl, unverzüglich zu ihrer Mutter zurückzukehren. Marcus ging in keine Details ein, ſondern ſagte ihr, daß er ſelbſt hätte hören müſſen, wie ihre unanſtändigen Verbindungen ihn dem Verdacht der ehrloſeſten Schleichwege um Hofgunſt ausſetzen; daß er ſie ſelbſt vor Zeugen zu nächtlicher Stunde an Jarl's Arm geſehen hätte und ſich für geſchieden von ihr erkläre. Von ihrer Mitgift werde ihr ſein Vater zurückzahlen, was noch da ſei, denn ihre thörichte Verſchwendung habe von dem Ihrigen wie dem Seinigen Vieles geſchmälert; er überlaſſe es ihr, ihre Mutter von der Urſache ihrer Trennung zu unterrichten, ſeinem Vater melde er, ſie ſei auf allgemeine Unverträglichkeit und übeln Haushalt gegründet.

Sophie fühlte die Furchtbarkeit dieſes Vorganges in ſeinem ganzen zerſtörenden Umfange, anfangs bis zur höchſten körperlichen Ohnmacht, ſodaß ihre Kammerfrau Anſtalt machte, ſogleich zum Leibarzt zu ſchicken. Das verbot ſie ſtreng, machte eine ſchmerzliche Anſtrengung, und der Gedanke, daß ſie an den Vergehen, die Marcus ihr vorwerfe, unſchuldig ſei, gab ihr körperliche Spannung genug, um ſogleich Anſtalten zu ihrer Abreiſe zu treffen. Sie befahl ihrer Jungfer, Niemand vor ſie zu laſſen; ward aber ſehr betroffen, als dieſe in einem vertraulichen Tone fragte: Aber doch den Herrn Leibmedicus? Auch den nicht, befahl Sophie herriſch und erſchrak über des Mädchens höhniſches Geſicht. Jetzt war es, als ſinke ein Nebel vor ihr nieder. Jetzt fühlte ſie nicht nur ihres Gatten Zorn, ſein Unrecht, ſondern auch die furchtbare Laſt der öffentlichen Nachrede, und ſie begriff, daß dieſer Dienſtbote, der bisher, ohne eigentlich ihr Vertrauen gehabt zu haben, dennoch gewiſſermaßen ihre Vertraute geweſen war, nun, da ihr Gatte ſie verſtieß, ſie in ihrer Gewalt zu haben glaubte. Die Vergangenheit ging Schritt vor Schritt in tauſend Bildern vor ihr vorüber und zeigte ihr lauter begangene Thorheit, kleine Schwächen, geringfügige Verhehlungen, Eitelkeiten, die eines wackern Weibes, einer treuen Gattin, einer edel gearteten Frau unwürdig waren. Gleichſam in einem doppelten Daſein, die Seele voll des tiefſten Schmerzes, den Kopf zur Aufmerkſamkeit auf die Anordnung ihrer Abreiſe beſchäftigt, brachte ſie den Tag zu und reiſte, nachdem ſie folgenden Brief an ihren Gatten auf die Poſt geſendet, noch denſelben Abend nach ...rth ab.

„Ich gehorche Dir und verlaſſe Dein Haus. Das iſt jetzt das zuerſt Nöthige, unwiderruflich Ausgeſprochene. Verfüge über mich, was Du willſt; Du kannſt mir den

Namen Deiner Gattin rauben, aber dem Kinde, was ich nun, zu meinem Schrecken, in meinem Schooſs trage, nicht den Vater, deshalb darf ich Gott flehen, daß ſeine Geburt mich ins Grab ſenke.“

„Ich bin ſehr ſtrafbar, denn ich habe die Schmach der Welt auf mich geladen, wie Du mir ſchreibſt; aber ich bin ſehr unſchuldig an dem Vorgang, der Deinen Zorn zum Ausbruch brachte. Befrage die Geſellſchaft der Gräſin, ſie wird Dir ſagen, daß dieſe mich nöthigte, den Leibarzt in dieſer Dame Wagen nach Hauſe zu führen; befrage ihre Leute, ſie werden bezeugen, daß dieſer Wagen vor der Brüdergaſſe brach; befrage die Schildwache bei Oberſt von Arnold, ſie wird Dir ſagen, daß man mich blutend aus dem Wagen hob, und zuletzt befrage Jarl's Hausjungfer, die mir auf der Treppe begegnete: ſie werden bezeugen, daß ſie mich nie vorher erblickt haben, daß ich in Jarl's Wagen ſtieg, ſobald er angeſpannt war. Aber Deine und meine Ehre iſt angegriffen, als wenn ich ſchuldig wäre; ſtrafe mich nachdrücklich, um niemand Andres ſtrafen zu müſſen, und lebe wohl, wenn Du kannſt. Dein Name brachte Wehe uns Schweſtern. Ariſt betrog Urſule um ihre Jugendfreude, und Du, unfähig des ſchwachen Weibes Stütze zu ſein, zogſt mich ſelbſt zur Bahn der Eitelkeit hin, und am Abgrund angelangt, rufſt Du jetzt: klimme allein fort. Lebe wohl, wenn Du kannſt.“

Der Empfang eines Briefs von Sophie bewegte Marcus ſo heftig, daß er ihn uneröffnet bei Seite legte. Nicht aus Tiefe des Gefühls, ſondern aus Widerwillen, ſich in ſeiner nun gemäßigten Stimmung aufs Neue ſtören zu laſſen. Er ward in der Provinzialſtadt, weil die in Rede ſtehenden Beamten ihn zu gewinnen wünſchten, mit ausgezeichneter Ehre behandelt; das Geſchäft ließ ſich zu allgemeiner Befriedigung abthun, weil der Fürſt edelmüthig ſein Vorrecht dem Recht opferte, und Marcus gefiel ſich in dieſem Verſuch der unmittelbaren Stellvertretung des Fürſten ſo wohl, daß die Befriedigung ſeines Ehrgeizes ſeinen häuslichen Kummer eingeſchläfert hatte. Er ſah voraus, daß dieſer Brief ihn wecken würde. Endlich mußte er geleſen werden, und ſeine Furcht hatte ſo gut errathen, daß ihm nichts Andres übrig blieb, als ſich gegen ſein Gefühl gänzlich zu verhärten. Sophiens Anſchuldigung gegen Ariſt erleichterte es ihm, Gründe dazu aufzufinden. Sein Bruder hatte ihn bei ihrer Rückkehr ins Vaterhaus gewarnt: „Feßle Dich nicht ſo früh an Sophie,“ hatte er geſagt; „Deine Neigung für ſie iſt Eitelkeit, nicht Liebe; Du biſt ehrgeizig, Du mußt nicht heirathen, ehe Du Deine bürgerliche Laufbahn beſtimmt haſt. In Dir iſt es nicht, dem häuslichen Glück Opfer zu bringen.“ Allein Marcus war verliebt und hörte die Warnung nicht. Jetzt wendete er Urſule's Vorwurf zurück und beſchuldigte ſie und ihre Schweſter, ſein und ſeines Bruders ſchnelles Fortſchreiten gehemmt zu haben. Ariſt, deſſen Handelsunternehmung kühnen Einfluß, weite Reiſen, angeſtrengte Arbeit erfodert hätte, ſei durch Urſule's herriſchen Geiſt zu zeitraubenden Verſtandesübungen verleitet worden; er ſelbſt ſtehe nun in Gefahr, durch Sophiens ungeziemenden Leichtſinn ſeine Ehre verletzt, ſein amtliches Anſehen gekränkt zu ſehen. Das Geſchäft, welches ihn aus der Reſidenz gerufen, ließ ihm noch zwei Tage Zeit, die Maßregeln zu überlegen, durch welche er dieſen Widerwärtigkeiten zuvorkommen könnte; Jarl ſelbſt war es aber, der ſeine Wahl endlich beſtimmte.

Kaum in die Reſidenz zurückgekehrt, ſo trat der Leibarzt zu ihm in ſein Cabinet, mit der Art entſchiedener Zuverſicht, die ſich ihrer Zuhörer verſichert, worauf es denn ferner ſehr ſchwer iſt, für das Gute oder Böſe ſo einem Eingang zu widerſtehen. Er griff den Faden der Begebenheit in der Mitte auf, erklärte, „durch Sophiens Kammerkätzchen, die ſo wenig wie eine ihres Gelichters taugt,“ von Allem, was vorgefallen, unterrichtet zu ſein; er habe ſich ſogleich Marcus' Ankunft melden laſſen, damit ſie beide, ehe die Baſen dazwiſchen klatſchten, ſich als vernünftige Männer gegen einander erklären könnten. „Nun bitte ich Sie nur um Gotteswillen, liebſter Finanzrath,“ fuhr er fort, „was hat meine arme Wenigkeit bei der Sache zu thun?“ Liſtiger konnte Jarl ſich nicht in Vortheil ſetzen, als indem er zu einer Anklage auffoderte. Marcus fühlte, daß er ſich ſelbſt ins lächerlichſte Licht ſtellte, indem er ein hintergangener Ehemann zu ſein eingeſtehe. „Sie, Herr Leibarzt?“ ſagte er endlich mürriſch; „gar wenig; denn daß Sie mit meinem Geſinde Einverſtändniſſe haben, gereicht Ihnen, nicht mir zum Vorwurf“. „Lieber Dttur, Sie ſind auf falſcher Fährte. Sie haben Ehrgeiz, und Talente, ihn zu unterſtützen, aber hie und da Reminiſcenzen aus der alten Reichsſtadt, die als wahre Anomalien in Ihrer Denkart erſcheinen. Ariſt hatte eben die Eigenheit, und wie ich höre, iſt er damit bei ſeiner Braut geſcheitert, ſowie es Ihnen in der großen Welt geſchehen kann. Nur mit dem Unterſchied, daß Ihr Bruder im Zug war, ein Philoſoph zu ſein, und Sie auf dem beſten Weg, Finanzminiſter zu werden." „Jarl, Sie wollen Beleidigungen mit —" — „Ich will mit Ihnen als ein vernünftiger Mann reden. Ein Mann meiner Art ſchmeichelt der Zofe, um ſich das Anſehen zu geben, als dürfe er nach der Herrin Gunſt ſtreben. Das iſt der Schlüſſel zu meinem Verhältniß mit Jungfer Liſette. Daß die — die Frechheit hatte, mir den Inhalt des Briefes zu melden, den Sie Ihrer armen Frau geſchrieben, und den ſie mit ihren Luchsaugen abgeſpäht, indeß Ihre Frau ihr ſchönes Haupt in die Hand ſtützte, war Routine, denn die Schlange hatte bei ihren vorigen Herrſchaften das Intriguiren gelernt. — Da! leſen Sie ſelbſt den Brief, in dem ſie mir's meldet. Sie ſehen darin, daß Ihre Frau mich vor ihrer Abreiſe nicht ſehen wollte, und daß keine Heimlichkeit zwiſchen uns war." — „Und das Urtheil der Welt?" rief Marcus, ſich ſelbſt zum Zorne aufreizend, weil er ſich ſchämte, je länger je weniger Recht zu behalten. „Was nennen Sie ſo? Ihren Collegen, den alten Seifried, habe ich ſo artig bearbeitet, daß er ſich geſtern Abend bei Gräfin Balbi hat vorſtellen laſſen. Das jetzige Geſuch ſeines Schwiegerſohnes, worüber der Alte in halbem Trunk die dumme Scene machte, iſt ihm abgeſchlagen, aber eine viel vortheilhaftere Beförderung ſteht ihm in wenigen Tagen bevor. Sie können denken, daß der alte Geck jetzt nur bei der Gräfin ſchwört, und Andere, die den Vortheil anſehen, den ihre Huld bringt, werden ſich wol hüten, ferner zu raiſonniren.“

„Dann habe ich eine ebenſo raſende Thorheit als unbarmherziges Unrecht begangen, da ich meine Frau wegſchickte,“ ſagte Marcus, der, den unſichern Boden der Rachſucht gänzlich verlaſſend, jetzt auf dem noch grundloſern des herzloſeſten Egoismus ſtand, auf dem man, um ſich Unmuth zu erſparen, zu jedem Selbſtbetrug bereit iſt. Jarl zuckte ſchweigend die Achſeln. — „Wahrlich, Sie bezeigen wenig Theilnahme an einer Frau, die Sie noch vor Kurzem ſehr zu intereſſiren ſchien!“ rief Marcus, ärgerlich über die dumme Rolle, in der er ſich befangen fühlte. „Am Ende zürnen Sie, weil ich nicht Ihrer Frau Liebhaber bin?“ fragte Jarl mit ſatiriſchem Lachen; „laſſen Sie uns doch wie beſonnene Männer ſprechen, nicht wie tragirende Studenten. Es iſt unrecht, daß Sie Ihre Frau wegſchickten, und die Art, wie Sie's thaten, hat es ſtadtkundig gemacht.“

„Ich habe nichts ſtadtkundig gemacht,“ fiel Marcus heftig ein, „mein Brief“ — „Sie, oder Ihre Frau, die Art macht jede Verſöhnung unmöglich; alſo wär's das Beſte, Sie ließen's dabei. Im Grund, eine bürgerliche Frau war Ihnen immer ein Bischen im Wege, und dieſe, verzeihen Sie, brauchte vieles Geld. Beweiſen Sie durch eine ſtrenge Reform Ihres Hausweſens, daß es Ihnen mit der Trennung ein Ernſt iſt, und ſchreiten Sie, von Eheſorgen unbeſchwert, auf Ihrer Bahn fort. Wir, die wir keinen Stammbaum haben, müſſen uns mit keiner überflüſſigen Laſt behängen, um dahin zu gelangen, wo unſere Talente uns hinweiſen, das heißt *über* die Stammbäume. Aber Gott mit

Ihnen! ich muß ſehen, wie meinem gnädigen Herrn der Chokolat ſchmeckt.“ Damit bot er Marcus die Hand. Konnte dieſer ſie abweiſen? Er faßte ſie hocherröthend, und der Mann, der über den eigentlichen Sinn der Ehre im Unklaren war, gerieth bald dahin, Jarl's Rathſchlägen zu folgen, indem er ſeine Grundſätze noch zu verabſcheuen vermeinte. Er gab ſein Haus auf, richtete ſich als Junggeſelle auf einen eleganten Fuß ein, beſuchte, was er ſeit längerer Zeit aus Arbeitseifer verſäumt hatte, Theater und Concerte; er würde ſich ohne Bedenken ſogar in Gräfin Balbi's Abendzirkel haben einführen laſſen, aber das lag nicht in ſeinem Plan; der Fürſt geſtand ihr zu, Hofjunker, Kapellmeiſter und Schauſpieler zu empfehlen, für ſeinen Finanzpräſidenten foderte er jedoch anderweitige Zeugniſſe als das Wohlgefallen einer ſchönen Frau.

Das Publicum war von der erſten Nachricht von Sophiens Verweiſung vor Verwunderung außer ſich. Wie der von ſeinem ganzen Collegium geſchätzte Finanzrath ſeinen Haushalt ſo ſtreng reducirte, meinten die Männer, der Mann habe ſich zur rechten Zeit vor dem Bankerott gerettet; die Frau habe unſinnig verthan. Jarl erwähnte hier und da Marcus' mit ernſter Achtung und ſchwieg bei Sophiens Namen mit geheimnißvoller Discretion; da er zugleich, ohne vertraulich ſein zu wollen, dem Finanzrath, wo er ihn traf, mit Unbefangenheit begegnete, ſchloſſen die Weiber, Sophie habe ſich Jarl an an den Hals geworfen; nur die Achtung für den Gatten habe ihn genöthigt, deſſen Haus zu beſuchen; wie endlich Marcus mehr im Publicum geſehen ward und nach abgehaſpeltem Rechnungstagwerk ſein verarmtes Weſen an ein paar langweiligen Theetiſchen herumſchleppte, winkten ſich die erwartungsvollen Fräuleins zu: Man ſieht's ja, der Mann lebt, ſeitdem er ſein Hauskreuz los iſt, ordentlich auf. — Und Sophie ward verurtheilt.

Sophie kam nach einer peinlichen Reiſe in dem bejammernswürdigſten Geſundheitszuſtande bei ihrer Mutter an. Der Anblick ihres entſtellten Geſichts, die Nothwendigkeit, ſogleich einen Arzt herbeizuholen, nahmen anfangs alle Aufmerkſamkeit in Anſpruch, ſodaß der Leidenden Erklärung, eine Geſchäftsreiſe ihres Gatten habe ihr Gelegenheit gegeben, ihre längſt gehegte Sehnſucht nach ihrer Mutter zu ſtillen, Madame Salmon genügte. Urſule verſtand ſich beſſer auf ihrer Schweſter Ausdruck, ſie ahnte Unglück und gerieth in die ängſtlichſten Beſorgniſſe, wie der Arzt der Mutter entdeckte, daß eine angehende Schwangerſchaft die Haupturſache des nur anſcheinend bedenklichen Zuſtandes ihrer Tochter ſei; ihre Nerven ſeien unbegreiflich abgeſpannt, ſie müſſe daher der vollkommenſten, aber erheiternden Ruhe genießen. Indeß Madame Salmon ſich kindiſch über die Ausſicht zur Großmutterſchaft freute und ebenſo kindiſch ſich über alle die Gefahren im Voraus ängſtigte, die ihrer Tochter möglichſt begegnen könnten, ſaß Urſule an ihrer Schweſter Bett und ließ ſich das traurige Geheimniß ihrer unerwarteten Ankunft erklären. Sie bedurfte ihrer ganzen Charakterſtärke, um ſich ſelbſt einzugeſtehen, daß ihres Vaters althergebracht rechtlicher Name in dieſer Schweſter Schickſal entehrt ſei. Sophie überſah ihre Lage nicht. Ihre Hoffnung, über welche der Arzt ihr erſt jetzt Gewißheit gegeben, hatte den Wahn in ihr erzeugt, als würde ihr Gatte die Mutter ſeines Kindes billiger beurtheilen als das ſo wenig ſtrafbare Weib. Urſule's umſichtiger Verſtand begriff ſogleich, daß gerade dieſe Hoffnung unter den unſeligen Verhältniſſen, welche Sophiens Trennung von ihrem Gatten herbeigeführt hatten, die Schmähſucht der Welt und die Verlegenheit ihres Gemahls nur erhöhen müſſe. Sie wagte nicht, ihrer armen getäuſchten Schweſter ihre bange Vermuthung mitzutheilen; Niemand konnte ihr rathen, welches die beſänftigendſte, verſöhnendſte Weiſe ſei, ihren Schwager zu behandeln; ſie beſchloß aber, um Mutter und Kind zu ſchonen, ihre Schweſter in ihrem beruhigenden Irrthum zu erhalten. Nach ſehr kummervollem Nachſinnen ſchrieb ſie Ariſt, der ſelbſt eine Reiſe nach den amerikaniſchen Freiſtaaten gemacht hatte und um dieſe Zeit kaum wieder auf dem alten Feſtlande eingetroffen war, den ganzen unglücklichen Vorgang. Ihr kräftiger Charakter und ihr reines Herz widerſetzte ſich dem Gedanken einer Rückkehr ihrer Schweſter zu dem unbilligen, aber vor der Welt beleidigten Gatten. Sie hielt die Heiligkeit der Ehe ſo hoch, daß ihrer Anſicht nach Gatten, die ſich einander ſolche Vorwürfe gemacht hatten wie Marcus und Sophie, nie mehr die Würde ihres Standes gegen einander behaupten könnten, eine Würde, die auf einem ſo feſten Vertrauen beruhe, daß keiner von beiden Gatten irgend einen Gedanken an die Vergangenheit zu vermeiden wünſchen ſoll. Dieſe Möglichkeit war für Marcus und

Sophie dahin und fortan in Urſule's Augen ihre Ehe kein heiliges Bündniß mehr. Marcus mußte die Achtung ſeiner Gattin verloren haben, denn er hatte nicht als Gatte, nicht als Freund Kraft und Feſtigkeit gezeigt, nur als tyranniſcher Richter. Doch, daß er ſeiner Frauen Unſchuld, daß er ſein Kind anerkenne, ſchien ihr nothwendig um ihres Vaters Gedächtniß; dieſes herbeizuführen, hielt ſie Ariſt's Dazwiſchenkunft für ſehr nothwendig; bis dieſe ſtattfinden konnte, beſchloß ſie, allein von ihrem geſunden Gefühl geleitet, Marcus den Zuſtand ſeiner Frau zu melden, Sophiens Trennung von ihrem Hausweſen nicht weiter zu erwähnen, ſondern ernſt und ohne Vorausſetzung des mindeſten Zweifels von ſeinen Pflichten gegen Mutter und Kind zu ſprechen. Bis ſie in nähere Erläuterungen einzugehen brauchte, hoffte ſie, Ariſt anlangen zu ſehen und die Sache in ſeine Hände zu legen.

Marcus, der ſeiner Schwäche nur durch Starrſinn zu einer Kraftäußerung emporhelfen konnte, ward durch die Nachricht von Sophiens Geſundheitszuſtand ſehr erſchüttert. Er war von den Rechten, die ſein Weib an ihn hatte, vollkommen überzeugt; da aber ſein ganzer Unwille auf das Urtheil der Welt, nicht auf ſtrenge moraliſche Begriffe gegründet war, mußte Sophiens Mutterſchaft ihn nur von Neuem empören. Im Streit ſeiner beſſern Gefühle mit der elenden Außenwelt, in die er ſich immer mehr einſpann, ließ er, ohne zu antworten, ein paar Wochen vergehen; am Ende derſelben war er ſeiner Lebensweiſe ſchon ſehr gewohnt, die Erinnerungen an ſeine Frau, welche äußere Zufälle anregten, wurden viel ſeltener und der Gedanke einer Vaterſchaft unter dieſen Umſtänden ſo unleidlich, daß er ſeiner Schwägerin in einem ſehr gezierten, halb empfindſamen, halb rabuliſtiſchen Brief zu verſtehen gab, er wolle dem Kinde um ſeiner Verwandten willen erlauben, ſeinen Namen zu führen, glaube aber übrigens genug gethan zu haben, wenn er Sophiens Mitgift aus ſeiner von ſeinem Vater zu hoffenden Erbſchaft gänzlich zurückzahle und ihre Ausſteuer unverſehrt abliefere. Wirklich langten wenige Tage darauf Kiſten und Kaſten an, und zum erſten Mal fand Urſule nöthig, ihre Mutter zu hintergehen, indem ſie ihr das Gepäck unter einer andern Rubrik in den Büchern anzeichnen ließ und den alten Buchhalter, ohne ihn zum Vertrauten zu machen, bat, bis zu Ariſt's Ankunft über Alles, was ihre Schweſter anging, zu ſchweigen. Der alte Mann war ſo thöricht wie Madame Salmon. Er feute ſich kindiſch, einen Enkel ſeines Principals auf den Armen zu wiegen, und zweifelte nicht, daß Ariſt mit ſeinem Verſtande und ſeiner Rednergabe den vorwaltenden kleinen Ehezwiſt beilegen würde.

Niemand war leichter zu behandeln als der alte Ottur. Seine Handelsſpeculationen hatten ihm je länger, je näher am Herzen gelegen, ſeiner Sohne Nähe hatte ſich bei ihrer Rückkehr gleichſam zwiſchen ſie gedrängt, ſeit den zwei Jahren, wo ſie nun fern waren, hatte Gewinnſtesliebe ihren Raum eingenommen und das Alter in ſchnellern Fortſchritten das Herz erkältet. Die Nachricht, die ihm Marcus von ſeiner Uneinigkeit mit Sophien gab, war ihm höchſt läſtig geweſen, denn er ſah ſogleich ein, daß die Mitgift herausgegeben werden müßte; er hütete ſich alſo wohl, die Nothwendigkeit einer Scheidung anzuerkennen, und that gegen die Salmon'ſchen Frauen, als ſäh er Sophiens Anweſenheit im mütterlichen Hauſe als temporär an. Seine bequemen Gewohnheiten hätten bei einem Bruche ſehr gelitten. Der Sonntagskaffee, der obere Platz bei allen Salmon'ſchen Ehreneſſen wäre bei einer Erläuterung wahrſcheinlich eingegangen; das ſind Dinge, die man nach dreißig Jahren Genuß ungern aufgibt. Sophie war nicht zu betrügen, und nach Urſule's Anſicht ſollte ſie auch nicht betrogen werden; doch nur ſoweit, als Urſule ſie nicht ableugnen konnte, machte ſie die ſtets Fortkränkelnde mit ihres Mannes Härte bekannt. Ob ſie Hoffnung hegen wolle, überließ ſie ihr ſelbſt, denn ihre Anſicht glaubte ſie ſich nicht berechtigt ihr aufzudrängen. Und ſo hoffte denn die Arme; ja, von ihrer Mutter Irrthum verleitet, gerieth ſie in den von ihrer Schwäche begünſtigten Wahn, als wenn ſie wirklich nur von ihrer Kränklichkeit verhindert werde, ernſte Schritte zur Rückkehr in ihres Gatten Haus zu thun.

Unter dieſen Umſtänden langte Ariſt an. Sein Widerſehen mit Urſule war ganz unbefangen. Sie drückte ihm ihre Zuverſicht, an ihm eine Stütze, an ihm den Beſchützer ihrer Schweſter zu finden, mit Innigkeit aus; erſt wie ſie in die nähern Umſtände von ihrer Schweſter Lage einging, überwältigte ſie das Gefühl, ſie weinte heftig — eine Wohlthat, die ſie ſich neben Denen, die von ihr Troſt zu fodern gewohnt waren, nie erlaubte — und verhehlte ihrem Jugendfreund nicht, daß ſie noch vor niemand Anderm geweint und daß ſie ihn auffodere, fortan der Stärkere zu ſein. Ariſt hatte bei der Nachricht, die ihm Urſule von ſeines Bruders geſtörter Ehe gab, ihre Auffoderung nur rückſichtlich dieſes Bruders verſtanden; da er ſeit ſeiner Abreiſe nach Elberfeld nie mehr in unmittelbarem Verkehr mit dem geliebten Mädchen geweſen, hielt er ihr Gefühl noch für humoriſtiſch, ihren Verſtand für überſpannt, wie ſie ehemals waren. Ihr Brief erweckte eine lebhafte Sehnſucht, ſie jetzt wiederzuſehen, allein ſeine Reiſe in die Heimat beſchleunigte er aus Bruderliebe, aus Gerechtigkeit; denn er glaubte in Urſule's kunſtloſem Bericht den ſichern Beweis von Marcus' Übereilung zu leſen. Der herzliche Empfang, das milde Weſen des geliebten Mädchens überraſchte und entzückte ihn, doch er hütete ſich wohl, dieſe Empfindung zu verrathen. Menſchen von ſehr empfindlichem Herzen finden gewöhnlich in einem äußern Gleichmuth das beſte Mittel, das Gleichgewicht im Innern zu erhalten. Sie wehren die Wirkungen der Außenwelt im erſten Andrange ab; denn erreichten ſie dieſes Innere, ſo wär's um ihre Faſſung geſchehen. Da ſie nun aber von den Umſtänden um ſie her in dem Augenblick dieſes Andrangs oft zum Reden und ſogar zum Handeln getrieben werden, ſo ſind ſie genöthigt, den Eindruck von Außen in ihren Verſtand aufzunehmen, damit ſie ihn vom Gefühl abzulenken Herr ſind, und ſo kommen ſie aus Übergefühl faſt ſo weit wie die Verſtandesmenſchen.

Nachdem Ariſt von der ganzen Lage der Sachen unterrichtet war, ließ er ſich zu der Mutter und Sophien führen, und obgleich die letzte beſonders in ſehr heftige Gemüthsbewegung gerieth, that es ihnen Beiden unausſprechlich wohl, ſich von ihm, die eine mit kindlicher Ehrerbietung, die andere mit brüderlicher Herzlichkeit behandelt zu ſehen. Die Welt überſieht gar leicht das entmuthigende, ſchmerzliche Gefühl, das, alles andere Weh abgerechnet, das Weib als Witwe und Waiſe erleidet, weil ſie den Schutz eines männlichen Weſens verlor. Es gibt kleine, nichtsbedeutende, aber immer wiederholte Unbilden in der Geſellſchaft, die des armſeligſten Mannes Nähe entfernt; ſie ſtürmen unausweichbar auf das vereinzelte Weib, und die Geiſtesſtärkſte empfindet ſie wie die Schwächſte, weil ſie die zarte Würde ihres Geſchlechts richtiger erkennt.

Ariſt war nach dem erſten Beſuch bei Sophien bemüht, ihren Arzt zu ſprechen. Ihr Zuſtand war ihm weit bedenklicher vorgekommen, als ihre nächſten Verwandten ihn anzuſehen ſchienen. Er hatte richtig geurtheilt; der Arzt nannte einen Zeitpunkt, der ſehr nahe war, wo die Symptome des Übels ſich ändern mußten, wenn, wie er fürchtete, nicht ſowol die Schwangerſchaft als eine Abzehrung, deren Fortſchritte von dieſer gehemmt würden, an ihrem Leiden ſchuld ſei. Beſtätige ſich dieſes, ſo würden ihre Kräfte nach der Niederkunft ſehr eilig erſchöpft werden. Innig betrübt kehrte Ariſt an das Lager des armen, durch ihren und Anderer Leichtſinn hingeopferten Weibes zurück. Sie ahnte ihre Zukunft nicht, alle traurigen Anzeigen ihres Zuſtandes legte ſie zum Vortheil ihrer Zukunft aus, und wenn ſie Ariſt bei des Tages Sinken, ihrer Kraft beraubt vom täglich wiederkehrenden Fieber, auf ihren Divan ausgeſtreckt fand, reichte ſie ihm ihre ehemals ſo runde, nun nur noch blendend weiße, aber trocken glühende Hand und rühmte ſich ihrer Vernünftigkeit, ſich ſo zu ſchonen, da ihr wahrlich gar nichts fehle als ein bischen Athmen und Kraft. Die vom Arzt beſtimmte Zeit ging vorüber und keine der günſtigen Anzeigen trat ein. Ariſt bat den Arzt: „Opfern Sie das Kind, deſſen Zukunft ſo unſicher iſt, und erhalten Sie die Mutter!“ — Der Arzt ſagte ſtrafend: „Herr, das hat die Natur nur in ſeltenen Fällen möglich gemacht, ob erlaubt, weiß ich immer noch nicht. In dieſem Fall gibt ſie den Stamm auf und ſorgt nur für den Sprößling. Trifft meine Vermuthung ein, ſo geneſt dieſe arme Frau eines ſehr geſunden Kindes, um ſelbſt zu erlöſchen.“

Länger konnte Ariſt ſein trauriges Geheimniß nicht allein tragen; es ward ihm leicht, Urſule, die ihn ganz als ein Mitglied der Familie behandelte, allein zu ſprechen; er foderte ſie zum Muth auf und vertraute ihr ihrer Schweſter höchſt wahrſcheinliche Zukunft, ſowie ſeine Abſicht, nun er dem Arzt eine beſtimmte Erklärung entriſſen, nach der Reſidenz zu eilen, um ſeinen Bruder zu einer Verſöhnung zu bewegen. Hier erwachte Urſule's ganzer herriſcher Stolz. Sie ſtellte Verſöhnung und Demüthigung in dieſem Fall in eine Reihe und erklärte, wenn ihrer Schweſter Tod ſtattfände, den ſie ſchon den Muth gehabt habe, ſich als möglich zu denken, das Kind anzunehmen und ihm Vater- und Mutterliebe zu erſetzen.

Ariſt, nachdem er Urſule in ihrer Lebhaftigkeit nicht unterbrochen hatte, ſagte ruhig und feſt: „Urſule, wenn das Kind eine Waiſe wird, ſind unſere Rechte gleich vor dem Geſetz und gleich vor unſern Herzen, und dann wollen wir in dieſem Kinde unzertrennlich zum Guten ſein; nicht wahr, meine Freundin?“ ſo ſagte er zu der durch ſeinen Ton zur Ruhe genöthigten Urſule, faßte ihre Hände und ſah ihr offen und zärtlich ins Auge. „Zum Guten verbunden ſein! ja, Ariſt, das wollen wir, aber nicht zur Demüthigung meiner Schweſter.“ — „Wäre Sophie nicht Mutter geworden, ſo wäre ich ganz Ihrer Meinung. Die Ehe ohne Kinder iſt ein Bündniß, das nur gegenſeitige Übereinkunft zuſammenhält; der Älternſtand erhebt ſie aber zu ſo einer heiligen Verbindung, daß es ſogar Thiergeſchlechter gibt, die als Ältern Treue üben; Kinder machen die Ehe zu einer unauflöslichen Verbindung.“ — „Wie, eine ſchlechte Ehe?“ — „Eine Ehe, wo ein Theil viel trägt? ja, dieſe auch. Nur da, wo das böſe Beiſpiel eines Theils den Kindern nicht verborgen bleiben kann, ſollten Familiengerichte die Ehe trennen; ſelbſt wenn der ſittliche der beiden Gatten die Schwachheit hätte, bei dem unſittlichen verweilen zu wollen.“ — „O, wie können Sie glauben, daß Marcus je ſeinen Kindern ein gutes Beiſpiel geben werde?“ — Ariſt erröthete, weil er für ſeinen Bruder empfand. „Liebe Urſule, mein Bruder war ſtrafbar, aber nicht durch Verletzung der Sittlichkeit.“ — „Dann könnte ich noch für unſere Schweſter hoffen; denn für jeden Fehler, der eingeſehen werden kann, gibt es Beſſerung.“ — „Mein Bruder fehlte aus Egoismus, dem Fehler, den ſchon ſeine Kindheit genährt, und für den gibt es keine

Beſſerung, denn ſein erſter Keim verſchließt ja die Pforte des Gefühls, durch welches allein er beſiegt werden könnte." — „Was denn hoffen Sie von Ihrer Reiſe, wenn Sie das ſelbſt eingeſtehen?" — „Unſer Gewiſſen zu retten; damit wir nicht erſchrecken, wenn Sophiens Kind uns einſt fragt: warum habe ich keinen Vater?" — Urſule ſchauderte und reichte, ihre weinenden Augen verhüllend, Ariſt ihre Hand. Er faßte ſie unter ſeinem Arm und ſchritt ſchweigend den herbſtlichen Gartenpfad, auf dem ihr Geſpräch ſtattfand, mit ihr hinab. Es war, als ſetzten ihre Seelen im Geheim das Geſpräch fort und verſtändigten ſich gänzlich über einen Gegenſtand, den auch das mildeſte Wort für ein weibliches Ohr, für das einer Schweſter vor Allem, nicht zart genug ausdrückte. Urſule's Gang ward gemächlicher, ſie lehnte ſich vertraulich auf ihres Führers Arm. Da kamen ſie an einen von Roſen umzäunten Platz am Ende des Ganges. „Ariſt," rief Urſule mit trübem Blick, „wie wir hier ſo oft als Kinder ſpielten —" Weiter vermochte ſie vor Wehmuth nicht zu ſprechen. — „Da war's ſchön, meine Freundin. Ich erinnere mich wohl, daß Sie mir einmal, wie ich Sie ſchmälte, daß Sie hier von dieſem Buſche in eben dieſer Jahreszeit die letzte Roſenknospe brachen, mir zuverſichtlich antworteten: was iſt's denn mehr? aufs Jahr blühen ihrer genug neue." — Urſule lächelte, aber ſagte dann ſchnell, weil die Stimme ihr gebrach: „Die neuen, Ariſt, die neuen legen wir auf Sophiens Grab." — „Wohl denn, Urſule, ſo ſteigere ich mein Symbol und deute Ihnen dorthin, wo die Roſen unverwelklich entblühen." Das

Mädchen nickte, unvermögend zu ſprechen, ein paar Mal bedeutend mit dem Haupte und ließ ſich nach Hauſe führen.

Unter dem Vorwand einer Geſchäftsreiſe in eine benachbarte Handelsſtadt nahm Ariſt am nächſten Tage von der Kranken und ihrer Mutter Abſchied und reiſte in die Reſidenz. Er fand ſeinen Bruder ſchon ziemlich eingepuppt in die herzloſe Wohlleberei eines Mannes, der auf den Eheſtand verzichtet hat: eine niedliche Wohnung, ein gutes Reitpferd, den Tiſch im beſten Gaſthof und jeden Abend in der Woche ſeinen beſtimmten Zeitvertreib. Er hatte Ariſt's Ankunft in der Vaterſtadt erfahren und Gründe zur Rechtfertigung ſeiner Handelsweiſe bei ſeinem vorauszuſehenden Beſuch in Bereitſchaft geſetzt. Ariſt kam nicht ſogleich, und ſo behielt er Zeit, ein paar Monate lang ſich von ſeinen Gründen ſelbſt je länger, je mehr zu überzeugen, ſodaß er ſie Ariſt, ohne ſich deſſen Gegengründe im Mindeſten zu Herzen gehen zu laſſen, mit ſtarrer Beharrlichkeit wiederholte. Die Wahrſcheinlichkeit von Sophiens Tod wies er mit ſo ſchalem Unglauben ab, daß er ganz wider ſeinen Willen dadurch die Bewegung ſeines Gewiſſens verrieth; über die bürgerlichen Rechte des Kindes ſprach er herzlos, aber leider ſehr wahr ab, indem er ſagte: „Was hilft es dem armen Wurm, wenn ich ihn anerkenne? Die Welt hält ihn darum nicht mehr für mein Kind als vorher, mich aber für einen gutmüthigen Pinſel." — Ariſt hatte um Sophiens willen während des ganzen peinlichen Geſprächs die unerſchütterlichſte Geduld bewieſen; bei dieſer herzloſen Anſicht trat aber das Bild der verlaſſenen Mutter vor ſeine Seele, wie ſie würde ihr Kind ihm zur Schmach gebären und ſich zum Tode; er wendete ſich heftig von ſeinem Bruder ab. „Schweig,“ rief er, „ſchweig, damit ich nicht mit Verachtung von Dir ſcheide.“ — Marcus entglühte vor Zorn, aber Ariſt fuhr fort: „Du willſt alſo Sophie ihren Tod durch keinen verſöhnenden Beſuch verſüßen?“ — „Nein!“ ſprach der durch Zorn noch mehr zur Selbſtſucht Gereizte. — „Und das Kind, gegen deſſen Anſprüche Du ſelbſt keine Gründe angibſt als die Meinung einer fühlloſen Welt, erkennſt Du nicht für das Deine?“ — „Ich will nichts mit ihm zu ſchaffen haben, ſo lange die Geſetze mich nicht zwingen.“ — „Das werden ſie nie. Ich adoptire es, wenn es nicht mit ſeiner Mutter vor Gott tritt, Dich zu verklagen.“ — Mit dieſen Worten verließ Ariſt den Bruder und kehrte, ohne ihn wieder zu ſprechen, nach der Heimat zurück.

Mit der ſchmerzlichſten Empfindung hinterbrachte er Urſule die gänzliche Fehlſchlagung ſeines Reiſezwecks. Er erſparte ihr die Einzelheiten und ſagte nur, ohne Marcus' Herzloſigkeit zu beſchönigen: „In meines Bruders Herzen ſpricht keine Stimme, weder für die Mutter noch für das Kind, alles Mitgefühl iſt in ihm erſtorben.“ — „Das erleichtert mir meine ſchwere Aufgabe!“ rief Urſule nicht ohne einige Bitterkeit; „da ſeine Gegenwart uns nicht mehr droht, ſtirbt ſie von Liebe umgeben, und ihr Kind ſoll nie Mutterpflege entbehren.“ — „Und Vaterſorge, Urſule,“ ſagte Ariſt mit dringendem Ernſt. Sie blickte ihn einen Augenblick an, wiederholte dann aber langſam und bekräftigend: „und Vaterſorge, wo Mutterliebe nicht ausreicht.“ Ariſt, mit ſich ſelbſt uneins, das Rechte nicht ſagen zu können, ließ ihre Hand, die er gefaßt hatte, langſam los, indeß ſein Blick, Fehlſchlagung ausdrückend, noch auf ihr ruhte.

Nun folgte eine trübe, drückende Zeit, in welcher aber, wie in den umwölkten, herzbeklemmenden Tagen des Vorfrühlings, ſich die Keime neuer Schöpfungen entwickeln. Sophie hörte nach und nach auf, von ihrer Rückkehr zu ihrem Gatten zu ſprechen; Alles, was in der Reſidenz vorgegangen war, ſchien ſie in den Hintergrund ihres Gedächtniſſes zu drängen und beſchäftigte ſich dagegen viel mit der frühern Vergangenheit, wo ſie mit Marcus als Kind und ſpäter als Braut frohe Stunden genoſſen hatte. Sie verweilte bei den oft kindiſchen Details mit einem Ernſt und unterbrach ſie durch ein ſo begeiſtertes Nachdenken, daß es oft ſchien, als ſeien ihre Äußerungen ihren Gedanken gar nicht gewachſen. Ihre Hoffnungen hatten jetzt ein anderes Ziel, ſie nahm ſich vor, gleich nach ihrer Geneſung ins ſüdliche Frankreich zu gehen, um dort ganz zu erſtarken. Urſule und die Mutter ſollten mit ihr ziehen. „Darf ich nicht auch mit?“ fragte Ariſt ſcherzend, indem er, ſeiner Wehmuth immer Meiſter, willfährig ihrer Phantaſie nachgab. Sophie ſah Urſule bedeutend an, zog ſie zu ſich, als wolle ſie ſie von Jemand entfernen, und ſchüttelte das Haupt. Ariſt und Urſule glaubten, daß ſie damit die Überzeugung ausdrücke, daß ein näheres Verwandtſchaftsband ihn nicht mehr dazu berechtige, ſie glaubten ſich deshalb der harten Nothwendigkeit enthoben, ſie über dieſen traurigen Gegenſtand je zu unterrichten, und ſannen nur darauf, wie die letzten Lebensträume ſo leicht wie möglich ihr müdes Haupt umgaukeln möchten.

Die Abgeſchloſſenheit eines Krankenzimmers unter der Pflege liebender Freunde wiegt den Todgeweihten in ein Trugleben ein, das in den Augen der ernſten Weiſen verletzend gegen die Wahrheit abſticht, die ihn ſo bald Jenſeits empfangen ſoll. Der Kranke, der täglich an Kräften abnimmt, meidet die ſchmerzlichen Gedanken ſo gern, wie die läſtige Lage, das harte Hauptkiſſen; er horcht auf das ſchmeichelnde Wort, wie er nach einer Labung ſeiner dürren Lippen greift. Er weiß, daß jenes nicht buchſtäblich zu nehmen, daß dieſe nicht heilend iſt, aber der Augenblick lindert beides; und ſo lebt er die Augenblicke fort, bis ihn der letzte ereilt. Die Natur ging ſo wohlthätig mit ihrem ärmſten Kinde, dem Menſchen, um, daß ſie ſeine Seelenkräfte bei der langſamen Annäherung der großen Verwandlung ſo in den unſichtbaren Mittelpunkt ihrer Wirkſamkeit zurückzieht, daß die oſtenſible Zubereitung zum Abſchiede ſelbſt endlich dem Sterbenden nur das angenehme Gefühl einer letzten Thätigkeit zu geben ſcheint. Indeß alle Umſtehende in Thränen zerfließen, iſt der Sterbende meiſtens gefaßt.

Der einzige Zwieſpalt, der in Sophiens Seele vorhanden zu ſein ſchien, fand zwiſchen ihrer vertrauensvollen Liebe für Ariſt und der Furcht ſtatt, er möchte dennoch ihrer Schweſter Unglück veranlaſſen. Offen ſich über dieſen Punkt zu erklären, hielt ſie ihre, jede

Erſchütterung ſcheuende Schwäche zurück, ſie glaubte aber ihr Ziel dadurch zu erreichen, daß ſie, ihrer Schweſter frühere Äußerungen benutzend, es als ausgemacht annahm, daß ſich Urſule gar nicht verheirathen wolle und ihre jetzige Verbindung mit Ariſt als ein freies, keinem Geſetz und keiner Schwäche unterworfenes Freundſchaftsband behandelte. Sonderbarerweiſe ſetzte ſie dieſe Beiden damit in die Nothwendigkeit, ſich ſelbſt in dieſer Stellung zu verhalten.

Die zärtliche Neigung, mit welcher Urſule und Ariſt früher aus verſchrobner Jugendanſicht geſpielt hatten, hielten ſie jetzt aus Schüchternheit und Zartgefühl gegen die Hirngeſpinſte einer geliebten Kranken verborgen, doch die Liebe verlor dabei nichts, nicht einmal an zartem Genuß; denn der holden Vertraulichkeit, welche dem anſpruchsloſen Freund neben dem Lager der leidenden Schweſter geſtattet wurde, wäre die Geliebte durch irgend eine vorſichtige Maßregel zuvorgekommen, und der Liebhaber, indem er als ſolcher ſich vor Allem um ſeine Herrin bemüht, hätte das Vertrauen der Freundin nicht in dem hohen Grade gewonnen. So wie ſie jetzt einander gegenüber ſtanden, gab es oſtenſible Gründe, Eines dem Andern Freude zu machen, und ohne ſich das Wenn und Wie zu geſtehen, hofften ſie eine beſſere Zukunft, und waren bemüht, Andern die Gegenwart zu erleichtern.

Niemand ward durch die Umwege, welche das Gefühl dieſer Menſchen nahm, mehr getäuſcht als die alte Freundin von Halten. Sie leiſtete der Mutter Salmon treulich Geſellſchaft, ſobald es aber dieſe ihr liebe

Pflichterfüllung geſtattete, brachte ſie gern eine Stunde in Sophiens Zimmer zu und half ihr phantaſiren; denn ſo möchte man die Leichtigkeit nennen, mit der ſie ſich in alle Reiſeplane oder Kindheitserinnerungen der Kranken verſetzte. Wahrſcheinlich mächte dieſe ſie zur Vertrauten ihrer Furcht, daß Urſule durch Männerliebe, durch Ariſt's Liebe zuerſt, die Ruhe ihres Lebens verſcherzen könnte, wie ſie ſelbſt ſolche verſcherzt hatte. Frau von Halten, der das Leben nicht genug Begebenheiten darbot, beobachtete das Freundepaar ſpähend, und hielt manche ſchöne Rede über den Werth eines Bundes, der nie die Täuſchungen der Liebe gekannt; erſt jetzt erinnerte ſie ſich, wie die kleine Liebesgeſchichte, die ſie als ſechszehnjähriges Mädchen mit Urſules Vater gehabt, eine ſolche Verbindung zwiſchen ihnen gegründet, und ward ſelbſt wirklich glücklicher darum, ſich einer ſo treuen, eitler Liebe von je fremden Verbindung rühmen zu können. Ariſt ſchwieg bei Sophiens liebevoll-ängſtlichem Winken, aber die bunte Phantaſie der wohlmeinenden alten Dame erregte ſeine Laune, ſodaß er mit vielem Ernſt, ihrer Meinung beipflichtend, gefühlvolle Tiraden herunterſpann, bis er einſt plötzlich Urſules Auge von Thränen gefüllt überraſchte, und als er beſtürzt und entzückt — denn er wagte dieſen Unwillen günſtig für ſich auszulegen — unter dem Vorwand, ihr Sophiens Theeſchale zu reichen, ihr näher trat, und ſie hocherröthend ſich abwendete, glaubte er ſeines Glückes ſich ſchmeicheln zu dürfen und ſuchte dieſem Gegenſtand des Geſprächs der Hausfreundin und der lieben Kranken auszuweichen, oder ihn mit freundlichem Scherz zu beſtreiten. Eines Tages hatte ein geſchäftiger Damenbeſuch an Sophiens Lehnſeſſel, ohne auf die nahe Beziehung, die ſie mit ihrem Schickſal darin finden konnte, Rückſicht zu nehmen, als Stadtneuigkeit die rückgängige Heirath eines, zu dem ehemaligen Geſellſchaftszirkel des Salmon'ſchen Hauſes gehörigen Paares erzählt. Die Damen beſchuldigten den Mann der leichtſinnigſten Treuloſigkeit, und dieſes Urtheil leuchtete auch aus Sophiens ungewöhnlich lebhaftem Antheil an dem Bericht, den Frau von Halten Ariſt von der erhaltenen Neuigkeit gab. Ariſt ließ ſich ruhig erzählen, that einige Fragen, um zu erfahren, was alles für Umſtände die Referentinnen gemeldet hatten, und ſagte dann nach einer langen Pauſe zu Sophie, welche den letzten Klagepunkt mit mehr Lebhaftigkeit, als ihre erſchöpften Kräfte erlaubten, vorgetragen hatte: „Man that dem Manne Unrecht —" Sophie und Frau von Halten fuhren auf: „Wie? Sie vertheidigen den Verrath an einem Weibe?" — Urſule, die an dem ganzen Geſpräch keinen Antheil genommen, blickte ihn ernſt verwundernd an. Ariſt's Auge begegnete dem ihren, und die Strenge des ihrigen ſchmolz vor dem ſtillen Vertrauen, mit dem es auf ihm geheftet blieb. „Urſule, glauben Sie das auch?" fragte er ſanft, „iſt es recht, daß ihr Frauen uns nur allein beſchuldigt, wenn die Vereinigung misglückt? Runde, von dem hier die Rede iſt, hat einen Vorwurf verdient: er hat im erſten Drange der Leidenſchaft zu viel Unterwürfigkeit gezeigt. Amalia hatte ſich eine falſche Anſicht von ſeinem Charakter bilden müſſen. Wie er Bräutigam geworden, trat er in ſeinen männlichen Charakter wieder ein, er ſuchte Amalie für ſeine ernſten, würdigen Lebensanſichten zu gewinnen, er machte ſie zur Theilnehmerin ſeiner Sorgen, ſeiner Hoffnungen, er behandelte ſie in intellectueller und ſittlicher Hinſicht ſchon als Gefährtin ſeines Lebens. Dem war das eitle Mädchen nicht gewachſen, ſie machte die Anſprüche einer petite maitresse, er ſuchte ſie auf dem Weg des Gefühls, der Vernunft zu gewinnen, aber ihre Seelen begegneten ſich nie. Wie nun ſeine Mutter ſtarb — er hatte ſie unausſprechlich geliebt und ihr Alter durch die kindlichſte Hingebung verſüßt — machte Amalia ihm einen unangenehmen Auftritt, weil er die erſten zwei Tage nach ihrem Hinſcheiden nicht bei ihr geweſen, außer ſeinem Bureau nirgends, ſondern an der Mutter Sarg, man ſagt leſend, auch weinend geſeſſen. Bei ſeinem erſten Beſuch am Begräbnißtag brachte er Amalien irgend ein Kleinod, ich glaube ſo ein Ding, wie die Frauen ehemals an den Hals hingen. Amalie nahm es ſehr zärtlich, ſagte, ſie wolle es modern faſſen laſſen und als Gürtelſchnalle tragen. Runden ſchauderte, aber er ſchwieg. Gleich darauf war mit einem indeß eingetretnen Beſuch von einer großen Landpartie die Rede, die in den nächſten vierzehn Tagen ſtattfinden ſollte. Runde hörte, ohne an dem Geſpräch Theil zu nehmen, daß Amalie an ihm Theil zu nehmen gedenke. Wie der Beſuch fort war, fragte er Amalie, ob ſie ſich wirklich zu dieſem Feſte verbindlich gemacht hätte; ſie erröthete, ſagte aber unbefangen: da unſre Verbindung noch nicht erklärt iſt, befiehlt mir der Anſtand noch nicht, eine Trauerzeit zu halten. Runde verſichert, er habe ihr nichts geantwortet, ſondern ihr den folgenden Tag geſchrieben, daß er dieſe Zeit, wo der Anſtand ihnen noch keine Pflichten auflege, benutze, um aus freiem Muthe wahr gegen ſie zu ſein. Er habe ſich in ihr geirrt, indem er ſie geneigt gehalten ſeine Freuden und ſeine Leiden zu theilen, und ſie ſich in ihm, wenn ſie ihn des Ernſtes für unbedürftig gehalten. Er bat ſie dringend um Verzeihung, ihren Irrthum veranlaßt zu haben, und bot ſich an, ſich ganz als verurtheilte Partei aufführen zu laſſen. Amalie ſoll bei dem ländlichen Feſte höchſt reizend geweſen ſein, und Runde bat um die Commiſſion beim neuen Hospitalbau, wo er ſechs Jahre der verdrießlichſten Arbeit ohne allen Lohn, zu der man ſeit einer Reihe Jahre Niemand fand, vor ſich hat. Das iſt Runde's Geſchichte. — Urſule, hat er nun Amalia aufgeopfert?“ — „Ich habe nicht mit geurtheilt, Ariſt; mir kommt es nicht zu.“ — „Zu urtheilen? doch, meine Freundin, zu verurtheilen, wie heute Ihr Beſuch that, das kommt keinem guten Menſchen zu. Mir liegt Runde's Sache als Sache meines Geſchlechts am Herzen. Runde hat ſich vielleicht von ſeiner Leidenſchaft verleiten laſſen, während er um Amalia warb, bei den Hinderniſſen, die ihre Vormünder ihm in den Weg legten, ſeine Geliebte zu vergöttern; allein wenn die Erlangung ſeiner Wünſche ihn ruhig genug machte, um ſie männlich und vertrauend von dem Abgott ſeiner Träume zur Theilnehmerin an ſeiner Wirklichkeit zu erheben, und ſie an dieſer gar keinen Theil zu nehmen geneigt war, wenn ſie das in den ſorgloſen Tagen des Brautſtandes nicht wollte, was durfte er hoffen, daß ſie thun würde, wenn trübe Zeiten, Krankheit und Schmerz ihn heimſuchte?" — Dann würde ſie ihre Pflichten erfüllt haben," rief Sophie weinend. — „Sah Runde die Sache ſo an, ſo that er recht," ſagte Urſule und reichte Ariſt ihre Hand. Er drückte ſie ſanft in der ſeinen und gab dem Geſpräch eine heitere Wendung.

Faſt ſchien es, als wenn der Fluch, welcher auf unſere erſte Mutter gelegt ward, Sophiens Haupt nicht getroffen hätte. Wie ihre Stunde kam, gab ſie einem geſunden Knaben das Leben, faſt ohne Schmerz, aber von dem Augenblick an, wie er ſein Auge dem Lichte aufſchloß, dunkelte ſich das ihre. Sie lag in ſanftem Schlummer und erwachte nur, um liebevoll lächelnd den erloſchenen Blick auf ihre Lieben zu richten, die ihr mit Liebesworten zuſprachen. Ihr Bewußtſein ſchien keineswegs geſchwächt, ſondern in ihrem Innern klarer zu werden, denn in den wenigen Worten, die ſie in ihrem wachen Zuſtande ausſprach, war ein Fortſchreiten richtigerer Schätzung der Dinge unverkennbar. Sie trug Ariſt Grüße der Verſöhnung und Verzeihung an ihren Gatten auf. „Ich hatte unrecht, aber ich war unſchuldig," ſagte ſie. — Ein andermal, da ihr Auge beim Erwachen ihre Schweſter und ihren Freund neben ihrem Lager zu unterſcheiden begann, winkte ſie mit der Hand, der es ſchon an Kräften gebrach, um Freundeshand zu faſſen, und wie beide ſich zu ihr neigten, ſagte ſie: „Vereint Eure Hände, denn Eure Herzen ſind es, und vermeidet, was mein Glück verhinderte." Ariſt blickte überraſcht auf Urſule, aber nur einen Moment; in dem nächſten lagen ihre Hände in einander, als ſtünden ſie vor dem Prieſter, in Sophiens gebrochenem Auge loderte ein freudiges Licht auf, ſie lispelte leiſe: „Liebt mein Kind!“ und der Schlummer, in den ſie nun wieder verſank, ward zum Tode.

Was von nun an mit Ariſt und Urſule geſchah, war nur Geſchichte ihres äußern Lebens, denn die ihres Innern ward durch keinen Zwieſpalt mehr kund. Madame Salmon hielt die Verbindung ihrer Tochter mit dem Gatten, den ihr Eheherr ihr beſtimmt, für den verſpäteten Gehorſam für ihr Gebot; und die Schonung, mit welcher Ariſt ſie behandelte, die frohe Häuslichkeit, welche aufs neue um ſie her entſtand, tröſtete ſie für Sophiens Verluſt. Sie ſtand Anfangs in Verſuchung, Großmutterrechte geltend zu machen und ihren Enkel unter ihre ſogenannte Obhut nehmen zu wollen. Ariſt zeigte ſich hier aber ſo feſt, daß die gute Dame glaubte, Urſule auf einen ſehr herriſchen Ehemann vorbereiten zu müſſen. Dieſe aber lächelte und ſagte: „Würde er herriſch, ſo müßte ich nachgeben, aber in dieſem Fall habe ich gleiches Intereſſe wie er: Sophie vermachte uns Beiden ihren Sohn.“ Dieſe Erinnerung wuſch Madame Salmon's Unwillen mit Thränen hinweg, und haben unwillige Frauen erſt geweint, ſo wird ihr Gemüth wieder ruhig.

Für Marcus war die Nachricht von Sophiens Hinſcheiden ſo ſchädlich, wie aller Schmerz für Den wird, der nicht gelernt hat, ſeine Kraft am Schmerz zu ſtählen. Seiner Weichlichkeit, ſeiner gekränkten Eitelkeit, ſeinem Wohlleben hatte es behagt, ſeiner Gattin Zuſtand durchaus nicht für gefährlich zu halten, und ſo lange verſchloß er ſein Herz auch jedem Gedanken an die Rechte, die ihr Kind an ihn haben konnte. Die Geſellſchaft hatte die kurze Erſcheinung des artigen Weibes vergeſſen, manches weibliche Mitglied derſelben, das ſich ihrer Annehmlichkeit ſehr wohl entſann, hütete ſich aus ſehr guten Gründen, den reichen und angeſehnen Finanzrath an ſie zu erinnern: ſo hatte er ſich vor jedem Rückblick in die Vergangenheit verwahrt; er gönnte nur Sophiens Unrecht einen Raum in ſeinem Gedächtniß, und dieſen Gegenſtand mied er, weil ſich ihm das ſeine zugleich aufdrang. Eines Abends, der einer ſeiner farbloſen Tage beſchloß: Sitzung, Amtsarbeit, table d'hôte, Billard oder Ausreiten, einige Amtsbeſuche oder Geſchäftsgänge, dann ein l'Hombre — damit füllte er, wie ſo Viele, die ihm ähneln, die Zeit, die ihn zur Ewigkeit führte — an ſo einem Abend fand er viele Briefe auf ſeinem Tiſch, ließ ſich auskleiden, ſetzte ſich bequem, ſteckte ſeine Pfeife an und — las Sophiens Tod. — Der Mann hatte das Äußere des kühlen Epikuriſten, des abgeſchloſſenen Weltmanns zu beſtimmt vor der Welt behauptet, als daß er ſich hätte entſchließen können, die Qualen, welche ihn bei dieſer Nachricht ergriffen, auch nur ahnen zu laſſen. Er wollte ſeinen Charakter behaupten, allein ſeine Collegen fragten den folgenden Tag bei ſeinem Eintritt in das Seſſionszimmer voll Beſtürzung, was ihm widerfahren; er ſehe aus, als habe er ein langes Krankenlager verlaſſen. — Seine Billardgegner gewannen ihm jede Partie ab, am l'Hombretiſch ſpielte er ohne allen Sinn. Man hielt ihn für krank, bis der Zufall Sophiens Tod in der Reſidenz bekannt machte und Marcus wieder als der gerechtfertigte Gatte erſchien, da er von dem Dahinſcheiden einer Treuloſen ſo gerührt ſein konnte. Rührung war es nicht, was ſeinen Zuſtand hervorbrachte, ſondern die peinlichſte Bemühung eines Egoiſten, ſeine Behaglichkeit mit der Anerkennung ſeiner Schuld zu vereinen. Nach dem erſten fürchterlichen Eindruck, den die Todesnachricht auf ihn gemacht, ſuchte er alle Gründe auf, die ihn bis dahin gegen Sophiens Anſprüche an ſein Mitleid gewaffnet hatten. Sie wollten die furchtbare Wahrheit ihres Todes nicht ſchwächen. — Er ſchritt haſtig im Zimmer umher und nahm nicht wahr, daß er eine Kerze zu nahe an eine Wand geſetzt, an der ein Bildniß Sophiens, als Terpſichore gemalt, hing. Da das phantaſtiſche Coſtum nicht das Urbild bezeichnete und es ein ſehr ſchönes Kunſtwerk war, hatte er es als Zimmeraufputz behalten und war den Anblick gewohnt. Jetzt nahm er nochmals Ariſt's Brief auf und las: „ihr gebrochner Blick ſegnete Dich" — da zog eine Helle ſeinen Blick nach jenem Gemälde; die Kerze hatte die Papiertapete entzündet, ein ſchmaler Streif war an der Wand hinaufgelaufen bis unter das Gemälde, das ſie eine Weile barg, und hinter dem ſie jetzt ſonderbarerweiſe durch die Augen hervorbrach. Furchtbar erſchien dieſer flammende Blick in dieſem Augenblick dem ohnehin erſchütterten Mann. Er riß das Bild herab und beeilte ſich, die brennende Papiertapete zu löſchen, ohne in dieſem Augenblick, der ſeine Schwäche verrathen hätte, Hülfe herbeizurufen; dieſer Zufall hatte eine faſt abergläubige Wirkung auf ihn. Er konnte ſich Sophien nicht verſöhnt denken, immer trat das Bild mit den flammenden Augen vor ſeine Seele. Wie er am folgenden Morgen das verunglückte Gemälde betrachtete, ſteigerte ſein ſchrecklicher Anblick ſeine Unruhe. Das heitre Colorit war vom Feuer gebräunt, unter dem entfärbten Blumenkranz blickte ein leichenfarbiges Geſicht mit hohlen, leeren Augenhöhlen hervor — Marcus warf das Bild von ſich, ſtreckte die Hände gen Himmel und weinte wie ein Kind.

„Wiederhole mir, daß Sophie mir verzieh,“ ſchrieb er an eben dieſem Tag an Ariſt; „erzieh meinen Sohn zu einem glücklichern, iſt es möglich, zu einem beſſern Menſchen als ich bin. Er iſt mein Erbe; aber bringt mir nicht mehr ab — kein Gefühl — ich ertrag es nicht.“

Und nun ſetzte er ſein gewohntes Leben wieder fort. Die Theilnahmloſigkeit, in die er ſich eingepuppt hat, wird ihn wol ohne Anſtoß wie auf den Schwanenhälſen eines Leichenwagens durchs Leben führen. Sollte irgend ein menſchliches Ereigniß, etwa genußraubende Krankheit, die gewöhnliche Folge des Lebensgenuſſes, wenn er Geiſt und Gefühl ausgeſchloſſen hält, ſeinen ebnen Pfad abkürzen, ſo wird wahrſcheinlich ſein und Sophiens Sohn ſeine Leiden lindern und ſeinen Lebensabend erfreuen, denn Ariſt und Urſule erziehen ihn ſo, daß Sohnespflicht in der Summe der Liebe bei ihm den erſten Platz einnimmt.

II.

Die Geächteten.

Amtmann Hofmüller fuhr an einem ſchönen Sommerabend mit ſeiner Frau aus Dülſen nach Tiefenteich, ſeinem Amte, zurück. Sie hatten einem, zu Ehren des Geburtstages ihres gnädigſten Landesherrn veranſtalteten Mittagseſſen beigewohnt, wo ein Geſpräch über die häufigen Auswanderungen die Männer ſehr erhitzt hatte. Ein großer Theil der Gäſte, von ihrem eignen falſchen Herzen bethört, hielt einen andern in ihrer Mitte für ſpionirend und rapportirend, glaubte deshalb und des landesherrlichen Geburtstages zu Ehren ſeine Loyalitätsgefühle verdoppelt ausdrücken zu müſſen, brachte bei Gelegenheit der Auswanderung ſehr lobenswerthe Anſichten vor, von denen wir wirklich wünſchten, ſie wären am rechten Fleck berichtet worden, indem es immer fatal iſt, ſeine Seele um nichts zu verkaufen. Eine kleine Gegenpartei ſprach der Auswanderung das Wort; doch wie der Streit am heftigſten war, hielt ein Reuter am Gaſthof und trat ſchnell ins Speiſezimmer. — Es war Rudolph Erle, des Amtmanns Schwager, Beſitzer ſchöner ehemaliger Kloſtergüter, eine Stunde vom Städtchen Dülſen. Die Auswanderungspartei jauchzte dem

Ankommenden entgegen. Da kommt unſer Mann, der ſoll unſre Sache beſſer als wir gegen Euch verfechten! riefen die Gäſte einander zu. Aber woher ſo ſpät? — Weil ich's nicht genug kriegen kann, antwortete der kräftige, heitere Mann; er mochte gegen funfzig ſein. Ich habe zu Hauſe unſers Herrn Feſttag mit meinen Bauern und meiner Familie gefeiert; ſo bald ich mit meiner Frau den Tanz eröffnet, ſtieg ich zu Pferd, um wenigſtens den Abſchiedstrunk mit Ihnen zu thun. — Mit weniger Ausnahme nickten Alle dem Sprechenden freundlich zu, nur Hofmüller machte ein ſäuerliches Geſicht, legte die flache Hand auf den Magen und ſagte: Ei, ei, Herr Schwager, an Werkeltagen ſollte das Volk nicht zum Übermuth gereizt werden. Daß der Einzelne ins Wirthshaus geht, können wir leider nicht mit Gewalt wehren — Nein, Schwager, ich hab's gerade damit gewehrt, daß ich die Bauern in meiner Scheune tanzen ließ, und Ihr Herr College hat den Tanz froher gemacht, weil er den Leuten vorher eine Rede hielt und ein Gebet für unſern Herrn ſprach, bei dem den Leuten die Augen glänzten. — Hofmüller ließ die Hand langſam über den Magen gleiten, hob ſein Glas an den Mund, ſtreckte, ſeinen ſtieren Blick über das Glas hinausrichtend, die Lippen weit hinaus, und ſchlürfte den Wein mit ſichtlicher Unluſt hinunter.

Doch worüber ſtritten Sie ſich, meine Herren? fragte Erle, ſich raſch zu der Geſellſchaft wendend, von der Viele ihren Beifall über das Dorffeſt zu erkennen gaben. Man unterrichtete den Fragenden, und er wußte den Streit in eine Erörterung zu verwandeln, bei welcher die argen Schreier ſtillſchwiegen, worauf, nachdem ſie ohne alle Leidenſchaftlichkeit lange gedauert hatte, die fernen Gäſte ſich meiſtens verabſchiedeten.

Hofmüller begab ſich ſehr verdrießlich auf den Weg. Erle's heitre Gutmüthigkeit machte es ihm unmöglich, ſich mit ihm zu entzweien, zum Theil weil auch der verkehrteſte Menſch jenen Eigenſchaften nicht widerſtehen kann und darum weniger bösartig iſt, wie er gern möchte, theils auch weil Erle um ſeiner Frau willen deren Bruder mit unendlicher Langmuth ertrug. Er hatte noch einen andern Grund, keine Spaltung aufkommen zu laſſen — er lag in der herzlichen Freundſchaft ſeiner Tochter mit Hofmüller's Kunigunde, einem Mädchen, in welchem des Vaters Starrſinn in edle Feſtigkeit und der Mutter ſtumpfer Gehorſam in Engelmilde ausgeprägt war. Die Amtmännin machte ſich während der Rückfahrt ſo ſchmal in ihrer Wagenecke wie möglich, um dem ſich immer mehr aufblaſenden Gatten Raum zu laſſen, und ſo fuhren ſie ins Dorf hinein.

Hm! was für eine Chaiſe kann das ſein, die da vor dem Wirthshaus ſteht? der Herr Oberforſtmeiſter wird uns doch nicht den Schimpf anthun, ſeine Chaiſe ins Wirthshaus zu ſtellen? brummte der Amtmann, indem ſie am Gaſthof vorbeifuhren. Jetzt hielten ſie am Amthauſe. — Ja wahrlich, der gnädige Herr iſt da! rief die Frau Amtmännin beſtürzt und deutete auf ein paar erleuchtete Fenſter. Ihr Gemahl half ſich aus dem Wagen und fragte rauh die mit Licht herbeieilende Magd: Iſt Beſuch gekommen? — Ja wohl, geſtrenger

Herr! Ein amerikaniſcher Baron, ſagt ſein Johann; übers Weltmeer. Er hat eine Kutſche wie ein Graf. — Hofmüller ſtieg die Treppe hinauf, indeß die Frau Amtmännin in die Küche eilte, um die erſten Schreckniſſe des Überfalls abzuwehren. Oben ſaß Gundel am Clavier, und ein Fremder in feinem Reiſeanzug lehnte ſich wie ein alter Bekannter über ihre Stuhllehne. Der Vater! rief das Mädchen, dem der Spiegel vor ihr das runde, rothe Geſicht des Eintretenden zeigte. Lieber Hofmüller, ſprach der Fremde, lebhaft aber mit milder Stimme, ich kann gar nicht erwarten, daß Sie mich noch kennen. Ich bin Walter aus —ch, der mit Ihnen in Erlangen ſtudirte; politiſche Vorfälle nöthigten mich, wie Ihnen vielleicht damals zu Ohren kam, vor mehr als zwanzig Jahren mit meiner Familie nach Amerika zu gehen; der Wunſch, mein Vaterland noch einmal zu ſehen, bewog mich zu einem Beſuch Europas; eine ferne Ausſicht, hier einen alten Freund, einen ehemaligen Unglücksgefährten zu finden, führt mich in dieſe Gegend, die mir als Ihr Geburtsort bekannt war, und da bin ich nun, um bei Ihnen vielleicht Nachweiſungen über den lang Vermißten zu finden. — Walter hielt im Reden ein paar Mal ein, als hoffe er, unterbrochen zu werden; Hofmüller that aber nichts dergleichen, ſondern ließ ſeine dicke Hand ſchlaff in der treuherzig ſchüttelnden des Fremden liegen, und machte nur, vor ſich hinſtarrend, von Zeit zu Zeit eine ſteife und dennoch ſervile Verbeugung. Am Schluſſe ſagte er verlegen: Entſinne mich wol der Ehre, doch nicht des Unglücks; werde erfreut ſein, wenn ich dienen könnte, doch habe zweideutige Perſonen immer vermieden. Hoffe, Sie werden mein niedriges Dach — Nur für mich ein Nachtlager, unterbrach ihn der Fremde, weil ich, recht als wären wir noch Studenten, auf Sie zählend, das Wirthshausbett ausgeſchlagen habe. Meine Leute ſind verſorgt und Ihre liebe Kunigunde hat der Mutter ſchon alle Mühe erſpart. —

Nach einer kleinen Weile ſaß man beim Abendeſſen, und nachdem dieſer Gebrauch beobachtet war, denn nach ſolch einem Mittagmahl konnte es bei dem Amtmann unmöglich ein geſtilltes Bedürfniß ſein, foderte dieſer die von der —ch Botin abgegebenen Pakete. Indeß er, nach einigen Entſchuldigungen gegen den Gaſt, ein paar Briefe durchbuchſtabirte, ſchwatzte Walter mit der Frau Amtmännin von ſeinem amerikaniſchen Anbau und Landesprodukten und beantwortete geduldig ihre albernen Fragen. Zuletzt wollte ſie wiſſen, ob es wahr ſei, daß es dort ein Land gäbe, wo die Kieſel Edelſteine und der Sand Gold ſei. — Nicht durchaus, erwiderte Walter; aber hübſche Steinchen gibt es hie und da, dagegen mangelt's uns an Fabriken dieſer Art Dinge — er nahm das verſchabte Schnupftabacksdöschen der Frau Amtmännin aus ihrem Strickkörbchen und ſchüttete den darin enthaltenen St. Omer in eine ſehr niedliche mit Gold gezierte Doſe vom ſchönſten Muſchelmarmor — an ſolchen Fabriken haben wir Mangel, deshalb bitte ich, meine werthe Wirthin, mir dieſen Tauſch zu erlauben; und Sie, liebe Gundchen, damit das niedliche Halskrägelchen immer ſo fein anſchließe, müſſen des Papa's Univerſitätskameraden die Ehre erzeigen, dieſes amerikaniſche Kieſelchen als Nadel daran zu ſtecken. Damit zog er einen ſchönen Smaragd, mit großen Perlen eingefaßt, unter ſeiner Reiſeweſte hervor und reichte ihn dem hocherröthenden Kinde. Walter mochte Hofmüller's Habſucht von Erlangen her beurtheilt haben, denn jetzt entſtand von ſeiner Seite eine faſt rührende Weigerungs- und Dankesſcene, die ſich mit einem ſultaniſchen Befehl des Hausvaters, die koſtbaren Geſchenke des werthen Herrn Univerſitätsbruders anzunehmen, beſchloß.

Haben wir denn nicht Brüderſchaft getrunken? fragte Hofmüller ſchmunzelnd, indem er, nach wiederhergeſtellter Ruhe, ein mit den Briefen eingelaufenes Bücherpäckchen öffnete. — Ich glaube nicht, antwortete Walter trocken und griff nach einem zum Packen gebrauchten Makulaturblatt, und bei uns iſt's gar nicht üblich, um uns von den Quäkern zu unterſcheiden, mit denen wir übrigens friedlich zuſammen wohnen. — Das iſt löblich, meinte Hofmüller, da dieſe Secte doch eine von dem reinen Lutherthum — Walter hörte ihn nicht mehr, er hatte die Augen auf das Makulaturblättchen gerichtet und ſchien in heftiger Bewegung. Auf dieſem fand er folgendes Signalement:

„N. N. von — —, circa 22 Jahr alt, iſt ungefähr 5 Fuß 9 Zoll hoch, ſchlanker hagerer Geſtalt, glatten Angeſichts, röthlicher Farbe, hat hellbraune, rund abgeſchnittene, über die Stirn hangende Haare, dunkelbraune feurige Augen, und iſt in ſeinem Geberden ſehr lebhaft. Er trug bei ſeiner Entweichung einen dunkelblauen Frack mit paillefarbenen Unterkleidern u. ſ. w." Hier war das Blatt abgeriſſen und die Rückſeite enthielt einige, in gar keiner Beziehung mit dieſem Steckbriefe ſtehende Zeilen, eine Familienſcene ſchildernd. Bald ſchien ſich aber der Fremde aufzuraffen, er ſteckte das zerknitterte Blatt, nur von Gundchen bemerkt, in den Buſen, als der Amtmann, der die empfangene Proceßordnung bei Seite gelegt und ebenfalls in den Makulatur geleſen hatte, mit hochrothem Angeſicht rief: Herr Walter, danken Sie Gott, daß ſie in Amerika leben, wo die belletriſtiſchen Freibeuter und Romanenfasler noch nicht wagen, die vertrauteſten Familienvorfälle zum Ausmalen leichtfertiger Liebesbücher zu brauchen. Das hat der franzöſirte Renegate, der — gethan. — Walter horchte auf, Frau Hofmüller „zitterte vor dem Schnauben ſeines Zornes,“ indeß Gundchen mit ſchmerzlichem, feſtem Blicke den Vater fragend anſah.

Der Fall war freilich ärgerlich. Hofmüller fand in dem Makulaturbogen eine ſonderbare Geſchichte erzählt, die vor einigen zwanzig Jahren in ſeines Vaters Hauſe ſtattgefunden hatte. Es hatte ſich ein Taubſtummer daſelbſt als Bettler eingefunden, war ſeines guten Verhaltens und ganz ungemeiner Geſchicklichkeit wegen erſt Knecht geworden, dann zum Zimmerdienſt gebraucht, nach einem Jahre aber plötzlich entwichen, wobei er den ſonderbaren Verdacht zurückgelaſſen habe, als ſei ſein Unglück Verſtellung, und er in ein politiſches Intereſſe verwickelt geweſen.

Hofmüller gab Walter, ſo eifrig er ihn befragte, durchaus weiter keine Erklärung, ſchloß ſodann zornig den Makulaturbogen in ſeinen Schreibtiſch und ſagte: Wenn ihn dieſer Taubſtumme intereſſire, ſo wolle er ihm einige Worte an ſeine Schweſter geben, die einige Stunden hinter dem Walde einen Gutsbeſitzer geheirathet habe, auch einen Fremden, der zur Zeit ſeines erſten Auftretens keine Bürgſchaft gehabt hätte wie ſein Geld, einen Tiroler oder Bündner, der ſich freilich als redlicher Mann und guter Landwirth ausgewieſen. Vertraut ſind wir weiter nicht, ſchloß Hofmüller, bei welchem die Aufgeblaſenheit wieder das Gewicht über den Zorn gewonnen hatte, er iſt auch ein Neuerungsmann, ein Conſtitutionsmann, wie manche Andre. — Dieſe hämiſche Bemerkung verdroß Walter doch zu ſehr, um das Geſpräch fortſetzen zu können. Nun, gute Nacht, Herr Amtmann, ſagte er gleichgültig, da eile ich mit dem frühſten zu dem Conſtitutionsmann, denn das bin ich auch. Haben Sie indeß Dank für Ihre Gaſtfreundſchaft. Ehe ich das Land verlaſſe, ſehe ich Sie wieder. — Hofmüller fiel die Tabatiere und die Schmucknadel ein, und er ſuchte durch die möglichſt milde Auslegung ſeinem Conſtitutionsmann durchzuhelfen. Walter ſagte lachend: Lieber Pandektenmann, laſſen Sie uns doch ein jeder den Namen unſers Sinnens und Treibens führen; nur frei bildet man ſich zu etwas Ganzem. — Wie der Amtmann am andern Morgen, ſeine Nachthaube über die Augen gezogen, den Kammerladen öffnete, fuhr die elegante Chaiſe mit einem eben ſo eleganten Bedienten aus dem Hofthor, Walter grüßte mit Hand und Hut, und die Chaiſe verſchwand.

Erle's Landgut, Eichthal, lag in einem weiten Thal, deſſen unebner Grund von einigen klaren, zwiſchen den umgebenden Hügeln hervorſtrömenden Bächen durchſchlängelt ward, die endlich, vereint, als anſehnliche Waſſermaſſe dem nicht weit von ſeinem Ausgang fließenden Strome zueilten. Im Hintergrunde des Thales wuchſen die Hügel zu Bergen, eine alte Ritterburg mit wohlerhaltenen Thürmen und Mauern lag links an dem ſenkrechten Abhang des Thalrandes; unter ihr ſchäumte der Waldſtrom, aber an Eichthal breitete er ſich in ein liebliches Becken aus, das einen klaren Forellenbach aus einer nahen Felſenſchlucht aufnahm. Von duftenden Wieſen bedeckt, ſtieg ein vorſpringender Hügel hinter dem Gute empor, in deſſen Mitte ward er von dem Dorfe Eichelberg wie von einem Gürtel umſchloſſen, und wo deſſen Baumgärten aufhörten, ſtiegen röthliche Kleefelder bis zu einzelnen Mauertrümmern, welche den Raum, den ehemals eine Ritterburg eingenommen hatte, bezeichneten, empor. Jetzt war die kleine Bergplatte mit Flieder, wilden Roſen und Epheu eingefaßt, die das Steingerölle bekleideten; nichts zeugte innerhalb dieſes Raums von Zerſtörung. Ein alter Hirt, der gern ſeine Ziegen dahin führte, machte fremde Beſucher aber gern aufmerkſam, daß auf der einen Seite der Boden unter feſten Fußtritten dröhnte, und antwortete auf die Frage: ob Keller da unten wären? mit geheimnißvoller Kürze: Da unten mag Vieles verborgen ſein.

Durch Landwege, die ſich über und zwiſchen den Hügeln durchwanden, gelangte Walter an das freundliche, einfache Landhaus von Hofmüller's Schwager, demſelben Erle, der, nach des Amtmanns ſtrengen Begriffen, ſeine Bauern zum Müſſiggang verführte. Auch heute war der Mann nicht zu finden. Alles auf Feldern und in Gärten war thätig, aber Herr, Frau und Kinder ſämmtlich auf die Höhe des Eichelbergs gezogen, um dort ein Familienfeſt zu feiern. Ärgerlich über die neue Fehlſchlagung, wollte Walter im nächſten Thaldorfe den Abend abwarten, als ein junger blühender Menſch eilig ins Haus trat und mit ungezwungener Höflichkeit nach Walter's Begehren ſich erkundigte. Mit Herzlichkeit widerſetzte er ſich ſeinem Fortgehen; Sie ſind ein Fremder, Sie kommen vom Oheim, das iſt nicht Sitte, daß man unſer Haus alſo verlaſſe. Scheuen Sie den Weg nach Eichelberg nicht! dort ſind meine Ältern, ich blieb zurück, um die Arbeiten anzuordnen; jetzt geh' ich ihnen nach. — Walter betrachtete mit ſteigender Bewegung den Jüngling, er ward zauberiſch von ihm angezogen, ließ abſpannen, ließ ſeine Leute von Rudi und des Gutsherrn Haushälterin zu Koſt und Wohnung empfehlen und hatte die Hälfte des Hügels erſtiegen, ehe er, von Ahnung erfüllt, zum Sprechen gelangen konnte. Rudi? fragte er plötzlich, wie aus dem Traume erwachend, ſeinen jungen Begleiter, man nennt Sie Rudi? — Ja, Rudolf; in meines Vaters Lande ſagt man Rudi. — Und das iſt? — Voralberg. Nur meine Schweſter hat einen Landesnamen, Miekchen, von Maria, der Mutter Name. Mein Bruder heißt Decius. — Das iſt ein großer Name, lieber Rudi, bemerkte Walter und blickte in des Jünglings Antlitz. — Das iſt er! hieß mein Vater nicht wie ich, ich möchte Decius heißen. — Walter verfiel von neuem in ſeine Träumereien. Jetzt waren ſie dem Gipfel nahe, ſie hörten lachende Stimmen, und wie ſie um eine hohe Mauertrümmer bogen, auf der lange Zweige wilder Roſen ſich wie zu einem Portal herabneigten, erblickten ſie Rudi's Geſchwiſter, die in fröhlicher Bewegung auf ein über große Mauerſteine gelegtes Bret den Tiſch deckten, indeß Erle, mit der Mutter zur Seite ſitzend, ihrem fröhlichen Leben zuſah. Mit Freudenzuruf ward der Bruder empfangen, Walter ſchritt raſch, die beiden Ältern zu begrüßen. — Aber er war ihnen noch nicht nahe, ſo ſtanden ſich beide Männer mit dem Ausdruck des verſteinerten Erſtaunens einander gegenüber; nach einigen Secunden faßten ſich ihre beide Rechte, und ihre Blicke ſchienen jeder den andern in der innern Seele zu leſen, und erſt nach einer langen, ſtummen Weile umſchlangen ſich ihre Arme. Die Kinder ſahen erſtaunt von fern dem Vorgange zu, und — Rudolf! — Walter! riefen mit erſtickter Stimme die Männer. Die Mutter, eine anmuthige noch blühende Matrone, ſchien ängſtlich eine Erläuterung zu ſuchen. Jetzt richteten ſich die Freunde auf, Walter's Blicke ſuchten die Umſtehenden. Erle fragte, noch immer des Fremden Rechte haltend: Biſt Du noch Vater? — Ich bin's, glücklich wie Du, morgen hol ich Dir meine Kinder. — Dieſe Worte ſchienen ein Freudenſignal gegeben zu haben; Walter ward Frau Erle, ward den Kindern als des Vaters theuerſter Freund dargeſtellt, und die Trümmer des Eichelbergs verſammelten heute ſehr glückliche Menſchen.

In einem Zeitpunkt, der jetzt vergeſſen iſt, verſuchten irgendwo einige Männer in Jugendmuth ſchöner Hoffnungsträume für ihr kleines Ländchen zu gewinnen, wozu jetzt Nationen ſich berechtigt halten. In jenem

Ländchen, wie bei dieſen Nationen, hätten Einzelne Opfer bringen müſſen für das Wohl des Ganzen; das wollten dieſe nicht und waren ſtark genug, ihre Vorrechte zu behaupten. Ein paar jener Träumer ſtarben auf dem Blutgerüſte, andere entflohen; unter ihnen Walter und Erle. Die Bevorrechteten handelten wie Alle, die durch halbe Großmuth beim Unrecht die Nemeſis von ihrer Ferſe verſcheuchen wollen: ſie ſtellten ſich blind bei den Mitteln, durch welche die Verwandten der Geflüchteten deren Vermögen ihnen zuſicherten; Walter ſammelte einen anſehnlichen Theil des ſeinen, nahm Weib und Kinder in ſeine Arme und ſegelte nach Amerika ab. In den ſchweren Jahren des erſten Anbaues ſeines erkauften Grundſtücks ſtarb ſein Weib im Kindbett mit einer Tochter... Das war ein ſchrecklicher Verluſt! In den öden Wäldern der kleinen Colonie mußte Benona (ſo hatte im Andenken der leidvollen Mutter im Evangelium Walter ſeine Waiſe genannt) aufwachſen. Allein Gott ließ Alles gedeihen, was Walter im Vertrauen auf ihn unternahm. Die Europäer, die er um ſich verſammelt hatte, ſchienen alle durch ihr Betragen beweiſen zu wollen, daß der Geiſt, der ſie aus ihrem Vaterland geführt hatte, ein guter Geiſt ſei; die Weiber erſetzten bei Benonas Pflege die fehlende Mutter; Otto, der älteſte Bruder, vom Vater in Schulwiſſenſchaften unterrichtet, war gerade zehn Jahr alt, wie die fünfjährige Schweſter einen Lehrer bedurfte, und er ward dieſes mit unausgeſetztem Fleiß. Nun war Benona achtzehn Jahre alt, Otto mit einer eingewanderten Landsmännin verheirathet, als glücklicher Gatte und tüchtiger Landmann fähig, die jetzt blühenden Ländereien zu verwalten; er beredete ſelbſt ſeinen Vater, Europa noch einmal zu beſuchen; ſchöne wohlthätige Plane, welche ſich jetzt allmälig vor unſern Augen entwickeln, waren die Haupttriebfeder der Reiſe, Benona und Nikolas, der zweite Sohn, begleiteten ihn.

Erle war mit Walter entflohen; als Gatte und Vater hatte dieſer ſeine Rettung bei möglichem Mislingen ſeiner Plane vorausberechnet und eilte nach deren Fehlſchlagung unmittelbar in einen weſteuropäiſchen Hafen. Erle, um einige Jahre jünger, ledig, durch kein geliebtes Weib, keine Kinder unter das ſchwere Joch des Lebens gebeugt, durch den Henkerstod ſeiner Freunde furchtbar erſchüttert, irrte eine Weile planlos in Deutſchland umher, ſeine Gemüthsheftigkeit hatte ihn beſtimmt, ſich auf eine Weiſe unkenntlich zu machen, die ihm jede halbe Übereilung unmöglich machte. Er gab ſich für einen Taubſtummen aus, gelangte alſo in Bettlerkleidung auf einen Amthof am Fuß des Arlbergs und erhielt dort Dienſte als Knecht. Maria, oder wie der Volksgebrauch ſie nannte, Miekchen, des Amtmanns einzige Tochter, legte noch eine, die ſchwerſte Laſt auf Erle's Bruſt. Er liebte ſie und mußte Taubſtummer ſein als Liebender wie ſchon als geächteter Rebell. Miekchen hielt alle Empfindungen, die der Taubſtumme in ihr erregte, für Mitleid; aber dieſes Mitleid war der Inhalt ihres Lebens. Nach Jahr und Tag erhielt Erle Mittel, ſein in Sicherheit gebrachtes Vermögen aus ſeinem Vaterlande zu ziehen. Die Furcht, welche ſeine Obrigkeit unmenſchlich gemacht hatte, war zerſtreut, die

Mitglieder verſchiedener Parteien verſtändigten ſich; man durfte Erle wiſſen laſſen, daß ihm im Auslande keine Nachfrage beunruhigen ſollte. Plötzlich verſchwand der Taubſtumme von Herrn Hofmüller's Amthof; aber nach wenigen Wochen kam ein anſehnlicher Fremder, der, um Güter in der Gegend zu kaufen, des Amtmannes, als Gerichtsperſon, Dazwiſchenkunft bedurfte. Niemand als Miekchen erkannte in ihm den Taubſtummen, und Niemand ward je Theilhaber dieſes Geheimniſſes als Miekchens vortreffliche Stiefmutter, die von des Taubſtummen erſtem Eintritt in ihr Haus ſein und Miekchens Schutzengel geweſen war. Der Fremde, den wir jetzt unter dem Namen Erle kennen lernten, erkaufte die Güter und machte Miekchen zur glücklichſten Frau; er war einer der begünſtigten Sterblichen, die, nach dem Ausdruck der Schrift, „wohlgefällig ſind vor Gott und vor Menſchen;" nur Miekchens Bruder, den jetzigen Amtmann Hofmüller, konnte er nie gewinnen. In vollkommenſter Unwiſſenheit über ſeines Schwagers früheres Schickſal, ſchien dieſer von jeher zu ſeinem böſen Engel beſtimmt; denn ehe er als Taubſtummer auf dem Amthof erſchien, hatte der von ſeiner Obrigkeit erlaſſene Steckbrief den damaligen Rechtscandidaten, in dem eigentlich ein Großinquiſitor verloren gegangen war, zu ſcharfer Aufmerkſamkeit auf alle Fremde, Wanderer und Landſtreicher vermocht. Als Taubſtummer ſpürte er etwas Verdächtiges in ihm, und ſeit der wohlhabende Gutsbeſitzer Erle um ſeine Schweſter warb, ward er ein Gegenſtand ſeines Misfallens, — einzig weil die Natur ſie beide an zwei entgegengeſetzte moraliſche Pole gefeſſelt hatte. Wer mehr davon wiſſen will, muß in der Erzählung: „Der Taubſtumme oder der Steckbrief," nachleſen, die, wie der Amtmann beim Leſen des Makulaturbogens ganz richtig errieth, der oben erwähnte Pfarrer Uluf in Huber's Erzählungen, zweite Sammlung, eingeſchwärzt hat. Er führt ſich bei dem heiligen Dreikönigseſſen, wo der Taubſtumme die Aufmerkſamkeit aller Gäſte auf ſich zog, ſelbſt unter den Gäſten auf, er muß alſo von einigen Dingen doch ziemlich genau unterrichtet geweſen ſein und hat der jetzt allgemein ſtatuirten Verletzung des Gaſtrechts, Familienintereſſen auf der Leipziger Meſſe zu verkünden, um mehr als dreißig Jahre vorgegriffen.

Hofmüller ging nach Walter's Abreiſe tückiſch im Hauſe umher, herrſchte in der Amtsſtube wie ein Satrape und hieb, wo er an Kornäckern, Blumenbeeten und Krautfeldern herging, mit ſeinem ſpaniſchen Rohr allen hohen Gipfeln die Krone ab. Das war immer ein Zeichen, daß es recht ſchwarzgallig in ihm aufgähre. Nach ein Paar Wochen befahl er ſeiner Frau, Kunigunde den folgenden Tag mit ihm zum Schwager fahren zu laſſen, er müßte bei ihm und in der Gegend umher nachforſchen, ob die vielen Auswanderer nach Amerika, die ſich meldeten, irgendwo einen mächtigern Rückhalt hätten. Kunigundes ernſtes Geſicht ward von einer leichten Röthe überzogen, den Blick ihres ſchimmernden Auges barg ſie aber, indem ſie ſich einem ihrer kleinen Geſchwiſter einen Dienſt zu erzeigen bückte. In Eichthal war ihr eigentliches Vaterhaus. Erle hatte ihren Verſtand gebildet, ſeine Gattin ihrem Herzen Kraft gelehrt; Marie, Erle's Tochter, war ihre einzige Freundin, aber von jeher war ihr der Umgang mit den geliebten Eichthal erſchwert worden, und ſeit einigen Monaten hatte Hofmüller, durch ſeine Gehäſſigkeit gegen ſeinen Schwager geblendet, ſeiner Familie allen Verkehr mit ihm verboten.

Hofmüller nahm nicht den nächſten Weg nach Eichthal, ſondern ſprach bei einigen Collegen ein und zuletzt bei einem ſeiner ehemaligen Schreiber, der jetzt als Amtsactuar bei Erle's Amtsobrigkeit arbeitete. Kunigunde las mit Schaudern auf ihres Vaters Geſichte, daß er, wohin er kam, eine Gifternte einthat. Er hatte ſich von einem Auswanderungscomplot überzeugt und ſuchte deſſen Agenten. Der Glanz, den dieſe Entdeckung ſeiner Amtsführung geben würde, beſchäftigte ihn ſchon lange. Von allen Wackern gemieden, bildete er ſeine Anſichten nach dem Geſchwätz von Zuträgern und Verleumdern der gemeinſten Gattung; ein ſolcher war jener Amtsactuar, von ihm hörte er — erſtaunliches Factum! — daß Walter ſeit ſeinem Beſuch in ſeinem Amthauſe, in Eichthal ganz einheimiſch, ja nicht er allein, ſondern nebſt einem Sohn und einer Tochter dort wie angeſeſſen ſei. In Hofmüller's Kopf ging es wie ein Stern auf! Was konnte Walter nach Europa geführt haben, was konnte ihn am Fuße des Eichelbergs halten? — ein Auswanderungscomplot! — Und Erle, welcher noch an des Fürſten Geburtstag dieſen ſchändlichen Landesverrath, der die Beamten aller Vortheile der Verarmung, Vergantung, Verlumpung der Unterthanen beraubte, in Schutz genommen hatte, war ſein Mitſchuldiger.

Jetzt näherte ſich Hofmüller ſeines Schwagers freundlichem Landſitz. Es war der Anfang der Heuernte, die Mäher zogen heiter in die Dörfer zurück, die Luft duftete balſamiſch; aus den hohen Heuhaufen, die hie und da noch von fleißigen Händen gebildet wurden, zirpten die Grashüpfer; die weſtlichen Hügel zeichneten ſich ſcharf ab im glühenden Abendroth, und röthlich flimmerte auf den kleinen Wellen des breiten Bachbettes ſein goldner Widerſchein. Kunigundens Herz betete für die geliebten Menſchen, denen ſie nahte, ſie fragte ſich nicht, warum. Dunkel ahnte ſie, daß ſie ihnen das Unglück ins Haus führe. „Sie ſpeiſen im Baumgarten,“ hieß es, wie der Wagen am Wohnhauſe vorfuhr, und ehe ſich Gundi getraute, vom Vater, der puſtend und brauſend ſeine Corpulenz aus den Wagenpolſtern erhob, wegzueilen, lieſen zwei junge Mädchen herbei, Hand in Hand, jede mit einem Bedarf zur Abendtafel beladen: die eine war Mielchen, die, das Weidenkörbchen mit dem Tiſchbrot aus lauter Freude ſtatt auf, in das nahe Brunnenbecken ſetzend, augenblicklich an Kunigundens Halſe hing; Wenona blieb erſchrocken ſtehen, — eine lange, ſchlanke Geſtalt mit dunkeln Locken, mit der blühendſten Farbe bei Lilienweiße. Neben dem deutſchen Landmädchen ſah ſie etwas ſteif aus, und unter Fremden auch etwas ſtolz; aber wenn ſie ein kleines Pferd beſtieg, das ihr Erle verſchafft hatte, oder den Rechen zum Heuraffen in die Hand nahm, oder nach Frau Erle's Geſang mit Rudi auf dem Grasboden walzte, war Niemand behender als ſie. Jetzt ſah ſie ſchüchtern auf die ſich umhalſenden Mädchen, noch ſchüchterner auf den Amtmann, der, ohne auf dieſe Kinderpoſſen zu achten, und des mangelnden Empfangs empfindlich entbehrend, ſehr hochmüthig auf den Garten zuwanderte.

Unter den Bäumen, die mit den gerötheten Kirſchen prangten oder an anderm Obſt die reichſte Ernte verſprachen, an einer Wand blühender Geſträuche ſtand der Tiſch gedeckt; das Abendroth färbte das weiße Tiſchtuch, ein Paar Jünglinge tummelten ſich auf der gemäheten Wieſe, in kraftvollem Jugendmuth, Frau Erle bereitete eine ungeheure Schüſſel goldgelben Kopfſalats, indeß ihr Gatte mit Walter in einer nahen Laube, welche den ganzen Raum überſchaute, an einem Tiſchchen ſaß, auf welchem Landkarten und Bücher ihre Beſchäftigung bewieſen. Hofmüller ward mit treuherziger Höflichkeit empfangen, die jungen Leute kamen herbei, zogen die Ärmel zurecht, zupften ſich das Heu aus den Haaren, und Erle's Söhne, ſo wie Nikolas, Walter's Zweitgeborner, ſchüttelten des Oheims halb widerſtrebende Hand mit offenem, zuverſichtlichem Blicke. So oft Hofmüller in das Haus kam, war es ihm wie einer Schnecke, wenn ſie auf einen von der Sonne gewärmten Stein geräth; der liebliche Stral des wärmenden Lichtes quält ſie und benimmt ihr zugleich die Kraft, ihm zu entgehen.

Bald kamen die drei lieblichen Mädchen herbei, und vollendeten das Bild einer glücklichen Familie. Kunigunde in ihrer ſanften Schwermuth, Benona mit der bedeutungsvollen Kälte eines noch nie angeregten Herzens, Mielchen in der Fülle ſorgloſer Heiterkeit, Geſundheit und thätigen Lebens beiſammen, ſchien jede von der anderen die ihr fehlende Eigenſchaft zu borgen, und durch die ihr eigenthümliche die andern zu beglücken. Hofmüller mußte ſeinen Campagneplan gemacht haben, denn er zwang ſich zu einer paſſiven Größe, nahm ſeiner gutmüthigen Schweſter Aufmerkſamkeiten mit ſchweigendem Wohlgefallen an und ward von den Männern bald als abweſend behandelt. Den folgenden Tag ließ es ſich Erle gefallen, dem Herrn Schwager zu Ehren die ganze Nachbarſchaft zu bewirthen; Beamte und Landadel beſuchten gern den freundlichen Erle, der bei jeder Gelegenheit ihr Rathgeber und zu allem Guten ihr Beiſpiel war. Den Abend brachten die Jünglinge ein paar Dorfmuſikanten herbei, der Tanz ward auf der Wieſe eröffnet, und der Milzſüchtigſte in der Geſellſchaft fühlte ſich in dem freundlichen Kreiſe erheitert. Frau Erle bemerkte wohl, wie ihr Decius um die ſtolze Venona bemüht war, und ſeufzte bei dem Gedanken, daß der Ocean dieſe Liebe trennen könnte; ſie machte aber auch ihren Mann aufmerkſam, wie Nikolas und Rudi unzertrennlich um Kunigunde geflattert, ſodaß ſie fürchteten, die lebhaften Knaben haben ſich zu einer Geckerei verleiten laſſen, weil es doch unmöglich im Ernſt ſein könne, daß zwei Freunde ſich um daſſelbe Mädchen bewürben. Erle ſtrich ſeiner Gattin das Haar von der noch glatten Stirn und drückte einen Kuß darauf, wie er in dem Mai ihrer Ehe gethan. „Sorge doch nicht, Mütterchen, ermahnte er. Rudi's freudiges Gemüth und Nikolas' heroiſcher Sinn müſſen gleich angezogen ſein von Kunigundens lieblicher Schwermuth. Mieckchen hat über ihrer Couſine drückende Lage gewiß aus der Schule geſchwatzt, denn ſeit das junge Volk beiſammen iſt, ergießen ſich ja die Herzchen wie in den engliſchen Romanen. Walter behauptet ſelbſt, Benona würde ihm unkenntlich durch ihr endloſes Geſchwätz, und mir ſcheint der derbe Rudi hier nur der Vertraute zu ſein. Laß Gott walten, meine Liebe!“ ſchloß er, ſie an ſich drückend, und ging in ſein Schlafgemach.

Was der Herr Amtmann Hofmüller ſeinerſeits in dieſer Geſellſchaft beobachtet hatte, wiſſen wir nicht. Die Bekanntſchaft eines benachbarten Beamten hatte er aber gemacht, der, ebenſo mager wie Hofmüller dick, ebenſo demüthig wie Hofmüller hochfahrend, ebenſo beweglich wie jener ſteif, dennoch der Baſſa ſeines Amtsbezirks war wie Hofmüller des ſeinigen. Eine ſichtliche Sympathie zog dieſe Bruderſeelen an einander, ſie ſaßen an dem Geſellſchaftstage in manchem eifrigen Geſpräche beiſammen, und am folgenden Morgen bat der Amtmann ſeinen Schwager zu deſſen großer Verwunderung um Erlaubniß, Kunigunde in Eichthal zu laſſen, während er zu erwähntem Herrn Collegen hinüberfahren wolle, um den Plan des neuen Gefangenhauſes in Augenſchein zu nehmen, das in ſeinem Amte erbaut werde. Der Abend, welchen Kunigunde, jetzt vom Auge des Vaters befreit, in Eichthal zubrachte, war ein allgemeines Feſt. Jugendheiterkeit färbte ihr Antlitz, wie eine Blume ſich färbt, wenn ein Hinderniß, das ihr die Sonne benahm, entfernt wird. Vertraulich ſchmiegte ſie ſich an die freundliche gute Tante, mit töchterlicher Aufmerkſamkeit wetteiferte ſie mit Benona, Walter'n Freude zu machen Rudi hatte gutmüthig ſeinem ältern Bruder ein Geſchäft auf einem Vorwerke abgenommen, ließ ihm in der Hausnähe die Aufſicht und war bei ſeiner Rückkehr am Abend zu Frau Erle's großer Beruhigung nicht ſo eifrig wie den vorigen Tag, Kunigunden zu unterhalten, welches diese, von Nikolas um keinen Schritt breit allein gelaſſen, nicht zu bemerken ſchien.

Schauderlich freundlich kam Herr Hofmüller von ſeinem Amtsbruder zurück und verließ endlich Eichthal mit einer dringenden Einladung an die ganze Familie, ihn auf dem Amthauſe zu beſuchen. Alle vermißten Kunigundens milde Gegenwart, Nikolas aber war wie ein Büßender die erſten Tage gar nicht aus den Wäldern zu bringen, wo er mit ſtiller Freundlichkeit und ſeltner Körperkraft den Köhlern die Meiler ſchichten half. Die Männer ſchüttelten den Kopf und deuteten gegen ihre Weiber: es möge wol nicht richtig im Oberſtübchen ſein; dieſe hingegen nahmen ſorgfältig ſeiner ſchönen Jacke wahr, die er, um leichter zu arbeiten, auf die Stumpfen warf, und ächzten über die feinen Hemden, die in Fetzen zerriſſen von dem Tragen der Holzblöcke. Walter ſah das lächelnd an, wie der arme Junge durch müde Glieder ein ſtürmiſches Herz bändigen wollte. Nach einigen Tagen, wie Nikolas wieder beim Abendbrot fehlte, fing er endlich ſehr heiter zu Erle und ſeiner Frau an: Hört, Freunde, wir müſſen Mittel finden, den Hofmüller ſeine Tochter für Nikolas zu kapern. — Rudi lachte auf, die Andern blickten mit dem verſchiedenſten Ausdruck auf den ſonſt ernſthaften Sprecher. — Nun, Du willſt ſie doch nicht entführen! fragte Erle. — Nein, das nicht, aber Umſtände herbeiführen, die ihn bewegen, ſie mit Nikolas nach Amerika ziehen zu laſſen. —

Muß denn das ſein? fragte Decius mit glühendem Geſicht und ſchüchterner Stimme. — Es muß ſein, weil das Weib dem Mann folgen ſoll, aber nicht umgekehrt, antwortete Walter etwas ſtreng. — In einem Satz ſtand Decius vor dem Amerikaner in flehender Stellung und ſprach: Werther Herr, wenn dem alſo iſt, und ich wäre nach Walterhill gekommen und hätte um Venona's Hand gebeten — Raſch, aber ernſt ergriff Walter ſeiner neben ihm ſitzenden Tochter zitternde Hand und reichte ſie dem Jüngling. Ich hätte geſagt, unterbrach er dieſen, ziehe fort mit dieſem Weibe und der Gott unſerer Väter möge dich ſegnen. Das liebende Paar ſtürzte verſtummt zu Walter's Füßen, alle Andere drängten ſich in der tiefſten Rührung um ſie her; denn obſchon Jeder Decius' Liebe kannte und dieſe Auflöſung ſeines Schickſals gehofft hatte, war dieſer Auftritt doch einzig von Decius' Übereilung herbeigeführt worden.

Es war Walter und Erle ſeit ihrem Wiederſehen gegangen, wie es dem Menſchen im Verhältniß zum Schickſal immer geht: ſein freier Wille zieht die Begebenheiten herbei, und dieſe bedingen wieder ſeinen Willen. Walter war nach Europa gekommen, um noch einmal ſeine Berge, ſeine Gewäſſer zu ſehen. Schon lange war der Bann gegen ihn aufgehoben; allein die Jahre hatten ſeinen Geiſt gereift, er wollte daher dort, wo er ſchon ſo lange bürgerlich todt war, keine Bürgerrechte wieder anſprechen, er wollte auch den gereizten Gemüthern nicht das Schauſpiel eines Freiheitsmärtyrers geben, ſondern unbekannt an den theuern Ufern wallen, die Sonne am Aufgang von den Alpen begrüßen, die

Schneefirſten im Abendſtral glänzen ſehen und dann zurückkehren in das Jugendland der neuen Welt. Das Schickſal aller ſeiner ehemaligen Unglücksgefährten war ihm bekannt worden; es lebte keiner mehr von der kleinen Zahl, Rudolfen allein, uns unter dem Namen Erle bekannt, hatte er nur bis nach dem Arlbergiſchen nachſpüren können. Meere, Wälder und Jahre bannen gar bald alle Freundſchaftsbande in die bloße Erinnerung; mehr als zwanzig Jahre hatte dieſe treu in Walter's Bruſt geruht, und bei ſeiner Ankunft in Europa eilte er in den Winkel von Deutſchland, wo er ſeinen Rudolf aus den Augen verloren hatte. — Wir haben erzählt, wie er die erſte Spur ſeines Freundes in der Romanmaculatur fand, auch das Wiederfinden der Freunde haben wir erzählt. Walter machte ſich in Eichthal zuerſt wieder mit den europäiſchen Dingen, vor Allem mit der Lage ſeines Vaterlandes bekannt. Was er über die Auswanderungen erfuhr, beſtärkte ihn in dem Plane, den beſſern, beſonnenern Auswanderern ein beſtimmtes Ziel, eine ſichere Ausſicht zu eröffnen. Erle, der in ſeiner gegenwärtigen Eigenſchaft als B***ſcher Gutsbeſitzer ſchon lange wieder Verhältniſſe mit ſeinem Vaterlande angeknüpft hatte, verſtändigte ſich ſchriftlich mit einigen würdigen Bürgern deſſelben, und die Sache kam ſpäterhin zu einer Öffentlichkeit, welche ſie dem Gebiet dieſer kleinen Erzählung entzieht. Walter erlas ſich ein Dutzend wackerer Familien, die er nach und nach ſeinem Sohne nach Walterhill ſchickte, und einige von dieſen Auswanderern, welche, um ihren Patron in der neuen Welt kennen zu lernen, über Eichthal zogen, veranlaßten durch ihre Geschwätzigkeit das Gerücht, als mache Erle und sein Freund ſich des Werbens zum Auswandern ſchuldig.

Erle, deſſen tiefes Gefühl den Gedanken, ſein Vaterland, das er unter ſo ſchrecklichen Umſtänden verließ, wiederzuſehen, bisher nie geſtattet hatte, war von Walter's Nähe ſo beglückt, daß er ihn nun bat, die dringendſten Feldgeſchäfte bei ihm abzuwarten, um dann ihn nach — — zu begleiten; nachher wollte Walter den Winter in Eichthal verleben und im Frühjahr nach Amerika zurückſegeln. So waren ſeine Entſchlüſſe, allein wie der Keim der Pflanze gar nicht ähnlich iſt, die aus ihm ſich entwickelt und doch ihre Geſtaltung hervorbringt und beſtimmt, ſo entfaltete die Zeit ganz etwas Anderes, als Walter beſchloſſen hatte, ohne ſeine Gedanken zu verändern. Rudi's Liebe zu Venona war der erſte Schoß des entwickelten Keims. Erle ſagte: gib mir die Tochter, Dir bleibt ja ein Sohn, der Dir eine andere bringt. — Das iſt in der Ordnung, antwortete Walter. Ich möchte wiſſen, wie es anders hätte kommen können zwiſchen unſern Kindern; aber überlaß es den jungen Leuten, ihre Vereinigung zu erbitten. — So hatten nun die Väter ein Geheimniß und ſaßen oft und beſprachen die Zukunft der Kinder und gingen in ihre Vergangenheit zurück. Erle's Gattin war immer ſehr weich bei dem letzten und ſagte oft: „Rudolf, ich denke immer; Dich zieht es endlich wieder hin, alt zu werden, wo deine Jugend ſo ſchön war.“ — Die Beſuche der Auswanderer und ihre Erzählungen erweckten manches entſchlummerte Bild des Localzaubers jenes Berglandes, den keine Vernunft erklären kann, weil er mit ihr nichts zu thun hat. Da ſaßen einſt die beiden Freunde auf der Platte des Eichelbergs, wo Walter ſeinen Rudolf wiedergefunden hatte, und überſahen die weite, jetzt durch den hohen trocknen Sommer ſchon dürr erſcheinende Gegend. Ein Theil der Ernte war unter Dach, die Obſtbäume prangten mit Früchten, aber gaben durch ihr bräunliches dürres Laub der Landſchaft eine lebloſe Tinte. — Dagegen unſre jugendgrüne Thäler! rief Walter und erinnerte ſeinen Freund an das Lauterbrunnenthal und das paradieſiſche Hirtenland des Emmenthals und beſchrieb die lebendigen Ströme und die rieſengroßen Nußbäume, die ſich über ſie wölben, und den Duft der ewig grünen Matten und den Silberſchaum der rauſchenden Waſſerfälle. — „Und das Läuten der Kühe, wenn ſie Abends zur Sennhütte ziehen und aus den Felſenwindungen die Glöcklein bald leiſe, bald lauter erſchallen,“ ſagte jetzt Erle faſt wehmüthig. — Und die Bauern die im Vorübergehen das Guten Abend! rufen, das kein Ton auf Erden ausdrückt, wie dieſe Menſchen ihn ſprechen! malte Walter das Bild aus. — Stille folgte; Beide blickten nach Abend, wo die Sonne hinter leichten Dünſten ſtralenlos wie ein goldner Schild hinter die Hügel hinabſank. Jetzt verſchwand ſie. — Guten Abend, ſagte Walter, die Sprache ſeiner Landsleute nachahmend, und reichte dabei, in der Abſicht, die Rührung hinwegzuſcherzen, ſeinem Freunde die Hand. Aber dieſer alte Zauber wirkte das Gegentheil, Erle legte ſtürmiſch beide Arme um Walter's Hals und die beiden ſtarken Männer ſchluchzten einen Augenblick wie die Kinder.

Von da an bildete ſich eine Sehnſucht in der Freunde

Bruſt, die Frau Erle wohl verſtand und wehmüthig wachſen ſah, und wie ſie das Widerſtreben der Männer gegen Das, was ſie Schwäche hieß, wahrnahm, großmüthig ſie beim Namen nannte. „Warum,“ ſagte ſie einſt, als alle junge Leute entfernt waren, zu den beiden Freunden, „warum geht Ihr nicht offen mit euch ſelbſt um? Ihr habt das Heimweh. Männer, wie Ihr, kränkeln nicht darum wie junge Rekruten, aber es quält Euch. Rudolf, Du wollteſt Rudi ein Eigenthum kaufen, weil Decius Eichthal ſoll anbauen — kauf's in deinem alten Vaterland, und Sie, Walter, ſtehen Sie zu ihm im Hauſe und leben dort und hier bei Venona, wenn ſie Decius' Weib iſt.“ — Wahrlich! die Sehnſucht hatte ſich zum Bilde geſtaltet! Anfangs ſchämten ſich die Männer, Erle wollte von keinem Heimweh etwas ſpüren, Walter ſprach von der Atlanta, als ſei eine Brücke darüber, die er an jedem ſchönen Sommerabend überſchreiten könnte. Ich komme wieder, ſagte er, was iſt uns Amerikanern eine Seereiſe? Ich komme wieder und ſterbe bei euch. — „Das iſt ein trüber Gedanke,“ ſagte Frau Marie, „die leichte Seefahrt ſoll uns für Ihre Söhne tröſten, dieſe müſſen uns wieder beſuchen; aber Sie, lieber Walter, verlaſſen meinen Rudolf nicht mehr.“

Was aus weiblicher Gutmüthigkeit erſonnen war, ward von männlicher Herzlichkeit ergriffen und mit männlicher Vernunft beſchloſſen. Es iſt wahr, der Amerikaner ſieht eine Seereiſe als ein ſehr ungefährliches Unternehmen an und das Weltmeer oder hundert Meilen Landes als geringe Hinderniſſe. Indeß Walter und Erle berathſchlagten und überlegten, was das Herz ihnen eingab und die Vernunft geſtattete, ging die Welt ihren Gang und belehrte ſie immer mehr, wie das Auswandern nach einem feſten Plane geleitet werden müßte und bald würde; und einige böſe Geſichter, von Engköpfen geſchnitten, und einige Machtſtreiche, von Querköpfen angerathen, das Ganze wenig aufhalten würde. Sie dachten ſich, wie Walter durch ſeine lange, gründliche Kenntniß der neuen Welt die zur Auswanderung Entſchloſſenen vor Täuſchung bewahren könnte; wie Otto ſein älteſter Sohn bei ihrer Ankunft in Waltershill ihre Anſiedlung könnte erleichtern; wie im ſchönen edeln Sinn der Alten Mutterland und Colonie Hand in' Hand in die Geſchichte eingehen würden. Ehe man ſich's verſah, war der Entſchluß reif, im alten Vaterland ein Beſitzthum zu kaufen; Nikolas' Liebe zu Kunigunde brachte allein neue Zweifel hervor; denn konnte der Jüngling ſeinem Herzen nicht gebieten, oder wollte Hofmüller ſeine Tochter nicht übers Meer ziehen laſſen, was beſchloß man alsdann? — Erle hätte wol ſeinen Rudi gegen Nikolas ausgetauſcht, denn ihm zog der Gedanke an, ſeinen Sohn zum freien Bürger der neuen Welt werden zu ſehen, aber ſeine Gattin ſagte mit weinenden Augen: „O beſchließt nichts! Laßt doch Gott etwas zu thun übrig. Seht, wie er Euch bis daher ſo ganz ohne Eure Weisheit geführet hat!“

Ganz anders als mit ſo freudigen Entſchlüſſen, Liebesverbindungen und Freundesbündniſſen beſchäftigte ſich Amtmann Hofmüller ſeit ſeiner Rückkehr von Eichthal. Er ſchickte und erhielt Boten, vernahm insgeheim einiges ſchlechte Geſindel, das, wenngleich von den Gendarmes gebracht, doch mit Wein und Speiſe reichlich bewirthet ward; endlich reiſte er in die Kreisſtadt, und Kunigunde, die ihn begleiten mußte, um für die Mama und alle elegante Frauen der Umgegend Putz und Gewürz für ein ganzes Jahr einzukaufen, nahm mit Angſt wahr, daß er Leuten den Hof machte, vor denen allen ihr Inneres, wie Margaretens in Mephiſtophle's Gegenwart, erbebte. Nach ſeiner Rückkehr hielt er ſich ſtill, wie die Spinne in ihrem vollendeten Gewebe wartet, bis die arme Fliege, dem Morgenſtral entgegeneilend, ſich in die überglänzten Fäden verwickelnd, ihr Opfer wird.

Die Sommerernten waren beendigt, das Land ſah einem reichen Herbſte entgegen, der Bauer war froh. Da erhielt der Amtmann einen Brief von Erie, der ihn mit ſeiner Familie aufs freundlichſte zu Declus' Verlobungsfeſt mit Benona einlud. Kunigunde erbleichte und rief doch mit himmliſcher Heiterkeit: Gott ſegne ſie und die lieben Ältern, die ihr Glück machen! — Die Frau Amtmännin ſah ſich ängſtlich nach Verhaltungsvorſchriften auf ihres Mannes Geſicht um; dieſer lächelte aber hämiſch, legte den Brief langſam in ſeine alten Falten, zog ihn durch die Finger und ſagte, den Kopf zurücklehnend, vor ſich hin: „Wir wollen kommen, wir wollen kommen. Das iſt eine vernünftige Heirath.“

Erie hatte mit ſeinen Freunden dieſe Verlobungsfeier ſehr wohl ausgeſonnen. Dieſer Tag iſt dem liebenden Herzen und dem zarten Gefühl nicht ſo wichtig wie der Hochzeitstag, und da der Beſitzer von Eichthal an einem der beiden Tage ſeine Nachbarn und Bekannten nach guter Landesſitte bewirthen mußte, gewann er den Vortheil, den Schwager Amtmann von der Hochzeit zu entfernen, wenn er ihn zum Tumult der Verlobungsfeier einlüde. Dieſer Tumult, von einem halben Hundert Landedelleuten und Beamten im frohen Muthe erzeugt, brachte manches Gute hervor. Er entzog Nikolas Entzücken beim Wiederſehen ſeiner Kunigunde und die zitternde Freude dieſes, des Glückes ungewohnten tief fühlenden Geſchöpfes; er machte aber auch die Gegenwart des Amtmanns weniger merklich, der lauernd und lächelnd mit ſtierem Auge unter den fröhlichen Gäſten umherſchlich. Das Mittagsmahl war vorüber, der Tanz ſollte beginnen, als ein fremder Wagen, von einigen Gendarmes begleitet, in den Hof fuhr und zwei Fremde ausſtiegen, die etwas verwundert die vielen ledigen Chaiſen der anweſenden Gäſte auf dem Hofe zu bemerken ſchienen. Das herbeieilende Geſinde bedeutete die Fremden von der Veranlaſſung zum ſtatthabenden Feſt, worauf ſie ſich einander verlegen anſahen. Hofmüller, den kein Geſpräch feſthielt, hatte ſich fleißig an den Fenſtern aufgehalten, wo er, ſeiner alten Knabenſitte getreu, Fliegen gemordet und die Landſtraßen überſchaut hatte; er nahm den Wagen mit der Begleitung der Gendarmes ſehr früh wahr, allein ſtatt die Aufmerkſamkeit der Umſtehenden darauf zu ziehen, ſchlich er vom Fenſter weg und ward nachher im letzten Zimmer auf der Gartenſeite bei einem Schachbret ſitzend geſehen, wo er, ſein eigner Gegner, Schach zog. Das Geräuſch auf dem Hof machte jedoch aufmerkſam, mehre Gäſte ſchauten aus dem Fenſter, unter Andern auch der Juſtizpräſident

Flad, der einzige Reſidenzbewohner, der, in dem benachbarten Curort ſich aufhaltend, durch einen Zufall von einem der Gäſte eingeführt worden war. Befremdend ſah er ſich nach dem Hausherrn um; dieſer war indeſſen auf die Einladung der ſo eben angekommenen Fremden mit Walter in ein unteres Zimmer gegangen und die Gendarmes hatten die Ausgänge des Hauſes beſetzt. Es entſtand eine allgemeine Beſtürzung, die jungen Leute vom Hauſe verſammelten ſich alle um die Mutter, welche, ſichtbar angegriffen, ihre Faſſung dennoch behauptete und den Kindern befahl, die Gäſte zu unterhalten. Jetzt ſchickte Erle einen Diener herauf und bat den Juſtizpräſidenten um ſeine Gegenwart. Der Mann nahte ſich mit offenbarer Gemüthsbewegung der Hausfrau, faßte ehrerbietig ihre Hand, drückte ſie an ſeine Lippen und ſagte, auf ihre noch immer bang um ſie verſammelten Kinder deutend: „Werthe Frau, ich habe hier genug geſehen, um der Freund ihres Mannes zu werden.“ — Jetzt brach Frau Marie in Thränen aus. Miekchen ſtürzte in ihre Arme, Kunigunde, Benona faßten ihre Hände und knieten zu ihren Füßen, undeutliches Angſtgefühl ergriff ſie. Decius hatte ſeinem Bruder und Nikolas einige Worte ins Ohr geſagt, und die drei Jünglinge ſtanden wie junge Löwen, die den Angriff des Jägers erwarten. Der Moment war peinigend, die guten Nachbarn wollten tröſten, die Fremden zogen ſich in die anſtoßenden Zimmer und beſprachen leiſe, in Gruppen geſondert, den zweideutigen Vorfall. Stiller ward es und ſtiller in der Nähe der bangen Gattin. Jetzt hörte man die Thüren der untern Zimmer ſich öffnen, erſchrocken richteten Alle den Blick zur Treppenthür, und die Jünglinge verſchlangen, glühende Blicke auf einander heftend, ihre Rechte wie zu einem Bundesſchwur. Da trat der Präſident herein, Walter und Erle an der Hand haltend, und führte ſie zur zitternden Hausfrau. — „Das war ein ſchöner Tag" ſagte er mit lauter Stimme," der mich hierherführte, um Zeuge des Siegs der Rechtſchaffenheit zu ſein. Meine Herren," rief er, zu der ſich neugierig nahenden Geſellſchaft gewendet, „belieben Sie in Gegenwart und mit Vergünſtigung des hier anweſenden Herrn Commiſſairs und Actuars die Veranlaſſung dieſes Vorfalls zu hören, der die ganze Nachbarſchaft intereſſiren muß. Sehr ſchlechte Diener unſers guten Landesvaters hatten dieſe beiden ehrenwerthen Männer in der Reſidenz angeſchwärzt, als werben ſie Auswanderer nach Amerika an; die Geſetze verhängen darüber verdiente Strafen. Durch Ränke wußten jene Angeber alle Formalitäten zu umgehen, auf ihre bloße Anklage erhielten dieſe Herren den Befehl, unſern edeln Wirth und ſeinen Freund ins Kreisgefängniß abzuführen." — Mit lautem Schreckensruf drängten ſich die Gattin, die Töchter um Gatten und Väter, ſtolz und mit verzehrenden Blicken auf den Regierungscommiſſair traten die Jünglinge mitten in den, um die Familie gebildeten Kreis. — Der Juſtizpräſident fuhr fort: „Doch unſre Freunde hatten alle Mittel in Händen, den Auftrag dieſer Herren unnöthig zu machen; der wirkliche Sachbeſtand befindet ſich alſo: unſer wackerer Wirth hat ſeinem zweiten Sohn Ländereien in gau gekauft und wird mit ſeinem Freund zum Theil hier, zum Theil dort den Lebensherbſt genießen. Walter hat mit mehren ** Regierungen eine offenbare, loyale Unterhandlung angeknüpft, um die, nicht mehr vom Auswandern abzuhaltenden Landleute, von ihren eignen Obrigkeiten angeleitet, in die neue Welt abzuſchicken; dort hat der wohlthätige Mann ſeinen Credit und anſehnliche Geldſummen verwendet, um ſie ſichere Wohnplätze in günſtigen Gegenden finden zu laſſen. Sein eigner hier gegenwärtiger Sohn wird im nächſten Frühjahr dieſe Auswanderer führen. Darauf beruhte demnach die Beſchuldigung der verächtlichen Angeber. Dieſe Herren ſind durch die vorgelegten Documente von dem wirklichen Sachbeſtand ſo klärlich überzeugt, daß ſie ihren Auftrag für beendigt halten und mir erlauben, nach Beendigung meiner Badecur, dieſe beiden Männer ſelbſt nach der Reſidenz zu führen, um ſie unſerm gütigen Fürſten vorzuſtellen." — Der Commiſſair bezeugte die Wahrheit dieſer Erklärung mit lauter Zuſtimmung; noch mehr, indem er ans Fenſter trat und den Gendarmes zurief, daß ihr Geſchäft geendigt ſei, und ſie den Hof unverzüglich zu verlaſſen hätten.

Jetzt winkte der Präſident die Tanzmuſik herbei und führte, trotz der Rheumatismen, die ihn zu ſo gelegener Zeit in das benachbarte Bad geführt hatten, die noch immer tief erſchütterte Hausfrau zu einem Ehrentänzchen auf. „Kommen Sie, werthe Frau," ziſchelte er ihr zu, „laſſen Sie uns der Menge wegen Ihrer Freude ein grobes Gepräg geben. Ich ſchaffe Ihnen die Gäſte dann bald aus dem Haus." Die jungen Leute folgten gern dem Winke; denn wie gefällig bietet ſich der Tanz um Das auszudrücken, was Decius und Venona, Nikolas und Kunigunde ſich jetzt nicht mit Worten mittheilen konnten! — Walter und Erle verſammelten den ältern Theil der Geſellſchaft um Trink- und Spieltiſch und Pfeifen, und hier trat endlich auch Herr Amtmann Hofmüller nahe zu ſeinem Schwager und ſagte mit ſeinen gewöhnlichen ſtarren Geſichtsmuskeln: „Das war ein fataler Schreck, Herr Schwager; da war Dem Glück zu wünſchen, der ſich wie Sie unverſehrt wußte.“ — Apropos, ja! rief Erle, wie ſich plötzlich beſinnend; mit Ihnen habe ich doch noch ein Wörtchen zu ſprechen! Ihro Excellenz, ſagte er zu dem eben vom Ehrentänzchen abtretenden Präſidenten, auf ein Wort, wenn's gefällig iſt! Damit öffnete er eine nebenan befindliche Thür, complimentirte den Staatsmann hinein, ſchob den Schwager hinterdrein und machte, ihnen folgend, hinter ſich zu. Herr Präſident, fing er jetzt an, die Vorſehung ſandte Sie heute zu meinem Segen in mein Haus; laſſen Sie ſich gefallen, Ihre ſchöne Sendung zu vollenden. Sein Sie einziger Zeuge meines Vorſchlags an den Herrn Amtmann. Schwager Hofmüller, fuhr er zu dieſem gewendet fort, die Commiſſion, welche meine Verhaftung beſchloß, hat eine ſehr alberne Unvorſichtigkeit begangen. Sie legte zu den Beweisſtücken meiner Schuld einen Brief von Ihnen, welcher die Hauptpunkte der gegen mich angebrachten Beſchuldigung enthält. Ich habe ihn in Händen. Sie begreifen nun alle Folgen, die ich dieſer Sache geben könnte. Ich verklage die Commiſſion und Sie; und Sie, als der kleinere Dieb, müſſen, dem Sprüchwort zufolge, hängen. Allein Ihre

Schuld traf nur mich, ich darf Ihnen verzeihen; doch Ihre Lage zum Beſten Andrer benutzen, das will ich. So werbe ich denn für meines Freundes Sohn Nikolas um Ihre Tochter Kunigunde. Ich weiß Alles, was Sie als Vater an dieſem Kinde verſchuldet haben, ich vergeſſe es nie, ſo wenig wie Ihren Verrath an mir, verſchweige aber auf immer die Schande von meiner Gattin Bruder; auch der Herr Präſident wird ſich dieſem Schweigen unterziehen, ob ich ihn gleich gegen Sie als Zeuge bedurft habe. Willigen Sie in Kunigundens Heirath? — Dem Mann wird übel, rief der Präſident und riß ein Fenſter auf, um Hofmüller Luft zu machen. Erle trat ihm näher, und ſagte ſanft, laß mich dein Halstuch löſen, Schwager, und beruhige dich, und der von Zorn Erſtarrte ließ es geſchehen. — Da iſt kalt Waſſer, ſagte der Präſident, indem er einen zufällig da vergeſſenen Kühlkeſſel herbeitrug, und nach einigen Sekunden half ſich die von einem warmen Herzſchlage nie ermüdete Amphibiennatur des Criminalmenſchen, er fand Worte, und ſagte trotzig: Nun ja, ich bin in Ihrer Gewalt, ich gebe dem Amerikaner meine Tochter zur Frau; aber dieſe Banditenmanier, mir die Hände zu binden, beweiſt mir, daß Sie und Walter dieſes Mal klüger, aber keineswegs ehrlicher ſind — als ich. — Herr —rr—! rief der Präſident, das R lang haltend, indem er den wüthenden Amtmann feſt anblickte. — Hier Schwager, ſagte Erle beſänftigend, hier führt eine Thür in das ihnen angewieſene Zimmer, beruhigen Sie ſich. Noch heute Abend geben Sie Ihre Tochter einem braven Mann zur Frau. — Mit dieſen Worten ging er mit dem Präſidenten zur Geſellſchaft zurück, die ſich auf des Letztern geſchickte Veranſtaltung ziemlich früh verabſchiedete.

Dieſes Verlobungsfeſt hatte wie ein üppiger Frühlingstag im Freudeſonnenglanz begonnen furchtbar hatten Schwefeldünſte ſeinen Mittag umlagert und ſich in unglückſchwangere Wolken gethürmt; von Gottes Vatermilde geführt, war das Verderben vorübergezogen, und wie nun am ſpäten Abend der Familienkreis verſammelt war, öffneten ſich alle Herzen, wie die Blumen ihre Kelche, und hoben ſich gen Himmel blickend Aller Häupter, wie der Bäume Gipfel im Abendhauche, wenn die Sterne über die regengetränkte Erde heraufziehen und die ganze Natur feiert. Frau Marie glaubte heute ihrem Gatten von neuem angetraut zu ſein, nachdem ſie ihn einer Gefahr entgangen ſah, die ihre Phantaſie ſich, ſeine frühern Schickſale hineinmiſchend, furchtbar ausgemalt hatte; Benona und ihr Bruder beugten ſich mit liebender Ehrfurcht vor dem Vater, der abermals in Ruhe und Kraft ſeinen Weg durchſchritten hatte. Erſt ſpät kam Hofmüller, der ſich Unpäßlichkeit wegen einige Stunden in ſeinem Zimmer gehalten hatte, hinzu. Nachdem man ihm achtungsvoll ſeinen Schwager- und Oheimsehrenplatz einnehmen laſſen, trat Walter zur unbeſchreiblichen Überraſchung der jungen Leute, vor allen des Liebespaares, vor ihn, und brachte mit wenig Worten Namens ſeines Sohnes ſeine Werbung um Kunigunde an. — Mein Schwager hat mich unterrichtet, antwortete der Amtmann ziemlich gefaßt, und ich habe es ihm überlaſſen, für Kunigundens Vortheil zu ſtipuliren. Ich habe mehre Kinder und bin kein reicher Mann — Sie geben meinem Sohn eine gute Gattin, jede andere Anfoderung überläßt er Ihren übrigen Kindern. — Nur Ihre Liebe! mein Vater, nur Ihren Segen rief Kunigunde, die herbeigeeilt und zu ſeinen Füßen geſunken, flehend ihre Hände aufhob. Nikolas faßte treuherzig ſeine widerſtrebende Rechte, Schwiegervater, ſagte er, verſuchts nur, mich lieb zu haben, betrachtet nur, wie wohl es thun wird, wenn ihr alle Abende denkt: in Amerika beten meine Kinder für mich. — Welches Herz konnte ſolch einem Auftritt widerſtehen?

So ein Menſch wie Hofmüller lernt nicht lieben, aber nachdenklich ward er und ſah es von da an gern, wenn man ihn nicht haßte und vermied. Darum kam er öfter als ſonſt zum Schwager, auch nachdem im nächſten Frühjahr Nikolas mit ſeiner Kunigunde nach Walterhill abgereiſt waren, und Decius und Venona in Eichthal wirthſchafteten, ja er beſuchte ſogar die beiden Freunde in ihrem Bauerhauſe am ** See. Halb mochte ihn der Wunſch, ſich immer ihrer Verſchwiegenheit von neuem zu verſichern, dahin führen, halb iſt es aber ein Gefühl von Selbſtrechtfertigung, das ihn antreibt und, ſeinen Haß gänzlich verlöſchen zu ſehen, ſeinen Verwandten Hoffnung giebt. Vom Glücke der jungen Ehepaare, von den Liebesboten, Gebeten, Gedanken, die von dem kleinen Winkel Deutſchlands ſeitdem übers Weltmeer hin und her flattern, ſagen wir nichts; das fühlt Jeder, der uns lieſt; er wiſſe aber nur zugleich, daß die freudigen, einfachen Herzen unſerer Freunde nicht, weil ihnen allen noch Wünſche übrigblieben, im Genuß der erfüllten, noch im Danke zu Gott, geſtört ſind.

III.

Der Traum des Lebens.

Ein Märchen.

Es war einmal ein guter König und eine gute Königin, die ihr Lebelang Alles nur nach reiflicher Überlegung gethan hatten. Da war denn im Ganzen nicht ſehr viel gethan worden; es hatte ſie aber doch ſo beſchäftigt, daß ſie Beide ſich erſt ſpät heiratheten. Beide wünſchten ſich Kinder, aber es kamen keine. Man befragte alle Feen und gelobte ſich allen Heiligen; die helfen aber immer nur, wo ſie können, und dieſes Mal konnten ſie nicht. Wie das gute Ehepaar ſah, daß Alles vergeblich war, nahm es ein kleines, allerliebſtes, jähriges Bübchen, das keine Ältern und einen hübſchen, berühmten Namen hatte, an Kindesſtatt an. Alexis war kaum gewohnt, ſeine Pflegeältern Papa und Mama zu nennen, ſo ward die Pflegmama ſchwanger, und es ſtellte ſich zur rechten Zeit, und ohne Feen und Heilige, ein niedliches Mädchen ein, das Aline genannt wurde. Alexis Lage war nun freilich ein Bischen zweideutig geworden; ſeine Pflegältern hatten ihn aber herzlich lieb, und nachdem ſie das Ding reiflich überlegt hatten, ſetzten ſie es unter einander unwiderruflich feſt, daß Alexis und Aline ein Paar werden ſollten. Nichts war natürlicher, leichter, ſicherer, und ſo das Intereſſe ihrer beiden Lieblinge verbunden. Der Entſchluß war kaum beſtimmt, ſo wurden beide liebe Leutchen krank und ſahen ſich bald genöthigt, ohne viel Überlegung Anſtalt zum Abſchied aus dieſer Welt zu machen. Es that ihnen ſehr Leid, aber es waren gute liebe Liebe, die gegen eine von jeher vorausgeſehene Sache ſich weiter nicht ſträubten. Alexis und Aline zu verlaſſen war ihnen das Bitterſte und ihr Schickſal die einzige Sorge. Wie ſich ihnen alſo der Tod nahte, ergriffen ſie den einzigen Weg, auf den ſie trauten: ſie empfahlen das kleine Brautpaar zweien Feen, die von jeher Freunde ihrer Familie waren; ſie banden ihnen ihre eheliche Verbindung, das liebſte Ziel aller ihrer Wünſche, auf das dringendſte ein und ſchieden dann mit ſo gutem Anſtand von hinnen, wie es ſich unter ſolchen Umſtänden nur immer denken läßt.

Das Erſtaunen über die Feen und Zauberer hab' ich vorhergeſehen, da meine Geſchichte bis dahin und auch vielleicht in Zukunft nichts enthalten wird, was mich nach Dſiniſtan, oder an den Ganges, oder irgend wohin verſetzte, wo ich den Vortheil der weiten Entfernung hätte. Ich kann nicht helfen. Ein armer Erzähler iſt übel dran. Hat er's mit erfahrnen Zuhörern zu thun, ſo finden ſie nichts Neues; ſagt er ihnen Etwas, das ſie nicht wiſſen, ſo ſcheint es ihnen unglaublich. Freilich gibt es heut zu Tage keine ſo treuherzigen Menſchen mehr, die an Feen und Zauberer glaubten; aber warum die Dinge in der Welt noch eben ſo gehen als in der Zeit, da es noch welche gab, das ſagt uns Niemand. Meine Geſchichte beweiſt, daß dieſe überirdiſchen Weſen ihre Macht nach wie vor an uns üben; wir glauben es nur nicht mehr, oder nennen ſie anders. Meine beiden guten Eheleute glaubten ſie, kannten ſie und empfahlen Alexis und Aline den Feen Tauſendſchön und Zeitloſe. Die Erſte war die älteſte und mächtigſte der beiden Damen. Ihr ging es, wie dem berühmten Mäoniden und ärger. Nicht nur ſieben, ſondern zehn und hundert Städte und Völker hätten ſich um ihren Urſprung ſtreiten können; aber nicht wie bei dem Sänger der ewig wahren Natur beneidete jedes Zeitalter der Nachwelt den Ort, der ſie gebar, ſondern ſo ſehr jedes jauchzte, ſie zu beſitzen, ſo wenig rühmte man ſich, ſie beſeſſen zu haben. Ihre jungen Schüler wurden hingeriſſen von dem Glanz, der ihr Weſen umgab, aber die Zeit veränderte grauſam die Anſicht ihrer Verehrer; ſie ſchien alt und lächerlich Denen, die lange unter ihrem Schutze gelebt hatten. Sie war mächtig und verſprach immer mehr, als ſie hielt; aber in die Länge ward ihr Dienſt herzlich läſtig. Übrigens lag ihre frühere Geſchichte im Dunkel. Die Menſchheit des Kindesalters ſchien ſie nicht recht gekannt zu haben. Aus ihrem Anſehen ward indeß Niemand klug. Wer ihr ſo große Macht verliehen, wußte kein Menſch, aber eine Zeit des Lebens war ihr jeder Sterbliche unterthan.

Mit Zeitloſe war es anders und wunderbarer. Jeder, der ſie ſah, glaubte ſie ſonſt ſchon geſehen zu haben; wer etwas Schönes, Rührendes beſchreiben wollte, meinte, es ſähe ihr ähnlich. Ihre Schönheit war mehr, als Zauber und Jugend, ihr Liebreiz mehr, als der Frühling des Lebens verleiht. Man hielt ſie oft für Pſychens Schweſter und hätte ſie oft für Pſyche ſelbſt, mit Feenwürde bekleidet, gehalten, hätte ſie je um Liebe geliebt. Aber ſie liebte nur, weil ſie wohlthat.

Dieſe beiden mächtigen Feen folgten des guten Königs und der guten Königin Ruf und eilten zu den verwaiſten Kleinen. Ihre erſte Sorge ging dahin, ſich über den Plan zu verſtändigen, der bei der Erziehung ihrer Zöglinge zu befolgen ſein würde. Die Eine wie die Andere mochte wol eine gewiſſe Ahnung haben, daß ſie ein bischen ſehr verſchieden über dieſen Gegenſtand denken würden. Als wohlgezogene Feen wünſchten ſie aber doch die Verſchiedenheit ihrer Meinung mit Anſtand zu äußern, und ſo währete es denn ziemlich lange, ehe der Hauptpunkt berührt ward. Endlich fühlte Zeitloſe, daß es eine unrühmliche Art ſei, ſeinen Gegnern ſo den Vortheil abzulauern; ſie nahm alſo die erſte Gelegenheit wahr, wo ſie ſich mit ihrer Schweſterfee allein befand, um den kitzlichen Punkt zu berühren. Alexis hatte einen Augenblick ſein Spiel verlaſſen und lehnte ſich vertraulich an ihre Knie, indeß ſie Aline auf ihrem Schoos hielt. Der Knabe hatte geweint, daß jetzt die guten Ältern, wie ſeine Bonne ihm ſagte, nicht mehr mit ihm ſpielen, ihm nicht mehr Zuckerbrot geben ſollten. Zeitloſe ſtreichelte beſchwichtigend ſein Lockenhaar, und theilnehmend wie ein Menſch, wehmüthig wie eine Mutter, blickte ſie auf die lächelnde Aline. Tauſendſchön ſaß an einem Tiſch und überſah eine Karte des kleinen Königreichs. Nachdem ſie eine redneriſche Stellung angenommen, rief ſie: Ein ſchönes Gebiet! ein rundes Gebiet! Mein Prinz, Sie werden Ihr Volk beglücken; Sie werden das Beiſpiel der Fürſten, der Gatten, der Väter ſein. — Alexis, der ſchon wieder an ſein Spiel gelaufen war, ließ ſeinen Kreiſel einen Augenblick allein brummen, hielt, die Peitſche in der Hand, erſtaunt inne, und ſagte mit einem komiſchen Spott: das hat mir mein Hofmeiſter noch nie geſagt; aber meinetwegen! Ich will froh ſein, wenn die andern Jungen von mir lernen wollen. Allons, Kameraden! Brummkreiſel ins Feld! ſchrie er über den Balcon den Kindern zu, die vor dem Schloß im Graſe ſpielten, ſchnellte den Kreiſel hinunter und flog zur Thür hinaus, ihn unten zu empfangen. Welch eine ſchöne Miſchung in dem lebhaften Gemüthe durch zärtliche Empfindungen entſtehen wird! liſpelte Tauſendſchön und legte die Landkarten zuſammen. — Theures Mädchen, lieben Sie Ihren kleinen Ingenu auch recht zärtlich? wendete ſie ſich zu Alinen, die unbefangen mit Zeitloſen's Perlenhalsband ſpielte. — Wenn er mich nicht plagt, — antwortete das Kind; und auch dann; denn er meint's nicht bös. — O holde Weiblichkeit, rief Tauſendſchön aus und heftete einen angeſtrengt gefühlvollen Blick auf Alinen. — Gutes Mädchen, ſagte Zeitloſe leiſe, denke immer ſo; Alexis, meine Kleine, meint es nicht bös, und wenn er groß iſt, wird er Dir's danken, daß Du ihm verzeihſt.

Zeitloſe hielt dies für den rechten Zeitpunkt, von Geſchäften zu reden, und fing ſanft, wie Jemand, der Streit erwartet, die Unterhandlung an: Aber hier iſt's nöthig, um den Zweck unſerer guten entſchlafenen Freunde zu erfüllen, daß wir ſchnell für die glückliche Zukunft der holden Kinder ſorgen. Da Tauſendſchön politiſch ſchwieg, fuhr Zeitloſe fort: Und um deſſentwillen, meine Schweſter, iſt die gute Erziehung der beiden Kinder unſre nächſte Pflicht. Durch ſie wird die Abſicht der zärtlichen Ältern wenigſtens vorbereitet. Tauſendſchön ſchwieg noch immer. Wollen wir uns nicht in die Kleinen theilen? Sie führen Alexis an Ihren Hof, wo glänzende Thaten, Muth und Künſte wetteifernd um Ihren Beifall buhlen; dort bilde er ſich zum Manne; ich nehme meine Aline auf meine Inſel, ich hoffe, ſie ſo zu erziehen, daß ſie ihrem Schickſal einſtens gewachſen iſt.

Tauſendſchön hatte mit einem halbmitleidigen Lächeln zugehört. Nun, und der Plan des königlichen Älternpaars? fragte ſie in dem Ton, der eine dumme Antwort erwartet. — Ich hoffe, daß ihn die jungen Leute ſtets aus Ehrfurcht gegen ihr Andenken befolgen würden; aber ſo, wie wir ſie bilden wollen, können, müſſen ſie in zehn Jahren geſtimmt und würdig ſein, einander zu lieben. — Tauſendſchön lachte beleidigend laut. Nun wahrlich, in dieſem Plan, meine gute Schweſter, weht die Herbſtluft Ihrer Inſel im gemäßigten Klima. Sie wollen ein paar zarte Weſen, die Natur und Schickſal für einander beſtimmt hat, trennen; Beiden den Sporn zum Schönen, den Genuß der Kinheit, die Blüte des Lebens, eine reine, kindliche, einzige Liebe rauben; ſie ſollen froſtig, als hätte ein Alltagsentſchluß über ſie gewaltet, im gehörigen Alter dem Befehl ihrer Ältern gehorchen —! So ging es eine lange Weile fort: Zeitloſe ſtritt mit Feſtigkeit und Güte, Tauſendſchön ward über ihrem eigenen Eifer blind, und wie die Gründe ihr fehlten, führte ſie ihren Feenrang und ihre Oberherrſchaft an. Jetzt ſagte Zeitloſe mit einer Thräne im ſtillen, denkenden Auge: Gut, meine Schweſter, der Obermacht muß ich weichen; doch geſtehen Sie mir eine Bedingung zu: wenn die jungen Leute ſich Ihrer Führung widerſetzen, ihren eignen Weg gehen wollen, ſo bleib' es mir überlaſſen, ſie zu Ihrem Willen zurückzuführen. — Sie ſind ſehr gütig, meine hülfreiche Freundin, antwortete Tauſendſchön ſpöttiſch; dieſe Bedingung kann ich wol ohne Gefahr mit einem Feenworte verſiegeln. Zeitloſe ging zu Alinen und drückte ſie mit Innigkeit an ihr Herz; ſie rief Alexis zu ſich, ſah ihm forſchend in das lebhafte Auge, legte die Hand unter ſein üppiges, rundes Kinn und ſagte: Werde ein Mann! — Ja, das verſteht ſich! rief er mit einem Luftſprung und lief zu ſeinem Spiel zurück. Zeitloſe ſtieg in ihren Wagen, von zwei weißen Schwänen gezogen, und ſchwamm traurig durch die Luft.

Nun hatte Fee Tauſendſchön das Reich allein. Mit unnachahmlicher Thätigkeit arbeitete ſie den Erziehungsplan für ihre Zöglinge aus. Alles war auf Gefühl und Liebe gegründet; keine Pflicht, keine Strafe, nur Ermunterung, nur Lohn. Die beiden Kinder waren unzertrennlich. Der Befehl, der Alinens Hofmeiſterin und Alexis' Mentor am ernſteſten eingeſchärft wurde, war: die holden Geſchöpfe von ihrer gegenſeitigen Beſtimmung, von dem Glück einer reinen Liebe, von der Seligkeit der Unſchuld täglich zu unterhalten. Alles, was die Kinder umgab, athmete Liebe und Freude; das Schloß ward mit lauter lachenden Farben ausgemalt, die Gärten in einen Luſtwald verwandelt. Des alten Königs ſchöne viereckige, zackige, ſchneckenförmige Taxusbäume mußten Thränenweiden Platz machen, ſeine zierlichen Buchenwände Myrtenhecken; ſein ſtattliches Hühnerhaus ward in eine Voliere verwandelt, und in ſeinem Marſtalle machten alle ehrenveſten Holſteiner kleinen Polakchen Platz, von denen Alexis ohne Lebensgefahr auf den goldnen Sand geworfen werden konnte. Doch auch ernſtere Gedanken hatte Tauſendſchön zu erwecken geſucht. Am Ende des Gartens, neben einem murmelnden Bach, unter hohen Buchen ſtand eine ernſte Rotunde auf neun ſchwarzmarmornen Säulen; um ſie her blühten Roſen, das Sinnbild der Jugend und Vergänglichkeit! In der Mitte ſtand ein Amor von weißem Marmor auf einem Altar von Lazurſtein und hielt einen eben gehaſchten Schmetterling bei den Flügeln. Tauſendſchön nannte dieſen Platz den Tempel der ſeelenvollen Liebe. Wenn ſich Alexis und Aline um ein Butterbrot geſtritten, und die Kleine weinend ſich in das Recht des Stärkern ergeben hatte, oder wenn der ſelbſtſüchtige Knabe, von ihren hülfloſen Thränen gerührt, ihr einmal ein kleines Opfer gebracht hatte, ſo führte Tauſendſchön die Kinder in dieſen Tempel und ſagte ihnen viele ſchöne, gefühlvolle, moraliſche Dinge, die ſeitdem in unſern Erziehungsbüchern noch viel weitläufiger auseinandergeſetzt ſind. Aline hörte ſie verlegen an und verſprach, bei der ſchließlichen Auffoderung, ſtets ſo fromm zu ſein, alles Gute. Aber dann gibſt Du mir auch ſo einen allerliebſten Hampelmann, liebe liebe Tauſendſchön! rief ſie am Ende ſchmeichelnd und zeigte auf den Amor. Das hatte die Fee nicht bewerkſtelligen wollen; ſie war alſo ein bischen verwirrt, und um abzulenken rief ſie Alexis zu ſich, der ſich indeß geübt hatte, die Stufen des Tempels herabzuſpringen. Ohne herbeizukommen, lief er um den Tempel herum und ſchrie ihr zu: Hör', Tante Fee, wenn man Gitter um das Ding machen läßt, ſo wird's ein prächtiges Taubenhaus. Tauſendſchön ſeufzte; ihre für Alexis beſtimmte moraliſche Ermahnung ward unterdrückt, und ſie hoffte von der Zukunft, daß ſie dieſen Naturmenſchen Seele einhauchen ſollte.

Die Zukunft betrog ſie auch nicht. Aline und Alexis hörten ſo oft, daß ſie die Liebe für einander geſchaffen habe; man machte ihnen ein ſogar bequemes Bild vom Glück ihres Lebens; alle ihre Tritte und Schritte waren ſo gezirkelt, geleitet und berechnet, daß des Knaben wilder Übermuth und Alinens ſanfte Nachgiebigkeit bald weichlicher Träumerei und ſchwärmeriſcher Empfindung Platz machten. Nun war Tauſendſchön zufrieden! Aline ſäte die Kreſſe in ihrem Gärtchen in Geſtalt eines A. Alexis brachte Alinen ein mühſelig erobertes Vogelneſt. Sie ſchnitt ihre Kreſſe ab, um ſie ihn aufs Butterbrod zu geben; er ließ ſeine Spazen fliegen, weil ſie ihre Sklaverei beweinte. Unter ſo einer gefühlvollen Leitung ſchlichen die Kinderjahre dahin. Aline blühte zart und ſchmächtig, Alexis ſchlank und blondlockig. Jetzt ſah Tauſendſchön ihre Pläne reifen. Nun noch ein Jahr, dachte ſie, ſo krönt Hymen dieſe reinen, kindlichen

Herzen! Dann Hand in Hand, mit der Ägide der keuſchen Freuden einer glücklichen Ehe geſchützt, führ' ich ſie in die Welt, und nun ſollen ſie die Menſchen kennen lernen, denn keine Verführung kann ihnen mehr gefährlich ſein. Und dann, an Geiſt als Mann, von Herzen noch immer ein Kind, kehrt mein Zögling an ſeiner Aline Hand in ſein väterliches Haus zurück! O kalte, pedantiſche Zeitloſe! ſo einen Roſenpfad hieltſt Du für den Weg zum Verderben?

Tauſendſchöns Plan war ſo conſequent; die Natur, das Schickſal arbeiteten ihr ſo in die Hände, daß er früher reifte, als ſie es ſelbſt dachte. Alles, was das junge Paar umgab, ſchien Tauſendſchöns Wünſchen zuvorzukommen. Alinens Hofmeiſterin und Alexis' Mentor hatten ſich oft über die Uneinigkeit ihrer Zöglinge entzweit; doch ſeit dieſe dem Ruf eines ſüßern Gefühls Gehör gaben, ſchienen auch ihre Aufſeher allen Zwieſpalt zu vergeſſen. Wie die Vögel auf den ſchwankenden Zweigen, wie die fleckigen Lämmer im Blumenteppich der Wieſe folgten auch ſie dem ſüßen Ruf der Natur, gingen ihren zarten Untergebenen mit zärtlichem Beiſpiel voran, und die gute Tauſendſchön wußte nicht ſchnell genug ein ländliches Feſt zu veranſtalten, um das Bündniß dieſer beiden Herzen, das plötzlich ſehr nothwendig geworden war, zu feiern. Alexis und Aline fanden das Feſt allerliebſt; ſie wichen dem Brautpaar nicht von der Seite, ſahen es mit der ſonderbarſten Neugierde an, und ſich dann, eins das andere mit naſſen, zärtlichen Augen, und dann wieder das Brautpaar. Die Fee war nicht ſehr aufgeweckt bei dem ländlichen Feſte, doch ſah ſie der Augenſprache der beiden jungen Verliebten mit inniger Freude zu. Gegen das Ende des feierlichen Tages verloren ſich Beide in den monderhellten Garten, Beide irrten ſehnſuchtsvoll umher und trafen unerwartet am Tempel der „ſeelenvollen Liebe" zuſammen. Arm in Arm ſanken ſie auf ſeine Stufen, zärtliche Seufzer und halbe Worte drückten den Wunſch aus, an der Stelle der Neuvermählten zu ſein. Der Himmel weiß, wie ſchnell Tauſendſchöns Plan gereift wäre; eine Täuſchung, eine kindliche Täuſchung unterbrach Alinens Trunkenheit. Ihr naſſes Auge fiel unwillkürlich auf den lazurnen Altar der mondumſtrahlten Rotunde: plötzlich ſchien der Schmetterling der Hand des lieblichen Amors zu entſchlüpfen. Er flog in kleinen Kreiſen über Alinens Haar, und Aline glaubte, ein leiſer Seufzer ſteige aus des Liebesgottes marmorner Bruſt. Sanft wehrte Aline ihres jungen Geliebten kühne Liebkoſungen ab; er ward ungeſtümer, als eine leiſe Stimme ihm zurief: Werde erſt ein Mann! — Ihn ſchauderte. Die Stimme hatte er ſchon einmal gehört; aber wo? und ſo tief drang noch keine Stimme in ſein Herz. Still folgte er der entfliehenden Aline in die Säle des Schloſſes. Von der Zeit an ſah Tauſendſchön ſehr deutlich, daß die ſchöne Knospe der Liebe bis zur Entwicklung gereift ſei. Zwar wollte ſie den Liebenden durch manche Unterredung, wo ein unbefangener Zuhörer verlegen geweſen wäre, ob er die Unſchuld der Fee oder die des zärtlichen Paares am meiſten bewundern ſollte, die Zeit ihrer ſeligen Erwartungen noch verlängern; aber wer vermöchte den Augenblick des Lebens zu verzögern, wann die ſchaffende Kraft in Thätigkeit auferſteht? Alexis und Aline erkannten den Zweck ihrer gefühlvollen Erziehung, und ihre Vereinigung war ihr einziger Wunſch.

Im Grunde verlangte Tauſendſchön ſelbſt darnach, ihrem Werke die Krone aufzuſetzen. Bis dahin hatte ſie eine Gradation in die Empfindung ihrer Zöglinge zu bringen gewußt; allmälig ſah ſie aber nichts vor ſich als eine gefährliche Wiederholung der himmliſchen Melodien, wenngleich mit einigen Variationen; oder die Natur konnte ihrer Feerei den Poſſen ſpielen, die letzte Stufe der Liebe ohne ihre Ausrechnung zu erſteigen, und — welch' ein tiefer Sturz wär' das für ein ſo rein empfindendes Herz geworden!

Die Anſtalten zur Hochzeitsfeier wurden gemacht. Wer könnte ein Feſt beſchreiben, bei dem alle Kunſt der Feerei zu Hülfe gerufen ward, um es im blühenden Lenze, in der ſchönſten Gegend der Liebe zu feiern! Alle Kinder Florens, die, dem Tanze der Horen folgend, jede Jahreszeit ſchmücken, ſtanden als Schweſtern, in einer Stunde geboren, gedrängt neben einander. Der Krokus, der vom erſten Stral der Sonne aufſproßt, verſteckte ſein glühendes Haupt an der ſtolzen Narciſſe, die nur von Phöbus heißerm Stral geboren wird. Die Roſe beſchattete die ſtolze Aſter, und das Veilchen ſtand beſcheiden neben der ſanften Zeitloſe, die leicht und luftig den Frühling begrüßt und, das letzte Kind Florens, den ſcheidenden Herbſt noch verſchönert. So lächelte Alles im Haine, ſo lud jeder Raſenſitz zum Genuß ein; Früchte und Blüten prangten an den Bäumen, die Vögel ſchienen die Zeit der Liebe nur heute mit der Zeit des

Geſanges zu vereinen, die ganze Natur feierte Hymens und Amors Feſt.

Von Wonne überſtrömt, genoſſen Alexis und Aline nur ſich in all dieſem Zauber. Der Tag verſtrich, der Abend ſammelte die blühende Jugend des Feſtes auf einem grünen Raſen, wo die Mädchen unter zierlichen Tänzen Alinen mit Blumenketten an Alexis feſſelten und das Glück ihrer reinen, mit ihnen von der Kindheit zur Jugendblüte aufgeſproßten Liebe ſangen. Die Ketten waren von Roſen und Myrten geflochten, Roſen und Myrten bildeten den Kranz, den jetzt das ſchönſte Mädchen des Reigens Alinen auf das Haupt drücken wollte. Doch plötzlich zog ein weißer Schwan in feierlichem Zug aus dem nahen Roſengebüſch hervor. Er hielt eine Krone von Zeitloſen gewunden im Schnabel und ließ ſie im Fluge ſanft auf Alinens blonde Locken herabfallen. Erſtaunt ſahen die Mädchen dem enteilenden Vogel nach, als der Kranz, den ſie eben auf Alexis' Haupt ſetzen wollten, zerriſſen aus ihrer Hand fiel; eine leiſe Stimme lispelte zugleich ihm ins Ohr: Werde erſt ein Mann! und ein dunkler Schmetterling flog vor ſeiner Stirne vorbei auf einen naheſtehenden Lorberbaum.

Die frohe Jugend ward beſtürzt, Aline ging zu Alexis; und Beide umarmten ſich mit einem Ausdruck, der ſeelenvoller war als Alles, was ſie heute empfunden. Fee Tauſendſchön machte ein ſo wunderliches Geſicht, als vernehme ſie mehr in der Spielerei, wie daraus hervorkam; ſie rief die jungen Leute zu einem geiſtreichen Spiel auf, und der räthſelhafte Auftritt ward vergeſſen.

Nun begannen die Honigmonate der Ehe, — die gemeinen Menſchen nennen es Flitterwochen, und haben wenigſtens in der Abkürzung des Zeitmaßes ziemlich recht. Unſer junges Ehepaar liebte ſich unendlich: man weiß nicht recht warum, denn es blieb Alles beim Alten; was höchſtens Neues dazugekommen war, hätte bei den gefühlvollen Zöglingen der ſeelenvollen Tauſendſchön wenigſtens nicht ſo viel Unterſchied machen ſollen. Dennoch rechtfertigten die Zöglinge ihre Freiheit von ſinnlichen Genüſſen, denn nach wenig Wochen fing ihnen an die Zeit erſchrecklich lang zu werden. Alexis wagte es endlich und drang in die Fee Tauſendſchön, ſie nun in die Welt einzuführen, ihn Erfahrungen ſammeln zu laſſen, und dann als Vater ſeines Volkes, als Muſter ſeiner Unterthanen heimzukehren. Das war ſo groß und ſo ſchön, daß Fee Tauſendſchön ihren eignen Widerwillen, das holde Paar aus ſeinem Kindheitsparadies zu reißen, beinahe überwunden fühlte. Sie wollte ſchon Reiſegeräthſchaft, Reiſeperſonal, Reiſejournal zurichten, als Aline hoch erröthete und Alexis einen Freudenſprung that, dann Aline ſich zierlich Tauſendſchön an den Buſen warf, und Alexis ihr ſtürmiſch zu Füßen fiel. Kurz und gut, es war geſchehen, wovon das Gegentheil ſehr ſonderbar geweſen wäre. — Die Reiſe wurde verſchoben, Aline nähte Kinderzeug, Alexis zimmerte eine Wiege von Sandelholz und flocht einen Rollwagen von Bambusrohr, die Fee zog Ziegen auf mit Kandelzucker und isländiſchem Moos; denn ſo ſchön das Tableau einer jungen, ihr Kind nährenden Mutter iſt, ſo ſollte doch die zarte Aline das nicht ſelbſt wagen. Es mußten alſo ausdrücklich Ziegen dazu gebildet werden, die Mutterliebe zu erſetzen. Einige Zeitlang ging das herrlich; man freute ſich den ganzen Tag auf das Ende des neunten Monats. Aline ward ſo häuslich, daß ſie große weiße Schürzen trug, Alexis ſo hausväterlich, daß er ſeiner Frau den Arbeitskorb nachſchleppte; aber die Freude ließ ſich lange erwarten, Aline konnte nicht mehr mit Alexis herumlaufen, fahren, reiten; er konnte es nicht länger aushalten immer neben ihr zu ſitzen, um ihr die Maſchen zählen zu helfen oder Garn abzuwickeln; er lief endlich allein ins Holz, auf die Jagd, zum Fiſchfang und ſehnte ſich nach dem Zeitpunkt, wo er endlich die Welt ſehen ſollte.

An einem Morgen ſah ihm Aline ſo ängſtlich nach, wie er davonlief! Was ſiehſt Du ſo betrübt aus, Aline? fragte er gutherzig. — Mir träumte, ich ſei mit Dir auf einer Wieſe, antwortete das ſanfte Weibchen, und ſuchte Blumen; um uns wuchſen lauter Zeitloſen, ſo ſtill und ſo freundlich; aber wir achteten ſie nicht. Sieh dort fremde Blumen, ſagteſt Du, und liefſt auf einen Grund zu; da ſtanden ſie bunt und prächtig; Du verlorſt Dich in den hohen Blumen, Du ſankſt ein in ihnen, ſie wogten über Dir. Alexis, nimm keinen Schaden auf der Jagd! — Sei nicht kindiſch, Weibchen, rief Alexis altklug, und küßte ſie nach Herkommen; in Blumen iſt noch kein Menſch verſunken. Warum kamſt Du mir nicht nach? dann hätteſt Du's geſehen. — Ach, Alexis, ich — Nun? — Ich pflückte Zeitloſen, nd unter ihnen fand ich ein ſchönes, lächelndes Kind. — Sie verbarg erröthend ihr Geſicht auf ſeine Schulter, er drückte ſie bewegt an ſein Herz und ging ſinnend von ihr aufs Holz zu.

Schon war er lange umhergelaufen, als er ſich müde und voll Langweile über das zweckloſe Herumtreiben auf das Gras warf. Plötzlich ward es ihm wunderbar warm ums Herz; rund umher in Äſten tönte eine ſanfte, ſehnſuchsvolle, einfache Melodie, die mehr Sinn als Ton hatte — ſie war wie das erſte bittende Lallen eines Kindes; rundumher aus dem Graſe hoben Zeitloſen ihre unſchuldigen Köpfchen empor und glänzten im Sonnenſchein. Aline, Aline! rief Alexis ahnend und bang und flog durch den Wald aufs Haus zu, und wie er in ihr Zimmer trat, dufteten ihm Blumen entgegen, und die Luft ſchien neues Leben zu athmen — und Aline, auf ihr Lager geſtützt, reichte ihm mit Freudethränen ihre neugeborne Tochter entgegen.

Tauſendſchön ſtand wol daneben und ſagte ſehr ſchöne und paſſende Sachen, aber dieſes Mal war Regel und Auslegung vergeblich und unnöthig; die Natur ſprach laut, und Harmonie tönte aus dem Herzen der jungen Ältern zurück.

Das ging denn auch vorüber. Alexis erinnerte die Fee an ſeine Ausbildung und ſeine Pflichten; die Fee war von dem Kindergeſchrei ſo müde, daß ſie im Ernſt darauf bedacht war, die Erziehung ihres Zöglings nun im Geräuſch der Welt zu vollenden. Die Abreiſe ward beſtimmt.

Alinen war Alles recht; ſie ſpielte nur mit ihrem Kinde, und ſchmückte es mit Blumen, und ließ die Fee beſchließen, was ihr gut däuchte. Man reiſte alſo ab und begab ſich in eine berühmte Stadt, wo Alexis an der Hand der Liebe in den Tempel der Wiſſenſchaften eingeführt werden ſollte. In dieſem Ort war wirklich ein großer Tempel, der ſo heilig war, daß er ſelbſt von ſeinen Gegnern verehrt wurde; denn eine unerklärliche Scheu bändigte ſelbſt Die, welche an keines ſeiner Wunder glaubten. Den Prieſtern des Tempels ging es ebenſo. Bei ihrer Weihe entſtand in ihnen ein ſonderbares Gefühl von Zweifel an der Macht ihrer Gottheit, von Haß gegen ihre Mitbrüder, und die Macht ihrer Gottheit trieb ſie doch täglich, Wunder zu thun und haſſend in inniger Verbrüderung zu verharren. Ja, der Zauber war ſo groß, daß ſie ſich Einer dem Andern ihre Schüler entriſſen, daß ſie Einer des Andern Weihe bezweifelten, und ſelbſt oft nicht begreifen konnten, worin denn die Macht ihrer Gottheit beſtehe, indeß ſie doch täglich ihren Einfluß fühlten. Alexis ward als ein Königsſohn, als Schützling einer großen Fee, die genaue Freundin ihrer Göttheit war, mit Auszeichnung empfangen. Der junge Neophyte ward die Zierde des Tempels, der Stolz der Prieſter, Aline ward Gegenſtand der allgemeinen Bewunderung. Die alten Prieſter huldigten ihr, weil ſie neben der Allmacht ihrer Göttin noch einer andern erſtgebornen Macht unterthan waren, die jeden Lebenden, Prieſter oder nicht, zu den Füßen der Schönheit niederzieht; die jüngern fanden eine Gelegenheit, eine Menge ihrer ſchönſten Sätze neben Alinens Toilette, neben Alma's Wiege — Alma hieß das Töchterchen unſerer nach Wiſſen umherreiſenden Leutchen — auszukramen. Tauſendſchön ſtand entzückt neben dem Tableau; die reizende Mutter, das blühende Kind, die Lehren der Weisheit! — Bald fanden ſich auch einige der liebenswürdigſten Schüler ein, die, von Alinens Anblick und wahrſcheinlich von der Prieſter Weisheit gleich gerührt, ſo eine ſchöne Gelegenheit, ſich auszubilden, nicht verſäumen wollten. Die Stunden verſtrichen unter ſeelenvollen Geſprächen, tiefſinnigen Unterſuchungen, man verglich ſich Anfangs mit Aſpaſia und ihrer Toilettengeſellſchaft; bald fand man, Sokrates ſei ein Werkeltagsmenſch geweſen, Aſpaſia eine proſaiſche Schweſter, die reine philoſophiſche Poeſie throne allein auf Alinens Sopha; nur die kleine Alma fand ihre Rechnung nicht bei dem erhabenen Zeitvertreib. Die Alltagsnatur arbeitete unpoetiſch in ihr fort; ſie ſchrie, wenn ſie hungerte, ſchnitt ein Geſicht, wenn ihr eine Fliege über die Naſe kroch, und unterbrach ſogar öfters den erhabenen Schwung der Unterhaltung durch ein höchſt gemeines Geſchrei, von dem ſich ſogar eine höhere Bedeutſamkeit nicht abmerken ließ. Was war zu thun? Man mußte ſie aus dem Zirkel dieſer Weisheitsdürſtigen ausſchließen und ihren niedern Trieben überlaſſen. Anfangs ſchlich Aline bei einem Stillſtand der erhabenen Verhandlungen wol noch hin, wo ſie unter Blumen ſchlief oder auf dem Raſen ſpielte; Alexis, wenn er aus dem Hörſale der Weisheit oder aus der Geſellſchaft ihrer Prieſterinnen zurückkam, fragte noch zuweilen nach dem kleinen Naturmenſchen; bald verdrängten ſie aber die erhabene Lehre, die Feſte der Prieſter, die heiligern Zuſammenkünfte mit einzelnen Auserwählten. — Alma blieb ſich ſelbſt überlaſſen, ſie ward wie durch Zauberkraft wunderbar groß, und unabhängig von jeder Pflege, floh ſie aus innerm Antrieb den erhabenen Kreis der Geweihten; nur ſelten ging ſie zur Mutter und reichte ihr mit tiefem, ernſtem Blick einen kleinen Strauß von Zeitloſen hin. Welche dumme unpoetiſche Blume, rief einſt ein junger Prieſter, der Lieblingslehrer ihrer Mutter, der mehr dem berühmten Fechter als dem fernzielenden Phöbus glich. — Alma ſah ihn ſinnend an und hob eine Tauſendſchön vom Boden auf, die Niemand bemerkt hatte; die iſt für Dich, ſagte ſie plötzlich mit Gelächter und flog wie ein Vogel zur Thüre hinaus. Aline! das Kind hat Anlagen, es hat Geiſt, rief Tauſendſchön, entzückt über die Schmeichelei, die ſie in des Kindes Rede fand; wir wollen es bilden, wir wollen es an uns ziehen. Aline erröthete, der junge Prieſter meinte, ſich ſelbſt überlaſſen, bilde ſich die Natur am beſten aus, und Alma blieb unter ihren Blumen und auf ihrem Raſen allein.

Nach und nach äußerte ſich der geheimnißvolle Einfluß der Göttin auch auf Alexis und Aline. Sie waren beinahe bis zur letzten Weihe vorgedrungen; aber ſchon begannen ſie gegen einander ebenſoviel Streitſucht und Widerwillen zu empfinden, wie die Eingeweihten, ihre Vorbilder. Und das Sonderbarſte war, daß der Hauptgegenſtand des verhaßten Zaubers faſt eben der war, welcher die Prieſter unter ſich quälte. Alexis haßte Alinens Schüler und Lehrer, Aline verabſcheute die ſchönen, zärtlichen, poetiſchen Seelen, aus deren Munde Alexis die Lehren der Meiſter noch erhabener vortragen hörte. Tauſendſchön mußte ſich endlich in dieſen ewigen Streit miſchen. Aber es war, als wenn alle Zauberkraft dieſer ſeelenvollen Fee in der Nähe des großen Tempels geſchwächt worden wäre; Aline und Alexis ſtimmten gleichſam in nichts mehr überein, als, die ſchönen Reden der armen Fee abgeſchmackt zu finden, und die arme Fee ward der Prieſterweisheit, der zu Liebe ſie ihre Zöglinge ihrem Kinderparadies entriſſen hatte, endlich ſo müde, daß ſie auf Urſachen dachte, ſich und die jungen Leute aus der Galeere zu befreien. Urſachen fanden ſich denn bald. Man weiß ja, wie bald wir armſeligen Menſchen Urſachen zu Dem finden, was wir gern thun; natürlich kann es einer Fee noch weniger daran fehlen. Tauſendſchön bedachte plötzlich, daß ihre und der Weisheit Zöglinge nun an der Theorie ihr Theil erworben hätten; daß es Zeit ſei, die hohen Lehren unter verſchiedenen Menſchenclaſſen in Anwendung zu bringen. Alexis und Aline fanden ſeit langer Zeit zum erſten Male, daß Tauſendſchön etwas Kluges ſage; ſie kündigten ihren poetiſchen Freunden und Freundinnen ſogleich ihre Abreiſe an, die Nachricht brachte nichts als einige glänzende Feſte hervor; man ſagte ſo viele tiefe, hohe, ſchöne Dinge, daß Keiner den Andern verſtand, Jeder aber ſich verwunderte, und ſo ſchied man ohne Leidweſen von einander.

Jetzt betrat das junge Ehepaar den Schauplatz einer großen, glänzenden Hauptſtadt, in der alle Elemente des Guten und Böſen gemiſcht ſind und wie im großen Weltall nach Vereinigung ſtreben. Aline ward angebetet, Alexis ward bewundert; er gab ſich dieſem neuen Leben ganz hin. Sein Volk und ſeine Regentenpflichten machten ihm das Herz gar nicht ſchwer; ſie lagen immer nur im Hintergrunde wie das Nachtquartier für einen Reiſenden. Je mehr Weg Einer macht, je weiter kommt er: Er machte denn auch einen weiten Weg! Weisheit hatte er bei den Prieſtern des großen Tempels gelernt; es wär' ſehr gemein geweſen, die Thorheit nun blos vom Hörenſagen zu kennen. Er war treulich bemüht, ſie bis auf den Grund anzuſchauen. Aline ihrerſeits fand in der Anwendung ihrer Kenntniſſe auch wieder viel Genuß. Auch in der großen Stadt gab es Schüler der Weisheit, die aber noch um ſo viel liebenswürdiger waren, als ſie die Sache nicht ſo handwerksmäßig, nicht ſo ſchulgerecht trieben. Sonderbar, daß die beiden Leute immer einerlei Zweck, einerlei Beſchäftigung hatten, und doch täglich Eins mit des Andern Treiben unzufriedener wurde! Was Alexis bei allen Weibern bezauberte, fand er bei ſeiner Frau ärgerlich; was ſie bei allen Männern entzückte, ſchien ihr bei Alexis unrecht, erregte ihr Misfallen, verleitete ſie zu Vorwürfen. Tauſendſchön ward ganz irre in ihren Gedanken. Sie ſah gar nicht ein, wie aus dem Allen endlich Regententugenden herauskommen ſollten. Oft wollte ſie es mit dem Rührenden verſuchen, um die beiden Leute zu vereinigen; ſie erinnerte ſie an ihre Kinderjahre, an ihre Liebe — Aline erröthete, Alexis ſchenkte ſich ungeſtüm Wein ein. Sie entwarf ein rührendes Gemälde vom häuslichen Glück, einem Keis von Kindern, Pflichten, Unterthanen — Alexis zuckte die Achſeln, Aline lispelte etwas von proſaiſchem Leben. Das machte Tauſendſchön's Galle rege; denn mit den Feen iſt's eben wie mit allen andern Überirdiſchen, wovon wir armen

Menſchen ſchwatzen; wenn wir einer Gottheit recht viel Ehre angethan haben, haben wir ihr endlich doch nur unſere Eigenſchaften, unſere Leiden und Freuden gegeben. Tauſendſchön war alſo bös, und weil ſie eine Fee war, recht feenmäßig bös; ſie erklärte ihren Zöglingen kurz und gut, ſie ſollten jetzt zu ihren väterlichen Fluren, zu der Wiege ihrer Kindheit zurückkehren, oder ſie überließe ſie ihrem Schickſal und verſchlöſſe ſich in ihren ſchönen Palaſt. Aline verſchluckte ihre Thränen und ſchwieg, Alexis machte eine höhniſche Reverenz und ging zur Thüre hinaus. Die Fee ließ ihren irdiſchen Schleier fallen, verſchwand, und unſere Leutchen blieben nun allein, ihrer eignen Weisheit überlaſſen. —

Anfangs ſchien es ihnen herrlich zu bekommen; ſie lebten ſich einander fremd, jedes in ſeinem Kreiſe. Nur Alma war, ſeit Tauſendſchön verſchwand, ſonderbar unruhig und rührig. Sie ging vom Garten in die Zimmer, ſuchte in allen Winkeln des Gartens, brachte endlich Blumen von hohem, wunderbarem Wuchs, legte ſie vor die Mutter und reichte ſie dem Vater und fragte leiſe und ernſt: Sind es die, die Du ſuchſt? Aline ſah die Blumen und erſchrak; ſolche Blumen waren es, unter denen Alexis einſank in ihrem Traum. Alexis rief voll Feuer: Wo fandeſt Du die Blumen, wo blühen ſie? — Du kannſt ſie nicht pflücken, ſagte das Kind; ſie wachſen auf gefährlichem Boden; nur ſo ein kleines Kind kann dahin. Ich halte mich an die Zweige der Lilien, und klimme zum Haupt der Narciſſen. — Ich will dahin, ich will dahin, rief Alexis, als trieb' ihn ein Zauber, und fort flieh er und Alma mit Zephyrſchnelle ihm nach. Aline blieb weinend zurück; ſie dachte, ihr Traum gehe nun in Erfüllung. Ein ſchöner Mann, der ihr oft Geſellſchaft leiſtete, kam und fand ſie in Thränen; er verſuchte lange, ſie zu tröſten, und wie es ihm endlich gelang, kam Alexis müde und ohne ſolche ſchöne Blumen nach Hauſe. Er fand Alinen getröſtet und ward böſe, daß ein Anderer als er ſie getröſtet hatte; ſie wurden ſehr uneins, und endlich beſchloſſen ſie, ſich nie mehr zu ſehen. Kaum war das Wort geſprochen, ſo rief Alma mit bangem Ton im Garten vor dem Saale: Vater! Mutter! Beide blickten zu den Fenſtern hinaus auf den Raſen. Sie ſind alle verblüht die Blumen; dort ſtehen die letzten, letzten! ich will ſehen, ob ich ſie auch pflücken kann. Das Kind ſtreckte ſeine Ärmchen aus nach einem Grund, wo ein blendendes Licht auf ein ſmaragdenes Grün ſchien, das mit Zeitloſen durchblüht war; ſie eilte dahin, und wie ſie es betrat, wogte der Grund, und wallten die Blumen, und das Kind ſank in die grünen Wogen, und ſein erhabenes Haupt floß über dem Grün und verſchwand dann. Aline war aus dem Saal in den Garten geſtürzt, aber wie ſie herauskam, war Alles verſchwunden; ſie erkannte den Weg nicht mehr, ſie lief und rief: Alma! Alma! und die Luft ſchwirrte und rauſchte: Alma! und leiſe rieſelten Blüten von den Bäumen, und Aline fühlte ſich wunderbar bewegt und beſchämt. Sie wußte, Alma ſei da, und fürchtete ſich nicht mehr vor dem wogenden Grunde. Nun ſehnte ſie ſich nach den Fluren ihrer Kindheit zurück, und es fiel ihr plötzlich ein, wie ſie einſt auf Zeitloſens Schooſe geſeſſen und mit den Perlen ihres Halsbandes geſpielt und verſprochen hätte, Alexis immer zu verzeihen. Ach, das war aber ein anderer Alexis! rief ſie, nicht der, welcher jede Freude verwirft, die ich ihm anbiete, jeden Vorzug tadelt, den ich beſitze, der mich nun verſtößt und allein läßt! So ging ſie fort und ſuchte den Rückweg in den Saal, aber ſie fand ihn nicht; ſie kam vom Gebüſch auf Wieſen und vom Hügel in ein Thal. Da war's Abend, und ſie fand vor der Thür eines niedlichen Hauſes ein junges Weib ſitzen mit einem ſäugenden Kinde, ein Mann im Bauerkleide ſtand vor ihr und hielt dem Kind' eine Taube vor, mit ihr zu ſpielen. Aline grüßte ſie und ſetzte ſich neben ſie. Es war ihr, als ſei ſie nun an ihre Herberge gekommen. Und ſo war's auch. Die junge Frau reichte ihr das Kind und ging hin, ihm den Brei zu kochen. Der Mann ſtach Salatköpfe im Garten aus. Nachher nahm er den muntern Knaben Alinen vom Arm und ſchickte ſie an den Brunnen, den Salat zu waſchen. So etwas war ihr Zeitlebens noch nicht vorgekommen, und es war ihr doch recht natürlich. Nur ganz ſtill war ſie in ihrem Gemüthe und in ihrem Weſen. Es däucht ihr, ſie ſchliefe. Nach dem vielen Weinen von geſtern, über Alexis' Forteilen nach den fremden Blumen und ſeinen Zorn, ihre beſchloſſene Trennung und Alma's Verſchwinden, dachte ſie, ſie träume einen ſanften, ſchmerzſtillenden Traum, und hoffte immer, endlich werde auch Alma im Traume vorkommen und ihr Blumen bringen, und dann wollte ſie das Kind nicht wieder allein gehen laſſen. Darum that ſie leiſe, als wenn ſie ſich fürchtete, den Traum zu ſtören. Wie ſie nun einmal auf die Wieſe ging, um Gras zu ſchneiden für die milchweißen Kühe, blühten viele Zeitloſen da, und ſie bückte ſich und pflückte eine Handvoll und ſteckte ſie an den Buſen, ſinnend, wo ſie doch ſonſt ſchon die Blumen geſehen hätte? Da kam ein junger Mann im Jägerkleide her, der hielt einen Strauß von Tauſendſchön in der Hand und ſagte: Nimm dieſe Blumen, ſie ſind ſchöner als die Deinen; ſieh, wie die welken! Aline ſah ihre Blümchen: die hingen ihr ſchon farbenlos am Buſen, aber der Strauß Blumen widerſtand ihr. — Behalte Deine Blumen, fremder Mann, ſagte ſie; ich will lieber meine verwelkten; mich däucht, es gab einſt Blumen der Art! — Sie ſchwieg ſinnend, ihr war, als müßte ſie ſich erinnern, wo ſie die Blumen geſehen hatte. Der junge Mann warf ſeinen Strauß von Tauſendſchön hinweg und ſuchte Zeitloſen wie Aline; aber wenn er hingriff zu einer, verſchwand ſie, und es ſtanden die ſteifen grünen Blätter da, die erſt nach der Blume kommen und giftig ſind. Aline ging täglich zur Arbeit auf die Wieſe, in den Wald und in den Garten; und Abends nach der Arbeit kam der fremde Mann, und ſie ſaßen zuſammen und ſpielten mit den Kindern vom Hauſe und waren ſo froh wie ſie. Aline glaubte nun beinahe, jetzt wache ſie und das Leben bei den Prieſtern des Tempels und in der großen Stadt ſei ein Traum geweſen; nur ihre Kindheit ſei wahr, bis zu dem Tage, wo Alma geboren ward. Dann dachte ſie traurig: wär' Alma doch auch wahr, und Alexis wie an dem Tage, da ich ſie ihm in den Arm legte! Aber der fremde Mann ſah ſie dann ſo ſanft an, und ihr war's oft, als hätte ſie ihn einmal im Traume geſehen; ſie beſann ſich, und wenn er ſie Delia rief — denn Delia nannten ſie die Leute im Hauſe — ſo ſchauderte ſie oft, denn ſo hatte es getönt, wenn Alexis ſie rief in den Tagen der Liebe.

Und es war auch Alexis, der Delia rief, aber ſie erkannte ihn nicht, und er wußte nicht, daß es Aline war, die er Delia nannte.

Wie nämlich Alma hingeeilt war in den grünen Grund voll Zeitloſen und Aline ihr nach, ward es auf einmal dunkel um Alexis; er hörte rauhe Töne und tappte auf ſteilen Pfaden, bis er, oft an Säulen ſtoßend, an zackige Felſen ſich haltend, in einem dichten Wald an das Licht kam. Da ſaß ein alter Jäger an einem Eichſtamm und aß trocken Brot. Nun, Evander, mich dürſtet ſchon lange, wo haſt Du die Flaſche? rief er ihm entgegen. Alexis erſtaunte, eine Kürbisflaſche an ſeinem Halſe hängen zu ſehen; aber er reichte ſie dem Alten hin, und wie er ihm einen ſchweren Rehbock nach Hauſe geſchleppt hatte, war's ihm in der kleinen Hütte, als ſei das eben ſeine Heimath. Die Hunde ſprangen froh an ihn hinauf wie an einen alten Bekannten, und wenn er Abends von der Jagd kam, ſah er froh das kleine Dach unter den Buchen ſchimmern. Er mußte fleißig auf die Jagd, mußte Holz fällen und viel arbeiten, ſo, daß er müde war am Abend wie nie zuvor. Wenn er nun unter den hohen Eichen die ſchwere Axt führte und ausruhend durch die wogenden Wipfel hinausſah in den blauen Himmel, und die Blätter ſanft rauſchten, indeß ſeine heiße Wange kein Lüftchen kühlte, da ward ſein

Herz ſehnſuchtsvoll und ſchwer. Ach, in dieſe Einſamkeit hätte die Fee uns führen ſollen, Alinen und mich! ſo müde vom Tagewerk an ein liebendes Herz! ſeufzte er in ſeinem Innern, und wenn er auf dem Anſtand war, und ein fliehendes Reh durch das Gebüſch eilte, rief ſein Herz: Alma! Alma! Ihm war's, als rauſche Alma's Zephyrtritt im Gebüſch. Da ward ihm die Einſamkeit lieb, wie ein Traum von entriſſenen Geliebten, und ſein Herz ward ernſt, daß er gern den Alten pflegte, der oft matt war zur Jagd; und Abends, wenn die Flamme auf dem Herde kniſterte und Alles ſtill war, nur die Jagdhunde, die zu des Alten Füßen ſchlieſen, im Träumen halblaut bellten oder ſchmeichelnd mit dem Schwanze wedelten, dann hörte er dem Alten gern zu, der vom Tode redete und ihm beſchrieb, wie gern Der die Welt verlaſſe, der ſich müde gearbeitet habe in ihr. Wenn der Alte dann einſchlief mit dem heitern Wunſche, nun bald einzuſchlummern ohne müdes Erwachen, da ſah Alexis in den dunkeln Himmel voll blinkender Sterne, und ihm war's, als gäb' es nur das Grab oder der Liebe Arm, um Ruhe zu finden für's Herz.

Da ging er einſt weit durch den Wald, und unter den Büſchen war ein heimlicher Ort, da ſang ein bunter Vogel in ſchmetterndem Ton, Alexis hörte ihn nicht gern und riß Blumen ab, ſie nach ihm zu werfen. Der Vogel flog von der kahlen Gerte weg, ehe er die Blumen noch warf. Da behielt ſie Alexis in der Hand und ſann nach, wo er die fremden Blumen ſchon ſonſt geſehen hätte. So kam er auf die Wieſe, wo Aline das friſche Gras ſchneiden ſollte für die milchweißen Kühe. Alexis ging zu ihr und kehrte zu ihr zurück, und im Walde unter dem Tempel der hohen Eichſtämme dachte er nun: Aline, warum gleichſt Du nicht ihr? und wenn der Alte vom Tode ſprach am flackernden Feuer, dachte er voll Sehnſucht: o Delia, wie ſchrecklich wäre der Tod Dem, der Dich beſäße! — Wenn ſie aber zuſammenſaßen auf der Bank, den Abend nach der Arbeit, und Aline den Kindern Lieder ſang vom Rieſen im Vogelbauer und vom Kindlein, das den Löwen am Faden fortzog, dann ſah er ſie ſinnig an. So ein Liedchen hörte er einſt ſingen; ihm däuchte, er höre Alinen, wie ſie Alma im Schooſe wiegte, in den Zeiten der erſten Vaterfreude. Aber das ſchien ihm ein Traum, zu dem er eingeſchlafen ſei auf der Wieſe voll Zeitloſen, eh' er aufſprang und Alinen fand mit der neugebornen Tochter im Arm.

Eines Abends gingen ſie an das Ufer des Stroms, und Alexis warf ſein Netz von einem Felſen ins Waſſer, indeß Aline mit den Kindern am Ufer Blumen las. Da kam ihnen gegenüber ein altes Weibchen am Strom her und ſuchte Binſen am abſchlüſſigen Ufer, und eh' Aline noch aufſah, glitt die Alte übers Ufer und ſank. Aline hörte ſie ſchreien; ihr Blick eilte auf Alexis, der in dem Augenblick vom Felſen hinab in den Strom ſprang, um dem Weibchen zu helfen. Alexis! rief Delia, Alexis! denn jetzt hatte ſie ihn erkannt, und ſie ſtürzte ſich ihm nach in den Strom, deſſen gelber Kiesgrund freundlich glänzte im ſeichten Gewäſſer. Aline! tönte es aus den kleinen Wellen, meine Aline! und Alexis war verſchwunden, und der Kiesgrund ſank, und die Wellen ſchlugen auch über Alinens Haupt zuſammen.

Wie ſie ſich wieder beſann, ſaß ſie in einem ſchönen großen Tempel, eine erhabene Harmonie füllte das hohe Gebäude, der letzte Ton wirbelte durch das Gewölbe, rauſchte an die ſchlanken Säulen hinauf, kräuſelte ſich um die leichten Schwibbögen und ſchwirrte erſterbend an den dunkeln Fenſtern. Aline ging gerührt und traurig nach Hauſe. Sie wußte nicht, wie ſie dahin kam; Alles war ihr neu und nichts ihr fremd. Ihr Haus war hübſch, und ſie hielt es in Ordnung; ihre Leute hatten ſie lieb, und ſie behandelte ſie gut, mancher Arme ſah dankbar ſie an; aber von ſo vielen Leuten, die ſie ſah in großen Sälen und in prächtigen Häuſern, konnte ſie Niemand fragen nach Alma's fremden Blumen und Alexis' Schickſal im Strom, und ſie dachte doch nur an dieſe Dinge allein. Einmal war ſie unter vielen Menſchen, die ihr gern gefallen wollten; ſie machten ſie zur Königin des Feſtes, und wie ein Haufen ſchöner, junger Mädchen ihr einen Kranz von bunten Blumen im Reigentanz reichte, fiel ihr der Kranz von Zeitloſen ein, der aus dem Schnabel des hochfliegenden Schwans einſt auf ihr Haupt ſank. Mit naſſen Augen wendete ſie den Blick von dem bunten Kranz und den frohen Tänzern ab; da erblickte ſie einen ſchönen jungen Mann, der ſich traurig an einen Lorberbaum lehnte; ein kleiner Strauß von Zeitloſen ſtak an ſeiner Bruſt. O gib mir Deine Blumen, Fremdling! rief Aline; ich gebe Dir den bunten Kranz! Der traurige Mann reichte ihr bereitwillig die Blumen, aber den Kranz nahm er nicht. „Ich habe keine bunten Blumen lieb,“ ſagte er ſanft; „und keine Blume wie dieſe, die den Frühling überlebt.“ Aline ſah nun oft dieſen Mann, er hieß Athenor und kam eben von dem Heere des Königs zurück, wo er tapfer gefochten hatte, von Feinden geehrt und von ſeinen Soldaten geliebt war. Wenn die Menge in freudenloſer Luſtigkeit tobte, ſaß Athenor neben Evadne — ſo nannten die Leute Alinen — und ſie ſprachen von vielen Dingen. Evadne hätte gern von Alexis geſprochen und hätte gern nach Alma gefragt, aber ſie durfte es nie, ihr inneres Herz verbot es ihr; und Athenor hätte gern von Aline geſprochen, aber ihm verſagte ſeine Zunge den Dienſt, wenn er Aline nennen wollte. Denn Athenor, der tapfere Krieger war Alexis; aber er erkannte Alinen nicht und ward nicht von ihr erkannt. Wie er ſich in den Strom ſtürzte, das alte Weibchen zu retten, verſchwand der Zauber, der ihm Aline verbarg; er hörte ihre Stimme, die Alexis, Alexis! rief, und er antwortete: Aline, Aline! aber da ſchlugen die Wellen über ſein Haupt, und wie er auftauchte aus dem Strom, ſah er Roſſe tummeln, und er ſchwang ſich auf eins und eilte in die Reihen, die voll Wuth eindrangen auf den Feind. Er lebte in Getümmel des Kriegs mit ernſtem, verſchloſſenem Gemüthe; er ſah Größe und Elend, Gefühle, die über die Menſchheit erheben, Menſchen, die unter die Menſchheit ſanken, um ſich; er ſehnte ſich nach den Fluren ſeiner Kindheit, nach dem Lande, das einſt ſein Erbe war, und nach einem Herzen, das dem ſeinen Ruhe gab nach ſo vielem Kampfe. Er half Siege erfechten, welche den Frieden herbeiführten, und erhielt den Lohn der Ehre an des Königs Thron. Aber leer blieb ſein Herz. Er dachte den Traum ſeines Lebens durch und wünſchte ſich noch einmal ſo ſüß zu träumen als da, wo Aline, den Kranz von Zeitloſen auf den blonden Locken, ihn umarmte, und da ſie ihm Alma hinreichte zum Vaterkuß; nur noch einmal einen Abend ſtill zu ruhen, wie damals, wann müde von Arbeit Delia ihn freundlich an der ſtillen Hütte empfing. — Wenn die Menſchen um ihn her dann tanzten und lachten und im gemeinſamen Bemühen, luſtig zu ſcheinen, einander verbargen, wie leer ihr Herz ſei, ging er einſam durch die Wieſe und dachte an den Traum ſeines Lebens. Da fand er einſt einzelne Blumen, die er mühſam pflückte, und ſie ſchienen ihm den Blumen ſeiner Träume zu gleichen; daher behielt er nur ſie und die andern ließ er ſtehen. Wie aber Evadne ſie von ihm erbat, vergaß er den Traum, und das Leben hatte wider eine Bedeutung für ihn; er erwachte mit dem Gedanken, am Ende des thätigen Tages ſei ſie da, und er neben ihr. Da lebten ſie ein ſonderbares Leben voll geheimnißvoller Zeichen, die beide verſtanden und ſich doch den Schlüſſel verſchwiegen. Denn Beide hatten einen Zweifel, was Alles von ihrem Traum Wahrheit ſei oder Täuſchung. An einem Abend fanden ſie ſich unter lärmend fröhlichen Menſchen, mit denen ſie theilnehmend ſich gefreut hatten, und dann, glücklich, allein zu ſein in der Stille, längs einem kleinen Bache hingingen im duftenden Hain. Durch das Gebüſch traten ſie auf eine ſmaragdene Wieſe, die von Zeitloſen durchblüht war. Ein zartes Mädchen eilte wie geflügelt darüber hin; ihr ſtolzer Hals hob ſich ſchlank empor, ihr Blick drang tief in die Seele, ihr Mund lächelte himmliſch und ſeelenvoll wie einer Liebenden Mund. Evadne's Herz klopfte hoch auf, ſie erinnerte ſich ihres Traumes von Alma, Athenor ſah Evadne entglühen und dachte mit einem Seufzer an ſeinen Traum von Aline. Süßes Mädchen, wo kommſt Du her? fragte Aline und umarmte das Kind. — Aus den Armen meiner Amme, antwortete ſie; ich ſchlief, bis die Blumen wieder blühten. Sieh die liebſten! ſie grüßen Dich zuerſt und lächeln noch zuletzt Dich an. — Komm mit uns, holdes Kind! ſagte Athenor; wir wollen Dich pflegen. — Ich bedarf keine Pflege, aber ich bedarf Liebe: ſo lieb' ich Euch! und ſie hüpfte mit zierlichen Füßchen und ſang wunderbare Lieder, die klangen in Athenor's Ohr wie die Harmonie auf der Wieſe am Tage, wo ihm Alma's Geburt träumte.

Nun war ihr Leben voll Wonne, denn Pſyche, ſo hieß das wunderbare Kind, umwebte es mit einem Zauber von Liebe. Athenor's Sehnſucht nach einem Herzen, das ihn ertrüge und Milde ihm gäbe, war erfüllt; Evadne war nicht mehr allein; ſie hätten immer mögen zuſammenleben; lange aber wagte es Athenor nicht zu ſagen, lange vermied es Evadne, wenn ſeine Lippen, von Liebe und Hoffnung bebend, es ausſprechen wollten. Einſt ſaßen ſie im Abendſtrale im Graſe; es war ruhig in ihrer Seele wie nach gelungener Arbeit; die Vögel ſangen im Haine, ſchweigend ſegelte ein Schwanenpaar im ſilbernen Teiche. Pſyche ſchlüpfte durch die Sträuche, pflückte farbige Blumen und wand Ketten davon, die ſtillen Schwäne zu bekränzen. Athenor ſenkte ſein Geſicht Liebe flehend auf Evadne's Schoos. — O laß uns immer, immer ſo vereint leben! laß uns eins ſein! ſagte er leiſe und voll Sehnſucht. Noch nicht, noch nicht, rief Pſyche — und mit flammendem Auge, hoch geröthet, wie von einer Gottheit belebt, flog ſie aus dem Gebüſch auf ſie zu — noch blühen die Blumen nicht alle, ihr zertratet ſie zu ſehr; aber bald, bald! Bis dahin will ich ſchlafen und will ruhen, denn das Warten iſt dem Kinde zu ſchwer. Blaß und ermattet ſank ſie nieder in Evadne's Schoos, und Athenor ſtützte ihr Haupt, das herabhing wie das Haupt der Lilie, das der Gewitterregen traf. — Legt mich auf meine Blumen, laßt mich ſchlafen auf meinem Raſen! ſeufzte ſie mit lieblichem Lächeln, und wie Evadne mit bangem Herzen ſich umſah, blühten Zeitloſen dicht vor ihnen auf. Sanft legten ſie Pſyche darauf, und Pſyche lächelte, wie Kinder im Schlafe thun. Evadne dachte an Alma, wie ſie dahin floh in den ſmaragdenen Grund, der ſie verſchlang; Athenor dachte des dunkeln Schmetterlings, der über ſeine Stirn hinflatterte, wie der Schwan den Kranz ſinken ließ auf Alinens blondlockiges Haupt. — „Jetzt ſei ein Mann!" flüſterte es plötzlich in ſein Ohr, und er ſah Pſyche bleicher werden und bleicher, und um ſie her ſproßten wunderbare Blumen hoch auf und immer höher; ſie wölbten ſich über ſie, ihr holdes Gebild ſchimmerte durch ſie, die bunten Häupter der Blumen neigten ſich und wogten und ſpielten krauſe Schatten auf ihrer weißen Bruſt, bis ſie ganz verdeckt war, verſunken in die Blumen, verſchwunden vor Athenor's ängſtlichem Blick.

Evadne hatte ihren Arm gelegt unter Pſyche's ſchwer ruhendes Haupt; aber die Blumen hatten ſie fortgedrängt, das geliebte Haupt war heruntergeglitten tiefer und tiefer, Evadne's Bruſt zerfloß in unendlichem Schmerz, denn der Blumenhügel war geſchloſſen und Pſyche verſchwunden. O Alma, meine Alma! drang plötzlich der Ton des Schmerzes aus ihrem bebenden Mund. — Aline, meine Aline, biſt Du mir nah? rief Alexis und erkannte das Weib ſeiner Jugend, und Beide ſanken einander in die Arme und weinten an des Andern Bruſt. Der Zauber ward gelöſt, und die Vergangenheit hatte ihre Deutung erhalten; ſie hatten einen Maßſtab gefunden für den Werth des Lebens. Die beſchränkte Menſchheit hätte ihnen genügt, die engen Grenzen der Welt ſie erfreut; nur an dem Blumenhügel, wo Alma verſank, flehten ſie die Mächte der Feenwelt an, ſich noch einmal — einmal — in ihr Schickſal zu miſchen. Aber die Feen ſchwiegen, und je länger es dauerte, je klarer ſtand die verworrene Vergangenheit vor ihnen. Beſchämt und wehmuthsvoll lächelte Aline, wenn ihr Alexis Tauſendſchön's Lehren wiederholte, und ſagte: Sie meinte es gut! — Erröthend wünſchte Alexis ihr dennoch zu danken, wenn ihn Aline an die Prieſterinnen des großen Tempels erinnerte; denn ſie war's doch, ſagte er, die uns der falſchen Göttin entführte. Aber an Alma's Blumenhügel ſaßen ſie mit naſſen Augen in der heiligſten Feier der Liebe und beſtrebten ſich die erſten Jahre ihrer Kindheit hell zu denken und Zeitloſens hohe, ſanfte Geſtalt, die ihnen immer näher zum Herzen trat, herzuzaubern mit der Inbrunſt ihrer Wünſche.

Die Blumen waren verblüht, die Erde hatte geruht, und der Frühling kam wieder; da eilte Aline und Alexis zu Alma's Blumenbeet, um zu ſehen, wie es keime und ſproſſe. Aber ſchon von weitem ſahen ſie den grünen Grund glänzen im Schein der goldnen Sonne; Blumen aller Zonen blühten im zarten Graſe, auch Alma's Hügel war zu einem Meere von Blumen geworden; weiße Schwäne durchſchnitten hoch oben die Luft, harmoniſch tönte es in Sträuchen wie Alma's Kindergeſang, Blüten und Früchte ſchmückten die Bäume. Alexis und Aline bebten, hielten ſich feſt umarmt und zitterten vor Entzücken, denn ſo lachte die Natur an der Feier ihrer Verbindung in den Tagen ihrer erſten Liebe. Plötzlich rauſchte es in den Sträuchen: Alma, Alma hüpfte hervor, blühend, wie die Gegend umher, Engelsfreude im flammenden Blick; der wunderbare Ernſt ihres Auges, der erhabene Zauber ihres Weſens war von Kinderanmuth verdrängt; ſie flog in die Arme der freudetrunkenen Ältern, und mit rauſchendem Fittig ſchwebten zwei weiße Schwäne hoch in der Luft; eine Kette von Roſen und Myrten ſank aus ihren Schnäbeln und umſchlang die drei glücklichen Menſchen. Doch jetzt fühlte Aline noch ein paar liebende Arme, die ſie umſchlangen; ſie blickte auf, und ein erhabenes Weib ſtand neben ihnen; ein Kranz von Zeitloſen durchflocht ihr Haar, und auf ihren Wangen glänzte eine Schönheit, die Jugend und Frühling überlebt. Liebe Amme, rief Alma mit kindlich bittendem Ton, laß mich nun bei ihnen; ſie haben das Land ihrer Jugend gefunden, ſie haben die Blumen gefunden, die im erſten Stral der Sonne entglühen und die den Herbſt überleben. Und wie Alexis ſich umſah, erkannte er des guten Königs Schloß, ſein Volk, das ſich verſammelte, und Freudengeſchrei ertönte: „Der Wille unſers guten Königs iſt erfüllt! ſeine Kinder ſind glücklich!“

Indeß öffnete ſich die Thür des Schloſſes; ein Weibchen trat heraus, ein bischen runzlich und dürr, aber bunt angethan, und ein großer Strauß von Tauſendſchön hatte vollkommen Platz unter ihrem Kinn. Mit maleriſcher Stellung breitete ſie die Arme empor und rief: Welche frohe Töne hört mein Ohr! Geſchieht endlich, was mein ahnend Herz nie bezweifelte? Alexis, Aline, Kinder meiner Pflege, meiner Sorgfalt, ſind meine Lehren endlich lebendig geworden in Euern Herzen? — Unter dieſen Reden hatte ſie ſich der glücklichen Gruppe genähert; ſie blieb ſtehen und überſah ſie mit entzückten Blicken. Wie ihr Auge auf Zeitloſe fiel, ſchnitt ſie ein Geſicht, das aber bald von einem gutmüthigen Lächeln verwiſcht ward. Gute Schweſter, nahm ſie mitleidig das Wort, Ihre Hülfe blieb unnöthig; meine Erziehung hat ſich bewährt; nur die erſte reine Kinderliebe iſt die Ägide der Tugend. Aber wie kommt ihr mir vor, meine Geliebten? es iſt ſo etwas Ernſtes, Altfränkiſches, und die albernen Blumen — Mütterchen, rief Alma und hielt der Fee Tauſendſchön Hand zurück, die eben die Kette faſſen wollte, die Ältern und Kind umſchlang; Mütterchen, das ſag' ich Dir, laß mir die Blumen. Welch' ein bizarrer Geſchmack! nahm das bunte Weibchen von neuem das Wort. Ich verſprech' Euch Tauſendſchön, Roſen und Myrten. — Die glücklichen Menſchen wieſen das wohlgemeinte Anerbieten freundlich ab. Sie lebten beglückend und glücklich; ſchöne Geſchwiſter ſpielten mit der kindlichen Alma, die Zeitloſe blieb ihnen die Blume der Liebe; aber mit leichter Hand pflückten ſie auch jede andre, die der belebende Stral der Sonne hervorrief zum Kranze ihres Glücks. —

IV.

Die Büssenden im Jurathale.

Nach einer Legende erzählt.

Zu der Heidenzeit kam ein gewaltiges Volk von Norden gegen den Rhein gezogen; es bekriegte alle Völker des deutſchen Reichs und drang endlich in die Thäler Helvetiens, wo Chriſten lebten, ſchon von den erſten Bekennern getauft, und wenige Heiden noch von dem letzten Hochmuth des faſt geſunkenen römiſchen Götzendienſtes befangen. Dieſes Volk, das ſich Burgundionen nannte, warf Kirchen und Altäre nieder, zerſtörte Städte und Dörfer und war in ſeiner gottloſen Wuth bis gen Sitten in der Walliſer Land gedrungen, als der Tod eines heiligen Mannes den Tod vieler Erſchlagenen rächte und viele Schlachtopfer rettete. Einer ihrer Haufen, von Beda angeführt, foderte von dem frommen Florentius, Abt eines Kloſters zu Sitten, das ſich beſonders mit Pflege der Kranken abgab, den Wein, welcher zu der Kranken Erquickung in einem Keller der wohlthätigen Stiftung aufbewahrt wurde. Der heilige Mann verweigerte dieſe gottloſe Foderung, warf den Schlüſſel des Kellers vor ihren Augen in den Rhodan, und ſich vor das Thor ſeines beſtürmten Krankenhauſes ſtellend, predigte er der heidniſchen Schar die Lehre, nach welcher ſie die Elenden in ihrem Zufluchtsort zu ſchützen ſchuldig wären. Sehr wenig von ſeinen Reden gerührt, wütheten die Burgundionen, und vergeblich ſtrebend, Florentius fortzutreiben durch wildes Drohen, befleckten ſie endlich ihre Schwerter mit ſeinem Blut. Gleichſam als ſollte der gottſelige Mann mit mehr als einem Tode die Märtyrerkrone erringen, ward es ihm verliehen, in unerhörter Verſtümmlung ſein Leben zu laſſen, denn, all' ſeiner Glieder beraubt, blieb ihm noch die Kraft, die Heiden mit ſeinem Munde zu ermahnen, bis auch ſein Haupt von dem noch einzig übrigen Rumpfe getrennt war. Darauf drangen die Burgundionen in das Kloſterthor, als zu ihrem unſäglichen Erſtaunen alle die Kranken, welche in elender Schwäche daniedergelegen, durch das erſte Wunder, das Florentius ſcheidende Seele im Gebete bewirkte, rüſtig und geſund ihnen entgegenkamen, Gott lobend und ihre Feinde aufrufend, auch ſie alle zu Gefährten von ihres Wohlthäters Märtyrertode zu machen. Dieſes große Wunder und ihr großer Muth rührte der Burgundionen wilden Sinn; der ganze Heerhaufen ließ ſich taufen, und das arme Land erhielt ſolchergeſtalt doch chriſtliche Treiber und Herren. Beda aber, ihr Anführer, der wilder als alle die Seinen mit ſeinem böſen Schwerte des Bekenners Haupt abgeſchlagen hatte, fand keine Ruhe, auch nicht in der Verzeihung ſeiner Sünden im Beichtſtuhl, ſondern er irrte in großer Angſt umher, bis er nach langer Zeit in eines der höchſten Thäler des Jura gelangte. Die grauenvolle Wildniß, die er hier fand, ſchien ſeinem zerſtörten Gemüthe zu behagen. Das

Thal war ſo hoch, daß die Tannen auf den umliegenden Bergkoppen ärmlich wuchſen oder nackten Felslagern Platz machten. Einzelne Fichtenbüſche ſtanden im Thal; kurzes, magres Gras deckte den Boden, wo der harte Fels nicht, vom Regen gewaſchen oder vom Schnee gebleicht, jede Pflanze verdrängte. Dieſer arme nackte Winkel hegte keine reißenden Thiere, denn keines fand hier Nahrung. Nachts hörte man von den niedrig gelegenen Wäldern herauf die Bären brummen und die Wölfe heulen; ein ſolcher jagte wol auch einmal einen Haſen, den die Angſt auf die Höhe getrieben hatte, quer über das Thal; aber er hauſte hier nicht. Kleine Waldvögel ſangen in einzelnen Büſchen, das Murmelthier dehnte ſich in der Sonnenwärme, und Aar und Habicht ruhten auf mächtigen Schwingen zwiſchen den Felszacken und der blauen Luft.

Hieher verirrte ſich Beda. Vergeblich ſuchte er einen Ausgang aus der Wildniß. Den Weg, den er gekommen war, hatte er unter Felstrümmern verloren, und die Höhen, die ihn umgaben, konnte er über die ſcharfen Zacken des Geſteins nicht erſteigen. Ermüdet entſchlief er in einer Höhle, und ihm träumte, ſeine Füße ſeien auch zu Felsſteinen geworden, und er könne ſie nicht heben; er ſei aber deſſen froh, reiße mit ſeinen Händen Wurzeln ab und ſchlürfe mit ſeinem Munde die Tropfen vom naſſen Geſtein auf. Wie er erwacht war, verſtand er ſeinen Traum und ging nicht mehr von dannen, gleich als wenn ſeine Füße von Stein geweſen wären; er fand Wurzeln und eßbare Gräſer und labte ſeinen Durſt mit dem Regenwaſſer, das im Geklüfte zuſammenlief. Aus rauhen Steinen richtete er einen Altar auf, von Tannenholz fertigte er ſich ein Kreuz, und ſo lebte er ein langes Menſchenleben in herber Buße. Die Zeit hatte kein Maß mehr für ihn und das Alter keine Rechnung; aber indeß er betete und bereute, witterte manche Felskoppe ab und bedeckte ſich mit grünem Mooſe, manche Steinritze füllte ſich mit Erde, und Vögelein holten Samenkörner weg von den Blumen, deren Keim ſie zuerſt dahin brachten; Regenſtröme und Schneelaſten drückten ganze Geſteinlager in den Boden hinein, ſchwemmten Erde und Reiſig von den höhern Hügeln darüber her, und aus dem Moder wuchſen Gräſer und Gebüſche auf. Wie nun Beda alt und ſteif ward, ſodaß ohne ſteinerne Füße er faſt nicht mehr vermochte, als die Wurzeln mit ſeiner Hand abreißen, war's ihm mehrmals, als höre er durch die ewige Stille, die ihn umgab, fernes Getöſe, und als röthe ſich der Himmel, auch wo ihn das Abend- und Morgenlicht nicht färbt. Darauf vernahm er an einem Tage, wie die Sonne zu ſinken begann, und ſeine Glieder, die ihr Stral nicht mehr erwärmte, ſtarr wurden, Menſchenſtimmen, die er ſeit einem Menſchenalter nicht gehört hatte, und ſah ſich von mehren Jünglingen umgeben, die er an der Tracht für ſeine Landsleute erkannte. Die Jünglinge blieben erſtaunt vor dem Alten ſtehen, der ſie mit Blicken anſah, welche das Irdiſche nicht mehr verſtanden. Sie erkannten ihn für einen heiligen Klausner und baten um ſeinen Segen. Aber ſeine Zunge war ſtarr geworden von langem Schweigen, ſodaß er nur ſeine Hand auf ſie legte; aber dieſe fühlten ſie in ihrem Innern. Seit Beda in dieſer Einöde der Buße oblag, hatten ſeine Landsleute das Chriſtenthum erkannt, ſie hatten die Güter der beſiegten Helvetier für ihre Viehheerden benutzt und ſie auch auf die niedrigern Thäler des Jura, wo kräftige Kräuter wachſen, getrieben. Von dem Beiſpiele der Einwohner, welche die Künſte des großen Roms ſchon längſt kannten und geübt hatten, lernten Viele ſogar das Feld bauen und liebten Häuſer und gepflanzte Obſtbäume. Da brach ein neues Volk herein, häßlich und wild, ein Grauſen vor Menſchen und ein Abſcheu vor Gott durch heidniſchen Unglauben und Wuth. Allemanien ward von ihm bezwungen; der Römer Waffen hatten es geſchlagen, aber doch nicht bändigen können; der Burgundionen Wohnplätze wurden von ihnen angefallen und Helvetien mit Blut und Zerſtörung erfüllt. Die Jünglinge, welche jetzt Beda umgaben, waren burgundiſche Hirten vom Abhange des Berges, wo er im See ſich ſpiegelt; ſie hatten ihre Heerden verlaſſen, um gegen die Barbaren zu kämpfen; aber indeß ſie in der Ebene bluteten, verbrannten einzelne Horden des Feindes ihre Hütten. Endlich im Gefecht allein übriggeblieben von Vielen, waren ſie zu ihren Wohnſtätten geflohen; allein ihre Hütten lagen in Aſche, ihre Weiden waren zerſtampft, aus den nahen Wäldern lief ihnen ein oder das andere Stück Hornvieh, das ſich vor den raubſüchtigen Hunnen geflüchtet hatte, zu, und die Jünglinge verzweifelnd über das Elend ihres Volkes, das Attila's Schwert gefreſſen hatte, zogen in dem Gebirge immer höher und höher, hoffend, einen Übergang zu finden in das jenſeits des

Jura gelegene Burgund. Das Thal, wo Beda lebte, war in den langen Tagen ſeiner Buße fruchtbar geworden durch das herabgeſchwemmte Erdreich und den Segen ſeiner Gegenwart. Das Gras war nicht mehr ſo dürr; in kleinen Buchten der Felswände wuchs es ſchon fett und luſtig heran. Die burgundiſchen Jünglinge hielten dieſen Platz für begünſtigt von Gott, weil er einen heiligen Büßer ſo lange beherbergte; ſie blieben alſo daſelbſt mit der kleinen Heerde, die ſie in den Wäldern geſammelt hatten, bauten ſich Hütten von Reiſig und Baumſtämmen und ſendeten je einmal Boten an das Seeufer, zu forſchen, wie es im Lande beſtellt ſei. Wie nun die Kunde ihnen ſagte, daß Mord und Blutvergießen nicht aufhöre, ergrimmten ſie, verließen das Thal und nahmen ihre Heerde mit fort. Sie wollten ſtreiten, wo es Streit gäbe, und den wilden Hunnen ſchaden, wie es die Gelegenheit darböte. Gundram allein blieb zurück, der Sohn eines Burgundionen, dem die Heerden am Jura gehört hatten. Er war, ſchwer am Arme verwundet, ſeinen Gefährten gefolgt und trauerte um ſeinen Vater und drei Brüder, die im Kampfe gefallen waren. Seine Hirten konnten bald wiederfinden, was ſie verloren — der Reichen Dienſtbrot —, er aber mochte ſeine verbrannten Häuſer auf den ſchönen Hügeln, wo jetzt St. Blaſien liegt, nicht mehr ſehen. Dahin fuhr er von Wifflisburg, welches die Römer, da es noch eine prächtige Stadt war, Aventicum nannten, bis an den Fuß des Jura, wo das Kloſter ſteht, zu des heiligen Andreas Brunnen genannt, denn damals waren die Seen des Uechtlandes noch alle verbunden ein großes

Meer. Gundram war von dem frommen Garibald, Abt zu St. Andreas, im Glauben unterrichtet worden, in der Zeit, wenn ſein Vater über den See fuhr, beim Eintritt des Frühjahres ſeine Heerden zu beſuchen, ehe ſie in den höhern Thälern des Jura auf die Alpen zögen. Gundram war darum frömmer als viele Krieger ſeiner Zeit und blieb gern bei dem frommen Büßer Beda zurück. Er ſuchte ihm nun die Wurzeln, trug ihn des Nachts in die Felſenhöhle und des Tages dahin, wo die Sonne am wärmſten war; er labte ihn mit der Milch der Kühe, welche ſeine Gefährten ihm zurückgelaſſen hatten, die aus natürlicher Furcht vor den Wölfen ſich nahe um den Klausner hielten, wo ſein Gebet ſie beſchützte. Dieſes Gebet lohnte auch Gundram's Sorgfalt für den Greis. Der Jüngling entdeckte Felsgräben, wo das Schneewaſſer ſich ſammelte und ſeinen beiden Kühen zum Labſal diente; aber des Menſchen Zunge verletzte es durch ſeinen bittern Geſchmack. Mühſam ſammelte er von dem bethauten Fels am frühen Morgen die reinen Tropfen in die gebogenen Blätter der Enzenen, um die Lippen des kaum noch athmenden Greiſes zu benetzen. Wie dieſer nun einſt ſprachlos mit ſeiner Hand auf Durſt deutete, ergriff Wehmuth ſein Herz, das er zu Gott erhob mit einigem Geſchrei, wie der Hirſch, der im Walde nach Waſſer ruft. Dabei faßte er den bröcklichen Felſen, aus dem oft einzelne Tropfen gequollen waren, riß ihn hinweg, und ſiehe, ein Strom des klarſten Waſſers ſtürzt' ihm entgegen. Er ſchöpfte es und brachte es dem lechzenden Beda. Dieſer aber ſaß horchend auf das lebendige Rieſeln des Quells wie auf Chöre der Engel. Er trank und ſeine geſchloſſenen Augen öffneten ſich, daß Gundram zum erſten Male ſie aufblicken ſah gen Himmel, und ſeine erſtarrte Zunge ward gelenkig. Erlöſer, rief er, du gibſt mir mehr, als Du hatteſt! Laß es Pfand ſein, daß Du verzeihſt Deinem Knechte! Darauf legte er ſeine Arme kreuzweiſe über ſeine Bruſt, und ſeine Seele verließ dieſe Hütte des Todes.

Hatte des Büßers Pflege den burgundiſchen Jüngling gehalten in dieſem einſamen Felsthale, ſo war's ihm nun, als wär' er zum Wächter ſeines heiligen Leichnams beſtellt und könne ihn nicht verlaſſen. Er wollte ihm ein Grab machen unter ein paar Tannen, den einzigen, deren Gipfel auf dieſen Felslagern eine anſehnliche Höhe erreicht hatten; aber kaum hatte er die Erde aufgeritzt ſo fand er ſchon undurchdringliches Geſtein. Nun baute er eine Stätte von Stein, paßte ſie ſorgfältig zuſammen und verſtopfte die Ritzen mit Moos. Dahin legte er die heiligen Gebeine und bedeckte ſie mit Felsplatten, die er mit angeſtrengter Kraft weit aus dem Thal her vor vielen als die glätteſten ausſuchte. Beda's Fürbitte um ſo frommer Sorgfalt willen ſchien Gundram in dieſer Einöde zu ſegnen. Seine beiden Kühe wurden trächtig, und manches Wild lief, als jagte es ein Jäger, in die Schlingen, die er mit geſchickter Hand an des Waldes Zaun aufzuſtellen wußte. Er fand eine große Höhle, in welcher er mit ſeinen Thieren den Winter, ohne zu frieren verlebte, und mit dem Frühlinge erwachte neuer Muth in ſeinem Buſen und die Luft, in weiten Umkreiſen um ſein Thal das furchtbare Gebirge zu durchſuchen.

Wie er alſo umherſchweifte, gelangte er einſt an einen Berg von lockern Felſen, die mit ihren Zacken und Spitzen erſt vor Kurzem von der Stimme des Allmächtigen zerſchmettert ſchienen. Weit zog er ſich zur Rechten und Linken, wo gähnende Felsſchlünde und hohe Felswände ihn begrenzten. Gundram fühlte einen mächtigen Zug, von der Höhe dieſer Steinblöcke in die jenſeitigen Thäler zu ſehen, wo er das jenſeitige Burgund zu erblicken hoffte. Er mühte ſich lange, die ſcharfen weißen Felſen zerſchnitten ſeine harten Füße, hier und da ſtieg ein Adler auf, hing über ſeinem Haupte, erſtaunt, denn er hatte auf dieſer Höhe noch keinen Menſchen geſehen. Nun war Gundram oben, wo flachere Felſen ſeinem Fuß einen feſtern Schritt erlaubten. Rund um ihn war die Schöpfung todt. In den Steinplatten keimte hier und da das erſte Moos und unterbrach die graue Lebloſigkeit mit dem erſten Farbenſpiel einer künftigen Pflanzenwelt. Leiſe ging er in der Stille fort, da erblickte ſein Auge plötzlich den furchtbarſten Anblick, den es je ſah. Vor ihm lag ein unermeßlicher Abgrund *), zu dem von allen Seiten Felswände, ſteil wie die Mauern eines Thurms, hinabſtiegen. Auf der Hälfte der Tiefe war hier und da ein Abſatz auf den Tannen, die, hoch wie die Cedern des Libanon, von der Höhe, auf der er ſtand, wie kleines Gebüſch erſchienen.

---

*) Im Fürſtenthum Neufchatel, jetzt le Creux du vent genannt. A. d. H.

In geringer Höhe vom Boden hatte Regen und Wind Erde über den Steinſchutt geführt, die nun Gräſer bekleideten, und die im Boden dieſes furchtbaren Keſſels Bäume und Gebüſch erzeugt hatte. Doch dieſes Alles konnte Gundram's erſchrocknes Auge nur allmälig entdecken. Lange meinte er: nur die Wolkenſchatten malten Dunkel und Helle auf den grünem Boden des Abgrundes, denn die hohen Tannen erſchienen wie dunkles Gras von der ungeheuern Höhe, wo er ſtand. Der Abgrund wäre ein vollkommner Keſſel geweſen, wäre nicht von der Seite, wo die Winterſonne ſcheidet, eine große Öffnung geblieben, die Gundram einen mächtigen Strom *) zeigte, der ein weites Thal zu ſeinem Bette gewählt hatte. Über dieſes Thal hin hoben ſich immer höhere Berge, die ſeine Hoffnung, in die burgundiſche Ebne zu ſehen, ganz vernichteten. Der Gedanke an ſie war ihm auch ganz vergangen. Mit wunderbarer Gewalt zog es ihn zu dem Abgrund hin und in ſeine ſchaudervolle Tiefe hinab. Er machte ſich auf, ihren Rand zu umwandeln; aber die Nacht ſank herab und hüllte ſie in Finſterniß ein. Der fromme Jüngling ſteckte ſeinen Stab, den oben ein Kreuz zierte, in das Geſtein, kniete vor ihm und betete zu Gott, ihn und ſein Vieh im Felſenthal vor Unglück zu bewahren. Darauf legte er ſich auf einen flachen

---

*) Die Reuſe. Jetzt iſt dieſes Thal nicht mehr von dem Fluſſe ausgefüllt, ſondern das bebaute Val travers. Denkt man ſich um 1300 Jahre zurück, ſo mag die Beſchreibung, welche unſer treuherziger Mönch vorfand, ziemlich paſſend auf jenes noch jetzt höchſt intereſſante Local geweſen ſein.

Felſen und ſuchte den Schlaf. Aber die Sterne flimmerten über ihm und bewegten ſich in unendlicher Höhe hin; Gundram war's, als tönte Beda's Lobgeſang von ihnen herab und lehrte ihm die Gegenwart des Ewigen in der dunkeln Nacht. Er konnte nicht liegen bleiben, ſondern kniete von Neuem unter dem Heere des Himmels und betete — nicht zu dem kleinen Kreuz, das ſeine Hand ſtützte unter dem Geſteine des Thals, aber zu der Wölkung über ſich und den Millionen Welten, die in ihr glänzten. Nun war ſein Schlaf dahin, und er ging wider an den Rand des Abgrundes, in dem er nichts mehr zu ſehen erwartete, als grauenvolles Dunkel. Wie er aber alſo ſtand und hinabſah und auf die Stille horchte, in der er die Sandkörner rollen hörte, die, von der Sonnenhitze losgebrannt, nun vom Thaue ſchwer geworden, in den Abgrund hinabliefen, erblickte er in der tiefſten Tiefe einen lichten Punkt, der, bald größer, bald kleiner, ihn überzeugte, daß Menſchen dort ein Feuer unterhielten. Sonderbar war dem Jüngling zu Muthe, ſich nach ſo langer Zeit nahe bei Menſchen zu wiſſen und keinen Weg zu ihnen zu kennen. Einſam mußten dieſe Menſchen ſein, ſowie er, denn der Strom des Thals ſchloß beinah den Zugang zum Abgrund, und in allen andern Thälern, die er vor dem Untergang der Sonne geſehen hatte, war nirgends eine menſchliche Spur, allenthalben dichte Wälder und nackte Felſen, wohin er nur geblickt hatte. Wie der Morgen graute, war es ſein erſtes Geſchäft, ſein Felsthal wieder aufzuſuchen, um ſeine Kühe zu verſorgen; dann betete er vor dem Altar, vor dem Beda funfzig Jahre lang Gott diente, und eilte, nachdem er ſeinen Hunger mit Milch und rohen Wurzeln geſtillt, auf ſeinen geſtrigen Pfad zurück, um den Umfang des Abgrundes zu erſpähen. Er merkte bald, daß er ſeinen Weg um die Hälfte verkürzte, wenn er Mittel fände, über eine ungeheure Kluft zu kommen, die nicht weit hinter ſeiner Höhle ihn von dem nächſten Weg zum Abgrund abſchnitt. Jetzt nahm er ein paar Tannen wahr, die der Sturm entwurzelt und gleich einer Brücke über die Kluft gelagert hatte. Herzhaft kletterte er hinüber, und nach viel mühſeligerm aber kürzerm Klimmen in dem lockern Geſteine als am vergangenen Tage ſah er den Abgrund wieder zu ſeinen Füßen. Aufmerkſam ſuchte er den Fleck, wo er geſtern das Feuer erblickte, und da der Glanz der Mittagsſonne ihn eben erhellte, glaubte er auf einem weißen Boden einen ſchwarzen Fleck, wie die Kohlen eines ausgelöſchten Feuers, zu ſehen. Er umſchritt nun den Keſſel zur Rechten und Linken, und nirgends war eine Möglichkeit, in ihn hinabzugehen. Senkrecht ſtiegen die Felſen vom Rand bis zum Boden hinunter, oder liefen wie einzelne Mauern weit in die Tiefe hinein. An beiden Seiten hinderten übereinander geſtürzte Berge von ungeheuern Felsblöcken, des Abgrunds Ausgang zu ſehen. Sie ſchienen der eingeſtürzte Theil dieſes Keſſels ſelbſt zu ſein, den eine unwiderſtehliche Gewalt bildete und zerſprengte. Wie er der Gegend am nächſten war, wo er das nächtliche Feuer geſehen hatte, däuchte es ihm, er erblicke einen weißen Punkt auf dem umliegenden grünen Boden, der hin- und herwogte wie ein Blütenblatt, das die Luft über das Gras weht. Er ſtand wie bezaubert, da ihm doch ebenſowol Gefahr als Freude von den Bewohnern dieſes unerforſchlichen Thales erwachſen konnte. So ſtand er noch, als die Dunkelheit herabſank und mit ihr die Flamme des Abgrundes wieder entglühte.

Fortan hatte Gundram keine Ruhe mehr in ſeiner Höhle. Er waffnete ſich mit einer knotigen Keule gegen die Thiere des Waldes und ſuchte täglich von allen Seiten einen Weg zu dem Strome des Thals, der den Eingang des Abgrundes umfloß. Wenn er manchen Tag vergeblich geſucht hatte, ſo brachte er wieder einmal eine Nacht an ſeinem Rande zu und beobachtete das Feuer; aber weiter konnte er nichts ſehen, denn die Tiefe entzog Alles ſeinen Blicken.

Wie er einſtens an einem Morgen von da zurückkam und die gefährliche Brücke über die Kluft hinter ſeiner Höhle betreten wollte, brach ein Aſt der mächtigen Tannen, aus denen der Sturmwind ſie gebaut hatte, und Gundram ſtürzte mit ihm in die Tiefe. Gott hatte aber Mitleiden mit ſeiner Seele, die noch wenig für den Himmel geſchickt war, und der große Aſt, an den er ſich hielt, ward eine Urſache ſeiner Rettung. Er fiel ohne große Verletzung von Klippe zu Klippe, bis er endlich einen Halt fand und mühſelig die übrige Tiefe der Kluft herabſtieg. Herauf in ſein Felsthal zurückzuklimmen, war ganz unmöglich, denn klafterhohe Mauern trennten die Abſätze der Felſen. Seine einzige Hoffnung blieb, durch die Kluft ſelbſt einen Ausweg zu finden. In der Tiefe fand er ein Bächlein, in deſſen Bette er fortging, über Felsſtücke und durch Gebüſch.

Manche Quelle rieſelte von den Felswänden herab und geſellte ſich zu dem Bächlein; verſteinertes Moos hing in wunderbaren Geſtalten von den Felswänden herab, und das klare Waſſer floß wie ein dünner Schleier von Abſatz zu Abſatz darüber hin, oft von wilden Ranken bedeckt, oft in Felsritzen verloren. So kletterte er fort, bis der Mittag ſeine ſenkrechten Stralen in die Kluft hinabſchoß. Sie ward tiefer und weiter, er hörte fernes Gebrauſe und fürchtete, ein Waſſerfall werde ihm den Weg verſperren und ohne Rückkehr noch Fortgang Hungertod ſein Loos ſein. Jetzt nahm er Fiſchlein wahr in dem Bette des Baches, der nicht mehr in den Felsblöcken ſich verlor, ſondern über ein ſandiges Bette ſchnell, aber ruhig dahinſchoß. Der Anblick lebendiger Geſchöpfe gab ihm Muth; zwar nahm das Brauſen zu, allein jetzt kroch er um den Vorſprung einer Felswand und ſah ſich an dem Ufer des Thalſtroms.

Nun war ſeine Höhle und ſeine Heerde vergeſſen, aber nicht Beda's Grab noch das Beiſpiel ſeines Wandels; denn ehe er dem unbändigen Drang ſeines Herzens, den Eingang des Abgrundes zu ſuchen, nachgab, kniete er nieder und dankte mit frommem Gemüthe dem Gott, der den Tannenaſt beim Fall ihm zum Bett gab und durch Geklüft und feuchten Felsboden ſeinen Fuß geleitet hatte. Nachdem er alſo ſein Herz geſtärkt, zog er einige Nahrung aus dem Sack, den er an ſeinem Halſe trug, trank aus dem Strome, der murmelnd und ſchäumend in das unbekannte Thal dahinfloß, wo die Sonne im Winter aufgeht, und wendete ſich links um die Felſen, ſeine Ufer hinaufwärts, denn dort mußte der Abgrund ſein.

Wol war er nun ſeines Weges gewiß; aber beſchwerlicher ward er und drohte ihm oft Verderben. Der Strom ſtieß bald zur Rechten, bald zur Linken gewaltig gegen die Felſen, hatte ſie ausgefreſſen und niedergeſtürzt oder von ferner Höhe große Blöcke herabgeführt, die ſeinen Lauf erſchwerten. Wo er dieſe Wuth auf Gundram's Seite ausgeführt hatte, mußte er große Strecken durch den ſchäumenden Strom waten; hatte er ſich aber links hingewendet, ſo hatte er an Gundram's Seite kleine felsumſchloſſene Thäler gelaſſen, wo auf ſanftem Raſen kleines Gewild ſpielte, bunte Vögel in Blütengebüſch ſangen und herrliche Blumen aus den Felsritzen herabnickten. Endlich kam er, wie die Sonne zu ſinken begann, an einen flächern Theil des Thals, wo das Waſſer weit verbreitet und ohne Fall große Sümpfe bildete. Schwarze, zerſprengte Felſen umgaben den todten Raum, langbeinig ſchritten Störche an dem Ufer, dumpf tönte es, wenn die Fröſche, vor ihnen her flüchtend, von den Steinen ins Waſſer ſprangen, laut kreiſchten die Raben in ſchwerem Fluge und eilten, den nächtlichen Wölfen den Raub der kleinen Thiere zu entwenden, die von den Wäldern her ihren Durſt zu ſtillen kamen. Mit Gefahr, zu verſinken, durchwatete Gundram den Sumpfboden, dankte Gott, wie er den Strom wieder rauſchen hörte, ſtieg auch getroſt die Felszacken hinan, wie ſein Bette plötzlich enge ward, und ſah ſich endlich an einer von Felswänden umſchloſſenen

Bucht, die er ſogleich für den Zugang zu dem Abgrund erkannte, den ſein Blick ſo oft ſchon von der ſchwindelnden Höhe erſpäht hatte. Er ſah, indem er fortſchritt, eine kleine Wieſe, bunt mit Blumen beſäet und mit Schmetterlingen umflattert, als ſollten Engel da ſpielen; bald ging ſie bis an die himmelhohen Felſen, bald faßten Bäume ſie ein, bald verlor ſie ſich in Felsritzen, von Bäumen überhangen, bald ward ſie von weit vorſtehendem Geſteine beſchattet. Dort hatte er das Feuer geſehen, dort, wo die Bäume zum Dickicht ſich drängen, und der Felſen nur ſelten durch die Gipfel zu ſehen iſt. Die Sonne war geſunken, Kühle ſtieg vom Boden auf, und der Thau verdampfte auf den vom glühenden Stral erhitzten Felswänden. Leiſer zwitſcherten die Tagvögel, indem ſie ſich zum Schlafe zurecht rückten, kreiſchend flogen die Dohlen aus den Firſten der Berge, und oben in den Wolken erleuchtete der letzte Sonnenſtral noch die ausgebreiteten Schwingen des Aars. Gundram ſchauderte, aber es trieb ihn vorwärts. Da hörte er eine leiſe Stimme, die ſang Worte in der Sprache der Prieſter von Rom. Gundram hatte ſie von den Einwohnern der römiſchen Städte in Helvetien gelernt, die in ſeines Vaters Hauſe als Sklaven dienten. Aber die Engelsſtimme, die hier ertönte, war keiner Sklavin, und was er hier erblickte, ſchien ihm mehr einer Verzückung zu gleichen, wie Gott ſie ſeinen Heiligen ſchenkt. Unter einer mächtigen Eiche ſtand ein junges Mädchen in römiſchem Gewand, ſchön wie eine heilige Cäcilia, da ſie Proclus entzündete, vor einem Altar aus Raſen erbaut; ſie hatte Blumen in den Händen, die ſie auf dem Altar ordnete, und von den Zweigen der Eiche hingen reiche Kränze herab. Das Mädchen erblickte den Fremden, that einen Schrei des Entſetzens und eilte den Felſen zu, wo Finſterniß ſie ſeinen Augen verbarg. Einen Augenblick ſtand er beſtürzt; des Mädchens herrliche Schönheit rührte ſein Herz, doch Abſcheu vor den heidniſchen Gebräuchen, in denen er ſie begriffen ſah, machte ihn ergrimmen. Sollſt du hier den wahren Glauben rächen, oder ſollſt du der Jugend und Schönheit ſchonen? Das fragte er ſich zweifelnd; aber der Geiſt der Liebe, der den Sünder duldet, ward mächtig in ihm, und er eilte dem Mädchen nach in die bergende Höhle. Da lag ſie vor einem Stein am Boden, auf dem ein Topf ſtand, wie die Heiden gebrauchten, um die Aſche ihrer Todten zu bewahren; mit beiden Händen drückte ſie den Todtenkrug an ihre Bruſt; ihr blondes langes Haar hing am Boden hinab, und wie Gundram ihr nahe trat, rief ſie: Hier, bei meinem Heiligthume, gib mir den Tod! — Nicht alſo, ſprach Gundram, ich bin kein feiger Römer, noch von Attila's unmenſchlichen Horden, obwol Du den Tod verdienſt, da Du dem Geiſt der Unreinigkeit opferſt mit heidniſchen Gebräuchen; aber Deine Schönheit dauert mich, Du magſt noch Gnade finden vor Gott. Komm heraus aus der Höhle, fürchte nichts, und ſage mir, wer Du biſt. Da richtete das Mädchen ihr Haupt auf, und ihr Blick ſenkte ſich unauslöſchlich in Gundram's Bruſt. Langſam ließ ſie den Todtenkrug los, ſtand mit zweifelhafter Geberde auf und ſagte: Fremdling, ich verſtehe Deine Rede nicht und kaum Deine Worte; denn Du ſprichſt wie die burgundioniſchen Barbaren, welche unſre Herren ſind. Ein ſolcher biſt Du, ich erkenne Deine Kleidung. O, dann biſt Du doch ein Menſch und kein Scheuſal wie die Krieger des Hunnenheers. — Bei dieſen Worten traten ſie heraus unter den Abendhimmel.

Das Mägdlein machte Feuer auf der Stelle, die Gundram ſo oft geſehen hatte; ſie holte Beeren herbei und Wurzeln, auch harte Kuchen von Weizen; den erſten, den Gundram koſtete, ſeit er das zerſtörte Helvetien verließ. All ihr Weſen war ſo hold und ſittſam, und auf ihrer Stirn wohnte der Frieden, wie auf der Stirn einer Verklärten. Da that Gundram ſein Herz weh, denn er meinte, er habe vielleicht den Schmuck des Altars falſch verſtanden und eine Bekennerin ſeines neuangenommenen Glaubens des Heidenthums beſchuldigt. Wie er alſo ſaß am wärmenden Feuer und reumüthig nachſann, trat die Jungfrau heran und hielt ein Gefäß, aus Arſenholz geſchnitzt, in ihren Händen. Das lodernde Feuer erhellte ihre Geſtalt, ihr langes Haar floß auf ihr auf Schultern und Hüften herab, vom Nachtwind bewegte Zweige warfen ihren wechſelnden Schatten auf ihr Geſicht und auf ihre weißen Arme, mit denen ſie, himmelanblickend, das Waſſergefäß emporhielt. Gundram glaubte eine der Jungfrauen zu ſehen, die den Bräutigam mit hoch emporgehaltenen brennenden Lampen empfangen, wie ſein frommer Lehrer, der Abt zu St. Andreasbrunnen, ihm die Geſchichte erzählt hatte; er wollte ſchon niederknien, als das Mädchen mit Harfenſtimme begann: Geiſt des Alls, ſegne den Fremdling dieſen Trank zur Erquickung! — Darauf goß ſie einige

Tropfen in das lodernde Feuer und reichte das Gefäß ihrem Gaſte. Dieſer aber trat voll Abſcheu zurück. Unſelige Heidin, rief er, ehe ſoll meine Zunge verdorren, ehe ſolcher Götzentrank ſie benetze; damit ergriff er das Gefäß und ſchüttete das Waſſer über die Flamme, daß ſie ziſchend verdunkelt ward, bis das reinere Element ſeinen Feind wieder beſiegt hatte. Gundram war indeſſen dem Plätſchern der Quelle gefolgt und brachte das Gefäß friſch gefüllt zum Feuerherd. Siehe, Du Götzendienerin, ſprach er nun und machte das heilige Zeichen, ich ſegne es im Namen des dreimal Heiligen und der göttlichen Mutter, und darauf trank er. Das heidniſche Mädchen hatte bei Gundram's Zorne gebebt, aber ſtill gen Himmel geblickt und dann ſinnend nach dem Eingang der Höhle. Jetzt ſprach Hoheit aus ihrem Antlitz, ſie faßte das Trinkgeſchirr und ſprach: Ich kenne Deine Götter auch, und die Du göttliche Mutter nennſt, iſt die Mutter der Liebe, der ich dort Kränze wand. Heil Dir, Fremdling, und Friede in Deinem Herzen! ſo ſprach ſie, und hob die Schale zum Munde. Da ward es Gundram eng um das Herz, ihm däuchte, ſolche Milde ſei chriſtliche Milde, und er zweifelte, ob dieſe Jungfrau den Haß verdiene, den die Prieſter ſeines Glaubens ihm gegen das Heidenthum gelehrt hatten.

Die Jungfrau verließ darauf den Burgundionen und verbarg ſich im Hintergrund der Höhle, vor die ſie eine große Hürde ſtützte, die ſo feſt hielt, daß, ſollte auch das verſcheuchende Feuer erlöſchen, ſie doch vor dem Angriffe wilder Thiere geſchützt blieb. Gundram legte ſich ans Feuer, ſchlief aber nicht, wie er auch vom Fall in die Kluft und dem beſchwerlichen Wege ermüdet ſein mochte. Ihm war's, als habe er ein koſtbares Gut in dieſem Abgrunde zu finden gehofft, das ihm nun geraubt ſei; ihm war's wie einem Gärtner, der einen Baum pflanzte, und wenn die Zeit gekommen iſt, da köſtliche Früchte ihn zieren ſollten, in einer Nacht ihn zu verhüllen vergißt, wo denn der Froſt die Früchte alle verdirbt. Endlich ſchlief er ein; da glaubte er aber Beda zu ſehen, ganz ernſt und in Nebel gehüllt, daß Alles grau ausſah, ſein Gewand, und der Nebel, und ſein blaſſes Geſicht. Gundram bat ihn, Fürbitte einzulegen, daß er Kraft erhielte, die Heidin in dieſer Bergkluft zu bekehren, und verhieß, ihren ſchändlichen Altar zu zerſtören. Der Heilige ſchüttelte aber misbilligend mit dem Kopfe und ſagte mühſelig, wie er ſeine letzten Worte im Sterben ſprach: „Dein Thun iſt Irrwahn." Dann ſchwand das graunvolle Bild, der Nebel ward wie ein Frühlingsregen, durch den man die beſonnte Flur ſieht, und hinter dem Dufte ſtand die Himmelskönigin und hielt ein Weib an der Hand, ſchön und nackt wie Heva, da der Herr ſie erſchuf, und beide hatten Sternenkronen ums Haupt, und Maria ſprach: wir ſind eins! Da ſchauderte dem Burgundionen und er fuhr auf. Sein erſter Blick fiel auf das heidniſche Mädchen, das vor dem ärgerlichen Götzenſtein auf ihren Knien lag und betete. Ihr Angeſicht war der himmliſchen Andacht voll. Gundram durfte ſie nicht ſtören; ihm däuchte, ſie glich der Himmelskönigin und auch dem ſternenumſtralten Weibe, das er im Traum geſehen. Dann ſtand die Jungfrau auf, öffnete einen

Felſenriß, der mit Weidengeflecht wohl verwahrt war, aus dem ſie ein Reh mit ſeinem Jungen ließ, die Thiere zärtlich liebkoſte und ihnen friſchgerauftes Gras gab. Nun rief ſie in die Gipfel der Bäume, und viele Vöglein flatterten herab; ſie aber ſtreute ihnen Körner und ſang leiſe dabei in der Sprache der Römer, mit einer Stimme, die Gundram ins Herz drang. Wie ſie darauf zur Höhle ſich wandte und Gundram wachend erblickte, erblaßte ſie einen Augenblick, rief dann: Heil dem Fremdling an meinem Herd! und bot ihm Nahrung.

Gundram fand lange keine Worte, nach und nach löſte aber Gott ſeine Zunge, daß er reden konnte und fragen, und er gab ihm Kraft, ſeinen Zorn zu erhalten gegen des Mädchens Heidenthum, und doch Sanftmuth zu üben gegen das hülfloſe Geſchlecht. Er erfuhr bald, das Mädchen heiße Flavia und ſei aus einer der galliſchen Familien, die ſich frei von aller Vermiſchung mit den erobernden Burgundionen und den chriſtlichen Bekehrern gottlos widerſtrebend erhalten hatten. Ihre Voraltern hatten von dem großen Kriegshelden und Imperator, Julius Cäſar, her, welchen man mit mehrer Milde als ſeine Nachfolger verdammen darf, da zu ſeiner Zeit das Heil der Welt noch nicht erſchienen war, mit den Römern im Bunde gelebt; auch ihr Vater hatte unter des Aetius ruhmgekröntem Adler gegen den furchtbaren Attila gefochten; aber nie entfernte er Flavia aus der Einſamkeit eines Gutes, das er bei allen Barbarenanfällen unangetaſtet in den Thälern beſeſſen, wo der Jura dem Wasgau am nächſten iſt. Flavia war die einzige Frucht einer glücklichen Ehe, die der Tod bald getrennt hatte; ihr Vater liebte ſie zärtlich und nahm jeden Zeitpunkt wahr, den der Krieg ihm ſchenkte, um ſeine einſame Blume im Thal, ſo nannte er ſein Kind, zu liebkoſen. Er hatte ſie einem alten Freigelaſſenen und ihrer treuen Amme übergeben, und ihre Geſpielen waren die Kinder des Thals. Gute Menſchen wären ſie geweſen, hätte nicht verſtocktes Heidenthum ihren Sinn umfangen und ſie fühllos gemacht gegen die Wunder, welche rund umher von Einſiedlern und Mönchen vollbracht und von frommen Menſchen geglaubt wurden. Hartnäckiger als die wilden Fremdlinge aus Norden, beſchämten ſie ſogar die Eroberer des Landes, welche ſich der ſeligmachenden Lehre mit ſolchem Eifer zuwandten, daß nur die große Entlegenheit des Thales ſie abhielt, Flavia's Götzenbilder zu vernichten. Endlich fiel Attila, die Geißel Gottes, ins Land. Er ſtürzte alle Altäre und mordete jeden Frieden; auch die geheimſten Thäler des Wasgaus wurden mit Blut gefärbt. Fidelius, der treue Freigelaſſene, welcher Flavia pflegte, nahm aber noch den rechten Zeitpunkt wahr und rettete ſeinen nun zur Jungfrau herangewachſenen Zögling auf die Höhen des Jura. Die unzugänglichſten Felſenklüfte ſuchend, fand er den Abgrund, den die Landleute jetzt die Windtiefe nennen, der damals aber von keinem Menſchen noch war benamt worden, denn keines Menſchen Fuß war je in dieſe Einöde gekommen; Fidelius ſelbſt hätte ſie nicht erreichen können, hätte nicht ein neuerdings übergeſtürzter Felsgipfel eine Kluft ausgefüllt, die ehemals ganz in ſeiner Nähe den Zugang verſperrt hatte.

Flavia hatte nichts aus ihrem Thale gerettet als den Aſchenkrug mit ihrer Mutter Gebeinen, und ihr erſtes Wort, wie Fidelius ihr ſagte, daß ſie in dieſer Felskluft den Sturm abwarten wollten, war die Bitte, dieſem ihren Heiligthum eine ſichere Stätte zu bereiten. Fidelius, der in den Gebirgen geboren war, fand ſich leicht in die verſchlungenen Thäler und ſchaffte, da er Geld mitgebracht hatte, auf liſtige Weiſe von den nächſten Wohnorten die nothwendigſten Lebensmittel herbei. Flavia's kindliches Gemüth und unerfahrne Jugend ahnten nicht die Gefahr, in dieſer Wildniß zu verſchmachten, die ihr doch drohte, wenn Fidelius' Rückkehr einſt verhindert würde. Sie klagte nur um ihre Geſpielen, ihren Webſtuhl und ihre zahmen Rehe. Fidelius konnte ihr nur die Letzten erſetzen, die Andern verſprach er von der Zukunft, vor der ihm bangte, denn er hatte in dem Lande erfahren, daß Aetius und ſeine Getreuen, unter denen auch Flavia's Vater, der Gallier, war, von dem undankbaren Kaiſer Valentinian ermordet worden ſeien. Nun blieb ihm für ſein Pflegekind keine Hoffnung übrig. Die Hunnen verließen zwar das verheerte Land, allein wer ſollte ſich der Verwaiſten annehmen, da ſie ihre Abgötterei (gewiß nach Recht und Verdienſt) von der Gemeinſchaft der chriſtlichen Burgundionen ausſchloß, und die chriſtlichen Gallier ganz mit ihnen vermiſcht waren. Bänger kam Fidelius von jeder Reiſe in das Land zurück, fröhlicher begrüßte Flavia jeden neuen Morgen, denn ſie konnte ihrer Mutter Aſchenkrug bekränzen, ſie liebkoſte ihre Rehe und fütterte die Vögel, die ihrer Stimme folgten und mit ihr ſprachen, wie mit Eva im

Paradieſe, als die Sünde die Geſchöpfe noch nicht verwirrt hatte. Auch jetzt, da Gundram in die Felsſchlucht gedrungen war, befand ſich Fidelius auf einer ſeiner Reiſen, auf der er ſich vorſetzte, bis Beſuntium vorzudringen, welches noch jetzt eine große Stadt mit manchem reichen Kloſter iſt, um ſichere Nachrichten von dem Schickſale zu erkunden, welches Flavia's Vater betroffen hatte, das aber bisher der treue Diener dem ſorgloſen Mädchen verſchwieg. Flavia erwartete ihn nun dieſen Abend zurück und ſagte mit freundlicher Zuverſicht zu Gundram: Ihm mußt Du aber nicht ſo begegnen, wenn er unſre Götter ehrt, denn käm' er zu Dir, er würde Deinem Chriſtus, den ich wohl kenne, gern Weihrauch ſtreuen und Deine Gebräuche ehren. Gundram war beſchämt, er wollte gehen, und verweilte doch, und verweilte immer länger, denn die Möglichkeit, daß Fidelius nicht wiederkehren könnte und dieſes Mädchen dann verſchmachten müßte, erfüllte ihn mit Schrecken. Flavia hatte auch erwartet, der wilde Mann würde ſcheiden; aber je länger er blieb, je weniger ſchien er ihr wild, und wie ihr Reh kam und ſein Köpfchen auf ſeine Knie legte, und er ein Lied pfiff, daß die Vöglein von Zweig zu Zweig hüpften, bis nah, wo er ſaß, verſchwand ihre Furcht, und ſie fragte ihn: ob er auch Rehe habe, und ob vor ſeiner Höhle die Vögel auch zu ihm kämen. Da entbrannte Gundram's Herz, und er erzählte von ſeiner Höhle und Beda's Leben und ſeinem Grabe. Flavia's Augen glänzten, wie er ſo ſprach, ſie verſtand aber deshalb doch den heiligen Sinn von Beda's Leben nicht, ſondern ſagte in eitel weltlichem Sinne: O, der

Mann, ſo beharrlich und fromm, hätte nicht in Felsklüfte gehen ſollen, er hätte ſeinen Söhnen ſollen ſeine Tugend lehren und mit ihnen Attila's Horden bekämpfen. Gundram ſchwieg verwundert, und das geſchwätzige Mädchen fing wieder an: Und Du haſt den ſchwachen Greis gepflegt und ſein Grab mit grünen Haſelſtauden bepflanzt; wie konnteſt Du denn ſo roh ſein, und mich bei dem Altar meiner Göttin ſchmähen und das einſame Mädchen erſchrecken? — Zürne nicht! rief der Krieger, zürne nicht über Das, was ich meinem Gotte zu Liebe that; ich verabſcheue es ja ſelbſt. — Flavia erwiderte: Deines Gottes Himmel muß enger ſein als des Donnerers Olymp. In ihm thronen ſo viele Götter, und ehe Rom unter chriſtlichen Kaiſern ſank, ſagte mir Fidelius, hat es Deinen Göttern auch einen Altar gebaut.

Der Abend kam, und Flavia wartete vergeblich auf die Rückkehr ihres Pflegers. Noch nie hatte ſie vergebens geharrt. Angſtvoll ſah ſie die Sonne ſinken und die Sterne über den Felsfirſten ihren ewigen Tanz beginnen. Mir graut! rief ſie händeringend, mir graut unter Deinem Schutze, heilige Nacht, die noch nie mich ſchreckte. Und ſie wandelte bis an das Ufer des Stroms und rief Fidelius' Namen. Der Strom rauſchte, die Nachtvögel kreiſchten, der Nachtwind ſchüttelte das Geſträuch, aber keine Menſchenſtimme antwortete ihr. Gundram folgte ihr von ferne, und je tiefer die Nacht ſank, und je höher Flavia's Angſt ſtieg, je zuverſichtlicher fühlte er ſich zu dem Retter des Mädchens berufen. Jungfrau, ſagte er, ſich ihr nahend, erhebt Eure Stimme nicht, denn, wenn Fidelius zurückzukehren verhindert ward, ſo könnte dies ein Zeichen ſein, daß in dieſen Bergen noch andre Menſchen leben als Du und Ich. Sterben würde ich für Dich, wenn die Zahl der Feinde meine Kräfte überſtiege, aber ſterbend Dich ihnen überlaſſen — Mit zornblitzenden Augen, konnte er nicht fortſprechen. Beſchützerin der Unſchuld, rief Flavia, das geſchehe nie! Das zu vermeiden hat mich mein Vater bei ſeinem letzten Beſuche gelehrt. Siehe her! und ſie zeigte ihm einen Dolch, den ihr Gürtel verbarg. Gundram bewunderte das Mädchen und brachte die Nacht in ängſtlichem Wachen mit ihr am Feuer zu. Gegen Morgen vermochte er die Müde, in der Höhle zu ruhen; er ſetzte ſich vor den Eingang, und ihm war, als wenn er ein Heiligthum bewachte. Der folgende Tag ging eben ſo hin. Fidelius kam nicht, die geringen Vorräthe waren aufgezehrt, Gundram ſtrich in den Felſen umher, ſuchte Beeren und Haſelnüſſe, ſah mit Verdruß die Forellen im Strom ſpielen, die zu fangen er kein Werkzeug hatte, und kehrte zur weinenden Flavia zurück. Die zweite Nacht ſank nieder, Flavia ſchlummerte ermattet in der Höhle; Gundram, der ſich ſchon längſt nicht mehr von ihr getrennt, konnte denken, ſann auf den Zufluchtsort, den er mit ihr könnte erreichen. Aus dem Wenigen, was ſie ihm auf Fidelius' Bericht hin erzählte, mußten die Hunnen das Land nur als Räuber durchzogen haben und die größte Gefahr nun vorüber ſein. Er wünſchte, die geliebte Jungfrau nur bis zur Klauſe eines Einſiedlers zu führen, nur bis zu eines Landmanns Hütte; ſein ſehnlichſter Wunſch ging dahin, ſie in den Schooß der Kirche aufnehmen zu ſehen; dann wollte er als tapfrer Krieger ſich ein Lehngut erſtreiken, auf dem er ſie ernähren könnte als ſein Weib, Sie, doppelt erworben an Seele und Leib, indem er ſie aus dem Abgrund der Felſen rettete und aus dem Abgrund der Hölle.

Wie er ſo nachſann und der kalte Schauder des nahenden Morgens ihn, ſchüttelte, legte er noch mehr Holz auf die Kohlen und hüllte ſich feſter in ſeinen Mantel, und da war's ihm, als habe er einen wachenden Traum, denn er ſah dabei die Flamme flackern und hörte die Tagvögel in den Zweigen ſich regen, aber er befand ſich im Geiſt in ſeinem Felsthale; an einem Ende, wo Felſenzacken es einſchloſſen, hing mitten auf den Zacken ein Kreuz und das Kreuz war mit Roſen umwunden. Ob aber das Kreuz in den Felſen verwachſen war und die Roſen nur zum Kranze geflochten, oder ob ſie aus den Felſen gewachſen waren, konnte er nicht ſehen; aber unten an dem Kreuze ſtand Flavia's heidniſcher Altar, und die Roſen, die das Kreuz umwanden, umwanden auch den Altar. Wie er ſolches mit Zweifel und Abſcheu betrachtete, trat Beda zu ihm; aber nicht mehr in der verdorrten Geſtalt, wie er ihn gekannt hatte, ſondern blühend und jung, daß er nicht recht wußte, warum er ihn dennoch erkannte. Beda führte ihn das Thal entlang, wo freundliche Hütten ſtanden und Kühe blökten und Mädchen tanzten auf dem Raſen. Wie er ſich nahte, traten ſie zu ihm, und Alle ſahen wie Flavia aus, nur Eine jünger, und Eine reifer, die Eine fröhlich, die Andre mild, wie leibliche Schweſtern; wie aber die Eine der Mädchen, die doch ſeine eigentliche Flavia ſchien, ſeine Hand faßte, da durchdrang Wonne ſein Herz, er wollte ſie feſthalten, — da verſchwand das Geſicht.

Raſch ſtand Gundram auf, Gott hatte im Schlaf ſeinen Entſchluß gereift, daß ihm nun war, als habe er ſeinen Willen beſtimmt; er rief Flavia mit ſchmeichelnder Stimme aus der Höhle und ſtellte ihr dar, wie die Noth ſie dränge, Menſchen zu ſuchen; er weiſſagte ihr, wie der Mangel an Nahrung werde ihre Glieder ermatten, wie der Froſt ihr junges Leben tödten werde mit den Blumen ihrer Wieſe und dem Laube ihrer Bäume, und wie ſie endlich dieſe Felſenhöhlen verlaſſen müſſe, ehe die abnehmenden Tage ihre Wanderſchaft erſchwert hätten. Flavia hörte ihn an, die Angſt des vergangenen Tages hatte ſie ermattet, daß ſie wie ruhig ausſah. Sie ging zu ihrem Altar und betete lange mit Inbrunſt; dann zu ihren Rehen, herzte ſie, trieb ſie in das Dickicht und weinte laut; dann zu ihrer Quelle, ſchlürfte Waſſer in ihrer hohlen Hand, pflückte die ſchönſten Blumen und ſchmückte das feuchte Moos damit, unter dem ſie hervordrang. Die Sonne ſteigt höher, Flavia, rief Gundram bittend, die Hitze des Tages über ſollteſt Du ruhen, und Du beginneſt den Weg kaum, ehe ſie anbricht. Sie nickte mit dem lockigen Kopf, lächelte unter Thränen und eilte in die Höhle. Gundram hörte ſie ſchluchzen und fühlte ſich ſo beklommen, daß er beten mußte, und weil der fromme Abt zu St. Andreas ihn kein Gebet gelehrt hatte für dieſen Fall, ſo ſprachen ſeine Lippen aus eigner Noth das Gebet eines chriſtlichen Kriegers, der gegen die Heiden zur Feldſchlacht zieht. Gott aber verſtand, was er bedurfte, und wie Flavia aus der Höhle trat, fühlte er ſich geſtärkt. Sie hielt den Topf mit ihrer Mutter Aſche in ihren Armen, ſetzte ihn nieder auf den Raſen und kniete daneben; dann bat ſie Gundram, auch zu knien, und ſagte mit heiligem Ernſt: Schwöre bei der Aſche der Todten, bei dem Gotte, den Du glaubſt, mein Beſchützer zu ſein. Gundram hob ſeine Hand auf und ſchwur. Nun bin ich bereit! rief Flavia, gab ihrem Führer einen Beutel mit dem kleinen Reſt ihrer Weizenkuchen, nahm den Aſchenkrug ihrer Mutter in ihre Arme und trat den Weg an.

Sie wandelten bis zu der Sonnenhöhe den Fluß aufwärts mit unendlicher Mühe. Nach einigem Ausruhen durchſtrichen ſie ein Thal, das rechts von ihm abführte, und kamen an einen zweiten Fluß, der mit jenem einen Winkel machte. Hier fand Gundram einen Platz voll reifer Beeren und einen Felshang, der vor dem Nachtwind ſchützte; da verlangte er, daß Flavia die Nacht verweilen möchte. Den folgenden Tag trug er ſie auf ſeinen Armen durch den Strom*), und wie er mitten darin war, und der Strudel weißen Schaum an ihm hinaufſprützte, ward Flavia ſchwindelnd, daß ſie ihr Haupt an ſeinem Halſe verbarg. Gundram zitterte faſt, und war doch ſtark wie St. Chriſtoph, der Fährmann.

Am Abend des zweiten Tages, den ſie immer durch

---

*) Dieſer muß der Doubs geweſen ſein, da Gundram bald nachher bergab ſteigt. A. d. H.

Thäler abwärts ſtiegen, erblickten ſie gegen den goldnen Abendhimmel eine Rauchſäule aus dem Walde aufſteigen und hörten bald das Blöken weidender Lämmer. Flavia vergaß, daß es feindliche Menſchen gäbe, freute ſich nur auf Menſchen und hüpfte ſelbſt wie ein Lamm. Wie Gundram ſie zurückhielt und ſie bat, im Dickicht zu verweilen, daß er ſpähe, wer bei der Heerde ſei, erſchrak ſie, aber lehnte ſich an ihn und bat, lieber mit ihm zu gehen, wo Gefahr drohe, als allein zu bleiben, wenn er ihr entgegengehe. Sein Bitten frommte nicht, ſie zog ihn dem Ton der Heerde nach.

Ein alter Hirt ſaß auf einer Waldwieſe; der Rauch, den ſie geſehen hatten, ſtieg aus einer Hütte auf, die vom Walde geſchützt lag. Flavia erblickte vor ihrer Thür ein ſäugendes Weib und ſpielende Kinder; da verlor ſie alle Furcht und eilte fröhlich auf ſie zu. Gundram fand zu ſeiner Freude in dem Alten einen Burgundionen, ſowie er war, nur von einem verſchiedenen Stamme, doch auch ſchon von den erſten Eroberern her im Lande. Auf ſein Befragen nach dem Schickſal dieſer Gegend erfuhr er, daß die Hunnen, von Thorismund in der Franken Reiche geſchlagen und von allen Seiten verfolgt, bis über den Rhein geflohen ſeien; nur über der ſüdlichen Spitze des Juragebirgs, wo der Rhodan ſeinen Lauf hat, hielt ſich ein Schwarm gegen die ſchwachen Römer. Der Alte war höchlich erſtaunt, wie Gundram könnte ſo unwiſſend ſein über Dinge, die das ganze Land mit Hoffnung und Dank erfüllten. Ein Krieger ſcheint ihr, ohne andre Waffen als Eure Keule, wol freilich nicht; da ihr aber mit einer ſchönen Dirne pilgert, ſagte ſpottend der Alte, kann ich doch auch nicht glauben, daß ihr ein Waldbruder ſeid und dieſe Zeit der göttlichen Rache im Gebet verlebt habt. Doch vielleicht etwas dergleichen, verſetzte Gundram erboſt, denn ihm ward's ſelbſt unbegreiflich, warum er in dem ganzen Jahr nicht Krieg und Gefechte geſucht hatte; er erzählte aber dem Hirten, wie er gegen die Hunnen gefochten, die Seinen und ſeine Habe verloren und in dem Thale des Jura dem Büßer Beda die letzen Pflichten erwieſen habe. Da faltete der Hirt die Hände und ſprach: Das iſt groſes Wunder von Gott, was ihr mir ſagt, und ihr müßt aufbewahrt ſein, groſe Dinge zu thun, da er Euch ein ganzes Jahr und darüber in der Heimlichkeit ſeiner Gebirge bei ſo einem heiligen Manne vor der Geißel Gottes bewahrt hat, die rund um Euch wüthete. Jetzt erkenne ich Euch für einen wackern Burgundioſſen und Ihr ſollt mir willkommen ſein. Bisher traute ich Euch nicht, meinte, ihr wärt Einer von Denen, die in Rom die Knechtſchaft erlernten, und jene Dirne zu entführen Euer Handwerk. Darauf führte er Gundram zu der Hütte, hieß ihn auf eine Bank ſitzen, rief auch Flavia herbei und erquickte ſie mit Brot, Honig und Käſe; dann nahm er den jungen Mann mit ſich in ſeine Schafhürde, das Weib aber, das ſeine Schnur war, ließ Flavia neben ſich auf ihr Lager legen, die Kindlein um ſich her. Sie war allein, da ihr Mann mit dem Heer gezogen war, das die Hunnen an den Rhein hin verfolgte.

Den folgenden Morgen gab der Alte den Wanderern ſeinen Knecht mit, der mußte ſie auf den Weg gen

Sainte Roche bringen, wo fromme Mönche ein Kloſter gebaut und, muthig im Elend, es nach der Verwüſtung der Hunnen ſchon wieder bewohnten. Ihr Oberhaupt, der fromme Cuppa, hatte einen kleinen Haufen wohlthätiger Menſchen um ſich verſammelt, die in Einfalt des Herzens Gott dienten, indem ſie ihre Brüder zum Heil führten. Cuppa hatte den Wald um das Kloſter her in einen Garten verwandelt und ſchickte ſeine Mönche zu den Landleuten umher, daß ſie ihnen lehren mußten, auch auf ihre Felder durch geſchickten Fleiß Gottes Segen zu ziehen. Cuppa lehrte ihre Kinder beten, tröſtete ihre Kranken, und an den Tagen des Herrn erzählte er ihnen in ſeinem Waldkirchlein von den Tugenden der Heiligen und den Wundern Gottes in ſeiner irdiſchen Welt. Zu dieſem Mann wollte Gundram gehen, um zu erfahren, welcher Weg ihn nach Gundicon's Hoflager führte, des Königs der Burgundionen, der ſonſt zu Worms regierte am Rhein; aber die Hunnen hatten Worms zerſtört, alſo hatte er ſeine Königin mit ihren Frauen in eine Veſte des Wasgaus geführt, der alte Hirt wußte aber nicht wohin. Flavia ging traurig neben Gundram her, und er war ſchüchtern und finſter; denn der Hirt hatte Etwas geſagt, das Beiden misfiel. Wie Gundram mit ehrlichem Herzen ihm entdeckte, daß Flavia eine Heidin ſei, hatte der Alte das Zeichen des Kreuzes gemacht, die Hausfrau hatte ihr eine eigne Schüſſel mit Mus hingeſetzt, da ſie des Abends vorher mit den Andern hatte gegeſſen, und ſie litt nicht mehr, daß Flavia das Kindlein mit ihrem Löffel äzte. Das verdroß das heidniſche Mädchen, und ſie gedachte feindlich eines Gottes, der ſolche Härte gegen den Gaſt gebot. Wie der Hirt aber anfing, zu Gundram zu ſagen: „So bringt denn dieſe Dirne eiligſt gen Sainte Roche, daß der fromme Cuppa ſie taufe und ſie unter den Jungfrauen des nächſten Kloſters ihre Sünden beweine!“ da beſchloß ſie, Gundram, ſo lieb er ihr ſei, zu verlaſſen, und lieber eines Bauern leibeigene Magd zu werden, als unter ſolchem Zwang und fremder Herrſchaft zu leben. Gundram aber hatte ihre hohe Miene geſehen und gedachte des Kloſters mit Abſcheu, denn nicht mit Pönitenz und Geißelhieben wollte er ihre unſterbliche Seele erkaufen, ſondern nach der heiligen Taufe ſie ſich zu ſeinem Weibe erwerben. Wie ſie ſo wandelten und ihnen das Herz ſchwer war, kamen ſie an einen Scheideweg: der eine führte in eine reiche Ebene hinab, wo die Landleute beſchäftigt waren, aus den Trümmern ihre Hütten neu zu erbauen, und ihr Eigenthum, welches Alles der Hunnen Wuth zerſtreute, wieder zu ſammeln; der andre Weg führte nach Sainte Roche, wo der fromme Cuppa wohnte. Gundram, begann hier die Heidin zu ſprechen, und blieb im Schatten des Waldes ſtehen, meine Götter haben mich der Wuth Attila's entzogen, in unzugänglichen Felſen gaben ſie mir Schutz, ſie ſchickten Dich, mich vor dem Tod zu bewahren, der mein durch Hunger und Winterkälte wartete; meinſt Du, ein alſo gerettetes Leben ſollte in dem Zwange eines Kloſters verſchmachten? Meine Amme hat mir wol erzählt, was ein Kloſter iſt, und zwei meiner Geſpielen waren von dem Abte der Mönche zu Beſuntia geraubt worden, um in einem ſolchen Gefängniß zu verſchmachten. Du ſollſt mein Schutz ſein, aber nicht mein Herrſcher. Führe mich zu Venderade, des burgundioniſchen Königs Weib, wie der harte Mann in der Hütte ſie nannte; ihr will ich dienen, nicht den finſtern Nonnen in den Kloſtermauern von Veſuntia. Verſagſt Du mir aber dieſes, ſo will ich in jenes Thal hinabgehen und Knechtin werden unter jenen Landleuten, und droht dort meiner Reinheit Gefahr, ſo falle mein Leben der Veſta ein Opfer. Gundram's Seele verſank in Trauer. Mädchen, rief er, Du läßt mich leiden, was dem Krieger ſollte fremd bleiben. Ich habe fechten gelernt, und Gott fürchten, und die Abgötterei haſſen; ich habe ihm gedient über ein Jahr lang in dem ſtillen Thale des Beda, weil der heilige Mann ſagte, ſolches werde meiner Seele frommen." Da ich Dich nun fand, meinte ich, "ſchon auf Erden ſollte mir ſolcher Dienſt gelohnt werden, denn bei Deinem Anblick ging mir das Herz auf, und der ganze Himmel ließ ſich darin nieder. Da mußteſt Du eine Heidin ſein, und ich ſollte Dich haſſen und konnte nicht. Nun, hoffte ich, ich wäre berufen, Deine Seele zu retten, und Du würdeſt mein chriſtliches Weib ſein; allein ich ſehe wol Deinen Haß erwachen gegen Chriſtum und mich, und wie Du den Todtenkrug mit Deiner Mutter Gebeinen wild an Deine Bruſt drückteſt, als der Hirt ſagte: du ſollteſt büßen für deine Schuld. O, Flavia, warum thuſt Du alſo? Könnte ich Dich wollen ins Kloſter führen? Dann wärſt Du ja Gottes Braut, da, Dich in meinen Arm zu ſchließen, mein Leben iſt. Sieh' nun, wie mir zu Muth iſt, da ich nie thun kann, was Dich zur Heiligen könnte machen. Ich muß darum weinen, wie ein Weib. Und da er das ſagte, verbarg er ſein Geſicht in ſeine Hände. Flavia's Auge blickte milder auf ihn, und ſie ſagte: Krieger, Deine Götter erſchlaffen Deinen Muth. Komm zu dem Abt jenes Kloſters, daß er uns ſage, wo Venderade hauſt, dann führe mich zu ihr, und eile mit den Burgundionen, die Horden der Hunnen zu verjagen. Gundram hob ſein treues Angeſicht auf und fragte ſchüchtern: Und wenn ich ſiegend wiederkehre, wie wird's dann? — Dann, erwiderte Flavia ruhig, wirſt Du mein Beſchützer für das ganze Leben, wie Du es jetzt für dieſe ganze Wanderſchaft biſt. — O, Flavia! und Deine unſterbliche Seele? Schon wanderte das Mädchen fürbaß, indeß der Burgundione mit bittend gefalteten Händen dieſes ſagte; Flavia wandte lächelnd ſich um und ſprach: Die liebt Dich und haßt Deine Götter nicht, wie Du die meinen.

Der fromme Euppa nahm die Wanderer wie ſeine Kinder auf. Die hunniſchen Horden hatten ſein Kloſter verbrannt; aber er und ſeine fleißigen Mönche hatten ſeitdem ein neues erbaut, zwar nur von Holzſtämmen und Balken, aber feſt und warm im Sturme des Winters. Dicht ſchloſſen ſich die Stämme aneinander, feſt waren ſie mit Moos bekleidet und mit Binſen bedeckt; das Dach der Kirche ward von hohen Tannen getragen, die es als Säulen unterſtützten. Kaum waren die Wanderer mit Speiſe und Trank erquickt, ſo zog Gundram den frommen Mann in das Kirchlein und beichtete ihm in Einfalt des Herzens; dann trat er heitern Blickes in den kleinen Garten zurück, wo die Spätblumen ihre bunten Kelche im Abendſtral ausbreiteten. Cuppa erlaubte der kindlichen Flavia, deren viele zu pflücken, lächelte freundlich, wie ſie einen Kranz wand, und holte ihr Baſt, um ihn damit um den Aſchenkranz ihrer Mutter zu befeſtigen. Sie hatte ſich mit ihm unter einen fruchtbeladenen Birnbaum geſetzt, indeß Gundram zum Kirchlein zurückgegangen war, ſeiner Andacht zu pflegen. Was der Abt mit Flavia in dieſer einſamen Stunde geſprochen, weiß Niemand; aber ein Wunder hatte Gott durch ihn gewirkt, denn, wie die Sonne des nächſten Tages ihre erſten Stralen über das Thal ſpendete, trat Flavia an des Abtes Hand, wie eine Braut Gottes mit weißen Blumen geſchmückt, in die Kirche; die Mönche begannen die frommen Geſänge, denen das Heidenmädchen mit andächtigen Blicken zuhörte; dann trat ſie an den Altar, und der fromme Cuppa, alle Mitbeter aufrufend zu fröhlichen Zeugen, weihte ſie unter Freudenthränen zur Chriſtin. Gundram traute ſeinen Augen kaum; er beugte ſein Angeſicht auf die Stufen des heiligen Tiſches, aber ſein Gebet hatte keine Gedanken; ihm war's nicht einmal klar, warum er ſich freue, ihm war's nur, als wenn Flavia nun die Seine ſei.

Wie am Abend die Sterne vom Himmel blinkten, führte der Abt Flavien auf eine kleine Wieſe, von Felſen umſchloſſen; dort ruhten die entſchlafenen Brüder des Kloſters. Er trug einen Spaten und Flavia die Aſche ihrer Mutter. Wie Cuppa ſtille ſtand, kniete Flavia nieder, hielt den Todtenkrug an ihre Bruſt und weinte unendlich; Cuppa aber grub eine Grube, betete, weihte ſie, dann nahm er dem Mädchen den Aſchenkrug ab und ſagte: „Erbe ihre Tugenden, jenſeits findeſt Du ſie wieder.“ Darauf barg er ihn in die Erde, pflanzte ein Kreuz auf den kleinen Hügel und ſprach: „Die Todte that, was Chriſtus befahl, ohne ihn zu kennen; er ſtarb darum auch für Sie,“ und er faltete des Mädchens Hände zum Gebet und ſetzte hinzu: „Dein Herz empfindet ihn; glaube ihn, bis Du ihn erkennſt.“ Flavia hob ihre ungewohnten, aber willigen Hände empor, ein himmliſches Licht ſtralte von ihrem Antlitz und ſie ging heiter mit dem Abte von dannen.

Euppa berichtete Gundram, daß Gundikon, der König der Burgundionen, in dem Frankenreiche gefallen ſei, an dem Tage, da Thorismund der Hunnen Heer vernichtete. Dieſe Würger ſeien über den Rhein geflohen und Geran, Gundikon's Sohn, ſammelte ſeinen Hofſtaat wieder zu Strasburg; aber ſeine Mutter, Venderade, wohne noch zu Lautern am Fuße des Wasgaugebirges und baue daſelbſt ein Kloſter, das ſie der heiligen Helena weihe, weil ſie es ihrem Gebet zu dieſer großen Fürſprecherin zu danken habe, daß die Hunnen bei ihrem Zuge, wie mit Blindheit geſchlagen, ſtets vor dieſem guten Städtlein Lautern vorbeigezogen ſeien. Flavia mochte ſich faſt nicht von dem alten Abte trennen; ſie ging wie ein Kind an ſeiner Hand, brachte ihm Blumen und Beeren, die ſie ſingend im nahen Buſche ſuchte, und zeigte ihm allerhand blühende Pflanzen, welche ſie um das Grab ihrer Mutter zu ſetzen bat; er verſprach es ihr, legte die Hand auf ihre Stirn, ſegnete ſie und legte ihr weder Geſetz noch Buße auf, was Gundram gar nicht begriff, da ihm war gelehrt worden: ohne Büßungen könne man kein Chriſt ſein.

So zogen alſo die Wanderer von dannen durch die Gebirge des Wasgaus, gen Lautern, einer feſten Burg, wo Germanicus, ein Heide der Römerzeit, ſchon ehedem großes Gemäuer gebaut hatte. Des Herbſtes Tage wurden kurz, und ſie konnten nur wenigen Weg machen; beſonders auch, weil Flavia's zarter Leib des ſchlechten Wetters nicht gewohnt war noch des täglichen Gehens. Wie ſie endlich nahe bei Lautern waren, begegneten ſie einem großen Jagdzug. Es war Dietrich's, eines der großen Dienſtmannen des jungen Königs Geran, der abgeſchickt war, Benderaden gen Strasburg zu geleiten, zur Weihe des Münſters. Die Hunnen hatten dieſen gräßlich verwüſtet. Der fromme König aber hatte es, ſobald dieſe Unholde das Land geräumt hatten, ſein Erſtes ſein laſſen, ihn wieder zu erbauen. Dietrich war ein ſchöner Mann, in Krieg und Frieden in fremden Landen gereiſt, nach Welſchland bis gen Ravenna und zu dem Herrn der Römer. Die Rauhheit ſeines Volkes hatte er wol abgelegt, doch nicht die feinen Sitten der Lateiner allein, auch ihre Laſter hatte er dafür getauſcht. Wie ſeine Knechte das ſchöne Mädchen pilgern ſahen neben dem einzelnen Manne, verbreiteten ſie ſogleich die Kunde bis zu ihrem Herrn, der eben die Jagd zu beenden gebot, und der befahl ihnen, die Wanderer anzuhalten und zu ſeinem Jagdlager zu geleiten. Man hatte dem Herrn und ſeinen Genoſſen unter großen Eichen neben einem fließenden Bächlein ein Gezelte geſpannt, und weil die Jagd zu Ende ging, große

Feuer angezündet, und Knaben und Knechte bereiteten die Mahlzeit. Vieles Wildpret ſtak da an Spießen, und kleines Geflügel ward auch mit Gewürz und Kräutern zugerichtet auf mancherlei Art. Nebenbei ſtanden hohe Krüge mit Bier und Wein, und die Jäger hatten ſich auf den Raſen gelagert, wo ſie von Jagd und Kriegsthaten ſprachen, oder auf den muntern Ton der Wieſenhörner hörten, auf denen manche Knechte gar wohlklingend ſchalmeiten.

Wie Gundram den Befehl vernahm, vor Dietrich zu erſcheinen, ſah er bang auf Flavia hin und ſprach: Flavia, wenn Du erſt einen mächtigern Beſchützer haſt, wirſt Du den armen Gundram vergeſſen. — Bis ich nicht in Venderabens oder einer andern Frauen Schutz bin, antwortete die galliſche Jungfrau ohne Schrecken, habe ich keinen andern Beſchützer als Dich. Glaube an Dich, ſo wirſt Du auch an mich glauben. Wie die Beiden nun dem erhaltenen Gebote nachlebten, war Dietrich höchlich erſtaunt über die ſeltene Schönheit der Jungfrau. Iſt ſie Deine Schweſter, oder iſt ſie Dein Weib, fragte er eifrig den finſtern Gundram, daß Du mit der ſchönen Dirne alſo wallfahrteſt? — Sie hat keinen Schutz auf Erden, als mich, und ich keine Sippſchaft auf Erden, als ſie, darum wandern wir allein, antwortete trotzig der Burgundione. — Da iſt's gut allein wandern, wenn man ſelbander iſt, ſpöttelte Dietrich. Allein erzähle mir doch, warum man Euch alſo allein ließ? In Gundram's Herzen kochte Eiferſucht und Grimm; Flavia ging einige Schritte ſeitwärts und ſetzte ſich auf den Raſen, indeß ihr Gefährte mit kurzen Worten ihre Geſchichte und ihre Abſichten erzählte und mit den Worten ſchloß: „Du ſiehſt alſo wol, Dietrich, ſo arm ich hier vor Dir ſtehe, bin ich Dir gleich und erwarte von Dir, daß Du mein künftiges Ehegemahl zu Deiner königlichen Frau Wenderade läſſeſt führen, und mir helfeſt, unter Deines Königs Heer zu dienen, damit ich mir Ehre erſtreite und eine Heimat, wo ich eine Hütte baue für mein Weib und mich.“

Dietrich begriff mit ſchneller Liſt, daß er ſeine Luſt nach Flavia's Beſitz nicht beſſer pflegen könne, als wenn er Alles, was Gundram ſagte, wol gut heiße. Er that ſeinem Landsmann manche Frage nach dem Einfall der Hunnen in der Helvetier Land und den Städten, die er beſucht hatte auf ſeinem Wege nach Ravenna, gleichſam, als wollte er ſich verſichern, daß der Fremde wirklich Der ſei, für den er ſich ausgab; dann bot er ihm die Hand, hieß ihn zu ſich und ſeinen Gefährten ſitzen und befahl ſeinem Geſinde, ihm einen Becher zu reichen und nährende Speiſe. Gundram aber wies ſie von ſich und ſagte: „Nicht eher nehme ich einen Biſſen, bis jene Jungfrau nicht geborgen iſt, wie es ihrem Geſchlechte und meiner Ehre geziemt. Entlaſſet mich, damit ſie vor Nacht die Herberge erreiche, worauf ich morgen ſie zur Königin geleiten werde in Zuchten und Ehren.“ Dietrich ließ auch dieſes ſich gefallen, nöthigte jedoch beide Wanderer, einen Becher zu leeren, gab ihnen dann Pferde und Knechte, die ſie gen Lautern führen mußten und in ein Haus wieſen, wo er ihnen gute Herberge verſprach.

Stumm ſaß Gundram am wärmenden Feuer und ebenſo das galliſche Mädchen; aber auf Gundram's Stirn ruhte Leidenſchaft und Sorge, über Flavia's Augenbrauen glänzte begeiſterter Muth. Die Nacht war gekommen, und die Hausfrau foderte ſie auf, ihre Lagerſtätten zu ſuchen. Da faßte der Burgundione des Mädchens Hand und ſagte mit beklommener Bruſt: O Flavia, in den Felſen am Strome fand ich mehr Ruhe, als je mir wieder werden wird. — Wie nun, fragte die ſtolze Dirne, warſt Du nur in den Felſen des Bergſtroms ein Mann? — Ein Mann, rief Gundram, und ſetzte ſeine Füße feſt, daß der Eſtrich knarrte; Mädchen, weil Dir mein Leben gehört, gehört Dir nicht meine Ehre. Stelle mich gegen die Hunnen, ſtelle mich gegen die Macht der Hölle; aber, Flavia, gegen Deinen Verluſt — „Gundram!“ unterbrach das Mädchen den Mann; „ich lernte nur lieben, zweifeln lernte ich nicht. Du misfällſt mir, wenn Du zweifelſt.“ — Nun, ſo ſchwöre mir, daß Du mein Weib werdeſt. — „Ich ſchwur nur ein Mal in Cuppa's Hände, im kleinen Gotteshaus; da ſchwur ich, gut zu ſein; Dich zu lieben, war damals beim Gutſein begriffen.“ — Gundram wußte nicht, warum ſeine Bruſt freier ward bei den Worten des Mädchens, denn ſie ſagte doch nicht, was er wollte; aber er betete ſein Ave und ſchlief ein, als wären alle ſeine Wünſche nun gewährt.

Dietrich war zu dem Hoflager der alten Königin geeilt, um noch, bevor die Fremdlinge vor ſie traten, ſie zu ihren Gunſten zu gewinnen. Die fromme Frau Benderade bewunderte die Fügung des Himmels, welche der Jungfrau Leben und Tugend ſo wunderbar vor dem

Heidenvolke bewahrt hatte, und verſprach, den jungen Krieger mit Gewand zu beſchenken und bei ihrer Ankunft in Straßburg, wohin ſie in Bälde abzureiſen gedenke, ihren Sohn Geran zu bewegen, daß er ihm Roſſe verehre und gute Waffen. Die Dirne ſolle aber unter ihrem Ingeſinde wohl aufbewahrt ſein. Demnach wurden die Fremdlinge gar wohl aufgenommen von der frommen Königin. Sie befahl ihren Frauen, das galliſche Mägdlein hinzunehmen und auf die Weiſe der burgundioniſchen Fräulein zu kleiden, mit langen Kleidern, hohen Mützen und goldnem Geſchmeide; denn die hohe Schönheit des Mädchens und ihr ſichrer Blick gewannen ihr Herz. Dietrich aber bewies ſich ſehr liebreich, gab Gundram Waffen und ein Roß, befahl ihm, bei ſeiner Seite zu bleiben und ihm nach Straßburg zu dem König zu folgen. Wie Benderade mit ihren Frauen zu Pferde ſtieg, die Reiſe zu beginnen, erblickte Gundram Flavia unter den übrigen Fräulein in burgundioniſchem Gewand. Jeder, der ſie erblickte, rühmte ihre hohe Schönheit; Gundram fand ſie auch ſchöner als alle die Schönſten am Hoflager, aber ihm war ihr Bild im galliſchen Leibrock, den ſie im Felſengrunde trug, in dem der heilige Abt ſie auch zur Chriſtin einweihte, lieber, denn alle der Schmuck, der ſie nun umhüllte.

Flavia lernte ſich bald in die Weiſe der burgundiſchen Frauen finden. Sie hatte von ihrer Amme gelernt, an dem Webſtuhle zu arbeiten und mit bunten Fäden Blumen auf Gewande und Teppiche zu nähen. Darin wetteiferten die burgundiſchen Jungfrauen mit ihr; allein ſie verſtand auch die Leier zu ſpielen und nach geſchriebenen Noten alle Töne zu ſingen, konnte die lateiniſchen Bücher der Mönche leſen, und ihre Handſchrift war ſchöner als die des Hofkaplans. Darum ward ſie gerühmt und beneidet, denn keines der burgundiſchen Mädchen war zu ſo großer Wiſſenſchaft gekommen, und von den Edeln des Hofes, den Rittern und Mannen auch keiner. Venderade, die ſehr fromme Königin, ſah das gern; ſie foderte von den Mönchen des Kloſters ein Saitenſpiel und von ihrem Beichtvater die Pſalmen in römiſcher Sprache; darauf erbaute ſie ſich mit ihrem Geſinde an den frommen Tönen und der betenden Stimme des galliſchen Mädchens. Die fromme Frau fragte auch fleißig nach Flavia's Geburtsort und ihrem vorigen Leben; aber das Mädchen erzählte nicht viel davon, nur von ihren Blumen und Rehen, und von dem frommen Abte zu Saint Roche, und ihrem Entſchluſſe, gut zu ſein, wie ſie in der Taufe es verſprochen; davon ſprach ſie wol, wenn Abends der Mond in die weite Halle ſchien, und die Fräulein im Kreiſe zu den Füßen der guten Königin ſaßen und von der Arbeit ausruhten. Solche gottſelige Reden freuten Frau Venderaden, ſie herzte und küßte die neue Chriſtin und verſprach, wenn Gundram vom Kriege zurückkäme, ſie auszuſteuern wie eine Mutter.

Bald ward von dem Hofgeſinde in die Herberge der Ritter die Mähre von der fremden Jungfrau gebracht, welche die Gunſt der alten Königin erworben und die Bewunderung ihrer Geſpielen. Gundram hörte es auch; Sorge und Freude wechſelten in ſeinem Gemüthe, und ſeine Ruhe fand er nur in den Waffenſpielen und dem

Entſchluß, der tapferſte Krieger zu ſein, wie ſie die edelſte war unter den Frauen.

König Geran hatte Gundram auf Dietrich's Fürbitte gütig empfangen, ihm Roſſe und Waffen geſchenkt, Gewand und Speiſe reichen laſſen. Darauf ließ er einen Aufruf ergehen an die Burgundionen, die ſich aus Helvetien dieſſeits des Rheins zu ihren Landsleuten geflüchtet hatten, um ſie in einen Haufen zu ſammeln, den Gundram, Gundioch's Sohn, der den Hunnen am See des Jura widerſtanden hatte und durch den Schutz eines frommen Büßers in den Bergeshöhlen endlich vor ihrer Wuth Schutz gefunden habe, anführen ſollte. Willig ſammelten ſich die Verlaſſenen um einen Namen, den ihr Ohr in ihren verlaſſenen Wohnſitzen zu hören gewohnt war. Mancher hatte wirklich mit Gundram unter ſeinem Vater Gundioch geſtritten; Alle waren froh, unter eines Landsmannes Fahne zu ſtehen; denn, obſchon eines Glaubens und eines Stammes, hatte die Anſiedlung in verſchiedenen Ländern ſchon große Entfernung und Neid gegen einander in ihren Buſen gepflanzt. Doch ehe ſie ausziehen ſollten, das Heer der Hunnen jenſeits des Rheins zu bekriegen, ſetzte der König das Feſt der Kirchweihe feſt, dem zu Liebe Frau Venderade nach Strasburg gezogen war.

An demſelben Tage erwärmten Freude und Hoffnung Gundram's Herz. Er zog mit allen Rittern zu Hofe und begleitete die Frauen zum Münſter. Wie ward ihm ſo froh zu Muthe, da er in ſeiner blanken Rüſtung hinter ſeiner geliebten Jungfrau zur Kirche ging! Flavia, ſittſam und ſtolz, erhabenern Ganges als die

Königin ſelbſt, blickte huldvoll auf ihren Krieger, und ihr Gemüth ward erleuchtet, daß ſie, die keine Heiligen kannte, und außer der Weihe aus Euppa's Hand noch in kein Geheimniß der Kirche geweiht war, mit gläubigerm Herzen als manche alte Chriſtin für ihre und ihres Buhlen Seligkeit zu beten vermochte. Nach der Kirchweihe waren Ritterſpiele und Gelage. Wohlgefällig ſah Flavia, zunächſt neben Frau Benderadens Perſon, von dem Vorſprunge der Burg den Kampfſpielen zu und bemerkte mit Luſt Gundram's Geſchicklichkeit, der mehre Male den Preis davontrug. Den Dank vertheilte Walpurga, des Königs Schweſter, ein fremdes Fräulein, deſſen Sinn einzig nach dem Kloſter ſtand; ſie reichte Gundram eine reiche Binde und ſagte mit freundlicher Geberde: Schaut, wie fröhlich die Augen Eurer Braut Euch danken für Euer Wohlverhalten im Kampfſpiel. Indem blieb aber die Binde, welche Walpurga dem knienden Ritter umhing, mit ihren ſeidnen Borten in dem Blumenſtrauße hangen, welcher der danebenſitzenden Flavia Buſen zierte, und riß ihn herab; aber Gundram ergriff ihn behend, ſteckte ihn in ſein Bruſtwamms und ſagte zu Walpurgen: Gnädigſtes Fräulein, lohn' Euch Gott die unbeabſichtigte Gabe! den Dank, den Ihr mir ſchenktet, will ich abverdienen in dem Blute der Hunnen.

Dietrich aber, der burgundiſche Fürſt, hatte, ſeit Flavia gen Strasburg kam, Alles beobachtet und ſahe wol ein, wie feſt das galliſche Mädchen an ihrem Bräutigam hing, auch wie der helvetiſche Burgundione die Braut nur mit dem Leben laſſen würde. Seiner ledig zu werden, ſchien dem Treuloſen nicht ſchwer, da er an ſeiner Seite in den Krieg zog; allein des galliſchen Mädchens ſtolzen Sinn zu gewinnen, ſchienen alle Mittel zu ſchwach. Ihre Liebe zu Gundram war es nicht allein, was ihm im Wege ſtand, auch die Hoheit in ihr, die wie der Stralenkranz einer Heiligen ſchreckte, und der Wohllaut ihrer Rede, die immer einfältig wie die Bitten eines Kindes und innig wie das Gebet eines Frommen alle Herzen durchdrang.

Wie es nun zur Abfahrt über den Rhein kam, dahin, wo jetzt die ſchwäbiſchen freien Städte mit ſchönen Feldern umgeben liegen, und die Hunnen ſich gelagert hatten, machte er ſich an Ego, den Abt des Stiftes in Strasburg, der war ſein Vetter und ein gottloſer Mann; oft verpraßte er mit ihm bei heimlichen Gelagen die Zeit, wo das dumme Volk meinte, der Abt ſei in frommer Einſamkeit vor ſeinen Hofleuten verſchloſſen, und manche betrogene Dirne war das Opfer ihrer Luſt. Dieſem vertraute Dietrich ſeine Begier nach des Burgundionen Verlobten und foderte ihn auf, während ſeines Kriegszugs den Entfernten bei der Jungfrau zu verleumden. Keinem war dies ſo leicht als dem ſchändlichen Ego, denn ſeine Scheinheiligkeit, ſchöne Stimme beim Gebet und herrliche Geberde beim Altar hatten Frau Venderade mit Zutrauen in ſeine Heiligkeit erfüllt, ſodaß er oftmals Erlaubniß bekam, die Königin in ihrem Frauenzimmer zu beſuchen, und indeß die Mägdlein die Spindel drehten oder mit farbigen Fäden Meßgewande und Altardecken ſtickten, ſaß er auf einem breiten Seſſel, von Tannenreiß und Kalmus umduftet, das die Mägdlein ihm zu Ehren friſch zu ſtreuen eilten, und erzählte ihnen Legenden der Märtyrer und Bekehrungen der Heiden.

Flavia ſpürte aber ſchon jetzt die Gunſt, welche die gebenedeite Mutter ſpäterhin ihrem Gebet ſchenkte, denn ſie hatte tief in ihrem Herzen einen Warner, der ihr gegen den lügenhaften Prieſter auf ihrer Hut zu ſein gebot. Mit Unluſt nahm ſie auf Venderadens Befehl die Leier, um ſchöne Weiſen mit ihrer Stimme zu begleiten, und mehr als ein Mal verweigerte ſie ein Lied zu ſingen, das ihr das liebſte war, aber nicht in dem Pſalter ſtand, das ihr aber Gott verziehen hat, da ſie es darum liebte, weil ihre Mutter es ſang, wenn ſie mit ihren Geſpielen, da ſie noch ein Kind war, um den Hausaltar tanzte. Es war in römiſcher Sprache, und weil die Mutter der Liebe darin angerufen wurde, hatte es die fromme Frau Königin für einen Bittgeſang gehalten. Ego hörte mit Frohlocken zu, denn ihm war, als hätte er jetzt den erſten Knoten zu dem Netze geſchürzt, in welches er die Unſchuldige wollte verſtricken. Wißt Ihr denn, daß das ein heidniſches Lied iſt, Jungfrau, und Ihr ſehr keck ſeid, ſolches vor den züchtigen Ohren der Frau Königin zu ſingen? So begann der arge Mann nach vollendetem Geſange ſeine Rede; Flavia aber blickte ihn mit ſtolzer Verachtung an und ſagte: Es iſt ein kindiſches Lied, das ich in frommem Sinn tauſend Mal ſchon geſungen; misfällt es meiner Frau Königin, ſo wird ſie es nimmermehr hören; ob es aber eine Sünde ſei, mag mein Beichtvater entſcheiden. Darüber ſtieg der Zorn in Ego's Seele auf, er verbiß ihn aber und fuhr ſpottend fort, nach ihrem

Beichtvater zu fragen, und wie ſie, von Verachtung empört, den frommen Euppa als ihren Bekehrer nannte, miſchte ſich auch Frau Venderade, ängſtlich um das reine Chriſtenthum ihres Lieblings, in das Geſpräch, rühmte den heiligen Abt von Saint Roche und erweichte damit Flavia's Herz ſo, daß ſie, vom liſtigen Ego angereizt, die Geſchichte ihrer Taufe zu ihrer Rechtfertigung weitläufiger, als noch je ſie gethan hatte, erzählte. Sehr gut, ſagte der hinterliſtige Abt, doch wer iſt Bürge, daß dieſes Alles geſchah? Eure ſündlichen Geſänge beweiſen keineswegs, daß ihr eine Chriſtin ſeid. — Gundram, der Burgundione, der in Eures Herrn Heere ficht, iſt mein Zeuge, ſprach das Mädchen mit Hoheit, und ſein Schwert wird männiglich beweiſen, daß mein Haupt die heilige Weihe empfangen. — Wie? Gundram! rief Ego, und drückte Unglauben und Schrecken aus, was ſoll ich von Euch denken? Entweder iſt die Geſchichte Eurer Taufe eine falſche Mähre, oder Blutſchande brütet in Euerm Herzen. Erſchrocken blickte Frau Venderade von ihrer Spindel auf, zitternd ließen ihre Jungfrauen Nadel und Spindel aus ihren Händen ſchlüpfen; aber Flavia, die Leier in den Armen, auf der leiſe ihre zarten Finger die Saiten berührten, ſtand mitten unter ihnen, erhabenen Hauptes, mit der Glut der Unſchuld auf dem Geſicht.

Ego bewies jetzt mit grauſamer Beredtſamkeit, Gundram ſei Zeuge bei Flavia's Taufe geweſen, wie Flavia ſelbſt ſage, und ihre Erzählung beweiſe; denn er ſei der Einzige geweſen, der Flavia als Heidin gekannt habe, der Einzige alſo, der von ihr zeugen hätte können; da dieſes nun unleugbar, ſei ihre Liebe zu einander ein Greuel und ihre Ehe eine Blutſchande. Die alte Königin weinte viele Tage lang über dieſe Entdeckung, bat Flavia eindringend, freiwillig ihren Irrthum zu erkennen und durch ſchnelles Entſagen ihrer ſträflichen Liebe den Himmel zu verſöhnen. Flavia begriff des Prieſters Gründe nicht; ſie nahm nur wahr, daß er die Abſicht hatte, ſie und Gundram zu verderben. Ihr einziger Schmerz war der alten Königin Kummer, denn gegen die Menſchen, die ſie von ihrem Liebſten trennen wollten, hatte ſie Waffen in ihrem Muth, ihrer Geduld und endlich in ihrem Dolche.

Dietrich ſah indeſſen zu ſeiner Kränkung, daß der Tod Gundram floh, ebenſo beſtändig, wie er die Gefahr ſuchte und der Sieg ihm zur Seite ging. Die Gebenedeite und ihre Magd, rief Gundram jauchzend, wo feindliche Scharen ſich drängten, und dieſe Magd war Flavia, und vor ihm ſchwebte das Traumgeſicht, das er beim nächtlichen Feuer in dem Felsabgrund hatte, denn Flavia's Bild und des himmliſchen Weibes mit der Sternenkrone ſchien ihm ſtets eins. Alſo von Mismuth über nicht gelungene Unthaten geplagt, ward Dietrichen das Herz freudig, wie eines Tages ein Mönch zu ihm ſchlich, den Ego ihm ſendete, und der ihm ſeine ſaubre Arbeit, wie er die Königin und ihr Geſinde überredet habe, Gundram ſei Flavia's Taufzeuge und ihre Ehe eine Blutſchande, erzählen mußte. Wie Feuer brannte nun die Stelle unter Dietrich's Füßen, um gen Strasburg zu eilen und ihm das verlobte Mädchen durch der Kirche Verbot zu entreißen. Liſtig verfügte er es alſo, daß der tapfre Gundram gegen die Donau zu den fliehenden Feind verfolgen mußte; dann nahm er den Vorwand, um einer geringen Wunde willen, nach Straßburg zurückzugehen. Nun war eine ſchlimme Zeit gekommen in Flavia's Leben, denn Niemand ſtand ihrer Liebe bei und bewahrte ihre Freiheit. Frau Venderade drang in ſie mit Freundlichkeit, Dietrich's Weib zu werden, der ihr Reichthum bot, Schlöſſer und Güter; der ſchändliche Ego drohte ihr mit dem Banne der Kirche, wenn ſie von Gundram nicht ablieſſe, und Dietrich drang ihr ſeine Liebe auf mit verhaßter Begier, ihr zu gefallen und ihre Schöne zu beſitzen. O Gundram! ſeufzte ſie oft, wären wir in dem Abgrunde der Felſen geblieben! Meine Götter hätten mich geſchützt, und ich hätte die Deinen verehren lernen ohne dieſen tückiſchen Prieſter, der ſie ſchändet.

Die Hunnen waren nun weit vom Rheine hinweggedrängt und zogen die Donau hinunter in fremde Länder; die Burgundionen wendeten ſich mit Beute beladen der Heimat wieder zu, und Geran, der Gundram hochſchätzte vor allen ſeinen Mannen, trug ihm auf, vorauszueilen zu ſeiner Mutter, Frau Venderade, und ihr Kunde zu bringen, damit ſie zum Empfang des ſiegenden Heeres ſich rüſte. Mit wonnevollem Herzen flog Gundram dem Rheine zu; er war nun an dem Ziele, das ihm die Liebe geſteckt hatte; Ehre und Beute und Gaben des Königs waren ſein, und ſein Vertrauen in Flavia's Liebe, das mit jeder neuen Kriegsthat geſtiegen war, wußte ſich des Lohnes in ihren Armen gewiß. Anders aber, als des Menſchen kindiſcher Sinn es erwartet, führt die göttliche Weisheit ihn zum Ziele.

Nachdem Gundram Frau Venderade begrüßt und ſeinen Auftrag verrichtet, wendete er ſich eifrig zu der Hofmeiſterin des Frauenzimmers, das ihm wohlgewollt hatte, ehe er in den Krieg zog, und fragte, indem Röthe über ſeine Wangen flog, als ſei er noch ein Knabe (keuſche Liebe aber erhält immer die Unſchuld der Jugend), wo Flavia, das galliſche Mädchen, ſei, und warum er ſie nicht unter der Königin Jungfrauen erblicke. Da ſchritt Frau Venderade freundlich auf ihn zu, ergriff wie eine Mutter ſeine Hand und ſagte: „Lieber Geſelle, Eure Frage iſt wohl gethan, und Ihr könnt ſicherlich glauben, findet Ihr das Fräulein nicht bei mir, ſo iſt ſie nur an einem noch beſſern Orte, denn wol war ich ſtets eingedenk, wie ich Euch hatte verſprochen, daß Sie ſicher ſein ſollte unter meinem Schutz.“ Da erſchrak der gute Gundram, denn ſein Herz ahnte nur Unglück, und die Ehrfurcht, welche die mütterliche Frau ihm einflößte, gebot ihm doch, aus ihrem Munde Alles mit Mäßigung anzuhören. So helfe mir Gott! meine Frau! rief er; iſt ſie beſſer als bei Euch, ſo iſt ſie im Himmelreiche, und meine Liebe auf Erden iſt mir geſtorben. — Wohl alſo, wackerer Ritter, erwiderte die Königin, Eure Liebe auf Erden mußte ſterben; allein noch iſt Flavia, das galliſche Mädchen, nicht im Himmelreiche, aber auf dem gebahnten Wege dahin, ihr Sinn müßte ſich denn ſchnell wenden. Und damit erzählte die gutmeinende Königin den ganzen Vorgang, wie der Abt Ego des Mädchens Gewiſſen angeregt habe, dieſe aber hartnäckig auf ihrem Irrthum beſtanden ſei; wie hierauf, nach langen Bitten von ihrer und geiſtlichem Zuſpruch von des Abtes Seite, die Königin das eigenſinnige Mägdlein auf des Abtes Rath nach Lautern bringen laſſen in ihr neugeſtiftetes Kloſter, wo die gottſeligen Jungfrauen und ihre frommen Seelſorger ihr gewiß ihre Pflicht verſtändlich machen würden. Gundram, von Zorn erfüllt, hörte kaum, was Benderade ſagte, und dennoch drang es ſo tief in ſein Herz, daß es faſt vor wildem Schmerze zerborſt. Er hielt ſeine mächtige Wehr auf ſeinem Arm und drückte in dem Kampfe mit ſeiner Wuth das große erzne Kreuz, das ihren Handgriff zierte, faſt zuſammen. Sehr gnädige Frau, ſagte er endlich, kaum athmend, der Abt Ego hätte wol anderwärts beſſere Geſchäfte machen können als hier. Ich bin nicht Taufzeuge bei Flavia geweſen, das wird mir der fromme Abt zu Saint Roche mit ſeinem ganzen Kloſter bezeugen, und weder Hunnen noch Gothen ſollen mich abhalten, zu dem Biſchof von Rom zu wallfahrten, daß er mir einen Befehl gebe gegen dieſen heimtückiſchen Abt.

Aber die Königin ward ſehr beſorgt, wie ſie Gundram über das Wenige, was ſie ihm geſagt hatte, in ſo großem Zorn ſah, denn ſie fürchtete ſich vor dem Streit, der entſtehen müßte, wenn er von dem Hofgeſinde und in der Herberge erführe, daß Dietrich öffentlich um das Fräulein geworben, und Flavia nur darum willig ins Kloſter gereiſt ſei, damit ſie ſeinen Verfolgungen entginge. Weiter wußte Frau Benderade ſelbſt nichts von Flavia's Geſchichte, denn fromme Leute errathen nie, was der Schelmen Herzen ausſinnen. Wol hatte Flavia eingewilligt, unter die frommen Jungfrauen nach Lautern zu gehen, weil ſie dort vor Liebesanträgen geſchützt war; allein den Kloſterſchwur abzulegen, gedachte ſie nie, nur einzig Gundram's Rückkehr zu erwarten; dann wollte ſie mit ihm von dieſem böſen Hoflager entfliehen, wo die Pflichten andere Geſetze hatten als die des Gewiſſens, und Gott andre Ehre gegeben ward als die eines reinen Herzens.

Flavia verabſcheute Ego's Verfolgung, allein ſeine wahre Abſicht wußte ſie nicht, und ſeit dieſer zuerſt das Liebesband des galliſchen Mädchens zu zerreißen ſtrebte, hatte ſich auch ſeine Abſicht geändert. Anfangs war es wirklich ſein Wille, für Dietrich zu arbeiten; doch indem er fremdes Unrecht beförderte, keimte die böſe Luſt, es auf eigene Rechnung zu begehen, in ihm auf. Da die Jungfrau Dietrich's Liebesantrag ſtandhaft verwarf, beredete er die Königin, das Mägdlein durch das ſicherſte Mittel vor der Blutſchande zu ſchützen, und ihren böſen Willen zu verſöhnen, indem ſie es dem Kloſterleben weihte. Die fromme Frau liebte Flavia ſo ſehr, daß ihr kein Vorſchlag konnte willkommener ſein, als ſie ſo vor allen Gefahren der Welt zu bewahren. Sie ſandte ſie demnach mit ihrer Tochter Walpurga nach Lautern ab und empfahl der Äbtiſſin ihres neugeſtifteten Kloſters, ſie als ihr eignes Kind zu pflegen und ihr ſanftmüthig mit Gebet, Lehre und Büßung begreiflich zu machen, warum ihre Liebe zu Gundram eine Sünde ſei. Zugleich ſchickte ſie dem Kloſter herrliche Gaben, Altargewand, goldne Leuchter und ſilberne Schreine, welche die Burgundionen den Hunnen abgenommen, da ehedem dieſe dergleichen Schätze in den wälſchen Landen erbeutet hatten.

Venderade aber wußte nicht, daß die Äbtiſſin, die ſie ihrem neuen Kloſter zu Lautern geſetzt hatte, ſie durch Scheinheiligkeit betrog und, heimlich allen Lüſten ergeben, ſchon in Strasburg, wo ſie in einem andern Gotteshauſe Nonne geweſen, des gottloſen Ego erkaufte Creatur war. Da das neue Kloſter von der alten Königin dem Abt zur chriſtlichen Aufſicht übergeben war, ließ er kurze Zeit nach Flavia's Abreiſe vergehen; dann verſammelte er ſein Reiſezeug und Knechte und rüſtete ſich wie ein weltlicher Fürſt, gar nicht wie ein Hirt der Heerde, ſeine Lämmer im Gotteshauſe zu St. Helenen zu beſuchen. Allein ganz ungeſtört blieb er doch nicht in ſeinem böſen Thun, denn Hr. Dietrich, der in dieſer Zeit ein wenig abweſend war auf ſeinen großen Gütern hinter dem Wasgaugebirge und den Ländern an der Saone, um Getreide, Flachs und Honig einzutreiben, wie das Recht ihm zukam, ward zum höchſten erzürnt, wie er bei ſeiner Rückkehr vernahm, daß die Jungfrau, um die er würbe, in das Kloſter abgeführt ſei. Der treuloſe Abt hatte dieſe Störung wohl vorher geſehen; er ließ alſo Hrn. Dietrich austoben und erwiderte dann ſpottweiſe: Nun, ſo hätte ich denn doch gemeint, ihr wärt zu ſolchen Geckenſtreichen zu alt. Hat Euch die Liebe denn alſo bethört, daß Ihr nicht mehr wißt, wer ich bin und wie ich meinen Willen durchſetze? Meint Ihr denn, Frau Venderade hätte es Euch vergönnt, des Mägdleins Starrſinn mit Gewalt zu brechen, ſo lange ſie vor ihren Augen war? Die alte Königin iſt ja, verzeih es mir Gott, von der galliſchen Dirne behexte. Dort in St. Helenen habe ich ſie in meiner Gewalt, da ſoll ihr das Kloſter ſo verleidet werden, daß ſie Euch ſelbſt in die Arme läuft, und iſt die Heidin dumm genug, lieber zur Nonne zu werden als Euer eheliches Bett zu beſteigen, ſo iſt vom St. Helenen Kloſter bis zu Euern Gütern an der Saone ja auch ein Weg, dahin mögt ihr ſie führen und mit ihr das Salve regina beten, ſo viel Ihr wollt.

Auf dieſe Rede mußte Dietrich ſchweigen; er nahm ſich aber vor, Ego's Schritte wohl zu bewachen, denn die Mitſchuldigen des Unrechts trauen ſich einander ſelbſt nicht. Wie der Abt zum St. Helenenhauſe kam, fand er die loſe Äbtiſſin ſehr verwundert über Flavia's große Schönheit und Milde, und die frommen Jungfrauen allzumal rühmten mit vielem Eifer, wie bereit Flavia ſei, den Altar mit friſchen Blumen zu ſchmücken, wie herrlich ſie mit Stimme und Saitenſpiel ihren Kirchendienſt verziere, und wie freundlich ſie einem Jeglichen zu Dienſten ſei. Nicht ſo gut klangen der Beichtiger Zeugniſſe; denn ſie wollte keinen Mann ſehen, verhüllte ihr Haupt, ſobald einer der Mönche an das Sprachgitter kam, in den großen Schleier, den die galliſchen Frauen von den Römerinnen angenommen hatten, und den Flavia in Straßburg, wider die Sitte der burgundiſchen Jungfrauen, nicht ablegte. Ego merkte wohl, daß Liſt und Betrug den Kopf dieſes Mädchens, der noch voll heidniſcher Spitzfindigkeit war, nicht gewinnen würde; er befahl alſo der Äbtiſſin, ihr das weltliche Gewand auszuziehen, ihr die graue Kutte der Kloſterjungfrauen zu geben und ſie mit Kaſteiungen und Kirchenwachen muthlos zu machen. Flavia hörte der Oberin Befehl ſonder Klage, denn ſolche verwarf ihr ſtolzer Sinn. Kommt Gundram nach dem Hunnenkriege lebend zurück, ſagte ſie in ihrem Herzen, ſo nimmt er mich wol von hier weg; erſchlägt ihn der Feind, ſo können dieſe Mauern und dieſe thörichten Befehle meine freie Seele nicht feſſeln. Wie das hehre Mägdlein alſo, in grobe Kutte gehüllt, blaß vom Faſten und Wachen an den Schreinen der Heiligen, mit ihren zarten Händen den Hof des Kloſters von Unrath ſäubern und allerhand niedern Dienſt thun mußte, das Alles man ihr auflegte, ihres Gemüthes Hoheit zu kränken, trat Hr. Ego eines Tages, pomphaft aus dem Gotteshauſe ziehend, zu ihr und wollte unter dem Mantel wehmüthiger Chriſtenliebe ſie täuſchen. Was iſt das, meine Tochter, rief er, daß ich Euch alſo erniedrigt ſehe? Das iſt nicht mein Wille; Ihr ſollt durch ſanfte Worte in den Schafſtall gelockt werden, nicht durch Schläge. — und darauf befahl er, ihr den Beſen abzunehmen, und ſie hereinzuführen, wo gerade ein köſtliches Mahl für ihn und ſeine Vertraute bereit ſtand. Er ließ ihr gewürzte Speiſen reichen und ſtärkenden Wein, hoffend, daß ſo große Erquickung ihre Neigung ſollte gewinnen, indem ſie ihre Sinne lüſtern machte nach verbotenem Genuß. Flavia aber wies den Wein von ſich, nahm ein Stücklein Brot und foderte einen Becher mit Waſſer. Fräulein, ſagte darob der lüſterne Prieſter, warum verweigert Ihr, nach ſo langer Buße Euern Leib zu ſtärken durch erquickliche Nahrung? — Iſt ſolche Buße, erwiderte die Magd, mir mit Recht aufgelegt, ſo geziemt es Euch nicht, ſie zu ſtören; iſt ſie es mit Unrecht, ſo ſind dieſe Speiſen kein Erſatz, ſondern ich harre eines andern. Darauf verließ ſie ſtolzen Schrittes das Gemach. Voll Wuth und Beſchämung überlegte Ego nun, was für Mittel er müßte anwenden, des galliſchen Mädchens Sinn zu beugen, und da brachten ein paar ſeiner Knechte ihm die Kunde, daß man in der Nähe des Kloſters, da, wo es an den Wald ſtoße, auch in dem Städtlein, viele Reiſige wahrnehme, ja daß Einer von ihnen ſicherlich glaube, Dietrich, der Burgundionen Fürſten, verkappt einrücken geſehen zu haben. Ego erſchrak heftig, denn ſein böſes Gewiſſen ſagte ihm laut, daß er nur gekommen ſei, Flavia von ihm zu fodern. Er beredete mit der Äbtiſſin, wie ſeine Beute in Sicherheit zu bringen ſei, und Gundram's Verlobte wäre ein Raub ſeiner Bosheit geworden, hätte nicht Gott ſeine Engel beſtellt, über ſie zu wachen.

Kaum ſank die Sonne hinter dem Hochgebirge des Wasgaues, ſo erhielt Flavia Befehl, die Nacht vor dem Hochaltar der Kirche in knieender Stellung zu durchwachen. Ohne Murren, mit hohem Stolz auf dem gramgebleichten Antlitz, ging ſie dahin. In der zweiten Stunde nach Sonnenuntergang kam die erſte Nachfrage, die über ihre Büßung zu wachen hatte; es war eine junge Nonne, die oft ſchon Flavia Liebe bewieſen hatte. Jetzt trat ſie zu ihr und liſpelte leiſe: Gallierin, ich habe, ohne es zu wollen, der Böſen Rath behorcht. Um Mitternacht will der ſchelmiſche Abt Dich aus der Kirche entführen. Wohin, konnte ich nicht vernehmen, noch ob es für ſeine Luſt ſei, oder dem Herrn Dietrich zu Liebe. Ego war trunken, wie er ſprach, und ſah mich nicht, da ich der Frau Äbtiſſin hatte das Pſalmbuch gebracht. Nun könnt Ihr Euch retten, wenn Ihr Muth habt und mir traut. — Flavia legte die Hand, erblaſſend, an ihren Buſen, ob ihr Dolch da ſei; dann ſagte ſie, ſich ermannend: Muth habe ich, denn es gilt meine Liebe und mein Leben. Wie willſt Du mich retten? — Ich bin, antwortete die Nonne, die Tochter des Baumeiſters, der dieſes Kloſter gebaut; mein Vater vertraute mir ein Geheimniß, das mich einſt im Fall der Noth der Äbtiſſin ſollte werth machen. An der Abendſeite des Geißelgewölbes iſt ein Platz, der nur mir bekannt iſt; dort löſen wir einen verborgenen Laden, und ich laſſe Dich in die Höhle hinab, die in mannichfaltigen Windungen in das Gebirge ausgeht. Stürmen einſt Feinde das Kloſter, ſagte mein Vater, ſo entdecke deinen Obern dieſen Ausweg, ſich und ihre Heiligthümer zu retten. — Flavia war ſchon auf dem Wege zum Geißelgewölbe, die Nonne hielt ſie aber am Arm und ſagte: Ich fürchte für Euch, da wilde Thiere in der Höhle hauſen können, und Ihr doch den Tag abwarten müßt, um durch den Wald zu entkommen; däucht es Euch gut, ſo nehmet die Kerzen vom Altare mit Euch, daß ihr Glanz die Wölfe verſcheuche. Flavia kannte die heiligen Gebote der Kirche zu wenig, um zu wiſſen, welche Gottloſigkeit ſie beginge, die geheiligten Kerzen unbefugt zu ſo ſchnödem Gebrauch wie zum Vertreiben wilder Thiere zu benutzen; ſie faßte unter Dankſagung der Nonne Arm und ging dem Geißelgewölbe zu. Die Nacht war ſehr dunkel, und der Wind ſauſte durch die Kirchenfenſter, daß die ewige Lampe flackerte. Mühſelig hoben die beiden Mägdlein die ſchweren Bohlen vom Grabgewölbe, in welchem friſche Leichen der Verweſung Grauen verbreiteten, und tappten durch zum Geißelgewölbe, deſſen einziger Eingang am andern Ende dieſer Gruft lag. Wie ſie eben in daſſelbe eingetreten waren, trat der Mond aus den Wolken und leuchtete durch die ſchmale Lücke, welche Luft in dieſen Keller brachte, ſcharf hinein, ſodaß ſein Stral ſchräg auf die entgegengeſetzte Wand fiel. Sehet her, ziſchelte die Nonne, Gott iſt mein Werk wohlgefällig, denn er ſendet mir ausdrücklich das Licht ſeiner Geſtirne, um Euch zu befreien. Seht Ihr dort das kleine weiße Kreuz in der Mitte des großen ſchwarzen? Da iſt der Laden. Darauf eilte ſie hin, faßte eine verborgene Fuge in dem Kreuze und hob einen Laden herab, der wol eines kleinen Fenſters Größe hatte. — Flavia zündete ihre Kerze an dem Windlichtlein an, das die Nonne unter ihrem Gewande verbarg, und ſtieg durch das Mauergewölbe tief in die Höhle hinab. Kaum hatte ſich des Baumeiſters Tochter, nachdem ſie den Laden wohl wieder eingepaßt hatte, auf dem harten Lager ihrer Zelle eine halbe Stunde erholt, ſo hörte ſie die Glocke zur zweiten Nachfrage ſchlagen, und gleich darauf verkündigten ihr die Fußtritte der Gehenden in den Kreuzgängen, daß Flavia's Flucht entdeckt ſei. Die Jungfrau verbarg ihr Haupt tief in den Teppich und ſtellte ſich vom Schlafe ſehr betäubt, als die Äbtiſſin mit der haſtigen Frage hereinſtürzte: wo ſie das galliſche Mädchen zuletzt geſehen habe? Nach langem Beſinnen, wie es Menſchen thun, die aus tiefem Schlummer geweckt werden, antwortete die Nonne: Flavia war eingeſchlummert vor dem Altar, wie ich die Nachfrage hielt, und mag ſich wol in einem Betſtuhl verborgen haben, um ſanfter zu ruhen, denn ihr thut es um die Buße nicht Noth. — Entflohen iſt ſie, rief die Äbtiſſin, von böſen Geiſtern entführt, denn keine Pforte iſt aufgethan und die geweihten Kerzen ſind vom Altare verſchwunden. — Die geweihten Kerzen brannten auf dem Altare, nahm die Nonne, ihr Lager verlaſſend, wieder das Wort, und Flavia ſchlief auf ſeinen Stufen. Troſtlos befahl die Äbtiſſin, ihr zu folgen, als großes Getös um das Haus her entſtand: Waffengeklirr und Schwertesklang auf ehernen Schilden tobte an der Kloſterpforte, Geheul folgte ihm, Flüche und Gewimmer; endlich ward die Pforte aufgeſprengt und Gundram trat herein.

Die Äbtiſſin, mit ihren Jungfrauen in die Kirche geflüchtet, hatte alle andre Kerzen auf dem Altar angezündet und betete um Errettung von den wilden Hunnen, die ſie zurückgekehrt glaubte. Des Baumeiſters Tochter aber, die eine kluge Dirne war, hatte aus dem Geſpräche der Knechte, welche dem Abte aufwarteten, vernommen, daß Herr Dietrich mit Reiſigen in der Nähe ſei; ſie meinte alſo bei dem Beginnen des Kampfes, es ſeien des Dietrich's Knechte, welche anrennten, und Ego's Dienſtleute, welche die Kloſterpforte vertheidigten. Doch bald ſah ſie den ſchnöden Abt todtenbleich in die Kirche wanken und mit frecher Hand daß heilige Panier ergreifen, wähnend, dieſes geweihte Geräth möge ſeine Unthaten decken. „Gut, dachte des Baumeiſters Tochter, ſind es doch nicht die Hunnen; um der Burgundionen willen mögen wir wol hier bleiben. Was uns von der böſeſten Welt droht, iſt nicht ſchlechter, als was uns dieſer ſchelmiſche Abt im Kloſter bereitet. Und ſollte ich dem Abte den Rettungsweg zeigen, ſo verrieth ich das galliſche Mädchen." Wie erſchrak aber Ego, wie er nicht Dietrich, ſondern Gundram, den er wohl kannte, und den er zu berauben ſo boshaft bemüht geweſen war, in die Kirche treten ſah. Dich ſuche ich eben! Du betrüglicher Prieſter, rief der Burgundione mit Donnerſtimme ihm zu; mit Euch habe ich nichts, Ihr frommen Jungfrauen, deren Beruf ich ehre, geht ungefährdet in Eure Zellen. Du aber lege das Panier weg aus Deinen beſudelten Händen! kleide die Schappel aus, welche nur frommen Prieſtern gebührt, und nun komm und ſage mir, wo Du meine Verlobte verborgen? Bei dieſer Rede hielt er mit der Rechten ſein bluttriefendes Schwert, mit der Linken half er dem zitternden Abte vollziehen, was er ihm gebot; dann faßte er den entkleideten Prieſter am Kragen und ſchüttelte ihn alſo ſtark, daß ſeine Gebeine krachten. Sag mir, rief Gundram, wo Du meine Liebe verborgen, oder ich vergreife mich an Deinem wehrloſen Leben. — Mit trocknem Munde und ſtarrer Zunge lallte Ego den Schwur: die galliſche Jungfrau ſei verſchwunden; ſeit der zweiten Nachfrage habe man ſie nicht mehr geſehen. — Mit unbändigem Zorn ob dieſer Antwort, die Gundram für eine Lüge hielt, erfaßte er den ſchweren Mann, dem ſein Wohlleben eine große Dicke gab, hob ihn hoch auf und ſchmetterte ihn gegen das Pflaſter der Kirche, daß das Gewölb erſcholl. Dann rief er zwei der Seinen, gab ihnen die geweihten Kerzen des Altars in die Hände und ſuchte jeden Winkel des Gotteshauſes aus, bis auf die Grüfte und das Geißelgewölbe. Wie er nun ſeine Verlobte nirgend, weder bei den Lebendigen noch bei den Todten fand, ergriff der Unſinn ſeine Seele; er glaubte, der ſchelmiſche Abt habe ſie ſchon auf eines ſeiner Güter geſchleppt, und ſeine reine Braut ſei ihm nun verderbt an Leib und Seele ewiglich. Da verließen ihn alle Heiligen, und in dem Unmaß ſeines Jammers riß er ſeinen Männern die Kerzen aus der Hand, ſchleuderte ſie auf das Dach des Hofgebäudes des Gotteshauſes, und rief: O ſo möge zehrendes Feuer, wie es in meinem Innern brennt, dich zerſtören, du Otterneſt, das mir meinen Frieden geraubt. Da loderte die reiche Fruchtſcheuer auf, und als ſchlügen die Flammen des Himmels über ſie zuſammen, ſtand plötzlich die Kirche und das ganze Gotteshaus in der Gluth. O Herr! Herr! heulten Gundram's Reiſige und ſprangen auf ihre Roſſe, welche verruchte That begeht ihr da? Gottes geweihte Stätte zerſtöret Ihr! O wahrlich, Eure Liebe war Blutſchande, denn aus Sünde muß ſich Sünde gebähren. Und damit ſpornten ſie ihre Roſſe und flohen hierhin und dahin. Aber Gundram, den der Rachegeiſt trieb, ſtieg gegen die Berge an, ſetzte ſich da auf eine Höhe und blickte verzweiflungsvoll in die Gluth, in der ſeines Gewiſſens Ruhe und ſeines Lebens Glück zu Aſche verbrannten. So ſaß er, bis die Flamme in großen Rauchſäulen erſtickte, durch die jenſeits des Rheinſtroms das junge Morgenroth anbrach. So lange er die Welt um ſich her nicht erkannt hatte, war ſein Sinn finſter geblieben wie das Thal zwiſchen ihm und der Brandſtätte; nur ſeinen Mordbrand hatte er in dem Herzen gefühlt, ſengend wie des Kloſters Gluth; nun aber der milde Schein des Tages die Geſtalten aus der Nacht ſchied, ward ihm der Anblick abſcheulich, denn in jeder neuen Geſtalt ſah er einen Zeugen ſeiner Schuld. Angſtvoll floh er in das Gebirge, tiefer in den Wald, je höher das Tageslicht ſtieg, bis er endlich im Dickicht des Forſtes eine Höhle fand, in der er die Finſterniß zu finden hoffte, die ſeiner Seele noth that. Dieſe Höhle ward gleich hinter dem Eingang weiter und höher, eine kleine Quelle rieſelte vom Steinſpalte herab, an deren Becken, da, wo die ſanfte Luft des Himmels vom Eingang her hinſtreichen konnte, Kräuter und Blümlein entkeimten. Hier labte der Elende ſeinen Durſt und warf ſich dann in dem finſterſten Winkel zur Ruhe am Boden. Wie lange er mochte geſchlummert haben, ſo hatte er doch nicht Erquickung gefunden, denn Erquickung gibt der Schlaf nur einem guten Gewiſſen. Wie er erwachte, zog das Licht ſeinen Blick an, wie aller lebenden Creatur, und er ſah an der Quelle eine Geſtalt, weiß wie eines Engels, die tief gebückt mit der Hand Waſſer ſchöpfte an dem niedern beſonnten Becken. Er vermeinte, ſein Schutzgeiſt ſei ihm erſchienen, um ihn zu lehren, wie ſeine Reue könne gottgefällig werden zu ſeinem Heil. Raſch ſprang er vom Felſenlager auf, um anzubeten in Demuth, als die Lichtgeſtalt das Antlitz zu ihm wendete; da erblickte er Flavia und blieb lautſchreiend von Gram, Entſetzen und Freude vor ihr ſtehen.

Wie Gundram von Frau Benderaden ſchied, war es ſeine Abſicht, friedlich nach Saint Roche zu fahren und von dem frommen Euppa Zeugniß zu holen, wie er nicht in geiſtlicher Verwandſchaft ſei mit ſeiner Verlobten. Sein Herz und ſein Weg führten ihn über St. Helenens Kloſter; er wollte dort Flavia geziementlich ſehen, wie die Sitte ihr, da ſie noch kein Gelübde abgelegt hatte, wol erlaubte. Mittags hielt er mit den Knechten, die ihn begleiteten, vor einer Herberge; da ſaßen ein Dutzend ſeiner Kriegsgeſellen, die waren aus dem Wasgaugebirge und zogen, nun die Hunnen vertrieben waren, mit ihrer Beute heim. Beim Imbiß erzählten ſie ſich ihre Kundſchaft, ein Jeder, was er wußte; doch Herr Gundram, ſehr betrübt, ſprach wenig von ſeinem Herzeleid. Endlich erzählten auch die luſtigen Geſellen, wie Abend zuvor Herr Dietrich, der burgundiſche Fürſt, mit vielen ſeiner Reiſigen Herberge genommen habe, und einer ſeiner Knechte, mit welchem die Geſellen im Kriegszug oft nahe gelagert geweſen, wodurch ſie gute Kameradſchaft geſtiftet, habe ihnen anvertraut: Herr Dietrich ſuche ein ſchönes Fräulein heim, die in St. Helenen für ihn aufbewahrt werde, die er aber in der nächſten Nacht auf ſeine Güter im Gebirge zu entführen gedächte. Über dieſe Kunde ergrimmte Gundram, erzählte nun den Kriegsleuten ſeine Sache, und bat ſie, mit hinüber zu reiten nach St. Helenen, um den kühnen Räuber an ſeiner Unthat zu hindern. Die Geſellen waren deſſen froh, denn Herr Dietrich war verlacht unter ihnen, ſeit er im Hunnenkriege den Kampfplatz um einer kleinen Wunde willen verlaſſen, und Gundram ſehr geehrt, weil der Sieg ihm immer gefolgt war. Sie zogen alſo zuſammen und langten mit ſinkender Nacht vor dem Kloſter an, wo ſie ſich ſtill hielten hinter Mauern und Hecken, bis in der vierten Nachtſtunde Dietrich mit ſeinen Reiſigen daherzog, um das Kloſterthor zu ſprengen und Flavia mit Gewalt auf ſeine Veſte zu führen. Zum Raube war er wohl bereitet, aber nicht zum redlichen Kampfe; Gundram aber war noch ſchuldlos, alſo mächtig ſein Arm. Bald erlag Dietrich ſeinen Streichen; wie er aber fiel, fiel er wie ein giftiger Drache, welcher im Tod noch ſeinen Gift umherſpeit: geh, rief er röchelnd zu ſeinem Sieger; geh und befreie Dir des Abtes Buhlin zum Weibe! Da entging Gundram die Frömmigkeit ſeines Muthes, Dietrich's Geſellen flohen, und er erbrach die Kloſterpforte und tobte in ſeinem Zorne, wie es die Geſchichte erzählt hat.

Flavia war, indeß ſo greuliche Dinge in dem Gotteshauſe geſchehen waren, in dem Felſengange fortgekrochen. Anfangs war er ſo niedrig, daß ſie ihre Kerze nicht aufrecht halten konnte, dann ward er aber höher, aber ſo ſchmal, daß ſie mit ihrem ſchlanken Leibe eben nur durchſchlüpfte. Wieder ward ein Platz, da war die Luft anmuthiger, ſodaß Flavia meinte, der Ausgang ſei nahe; da ſetzte ſich das müde Mädchen auf ein Felsſtück und hielt ihre Kerze ſorgfältig, um die wilden Thiere zu ſcheuchen, bis des Himmels Licht ſie vor ihnen bewahre. Plötzlich empfand ſie einen ſcharfen Wind, und ehe ſie ihren Schleier gehoben hatte, um mit ihm die Kerze zu ſchützen, verlöſchte ſie die ziehende Luft. Einen Augenblick erkrankte ihr Herz, dann blickte ſie empor, wo ihr Auge keinen Sternen begegnete, und ſprach in ihrem Herzen: O Königin der Liebe, oder Maria, ſelige Jungfrau, welcher Name Dir lieb iſt, ſiehe auf mein ſchuldloſes Leben und ſchütze mich! Da ward der ſcharfe Wind wie Hauch des blühenden Frühlings; Flavia's Haupt ſank an den kalten Stein wie an den Buſen einer ſorgſamen Mutter, und ſie entſchlummerte wie ein Kind. Beim Erwachen fühlte ſie ſich neu geſtärkt und muthvoll. Der Ausgang der Höhle war zwar noch fern, hoch über ihr zu ihrer Rechten war eine ſchmale Spalte im Felſen, zu welcher die Luft hereingedrungen war, die ihre Kerze verlöſchte, und in die jetzt ein heller Lichtſtral fiel, der einen tiefen Abgrund zur Linken erhellte, den ihr Fuß nicht vermeiden konnte, wenn ihr ſanfter Schlaf ſie nicht verhindert hätte, ſich von der Stelle zu bewegen. Jetzt ſahe ſie deutlich einen ſchmalen Weg neben dem Schlunde hin, ſodaß ſie ihn ſicher vermied. Sie ſammelte bei der kleinen Helle Steinlein in ihr Kniegewand, und wie die Höhle finſter ward, warf ſie ſelbige vor ſich am Boden hin, um an dem Ton ihres Falles zu hören, ob kein neuer Abgrund da ſei. So kam ſie nach langen Irrgängen bis zu dem Ausgang, wo die kleine Quelle ſie erquickte.

Schutz hatte ſie von der Himmelskönigin erfleht, und der liebſte konnte ihr nur von Gundram kommen; mit lautem Freudengeſchrei, das, mühſam von jungfräulicher Zucht gemildert, ausbrach, erkannte ſie alſo den geliebten Freund. Um ſo herzſchneidender war alſo ſein Toben und Verzweifeln, als er ſie, die liebkoſend ſich nahte, von ſich ſtieß und mit unverſtändiger Heftigkeit ihr Schande und ſich Verbrechen vorwarf. Flavia's Seele glich aber einem kryſtallhellen Bächlein, das über ebenen Boden dahinfließt; trübt es auch eine frevelnde Hand, ſo bedarf's nur einer kleinen Weile, bis es die Störung hinwegführt oder in ſeinem Schooſe begräbt; hell fließt das durchſichtige Waſſer über den ebenen Boden wieder dahin. Bald kehrte alſo ruhiges Bewußtſein in Flavia's Seele zurück, und mit einer Hoheit, die Gundram's Toben zu ſchweigen gebot, foderte ſie von ihm Gehör. Sie erzählte ihm darauf Alles, was ihr widerfahren ſei ſeit ſeiner Kriegsfahrt, und zuletzt, wie ſie in Treue zu ihm und der Reinheit ihres Lebens geſtern Nachts unter Gottes Schutz durch das Geißelgewölbe in den Felſengang geſtiegen ſei. Endlich, ſetzte ſie noch hinzu, ſo hat der Gott mich erhalten, den ich unter vielen Geſtalten von jeher verehrte, und dem Cuppa mich lehrte als Vater zu vertrauen. Möchteſt Du, Gundram, ſchuldlos ſein wie ich! Unmächtig gegen Deine Leidenſchaft, ſo wie Du jetzt biſt, ſcheinſt Du mir fern vom guten Gewiſſen. Dieſe Erzählung und die harten, harten Worte, mit der Flavia ſie ſchloß, zermalmten Gundram's Seele. So bin ich denn von Dir getrennt, nun und auf ewig, rief er in verzehrendem Schmerz; denn mein Antheil iſt ſtete Buße, und Dir würde Deine Reinheit das Paradies geben, wenn Dir auch Cuppa nicht die Gemeinſchaft der Kirche verſchafft hätte. Gerührt über ſolche Reden, reichte ihm Flavia die Hand und ſprach ihm Ruhe ins Herz, dergeſtalt, daß er ihr, obgleich noch mit vieler Angſt, dennoch endlich ſeine Unthat am Helenenkloſter erzählte, und von Neuem aufgeſchreckt, wie der Ton ſeiner Stimme die Greuelthat den Felsgängen vertraute, ſchloß er damit, daß er ſein übriges Leben in ſtrenger Buße müſſe verſchmachten, um einer ewigen Verdammniß zu entgehen. Flavia hörte ſinnend zu und ſah theilnehmend ſeine Noth; mit kindlicher Zärtlichkeit ſtreichelte ſie ſeine rauhen Wangen und ſagte: Armer Mann! Deine That war ſchrecklich, obgleich Du, Dir unbewußt, der Götter Werkzeug wurdeſt. Deine Büßung begreife ich nicht, weil ich noch nicht Alles weiß, was Dein Gott Dir befehlen kann. Hätten meine Väter Deine Unthat vollbracht, ſo würden ſie, ihren Zorn zu verſöhnen, ſich große Thaten auferlegt haben, die dieſe eine im Andenken vertilgt hätten. Mußt Du nun anders thun, und ſo, wie Du ſagſt, ſo hindere ich Dich nicht. Führe mich denn zum frommen Cuppa, daß er mir eine Einöde ſchenke, nahe bei dem Ort, wo meiner Mutter Aſche vergraben ward; ich finde der Jungfrauen mehr, die einſam auf Erden ſind wie ich, und deren Liebe in Zwietracht unterging wie die meine. Wir wollen dann die Wüſte zu einem Garten anbauen und einſam leben, wie das Unglück uns einſam gemacht hat. Mögt Ihr's dann ein Kloſter nennen; eine Stätte der Ruhe ſoll es ſein. Dieſe Worte ſchienen Gundram ſehr zu beruhigen; er raffte ſich auf, und da beide von Faſten und Wachen ſehr ſchwach waren, ſuchte er einen Weg durch den Wald, um in der nächſten Hütte Nahrung zu finden. Hier tauſchte auch

Flavia ihre koſtbare Tracht um einer Bäuerin Kleidung, und dann ſetzten ſie ihren Weg durch Waldung und Bergpfade nach Cuppa's Kloſter fort. Lange und traurig war der Weg. Flavia blickte auf Gundram wie auf einen Kranken, deſſen männliche Kraft in tödtlichem Siechthume befangen wäre. Sie hörte ſeine Klagen an und ſprach freundlich von der Linderung, die er von ſeiner Pein am Fuß der Altäre zu finden hoffte. Doch die Reue quälte Gundram nicht allein, wahre Reue iſt keine Qual, denn ſie iſt der Abſchiedsbrief an die Sünde; Gundram aber kämpfte noch mit ihr, denn er vermochte nicht, die Liebe, welche ſeiner Sünde Urſache war, zu meiden. Ohne Ruhe und Klarheit wogten Liebe und Andacht in ſeiner Seele, denn der Herr, welcher das Innerſte erforſcht, verſagte ihm ſein Licht, weil der Weg, den er zu gehen beſchloß, nicht der war, auf den er ihn, ſeine Ehre zu verherrlichen, ausſenden wollte.

Des Herbſtes Sonne begann wieder die Blätter zu röthen, und gerade war es ein Jahr, daß ſie zu Venderadens Hoflager gezogen waren, als die Pilger vor Cuppa's Kloſterpförtlein eintrafen. Erſtaunt und hocherfreut empfing ſie der ehrwürdige Abt, ſah dann aber lange in Beider Geſicht wie ein liebender Vater, welcher die Geſchichte ſeiner Kinder von ihren Zügen ſchon abſieht, ehe ihr Mund ſich geöffnet hat. Flavia, rief er dann, meine Tochter in Chriſto! Auf Deiner Stirne thront Reinheit, aber Deinem Blicke fehlt noch die himmliſche Liebe, welche höher iſt als alle Vernunft, die Dich ſtärkte. Aber Du, mein Sohn Gundram, was geſchah Dir? Reue furchtet Dein Antlitz, und

Dein Auge fodert den Tod! Komm an des Vaters Buſen, Du wirſt Linderung finden in ſeinem Gebet, und in der göttlichen Lehre. Über Flaviens Antlitz ergoß ſich Roſenröthe, und ihren Augen entſtrömte eine Liebesfluth, die den heiligen Mann der Lüge zu zeihen ſchien. „Vater,“ ſagte ſie, und drückte ſeine Hand an ihr Herz, „Liebe blickt gewiß aus meinen Augen; lehre Du ſie himmliſch werden und demüthig.“ Gundram aber ſtürzte laut ächzend zu des Greiſes Füßen und konnte nicht ſprechen. Euppa aber hatte in einem unſträflichen Wandel ſeine Seele jung erhalten, er hatte durch ein Herz voll Liebe Andrer Herzen verſtehen lernen, er hatte durch innige Demuth vor Gott den Muth erlangt, ſeine beſte Erkenntniß zu benutzen, wenn ihm auch Menſchenwahn im Wege ſtand. Er ließ ſich der beiden Pilger Schickſal erzählen, Flavia's Entſchluß, eine Kloſtergemeinſchaft zu ſtiften, und Gundram's angſtvollen Drang nach einem büßenden Leben. Wie darauf einige Tage verfloſſen waren, ſagte er: „Seht, die Tage verkürzen ſich, und der Nachtthau erſtarrt bald in Reif. Gundram bleibe bei uns und übe ſich in Buße, bis der Frühling zurückkehrt, und dieſe Zeit lebe Flavia bei der frommen Bela, der Einſiedlerin auf dem Berge der Feien, die koſtbare Kräuter pflegt und durch Kraft der Pflanzen Tauſenden die Geſundheit wiedergibt. Sobald das Eis in den Thälern ſchmilzt, ertheile ich Euch dann den Rath, der Eure Zukunft beſtimmen ſoll.“

Flavia ſchied ruhig, aber mit Thränen von Gundram; der Burgundione verſagte ſich ſelbſt den Schmerz und wandte ſich ab, wie ſie die liebenden Arme nach ihm ausſtreckte. Flavia lebte ſtill mit der frommen Bela, ſpann in der kleinen warmen Klauſe, die vom Schnee faſt verſchüttet war, an dem kniſternden Feuer und reinigte die Kräuter und Samen, welche die fromme Frau den Sommer über geſammelt hatte. Wenn die Nächte windſtille waren, ſtieg ſie die Schneehügel hinan, blickte in das Heer der Sterne und betete zu dem Gott, der ſich ihr täglich mehr offenbarte, und den ſie durch Bela's Unterricht anfing in den Zeichen zu verſtehen, die der Gläubige zu ſeiner Erbauung von der Kirche empfangen hat. Oft ſtand ſie lange unter dem Sternenlicht und betrachtete die leichten Geſtalten, die vom Tannenwalde her über die Hügel gleitend händeverſchlungne Reigen auf der Schneefläche tanzten, bis der Wind die Zweige ſchüttelte, wo ſie dann, wie leichte Federn, welche der Schwan im Schilfe verliert, aufwirbelnd, von der Luft fortgetragen wurden. Dieſen Geiſtertanz auf dem Berge der Feien ſahen ſchon die Väter der Thalbewohner, wenn ſie, den Bären nachſpürend, ſich auf dieſe Höhe, wo kein Raubthier ſich betreten ließ, verirrten. Erſt wie alle Thäler von Chriſten bewohnt waren, verſchwand das luftige Heer, der Name iſt dem Berg aber geblieben.

Wie der Schnee hinwegſchmolz und der Raſen mit tauſend Blumen ſich ſchmückte, ſtieg Flavia die Berge hinab, um des Abtes Beſchluß zu vernehmen. Sie fand ihn unfern vom Kloſter, wie er die jungen Brüder anwies, einen Theil des Waldes auszurotten und den gewonnenen Boden mit Weizen zu beſäen. Cuppa kam ihr entgegen, blickte ihr ins offne Auge, legte ſeine Hand ſegnend auf ihr Haupt und führte ſie dann ſeitwärts, wo ſie Gundram erblickte, der mit ſchwerer Hacke bemüht war, Baumwurzeln auszurotten. Seine Geſtalt war mager, ſeine Blicke düſter und matt. Bei Flavia's Anblick fuhr er zuſammen, warf ſeine Hacke hin, kniete auf den Boden und ſagte: „Dich darf ich nur noch als eine Heilige verehren. Dein Antlitz verſpricht die Ruhe eines Engels. Siehe mich! wie der Mann, der ſonſt Feinde erſchlug, kaum mehr Kraft hat, in der Erde zu wühlen." Flavia mußte weinen und wollte reden; aber ein Wink des Abtes verbot es ihr; er beſchied den Burgundionen nach dem Abendgebet zu ſich in das Kirchlein und führte die Jungfrau in das Kloſter, ihr nach langem Wege Erquickung zu reichen. Liebreich fragte er ſie aus nach ihrem Winterleben in Bela's Klauſe, beſah beifällig die ſchwere Laſt geſponnener Wolle, die ſie ihm für ſein Kloſter gefertigt hatte, und hörte erfreut, was ſie von Bela's frommen Geſprächen erzählte. Wie die Dunkelheit des Abends die fleißigen Mönche nach Hauſe rief, trat auch Gundram mit der Hacke auf der Schulter in die Pforte. Der Abt ſtimmte den engliſchen Gruß an, und nach empfangenem Segen eilten die Brüder zu ihrem mäßigen Mahle. Da ſich nun Alles zur Ruhe begeben hatte, führte Cuppa ſeine beiden geiſtlichen Kinder in das Kirchlein, wo ſchon der Mond, durch die Fenſter ſchimmernd, die frommen Bilder erhellte. Hier ſetzte er ſich auf die Stufen des Altars und das geſchiedene Brautpaar zu ſeinen Füßen. Sagt mir jetzt, meine Kinder, hob der Greis an und faßte von einem jeden eine Hand in ſeine Hände, wie iſt's Euch nun, da mehr als die Hälfte eines Jahres ſeit dem Unglück und der Schuld, die Euch trennte, verfloſſen iſt, und Eure Lebensweiſe Euch Zeit gab, zu prüfen, ob Euer Entſchluß gut ſei? Flavia, fandeſt Du Ruhe in der ſtillen Klauſe? „Mein Vater, antwortete das Mädchen, ich brachte Ruhe und Schmerz dahin und nahm beide wieder mit hinweg. Ich liebe Gundram, und da ich ſein Weib nicht ſein darf, da er und ſein Gott es verbieten, ſo gefällt mir ein Leben, ſowie die fromme Bela es lebt, da ich den Elenden helfen kann und für Gundram beten, denn beten habe ich unter dem Sternenhimmel auf dem Feienberge gelernt.“ Und Du, fing Cuppa wieder an, nachdem er ſchweigend eine Weile ſeine gefalteten Hände gen Himmel gehoben hatte; Du, Gundram, fandeſt Du Ruhe bei Deinem Faſten, auf Deinem ſteinernen Lager, bei dem nächtlichen Wachen vor den Altären der Kirche? Gundram zog ſeine Hand aus der des Greiſes, verhüllte mit beiden Händen ſein Geſicht, und ſeufzte laut wie Einer, deſſen Herz bricht. Buße ſoll verſöhnen, fing Cuppa, nachdem der Burgundione nicht antwortete, wieder an, und Verſöhnung ſoll Freudigkeit geben, die gab Deine Buße Dir nicht? — Vater, antwortete Gundram hohl aus ſeiner zerſchlagenen Bruſt, mir war bei meiner Buße wie im Müßigang nach dem Kriege, wenn ich die Tage verſchlief, ich ſchämte mich meiner kräftigen Arme. — Aber, ſagte Cuppa, im Felsthale war Dein Leben müßig wie Deine jetzige Büßung, und Du ſchämteſt Dich nicht? Wäre es Tag geweſen, ſo hätte der Greis geſehen, wie Gundram's Wangen ſich färbten und ſeine Lippen zuckten. Vater, ſprach er endlich leiſe, in Beda's Thale konnte ich beten. — Und beteteſt Du nicht bei Deiner Büßung? fragte Euppa mit ſtrengem Ton. — Verzweifelnd ſchlug Gundram auf ſeine Bruſt und rief: „Ich dachte nur an das galliſche Mädchen!“

Flavia ſeufzte laut, als hätte ſie lieber gejauchzt, doch die heilige Stätte legte ihr Zaum an; aber Euppa ſchwieg lange mit gefalteten Händen. Stille war das Kirchlein, wilde Tauben girrten in dem nahen Walde, und Blütenblätter ſchwammen, von Lüften getragen, zu den Fenſtern herein. Ohne Worte und Gedanken ſpricht die Seele zu Gott, und ſo redeten jetzt die Seelen der drei Menſchen im Kirchlein zu Sainte Roche zu ihm: Euppa, ſchon nahe an dem Thron des Lichtes durch ein heiliges Leben, Gundram und Flavia, noch am Eingang der Laufbahn, aber fromm bedacht, jedes auf ſeine Weiſe, wohin der Weg gehe. Endlich fing der Greis wieder an: „Ihr ſeid mir von Gott zugeführt als meine geiſtlichen Kinder, ich habe Euch geprüft, und Gott hat mit mir geredet, damit ich erführe, was Euch gut ſei. Gundram und Flavia, Ihr bedürft Beide eines gottſeligen Lebens, Du, Mann, zur Verſöhnung böſer That, welche Deinen wilden Trieben entwuchs, Du, Jungfrau, um in Einfalt des Geiſtes die ſchöne Kraft auszubilden, die in der Welt Gewirre leicht zum Hochmuth verderbt werden könnte. Allein die Abgeſchiedenheit des Kloſters iſt es nicht, was Gott von Euch will. Hierauf nahm der Greis der Beiden rechte Hand, legte ſie in einander und ſprach: „Seid Mann und Weib, Gott zu Ehren, deshalb brechet auf und zieht in das Thal des Stromes, wo er nieder zum See fließt, jenſeits des Gebirges; doch nicht allein ſollt Ihr gehen, ich habe noch mehr fromme Seelen unter meinem Schutz, welche die Welt betrübte, wie Euch, die in ihr irre wurden an ſich ſelbſt, wie Ihr, ſie theilen Eure Arbeit und Euern Lohn. Baut das Thal an, wo die junge Erde erſt dem Gewäſſer entſtieg, macht einen Garten Gottes daraus, wo gute Menſchen leben in Heiligkeit und Eintracht. Ausgetilgt ſei, Gundram, Haß und Muthloſigkeit aus Deiner Seele; gläubig und vertrauend, Flavia, ſei Dein ſtarkes Herz!“

Die Büßer gehorchten dem Gotterleuchteten und zogen, fünf Ehepaare an der Zahl, in das Thal des Stroms, wo er nieder zum See fließt. Die Mühſeligkeiten, welche die Felſen, die Sümpfe, die nie erforſchten Wälder ihnen auflegten, waren härter als alle Bußübung im Kloſter zu Sainte Roche; allein Gundram konnte wieder beten mit freudigem Herzen, und Flavia liebte mit innigem Vertrauen. Nach manchem ſauern Jahre grünte das Thal, Lämmer ſpielten auf dem Raſen, Kinder reichten ihnen Blumen und Jungfrauen führten den Reigen im Schatten fruchtbarer Bäume. An der Felswand nach Morgen zu, wo ein gefährlicher Steig zu der Kluft führte, wo Gundram einſt Flavia fand, hatten die Bewohner des Thales ein großes Kreuz in den Felſen gehauen, wilde Roſen ſtiegen an ihm hinauf, Roſenranken ſchlangen ſich an ihm nieder, hier knieten oft Gundram und Flavia, opferten Gott ihre Herzen, und blickten entzückt in die verwandelte Wildniß.

V.

Der verlorene Sohn.

Es war an einer trüben Novembernacht zwiſchen zehn und eilf Uhr, als Siegmund von Felſen, er diente ſeinem Fürſten und Vaterlande als Regierungsrath, in der zweiten Stadt eines deutſchen Fürſtenthums, ſeiner jungen Gattin auf das zärtlichſte gute Nacht wünſchte, die Decke der neben ihr ſtehenden Wiege lüftete, das darin ſchlummernde neugeborne Knäbchen noch einmal mit Entzücken betrachtete und mit Freudenthränen im Auge das Zimmer verließ. Das wenige Geſinde der kleinen Wirthſchaft, das wegen des ſchmerzvollen und ſelbſt bedenklichen Zuſtandes der jungen Mutter den ganzen Tag in Bewegung geweſen war, hatte ſein Nachtlager geſucht, die Wärterin löſchte die Kerzen aus und ſetzte ſich bequem in einen Lehnſeſſel neben die Wiege, und nach wenigen Minuten war es ſo ſtill in dem Zimmer, daß man den leiſen Athem des Kindes vernahm und den tiefen Dankesſeufzer der glücklichen jungen Mutter.

Es mochten ein paar Stunden verfloſſen ſein, die Wärterin war eingeſchlafen, die Wöchnerin, der Neugeborne ſchlief, als die junge Mutter von einem fürchterlichen Traum gequält ſchien. Sie ſtöhnte, hob die Arme, hob das Haupt, verſuchte zu rufen, ſtreckte die Hände nach der Wärterin aus, ſank aber, betäubt vom Schlafe, wieder auf das Kiſſen zurück. In eben der Zeit warf ſich die Wärterin vorwärts auf die Wiege, murmelte heftig unverſtändliche Töne, faßte das Deckbettchen, aber betäubt neben der Wiege auf die Knie ſinkend, ſchlief ſie fort. Gegen fünf Uhr am Morgen wachte ſie auf, erſchrak heftig über ihre Stellung und ſuchte das Kind, das leicht aus der Wiege hätte fallen können, da ſie, auf deren Rande liegend, ſie ganz zur Seite gedrückt hatte; es nicht findend, eilte ſie ängſtlich an das Bett der Wöchnerin, aber auch da war es nicht, und der Schreckensſchrei, den ſie jetzt ausſtieß, erweckte dieſe aus ihrem betäubenden Schlaf. „Wo iſt mein Kind?" rief ſie, es unwillkürlich mit den Händen ſuchend. „Der Alp! o der Alp!" ächzte die Wärterin. „Siegmund, unſer Kind! unſer Kind!" erſcholl verzweiflungsvoll der Mutter Stimme und rief den in einem nahen Zimmer ruhenden Gatten herbei. Wöchnerin und Wärterin kamen in ihrer Erzählung faſt ganz überein. Betti hatte bald ihren Schlaf, dem ſie ſo beſeligt in ihres Kindes Nähe in die Arme geſunken war, ſchwer und beängſtigend empfunden; es war ihr, als bewegten ſich hoch, langſam und unaufhaltſam unermeßliche ſchwarze Wellen auf ſie zu, die ihr jedoch nicht die Ausſicht verſchloſſen, das Ohr nicht betäubten; denn ſie hörte leiſe die Thür öffnen, eine vermummte Geſtalt trat herein, horchte eine Weile, abwechſelnd auf ihr Bett und auf die Wärterin blickend, dann ſchritt ſie auf die Wiege zu, ergriff das Kind, hüllte es in ihren Mantel und eilte zur Thür hinaus. Betti ſah Alles, rang nach Kraft, zu ſchreien, und vermochte es nicht, wollte aus dem Bett ſpringen, aber ihre Glieder ſtrebten vergeblich, gleich als wäre ſie in lockern Sand vergraben, der ſich wol regen, aber nicht abſchütteln ließ. Die ſchwarzen Wellen rückten näher und näher, umhüllten ihren Sinn, und ihr Schlaf ward Vergeſſenheit, bis das Geſchrei der Wärterin ſie weckte. Dieſe hatte ganz ähnliche Erſcheinungen gehabt; aber ihr zufolge trug der furchtbare Kinderräuber die abenteuerliche Geſtalt des Alps, wie der nordiſche Aberglaube ihn ſchildert.

Siegmund hörte ſtarr vor Entſetzen dieſen Bericht; er drückte Betti an ſein Herz und beſchwor ſie um Faſſung, um Hoffnung, da ein Kinderraub unter ſolchen Umſtänden unmöglich gelingen könne; er eilte dann, die Magd zu wecken und die Mitbewohner des Hauſes; er durchſuchte jeden Winkel, er fand die Hausthür unverriegelt, da doch die damit beauftragten Dienſtboten verſicherten, den Riegel vorgeſchoben zu haben. Dem zufolge hatte Jemand in Mitte der Nacht das Haus verlaſſen; unverzüglich beſchloß er, die Polizei zu benachrichtigen, und eilte zu ſeinem armen Weibe, ſie von ſeiner Abſicht zu unterrichten. Schon vor der Thür ihres Zimmers empfand er einen ſeltſamen, ſüßlichen Geruch, der ihm, wie ihn das Angſtgeſchrei ſeiner Frau herbeigezogen hatte, ſchon aufgefallen war; noch jetzt war das Zimmer davon angefüllt, und zu ſeinem Entſetzen fand er Betti wieder eingeſchlafen die Wärterin wieder betäubt auf ihrem Lehnſtuhl. Nun war das Herbeirufen eines Arztes ihm noch wichtiger als ſein Gang zur Polizei. Kaum vermochte er, ſein zerriſſenes Herz zu bemeiſtern, um das Rechte, das Zweckmäßigſte zu unterſcheiden. Durch den glücklichſten Zufall begegnete der ausgeſchickte Bote dem Hausarzt faſt vor der Thür; er kam von einem Kranken, der ihn aus dem Schlaf hatte wecken laſſen. Er eilte in Siegmund's Wohnung; der betäubende Geruch im Wochenbettzimmer war der erſte Fingerzeig; er hüllte die Wöchnerin ſorgfältig ein und trug ſie mit Siegmund's Hülfe in das anſtoßende Zimmer, das er mit Eſſig zu beſprützen befahl, und nun drängte er den angſtvollen Gatten, der Behörde ſeine Anzeige zu machen.

Ein Commiſſair begleitete Siegmund in ſeine Wohnung zurück; der Wärterin Ausſage ward zu Protokoll genommen, ebenſo Siegmund's eigner Bericht; Betti konnte nicht verhört werden: der Armen unnatürlicher Schlaf ging in ohnmächtige Schwäche über, nur ſelten von beglückenden Phantaſien unterbrochen, die ihr Kind in ſeine Wiege zurückzauberten, wo ſie es ſanft ſchlummern ſah, wie in der erſten ſeligen Stunde nach ſeiner Geburt. Der Arzt, welcher verboten hatte, das Wochenbettzimmer bis zur Ankunft der Gerichtsperſonen zu betreten, machte dieſe auf den noch immer darin herrſchenden Geruch aufmerkſam. „Es iſt bekannt," ſagte er, „daß ſich Diebe eines gewiſſen Rauchwerks bedienen, um den Schlafenden, bei dem ſie einbrechen, zu betäuben; ich ſah deſſen Wirkung noch nie, aber der Zuſtand der beiden Frauen überzeugt mich, daß dieſer ekelhafte Geruch abſichtlich verurſacht wurde, um eine ſcheußliche That vollbringen zu können. Bei genauer Unterſuchung des Raumes zwiſchen der Zimmerthür und der des Vorplatzes fand man auf den Boden zerſtreut ein Gemiſch von Kräutern, Wurzeln, Harz und Farrenkraut, das, ſorgfältig geſammelt und auf glühende Kohlen geworfen, die Männer durch ſeinen ekelhaften Geruch zurücktrieb. Die Polizei übernahm nun die ſorgfältigſte Nachſuchung bei den Nachtwächtern, Schildwachen, Patrouillen, bei den Gaſtgebern, an allen Thoren, bei den Schenkwirthen der nächſten Umgebung; keine Spur ließ ſich auffinden. Die ganze Stadt ſchien in dieſer Nacht ausgeſtorben geweſen zu ſein. Ein einziger Umſtand gab zu einer beſtimmten Nachforſchung Anlaß: eine arme verrückte Perſon, die unter dem Namen „der närriſchen Mariane“ allgemein bekannt war, ein Gegenſtand öffentlicher Almoſen ſo wie des Spottes des rohen Pöbels, war in jener verhängnißvollen Nacht um zwei Uhr vor einem Fuhrmannsgaſthof, nahe vor dem Herrlinger Thor, wo man die Frachtwagen ſchon anſpannte, vorbeigegangen. Der Stallknecht, der ſie oft bei ſeinem Herrn Almoſen ſuchen ſah, hatte ſie erkannt und rief ihr zu: „Was treibt Dich denn ſo früh auf die Landſtraße?“ Die Verrückte hatte ihren Mantel dichter übereinandergeſchlagen und eifrig geantwortet: „Nach Rom, nach Rom, zum päpſtlichen Ablaß.“ Bei dieſer Notiz erinnerte ſich Siegmund Betti's Beſchreibung ihres fürchterlichen Traumbildes: eine verhüllte Frauengeſtalt, ein Mantel. Neues Entſetzen ergriff ihn; er kannte dieſe Verrückte ſehr gut, er hatte ſie, beſonders in dieſer letzten Zeit, oft im Hauſe geſehen, hatte

Betti gebeten, ſie zu entfernen, da er den Gegenſtand nicht angemeſſen hielt, der Phantaſie einer ſchwangern Frau eingeprägt zu werden; aber Betti hatte ſie vertheidigt, hatte ſogar erröthend geſtanden, der Unglücklichen Sehnſucht, ihr Kind ans Licht treten zu ſehen, ſei ihr ſo rührend! Das Weib ſei mild, ſei reinlich — ein ſeltner Umſtand bei Verrückten — ſei gar nicht abſchreckend, halte ſich immer in ehrerbietiger Entfernung. Dieſe Umſtände lenkten den Verdacht auf dieſes Weib. Man zog Erkundigungen nach ihr ein: ſie war ſeit vierundzwanzig Stunden nicht in ihrer Wohnung geweſen, ihre geringen Habſeligkeiten fanden ſich alle vor. Man ſpürte ihr nun von dem Gaſthof an nach, wo ſie der Hausknecht früh um zwei Uhr vorbeigehen geſehen. Sie war auf die kaum eine Viertelſtunde entfernte Brücke zugegangen; der arme Vater, der der Unterſuchungscommiſſion nicht von der Seite ging, erſtarrte vor dem Schrecken des nächſten Augenblicks. Einige Perſonen gingen den Fluß hinauf, andere hinabwärts, unter dieſen war Siegmund, und kaum hundert Schritte vor der Brücke fand man dicht am Ufer einen alten Tuchmantel, den mehrere Anweſende für den der verrückten Bettlerin erkannten, und etwas tiefer herabwärts erblickte man ein weißes Mouſſelintuch, das der winterlich angeſchwollene Fluß an eine umgefallene Weide getrieben hatte. Es ward herbeigeſchafft. Siegmund ſuchte das hineingenähte Zeichen und fand den Namenszug ſeiner Frau; die Wärterin, der es vorgezeigt ward, erkannte die Maſchen des Gewebes und erklärte, es ſei daſſelbe Tuch, das ſie, den Neugebornen gegen Zugluſt zu ſchützen, ihm um das Köpfchen gelegt hatte. Verzweifelnd bedeckte Siegmund ſeine erbleichende Stirn mit ſeinen Händen und rief: „O ſo laß es denn bei Dir ſein, Vater im Himmel! und erbarme Dich meines Weibes!“ — Weder des Kindes noch der Räuberin Leichnam ward unter den zahlreichen Beuten, die dieſer Fluß zu verſchlingen pflegte, jemals erkannt.

Noch einmal ward des armen Vaters Faſſung durch einen Hoffnungsſchimmer erſchüttert. Man erhielt die Nachricht, daß an einem andern Gaſthof, eine halbe Stunde jenſeits der Brücke, in der gleichen Nacht, aber wol eine Stunde ſpäter, nachdem die Verrückte, auf die Brücke zugehend, von dem Hausknecht geſehen worden war, eine zweiſpännige Chaiſe gehalten hatte; ein darin ſitzendes, ſehr warm und bequem gekleidetes Weib hatte ſich kochendes Waſſer in eine zinnerne Bettflaſche erbeten, um ihr Enkelchen warm zu halten, und der Knecht hatte wahrgenommen, daß ſie ein wohleingehülltes kleines Kind auf dem Schoos hatte. „Woher des Landes?“ fragte der Knecht den bäuriſch ausſehenden Fuhrmann. „Von Kloſter Remshard.“ Der Knecht machte einen unartigen Scherz, und die Kaleſche fuhr weiter.

Man ging der Spur der Kaleſche nach bis Kloſter Remshard; ſie gehörte ins Kloſter, wie die Nachfrage es auswies, und die Nachbarn beſtätigten die Ausſage der Kloſterleute, daß ſie eine Baſe des Gärtners gefahren, die ihre Tochter im Kindbett zu warten gekommen war und, da die Wöchnerin ſtarb, das Kind mit ſich in die Heimat genommen hatte.

So war auch dieſe Hoffnung erloſchen, und den Tod von ſeinem geliebten Weibe abzuhalten, blieb Siegmund's einziges Beſtreben. Bei Betti's rückkehrendem Bewußtſein erſchien ihr die ganze furchtbare Begebenheit wie ein Traum; Siegmund glaubte daher ihr die näheren Umſtände fürs erſte verbergen zu dürfen und beredete ſie zur ſtillen Ergebung in Gott, der ihr Kind noch in der Nacht ſeiner Geburt dem Leben entrückt habe. Das iſt wol der herzzerreißendſte Gedanke für ein jugendliches Weib! Aber die Verbindung zweier innig zur Veredlung vereinigter Herzen erhält durch den Schmerz eine Heiligung, wie ſie keine Erdenſeligkeit gewährt.

Betti genas langſam; ihre fortwährende Kraftloſigkeit entfernte ſie aus der Geſellſchaft, die ſie ſeit ihrer Heirat beſucht hatte; der Winter, die eigentliche Zeit ſtädtiſcher Geſelligkeit, war vorübergegangen; der Arzt bewog Siegmund, ſeine Frau zur Stärkung in ein Gartenhaus einzumiethen, ſodaß, wie der Herbſt eintrat, ſie der Stadt faſt fremd geworden war. In dieſer ſtillen Einſamkeit fand ſie nicht nur ihre Geſundheit wieder, auch ihr Gemüth gewann aufs neue ſeine gewöhnliche Klarheit, und Siegmund wagte es, das traurige Geheimniß über ihres Kindes Todesart, das er allein zu beſitzen nicht das Recht zu haben glaubte, ihr mitzutheilen. Er hatte ſich nicht in ſeiner Betti geirrt: es koſtete ihr Mühe, den erſten Schmerz zu bekämpfen, bald ſagte ſie aber mit ſtillen Thränen: „Erde und Waſſer und Luft konnten den Körper zerſtören; ſeine Seele aber iſt bei Gott, und wir finden ihn wieder.“

Im Anfang des Winters ward Siegmund ſehr unerwartet, aber ſehr ehrenvoll, in die Reſidenz verſetzt; Betti verließ mit tiefem Schmerz den Ort, wo ſie das größte Glück ihres Lebens erwartet hatte, wo es, kaum gewonnen, ihr wieder entriſſen worden, und wo der ihr der liebſte Raum auf Erden war, von dem ſie wähnte, er berge ihres Engels Grab.

Siegmund's Ruf in die Hauptſtadt war bedeutſamer für ſeine Verhältniſſe, als es auf den erſten Blick ſchien, es bedurfte ſeines klaren, feſten Sinns, um ihm ruhig zu folgen; es bedurfte ſeiner Zuverſicht, ſein Glück in ſeiner Häuslichkeit finden zu können, um ſeiner neuen Lage ruhig entgegenzugehen.

Siegmund war der älteſte Sohn des Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten des Fürſten von X..., eines Mannes, der im Geiſt ſeines Standes gebildet und innerhalb der dieſem Stande eignen Begriffe zu allem Guten geneigt war, aber auch bei keinen andern Verhältniſſen als ſolchen, die ſeine Vorrechte unangetaſtet ließen, das Wohl der bürgerlichen Geſellſchaft möglich hielt. Seine Familie war, wie ihre Pergamente mehr als die Geſchichte bewieſen, eine der älteſten der deutſchen Gauen. Seit dem weſtfäliſchen Frieden war der bis dahin erworbene Reichthum der Felſen in Hofdienſten zur Schau geſtellt, verthan und erſchöpft worden, ſodaß der jetzige Stammherr, wie ſein ſchon erwähnter älteſter Sohn, auch Siegmund genannt, zu Anfang des ſiebenjährigen Kriegs, bei ſeinen ſchönen, aber gänzlich verſchuldeten Gütern, auf den Gehalt eines Geſandtſchaftsraths ſeines Fürſten in Wien angewieſen war.

In den Kriegsjahren begab ſich ein rheinländiſcher, während des letzten Reichvicariats zum Grafen umgeſchaffener Baron nach Wien, um durch eignes Betreiben ein ihm wichtiges Geſchäft zu befördern. Der Mann hatte keinen Sohn, beſaß aber außer den Mannslehen ein unmäßiges Vermögen, das ſeiner einzigen Tochter zufallen mußte. Unter den Lehen befand ſich aber ein ſehr reiches Gut, über deſſen Eigenſchaft als Manns- oder Weiberlehen große Ungewißheit herrſchte. Der Graf, der es ſeiner Tochter zuerkannt wiſſen wollte, hoffte, da er Reichsfreiherr war, in Wien Documente zu finden, die zu ſeiner Tochter Gunſten entſcheiden könnten; der Zufall führte ihn mit Herrn von Felſen zuſammen; mit deſſen altem Namen bekannt, von ſeiner wahrhaft adeligen Dignität gewonnen, machte er ihn mit ſeinen Geſchäften bekannt und führte ihn bei ſeiner Frau und ſeiner Tochter ein. Felſen befand ſich in ihrer Geſellſchaft ſo wohl, daß er gefällig die Nachſuchung des Documentes ſelbſt übernahm; er fand es, legte es aus, wie die Umſtände es erfoderten, und ſicherte dadurch dem Erbfräulein einen anſehnlichen Zuwachs ſeines Einkommens zu.

Da, wie die Fee den Prinzen Chéri ſchon im Kindermärchen verſichert, keine gute That unbelohnt bleibt, ließ wahrſcheinlich dieſelbe Fee den Vicariatsgrafen die Betrachtung machen, daß ſeine neue Grafenwürde, da kein Sohn, ſie fortzupflanzen, vorhanden war, in dem uralten Felſenſchen Freiherrngeſchlechte mit Anſtand untergehen könnte. Da ſich Felſen überdies der ſchnellſten Fortſchritte auf ſeiner Laufbahn erfreuen durfte, ſchmeichelte ihn die Ausſicht, ſeine Tochter bald als Geſandtin am Kaiſerhofe auftreten zu ſehen. Um dieſer Zukunft willen entſchloß er ſich, einen Theil von ſeiner Tochter Vermögen zu Bezahlung der Schulden ſeines Schwiegerſohnes anzuwenden, und ſo fand Felſen's ehrerbietige Bewerbung nach einigen Unterhandlungen Gehör.

Der nun ebenſo reiche als ſtiftsfähige Felſen machte wirklich in der Diplomatik einen glänzenden Weg. Er bekleidete mehrere Geſandtſchaftspoſten und befand ſich beim Ausbruch des amerikaniſchen Freiheitskriegs als Geſandter in Paris zu einer Zeit, wo ſeine beiden Söhne, Siegmund und Marquard, in das Alter traten, ihre Ausbildung als Jünglinge daſelbſt benutzen zu können.

Vielleicht war es des Geſandten echt legitime Denkungsart, welche den damaligen ſehr thätigen Prinzen von Monbarey, der mit antiker Erhabenheit jeden Fremden für einen Barbaren hielt, bewog, ſich mit Herrn von Felſen auch außer den Geſchäften zu verbinden; dieſes gab auch ſeinem Sohne Gelegenheit, die Bekanntſchaft mit des Botſchafters Söhnen zu machen. Dieſer junge Menſch, der vielleicht zu einem beſſern Schickſale geboren war, ſchloß ſich, wahrſcheinlich mehr aus Widerſpruchsgeiſt gegen die der Zeit widerſtrebenden Begriffe ſeines Vaters, an die Gegenpartei des Hofs, in der er ſpäter ruhm- und namenlos unterging. Damals, wie ihn Felſen's Söhne kennen lernten, trieb er ſich in den gewöhnlichen Vergnügungen des franzöſiſchen hohen Adels umher. Sein Erzieher, der ebenſo wenig durch eine ihm übertragene Autorität als durch die Umſtände begünſtigt war, blieb mit Beſchämung auf ſeinem Poſten, ohne eine andere Beruhigung, als hie und da eine Thorheit ſeines Zöglings mäßigen zu können. Dieſer Mann war durch Siegmund's Feuer wie durch ſeinen Ernſt angezogen; er theilte ihm Anſichten der damaligen Verhältniſſe der Völker mit, die der kaum dem Knabenalter entwachſene Jüngling mit Lebhaftigkeit auffaßte. Er knüpfte die Römer und Griechen, die ihn ſein Vater aus einem nationellen Widerſtreben ſeiner altadeligen Deutſchheit gegen das vollendete Franzoſenthum am damaligen verſailler Hofe mit einer Beharrlichkeit ſtudiren ließ, deren er an ſeinem eignen Fürſtenhofe nicht gedacht hätte, an Franklin, Waſhington und Henry, und was noch an ſeinem Enthuſiasmus für die amerikaniſche Freiheit fehlte, rief der Unwille, mit dem er in ſeiner Mutter Salon die alten Höflinge und jungen Weichlinge der antiamerikaniſchen Partei dieſen Gegenſtand abhandeln hörte, ins Leben. Der alte Herr von Felſen ahnte ſeines Sohnes ausgeartete Anſichten keineswegs; er war nicht fähig, dieſen Sohn zu beurtheilen; er tadelte an ihm die Gegenſätze der Fehler, welche ſeiner Förmlichkeit an den Jünglingen des damaligen franzöſiſchen Hofes unerträglich waren: Ernſt, Zurückhaltung, beſcheidenes Ausweichen des Streitens und gründliche Erörterung bei verſchiedener Meinung. Noch widerſprechender war der Eindruck, den Marquard, ſein zweiter Sohn, auf ihn machte. Dieſer hatte ſich in den wenigen Jahren, da er in Paris erzogen worden war, zu einem Inbegriff des tändelnden Leichtſinnes, des unverſchämten Standesdünkels, der zierlichſten Leerheit herangebildet. Seine Lieutenantsuniform, ſein hoher Wuchs in ſeinem ſiebzehnten Jahr begünſtigten ſeinen Eintritt in die Geſellſchaft, wo die Weiber mit ihm ſpielten, und die Jünglinge ihn würdig fanden, ihn in alle Thorheiten, allen Unfug ihrer Lebensweiſe einzuweihen. Der eitle Vater, die thörichte Mutter konnten ſich des Wohlgefallens nicht erwehren, wenn ſie die glänzendſten Damen der Geſellſchaft verſicherten, daß Monsieur Marcard bei ſeiner allerliebſten Tournure am Hofe ſein Glück machen müſſe. Siegmund ward in der Mutter Salon durch dieſe Umſtände ſehr in Schatten geſtellt. In einer andern Epoche hätte dadurch die rauhe und ſchwerfällige Seite der deutſchen Nationalität das Übergewicht erhalten können; die Jünglinge, mit denen ihn des jungen Monbarey Lehrer bekannt gemacht hatte, behüteten ihn davor. Unter ihnen lernte er die liebenswürdigen Eigenheiten des franzöſiſchen Adels kennen. Die politiſche Denkart ihrer Ältern war eine Folge der Lebensanſichten, zu welchen ſie durch das Übermaß des damaligen Verderbniſſes gekommen waren. Sie hatten häusliche Würde und häusliches Glück als Bedingung zur Bürgertugend, und Bürgertugend für den einzigen feſten Grund des Nationalglückes zu halten gelernt. Dieſe Einſicht hatte manche Gatten der höhern Stände vermocht, mehr ſich ſelbſt und ihrer Familie als dem Taumel der großen Welt zu leben; manche Mutter ſchloß ſich ihren Töchtern an, erfreute ſich ihrer Entwickelung, trug ſelbſt dazu bei, und mancher Vater leitete den Unterricht ſeiner Söhne, war der freundliche Zeuge, oft der heitere Theilnehmer ihres Fleißes, ihrer Spiele. In einigen dieſer Häuſer war Siegmund ein oft aufgeſuchter, ſtets willkommener Geſellſchafter des um ſeine Ältern verſammelten jugendlichen Kreiſes, und hier entfaltete ſich das Gemüth des armen Jünglings, das bei des Vaters unabläſſigem Misfallen und dem leeren oder widerſinnigen Geſchwätz ſeines Salons wie eine Pflanze im Nachtreif ſich zuſammengezogen hatte.

Mit dem Gelingen des amerikaniſchen Freiheitskampfes ſtieg der Unwille des Botſchafters und der ihm Gleichdenkenden immer höher. Jeder Vorfall des Tages, jede häusliche Angelegenheit nahm die Farbe des politiſchen Misvergnügens an; Herr v. Felſen mochte dieſes vielleicht mehr äußern, als es ſeinem eigenen Hof genehm geweſen war, da ſeine Abberufung nicht ganz zu ſeiner Zufriedenheit erfolgte. Ihm waren Siegmund's Verhältniſſe nicht fremd geblieben; das Anſehen, in dem jedoch die Ältern von deſſen jungen Freunden ſtanden, mußte ihm die Auszeichnung für ſeinen Sohn ſchmeichelhaft machen; jetzt nahm er aber die Gelegenheit mit Freuden wahr, Siegmund von ihnen und Marquard von den Verführungen der Hauptſtadt, denen er ſchon lange unterlegen war, zu entfernen. Nach deutſcher Sitte kam es ihnen auch zu, eine Univerſität zu beſuchen, und er ſchickte ſie, um ſie allen Zerſtreuungen der Geſellſchaft zu entziehen, nach Göttingen.

Siegmund brachte hier ſeine Zeit auf das nützlichſte zu. Sein Vater hatte ihn bisher zur Diplomatik beſtimmt; wie er dieſen Beruf aber von jenem behandeln ſah, flößte er ihm eine beſtimmte Abneigung ein, er bat, ſich der Rechtskunde widmen zu dürfen. Von der Überzeugung geleitet, daß ſprechen, gefallen, bereden die Haupteigenſchaften eines Diplomaten en chef ſeien, und ebenſo überzeugt, daß Marquard gerade dieſe Vorzüge beſäße, daß ſeine zarte Geſundheit ihn auch für das Kriegsleben untüchtig mache, gab Baron Felſen Siegmund's Bitten nach, um Marquard's Talenten einen glänzenden Schauplatz zu verſchaffen. Siegmund fand in Göttingen eine Sprach- und Denkfreiheit, wie ſie ſeitdem nicht mehr Gebrauch iſt. Dieſe Erſcheinung ward in jenem Zeitpunkte nicht in Göttingen allein wahrgenommen. Der amerikaniſche Freiheitskrieg ward von den Staatsmännern des Feſtlandes angeſehen, wie der Patriarch die Erzählung des Tempelherrn vom Judenmädchen anſehen ſoll: als Problem, als eine hiſtoriſche Aufgabe, deren allmälige Auflöſung man poſttäglich auf das ergötzlichſte in den Zeitungen las. Die dort ſtudirenden Engländer theilten ſich, ſowie ihre Nation in Altengland, in zwei Parteien; die eine, welche an dem Miniſterium hing, feierte die Siege der Briten, die andere trank ihren Punſch zu Ehren der Vereinigten Staaten. Mancher deutſche Studirende ſchloß ſich an dieſe, andere an jene an, und dieſe Verſchiedenheit trennte auch die beiden Brüder. Marquard war mit den loyalen Engländern ſo roh, wie er mit den loyalen Pariſern liederlich geweſen war. Bei jeder für Amerika günſtigen Nachricht ſchüttelte Siegmund ſeinen Meinungsgenoſſen freudig die Hand und ſang beim fröhlichen Becher die damals ſo unangefochtenen Freiheitslieder von Claudius, Stolberg und Voß.

Der alte Herr von Felſen hielt es für eine Art Demüthigung, daß ſein Sohn, ſein Stammhalter, den geraden Weg der Beförderung gehen und ſich vom Beiſitzer zum Rath eines Landescollegiums und ſo weiter aufarbeiten ſollte. Die Überzeugung, durch ſein perſönliches Gewicht die ſubalterne Dienſtzeit möglichſt abzukürzen, beruhigte ihn nicht; er machte einige Verſuche, ihm dieſe Dienſte ganz zu erſparen und unmittelbar zu einer Hofrathsſtelle zu verhelfen. Unglücklicherweiſe war der Juſtizminiſter, für deſſen Fach ſich Siegmund ausgebildet hatte, ſelbſt von keiner alten Familie, ein für den Dienſt ſeines Departements eifrig bemühter Mann und von ſeinem Souverain bei ſeinem Eifer unterſtützt. Felſen's Geſuch ſchlug fehl, und nun ließ er Siegmund ſeinen Verdruß entgelten, ſo daß er ihn faſt wie einen ungerathenen Sohn behandelte, als dieſer die ihm vom Miniſter zugetheilte Stelle eines Aſſeſſors bei dem Juſtizcollegium der zweiten Stadt des Reichs freudig annahm. In dem erſten Jahre ohne Beſoldung, mußte er ſich mit dem ſehr kleinen Jahrgeld, welches ſein Vater ihm ausſetzte, begnügen, und von dieſer Zeit an nahm ſein Verhältniß zu ſeiner Familie von ihrer Seite ganz den traurigen Charakter eines verſtoßenen Sohnes an. Er verbarg es der Welt durch die ſorgfältigſte Vermeidung jeder Klage und jeder Gelegenheit, dem Intereſſe der Seinen entfremdet zu ſcheinen, und nahm dagegen jeden Anlaß wahr, um ſeinem Vater ſeine Ehrerbietung zu bezeigen. Der alte Felſen ward auf eine Art verhindert, ſeiner zu vergeſſen, die jeden natürlich geſinnten Vater bei wirklicher Urſache zur Unzufriedenheit verſöhnt haben würde. Dieſes war das oft wiederholte Lob, welches der Juſtizminiſter ſeinem Sohne wegen ſeiner vorzüglichen Arbeiten beilegte, und die Theilnahme, mit welcher er ihm ſchon am Schluß des erſten Jahres ſeine Ernennung zum wirklichen Rath meldete. Dieſem wackern Manne, der ſelbſt durch eignes Verdienſt ſeinen Weg zur höchſten Rechtswürde gemacht hatte, war der Zwieſpalt in der Felſenſchen Familie nicht unbekannt; er hatte auch deſſen Grund in Siegmund's Denkart entdeckt, war aber ſehr fern, ihn zu tadeln, noch ſeinem Eigenſinn, nur auf dem geraden Wege ſeines Vaters Ehrſucht Genüge zu geben, zu ſteuern. Er hielt das für ein ſchönes und nützliches Beiſpiel, das keine Revolution zu bewirken drohe, da nur wenige, ſehr wenig junge Männer es nachzuahmen geneigt ſein würden. Felſen hörte ſeines Sohnes Lob mit Kaltſinn an, empfahl ihn vornehm der Gunſt des verdienſtvollen Emporkömmlings, und ſprach von dem Verdienſte ſeines Lieblings Marquard, den er herauszuſtreichen nirgend für unpaſſend hielt.

Siegmund's Mutter war bis dahin bei allen Verfügungen ihres Gemahls paſſiv geweſen, doch theilte ſie ſeine Geſinnungen. Das Lob, was ſie von Andern ihrem Sohn Marquard hatte ertheilen hören, hatte ſie von deſſen Verdienſten überzeugt; allein ſie empfand für Siegmund eine Art Neigung, die wol mit der Anhänglichkeit, die auch die roheſte Mutter für ein ungeſtaltetes Kind empfindet, zu vergleichen war. Es war ein Gemiſch von Mitleid und böſem Gewiſſen: das erſte, weil ſie ihn durch ſeine Eigenheiten nach ihrer Anſicht unglücklich glaubte; das andere, weil er ſich durch Ehrerbietung, Dienſtbemühung, Aufmerkſamkeit als Sohn erwies, indeß Marquard ſie von klein auf die kalte Selbſtſucht fühlen ließ, in welcher blinde Ältern ſich immer die Strafe ihrer Schwächen auferziehen. Der Juſtizminiſter, der die Stimme der Natur in dem Mutterherzen mächtiger glaubte als in dem des Vaters und das Familienverhältniß des jungen Mannes hergeſtellt wünſchte, nahm Gelegenheit, bei einem Hoffeſte, wo ein ſolcher Staatsdiener erſcheinen mußte, Frau von Felſen von Siegmund zu unterhalten. Ohne deſſen unangenehme Stellung in ſeiner Familie zn erwähnen, ſprach er von der günſtigen Zukunft, die ihm ſeine Kenntniſſe und Arbeitsfähigkeit eröffneten, und wie er es ſeine Sorge würde ſein laſſen, ihm bald einen Ruf in die Reſidenz zu bewirken. Frau von Felſen ward von dieſen Worten ſeltſam aufgeregt. Sie gaben ihr ein Bild: Siegmund in einer untergeordneten Stelle am Hofe! oder Siegmund mit ſeinen eigenſinnigen Grillen den Hof, die große Welt verſchmähend, in der Reſidenz! Sie hatte in eben dieſem Jahre in den böhmiſchen Bädern eine der ihrigen verwandte Familie wiedergeſehen, die ihre einzige Tochter dahin zur Kur gebracht hatte, ein Mädchen ohne Geſundheit, Schönheit und Geiſt, aber außerordentlich reich und, ſowie ſie ſelbſt, allen Großen des Landes verwandt. Damals hatte ſie keinen beſtimmten Plan auf ſie gemacht. Siegmund war ihr aus den Augen gerückt, Marquard bei der Geſandtſchaft in Berlin und das Fräulein ſo krank, daß die Sünde, ſie verheirathen zu wollen, zu ſehr in die Sinne fiel. Vor Kurzem hatte ſie Nachricht erhalten, daß dieſe junge Dame ſo weit hergeſtellt ſei, einen Schnürleib anlegen zu können, Bälle zu beſuchen und ſogar einen Spazierritt à l'anglaise zu machen. Wie wenn ſich ein Zauberſpiegel vor ihre Augen geſchoben, ſah ſie plötzlich, wie Siegmund's Zukunft geſichert werden könnte. Des Juſtizminiſters Gunſt, denn Menſchen ihrer Art kennen keinen edlern Grund, das Wohl eines Menſchen zu befördern, als faveur oder Eigennutz, konnte Siegmund ſchnell in die Reſidenz verſetzen; er heirathete die ungariſche Couſine, hielt mit ihrem Vermögen ein ſo glänzendes Haus, daß die Geſellſchaft den Rath vergäße, und er ſelbſt ſeiner nur gedächte, um nach einem glänzenden Titel zu trachten. So würde ihrer Schwiegertochter Reichthum ſie in den Stand ſetzen, das Mannslehen ausgenommen, Marquard den größten Theil ihres Vermögens zuzuwenden. Sie machte ihren Gemahl mit dem Bilde ihres Zauberſpiegels bekannt. Er verſicherte ſie mit höflicher Überlegenheit, die Pflicht, den Glanz ſeiner Familie zu befördern, nie aus den Augen geſetzt zu haben, weshalb er auch für Siegmund's Schickſal ſich gewiſſe Epochen feſtgeſetzt habe, in denen er ſich vorgenommen, ihn mit väterlicher Güte von ſeinem Irrwege zurückzurufen. Ohne Zweifel veranlaßten des Juſtizminiſters wohlgemeinte Äußerungen ihn in dieſem Augenblick zu ſo einem Verſuch, der um ſo nothwendiger ſchien, da der Fürſt von ſeinem Miniſter zu der pöbelhaften Anſicht, ſelbſt bei höhern Verwaltungsſtellen das ſogenannte Verdienſt entſcheiden zu laſſen, geſtimmt worden ſei. In dieſer Hinſicht ſei ihr Heirathsplan vortrefflich! Um ſein väterliches Anſehen gegen Siegmund's unbiegſamen Eigenſinn und offenbaren Dünkel zu ſchützen, trug Herr von Felſen die Unterhandlungen mit ſeinem Älteſten ſeiner Gemahlin auf. Ein wohlüberdachter, bündig abgeredeter, würde- und zartgefühlsvoller deutſch-franzöſiſcher Brief unterrichtete Siegmund alſobald, daß die Hoffnung, ihn bald ſeiner dunkeln Exiſtenz in der Provinz durch die Verpflanzung in die Hauptſtadt entriſſen zu ſehen, ſeinen liebenden Ältern den Moment andeute, für ſeine Zukunft zu ſorgen. Zu dieſem Zweck ſchlage ſie ihm in ſeines Vaters Namen die gewünſchte Heirath mit der ungariſchen Couſine vor. Darauf endigte ſie, ihn errathen zu laſſen, daß ſeine Einwilligung das Mittel ſein werde, ihm bei ſeinem Aufenthalt in der Reſidenz den Platz, welchen er in ſeines Vaters Haus beſitzen könne, mit Freuden einzuräumen. Siegmund antwortete, der ihm anerzogenen Gewohnheit gemäß, ebenfalls in franzöſiſcher Sprache, bewies aber dabei, wie ſehr dieſe Sprache das innigſte Gefühl auszudrücken geeignet ſei, indem er einfach und eindringend ſeinen Ältern die Zufriedenheit ſchilderte, die er auf ſeinem Wege genöſſe. Er verſicherte ſie, daß ſeine Denkart ihn anſporne, auf ihm nach dem höchſten Ziel der Ehre zu ſtreben, und daß er jeder höhern Stufe, die er erringen könne, ſich als einer Huldigung, die er ſeinen Ältern darbringe, erfreuen werde; er habe kein Hehl, daß ſein Beſtreben dahin gehe, einſt den Namen ihres Sohnes mit der erſten Würde ſeines Fachs verherrlicht zu ſehen. Dieſer Ehrgeiz ſowie die Mittel, deſſen Ziel zu erreichen, ſchlöſſen aber eine Heirat wie die angetragene unwiderruflich aus. Er könne ſeine Kräfte nur als freier und glücklicher Menſch entwickeln; eine

Heirath dieſer Art, ein Leben in Leere und Taumel, wie es eine ſolche Gemahlin für ihr Vermögen fodern könne, würde ſeine Geiſteskräfte lähmen; er bitte deshalb, nie wieder daran zu denken. Die Ausſicht, einſt von den Gütern ſeiner Familie mehr zu beſitzen als unbillige, aber noch beſtehende Geſetze nothwendig machten, würde ihn quälen; er beſchwöre deshalb ſeine Ältern, ſeinem Bruder Alles, was ihn fördern könne, zu ſchenken, da er ſich kein Gut zuzuſichern gedenke, als ihre Achtung, und um keines bitte, als um ihre Liebe.

Dieſe Erklärung empörte den alten Felſen dergeſtalt, daß er ſeiner Gemahlin verbot, ferner mit Siegmund in Verkehr zu bleiben; zugleich verſicherte er, daß er ſeinem Geſuch, Marquard zu begünſtigen, zuvorzukommen gedenke, und daß dieſer gemein geſinnte Menſch, ſo weit ſein Einfluß reiche, nie die Güter der Familie auf ſeine Kinder vererbt ſehen ſolle. Frau von Felſen erſchrak vor dieſer Drohung, die ſie nicht klar zu deuten vermochte; ihr Gemahl zerſtreute ihr oft wiederholtes Anliegen um eine Erklärung derſelben in den nächſten Tagen durch die Nachricht, daß Marquard zum Legationsrath ernannt ſei, zugleich mußte er ihr aber entdecken, daß jener ſich in ſeinen letzten Briefen ſehr über ſeine Geſundheit beklage und wahrſcheinlich mit der beſſern Jahreszeit in ſeiner Ältern Hauſe eintreffen werde, um ſeine Geneſung zu befördern.

Marquard kam zur beſtimmten Zeit an. Der Umgang mit der ausgelaſſenen Jugend des engliſchen Adels hatte ſeiner, den Helden von Maria Antoinettens Hofe nachgeahmten Geckerei einen Zuſatz von den dem deutſchen Junker von Natur näher liegenden, engliſchen Fuchsjägern gegeben. Was er noch an Geſundheit mit nach England gebracht, war mit Trinken und Jagen vergeudet worden; dafür brachte er aber auch alle Eigenheiten der engliſchen Toilette, alle Anfoderungen des engliſchen Luxus, eine Koppel der ſchönſten Hunde und ein paar prächtige Renner mit, die ihren Kaufpreis noch aus Herrn von Felſen's Börſe erwarteten. Solche Verdienſte machten ihr Glück. Marquard erzählte geläufig, füllte alle Lücken ſeiner Beobachtungen mit Worten und Wind, gefiel den Weibern, kurzweilte den Fürſten, erhielt einen Kammerherrnſchlüſſel und war, wie ſeine Kränklichkeit ihn endlich aufs Lager ſtreckte, der Gegenſtand der zärtlichſten Theilnahme. Sobald es ſeine Umſtände erlaubten, begleiteten ihn die Ältern in ein Bad, wo, ſo geſchickt hatte ſchon ihre diplomatiſche Wirkſamkeit alles vorbereitet, der ungariſche Vetter Graf von X. mit Gemahlin und Tochter ebenfalls eintraf; und ehe die Kurzeit zu Ende war, erlaubte das geheimnißvolle Lächeln der Ältern der Geſellſchaft, Marquard und die reiche Gräfin X. für ein Brautpaar zu halten.

Man ſagt, in den Metallſchachten keime zuweilen ein zufällig beim Goldgraben von den Arbeitern dahin gebrachtes Samenkorn auf und bilde eine blaſſe, ſchwankende Pflanze, die vor ihrer Blütezeit verdorre. Einem paar ſolcher Pflanzen glich dieſes Brautpaar in ihren glänzenden Umgebungen und reichem Beſitz.

Nachdem Herr von Felſen bei ſeiner Rückkehr in die Reſidenz, dem Gebrauch gemäß, des Souverains

Genehmigung zu ſeines Sohnes Heirath eingeholt und beiderſeitige Ältern, außer den Ehepakten, Verabredungen getroffen hatten, die wahrſcheinlich über Siegmund's Rechte entſcheiden ſollten, trug er ſeiner Gemahlin auf, dieſem die Heirath ſeines Bruders ohne allen Zuſatz, in gleichem Styl wie den fernſten Verwandten zu melden. Wahrſcheinlich hegten die armen Menſchen dabei die traurige Hoffnung, den abtrünnigen Starrkopf damit zu beſtrafen und zu kränken; ja vielleicht regte ſich in der Mutter noch ein Wunſch, ihn damit zur Reue zu bewegen; allein die Antwort, die ſie erhielten, ſchnellte alle Pfeile ihres Unmuths auf ſie ſelbſt zurück.

In Siegmund hatte ſich durch den Mißton, der von ſeiner Jugend an ſeine häuslichen Verhältniſſe begleitete, Selbſtändigkeit entwickelt. Bei ſeinem Eintritt in die Jahre der Leidenſchaften bot ihm die Zeitgeſchichte, der er bei ſeinem Aufenthalt in Paris näher gebracht war, einen Gegenſtand des Enthuſiasmus dar; dieſer und ſein häuslicher Druck hielten ſeinen Jugendübermuth mit ſeinem Pflichtgefühl in einem glücklichen Gleichgewicht und ſchützten ihn auch vor romantiſcher oder ſinnlicher Vergeudung ſeines Herzens. Manches liebenswürdige weibliche Geſchöpf hatte ihn mehr als das ſchönſte Ideal der Kunſt erwärmt, aber nur inſofern er es einem Ideale verglich. Seit er einen feſten Wohnſitz hatte, fühlte er die Liebloſigkeit ſeiner nächſten Angehörigen als die Urſache ſeiner Vereinzelung; er war, ſeit er Paris verließ, in keinen Familienkreis aufgenommen geweſen; der Zirkel, welchen der Gouverneur der Provinzialſtadt, in der er jetzt lebte, um ſich verſammelte, gewährte ihm gar keinen geiſtigen Genuß; erſt ſpät erhielt er Zutritt in den häuslichen Kreis einiger ſeiner Collegen vom zweiten Rang, und hier fand er ein freundliches Verkehr von Kenntniſſen, Kunſt und jugendlichem Frohſinn. In dieſem Zirkel lernte er ein junges Mädchen kennen, eine Bettl Ruhberg, die, wie er ſie zum erſten Mal ſah, tiefe Trauerkleidung um den Tod ihrer Mutter trug. Durch den milden Schmerz, der die ſichtliche Heiterkeit ihrer Jugend dämpfte, bewies ſie, wie ihre dunkle Kleidung nur Symbol ihrer innern Trauer ſei. Ihre Mutter war die Freundin der Räthin Schacht geweſen, welche ſich nun bemühte, die Verewigte bei ihrer hinterlaſſenen Tochter ſo viel wie möglich zu erſetzen. Doch nur ſelten gelang es ihr, ſie zu ihren geſellſchaftlichen Abenden zu ziehen. Wenn ihr Vater nicht von ſeinen Geſchäften bis zu einer ſpäten Stunde auf ſeinem Comptoir gehalten wurde, widmete ſie ihm ihre Abende und machte es ſich zur einzigen Aufgabe, ihn zu zerſtreuen, ihm für irgend einen Gegenſtand Theilnahme abzugewinnen. Sie ſtudirte alte Muſik, die er in früher Jugend im ſchönen Italien gehört, ſie las Naturgeſchichte und Fabrikweſen, und Völkerkunde, Alles um in den Abendſtunden ihn über Gegenſtände unterhalten zu können, die ihn von ſeinem Kummer zerſtreuten. Sie konnte bei ihren wenigen Vorkenntniſſen dieſe Unterhandlung nur in Fragen einkleiden; die belehrenden Antworten des vielſeitig gebildeten Mannes lehrten ſie erſt das Geleſene verſtehen und dadurch die Gegenſtände lieb gewinnen, die es betraf. Was Anfangs Anſtrengung aus kindlicher Herzlichkeit geweſen war, ward ihr bald Geiſtesbedürfniß, und nach beſorgtem großen Haushalt begnügte ſie ſich mit einem kleinen Beſuch bei ihren geliebten Geſpielen, den Töchtern der Frau Schacht, und eilte fröhlich, dem geſellſchaftlichen Abend entſagend, zu ihrem einſamen Vater zurück. Anders war es, wie Siegmund bei dieſer Geſellſchaft eingeführt ward und, von der milden Trauer in dem jugendfrohen Geſicht angezogen, ſich ihr näherte. Er kam eines Abends früher als gewöhnlich zu Frau Schacht und fand Betti mit dem Rath, einem heitern, ſchon alternden Mann, in lebhaftem Geſpräch; weil ſie im Sprechen Mantel und Hut anlegte, ſchien ſie im Begriff, fortzugehen, und drückte ſich mit der Schärfe aus, welche die Eile, im Reden zu Ende kommen zu wollen, herbeiführt. „Ah, da finde ich meinen Advokaten,“ rief der Rath dem Eintretenden zu; „helfen Sie mir einmal dieſem ſchönen Kinde beweiſen, daß Major André, wie liebenswürdig, muthig, treu und discret er ſein mochte, mit allem Recht ſein Schickſal verdiente.“ — „Fräulein Betti kommt es zu, ihn zu vertheidigen, wie wohlverdient ſein Schickſal ſein möchte, denn ſie vertheidigt gewiß nicht ſein Unrecht, ſondern ſeine Tugend.“ — „Aha! mein Herr Rath,“ rief Betti triumphirend, „da ſehen Sie!“ — „Herr von Felſen, das kann Ihre Meinung nicht ſein, ich weiß, daß Sie den Major verdammen.“ — „Ja, für ſein Unrecht.“ — „Worin beſtand denn dieſes?“ fragte Betti mit Verwunderung über die Doppelſinnigkeit ſeiner Reden. — „Erſtlich darin, daß er ſich von der Liebe verleiten ließ, den Verdacht, ein Spion zu ſein, auf ſich zu laden.“ — „Und ſeine Tugend?“ fragte Betti wieder, doch etwas kleinlaut. — „In ſeiner Beharrlichkeit, lieber ſchimpflich zu ſterben, als das Weib ſeiner Liebe zu verletzen.“ — „Da ſagen Sie es ja ſelbſt, daß er unſchuldig war.“ — „Das durften die Amerikaner nicht wiſſen. Sie richteten nicht Madam Arnold's Liebhaber, ſondern den in ihrem Lager aufgegriffenen engliſchen Offizier.“ — „O mein Gott! ſoll denn immer Recht vor Billigkeit gehen?“ — „Wo das Recht klar iſt, ja! denn dieſes Sprichwort meint mit Billigkeit Nachſicht. Wenn Sie, mein Fräulein, den Zeitpunkt, in den André's Schickſal fällt, erwägen, ſo werden Sie finden, daß Arnold's gleich darauf folgender ſchändlicher Verrath ſeine Anweſenheit im Lager der Amerikaner noch verdächtiger machte.“ — „O Gott! Dann wäre ſein Schickſal ſehr traurig geweſen. Verrath, nicht Opfer?“ — dabei warf ſie dem ältlichen Herrn eine Kußhand zu, machte Siegmund eine anmuthige Verbeugung und eilte davon.

Bei dieſem Anlaß erfuhr Siegmund vom Rath Schacht die oben erwähnten häuslichen Verhältniſſe des lieblichen Mädchens und zugleich, daß der Verluſt ſeiner Gattin den Vater deſſelben eben jetzt um ſo ſchwerer drücke, da ein Proceß ihn bedrohe, alle ſeine Erſparniſſe zu verſchlingen und ſeine Tochter ganz arm in einer Welt zurückzulaſſen, die ihm nie gelächelt habe. — „Der Mann iſt,“ ſo erzählte Schacht, „wie man wiſſen will, von einer adeligen Familie des nördlichen Deutſchlands; ſie war vielleicht verarmt, oder er hatte ſich mit ihr überworfen — vielleicht ſchon ſein Vater, von dem er nie gern zu ſprechen ſcheint. Er verſuchte ſich ſchon in mehr als in einem Geſchäft, war ſchon Domainenpächter in **, dirigirte das artiſtiſche Geſchäft einer Zitzfabrik in den Niederlanden, nämlich Muſter, Farbe, Druck; dort heirathete er eine Franzöſin mit einem kleinen baaren Vermögen, mit dieſem kaufte er hier die Papiermühle draußen an der Ilſe und hat ſeit zehn Jahren die ſchönſten Waaren geliefert, beſonders an farbigen und feinen Papieren, wunderſchöne Dinge, die aber bei uns wenig Abgang haben. Reich wurde er nicht dabei. Seit mehren Jahren verband er ſich mit einem Holländer, der das Praktiſche des eigentlichen Papiermachens viel beſſer verſtand als er, und dem es der gute Ruhberg als das ihm Läſtige gern überließ. Der Holländer machte nun eine Menge gemeines Papier, ſolches Löſchpapier, wie unſere Buchhändler es allein haben wollen, und damit wußte er den Vortheil in ſeine Taſche zu ſpielen. Ruhberg merkte endlich, daß er zu kurz kam, drang auf eine Prüfung, entdeckte die Betrügereien, wollte ſich gütlich trennen; aber der kecke Holländer trotzte, ließ den armen Ruhberg klagen und hält nun den Proceß, indem er, ſtatt herauszuzahlen, ſeines Gegners Vermögen größtentheils anſpricht, ſeit zwei Jahren auf. Seitdem arbeitet nun Betti's Vater, um das Geſchäft nicht aus der Hand zu laſſen, über ſeine Kräfte, neben dem Mann, der ihn zu verderben trachtet; er ſah indeß ſeine Frau ſterben und fühlt ſich ſelbſt vergehn." — „Wie weit iſt denn jetzt dieſer unſelige Handel?" fragte Siegmund mit großer Theilnahme. — „Ich höre, daß er bald Ihrem Collegium vorgelegt werden ſoll; in dieſem Fall empfehle ich Ihnen den Mann. Hat er ein Unrecht, ſo iſt es das, einen Beruf gewählt zu haben, zu dem er nicht recht gemacht war. Er hätte ſollen Künſtler werden — was weiß ich? — Etwas, das ihn weniger genöthigt hätte, mit Rohheit und Gemeinheit der Menſchen in Berührung zu treten. Bemühen Sie ſich, die Unterſuchung ſeiner Sache zu erhalten! Gegen das hübſche Mädchen ſind Sie zwar nicht ſehr galant geweſen; aber das ſchadet der Sache nichts.“

Hier traten andere Beſuche in's Zimmer und ließen Siegmund Zeit, die Bemerkung des Raths zu überlegen. Er empfand lebhaft, daß er noch vielmehr als galant gegen Betti geweſen ſei. Er war ſich bewußt, bei hundert Gelegenheiten, Hunderten von zierlichen Fräuleins, wenn ſie ſchöne Empfindungen in zarten Worten äußerten, etwas Schmeichelhaftes geſagt und ſo die gewöhnliche Anſicht des Fräuleins zu einem momentanen Zeitvertreib gemacht zu haben; er wunderte ſich jetzt ſelbſt, daß er ſo unbedacht dieſem Mädchen ſo ernſt das Wahre und Rechte geſagt hatte, und dabei ſtand ihr hold geöffneter Mund und der himmelklare Blick ihrer Augen vor ihm und kehrte wieder, wenn ganz andre Gegenſtände ihn beſchäftigten, vor die Augen ſeiner Seele zurück. In dem Schacht'ſchen Hauſe fand er ſie mehre Mal, und ſeltſamerweiſe ſchien er gegen ſie in die Stellung des Wahrheit ſprechenden Freundes gebannt zu ſein. Bald bemerkte er, daß ſie gegen ihn ebenfalls eine Haltung hatte, die von der, mit welcher ſie andern jungen Männern zuhörte, ganz verſchieden war. Hätte ſie gegen den alten Rath nicht eine Art Vertraulichkeit geäußert, etwa ihre Hand auf ſeinen Arm gelegt, wenn ſie ihn aufmerkſam machen wollte, oder ſich auf ſeine

Schulter geſtützt, wie ſie einmal bei einer Gelegenheit von einer hohen Stufe herabſteigen mußte, ſo würde ſie ihn faſt auf gleiche Art wie ihres Vaters alten Freund behandelt haben, eine Gunſt, deren Schattens er ſich nicht einmal rühmen konnte.

Ruhberg's Proceß ward einige Monate nach Siegmund's Bekanntſchaft mit deſſen Tochter wirklich vor das Appellationsgericht gebracht und Siegmund, als dem rüſtigſten Arbeiter, zum Bericht übergeben. Es hätte wirklich keines beſondern juridiſchen Scharfblicks bedurft, um den Punkt zu entdecken, auf den der Holländer ſeine treuloſen Foderungen gegründet hatte. Eine ſeelenkundige Beurtheilung der beiden Parteien und allgemeine Kenntniß von Fabrikführung, die ſich Siegmund zur Beförderung adminiſtrativer Geſchäfte erworben, ſetzten dieſen in den Stand, die Sache in ein ganz verſchiedenes Licht zu ſtellen. Das Urtheil des Untergerichts wurde aufgehoben, Siegmund empfahl Ruhberg einen andern Advokaten, mit dem er den Rechsſtand der beiden Parteien durchging, und erſt jetzt, da er amtlich mit dieſem Geſchäft nichts mehr zu thun hatte, bat er den Rath, ihn Betti's Vater vorzuſtellen.

Schacht hatte Ruhberg anvertraut, wie viel er dem Eifer des jungen Mannes zu danken hatte; er empfing ihn wie einen geehrten Wohlthäter, und erſt in dieſer Stunde erfuhr Betti, was ihr Mentor, wie ſie zuweilen Siegmund neckend nannte, für ihren Vater gethan habe. Schacht hatte ihm ſein Ehrenwort geben müſſen, bis zum Ausſpruch des Tribunals weder Ruhbergen, noch ſeiner Tochter ſeine Thätigkeit zu ihrem Beſten zu verrathen. Betti's Augen ſtralten von Dankbarkeit, aber mädchenhaft ſchüchtern verbarg ſie ihre Empfindung gegen den Wohlthäter ihres Vaters unter einer größern Zurückhaltung gegen ihn, indeß ſie den alten Hausfreund mit Herzlichkeit überhäufte und um ihren Vater mit der liebkoſenden Zärtlichkeit eines fröhlichen Kindes beſchäftigt war.

Siegmund bemerkte mit inniger Wehmuth, daß Gram und ſpannende Arbeit an Betti's Vater dem Tod eine Beute gewonnen hatten. Er beeiferte ſich um ſo mehr, die günſtige Entſcheidung des Prozeſſes, an der er nicht mehr zweifelte, zu beſchleunigen, damit die Beruhigung, einen unbeſcholtenen Namen zurückzulaſſen und ſeinem geliebten Kinde eine beſcheidene Hülfsquelle gegen dienſtbare Armuth, ſeine letzten Tage erleichtern möchte. Faſt wäre die Gerechtigkeit langſamer geweſen als der Tod; denn wie das Urtheil ganz zu Gunſten Ruhberg's geſprochen worden war, geſtand der Arzt und erkannten die Freunde, daß jener ſein nun geſichertes Eigenthum nicht lange genießen werde. Ruhberg hatte noch nie eine Beſorgniß über ſeinen Zuſtand geäußert, und Betti ſchien das Ungeheuere des ihr drohenden Unglücks vor der Ahnung deſſelben zu beſchützen. Der Tod ihrer Mutter war der einzige Schmerz, den ſie in ihrem Blütenleben gekannt; er ſchien ihr ein ſo großes Unglück, daß es wol hinreiche, ein Menſchenleben zu füllen. In ihrer Unerfahrenheit traute ſie Gott nicht zu, daß er ſie ſolches Unglück noch einmal und ſo viel ſchrecklicher erfahren laſſen werde. Darum erkannte ſie auch ihres Vaters Übel nicht, ſie ſehnte ſich nur nach dem nächſten Frühling, der ihn heilen ſollte, und pflegte ihn mit unabläſſig heiterm Bemühen.

Es war ein trüber Abend des Spätherbſtes, an dem Siegmund die Gewißheit des Urtheilſpruches von dem Advokaten erfuhr und ſich auf den Weg zur nahen Fabrik machte, um Betti's geliebte Augen darüber leuchten zu ſehen. Der Vater war leidender als gewöhnlich, das naßkalte Wetter hatte jeden Freundeszuſpruch abgehalten, die Studirlampe erhellte das wohlverwahrte Zimmer und warf ein ſchwaches Licht auf die untern Zweige friſch grünender Pelargonien, die in großen Töpfen am Boden ſtanden. Reinlichkeit und Ruhe herrſchten in dem einfachen Gemach, Reinlichkeit und Ruhe auf der abgezehrten Geſtalt des in einem Seſſel ruhenden Kranken. Die Scenerei ergriff Siegmund's Gefühl — „wie in eines Vaters Zimmer,“ dachte oder fühlte er, und dann ward er ſich bewußt zu denken: „Des Vaters Zimmer — Sterbezimmer“ — und ihm ſchien es nothwendig, auch das Frohe behutſam zu verkünden. Betti ſaß neben dem Vater und hatte ihm in Robertſon's Entdeckung von Amerika vorgeleſen. Dieſe lag aufgeſchlagen vor ihr, ſie hielt aber ein andres Buch in der Hand, ein altes kleines und ſchien ſehr gerührt. „Da ſehen Sie das alberne Mädchen, das um die Inka's weint. Sie kann nicht begreifen, wie doch ſo viel Böſes gethan werden dürfe; und da wollte ich ihr ein Anſchauen geben, daß Freuden und Leiden und Ehre und Schimpf unſer eigentliches Weſen nicht antaſten, wir alſo um ihretwillen nicht auf der Erde ſind. Lies einmal, Betti, was ſagt unſer Marc Aurel?“

„Les hommes souhaitent des lieux de retraite à la campagne, sur le rivage de la mer, sur les montagnes, or cela n'est pardonnable qu'aux ignorans. A toute heure n'est-il pas en ton pouvoir de te retirer au-dedans de toi? l'homme n'a nulle part de retraite plus tranquille, ni où il soit avec plus de liberté que dans sa propre âme, surtout s'il a au-dedans de lui de ces choses précieuses, qu'on n'a qu'à regarder pour être dans une parfaite tranquillité. J'appelle tranquillité le bon ordre et la bonne disposition de l'âme. Retire-toi donc souvent dans une si délicieuse retraite, et tâche de t'y rendre toi-même un homme nouveau, ayes-y toujours sous ta main quelques maximes courtes et principales, qui se présentant à toi suffiront à dissiper tous tes chagrins, et à te renvoyer en état de ne te fâcher d'aucune des choses que tu vas retrouver dans le monde; car de quoi te fâcherais-tu? — de la malice des hommes? Si tu te souviens bien de cette vérité: que les animaux raisonnables sont nés les uns pour les autres, que c'est une partie de la justice que de les supporter, et que c'est toujours malgré eux qu'ils pèchent, si tu penses combien de gens qui ont eu des inimitiés capitales, des soupçons, des haines, des querelles, sont morts enfin et reduits en cendres. Mais peut-être seras-tu faché des choses qui arriveront selon l'ordre de la nature universelle; remets-toi d'abord dans l'esprit ce dilemne: ou c'est la providence qui règle tout, ou c'est le

hazard; ou pense même aux argumens par lesquels on t'a prouvé que l'univers est comme une cité. Mais les choses purement corporelles te toucheront; tu n'as qu'à faire cette reflexion: que notre âme, quand elle s'est bien recueillie en elle-même, qu'elle connait bien son pouvoir, ne se mêle point du tout avec nos esprits tourmentés par la douleur, et tu n'as qu'à appeler à ton secour tout ce que tu as ouï dire de ces deux passions. Enfin pense que tout ce qui ne rend pas l'homme pire qu'il n'était, ne saurait rendre sa vie plus mauvaise, et ne le blesse ni au-dedans, ni au-dehors *).

„In ſo jungem Munde ſo ernſte Lehren!“ ſagte Siegmund faſt mit bebenden Lippen, denn die ſüße Stimme des Mädchens, die gleich deutlich Überzeugung und Ergebung ausſprach, hatte ihn lebhaft ergriffen. — „Lieber Herr Rath,“ nahm Ruhberg das Wort, „ich bin nicht ſo anmaßend, zu ſagen, daß Marc Aurel's große Anſicht des Lebens mir immer gegenwärtig ſei, noch ſo unbillig, ſie dieſem jungen Mädchenherzen aufzudringen. Aber wir müſſen ſtreben, ſie wie einen letzten, ſichern, rettenden Schatz im Schrein unſerer Vernunft aufzubewahren. So nützen mir die Grundſätze eines wahrhaft trefflichen Mannes. Wenn meine Empfindung aufbrauſen wollte, rief ich einen ſeiner großen Gedanken zu meiner Hülfe und dämpfte damit jenes Aufbrauſen.

---

*) Nach einer alten franz. Überſetzung von Marc Aurel.

Indeß die Vernunft ihn bearbeitete, gab ſich die gährende Maſſe zur Ruhe."

„Alſo geſtatten Sie den menſchlichen Gefühlen ihr Recht? Nun, ſo laſſen Sie uns heute ein recht frohes genießen, an dem die Vernunft auch Theil nehmen kann." Und nun theilte er dem Kranken die frohe Kunde mit. Ruhberg faltete die Hände, ſuchte damit ein leiſes Zittern zu verbergen und blickte ſtill vor ſich hin. Betti ſprang aber auf, Freudenthränen rollten über ihre Wangen. „Alſo ganz aus iſt der garſtige Proceß? Nun braucht der Vater den abſcheulichen Holländer nicht mehr zu ſehen? Nun kann der Vater auf den Sommer nach Nizza reiſen und wird wieder ganz geſund!" — Und bei dieſem freudigen Entzücken, das ſie wieder zum Kinde machte, hatte ſie, immer an Siegmund gewendet, den Vater umarmt.

„Danke dieſem Manne, meine Betti," ſagte dieſer; „ſein Rath, ſeine Einſicht hat die Trümmer meines Vermögens gerettet." Betti hatte in ihrem Freudentaumel eine Bewegung gemacht, als wolle ſie die Arme, welche den Vater losließen, gegen Siegmund ausbreiten, ihr Blick begegnete aber dem ſeinen, und noch purpurrother als durch die Freude, die ſie ſchon überſtralt hatte, reichte ſie ihm beide Hände und rief: „Ach ſo gern, ach ſo gern danke ich's Ihnen!"

Indeß der junge Mann die lieben Hände an ſeinen Lippen hielt, ſagte Ruhberg im Selbſtgeſpräch mit überwältigter Empfindung: „Sie allein laſſen, iſt ja ſchon ſchrecklich; aber arm, abhängig, unter rauhen, ſchlimmen Menſchen allein!" — Siegmund hörte ihn, er hielt

Betti's Rechte zurück, ſtutzte, zögerte und ſagte endlich leiſe zum Vater: „Laſſen Sie mich Betti vor dieſem Alleinſein ſchützen! Guter, guter Vater, fragen Sie Ihre Tochter, ob Sie einſt Ihre Rechte, ſie zu ſchützen, mir übertragen dürfen?" — Betti zog beſtürzt ihre Hand zurück, Ruhberg richtete ſich erſchreckt empor und antwortete zögernd: „Herr von Felſen, was mir meine unbewachte Väterliebe entriß, ſollte Sie nicht veranlaſſen." „Das that es nicht, theuerſter Mann; es entſiegelte nur meinen Mund, es führt den Moment herbei, Ihnen zu eröffnen, was ſchon längſt als unerſchütterlicher Entſchluß in mir lag. Vertrauen Sie mir die Zukunft Ihrer Tochter!" Ruhberg ſchwieg zweifelnd, befangen, dann ſagte er mistrauiſch: „Herr von Felſen, ich bin ein Fabrikant, Betti, ſelbſt in meinem Stand, kein reiches, kaum ein wohlhabendes Mädchen." „Und ich, verehrter Mann, bin ein verſtoßner, werde, ſo weit die Geſetze es irgend erlauben, ein enterbter Sohn ſein; das Capital, was ich mein nennen kann, weil meine Tante es mir hinterließ, gleicht dem, was Sie für Betti von Ihrem Vermögen retteten; alſo iſt Betti vor Armuth gänzlich geſchützt, und ich hoffe im Staatsdienſt fortzuſchreiten, weil ich Kenntniſſe, Redlichkeit und Fleiß habe." Darauf machte er die beiden geliebten Menſchen mit ſeinen Verhältniſſen zu ſeinem väterlichen Hauſe bekannt und mit ſeinem Entſchluß, nie ſeine Denkart, ſeine Glückſeligkeit dem Zufall ſeiner Geburt zum Opfer zu bringen. „Hätte ich eine Betti in meinem Stande gefunden," ſprach er, „ſo hätte ich ſie gewählt; aber glücklicher macht mich ein Mädchen, das uns nicht der

Künſtlichkeit ausſetzt, in meinem bevorrechteten Stande einen Tempel des häuslichen Glücks zu bauen. Ich werde meinen Vater ehrerbietig um ſeine Einwilligung bitten; verſagt er ſie mir, ſo gebrauche ich mein Recht als Mündiger, als Staatsdiener, denn des Fürſten Erlaubniß glaube ich erhalten zu können.“ „Und wenn nicht?“ „So nehme ich meinen Abſchied und werde Advokat.“ Es erfolgte eine Pauſe, in der Betti, die ſich ſtill auf ihren Leſeplatz geſetzt und den Marc Aurel in die Hand genommen hatte, mit niedergeſchlagenen Augen kaum zu athmen wagte.

„Betti, haſt Du unſerm Geſpräch aufmerkſam zugehört?“ fragte hier Ruhberg, von Siegmund zu ihr gewendet. „Ich habe,“ das ſagte ſie kaum hörbar, und bei dem Verſuch, den Vater anzuſehen, überfloſſen lang geſammelte Thränen ihr Auge. „Und kannſt Du den Entſchlüſſen dieſes Mannes trauen? Verſtehſt Du ſeine Denkart? Du kennſt ihn länger als ich, haſt Du in ſeine Denkart eingehen können?“ „Sie flößte mir Vertrauen zu ihm ein; nach Ihnen, Vater —“ Sie ſtockte verlegen. „Nun, theure Betti,“ fragte Siegmund dringend und wollte ihre Hand ergreifen, die ſie aber noch immer verſagte und fortfuhr: „Nach Ihnen, Vater, vertraue ich Niemanden als ihm,“ und nun ſank das Mädchen zu des Vaters Füßen und verbarg ihr Geſicht auf deſſen Knie, der ſeine eine Hand ſegnend auf ihr Haupt legte, indeß Siegmund die andere mit der Innigkeit eines Sohnes an den Mund hob.

Dem Vater gelang es, ſo ergriffen er war, hier den Strom des Gefühls zu hemmen und nicht dieſen Moment des Entzückens zu dem der Entſcheidung zu machen. Seine Tochter ſowie den jungen Mann vermochte er durch die beſtimmte Bitte, ihm Gehör zu geben, neben ihm zu ſitzen; und wenn auch Siegmund hierin Pedanterei fand, und wenn auch Betti anfangs ihre Gedanken nicht ſammeln konnte, ſo rief doch des Vaters Stimme bald Siegmund's Vernunft und des Kindes Gefühl zur ernſten Aufmerkſamkeit auf. Ruhberg geſtand ſeinen jungen Freunden, daß Siegmund's ganzes Weſen ihm oft den Wunſch eingeflößt habe, ſeine Betti einſt in dem Schutz eines ſolchen Mannes zurücklaſſen zu können; allein an ihn habe er nie gedacht, da er die traurigen Familienverhältniſſe nicht gewußt habe, die allein vermögend wären, ſeine Einwilligung in dieſe Heirat zu rechtfertigen. „Doch, meine Betti, noch gebe ich dieſe Einwilligung nicht,“ fuhr Ruhberg fort, „wenn ich gleich dieſes Geſtändniß ſchuldig war; ſie iſt von meiner Anerkennung von Felſen's Werth und meiner Achtung für ihn getrennt. Ich muß Euch Beiden bemerken, was für Pflichten, was für Entſagungen Ihr Euch auflegt, was die Zukunft von Euch ſodern wird. Von Ihrer Familie, Ältern, Brüdern, ſind Sie durch ihre beiderſeitigen Naturen getrennt; ich kenne dieſen Schmerz aus Erfahrung, er bleibt ein trübender Nebel, ſelbſt über die frohſten Bilder Ihrer Zukunft gelagert, und Betti wird ebenfalls um gleicher Urſachen willen dieſe Zukunft nie in reinen Farben ſchimmern ſehen. Bei Euern Freuden, bei Euerm Leid wird Euch dieſer Vater, dieſe Mutter, dieſer Bruder theilnehmend fehlen. Doch dieſe Verarmung im edeln Sinn der Liebe und

Theilnahme würde Felſen's Loos ſein, wenn ſeine Ältern ſeiner Wahl auch Beifall gegeben hätten. Denn was ihn wahrhaft beglückt, wornach er ſtreben muß, bleibt jenen ewig unverſtändlich. Eine quälende Nachäfferei zärtlicher Älternverhältniſſe wäre Alles, was er durch eine ſtandesmäßige, wenn auch ihm gleich denkende Gattin erlangte. In dieſe Verarmung müßt Ihr Euch alſo unbedingt ergeben. Denn auf meinen Adel, von dem hier auf eine mir unbegreifliche Weiſe etwas kundgeworden iſt, habe ich verzichtet, und nur unter den vorliegenden Umſtänden vermag mich der Ihrige nicht zu einer entſchiedenen Weigerung von Betti's Hand." Bei dieſen Worten hatte des Kranken mildes Geſicht einen ſtrengen Ausdruck, ſeine Stimme eine auffallende Beſtimmtheit angenommen. Nach einer kleinen Pauſe fuhr er ruhiger fort: „Aber Sie wählen doch ein künſtliches Leben, guter Felſen; Sie ſcheiden ſich von der Claſſe der Geſellſchaft, unter welche Sie gehörten; Sie entſagen einer Befriedigung des Ehrgeizes, der als Mittel zu einem rühmlichen Zweck ſeinen Werth hat. Ihre Frau kann darüber nicht unwiſſend ſein, Sie entſagen jener Befriedigung um ihretwillen. Betti wird ſich deſſen bewußt bleiben, und das iſt eine ernſte Anfoderung durch ein ganzes Leben, denn, Herr von Felſen, ſie lebt in Ihren Söhnen fort; denn, mein junger Freund, keine rückwirkende Kraft gibt Betti Ahnen und es kann eine Zeit kommen, wo Ihre Söhne in den höchſten Würden —" „Nicht länger, theurer Mann! Dieſe Möglichkeiten habe ich alle überlegt, ehe ich Betti kennen lernte." „Und Sie geloben zuverſichtlich, nie eine menſchlich ſchwache Stunde zu haben, in der Sie den Verluſt dieſer Vortheile und die ſchöne Wirkſamkeit, die ſie geben können, beklagen?“ „Ich thue mehr, als ein ſolches Gelübde werth iſt; ich bin mir bewußt, wenn ich je eine ſolche ſchwache Stunde hätte, ſie mit Vernunft zu bekämpfen.“ „Und Betti's ſchüchterner Blick, wenn ſie den Anlaß dieſes Kampfes errieth?“ „Der wird ſich in dem freudigen Bemühen verlieren, mir über dieſe ſchwache Stunde hinwegzuhelfen.“ Und wenn Ihre Söhne einſt auf rühmlicher Bahn durch die Schranken aufgehalten werden, welche den Söhnen einer ebenbürtigen Mutter gar nicht entgegengeſtrebt hätten, und dieſe Söhne gekränkt vor Ihnen ſtehen?“ Hier zögerte Siegmund einen Augenblick, indeß ſein Auge Unwille ſprühte: „Dann werde ich ihnen ſagen, daß es viel ſchlimmer wäre, wenn ſie kein Verdienſt hätten und ihrer Vorrechte wegen keine Schranken fänden, und würde ihnen ſagen: habt noch mehr Verdienſt, und ihr werdet ſie überſpringen; denn das wiſſen Sie, verehrter Mann, die Ehrenſtellen, wobei reiner Adel die unerläßlichſte Bedingung iſt, ſind nicht immer die Stellen, zu denen Verdienſte erfodert werden. Wir haben Heerführer, die in kein Domſtift aufgenommen werden können; wir haben Staatsminiſter, die ihren Adel während ihrer Dienſtzeit erhielten. Die Unmöglichkeit, Kammerherr und Hofmarſchall zu werden, wird meine Söhne nie betrüben, oder — oder ich werde mein Weib um Verzeihung bitten, daß mein Blut ihrer Kinder Blut zu ſolcher Thorheit verderbt habe.“

Hier ſchwiegen die beiden Männer in einer Art Beſtürzung. Siegmund hatte das Härteſte geſagt, Ruhberg das Härteſte vernommen. Beide waren ſich bewußt, daß nun die ruhige Erörterung geſchloſſen ſei. Betti ſchluchzte, ihr Geſicht in ihr Tuch verhüllt; jungfräuliche Scham, Mistrauen in ihr Urtheil und Zuverſicht in ihre Liebe ſtritten in ihr. Nach einer langen Pauſe, während welcher Siegmund, an ein entferntes Fenſter getreten, in die Nacht hinausſtarrte, und Ruhberg, den Kopf in die Hände gelehnt, dem Anſchein nach ruhig nachdachte, zog er, ihren Namen mit Liebesworten nennend, das Tuch von Betti's Angeſicht und fragte ſie freundlich: „Haſt Du zuhören können, gutes Mädchen? mit Aufmerkſamkeit zuhören?“ — Die Art, wie ſie ſich über des Vaters Hand beugte, bejahte dieſe Frage. „Theilſt Du des jungen Mannes Denkart und Zuverſicht?“ „Vater, wie könnte ich anders?“ „Da haſt Du Recht,“ bemerkte Ruhberg mit ſehr wehmüthigem Lächeln, „die Klugheit findet hier keinen Platz. Herr von Felſen,“ rief er dem ſich jetzt wieder nähernden Siegmund zu; „wir haben in unſerer Erörterung beide vollkommen Recht. Ihr Rechthaben treibt Sie aber zum weitern Streben an; das meine zum Hemmen, Aufhalten. Es liegt in der Natur der Sache, daß da die höhere Kraft überwindet. Ich erſuche Sie nun, meine Einwilligung ſo vorwurfsfrei wie möglich zu machen; zu dieſem Ende melden Sie Ihren Ältern Ihre Abſicht und bitten um ihren Segen; wahrſcheinlich werden Sie auch Ihres Fürſten Genehmigung haben müſſen. Je nachdem dieſe Schritte ausfallen, treffen Sie die anderweitigen Anſtalten, Ihre bürgerliche Lage zu ſichern, und ſobald dieſe Sicherheit da iſt, kommen Sie, meinen freudigen Segen zu empfangen; bis dahin, —" und ſeine kranke Geſtalt richtete ſich mit Ernſt und Würde empor — „bis dahin ſeid Ihr keine Verlobte, habt Ihr kein Einverſtändniß, ſondern verſprecht mir, als zu meiner Ruhe, meinem Selbſtbewußtſein, meinem Stolz unentbehrlich, Euch zum Heil Eurer Zukunft zu beherrſchen — zu vermeiden, wenn es ſein muß." „Das iſt hart!" rief Siegmund; „für ein ſo kurzes Leben dem Glück den Raum zu beſchränken!" Ruhberg war aufgeſtanden, legte jetzt die Hand auf Siegmund's Arm, heftete bedeutungsvoll ſein klares, glänzendes Auge auf ihn und ſagte nachdrücklich: „Es iſt Pflicht, in einem ſo kurzen Leben ein Glück zu verſchieben, damit es länger als dieſes Leben dauere — ſie zu erfüllen vermag nur die Liebe." Siegmund verſtand ihn und küßte ehrerbietig die Hand, die ſeinen Arm hielt. Ruhberg umfaßte ihn wie ein Vater den vertrauten Sohn, dem er ſein Geheimniß verrathen, und mit einem: „Gute Nacht, Betti, gute Nacht, meine Betti!" ſchied der junge Mann.

Siegmund ging unbefriedigt, unzufrieden, aber zuverläſſig auf Betti's Liebe und auf ſein Glück in einer Verbindung mit ihr vertrauend, nach Hauſe. Er war gleichſam ein doppelter Menſch. Der eine verwünſchte mit Ungeſtüm eine Vorſicht, eine Überlegung, die er für unverträglich hielt mit jeder geſunden Anſicht von Liebe, Ehe und wirklichem Beruf des Mannes und Bürgers; der andere Menſch mußte Ruhberg's Denkart ehren, er mußte anerkennen, daß ein Entſchluß für's ganze Leben außer dem feſten Willen auch kleiner Hülfsmittel bedürfe; daß eben die Gemüthskraft, die er Betti's Vater gelobt hatte, um die unvermeidlichen Folgen ſeines Entſchluſſes zu tragen, auch dieſem Aufſchub ſich unterwerfen müſſe, den er eine Ungewißheit zu nennen nicht einmal das Recht hatte. Seine Heftigkeit legte ſich, bald ſchwebten ihm nur noch Ruhberg's letzte Worte vor: „in einem ſo kurzen Leben.“ — Er ſah jetzt erſt die ſchöne hohe Geſtalt, die, dem Grabe ſo nahe, nur durch das Leben der Seele ſich aufgerichtet hatte; die dünne, blaſſe Hand, die auf ſeinem Arm ruhte; die früh ergrauten wenigen Haare, die ſeine Stirne umſchatteten, und das feuchtglänzende Auge, das ſchon gewohnt war, über die Erde hinauszuſchauen. — „Was die Vaterliebe tragen kann, ſoll auch meine Liebe abzuwarten vermögen!“ war der Gedanke, mit dem er ſpät ſein Auge zum Schlafe ſchloß.

Wie er ſich am folgenden Morgen rüſtete, den vielfach überlegten Brief an ſeine Ältern zu ſchreiben, erhielt er die obenerwähnte Ankündigung von ſeiner Mutter Hand, die ihn mit Marquard's glänzender Heirat bekannt machte. Mit einem ſtürmiſchen Gemiſch von Unmuth, Freude und Schmerz las er dieſe Nachricht. Er ſah deutlich ſeiner Ältern Abſicht; ſie wollten ſeine Rechte, wenn er nicht nach ihrem Willen wählte, auf ſeinen Bruder übertragen. Das mußte er ſich gefallen laſſen, und es ſchien ihm kein Opfer; aber daß er lieblos verdrängt werden ſollte, wo er freundlich ſtille Platz machen wollte, das ſchmerzte ihn tief, und da er ſeinen Bruder und jenes ihm verlobte Mädchen kannte und die Ehe, die er ſich bereitete, mit dem Glück verglich, das er bei ſeiner Verbindung mit Betti ſich verſprach, beſtürmte Wehmuth und Unmuth ſein Herz: Wehmuth über die Herabwürdigung des heiligſten Bündniſſes, und Unmuth über die Verkehrtheit ſeiner nächſten Verwandten, die jedes beſſere Gefühl erſtickt hatte.

Jetzt war ihm der Brief an ſeine Ältern ſehr erleichtert. Er behandelte ſeine Angelegenheit auch in dieſem Sinn, verſicherte ſeinem Vater, daß er ſeinem Bruder Dank wiſſe, die Verpflichtungen für den Glanz der Familie ſo genügend auf ſich genommen zu haben; wogegen er aber auch die Verbindlichkeit fühle, ſeinem Vater jede andere, zu dieſem Glanze nothwendige Verfügung zu überlaſſen. Er bat nur um ſeiner Ältern Segen zu ſeiner Verbindung mit Betti und um die Herausgabe der kleinen Erbſchaft, die ſeine Tante ſchon von ſeinem achtzehnten Jahr an ſeiner Verfügung überlaſſen hatte, ohne daß je die Rede davon geweſen wäre, ihn in Beſitz derſelben zu ſetzen. Mit der gleichen Poſt entdeckte er dem Miniſter, ſeinem Beſchützer, die Abſicht, ſeinem Erſtgeburtsrecht zum Beſten ſeines Bruders zu entſagen, weshalb er ihn bitte, bei dem Fürſten ſolche Schritte zu thun, wie dazu nöthig wären, um die Einwilligung deſſelben zu ſeiner Heirat mit einer Fabrikantentochter zu erhalten. Der wackere alte Staatsmann hegte eine angeborne Oppoſition in ſich gegen Bevorrechtungen und Geburtsansprüche; die geſunde Vernunft kann ſich ihrer nie erwehren, höchſtens legt ihr das Geſetz das nothwendige Ertragen auf, da ſie noch kein Mittel gefunden hat, das nicht noch ſchädlicher wie das Übel eingewirkt hätte. Stießen ihm aber einzelne Spuren von einer Bemühung auf, die Dinge wieder in einen natürlichen Gang zurückzuleiten, ſo widmete er alle ſeine Mittel ihrem Gelingen. Zu dieſem Zweck hatte er die Befugniß zum Ankauf adeliger Güter für den Bürgerlichen zu bewirken geſucht, er hatte adelige Aſpiranten bei ihrem Amtsantritt zum Examen verpflichten laſſen, das ſonſt durch ihren Stand beſeitigt worden war. Unfehlbar mußte er den armen und reichen Adel zum Feinde haben. Aber ſeine Dienſte waren unentbehrlich, und er hatte das Talent, den günſtigen Augenblick bei dem Fürſten abzuwarten, um deſſen Autorität für ſeine Pläne zu gewinnen. In den mehrſten Fällen beſtand ſeine Behandlung der Laune des Fürſten in der offenſten Darlegung der Umſtände und Gründe; er kannte ſeinen Mann hinlänglich, um die Saite, die bei ihm am tiefſten erſchüttert ward, am beharrlichſten zu berühren. In Siegmund's Angelegenheit war es die ausgezeichnete Arbeitsfähigkeit, bei geringen Anſprüchen an erhöhte Beſoldung, wodurch er ein bequemer und ſicherer Taglöhner wurde. Siegmund's Ehrgeiz, den der Miniſter wohl kannte, verſchwieg er dem Fürſten, und da dieſer keinen andern als Standesehrgeiz kannte, hielt er deſſen bürgerliche Heirat für einen ſichern Beweis, daß er jedem Vorrecht entſagt habe. Nach einigem Hin- und Herreden entſchied der Landesvater: Herr von Felſen könne machen, was er wollte, nur ſolle man ſeinen Vater bedeuten, daß er Sereniſſimum mit weitern Vorſtellungen verſchonen möge. Wenn es einſt zu der Lehensnachfolge käme, würden die Adelsvorrechte die aus einer Misheirat entſprungenen Kinder an und für ſich ſchon abweiſen. Mehr wünſchte der Miniſter nicht, und damit war auch des alten Herrn von Felſen Ehrgeizplan geſichert. Seine Feindſeligkeit gegen den älteſten Sohn war mehr die angewöhnte Verkehrtheit eines gemüthloſen Charakters, als Haß. Schon als Kind hatte ihm Siegmund nicht ſo oft wie der ſchmeichelnde Marquard angenehme Empfindungen erregt; dieſer, und nicht der ſtörrige Ältere, hatte den Beifall der Salons erworben, und wieder dieſer hatte ſeinen Ehrgeizplanen Beifall gegeben, hatte ſich ihnen gefügt. Es iſt ſehr ſchwer, in engen Verhältniſſen bei der Gleichgültigkeit ſtehen zu bleiben, die in weitern Kreiſen in Anſehung fremder Bedürfniſſe, fremder Leidenſchaften: Haſſes, Liebe ꝛc. gewöhnlich iſt. So hatten ſich auch Siegmund's Ältern an Gehäſſigkeit gegen ihren Älteſten gewöhnt, deren Quelle eigentlich nicht aus ihrem Innern entſprang. Das Innere ſolcher Menſchen iſt überhaupt ein mehr negatives Ding. Es iſt mehr ein gänzlich unanbaubarer, als ein böſe Keime hegender Boden; dieſer Menſchen Neigungen keimen mehr auf der Oberfläche, im Schutze der Selbſtſucht; ſie gleichen Schlingpflanzen, die wegen ihrer Stützen feſtſtehen; entreißt man ihnen dieſe, ſo treibt ſie der Wind. Dieſe Pflanzennatur iſt nicht zu ändern; um ihren Wucher unſchädlich zu machen, müſſen ihre Ranken ſtreng unter der Schere gehalten werden, denen feſte Stützen nur zu leichter Zierde dienen dürfen.

Siegmund's Brief brachte in ſeinem älterlichen Hauſe ſehr lebhafte, aber verſchiedene Wirkungen hervor. Der Vater war innerlich froh, jedes Hinderniß zur Begünſtigung ſeines Lieblings gehoben zu ſehen; da er aber dieſes zu äußern gegen den väterlichen Anſtand fand, mußte er ſich zornig bezeigen, und das that er denn um ſo heftiger, da es ein Entſchluß und keine Nothwendigkeit war. Des Vaters Zorn erregte in der Mutter die unmittelbare Anſicht des tiefen Riſſes in ihren Familienverhältniſſen, die nun unwiderruflich den Sohn ihr entfremdeten; ſein kindliches Betragen lebte in ihrem Gedächtniſſe auf, und ſie überließ ſich einem thränenreichen Schmerz, welchen ihr Gemahl anſtändig fand, und über den ihr Marquard einige artige Floskeln ſagte, die ſo viel heißen ſollten: daß er ihr dieſen undankbaren und abtrünnigen Sohn zehnfach erſetzen werde. Herr von Felſen hielt es für geziemend, Siegmund's Departementschef von dem Geſuch ſeines Sohnes zu unterrichten, und verſuchte erſt, ſeine Meinung zu hören, ehe er ſich für oder gegen daſſelbe erklärte. Der Miniſter theilte ihm Alles mit, was rückſichtlich dieſes Geſchäfts vorgefallen war, und verletzte dadurch den Stolz des Mannes nicht wenig, der darauf gerechnet hatte, höchſten Orts ſich ſeine Einwilligung wenigſtens abſtreiten, abfodern, gebieten zu ſehen. — „Wenn die Sachen ſo ſtehen," ſagte er mit höchſter Empfindlichkeit, „ſo iſt die väterliche Einwilligung gar nicht mehr nöthig." — „Zu Ihres Herrn Sohns Zufriedenheit gar ſehr, Excellenz," bemerkte der biedere Mann; „denn ſo viel ich ihn kenne, weiß er des Vaters Segen wohl zu ſchätzen. Rechtlich genommen, das wiſſen Sie ſelbſt, braucht ein mündiger Menſch keine Erlaubniß bei anſtändigen Beſchlüſſen." — „Ja, wenn dieſe Heirat" — hier fiel es ihm ein, daß der Miniſter von bürgerlicher Abkunft ſei, er ſtockte einen Moment, in welchem der Miniſter lächelnd das Wort nahm: „Wenn ſie kein Bürgermädchen wäre, wollen Sie ſagen? Das wäre für Ihres jüngern Herrn Sohnes Verhältniſſe freilich ein ſtörender Umſtand; denn er muß ſeinen Stammbaum in jeder Antichambre aufweiſen können; aber der Rath hat nun einmal einen verſchiedenen Weg genommen, und wenn Gott Ihnen das Leben erhält, ſo iſt die bürgerliche Herkunft ſeiner Frau kein Hinderniß, Sie dieſen Sohn noch einmal meine Stelle einnehmen zu ſehen. Für unſere Carrieren, Excellenz, führen wir die Befähigung im Kopf und im Herzen, nicht auf dem Pergament. Glauben Sie mir, Herr Geſandter, Sie bereiten ſich ſelbſt die größte Freude, wenn Sie der jungen Leutchen Glück durch Ihre freundliche Einwilligung conſolidiren.“ — Herr von Felſen ward in dieſem Augenblick wirklich etwas unſicher über die Statthaftigkeit ſeiner Zornäußerung gegen Siegmund. Der Gedanke, dieſen rebelliſchen Sohn einſt als Miniſter zu ſehen, ergriff auf einen Moment ſeine Phantaſie; aber der Widerſtreit verſetzte ihn in ſo eine Bangigkeit, daß er ſichtbar befangen und ſauerſüß ſich dem Miniſter empfahl. Es war, als wenn der Anblick ſeines goldbedeckten Jägers, der ihn in den Wagen hob, ſeines Wappens an der Kutſchthüre ihn wieder ſtärkte; denn ehe er zu Hauſe ausſtieg, war ſeine Strenge zurückgekehrt, und er beantwortete Siegmund's Brief mit einer Härte, die dieſem bewies, daß er in Zukunft, wie Ruhberg es ihm vorausgeſagt hatte, bei Freud und Leid auf ſeines Vaters Theilnahme, auf ſeiner Mutter Beifall nicht mehr zähten durfte. Dieſe traurige Antwort enthielt die Andeutung, ſeine Verhältniſſe zum väterlichen Hauſe für aufgehoben anzuſehn, und gab dem bitterſten Unwillen die Hülle der chriſtlichen Obliegenheit, ſeinem Feind ſelbſt nicht zu fluchen. Siegmund verbarg ſich keineswegs die tiefe, unheilbare Wunde, die er ſich geſchlagen; die Liebe ſeiner Ältern hatte er nie zu beſitzen geglaubt, er hatte ſich auch nie die Täuſchung gemacht, ſie zu lieben, wie glückliche Kinder ihre Ältern lieben; aber Mitleid mit ſich und ihnen über ihr beiderſeitiges verfehltes Glück hatte ſeiner Pflichtmäßigkeit eine Herzlichkeit beigefügt, die ſich in dieſem Augenblick in Bitterkeit umzuwandeln drohte. Er bemühte ſich, ſeine Einſicht klar zu erhalten, er prüfte und überzeugte ſich, daß er ſeinen jetzigen Schmerz dennoch nie gegen eine ſklaviſche Unterwerfung unter ſeines Vaters Vorurtheile umtauſchen möchte, und ſeine Überzeugung, in jeder Lage mit Betti und nur mit ihr glücklich zu ſein, blieb unerſchüttert.

Um Ruhberg's Bedingung zu erfüllen, war Siegmund, ſeit er ſeines Vaters Antwort erwartete, nicht zu ihm gegangen, und nur bei ihm hätte er Betti finden können, denn ſie verließ den kranken Vater nicht mehr. Seiner ſelbſt ſicher und dadurch gerüſtet, dem Schickſal zu begegnen, eilte er nun, ſeine Bewerbung zu erneuern. Zuverſicht und Wehmuth füllten ſein Herz, als er wahrnahm, wie ſchnell ſein alter Freund in den letztverfloſſenen vierzehn Tagen dem Grabe näher gerückt ſei. Betti begrüßte ihn mit dem Zuruf: „Gott ſei Dank, daß mein Vater Sie wiederſieht! Das war ein künſtlicher Einfall, ihn um ſeinetwillen des Freundes Zuſpruch zu berauben in den langen trüben Abenden, den langſam hinſchleichenden Tagen!“ Sie hatte offenbar ihre Rede nicht bedacht, denn ſo unbefangen ihre Stimme bei ihren erſten Worten war, zitterte ſie plötzlich und erſtickte dann in Thränen, ſodaß offenbar ihre Kindesliebe ſie zu reden vermocht hatte, und der eitelſte Mann, das lebhafteſte: Gott lob! nicht auf ſeine Rechnung hätte ſchreiben können. Siegmund ergriff ihre Hand und des Vaters Hand, drückte ſie vereint an ſeine Bruſt und ſagte tief bewegt: „Fortan wird dieſer Vorwurf mich nicht mehr treffen; fortan hoffe ich unbeſtrittene Anſprüche zu erhalten, dieſe Abende, dieſe Tage Ihnen zu widmen.“ Darauf theilte er Ruhberg den Inhalt des ſeit ſeinem letzten Beſuch geführten Briefwechſels, ſowie den Brief des Miniſters, der ihm die Genehmigung des Fürſten zu ſeiner Heirat zuſicherte, mit, und fragte dann Betti, die mit hochgerötheten Wangen und niedergeſchlagenen Augen zuhörte, ob ſie den Muth habe, die Gattin eines Mannes zu werden, der ohne Älternliebe, ohne Älternſegen ihr ſeine Hand böte; der ihr zwar eine ehrenvolle bürgerliche Stellung, zwar ein hinreichendes Auskommen anbiete, aber ſtatt Reichthum und Glanz die Entſagung auf Erbrecht und Hofgunſt ihr zur Morgengabe bringe? Betti ſchwieg, ſie durfte nicht ſagen, daß ſie ſich fähig fühle, ihm das alles zu erſetzen, daß Mitleid den Strom der Liebe in ihrem Herzen anſchwelle, ſie bis zu ſchmerzlicher Überfülle ſteigere; allein Ruhberg reichte Siegmund ihre willige Hand, indem er, ſeine Rührung unter heiterm Scherz verbergend, zu ihr ſagte: „Ein Wageſtück begehſt Du immer, begeht jedes Mädchen, das ſich zur Ehe entſchließt. Rechne, Opfer zu bringen, rechne, Prüfungen zu beſtehen; aber ich übergebe Dich hier einem Freunde, der Dir Stütze und Führer ſein wird." — Jetzt lag Betti an Siegmund's Bruſt und der ernſte Bund war geſchloſſen. Ruhberg's Krankheit hätte ſeiner Tochter ſtille Hochzeitsfeier gerechtfertigt, wenn es dem Brautpaar an einem Vorwand dazu gefehlt hätte. Die Fabrik ward verkauft und der Vater brachte die letzten Wochen ſeines Lebens in wehmüthiger Heiterkeit unter der liebenden Pflege ſeiner glücklichen Kinder zu. Siegmund hatte oft Anlaß, die Kenntniſſe und die Erfahrungsweisheit ſeines Schwiegervaters zu bewundern; aber alle ſeine Unternehmungen, all ſein Misgeſchick bewieſen immer, daß dieſe Erwerbniſſe des Lebens ihm für das Leben ſelbſt nicht genützt hatten. Fehlſchlagung war ſeinen Planen gefolgt, Verrath hatte ſein Vertrauen gelohnt und mit ergrautem Haupt und erſchöpfter Kraft ſehnte er ſich nach dem Grabe, wie ein Wanderer, der ſeinen Weg verfehlte, nach vergeblich ermüdender Reiſe, dem Ziel entſagend, ſich nach dem Nachtlager ſehnt. So bereitwillig er jetzt ſeinen Kindern viele ſeiner Schickſale erzählte, ging er doch nie weiter als bis zu ſeinem zwei- oder vierundzwanzigſten Jahr zurück, einem Zeitpunkt, wo er ſich nach dem engliſchen Amerika eingeſchifft hatte. Wie Siegmund ihm einſt eine Frage nach ſeinen Ältern und ſeinem Vaterhauſe that, antwortete er kurz, aber ohne Verlegenheit: „Als ich mich nach Virginien einſchiffte, hatte ich kein Vaterhaus, keine Ältern zu verlaſſen." Wie der Augenblick herannahte, der ihm von ſeinen

Kindern zu ſcheiden gebot, übergab er Siegmund ſeine ſchriftlichen Verfügungen, die einfach und mit wenigen Worten Betti und ihren Gatten zu den einzigen Erben ſeines nicht ſehr anſehnlichen Vermögens machten.

Zwei Jahre können wir unſer junges Paar verleben laſſen, in der genügenden Gewißheit, daß ſie beide alles Glück in ihrer Verbindung fanden, ſowie Eines dem Andern allen Beiſtand, alle Aufrichtung gewährte, die ſie ſich einander verſprochen hatten. Siegmund hatte ſich ſeit ſeiner Heirat von allem geſellſchaftlichen Verkehr mit ſeinen angebornen Standesgenoſſen vielleicht zu auffallend losgemacht; mehre der vornehmen Häuſer hatten Betti in ihre Kreiſe ziehen wollen, er hatte es verhindert; daraus erfolgte bei den Gelegenheiten, wo die höhern Stände ſich geſellſchaftlich vermiſchten, eine verlegene Stellung für das Ehepaar. Sollte er ſeine alten Bekannten nicht mehr kennen? ſollte er ſich ihnen nähern und ſeine Frau fremd bleiben? Die vornehme Welt ihrerſeits fand auch nicht den rechten Ton. Um ihre Neugier zu befriedigen, drängte ſich eine und die andere Dame an öffentlichen Orten an Betti, und unwillkürlich nahm ihre zuvorkommende Höflichkeit gegen die ſehr junge, weltunkundige Frau einen Protectionston an; fehlte es aber dieſer an Weltton, ſo beſaß ſie dagegen die ſichere Haltung, welche Anmuth, Geiſt und feines Gefühl geben, und Betti ſetzte ſich der protegirenden Dame gegenüber an ihren geeigneten Platz. Der kleine Sieg war ſüß, aber den Angriffen ausgeſetzt zu ſein, verleidete ihr die geſellſchaftliche Freude. Betti erſchien nicht mehr, wenn ſie Siegmund's Standesgenoſſen begegnen mußte. Der Kreis des gebildeten Mittelſtandes, in dem ſie ihren Gatten einſt kennen lernte, bot ihr die genügendſte Geſellſchaft; es war der, in welchem ſie einheimiſch geweſen war vor ihrer Ehe. Seltſamerweiſe ward Siegmund, wie er ſeine junge Frau darin einführte, nicht mehr ſo offen behandelt. Die bürgerliche Baronin ſchien auf den alten Adel des Barons erſt aufmerkſam gemacht zu haben, und obgleich weder Siegmund noch Betti die Geſellſchaft zu vermeiden bemüht waren, wurden ſie nach Jahresfriſt faſt allein auf ſich ſelbſt beſchränkt und waren deſſen ſehr froh.

Wie beim Beginn des zweiten Jahres ihrer Ehe für Betti die Hoffnung der Mutterfreude lächelte, vergaß ſie vornehme und gebildete Welt und kannte keine andere mehr als die ſeligen Träume beglückender Ahnungen, viele ſorgfältige Vorbereitungen, unbekannte Pflichten zu erfüllen, möglichen Bedürfniſſen zu begegnen. Jedes Kind, dem ſie bei ihren Spaziergängen begegnete, war der Gegenſtand ihrer Neugier, jede ſchwangere Frau erregte ihre Theilnahme, dem Vögelchen, das ſie ein Hälmchen zum Neſte tragen ſah, blickte ſie ſinnend nach, und in ihrem Garten ſtreute ſie reichlich Körner aus, um ſie Zeiſigmütter neben ihren Schlupfwinkeln als Futter für ihre ausgeſchälten Jungen finden zu laſſen.

Keine lieblichere Schwangere ward je geſehen; ihres Gatten frühere Bekannte näherten ſich jetzt unwillkürlich von neuem und bezeigten ihre Theilnahme an Siegmund's froher Zukunft; die Weiber wurden durch mütterliches Wohlwollen zu dem jugendlichen Weibe hingezogen, das kindlich und begeiſtert ſeine ehrwürdige Laſt trug. Siegmund hatte durch das Gerücht erfahren, daß ſein Vater eine Sendung nach Teſchen übernommen, wo die bairiſche Erbfolge damals große diplomatiſche Unterhandlungen veranlaßte. Er hatte es ſich zur Pflicht gemacht, ſeine kindliche Obliegenheit zu beobachten, daher war er beeilt geweſen, ſeinem Vater bei der Geburt von Marquard's erſtem Kinde, einer Tochter, die wenige Jahre erlebte, ſeine Theilnahme zu bezeigen, und bei eben der Gelegenheit theilte er ihm ſeine frohe Hoffnung, ſelbſt Vater zu werden, mit. Der alte Felſen befand ſich in ſeinem Element der diplomatiſchen Intriguen, Berechnungen, Abliſten und Ableugnen ſo tief befangen, daß er die Erinnerung an den ihm entfremdeten Sohn kaum an ſich kommen ließ. Er begann den Brief mit flüchtigen Blicken durchzulaufen; doch bei der zweiten Seite legte er das Blatt erſt dann aus der Hand, als ihm der Jäger meldete, daß angeſpannt ſei. An demſelben Tag folgte einem großen Diner eine zahlreiche Spielgeſellſchaft, in der man die Bemerkung machte, daß irgend eine Veranlaſſung den Geſandten verſtimmt haben müſſe. Das war eine neue Erſcheinung bei der eintönigen Faſſung dieſes vollendeten Diplomaten. In ſeine Wohnung zurückgekehrt, ſuchte er Siegmund's Brief auf, und obgleich es ſchon ſpät war, blieb er noch lange in unruhigem Nachſinnen, bald den Brief betrachtend, dann einige Zahlen berechnend, dann heftig umherwandelnd, wach.

Felſen hatte immer gern mit geheimen Dingen ſich befaßt: er liebte Sterndeutung, Wahrſagerei, auch Alchymie und, was damit gewöhnlich zuſammenhängt, Venuzung der Leute, welche dergleichen treiben, zu andern, nicht immer rühmlichen Zwecken. Ein ſolcher lebte in der Stadt, die Siegmund bewohnte; er ward aufgefodert zu dem Geſandten zu kommen. Verneroni, ſo hieß er, aus Neapel gebürtig, war in manchen vornehmen Häuſern wohlgelitten; er wußte ſich zu benehmen, war zu allen Unternehmungen zu gebrauchen, inſofern ſie nur guten Gewinn brachten, trat mit Anſtand im reichgeſtickten Goldkleide, mit einfachem Weſen im unſcheinbaren Kleide des Bürgers, in einer Bauernjacke, kurz in jedem Gewande auf. So wandelbar ſeine Kleidung, ebenſo wandelbar ſein jedesmaliger Name. Als Marquis Verneroni erſchien er hier, als Kaufmann Werner dort, und wiederum da als franzöſiſcher Arzt Codron. Er hatte manchen Anhänger ſich gewonnen; doch mehr noch gefürchtet als geehrt ward er, und der heimliche Haß mancher Familie laſtete auf dieſem geheimnißvollen Menſchen. Offenbar ſtand Verneroni in Verbindungen von weit verbreitetem Einfluſſe; das zeigte ſein Umgang mit den angeſehenſten Perſonen und ſeine Kenntniß der jedesmaligen öffentlichen Verhältniſſe, wie Derer, die daran Antheil hatten. Auch verlautete es, der Italiener ſei in fremden Angelegenheiten in Teſchen, als Herr von Felſen ihn dort antraf. Bald fand er ihn aber ſo oft auf ſeinen Wegen, ſah ihn von ſo wichtigen Männern mit aufmunternder Artigkeit behandelt, daß er den Verdacht ſchöpfte, er ſei mit der Sendung des Geſandten vielleicht beſſer bekannt als der Geſandte mit der des Geheimnißvollen. Vielleicht war dieſes die Urſache, warum er ſeine nähere Bekanntſchaft zu machen wünſchte; vielleicht wünſchte er auch durch ihn einige Erkundigungen von Siegmund's Verhältniſſen einzuziehen, und ward deshalb vermocht, Verneroni eben nach Empfang von Siegmund's Brief zu ſich zu beſcheiden. So viel iſt gewiß, daß er mit ſeiner Bekanntſchaft ſehr zufrieden war, ihn von der Zeit an häufig in ſeinem Cabinet ſah, auch bei auswärtigem Zuſammentreffen ihn ſehr gütevoll behandelte. Demnach ſchien Siegmund's Brief einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht zu haben; denn ſeine nähern Umgebungen fanden, daß er von der Zeit an oft mit innerer Unruhe zu kämpfen habe.

Jetzt hätten wir die Geſchichte bis zu dem Zeitpunkt nachgeholt, wo Siegmund und ſeine Gattin den auf eine durchaus unerklärliche Weiſe herbeiführten Verluſt ihres neugebornen Sohnes zu beweinen hatten. Die Trauer, die damals ihr Leben erfüllte, ward nie mehr zerſtreut; aber bei harmoniſch ausgebildeten Menſchen, bei wahrhaft frommen Gemüthern, verbindet ſie ſich unſtörend, veredelnd und darum den Genuß erhöhend, das Leid bekämpfend, mit allen Scenen des Lebens.

Der alte Felſen hatte Siegmund's oben erwähnten Brief mit einer ſichtlichen Bemühung von Freundlichkeit beantwortet, mit dem charakteriſtiſchen Hinzufügen, daß er wünſche, Betti möge ihm eine Tochter gebären, damit er weniger genügende Erfahrungen machen möge über die Vorzüge, welche er durch ſeine Heirat einem Sohn entwendet habe. Nach der Beſänftigung des erſten Schmerzenſturms folgte der beraubte Vater ſeinem Pflichtgefühl und ſchrieb dem alten Herrn von Felſen die Nachricht, welche das öffentliche Gerücht und die allgemein genommenen polizeilichen Maßregeln ihm ohnehin früher oder ſpäter hätten zutragen müſſen, und fügte die ſeinem blutenden Herzen entſtrömenden Worte hinzu: „Sie beklagten mich, mein Vater, meinem Sohn die glänzenden Vorrechte Ihres Standes geraubt zu haben. O, fänd' ich ihn doch mit Lumpen bedeckt an der Hand einer Bettlerin wieder, könnte ich ihn einem reißenden Thiere abkämpfen, könnte ich wenigſtens ſeiner armen Mutter ſeinen kleinen Leichnam auf den Schoos legen, damit ihre Gottergebenheit von keinem Hoffnungswahn gefoltert würde; wie gleichgültig blickte ich dann jene Vorrechte an, die ich bei meinem häuslichen Glück ſo leicht belächeln lernte."

Niemand zeigte mehr Theilnahme an Siegmund's Unglück als ſein Gönner in der Reſidenz, der Miniſter ſeines Departements. Da der alte Herr von Felſen einige Monate darauf, nach geſchloſſenem Frieden, zurückkehrte, bemerkte der theilnehmende Mann, daß deſſen Bitterkeit gegen Siegmund abgenommen hatte; er hielt den Moment für günſtig, um einen großen Schritt zu deſſen Beförderung zu thun, und verkündigte dem Geſandten nach kurzer Zeit, daß Siegmund auf die vortheilhafteſte Weiſe als Director eines Regierungscollegiums in die Hauptſtadt berufen worden ſei. Des Geſandten Haltung bei dieſer Nachricht hätte man beinahe faſſungslos nennen können. Des Miniſters bürgerlicher Urſprung verbot ihm ſeine Furcht vor Hofcolliſionen, da der wackere Staatsmann ſie für die einzige Urſache ſeiner Verlegenheit hielt, unumwunden zu äußern; er bemerkte nur mit einer nach Gleichgültigkeit ſtrebenden Stimme: „Die Reſidenz ſei groß genug, um unbemerkt von einem Geſellſchaftskreis in einen andern übergehen zu können. Soviel ich gehört habe," ſetzte Herr von Felſen ſpöttiſch hinzu, „lebte das Ehepaar ohnehin ſo eingezogen, wie es ſeinen zweideutigen Verhältniſſen zukommt, ich kann alſo dem Fürſten für ſeine Gnade und Ihro Exzellenz für Ihre Begünſtigung nur ehrerbietig danken." — Der biedere alte Staatsdiener hätte dem herzloſen Vater gern den Rücken gekehrt, begnügte ſich aber mit unverhohlenem Ernſt zu ſagen: „Ihr Herr Sohn wird ſeine geſellſchaftlichen Verhältniſſe nach Gutdünken ordnen, das iſt nicht meine Sache; aber, daß er ſeinem Amt ebenſo viel Ehre machen wird, wie das Amt ihm, das weiß ich, und das wird mich erfreuen." Nach dieſen Worten verließ der Geſandte, heftig aufgeregt, das Gemach.

Siegmund empfing die Nachricht ſeiner Amts- und Ortsveränderung mit ſehr gemiſchter Empfindung. Er war noch derſelbe wie vor einigen Monaten, ſein Pflichtgefühl, ſein Ehrgeiz war noch derſelbe; aber es war ihm, als ob ſeinem Streben das Ziel genommen ſei, ſeit er Vater geworden und doch kinderlos geblieben war. Er ſchalt ſich ſelbſt bei der Entdeckung, daß ſein perſönliches Unglück ihn gleichgültig gemacht habe gegen das Glück ſo Vieler, das er in einem erweiterten Wirkungskreis befördern werde können. Es war eine trübe Stunde, die er mit ſich durchkämpfte, aus der er aber ſicher und klar hervortrat und ſeiner Betti ihre neue Zukunft bekannt machte. Das arme Weib war anfangs ganz überwältigt. — „Hier weggehen?" rief ſie, faltete die Hände und blickte im Zimmer umher, als ſtellten ſich die Bilder

der Vergangenheit ihren Augen dar; „hier, wo ich in der freudigſten Hoffnung lebte, wo ich das eine einzige Mal meinen kleinen Engel an mein Herz drückte, wo Alles mir ſeine kurze geliebte Erſcheinung bezeugt! — von hier, wo Jeder, der mir begegnet theilnehmend denkt: das iſt eine unglückliche Mutter! — Ich ſoll unter das fremde Menſchengedränge, in dem Niemand, nicht Einer, mich glücklich gekannt hat? — O nein, Siegmund, geh nicht dahin, nicht in die Nähe Deines harten Vaters. Mein Herz iſt ſanft gegen ihn; aber wenn er mir begegnete und ohne mich zu kennen mich hochmüthig anſähe, ſo" — bis dahin hatte Siegmund, ſie in ſeine Arme ſchließend, ihren Schmerz ungehindert aushauchen laſſen, jetzt entfernte er ſie aber von ſeinem Buſen, um ihr mild, aber ernſt in's Auge zu ſehen. „Mein Weib," ſagte er feſt, „wenn Du, an meinem Arm geführt, meinem armen irrenden Vater begegneſt, ſo werden wir voll Mitleid und Stolz unſer Haupt heben und mit gleichem Herzensſchlag denken: armer Greis, wie vieles Glückes beraubeſt Du Dich! Und die Erinnerungen, die Dir dieſen Ort werth machen, meine Betti," fuhr er mit weicher Stimme fort, wie ſein Weib ſchluchzend ihr Geſicht an ſeiner Bruſt verbarg, „begleiten ſie uns nicht überall hin? Was unſerm verlornen Engel gehörte, was er berührte, geht es nicht mit? Und wenn Gott Deine Hoffnungen ſegnet" — „O, dann erwartet mich neue Angſt," rief Betti händeringend, ſich aus ſeinen Armen entfernend; „mein Glaube an Glück floh Ihm nach, der mich hier zurückließ." — Siegmund ſchwankte zwiſchen Vorwurf und Mitleid. „Armes Weib," rief er dann, „ſo willſt Du die neue Gabe nicht pflegen, weil der gütige Geber Dir ſein erſtes Geſchenk nicht laſſen konnte? Du möchteſt Dein Kind mit allen Tugenden ausſtatten, und die des freudigen Muthes weigerſt Du ihm? O empfang ihn mit ſorgloſem Vertrauen! Hier, dort, unter Roſen, unter Eisdecken, wo er in unſere Arme gelegt wird, wollen wir über ihn wachen, wollen ihn ſchützen — Nein, meine Seele, zweimal kehrt ein ſolches Unglück nicht wieder, und wäre es ein Verbrechen, ſo würde zweimal kein ſolches Verbrechen verübt.“

Nach dieſem ernſten Sturm des verwundeten Mutterherzens fügte ſich Betti's geſunder weiblicher Sinn; ſie beſprach ſich mit ihrem Gatten über ihre nun zu erwartenden Verhältniſſe und übernahm ſie mit Willigkeit und Geſchick. In geſellſchaftlicher Hinſicht ſuchte ſie in der erſten Zeit ihrer Verſetzung in die Reſidenz keine nähern Verhältniſſe anzuknüpfen. Ihre herannahende Entbindung beſchränkte ſie auf ihr Haus, und ſpäterhin machte der Beſitz eines geſunden ſchönen Töchterchens ihr dieſe Beſchränkung lieb und unentbehrlich. Die Entfernung von den ihren Erinnerungen theuern Umgebungen, die ſie ſo grauſam gefunden hatte, wurde ihr wohlthätig. Ihre Einbildungskraft hatte keine Nahrung durch die ſchrecklichen Bilder der Vergangenheit. In dieſem Zimmer hatte ſie ihren entflohenen Engel nicht umarmt, durch dieſe Gaſſen war er ihr nicht entführt, dieſer Fluß war nicht ſein Grab geworden. Bald horchte ihre blühende Eliſabeth auf das Geflüſter ſeiner Wellen, lächelte dem Sonnenſtral zu, der auf ihnen zitterte; das nächſte Jahr ſtreckte ſie die Händchen nach den Blumen aus, die an ſeinen Ufern blühten. Immer mehr ſchwand der Eindruck des Entſetzens und nach einigen Jahren war Betti mit den Menſchen, mit dem Leben, mit der Natur befreundet, denn an ſie alle machte ſie Anſprüche für Eliſabeth's Glück.

Der alte Felſen hatte Recht, wenn er ſagte, daß die Geſellſchaft in der Hauptſtadt ſo zahlreich ſei, daß ſich Jeder daſelbſt ſeinen Zirkel bilden könne. Sich einen ſolchen zu bilden, oder ſich an ſchon beſtehende anzuſchließen, bedarf es aber Unbefangenheit, ſie mag auf Sicherheit oder Sorgloſigkeit gegründet ſein. Beide fehlten aber der guten Betti. Die Furcht, daß man ſie beſchuldigen möchte, ſich ihres Mannes Adelsvorzüge anzumaßen, bewog ſie zu einem kalten Abwehren der gebildetſten Vornehmen, die, wenngleich in ſehr kleiner Zahl, mit wahrem Wohlmeinen ihr entgegenkamen. Der Wunſch, Siegmund's ernſten Entſchluß, dem Bürgerſtand anzugehören, zu unterſtützen, das Bedürfniß eines jugendlichen weiblichen Gemüthes, mit Perſonen ihres Geſchlechtes in freundſchaftlichem Vernehmen zu ſtehen, gab ihrem Betragen gegen Bürgerliche dagegen eine Zuvorkommenheit, die dem damals in der Hauptſtadt noch ſehr rohen zweiten Stande um ſo mehr misfiel, da die Lebendigkeit der Rheinländer ihr etwas Fremdes gab, das dieſe guten Leute mit franzöſiſchen Manieren verwechſelten, mit dem Namen Vornehmigkeit und Protectionseifer ſtempelten und ganz ſich ſo vor ihr zurückzogen, wie ſie es vor dem Adel gethan hatte. Sie ſelbſt konnte ihren Fehlgriff nicht entdecken, und da Siegmund's Charakter die Art Lebensklugheit ausſchloß, welche geſellſchaftliche Verhältniſſe mit Leichtigkeit durchſchaut und ordnet, konnte ſie von ihm nicht belehrt werden; ſie zog ſich alſo bald in ihr Haus zurück, und da war ſie glücklich, wohlthätig, geliebt von Allen, die ſie umgaben. Auch war ſie nicht aller Annehmlichkeit der Geſellſchaft beraubt; einige genauere Bekannte ihres Mannes gewöhnten ſich, neben ihrem Nähtiſch zu ſchwatzen, über literariſche Entdeckungen, politiſche Gegenſtände, Welt- und Menſchenintereſſe ſich zu beſprechen. So verlebte ſie manchen Abend mit ihrer Handarbeit, ſchweigend, zuhörend, beſcheiden fragend, mit der Zeit auch, wie Gewohnheit und Nachdenken ihr Muth gaben, ſich hie und da ins Geſpräch miſchend oder es geſchickt lenkend, wenn ſie abſtoßende Meinungen zum Despotismus geneigt ſah. Einige von Siegmund's Bekannten, die ſich mit dem edlern Ton, welchen das Geſpräch in Betti's Gegenwart annahm, nicht vertragen konnten, ſuchten Siegmund lieber zu andern Stunden auf; Andere befanden ſich ſo wohl unter der Obhut der Grazien, wie ein alter Regierungsrath, der, auch ein Rheinländer, Maler Müller's Jugendgenoſſe geweſen war, ſich ausdrückte, daß der kleine Kreis geſtört ward, wenn ein häusliches Geſchäft Betti aus dem Zimmer entfernt hielt. Für Betti gewährten dieſe Abende Seelenerheiterung, Geiſtesnahrung; Siegmund ſah ſie als ganz natürliche Wirkungen wahrer weiblicher Liebenswürdigkeit an, genoß ſie und kehrte heiter zu ſeinem Arbeitstiſch zurück. Doch das Publicum, die zurückgewieſenen Adeligen, die zurückgewichenen bürgerlichen Weiber beurtheilten, wovon ſie nie Zeugen, woran ſie nie Theilnehmerinnen waren, nicht ſo günſtig; ihnen galt Betti bald für eine gelehrte Frau, und ſeltſam genug wurde ſie von den Männern ſelbſt, welche Siegmund's Hausfreunde genannt werden konnten, nicht beſtimmt gegen dieſen Vorwurf vertheidigt. Seinem Geſchlecht gegenüber konnte der Deutſche damals, kann kaum heut zu Tage den Weibern das Recht der Geiſtesausbildung nicht leichtherzig zugeſtehen, deshalb brauchen die Männer den Ausdruck „gelehrte Frau“ nicht ungern, wie viel Achtung eine ſolche auch außer ihrem Wiſſen von ihnen gewinnen mag. Andrerſeits empfinden ſie auch eine boshafte Freude, die nicht gelehrten Weiber durch das Lob der gelehrten ein Bischen zu ärgern. Betti's Scharfblicke blieben dieſe kleinen Treuloſigkeiten und jenes Mißkennen nicht verborgen, ſie empfand beides ſchmerzlich, aber ſie gedachte der Worte ihres Vaters und machte ſich ſelbſt begreiflich, daß dieſes die bittere Zugabe zu ihrem Eheglück ſei, die ſie ihm ſo feierlich zu ertragen verſprochen hatte.

Eliſabeth bekam in Zeit von acht Jahren zwei Schweſterchen, und es war ein erfreulicher Anblick, Vater und Mutter in erhaltener Jugend, deren Heimat eine glückliche Ehe, ein wackeres bürgerliches Leben iſt, mit dem holden Kleeblatt der drei Töchter zu ſehen. Mancher Künſtler ſtahl hie und da einen Zug der lieblichen Geſtalten, wenn die kleine Familie an milden Sommerabenden am einſamen Ufer des Fluſſes unter ſchönen Bäumen lagerte, und ein Paar noch jetzt bewunderte Gemälde von Göttinnen und Liebesgöttern — heut zu Tage würden es Madonnen und Chriſtusknäbchen geworden ſein — verdankten der zurückgezogenen Betti und ihren frohen Kindern ihre Entſtehung. Hätte der Maler mit Betti's Augen auf ihre Lieblinge geſehen, ſo würde er noch eine Geſtalt erblickt haben, einen lieblichen Engel, der, wo ſie verweilten, über den Häuptern der Schweſtern ſchwebte und mit ſtralendem Fittig Freude auf ſie herabzufächeln ſchien. Es war des entriſſenen Sohnes geliebtes Bild, was Betti ſtets ihre Mädchen umſchweben ſah; ja, ſie hatte dieſe Kleinen ſo oft und innig von dem unſichtbaren Brüderchen unterhalten, daß dieſe es häufig auf eine ſeltſame Art ihren Spielen beimiſchten.

So verfloß eine lange Reihe von Jahren, ohne daß ſich in Siegmund's Verhältniß zu ſeiner Familie etwas geändert hätte. Der alte Felſen war indeſſen wenig in der Reſidenz anweſend, er brachte ſeine Zeit an einem nordiſchen Hof als Geſandter zu, und damals waren Staatsdienſte dieſer Art oft als lebenslängliche Verſorgungen zu betrachten. Bei ein paar kurzen Anweſenheiten deſſelben in der Reſidenz hatte ihn Siegmund jedesmal in der Stunde allgemeiner Aufwartung zu ſeiner Ankunft beglückwünſcht und war von ihm ſeinem Stande gemäß empfangen worden. Bei öffentlichen Gelegenheiten hatte der Vater ſeinen verſtoßenen Sohn ſo ehrenvoll geſtellt, ſelbſt vom Fürſten mit Auszeichnung behandelt ſehen, ſodaß die allgemeine Förmlichkeit ſeines Betragens das Misbehagen, ja faſt den Schauder, den er jedesmal bei ſeinem Anblick zu empfinden ſchien, vor gemeinen Augen verbarg. Durch dieſes perſönliche Verhalten und die Zeit, die Alles verwiſcht, waren, ſechzehn Jahre nach Siegmund's Verſetzung in die Hauptſtadt, die beſondern Verhältniſſe ſeiner Familie von dem Publicum faſt vergeſſen worden, obgleich um dieſe Zeit der alte Felſen mit dem Rang eines Miniſters nach der Hauptſtadt zurückkehrte und ſich hier förmlich niederließ. Betti war von der Nähe ihrer Schwiegerältern in den kurzen Zwiſchenräumen, die ſie, wie wir ſchon erwähnten, in der Reſidenz zubrachten, wenig geſtört worden; ſie bewegten ſich in zu verſchiedenen Kreiſen. Anders war es rückſichtlich Marquard's geweſen, der im Anfang ihres Aufenthalts in der Reſidenz, von Betti's Schönheit angezogen, ihr mit allen Geckereien ſeines ſittenloſen Weſens bei ihrem erſten Anblick nachgelaufen war. Wie er auf ſeine Nachfrage nach der ſchönen Fremden erfuhr, daß ſie ſeine Schwägerin ſei, hatte er die Dreiſtigkeit gehabt, auf einem Spaziergange, wo ſie nur ihr Töchterchen mit ſeiner Wärterin bei ſich hatte, ſich ihr mit der Vertraulichkeit eines Schwagers und der Nachläſſigkeit eines windigen Höflings gegen eine Roturière ſelbſt vorzuſtellen. Betti nahm ſeine Begrüßung mit eiſigem Kaltſinn auf und erſuchte ihn, falls ſie wirklich die Ehre habe, mit Herrn Marquard von Felſen zu ſprechen, ſich von ihrem Gatten ihr vorſtellen zu laſſen. Darauf wendete ſie ihm mit höflicher Verbeugung den Rücken. Marquard ſtand verlegen da, er hatte gar nicht nachgedacht, ob ſein Beginnen ſtatthaft ſei oder nicht, ſondern dem ſchönen Weibe, dem er ſchon ein paar Mal nachgegangen, zufällig begegnend, hatte er ſich ſeinem Taugenichtsinſtinct ungehindert überlaſſen. In dieſem Augenblicke trat ſeine Gemahlin mit ein paar andern Perſonen aus einer Seitenallee, und dieſe hielten ihn mit den Alltagsſcherzen von einſiedleriſchen Spaziergängen, Bewundern der ſchönen Natur und dergleichen an. Noch ſah er Betti's ſchlanke, leichte Geſtalt mit dem edelſten Gang die Allee hinabſchreiten, wo ihm die verwelkte, ſeit ihrem Kindbette ſtark verwachſene und etwas hinkende Figur ſeiner Gemahlin unter die Augen trat, ſo, daß er kaum beſonnen genug war, um ohne Bitterkeit dieſe ſchalen Scherze zu erwidern. Wirklich beſuchte Marquard ſeinen Bruder und ließ ſich deſſen Frau vorſtellen. Jener nahm ihn freundlich, aber ohne die geringſte Erörterung auf, als ſei ihr niemals vertrauliches Verhältniß nie abgebrochen geweſen. Betti empfing ihn höflich wie jeden fremden Beſuch und ging von ihrer gewöhnlichen Haltung um keine Linie ab. Marquard war ſo wenig bösartig wie die Meiſten dieſes Gelichters; eine Kinderſtube, eine meiſt wiſſenſchaftliche Unterhaltung, ein Arbeitstiſch, auf dem neben gewöhnlicher Weißzeugnätherei einige Geſchichtsbücher lagen, gab ihm wenig Raum, ſeine Vorzüge zu zeigen, und ſo wurden ſeine Beſuche bald ſeltener, und endlich verloren ſie ſich ganz.

So verfloſſen mehre glückliche Jahre für unſere Freunde; kein Sohn ward ihnen geſchenkt, aber ihre Töchter wuchſen fröhlich heran. Eliſabeth, die älteſte, war ein blühendes Mädchen von funfzehn Jahren; die jüngſte, die achtjährige Meta, ſchien nur durch einen Irrthum als Mädchen geboren, da ihre ſtürmiſche Luſtigkeit und ihr waghalſiger Muth ihr alle Anlagen zu einem kecken Knaben gegeben hatten. Aber jede ihrer andern Eigenſchaften hätte freilich den Irrthum geſtört, denn ſie war ſo zart gebildet, daß ſie oft für jünger angeſehen wurde; dabei war ſie innig, weich und geſchickt in den weiblichen Arbeiten, die man von ihrem Alter fodern konnte, aber freilich nur in dem ſeltenen Fall, wo ſie bei einer ſolchen Arbeit feſtzuhalten war. Gewöhnlich gab ſie ihrem Näh- oder Strickzeug eine ſolche abenteuerliche Form, die ſie mit der ſehr leichtherzig ausgeſprochenen Verſicherung entſchuldigte, eine neue Erfindung haben machen zu wollen. Meta war der Schweſtern kleiner Abgott, und bei ihrer Hut und Pflege war die mittlere, Laura, aus natürlichem Gegenſatz frühzeitig ernſt und geſcheit geworden.

Während einer kurzen Abweſenheit Siegmund's in Amtsgeſchäften brachte Betti mit ihren Töchtern einen ſchönen Sommerabend in einem Pachthofe zu, der, nahe an der Stadt und einſam gelegen, oft das Ziel ihrer Wanderungen war. Im Schatten großer Buchen angeſiedelt, las Eliſabeth ihrer Mutter vor, während Laura den kleinen Wildfang an ihre längſt bekannten Plätzchen begleitete, um Blumen zu pflücken oder Schmetterlinge zu verfolgen. Zufällig kamen ſie ein Weniges von der bekannten Nähe ab und geriethen an einen Teich, der, von reichblühenden Waſſerlilien bedeckt, Meta's Entzücken und bald auch ihre Begehrlichkeit erregte. Laura bewies ihr die Unſtatthaftigkeit, die Blumen aus dem Waſſer zu langen; ſie ſuchte des kleinen Ungethüms ſonſt ſo bewegliche Phantaſie auf die ihr ſinniges Weſen erfaſſenden Schönheiten des Anblicks zu ziehn; ſie machte ſie aufmerkſam, wie eine ſanfte Luft die ſchneeweißen Blumen über dem Waſſer wiegte, und die Schmetterlinge, die in ihren Kelchen ſpielten, wenn die Blumen von der Luft dem Waſſer zu nahe geweht, in Gefahr, ihre Füßchen zu benetzen, eilig davonflogen. Meta hörte nicht zu, ſondern wollte das mit Schilf bewachſene Ufer hinabklimmen, um mit einem Stöckchen die nächſte Blume heranzuziehen. Laura wußte nun kein beſſeres Mittel, ihre Schweſter vor der Waſſergefahr zu hüten, als daß ſie ſich derſelben ſelbſt ausſetzte. Meta zurückziehend, ſuchte ſie, ſich dem Teiche nähernd, feſten Grund, allein bald ſank ſie ein, noch ein Schritt, von dem ſie Rettung hoffte, und die arme Kleine ſank bis an die Knie in den Schlamm. Meta ſchien in Todesangſt bei der Gefahr ihrer Schweſter, indeß dieſe ihr, nicht weniger in Angſt, leiſe zurief: „Erſchrecke doch die Mutter nicht!“ wobei ſie die Laſt ihres zarten Körpers leicht zu machen ſuchte, um nicht tiefer und tiefer zu ſinken. Dieſer ſchreckliche Zuſtand dauerte keine Minute, denn ſchon eilte ein Jüngling herbei, raffte in dem geſchnittenen ganz nahen Kornfeld eine Garbe auf, warf ſie auf das moorige Ufer, und feſt auf ſie tretend, faßte er die wankende Laura, zog ſie heraus auf ſeine Arme und ſetzte ſie auf dem feſten Lande neben die weinende Meta nieder. Die Schweſtern herzten ſich eine Weile, ohne an den Erretter zu denken, bis Meta in neues Weinen ausbrach und, Laura's Füße erblickend, ganz jämmerlich rief: „Ach, Deine Schuhe, Deine Schuhe.“ „Ja, die ſtecken im Schlamme, liebes Kind,“ ſagte der Jüngling, der lächelnd neben ihnen ſtand; „ziehen Sie aber der guten Schweſter die garſtigen Strümpfe aus, dann trage ich ſie zur Mama, welches wol die Dame iſt, die ich dort im Pachthofe habe ſitzen ſehen.“ — Meta that, was er ſagte, indeß Laura, von ihrem Schrecken geneſend, einſah, was ſie dem Fremden, den bei ſeiner Hülfleiſtung der Schlamm übel zugerichtet hatte, ſchuldig war. Sie blikte ihn wie betend mit gefalteten Händchen an und rief: „O, wie wird der Vater Ihnen danken und die Mutter!“ — und nun floſſen ihre Thränen, denn plötzlich ſich ihres nie gekannten Bruders erinnernd, ſchluchzte ſie: „Ach, wenn der Vater mich auch im Waſſer gefunden hätte!“ — Der Fremde bat ſie, ſich zu faſſen, damit ſie ihre Mutter nicht zu ſehr erſchrecke, nahm ſie, ob ſie gleich ſich ſträubte, auf die Arme, da ihre zarten bloßen Füße den Weg bis zum Pachthof nicht hätten zurücklegen können, und trug ſie leicht wie eine Feder davon. Meta lief, die ſchlammſchwarzen Strümpfe wehend in der Hand haltend, vor ihm her. Sie hatte ſich liſtig ausgeſonnen, der Mutter durch einen heitern Zuruf allen Schrecken zu erſparen; allein ſowie ſie in das Gartenpförtchen trat, rief ſie, von Wehmuth überwältigt: „O Mutter, Mutter, bald wäre Laura —“ doch dieſe warf ſich von ihres Erretters Armen herab, lief auf die ihr entgegeneilende Mutter zu und ſagte lächelnd und mild, obgleich Thränen ihren Augen entquollen: „Mutter, ich habe was Albernes gethan, ſieh aber, der gute Herr da hat Alles wieder gutgemacht.“ — Nun wurde erzählt, und Laura's bis an den Gürtel eingeſalbte Kleidung ſowie des Fremden ganz beſudelte Vorderſeite erläuterten den Bericht. Betti ſchmälte nicht, predigte nicht, ſie ſagte nur mit bebenden Lippen: „Kinder, ſprecht unter Euch mit

Eurer Eliſabeth von dem Dank, den Ihr Gott und dieſem Jüngling ſchuldig ſeid.“ Ihre Kräfte verſagten ihr, ſie ſah ſich nach einer Stütze um und lehnte ſich willig auf den jungen Fremden, der ſie in ſeine Arme faßte und auf ihren Sitz zurückführte. Hier verhüllte ſie ihr Geſicht und winkte mit der Hand, um allein zu bleiben; der Fremde, um ſie beſorgt, blickte fragend auf Eliſabeth, die ihre Schweſtern verlaſſen hatte, um der Mutter beizuſtehen, wie ſie aber ihren Wink wahrnahm, ſelbſt ſich von der Bank entfernte und ſo den Jüngling einlud, ihr zu folgen. „Laſſen wir,“ ſagte ſie, „die Mutter! ich kenne ihre Weiſe. In dieſem Moment gänzlicher Abſonderung findet ſie Faſſung und Kraft wieder.“ Die kleine Meta ſuchte unter Lachen und Weinen, denn die Erſchütterung ihres beklommenen Herzens ſtritt mit ihrem frohen Muthwillen, den ſchnell trocknenden Schlamm aus ihrem Kleide zu reiben und erſchien dadurch in einem immer erbärmlichern Aufzug. Der Fremde erbot ſich, in die Stadt zu eilen und Kleider für die kleinen Gebadeten und einen Wagen, der ſie nach Hauſe bringen könnte, zu holen. Eliſabeth wollte Anfangs ſein Anerbieten nicht ohne die Genehmigung ihrer Mutter annehmen; da er ihr aber die Nothwendigkeit der Maßregel ſehr dringend dargeſtellt hatte, unterrichtete ſie ihn auf ſein Befragen, wo er ihres Vaters Wohnung finden könne, und wem er ſo einen wichtigen Dienſt geleiſtet. „Präſident von Felſen!“ rief der Jüngling faſt beſtürzt und veränderte die Farbe; „der Sohn des Geſandten?“ — „Eben dieſer,“ antwortete Betti, welche einen Theil des Geſprächs gehört zu haben ſchien und jetzt ſehr gefaßt, wenngleich mit dem Ausdrucke großer Erſchöpfung, zu ihnen trat. „Kennen Sie meinen Mann?“ — „Ihn nicht, gnädige Frau; aber ſeinem Herrn Vater durfte ich einmal aufwarten.“ „Dem Miniſter?“ Der Jüngling verbeugte ſich erröthend und ſchwieg mit niedergeſchlagenen Augen. Beide waren verlegen. Betti hielt ihren Blick auf des Fremden ſchöne Züge geheftet, man ſah, wie ſie ihr Wohlwollen abgewannen. Sie waren aber auch ſo offen, beſtimmt und milde! — „Sie ſollen um unſertwillen nicht in die Stadt,“ nahm Betti wieder das Wort; „das übernimmt Jemand aus dem Pachthof, wo mich Alle kennen.“ — Wirklich hatte ſich ſchon Alles, was nicht bei der Feldarbeit war, um die beiden Mädchen geſammelt, und Meta lachte unmäßig, daß die Pächterin der guten Laura ein paar große, blaugeflammte Strümpfe aus ihrem Wäſchſchrank anzuziehen bemüht war. Betti beſorgte die Sendung und wendete ſich mit herzgewinnender Güte zu dem Fremden: „Sie dürfen uns nicht jetzt gleich verlaſſen; jetzt bin ich des Dankens, des Fragens fähig — ich habe beten können!“ unterbrach ſie ſich ſelbſt, ihre Hände auf der Bruſt gefaltet, ihre Augen gen Himmel gehoben und doch wieder unfähig zum Sprechen. „Kommen Sie, ſetzen Sie ſich zu uns, trinken Sie den Thee mit uns, den Eliſabeth uns machen ſoll; er ſoll die kleinen Mädchen erwärmen, er ſoll uns gut thun. Laura,“ rief ſie, da ihr des Fremden beſudelte Kleidung in die Augen fiel, „geh, ſuche nach einer Bürſte, dann iſt Deines Freundes Kleidung hergeſtellt, denn er iſt nicht durchnäßt.“ — Der Fremde entſchuldigte ſich und lief Laura nach, ihr die Mühe zu erſparen. „Mutter," flüſterte Eliſabeth ſchüchtern, „der junge Menſch muß von Stande ſein, wenn er zum Großvater kommen darf." — „Vom Stande der edlern Menſchheit iſt er! Welch ein liebes Geſicht! Wie blitzten ſeine Augen, obgleich ſo ſchüchtern zu Boden gerichtet, unter den kindlich glatten Augenliedern. — O mein Gott!" ſetzte ſie plötzlich von einem ausbrechenden Gefühl ergriffen, hinzu: „er iſt ja ein Engel! er muß noch ſchöner ſein!" denn ihre Gedanken waren bei ihrem verlornen Sohn geweſen, und ſie hatte während des Sprechens ausgerechnet, daß, lebte er noch, er jetzt des Fremden Alter haben könnte.

Eliſabeth errieth ſie, drückte ihre Hand an ihre Bruſt und blickte ihr ſchweigend und bewegt ins Antlitz. Doch jetzt kehrte der Fremde wohl gebürſtet zurück, Meta an ſeiner Hand, neben ihm her ſpringend und der Mutter erzählend, daß Laura in der Pächterin ſämmtliche Kleidung geſteckt war, aber nicht heraufkommen wolle, wenn ihr die Mutter nicht ihre Enveloppe ſchickte. „Dann bleibe ſie drinnen," gab die Mutter zum kurzen Beſcheid; „ſag ihr, hier wie nirgend gelte ihre Kleidung, heute am mindeſten." Und dann zu dem Fremden gewendet: „Nun muß ich Ihren Namen wiſſen und dann ſagen Sie mir, wie Sie unſer Retter geworden ſind." — „Ich heiße Waldo, das will Waldimir ſagen. Waldo Haliſch, mein Vater, ein öſtreichiſcher Offizier, ſtarb im Auslande; meine Mutter, die er in Teſchen, ſeiner Garniſon, zurückließ, bei meiner Geburt;

ſo hat man mir geſagt. Der Herr Miniſter war damals in Teſchen bei dem Congreß, er hatte meinen Vater gekannt, er nahm ſich meiner an. Gott ſegnete ſeine Abſicht, denn ich ward einem herrlichen Mann übergeben; der ſtarb vor ſechs Monaten, ich meldete es auf des Sterbenden Befehl Sr. Excellenz und erhielt die Anweiſung, hieher zu kommen. Bei dieſer Gelegenheit wartete ich dem Miniſter auf. Von ſeinen Wohlthaten in Stand geſetzt, ſoll ich im Herbſt nach Göttingen gehen und meiner Neigung gemäß Arzneikunde ſtudiren.“ — „Und wie leben Sie hier?“ — „Ganz allein! Der würdige Doctor Wolfen, der auf des Herrn Miniſters Antrag meine Studien bis zu meiner Abreiſe nach Göttingen leitet, iſt wol nicht in den Verhältniſſen, mich bei ſeiner Familie einzuführen, und ich kenne Niemanden.“ — „Und Sie waren Familienleben gewohnt?“ — „Das war ich,“ antwortete Waldo leiſe mit niedergeſchlagenen Augen. „Ihr Erzieher hatte Kinder?“ — „O nein, er war Prieſter; aber ſeine verwitwete Schweſter lebte bei ihm, und da war ich wie eines ihrer Kinder.“ — Und dabei ſchlug der Jüngling ſeine ſchönen Augen freudig auf, aber ſie waren voll Thränen.

Während dieſes kurzen Berichts, dem Betti mit Verwunderung zuhörte, wechſelte Wehmuth und Ernſt, ja Stolz auf des Jünglings Geſicht. Er hatte auserzählt, und Betti ſchwieg einen Augenblick nachdenkend, dann reichte ſie ihm die Hand und ſagte mit einer Art Entſchloſſenheit: „Nun, Waldo, welches auch hier Ihre Verhältniſſe und Verbindungen ſind, ſie können Sie nicht hindern, bei uns wieder einen Familienkreis zu ſinden. Ich ſcheue nicht, Ihnen das im Augenblick unſerer Bekanntſchaft zu ſagen, und ich hoffe, Sie werden dieſe Einladung für den ſchönſten Beweis meiner Dankbarkeit erkennen?" — Waldo hielt die ihm dargebotene Hand an ſeine Lippen, dann blickte er nach Meta und Laura, die ſehr bewegt neben ihm ſtanden, wollte ſprechen, aber ſichtlich fehlte es ihm an Faſſung dazu. Er ſetzte ſich nun mit freudeſtralendem Antlitz neben ſeine neue Beſchützerin, ihre weitern Fragen erwartend. Der Abend verging nun, als ſei Waldo kein Fremdling in der Familie. Die beiden jüngern Schweſtern ließen ihm keine Zeit, mit der Mutter zu ſprechen; er machte ſie zufällig mit dem Nutzen einiger Blumen bekannt, die ſie pflückten, und nun brachte Meta alle Blüten herbei, die jetzt in Fülle die Wieſen bedeckten. Die Mädchen waren entzückt, ihrer Lieblingsfreude eine Bedeutung geben zu können, ordneten die Blumen nach Waldo's Angabe und machten Plane zu vollſtändigen Herbarien. Waldo betrachtete keine Blume, ohne ſich des Hügels, der Waldecke, des Teichs zu erinnern, wo er ſie bei ſeinem geliebten Pflegvater gepflückt, und beſchrieb dabei die Gegend mit dem Ausdruck der innigſten Empfindung. Die zartfühlende Laura ward darauf aufmerkſam, ſie fragte endlich: „Iſt's denn in Böhmen ſo viel ſchöner als hier?" — Waldo erröthete und ſagte: „Vielleicht nicht; aber ich war dort zu Hauſe." — Laura erröthete nun auch; aber die vorwitzige Meta rief: „Nun ſollen Sie bei uns zu Hauſe ſein.

Geben Sie nun Acht, wenn der Vater kommt, dann iſt's erſt recht hübſch.“

Als Waldo am folgenden Abend, wie es ihm erlaubt worden war, ſich bei Betti einſtellte, empfingen ihn ſeine kleinen Freundinnen im Vorzimmer und führten ihn im Triumph in des ſoeben zurückgekehrten Vaters Cabinet. Gewiß mußte des Jünglings ſeinen Kindern erzeigter Dienſt, gewiß Alles, was Betti an ihm wahrgenommen, Siegmund im voraus für ihn gewonnen haben; allein nach einigen Tagen hatten Waldo's herrliche Eigenſchaften dieſem Wohlwollen den Grundſtein der Achtung hinzugefügt. Siegmund beobachtete mit Freuden die Anlagen und die zweckmäßige Entwicklung der Geiſtes- und Gemüthskräfte dieſes Jünglings und dachte oft mit Mitleid an ſeinen eignen freudearmen Vater, der in ihm einen Erſatz für ſeine Entbehrungen an Vaterfreuden hätte finden können und dieſes angebotene Glück verachtete. Denn er und ſeine Kinder ſchienen gänzlich von ihm vergeſſen. Marquard's ungezügelte Verſchwendung fing an, den Geſandten ebenſo ſehr zu bedrängen als zu empören; ſein Unwille ward nur durch den Schmerz überwogen, von den beiden Enkeln, die er ihm gegeben, gar keine Genugthuung für ſeinen Ehrgeiz hoffen zu können. Der älteſte war ohne alle Geſundheit, und der jüngſte ohne hervorſtechende Eigenſchaften, ein junger Wüſtling und gehaltloſer Kopf. Marquard's Gattin war ſchon einige Jahre todt; bei Marquard ſelbſt nahmen die Folgen eines vergeudeten Lebens ſo ſchnell überhand, daß er deſſen Ziel nahe geſteckt ſah. Dieſe Betrachtungen kehrten bei Siegmund jedes Mal, wenn Waldo's

Benehmen ihn auf's neue erfreut hatte, zurück; ſie vermochten ihn vielleicht, wie des Jünglings Abreiſe nach der Univerſität nahte, ihn zu fragen, ob er in dieſer Zeit den Miniſter geſehen habe? — „Nein! ich habe nie einen Wink erhalten, daß ich ihm aufwarten ſollte. Ich weiß aber, daß Doctor Wolfen ihm zuweilen von mir Bericht geben muß.“ — „Wie wiſſen Sie das?“ — „Ich darf hoffen, daß Sie, mein gütigſter Herr, mir nicht zürnen werden, wenn meine Antwort wunderlich iſt. Wenige Tage, nachdem ich das Glück hatte, Ihre Frau Gemahlin kennen zu lernen, ließ mich der Doctor rufen und wünſchte mir Glück, daß ich ein Unglück verhütet hätte. Der Miniſter, der mich oft nach Ihnen fragt, ſetzte er hinzu, hat ſich nach der Sache genau erkundigt und freut ſich darüber.“ — Dieſer Umſtand beruhigte ſehr zufällig die Sorge, in der Siegmund und ſeine Betti noch immer geſtanden, der Miniſter möchte ſeine Gehäſſigkeit ſo weit treiben, Waldo's Umgang mit ſeiner Familie zu misbilligen, in welchem Fall ſie nicht angeſtanden hätten, ſich von ihm zu trennen, ſo ſchmerzlich, ja ſo unerträglich ihnen der Gedanke daran war.

Waldo's nahe Abreiſe verſetzte Siegmund's ganzes Haus in die tiefſte Trauer! Nie hatte er ſeinen Studien eine Stunde entzogen, aber dieſe täglich um ſo früher begonnen, um freie Abende für den kleinen Familienkreis zu gewinnen. Wer die Reize eines ſolchen Familienlebens kennt, wird wol begreifen, wie ſich Waldo's ganzes Weſen in dieſes Verhältniß verwebte; er verhehlte ſich ſelbſt die Annäherung ſeiner Abreiſe, um den Genuß der Gegenwart nicht zu verbittern. Siegmund verſah den allgemeinen Liebling mit Empfehlungen an manchen ſeiner ehemaligen Lehrer und erlaubte ihm willig, ſich bei jeder Gelegenheit ſchriftlich mit ihm zu unterhalten; aber den eigentlichen Briefwechſel, das Zuſammenfortleben in Briefen, was die Menſchen gar nicht verſtehen, die da fähig ſind zu ſagen: ich habe nichts Wichtiges oder nichts Neues zu ſchreiben, dieſes ward Eliſabeth von den Ältern übertragen. Der Miniſter erlaubte Waldo, ſich ihm vor ſeiner Abreiſe darzuſtellen; er verſicherte ihn ſeiner Zufriedenheit mit ſeinem Betragen, ſchien aber in einer bis zur Heftigkeit geſteigerten Spannung zu ſein, ſodaß Waldo in einem Gemiſch von Schüchternheit und Theilnahme ſeine zum Abſchied dargereichte Hand ſehr bewegt an ſeine Lippen drückte. Der Miniſter ſah ihn erſchreckt an und winkte ihm lebhaft, ſich zu entfernen. Wie der Jüngling, über dieſen Abſchied nachdenkend, der Treppe zuging, nahm er mehre Bediente wahr, die einen Kranken auf einer Matratze die Treppe in den zweiten Stock hinaufzutragen bemüht waren. Es war Vincent, des Miniſters älteſter Enkel, der, an unheilbarer Knochenkrankheit leidend, dem Tode entgegenſchmachtete. Der Doctor erblickte Waldo von fern und rief ihm zu: „Sie kommen ſehr gelegen; ſuchen Sie des Kranken Stellung noch mehr zu ſichern. Es fehlte mir ein geſchickter Beiſtand.“ — Waldo begriff ſogleich, worauf es ankam, und indem er ſeine Hand ſanft auf den zerfreſſenen Arm des Kranken legte, die andere auf ſeine Stirn, verhütete er, da der Doctor eben dieſe Sorge für deſſen leidendes Bein hatte, jede Erſchütterung, und der arme Leidende ward ohne

Schmerzen in das für ihn neu bereitete Zimmer des obern Stockes gebracht. Waldo's Stellung während der Überkunft mußte des Kranken Auge auf ſich ziehen; ſeine ſanfte Hand, ſeine geſchickte Hülfleiſtung, ihn bequem aufs Lager zu bringen, erregten ein Wohlwollen, das die ihm angewöhnte Selbſtſucht ſelten aufkommen ließ. Als er ſah, daß Waldo nach beendigtem Geſchäft ſich entfernen wollte, bat er ihn, zu verweilen, und ſuchte dankbar zu ſein. Er fragte ihn nach alten Geſchichten, wie er Laura aus dem Schlamme gezogen, und um den Armen zu erheitern, machte Waldo eine komiſche Darſtellung des Vorganges. — „Sie können wol ſchwimmen?" fragte der Kranke und ließ ſeine Augen freundlich auf ihm ruhen. Waldo erkannte in ihrem leeren Glanze und leichtem Zittern die weit fortgeſchrittene Zerſtörung ſeines grauſamen Übels; er fühlte ſich innig bewegt und antwortete wol deshalb um ſo luſtiger: „Ja wohl!" — „Sie ſind wol viel älter als ich?" fragte Vincent, ihn immer betrachtend. Jetzt beſann ſich Jener auf den möglichen Ideengang des Fragenden und antwortete kleinlaut: „Noch nicht neunzehn." — „O mein Gott!" rief plötzlich der Kranke und brach in Thränen aus; „ſo alt bin ich auch, und was bin ich dagegen!" — „Sie ſind krank, Herr von Felſen," nahm Waldo, ſich ſchnell beſinnend, das Wort; „nach Ihrer Herſtellung kommen Sie mir ſchnell nach; den nächſten Winter müſſen Sie recht Geduld haben, und mit der Rückkehr der Sonne — indeß ſind Ihre Wunden ſchmerzlos geworden — bitten Sie den Herrn Vater, Sie nach Neapel zu ſchicken, und die Seebäder machen Sie nächſten Sommer ſo ſtark, wie ich bin.“ — Der Doctor, der dem Geſpräch zugehört hatte und bei Vincent's Rührung unwillig auf Waldo blickte, rief jetzt beiſtimmend: „Hören Sie, was der junge College ſagt? Das habe ich Sr. Excellenz ſchon ſeit einigen Tagen angedeutet — Im März gehen wir nach Neapel.“ Während er ſprach, heftete der Kranke ſeine Blicke erheitert auf Waldo und ſagte: „O dann gehen Sie mit mir! nicht wahr?“ Waldo drückte ſeine Verpflichtung aus, des Miniſters Befehlen zu genügen, und beurlaubte ſich bei dem armen Kranken, der gar nicht zugeben wollte, daß ſeine Abreiſe nach Göttingen nothwendig ſei, bis ihm der Doctor ſagte, daß der Jüngling noch ſtudiren müſſe, um ihm bei ſeiner Reiſe nach Neapel nützlicher zu ſein.

Wir überſchreiten nun vier Jahre, während deren Waldo die Doctorwürde erlangte und, da ſein Wohlthäter keine Koſten zu ſeiner Ausbildung verweigerte, das Ausland beſuchte. Er erlaubte ihm nicht, in der Zwiſchenzeit in die Reſidenz wieder zurückzukehren; aber Siegmund und die Seinen lebten mit ihm durch Waldo's Briefe fort und erfreuten ſich, Jedes aus ſeinem Geſichtspunkte, der günſtigen Entwicklung ſeines Charakters ſowie der Bereicherung ſeines Geiſtes.

Eliſabeth's edle Geſtalt zog die Aufmerkſamkeit einiger Männer auf ſich; ſie wich aber jedem Antrag aus. Wie ihre Mutter ihr Vorſtellungen über dieſe Sprödigkeit machte, bat ſie um Geduld, indem ſie keineswegs die Ehe verwerfe, aber ſich noch nicht beſtimmt, nicht ruhig, nicht hingebend genug zu dieſem Stande fühle. Einer dieſer Freier, Rath Becher, ein ſehr würdiger, aber nicht leidenſchaftlicher Mann, ward durch ſein richtiges Gefühl bald belehrt, daß er bei einem entſchiedenen Schritt eine Fehlſchlagung erwarten müſſe; ſo weh es ihm that, ſuchte er doch ſein Betragen ſo allmälig als möglich abzuändern, fuhr fort Siegmund's Haus, in das man ihm Eintritt geſtattet hatte, zu beſuchen, und da er nun ganz unbefangen in ſeinem Betragen war, kam ihm Eliſabeth mit Achtung und Auszeichnung entgegen. Laura war jetzt ſechszehn Jahr alt; der frühe Ernſt, welcher ſie in ihrer Kindheit ausgezeichnet hatte, gab ihr vor der Zeit eine jungfräuliche Würde, die, von der ausdruckvollſten Güte begleitet, ſie, wenn ſie gleich nicht ſo ſchön wie Eliſabeth war, für einen reifen Mann höchſt anziehend machte. Ihr zarter Sinn hatte des Raths Abſicht auf ihre Schweſter errathen; da ſie nun nichts Höheres, Theureres kannte als Eliſabeth's Liebe, fühlte ſie das innigſte Mitleid mit dem Mann, dem ſie die Liebe verſagt hatte. Dieſe Empfindung, über die ſie in ihrer argloſen Unbefangenheit gar nicht nachdachte, gab ihrem Betragen gegen den Mann eine Milde, die ihm ein täglich wachſendes Intereſſe an ihr einflößte. Eliſabeth bemerkte es mit der zärtlichſten Theilnahme, denn der Mann flößte ihr je länger je mehr Achtung ein. Ihre Freude war daher unbeſchreiblich groß, wie nach einigen Monaten ſeine Verbindung mit Laura wirklich zu Stande kam. Bei gemeinen Menſchen hätte die Seltſamkeit dieſes Verhältniſſes Trennung der Herzen nach ſich ziehen können; hier knüpfte es dieſelben durch edle Offenheit noch feſter. Becher entdeckte Laura's Ältern ohne Bedenken, daß er ihre nähere Bekanntſchaft um Eliſabeth's willen geſucht habe, und ſein Wohlgefallen, wenn ſie ihn gütig aufgenommen hätte, unfehlbar einen ſehr ernſthaften Charakter würde angenommen haben. Schonend und Achtung bezeichnend, wie ſie ſich bewieſen, hätte ſie ihm jede Kränkung erſpart, ja indem er einem beabſichtigten Glück entſagt habe, hätte er den Troſt, den er in Siegmund's Familienkreis gefunden, als eine ihm von der gütigen Gottheit dargebotene Entſchädigung zu genießen gewagt. „Wie es nun weiter ging," ſagte er in dem Schreiben, in welchem er ſich erklärte, „wird der Seelenkundige begreifen. In Familienverhältniſſen aufgewachſen, die mein Gefühl unaufhörlich verletzten — eine ſehr böſe Stiefmutter trübte meine Jugend — hatte ſich in mir eine große Anſpruchsloſigkeit an Glückſeligkeit neben einer ſehr trotzigen Beharrlichkeit auf mein Recht und alles Recht entwickelt. Es war mir keinen Augenblick eingefallen, daß Eliſabeth mich hätte lieben ſollen, aber es war mir eine nie erwartete Glückſeligkeit, daß Laura mir Theilnahme bezeigte. Das Gefühl dieſer Glückſeligkeit nahm mein ganzes Herz ein — ich bin noch ein junger Mann, aber dennoch vierzehn Jahre älter als dieſes holdſelige Mädchen — bin ich anmaßend, wenn ich, auf Vernunftgründe geſtützt, mir ſchmeichle, daß unſer Beider Eigenheit uns einander näher bringt wie unſer Alter? Laura's milder Ernſt hat meine Ironie ſchon oft entwaffnet; ihre werkthätige Menſchenliebe hat meine heftige Empfindung beim Anblick fremden Leidens durch wahrhafte Hülfsleiſtung beſchämt. Ich werde beſſer werden neben ihr, ich will, ich kann ihr alle äußere Mittel geben, ſo gut, ſo engelmildthätig zu bleiben, wie ſie iſt. Kann ſie ſich die Möglichkeit denken, neben mir froh zu leben? Sie iſt jung, aber die Nähe ihrer herrlichen Mutter, ihrer geliebten Eliſabeth wird ihr die Thätigkeit, welche der feſte Boden des frohen Ehelebens iſt, erleichtern.“ Dieſe Geſinnungen, die gänzlich mit der Ältern Anſichten übereinſtimmten, bewogen ſie, Laura die Entſcheidung ihres Schickſals ganz zu überlaſſen. — Dieſes liebe Mädchen ſaß mit ihrer Eliſabeth in einſamer Berathung — in einer ſpäten Nachtſtunde, an einem frühen Morgen — es ward geweint, weil die Wichtigkeit des Moments ſich in weiblichen Herzen gar gern in Thränen auflöſt; es ward gezögert, weil die Phantaſie, welche ſich vor einer ganzen Zukunft fürchtet, bei dem Aufſchub von Augenblicken zu gewinnen glaubt — und der Grund, der zu Gunſten Becher's entſchied, war: daß er ihr, wenn er ſprach und ſcherzte und Meta neckte und die Mutter bediente, bald wie der Vater, bald wie der gute, ferne Waldo vorkam; „das ſichert mir's zu,“ ſagte ſie, „daß ich gern mit ihm leben, mich von ihm leiten laſſen, von ihm lernen werde. Ach nein, ich kann ihn nicht noch einmal ſo betrübt ſehen! Hätteſt Du ihn doch geliebt!“ — „Dann könnte er ja nicht mein Bruder werden,“ unterbrach ſie Eliſabeth lachend; „und als ſolcher wird er mir ſo lieb ſein, ſo herzlich, herzlich lieb! O Laura, Du ſchenkſt mir recht viel, wenn Du ihn wählſt — dann habe ich zwei Brüder, die Ältern zwei Söhne, denn Waldo bleibt ihnen gewiß treu wie ein Sohn.“

Keine ſo frohen Vorgänge bereiteten ſich während der vier Jahre von Waldo's Abweſenheit in des Miniſters

Familie. Der arme Vincent brachte den erſten Winter nach Waldo's Abreiſe langſam ſterbend zu, ohne viele Schmerzen und mit der ſchmeichelnden Hoffnung, mit der ſteigenden Sonne in das Land des ſteten Frühlings, an die Küſten Neapels zu ziehen. Der Doctor, der ſeine Lebensdauer faſt nach Tagen berechnen konnte, unterhielt dieſen lindernden Traum, und wie der Kranke kurz vor der Tag- und Nachtgleiche ſchon von Waldo's Ankunft, von Zubereitung zur Abreiſe ſprach, entſchlummerte er unverſehens in ein neues Jugendland hinüber.

Der alte Felſen ſtand ſtarr neben der armen, bis zu einem Schatten hingeſchwundenen Leiche. Was ihn erſtarren machte, war etwas anders als Schmerz — denn von der Leiche des Enkels ging er zu ſeinem Sohne, der, vom frühen Alter erreicht, für die Sünden, die ihn jetzt flohen, keinen Erſatz hatte; der Wein, den er einige Wüſtlinge an ſeinem Bette trinken ſah, das Gold, das er ſie im Spiele gewinnen ließ, erinnerte ihn nur an ſeine Hinfälligkeit, die ihm kein Spielhaus mehr zu beſuchen, kein Glas Wein zu leeren erlaubte. Mismuthig, zankſüchtig, die Leere der Unterhaltung durch ein krächzendes Gelächter über eine witzige Unart unterbrechend und dann ſich im ſchmerzhaften Huſten windend, den ſein ſchnödes Lachen erregt hatte. So eine Geſellſchaft fand der alte Felſen, wie er die Leiche ſeines Enkels verlaſſen hatte, um Marquard's Sopha verſammelt. Anfangs ſchauderte er zurück, allein er ermannte ſich. — „Marquard,“ ſagte er, kalt die tiefen Verbeugungen der Schmarotzer erwidernd, „Dein Sohn läßt Dir ſeinen Gruß ſagen.“ — Der Kranke erwiderte:

„Der Doctor ſagt, dem armen Teufel ging's ſchlimm. Er wollte mich weichherzig machen, ich ſagte ihm aber, es ſei abgeſchmackt, einen Kranken mit dem Andern zu quälen — Coeur Aß und neun, und ſieben — gewonnen!" und damit warf er die Karten ſiegreich auf den Tiſch, ohne auf ſeinen Vater zu blicken. Todtengrau vor Jammer und an ſich haltend wiederholte der Alte mit dumpfer Stimme: „Marquard, Dein Sohn läßt Dich auf dieſer Welt zum letzten Mal grüßen, — er endete vor einer halben Stunde ſein leidenvolles Daſein." — „Todt? Vincent todt?" rief Marquard jetzt mit einem irren Blick, und ſeine Zähne ſchlugen wie im Froſt zuſammen; dann biß er in ſein Taſchentuch und ſagte nach einer Pauſe mit furchtbarem Leichtſinn: „Nun, da kann er mir Quartier beſtellen. Nicht ſo, meine Herren?" zu ſeinen Herren Mitſpielern gewendet, die es für ziemend hielten, ſich hinwegzubegeben. „Ich brauche Geſellſchaft, Zerſtreuung — fort mit dem ſchwerfälligen Rouſſillon — Champagner hilft beſſer. Herr Vater, der Arzt verbietet mir jede unangenehme Gemüthsbewegung. Sie haben gewiß Ihre Partie —" Da Marquard jetzt beim Sprechen ſeinen Vater anblicken mußte, rüttelte deſſen furchtbares Anſehen doch an ſeinem verknöcherten Herzen; er ſchlug verlegen die Augen nieder. — „Ich habe keine Partie," antwortete der Vater; „ich will hin, um in unſrer Gruft die Stelle für Vincent's Sarg zu wählen;" und er legte ſeine Hand ſchwer auf Marquard's Schulter; aber durch die wattirte Seide von deſſen Schlafrock ſtachen ihm die abgemergelten Knochen des Elenden in die Hand. Der Alte hätte vor Jammer laut aufgeſchrien, wenn er nur Vater geweſen wäre; die Gewohnheit, ſich jeder Empfindung zu bemeiſtern, verwandelte den Jammerſchrei in ein dumpfes Ächzen, und er wankte aus dem Gemach. — Dieſer unſelige Vater hatte ſeine Enkelin Mathilde nach ihrer Mutter Tod, die ſeiner Gemahlin bald nachgefolgt war, in ein damals ſehr geachtetes Erziehungskloſter zu Nancy geſchickt; ſie war beſtimmt, bis in ihr ſiebenzehntes Jahr darin zu bleiben; nach Vincent's Tod, deſſen Bruder in einer Militärakademie ſtudirte, überwältigte aber den vereinzelten Alten der Wunſch, ſie bei ſich zu haben, und er rief ſie um ein Jahr früher nach Hauſe. Mathilde hatte die liebenswürdigſten Formen; ihre anmuthige Zartheit ließ freilich für ihre Geſundheit fürchten, aber gute Gewohnheiten, einfache Behandlung hatten ihre Entwickelung dennoch begünſtigt; ſie glich Betti's Gatten, war aber blond, wie ihre Mutter geweſen war. Die Bildung ihres Geiſtes war nach der Sitte einer Kloſtererziehung, aber mit Sorgfalt angeordnet geweſen; doch die Bildung ihres Herzens war die rechte für jeden Ort und jede Zeit, denn die guten Nonnen hatten ſie gelehrt, ihren Gott zu lieben, ſich über ihre Geſpielen zu vergeſſen und ihre Zeit nützlich zu verwenden. Mathildens Gebet war Ausdruck der Liebe und war die Form, in der ſie ſich Rechenſchaft von ihren guten Vorſätzen und deren Gelingen gab. Schüchtern betrat ſie ihres Großvaters Haus, das ſie noch als Kind verlaſſen hatte; ſchaudernd kehrte ſie aus ihres Vaters Zimmer nach ihrem erſten Beſuche zurück. Was ſie dort ſah, was der unglückliche Mann rückſichtsles ſprach, erſchütterte ihr unſchuldiges Gemüth. — Des Großvaters Empfang that ihr weniger weh. Der Alte erlaubte ſich, gegen ein weibliches Weſen weicher zu ſein, als er es ſelbſt gegen ſeine Enkel geweſen wäre, und obſchon er ſich ſeine Faſſung bald wieder aufdrang, war doch eine Thräne, die ſich aus ſeinen alten Augen mit den reinen Thautropfen vermiſchte, die Mathilde an ſeiner Bruſt weinte, ein feſter Kitt, der ſie beide vom erſten Augenblicke an verband. — Mathilde hatte noch nie die Anſchauung des Strafwürdigen gehabt; ſie war außer ſich, es in ihrem Vater zuerſt dargeſtellt zu ſehen; von Trauer hingeriſſen, wagte ſie es, ihrem Großvater ein Wort von der troſtloſen Stimmung zu ſagen, die ſie an ſeinem unglücklichen Sohn bemerkt hatte; doch über ihre Klage ſelbſt entſetzt, ergriff ſie bittend, faſt knieend des Großvaters Hände und flehte, ihren Vater zu ermahnen, und gelobte Tag und Nacht für ihn zu beten. Der Greis zuckte bei ihrer Berührung, als fühlte er eine Wunde, und ſagte mit ungewohnter Wärme: „Thue mehr als das, liebes, frommes Kind; geh Du oft zu ihm, ertrage ſeinen böſen Geiſt, Dein guter Engel wird ihn überwältigen.“ — Faſt war das ſo; Marquard's Dämon ward ſchüchtern in der Gegenwart dieſes kindlichen Mädchens; er berief ſie oft zu ſich, ſie mußte bei ihm Clavier ſpielen, ihm vorſingen, ihm erzählen; oft ward er dann ſanft und ſtill, oft gerieth er in eine angſtvolle Unruhe und ſchickte ſie mürriſch fort. Der Großvater empfing ſie immer liebreich; ſeit ſeines Enkels Tode war er ganz verändert; es war, als hätte er allen Schimmer der Größe, alles Nachäffen des Wohlbehagens, alles kalte Lächeln und alle eiſige Herablaſſung in Vincent's Grabe abgelegt; doch war keine erquickende Empfindung an ihren Platz getreten; ein trüber Ernſt umhüllte ihn, verſchloß ſeinen Mund, ſchien oft ſeine Bruſt zu beengen, und nur Mathildens Nähe erweckte ihn zu einiger Theilnahme. Bald nach ihrer Rückkehr ins Haus theilte er ihr ſeinen Plan mit, ſie durch eine Dame ſeiner Bekanntſchaft bei Hofe vorſtellen zu laſſen, ſobald die Trauer um Vincent vorüber ſei. Mathilde bat flehend, mit dieſer Obliegenheit, ſo lange ihr Vater krank ſei, verſchont zu bleiben; „nur bei Ihnen, mein guter Großvater, iſt mein Hof, iſt meine Geſellſchaft; ich würde in keiner andern ausdauern können.“ Indem ſie dieſes ſagte, drückte ſie des Alten Hände an ihre Bruſt und blickte in ſein ſtarres Geſicht. — Ach, ſo liebend hatte ihn noch nie ein Auge angeblickt, ſo innig war ſeine Hand noch nie umfaßt worden! Er ſank in ein tiefes, ängſtliches Nachſinnen, aber er widerholte ſeinen Vorſchag nicht.

Bald ward Mathilde bei ihres Vaters Krankenbette durch eine neue, ſehr hülfreiche Pflege unterſtützt. Waldo hatte ſeine wiſſenſchaftliche Reiſe beendigt und war auf des Miniſters Befehl nach der Reſidenz zurückgekehrt. Er hatte ſich zu einem Manne gebildet, der ihn zum Stolz des ſtrengſten Vaters, zur Wonne der anſpruchsvollſten Mutter hätte machen können, der den kargſten Wohlthäter hätte lohnen müſſen. Sein Empfang in Siegmund's Hauſe läßt ſich denken. Alle fühlten ſich bereichert, für Alle ſchien die Summe des Glücks nun erſt vollſtändig zu ſein, nun der junge Freund da war.

Laura liebte ihren Verlobten inniger wegen der Herzlichkeit, mit der er Waldo empfing; Eliſabeth war des Glücks ihrer Schweſter ſicherer, als ſie die Freude ihres Schwagers an ihrem Liebling wahrnahm, und Waldo bezeigte dem Manne, der das Wohl dieſes ihm über alles liebenden Kreiſes befördern ſollte, eine Innigkeit, die mit jedem Tage mehr die achtungsvolle Vertraulichkeit eines jüngern Bruders annahm. Man hatte Laura's Vermählung bis zu ſeiner Ankunft verſchoben; ſie war ein ſtilles Herzensfeſt, wie tiefes Gefühl immer für den Moment verlangen wird, welcher über eines ganzen Lebens Glück entſcheidet. Aber Waldo ward bei der frohen Feier geſtört, da er während des Mittagsmahls die Einladung des Miniſters erhielt, ſich den Abend zu ihm zu verfügen. Waldo hatte ſich ein ſo heiliges Geſetz daraus gemacht, nie davon zu ſprechen, wie laſtend ſeines Wohlthäters ſchroffe Kälte für ſein Gemüth ſei, weshalb er auch jetzt, ohne ſich die geringſte Bemerkung zu erlauben, zur beſtimmten Zeit ſeine Freunde, die gleiche Schonung gegen ihn beobachteten, verließ.

Es war das erſte Mal ſeit Waldo's Rückkehr, daß der Miniſter ihn zu ſprechen verlangte; der Doctor hatte ihm ſeines Wohlthäters Zufriedenheit verſichern müſſen; er hatte alle Schritte, ſeine Aufnahme in das Collegium der Ärzte zu bewirken, vorbereiten laſſen und, ſobald dieſe erfolgt war, ihn mit einem Diplom als dritten Arzt beim Stadthoſpitale überraſcht. Waldo's Wünſche waren damit ganz erfüllt, da er eine allgemeine Praxis, als ihn vom Studiren abwendend, fürchtete, und ſie doch eifrig geſucht haben würde, um der Unterſtützung des Miniſters fortan nicht mehr zu bedürfen. Der Wunſch, dieſem mündlich zu danken; ſein inneres Gefühl, daß er jetzt freier, unbefangener vor dieſem finſtern Manne ſtehen werde, da er ihn durch ſeine Tüchtigkeit überzeugt hatte, daß er ſeine Wohlthaten nicht vergeudet habe, erleichterte diesmal ſeinen Gang zu ihm. Waldo fand den Miniſter ſehr gealtert, ſehr gebeugt; aber ſtatt ſeiner früheren Starrheit ſtritt Unruhe und Weichheit mit dem gewohnten finſtern Ausdruck ſeiner Züge. Neben ihm erblickte Waldo einen Engel. Wie eine Lilie, die neben einer vom Wetter zerſchlagenen Eiche unverſehrt blieb, ſtand Mathilde neben ihrem Großvater. Waldo hatte von deren Rückkehr ins Vaterhaus ſprechen hören; der Doctor hatte ſie auch gelobt, das war aber nicht der Mann, deſſen Urtheil über die Weiber er achtete, und ſo hatte er ſich, ohne ſich deſſen klar bewußt zu ſein, eine nachtheilige Vorſtellung von ihr gemacht. Siegmund wußte nichts von ihr als das Urtheil des Haufens; dieſer hielt ſie für eine Frömmlerin, weil ſie nicht hatte am Hofe erſcheinen wollen, und ſpottete ihrer Kloſtererziehung, weil ſie nur die Frühmette, und immer in eine franzöſiſche Kappe verhüllt, beſuchte. Siegmund zog aber dies Urtheil mit ſichtlicher Wehmuth in Zweifel; er ſagte in einem vertraulichen Augenblick zu ſeinem jungen Freunde: „Menſchen, die, durch ſeltſame Verhältniſſe genöthigt, von der Geſellſchaft ſich zurückziehen, müſſen nicht allein aus Menſchenliebe jedes tadelnde Urtheil meiden, ſonſt gerathen ſie in Gefahr, ſich ſelbſt, den ſie niemals beurtheilen hören, für beſſer als alle Übrigen zu halten — und nur dieſes Kind,“

ſchloß er, „das die Natur mir ſo nahe ſtellte und das Vorurtheil gänzlich entriß — “

In dieſem Mädchen fand nun Waldo eine reine, edle, zarte Geſtalt; ein Geſicht voll Kindesſinn und frommen Ernſtes, helle Augen, die ſich immer von neuem und mit der anmuthigſten Schüchternheit zu ihm wandten. — Der Miniſter ſtellte ihn ſeiner Enkelin vor. Waldo's Dank, den dieſer ohne Verlegenheit aber mit männlicher Rührung ausſprach, hörte er mit aufbrauſender Ungeduld an und ſagte: „Sie müſſen und werden dem Publicum durch ihre gewonnenen Kenntniſſe danken; ich fodre noch mehr als dieſen Dank von Ihnen, der mir jedoch Freude macht.“ Nun eröffnete er ihm, daß der Doctor ſich einen Gehülfen zu der Pflege ſeines Sohnes Marquard ausgebeten und ihn dazu vorgeſchlagen habe, und ſo erſuche er ihn nun, dieſes Geſchäft zu übernehmen; ſein Beruf im Hoſpital laſſe ihm Zeit dazu, und es werde ihn ehrenvoll dem Publicum bekannt machen. Waldo erſchrak über den Druck der Obliegenheit, die er übernehmen ſollte; allein er erkannte ſeine Pflicht und bezeigte ſich bereit, ſeinem Wohlthäter dieſen Beweis von Ergebenheit zu zollen. Doch ſein Opfer verlor alles Verdienſt, als Mathilde, ihres Großvaters Hände freudig küſſend, ſich mit bezaubernder Freundlichkeit zu Waldo wendete und ausrief: „O ich weiß, wie tröſtlich ihr Zuſpruch den Kranken iſt; der Doctor hat mir geſagt, daß Sie meines armen Vincent's letzte Tage mit einem ſüßen Traum beruhigten. —“ Thränen hinderten ſie, mehr zu ſagen. Der Alte trug Waldo mit anſcheinender Kälte auf, mit dem Doctor

Rückſprache zu nehmen, that ihm einige Fragen nach berühmten ausländiſchen Gelehrten, welche den jungen Mann ausgezeichnet hatten, und bei dem erſten Stillſtand des Geſprächs nahm Waldo Abſchied. Bisher hatte er ſtets gewartet, bis ihn der Miniſter entließ, jetzt fühlte er, daß dieſes dem ſelbſtändigen Manne nicht gezieme, es ſei denn in Geſchäftsverhältniſſen. Der Miniſter war davon unangenehm betroffen, er ſchwieg einen Augenblick, aber dann ſagte er gütig: „Noch eins, ich ſage Ihnen die Fortſetzung der Summe, mit der Sie auf der Univerſität auskamen, als meinem Hausarzte zu, unſere Verbindlichkeiten werden ſich alſo gleich; leben Sie wohl.“

Waldo war ſehr überraſcht; ſo blieb er alſo unter der Laſt der Wohlthaten, die er einigermaßen abzutragen gehofft hatte. Er konnte nicht ſchweigen; mit einem Blick, in welchem Rührung und Bitte ſtritten, rief er: „Euer Excellenz, Sie haben mich zum erwerbenden Manne gemacht — geben Sie mir nichts mehr! erzeigen Sie mir die Wohlthat, Ihnen dienen zu dürfen.“ — „Junger Mann,“ antwortete der Miniſter ziemlich trocken, „ich bin gewohnt, meinen Hausarzt zu bezahlen, ich mag ihn wählen wo es ſei. Wenn ich Sie nicht für den geſchickteſten hielte, hätte ich Sie nicht dazu aufgefodert. Sie ſcheinen mir einen zu klaren Verſtand zu haben, um die Verhältniſſe nicht ſo zu nehmen wie ſie ſind.“ — Waldo ſtand beſtürzt, verletzt, verlegen — Da ertönte Mathildens Silberſtimme: „Läßt ſich denn Alles abzahlen, lieber Doctor? Wir erwarten mehr von Ihnen als Ihre Recepte; Ihre Theilnahme, Ihr Geiſt, Ihre Kenntniſſe ſollen meinen armen Vater in Momenten ruhigere, beſänftigende Gedanken für leidenvolle Tage, für ſchlafloſe Nächte geben Kauft ſich das? zahlt ſich das?" — Waldo wäre ihr gern zu Füßen gefallen. Mit einem Ausdruck von Anbetung neigte er ſich vor ihr und rief mit unſicherer Stimme: „So ſegne Gott meine Wiſſenſchaft und meinen ernſten Willen, Ihre kindliche Hoffnung zu erfüllen!" — Und darauf verließ er ehrerbietig das Zimmer.

Wie ein Träumender kam er zu den Hochzeitsleuten zurück; mit behutſamen Fragen, mit forſchenden Blicken ward er empfangen. Was er erzählte, erklärte ſeine Befangenheit nicht; und Übeles konnte ihm nicht begegnet ſein; denn er war herzlicher, theilnehmender als je. Siegmund hieß ſein Betragen gegen den Miniſter gut; er war von ſeines alten Vaters Zuſtande innig gerührt und bat Waldo dringend, ſeine Ungeduld, ſeine Misbilligung, ja ſeinen Stolz zu zähmen, um dem freudeloſen Greiſe Genüge zu leiſten, und vielleicht in Marquard's dunkler, kalter Seele einen Funken von Licht und Wärme zu erwecken. Nicht zum erſten Male, aber eindringender als je, äußerte er gegen ſeinen jungen Freund, daß die gute That, die ſein armer Vater durch Waldo's Ausbildung vollbracht, wahrſcheinlich die wohlthätigſte Erinnerung ſei aus ſeinem ganzen, öden, liebeleeren Leben.

Laura's Ehe war ganz dazu gemacht, das Glück der Familie zu verdoppeln. In dem einfachen Stande der Geſellſchaft gibt die Ausbreitung einer Familie Sicherheit und Kraft; die künſtliche Ausbildung hingegen entfremdet die einzelnen Glieder unter einander, weil der

Eigennutz jedem ein beſonderes Ziel ſteckt. Allein der ſittlich und geiſtig vollendete Menſch kehrt, nur aus einem höhern Standpunkt ſie betrachtend, zur Natur zurück, und ſtatt daß Familienbande den Rohen zu Perſönlichkeit und Eigennutz verleiten, vereinen ſie den Gebildeten mit der ganzen Menſchheit und mit Gott. Auf dieſem Wege gewann auch der Kreis, in dem Siegmund und die Seinen ſich bewegten, durch Laura's Verbindung an Umfang und Bedeutung. Mit mütterlichem Stolz ſagte die noch blühende Betti, wo die Gelegenheit ſich darbot: „Das mag mein Schwiegerſohn entſcheiden." — Mit froher Laune warf Siegmund ſeiner Eliſabeth vor: die Zeit, in der ſie irgend ein Geſchäft für den Vater hätte beſorgen ſollen, beim Schwager verſchwatzt zu haben; der Rath aber ſeinerſeits ſchien zu dem jugendlichen Alter ſeiner Laura um manches Jahr zurückgekehrt zu ſein, wenn ſein ausdrucksvolles Geſicht im Geſpräch mit ihren Ältern von kindlicher Zärtlichkeit ſtralte.

Waldo bedurfte es wol, täglich aus der Friedensquelle dieſer geliebten Menſchen zu ſchöpfen, um bei der zunehmenden Peinlichkeit ſeiner Lage in des Miniſters Hauſe und dem zunehmenden Sturm in ſeinem Buſen Selbſtbeherrſchung zu behaupten. Marquard fand ſchon bei dem erſten Beſuch, den ihm Waldo als Doctor Wolſen's Gehülfe ablegte, Gefallen an ſeiner Unterhaltung und brachte es bald dahin, daß der junge Mann täglich ein paar Stunden in ſeinem Krankenzimmer verweilen mußte. Waldo bemühte ſich, der Unterhaltung immer einen wohlthätigen, wenigſtens einen anſtändigen Charakter zu geben; dieſes letzte beſonders in Gegenwart

Mathilden's, die ihren Vater nur dann verließ, wenn er, wie es oft geſchah, ſie mit ungeſtümer Laune fortwies, oder wenn einer der Geſellſchafter ſeiner frühern Tage ſich einſtellte. In dieſem letzten Fall floh ſie mit einem Abſcheu, der von Marquard nicht unbemerkt blieb und oft der Gegenſtand roher Scherze mit ſeinem Geſellſchaftern ward. In eben dem Grade, wie dieſe das unſchuldige Mädchen verſcheuchten, zog Waldo's Geſpräch es an. Ein leichtſinniges, zügelloſes Leben wirkt auf den Verſtand wie ein krankes Organ auf die Bereitung der Säfte. So wie die mildeſte Speiſe in einem erkrankten Körper ein giftiges Blut erzeugt, reizt der erhabenſte Gedanke, das edelſte Bild in einem verderbten Gehirn nur gemeine Vorſtellungen. Der unglückliche Marquard war in dieſem Fall; unzählige Male fand er bei den unpaſſendſten Anläſſen ſeine Freude daran, Waldo's Rede durch einen unziemlichen Einfall zu unterbrechen. Mathilde verſtand ihn nicht, ſie entnahm aber aus der ſchnellen Wendung, die Waldo dem Geſpräch gab, daß er geſtört worden ſei, und ihr jungfräulicher Sinn ließ ſie ahnen, daß ihr armer Vater ein Unrecht begangen habe. Marquard war von der Natur keineswegs vernachläſſigt; der Unterricht ſeiner Jugendjahre, der Umgang mit manchem kenntnißreichen Manne, zu dem ihn ſeine Reiſen veranlaßten, hatte ſeine wiſſenſchaftliche Theilnahme nicht ganz zu Grunde gehen laſſen. Waldo wußte ſie aufs Neue zu erwecken. Er las vor, erzählte, erklärte — dem Kranken verfloß die Stunde weniger drückend, aber für Mathilde war ſie der Lichtpunkt des Tags. Ihr früherer Unterricht hatte gar nicht die Ahnung in ihr erweckt, daß Wiſſen beglücken könne. Waldo's Talent, in ſeinen Geſprächen die Erſcheinung durch die Idee zu beleben, erweckte in ihr den regſten Eifer, ihren Geiſt zu bilden; ihre guten Anlagen erleichterten ihr Bemühen, und Waldo, der es wahrnahm, bot ihr alle Mittel dazu dar. Die Zwietracht der Gefühle, welche ſie wie ihren jungen Lehrer bei dieſem Zuſammentreffen am Krankenbett erfüllten; Mitleid, Abſcheu, Furcht und kindliche Liebe war ſehr geeignet, ein inniges Band zwiſchen beiden Herzen zu knüpfen. Unbeabſichtigt, ja unbewußt entſtand ein Einverſtändniß zwiſchen ihnen, das in tiefes Geheimniß gehüllt, ohne Verabredung ihre Bemühungen um den Kranken erleichterte, und das Waldo bewog, in ſeinem Geſpräche immer mehr Rückſicht zu nehmen auf Mathildens Lernbegierde, aber auch Mathildens Eifer ward immer mehr dadurch angetrieben, bei des jungen Arztes geſellſchaftlichen Beſuchen gegenwärtig zu bleiben. Oft ſchlummerte der Kranke bei Waldo's Erörterungen ein, und das Geſpräch, leiſe fortgeſetzt, gewann für Lehrer und Schülerin an Intereſſe.

Im Fortſchritt des Winters nahmen Marquard's Leiden zu; Anfälle von furchtbarer Angſt feſſelten Waldo oft lange an ſeine Seite und erfüllten Mathilde mit herzzerreißendem Schmerz. Der Kranke, von ſeinem Bewußtſein gepeinigt und aller Hoffnung, alles Troſtes leer, verwarf mit wildem Zorn jeden geiſtlichen Zuſpruch und verlangte doch Hoffnung und Troſt. Er foderte dieſe Friedensengel von Allen, die ſeinem Lager nahten, aber keiner wußte ſeine Heftigkeit zu dämpfen wie Waldo, der von ärztlichem Zuſpruch aus ihn unvermerkt auf Betrachtungen leitete, die ſeinen Blick ins Allgemeine führten und ihm dann mit einiger Zuverſicht die Ausſicht auf ein Jenſeits in der Form darboten, wie des Leidenden rohes Gemüth es anzuſehen gewohnt war. Damit war aber nur der Augenblick gewonnen, die nächſte Verdoppelung von körperlichem Schmerz führte ſeinen Ungeſtüm zurück; aber für die gewonnene Stunde ſtrömte Mathildens Herz von Dankbarkeit über, und je inniger ihre Dankbarkeit ward, je mühſeliger Waldo's Pflege bei dem troſtloſen Kranken, um deſto tiefer wurzelte die zärtlichſte Neigung in beider Herzen. Mathilde ſetzte ihr keinen Widerſtand entgegen, ſie hielt ſie für einen Waldo gebührenden Zoll. Er verſtand nicht allein des Vaters Schmerzen zu lindern, ſie hoffte auch von ihm die Rettung ſeiner Seele; ihre Begriffe von des Menſchen moraliſcher Würde waren noch zu unklar, als daß die Hoffnung, ihn fromm ſterben zu ſehen, mit der ſie ihrem Glauben gemäß die Zuverſicht, ihn entſündigt zu wiſſen, verband, nicht der Gegenſtand ihres täglichen Gebets hätte ſein ſollen, und dieſe Hoffnung ſchien Waldo's Beredtſamkeit allein ihr zu ſichern.

Der Miniſter beſuchte ſeinen Sohn, ſeit er ihm Waldo's Pflege übergeben hatte, noch ſeltner als vorher und nur in den Stunden, wo Waldo ſich nicht bei dem Kranken befand. Mathilde vertraute Waldo ihren Kummer über ihres Großvaters zunehmenden Tiefſinn, und wie der Zufall einſt dieſen mit jenem beim Krankenbett zuſammenführte, war der theilnehmende Arzt beſtürzt über die Gemüthsſtimmung des unglücklichen Greiſes. Er ſchien ſeinen unrettbar dahinſterbenden Sohn mit unnatürlichem Gleichmuth zu behandeln, indem ſein Betragen gegen Waldo ſelbſt den ſeltſamſten Wechſel von Hochmuth und weicher Güte, aber zugleich eine unruhige Bemühung ausſprach, ſich wieder aus ſeiner Gegenwart zu entfernen.

Eines Abends war des Kranken Zuſtand ſo heftig, daß Waldo ihn nicht zur gewohnten Stunde zu verlaſſen wagte; Mathilde hatte ſeine furchtbaren Reden nicht zu ertragen vermocht, ſie wartete, in einem Nebenzimmer betend, den Augenblick der Erleichterung ab. Er trat endlich ein; ſie hörte Waldo ruhig mit ihm ſprechen; eine Felslaſt fiel ihr vom Herzen, wie ſie ihren Vater ſogar gefaßt antworten hörte. Aus Furcht, durch ihr Hinzutreten dieſen wohlthätigen Frieden zu ſtören, ſtand ſie beobachtend an der halb geöffneten Thür, ohne Das, was geſprochen ward, deutlich zu verſtehen. Plötzlich rief der Kranke unwillig: „Nein, nein, kein Prieſter! Sie — Sie —“ und Waldo ſtand von ſeinem Stuhl auf, blickte nachdenkend einen Augenblick vor ſich hin, gab dann zwei im Vorzimmer aufwartenden Bedienten Befehl, den Doctor herbeizurufen, und den Miniſter um einen Beſuch bei ſeinem Sohne zu erſuchen, und ſobald er ſich allein ſah, ließ er ſich beſonnen vor dem Bett auf ſeine Knie nieder. Mathilde eilte bei dieſem Augenblick herbei, ſie kniete neben ihm; der Kranke athmete jetzt frei, er heftete auf ſeine Tochter den erſten ſanften Blick, der ſie je aus des Vaters Augen erquickt hatte, faltete die Hände und hörte aufmerkſam auf Waldo's Worte. Waldo betete in des Kranken Namen, ſeine Zuverſicht, ſeine Reue der Fähigkeit ſeiner Erkenntniß ſo genau wie möglich anpaſſend, tröſtend, erhebend. Der Zwang, den er ſeinem Ausdruck auflegte, ſchien ſeiner Stimme noch mehr Innigkeit, ſeinen Zügen noch mehr Andacht zu geben. — Marquard, der bisher ſtill zugehört hatte, hauchte jetzt einen Seufzer aus, Waldo heftete ſeinen Blick auf ihn und erhob ſich langſam von den Knien. Mathilde, die, in Andacht und Wehmuth ganz aufgelöſt, Alles um ſich vergeſſen hatte, fuhr erſchrocken auf; ihr Vater lag ruhig wie vorher, aber ſein ſtarres Auge belehrte ſie, wenn ſie gleich noch nie einen Todten geſehen hatte, daß ſein Leben entflohen ſei. Mit einem Schrei des Entſetzens wollte ſie ſich auf die Leiche werfen, aber Waldo faßte ſie in ſeine Arme und entfernte ſie vom Bette. Sie rief mit unendlicher Angſt: „Gott hat ihm verziehen? Nicht wahr, mein Freund, mein Wohlthäter, nicht wahr, er hat ihm verziehen? Ihrem Gebet verdankt er die Rettung ſeiner Seele.“ — Vielleicht ſagte ſie mehr, vielleicht lag in Waldo's Bemühung, ſie zu tröſten, ein noch zärtlicherer Ausdruck. — Beide ſchwiegen beſtürzt, als der Miniſter ſtrenge, aber mit zitternder Stimme Waldo aufrief, ſeinen Dienſt als Arzt nicht zu verſäumen, und zugleich ſeiner Enkelin befahl, des Anſtands eingedenk, in ihr Zimmer zu gehen. Halb ohnmächtig ließ ſich Mathilde von ihrer Kammerfrau fortführen. Doctor Wolfen war unterdeß herbeigekommen, Waldo gab ihm genauen Bericht von den letzten Stunden des Verblichenen, und da des jungen Arztes Verdienſt, der ſein Schüler war, auf ihn zurückſtralte, gab er dieſem bei dem Miniſter unangeregt das Zeugniß, daß er durch ſeine Sorgfalt des Kranken Ende unerwartet erleichtert habe. Der alte Felſen ſchien betäubt, faſt bewußtlos; neben der Starrheit ſeines Geſichts bewieſen ſeine krampfhaft gefalteten Hände und der Schauder, der ihn von Zeit zu Zeit ſchüttelte, daß es in ſeinem Innern grauſam ſtürmte. Bei des Doctors Lobſpruch über Waldo's Benehmen flammte Zornesröthe über ſein graues Antlitz, er wendete ſich ſchnell von dem jungen Mann ab, da begegnete ihm der Anblick des Todten, und mit einem tiefen Athemzuge, in dem die Natur durch einen Schrei des Jammers ſich hatte Luft machen wollen, wankte er eilig aus dem Zimmer.

Waldo begab ſich mit wundem Herzen hinweg; es war zu ſpät, um noch ſeine Freunde zu beſuchen, und er hatte heute noch ein größeres Bedürfniß, mit ſich allein zu ſein. Er fühlte ſich ſchuldig, er erkannte ſich für unmännlich und thöricht, denn er hatte Mathilden ſeine Liebe verrathen, er hatte das Geſtändniß der ihrigen veranlaßt, und bis zu dem Augenblick, wo es geſchah, indem er die ſchuldvollen Worte ausſprach, und jetzt, wo er ſie überdachte, ſtand die Überzeugung vor ihm, daß dieſes angebetete Geſchöpf ihm nie angehören könne, daß er ſie unbedingt vermeiden müſſe. Seine unbewachte Leidenſchaft hatte in den wenigen Augenblicken, wo er ſich mit Mathilde einſam in Marquard's Sterbezimmer befand, das Geheimniß ihrer Liebe in dem Ausdruck troſtloſen Schmerzes von Mathildens und zärtlichen Troſtes von ſeiner Seite verrathen; ſie waren von dem auf Waldo's Bitte herbeigeeilten Großvater vernommen worden, und Waldo mußte von deſſen ſtolzer Härte das Schlimmſte erwarten. Seine Denkweiſe gebot ihm, ohne Rückſicht auf ſein für Mathilden glühendes Herz das Rechte zu thun, und beim Anbruch des Tags ſendete er dem Miniſter folgende Zeilen:

— — „Sie werden mich nach dem Moment, deſſen Zeuge Sie waren, für undankbar gegen die von Ihnen empfangenen Wohlthaten halten. Ich war es nicht — aber ich war einen Augenblick lang ſchwach; erlauben Sie mir fortan, Ihr Haus zu vermeiden. Meine Obliegenheit, Ihre Großmuth durch mein Wirken zu rechtfertigen, iſt bis zum Unberechenbaren geſtiegen, da ich damit auch den unſeligen Augenblick aufwägen muß, indem ich vergaß, daß im gegenwärtigen Fall die reinſten Gefühle der Natur der Convenienz unterthan ſein müſſen.“

Gegen Abend brachte des Miniſters alter Kammerdiener ein verſiegeltes Papier und ein Paket Geld; das erſte enthielt eine Anweiſung an ein Wechſelhaus, Waldo alle Jahre am gleichen Tage die ihm als Hausarzt beſtimmte Summe auszuzahlen. Waldo hatte eine Antwort auf ſein Schreiben erwartet, gefürchtet — jetzt blickte er beſtürzt auf den Zettel und ſuchte im Streit zwiſchen Liebe, Demüthigung und Stolz Klarheit zu erringen. Der alte Bertrand blieb zögernd ſtehen, endlich ſagte er halb leiſe: „Ach, mit der alten Excellenz ſteht's ſchlimm! Geſtern Nacht glaubten wir, er ſtürbe uns unter der Hand.“

Mit Schrecken fuhr Waldo auf und rief: „Und Fräulein Mathilde?“ — „Das war es eben,“ nahm jener willig das Wort; „wie Sie ſich entfernt hatten, rief der Herr Miniſter ſie in ſein Cabinet. Mein Kamerad konnte ſie hören, es war ja ſo ſtille im Hauſe, als lägen wir Alle kalt wie der arme Herr Sohn. Der Kamerad hörte, daß die beiden Herrſchaften heftig redeten und weinten; das that aber nur das Fräulein. Endlich rief dieſe nach Hülfe, und da lag der alte gnädige Herr ſtarr auf dem Sopha, nicht ſinnlos, es war bloße Schwäche, denn, ich muß es wol geſtehen, obgleich er es verboten, ſeit längerer Zeit ißt und ſchläft er faſt gar nicht mehr. Zwiſchen ihm und dem gnädigen Fräulein war lauter Herzlichkeit, denn wie er nach dem Genuß eines Glaſes Wein wieder zu einigen Kräften gekommen war, zog er ſie, die neben ſeinem Sopha kniete, zu ſich, und erlaubte ihr, ſeinen Kopf an ihre Bruſt zu drücken." — „Und nun? jetzt?" fragte Waldo ängſtlich. — „Jetzt reiſen ſie auf ihre Güter, die Pferde ſind auf Tagesanbruch beſtellt."

Waldo athmete freier; Mathilde ward alſo nicht mishandelt, aber des Greiſes Betragen ward ihm mit jeder Stunde unverſtändlicher. Die Zuſicherung der jährlichen Zahlung drückte ihn wenig, er brauchte ſie nur nicht vollziehen zu laſſen, ſo blieb ſie ohne Wirkung. Seit der Miniſter wußte, daß er Mathilden liebe, war das Geld eine Centnerlaſt für ihn; und durfte er es zurückgeben? hatte der Miniſter aufgehört, ſein Wohlthäter zu ſein? war er deſſen Güte weniger würdig? — daran konnte dieſer zweifeln, und unendlich peinlich war es, daß ſeine theuerſten Gefühle hier in Conflict kamen mit elendem Golde. — Noch nie hatte er den Druck des Armſeins empfunden, als erſt heute;

mit ſeinem Bewußtſein hatte er ſein Verhältniß zu dem Miniſter kennen gelernt, bis zu ſeines Lehrers Tode hatte er nie darüber nachgedacht, als um — wie der würdige Mann ihn lehrte — ſeinem Wohlthäter zu danken durch erworbenes Verdienſt und ſich ſelbſtändig zu machen durch eigne Kräfte. Wie ihm der Tod dieſen Lehrer entriß; wie die Vereinzelung, in der er da ſtand, ſchnell ſeinen Charakter erſtarkte, ſah er es als eine ſtrenge Nothwendigkeit an, von Wohlthaten zu leben; aber ſeines Lehrers Anſicht eingedenk, fühlte er ſich nicht gedrückt. Jetzt aber hielt ihn der Wohlthäter für einen Undankbaren, er achtete nicht mehr, dem er Wohlthaten erwieſen hatte; und noch im Kampfe mit dieſen quälenden Vorſtellungen hatte er das Geld mit folgenden, an den Miniſter gerichteten Worten eingeſiegelt:

„Gnädiger Herr, von jetzt an würde mich Ihre Gabe erniedrigen, denn ich fehlte gegen Sie wie gegen mich. Um Ihrer und meiner eignen Achtung würdig zu ſein, bedarf ich eines unverletzten Ehrgefühls, das der Augenblick von Vergeſſenheit der Verhältniſſe, von dem ich mich überraſchen ließ, keineswegs trübte. Doch neue Wohlthaten anzunehmen, würde dieſes thun. Erlaſſen Sie dieſes meinem Herzen, das ihnen mit ewiger Dankbarkeit und Ehrerbietung ergeben bleibt.“

Nun ward Waldo ruhiger, ſein Verhältniß war wieder feſtgeſtellt, aber ſein froher Jugendſinn war dahin. Er hatte bis zu Marquard's Todesſtunde ſeine Liebe zu Mathilden nie erkannt, er glaubte, ſie gleiche ſeinen Empfindungen für Eliſabeth und ihre Schweſtern, und was anders in ihr ſei, habe in Mathildens trauriger

Lage, in dem Zwange, der ihrem Umgang aufgelegt war, ſeinen Grund. Seit er Mathilde am Sterbebette ihres Vaters in ſeine Arme gefaßt hatte, verſtand er erſt ſich ſelbſt; er trauerte um das unwiderrufliche Schickſal ſeiner Liebe, und die Betrachtung, das Wohlgefallen ſeines Wohlthäters verloren zu haben, nagte an ſeinem Innern. Er war ſich nicht bewußt geweſen, wie feſt ſein Herz ſich dem herzloſen Greis angeſchloſſen hatte; bei ſeinem Anblick glaubte er, daß nur Mitleid ſeine Ergebenheit an ihn ſo innig mache; jetzt wußte er es anders, jetzt litt er von ihm und durfte ihn doch nicht ungerecht nennen.

In Siegmund's Familie fand er wol die zärtlichſte Theilnahme; aber da ſein Zartgefühl ihn verhinderte, ſich ſeinen Freunden ganz anzuvertrauen, ward ſeine fortdauernde Schwermuth ihnen bald räthſelhaft. Keine äußere Veranlaſſung konnte daran Theil haben; er verſah ſein Amt mit lohnendem Eifer, er hatte das Glück, das Vertrauen angeſehener Familien zu gewinnen, er erntete den Segen der Armen für ſeine uneigennützige Krankenpflege und großmüthige Unterſtützung; ſelbſt der Unwille des Miniſters, den er ihnen einigermaßen eingeſtand, konnte ihn nicht ſo anhaltend drücken. Es vergingen Wochen, er vergingen Monate, ohne daß Waldo ſeine Heiterkeit wieder erhielt. Mit der Zeit bemerkten die Ältern, daß Eliſabeth, wenn Waldo's Trübſinn der Gegenſtand ihres vertraulichen Geſprächs war, nicht mehr mitſprach, vielmehr höchſt eifrig mit ihrer Handarbeit beſchäftigt ſchien. In eben der Zeit wurde ihr Verhältniß zu Waldo vertraulicher, ſie ſprachen oft und lange zuſammen, und ohne ſich ihnen anzuvertrauen und ohne froher zu werden, nahm Waldo's Betragen gegen Siegmund und Betti noch mehr kindliche Innigkeit an. Meta, die ihren Muthwillen, ſeit ſie ein erwachſenes Mädchen war, nur mühſam im Zaume hielt, ſah bald verſchlagen, bald neugierig „den Unzertrennlichen“ nach — denn ſo beliebte es ihr, Waldo und Eliſabeth ſeit einiger Zeit zu benennen. Siegmund und ſeine Gattin beſprachen ſich in der Einſamkeit mehr als einmal über dieſes ſeltſame Verhältniß. „Liebe iſt das nicht,“ ſagte Betti nach mancher Bemerkung und ſchüttelte bedenklich das Haupt. „Nein, Liebe iſt das nicht,“ wiederholte ihr Gatte, drückte ſeines Weibes Hände an ſein Herz und blickte ihr lächelnd ins Auge. Sie verſtand ſeinen Blick, der in ihre Jugend zurückſchweifte, erröthete wie ein Mädchen und verbarg ihr Geſicht an ſeiner Bruſt.

Doctor Wolſen hatte Waldo auf deſſen wiederholte Erkundigung nach des alten Felſen's Geſundheit nie frohe Nachrichten geben können. Seine Verſchloſſenheit war ſich immer gleich geblieben und begann ſeine bisher eiſerne Geſundheit zu untergraben. Seine einzige Stütze, ſein Troſtesengel, ſagte der Doctor, der ihm jede Stunde des Tages erträglich zu machen ſuche, ſei Mathilde. Wolſen, der über den Vorgang bei Marquard's Todtenbette nicht ganz blind geblieben war, fand nach Art gewöhnlicher Menſchen ſeine Freude daran, durch die Erwähnung Mathildens den jungen Mann in Verlegenheit zu ſetzen. Das gelang ihm gar wohl. Wie aber das Stadtgeſpräch verſicherte, daß Waldo, allem Anſchein nach, des Präſidenten Siegmund von Felſen Schwiegerſohn werden würde, beeilte er ſich, den, wie er meinte, flatterhaften jungen Collegen mit Eliſabeth aufzuziehen, und ward ſeiner Sache gewiß, wie Waldo mit mehr Unwillen noch als Verlegenheit das Geſpräch abbrach.

Es war nun mehr wie ein halbes Jahr ſeit Marquard's Tod verfloſſen. Der Miniſter war ſchon lange, körperlich ſehr geſchwächt, in die Reſidenz zurückgekehrt, und „die Geſellſchaft“ unterhielt ſich von ſeinem beſtimmten Entſchluſſe, ſeine Enkelin bei Hofe vorgeſtellt und bald verheiratet zu ſehen. Wer ſie ſah, war von ihrer Anmuth entzückt; die Männer ſprachen theils mit Bewunderung, theils mit rohen Scherzen von der zarten Blüte ihrer Jugend und der frommen Heiterkeit ihres himmliſchen Geſichts. Waldo vernahm es, ſah ſie aber nicht, denn er vermied ſelbſt die Kirche, wo er ihr hätte begegnen können. Meta kam aus einem Kreiſe ihrer Geſpielen zu Hauſe und erzählte, was ſie über Mathilde und deren Vater gehört hatte. Betti bemerkte, wie Waldo erblaſſend vor ſich niederſah, indeß Eliſabeth's Augen thränennaß auf ihm ruhten. Sie ſah aber auch, wie gleich darauf ihre Tochter ſich ihm näherte und unbefangen mit ihm in einer Fenſterecke redete; wie er erheitert ihr Beifall zu geben ſchien, und ihre Hände, wie betheuernd, an ſeine Bruſt drückte.

Um dieſe Zeit erhielt der Miniſter die ſchreckliche Kunde, daß ſein zweiter Enkel, da Siegmund keine Söhne hatte, der letzte ſeines Stammes, der, aller Wiſſenſchaft abgeneigt, nie von einem andern Beruf als dem des Soldaten hatte hören wollen, beim Eintritt in ſeinen erſten Garniſonsdienſt im Zweikampf das Leben verloren habe. Der Jüngling hatte ſeinen Ältern nie Liebe bezeigt, er hatte ſeinem ſtolzen Großvater nie Ehrerbietung bewieſen; dennoch hatte der greiſe Alte nicht aufgehört, auf ihm alle Trümmer ſeines Ahnenſtolzes, alle Anſprüche ſeines Ehrgeizes zu vereinen. Und wahrlich, die Umſtände, die des Jünglings Tod bezeichneten, waren nicht dazu gemacht, ſeines Ahnherrn Schmerz ein höheres Gefühl als das Bewußtſein, daß alle ſeine Lebensmühen vergeblich geweſen, beizumiſchen. Er hatte im Geiſt in ihm ſeinen Stamm wieder ſich ausbreiten ſehen; er ſann ſchon auf eine glänzende Heirat für ihn, er unterhandelte eine eben ſolche für Mathilde, von der er keine Widerſetzlichkeit erwartete, da er ihre wehrloſe Hingabe in ſeinen Willen für Willenloſigkeit anſah. Mathilde hatte ihren Bruder nur in ihrer Kindheit geſehen; ſeit ihrem Aufenthalt bei ihrem Großvater war ſie nur durch deſſen Unwillen für des Jünglings wilde Sitten und Verſchwendung an ihn erinnert worden; die Furcht vor den Folgen einer ſo ungeregelten Jugend ahnte ihr in dem Jammer am Krankenlager ihres Vaters; deshalb war ſie bei der Nachricht von deſſen frühem gewaltſamem Tode auf das heftigſte ergriffen, aber ihre Trauer war mild und fand Erleichterung in Fürbitten für den Todten und eignem glaubenvollen Gebet. Ihres alten Großvaters ſtummer, ſtarrer Schmerz war für ſie bei weitem das Schrecklichſte bei dieſem Verluſte; er ſchien in ſtetem innern Kampfe begriffen; er verwies ſie oft aus ſeiner Gegenwart; er bat, ſie abweiſend, ihm den Anblick ihrer Trauer zu erſparen. Dennoch legte er den Zwang des äußern Anſtandes nicht ab, die Condolenzen wurden angenommen, die Trauergewande verordnet, der Leichnam des Enkels, deſſen Todesart man verhehlte, in die Familiengruft des fernen Stammgutes gebracht. — Nur wenige Theilnehmendere unter den Beſuchenden bemerkten in des Greiſes erloſchenem Blicke, in ſeinen abgebrochenen Reden, daß ſein Geiſt nur wenig gegenwärtig, daß ſeine Repräſentation ganz maſchinenmäßig ſei. Auch des Doctor Wolfen gewohnte Erkundigung um ſein Befinden nahm er auf die gewöhnliche Weiſe an. Dieſer ſuchte ihn, wie er lange Jahre gewohnt war, durch Stadtgeſchichten zu zerſtreuen; er begann daher auch, nicht ohne beſtimmte Neugier, von Waldo zu ſprechen. Die Heftigkeit, mit welcher der Miniſter ſogleich davon abbrach, belehrte den geſchmeidigen Hausarzt, daß er dieſen Gegenſtand unberührt laſſen müſſe. Um ſo mehr überraſchte es ihn, als der alte Mann nach einigen Tagen unangeregt nach ſeinem ehemaligen Schützling fragte, indem er wie Einer, der ein gleichgültiges Geſpräch anzuknüpfen ſucht, ſich mit Ordnen einiger Papierhefte beſchäftigte. Der Doctor erzählte, neugierig über den Eindruck, den es hervorbringen werde, von Waldo's Verdienſten um das Hoſpital, von ſeiner guten Praxis und endlich von dem allgemeinen Gerücht, welches ihn zu des Herrn Präſidenten von Felſen Schwiegerſohn mache. Zuſammenſchreckend ſah ſich der Miniſter um und fragte mit angeſtrengter Stimme: „Wen will Waldo heiraten?" — „Fräulein Eliſabeth, des Herrn Präſidenten älteſte Tochter.“ — Der Greis hörte ſchwer athmend und mit ſichtlicher Spannung zu und ſetzte damit den Doctor in die Nothwendigkeit, ſeiner Rede einen Anhang zu geben. Dieſer unterſtützte, nicht ohne Verlegenheit, die Wahrſcheinlichkeit der Thatſache, ſprach von Waldo's täglichem Umgang in Siegmund's Hauſe, von Eliſabeth's Anmuth und ihres Geliebten Verdienſte. Der Miniſter ſchien ganz in Nachſinnen verloren, gab ihm aber bei der erſten Pauſe ſeiner Rede durch eine Verbeugung ein Zeichen, ſich zu entfernen, ſchloß ſich in ſein Cabinet ein, erſchien nicht bei der Tafel und wies Mathildens flehende Bitten, ihr ſeine Thüre zu öffnen, beharrlich zurück. Das bange Mädchen verließ nicht ſein Vorzimmer. Mit unausſprechlicher Sehnſucht dachte ſie an Den, der ihr in gleichen Fällen ſchon Troſt gebracht hatte, deſſen Bild ſie nie verſucht hatte aus ihrem Herzen zu vertilgen, und deſſen Hülfe für ihren armen Großvater ſie jetzt nicht mehr anſprechen konnte. Sie horchte auf alle ſeine Bewegungen, hörte ihn Papier herbeiholen, umhergehen und einzelne Worte ausſtoßen. Oft ſchien er, ſeine Hände zuſammenſchlagend, wie im Gebet zu murmeln. Jetzt war es ſchon finſtre Nacht, es ſchlug ſechs Uhr, als ſeine Klingel ertönte; der alte Kammerdiener eilte herbei, der Miniſter befahl, anſpannen zu laſſen, und foderte ein Glas Wein. Zugleich trat er aus dem Cabinet, und Mathilde erblickend, ſtreckte er ihr die Arme entgegen. Das erfreute Mädchen umfaßte ihn innig, ſie fühlte ihn zittern; ſein Geſicht war kalt wie Marmor, ſo ſeine Hände, die ſie mit Küſſen bedeckte. „Mathilde,“ ſagte er, ihre Wange ſtreichelnd, „Du mußt einen Beſuch mit mir machen. Ich bitte Dich, was auch geſchehen mag, bleibe Du mir nahe!“ — Er ſchien nach Faſſung zu ringen, und der eintretende Kammerdiener, der ihm Wein brachte, gab ihm Zeit, einige Ruhe in ſein Äußeres zu bringen. Er befahl Mathilden, ſich wärmer zu kleiden, und dann führte er ſie an den Wagen. Mit Angſt bemerkte dieſe ſeinen wankenden Schritt, und mit Erſtaunen hörte ſie ihn dem Kutſcher befehlen: „Nach dem Präſidenten von Felſen.“ — Vergeblich ſuchte Mathilde einen Sinn, einen Zuſammenhang in ihres Großvaters Benehmen zu bringen, indeß dieſer ſtumm neben ihr ſaß, wie im Fieberfroſt ſeine Arme verſchränkend, um ſein Zittern zu verbergen. Zu dem unerhörten Beſuche, bei dem ſie ihn begleitete, konnte nur Verſöhnung ihn bewegen, und bei dieſer Hoffnung erweiterte ſich ihr Herz! Sie kannte zwar dieſen verſtoßenen Oheim nicht, kaum hatte ſie von ihm reden hören; aber ſo viel wußte ſie, daß er Töchter hatte, daß Waldo von ihnen allen geliebt ſei, und daß Friede und Einigkeit unter ihnen wohne. Wie ſchöne, unverſtändliche Träume flogen die Bilder von Geſpielinnen, von Familienfreude während des Weges an ihr vorüber und flohen davon, als jetzt der Wagen vor Siegmund's Wohnung ſtille hielt. Kaum konnte der Greis, von ihr unterſtützt, bis in das Vorzimmer wanken. Hier ſtand er, ſchwer athmend, ſtill, und verbot dem Bedienten, der ehrerbietig vor ihm ſtand, ſeine Ankunft zu melden. Nun richtete er ſeine eingeſunkene Geſtalt auf und trat feſten Schrittes in den Salon. Waldo und Eliſabeth machten Muſik, Siegmund ſaß leſend neben dem Arbeitstiſch der Frauen; das Öffnen der Thüre zog, da man keinen Beſuch erwartete, die Aufmerkſamkeit dahin. Siegmund wendete ſich nach der Thüre und erblickte ſeinen greiſen Vater, der ihn in ſo langen, langen Jahren nicht mehr aufgeſucht hatte, an der Seite der ihm unbekannten und doch ſchon geliebten Mathilde. „Mein Vater!“ rief er, kaum verſtändlich, ſprang auf, und Betti mit ſich fortziehend, eilte er, um zu des Alten Füßen niederzuknien „Kinder,“ rief er dabei, „hier, hierher! Bittet um ſeinen Segen!“ Doch mehr konnte er nicht ſagen, die Empfindung erſtickte ſeine Stimme. Der Miniſter blickte ſchweigend auf die weinende, bittende Schar — da ward er Waldo gewahr, der, von Mathildens Anblick und dieſem unerklärlichen Vorgange ſich ſeiner kaum bewußt, von einem Traum umfangen zu ſein ſchien. „Sie hier? Du hier?“ rief jetzt der Alte, und ſtreckte ſeine Hände gegen ihn aus; „eben Du gehörſt zu dieſen; knie hier, hier — Siegmund, das iſt Dein Sohn —“ Mehr konnte er nicht ſagen; ein furchtbarer Krampf zog ſein Herz zuſammen; Waldo faßte den Niederfallenden in ſeine Arme, und ohne ſeine ſchleunige Hülfe hätte ihn der Tod an dem Siege ſeiner ſpäten Selbſtüberwindung gehindert.

Welche Empfindungen erwarteten ihn, da er allmälig zum Bewußtſein zurückkehrte, wie der von jeher Einſame, Verödete ſich von liebevoller Pflege umgeben, von liebevollen Augen umſtralt ſah! Sein verdorrtes Herz wußte ſich in dieſen Elementen nicht zu bewegen; er blickte verwirrt, träumend umher — da ſah er Eliſabeth, die, vertraulich neben Waldo ſtehend, ihm einen

Trank bereiten half. Dieſer Anblick brachte die Idee, die ſeit einigen Stunden ſeine Bruſt durchtobte, wieder ins Leben. „Sie ſind Geſchwiſter!" rief er angeſtrengt und ergriff Eliſabeth, die nahe an ſeinem Lager ſtand, als wollte er ſie fortreißen bei dem Arm. „Ach lieber, lieber Großvater," erklang jetzt Meta's ſchmeichelnde Stimme, wobei ſie neben dem Alten niederkniete und ſeine Hand mit Küſſen bedeckte; „das iſt ja eben ſo ſchön! er iſt ja auch mein Bruder, und Laura's; nun können wir ihn ja alle ſo lieb haben, wie wir nur wollen; nun ſagt Mutter nicht mehr, die Leute begriffen das nicht."

Faſt dreißig Jahre lang hatte der alte Felſen die Qualen innerer Vorwürfe getragen; er hatte Siegmund's zerſtörte Vaterfreude, Betti's Verzweiflung nicht geachtet; er hatte bei ſeinem misrathenen Sohne, bei ſeiner Enkel frühem Tode der rächenden Nemeſis getrotzt, Mathildens ſanftes Herz blutend von Waldo's Herzen geriſſen; er hatte ſich darein ergeben, ſeinen Namen aus der Zahl des Adels verſchwinden zu ſehen — kaum ertrug ſein altes Haupt dieſe Laſt von Schuld und Unglück; oft verzweifelnd, oft trotzend, oft ſich mit kirchlicher Sühne auf Augenblicke beruhigend, oft ſich nach dem Tode ſehnend, der ihm Strafe, Licht oder Bewußtloſigkeit geben mußte. Bis dahin hatte er ſich nur mit Unthaten beladen, die ſeine blinden Vorurtheile mit entſchuldigenden Gründen zu beſchönigen wagten; aber unerwartet ſah er ſich auf dem Wege, ein Verbrechen zu veranlaſſen, das ihm in die Claſſe der gemeinen Sünder geſtellt zu werden drohte. Die Furcht, durch Waldo's

Verheirathung mit Siegmund's Tochter eine Blutſchande zu veranlaſſen, legte ein ſo überwiegendes Gewicht in die Wagſchale ſeines Unrechts, daß er ſich zu der moraliſchen Selbſtvernichtung entſchloß, die den erſchütternden Auftritt in Siegmund's Hauſe herbeiführte.

Wahrſcheinlich glaubte er, dieſen Moment nicht überleben zu können, denn von dem Reichthum an Verſöhnung und Liebe, die ſeiner in des verſtoßenen Sohnes Familie erwartete, hatte er keinen Begriff. Schon die Vorſicht und Pünktlichkeit, mit der er, wahrſcheinlich ſeit den Stunden, wo das Geſpenſt von Blutſchande vor ihm aufgeſtiegen war, die Geſchichte von Waldo's Entführung niedergeſchrieben hatte, bewieſen, daß er nicht mehr viel zu ſprechen gedachte. Dieſe Geſchichte traf pünktlich mit den einzelnen Thatſachen überein, welche bei des Neugeborenen Verſchwinden gerichtlich waren aufgenommen worden, ohne daß man einen Zuſammenhang unter ihnen herſtellen konnte. Der Italiener Veneroni, mit dem der damalige Geſandte in Teſchen nicht zum erſten Mal zuſammentraf, hatte Betti's Knaben von jener Verrückten, die wahrſcheinlich dem Gelingen dieſer Unthat geopfert ward, entwenden laſſen. Der Knabe ward unweit der Brücke einer ſichern Helfershelferin übergeben, nach Teſchen gebracht und durch den Einfluß der Verbündeten Veneroni's dem Sohn einer im Kindbette geſtorbenen Officierswitwe untergeſchoben. Jener Italiener war wenige Jahre nach dem begangenen Raube in einem Hoſpital geſtorben, hatte aber vor ſeinem Tode in einem, gewiß nicht bedachtlos, ſo ausführlichen Schreiben ſeinen vornehmen Mitſchuldigen, nicht zum Erſatz des grauſamen Raubes, aber zur fortgeſetzten Sühne durch Geſchenke an das Hoſpital und deſſen Bewohner ermahnt. Nicht ohne Grund blieb das Andenken dieſes Menſchen eine Natter an Felſen's Bruſt, er fürchtete deſſen Geſtändniſſe und ſuchte durch jährliche Gaben die Gunſt der Theilnehmer an jenem milden Inſtitute zu bewahren. Hätten Felſen's Enkel noch gelebt, wäre deſſen phyſiſche Kraft noch unerſchöpft geweſen, vielleicht hätte ihn das neue Verbrechen, welches er eingeleitet hatte, nicht alſo erſchüttert, vielleicht hätte er es durch eine neue Gewaltthat verhindert; aber alle ſeine Hoffnungen waren vernichtet; von ſeiner Vergangenheit blieb nichts übrig als das Andenken an ſeine Schuld, und hoffnungslos leerte er den bittern, bittern Kelch ſeines Bekenntniſſes.

Der Greis erholte ſich an jenem entſcheidenden Abend hinlänglich, um von ſeinem nun anerkannten Enkel und von Mathilden, die ſich kaum aus den Armen ihrer Tante und ihrer neuen jungen Verwandten zu entfernen vermochte, in ſeine Wohnung gebracht werden zu können. Waldo bat um Ruhe für ihn, um behutſames Angewöhnen an liebende Umgebung. Mit wie verſchiedenen Empfindungen betrat Waldo jetzt des Miniſters Haus! Kein Wort, kein Blick verrieth ſein Recht, hier einen andern Platz einzunehmen als ehedem. Die Feſtigkeit ſeines Standpunktes verrieth ſich nur, indem er den verwunderten Bedienten anzeigte, daß er mit Fräulein Mathilde allein an des Geſandten Bett wachen würde. Dieſer bekräftigte dieſe Anordnung mit einem befehlenden Wink; er war ſehr ſchwach, ſehr betäubt. In der

Mitte der Nacht ſchien er ſich zu ermuntern; wie er Mathilde erkannte, die Waldo gegenüber an ſeinem Lager ſaß, leuchtete plötzlich deutliches Bewußtſein aus ſeinen Augen; er faßte Waldo's Hand und bot ſie Mathilden entgegen, die Sprache fehlte ihm; aber mit ſeligem Lächeln ſah er ſeinen Enkel Mathilden umfangen; wie aber das glückliche Paar dankend an ſein Lager niederkniete, war er nicht mehr. Nach einem ganzen Leben voll Haß hatte eine Stunde voll Liebe ſeine Kräfte gebrochen.

Der überraſchende Vorgang in Siegmund's Hauſe war ſelbſt den Hausgenoſſen nicht in ſeinem ganzen Umfang bekannt geworden. Der Vater hatte ſeine Kinder gebeten, von Allem, was Waldo's Schickſal angehe, um ihres unglücklichen Großvaters willen zu ſchweigen; dieſen verſöhnt zu wiſſen, war ja Freude genug, der nächſte Morgen mußte ja Aufſchluß über alles Andre herbeiführen. War doch Waldo nun der Ihre, war er es doch noch einmal als Mathildens Erwählter. — Denn nun ſchwieg Eliſabeth nicht länger, ſie verrieth der horchenden Gemeinde das Geheimniß, das ihr wiedergefundner Bruder ihr ſchon lange anvertraute und ſie aufgefodert hatte, ſich gegen ſeine Schwäche zu waffnen und ſeinen Stolz aufzurufen, wenn dieſe Schwäche ihn zu überwältigen drohe. Die Ältern dankten Gott und verſanken in Sinnen über das geheimnißvolle Walten des Schickſals und der Natur. Doch der folgende Morgen löſte die noch übrigen Räthſel anders, als es Siegmund gehofft. Noch vor hellem Tageslicht eilte er in das ihm ſo lange verſchloſſene väterliche Haus; aber der ihn noch nie bewillkommt hatte, ſollte ihn auch jetzt nicht empfangen. Er ruhte nun friedlich, der den Frieden nie gekannt!

Eine mit aller Vorſicht abgefaßte Schrift des Verblichenen, die er bald nach ſeines letzten Enkels Tode aufgeſetzt haben mußte, widerrief alle Verfügungen, die er zu Siegmund's Nachtheil gemacht hatte, ſodaß dieſer ſeines Vaters Vermögen unbeſchränkt und auch das Mannslehn für ſeine Lebzeit gewann. Die Adelsverhältniſſe hatten ſich ſeit jener Zeit, wo der alte Felſen ſeines älteſten Sohnes Enterbung beabſichtigte, ſehr verändert. Des alten Miniſters Vergehen ward natürlich vor keinem Gerichte erwähnt. Siegmund adoptirte den jungen Arzt, er vermählte ihn mit ſeiner Nichte Mathilde und erhielt von ſeinem Fürſten, der vielleicht nicht unwiſſend in der Sache war, die Erlaubniß, einen Theil der Lehen auf ihn übertragen zu dürfen. Mathilde ward ein glückliches Weib, erſchien aber nie unter dem Adel des Hofs, ſondern willigte freudig ein, dieſen Vortheil nicht zu benutzen. Siegmund ſieht mit edlem Stolz in ſeinen Kindern, ſeinen Enkeln ein Geſchlecht von wackern Bürgern heranwachſen, denn auch Meta vermehrt in einer glücklichen Ehe dieſes ehrenvolle Geſchlecht. Nur Eliſabeth blieb unvermählt, die Pflegerin der Ältern, der Abgott der Geſchwiſter und die Beförderin aller Feſtfeiern, welche die Abſchnitte der Zeit für dieſe glückliche Familie bezeichneten.

VI.

Ehestandsleben vom Landmann

Es war an einem Frohnleichnamsmorgen, die Glocken ſingen eben an in allen Dörfern längs des Neckars zu tönen, die Hausmütter eilten, ihre Kinder anzukleiden oder ihren Säuglingen noch einmal die Bruſt zu geben, damit ſie ihnen nachmals Zeit ließen, den Umgang zu begleiten. Martha hatte weder Kind mehr noch Enkel, ging aber doch eilig noch einmal mit ihrem Zuber zum Brunnen, denn ſie hatte einen blinden Vater zu Hauſe, den Noth und Alter wieder zum Kinde gemacht hatten; für den mußte ſie ſorgen. Indem rief ihr Frau Barbe, eines invaliden Korporals Ehefrau, der ſich vor Kurzem in Haſlach angeſiedelt hatte, einen freundlichen Gutenmorgen zu. Martha blickte beſtürzt ſich um, denn ſie ſchien in Gedanken und mußte ſich, um die Nachbarin zu erkennen, erſt die Thränen aus den Augen trocknen; Barbe gewahrte es und ging mitleidig über die Straße in den kleinen Vorhof, wo der Brunnen halb vom Weinlaube verſteckt war. Gelobt ſei Jeſus Chriſtus! ſprach ſie, und indem Martha mit gefalteten Händen antwortete: in Ewigkeit! fuhr Barbe fort: Liebe Nachbarin, Ihr grämt Euch todt! Freilich iſt's hart, wie Gott

Euch heimſucht, aber glaubt es, liebe Martha, es iſt zum Segen. Martha faltete die Hände feſter und konnte vor Thränen nicht ſprechen. Barbe fing wieder an: Ich ſchäme mich wol, Euch zu ſagen, Euer Unglück ſei zu Euerm Beſten, denn Ihr könntet mir ja antworten: mein ruhiges Leben ſei zu meiner Strafe. — Gott behüte, Frau Barbe! rief Martha und reichte ihr die Hand, ich weiß, es iſt, wie Ihr ſagt, ich klage nicht, ich bin nicht ungeduldig, aber — es iſt oft mächtiger als mein Glaube. Seht nur, da will der blinde Vater in die Kammer gehen, und eh' ich aufſchaue, ſtößt er ſich rechts am Ofen, da ihm doch nichts im Wege ſtand, und wie ich zu ihm laufe, ob er ſich weh gethan, weint der Alte mit ſeinen blinden Augen und ſagt: Ach Gott! ich denke immer, ich müßte noch um Peppi's Bette herumgehen, deshalb ging ich ſo rechts. — Martha konnte vor Weinen nicht weiter ſprechen. Indeß fing auch zum zweiten Male die Glocke zu lauten an; die Bauern begaben ſich auf den Kirchweg, Martha faßte ihren Zuber, und Barbe ſagte: Nach der Vesper, Frau Nachbarin, ſpreche ich mit meinem Mann bei Euch ein. Ihr müßt an Feierabenden nicht allein ſein. Martha reichte der gutmüthigen Nachbarin die Hand und eilte, ſich auch zur Kirche anzuſchicken.

Wol war Martha jetzt eine Leidträgerin. Sie war einſt das ſchönſte Mädchen im Dorfe, und Jedermann freute ſich, wie ſie den wackerſten Burſchen zum Mann nahm. Sie hatten Haus und Hof und Güter; da die Abgaben aber ſtreng waren, und ſie viele Kinder hatten, ward's ihnen ſchwer, durch manches harte Jahr zu kommen; doch Gott half ihnen und ſie ſich ſelbſt durch Fleiß und Sparſamkeit, und die Zeit nahte, wo ihre drei älteſten Knaben nach einander aus der Schule getreten waren und ihnen Knecht und Magd erſpart hatten. Franz war von ſeinem ſechzehnten Jahre an ein ſo guter Arbeiter, daß Martha Gott tauſendmal dankte, der Alles ſo gütig fügte; denn der Vater that einen Fall von der Heubühne, der ihm einen Blutſturz zuzog und von dem er immer etwas ſchwach blieb. Franz wachte ſo treulich über die Ernten und den Herbſt, und pflegte den Vater in dem darauf folgenden Winter ſo herzlich, daß Martha ohne eine Dienſtmagd das Haus verſehen konnte. Wie der Frühling kam, ſchien der Vater geheilt, und am Marientage, wie Franz eben neunzehn Jahr alt ward, war die gute Mutter in der Kirche geweſen, um für ihren Sohn zu beten, als ſie beim Herausgehen Werbern begegnete und zu ihrem Schrecken vernahm, daß der Fürſt ein Regiment ſeiner Landeskinder an den König von England verkaufte, der ſelbſt nicht Unterthanen genug hatte, um einen Theil davon, der weit übers Meer hin wohnte, mit dem andern Theil zum Gehorſam zu zwingen. Es fiel ihr wie ein Stein aufs Herz, daß Gott ſie vielleicht beim Wort nehmen möchte; denn wie ſie in der Kirche betete, hatte ſie gelobt, aus des himmliſchen Vaters Hand auch Unglück ergeben anzunehmen. Das ward ihr auch aufgelegt. Franz ward zum Soldaten weggenommen und mit dem verkauften Regiment an das Meer geführt, wo man es nach Amerika einſchiffte. Von dem Jammer läßt ſich nicht viel ſagen. Es leben vielleicht noch manche alte Ältern, die damals unendlich weinten. Damals war das Verkaufen nach Amerika das Allerärgſte, was die Leute von Unrecht kannten; aber ſeitdem geſchah ſoviel Ärgeres, daß man jenes vergeſſen hat, und man weinte ſo viel, daß man faſt auch keine Thränen mehr hat.

Von Franzens Abreiſe an ſchien aber auch der Mutter alles Glück vom Hauſe weichen zu müſſen. Wie er ihr unter den Weiden vor dem Dorf zum letzten Mal die Hand reichte, und ſie gar kein Maß mehr kannte in ihrem Schmerz, ward ihr Mann faſt ungehalten und rief: Frau, die Buben werden ja zu alten Weibern, wenn ſie Dich ſo weinen ſehen. Da ſagte Franz, den der Herrgott mit Muth ſtärkte: „Ja, liebe Mutter, ſeid ſtark! Seht, die Brüder werden mich bei Euch erſetzen.“ Aber das konnten die Brüder nicht. Georg bekam im Herbſt die Ruhr und ſtarb; Martin folgte ihm im Frühjahr an einem hitzigen Fieber nach. Nun hatten die Ältern keine Kinder mehr, ihnen zu helfen, denn die Töchter waren alle frühe verausgegangen, und der kleine Peppi, der nur drei Jahre alt war, hinderte die Mutter Tag und Nacht, weil er ſehr oft krank war und vieler Pflege bedurfte.

Bisher hatte Marthens Schwiegervater, der, ſeit er Witwer war, bei ſeinem Sohne lebte, doch ein Bischen Aufſicht führen können; der ward aber ganz blind und brauchte die Aufſicht nun ſelber. Endlich zeigte es ſich, daß Joſephs Bruſt von dem Fall von der Heubühne doch gelitten hatte; er bekam Huſten und Fieber, und Franz war noch kein Jahr übers Meer, da ward er neben Georg und Martin zur ewigen Ruheſtätte getragen. Da ward's recht öde in der armen Hütte; denn arm war ſie geworden und ward es bald noch viel mehr, denn Martha mußte mehr als einen Acker verkaufen, um die Schulden zu bezahlen, die ſie während der langen Krankheit ihres Mannes und ihrer Kinder hatte machen müſſen, und was ihr noch von Gütern übrig blieb, konnte ſie nur mühſelig und mit wenigem Vortheil anbauen. Der blinde Vater rieth ihr oft, auch das noch abzugeben, aber das hielt ſie für einen Raub an ihrem Franz, auf deſſen Rückkehr ſich die letzte Hoffnung ihres Lebens ſtützte. Ach, auch dieſe trübte ſich und ſchien unterzugehen.

Franz ſchrieb lange, lange nicht mehr; nach drei Jahren kamen die Überbleibſel des verkauften Regiments nach Deutſchland zurück, aber Franz nicht mit ihnen. Es war eben Ernte. Martha hatte ihre wenigen Garben halb auf ihrem Rücken, halb mit erborgten Fuhren hereingebracht und mit blutendem Herzen die Erzählungen der Bauern beim Sammeln und Laden angehört, die von nichts als den Rückkehrenden aus Amerika ſprachen, und von Denen, die nicht mehr zurückkehren würden, und die, unbekannt wo, die fremde Erde bedeckte. Von Franz wußte Niemand etwas, als daß er brav geweſen ſei, wo man ihn geſehen habe. Endlich konnte Martha die Erwartung und die Furcht nicht länger ertragen. Sie kochte dem blinden Vater auf drei Tage Suppe, führte ihn hin, wo ſie ſtand und Brot und Bier, und leitete ſeine tappenden Hände an die Gefäße, um ſie finden zu können; dann befahl ſie dem fünfjährigen Peppi, wie er's machen ſollte, dem Ahne zu helfen, und im Fall der Noth einen Nachbar zu rufen, und wanderte nach M., um ſich im Kriegsbureau Leben oder Tod ihrer Hoffnungen zu holen. Sie erhielt nicht das Eine, nicht das Andre. Müde von den langen achtzehn Stunden, die ſie gehen mußte, betete ſie doch die ganze Nacht durch, welche den vielen Wegen voranging, die ſie machen mußte, von Bureau zu Bureau, von Secretair zu Secretair, bis ſie endlich, da ſie wieder lange vor einer verſchloſſenen Thür harrte, von einem alten Officier angeredet wurde, der ihr angſtvolles Geſicht verſtand und ſie an Ort und Stelle führte. Ein ſchläfriger Mann, mit breitem Geſicht, blätterte in einem dicken Buche und ſagte nach langem Zögern: Darin ſteht er nicht; er nahm ein zweites und gab Martha nach langem Blättern denſelben Beſcheid; nun ging er an ein drittes, ließ ſie nochmals den Namen ihres Sohnes wiederholen, und nachdem er lange geblättert, ſagte er: Franz Joſeph Bohner ſei nach der Affaire bei ** vermißt, nicht unter den Todten, nicht unter den Gefangnen, alſo von ſeinem Aufenthalt keine Nachricht zu geben. Der ſchläfrige Mann ſchlug das Tabellenbuch zu und kehrte Martha den Rücken, und Martha wankte todtenbleich zur Thür hinaus. An der Treppe merkte ſie, daß ſie vor Weinen ihren Weg nicht ſehen konnte, ſie zog alſo ihr Sacktüchlein heraus und mit ihm ihren leeren Geldſäckel, deſſen letzter Kreuzer fürs Nachtlager hingegeben ward. Der alte Officier, der ſie in das rechte Bureau geführt hatte, ſtand wieder neben ihr; er hob das Beutelchen vom Boden auf und ſagte tröſtend: Gute Frau, Euer Sohn kann noch wiederkommen; zwei von den meinen liegen dort und kommen nie wieder. Während er ſprach, ſteckte er einige Zwanziger in den Beutel und gab ihr ihn wieder.

Das war wirklich ein Troſt für Martha. Sie fand in der öden, großen, kalten Stadt doch einen Menſchen, der hatte eben den Jammer erlebt, wie ſie ſelbſt. Sie faltete ſtatt aller Antwort die Hände und ging durch die Gaſſen dem Thore zu und glaubte, nun wäre auf Erden nichts mehr, das ſie freute. Da kam ſie nahe am Thor vor einem Beckerladen vorbei, und beim Anblick der friſchen Wecken fiel ihr Peppi's Bitte ein, ihm Weißbrot mitzubringen. Sie kaufte deſſen für Peppi und den blinden Ahn und dankte jetzt erſt recht dem guten Officier, der ihr Mittel dazu gegeben hatte. Wie ſie aber nach Hauſe kam, und Peppi ihr entgegenſprang und frohlockend ſeinen Weck verzehrte, erfuhr ſie, daß doch noch Freude auf Erden übrig ſei für ſie.

Peppi war nun ihr Alles und des blinden Vaters Augenlicht. Der Knabe beſchrieb ihm das neugeborne Kälbchen und die Farben der Abendſonne und zeigte ihm mit ſeinen Händen an ſeinem Knie die Höhe des Korns und des Flachſes. In der Zeit zog auch Frau Barbara ins Dorf, und wie ihr Mann ſich, Marthens Hütte, die ganz am Ende des Dorfes lag, gegenüber, ein ſchönes großes Gehöft baute, erzählte Peppi dem Ahne täglich vom Fortgang des großen Hauſes, das ſo groß wie eine Kirche ſei. Aber Peppi war nun eben ſechs Jahre alt geworden, da fing er an matt und traurig zu werden, ſprang nicht mehr über die Balken des neuen Hauſes, zog nicht mehr im muthwilligen Nebenherlaufen Rettige von den einheimſenden Karren, ſondern ſetzte ſich am Ofen neben den blinden Ahne und ließ ſich von ihm erzählen, wie er in ſeiner Kindheit geſpielt habe, und lernte von ihm die Gebete, mit denen er ſein dunkles Alter erhellte. Anfangs freute das die Mutter; ſie meinte, aus ſo einem ſtillen Knaben könnte wol gar ein Schulmeiſter werden; wie aber ſeine Wangen hohl wurden und er ſeine magern Händchen neben des Ahn's Hände legte und ihrer beider Knöchelchen zählte, ſchauderte ſie und wartete, Tag und Nacht den Schrei der Verzweiflung zurückhaltend. Und viele Tage ſchlichen hin und viele lange Winternächte, und die Mutter ſah den Tod fortarbeiten in der zuſammenfallenden Geſtalt, und der blinde Alte fühlte ſein Kommen, wie des Knaben Füße kalt wurden und ſeine Hände erſtarrten. Wie er nun dalag nach langem Todeskampfe, ſchwieg der Schrei der Verzweiflung dennoch in Martha's Munde, denn der fromme Pfarrer kniete an des Engelgewordenen Bette und betete: „Der Maria, der Benedeiten, Troſt gab unter dem Kreuze, der tröſte die Mutter!“ Er tröſtete ſie auch, daß ſie geduldig fortging und ihren alten Schwiegervater pflegte und den kleinen Garten baute; aber das Feld hatte ſie verpachtet, und die Hütte mochte ſie nicht mehr flicken laſſen; ſie ſagte: Sie hält ſchon noch genug! und dachte an die Hütte, deren Einſinken ihre Bewohner nicht mehr erdrückt.

Gleich nach Peppi's Tode war Frau Barbara mit ihrem Mann und einer achtzehnjährigen lieben Tochter in das neugebaute Haus gezogen. Sie waren ihr gute Nachbarn; Barbara ſaß Abends oft tröſtend neben Martha, und die blühende Anna brachte oft dem blinden Alten eine Suppe; denn wenn ihre Ältern gleich ſehr haushälteriſch waren, lebten ſie doch gut und thaten gern Andern Gutes. Daher weinte Martha auch vor Frau Barbe, was ſie ſich vor andern Nachbarinnen nicht erlaubte, weil ihr die Troſtgründe der wohlmeinenden Leute wehthaten; die ſagten ihr immer: bei Gott hätten es die Kinder beſſer als hienieden, die Ältern wären der Plage los, und es wäre beſſer, dort ein Engelein, als hier eine Laſt. Martha meinte: wer am längſten ein guter Menſch geweſen, müſſe endlich auch der ſchönſte Engel werden, und das Andre begriff ſie gar nicht. Sie hätte ihren Peppi gern ihr Lebelang gepflegt, wenn ſie nur immer ſeine liebe Stimme hätte hören können, mit der er ihr für dieſe Pflege dankte.

Wie die Vesper am Frohnleichnam vorüber war, fand Frau Barbe ihre arme Nachbarin vor dem Hauſe ſitzen, wo die Weinranken ein Dach bildeten. Sie hielt ihren Roſenkranz und hörte andächtig dem fern rollenden Donner eines nahenden Frühlingswetters zu. „Dieſer Platz, ſagte ſie zu Barben, iſt mir der liebſte. Da ſaßen wir am erſten Abend unſers Haushalts, wie Joſeph und ich ein junges Paar waren, und unſre Ältern ſegneten hier oft unſre glückliche Ehe. Hier blieb Franz beim Abſchied nochmals ſtehen und ſagte: Mutter, wenn Ihr da ſitzt, ſo betet für mich; denn hier ſpielte ich die frohſten Spiele. Und — hier fing Marthens Stimme an zu zittern — wie ſie Peppi zu Grabe trugen, ſagte der gute Pater Chriſten hier zu den Trägern: da ſtellt ihn noch einmal nieder, laßt ihn ſich hier noch einmal ausruhen, wo er ſo oft fröhlich geſpielt hat.“ — Das Wetter war indeß näher gezogen, es ward ſehr Nacht; da gingen die beiden Frauen in die Stube, und Barbara ward ſehr beſorgt für ihren Mann und ihre Tochter, die hinausgegangen waren, die Felder zu beſehen. In der Stube ſtand der blinde Greis am Fenſter und ſagte: „Ach, Martha! ich habe den Blitz geſpürt, er muß recht hell ſein, denn das iſt das erſte Licht, das ich ſeit fünf Jahren ſehe.“ Er faltete die Hände und ging behutſam zu ſeiner Stube zurück, indem er betete: „Licht, das Grabesnacht erhellet, das des Todes Kraft zerſchellet, hell' auch meine Nächte auf.“ Martha zündete Feuer auf dem Herde an, und erzählte dabei Barbara, wie ſie nun manches Jahr bei Froſt und Gewitterſturm nur immer an ihren Franz gedacht hätte, und nicht mehr für ſich gefroren, und nicht mehr für ſich den Wetterſtral gefürchtet, ſondern nur immer gedacht hätte, ob Franz in dem fernen öden Lande denn wol ein warmes Feuer, denn wol ein Obdach gehabt hätte. Da, ſagte ſie und führte Barbara an die Kammerthür, da ſeht ihr an der Liſte die achtundſechzig Striche? Jeden Monat, ſeit er weg iſt, zeichne ich da an, und wenn ich in den langen Winterabenden da am Ofen ſitze und ſpinne, da zähle ich die Striche, bis ich ſie vor Weinen nicht mehr ſehen kann. Aber ſeit Peppi ſtarb, mache ich ſie nicht mehr, um zu wiſſen, wie lange er ausbleibt, ſondern nur um zu zählen, wie lange ich noch nach ihm lebe.

Indem hörten ſie vor der Hausthür ſprechen. Barbara eilte dahin in der Hoffnung, Anna und ihr Mann möchte es ſein, führte auch wirklich gleich darauf Beide herein, und Beide grüßten Martha, wenngleich naß vom Regen, voller Freude, und Barbara faßte ihre Hände und ſagte: Frau Marthe, Sie hat da etwas von Strichen geſagt, — mache Sie keine Striche mehr, Frau Martha, hoffe Sie lieber, daß Gott Ihre Noth geſehen hat, und — und Euch Euern Franz wiedergibt, rief ein junger Mann in Soldatenkleidern, der von Martha unbemerkt mit Anna und ihrem Vater ins Haus getreten war, und bisher ungeduldig an der offnen Stubenthür geſtanden hatte. Das iſt Franz, rief der alte Blinde. Jeſus Marie! Hätte ich nur mein Augenlicht wieder! Aber Martha war vor dem Sohn betend auf die Knie gefallen, und Franz kniete neben ihr und umfing ſie; der Korporal hielt ſeinen Hut über ſeinen gefalteten Händen, wie wenn das hochwürdige Gut ausgeſtellt wäre, und die Hütte war ein Tempel Gottes mehr als manche Kirche, denn Alles darin dankte dem Höchſten für unendliche Güte, indeß draußen Donner und Regengüſſe ſeine ernſte Größe verkündeten.

Nach einer Stunde ſaßen die beiderlei Nachbarsleute um den Tiſch; Anna trug einen Salat und Pfannkuchen auf; Keiner fragte, ob aus Martha's oder ihrer Mutter Küche, denn ſie allein hatte ſich darum bemüht, und ihr ſchien auch allein nicht wohl dabei, ſtill neben den Andern zu ſitzen. Sie war ſtets ſie zu bedienen bemüht, und Franz vor Allen, der auch ſo oft auf ſie ſah als auf ſeine Mutter und endlich, wie auf einen ganz neuen Einfall kommend, ausrief: und daß die Erſten, die ich traf, dieſe lieben Nachbarsleute ſein mußten! — Wie kam das aber? fragte Martha mit ſchnell aufwachender

Neugierde. Wie kam das? nahm Korporal Müller das Wort; da geh' ich mit Anna vom Felde nach Hauſe, weil ich das Wetter kommen ſehe und meiner Hausfrauen Ängſtlichkeit kenne; weil mich aber das Mädchen ſo plagt, mache ich doch den Umweg durch die obere Mühle, wo ſie in aller Geſchwindigkeit noch ſpaniſchen Holder mitnehmen wollte, der dort am Hage blüht. Wie wir nun bei der Heerſtraße herauskommen, hielt eben ein Karren und ein Soldat ſtieg herunter. — Ich ſah ihn zuerſt! rief Anne, die jetzt von ihren Holderblüten Kränzchen zuſammenſteckte und in jedes Gebetbuch der beiden Mütter eines legte. Ich habe ihn zuerſt geſehen und mir fuhr's gleich durchs Herz: das wäre kein gewöhnlicher Soldat. Die Alten lachten; aber Franz nickte mit glänzenden Augen dem Mädchen zu, das in luſtiger Unbefangenheit ſeine Blumen zerpflückte. Nun ja, fuhr Müller fort, der Soldat kommt auf uns und betrachtet uns, und ſchien ſich zu beſinnen, wer wir wären. Dann ſagte er höflich: wir wären wol nicht aus dem Dorf? Ei, wol wären wir. Da ſah er noch verlegener aus und fragte wieder: ob wir Joſeph Bohner kennten? Bei dem Namen fuhr das alberne Mädchen in die Höhe. — Ja, Vater, unterbrach ihn Anne, ich konnte ja nicht anders. O Du lieber Gott! wenn ein Sohn nach ſeinem Vater fragt, und ſie weiſen ihn zu ſeinem Grabe!

Anna hatte ihre Kränzchen zurückgeſchoben und ſah, die Hände über das Gebetbuch gefaltet, mit naſſen Augen, wie Troſt ſuchend, rund umher. Wie ihr Blick Franz fand, ſetzte ſie hinzu: Und ich wußte ja wohl, daß es Frau Marthens Franz wäre. — Nun, fuhr der Korporal wieder fort, da erfuhr er denn nach und nach Alles, und ich bat ihn nur erſt auszuweinen und zu warten, bis ich Euch vorbereitet hätte. — Ach, Mutter, rief jetzt Franz, ich konnte mich aber nicht beſſer faſſen! Wie ich da durchs offene Fenſter Euch der Nachbarin die Kreideſtrichel an der Kammerthür zeigen ſah — nein! mir war's nie ſo weh, ſelbſt da nicht, wie ich in Boſton alle die Briefe liegen fand, die ich Euch ſeit zwei Jahren geſchrieben, und nun meinte, Ihr müßtet mich für einen undankbaren, gottvergeſſenen Sohn halten. Wenn ich mir dieſe Hütte die zwei Jahre durch ſo gedacht hätte! Leere Stätten und friſche Gräber, und den blinden Ahn und die ſtille Mutter, die nach dem dürftigen Abendbrot an die Thür zeichnet, wie lange ſie ihren Jammer getragen. O Du guter, guter Gott! endete er ganz überwältigt, ſtand, beide Hände vor dem Geſicht, auf und ging hinaus ins Gärtchen, wo jetzt der Mond das tröpfelnde Laub der Obſtbäume beglänzte.

Anna weinte ſtill, die Mutter ſchluchzte, Keiner war ungerührt, aber Keinem fiel es ein, den jungen Mann tröſten zu wollen. Nach einer Weile ging Müller mit feſtem Gange hinaus und führte Franz zurück; der Kriegsmann will uns ſeine Thaten erzählen, ſagte er, wie er in die Stube trat, aber ihr Weiber müßt nicht weinen; das haben wir Kriegsleute von jeher nicht gemocht. Nun, Kamerad, wie kam's, daß Ihr weder unter den Lebendigen noch unter den Todten gefunden wurdet? — Herr Korporal, antwortete Franz und ſtand ſo feſt und ehrſam da, als wenn er einen Rapport machte;

vor der Affaire bei Waterford ſchrieb ich meinem Vater, meiner Gewohnheit gemäß, unter Einfluß Martin Korbmacher's, eines Offenbachers, der in Boſton einen recht ſchönen Schuſterladen hatte. Das war der Brief, den der Vater noch bekam; darauf ſtarb der Offenbacher, und die Frau, ein verdammtes berliner Kammerkätzchen, die dem ehrlichen Rheinländer Lebelang Naſen gedreht hatte, gab ſich nicht mehr die Mühe, meine armen Briefe zu unſerm Agenten zu tragen; doch das gehört ja nicht daher. Gut! Wir wurden bei Waterford geſchlagen. Gott ſei's geklagt! Ich that brav meine Pflicht; aber ſo ein wackrer Amerikaner gab mir mit ſeinem Flintenkolben Eins über den Kopf, daß ich ſchwindlich ward und mich fortſchieben ließ. Wie ich zu mir kam, hörte ich um Hülfe ſchreien. Wir ſtanden, einige funfzig Gefangene, einige hundert Schritte hinter dem Gefecht, ein amerikaniſcher Knabe trug einen jungen Officier auf ſeinem Rücken heraus, indeß es noch gar nicht entſchieden war und wir nur auf den Augenblick warteten, unſere ſchwache Escorte zu beſeitigen. Ich ſtand ſo vorn an, weiter hinaus. Der Knabe rief: Landsmann! Hilf mir meinen Herrn retten! Von der Escorte rührte ſich Keiner; dem jungen Mann quoll das Blut aus ſeinem blaſſen Munde, und der Knabe war vor Schwäche auf die Knie geſunken und hielt ihn in ſeinen Armen. Herr, rief ich dem Sergeanten unſrer Wache zu, ein Schelm, der durchgeht! warf Gewehr und Patrontaſche auf die Erde und lief hin und half den Verwundeten in der Amerikaner Quartier tragen. Jetzt ſah ich erſt, daß der brave Knabe, der ihn aus dem Gefecht geſchleppt hatte, ſelbſt verwundet war. Sein linker Arm war zerſchmettert. Ach, es war ein Jammer, wie er zugerichtet war! Er hatte es aber nicht geachtet, um ſeinen Herrn zu retten. Der war's aber auch werth, Herr Nesbitt, und werth, daß ihm Gott das Leben wiederſchenkte. Da lag nun der Herr und dort der Diener, und ich ging von dem Einen zum Andern und pflegte ſie und ſah dabei wie ein Teufel aus, denn der Kolbenſtreich hatte mein Geſicht kohlſchwarz und geſchwollen gemacht, ſodaß ich nur aus einem Auge ſah. Aber das war der Mühe nicht werth! Ich merkte es nicht einmal, ſo weh that mir der gute Ben, der am ſiebenten Tage ſtarb. Der Brand war an ſeinen Arm gekommen, denn der Wundarzt war ſein Vater und verſchob aus Liebe die Amputation, bis es zu ſpät war. Herr Nesbitt war todtſchwach und winkte mir doch tauſendmal, ihn unbeſorgt zu laſſen und nur Ben zu pflegen; und wie der gute Ben in Ruhe war, dankte er mir; ja, daß ich mich ſchämte, ſo dankte er mir, weil ich ihm ein Bischen wohlgethan hatte. Darauf pflegte ich Herrn Nesbitt allein, denn es ging gar unordentlich um uns zu; das Militair rückte vor, und Herr Nesbitt war gar tief aus dem Lande her und gehörte gar nicht zu dem Corps, das ſich bei Waterford ſchlug. Er war von Ungefähr da vorbeigekommen auf ſeinem Weg zu des General C. Armee, unter der er diente, und hatte aus Herzensluſt mitgefochten.

Sobald Herr Nesbitt es ertragen konnte, ließ er ſich zu ſeinen Ältern bringen, und ich mußte mit ihm. Ich hatte ihn ſo herzlich liebgewonnen; er war ja doch

Kriegsgefangner, und er bedurfte wol einer rechten Sorgfalt beim Transporte, denn ſeine Lunge war durch und durch geſchoſſen. Ich ſchrieb meinen Ältern von Waterford und dreimal von Nesbitthall; denn von dort wollten ſie mich nicht mehr fortlaſſen; der alte Herr meinte, daß er mir das Leben ſeines Sohns verdanke, und daß ich ihm gar nützlich auf ſeinem Gute ſein könnte, und verſprach mir recht viel Geld, liebe Mutter, das ich Euch auch mitbringe und womit Ihr Eure alten Tage pflegen ſollt. Ja, das verſprach er mir, wenn ich wollte bleiben, bis ſeine Anlagen fertig wären. Ach Gott, es war ein Leichtſinn von mir! Ich dachte nur immer, wie ich das Geld vor den Vater hinlegen wollte. Im Erzählen hatte er zuletzt an ſeinem Bruſttuche geneſtelt und legte nun einen Geldbeutel auf den Tiſch und ſchüttete lauter Gold heraus. Seht, Mutter, fing er wieder an, indem er es halbwegs in Reihen ſchob, hundert und wieder hundert Karolin. Das eine Hundert ſchenkten mir Herr Nesbitt's drei ſchöne Schweſtern am Tage, als ihres Bruders Geneſung gefeiert ward, und das andere Hundert war mein zweijähriger Lohn; und was ich ſo nebenbei brauchte und mir anſchaffte, gewiß ſo ſchön, wie es bei uns ein Baron hat, das verdiente ich mir ſo nebenher, indem ich den Leuten Felder vermaß und Graben ziehen lehrte. Das verdanke ich dem Herrn Pfarrer, der mich das Bischen Mathematik lehrte; die hat mich nebſt Herrn Nesbitt's Güte zum reichen Manne gemacht. Nun iſt das Geld da, fuhr er nach einer Pauſe langſam fort und ſchob es verächtlich zurück; aber der es genießen ſollte — der es genießen ſollte, darbte und ſtarb! — O, ich war ein leichtſinniger Sohn! Gott vergebe es mir und tröſte meinen Vater in der ewigen Freude! Nun weinte auch Müller mit den Andern, bis Anna endlich das Wort nahm: Herr Franz, ſprecht doch nicht ſo! Seht, Eure Mutter kann's ja genießen. Wir wollen Eure Mutter damit pflegen; das wird Euern Vater noch im Himmel erfreuen. Es war, als hätte Anna den Binde- und Löſeſchlüſſel in der Hand, ſo fühlte ſich Franz von ihren Worten erleichtert; er faßte ihre Hand und rief: Nun, ſo helft mir denn dabei und betet für mich, damit ein Segen bei dem Gelde ſei!

Der wackere Pfarrer benahm Franz die Schreckbilder, die ſeine kindliche Liebe aufgeregt hatte. Anna hielt Wort. Sie ging Franz mit Rath und That zur Hand, die Hütte zu beſſern, den Hausrath wiederherzuſtellen, den blinden Ahn für den künftigen Winter auf ein neues warmes Lager zu betten, der Mutter ein ſtattliches Sonntagskleid auszuhandeln. Die Felder wurden aus dem Pacht genommen, mancher neue Acker wurde hinzugekauft, und als wenn's auserleſen wäre, lagen die neuen Äcker dicht neben denen des Herrn Sergeanten. Unter den Geſchäften kam der Allerſeelentag, der vor allen Kirchenfeſten den Lebenden am engſten mit ſeinen Todten vereinigt. Martha war allein fortgeſchlichen, und Anna, die ſie an der Hinterthür gehen ſah, ſprang hinüber zu Franz und ſagte: Laßt ihr den Willen! Ich kann's gar nicht leiden, wenn man die Leute am Weinen hindert. Kommt Ihr mit Vater und Mutter, denn Ihr ſeid ja ein Soldat und dürft nicht weinen, wie Vater ſagt. Franz ging mit den Nachbarn auf den Kirchhof. Er bemerkte, daß Anna etwas mit ihrer Schürze bedeckt trug, und wie ſie an ſeines Vaters Grab kamen, zog ſie einen ſchönen Kranz hervor von mühſam zuſammengeſuchten Herbſtblumen und hing ihn um das Kreuz Nebenbei war Peppi's kleiner Hügel. Für ihn hatte ſie keine Blumen mehr gehabt, aber ein ſchönes grünes Band, das ihr Franz am Michaelimarkt aus dem nächſten Flecken mitgebracht, ſchlang ſie um den Flitterkranz, den ſie am Begräbnißtage an ſein Kreuzlein gebunden. Franz ſah ihr mit klopfendem Herzen zu und betete innig neben ihr auf den lieben Gräbern. Die Dorfleute gingen freundlich an ihnen vorbei und ſchenkten ihren Todten theilnehmend einige Tropfen aus ihrem Weihbecken. Frau Barbara und ihr Mann hatten die Beiden ſtillſchweigend machen laſſen und ließen ſie endlich, wie Frau Martha aus der Kirchhofskapelle zu ihnen kam, allein umhergehen. Solches mochte ihnen auch recht ſein, denn ſie blieben immer für ſich, bis ſie nach Hauſe kamen. Die Sonne war ſo warm, daß Martha Franzen auftrug, den Ahn noch ein wenig herüberzuführen vor Frau Barbara's Hausthür, wo man ſie hinter den Hügeln untergehen ſah. Sie färbte das bunte Laub, als wolle ſie ihre goldene Hochzeit halten mit der Erde, und die Erde lächelte wie eine ſpät beglückte Braut. Alle blickten hin und ſchwiegen, und der Anblick war ihnen wie das Siegel der Hoffnung, die ſie auf den Gräbern belebte: Leben im Tode! Wie ſie niedergeſunken war, die goldene Sonne, und der Himmel noch glühte, trat Franz, glühend wie ſie, zu Herrn Müller; aber Anna, als hätte ſie ihr liebes Geſicht ganz in Purpur getaucht, entwiſchte ins Haus. Herr Müller, fing Franz mit zitternder Stimme an, heute habe ich Muth, denn wie ich auf meines Vaters Grabe betete — hier ward ſeine Stimme wirklich feſt — war mir's, als ſagte er mir: Franz, du warſt doch ein guter Sohn! Da habe ich nun Muth und bitte Euch, Herr Müller, gebt mir Eure Tochter zum Weibe! Ich will ein guter Mann ſein, ein guter Sohn; da hätte meine Mutter zwei Kinder und ihr einen Sohn. — Franz ſtand halb gebückt, aber blickte zuverſichtlich wie im Gebet. Der Sergeant ſtellte ſich gerade auf und hielt den abgezogenen Hut einen Augenblick neben den Kopf. — Herr Kamerad, ſagte er ein wenig ſpöttiſch, wenn das unſere Abſicht nicht geweſen wäre, ſo hätten wir Ältern Euch junge Laffen nicht alſo löffeln laſſen. Anna, herbei! rief er mit befehlendem Ton ins Haus. Anna kam, zitternd und zögernd. Der junge Mann begehrt Dich zum Weibe — Doch wozu weiter erzählen, wo nur noch ein frommer Wunſch übrigbleibt, daß ein ſo einfaches, natürliches, ein ſo löbliches Glück lange dauern und vielfältig wiederholt wie eine grünende Inſel auf der Sandwüſte des Lebens glänzen möge.